This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

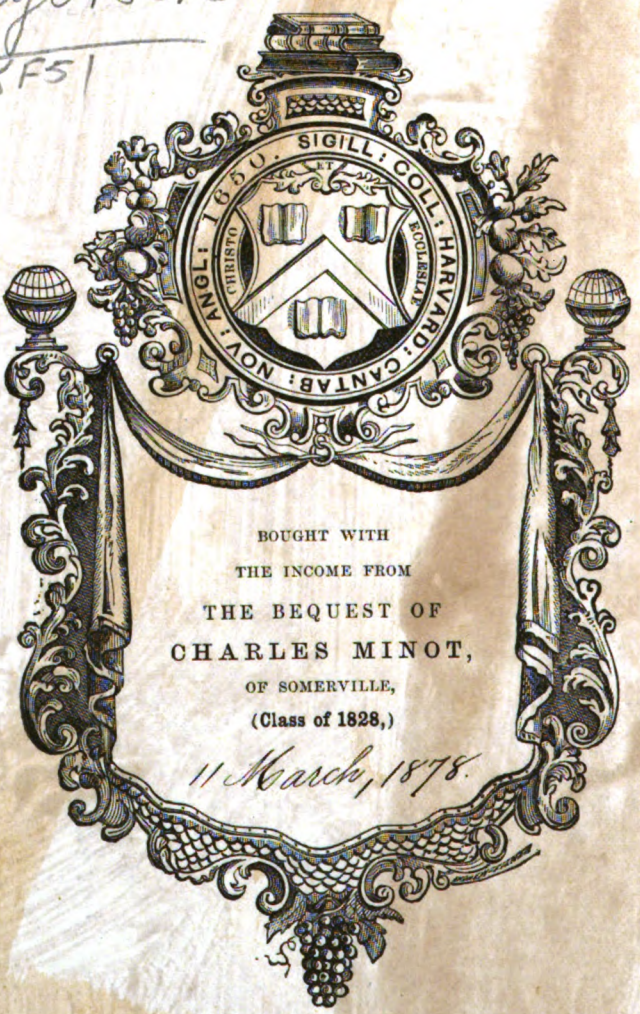
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

HN 5MEZ U

Digitized by Google

Boyc 183.3
KF51



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
11 March, 1878.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Zwölfte Auflage.

Achter Band.

Hartig bis Karlisten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie.

Zwölfte
umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Achter Band.

Hartig bis Karlisten.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1877.

Digitized by Google

Cyc 183.3

1878, March 11.
Minot fund.

Digitized by Google

H.

Hartig (Georg Ludw.), ausgezeichneter Forstmann und Forstschriftsteller, geb. 2. Sept. 1764 zu Gladenbach bei Marburg, wo sein Vater Forstmeister war, widmete sich dem Forstfache, besuchte 1781 die Universität zu Gießen und erhielt 1785 den Acceß im Oberforstamte zu Darmstadt. Schon im folgenden Jahre kam er als Forstmeister des Fürsten von Solms nach Hungen in der Wetterau, wo er ein Forstlehrinstitut begründete und mit seiner «Anweisung zur Holzzucht» (1791; 7. Aufl., Marb. 1817) als Schriftsteller auftrat. Er wurde 1797 Landforstmeister bei dem Fürsten von Oranien-Nassau, verlegte seine Lehranstalt nach Dillenburg, wo sie sich mit jedem Jahre erweiterte, verlor aber nach Auflösung des Fürstenthums Oranien-Nassau (1805) seine Stellung, weil er sich weigerte, Napoleon I. den Eid der Treue zu leisten. Darauf wurde er 1806 als Oberforstrath nach Stuttgart berufen, trat aber, da die dort wieder eröffnete Forstlehranstalt nicht gedeihen wollte, 1811 als Oberlandforstmeister in preuß. Dienste und machte sich namentlich in den neuerworbenen Landestheilen um das Forstwesen sehr verdient. Obgleich Verwaltungsgeschäfte fast seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, eröffnete er doch wieder die Forstlehranstalt und brachte sie mit der Universität zu Berlin in Verbindung; die Hülfswissenschaften wurden von den Universitätslehrern vorgetragen. An der Universität zu Berlin 1830 zum Ehrenprofessor ernannt, starb er daselbst 2. Febr. 1836. Von seinen Schriften sind noch immer geschätzt: «Lehrbuch für Förster» (10. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1861), «Lehrbuch für Jäger» (8. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1859), «Kubiktabellen für geschnittene, beschlagene und runde Hölzer» (10. Aufl., Berl. 1871), «Lexikon für Jäger und Jagdfreunde» (2. Aufl., Berl. 1859—61). Die neuern Auflagen dieser Werke (mit Ausnahme einer sehr veränderten 11. Aufl. des «Lehrbuchs für Förster», welche 1871 Borggreve bearbeitete) besorgte H.'s Sohn, Theodor H., geb. 1805 zu Dillenburg, der 1833—38 Professor der Forstwissenschaft zu Berlin war, seitdem aber als Forstrath und Professor am Carolinum zu Braunschweig wirkt. Derselbe hat sich durch eine Reihe forstlicher und namentlich forstnaturgeschichtlicher Werke einen Namen erworben, wie z. B. «Die Familie der Blattwespen und Holzwespen» (Berl. 1837), «Ueber den Brennwerth verschiedener Holz- und Torfarten» (Braunschw. 1855), «Vollständige Naturgeschichte der forstlichen Culturpflanzen Deutschlands» (Berl. 1852), «Entwickelungsgeschichte des Pflanzenkeims» (Lpz. 1858), «System der Forstwirthschaftslehre» (Lpz. 1858).

Hartington (Spencer Compton Cavendish, Marquis von), s. Devonshire.

Hartleibigkeit (alvus sicca) nennt man die durch Trockenheit der im Dick- und Mastdarm befindlichen Kothmassen herbeigeführte Stuhlträgheit oder Stuhlverhaltung. Die Kothmassen gehen dabei gewöhnlich in einzelnen festen Knötchen (Schafknoten, scybala) von schwärzlicher Farbe, oft mit Schmerzen ab, sind auch manchmal mit Blutstreifchen bedeckt. Dieser Zustand hängt theils von mangelnder Schleimabsonderung im Dick- und Mastdarm ab (z. B. bei Entzündung oder Hämorrhoidal-Congestion derselben oder Schwund der Schleimbälge), theils von einer allzu trockenen fleischreichen, oft zu wenig voluminösen oder unverdaulichen Kost, Vernachlässigung des Trinkens oder willkürlicher Verhaltung der Stuhlgänge, ein Fehler mancher Gelehrten. Die H. kann hinwieder Hämorrhoiden, Mastdarmvorfälle und andere Uebel nach sich ziehen. Man bekämpft sie durch diätetische Mittel, durch passende Auswahl der Speisen, fleißiges Wassertrinken, Pflege der Leibesbewegung. Den Stuhlgang kann man erleichtern durch Genuß fetter Speisen (Oel), Gebrauch leichter salinischer Abführmittel (Sodawasser, Magnesia), süßer Speisen (mit nicht zu wenig Flüssigkeit). Einmaligen Stuhl führt man am besten durch laue oder kalte Wasserklystiere, in hartnäckigen Fällen durch Klystiere mit Oel herbei. Drastische Abführmittel (Aloe u. dgl.) sind möglichst zu vermeiden.

Hartlepool, Municipalstadt und wichtiger Seehandelsplatz in der engl. Grafschaft Durham, auf einer Landzunge nördlich der Mündung des Tees, an der Eisenbahn, 6,9 Kilom. im

Digitized by Google

Südosten von Durham gelegen, hat jetzt einen durch einen langen Damm gebildeten und leicht zugänglichen Hafen, große Docks mit Schiffswerften, ein Rathhaus, eine neue Markthalle, ein Spital für Seeleute, ein Handwerkerinstitut und die Ruine einer Abtei. Es befinden sich hier eine Mineralquelle und besuchte Seebäder. Die Stadt zählt 13,166 E. und West-H. 21,110 E., deren Hauptbeschäftigung sehr bedeutender Kohlenhandel und Fischerei bilden. Der Hafen steht in regelmäßiger Dampfbootverbindung mit Rotterdam, Antwerpen, Hamburg, Gothenburg und Kronstadt. H. ist ein alter Ort, war einst stark befestigt und hatte früher, seit König Johann, die Rechte eines Borough. In der Nähe befinden sich an der Küste die Blackhalls, die seltsamsten und romantischsten Felsenhöhlen des nördl. England.

Hartley (David), engl. Psycholog, geb. 30. Aug. 1705 zu Armley in Yorkshire, studirte erst Theologie, dann Heilkunde, lebte hierauf zu Newark, später zu London als praktischer Arzt und starb zu Bath 28. Aug. 1757. Berühmter als seine medic. Werke sind seine philos. «Observations on man, his frame, his duty and his expectations» (2 Bde., Lond. 1749; deutsch mit Anmerkungen von Pistorius, 2 Bde., Rost. 1772), deren dritten und letzten Theil Priestley unter dem Titel «Theory of the human mind» (Lond. 1775) herausgab. In diesen Untersuchungen leitete H. alle geistige Thätigkeit von der Association der Vorstellungen ab, die er auf materialistische Weise zu erklären suchte.

Hartmann von Aue, einer der trefflichsten mittelhochdeutschen Dichter, geb. um 1170, gehörte dem Ritterstande an und war Dienstmann zu Aue, wahrscheinlich dem am obern Neckar gelegenen. Er war des Lesens und Schreibens kundig und hat, worauf einiges deutet, wol in einer Klosterschule seine Bildung empfangen. Französisch konnte er schon vor der Kreuzfahrt, der er sich wahrscheinlich 1197 anschloß. Daß er sich durch eigenes Lesen den Stoff zu seinen erzählenden Dichtungen zu gewinnen vermochte, sagt er selbst. Unter den letztern ist der «Erec» (herausg. von Haupt, Lpz. 1839; 2. Ausg. 1871) am frühesten, vor 1197, der «Iwein» (herausg. von Benecke und Lachmann, Berl. 1827; 3. Aufl. 1868; dazu das «Wörterbuch» von Benecke, Gött. 1833; 2. Aufl. 1874) am spätesten, doch noch vor 1204 gedichtet. Beide gehören dem Sagenkreise von Artus an; beiden liegen franz. Gedichte des Chrétien de Troies (s. d.) zum Grunde. Aus früherer Zeit als «Erec» stammt der «Gregor» (herausg. von Lachmann, Berl. 1838, und Paul, Halle 1873), eine christliche, ebenfalls nach franz. Vorbild bearbeitete Legende. Ziemlich der gleichen Zeit gehört an die liebliche, eine Haussage seines Lehnsherrn behandelnde Erzählung «Der arme Heinrich», welche öfter, zuletzt von W. Müller (Gött. 1842) und mit H.'s «Liedern und Büchlein» von Haupt (Lpz. 1842) herausgegeben und von Simrock (Berl. 1830; 2. Aufl., Heilbr. 1875) übersetzt worden ist. Diesen und «Erec» übersetzte auch Fistes (Halle 1851), den «Iwein» und «Heinrich» Koch im «Ritterbuch» (Bd. 1, Halle 1848), den «Iwein» Graf von Baudissin (Berl. 1845). Eine Gesammtausgabe der Dichtungen H.'s von F. Bech (3 Thle., Lpz. 1866—69; 2. Aufl. 1870—73) enthalten die «Deutschen Classiker des Mittelalters». Als Erzähler zeichnet sich H. durch freie natürliche Bewegung der Rede, durch Gewandtheit und Anmuth des Vortrags aus, welche Vorzüge sich besonders im «Armen Heinrich» und im «Iwein» zeigen. Gottfried von Straßburg rühmt ihn in seinem um 1207 gedichteten «Tristan» noch als Lebenden; seinen Tod beklagt Heinrich von dem Türlein in der «Krone», die um 1220 gedichtet ist. Vgl. noch L. Schmid, «Stand, Heimat und Geschlecht des Minnesängers H.» (Tüb. 1874); Schreyer, «Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen H.'s von Aue» (Berl. 1874).

Hartmann (Jak., Freiherr von), bair. General der Infanterie und Commandant des 2. Armeecorps, wurde 4. Febr. 1795 zu Maikammer in der Pfalz, fünf Monate nach dem Tode seines Vaters, geboren und von dem franz. General Geither, welcher 1806 mit der Organisation der Truppen des damaligen Großherzogthums Berg beauftragt war, sowie später in den franz. Militärinstituten zu Bonn und St.-Cyr erzogen. Nachdem er seit 1806 als Volontär, Unteroffizier und Unterlieutenant in den Listen des 1. Regiments des Großherzogthums Berg geführt worden, trat er 1. Dec. 1811 bei demselben als Oberlieutenant in den activen Dienst ein. Bei der Entwaffnung der Truppen des Rheinbundes 1814 kam H. in das franz. 27. Infanterieregiment und nahm somit an den Feldzügen 1813—15 gegen die Alliirten theil, wobei er März 1814 den von Montargis gegen Orléans anrückenden Kosacken einen glücklichen Hinterhalt legte, 1815 aber, am Tage von Belle-Alliance, bei Planchenoit den Adler des Regiments vor den angreifenden Preußen rettete. Nach dem zweiten Pariser Frieden trat H. aus franz. Diensten, wenige Monate später aber in seiner Charge in das bair. 10. Infanterieregiment ein. Er wurde 1818 zum Topographischen Bureau, 1822 zum Pioniercorps

Digitized by Google

commandirt und 1824 in den Generalstab versetzt, aus welchem er 1827 als Hauptmann zum Kriegsministerium übertrat, sodaß er in dieser Periode seines Lebens, in welcher er sich auch eifrig der Kunst der Malerei widmete, reiche Gelegenheit hatte, wie schon früher auf größern wissenschaftlichen Reisen, die umfangreichsten Erfahrungen zu sammeln. Nach seiner Beförderung zum Major wurde H. 1842 Adjutant des Kronprinzen, 1848 als Generalmajor Flügeladjutant des Königs und 1849 Brigadecommandeur, als welchem ihm 1854 eine Mission in das Lager von Boulogne zutheil wurde, die ihm Gelegenheit bot, die Befestigungen von Paris sowie die gleichen Anlagen längs der franz. Ostgrenze eingehend zu besichtigen. Auf Grund der hier gemachten Wahrnehmungen unterbreitete H. 1860 den deutschen Regenten eine Denkschrift über die Streitmacht, Angriffs- und Vertheidigungsanstalten Frankreichs, eine Arbeit, die vom patriotischsten Geiste dictirt und ebenso vortrefflich wie ein 1846 ausgearbeiteter Entwurf einer bair. Heeresorganisation und ein aus 1853 stammender zu einem neuen Infanteriereglement von ihm war. Im J. 1861 zum Generallieutenant befördert, führte er 1866 die 4. Infanteriedivision, mit welcher er 4. Juli selbstständig das Gefecht bei Roßdorf gegen die preuß. Brigade des Generals von Wrangel lieferte, dessen Ausgang zwar nur zum Theil glücklich war, aber für die Tapferkeit H.'s glänzendes Zeugniß ablegte. Am Gefecht von Kissingen nahm H., obwol seine Division nur 12 Kilom. vom Schlachtfelde stand, nicht theil, weil das Obercommando ihn zu spät herbeirief, dagegen war er bei der Beschießung von Würzburg 27. Juli mit betheiligt und lieferte tags zuvor bei den Hettstädter Höhen ein Reitergefecht. Im J. 1867 zum Inhaber des 14. Infanterieregiments ernannt und 1869 zum General der Infanterie befördert, führte H. in dem Feldzuge 1870—71 gegen Frankreich das 2. bair. Corps. Am 4. Aug. erstürmte H. Weißenburg mit seinem Corps und veranlaßte zwei Tage darauf durch sein energisches Vorgehen auf dem rechten Flügel des deutschen Heers den Beginn der vom Obercommando erst für den nächsten Tag beabsichtigten siegreichen Schlacht bei Wörth, in welcher H. Fröschweiler, den Bahnhof von Reichshofen und endlich Niederbronn nahm. Am 14. Aug. zwang H. die Festung Marsal zur Uebergabe und in der Schlacht bei Sedan 1. Sept. nahm eine Division seines Corps das Dorf Balan, während die andere bis an den Fuß des Glacis der Festung vordrang, deren Citadelle H.'s Corpsartillerie beschoß. Nicht minder ruhmreich wie an den Kämpfen gegen das kaiserl. Frankreich nahm H. an denen gegen die Republik theil: 16., 17. und namentlich 19. Sept. errang er bei Corbeil und Petit-Bicêtre die ersten Erfolge vor Paris und eroberte das durch vier Divisionen unter General Ducrot vertheidigte Plateau Moulin de la Tour (Châtillon). Diese wichtige, die Südforts sowie Paris theilweise selbst beherrschende Stellung wurde von H. schnell zur Vertheidigung eingerichtet und bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes behauptet. Der König von Baiern erhob ihn in den erblichen Freiherrnstand. Nach Beendigung des Kriegs führte H. das Generalcommando des 2. bair. Armeecorps in Würzburg und starb in dieser Stellung 23. Febr. 1873.

Hartmann (Joh. Peter Emilius), hervorragender dän. Componist, geb. zu Kopenhagen 14. Mai 1805, widmete sich erst, dem Wunsche seines Vaters folgend, dem Studium der Jurisprudenz, ward aber unwiderstehlich von der Musik angezogen, die er dann auch zu seinem Lebensberuf erwählte. Weyse und Siboni wurden darin seine Lehrer; von den Ausländern übten Spohr und Marschner auf ihn den größten Einfluß. Er folgte erst dem Vater als Organist der Garnisonskirche seiner Vaterstadt, dann erhielt er nach Weyse's Tode denselben Posten an der Fruekirke und ward zugleich als Lehrer der Musiktheorie und des Orgelspiels am dortigen Conservatorium angestellt. Von seinen Werken, deren die meisten sich durch einen höchst anziehenden nationalen Klang auszeichnen, sind besonders hervorzuheben: die Opern «Ravnen» (1832), «Corsarerne» (1835) und «Liden Kerstin» (1846), das Melodrama «Guldhornene» (1832), die Ballete «Valkyrien» (1861) und «Thrymskirden» (1868), die Ouverture zu «Axel og Valborg» und «Correggio»; ferner «Dryadens Bryllup» für Soli, Chor und Orchester; Sonaten, Cantaten, Suiten für Piano und Violine, u. a. Als Dirigent (seit 1839) des im J. 1836 gegründeten Musikvereins sowie auch des Studentengesangvereins (seit 1842) hat er zur Hebung des musikalischen Lebens in Dänemark Großes geleistet.

Hartmann (Jul. von), preuß. General der Cavalerie, geb. 2. März 1817 zu Hannover, wo sein Vater, einer der eifrigsten Kämpfer in der deutschen Legion und dem Heere des Herzogs von Wellington, damals Oberst, später General und Commandeur der hannov. Artilleriebrigade war. H. trat 29. April 1834 in Aschersleben in das 10. preuß. Husarenregiment ein und wurde im nächsten Jahre (24. Sept.) zum Offizier befördert. Bis 1847 folgten in seiner Laufbahn schnell die Commandos zur Allgemeinen Kriegsschule (1839—42), zum Topographischen

Digitized by Google

Bureau (1844—47) und zum Großen Generalstabe (1. April 1847), in welchen H. 27. März 1848 als Premierlieutenant versetzt wurde. Als Hauptmann nahm er 1849 am Feldzuge in Baden im Stabe der 4. Division des 1. Armeecorps und insbesondere an den Gefechten von Kirchheim-Bolanden, Wiesenthal, Neudorf, Durlach und Kuppenheim theil. Bis zum April 1850 befand sich H. in Aufträgen des preuß. Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Schleswig-Holstein. Nach mehrern Aufträgen militärischer Art, die ihn nach Böhmen, Sachsen, der Lausitz und Schlesien geführt hatten, trat er 20. Oct. bis Jan. 1851 als Generalstabsoffizier zu dem bei Kreuznach concentrirten Truppencorps und 27. Febr. 1851 zum 3. Armeecorps zum Stabe des nachherigen Feldmarschalls von Wrangel. Nach mehrjähriger Dienstleistung bei diesem wie im Großen Generalstabe (bis 25. Mai 1854), während welcher H. 1. Nov. 1853 zum Major befördert und 1853—55 als Lehrer der Taktik an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule verwendet worden war, folgten nun Jahre praktischen Dienstes beim 3. Ulanen-, dem Gardekürassier- und dem 2. Dragonerregiment, das H. als Major und Oberstlieutenant bis 23. Dec. 1858 befehligte. Nach Ernennung des Generals von Bonin zum Kriegsminister erfolgte H.'s Berufung als Chef der Abtheilung für Armeeangelegenheiten in das Allgemeine Kriegsdepartement. In dieser Stellung wurde H. mit den Vorarbeiten für die Reorganisation des Heeres betraut. Da jener großen Umgestaltung namentlich seine Entwürfe zu Grunde gelegt wurden, so hatte H. dieselben als kriegsministerieller Commissarius 1859—60 dem Abgeordnetenhause gegenüber zu vertreten. Die Ersetzung Bonin's durch den General von Roon hatte auch H.'s Entfernung aus dem Ministerium zur Folge; er wurde 12. Juni 1860 Chef des Generalstabes beim 6. Armeecorps. Am 1. Juli 1860 zum Obersten befördert, erhielt er 29. Jan. 1863 das Commando der 9. Cavaleriebrigade, an deren Spitze er bis zum Mai 1864 als Commandeur des 1. und 2. Militärgrenzbezirks gegen die poln. Insurgenten an der preuß.-russ. Grenze fungirte. Am 18. April 1865 wurde H. zum Generalmajor befördert und zum ersten Commandanten von Koblenz und Ehrenbreitstein ernannt, welche Stellung er vorübergehend aufgeben mußte, um während des Deutschen Kriegs von 1866 auf drei Monate den Befehl über eine aus Regimentern des 5. und 6. Armeecorps gebildete Cavaleriedivision zu übernehmen. Mit dieser nahm H. an den Kämpfen von Königgrätz, Tobitschau und Rockeinitz theil. Nach Beendigung des Feldzugs kehrte er nach Koblenz zurück, von wo ihn, nach seiner 18. April 1867 erfolgten Ernennung zum Generallieutenant, 5. Mai 1867 ein Commando als militärischer Bevollmächtigter nach München rief; hier sollte H., wie andere preuß. Generale in Stuttgart und Karlsruhe, bei Umgestaltung der süddeutschen Heereseinrichtungen rathend zur Seite stehen. Am 21. April 1868 erhielt H. das Commando der 2. Division in Danzig, die er bis zum Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 führte, bei dessen Ausbruch H. mit dem Befehle über die 1. Cavaleriedivision betraut wurde. Diese, 2 Kürassier- und 4 Ulanenregimenter des 1. und 2. preuß. Corps, führte der General in den Schlachten bei Colombey-Nouilly und Gravelotte und dann bis Ende September vor Metz. Nachdem er vorübergehend die Einschließungstruppen vor Diedenhofen befehligt, rückte H. Ende October unter dem Prinzen Friedrich Karl gegen die mittlere Seine ab. Am 28. Nov. nahm die Division an der Schlacht bei Beaune la Rolande theil, deckte während der Kämpfe bei Orléans den linken Flügel der Armee und wurde dann in forcirten Märschen nach dem rechten Flügel gegen Vendôme geworfen; 15. Dec. commandirte H. selbstständig in einem sehr hartnäckigen Recognoscirungsgefecht bei Coulommiers. Dem 10. Corps zugetheilt, gelangte H. vom 7. Jan. 1871 ab zur selbstständigen Leitung der Operationen zwischen Loir und Loire, führte die Gefechte bei Villechauve und Château-Renault und besetzte 19. Jan. Tours, wo ihn die Nachricht vom Waffenstillstande erreichte. Die Division rückte nach Abschluß der Friedenspräliminarien zur Südarmee nach Dijon und später nach Vesoul ab, bis sie Ende Mai aufgelöst und H. zum Gouverneur von Straßburg ernannt wurde. Am 2. Sept. 1873 wurde H. zum General der Cavalerie befördert und 12. Mai 1875 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt. H. ist seitdem als militärischer Schriftsteller thätig; namentlich sind seine das Generalstabswerk über den Krieg 1870—71 besprechenden «Kritischen Versuche» (Bd. 1, Berl. 1876) hervorzuheben.

Hartmann (Karl Rob. Eduard von), deutscher Philosoph, wurde als Sohn des Generals Robert von H. in Berlin 23. Febr. 1842 geboren, besuchte das Friedrich-Werder'sche Gymnasium, wo er das Zeugniß der Reife 1858 erhielt, und trat dann in das Garde-Artillerieregiment ein. In den J. 1859—62 besuchte er die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und wurde 1860 Offizier. Ein Stoß legte 1861 den Grund zu einem nervösen Knieleiden, welches sich allmählich so verschlimmerte, daß er dadurch 1865 genöthigt wurde, seinen Abschied

Digitized by Google

zu nehmen, der ihm mit dem Charakter als Premierlieutenant bewilligt wurde. Schon früh hatte er sich mit philos. und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt; die Resultate derselben legte er in einem Werke nieder, welches alsbald großes Aufsehen erregte: «Die Philosophie des Unbewußten» (Berl. 1869; 7. Aufl., 2 Bde., Berl. 1876). Das Werk, das als eine Concordanz von Schopenhauer und Hegel auf Grund Schelling'scher Theorien angesehen sein will, sucht eine Fülle fleißig gesammelter naturwissenschaftlicher Kenntnisse für eine Lehre zu verwenden, welche den Weltproceß aus einem ursprünglichen Antagonismus von Wille und Bewußtsein zu erklären unternimmt. Einzelne Partien der Darstellung, namentlich die Kritik der Illusionen, überbieten noch Schopenhauer's Pessimismus. Gleichwol erklärte sich H. für den Hegel'schen «Logos», als das höhere Princip gegenüber dem dunkeln, unbewußten «Willen» Schopenhauer's. Seitdem hat er theils im Interesse der Verbreitung und Ausbildung seines Systems, theils in der Besprechung von Tagesfragen aller Art eine vielseitige literarische und publicistische Thätigkeit entwickelt, deren Früchte als «Gesammelte philos. Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten» (Berl. 1872 fg.) erschienen. Von diesen Monographien sind noch besonders hervorzuheben: «Ueber die dialektische Methode» (Berl. 1868), «Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer» (Berl. 1869), «Das Ding an sich und seine Beschaffenheit» (Berl. 1871; 2. Aufl. unter dem Titel: «Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus», Berl. 1875). Großes Aufsehen hat auch die Schrift «Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft» (Berl. 1874) und eine Reihe polemischer Gegenschriften hervorgerufen. Zur Lehre Darwin's nahm er Stellung in der Arbeit: «Wahrheit und Irrthum im Darwinismus» (Berl. 1875). Seine publicistischen Arbeiten sind gesammelt erschienen unter dem Titel: «Gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts» (Berl. 1876). H.'s «Philosophie des Unbewußten» hat eine große Zahl theils zustimmender, theils polemischer philos. Schriften veranlaßt. Zu jenen gehören die von Venetianer, Taubert, Du Prel u. a., zu diesen die von Tobias, Haym, Weis, B. Meyer u. s. w. (Vgl. auch Baihinger, «H.-Düring-Lange. Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 19. Jahrh.», Iserl. 1876, und Oskar Schmidt, «Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie des Unbewußten», Lpz. 1876.) H., der seit seiner Pensionirung in Berlin lebt, hat sich auch dem Drama mit Eifer zugewendet, und zwar theoretisch und praktisch, wie seine «Aphorismen über das Drama» (Berl. 1870) und seine unter dem Pseudonym Karl Robert veröffentlichten «Dramatischen Dichtungen» (Berl. 1871) beweisen. Die beiden Tragödien, die in diesem Bändchen enthalten sind, «Tristan und Isolde» und «David und Bathseba», sind in edelm Stil gehalten, die erste etwas lyrisch überschwenglich, die zweite mehr dramatisch skizzirt.

Hartmann (Mor.), geistvoller deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Oct. 1821 von israel. Aeltern zu Duschnik in Böhmen, studirte zu Prag und Wien und bereiste dann 1842 Italien, die Schweiz und Süddeutschland. Nach seiner Rückkehr übernahm er eine Erzieherstelle in Wien, verließ aber 1844 Oesterreich, um seine erste Gedichtsammlung «Kelch und Schwert» (Lpz. 1845; 3. Aufl. 1851) ohne Gefahr veröffentlichen zu können. In derselben gibt er den Freiheitsideen auf kirchlichem und weltlichem Gebiete voll jugendlicher Leidenschaft, zum Theil auch in tiefwehmüthiger Weise Ausdruck. Nachdem er sich einige Zeit in Belgien und Frankreich aufgehalten hatte, veröffentlichte er in Leipzig «Neuere Gedichte» (Lpz. 1847). Als er gegen Ende 1847 wieder nach Oesterreich zurückkehrte, ward er in Criminalunterſuchung genommen, der jedoch die Märzrevolution ein Ende machte. H. trat nun in Prag an die Spitze der deutschen Partei und wurde vom Wahlbezirk Leitmeritz zur Deutschen Nationalversammlung gewählt, in der er der demokratischen Linken angehörte. Zu Frankfurt gab er die «Reimchronik des Pfaffen Maurizius» (5 Hefte, Frankf. 1849), im naiven Chronikenstil gehaltene satirische Fresken aus der Paulskirche, heraus. Mit Blum und Fröbel begab er sich im Oct. 1848 nach Wien, von wo er nach der Verhaftung Blum's noch glücklich entkam. Nach der Auflösung des Rumpfparlaments in Stuttgart wandte sich H. nach der Schweiz, dann nach England und im Herbst 1850 nach Paris, von wo aus er das südl. Frankreich und die Bretagne durchreiste. Anfang 1854 ging er auf den Kriegsschauplatz nach dem Orient, wo er 18 Monate verweilte. Nachdem er hierauf mehrere Jahre in Paris gelebt, machte er 1859 eine Reise durch Dänemark, Deutschland, die Schweiz und Italien und ließ sich dann 1860 in Genf nieder. Daselbst hielt er unter großem Beifall Vorlesungen über deutsche Literatur und Geschichte an der Akademie. Im J. 1863 siedelte er nach Stuttgart über, wo er Anfang 1865 die Redaction der «Freya» übernahm, ging jedoch im Herbst 1868 nach Wien, erhielt dort die Redaction des Feuilleton der «Neuen Freien Presse», erkrankte aber sehr bald und starb nach längerm

Digitized by Google

Leiden 13. Mai 1872 zu Oberdöbling bei Wien. Seinem auf böhm. Localgrunde mit epischer Breite ausgeführten Romane «Der Krieg um den Wald» (Frankf. 1850) folgten das idyllische Epos «Adam und Eva» (Lpz. 1851), das reich an höchst anmuthigen Partien ist und vielfach an Goethe's «Hermann und Dorothea» erinnert, und die «Schatten» (Darmst. 1851), eine Sammlung poetischer Erzählungen. In einer spätern Gedichtsammlung, den «Zeitlosen» (Braunschw. 1858), bekundete er das Streben nach plastischer Klarheit und künstlerischem Maß im Gedanken und in der Empfindung. Höchst anziehend schildert er seine eigenen Erlebnisse in dem «Tagebuch aus der Provence und Languedoc» (2 Bde., Darmst. 1852—53) und den «Erzählungen eines Unsteten» (2 Bde., Berl. 1858). Hieran reihten sich die «Erzählungen meiner Freunde» (Frankf. 1860), «Bilder und Büsten» (Frankf. 1860), die «Novellen» (3 Bde., Hamb. 1863) und die Novellensammlung «Nach der Natur» (3 Bde., Stuttg. 1866); ferner der Roman «Von Frühling zu Frühling» (Berl. 1861) und die beiden histor. Novellen «Der Gefangene von Chillon» (Hamb. 1863) und «Die letzten Tage eines Königs» (Stuttg. 1866). H.'s letzte Dichtungen, in denen keineswegs eine Abnahme seiner poetischen Kraft sichtbar wurde, sind: «Märchen nach Perrault neu erzählt» (mit Illustrationen von Doré, Stuttg. 1867), und der Roman «Die Diamanten der Baronin» (2 Bde., Berl. 1868). Seine «Gesammelten Werke» erschienen in 10 Bänden (Stuttg. 1874), seine «Gedichte» in Auswahl (Stuttg. 1874). Mit Szarvady übersetzte H. die «Gedichte» Petöfi's (Darmst. 1851) und mit Pfau bretonische Volkslieder. Vgl. Ziel, «Moritz H. Ein literarischer Essay» in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1872, 2. Hälfte).

Hartmann (Richard), einer der bedeutendsten Industriellen Deutschlands, geb. 8. Nov. 1809 zu Barr bei Straßburg als Sohn eines Weißgerbermeisters, lernte als Zeugschmied, arbeitete dann als wandernder Gesell in Manheim, Neustadt a. d. H. und Jena, und kam um 1830 nach Chemnitz, wo eben der Maschinenbau in der Entwickelung begriffen war. Hier trat er bei dem Begründer der chemnitzer Maschinenindustrie, C. G. Haubold, als Gehülfe in Arbeit, wurde bald Accordmeister, machte sich aber im Juni 1837 selbstständig. Mit nur drei Arbeitern beginnend, wuchs seine Werkstatt rasch heran, sodaß er sich 1844 zur Erbauung eines neuen Fabrikgebäudes in der Leipziger Straße veranlaßt sah. Anfangs widmete er sich besonders dem Bau von Maschinen für Baumwollspinnerei. Die Erfindung und Ausführung der Continue (Vorspinnvorrichtung für Streichgarnspinnerei) gab jedoch der Entwickelung seiner Fabrik erst den eigentlichen Impuls. H. errichtete 1847—48 auch eine Werkstätte für Locomotiven- und Tenderbau, nachdem schon mehrere Jahre vorher besondere Abtheilungen für Eisen- und Metallgießerei, Dampfmaschinen und Dampfkesselbau begründet worden waren. Im Frühjahr 1855 begann der Turbinen- und Tangentialräderbau, bald darauf der Bau größerer Bergwerksmaschinen, Kunstgezeuge, Bohrapparate, später der Bau der Werkzeugmaschinen u. s. w. Obgleich ein Schadenfeuer in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli 1860 einen großen Theil der Werkstätten in Asche legte, entwickelte sich dessenungeachtet das Etablissement nach allen Zweigen seines Betriebs ungehindert fort und gestaltete sich zu dem großartigsten und vielseitigsten Institute seiner Art in Sachsen. Die Zahl der Arbeiter betrug etwa 2000, die unter der Leitung von 150 Beamten standen. Das Etablissement lieferte alle in das Maschinenbaufach einschlagende Gegenstände; 1870 verkaufte H. dasselbe an eine Actiengesellschaft, die Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz, welche es noch weiter ausdehnte.

Hartriegel (Cornus sanguinea), Strauchart, s. Cornus.

Hartzenbusch (Juan Eugenio), einer der namhaftesten neuern span. Dichter und Schriftsteller, geb. 6. Sept. 1806 zu Madrid, wo sein Vater, aus Schwadorf in der Nähe von Köln gebürtig, sich als Kunsttischler niedergelassen und mit einer Spanierin verheirathet hatte. Der Sohn studirte erst bei den Jesuiten Theologie, wandte sich aber der Malerei zu und versuchte sich daneben in lyrischen Gedichten. Als der Vater in Geisteszerrüttung verfallen, mußte H., um mit seinen Angehörigen leben zu können, das Tischlerhandwerk ergreifen. Dabei übersetzte er aber mehrere Stücke aus dem Französischen und Italienischen und bearbeitete einige altspan. Komödien, von denen zwei mit Beifall aufgeführt wurden. Der inzwischen ausgebrochene Bürgerkrieg zwang ihn jedoch zur Aufgabe seines Gewerbes; er erlernte die Tachygraphie und wurde 1835 als Schnellschreiber der Regierungszeitung angestellt. Sein Geist drängte ihn jetzt zum Selbstschaffen und er wählte sich zum Stoff eines selbstständigen Dramas die Volkssage von den Liebenden von Teruel. Die überaus günstige Aufnahme dieses Stücks, das 1836 zum ersten mal gegeben wurde, entschied über sein künftiges Geschick. Er widmete sich von nun an ausschließend der Literatur, und durch eine Anstellung bei der königl. Bibliothek zu Madrid erhielt er später auch eine gesicherte Stellung. Seit 1847 ist H. Mitglied der Akademie und 1862 ward

Digitized by Google

er zum Director der Nationalbibliothek ernannt. H. gilt für den talentvollſten der neuern dramatiſchen Dichter Spaniens. Unter ſeinen Stücken ſind nächſt den «Amantes de Teruel» (Madr. 1836; deutſch von Seubert, Lpz. 1873) hervorzuheben: das Drama «Doña Mencía» (1838), die Komödien «La redoma encantada» (1839), «La visionaria» (1840), die Dramen «Alfonso el casto» (1841), «Primero yo» (1842), «Honoria» (1842), «El bachiller Mendarias» (1842); die Komödien «La coja y el encogido» (1843), «La madre de Pelayo» (1846). Der neuern Zeit gehören an: die Komödie «La Archiduquesáta» (1854) und die Dramen «Vida por honra» (1854) und «El mal apostol y el buen ladron» (1860). Um das altſpan. Theater machte er ſich ſehr verdient durch die kritiſchen Ausgaben der Werke des Tirſo de Molina (12 Bde., Madr. 1839—42), des Calderon (4 Bde., Madr. 1849—51), des Alarcon (Madr. 1852) und des Lope de Vega (4 Bde., Madr. 1853). Später veröffentlichte H. auch «Cuentos y fabulas» (2 Bde., Madr. 1861), ſowie «Obras escogidas» (nebſt Biographie H.'s, 2 Bde., Lpz. 1865) und «Obras de Encargo» (Madr. 1864). Seine Ausgabe des «Don Quixote» (1863), in dem er viele Textveränderungen vornahm, verdient kein unbedingtes Lob. Die meiſten ſeiner Stücke zeichnen ſich durch blühende Phantaſie, nationalen Charakter, kräftige Diction und wohllautenden Versbau aus. Auch iſt er einer von den wenigen Spaniern, welche eine genauere Kenntniß der deutſchen Literatur haben. Er gab Proben davon durch Ueberſetzung Schiller'ſcher Gedichte und Leſſing'ſcher Fabeln.

Härun, berühmter Khalif, mit dem Beinamen Al-Raſchîd, d. h. der Gerechte, den er jedoch nicht von der Nachwelt, ſondern von ſeinem Vater el-Hadi erhielt, als er zum Thronfolger beſtimmt wurde, trat das Khalifat 786 an in einem Alter von 21 oder, nach andern, von 25 J. Seine Regierung war im ganzen glücklich, wenn auch in verſchiedenen Provinzen ſeines Reichs gefährliche Aufſtände ausbrachen und ein Theil der Länder, welche das jetzige Königreich Marokko bilden, von ihm abfiel und einem Abkömmling Ali's huldigte. H. konnte ſich ungeſtört den Freuden des Lebens hingeben, da er in der in ſeinem Dienſte ſtehenden perſ. Familie der Barmekiden tüchtige Staatsmänner und Feldherren fand, welche ihm einen großen Theil der Staatsgeſchäfte abnahmen. In das bereits von Manßur gegründete und von ihm zur Reſidenz erhobene Bagdad, welches in der damaligen Zeit eine der blühendſten Städte wurde, ſtrömte aus allen Gegenden, vom Kaukaſus bis an die Quellen des Nil und vom Indus bis in die Nähe des Atlantiſchen Meers, Tribut und gab ihm die Mittel, in großartiger Prachtliebe daſelbſt die ſchönſten Bauten ausführen zu laſſen. Zugleich liebte er Gelehrſamkeit, Dichtkunſt und Muſik, und ſein Hof war der Sammelplatz der berühmteſten Männer der mohammed. Welt. Dies alles, ſowie ſeine Liebenswürdigkeit, ſeine geiſtreiche Unterhaltung, ſeine Freigebigkeit und ſeine über die Byzantiner und Chaſaren erfochtenen Siege machten ihn zum Liebling des Volks. H. wurde in Liedern und Erzählungen gefeiert und lebt auch noch als der berühmteſte Khalif in den Märchen der «Tauſendundeine Nacht» fort, obgleich er weder ſo fromm noch ſo gerecht war, als ihn feile Dichter ſeiner Zeit ſchildern. Gegen das Ende ſeiner Regierung wurde er gegen die Barmekiden mit Mistrauen erfüllt, und ließ ſie 803 insgeſammt theils einkerkern, theils hinrichten. Selbſt ſeinen Liebling Dſchafar, der ihn auf ſeinen nächtlichen Wanderungen durch Bagdad ſtets begleiten mußte, verſchonte er nicht; ja es wird ſogar behauptet, Dſchafar ſei die Urſache des Verderbens der ganzen Familie geweſen. Derſelbe war nämlich formell mit einer Schweſter H.'s vermählt, welche dieſer ſelbſt leidenſchaftlich liebte. Dſchafar ſollte nur den Namen eines Gatten führen, um, ohne gegen die orient. Sitten zu verſtoßen, in die innerſten Familienkreiſe des Khalifen zugelaſſen werden zu können. Als er aber auch von den Rechten eines Gatten Gebrauch machte, wurde er aus der Welt geſchafft. Dieſe grauſame That hatte für H. und ſein Reich die traurigſten Folgen. Von jener Zeit an brach ein Aufſtand nach dem andern aus und das Reich des Khalifen wurde der Schauplatz der ſchlimmſten Bürgerkriege, welche den Wohlſtand der Bevölkerung zerrütteten und dem Staate den innern Halt und die Feſtigkeit benahmen, die bisher ſeine Macht verſtärkt hatten. Fünf Jahre nach dieſer Kataſtrophe zog H. nach Khoraſan zur Unterdrückung eines Aufſtandes, der ſich über ganz Transoxanien verbreitet hatte, erkrankte aber in Tus und ſtarb daſelbſt 23. März 809.

Haruſpices (im Singular Haruſpex) hießen bei den Römern die Weiſſager, welche die ſog. Haruſpicina übten. Dieſe war urſprünglich in Etrurien zu Hauſe und begriff hier nicht nur die Weiſſagung aus den Eingeweiden der Opferthiere, der Lage und Beſchaffenheit nach, ſondern auch die Deutung der Blitze und anderer wunderbarer Erſcheinungen (Prodigien), ſowie die Kunde von den durch dieſe Zeichen geforderten Sühnopfern und andern Sühngebräuchen in ſich. In Rom, wo während der Zeit der Republik neben den öffentlichen Prieſter-

Digitized by Google

collegien der Augurn (s. d.) und Decemviri sacrorum (s. d.) vorzugsweise Etrusker übrigens nicht blos geduldete, sondern vom Staat anerkannte und benutzte Haruspicina betrieben, war diese zumeist auf die Eingeweideschau beschränkt; doch wurden auch bei andern Zweigen der Divination nicht selten H. verwendet. In der Kaiserzeit machte sich neben ihrer Kunst vornehmlich die Astrologie der Chaldäer geltend. Aber Kaiser Claudius begünstigte die H. und er war es vermuthlich, der sie als förmliches, aus 60 Mitgliedern unter einem Magister bestehendes Priestercollegium constituirte. Noch unter den christl. Kaisern erhielt sich ihre heidnische Kunst.

Harvey (William), einer der berühmtesten engl. Aerzte, geb. 1. April 1578 zu Folkstone, besuchte die Schule zu Canterbury und studirte in Cambridge Medicin; 1598 ging er nach Padua, wo er unter Hieronymus Fabricius Anatomie trieb und 1602 die medic. Doctorwürde erhielt. Nach England zurückgekehrt, erwarb er alsbald zu London den Ruf eines ausgezeichneten Arztes. Er wurde in das medic. Collegium aufgenommen, als Armenarzt am Bartholomäushospital angestellt und 1615 zum Professor der Anatomie ernannt. Als solcher lehrte er schon 1619 seine neue Theorie des Blutkreislaufs (s. Kreislauf des Blutes), welche er aber erst neun Jahre später, in denen er sie durch Versuche geprüft hatte, durch den Druck bekannt machte. Karl I. ernannte ihn 1630 zu seinem Leibarzt, als welcher er den König während des Bürgerkriegs stets begleitete. Nach der Uebergabe von Oxford kehrte er nach London zurück und lebte hier den Wissenschaften, bis er 3. Juni 1658 auf seinem Landgute zu Hampstead starb. Seine Schrift «De motu cordis et sanguinis» (Frankf. 1628), in der er zuerst seine Entdeckung des Blutkreislaufs veröffentlichte, erregte ungemeines Aufsehen und erweckte ihm eine Menge Gegner. H. antwortete nur dem J. Riolan in Paris in der Abhandlung «De circulatione sanguinis ad Riolanum» (Cambridge 1649; Par. 1650), indem er das Urtheil über die Wahrheit seiner Entdeckung der Nachwelt überließ. Er selbst erlebte noch den Triumph, daß 1652 einer seiner heftigsten Gegner, Plempius in Löwen, durch eigene Forschungen überzeugt, sich öffentlich zu seiner Lehre bekannte. Ferner wandte H. seine Aufmerksamkeit der Lehre von der Zeugung zu. Sein physiol. Princip «Omne animal ex ovo» und seine Schrift «De generatione animalium» (Lond. 1651) waren die Frucht mühevoller Forschungen, welche die bis dahin geltende Annahme einer generatio aequivoca auf engere Grenzen zurückführten. Seine «Opera omnia» wurden von dem Collegium der londoner Aerzte (Lond. 1766; neue Aufl. 1846) herausgegeben; Albinus gab nur eine Auswahl (Leid. 1737). Vgl. West, «H. and his times» (Lond. 1874).

Harwich, Municipalstadt, Parlamentsborough und Haupthafen der engl. Provinz Essex, auf einer Landzunge zwischen den Mündungen des Stour und des Orwell in die Nordsee gelegen und durch eine Zweigbahn mit der London-Norwich-Bahn verbunden, zählt 6079 E. und hat musterhafte Schiffswerften für Kriegsschiffe und einen Hafen, welcher 400 Schiffe faßt und durch das Fort Landguard in Suffolk, das König Jakob I. anlegen ließ, sowie durch großartige moderne Werke geschützt ist. Von hier aus findet regelmäßige Dampfbootverbindung mit Antwerpen und Rotterdam, sowie auch die Ueberfahrt nach Hellevoetsluis in den Niederlanden, nach Cuxhaven und Gothenburg statt. Seitdem aber Dampfschiffe direct von London dahin abgehen, hat der Packetbootverkehr sehr abgenommen, sodaß jetzt der Schiffbau und die Fischerei die Hauptnahrungszweige des Ortes bilden. Doch ist der Handel des Ortes nicht unbedeutend. Wegen der gefährlichen Küsten hat man in der Nähe von H. zwei schöne Leuchtthürme angelegt und seit 1850 den Bau großartiger Hafendämme in Angriff genommen. Die Seebäder bei H. sind sehr besucht. Die Stadt schickt zwei Abgeordnete in das Parlament.

Harz (von den Römern Hercynia silva, von den Deutschen bis ins Mittelalter Hart, d. i. der Bergwald, genannt), das nördlichste, abgeschlossenste und selbstständigste Gebirge Deutschlands, das sich in der Form eines flachgewölbten Kreisbogens aus dem Hügellande zwischen Saale und Leine erhebt und bei einer größten Längenausdehnung (von Hettstädt im SO. nach Seesen und Langelsheim im NW.) von 92 Kilom. und einer Breite von (zwischen Blankenburg im NO. und Walkenried im SW.) 32 Kilom. einen Flächenraum von über 2000 QKilom. bedeckt. Der H. ist ein frei sich erhebendes, scharfumrissenes Massengebirge, mit plateauartiger, oft nur flachgewellter Oberfläche, die zwar von einzelnen tiefen Thälern durchschnitten, im ganzen aber doch wenig zertheilt wird. Die Grauwackenbildung ist entschieden vorherrschend. Die den Plateau-Abschnitten aufgesetzten Berge, meist sphärische Kuppen, bestehen aus Eruptivgesteinen, welche die Grauwacke durchbrochen haben. Im Volksmunde zerfällt das Gebirge in den nordwestlichen oder Oberharz (ungefähr 1300 QKilom.) und den südöstlichen oder Unterharz (etwa 740 QKilom.), deren Grenze sich nur ungefähr durch eine zwischen Blankenburg südwestlich nach Sachsa gezogene Linie bestimmen läßt. Die dem eigentlichen Massiv vorgelagerten Höhen-

Digitized by Google

züge, Hügel- und Berglandschaften werden unter dem ebenfalls ziemlich unbestimmten Begriff Vorharz zusammengefaßt. Der Oberharz ist der kleinere, höhere und rauhere Theil des Gebirgs, wo Schnee und Eis den Sommer nur auf wenige Monate beschränken. Seine mittlere Höhe ist 630 Mt. In den ausgedehnten Waldungen herrscht das Nadelholz vor; dazwischen treten weite, nackte Blößen, Moraſt, Bruch und Torfgründe auf. Der Ackerbau ist kümmerlich; Waldwirthschaft und Weidegrund sind in den höhern Theilen die allein einträglichen Bodenculturen. Dagegen besitzt der Oberharz bedeutenden Erzreichthum, auf dessen Ausbeutung die Bewohner, Coloniſten aus dem Frankenlande (daher auch eine oberdeutsche Mundart sprechend), vornehmlich angewiesen sind. Der ausgedehntere, aber niedrigere Unterharz, von 480 Mt. mittlerer Höhe, trägt vorherrschend Laubwald; insbesondere tritt die Buche in seltener Kraft und Schönheit auf. Ackerland zieht sich an den Höhen hin und erscheint in manchen Strichen auch auf dem Plateau. Die Bewohner gehören dem niedersächs. Stamme an und sprechen platt.

Orographisch genommen gliedert sich der H. in drei Hauptplateaux. Das nordwestl. Plateau von Klausthal und Zellerfeld zwischen der obern Ocker und der Innerste, von Zuflüssen des Wesergebietes durchfurcht, hat eine Mittelhöhe von 560 Mt. (etwa 350 über der Basis). Im östl. Theile erhebt sich die mächtigste Berggruppe des ganzen H., die an den Nordrand desselben vorgeschobene Granitinsel des Brockengebirgs mit dem 1143 Mt. hohen Brocken (s. d.), dem Culminationspunkte des Gebirgs, der Heinrichshöhe (1037 Mt.), dem Wormberg (970 Mt.), der Achtermannshöhe (924 Mt.), der 1020 Mt. hohen Felsengruppe der Hirschhörner auf dem Königsberge, dem Bruchberg (880 Mt.) u. s. w. Das mittlere Harzplateau, von etwa 400 Mt. Mittelhöhe, wird durch die Bode (s. d.) in zwei Hälften getheilt. Die nördliche bildet das Plateau von Elbingerode und Hüttenrode, das sich von NW. gegen SO. senkt und in das busenartig zwischen dem Bode- und Selkeplateau eindringende Flachland abfällt. Die südl. Hälfte, das Plateau von Hohengeiß (580 Mt.) und Hasselfelde, senkt sich zwar auch nach O. zu, ist aber mit der dritten Hochfläche des ganzen Gebirgs, dem östlichen oder Selkeplateau (in der Gegend von Güntersberge), verwachsen. Das letztere wird durch das gepriesene Thal der Selke ebenfalls in zwei Abtheilungen zerlegt. Die nördlichere, fast ganz mit Wald bedeckt, trägt die aus der Grauwacke emporsteigende Granitinsel des 575 Mt. hohen Rambergs oder der Victorshöhe im SW. von Gernrode und im N. von Alexisbad, die höchste Kuppe des Unterharzes. Die südl. Abtheilung, das zwischen Selke und Wipper gelegene Plateau von Harzgerode, im W. 408 Mt., im O. 314 Mt. hoch, entbehrt zwar der Waldung nicht, dazwischen aber dehnen sich weite, mit Kornfeldern bedeckte Flächen aus. Südwestlich von Harzgerode erhebt sich, dem Südrande des Plateau nahe gerückt, die dritte imposante Berginsel des H., die 600 Mt. hohe Porphyrmasse des Auersbergs oder der Josephshöhe bei Stolberg. Während der West- und Nordwestrand des H. allmählich in das Leinegebiet zur Göttinger Mulde hinabsteigt und sich, namentlich nach NW. hin, in ein waldiges Hügelland verzweigt, fällt das Gebirge am Nordostrande, wo seine Basis durchschnittlich 220 Mt. über dem Meere liegt, steil, öfters wandartig in die norddeutsche Ebene ab. Aber parallel diesem Steilrande erheben sich aus dem Flachlande in verschiedenen Abständen wellige Berge, Hügelzüge und isolirte Höhen, wie die Teufelsmauer zwischen Blankenburg und den Gegensteinen, ein 250 Mt. hoher Sandsteinwall, ferner der Regenstein (276 Mt.), der Hoppelberg u. s. w. Im SO. schließt sich dem H. das Kupferschiefer-Bergland von Mansfeld an. Der Südrand endlich fällt allmählicher als der Nordrand zu einer Basis von durchschnittlich 200 Mt. ab, hat im ganzen weichere Formen und eigenthümliche Schönheiten. Zwischen dem Südrande des H. und dem Zuge des Kyffhäuser ist die tiefe, von der Helme durchflossene Thalspalte der Goldenen Aue (s. d.) eingesenkt. Zahlreich sind die dem H. entquellenden Gewässer. Zum Gebiet der Elbe gehören die Helme mit der Zorge im S., die Wipper, Eine, Selke und Bode im O., die Holzemme im N.; zum Wesergebiet die Ilse, Ecker, Radau, Ocker im N., die Innerste, Söse, Sieber und Oder im W. Die schönsten Wasserfälle bildet die Ilse (s. d.).

Die Triebkraft dieser stark fallenden Bergwasser, die Nutzbarkeit der Gebirgsproducte, die günstige Lage der Bergvorsprünge zur Errichtung fester Plätze in der Vorzeit haben, wie bei dem Thüringerwald, einen dichtgereihten Kranz meist gewerbreicher Städte, Flecken und Dörfer um den H. hervorgerufen. Mehrere derselben sind, namentlich seitdem der H. von Eisenbahnen umschlungen und theilweise auch durchzogen wird und zu den am meisten bereisten Gebirgen Deutschlands gehört, der Zielpunkt der Erholung und Sommerfrischen geworden. Im N., NO. und SO. wird der H. von den Linien Halberstadt-Vienenburg-Langelsheim, Halberstadt-Aschersleben-Sandersleben und Sandersleben-Hettstedt-Sangerhausen der Magdeburg-Halber-

Digitized by Google

städter Bahn umgeben, von denen die Zweigbahnen Langelsheim-Clausthal, Vienenburg-Goslar, Vienenburg-Harzburg, Heudeber-Wernigerode, Halberstadt-Blankenburg, Wegeleben-Thale und Frohse-Ballenstedt bis an und in das Gebirge selbst führen. Den Südrand begleitet die Linie Sangerhausen-Nordhausen der Halle-Kasseler Bahn, den Südwestrand die Linie Nordhausen-Herzberg-Northeim der Hannoverschen Staatsbahn; von Herzberg zweigt diese Bahn nach Osterode ab, wo sich wiederum die Linie Osterode-Grund-Seesen der Braunschweigschen Bahn, den Westrand begleitend, anschließt; die Linie Seesen-Börssum-Vienenburg dieser Bahn schließt dann im NW. den Gürtel vollständig ab. In Bezug auf Mineralreichthum steht der H. nur dem sächs. Erzgebirge nach. Hauptpunkte des Bergbaues und Hüttenwesens sind außer Goslar die sieben Bergstädte: Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Lautenthal, Wildemann und Grund im Oberharz; Harzgerode, Elbingerode und Rübeland im Unterharz. Außer etwas Gold gewinnt man Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Schwefel, Vitriol, Alaun und Arsenik. (Ueber die Ausbeute des oberharzischen Bergbaues s. Clausthal.) Granit, Diabas, Grauwackensandstein werden als Baumaterial, Gips als Handelsartikel weit verführt. Von Wichtigkeit sind der Holzhandel, die Kohlenbrennerei und die Torfstecherei auf der Höhe des Gebirgs. Die ältesten bekannten Bewohner des H. waren die Cherusker. In der Folge bildete derselbe lange Zeit hindurch eine Grenzmarke zwischen Saxonia und Francia austria. Seit Karl d. Gr., der die Sachsen und Franken miteinander zu verschmelzen suchte, und mehr noch infolge des im 10. Jahrh. hier in Angriff genommenen Bergbaues wurde auch dieses Hochland angebaut. Auf dem Unterharz bildeten sich nach und nach mehrere dynastische Territorien, wie die Grafschaften Blankenburg, Ballenstedt, Regenstein, Falkenstein, Wernigerode, Stolberg, Mansfeld, Hohenstein u. s. w., deren Besitzer insgemein Harzgrafen genannt wurden. Auf dem Oberharz dagegen dehnten die Welfen ihre von den Ludolfingern ererbten Besitzungen aus, erwarben das Forst- und 1235 auch das Bergregal und bildeten auf diese Weise den sog. Harzdistrict, welcher seit 1495 zum Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel gehörte, während der westfäl. Zwischenherrschaft aber zersplittert und bei der Reorganisation des Fürstenthums Braunschweig nur theilweise in den gandersheimer District wieder aufgenommen wurde. Ueberhaupt theilen sich gegenwärtig Preußen (1180,54 QKilom., und zwar die Provinz Hannover mit 683,32 QKilom., die Provinz Sachsen mit 497,22 QKilom.), Braunschweig (738,94 QKilom.) und Anhalt (126,64 QKilom.) in den Besitz des H. Der Bergbau im Oberharze gehörte bis 1866 Hannover, seitdem Preußen allein; der im Rammelsberge bei Goslar u. s. w., dem sog. Communionharze, wurde bis 1866 von Hannover und Braunschweig, von 1866 an von Preußen und Braunschweig auf gemeinschaftliche Rechnung (für Hannover, resp. Preußen zu $^4/_7$, für Braunschweig zu $^3/_7$ des Ertrags) betrieben; doch trat infolge eines 1874 geschlossenen Vertrags Braunschweig seine Hoheitsrechte in diesem Gebiete an Preußen ab; Bergbau und Eisenindustrie im Unterharz betreiben Preußen (Rothe Hütte, Neue Hütte u. s. w. bei Elbingerode), Braunschweig (Rübeland) und Anhalt (Harzgerode). Vgl. Lachmann, «Nivellement des Harzgebirgs» (Braunschw. 1851); Zimmermann, «Das Harzgebirge» (2 Bde., Darmst. 1834); Spieker, «Der H., seine Ruinen und Sagen» (Berl. 1852; 2. Aufl. 1856); Pröhle, «Harzsagen» (Lpz. 1854); Heyse, «Beiträge zur Kenntniß des H.» (2. Aufl., Aschersl. 1874); Hertzer, «Naturwissenschaftliche Beiträge zur Kenntniß des Harzgebirgs» (Werniger. 1856); von Groddeck, «Abriß der Geognosie des H.» (Clausth. 1871); Hampe, «Flora hercynica» (Halle 1873). Unter den neuern Reisehandbüchern sind hervorzuheben die von Grieben (15. Aufl., von Pröhle, Berl. 1876), Müller (11. Aufl., Berl. 1875), Meyer (5. Aufl., Lpz. 1875).

Harzburg, Amt im braunschweig. Kreise Wolfenbüttel, zählt auf 125 QKilom. gegen 10,000 E. und hat zum Hauptort Neustadt oder Neustadt-H., 9 Kilom. im Ostsüdosten von Goslar und 30 Kilom. im Süden von Wolfenbüttel, 235 Mt. über dem Meere, am Endpunkt der Vienenburg-Harzburger Linie der Braunschweigischen Eisenbahn und am rechten Ufer der hier aus dem Harz in die Ebene tretenden Radau, eines Zuflusses der Ocker. Die Stadt zählt mit den damit zusammenhängenden Orten Bündheim, Schulenrode und Schlewecke (1875) 8554 E. und besitzt die Saline Juliushall, ein Soolbad, eine Wasser- und Molkenheilanstalt, zahlreiche schöne Villen, berühmte Steinbrüche im romantischen Radauthale und mehrere sehr elegante Gasthäuser. Seit Eröffnung der Eisenbahn ist H. eine Haupteingangspforte des Harzes im Norden sowie ein beliebter Sommeraufenthalt und klimatischer Curort geworden. Ungefähr 3 Kilom. südöstlich der Stadt liegt der Burgberg (474 Mt. über dem Meere), auf welchem sich ein Gasthof und die geringen Reste der altberühmten H. sowie auf der Nordostseite das sog. Canossa-Denkmal, eine 20 Mt. hohe Granitsäule mit dem Medaillonporträt Bismarck's (von

Digitized by Google

Engelhard) und der Inschrift: «Nach Canossa gehen wir nicht» (Ausspruch des Reichskanzlers in der Rede vom 14. Mai 1872), befinden. Die Burg wurde von Kaiser Heinrich IV. zwischen 1065 und 1069 erbaut, 1074 von den empörten Sachsen, die sie als Zwingburg ansahen, nebst der Kirche zerstört, zwar 1076 vom Kaiser wiederhergestellt, aber nicht vollendet, und von den Sachsen abermals zerstört. Kaiser Friedrich I. baute die Burg als Reichsfeste und Kaiserschloß wieder auf, und bereits seit 1187 werden Grafen von H. als Reichsdienstmannen genannt. Kaiser Otto IV., der hier 19. Mai 1218 starb, stellte sie in seinem Testamente als Ganzes dem Reiche wieder zu, überließ aber einzelne Theile derselben nebst den zugehörigen Einkünften an einzelne adelige Geschlechter, namentlich die Grafen von Woldenberg, welche dann die meisten Antheile vereinigten und die vornehmsten erblichen Besitzer waren. Die Burg wurde seitdem wiederholt belagert, erobert und verpfändet, wechselte ihre Besitzer und gelangte endlich nach der Schlacht bei Mühlberg (1546) für immer an das Haus Braunschweig. Der Dreißigjährige Krieg enthüllte die fernere Unbrauchbarkeit derselben, und es begann bereits 1650 deren Niederreißung, die 1654 mit der Burgkapelle endete. An der Stelle der Burg soll in der german. Vorzeit der Altar des Götzen Krodo gestanden haben. Vgl. Delius, «Untersuchungen über die Geschichte der H.» (Halberst. 1826); Dommes, «H. und seine Umgebung» (Goslar 1862).

Harze (Resinae). Die H., obgleich chemisch nicht scharf definirbar und in der modernen Chemie nicht mehr als selbstständige Körpergruppe existirend, sind der großen Mehrzahl nach Producte des Pflanzenreichs. Sie finden sich in der lebenden Pflanze wie die ätherischen Oele, und meist auch in Verbindung mit diesen, in den verschiedensten Pflanzentheilen, werden auch nicht selten durch Drüsen und andere Excretionsorgane als nicht weiter zur Ernährung tauglich ausgeschieden. Zuweilen lagern sich die H. auch in einzelnen Zellen oder in Höhlungen im Zellengewebe ab, oder quellen aus sehr harzreichen Pflanzen aus zufälligen oder absichtlich gemachten Verletzungen hervor. Diese hervorgequollenen Massen sind niemals reine H., sondern häufig Verbindungen wirklicher H. mit ätherischen Oelen, in welchem Falle die Substanz weich oder halbflüssig ist und den Namen Balsam (s. d.) führt. Die Balsamharze finden sich, und zwar in so großer Menge, daß sie zur Charakteristik der Pflanzen dienen, besonders bei den Nadelhölzern und Balsambäumen. Durch Entfernung des ätherischen Oels (z. B. durch Erhitzung oder Destillation) wird aus ihnen das eigentliche H. gewonnen, welches entweder beim Erstarren hart wird (Hartharz) oder weich bleibt (Weichharz). Oft sind auch die H. mit andern Saftbestandtheilen, wie mit Gummi, Eiweiß, Kautschuk u. s. w., gemengt und werden dann Gummiharze oder Schleimharze genannt. (S. Gummi.) Auch im Mineralreiche werden Körper angetroffen, deren Eigenschaften ganz mit denen der vegetabilischen H. übereinstimmen. Dieselben verdanken ihren Ursprung offenbar einer untergegangenen Pflanzenwelt, werden deshalb mit dem Namen fossile H. bezeichnet und finden sich hauptsächlich in Braunkohlen- und Torflagern. Das wichtigste fossile H. ist der Bernstein (s. d.). Zu den H. rechnete man früher auch mehrere bei der trockenen Destillation gebildete Producte (Brandharze) sowie Körper, welche durch die Einwirkung chem. Agentien erzeugt werden. Die natürlichen H. stehen in einem innigen Zusammenhange mit den ätherischen Oelen, welche theils mit ihnen gemeinschaftlich vorkommen, theils durch Oxydation in H. übergehen können, weshalb länger aufbewahrte Oele allmählich dickflüssiger werden und endlich zu harzähnlichen Massen erstarren. Es läßt sich in vielen Fällen mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß auch die in den Pflanzen vorkommenden H. durch einen gleichen Oxydationsproceß aus ätherischen Oelen entstehen. Oefters bildet sich auch während der Oxydation eine freie Säure, die mit dem H. gemengt ist. Als allgemeine Kennzeichen betrachtet man ihre Unlöslichkeit in Wasser, ihre Löslichkeit in Alkohol, ihre Schmelzbarkeit in gelinder Wärme und ihre Zersetzbarkeit bei höherer Temperatur, wobei sie einen kohligen Rückstand hinterlassen. Auch in Aether, Holzgeist, Aceton, Chloroform, Benzol, Schwefelkohlenstoff, ätherischen und fetten Oelen sind viele H. löslich. Sie sind alle Nichtleiter der Elektricität und werden durch Reiben negativ-elektrisch. Die chem. Beziehungen der H. sind in neuerer Zeit besonders von Hlasiwetz in Wien gründlich studirt worden. Die einfachen H. zerfallen in saure (in ätzenden Alkalien lösliche) und indifferente (unlösliche). Erstere theilt man wieder in Harzsäuren, welche auch mit Ammoniak sich verbinden, aus kohlensauren Alkalien die Kohlensäure austreiben und mit allen Alkalien Salze (Resinate) bilden, und Halbharze, welche nur im kaustischen Kali oder Natron löslich sind. Die Alkaliresinate sind im Wasser löslich, schäumen mit solchem wie Seife und werden deshalb zu sog. Harzseifen und zum Leimen der Papiermasse in den Papierfabriken benutzt. Aus der alkoholischen Lösung sowie aus der in ätherischen Oelen (Harzfirnisse, Lacke) scheiden sich die H. meistens in Gestalt eines

Digitized by Google

glatten, durchſcheinenden, glänzenden Ueberzugs aus und vermitteln auch die Bildung eines ſolchen, wenn man ſie fetten, trocknenden Oelen (Leinöl, Mohnöl) oder derartigen Firniſſen beimengt. Als Bindemittel (Harzkitte), wobei man zwiſchen die zu kittenden Subſtanzen die feingepulverten H. bringt, die Gegenſtände bis zum Schmelzen des H. erhitzt und dann die Stücke ſchnell aneinanderdrückt, oder gemengt mit ſtarren, indifferenten Körpern (Siegellack, Asphalt), ſind die H. einer vielſeitigen Anwendung fähig. Man benutzt ſie auch in mancherlei Gemengen als waſſerdichten Ueberzug, zum Auskleiden von Behältern, zum luftdichten Verſchluß, ehedem zur Darſtellung von Harzgas, zu Feuerwerkskörpern, in der Medicin zu Salben, Einreibungen und ſelbſt innerlich zu Pillen, Latwergen u. ſ. w. Alle H. enthalten Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff, niemals Stickſtoff, der Bernſtein außerdem noch Schwefel. Die wichtigſten H. ſind: Fichtenharz (Kolophonium oder Pech), Kopal, Gummilack (Schellack, Tafellack), Elemi, Maſtix, Dammar, Sandarac, Anime, Benzoë, Gelbharz (von Xanthorrhoea hastilis), Bernſtein, Asphalt. Häufig verwechſelt man im gewöhnlichen Leben Körper, die gar kein H., ſondern nur Gummi oder Baſſorin, wie das Gummi der Kirſch- und Pflaumenbäume, der Traganth, das Gummi arabicum u. ſ. w., oder neben andern Subſtanzen nur wenig H. enthalten, wie z. B. die Myrrhe und die Aloë, mit den H. Dagegen ſind die häufig an den Blattknospen, beſonders der Pappeln und Roßkaſtanien, im Frühjahr bemerkbaren Ueberzüge wirkliche balſamartige Harzverbindungen. Ganz frei von H. ſind wenig Pflanzen, wenn auch nicht in ſolcher Menge, daß es ausfließt. Man kann daſſelbe dann durch Ausziehen mit Alkohol darſtellen, wie z. B. das Jalappenharz und das Guajakharz. Vgl. R. von Wagner, «Handbuch der chem. Technologie» (10. Aufl., Lpz. 1875); Wiesner, «Die techniſch verwendeten Gummiarten, H. und Balſame» (Erlangen 1869); derſelbe, «Die Rohſtoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873).

Haſchiſch (Hadſchi), oſtind. Berauſchungsmittel, ſ. Bang und Hanf.

Hasdrubal iſt der Name mehrerer berühmter karthag. Feldherren. — H., der Eidam des Hamilkar Barkas, erweiterte nach deſſen Tode 229 v. Chr. anſehnlich die karthag. Macht in Spanien, deren Mittelpunkt das von ihm gegründete Cartagena wurde, ſchloß den Vertrag mit den Römern, nach welchem der Ebro die Grenze der karthag. Beſitzungen in Spanien ſein ſollte, und wurde 221 von einem Gallier ermordet. — H., Hamilkar's Sohn, Hannibal's Bruder, führte als Feldherr in Spanien, nachdem Hannibal nach Italien gezogen, ſeit 218 v. Chr. den Krieg gegen die beiden Brüder Publius und Cnejus Cornelius Scipio, die ihn durch ihren Sieg 216 bei Ibera hinderten, dem Hannibal nach Italien zu folgen und auch in den folgenden Jahren ſiegreich waren. Nachdem H. 213 in Afrika gegen Syphax gefochten, kehrte er 212 nach Spanien zurück. Hier verleitete er zuerſt die ſpan. Truppen des Cnejus Scipio zum Abfall und brachte dann, nachdem ſein jüngerer Bruder Mago und H., Gisgo's Sohn, den Publius beſiegt hatten, mit dieſen zuſammen auch dem Cnejus eine ſchwere Niederlage bei. Der röm. Ritter Lucius Marcius rettete, da beide Scipionen gefallen waren, die Reſte des röm. Heers. Ueber H. ſiegte dann aber bei Bäcula 209 jenes Publius Sohn, der berühmte Publius Cornelius Scipio, der ſpäter den Namen Africanus erwarb; doch vermochte er ihn an dem Zuge nach Italien nicht zu hindern. H. gelangte bis nach Umbrien; bevor er ſich aber mit ſeinem Bruder Hannibal vereinigen konnte, wurde er 207 von Cajus Claudius Nero und Marcus Livius Salinator bei Sena (Sinigaglia) am Metaurus geſchlagen. Der größte Theil ſeines Heers und er ſelbſt fielen in der Schlacht. — H., Gisgo's Sohn, führte im zweiten Puniſchen Kriege in Spanien und Afrika karthag. Heere und wurde 207 mit Mago von Publius Cornelius Scipio bei Bäcula geſchlagen und zur Flucht nach Gades genöthigt. Er gab ſeine dem Maſſiniſſa verlobte Tochter Sophonisbe dem Syphax, der es jetzt mit den Karthagern hielt, während Maſſiniſſa zu den Römern überging. Als Scipio in Afrika gelandet war, wurde er 203 von H. und Syphax bedrängt, ſiegte aber über beide zweimal. Um der Wuth des gegen ihn gereizten Volks zu entgehen, tödtete ſich H. mit Gift. — Endlich iſt noch der H. zu erwähnen, der in dem Kriege, zu welchem Maſſiniſſa die Karthager 151 reizte, gegen dieſen nicht glücklich war, dagegen in dem ſog. dritten Puniſchen Kriege den röm. Conſul Manius Manilius 149 zweimal ſchlug, dem jüngern Publius Cornelius Scipio, als dieſer 147 und 146 Karthago belagerte, den tapferſten Widerſtand leiſtete und ſich, als die Stadt genommen wurde, in die Burg und zuletzt mit Weib und Kindern und 900 Ueberläufern, denen die Verzeihung von Scipio verſagt war, in den Tempel des Aesculap zurückzog. Hier aber verzagte er und begab ſich heimlich, um Gnade flehend, zu Scipio, wogegen ſein Weib vor ſeinen Augen ſeine Kinder tödtete und mit den andern den Tod in den Flammen des Tempels fand, den ſie angezündet hatten. H. ſtarb als Gefangener in Italien.

Digitized by Google

Hase (Lepus) heißt eine zu den doppelzähnigen Nagethieren gehörende Säugethiergattung, die aus etwa 40 Arten besteht, mit Ausnahme Australiens in allen Welttheilen vorkommt und den Typus einer Familie bildet, zu welcher auch die Kaninchen gehören. Bei den hierher gehörigen Thieren sind die obern Nagezähne gefurcht mit keilförmiger Schneide, und hinter ihnen steht ein zweites, weit kleineres Zahnpaar. Die kurzen Vorderfüße sind fünfzehig, die verlängerten Hinterfüße vierzehig, die Sohlen behaart und der Schwanz sehr kurz. Die verbreitetste Art ist der gemeine H. (L. timidus), welcher auf einem sehr großen Raume von Portugal bis zum Ural und Kaukasus sich befindet, in mehrern Spielarten vorkommt und sich von weichen Pflanzentheilen, besonders Blättern, im Winter auch von Baumrinde nährt. Seine große Furchtsamkeit, welche sprichwörtlich geworden, läßt ihn niemals sich gänzlicher Sorglosigkeit hingeben. Obschon er mit großer Schärfe der Sinne und ungemeiner Schnelligkeit ausgerüstet ist, würde er dennoch der Ausrottung nicht entgehen, wenn seine Fruchtbarkeit nicht so groß wäre. Die Häsin, welche bereits am Ende des ersten Jahres zur Fortpflanzung fähig ist, setzt drei- bis viermal im Jahre drei bis fünf Junge, trägt nur vier Wochen und überläßt die Jungen bald ihrem Schicksale. Der männliche H. (Rammler) ist kürzer, mehr braunröthlich und hat kürzere Ohren (Löffel) und kürzern Schwanz (Blume oder Feder). Der H. läßt sich leicht zähmen und, obschon seine Intelligenz nicht bedeutend, selbst zu ungewöhnlichen Leistungen abrichten. Daß der H. mit offenem Auge schlafe, ist vollkommen richtig. Uebrigens ist sein Gesicht sehr schlecht, weshalb er sich nur auf Gehör und Geruch verläßt. Die H. werden zur niedern Jagd gerechnet. Ihr Fleisch ist zart und leicht verdaulich. Die Felle (Hasenbälge) werden zu Kürschnerwaaren und die Haare zu Hüten u. s. w. verarbeitet. Eine besondere Art macht der Alpenhase (L. variabilis) aus, der in Mitteleuropa die höchsten Gebirge nicht verläßt und nur im äußersten Norden auf die Ebenen herabsteigt. Er unterscheidet sich durch die kürzern Ohren und den ganz weißen Schwanz. Im Winter wird er blendend weiß und behält nur die schwarzen Ohrspitzen. Uebrigens haben aber alle H. ganz dasselbe Familienansehen.

Hase (Karl Aug.), freisinniger deutscher Theolog, geb. 25. Aug. 1800 zu Steinbach in Sachsen, besuchte das Gymnasium zu Altenburg, studirte seit 1819 in Leipzig, dann in Erlangen, und habilitirte sich 1823 in Tübingen als Docent der Theologie. Wegen Theilnahme an der Burschenschaft wurde er in einer langwierigen Untersuchung elf Monate auf dem Hohenasperg festgehalten. Nach seiner Freilassung und Landesverweisung wandte er sich nach Dresden, dann nach Leipzig, wo er sich 1828 abermals habilitirte und 1829 eine Professur der Philosophie erhielt. Aber noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Professor der Theologie nach Jena, wo er seitdem vornehmlich die Fächer der Dogmatik und Kirchengeschichte vertritt. Seine theol. Grundansicht hat H. wissenschaftlich in seiner «Evang. Dogmatik» (Stuttg. 1825; 6. Aufl. 1870) entwickelt und in der «Gnosis» (3 Bde., Lpz. 1826—28; 2. Aufl., 2 Bde., 1869—70) gemeinverständlich dargelegt. Sein System richtet sich auf eine Ausgleichung des kirchlichen Christenthums mit der modernen Bildung, wobei die letzte Entscheidung in das eigene religiöse Bewußtsein, der stärkste Accent aber auf die histor. Bedeutung der Kirche gelegt wird. H. konnte daher ebenso wol gegen den modernen Supernaturalismus wie gegen den vulgären Rationalismus ankämpfen. Von seinen übrigen Arbeiten sind als Hauptwerke hervorzuheben: der «Hutterus redivivus» (Lpz. 1827; 11. Aufl. 1868), welcher die Consequenz der altluth. Dogmatik gegen die neuern Systeme hervorhob und das verbreitetste dogmatische Handbuch der Studirenden geworden ist; das «Leben Jesu» (Lpz. 1829; 5. Aufl. 1865), mit welchem er diesem Theile der Kirchengeschichte zuerst eine wissenschaftliche Form verlieh; die «Kirchengeschichte» (Lpz. 1834; 9. Aufl. 1867), ein Lehrbuch, das in Bezug auf präcise, kraftvolle Darstellung noch nicht übertroffen worden ist. Hierzu kam das «Handbuch der Polemik gegen die röm.-kath. Kirche» (Lpz. 1863; 3. Aufl. 1871). Einzelne Partien der Kirchengeschichte behandelte H. in «Die beiden Erzbischöfe» (Lpz. 1839), «Neue Propheten» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1860), «Franz von Assisi» (Lpz. 1854), «Geistliche Schauspiele» (Lpz. 1858) und «Caterina von Siena» (Lpz. 1862). In der Schrift «De jure ecclesiastico» (Thl. 1 u. 2, Lpz. 1828—34) begann er eine Geschichte des Kirchenrechts. Sehr geschätzt ist seine Ausgabe der «Libri symbolici» (Lpz. 1827; 3. Aufl. 1850). Eine Art von Autobiographie bildet H.'s interessante Schrift «Ideale und Irrthümer» (Lpz. 1872; 2. Aufl. 1873).

Haselhuhn (Tetrao bonasia) heißt ein Waldhuhn, das im ganzen mittlern und nördl. Europa von den Alpen an in Hügel- und Bergwäldern haust, wo es Haselstauden und Birken gibt, und auch über Rußland und Sibirien verbreitet ist. Es wird nicht so groß als das Birkhuhn, ist rostfarben mit weißen und schwarzen Flecken, aschgrau und schwarzgewässertem

Digitized by Google

Schwanze und schwarzem Schnabel; das Männchen mit schwarzer Kehle und einem kleinen Schopf auf dem Kopfe. Es lebt paarweise, nährt sich von Beeren, grünen Knospen und Gewürm und brütet 8—12 röthliche, braungefleckte Eier aus, ist sehr scheu, wild und vorsichtig, fliegt schnell und niedrig geradeaus mit großem Geräusch, duckt sich bei Gefahr auf der Erde oder auf einem Aste und wird seines vortrefflichen Fleisches wegen überall eifrig gejagt. Man schießt die Haselhühner vor dem Hunde oder indem man sie mit Pfeifen lockt.

Haselmaus (Muscardinus avellanarius) heißt ein kleines niedliches Thierchen aus der Gattung der Siebenschläfer, das sich durch den gleichmäßig behaarten Schwanz und die fast überall gelblichrothe, nur an der Brust und Kehle weißliche Färbung von den andern Arten unterscheidet. Der Körper der H. wird höchstens 8 Ctmt., der Schwanz nicht ganz ebenso lang, sodaß sie zu unsern kleinsten Säugethieren gehört. Sie findet sich vom südl. Schweden bis nach Sicilien, schläft bei Tage, klettert nachts äußerst behende in Gebüschen und Hecken umher, nährt sich von allen Arten Nüssen, Eicheln, Eckern und Beeren und baut ein sehr kunstreiches, kugeliges, nur an der Seite offenes Nest in dichtem Gebüsch, worin sie drei bis sechs Junge erzieht und den Winterschlaf hält. In der Gefangenschaft läßt sie sich leicht zähmen, stirbt aber leicht, wenn man ihren Winterschlaf stört oder durch Heizung der Wohnräume verhindert.

Haselnußstrauch (Corylus) ist der Name einer zur 21. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Copuliferen gehörenden Gattung von Holzgewächsen, deren wenige Arten in der nördl. Halbkugel und besonders in Europa und Asien wachsen. Sie stimmen darin überein, daß nur die männlichen Blüten in Kätzchen gestellt, die weiblichen dagegen in Knospen eingeschlossen sind. Erstere entwickeln sich schon im Sommer, blühen jedoch erst Ausgang des Winters, lange vor dem Laubausbruch, auf. Sie sind walzig, zur Blütezeit schlaff herabhängend; unter jeder ihrer halbeiförmigen Schuppen befinden sich acht Staubgefäße. Um dieselbe Zeit entwickeln sich die weiblichen Blüten in gewissen Knospen derselben Zweige, welche die Kätzchen tragen. Aus solchen Knospen ragen dann die purpurrothen Griffel büschelförmig heraus. Die aus dem Fruchtknoten entstehende Nuß ist von einem häutigen, blattartigen, oben offenen und zerschlitzten Fruchtbecher (cupula) umgeben und ähnlich wie die Eichelfrucht gebaut. Die großen Kotyledonen des darin eingeschlossenen Samens (selten kommen zwei Samenkerne, sog. Vielliebchen, in einer Frucht vor) enthalten viel fettes Oel und sind bei allen Arten wohlschmeckend, weshalb die Haselnüsse zum Obst gerechnet werden und einen Gegenstand des Handels bilden. In Europa kommen drei Haselarten vor. Der gemeine H. (C. Avellana L.), ein 3—6 Mt. hoher Strauch, ist durch ganz Europa (gegen Norden bis zum 65. Breitengrade und bis 1600 Mt. Seehöhe) und das nördl. Asien verbreitet und bei uns einer der gemeinsten Waldsträucher. Er wird in Deutschland häufig im Nieder- und Mittelwald angepflanzt, da seine schlanken Stockausschläge zu Reifstäben sehr gesucht sind und gespalten ein vorzügliches Flechtmaterial abgeben, in Südeuropa mehr wegen der Nüsse (so z. B. in Asturien und um Tarragona, wo Haselnüsse einen Hauptzweig des Exporthandels bilden). In Gärten cultivirt man mehrere Varietäten, namentlich die unter dem Namen Zellernuß bekannte großfrüchtige Spielart mit niedergedrückter, gestreifter Nuß, und die Mandelnuß, welche eine kegelförmige, dünnschalige Frucht und einen sehr süßen Kern besitzt. Nächst dem gemeinen H. kommt die Lambertusnuß (C. tubulosa Willd.) am häufigsten vor, wenigstens cultivirt, denn wild findet sie sich nur im südöstl. Europa. Der Strauch wird baumartig und unterscheidet sich von dem gemeinen H. namentlich durch die langröhrige Cupula, welche die Frucht weit überragt. Seine Nuß ist noch wohlschmeckender. In neuerer Zeit wird auch eine rothe Varietät derselben, die sog. Blutnuß, mit röthlichen Blättern und Früchten, vielfach cultivirt. Die dritte Art, der türkische H. (C. Colurna L.), wird in seiner Heimat (in den untern Donauländern vom Banate an, der Türkei und Kleinasien) zu einem Baume von 12—16 Mt. Höhe und beträchtlicher Stärke, in unsern Gärten dagegen gewöhnlich nur zu einem kleinen Baume. Die Rinde ist dick, rissig und sehr korkig, die Blätter sind kleiner als bei den andern Arten und spitz, die Früchte von einer doppelten, tief zerschlitzten, rauhhaarigen Cupula mit weit abstehenden knorpeligen Zipfeln umgeben, die Nüsse sehr groß. Bei uns werden dieselben nicht reif. Schon im Banat tritt diese schöne Art als Waldbaum in ganzen Beständen auf. Von nordamerik. Arten werden in unsern Gärten C. americana L. und rostrata L. cultivirt.

Haselwurz, Pflanzengattung, s. Asarum.

Hasenauge (Lagophthalmos) nennt man ein Auge, dessen Lidspalte nicht geschlossen werden kann. Der Lidschluß ist Function des die Lidspalte kreisförmig umgebenden Schließmuskels (musculus orbicularis), und da dieser vom Gesichtsnerven (nervus facialis) motorisch

Digitized by Google

innervirt wird, so ist das H. eine Theilerscheinung der Lähmung des Gesichtsnerven. Eine insufficiente Bedeckung des Auges kann auch dadurch bedingt sein, daß ein oder beide Lider theilweise oder ganz durch zerstörende Krankheitsprocesse oder durch Verletzungen verloren gegangen sind. Zu weites Klaffen der Lidspalte durch ungewöhnliche Retraction des obern Lides, welche Ausdruck einer spastisch gesteigerten Function des mit dem Namen des obern Lidhebers (musculus levator palpebrae superioris) belegten Muskels ist und seine Begründung findet in zu starker Erregung entweder des zu jenem Muskel tretenden Hirnnerven, einem Aste des nervus oculomotorius, oder der in ihm nachgewiesenen Elemente des sympathischen Nerven, bedingt an sich keineswegs einen mangelhaften Lidschluß und darf daher mit dem H. nicht verwechselt werden. Der diesem entgegengesetzte Zustand, die mangelnde Fähigkeit, das Auge zu öffnen, ist entweder durch eine Lähmung des vorher genannten Lidhebers (Ptosis) oder auch durch einen Krampfzustand des Schließmuskels (Blepharospasmus) bedingt.

Hasenclever (Joh. Peter), einer der vorzüglichsten Genremaler der düsseldorfer Schule, geb. 18. Mai 1810 zu Remscheid, kam im Alter von 17 J. auf die Kunstakademie zu Düsseldorf, um das Baufach zu studiren. Diesen Beruf verließ er jedoch bald, um sich der Malerei zu widmen, worin Schadow sein Lehrer wurde. Anfänglich bewegte sich H. in seinen Compositionen in den verschiedensten Richtungen und Darstellungskreisen, ehe er die Sphäre, in der er mit so vielem Glück arbeitete, die humoristische, herausfand. Hatten schon seine ersten Bilder (Jungen am Feuer und der Nieser) ihm den Ruf eines Talents verschafft, so trugen die humoristischen, in deren Reihe der von der Universität zurückkehrende Candidat Jobs das erste von allgemeiner Verbreitung war, nicht unwesentlich dazu bei, der romantisch-sentimentalen Richtung, welche in Düsseldorf platzgegriffen, ein gesundes Gegengewicht zu halten. Später entstand dazu das Examen, Dorfschulmeister Hieronymus und Jobs als Nachtwächter. Ein mehrjähriger Aufenthalt in München (1838—42) diente dazu, H.'s Gesichtskreis zu erweitern und ihn mit Entschiedenheit die eingeschlagene Richtung verfolgen zu lassen. Seit 1842 lebte er in Düsseldorf, wo er 16. Dec. 1853 starb. Neben diesen größern Bildern malte H. viele kleinere humoristische Scenen aus dem Stadt-, Familien- und Wirthshausleben, wovon die Zeitungsleser, die Weinprobe und das Rheinische Kellerleben am bekanntesten geworden sind. Ernstern Charakters sind seine Gemälde aus den Spielhöllen. Nicht minder bedeutend als im humoristischen Genre zeigte sich H. in der Porträtmalerei.

Hasenohr (Bupleurum rotundifolium), Pflanzenart, s. Bupleurum.

Hasenpflug (Karl Georg Adolf), vorzüglicher Architekturmaler, geb. 23. Sept. 1802 zu Berlin als Sohn eines armen Schuhmachers, lernte das Handwerk des Vaters, gelangte aber später durch Verwendung in das Atelier des Decorationsmalers Gropius, wo er durch die Decorationsmalerei für das Theater zur Architekturmalerei geleitet wurde. Er sollte ein regelrechtes akademisches Studium beginnen, zog aber ein autodidaktisches Verfahren vor, und so äußerte sich die Unterstützungswillfährigkeit Friedrich Wilhelm's III. in Aufträgen. H. malte die Dome von Halberstadt, Magdeburg, Erfurt, Bamberg und viele andere, und man legte auf sein Verständniß der deutschen Architektur bald einen solchen Werth, daß er zur Restauration des magdeburger Doms (1830—32) mit herangezogen wurde. Halberstadt mit seiner Menge mittelalterlicher Bauten der verschiedensten Perioden zog den Künstler in dem Grade an, daß er sich dort 1830 niederließ. Er vertauschte diesen Aufenthalt nur von 1835 an auf eine Zeit lang mit Köln, um dem dortigen Dome ein eingehendes Studium zu widmen. H. stellte das Bauwerk von außen und innen in zwei fast 3 Mt. breiten Bildern dar. Gern verbindet H. das Malerische von Sonnenuntergängen, Winterlandschaften u. dgl. mit seinen Architekturen. Er schuf sich das Gebiet der Kirchen-, Burg- und Klosterruinen im Winter, die Einblicke in die Kreuzgänge und Durchblicke auf schneeglänzende Kirchhöfe, und gelangte darin zu einer Anerkennung, die seinen Werken auch nach Belgien, England und besonders nach Amerika Eingang verschaffte. Er wurde fortwährend mit Aufträgen überhäuft, lieferte aber dessenungeachtet stets nur sorgsam vollendete Bilder. H. starb 13. April 1858.

Hasenscharte (Hasenlippe, Hasenmund, labium leporinum), eine häufig vorkommende angeborene Misbildung (Hemmungsbildung), bei welcher eine Lippe, meist die Oberlippe, in der Gegend des Eckzahns auf einer Seite allein oder auch auf beiden Seiten mehr oder minder weit gespalten ist. Erstreckt sich die Spaltung bis auf das Dach der Mundhöhle, so nennt man diese Misbildung Wolfsrachen (palatum fissum); die Spaltung kann aber selbst den weichen Gaumen und das Gaumensegel betreffen. Mit H. behaftete Kinder sind am Saugen behindert, die mit Wolfsrachen behafteten auch am Schlucken. Bleiben solche Kinder trotz der

Digitized by Google

beschwerlichen Ernährung am Leben, so erlangen sie, abgesehen von der erheblichen Entstellung des Gesichts, nur unter großen Schwierigkeiten eine deutliche Aussprache. Ueber die Ursachen dieser Misbildung ist nichts Sicheres bekannt; bisweilen finden sich mehrere oder alle Kinder derselben Mutter mit Lippenspalten behaftet. Wahrscheinlich handelt es sich um mechan. Einflüsse, indem in der frühesten Zeit, in den ersten sechs Wochen der Schwangerschaft, ehe die Oberkieferfortsätze miteinander verwachsen, gewisse Theile sich in die zwischen den Kieferfortsätzen befindliche Spalte hineinlegen und so deren Vereinigung hindern. Man beseitigt die H. auf operativem Wege durch Wundmachen der Spalträndер und Vereinigung derselben mittels der umschlungenen Naht, eine Operation, welche wegen der beeinträchtigten Ernährung und Athmung möglichst frühzeitig vorzunehmen ist.

Häser (Heinr.), namhafter medic. Schriftsteller, geb. 15. Oct. 1811 zu Rom, wo sein Vater, der als kirchlicher Componist rühmlichst bekannte August Ferdinand H. (geb. 15. Oct. 1779 in Leipzig, gest. 1. Nov. 1844 als Musikdirector in Weimar), damals sich aufhielt, verlebte seine Jugend erst in Lemgo, dann in Weimar, wo er auch seine Gymnasialbildung erhielt. Nachdem er seit 1830 zu Jena Medicin studirt, promovirte er daselbst mit der Abhandlung «De influentia epidemica» (1834), wodurch er auf das Studium der Epidemien geführt wurde. Nach der Rückkehr von einer längern Reise, auf welcher er die wichtigsten medic. Unterrichtsanstalten von Deutschland, namentlich München, Wien, Berlin, Halle, besuchte, ward ihm 1835 das im Neustädter Kreise des Großherzogthums Weimar gelegene Städtchen Auma als ärztlicher Wirkungskreis angewiesen. Doch verließ er dasselbe schon im Herbst desselben Jahres, um sich Michaelis 1836 als Privatdocent in Jena zu habilitiren. Hier bekleidete H. zugleich mehrere Jahre hindurch die Stelle eines Secundärarztes der Poliklinik und wurde 1839 zum außerord., später zum ord. Honorarprofessor ernannt. Im J. 1849 folgte er einem Rufe als ord. Professor nach Greifswald, von wo er 1862 in gleicher Eigenschaft nach Breslau übersiedelte. H.'s Lehrthätigkeit erstreckt sich vorzugsweise auf allgemeine Pathologie und Therapie, Arzneimittellehre, Epidemiologie und Geschichte der Medicin. Auf letzterm Gebiete namentlich hat er seinen Ruf als Gelehrter und Schriftsteller begründet. In den spätern Jahren seines jenaischen Aufenthalts und in Breslau leitete H. zugleich ein klinisches Institut für kranke Kinder. Unter seinen medic.-geschichtlichen Werken sind besonders hervorzuheben: «Histor.-pathol. Untersuchungen als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten» (2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1839—41), «Lehrbuch der Geschichte der Medicin und Volkskrankheiten» (Jena 1845; 2. Aufl. 1853; 3. Aufl., Bd. 1, 1875), «Geschichte christl. Krankenpflege und Pflegerschaften» (Berl. 1857), «Die Vaccination und ihre Gegner» (Berl. 1854). Auch besorgte er die Herausgabe des von Gruner hinterlassenen großen Quellenwerks über die Geschichte des engl. Schweißes («Scriptores de sudore anglico», Jena 1847) und stellte eine «Bibliotheca epidemiographica» (Jena 1843; 2. Aufl., Greifsw. 1862) zusammen. In den J. 1840—47 gab er das «Archiv für die gesammte Medicin» (10 Bde.) heraus.

Hasli, auch H. im Weißland, heißt im engern Sinne das oberste Thal der Aare (s. d.) im Oberlande des schweiz. Cantons Bern; im weitern Sinne umfaßt die Landschaft H. das ganze Gebiet der Aare von ihren Quellen bis zum Brienzersee. Das Hauptthal, vom Grimselgrunde bis zum See 40 Kilom. lang, scheidet die Berner Alpen von den Urner und Unterwaldner Alpen, steht mit dem Oberwallis durch das Joch der Grimsel (s. d.) in Verbindung und zerfällt durch den Querwall des Kirchet in die Thalstufen Ober- und Unterhasli. Das Oberhasli hat nordnordwestl. Richtung, wird rechts von den Gersten- und Gelmerhörnern, dem Thierälplistock 3400 Mt., den Diechterhörnern und dem Mährenhorn, links von den östlichsten Ausläufern der Berner Alpen (Bächlistock 3270 Mt., Ritzlihorn 3282 Mt.) umrahmt. Im obern Theile ist es öde, eine spärlich bewachsene, baumlose Felswildniß mit zahlreichen Gletscherschliffen, bald schluchtartig eingeschnitten, bald kesselartig erweitert, von der schäumenden Aare durchflossen. Bei der Sennhütte Handeck (1380 Mt.), wo die Aare den berühmten Fall bildet, beginnt der Wald, und die Weiden werden üppiger. Bei dem obersten Wintersitze, dem ärmlichen Pfarrdorfe Guttannen (1049 Mt., 450 E.), zeigen sich neben den Alpweiden Getreide- und Kartoffeläcker; fruchtbar wird aber das Thal erst im Kessel des Hasligrundes, wo die Seitenthäler der Gadmeraare und des Urbachs in das Hauptthal einmünden. Hier beginnt bei dem Pfarrdorfe Innertkirchet (626 Mt. hoch mit 1383 E.) die Poststraße, überschreitet in zahlreichen Windungen den quer durch das Thal gelagerten Moränenwall des Kirchet, in welchem der Fluß eine schmale Schlucht, die finstere Schlauche, durchgebrochen hat, und gelangt nach Meiringen, dem Hauptorte des Thals am Fuße des Hasliberg

Digitized by Google

600 Mt. über dem Meere, 2789 E.). Vom Kirchet bis zum See erstreckt sich 13 Kilom. lang, 1—2 Kilom. breit, in westnordwestl. Richtung die sumpfige, jetzt kanalisirte Thalebene des Unterhasli, rechts von den Unterwaldnerbergen, links von der Faulhornkette umschlossen. Vom Grimselpaßweg, der das ganze Thal durchzieht, zweigt sich bei Innertkirchet rechts ein Weg ab, der sich gabelnd nach Osten durch das von der Gadmeraare durchflossene Nessenthal zum Sustenpaß (2262 Mt.) und ins Maienthal (Uri), nach Nordosten durch das Genthal zur vielbesuchten Engstlenalp und über das Joch (2210 Mt.) nach Engelberg (s. d.) führt. Von Meiringen aus führt nach Nordwesten die Poststraße über den Brünig (1004 Mt., s. d.) in das Thal der Sarner Aa (Unterwalden) und nach Südwesten ein Saumweg an den prachtvollen Reichenbachfällen vorbei über Rosenlaui und die Große Scheidegg 1961 Mt. nach Grindelwald (s. d.). Das Oberhasli und die obere Hälfte der untern Thalstufe bilden den bernischen Amtsbezirk Oberhasli, der 555 QKilom. umfaßt und 7489 E. zählt. Die Oberhasler, denen eine durchaus unbegründete Sage, wie dem Volk der Urcantone und des Simmenthals, schwed. oder fries. Abstammung zuschreibt, sind einer der schönsten Schläge der Alpen: die Männer sehnig und hochgewachsen, gewandte Schwinger, tüchtige Bergführer, verwegene Gemsjäger und Strahler (Krystallsucher), die Frauen schlank und zierlich mit feinen Gesichtszügen. Haupterwerbsquellen sind die Alpwirthschaft, die Holzschnitzerei und der Fremdenverkehr. Bis ins 14. Jahrh. reichsfrei, von Landammännern regiert, die aus den Thalleuten selbst gewählt wurden, seit 1275 mit Bern verbündet, wurde die Landschaft H. 1310 von König Heinrich VII. an die Freiherren von Weißenburg verpfändet und ging 1334 gegen Erlegung der Pfandsumme als vielfach begünstigtes Unterthanenland an Bern über. Den Widerstand, den das Volk 1528 der Einführung der Reformation entgegensetzte, büßte es durch den Verlust seiner Freiheiten, wurde aber 1555 wieder in den Genuß derselben eingesetzt und bewahrte dieselben bis 1798, wo durch die Einnahme Berns durch die Franzosen und die darauf folgende Neugestaltung der helvet. Republik die Sonderstellung des H. aufgehoben wurde.

Hasner (Leop., Ritter von Artha), österr. Staatsmann, geb. zu Prag 15. März 1818, der Sohn des 20. Jan. 1864 verstorbenen Hofraths und böhm. Kammerprocurators Leopold H., vollendete seine Studien in Prag und erwarb sich den juris. Doctorgrad in Wien, wo er 1842 in den Dienst der damaligen Hofkammerprocuratur eintrat, in dem er bis 1848 (an der Seite Lasser's und Herbst's) verblieb. Im J. 1848 folgte er einem Rufe des damaligen Statthalters von Böhmen, Graf Leo Thun, als Redacteur der «Prager Zeitung». Als Thun 1849 Minister wurde, erhielt H. eine außerord. Professur der Rechtsphilosophie in Prag, 1851 die ord. Professur der Nationalökonomie daselbst. In dieser Eigenschaft schrieb er «Philosophie des Rechts und seiner Geschichte im Grundrisse» (Prag 1851) und «System der polit. Oekonomie» (Bd. 1, Wien 1860). Das letztere blieb unvollendet, da H.'s Thätigkeit seit 1861 fast vollständig dem Felde der Politik zugewendet wurde. In den böhm. Landtag und das Abgeordnetenhaus gewählt, wurde er zu dessen Vicepräsidenten ernannt und galt bald als einer der besten Redner. Im J. 1863 wurde er durch Schmerling zum Präsidenten des damals activirten, aber als verfassungswidrig angesehenen Unterrichtsraths und gleichzeitig zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses berufen; 1865 wurde er an der Universität zu Wien zum Professor der Nationalökonomie ernannt. Im J. 1868 trat er, seit 1867 Mitglied des Herrenhauses, als Unterrichtsminister in das sog. Bürgerministerium. Als Frucht seiner Thätigkeit ist das neue österr. Volksschulgesetz zu erwähnen. Er gehörte jener Majorität des Ministeriums an, deren Memorandum, von ihm verfaßt, den Rücktritt der Minister Taaffe, Potocki und Berger zur Folge hatte. Nach demselben zum Ministerpräsidenten und Wirkl. Geh. Rath ernannt, trat er mit seinen Collegen im März 1870 zurück und wirkt seither im böhm. Landtage und im Herrenhause als ein Parteiführer der verfassungstreuen Majorität.

Hasner (Jos., Ritter von Artha), Bruder des Vorigen, verdienter Augenarzt und Augenoperateur, geb. in Prag 13. Aug. 1819, studirte in Prag Medicin, fungirte 1842—46 im allgemeinen Krankenhause daselbst als Secundärarzt und Assistent an der Augenklinik unter Prof. Fischer, errichtete dann eine oculistische Poliklinik, habilitirte sich 1848 als Privatdocent für Augenheilkunde und erhielt eine oculistische Abtheilung im Krankenhause. Im J. 1852 wurde er außerord. Professor und 1856, nach Arlt's Berufung nach Wien, ord. Professor der Augenheilkunde und Primararzt in Prag. Unter seinen zahlreichen oculistischen Schriften sind hervorzuheben: «Entwurf einer anatom. Begründung der Augenkrankheiten» (Prag 1847), «Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Thränenableitungsapparats» (Prag 1851), «Ueber die Benutzung foliirter Linsen zur Untersuchung der Augen» (Prag 1854), «Klinische Vor-

Digitized by Google

träge über Augenheilkunde» (Prag 1860—66), «Die Statopathien des Auges» (Prag 1869), «Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Auges» (Prag 1873), «Die Grenzen der Accommodation» (Prag 1875). Seit 1869 ist H. neben Halla bei der Redaction der prager «Vierteljahrsschrift für praktische Heilkunde» betheiligt.

Haspel ist ein einfaches Hebezeug, dessen man sich hauptsächlich in Bergwerken und beim Bauwesen bedient, um Lasten aus der Tiefe heraufzufördern oder von der Erde in die Höhe zu heben. Dasselbe besteht aus einem auf zwei Stützen in Zapfenlagern wagerecht liegenden Wellbaum, dem Haspelbaum, welcher entweder durch Kreuzarme (Kreuzhaspel), oder durch Kurbeln (Hornhaspel), oder durch ein Speichenrad (Radhaspel) in Umdrehung gesetzt wird. Auf diesen Wellbaum windet sich beim H. der Bergwerke das Lastseil in zwei Armen auf, sodaß der eine Arm absteigt, während der andere aufsteigt und so einer dem andern als Gegengewicht dient. Wird nur an einem Ende gedreht, so heißt der H. einmännisch, zweimännisch aber, sobald an beiden Seiten Angriffspunkte für die Kraft befindlich sind. Oft wird auch noch ein Schwungrad zur Ausgleichung der Bewegung angebracht. Das Verhältniß der Kraft zur Last richtet sich nach dem Unterschiede des Halbmessers der Welle und des Hebelarms der Kraft. Man kann daher bei dünnen Wellen und Kurbeln sehr bedeutende Lasten mit geringer Kraft heben; da aber in diesem Falle die Geschwindigkeit der Last mit der der Kraft im umgekehrten Verhältnisse steht, so wird man auch dann um so mehr Zeit zur Hebung der Last brauchen. — In der Spinnerei nennt man H. (auch Weife) eine Maschine, welche dazu dient, das gesponnene Garn von der Spule ab in Gebinde und Strähne zu formen und zugleich zu messen. Ein solcher H. ist ein Rad, dessen Umfang einen Faden von bestimmter Länge erfordert, gewöhnlich 1,37 Mt. (54 Zoll engl.), sodaß bei jeder Umdrehung des H. eine solche Länge Garn aufgewunden wird. Eine bestimmte Anzahl solcher Fäden bilden ein Gebind und mehrere Gebinde ein Stück oder einen Strähn. Am Rade des H. ist ein Zählwerk angebracht, welches durch einen Schlag anzeigt, wenn ein Gebind voll ist; dasselbe wird dann unterbunden, worauf man weiter haspelt, bis das Stück voll ist. Auch hat man Maschinenhaspel, welche 10—20 Fäden gleichzeitig haspeln und zu ihrer Bedienung nur eine Person erfordern.

Haspinger (Joachim, aber Simon getauft), tiroler Patriot, geb. 28. Oct. 1776 zu St.-Martin im Gsieß im Pusterthale, studirte seit 1793 in Bozen Philosophie, focht 1796, 1797 und 1799—1801 mit den Scharen der tiroler Landesvertheidigung gegen die Franzosen, setzte dann seine Studien in Innsbruck fort und trat 4. Nov. 1802 zu Eppan bei Bozen in den Kapuzinerorden, wo er den Klosternamen Joachim annahm. Nach vollendeten theol. Studien erhielt er 1. Sept. 1805 zu Meran die Priesterweihe. Beim Ausbruch des tiroler Freiheitskampfes im Frühjahr 1809 ging H. als Feldpater zur Armee, stellte sich aber bald nebst Hofer und Speckbacher an die Spitze des bewaffneten Landvolks und trug namentlich zu dem auf dem Isel 13. Aug. 1809 gegen franz. und sächs. Truppen unter Lefebvre erfochtenen Siege bei. Nach der Unterdrückung des Aufstandes wurde H. 1810 von Baiern geächtet, mußte im August Tirol verlassen, durchwanderte die Schweiz und Oberitalien und kam 31. Oct. nach Wien. Hier trat er aus dem Orden und wurde 1814 Pfarrvicar zu Traunfeld in Niederösterreich. Als solcher wurde er 1836 pensionirt, lebte dann in Hietzing, zog im Frühjahr 1848 als Feldpater mit einer Studentencompagnie (tiroler Feldjäger) abermals mit ins Feld nach Italien, kehrte im Juli nach Wien zurück, lebte bis 1854 in Döbling bei Wien, siedelte dann nach Salzburg über und starb hier 12. Jan. 1858. Seine Leiche wurde erst in Salzburg beerdigt, später aber auf kaiserl. Befehl nach Innsbruck gebracht und dort in der Hofpfarrkirche (Franciscanerkirche) neben der Andreas Hofer's beigesetzt. Vgl. Schallhammer, «Biographie des tiroler Heldenpriesters Joachim H.» (Salzb. 1856).

Haß als die entschiedene Abneigung einer Person gegen andere ist im allgemeinen Sinne des Wortes der Liebe als der entschiedenen Zuneigung entgegengesetzt. Beide verhalten sich zueinander einerseits wie Abstoßung und Anziehung, andererseits wie Unlust zu Lust. Denn ein Gegenstand zieht uns an durch Eigenschaften, welche uns Lust und Wohlgefallen erregen, und stößt uns ab durch solche, welche uns Unlust und Misfallen erregen. H. und Liebe in diesem weitern Sinne sind die allgemeinen Hebel im Gebiete aller unserer Gemüthsbewegungen und Leidenschaften. Im engern Sinne des Wortes schließt der H. die Begierde in sich, seinem Gegenstande Schaden zuzufügen oder wehe zu thun. Daher sind gutmüthige Seelen wol starker Abneigungen, aber nicht des eigentlichen H. fähig. Der H. entspringt gewöhnlich aus zugefügtem Unrecht, aus Neid, aus Eifersucht oder gekränktem Ehrgeiz. Von der Verachtung, welche ebenfalls ihren Gegenstand verabscheut und zurückstößt, unterscheidet sich der H. durch

Digitized by Google

die Wichtigkeit, welche er den Gegenständen seiner Abneigung zugesteht, wogegen der verachtete Gegenstand mehr als nichtexistent betrachtet wird. Starke Liebe entladet sich häufig in H. gegen das, was der Verbindung mit dem Geliebten entgegensteht, wie bei der Eifersucht, oder schlägt sogar, wenn sie ihr Ziel nicht erreichen kann, in H. gegen den geliebten Gegenstand um.

Hasse (Friedr. Christian Aug.), histor. Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1773 zu Rehfeld bei Herzberg, besuchte das Lyceum zu Lübben und studirte seit 1791 zu Wittenberg in steter Verbindung mit Philosophie und Geschichte die Rechtswissenschaft. Nachdem er einige Zeit als Lehrer der Söhne des Fürsten von Schönburg-Waldenburg gewirkt, kam er im Oct. 1798 als Professor an das Cadettenhaus nach Dresden, bei welchem er 1803 als ord. Professor der Moral und Geschichte vorrückte. Mit dem russ. Gesandten, Grafen Gregor von Stroganow, unternahm er 1805 eine größere Reise über Berlin, Hamburg, London und Lissabon nach Madrid, von wo er nach einem halbjährigen Aufenthalte über Paris 1806 nach Dresden zurückkehrte. Im Oct. 1828 folgte er dem Rufe als Professor der histor. Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Von seinen schriftstellerischen Leistungen sind zu nennen: «Dresden und die umliegende Gegend» (Pirna 1801; 2. Aufl., 2 Bde., Dresd. 1804), die erste aus höhern statist. Gesichtspunkten abgefaßte Topographie; die Biographien Moreau's (Dresd. 1816) und Gerhard von Kügelgen's (Lpz. 1824) und mehrere Beiträge zu Niemeyer's «Biograph» und den «Zeitgenossen», die er später redigirte; ferner: «Die Gestaltung Europas seit dem Ende des Mittelalters bis auf die neueste Zeit nach dem Wiener Congreß» (Bd. 1, Lpz. 1818) und die «Geschichte der Lombardei» (4 Bdchn., Dresd. 1826—28). Von großem Einfluß auf die literarische Thätigkeit H.'s waren seine Beziehungen zu Friedrich Arnold Brockhaus, für dessen literarische Unternehmungen er insbesondere auch durch Lieferung zahlreicher Beiträge zu dem «Conversations-Lexikon» sehr thätig war. Nach dessen Tode übernahm H. die Redaction der von diesem 1822 begonnenen «Neuen Folge des Conversations-Lexikon» (vom Buchstaben G an), sowie er auch die sechste und siebente Auflage des «Conversations-Lexikon» redigirte. Früher hatte er im Verein mit mehrern Gelehrten die «Taschen-Encyklopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst» (4 Bde., Lpz. 1816—20) herausgegeben. Im Oct. 1830 wurde ihm und Gretschel von der sächs. Regierung die Redaction der «Leipziger Zeitung» übertragen. H. starb 6. Febr. 1848. — Sein ältester Sohn, Friedrich Rudolf H., geb. 29. Juni 1808 zu Dresden, studirte seit 1826 erst zu Leipzig, dann zu Berlin Theologie und habilitirte sich 1834 an letzterer Universität. Im J. 1836 ging er als außerord. Professor nach Greifswald, 1842 nach Bonn, wo er 1848 eine ord. Professur erhielt und 1853 zum Consistorialrath ernannt ward. Er starb 14. Oct. 1862. H. hat sich besonders als Kirchenhistoriker einen Namen erworben. Sein Hauptwerk ist «Anselm von Canterbury» (2 Bde., Lpz. 1843—52). Nach seinem Tode wurde von seinen Schülern die «Geschichte des Alten Bundes» (Lpz. 1863) und die «Kirchengeschichte» (3 Bde., Lpz. 1864) herausgegeben. Eine Lebensskizze H.'s hat Kraft (Bonn 1865) veröffentlicht.

Hasse (Karl Ewald), namhafter deutscher Patholog, ein jüngerer Sohn des Vorigen, wurde 23. Juni 1810 zu Dresden geboren, machte seine Studien an der Medicinisch-chirurgischen Akademie daselbst und nachher auf der Universität Leipzig, wo er 1833 promovirte. Nachdem er zwei Jahre auf wissenschaftliche Reisen nach Paris und Wien verwendet und eine Zeit lang den Grafen Stroganow als Leibarzt begleitet, habilitirte er sich 1836 zu Leipzig und wurde 1839 zum außerord. Professor ernannt. Im J. 1844 ging er nach Zürich als medic. Director der Cantonal-Krankenanstalten und Professor der medic. Klinik, von wo er im Herbst 1852 einem Rufe als großherzogl. bad. Hofrath und ord. Professor nach Heidelberg folgte. Seit 1856 wirkt er als Geh. Hofrath und Professor der medic. Klinik und speciellen Pathologie zu Göttingen. H.'s Hauptwerke sind: «Anatom. Beschreibung der Krankheiten der Circulations- und Respirationsorgane» (Lpz. 1841), die ins Englische und Holländische übersetzt wurde, und «Die Krankheiten des Nervenapparats» (Erlangen 1855; 2. Aufl. 1868), welches Werk den vierten Band von Virchow's «Handbuch der Pathologie und Therapie» ausmacht. In allen seinen Arbeiten sucht sich H. durch eine streng thatsächliche Haltung den herrschenden Schulrichtungen gegenüber eine selbstständige Stellung zu bewahren.

Hasse (Joh. Adolf), einer der berühmtesten und einflußreichsten Componisten des 18. Jahrh., geb. 25. März 1699 zu Bergedorf bei Hamburg als Sohn des dortigen Organisten. Von seinem Vater gebildet, betrat er schon früh als Tenorist die hamburgische Bühne, wo besonders Reinhard Keiser (s. d.) als Componist glänzte, kam 1722 als Sänger an den braunschweigischen Hof und ging 1724 nach Italien. In Neapel wurde er Al. Scarlatti's Lieblingsschüler; von

Digitized by Google

diesem in alle Finessen der ital. Bühnenmusik eingeweiht und mit unerschöpflichem Reichthum melodischer Gedanken begabt, gewann er durch seine Opern schnell die Gunst der Italiener, bei denen er lebenslang den früher auf Händel angewandten Namen il caro Sassone trug. In Venedig lernte er seine spätere Gattin Faustina Bordoni kennen, eine der größten Sängerinnen ihrer Zeit. Beide wurden 1731 unter glänzenden Bedingungen an den dresdener Hof berufen, wo seine Gattin dauernd blieb, H. aber erst von 1740 an als Oberkapellmeister die Hofmusik leitete. Um 1735 wurde er von der Adelspartei, welche dem großen Händel feindlich war, nach London verschrieben, trat aber aus natürlicher Scheu und Bescheidenheit nie direct gegen seinen Landsmann auf. Während seiner Wirksamkeit in Dresden galt er als der Mittel- und Höhenpunkt der ital. Oper, die damals noch mehr als jetzt ein Welttheater war; seine Opern beherrschten 40 Jahre lang die Bühnen, auch seine Oratorien und sonstigen Kirchenstücke fanden die allgemeinste Verbreitung und wurden namentlich als Muster eines schönen gesanglichen Ausdrucks hochgeschätzt. Seine Zusammensetzung und Leitung des dresdener Orchesters galt als ein Muster für die damalige Zeit. H.'s Opern wurden von Friedrich d. Gr. wegen ihres dramatischen Feuers, ihrer sinnvollen Klarheit sowie des zierlichen Gesangs sehr bewundert. Mit seinem Lehrer Scarlatti theilte er auch die Fruchtbarkeit, da er gegen 100 Opern componirt hat. Bei der Beschießung Dresdens durch die Preußen 1760 zerstörte Feuer die Handschriften seiner Compositionen, welche bereits zum Druck geordnet waren. Im J. 1763 wurde er nebst der Gattin pensionirt und vertauschte Dresden mit Wien, 1770 mit Venedig, wo er 23. Dec. 1783 starb. Er componirte hauptsächlich die Texte des Metastasio (s. d.), welchem er eng befreundet sowie geistig verwandt und ebenbürtig war. Der Einfluß seines Stils war so groß, daß selbst Gluck, der gewissermaßen als sein Gegner angesehen werden muß, eine Reihe von Opern in H.'s Weise geschrieben hat. Gegenwärtig gehört H. zu denjenigen Componisten, welche am meisten vernachlässigt werden.

Hasselt, Hauptstadt der belg. Provinz Limburg, am Demer, 33 Kilom. nordwestlich von Lüttich, an der Aachen-Mastrichter und der Niederländischen Staatsbahn, zählt 11,476 E., welche Branntweinbrennerei und Ackerbau treiben. Hier erfochten die Holländer 6. Aug. 1831 einen Sieg über die Belgier unter General Daine.

Hassenfratz (Jean Henri), franz. Chemiker, bekannt durch seine Theilnahme an der Französischen Revolution, geb. zu Paris 20. Dec. 1755, kam sehr jung nach Martinique und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr nach Paris mit der Ausübung der Zimmermannskunst. Zu seiner weitern Ausbildung studirte er Mathematik unter Monge. Nachher arbeitete er unter der Leitung des königl. Geographen Bauvin und wurde 1780 Ingenieur-Geograph. Im J. 1783 unternahm er auf Befehl der Regierung eine Reise nach Steiermark und Kärnten, um sich hier Einsicht in die Stahl- und Eisenfabrikation zu verschaffen. Auch bereiste er hierauf Ungarn und einen Theil Deutschlands, um die Praxis des Bergbaues näher kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr stand er dem Laboratorium des berühmten Lavoisier vor. Indessen schloß er sich der Revolution mit Begeisterung an, trat dem Jakobinerclub bei und wurde Mitglied des revolutionären Gemeinderaths von Paris. Dadurch, daß die auf den 31. Mai des Nachts beschlossene Verhaftung der Girondisten (s. d.) durch seine Vermittelung auf den nächsten Morgen verschoben wurde, rettete er vielen Freiheit und Leben. Unter die Schriften, womit er dem revolutionären Frankreich diente, gehören: «Catéchisme militaire, ou manuel du garde national» (Par. 1790) und «Cours révolutionnaire d'administration militaire» (Par. 1794). Im J. 1793 übertrug ihm der Minister Servan die Aufsicht über die Kriegsmunition. Großes Verdienst erwarb er sich bei der Reorganisation der Militärschule und bei Begründung der Polytechnischen Schule, an der er 1794 als Professor der Physik angestellt wurde. Nichtsdestoweniger unterlag er vielen Anfeindungen, die endlich 24. Mai 1795 die Ausfertigung eines Verhaftsbefehls gegen ihn zur Folge hatten, dem er sich aber durch die Flucht in die Ardennen entzog. Bald wurde er zurückberufen, um seine Professur an der Polytechnischen Schule wieder zu übernehmen; auch ward er Mitglied des Instituts und Professor an der 1797 errichteten Bergwerkschule. Im J. 1814 mit vollem Gehalte pensionirt, wurde ihm dieser unter der Restauration 1815 entzogen. Er starb zu Paris 26. Febr. 1827. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind noch zu erwähnen: «Sidérotechnie, ou l'art de traiter les mineraux de fer» (4 Bde., Par. 1812), «Dictionnaire physique de l'encyclopédie» (4 Bde., Par. 1816—21), «Traité théorique et pratique de l'art de calciner la pierre calcaire, etc.» (Par. 1825).

Hassenpflug (Hans Dan. Ludw. Friedr.), ein durch seine reactionären Bestrebungen bekannter kurhess. Minister, geb. 26. Febr. 1794 zu Hanau, der Sohn eines Regierungspräsidenten

Digitized by Google

zu Kassel, studirte in Göttingen die Rechte und folgte von hier 1813 dem allgemeinen Aufgebote gegen Frankreich. Er wurde 1817 Assessor bei dem Justizsenat der Regierung zu Kassel und 1821 mit dem Titel eines Obergerichtsraths Assessor bei dem Oberappellationsgerichte. Die Erhebung des nachmaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. zum Mitregenten seines Vaters öffnete H. rasch eine bedeutende Laufbahn. Nach dem Tode des Ministers Wiederhold wurde er im März 1832 Ministerialrath und Mitglied des Gesammtministeriums. Schon im Mai erhielt er unter dem Titel eines Geheimraths die beiden Ministerien der Justiz und des Innern. Seine Verwaltung war ein unausgesetzter Versuch, die constitutionellen Formen zu leerem Scheine herabzudrücken und den Absolutismus der Regierungsgewalt herzustellen. Seine Thätigkeit begann mit Maßregeln gegen Vereine und Versammlungen, mit der strengsten Censur gegen die periodische Presse; besonders aber war sie gegen die Existenz und das Lebensprincip der landständischen Vertretung gerichtet. Die Kammer ihrerseits und der landständische Ausschuß antworteten mit wiederholten Ministeranklagen, die indessen ohne Folgen blieben. Durch verschiedene Differenzen mit dem Hofe sah sich H. indeß genöthigt, plötzlich das Land zu verlassen, worauf ihm dann im Juli 1837 die vorher verweigerte Entlassung nachgesendet wurde. Er fand zunächst in Hohenzollern-Sigmaringen, dann 1839 im Großherzogthum Luxemburg an der Spitze der Verwaltung seine Stelle. Der Regierungswechsel in Preußen, wo er seiner religiösen wie polit. Richtung wegen bei der sog. Historischen Schule warme Freunde zählte, öffnete ihm dort einen Wirkungskreis. Seit 1841 Mitglied des Obertribunals in Berlin, wurde er später Präsident des Oberlandesgerichts in Greifswald, welches Amt er bis 1850 behielt. Ein Criminalproceß, in welchen er sich wegen eines falschen Rechnungsbelegs verwickelt sah, in dem er jedoch später freigesprochen ward, machte es ihm sehr wünschenswerth, in eine andere Stellung zu gelangen, die sich ihm auch bald, und zwar wieder in Kurhessen, darbot. Auf den Ruf des Kurfürsten erschien H. 22. Febr. 1850 in Kassel, und noch an demselben Tage ward das Märzministerium entlassen und er an die Spitze der neuen Verwaltung gestellt. Sofort begann der alte Kampf mit den Ständen, die wiederholt aufgelöst und der Steuerverweigerung beschuldigt wurden, während man im tiefsten Frieden über das Land den Kriegszustand verhängte, der jedoch an dem Widerstande der Beamten und des Heers scheiterte. Darauf folgte die Entfernung des Kurfürsten und seines Ministers nach Wilhelmsbad, die Anrufung des restaurirten Bundestags zur Einschreitung, das Einrücken österr. und bair. Truppen ins Land, der Umsturz der Verfassung und Octroyirung der Verfassung vom 13. April 1852 unter Mitwirkung des Bundestags. Doch gelang es H. trotz aller Bemühung nicht, diese Verfassung sowol dem Lande wie dem Bundestage gegenüber in seinem und des Kurfürsten Sinne zur Durchführung zu bringen; er sah sich deshalb genöthigt, 16. Oct. 1855 seine Entlassung zu nehmen. (S. Hessen-Kassel.) Er zog sich hierauf nach Marburg zurück, wo er, seit längerer Zeit an Geist und Körper gelähmt, 10. Oct. 1862 starb.

Haßfurt, Stadt im bair. Regierungsbezirk Unterfranken, am Main, über den hier eine eiserne Brücke führt, und an der Bahnlinie Bamberg-Schweinfurt-Würzburg, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche, die merkwürdige, 1392 erbaute Ritterkapelle, eine Lateinschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine Kleinkinderbewahranstalt und zwei Spitäler und zählt (1875) 2500 E., welche Fabrikation von landwirthschaftlichen Maschinen, künstlichem Dünger, Leim, Cigarren und Malz, Viehzucht, Acker- und Weinbau treiben. In der Nähe ist ein Wildbad mit schönem Park.

Häßlich. Das Häßliche verhält sich zum Schönen wie das Böse zum Guten, das Falsche und Irrthümliche zum Wahren. Schön (s. d.) ist ein Gegenstand, in dem sich das Sinnliche und Geistige unbedingt durchdringen und miteinander im Gleichgewicht stehen. Schön ist z. B. ein Gesicht, dessen Züge physiognomisch bedeutsam sind, das geistigen Ausdruck hat; häßlich dagegen ist es, wenn es eine plumpe Fleischmasse ist, geistlos, rein sinnlich. Das Häßliche ist also da, wo der Widerspruch des Sinnlichen gegen das Ideale sich bis zum Siege des Sinnlichen steigert. Die höchste Steigerung des Häßlichen im natürlichen Dasein ist das Ekelerregende, denn wir haben hier das Gefühl der niedrigsten Sinnlichkeit. Im geistigen Dasein ist es die Gemeinheit des Charakters, die schlaffe, abgespannte Selbstsucht. Sobald dagegen geistiges Leben in das Häßliche hineinleuchtet, kann selbst der Verbrecher und der Lump aus der Häßlichkeit sich erheben und ästhetisch schön werden. König Richard III. von England ist einer der fürchterlichsten Verbrecher und als solcher häßlich; Shakspeare hat ihn aber zu einem großartig tragischen Charakter gemacht, indem die Energie des Willens, mit der sich Richard gegen die sittliche Weltordnung auflehnt, die unsittliche Häßlichkeit hebt und durchgeistigt. Ebenso ist Falstaff als Trunkenbold eigentlich häßlich; aber er geht in seiner Liederlichkeit und Wüstheit

Digitized by Google

nicht auf, er ironisirt sie, er treibt sie als selbstbewußte Kunst, und dieses geistige Leben, das mitten durch alle Gemeinheit durchblitzt, gibt ihm seinen ästhetischen Reiz.

Hastenbeck, Dorf im Kreise Hameln des preuß. Landdrosteibezirks Hannover, an der Weser, ist wegen der im Beginn des Siebenjährigen Kriegs 26. Juli 1757 zwischen den Franzosen unter dem Marschall d'Estrées und dem Herzoge von Cumberland gelieferten Schlacht merkwürdig. Die Folge dieser Schlacht, in welcher die 40,000 Mann zählenden Verbündeten 1500 Mann und die 90,000 Mann starken Franzosen fast ebenso viel verloren, war die schimpfliche Convention von Kloster-Zeven (d. i. dem Flecken Zeven 24 Kilom. im Südosten von Bremervörde) 8. Sept. 1757, vermöge deren der Herzog von Cumberland den größten Theil seiner Truppen entlassen und Hannover und Kassel den Franzosen überlassen mußte.

Hastings, Municipalstadt, Parlamentsborough und einer der Cinque Ports (s. d.), ein alter, neuerdings durch seine Seebäder wieder in Aufnahme gekommener Ort von 29,291 E. in der engl. Grafschaft Sussex, an der Eisenbahn, in einer, außer im Süden, auf allen Seiten von Hügeln umschlossenen Einsenkung der Küste gelegen und so gegen Nordwinde geschützt, enthält in seinen neuern Theilen große Hotels, Badeanstalten, ein Theater, Arcaden u. s. w., außerdem in der Stadt noch ein besonderes Stadttheater, eine Lateinschule und ein Handelsinstitut. Der Küste entlang erstreckt sich die Marine-Parade, und auf einem Hügel über der Stadt stehen großartige Schloßruinen. Die Bevölkerung treibt Fischfang, Kalkbrennerei und Schiffbau. St.-Leonards, die westl. Vorstadt, erst 1828 gegründet, besteht aus einer Reihe von Prachtbauten mit 160 Mt. langer Colonnade nach der See hin. H. selbst ist historisch merkwürdig durch den großen, das Schicksal Englands entscheidenden Sieg, den Wilhelm der Eroberer 14. Oct. 1066 hier über seinen Nebenbuhler Harald erfocht.

Hastings (Francis Rawdon, Marquis von), brit. Staatsmann und Feldherr, aus einer alten, in Irland angesiedelten normann. Familie, geb. 7. Dec. 1754, studirte in Oxford und diente als Lord Rawdon im Kriege gegen die Amerikaner mit solcher Auszeichnung, daß er 1777 Oberstlieutenant, 1780 Oberst und Generaladjutant des brit. Heerführers Lord Cornwallis wurde. Im J. 1782 nach England zurückgekehrt, erbte er 1792 von seinem Oheim, dem Grafen Huntingdon, die Güter der Familie H., deren Namen er annahm, folgte 1794 seinem Vater in dem Titel eines Grafen Moira und wurde 1816 zum Marquis von H. erhoben. Seit 1814 Generalgouverneur von Ostindien, besiegte er die Pindarees, den Scindia und die Gebirgsvölker von Nepal. Nach seiner Rückkehr 1824 zum Gouverneur von Malta ernannt, starb er auf der Rhede vor Bajä 28. Nov. 1826. Sein interessantes «Private Journal» wurde von seiner Tochter, der Marquise von Bute, veröffentlicht (Lond. 1858).

Hastings (Sir Warren), Generalgouverneur von Britisch-Ostindien 1773—85, wurde 6. Dec. 1732 zu Churchill in der Grafschaft Worcester geboren, besuchte die Schule zu Westminster und erhielt 1749 eine Schreiberstelle in Ostindien. Hier erwarb er sich eine genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse, diente 1756 als Freiwilliger in der Armee des Obersten Clive, wurde 1761 Mitglied der Regierung von Bengalen, ging aber vier Jahre später nach England zurück. Sehr bald wurde er indeß zum Mitgliede der Regierung in Madras, 1771 zum Gouverneur von Bengalen und 1773 von Lord North zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt. Unter schwierigen Umständen vergrößerte und befestigte er die Macht der Compagnie, führte glückliche Kriege gegen Tippu-Saib und die Maharatten und brachte die öffentlichen Einkünfte von 3 Mill. auf 5 Mill. Pfd. St. Nachdem Lord North 1782 aus dem Ministerium geschieden, ward H. 1785 abberufen und von Burke 17. Febr. 1786 vor dem Unterhause angeklagt, in Ostindien sich Uebertretungen seiner Amtsgewalt, der Erpressung ungeheuerer Geldsummen zum eigenen Vortheil, sowie der Härte und Grausamkeit gegen eingeborene Fürstenfamilien schuldig gemacht zu haben. Die Anklage wurde im Mai 1787 an das Oberhaus verwiesen und der Staatsproceß nahm 13. Febr. 1788 in der Westminster-Halle seinen Anfang. Schon die Nothwendigkeit, Zeugen aus Ostindien zu berufen, verzögerte den Rechtsspruch. Er erfolgte 23. April 1795 und entschied durch Stimmenmehrheit gegen alle Anklagepunkte, verurtheilte aber H. in die enormen Kosten. Die Ostindische Compagnie entschädigte ihn durch ein Jahrgeld von 4000 Pfd. St. auf Lebenszeit, zahlte davon 42,000 Pfd. St. voraus und bewilligte ihm ein Dahrlehn von 50,000 Pfd. St. Im Mai 1814 ernannte ihn der Prinz-Regent auch zum Mitgliede des Geheimen Raths. Das Gerücht seines ungeheuern Reichthums wurde bei seinem Tode, 22. Aug. 1818, nicht bestätigt. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Narrative of the late transaction at Benares» (Kalk. 1782), «Review of the state of Bengal» (Kalk. 1786), «The present state of the East Indies»

Digitized by Google

(Lalk. 1786), «Speech in the high court of justice in Westminster-Hall» (Lond. 1791). Vgl. Gleig, «Memoirs of Warren H.» (3 Bde., Lond. 1841). Auch Macaulay hat H. zum Gegenstande eines seiner Essays gemacht.

Hathor, eine ägypt. Göttin, von den Griechen ihrer Aphrodite verglichen. Sie gehörte der ersten Götterdynastie der Aegypter zu und war die Gefährtin des letzten der großen Götter, des Horus. Ihr Name bedeutet hieroglyphisch, wie auch Plutarch angibt, Wohnung des Horus. Ihr war die Kuh heilig; daher sie auch mit einem Kuhhaupte oder der Form einer Kuh nicht selten dargestellt wird. Auch in menschlicher Form pflegt sie die Kuhhörner und zwischen ihnen den Sonnendiskus auf dem Haupte zu tragen. Dadurch gleicht sie der Isis, mit der sie überhaupt die größte Verwandtschaft hat und häufig ganz identisch ist. Als solche wird sie dann auch dem Osiris zugesellt und erscheint mit ihm, dem «Stiere des Hades», als Göttin der Unterwelt. Männer und Frauen gingen nach ägypt. Vorstellung nach dem Tode in das Wesen und die Persönlichkeit des Osiris über, werden selbst Gott Osiris. Später werden die Frauen statt dessen zur H. In griech.-röm. Zeit wird vieles von der Liebesgöttin Aphrodite auf die H. der ägypt. Inschriften übertragen; sie verleiht ihrem Verehrer die Eigenschaft, «geliebt zu werden in den Herzen der Männer und in den Herzen der Frauen»; sie selbst wird «das Gold unter den Göttern und das Electrum (Silbergeld) unter den Göttinnen» genannt, oder «Fürstin des Tanzes und der Freude». Sie hatte viele Tempel in Aegypten, in Theben, in Ombos, in drei Städten, die nach ihr Aphroditopolis genannt wurden, besonders aber in Dendera (Tentyris), wo ihr Tempel von der berühmten Kleopatra (VI.), nach der Geburt des Cäsarion gegründet, jetzt zu den besterhaltenen des Landes gehört. Ihr war auch die Halbinsel des Sinai, wo seit ältester Zeit reiches Kupfererz gewonnen wurde, geweiht, und sie hieß in den ägypt. Colonien Herrin des Mafka- (Kupfererz-) Landes. Nach ihr hieß auch der dritte Monat des ägypt. Jahres H.

Hatt, eigentlich Chatt (arab.), d. i. Schrift, wird in der türk. Amtssprache speciell ein autographer Befehl des Großherrn und dann das Actenstück genannt, welchem jener H. in bindendster Form Gesetzeskraft verleiht. Die dem Worte H. gewöhnlich beigefügten Prädicate Scherif und Humajun (nicht Humajum) bezeichnen keine verschiedenen Klassen derartiger Schriftstücke, indem beide Prädicate nur den Großherrn, und zwar Scherif als die Personification der Nachkommenschaft Mohammed's, d. h. als edelstes Wesen, Humajun aber als den, in dessen Augurium der höchstes Glück verheißende Phönix steht, bezeichnen. Die berühmtesten H. sind der Hatt-i-Scherif von Gulhane von 1839 und der Hatt-i-Humajun von 1856.

Hatteras (Cap), s. Albemarlesund.

Hatto I., Erzbischof von Mainz von 891 bis 913, gewann besonders als Vormund des unmündigen Königs Ludwig IV. und durch seinen Einfluß auf König Konrad I. polit. Bedeutung in Deutschland. Wie sich das Volk erzählte, bewog er den Grafen Adalbert von Babenberg, der mit dem König im Streite lag, durch den Schwur, daß er ihn unversehrt wieder nach seiner Burg bringen wolle, ihm in das königl. Lager zu folgen, um sich mit dem König auszusöhnen. Auf dem Wege dahin wußte er aber den Grafen zu bewegen, nochmals nach seiner Burg mit ihm zurückzukehren, wodurch er sich seines Schwurs entledigt zu haben vorgab. Im Lager überlieferte er den Grafen dem König, der diesen hinrichten ließ. Ebenso soll er einen listigen Anschlag gegen das Leben des Herzogs Heinrich von Sachsen gemacht haben, dem dieser, durch Adalbert's Beispiel gewarnt, sich entzog. Die Wahrheit beider Erzählungen ist sehr zweifelhaft. — H. II., Erzbischof von Mainz seit 968, früher Abt zu Fulda, ist besonders wegen der Sage vom sog. Mäusethurm (s. d.) bei Bingen, der 1635 von den Schweden zerstört wurde, merkwürdig. Bei einer Hungersnoth nämlich soll eine Menge armer Leute auf seinen Befehl in eine Scheune gesperrt und darin verbrannt worden sein, und er, als man deren Wimmern vernommen, die Umstehenden gefragt haben, ob sie die Brotmäuse piepen hörten. Deshalb, oder, wie andere erzählen, weil er einst geschworen, die Mäuse sollten ihn fressen, wenn er seinen Eid nicht halte, den er doch nachmals gebrochen, läßt die Sage ihn von so vielen Mäusen überfallen, daß er, um sich vor ihnen zu retten, mitten in dem Rheine den erwähnten Thurm erbaut, aber auch hier von ihnen aufgefressen wird. Der Fabel liegt ein Mythus zu Grunde. In der Geschichte des 970 verstorbenen H. II. findet sie keine Anknüpfung.

Hatzfeldt, ein aus Oberhessen entsprossenes und nach seiner Stammburg an der Edder benanntes Dynastengeschlecht, welches mit Anfang des 13. Jahrh. in die Geschichte eintritt, erlangte bald eine solche Bedeutendheit, daß es im 14. Jahrh. den Landgrafen nachdrücklichen Widerstand leisten konnte. Nachdem die Familie ihr Besitzthum durch Erwerbung der Herrschaft Wildenburg beträchtlich erweitert, theilte sie sich in der Mitte des 15. Jahrh. in zwei

Digitized by Google

Linien, die Wildenburg-Wildenburgische und die (1783 erloschene) Wildenburg-Hessische. Dieser letztern gehörte Melchior von H. (geb. 10. Oct. 1593, gest. 9. Jan. 1658) an, welcher sich als kaiserl. Heerführer im Dreißigjährigen Kriege auszeichnete und durch Glück und Verdienst den eigentlichen Grund zu dem Glanze des Hauses legte. Er erhielt durch seinen Bruder die fränk. Herrschaften der erloschenen Rosenbergischen Linie, von dem Erzstift Mainz die erzbischöfl. Lehen der erledigten Grafschaft Gleichen, vom Kaiser aber, der ihn 1641 in den Reichsgrafenstand erhob, die schles. Herrschaft Trachenberg (360 QKilom.). Diese letztere wurde 6. Nov. 1741 von König Friedrich II. von Preußen zu einem Fürstenthum und ihre Besitzer zu Fürsten erhoben, die bald darauf, 1748, auch die Reichsfürstenwürde erhielten. Beim Absterben dieser fürstl. Hauptlinie wurden die mainzer und würzburger Lehen derselben eingezogen; nur die Stammherrschaft Wildenburg fiel an die Vettern von der andern Hauptlinie. Trachenberg und andere Güter kamen damals an den Grafen Schönborn-Wiesentheid, und erst nach langen Streitigkeiten gelangte 10. Juli 1803 Franz Ludwig von H., Inhaber des Familienfideicommisses Wildenburg-Schönstein (165 QKilom.) in Besitz der Standesherrschaft und somit der dem jedesmaligen Majoratsherrn gebührenden Fürstenwürde. Dieser Franz Ludwig von H. geb. 23. Nov. 1756, welcher früher in kurmainzischen und dann in preuß. Diensten stand und als Generallieutenant 1807 seinen Abschied nahm, wurde besonders durch einen Act Napoleon's I. bekannt. Als nämlich Berlin 1806 von den preuß. Truppen geräumt war, übertrug der Gouverneur und Staatsminister Graf von Schulenburg-Kehnert dem Fürsten von H., seinem Schwiegersohne, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und damit die Verpflichtung, jeden Morgen, solange es die Verhältnisse gestatteten, einen Bericht an den König einzusenden. Am 24. Oct. morgens 5 Uhr, sieben Stunden vorher, ehe die franz. Avantgarde Berlin erreichte, schrieb H. an den Major von Knesebeck vom Generalstabe: daß er von der franz. Armee nichts Officielles wisse, als daß er eine an den Magistrat zu Potsdam gerichtete Ausschreibung gesehen. «Die Franzosen sagen, ihr Corps sei 80,000 Mann stark; andere versichern, es seien nicht 50,000 Mann; auch sollen die Pferde der Cavalerie äußerst ermüdet sein.» Dieses Schreiben kam in Napoleon's Hand, und 28. Oct. wurde H. verhaftet, aber auf die Bitten seiner Gemahlin vom Kaiser wieder in Freiheit gesetzt. Später wurde H. zu mehrern diplomatischen Sendungen gebraucht; unter anderm brachte er auch zu Anfang des J. 1813 das Entschuldigungsschreiben des Königs von Preußen wegen York's Capitulation nach Paris. In der Folge bekleidete er den Gesandtschaftsposten am niederländ. Hofe und seit 1822 am kaiserl. Hofe zu Wien, wo er 3. Febr. 1827 starb. Die fürstl. Würde ging auf seinen Sohn über, den Fürsten Friedrich Hermann Anton von H., geb. 2. Oct. 1808, welchem nach dessen 20. Juli 1874 erfolgtem Tode sein Sohn Hermann (geb. 4. Febr. 1848) succedirte. Der Oheim des letztern, Graf Maximilian von H., geb. 7. Juni 1813, betrat die diplomatische Laufbahn und ging im Mai 1849 als preuß. Gesandter nach Paris, wo er 19. Jan. 1859 starb. Eine Schwester desselben, Gräfin Sophie (geb. 10. Aug. 1805), heirathete 10. Aug. 1822 den Grafen Edmund von H.-Weisweiler, von welchem sie 1851 geschieden wurde. In der Folge erwarb sich dieselbe durch ihre Beziehungen zu Lassalle (s. d.) und durch ihre Begünstigung der socialdemokratischen Bewegung eine gewisse Berühmtheit. — Ein zweites fürstl. Haus, H.-Wildenburg, entstand durch die Erhebung des Grafen Alfred von H. in den preuß. Fürstenstand 10. Mai 1870. Die Besitzungen dieser Linie sind: die Standesherrschaft Wildenburg-Schönstein im Regierungsbezirk Koblenz und die Rittergüter Calcum, Caldenberg, Morp u. s. w. im Regierungsbezirk Düsseldorf. Ein Bruder des Fürsten Alfred, Graf Paul von H., geb. 8. Oct. 1831, ist seit 12. Sept. 1874 deutscher Gesandter in Madrid.

Haubitzen, wahrscheinlich nach ihrem Erfinder Obizzi benannt, waren ursprünglich kurze, zum Werfen von Steinkugeln bestimmte, den Bombarden verwandte Geschütze. Nach Erfindung der Hohlkugeln übertrug man diese auf die H. und gab letztern ein den Kanonen ähnlich eingerichtetes, im Vergleich mit diesen verkürztes Rohr mit hinterer Verengung der Seele (Kammer) für das Pulver. Man nannte die H. dann auch Granatstücke. Sie hatten sowol den flachen als den mehr gekrümmten Schuß und standen in dieser Hinsicht zwischen Kanonen und Mörsern in der Mitte. In Kursachsen wurden 1682 bereits 24pfündige H. von $7\frac{1}{2}$ Kaliber Seelenlänge als Feldgeschütze eingeführt. Seit dieser Zeit datirt überhaupt ihre Verwendung im Feldkriege, wo sie namentlich durch ihre Brandwirkung ein willkommenes Ergänzungsmittel der Kanonen bildeten, wenn sie diesen auch in der Wirkung des flachen Schusses nicht gleichkamen. Das Bestreben, die H. in letzterer Hinsicht zu vervollkommnen, führte in neuerer Zeit zu einer Vergrößerung der Pulverladung und dem entsprechender Vermehrung der Seelenlänge

Digitized by Google

in den sog. langen H., die schon im 18. Jahrh. in Rußland unter dem Namen «Einhörner» vorgekommen waren. Die langen H. hatten Seelenlängen von 10—12 Kaliber, was natürlich ihre Befähigung zum stark gekrümmten Schuß verminderte. Weiterhin entstanden aus denselben die Granatkanonen. (S. Geschütz.) Man construirte auch H. größern Kalibers zum Gebrauch im Festungskriege, so die preußische 25pfündige (23 Ctmt.) H. von 1831 und die 50pfündige (28 Ctmt.) H. von 1847, welche zum Ricochet- und indirecten Breschschuß bestimmt waren. Im Felde führte man 7pfündige (15 Ctmt.) und 10pfündige (17 Ctmt.) H., entweder mit Kanonen in einer Feldbatterie vereinigt (sechs Kanonen, zwei H.), oder in besondere Haubitzbatterien formirt. Die Benennung des Kalibers geschah bis in die neuere Zeit nach dem Gewicht der kalibermäßigen Steinkugel, während die eisernen Granaten etwa doppelt so schwer als das Steingewicht waren. Mit der Anwendung gezogener Kanonen verloren die H. ihre Berechtigung, da diese als Hauptgeschoß auch Granaten führen und zum indirecten Schuß befähigt sind, was den glatten Kanonen ganz abging. Die letzten H. waren auf preuß. Seite in dem Gefecht bei Langensalza (1866) thätig. Seit jener Zeit verschwanden sie gänzlich aus der Feld- und später auch aus der Festungsartillerie.

Haubold (Christian Gottlieb), verdienter Rechtsgelehrter, geb. zu Dresden 4. Nov. 1766, studirte zu Leipzig seit 1781 die Rechtswissenschaft, habilitirte sich 1786 daselbst, wurde 1789 außerord. Professor der Rechtsalterthümer und 1797 ord. Professor des sächs. Rechts. Im J. 1791 erlangte er die Assessur beim Oberhofgericht; 1802 erfolgte seine Ernennung zum Beisitzer der Juristenfacultät, 1816 die zum Oberhofgerichtsrath. Er starb 14. März 1824. Tiefe Kenntniß des classischen Alterthums und der Besitz gründlicher Sprachkenntnisse führten H. dem röm. Rechte zu, welches er später in Verbindung mit dem sächs. Rechte tüchtig bearbeitete. Unter seinen Schriften, die sich durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geschmack auszeichnen, sind besonders zu erwähnen die «Institutionum historicarum juris Romani lineamenta» (Lpz. 1805; 2. Aufl., von Otto, 1825), «Institutiones juris Romani literariae» (Lpz. 1809), «Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum epitome» (Lpz. 1814; 2. Aufl., von Otto, 1827), «Manuale Basilicorum» (Lpz. 1819), «Lehrbuch des sächs. Rechts» (Lpz. 1820; 2. Aufl., von Günther, 1829; 3. Aufl., von Hänsel, 1846), «Doctrinae Pandectarum lineamenta cum locis classicis» (Lpz. 1820), die Ausgaben der Schrift des Rogerius Beneventanus «De dissensionibus dominorum» (Lpz. 1821) und «Antiquitatum Romanarum syntagma» von Heineccius (Frankf. 1822). Seine «Opuscula academica» wurden von Wenck und Stieber herausgegeben (2 Bde., Lpz. 1825—29) und seine «Antiquitatis Romanae monumenta» von Spangenberg (Berl. 1830).

Hauch (Joh. Carsten von), einer der bedeutendsten dän. Dichter der neuern Zeit, geb. 12. Mai 1790 zu Frederikshald in Norwegen, bekleidete längere Zeit hindurch die Professur der Physik an der Akademie zu Sorõe, bis er 1846 als Professor der nordischen Literatur zu Kiel angestellt ward. Von hier durch den Ausbruch der Revolution von 1848 vertrieben, gewährte ihm die verstorbene Königin Marie Sophie Friederike eine Zuflucht in der Nähe von Kopenhagen auf dem Schlosse Frederiksberg. Nach Oehlenschläger's Tode erhielt er 1851 die Professur der Aesthetik an der Universität. In den J. 1858—59 bekleidete H. den Posten als Theaterdirector, 1860 war er Theatercensor. Er starb zu Rom 4. März 1872. Schon frühzeitig wurde H. von der tragischen Muse und dem Ruhme Oehlenschläger's angezogen. Bereits in seinen ersten dramatischen Versuchen («Contrasterne», 1816, und «Rosaura», 1817) entwickelte er ein Talent, das mehr in die Tiefe zu gehen als der Gewandtheit der Form nachzustreben versprach. Zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung unternahm er 1821—27 eine Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. In seinen Tragödien «Bajazet», «Tiberius» (deutsch, Lpz. 1836), «Gregor VII.» und «Don Juan», ferner in «Karl den Femtes Död», «Mastrichts Beleiring» (1833; deutsch, Lpz. 1834), «Svend Grathe» (1841) und «Marsk Stig» (1850), denen später «Kongens Yndling» (1858) und «Henrik af Navarra» (1863) folgten, ist besonders ein tüchtiges Studium der Charaktere anzuerkennen. Zwei kleinere dramatische Stücke, «Aeren tabt og vunden» (Kopenh. 1851) und «Söstrene paa Kinnekullen» (Kopenh. 1849), wurden mit vielem Beifall gegeben und auch in Deutschland und Schweden aufgeführt. Eine Sammlung seiner «Dramatiske Vaerker» (3 Bde., 1852) hat er selbst veranstaltet. Durch das episch-dramatische Gedicht «Hamadryaden» (1830) erwarb er sich die Anerkennung Tieck's und Schubert's. Auch seine «Lyriske Digte» (Kopenh. 1842; 2. Aufl. 1854), «Lyriske Digte og Romancer» (1861) und «Nye Digtninger» (1869) umfassen viel Gelungenes. Ebenso bekundete er als romantischer Erzähler in «Wilhelm Zabern»

Digitized by Google

(1834; 2. Aufl. 1848), «Guldmageren» (Kopenh. 1836; 2. Aufl. 1851), «En polsk Familie» (2 Bde., 1839), «Slottet ved Rhinen» (2 Bde., Kopenh. 1845), «Robert Fulton» (2 Bde., 1853), «Waldemar Seier» (1862), «Charles de la Bussière» (1859) u. s. w. ein ungewöhnliches Talent. Die autobiographischen «Minder» (2 Bde., Kopenh. 1871) behandeln seine Jugend. In Deutschland erschien «Die nordische Mythenlehre» (Lpz. 1848). Eine Sammlung seiner ästhetisch-kritischen Arbeiten gab er in drei Bänden (1855—69) heraus. Nach H.'s Tode erschienen dessen «Samlede Romaner og Fortällinger» (7 Bde., Kopenh. 1873—75).

Hauenschild (Richard Georg Spiller von), als Dichter bekannt unter dem Namen Max Waldau, geb. 24. März 1825 zu Breslau, widmete sich daselbst dem Studium der Rechte und Kameralwissenschaften, das aber bald gegen die Beschäftigung mit neuern Sprachen Geschichte und Philosophie in den Hintergrund trat. Nachdem er seine Studien in Heidelberg fortgesetzt, bereiste er Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Belgien und Italien und besuchte dann noch eine Zeit lang die Landwirthschaftliche Akademie zu Proskau, bis ihn die Bewegungen von 1848 auf sein Familiengut Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien zurückriefen. Er nahm daselbst seinen bleibenden Aufenthalt, starb aber schon 20. Jan. 1855. H. gehörte zu den begabtesten Dichtern der jüngsten deutschen Literaturepoche. Außer der Jugendarbeit «Ein Elfenmärchen» (Heidelb. 1847) erschienen von ihm «Blätter im Winde» (Lpz. 1848), lyrische Gedichte, die bei manchen Schwächen doch zuerst auf H.'s Talent aufmerksam machten; ferner «Canzonen» (Lpz. 1848), «O diese Zeit! Canzone» (Hamb. 1850), «Cordula. Graubündner Sage» (Hamb. 1851; 2. Aufl. 1852) und «Nahab» (Hamb. 1854). Diese Dichtungen, theils dem Didaktischen, theils dem Epischen sich nähernd, zeichnen sich durch Pracht der Sprache aus und bekunden zugleich eine Wärme und Wahrheit des Gefühls, die dem conventionellen Wesen keck entgegentritt. Die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten jedoch H.'s Romane «Nach der Natur» (3 Bde., Hamb. 1850; 2. Aufl. 1861) und «Aus der Junkerwelt» (2 Bde., Hamb. 1850). Beide sind Schilderungen der Zeit, in die der Verfasser viel aus dem eigenen Leben hineingetragen hat. In socialer und polit. Beziehung gehören sie der freisinnigsten Richtung an, aber in eigenthümlich edler Auffassung. Seine Nachbildung der provenzal. «Sirvente von Peyre Cardinal» (Hamb. 1850) bekundet seine eingehenden und gründlichen Studien über das Zeitalter der Troubadours.

Hauenstein heißen zwei Jurapässe auf der Grenze der schweiz. Cantone Basel und Solothurn. Die Poststraße über den Obern H., von Liestal bis Solothurn 44 Kilom. lang, führt von Liestal (315 Mt.) südwärts durch das Thal des Frenkenbachs und die Schlucht von Höllstein zu dem alten Städtchen Waldenburg (706 Mt.), erreicht unweit des Curortes Langenbruck die Paßhöhe (732 Mt.) und senkt sich ins Thal der Dünnern, durch deren malerische Klus sie sich von Balsthal (488 Mt.) nach der Station Oensingen (457 Mt. hoch, 15,5 Kilom. nordöstlich von Solothurn) der Linie Olten-Solothurn-Biel hinabzieht. Die Untere Hauensteinstraße steigt von Liestal südöstlich durch das Thal der Ergolz nach Sissach (375 Mt.), wendet dann nach Süden und erreicht die Paßhöhe 695 Mt. bei dem solothurner Dorfe H.; in mehrern großen Windungen senkt sie sich über Trimbach nach Olten (402 Mt.). Früher eine der belebtesten Poststraßen der Schweiz, dient sie seit der Eröffnung der Linie Basel-Olten nur noch dem Localverkehr. Diese, 37 Kilom. lang, folgt im allgemeinen der Straße, durchbricht zwischen Läufelfingen und Trimbach mit einem 2700 Mt. langen Tunnel den Untern H. und mündet mit einer weiten Curve in den Eisenbahnknoten von Olten. Beim Bau des Tunnels verunglückten 28. Mai 1857 durch Einsturz eines Schachtes 52 Arbeiter und weitere 11 verloren ihr Leben bei den Ausgrabungsversuchen.

Hauer (Franz Seraph, Ritter von), verdienstvoller Geolog, geb. in Wien 30. Jan. 1822, erhielt die erste Ausbildung am Gymnasium Zu den Schotten und besuchte die Universität seiner Vaterstadt. Angeregt durch das Beispiel seines Vaters, des Hofkammer-Vicepräsidenten Joseph von H., wendete er sich naturwissenschaftlichen Studien zu und vollendete seine Ausbildung an der Bergakademie in Schemnitz. Nach kurzer praktischer Thätigkeit bei dem Bergbau in Eisenerz in Steiermark wurde H. nach Wien an das unter Haidinger's Leitung stehende Montanistische Museum berufen. Im J. 1844 eröffnete er hier Vorlesungen über Paläontologie, die ersten über diese Wissenschaft, die in Wien gehalten wurden. Bei Errichtung der k. k. Geologischen Reichsanstalt 1849 wurde H. zum Bergrath und ersten Geologen ernannt und nahm nun bis 1867, in welchem Jahre ihm nach Haidinger's Rücktritt die Leitung dieses Instituts übertragen wurde, den lebhaftesten Antheil an den geolog. Untersuchungen in den verschiedensten Theilen der Monarchie, namentlich in den Alpenländern, in Dalmatien, im nordöstl. Ungarn und in Siebenbürgen. Die wichtigern selbstständigen Publicationen H.'s

Digitized by Google

sind: «Die Cephalopoden des Salzkammerguts aus der Sammlung des Fürsten von Metternich» (Wien 1846), «Geolog. Uebersicht der Bergbaue der Oesterreichischen Monarchie» (gemeinschaftlich mit Fr. Faetterle, Wien 1855), «Geolog. Uebersichtskarte von Siebenbürgen» Hermannst. 1861), «Geologie Siebenbürgens» (gemeinschaftlich mit G. Stache, Wien 1863), «Geolog. Uebersichtskarte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie» (in 12 Blättern in Farbendruck sammt Erläuterungen, Wien 1867—72), «Die Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntniß der Bodenbeschaffenheit der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie» (Wien 1875), «Geolog. Karte von Oesterreich-Ungarn» (in 1 Blatt, Wien 1875). Sehr zahlreiche weitere Arbeiten, die meisten über die geolog. Verhältnisse der Alpen und Karpatenländer, dann über Petrefacten, namentlich die Cephalopoden der Trias- und Liasformation der Alpen u. s. w., sind der Mehrzahl nach in den von W. Haidinger herausgegebenen «Berichten» und «Abhandlungen», dann im «Jahrbuche der k. k. Geologischen Reichsanstalt» und in den «Sitzungsberichten und Denkschriften der wiener Akademie» niedergelegt.

Hauff (Wilh.), namhafter deutscher Schriftsteller, geb. 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, besuchte seit 1816 die Klosterschule zu Blaubeuren und studirte seit 1820 Theologie zu Tübingen. Als Hauslehrer zu Stuttgart eröffnete er seine schriftstellerische Laufbahn mit dem «Märchenalmanach auf das J. 1826». Dem Stoffe nach zwar meist entlehnt, zeichneten sich diese Märchen doch durch die freie und phantasiereiche Behandlung wie durch die schöne Abrundung der Darstellung höchst vortheilhaft aus, weshalb sie auch unter dem Titel «Märchen» viele Auflagen (14. Aufl., Stuttg. 1875) erlebten. Auf den Märchenalmanach folgten die «Mittheilungen aus den Memoiren des Satans» (2 Bde., Stuttg. 1827), zwar ein mehr fragmentarisches, aber doch an Phantasie und Darstellungskunst reiches Werk, und der «Mann im Monde» (Stuttg. 1827), ein Roman, welcher die Clauren'sche Manier persifliren sollte, aber vom Publikum als ein echtes Werk Clauren's aufgenommen wurde. Ernstlicher gemeint war die sarkastische «Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde, gehalten vor dem deutschen Publikum in der Herbstmesse 1827», worin H. seinem Gegner in der Meinung des Publikums den Todesstoß versetzte. Sein Roman «Lichtenstein» (3 Bde., Stuttg. 1826; 10. Aufl. 1864; mit Zeichnungen von Thumann, 2. Aufl., Berl. 1874), worin bei einiger Breite die Charaktere, besonders die der schwäb. Bauern, gut gezeichnet und die Localitäten anschaulich geschildert sind, gehört zu den bessern Romanen, welche in Deutschland nach dem Muster Walter Scott's geschrieben wurden. Seine «Phantasien im Bremer Rathskeller» (Stuttg. 1827; mit Illustrationen, Brem. 1865 und Berl. 1871) zeichnen sich durch originelle Erfindung, launige Phantastik und meisterhafte Darstellung aus. Unter seinen vielen kleinern Erzählungen sind besonders die Novellen «Die Bettlerin vom Pont des Arts» und «Das Bild des Kaisers» als kleine Meisterstücke hervorzuheben. Durch ursprüngliche Erfindungsgabe steht H. überhaupt unter den deutschen Novellisten in der ersten Reihe, wennschon es ihm im ganzen nur selten gelungen ist, seinem Stoffe einen tiefern poetischen oder philos. Gehalt abzugewinnen. Nachdem er noch einige Zeit die Redaction des «Morgenblatt» geführt, starb er 18. Nov. 1827. Seine «Sämmtlichen Werke» wurden von G. Schwab mit einer Biographie H.'s herausgegeben (36 Bdchn., Stuttg. 1830; 13. Aufl., 5 Bde., 1869). — Sein Bruder **Hermann H.**, geb. 22. Aug. 1800 zu Stuttgart, gest. daselbst 16. Aug. 1865, folgte ihm in der Redaction des «Morgenblatt» und ist Verfasser der Werke «Moden und Trachten» (Stuttg. 1841) und «Skizzen aus dem Leben und der Natur» (2 Bde., Stuttg. 1840).

Haug (Joh. Christoph Friedr.), deutscher Lieder- und Epigrammendichter, Sohn des spätern Professors an der stuttgarter Karlsschule Balthasar H., geb. 19. März 1761 zu Niederstotzingen in Würtemberg, besuchte die Schule in Ludwigsburg und das Gymnasium zu Stuttgart und studirte sodann auf der Karlsschule, wo er mit Schiller Freundschaft schloß, die Rechte. Nach seinem Abgange von der Karlsschule wurde er 1783 Secretär bei dem herzogl. Geheimen Cabinet, 1794 Geh. Secretär und 1817 Hofrath und Bibliothekar. Er starb zu Stuttgart 30. Jan. 1829. Besonders merkwürdig und für die Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit seines Witzes Zeugniß ablegend sind seine «Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheuere Nase» (Stuttg. 1804; 3. Aufl., St.-Gallen 1850). Auch gab er mit C. F. Weisser eine interessante «Epigrammatische Anthologie» (10 Bde., Zür. 1807—9) heraus. Seine zu große Productivität auf so beschränktem Gebiete verführte ihn aber häufig zur Trivialität, wie überhaupt sein epigrammatischer Witz zum großen Theil etwas für uns Veraltetes hat. Daneben versuchte er sich in der ernsthaften und tiefern Ode; überdies besaß er ein außerordentliches Talent im Improvisiren. Er arbeitete für wissenschaftliche und belletristische Journale

Digitized by Google

und hatte längere Zeit theil an der Herausgabe des «Morgenblatt». Eine Auswahl seiner «Gedichte» erschien in Leipzig (2 Bde., 1827) und zu Stuttgart (2 Bde., 1840).

Haug (Martin), ein besonders um die ind. und altpers. Literatur hochverdienter Orientalist, geb. 30. Jan. 1827 in Ostdorf bei Balingen im Würtembergischen, kam erst spät auf das Gymnasium in Stuttgart, bezog 1848 die Universität Tübingen, wo er unter Roth Sanskrit studirte, hielt sich dann einige Zeit in Göttingen auf und habilitirte sich 1854 in Bonn. Im J. 1856 folgte er einer Einladung Bunsen's nach Heidelberg, um Mitarbeiter an dessen Bibelwerke zu werden. Hier erhielt er einen Ruf nach Indien und kam im Nov. 1859 nach Poona, wo er als Superintendent of Sanskrit studies und Professor of Sanskrit in the Poona college angestellt wurde. Seine ungewöhnliche Kenntniß des Zend und der heiligen Literatur der Parsen brachte ihn in unmittelbaren Verkehr mit den gelehrtesten Priestern jener Religionssekten, den er namentlich dazu benutzte, sich die genaueste Detailkenntniß der religiösen Ceremonien, des Cultus u. s. w. zu erwerben. Seine amtliche Stellung wußte er ebenfalls sehr umsichtig zu benutzen, um sich von den Brahmanen in die Geheimnisse des Rituals der Vedas und in die entlegenern Gebiete des ind. Wissens einweihen zu lassen. Auf einer wissenschaftlichen Reise durch die Provinz Guzerate im Winter 1863, die er im Auftrag der engl. Regierung unternahm, hatte er Gelegenheit, viele kostbare Manuscripte in Zend und Sanskrit zu sammeln. Familienrücksichten veranlaßten ihn Ende 1865, seine Stellung in Indien aufzugeben, worauf er im Frühjahr 1866 nach Deutschland zurückkehrte. Er lebte zunächst einige Zeit in literarischer Thätigkeit in Stuttgart, ward aber schon im Frühjahr 1868 als der erste ord. Professor des Sanskrit und der Sprachvergleichung nach München berufen, wo er dann insbesondere auch eine sehr rege akademische Lehrthätigkeit entfaltete, bis er 3. Juni 1876 in Bad Ragaz starb, wohin er sich zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit begeben hatte. H.'s literarische Thätigkeit war hauptsächlich auf die Erläuterung des Zendaveſta gerichtet. Seine beiden bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind «Die fünf Gathas, oder Sammlungen von Liedern und Sprüchen Zarathustra's, seiner Jünger und Nachfolger» (2 Bde., Lpz. 1858—60) und «Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsees» (Bombay 1862). Andere Gebiete der iran. Philologie bearbeitete er unter anderm in den Schriften: «Ueber die Schrift und Sprache der zweiten Keilschriftgattung» (Gött. 1855) und «Ueber die Pehlewisprache und den Bundeheſch» (Gött. 1854). Ein «Old Zend-Pahlavi glossary» und ein «Pahlavi-Pazand glossary» edirte er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Destur Hoschangji 1868 und 1870, letzteres mit einer längern Einleitung: «Essay on the Pahlavi language» (Stuttg. 1870); sein letztes Hauptwerk in dieser Richtung war: «The book of Arda Viraf» (Text, Uebersetzung, Einleitung von M. Haug und E. W. West, Bombay-Lond. 1872, nebst dem «Glossary» und «Index» dazu, Bombay-Lond. 1874). H.'s Hauptwerk im Gebiete der altind. Literatur ist die Ausgabe und Uebersetzung eines der ältesten vedischen Ritualbücher, des «Aitareya Brahmana of the Rigveda» (2 Bde., Bombay 1863). Außerdem sind noch zu nennen: «Brahma und die Brahmanen» (Münch. 1871), «Ueber das Wesen und den Werth des vedischen Accents» (Münch. 1873—74) und «Vedische Räthselfragen und Räthselsprüche» (Münch. 1875).

Haugwitz (Christian Heinr. Karl, Graf von), Freiherr von Krappitz, preuß. Staatsmann, geb. 11. Juni 1752 auf dem väterlichen Gute Pauke bei Oels in Schlesien, vermählte sich nach beendigter akademischer Studienzeit 1776 mit der Tochter des Generals Grafen von Tauenzien und machte hierauf eine Reise nach der Schweiz und Italien, wo er in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Erzherzoge, nachherigen Kaiser Leopold II. trat, auf dessen Wunsch H. 1792 als preuß. Gesandter nach Wien kam. Durch ihn gewann Oesterreich größern Einfluß auf Preußen und zog dieses in den Krieg gegen Frankreich. An des Grafen Schulenburg Stelle wurde H. 1792 Cabinetsminister und schloß als solcher den Frieden zu Basel. Da jedoch 1803 die Besetzung Hannovers das von ihm beobachtete polit. System gefährdete, zog er sich auf seine Güter zurück. Als aber die Franzosen 1805 durch Ansbach marschirten, wurde H. auf Napoleon's I. Wunsch zur Führung der neuen Unterhandlungen in dessen Lager gesandt, wo er kurz vor der Schlacht bei Austerlitz eintraf. Hier ließ sich H. hinhalten, bis er sich nach Napoleon's Sieg bei Austerlitz zu einem Vertrage genöthigt sah, in dem Preußen Ansbach, Kleve und Neuchâtel an Frankreich abtrat und dagegen Hannover erhielt. Hierauf ersetzte H. aufs neue Hardenberg in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Allein sein polit. System fand den lautesten Tadel. Während die Besitznahme Hannovers Preußen mit England entzweite, dem sich Frankreich näherte, verwickelten sich die Verhältnisse Preußens zu Frankreich

Digitized by Google

mehr als je. H. begab sich als Vermittler nach Paris, richtete aber nichts aus. H. war Zeuge der Schlacht bei Jena und folgte dem König nach Ostpreußen. Seitdem lebte er zurückgezogen auf seinen Gütern in Oberschlesien und Polen. Im J. 1811 wurde er Curator der neu errichteten Universität zu Breslau, ging 1820 nach Italien und lebte abwechselnd in Venedig, in Padua und einer Villa in der Nähe von Este, wo er 19. Febr. 1832 starb. Zur Rechtfertigung seiner Politik schrieb er «Fragment des mémoires inédits du comte de H.» (Jena 1837), und Minutoli, «Der Graf von H. und Job von Witzleben» (Berl. 1844).

Haupt (Moritz), einer der ausgezeichnetsten Germanisten und Philologen Deutschlands, geb. 27. Juli 1808 in Zittau, wo sein Vater, Ernst Friedrich H. (geb. 31. Mai 1774, gest. 1. Mai 1843), der sich durch die für die Sammlung der «Scriptores rerum Lusaticarum» besorgte Herausgabe der «Jahrbücher des zittauischen Stadtschreibers Johannes von Guben» (Görl. 1837) sowie als lat. Dichter durch treffliche Uebersetzungen Goethe'scher Gedichte («Carmina X Goethii», Lpz. 1841) und deutscher Kirchenlieder («Hymni sacri», Lpz. 1842) bekannt gemacht hat, das Bürgermeisteramt bis 1832 verwaltete. Der junge H. studirte 1826—30 in Leipzig unter Hermann's Leitung Philologie und habilitirte sich daselbst, nachdem er in Zittau längere Zeit privatisirt, 1837 durch Vertheidigung seiner «Quaestiones Catullianae» (Lpz. 1837). Er erhielt sodann 1838 eine außerord. Professur und 1843 die ordentliche der deutschen Sprache und Literatur. Die erfolgreiche Thätigkeit, mit welcher er als akademischer Lehrer sowol auf dem genannten als auch dem Gebiete der classischen Philologie auf zahlreiche Schüler und Zuhörer wirkte, wurde 1850 gehemmt, indem auf Grund seiner Theilnahme an der nationalen Bewegung der J. 1848 und 1849 seine Amtsentsetzung erfolgte. Seit 1848 Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, übernahm er 1850 das durch Hermann's Tod erledigte Secretariat der histor.-philol. Klasse, welches er behielt, bis er 1853 an Lachmann's Stelle als ord. Professor der classischen Literatur nach Berlin berufen wurde. Seit 1861 beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften, starb er 5. Febr. 1874. H.'s wissenschaftliche Leistungen gehören theils der deutschen, theils der classischen Philologie an. Von letztern sind besonders hervorzuheben seine kritischen Ausgaben der «Halieutica» des Ovid nebst den «Cynegetica» des Gratius und Nemesianus (Lpz. 1838), der «Metamorphosen» des Ovid (3. Aufl., Berl. 1863), des Horaz (3. Aufl., Lpz. 1871), des Catull, Tibull und Properz (2. Aufl., Lpz. 1861) und des Virgil (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1873). Aus Hermann's Nachlaß gab er den Bion und Moschus (Lpz. 1849) und den Aeschylos (2 Bde., Lpz. 1852) heraus. H.'s bedeutendste philol. Arbeiten sind die kritischen Ausgaben des «Erec» (Lpz. 1839; 2. Aufl. 1871), der «Lieder und Büchlein» und des «Armen Heinrich» (Lpz. 1842) des Hartmann von Aue, des «Guten Gerhard» von Rudolf von Ems (Lpz. 1840), des «Winsbeke» (Lpz. 1845), der Lieder Gottfried's von Neiffen (Lpz. 1851) und des Neidhard von Reuenthal (Lpz. 1858). Lachmann's Ausgabe der ältesten mittelhochdeutschen Lyriker («Des Minnesangs Frühling», Lpz. 1857; 2. Aufl. 1875) wurde von H. vollendet und die neuen Ausgaben von dessen «Nibelungen» (Berl. 1852 u. 1867), Wolfram (Berl. 1854) und Walther von der Vogelweide (Berl. 1853 u. 1865) besorgt. Mit Hoffmann von Fallersleben gab er «Altdeutsche Blätter» (2 Bde., Lpz. 1836—40), allein die «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (12 Bde., Lpz. u. Berl. 1841—65; neue Folge, 4 Bde., Berl. 1866—73) heraus. Nach seinem Tode erschienen seine «Opuscula» (3 Bde., Lpz. 1875—76).

Hauptmann, franz. Capitaine, heißt in der militärischen Rangordnung die Offizierscharge zwischen Major und Lieutenant (bei der Cavalerie Rittmeister). Im Truppendienst werden die Compagnien oder Batterien von Hauptleuten befehligt, deren es aber auch in andern Functionen gibt. In ältern Zeiten war der Anführer jeder organisirten Kriegsschar deren H. und seine Amtsgewalt eine sehr ausgedehnte. Ueber ihm stand nur sein Oberst und der Heerführer, der auch Feldhauptmann genannt wurde. Mit der Organisation der stehenden Heere schoben sich aber in der Gliederung der Offiziercorps noch Zwischenchargen ein, als mehrere Compagnien zu einem Bataillon vereinigt wurden. Auf den Bataillonsführer ging dann ein Theil der bisherigen Function des H. über, doch behielt dieser noch bis in die Zeit von 1806—9 die einträgliche Selbstverwaltung der Compagnie an Verpflegung und Material. Auch bei den Dragonern hieß früher der Compagniechef H., bis diese Truppe der übrigen Cavalerie in der Formation gleichgestellt wurde. — In der Civilverwaltung kommt ebenfalls der Titel H. vor, als Kreishauptmann, Amtshauptmann, Schloßhauptmann, Berghauptmann u. s. w.

Hauptmann (Moritz), ausgezeichneter Componist und Musiktheoretiker, geb. 13. Oct. 1792 zu Dresden, war zum Architekten bestimmt und betrieb frühzeitig mit Eifer Mathematik, Physik

Digitized by Google

und Chemie, fühlte sich jedoch besonders zur Musik hingezogen und widmete sich derselben seit 1811 ausschließlich. Um sich auf der Violine auszubilden und zugleich auch die Composition zu studiren, ging er auf ein Jahr zu Spohr nach Gotha und schrieb unter dessen Anleitung einige Orchesterwerke. Er erhielt 1812 eine Anstellung als Geiger an der königl. Hofkapelle zu Dresden, hielt sich später mehrere Monate zu Wien auf und folgte Ende 1814 als Musiklehrer dem damaligen russ. Generalgouverneur von Sachsen, Fürsten Repnin, nach Petersburg und Moskau, dann nach Odessa und Pultawa, wo er unter den günstigsten Verhältnissen sich in der Tonkunst zum vielseitigen Meister ausbildete. Im Mai 1820 kehrte H. nach Deutschland zurück. Er lebte bis 1822 in Dresden und wurde dann durch Spohr als Mitglied der kurfürstl. Kapelle nach Kassel berufen, wo er 20 Jahre hindurch wirkte. In dieser Stellung machte er sich durch eine Reihe trefflicher Compositionen, darunter die Oper «Mathilde», als geistvoller Tonsetzer bekannt. Zugleich erwarb er sich den Ruf eines der bedeutendsten Theoretiker unserer Zeit. Ueber 300 Schüler, darunter Ferd. David, Curschmann, Hans von Bülow, Joachim, F. von Holstein, A. Wilhelmj u. a. verdanken ihm ihre Ausbildung. Im J. 1829 durchreiste H. Italien und besuchte 1842 Paris. Im September desselben Jahres wurde er, besonders durch Mendelssohn's Einfluß, als Cantor und Musikdirector an der Thomasschule und den beiden Hauptkirchen nach Leipzig berufen, und 1843 trat er als Lehrer des Contrapunkts und der Fuge in das damals errichtete Conservatorium der Musik ein. Hier wirkte er bis zu seinem 3. Jan. 1868 erfolgten Tode. Seit 1850 war er Vorsitzender der von ihm mitbegründeten Bach-Gesellschaft. H. gehört durch sein schöpferisches Talent, das sich mehr dem Sinnigen, Gefühlvollen als dem Glänzenden und Schimmernden hinneigt, sowie durch sein tiefes und gründliches Wissen zu den geistvollsten Musikern. Von seinen weniger zahlreichen (im Druck erschienen nur 60 Nummern) als bedeutenden Werken sind zu nennen: die große Messe in G-moll und drei Kirchenstücke für Chor und Orchester, viele Motetten (darunter das «Salve regina»), mehrstimmige Lieder für die Kirche und das Haus, Lieder für Männerchor, ital. Sonetten, Canzonen und deutsche Lieder und Gesänge für eine Stimme, acht große Duos für zwei Violinen und sechs große Sonaten für Pianoforte und Violine. Sein theoretisches Hauptwerk ist: «Die Natur der Harmonik und der Metrik» (2. Aufl., Lpz. 1873). Ein nachgelassenes Werk: «Die Lehre von der Harmonik» (Lpz. 1868), wurde nach seinem Tode von O. Paul, H.'s «Briefe an Franz Hauser» (2 Bde., Lpz. 1871) von Schöne und H.'s «Briefe an Ludwig Spohr und andere» (Lpz. 1876) von Hiller herausgegeben. Unter dem Titel «Opuscula» veröffentlichte sein jüngster Sohn eine Reihe «Vermischter Aufsätze» (Lpz. 1874). Vgl. Paul, «Moritz H.» (Lpz. 1862).

Hauptquartier heißt bei Kriegsoperationen der Aufenthaltsort des Commandos oder auch im besondern Sinne das gesammte Dienstpersonal desselben, bestehend aus den Offizieren des Generalstabes, den Adjutanten, Ordonnanzoffizieren, den höhern Verpflegungs- und Sanitätsbeamten, Oberauditeuren u. s. w., nebst einer Stabswache. Das H. des Oberbefehlshabers einer Armee wird auch wol Großes H. genannt, zum Unterschiede von denen der Armeecorps und Divisionen. Meist wird das H. etwas hinter den operirenden Truppen genommen, doch so, daß es stets in Verbindung mit diesen bleibt und Meldungen wie Befehle nicht erschwert werden.

Hauptton, s. Grundton.

Haupt- und Staatsactionen ist seit der ersten Hälfte des 18. Jahrh. der Name einer Gattung von Theaterstücken, welche eine im ganzen ernste, aber mit possenhaften Auftritten durchflochtene oder von eigenen burlesken Zwischenspielen unterbrochene Handlung darstellten und damals die Bühne beherrschten. In den Ankündigungen der Stücke tritt dieser Name 1738 zuerst auf, doch war diese Art von Stücken schon seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beliebt. Dieselben bilden eine Entwickelungsstufe des deutschen volksthümlichen Dramas, wenn sich in ihnen auch hier und da das Bestreben nach gelehrter Vornehmheit zeigt, stellenweise der Alexandriner zur Anwendung kommt, die Feen, Riesen, Geister u. s. w. in Versen sprechen oder auch singen und überhaupt willkürlich vertheilte Chöre, Arien u. s. w. eine Rolle spielen. Bis auf neuere Zeit herab hielt man die H. nicht ganz irrthümlich für Uebersetzungen und Nachahmungen aus dem Spanischen. Obschon sie aber zum Theil auf fremden Originalen beruhen, so behandeln sie dieselben doch in ganz selbstständiger, volksthümlicher Weise. Die Stücke wurden in der Regel nur theilweise aufgeschrieben und vieles, insbesondere die komischen Partien mit Hanswurst u. s. w., dem Improvisationstalent der Schauspieler überlassen. Zudem wachten die Directoren der Schauspielergesellschaften eifersüchtig über das Eigenthumsrecht an den in ihrem Besitz befindlichen Stücken. Es konnte daher kein Stück dieser Art in einem gleichzeitigen

Digitized by Google

Drucke auf die Nachwelt kommen. Eine handſchriftliche Sammlung von H. befindet ſich auf der Hofbibliothek zu Wien. (Vgl. Weiß, «Die wiener Haupt- und Staatsactionen», Wien 1854.) Ein anderes Stück dieſer Art, das wol zu den am ſpäteſten in Norddeutſchland verfaßten gehört, «Karl XII. vor Friedrichshall», wurde von Lindner (Deſſ. 1845) herausgegeben. Vgl. Devrient, «Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt» (Bd. 1, Lpz. 1848); Prutz, «Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Theaters» (Berl. 1847).

Hauſen (im Ruſſiſchen Beluga), Acipenser huso, heißt der größte, zum Störgeſchlechte gehörige Fiſch, der ſich im Mittelländiſchen, Schwarzen und Kaſpiſchen Meere aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andere große Flüſſe kommt und bis 8 Mt. Länge und 28 Ctr. Schwere erreicht. Sein wenig geſchätztes, grobes Fleiſch wird theils geſalzen, theils getrocknet genoſſen. Sein Rogen liefert den Caviar (ſ. d.), und es gibt Fiſche, die bis zu 8 Ctr. Caviar liefern. Aus der innern pulpoſen und vasculöſen Haut der Schwimmblaſe wird der bekannte Fiſchleim, die Hauſenblaſe (ſ. d.), bereitet.

Hauſenblaſe (Fiſchblaſe, Fiſchleim, Colla piscium oder Ichthyocolla) kommt faſt allein aus Rußland, doch findet ſich im Handel auch ſolche von der Hudſonsbai, aus Braſilien und aus Oſtindien. Die Ruſſen verwenden zur H. nicht nur die Schwimmblaſe des Hauſen, ſondern auch des Stör, Sterlet, Wels, Hai, Wardick u. ſ. w. Die Zubereitung der Schwimmblaſe iſt äußerſt einfach. Die Blaſen werden in ſchwacher Kalkmilch gewaſchen, dann aufgeſchnitten und zum Trocknen an der Luft ausgebreitet, aber ſo, daß die innere, ſilberweiße Membran, welche den Fiſchleim gibt, nach oben kommt. Sie wird dann von der äußern gröbern Haut abgeſondert. Darauf trocknet man ſie an der Sonne in mancherlei Formen zu kleinen Kränzen, lyraförmig, in Blättern wie ein Buch u. dgl. Die H. quillt in kaltem Waſſer ſtark auf. In heißem Waſſer löſt ſie ſich mit Hinterlaſſung einiger Faſern. Beim Erkalten erſtarrt die Löſung zu einer faſt farbloſen durchſichtigen Gallerte. Selbſt in ſchwachem Weingeiſt iſt ſie in der Wärme völlig löslich. Man benutzt ſie häufig zum Klären von Wein, Bier u. ſ. w., indem man ſie in viel kaltem Waſſer aufgequollen einrührt. Die Faſertheilchen bilden gewiſſermaßen ein zuſammenhängendes Netz, in welches ſich die niedergeſchlagenen und ſchwimmenden Theile feſtſetzen. Da alſo die Klärung durch H. eine Art Filtration bildet, ſo geht daraus hervor, daß die Anwendung des Leims u. ſ. w. als Surrogats der H. nicht ganz rationell iſt. Die H. iſt das beſte Mittel zur Darſtellung von Gallerten in der Kochkunſt, indem ſie ſelbſt noch mit ihrem 25fachen Gewichte Waſſer gekocht eine beim Erkalten conſiſtente, zitternde Gallerte gibt, obgleich in neuerer Zeit das Agar-Agar (ſ. Gallerte) zu dieſem Zwecke ſich immer mehr und mehr einbürgert. Eine concentrirte Löſung der H. auf Seidentaffet oder Goldſchlägerhaut geſtrichen gibt das ſog. Engliſche Pflaſter oder die Peau divine.

Hauſer (Kaſpar), ein durch ſeine dunkle Herkunft, wie durch ſeine Schickſale einſt berühmter Findling, wurde am zweiten Pfingſttage (26. Mai) 1828 nachmittags zu Nürnberg auf dem dortigen Unſchlittmarkte von einigen daſelbſt wohnhaften Bürgern zuerſt bemerkt. Anſcheinend ein Burſche von 16—18 Jahren, in die abgelegten Kleider eines Erwachſenen geſteckt, trug er einen Brief mit der Adreſſe des Rittmeiſters der 4. Escadron des 6. Chevauxlégersregiments (von Weſſenig) in Nürnberg in der Hand, deſſen Wohnung er wiſſen wollte. Zu dieſem geführt und von demſelben der Polizeiwache überwieſen, gab der Unbekannte hier auf alle an ihn über ſeine Herkunft gerichteten Fragen keine weitere Antwort, als «das weiß ich nicht» oder «ich will ein Reiter werden». Doch ſchrieb er in feſten Zügen ſeinen Namen «Kaspar Hauſer» auf ein Blatt Papier, zeigte überhaupt, daß er im Schreiben, wie im Leſen einigen Elementarunterricht genoſſen hatte. Sein Sprechen dagegen blieb, wenigſtens in der erſten Zeit, auf wenige Worte und Sätze in oberbair. Mundart beſchränkt. Im übrigen war ſein Körperbau geſund und ebenmäßig entwickelt, ſeine Haut weiß und fein, ſeine Glieder, zumal ſeine Füße, auffällig zart gebaut. Gegen Fleiſchſpeiſen und alle gegorenen Getränke zeigte er einen heftigen Widerwillen; Waſſer und trockenes Brot waren ihm die liebſten Nahrungsmittel. In dem mitgebrachten Briefe, datirt «von der bayerſchen Gränz, daß Ort iſt unbenannt, 1828» theilte der Schreiber, der ſich für einen armen Tagelöhner ausgab, dem Rittmeiſter mit, der Knabe ſei ihm 7. Oct. 1812 «gelegt» worden, er habe ihn auferzogen, jedoch ſeit 1812 keinen Schritt vor die Thür gelaſſen, Leſen, Schreiben und Chriſtenthum habe der Knabe gelernt, derſelbe wolle Reiter werden. In dem Briefe lag ein erſichtlich für die Myſtification zurecht gemachter, wie von der Mutter geſchriebener Zettel, in welchem es hieß, ſie ſei ein armes Mägdelein, geboren ſei der Knabe 30. April 1812, ſein Name ſei Kaspar, ſein Vater, ein Chevauxlégers vom 6. Regiment, ſei todt. H. wurde zunächſt vom Magiſtrat in Nürnberg als Findling

Digitized by Google

übernommen und, nachdem eine öffentliche Bekanntmachung behufs Ermittelung der Persönlichkeit keinerlei Aufklärung erbracht, auf Kosten der Stadt dem Professor G. Fr. Daumer zur Lehre und Pflege übergeben. Was H. über die Vorgeschichte seines Lebens erzählte und später in einer Art von Selbstbiographie niederschrieb, enthielt im wesentlichen immer nur die Angabe, er habe, so lange er denken könne, immer allein in einem dunkeln Behältnisse gesessen, nur mit einem Hemd und einer Hose bekleidet, habe stets morgens beim Erwachen Brot und einen Krug Wasser vorgefunden; wer ihn bekleidet, gereinigt, ernährt, wisse er nicht. Kurze Zeit vor der Wegführung nach Nürnberg sei ein Mann, dessen Angesicht er aber nicht gesehen, bei ihm erschienen, habe, hinter ihm stehend ihn durch Führung der Hand im Schreiben unterrichtet, ihn dann in einer Nacht herausgetragen, auf die Füße gestellt, ihn mit den Sachen, die er bei seinem Erscheinen in Nürnberg auf dem Leibe trug, bekleidet, ihn bis in die Nähe der Stadt begleitet und ihn hier mit dem Briefe an von Wessenig entlassen. Diese an innern Unwahrscheinlichkeiten überreiche, bald von den wundergläubigen Zeitgenossen phantastisch weiter ausgeschmückte Erzählung wurde in den Jahren der Romantik die Quelle einer wahrhaften Mythenbildung. Das Interesse des ganzen gebildeten Europa heftete sich an den merkwürdigen Findling und unendlicher Scharfsinn wurde aufgeboten, um das Räthsel dieser Persönlichkeit und des, wie man ohne weiteres annahm, hier verübten Verbrechens zu ergründen. Daß H. von vornehmer Abkunft, vielleicht ein beiseite geschafftes Fürstenkind, vielleicht der natürliche Sohn eines hohen kath. Prälaten, war die gewöhnliche Annahme. Doch fehlte es auch nicht an Zweiflern, die in allem nur einen von H. selbst gespielten Betrug erblicken wollten.

Die spätere Bildungsgeschichte H.'s ist dadurch psychologisch bemerkenswerth, daß die ursprüngliche Wißbegierde, das erstaunliche Gedächtniß und die ungewöhnliche Schärfe und Reizbarkeit seiner Sinne, die ihn anfangs auszuzeichnen schienen, in demselben Grade abnahmen, in welchem sich der Kreis seiner Kenntnisse erweiterte, wogegen die Neigung zur Lüge und Verstellung immer sichtlicher zunahm. Die ganze geistige Entwickelungsfähigkeit H.'s blieb eine eng begrenzte. Am 17. Oct. 1829 wurde H. im Keller des Daumer'schen Hauses aus einer leichten Schnittwunde an der Stirn blutend vorgefunden, und wollte er, während er sich auf dem Abtritt befand, von einem Unbekannten mit schwarz verhülltem Gesicht überfallen und niedergeschlagen worden sein. Alle von den Criminalbehörden sofort in Bewegung gesetzten Nachforschungen blieben fruchtlos; doch steigerte das Geheimnißvolle dieses fraglichen Mordanfalls natürlich das Interesse für H.'s Person. Er wurde nunmehr von Daumer entfernt und in das Haus des Kaufmanns Biberbach in Nürnberg gebracht. Hier lernte ihn Lord Stanhope kennen, der ihn zu adoptiren beschloß, ihn erst nach Ungarn, wo man seine Aeltern vermuthete, auf Reisen schickte, dann aber bald in seiner Zuneigung für H. wieder erkaltete und ihn dem Lehrer Meyer in Ansbach zur weitern Ausbildung überließ. Unter der Curatel des Präsidenten von Feuerbach wurde H. hier mit gerichtlichen Schreibarbeiten beschäftigt und wäre er vermuthlich bald vergessen worden, hätte nicht sein plötzlicher Tod ihn wieder zum Mittelpunkt allgemeinster Sensation gemacht. Am 14. Dec. 1833 kam H. mit einer tiefen Stichwunde in der linken Brusthälfte nach Hause gelaufen, und erzählte, ein Fremder habe ihn im Flur des Appellationsgerichts auf den Nachmittag in den Schloßgarten bestellt, ihn dort beiseite gelockt und meuchlings tödlich verwundet. Drei Tage darauf, 17. Dec. 1833, starb H. an den Folgen der Verwundung. Die hierüber von neuem eingeleitete Criminaluntersuchung mußte absolut ergebnißlos 11. Sept. 1834 wieder eingestellt werden. Die Möglichkeit eines Selbstmordes erschien nicht ausgeschlossen. Vgl. Meyer, «Authentische Mittheilungen über Kaspar H.» (Ansb. 1872). Nur mit Vorsicht zu benutzen sind Daumer's «Mittheilungen über Kaspar H.» (Nürnb. 1832), seine «Enthüllungen über Kaspar H.» (Frankf. 1859), sowie seine neuere Schrift «Kaspar H. Sein Wesen, seine Unschuld u. s. w.» (Regensb. 1873). Das meiste seiner europ. Berühmtheit verdankt H. der geistvollen, kritisch jedoch sehr anfechtbaren Schrift des Criminalisten A. von Feuerbach: «Kaspar H., Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben» (Ansb. 1832). Später versuchte G. F. Kolb (Brock) auf Grund eines 1852 aus dem Feuerbach'schen Nachlasse publicirten geheimen Mémoire für die Königin Karoline von Baiern in einer Schrift «Kaspar H.» (Zür. 1859) und in vielfachen Zeitungsartikeln den Nachweis zu führen, H. sei ein von der Reichsgräfin Hochberg beiseite geschaffter Erbprinz von Baden, der 29. Sept. 1812 geborene älteste Sohn des Großherzogs Karl und seiner Gemahlin Stephanie von Baden gewesen. Durch eine Reihe aus dem bad. Hausarchive 1875 über die Nothtaufe, die Section und Beerdigung des erwähnten am 16. Oct. 1812 gestorbenen Erbprinzen veröffentlichter amtlicher Urkunden ist indeß die völlige Grundlosigkeit dieser Hypothese

Digitized by Google

dargethan worden. Die Annahme, an der auch Feuerbach zuletzt festgehalten hat, daß H. ein uneheliches Kind eines Domherrn von Gutenberg in Bamberg gewesen sei, erscheint gegenwärtig immer noch als die der Wahrheit wol am nächsten kommende Vermuthung. Vgl. Mittelstädt, «Kaspar H. und sein bad. Prinzenthum» (Heidelb. 1876).

Hausfriede. Der Rechtsbegriff des H. ist speciell dem german. Rechte eigen und hängt mit dem, was dasselbe unter Frieden überhaupt versteht, genau zusammen. Wie der Landfriede den allgemeinen Rechtsschutz in sich begreift, so der H. den besondern der Behausung des Einzelnen und, als Unterart desselben, der Burgfriede den der Burg (Wohnung des Herrn oder Stätte des Gerichts). Hierauf beruht das Verbrechen des Hausfriedensbruchs, das durch unberechtigtes Eindringen oder Verweilen in der Wohnung eines andern wider dessen ausdrücklich erklärten Willen begangen wird. Die Strafe ist Geld- oder Gefängnißstrafe und setzt den Antrag des Verletzten voraus. Das röm. Recht (Lex Cornelia vom J. 61 v. Chr.) stellt den Hausfriedensbruch unter die schweren Injurien. In England sind die Rechte des H. auch gegenüber den Befugnissen der Gerichte (bei Haussuchungen, Executionen) noch ausgedehnter gewahrt, wenngleich auch dort das bekannte Wort: My house is my castle, nicht in der Ausdehnung zu fassen ist, welche man ihm bei uns oft beilegte. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich behandelt den Hausfriedensbruch in §. 123 und 342, in letzterm Paragraph speciell denjenigen, welchen ein Beamter in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Amtes begeht. Liegt der Fall des §. 342 nicht vor, so tritt die Verfolgung nur auf Antrag ein.

Hausgötter, s. Laren und Penaten.

Haushofer (Max), Landschaftsmaler, geb. in Nymphenburg bei München 20. Sept. 1811 als Sohn eines Schullehrers, der das aufkeimende Talent des Knaben für Zeichnen und Malerei von Anfang an zu beachten und zu pflegen verstand. Der junge H. entwickelte sein bedeutendes Talent, ohne an einer Akademie zu studiren, als Autodidakt und nahm sich die Natur allein zur Führerin. Obwol es ihm in spätern Jahren vergönnt war, eine Reise nach Italien zu unternehmen, blieb er doch auch in der Wahl seiner Stoffe der Heimat getreu, indem er die Motive seiner Landschaften fast ausschließlich der bair. Hochebene entnahm. H. erhielt 1844 einen Ruf als Professor an die Akademie in Prag, den er auch annahm, ohne in dem neuen Wirkungskreise, in dem er viele tüchtige Schüler heranbildete, sein Vaterland zu vergessen, wohin er, an die Ufer des ihm besonders lieben Chiemsees, jährlich zurückkehrte. Die kaiserl. Gemäldegalerie in Wien besitzt sein großes Bild: Die blaue Gumpe (Motiv aus dem Rainthal bei Partenkirchen); andere Werke sind in Privatsammlungen vielfach vertreten. H. ist der Maler des Binnensees, den er in den reizvollsten Momenten der Beleuchtung, in dunstiger Luftperspective oder düster im wehenden Wetter meisterhaft schildert. Er starb in Starnberg 24. Aug. 1866.

Hausirhandel heißt derjenige Kleinhandel, welcher von Ort zu Ort durch Angebot und Absatz der Waaren in den Häusern der Consumenten betrieben wird. Die Handelsleute, welche ihm obliegen, werden Hausirer genannt. In frühern Zeiten war diese Form des Handels im Umherziehen eine sehr gewöhnliche und nothwendige, da es zwischen vielen Orten an regelmäßigen Verbindungen fehlte, und für sehr gering bevölkerte Gegenden, in welchen ein stabiler Kleinhandel zu wenig lohnt, ist bei dem Mangel ansässiger Verkäufer das Hausiren immer noch von Wichtigkeit. Der H. unterlag früher in Deutschland den mannichfachsten, in den einzelnen Staaten sehr verschiedenen gesetzlichen Beschränkungen. Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869 hat, dem Principe der Gewerbefreiheit entsprechend, den H., wie überhaupt den Gewerbebetrieb im Umherziehen, von diesen beengenden Schranken, namentlich soweit solche durch die Absicht, den stehenden, ortsangesessenen Handel zu schützen, dictirt waren, befreit und für denselben nur gewisse, aus Sicherheits- und sittenpolizeilichen Rücksichten geborene Beschränkungen ertheilt. Hiernach bestimmt die Gewerbeordnung, daß derjenige, welcher außerhalb seines Wohnortes, ohne Begründung einer gewerblichen Niederlassung Waaren irgendeiner Art feilbieten will, hierzu eines Legitimationsscheins bedarf. Dieser kann einem Reichsangehörigen, welcher in Deutschland einen festen Wohnsitz hat, nur dann versagt werden, wenn er mit einer abschreckenden oder ansteckenden Krankheit behaftet oder wegen strafbarer, gegen Eigenthum, Sittlichkeit, Leben und Gesundheit gerichteter Handlungen bestraft, beziehentlich in Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte beschränkt, oder wenn er ein notorischer Bettler, Landstreicher oder Trunkenbold ist. Ausländern kann der H. gestattet werden. Ausgeschlossen vom H. sind geistige Getränke, gebrauchte Kleider und Betten, Garnabfälle, Enden und Dräumen von Seide, Wolle, Leinen oder Baumwolle, Bruchgold und Bruchsilber, Spielkarten, Lotterielose, Staats- und sonstige Werthpapiere, Schießpulver, Feuerwerkskörper und andere explosive

Digitized by Google

Stoffe, Arzneimittel, Gifte und giftige Stoffe. Der Besitz des Legitimationsscheins befreit den Inhaber nicht von der Verpflichtung, in den einzelnen deutschen Staaten, wo er den H. betreibt, die bestehende Steuer zu bezahlen. Wer den H. ohne Legitimationsschein betreibt, wird mit Geldbuße bis zu 150 Mark oder mit Haft bis zu vier Wochen bestraft. Unter die Bestimmungen über den H. fällt auch das Colportiren mit Preßerzeugnissen. (S. Colporteur.)

Hauslaub (Sempervivum L.), Pflanzengattung, s. Hauswurz.

Hausmittel nennt man im Gegensatz zu denen, welche vom Arzt aus der Apotheke verschrieben werden, solche Mittel, die man in den Haushaltungen vorräthig hält (Hausapotheke) und in leichten oder in Nothfällen auch ohne besondere Anordnung des Arztes zur Anwendung bringt. Die H. sollen ungefährlicher Natur sein, sodaß, wenn sie unter Umständen nicht nützen, doch auch keinen positiven Schaden bringen. Dahin gehören verschiedene Arten von Thee, Magentropfen, Brausepulver, Abführmittel, Mittel gegen Durchfall, gegen Zahnschmerz, Riechsalz, Senf, Blasenpflaster, Verbandsalbe, Weine u. s. w.

Hausrath (Adolf), namhafter prot. Theolog, geb. 13. Jan. 1837 zu Karlsruhe, empfing auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Vorbildung und bezog 1856 die Universität Jena, wo er unter Droysen's Leitung Geschichte und unter Hase Theologie, insbesondere Kirchengeschichte studirte. Nachdem er seine Studien in Göttingen, Berlin und Heidelberg fortgesetzt, habilitirte er sich 1861 zu Heidelberg als Docent der Kirchengeschichte, während er in der ersten Zeit zugleich als praktischer Geistlicher daselbst fungirte. Im J. 1864 als Assessor in den bad. Oberkirchenrath berufen, gehörte er demselben auch während des sog. Schenkel-Streits an und vertrat dessen Entscheidungen in dieser Angelegenheit als Abgeordneter der Gemeinde Heidelberg auf der bad. Generalsynode von 1867. Im Herbst 1867 wurde H. als ord. Professor auf den durch Hundeshagen's Abgang erledigten Lehrstuhl der Kirchengeschichte berufen. Von H.'s Schriften sind zu nennen: «Der Apostel Paulus» (2. Aufl., Heidelb. 1872), «Neutestamentliche Zeitgeschichte» (2. Aufl., 4 Bde., Heidelb. 1873—77), «Religiöse Reden und Betrachtungen» (Lpz. 1873), «David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit» (Bd. 1, Heidelb. 1876).

Haussa oder Hausa heißt ein weiter, meist ebener und fruchtbarer Landstrich im centralen Nordafrika oder Sudan, zwischen dem mittlern Kuara oder Niger und dem Lande Bornu (s. d.). Das Land ist reich an allen Producten des Sudan und wird von den Fellata (s. d.) beherrscht, welche die Landeseinwohner, die Haussaua, Haussaner oder Haussaleute, unterworfen haben. Diese Haussaua sind ein zwischen den Berbern und Negern stehendes, gewöhnlich aber zu den letztern gerechnetes mohammed. Volk, das als intelligent, lebhaft, gesellig und sehr industriös geschildert wird. Ihre Sprache, die klangvollste, reichste und bildsamste im ganzen Sudan, mit zahlreichen Anklängen an die hamitisch-semit. Idiome von Nordafrika, ist infolge des lebhaften Handels fast für das ganze Innere Nordafrikas die allgemeine Verkehrssprache geworden. Das große Reich H., wie es nach den Berichten der arab. Geographen aus dem Ende des Mittelalters bekannt ist, war allmählich in eine Anzahl kleinerer Haussastaaten aufgelöst und dann durch die seit dem 16. Jahrh. von Westen her eingewanderten Fellata beeinflußt und überwuchert worden. Der mohammed. Fellata-Scheikh Othman gründete 1802 auf den Trümmern der Haussastaaten ein neues mächtiges Fellatareich, dessen westl. Provinzen am Niger 1816, bei seinem Tode, als Reich Gando an seinen Sohn Abd-Allahi kamen, während der östl. Theil als Reich Sokoto seinem Sohne Mohammed Bello zufiel. Dies letztere, auch jetzt noch oft das Sultanat H. genannt, umfaßt mit Einschluß der freilich fast unabhängigen Statthalterschaft Adamaua (s. d.) 438,300 QKilom., befindet sich aber als Staat in völliger Zerrüttung. Die 1803 gegründete Hauptstadt Sokoto, unweit südlich vom Nigerzufluß Sokoto oder Rima, zählt noch 20—22,000 E. und ist der am besten mit Vorräthen versorgte Markt in ganz Centralafrika. Residenz des Sultans ist die 1831 gegründete Stadt Wurno, mit 12,000 E. und ebenfalls lebhaftem Handel, 30 Kilom. im Nordosten von Sokoto auf einer Anhöhe am Rima gelegen. Die besten Nachrichten über H. finden sich in Barth's Reisewerke.

Hausschwamm. Dieser gefährliche Pilz, welcher ganze Häuser zu zerstören vermag und außerdem der Gesundheit höchst nachtheilig ist, gehört zu der Hauptpilzgattung Merulius, die sich von der verwandten Gattung der Löcherpilze (Polyporus) dadurch unterscheidet, daß auf der obern Fläche des dünnen, fleischigen, ungestielten Hutes sich vieleckige Falten (aber keine Löcher) befinden, welche auf kleinen Wärzchen die mikroskopischen Sporen tragen. Der H. (M. lacrymans, auch destruens) bildet weiße bis ochergelbe oder braune, dünne, lappige Massen mit rosenrother bis violetter Unterfläche. Seine an der Oberfläche sich massenhaft entwickelnden Sporen sind rosenroth und bedecken in von diesem Schwamm heimgesuchten Wohnungen

Digitized by Google

am Morgen oft Dielen, Tische und anderes Hausgeräth als feines röthliches Pulver. Sie fliegen überall herum, werden daher auch von den Menschen eingeathmet und vermögen unter Umständen Schlingbeschwerden, Erbrechen u. dgl. zu veranlassen, scheinen also wirklich giftig zu sein. Auch die moderige Ausdünstung des Schwamms ist schädlich. Am meisten schadet jedoch dieser Pilz durch die Zerstörung des Holzwerks der Häuser und Hausgeräthe. Er findet sich namentlich in solchen Häusern und Stellen ein, die wenig oder keinen Licht- und Luftzutritt haben, oder wo die Balken und Dielen feucht liegen. Er tritt unter drei verschiedenen Formen auf. Unter Dielen und Holz bildet er weiße, spinnwebartige Flächen, die sich allmählich verdichten und violett färben. Diese unter Flächen weit fortwuchernden Massen kriechen zwischen Balken und durch Mauerwerk hindurch. In der Tiefe unter dem Einfluß der Luft tritt der Schwamm in viel derbern, dickern, faserigen, strahlich geschichteten Massen auf, aus deren Rändern eine übelriechende und übelschmeckende Flüssigkeit tropfenweise herausfickert. An der dem Lichte ausgesetzten Oberfläche von Holzwerk und Wänden erscheint der Schwamm unter der Form dicker, schüsselförmiger Gebilde mit weißflaumigen Rändern, aus denen bei feuchter Luft ebensolche Tropfen hervorbringen. Diese bei Berührung erst roth, dann braun, zuletzt schwarz werdende, sehr feuchte Form entwickelt vorzugsweise die Sporen. Der H. zerstört das Holzwerk gänzlich, indem seine mikroskopischen Mycelinmfäden sich zwischen den Holzzellen durchdrängen und deren Auflösung herbeiführen. Er ist sehr schwer zu vertreiben, wenn er sich einmal eingenistet hat. Zunächst muß alles von ihm angegangene Holz weggenommen und beseitigt werden. Die wenigsten der für die Vertilgung des H. in Vorschlag gebrachten Mittel erreichen ihren Zweck; manche sind, wie Quecksilbersublimat, nur mit größter Vorsicht, oder wie Schwefel- und Salpetersäure, nur verdünnt anzuwenden. Die beste Vorbeugungsmaßregel wird immer eine sorgfältige Auswahl der Bauhölzer und die Entfernung aller Feuchtigkeit aus dem Grunde und Gemäuer der Häuser durch Trockenlegung und Ventilation sein. Außerdem verhüte man, daß nicht ganz gut ausgetrocknete Hölzer, Dielen u. s. w. zu zeitig mit deckenden Anstrichen und Ueberzügen versehen werden. Verschieden vom H. ist der Mauerschwamm. (S. Mauer.)

Häusser (Ludw.), ausgezeichneter deutscher Geschichtschreiber, geb. 26. Oct. 1818 zu Cleeburg im Unterelsaß, erhielt seine Gymnasialbildung zu Manheim und bezog 1835 die Universität Heidelberg, um Philologie zu studiren. Schlosser's Einfluß wandte ihn jedoch bald den histor. Studien zu, die er auch auf der Universität zu Jena eifrig betrieb. Im Herbst 1838 promovirte er zu Heidelberg, veröffentlichte die Schrift «Die deutschen Geschichtschreiber vom Anfange des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen» (Heidelb. 1839) und die «Sage von Tell» (Heidelb. 1840), ging Frühjahr 1840 nach Paris, arbeitete dort in Archiven und Bibliotheken und habilitirte sich im Herbst desselben Jahres für Geschichte in Heidelberg. Eine Frucht seiner Forschungen in bad. und bair. Archiven war die «Geschichte der rhein. Pfalz» (2 Bde., Heidelb. 1845), während deren Erscheinen er zum außerord. Professor ernannt ward. Von der 1846 beginnenden polit. Bewegung lebhaft ergriffen, suchte er in der Gelegenheitsschrift «Schleswig-Holstein, Deutschland und Dänemark» (Heidelb. 1846) diese Streitfrage dem großen Publikum zugänglich zu machen. Im J. 1847 mit in den Redactionsausschuß für die «Deutsche Zeitung» gewählt, führte H. seit Anfang 1848 mit Gervinus die Redaction, die er dann vom März bis Sept. 1848 allein leitete. Im Nov. 1848 wurde er in die bad. Zweite Kammer gewählt, wo er das constitutionelle und bundesstaatliche Princip verfocht. Nach der Mairevolution 1849 schloß er sich mit Widerstreben der Mehrzahl seiner polit. Freunde an, trat auch 1850 wieder in die Kammer und nahm eine Wahl nach Erfurt an, zog sich aber im Oct. 1850 von der Politik zurück. Nach Ablehnung eines Rufs nach Zürich im Nov. 1849 zum ord. Professor ernannt, wandte er sich nun wieder der histor. Forschung zu. So entstand sein Hauptwerk, die «Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes» (4 Bde., Berl. 1854—57; 4. Aufl. 1869); eine der ausgezeichnetsten Leistungen der neuern deutschen Geschichtschreibung. Die Opposition H.'s 1858 gegen die Reaction in der prot. Kirche, die in der neuen Agende ihren Ausdruck fand, wurde entscheidend für das kirchliche und polit. Leben Badens. Gleich erfolgreich war seine Polemik 1859 gegen die ultramontane Partei bei Gelegenheit der Verhandlungen über das mit dem röm. Stuhle abgeschlossene Concordat. Nach dem polit. Umschwunge, der infolge dieses Concordatstreits in Baden eintrat, gehörte er 1860—65 der Zweiten Kammer an als eifrige Stütze des liberalen Ministeriums vom April 1860. An der Gründung der «Süddeutschen Zeitung» betheiligt, rief er 1862 den deutschen Abgeordnetentag mit ins Leben, und als dieser im Aug. 1863 gleichzeitig mit dem Fürstentage in Frankfurt zusammentrat, erstattete H. den Bericht über die «Reform-

Digitized by Google

acte». Im Dec. 1863 nahm er in Frankfurt an der Versammlung deutscher Landesvertretungen theil und wurde in den Sechsunddreißiger-Ausschuß und die geschäftsleitende Commission gewählt. Freudig begrüßte H. die Ereignisse von 1866, starb aber schon 17. März 1867 zu Heidelberg. Neben dem angeführten Hauptwerk schrieb er «Denkwürdigkeiten zur Geschichte der bad. Revolution» (Heidelb. 1851) und leitete die von ihm besorgte Ausgabe der Schriften List's (3 Bde., Stuttg. 1850) durch eine Biographie ein. Nach seinem Tode erschienen noch «Geschichte der Französischen Revolution» (Berl. 1867) und die «Geschichte des Zeitalters der Reformation» (Berl. 1868), seine Hauptvorlesungen, nach stenographischen Aufzeichnungen herausgegeben von Oncken, ferner «Gesammelte Schriften» (Bd. 1—2, Berl. 1869—73 fg.).

Haußmann (Georges Eugène, Baron), franz. Staatsbeamter, geb. 27. März 1809 zu Paris, bestimmte sich, nach Beendigung seiner Schulstudien, zum Advocaten, trat aber 1831 in die Staatsverwaltung als Generalsecretär der Präfectur des Depart. Vienne, war nachher Unterpräfect an verschiedenen Orten, und bekleidete 1849—52 abwechselnd die Präfecturämter in den Depart. Var, Yonne und Gironde. Nach dem Staatsstreich berief ihn Napoleon III., der sein Verwaltungstalent erkannt hatte, nach Paris, ertheilte ihm den Baronstitel und übertrug ihm 23. Juni 1853 die oberste Verwaltungsstelle des Seinedepartements. H. stand diesem wichtigen Posten länger als 16 Jahre vor, binnen welchen er 1857 zum Senator, 1862 zum Großkreuz der Ehrenlegion, 1867 zum Mitglied der Akademie der schönen Künste ernannt wurde und den momentan staatsklugen, aber ohne tiefere Einsicht und Bedachtsamkeit entworfenen Plan seines Herrn mit außerordentlicher Hartnäckigkeit ausführte, unbekümmert um alle Hindernisse, Vorwürfe, gesetzliche Schranken und sträfliche Creditoperationen. Das Umbauen der Hauptstadt im größten Maßstabe, das Durchstechen breiter, strategischer Straßen zum Behuf der Unmöglichmachung jeder neuen Revolution, die Errichtung neuer Prachtbauten an der Stelle der alten Stadtviertel, die Entfernung des Arbeiterelements aus dem Centrum an die Peripherie und darüber hinaus: dies waren in großen Zügen die Hauptpunkte des vorgeschriebenen Programms, bei deren Durchführung mehr das dynastische, als das sociale und nationalökonomische Interesse berücksichtigt wurde. Unter H.'s ungemein verschwenderischer Verwaltung sah die Stadt Paris nicht blos ihr jährliches Budget von 66 Mill. auf 225 Mill. anwachsen, sie mußte auch noch Anleihen von 848 Mill. aufnehmen, was zusammen mit verschiedenen schuldigen Summen die sämmtliche Schuld auf etwa 1 Milliarde und 150 Mill. hinaufgehen ließ. Als Anfang Jan. 1870 das Ministerium Ollivier ans Ruder kam und sich eine nähere Beaufsichtigung der städtischen Ausgaben erwarten ließ, mußte H. sein Amt niederlegen. Im Sept. 1871 wurde er Mitverwalter des pariser Crédit mobilier.

Haussteuer, s. Gebäudesteuer und Steuern.

Haussuchung (perquisitio domestica) nennt man das Durchsuchen eines Hauses, um die Spuren eines begangenen Verbrechens, z. B. gestohlene oder geraubte Sachen, blutige Kleider u. s. w., zu entdecken oder flüchtiger Verbrecher habhaft zu werden. Da die H. ein die Ruhe und Ehre der Hausbewohner verletzender Schritt ist, so darf sie auch nicht ohne hinreichende rechtliche Gründe vorgenommen werden. Die neue Strafproceßordnung für das Deutsche Reich gebraucht für H. den Ausdruck «Durchsuchung» und behandelt diese in den §§. 102—111. Dort wird ein Unterschied zwischen Durchsuchung bei Tage und zur Nachtzeit gemacht und die Regel aufgestellt, daß die Anordnung von Durchsuchungen dem Richter, bei Gefahr im Verzuge auch der Staatsanwaltschaft und denjenigen Polizei- und Sicherheitsbeamten zustehe, welche als Hülfsbeamte der Staatsanwaltschaft den Anordnungen derselben Folge zu leisten haben.

Hausthiere nennt man diejenigen zahmen Thiere, welche von dem Menschen theils des Nutzens, theils des Vergnügens wegen gehalten werden. Der Nutzen, den ein Thier durch Erzeugung von verwendbarer Kraft, von Nahrungs- und Bekleidungsstoffen oder auch als Beihülfe und zum Schutze leisten kann, ist der erste Beweggrund zur Zähmung desselben gewesen; das Vergnügen kam erst in zweiter Reihe. Bezüglich der geogr. Verbreitung der H. sind einige wenige, wie der Hund, dem Menschen überall hin gefolgt, andere, wie Pferd, Rind, Schwein, auf den größten Theil der bewohnten Erde, während eine dritte Gruppe, wie Elefant, Kamel, Lama, auf beschränkte Zonen angewiesen sind. Im ganzen sind nur äußerst wenige Thierarten von den vielen, die über die Erde verbreitet, H. geworden. Die Nachforschungen über die Urgeschichte des Menschen geben den Aufschluß, daß das erste gezähmte H. wahrscheinlich der Hund war, was mit dem Jäger- und Hirtenleben der Urmenschen im Einklange steht, während später erst, mit Erlangung fester Wohnsitze (Pfahlbauten), pflanzenfressende Wiederkäuer, wie Rind, Schaf, Ziege, und Dickhäuter, wie Schweine, gezähmt und gezüchtet wurden. Die mittel-

Digitized by Google

europäischen H., die alle nach Amerika und Australien verpflanzt wurden, gehören nur den Säugethieren, den Vögeln und den Insekten an, und zwar unter den Säugethieren den Fleischfressern (Hund, Katze), den Nagern (Kaninchen), den Dickhäutern (Schwein), den Einhufern (Pferd, Esel) und den Wiederkäuern (Rind, Büffel, Schaf, Ziege); unter den Vögeln den Tauben, den Hühnervögeln (Huhn, Truthahn, Pfau) und den Schwimmvögeln (Ente, Gans, Schwan). In frühern Zeiten, wo die Falkenjagd noch im Schwunge war, fanden sich auch die Raubvögel unter den H. vertreten. Die Insekten liefern als H. die Bienen unter den Hymenopteren und die Seidenraupen unter den Schmetterlingen. In südl. Gegenden kommen noch hinzu: unter den Fleischfressern der Jagdtiger oder Gepard, unter den Dickhäutern der Elefant, unter den Wiederkäuern die Kamele und in Amerika die Lamas (Alpacas, Vicuñas); unter den Vögeln einige Hühnervögel, wie der zur Wacht des Federviehs dienende Pauxi und neuerdings der Strauß. Die Zucht der H. ist von höchster Bedeutung für die gesammte menschliche Oekonomie, indem von ihr nicht nur die Production der wichtigsten Kleidungsstoffe für gemäßigte und kalte Zonen sowie fast der gesammten animalischen Nahrung (Fleisch, Milch, Eier), sondern auch zum Theil der Transport der erzeugten Stoffe auf dem festen Lande und die Bearbeitung des Bodens abhängt. Vgl. Warburg, «Die H. und ihre Behandlung» (2. Aufl., Hamb. 1873).

Haustruppen waren in frühern Zeiten die zum Palastdienst und zum persönlichen Schutze der Fürsten bestimmten Leibwachen. (S. Garden.) Der Name (domestici) kommt zuerst am oström. Hofe vor, und die comites (Anführer) domesticorum spielten oft eine große polit. Rolle. Die Trabanten der Fürsten und Feldherren des Mittelalters, welche eine ähnliche Bestimmung hatten, können auch als H. angesehen werden. In spätern Zeiten ist die sog. Maison du roi unter Ludwig XIV. berühmt geworden. Diese Truppe bestand aus 4 Compagnien Garde-du-Corps, 1 Compagnie Gensdarmen, 1 Compagnie Chevauxlégers, 2 Compagnien Mousquetaires, 1 Compagnie Grenadiere zu Pferde und den franz. und schweiz. Fußgarden. Auch an andern Höfen gab es H., so die Schweizergarde in Sachsen. Gegenwärtig bestehen sie, wenn auch nicht unter demselben Namen, noch in einigen Residenzen, aber meist nur für den Dienst bei besondern Feierlichkeiten.

Hausverträge oder Hausgesetze sind ein aus der Familienautonomie des hohen Adels entlehntes Mittel, dynastische Geschlechter, ihre Macht und ihr Besitzthum zusammenzuhalten und zu heben. Solche Familiengesetze, welche nicht immer in eigentlicher Vertragsform, sondern oft in Form von Testamenten oder einseitigen Anordnungen des Oberhauptes, Statuten, pragmatischen Sanctionen u. dgl. abgefaßt werden, enthalten zu jenem Zwecke Bestimmungen über die Ehen (Verbot nichtstandesmäßiger Heirathen), über die Erbfolge (Ausschließung der Töchter, Primogenituren, Seniorate und Majorate), Unveräußerlichkeit der Güter u. s. w. Als die Landeshoheit jede Spur der frühern Amtsgewalt verlöscht hatte, stand der Beurtheilung der Erbfolge nach gemeinem Rechte in weltlichen Ländern nichts mehr entgegen, und es waren daher, um endlosen Zersplitterungen der als Patrimonialeigenthum betrachteten Territorien vorzubeugen, Hausgesetze und Verträge nothwendig, weshalb auch bis auf Franz I. herab die Kaiser dem Reichsadel die Befugniß zur Aufrichtung derselben ausdrücklich zuerkannten. Dem neuern Staatsrechte aber, welches nicht zugeben kann, daß ein Einzelner willkürlich Verfügungen treffe, die tief in das Leben der Gesellschaft und des Staats eingreifen, widerstreiten solche Gesetze und Verträge. Daher sind mitunter, wie in Frankreich, alle Familienstiftungen ungültig. Dagegen werden von der deutschen Bundesacte nach den Grundsätzen der frühern deutschen Verfassung die noch bestehenden Familienverträge der ehemaligen reichsständischen Häuser aufrecht erhalten und letztere als befugt erklärt, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Souverän vorgelegt und bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden müssen. Die Familienverträge der regierenden Häuser, wie z. B. das würtemb. Hausgesetz vom 1. Jan. 1808, der nassauische Erbvertrag von 1815, das bad. Hausgesetz und Familienstatut vom 4. Oct. 1817, das bair. Familienstatut vom 5. Aug. 1819, sind meist in die Staatsverfassungen aufgenommen. Vgl. Schulze, «Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser» (Jena 1862).

Hauswurz oder Hauslaub (Sempervivum L.) heißt eine zur 11. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Crassulaceen oder Saftpflanzen gehörende Pflanzengattung, deren fleischige Blätter an den jungen Trieben oder Knospen dicht rosettig stehen und deren 6—20 Staubfäden mit dem Grunde der in gleicher Anzahl vorhandenen Blumenblätter zu einer ganzblätterigen Blume verschmolzen sind. Außerdem besitzen die in Trugwickeldolden gestellten Blüten einen 6—20theiligen Kelch und einen Kreis von Stempeln,

Digitized by Google

aus denen kleine Balgkapseln hervorgehen. Bei der bei uns überall auf Mauern und Dächern angepflanzten gemeinen H. (S. tectorum L.), welche auf den Felsen der südl. Alpen wild wachsend gefunden wird, sind die Staubgefäße monströs mehr oder minder in Stempel verwandelt. Die Blüten dieser Art sind rosenroth und außen drüsenhaarig. Die kahlen, nur am Rande gewimperten Blätter waren und sind auch noch jetzt, wenigstens als Hausmittel, äußerlich bei Verbrennungen, Geschwüren, gegen Sommersprossen, Warzen und Hühneraugen gebräuchlich. Zu der großen Verbreitung dieser sonst unter dem Namen Jupitersbart (Barba Jovis) bekannten und bei Fiebern und andern Krankheiten sehr geschätzten Pflanze hat eine Verordnung Karl's d. Gr. viel beigetragen, in welcher das Anpflanzen der H. auf Mauern und Dächern anbefohlen wurde. Es heißt dort: «Et habeat quisque supra domum suam Jovis barbam». Die übrigen in Deutschland wachsenden Arten, unter denen die gelbgrün blühende sprossende H. (S. soboliferum Sims.) ebenfalls auf Mauern häufig angepflanzt vorkommt, besitzen gleiche Eigenschaften. Die genannte Art findet sich wild an sonnigen Felsen in Mittel- und Süddeutschland sowie der Alpen. Sie hat gelbliche Blüten mit aufrechten Blumenblättern und entwickelt alljährlich viele kugelige Blätterknospen, die auf dünnen Stielen stehen und sich später ablösen und Wurzeln schlagen. Alle Hauswurzarten eignen sich zur Bekleidung künstlicher Felspartien in Gärten. Die im südlichsten Europa, im nördl. Afrika und im Oriente einheimische baumartige H. (S. arboreum L.), mit goldgelben Blütenrispen, wird bei uns seit alten Zeiten häufig in Töpfen cultivirt. Sehr schöne Arten mit tafelförmig ausgebreiteten Blattrosetten und goldgelben Blumen wachsen auf den Canarischen Inseln und Madeira. Sie bilden jetzt die besondere Gattung Aeonium, von welcher mehrere Arten in Gewächshäusern und als Topfzierpflanzen cultivirt werden.

Haut (membrana, tunica) heißt im allgemeinen am menschlichen und thierischen Körper jedes flache und dünne, aus gleichartigen Elementen bestehende Gewebe, das sich leicht von seiner Umgebung trennen läßt. Diese Beschaffenheit besitzen die Gewebe an der Oberfläche aller Organe, bilden also Ueberzüge derselben. Andererseits setzen sie allein ganze (schlauchförmige) Organe zusammen, so den Darm und die Gefäße. Ihrer Zusammensetzung nach unterscheidet man fibröse, vorwiegend aus straffem, dichtverfilztem Bindegewebe gebildete Häute, wie z. B. die harte Hirnhaut, die Sehnen und Muskelscheiden, die Knochen- und Knorpelhaut u. a., und seröse, mit reichlichen Lymphgefäßen versehene Häute, welche die innere Oberfläche gewisser Höhlen und röhrenförmiger Organe überziehen und eine klare, eiweißhaltige, zur Befeuchtung der freien Fläche dienende Flüssigkeit absondern. Hierher gehören das Rippen- und Bauchfell, der Herzbeutel, die sog. Synorialsäcke der Gelenke, die Schleimbeutel und Sehnenscheiden u. s. w. In der Regel besitzt die freie Fläche einer solchen Membran noch ein sog. Epithelium, d. h. einen eigenartigen, aus verschieden geformten, bald cylindrischen, bald plattenförmigen, bald wimpernden Zellen zusammengesetzten, gefäßlosen Ueberzug, und zwar ist die Oberfläche des ganzen Körpers, sowol die nach außen wie die nach innen gekehrte, ununterbrochen mit einer derartigen charakteristischen Zellschicht überkleidet.

Die H. im engern Sinne (integumentum commune) überzieht die ganze Körperoberfläche gleichmäßig und ist nur an den Körperöffnungen (Mund, After, Harnröhre, Scheide, Auge) durchbrochen, wo sie in Schleimhaut (s. d.) übergeht. Sie besteht aus wesentlich zwei Geweben, der untern Lederhaut und der Oberhaut (Epidermis). Die Lederhaut (corium, cutis) bildet eine linienddicke, aber an verschiedenen Körpertheilen nicht gleich starke (an den Augenlidern, den Brustwarzen sehr dünne, an der Handfläche und den Fußsohlen sehr dicke), gefäß- und nervenreiche, durch große Festigkeit, Elasticität und Dehnbarkeit ausgezeichnete H., die aus filzartig durcheinandergewirkten Bindegewebssträngen und elastischen Fasern besteht und durch ebensolche, aber lockere Bindegewebsstränge (das oft sehr fettreiche Unterhautzellgewebe) mit den tieferliegenden, von ihr bedeckten Organtheilen aufs innigste zusammenhängt. An einzelnen linienförmigen Stellen (an den Gelenken, in der Hohlhand, im Gesicht u. s. w.) ist die Lederhaut an das darunterliegende Gewebe durch kurze, feste Stränge angeheftet, und an diesen erscheint sie dann gefaltet. Unter ihr (im Unterhautgewebe), zum Theil auch in ihr, liegen die Hauttalg- oder Hautfalbendrüsen und die Schweißdrüsen, deren Ausführungsgänge auf der Oberfläche der H. münden. Außerdem wurzeln in der Lederhaut und im Unterhautgewebe die Haare (s. d.). Die Hauttalgdrüsen sind kolbenförmige, dicke, kurze Schläuche, die mit einem fettabsondernden Epithel ausgekleidet und entweder einzeln vertheilt sind oder zu mehrern einen gemeinschaftlichen Ausführungsgang haben. Dieselben münden entweder frei auf die Hautoberfläche oder in einen Haarbalg, zeigen sich nicht an allen Körpergegenden gleich

Digitized by Google

groß, vorzüglich groß aber an der Nase und den Ohren. In der Hohlhand und in der Fußsohle fehlen sie. Ihre Bälge sind an der Außenseite mit organischen Muskeln versehen, welche die die H. schief durchbohrenden Drüsen aufrichten können und so der H. das Ansehen ertheilen, welches als Gänsehaut bekannt ist. Das Secret der Hauttalgdrüsen erhält die H. geschmeidig und erschwert die Benetzung derselben. Die korkzieherförmigen, tief in die Unterhautgegend reichenden Schweißdrüsen finden sich allenthalben in der H. und sondern den flüssigen Schweiß (s. d.) ab. In der Lederhaut endigt auch eine große Anzahl von Empfindungsnerven, welche die Tastempfindung (Druck- und Temperaturempfindung) vermitteln. Die Endigung der Empfindungsnerven ist in ihren Einzelheiten noch nicht vollständig bekannt. Man weiß nur, daß in den reihenweise gestellten Hautwärzchen (papillae cutis) der Handfläche (namentlich an den vordern Fingergliedern, weniger zahlreich an der Rückseite der Finger) und der Fußsohle, ferner in der Zungenspitze, in den Lippen, in der Eichel und dem Kitzler kolbenförmige, aus feinen Nervenfasern gebildete Endanschwellungen der Gefühlsnerven enthalten sind, die Meißner'schen Tastkörperchen, welche neben Gefäßschlingen in den Hautwärzchen liegen. Aehnlicher Art sind die sog. Vater'schen oder Pacini'schen Körperchen sowie die Krause'schen Endkolben, welche gleichfalls specifische Endorgane der sensiblen Hautnerven darstellen. Dreiviertel der Hautwärzchen an den nervenreichsten Stellen (letztes Glied des Zeigefingers) enthalten indeß nur Gefäßschlingen und keine Tastkörperchen. Eine Quadratlinie H. enthält etwa im ganzen 400 Wärzchen. Die Lederhaut ist sehr reichlich mit Blutgefäßen versehen, die unter der Herrschaft des Sympathikus (sympathetischen Nerven) stehen, bei dessen Lähmung sie sich stärker füllen und so eine stärkere Röthung (z. B. der Wangen), eine stärkere Schwellung und das Gefühl erhöhter Wärme hervorbringen. Bei Reizung des Sympathikus dagegen verengern sich die Blutgefäße der H., diese wird blaß, kalt, fällt zusammen. Reize, welche Empfindungsnerven treffen, sowie physische Reize u. dgl. werden (durch Reflex) auf den Sympathikus und so auf die H. übertragen. Die Gefäße der Lederhaut stehen mit den tiefer-, aber immer noch oberflächlich liegenden Geweben (Muskeln, Knochen, dem Bauch- und Rippenfell) in unmittelbarer Verbindung, sodaß ein Blutaustausch zwischen den beiderlei Gefäßbezirken nicht unschwer vor sich geht. Die Lücken zwischen den festen Gewebselementen bilden, wie in allen andern zusammengesetzten Geweben, die Anfänge der Lymphgefäße, von denen aus sich diese füllen. Behinderung des Abflusses der Lymphe (durch eine umgelegte Schnur z. B.) veranlaßt Stockung der Lymphe und Schwellung oder Oedem der H.

Die Lederhaut ist allenthalben mit einer dünnen Schicht mehrfach übereinandergelagerter, dünner, platter Zellen (Pflasterepithel) bedeckt, der Oberhaut oder Epidermis, welche sich in die Grübchen der Lederhaut (die Hautfalbendrüsen, die Haarbälge, Schweißdrüsen) hinein fortsetzt und die Wandungen derselben auskleidet und ebenso alle Erhebungen der H. (Hautwärzchen) überzieht. Unmittelbar auf der Lederhaut liegt eine mehrfache Schicht saftreicher, weicher, rundlicher Zellen (das Malpighische Schleimnetz, stratum mucosum), die von den nachwachsenden nach der Oberfläche geschoben werden und je mehr sie sich derselben nähern, desto trockener und platter werden, untereinander verkitten und so die sog. Hornschicht (stratum corneum) der Oberhaut bilden. Dieselben schilfern sich beständig von der Oberfläche ab und werden in demselben Maße wieder ersetzt. Sie sind gefäß- und nervenlos, aber durchscheinend. Im Schleimnetz befindet sich das Pigment (s. d.), welches der H. der verschiedenen Individuen und der verschiedenen Menschenrassen die eigenthümliche Färbung (Teint) ertheilt und durch die Schichten der Oberhaut ebenso wie das in der Lederhaut circulirende Blut hindurchscheint. Einzelne Stellen (der Warzenhof, die Mittellinie des Bauchs u. s. w.) sind auch beim Weißen stärker pigmentirt als die übrige H.

Die H. schützt als dichte und dicke Bekleidung mit der unter ihr liegenden Fettschicht die tiefern und lebenswichtigen Gebilde des Körpers vor der unmittelbaren und zu heftigen Einwirkung äußerer Einflüsse. Dieselbe ist unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht blos für feste Körper undurchdringlich, sondern auch für flüssige, eine Eigenschaft, welche sie nicht allein der Einfettung durch den Hauttalg verdankt. Ihre Elasticität ist so groß, daß sie bei Stößen nur schwer einreißt. Gegen die chem. Einwirkung vieler Substanzen, insbesondere gegen Gift der verschiedensten Art, leistet die Hornschicht der Epidermis kräftigen Widerstand; nur ätzende Alkalien und concentrirte Säuren lösen den Zusammenhang der Zellen und die Zellsubstanz selbst auf. Wasser und in Wasser aufgelöste Substanzen werden nicht von der H. aufgesaugt, höchstens für kurze Zeit von den aufquellenden Epidermiszellen imbibirt und bald darauf durch Verdunstung wieder abgegeben, weshalb durch medicamentöse Bäder keine Resorption der im

Digitized by Google

Badewasser gelösten Substanzen erzielt werden kann, wohingegen nach Entfernung der Epidermis die H. sehr leicht Stoffe von außen in sich aufnimmt. Hierauf beruht die sog. Endermatische Methode, bei welcher nach Abhebung der Oberhaut durch ein Blasenpflaster das betreffende Medicament, z. B. Morphiumpulver, sehr rasch durch die wunde Hautstelle aufgesaugt und in die allgemeine Säftemasse übergeführt wird. Für den thierischen Haushalt ist die H. weiterhin insofern von großer Bedeutung, als sie großentheils die Wärmeverhältnisse des Körpers regulirt, indem sie durch directe Wärmeabgabe und durch die Verdunstung die Temperatur des Körpers auf einer gleichen Höhe erhält. (S. Wärme, thierische.) Außerdem verläßt durch die H. ein Theil des in den Körper eingeführten und im Körper selbst erzeugten Wassers den Körper wieder, theils in tropfbar flüssiger Form (Schweiß), theils in Form unsichtbarer Ausdünstung. Auch ein Theil der im Körper gebildeten Kohlensäure wird durch die H. abgegeben, während niedere Thiere mit dünner, stets feuchter Oberhaut (z. B. Frösche) auch einen Theil ihres Sauerstoffs durch die H. aufnehmen. Es ist hieraus ersichtlich, von welch hoher Bedeutung eine sorgsame Pflege der H. für die gesundheitlichen Verhältnisse des Körpers ist. Die H. ist auch der Sitz eines sehr wichtigen Sinns, des Tastsinns (s. d.).

Die H. ist den Einwirkungen vielfacher äußerer Verhältnisse ausgesetzt, unter denen die Erkältung bedingenden obenan stehen. Die Erkältung (s. d.) kommt durch einseitige Abkühlung (Zug, durchnäßte Fußbekleidung) namentlich der feuchten Körperoberfläche zu Stande und hat häufig von den schwerern Krankheiten Rheumatismen und Lungenentzündungen zur Folge. Seitdem man weiß, daß Hautreize irgendwelcher Art an irgendeiner Stelle die Herzthätigkeit umändern, diese, je nach der Intensität des Reizes, schwächen oder verstärken, hat man Grund, die Erkältungskrankheiten durch die Annahme eines Nervenreflexes zu erklären. In der Medicin gehören die Einwirkungen auf die H. schon in den ältesten Zeiten zu den wichtigsten therapeutischen Verfahrungsweisen. Um auf die unter der Epidermis liegenden Gewebe einzuwirken, streicht man das Arzneimittel (epispasticum) direct auf die H. auf (Jod), oder reibt es ein (Quecksilbersalbe), oder macht Ueberschläge damit. Doch dringen nur sehr wenige Substanzen durch die unverletzte Oberhaut. Um die Arzneimittel wirksamer zu machen, hebt man daher die Oberhaut durch ein aufgelegtes Blasenpflaster ab und streut die Substanz ein (Morphium), oder spritzt eine Lösung derselben direct unter die H. (subcutane Injection bei Nervenschmerzen). Eingestreute oder injicirte Substanzen wirken aber nicht blos auf die Stelle, an welcher sie einverleibt wurden, sondern auch auf den ganzen Organismus, weshalb man die Injection neuerdings da anwendet, wo man eine schnelle Wirkung in bequemer Weise herbeiführen will (z. B. bei Vergiftungen). Um das Blut von tieferliegenden Organen auf die H. abzuleiten (derivantia), setzt man trockene oder blutige Schröpfköpfe, legt Senfteige und macht warme Ueberschläge, Blasenpflaster, ätzt und brennt, oder bewirkt und unterhält eine Eiterung (durch Pockensalbe, Fontanellen, Haarseile). Die beabsichtigte Wirkung ist indeß nur da möglich, wo die Hautgefäße mit denen der tieferliegenden Organe, auf welche man einwirken will, zusammenhängen. Vielfach kommt dabei die Reflexwirkung gleichzeitig zur Wirkung, und ein auf die Wade gelegter Senfteig kann die Brustschmerzen ebenso gut lindern wie ein auf die Brust selbst gelegter. Durch kalte Ueberschläge will man die Blutgefäße der tieferliegenden Partien entleeren; hier kommt indeß gleichfalls der Hautreiz in Betracht. Mittel, welche die Hautausdünstung vermehren, üben häufig ebenfalls einen günstigen Einfluß auf den Organismus aus. Die Wirkung der Bäder auf die H. ist eine sehr complicirte. Dieselben entfernen zunächst die alte, den Hautstoffwechsel hindernde Epidermis, wirken aber zugleich als allgemeiner Hautreiz, und bringen durch Nerveneinfluß eine Aenderung des gesammten Stoffwechsels im Körper hervor. Bestandtheile des Badewassers dringen jedoch nicht durch die H. ein. Bei Badecuren kommt ferner noch die veränderte, geregelte Lebensweise zur Geltung. (S. Bad.)

Zu den eigentlichen Hautkrankheiten gehören solche, die selbstständig auftreten und stets weitere allgemeine Störungen des Befindens zur Folge haben können, nicht aber diejenigen, welche eine Theilerscheinung einer allgemeinen Krankheit ausmachen (Masern, Scharlach, Pocken, Typhus, Syphilis, Blutfleckenkrankheit u. s. w.). Die eigentlichen Hautkrankheiten theilen sich nach der Form ein, unter der sie auftreten. Allgemeine Hypertrophien (Massenzunahmen) der Lederhaut und der Epidermis zugleich bilden die Kleienflechte und die Fischschuppenkrankheit. Bei Hypertrophien der H. und des Unterhautzellgewebes wird die H. dick und hart wie die des Elefanten (daher Elephantiasis). Eine andere Gruppe sind die Entzündungen der ganzen H. (Dermatitis). Die einfachste Form derselben ist das Erythem (Hautentzündung ohne Blasenbildung), und diesem zunächst steht die Rose (s. d.) oder der Rothlauf. Entzündungen der ober-

Digitized by Google

flächlichen Schichten der H. bilden die auf einzelne Herde beschränkte, mit Bläschenausschlag verlaufende Bläschenflechte (Herpes) und die mit Quaddeln einhergehende Nesselsucht (s. d.). Eine ebenfalls oberflächliche, aber ausgedehntere Entzündung verläuft mit Ausscheidung wässeriger Flüssigkeit auf die Oberfläche (s. Ekzem), eine dergleichen mit Bildung kleiner Pusteln oder Eiterbläschen (Impetigo). Große Pusteln zeigen sich bei dem Ekthyma und dem Pemphigus. Die isolirten flachen Blasen der Schmutzflechte (Rupia) trocknen zu dicken, festen Borken ein. Eine Entzündung der H., welche mit krankhafter Epidermisbildung verbunden, ist die Schuppenflechte (Psoriasis); mit Knötchenbildung in der H. verläuft der Lichen und der Prurigo. Außerdem sind zu nennen die Entzündung der Hauttalgdrüsen (s. Akne), die der Haarbälge der Barthaare (Mentagra, Sykosis). Neubildungen in der H. sind die fressende Flechte (Lupus) und der Hautkrebs. Auf der H. schmarotzende Pflanzen erzeugen den Erbgrind (Favus), den Herpes tonsurans, die Pityriasis versicolor. Der Krätze (s. d.) liegen thierische Parasiten zu Grunde. Die Absonderungen der H. können ebenfalls verändert sein. Der Schweiß kann in übermäßiger Menge gebildet werden, eine üble Beschaffenheit annehmen; Aehnliches gilt von der Hautsalbe. Abnorme Trockenheit der H. kommt bei der Zuckerharnruhr vor. Empfindungslosigkeit oder Abschwächung des Gefühls der H. zeigt sich bei gewissen Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten sowie bei Erkrankungen oder Zerstörungen der Nerven in ihrem Verlauf oder an ihren Endausbreitungen. Gesteigerte Empfindlichkeit kommt bei verschiedenen Hautkrankheiten oder auch bei psychischen Affectionen und einzelnen allgemeinen Erkrankungen vor. Die Lehre von den Hautkrankheiten oder Dermatologie hat sich in neuester Zeit insbesondere durch die epochemachenden Arbeiten Hebra's (s. d.) und seiner Schüler zu einer umfangreichen Wissenschaft entwickelt. Vgl. Hebra und Kaposi, «Lehrbuch der Hautkrankheiten» (2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1872—76); Hebra, «Atlas der Hautkrankheiten» (Wien 1876); Neumann, «Lehrbuch der Hautkrankheiten» (4. Aufl., Wien 1876); Riffel, «Die anatom. und physiol. Eigenschaften der äußern H. und deren Bedeutung für Hygieine und Therapie» (Tüb. 1875).

Hautecombe, berühmte Cistercienserabtei im franz. Depart. Savoyen, 20 Kilom. im Nordnordwesten von Chambéry, in der Gemeinde St.-Pierre de Curtille, am westl. Ufer des Sees von Bourget und am Fuße des Mont du Chat (Dent du Chat, der höchste Gipfel 1616 Mt.) malerisch gelegen, wurde 1125 vom Grafen Amadeus III. von Savoyen gegründet und zur Erbbegräbnißstätte ausersehen. Durch diesen Vorzug begünstigt, gelangte die Abtei bald zu hohem Ansehen und Glanze, den sie viele Jahrhunderte hindurch bewahrte, bis sie im Oesterreichischen Erbfolgekriege von den Spaniern hart mitgenommen und in der Französischen Revolution völlig ausgeplündert und aufgehoben wurde, worauf man 1800 die geräumigen Gebäude zu einer Fayencefabrik einrichtete. König Karl Felix ließ sie 1824 im goth. Stil, als die Ruhestätte seines Hauses, wiederherstellen und auch die geplünderten, zerstörten Gräber seiner Ahnen nach Möglichkeit erneuern. Unfern davon steht ein Thurm, Phare de Gessens genannt, der eine reizende Aussicht auf den See und dessen Umgebungen gewährt und auf dem Rousseau den Sonnenuntergang in seinem «Émile» dichtete. Etwa 1 Kilom. weiter befindet sich die Fontaine des Merveilles, eine intermittirende Quelle, die eine Stunde lang sprudelt, dann versiegt und nach gleichem Zwischenraum mit großem Geräusch von neuem hervorbricht.

Hautkrankheiten und **Hautreize**, s. Haut.

Hautrelief (Hochrelief), s. Relief.

Häutung im allgemeinen nennt man die Abstoßung der obern Zellenschichten sämmtlicher, aus flächenartigen Zellenausbreitungen gebildeter Häute (Epithelien), welche sowol innere Flächen, wie z. B. des Darms oder der Lungen, als die äußere Oberfläche des Körpers bekleiden. Im speciellen braucht man das Wort von der Erneuerung im ganzen, der Oberhaut oder Epidermis, welche bei vielen Thieren periodisch eintritt, gewöhnlich mit besondern leidenden Zuständen verbunden ist und häufig mit wichtigen Lebensabschnitten in Verbindung steht. Der Mensch und die Säugethiere häuten sich gewissermaßen beständig, indem die Oberhaut sich in kleinen Plättchen abschilfert; doch ist auch der Haarwechsel im Frühjahr und die Mauserung der Vögel ein periodischer Häutungsvorgang. Besonders aber wendet man das Wort bei denjenigen Thieren an, wo die Haut im Zusammenhange sich ablöst, sodaß sie meistens die Form des herausgeschlüpften Thiers darstellt. Bei allen diesen Häutungsvorgängen, mögen sie nun, wie bei Amphibien und Reptilien, die hornigen, oder bei Gliederthieren die chitinhaltigen (Insekten) oder selbst verkalkten (Krebse) Panzer betreffen, bleibt die Matrix, aus welcher sich die abgestoßenen Theile bilden, zurück und ist schon unter der abgestoßenen Haut die neue vorgebildet. Die H. der Gliederthiere steht stets mit wichtigen Lebensabschnitten in Wechsel-

Digitized by Google

beziehung, sei es mit schnellem Wachsthum, dem die Haut nicht folgen kann (H. der Raupen), sei es mit Veränderungen der Form, wie Uebergänge der Larven in Puppen und vollkommene Insekten. Vor solchen H., bei welchen sogar auch die innern Ueberzüge des Darmkanals gewechselt werden, sind die Thiere krank, fressen nicht, und viele gehen zu Grunde.

Hauy (René Just), berühmter franz. Krystallograph und Mineralog, geb. 28. Febr. 1743 zu St.-Just in der Picardie, wo sein Vater Weber war, erhielt eine Freistelle im Collége de Navarre zu Paris und wurde später hier, dann im Collége Lemoine als Lehrer verwendet. Neben den Berufsarbeiten trieb er aber naturwissenschaftliche Studien, und besonders fühlte er sich von der Mineralogie angezogen. Wichtige Entdeckungen, welche er in Bezug auf die Krystallisationsgesetze machte, lenkten endlich die Aufmerksamkeit auf ihn. Auf Empfehlung Daubenton's und Laplace's wurde er 1793 am Jardin des Plantes als Professor angestellt. Während der ersten Stürme der Revolution war er mehrfachen Nachstellungen ausgesetzt, entkam aber dem Schaffot durch Fürsprache Geoffroy Saint-Hilaire's. H. wurde 1793 zum Mitgliede der Commission für Maß und Gewicht, dann zum Professor an der Normalschule, 1794 zum Conservator des Cabinet des Mines ernannt. Er arbeitete nun seinen berühmten «Traité de minéralogie» (2 Bde., Par. 1801, mit Atlas; 2. Aufl. 1822) aus, der ihm 1802 den Lehrstuhl der Mineralogie verschaffte. Bei der Stiftung des Instituts wurde H. Mitglied desselben. Er starb 3. Juni 1822. Außer wichtigen Beiträgen zu Zeitschriften verfaßte er viele Werke von hohem wissenschaftlichen Werthe, wie «Essai sur la théorie et la structure des cristaux» (Par. 1784), «Tableau comparatif des résultats de la cristallographie et de l'analyse chimique, relativement à la classification des cristaux» (Par. 1802) und «Traité de cristallographie» (2 Bde., Par. 1822, mit Atlas). H. war es, welcher die Constanz der Spaltungsgestalten, die Ableitbarkeit der einzelnen Krystallformen aus einander, die Rationalität der Ableitungszahlen, die Erhaltung der Symmetrie bei den Combinationen, sowie die krystallographische Bedeutung der Drehungsfläche bei den Zwillingen, kurz einen großen Theil der wichtigsten krystallographischen Gesetze zuerst erkannte. — Sein Bruder, Valentin H., geb. 13. Nov. 1745, widmete sich vorzugsweise dem Studium der neuern Sprachen sowie der Kalligraphie und erhielt eine Stellung im Ministerium des Auswärtigen. Seinen Ruf begründete er jedoch durch sein System des Blindenunterrichts, welches er in der von ihm 1784 errichteten Blindenanstalt zu Paris in Anwendung brachte und später (seit 1806) auch nach Berlin und Petersburg verpflanzte. Nachdem er 1817 aus Rußland zurückgekehrt, lebte er bei seinem Bruder zu Paris, bis er 18. März 1822 starb. Sein System setzte H. in dem «Essai sur l'éducation des aveugles» (Par. 1786) auseinander. Auch in dem «Mémoire historique sur les télégraphes» (Par. 1810) hat er beachtenswerthe Bemerkungen über den Unterricht der Blinden und Taubstummen mitgetheilt.

Havana (La), die H., eigentlich San-Christobal de la Habana, die Hauptstadt der span. Insel Cuba (s. d.), an deren nördl. Küste gelegen, der Mittelpunkt des span.-amerik. Handels und einer der belebtesten Handelsplätze der Neuen Welt, der wichtigste Westindiens, ist der Sitz des Generalkapitäns und Generalintendanten der Insel, des Commandanten der Marine, eines Bischofs, eines Appellations- und Handelsgerichts sowie einer Universität und zählte 1871 nach officiellen Angaben nur 169,184 E., darunter 108,754 Weiße, 37,623 freie Neger und 22,807 Sklaven. In Wirklichkeit aber beläuft sich die Bevölkerung auf mehr als 200,000 Seelen. Der Hafen der Stadt, einer der schönsten und sichersten der Erde, wird von der Lagida gebildet, einer kleeblattförmig in die drei Buchten von Regla oder Marimelena, Guanabacoa und Atares gespaltenen Bai, die gegen 23 QKilom. einnimmt, bis 11 Mt. Tiefe hat und an ihrem 2000 Mt. langen Quai selbst den größten Fahrzeugen das Anlegen gestattet. Der Eingang wird im Westen durch das Fort de la Punta, im Osten durch das Fort Morro mit dem Leuchtthurm und die 1764 aufgeführte Citadelle La Cabana über dem Muelle (Dock) de Triscornia bei Casa-Blanca vertheidigt, während auf der Landseite die Forts Atares, Principe, San-Carlos und mehrere Batterien eine Kette von Befestigungen bilden. Die Stadt selbst liegt an der Westseite des Hafens auf einer Halbinsel in dem blühendsten Districte Cubas, in einer von Landhäusern, kleinen Ortschaften, Kaffeepflanzungen, Gärten und Palmenalleen bedeckten Gegend. Früher ward sie gegen die zahlreichen Vorstädte durch Festungsmauern und Wälle abgeschlossen, die 1863 abgetragen und planirt wurden. Seitdem sind auch wesentliche Verbesserungen in den Straßenbauten der Stadt zur Ausführung gekommen, die ihr im Innern ein schöneres, reinlicheres Ansehen gewähren und auf den durch das Gelbe Fieber gefährdeten Gesundheitszustand günstig einwirken. Die Häuser der Stadt zeichnen sich durch ihre Festigkeit und Massenhaftigkeit aus, doch gibt es auch geschmackvolle und namentlich kostbare, aber keine

Digitized by Google

durch ihre Architektonik hervorragende Gebäude. Die 1724 von den Jesuiten erbaute Kathedrale zeichnet sich durch Einfachheit und Symmetrie des Innern aus. In ihr werden die Ueberreste des Columbus aufbewahrt, die 1796 von San-Domingo hierher gebracht wurden. Außerdem zählt die Altstadt 3 Pfarr- und 12 Klosterkirchen, und die Außenstadt hat neuerdings mehrere hübsche Kirchen erhalten. Unter den Gebäuden verdient der Palast des Generalkapitäns Erwähnung. Auf der Plaza de las Armas, der schönsten der Stadt, erhebt sich die Marmorstatue Ferdinand's VII. Außerdem gibt es vier Marktplätze und ein großes Campo de Marte. Die Außenstadt besitzt zwei schöne Paseos oder Spaziergänge, von denen der eine am botan. Garten hin führt. Der Circus für Stiergefechte befindet sich an der Ostseite des Hafens, an dessen Südseite Guanabacoa, das wichtigste Seebad, liegt. Von den drei Theatern gehört das 1836 erbaute Tacontheater durch seine innere Ausstattung und Größe zu den ersten der Welt. Diesem gegenüber steht die Erzstatue der Königin Isabella am großen Paseo de Isabella. An prachtvollen Läden, Kaffeehäusern und Conditoreien fehlt es nicht. Die Stadt ist vor allem Handelsstadt und ihr einträglicher Verkehr hat großen Luxus hervorgerufen. In dem stets mit einem Mastenwald bedeckten Hafen sind alle seefahrenden Nationen vertreten und in der Stadt befinden sich viele fremde, auch deutsche Handelshäuser. Im J. 1873 liefen 2194 Schiffe mit 921,632 Tons Gehalt ein. Die Einfuhr beträgt etwa 70, die Ausfuhr 45 Proc. des Gesammthandels von Cuba. Der Gesammtwerth des Exports belief sich 1872 auf 26,666,672 Doll., darunter 18,210,800 Pfd. Blättertaback und 229,087,545 Cigarren und 19,344,707 Cigarrettenpackete zu 25 Stück. Börse und Bank machen bedeutende Geschäfte. Dampfboote verbinden H. mit den übrigen Häfen der Insel sowie mit Neuyork, Neuorleans, Veracruz, Spanien und England, Eisenbahnen mit Guanajay, Batabano, Matanzas, Cardenas, Cienfuegos, Santa-Clara und Sagua la Grande. Außer zahlreichen Zuckersiedereien, Rum- oder Tafiabrennereien, Taback- und Cigarrenfabriken sowie mehrern Chocoladefabriken besitzt die Stadt keine bedeutenden Fabrikanlagen. Berühmt sind die Havanacigarren, für die es weit über 100 Fabriken und zahllose Läden gibt. Silva, Ugues, Upmann, Cabannas, dos Amigos, Hernanos, Cabargos u. s. w., die man in Europa als Cigarrennamen kennt, sind die Handlungsfirmen der großen havanesischen Fabriken. Die Thätigkeit der königl. Werfte, des Arsenals von H. ist für das Mutterland von großer Wichtigkeit. Durch die 1728 gegründete und 1818 erweiterte Universität zeichnet sich H. vortheilhaft vor den andern Hauptstädten des span. Amerika aus. Dazu kommen eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, mannichfaltige Unterrichtsanstalten, auch für Zeichenkunst und Malerei, ein botan. Garten, eine Schifffahrtsschule u. s. w. Die 1793 gegründete Gesellschaft der Vaterlandsfreunde hat sich um die Förderung des Ackerbaues, der Industrie, des Handwerks und der Künste große Verdienste erworben. Die Stadt H. wurde 1519 an ihre jetzige Stelle verlegt, nachdem sie 1515 von Diego Velasquez an der Südküste in der Gegend des jetzigen Hafens Batabano gegründet worden war. Die Flibustier plünderten sie 1555, aber erst 1663 befestigte man sie gegen die Seeräuber. Am 14. Aug. 1762 nahmen sie die Engländer nach zweimonatlicher Belagerung ein, gaben sie aber 1763 zurück, seit welcher Zeit H. bei Spanien geblieben ist.

Havarie, s. Haverei.

Havel, der bedeutendste rechte Nebenfluß der Elbe, welcher, während die Quellen von der Mündung nur 94 Kilom. entfernt sind, eine Stromentwickelung von 291 Kilom. und ein Gebiet von 26,375 QKilom. umfaßt und großentheils nur eine Kette von Seen bildet. Der Fluß nimmt seinen Ursprung in 70,8 Mt. Seehöhe 7 Kilom. im Nordwesten von Neustrelitz in Mecklenburg in den Abflüssen des Kleinen und Großen Bodensee beim Dorfe Langhagen; 6,5 Kilom. südlicher, bei der Granziner Mühle, beginnt seine wilde Flößerei und wieder etwas südlicher, mit dem Labussee, die eigentliche Flößerei. Nach 24 Kilom. Lauf fängt mit dem Woblitzsee die Schiffbarkeit an. Ueber Fürstenberg fließend, tritt die H. aus dem Stolpsee, nachdem sie beim Dorfe Steinförde den Namen Steinhavel und beim Austritte aus dem Schwedtersee den Namen Sichelhavel angenommen hatte. Ueber Zehdenick, Liebenwalde, Oranienburg, Spandau, Potsdam, Brandenburg, Plaue, Rathenau, Havelberg nimmt sie ihren weitern Lauf und mündet Werben gegenüber in den Elbstrom. Zwischen Fürstenberg und Oranienburg tritt die H. in die nördl. Bodensenke der Mark Brandenburg und hat sumpfige Ufer. Durch die Einmündung der Spree, die ebenso lang ist wie die H. selbst, und außer welcher diese nur unbedeutende Wasser (wie zwischen Rathenau und Havelberg die Dosse) aufnimmt, tritt in Bezug auf Wassermenge und Richtung des Stromlaufs eine bedeutende Veränderung ein. Von Spandau bis Plaue fließt die H. im ganzen nach Westen, bald 630, bald nur 63 Mt. breit, bald überaus tief, bald

Digitized by Google

wieder flach. Plötzlich entwickelt sich der mit geringem Gefälle dahinschleichende Fluß zu weiten, prächtigen Seen. Zu diesen Havelseen gehört der Tegeler See bei Tegel, der nördlichste, der große See zwischen Spandau und Potsdam, der Fahrlandsee, der Jungfernsee bei Potsdam und südlicher bei Werder der Schwilowsee. Wiederum seeförmig geht sie weiter, bis sie bei Deetz die Gestalt eines 250—315 Mt. breiten Stroms annimmt und sich dann wieder auf 95 Mt. verengt. So läuft sie auf die Stadt Brandenburg zu, in deren Norden sie sich zum Beetzsee erweitert. Unterhalb derselben bildet sie den 13 Kilom. langen und 3,8 Kilom. breiten Breitlingsee. Von Plaue oder Pritzerbe convergirt sie der Elbe und wendet sich gegen Nordwesten. Auf der untersten Stromstrecke tritt sie wieder in die nördl. Bodensenke, und die Vereinigung mit der Elbe gleicht einem großen Seebecken. Die H. ist für den Binnenhandel Preußens von großer Wichtigkeit, doch wird die Schifffahrt durch die wechselnden Verhältnisse erschwert. Ihr Lauf hat abkürzende Kanäle nothwendig gemacht. Der Lychener Kanal ist 9,4, der Templiner 13,2, der Wentowkanal 9,4, der Fehrbelliner Kanal oder Linumer Rhin 16,5 Kilom. lang. Der Ruppiner Kanal, 1799 zwischen dem Crennersee und Friedenthal angelegt und 15,5 Kilom. lang, ist durch die Bodensenke gegen Westen geführt, während der 1540 projectirte, 1605—20 mit 11 hölzernen Schleusen benutzbar gemachte, 1740—46 erneuerte, 57,85 Kilom. lange Finowkanal mit 15 Schleusen gegen Osten durch das Oderbruch zur Oder geht. Der 33 Kilom. lange Plauesche Kanal geht aus dem Plaueschen See westwärts nach Parey an der Elbe. In der Wendenzeit wohnten im mittlern und untern Gebiete der H. die Heveller. Gegenwärtig versteht man unter Havelland das Land, welches von der H. und der von dem Unterlauf des Rhin und der Dosse durchflossenen Bodensenke begrenzt wird. Der für kleine Kähne und zum Holzflößen dienende, 15,14 Kilom. lange Niedernauendorfer Kanal geht oberhalb Spandau bei Niedernauendorf aus der H. und fließt unterhalb Rathenau wieder in die H. Administrativ versteht man unter Havelland zwei Kreise des Regierungsbezirks Potsdam: den Kreis Osthavelland, der 1234 QKilom. mit (1875) 83,409 E. zählt, und den Kreis Westhavelland mit 1292 QKilom. mit 78,794 E.

Havelberg, Stadt und Garnisonsplatz des Kreises Westpriegnitz im Regierungsbezirke Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, auf einer durch Brücken mit dem Lande verbundenen Insel der Havel, 11 Kilom. oberhalb ihrer Mündung in die Elbe gelegen, hat mit der Vorstadt, dem rechts an der Havel gelegenen Domstift und den 1875 der Stadtgemeinde einverleibten Berggemeinden 6907 E., die Landwirthschaft, Taback- und Stecknadelfabrikation, Zuckersiederei, lebhaften Speditions- und Holzhandel, Schifffahrt und Schiffbau treiben. Der alterthümliche Dom, auf einem Berge vor der Stadt, gehört zu den schönsten Kirchen der Provinz. Hier gründete Kaiser Otto I. 946 ein später dem Erzbischof von Magdeburg untergebenes Bisthum, dessen Bischof gewöhnlich 15 Kilom. nördlicher in der Plattenburg oder in Wittstock residirte und welches 1548 aufgehoben wurde. Das Domstift wurde hierauf protestantisch und bestand bis zum königl. Edict vom 30. Oct. 1810, das alle ehemaligen geistlichen Güter in der Monarchie einzog. Doch verzögerte sich die wirkliche Aufhebung des Domstifts bis 1819. H. war früher eine wichtige Festung. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es 13. Aug. 1627 den Dänen von den Kaiserlichen, 9. Juli 1631 den letztern durch die Schweden unter Banér, 22. Dec. 1635 sowie abermals im Juli 1636 durch Banér den Sachsen und im Juli 1637 durch den sächs. General Klitzeng den Schweden entrissen. Vgl. Becker, «Geschichte des Bisthums H.» (Berl. 1870).

Havelock (Sir Henry), engl. General, geb. 5. April 1795 zu Bishops-Wearmouth bei Sunderland, wo sein Vater Schiffsreheder war, erhielt seine Erziehung in der Charterhouse-Schule zu London, trat 1815 als Secondelieutenant bei der Jägerbrigade ein, diente acht Jahre in England, Schottland und Irland und begab sich dann mit dem 13. Infanterieregiment nach Ostindien. Beim Ausbruch des ersten birman. Kriegs (1824) im Generalstabe Sir Archibald Campbell's angestellt, wohnte er den Treffen von Napadi, Patanagoh und Poghan bei und beschrieb den Krieg in seiner «History of the Ava campaigns» (Lond. 1827), welche durch die Offenheit, mit der die Ereignisse desselben besprochen wurden, in militärischen Kreisen Aufsehen erregte. Erst 1838 avancirte er zum Hauptmann und machte hierauf den afghan. Feldzug von 1839 mit, wo er sich besonders bei der Erstürmung von Ghasna und der Einnahme von Kabul hervorthat. Während einer Urlaubsreise nach Kalkutta arbeitete er sein «Memoir of the Afghan campaigns» (Lond. 1841) aus, kehrte alsdann nach dem Pendschab zurück und leistete bei der Vertheidigung von Dschellalabad gegen Akbar-Khan die wichtigsten Dienste, die durch seine Ernennung zum Major und Ritter des Bathordens belohnt wurden. Ende 1843 begleitete er die Armee unter Gough nach Gwalior, stieg 1844 zum Oberstlieutenant und kämpfte

Digitized by Google

mit Auszeichnung in den Kriegen gegen die Sikhs, bei Moodkee, Ferozeschah und Sobraon (1845—48). Nachdem er seit 1849 zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit in Europa gelebt, kehrte er 1851 nach Bombay zurück und wurde zum Oberst und Generalquartiermeister der königl. Truppen in Indien ernannt. Nach dem Ausbruch des pers. Kriegs erhielt er 1856 als Brigadier das Commando der zweiten Division, mit der er sich an der Expedition nach Mohammerah betheiligte. Im April 1857 nach Kalkutta zurückgekehrt, eilte er auf die Kunde von dem Aufstande der Sipahis nach Allahabad, um den Befehl über das zum Entsatz von Cawnpore und Lucknow bestimmte Corps zu übernehmen. Nachdem er die Insurgenten unter Nena Sahib bei Fattipor geschlagen, vertrieb er sie 16. Juli aus Cawnpore und brach gegen Lucknow auf, mußte aber nach mehrern siegreichen Treffen wieder umkehren und sich über den Ganges zurückziehen. Verstärkt durch das Detachement des Generals Outram, der ihm, obwol höher im Range, das Commando überließ, setzte der inzwischen zum Generalmajor beförderte H. 19. Sept. sich abermals nach Lucknow in Marsch, schlug am 21. den Feind bei Unao, am 25. dessen Hauptmacht 8 Kilom. von Lucknow und erreichte tags darauf diese Stadt. Da es aber unmöglich war, die Weiber und Kinder fortzuschaffen, die sich bei der dortigen Garnison befanden, so blieben H. und Outram mehrere Wochen hindurch den Angriffen des übermächtigen Feindes ausgesetzt, gegen den sie fast täglich blutige Gefechte bestehen mußten, bis der Oberfeldherr Campbell ihnen 17. Nov. zu Hülfe kam. H. überlebte den Entsatz nur wenige Tage; er starb 25. Nov. 1857 zu Alumbagh bei Lucknow an der Ruhr. Ehe noch die Nachricht von seinem Tode in der Heimat eintraf, hatte die Königin Victoria ihn mit dem Titel H. von Lucknow und einer lebenslänglichen Pension von 1000 Pfd. St. zum Baronet erhoben. Titel und Pension gingen über auf seinen ältesten Sohn, Henry Marshman H., geb. 6. Aug. 1830. Auch dieser trat in die Armee, diente 1857 in Persien, 1857—59 unter seinem Vater und Lord Clyde in Indien, 1863—65 in Neuseeland, 1867 in Canada und stieg 1868 zum Obersten auf. Seit Febr. 1874 ist er liberales Parlamentsmitglied für Sunderland. Vgl. Marshman, «Memoirs of Sir Henry H.» (2. Aufl., Lond. 1870). Eine deutsche Bearbeitung dieser Biographie ist Mürdter's «Generalmajor Sir Henry H.» (Stuttg. 1859).

Havemann (Wilh.), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 27. Sept. 1800 zu Lüneburg, studirte seit 1819 erst zu Göttingen, dann zu Erlangen die Rechte, war aber später durch seine Theilnahme am Jünglingsbund verhindert, die juristische Laufbahn fortzusetzen. Durch einen Freund in Darmstadt erhielt er eine Anstellung als Lehrer an einem Knabeninstitute daselbst. Bei den seit 1823 gegen die Theilnehmer an polit. Verbindungen eingeleiteten Untersuchungen wurde auch er in Darmstadt verhaftet, auf Befehl der Bundes-Centralcommission zu Mainz im Frühjahr 1824 an Preußen ausgeliefert und erst in Wetzlar, dann in Berlin und Köpnik in Untersuchung gezogen, hierauf an Hannover ausgeliefert und in Osnabrück zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt, das er zu Hildesheim zu erleiden hatte. Während dieser Zeit wendete er sich, einer frühern Neigung folgend, den geschichtlichen Studien zu. Als er im Dec. 1829 wieder in Freiheit kam, wählte er Hannover zu seinem Aufenthalt, wo er histor. Vorlesungen hielt. Sehr bald wurde er als Lehrer der Geschichte und der deutschen Literatur an der Generalstabsakademie in Hannover angestellt, und Ostern 1831 kam er als Lehrer an das Pädagogium zu Ilefeld. Im J. 1838 erfolgte seine Berufung als Professor der Landesgeschichte an die Universität Göttingen, wo er 1850 in die Societät der Wissenschaften aufgenommen wurde und 23. Aug. 1869 starb. Seinen Ruf als Geschichtschreiber begründete H. mit der «Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien 1494—1515» (2 Bde., Hannov. 1833—35) und der biographischen Skizze «Magnus II., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg» (Lüneb. 1836). Sein Hauptwerk ist jedoch die «Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg» (2 Bde., Lüneb. 1837—38), welches später in einer neuen, auf sorgfältigen archivalischen Forschungen beruhenden Bearbeitung (3 Bde., Gött. 1853—57) erschien. Von seinen übrigen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg» (Gött. 1839), «Mittheilungen aus dem Leben von Michael Neander» (Gött. 1841) und «Kirchenreformation der Stadt Göttingen» (Gött. 1842), drei schätzbare Beiträge zur Reformations- und Sittengeschichte des 16. Jahrh.; ferner das «Handbuch der neuern Geschichte» (3 Bde., Jena 1840—44), «Geschichte des Ausgangs des Tempelherrn-Ordens» (Stuttg. u. Tüb. 1846), «Darstellungen aus der innern Geschichte Spaniens während des 15., 16. und 17. Jahrh.» (Gött. 1850), «Das Leben des Don Juan d'Austria» (Gotha 1865) und «Das Kurfürstenthum Hannover unter zehnjähriger Fremdherrschaft, 1803—13» (Jena 1867). H. führte 1841—48 die Redaction der «Göttinger gelehrten Anzeigen».

Digitized by Google

Havercamp (Sigebert), holländ. Philolog, geb. im Dec. 1684 zu Utrecht, geſt. daſelbſt 23. April 1742, erhielt, nachdem er mehrere Jahre auf der kleinen ſeeländ. Inſel Oberflake Prediger und Lector geweſen, 1721 die Profeſſur der griech. Sprache, ſpäter auch die der Geſchichte und Beredſamkeit zu Leiden. Er erwarb ſich Anerkennung theils durch ſeine numismatiſchen Studien, deren Ergebniſſe der «Thesaurus Morellianus» (2 Bde., Amſterd. 1734; fortgeführt von Weſſeling, 3 Bde., Amſterd. 1752) und das «Numophylacium reginae Christinae» (Kopenh. 1742) enthalten, namentlich aber durch die Erklärung vieler alter Schriftſteller, obgleich er hier oft nur ohne Kritik Maſſen aufhäufte. Die vorzüglichſten Ausgaben von ihm ſind die des «Apologeticus» von Tertullian (Leid. 1718), des Lucrez (2 Bde., Leid. 1725), Joſephus (2 Bde., Amſterd. 1726), Eutropius (Leid. 1729), Oroſius (Leid. 1738), Salluſtius (2 Bde., Amſterd. 1742) und Cenſorinus (Leid. 1743). H. entging ſelbſt nicht bei nachſichtigen Zeitgenoſſen dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit und Trivialität, der auch ſpäter beſtätigt wurde. Vgl. Müller, «Geſchichte der claſſiſchen Philologie in den Niederlanden» (Lpz. 1869).

Haverei oder Havarie nennt man in den neuern Seerechten alle Schäden und Koſten infolge von Unfällen während der Seereiſe eines Schiffs, die den davon Betroffenen nicht als Schuld zuzurechnen ſind. Sie bilden entweder die große (allgemeine, gemeinſchaftliche) oder die beſondere (theilweiſe, particulare) H. Unter die Große H. (franz. Avarie grosse), welche von Schiff, Frachtgeld und Ladung gemeinſchaftlich zu tragen iſt, fallen die zu Abwehr oder Minderung einer gemeinſchaftlichen Gefahr abſichtlich herbeigeführten Schäden und die deshalb aufgewendeten Koſten, z. B. wenn das Schiff bei Seenoth durch Seewurf, d. h. durch Ueberbordwerfen von Waaren oder Schiffstheilen (wie der gekappten Maſten), erleichtert, zur Abwendung des Untergangs oder der Aufbringung auf den Strand geſetzt und in reparaturfähigem Zuſtande wieder abgebracht, in einen Nothhafen geborgen, von Feinden oder Seeräubern losgekauft worden iſt. Beſondere H. (franz. Avarie particulière) liegt dagegen vor, falls der Schaden oder die Bergungskoſten entweder nur das Schiff oder nur die Ladung oder Ladungstheile betreffen (z. B. wenn das geſtrandete Schiff verloren iſt, die Ladung aber durch bezahlte Helfer geborgen wird), ingleichen nach deutſchem Seerecht, wenn die Beſchädigung durch Prangen (Hartſegeln, d. h. übermäßiges Segelführen, um der Strandung oder Aufbringung zu entgehen) herbeigeführt wurde. Im Fall eines gänzlichen Untergangs des Schiffs liegt naturgemäß beſondere H. vor; da aber hier der Verluſt eben ein totaler iſt, ſo kommt die Wirkung ganz mit großer H. überein. Zur Feſtſtellung, ob H. und welche Art derſelben vorliegt, muß der Schiffer nach der Ankunft am Beſtimmungsorte, oder in dem erreichten Nothhafen, oder, wenn das Schiff verloren ging, an dem Orte, wo die Ladung geborgen wurde, den Hergang des Falls bei der dazu verordneten Behörde vollſtändig auseinanderſetzen und ſammt der Mannſchaft dieſe Darlegung (die Verklarung, den Seeproteſt) eidlich erhärten. Hierauf ſtellen eigens ernannte Sachverſtändige die Dispache auf, d. h. die Berechnung über die Vertheilung der Schäden und Koſten. Gegen die Verluſte durch H. ſchützt man ſich durch die Aſſecuranz. Kleine H. nennt man die Unkoſten und Abgaben beim Ein- und Auslaufen eines Schiffs (Lootſengelder, Leuchtgelder, Hafen- und Ankergelder, Schlepplohn, Sanitätsgebühren u. ſ. w.). Dieſelben wurden ehemals von Schiff und Ladung gemeinſam nach Verhältniß der Werthe der Objecte gerechnet und getragen; jetzt wird ſtatt deſſen von den Ladungseigenthümern eine procentweiſe Zulage zum Frachtlohn gezahlt, das ſog. Primgeld oder die Primage, für welche an allen Ladeplätzen feſte Sätze beſtehen, gemeinhin 5 oder 10 Proc. Nach deutſchem Seerecht fällt die Kleine H. in Ermangelung einer entgegenſtehenden Abrede dem Verfrachter (Schiffer) allein zur Laſt; wie erwähnt, hält ſich derſelbe aber durch die contrahirte Primage dafür ſchadlos. Das Allgemeine Deutſche Handelsgeſetzbuch behandelt die Große H. in Art. 702—735, die Beſondere H. in Art. 703—709 und 849, die Kleine H. in Art. 622.

Havre oder Le Havre de Grâce, nächſt Marſeille der bedeutendſte Handelshafen Frankreichs, die feſte Hauptſtadt eines Arrondiſſements im Depart. Unterſeine, nördlich an der gegen 15 Kilom. breiten Mündung der Seine und an der franz. Weſtbahn, iſt regelmäßig und gut gebaut, hat neun Quais, mehrere ſchöne Plätze und Straßen mit Fontainen und zählt 86,825 E. Unter den Gebäuden ſind der den Hafen beſchützende Thurm Franz' I., die Kirchen Notre-Dame und St.-François und das Große Schauſpielhaus, neben welchem noch zwei Theater vorhanden, ferner die Börſe, das Zeughaus, das 1669 erbaute Marinearſenal, das Zollhaus, die Tabacksfabrik und das neuaufgebaute Etabliſſement Frascati hervorzuheben. H. hat einen Gerichtshof erſter Inſtanz, zwei Friedensgerichte, eine Handelskammer und ein Handelsgericht, ein Lyceum, eine hydrogr. Schule mit Sternwarte, einen Gewerberath, eine Gewerbeſchule, eine öffent-

Digitized by Google

liche Bibliothek von 30,000 Bänden, Museen für Kunst, Alterthümer und Naturgeschichte sowie mehrere wissenschaftliche Vereine. Der Hafen, welcher 500 Schiffe faßt und als eins der ausgezeichnetsten Werke der Wasserbaukunst gilt, besteht aus acht gesonderten Bassins, von denen das 21 Hekt. große der Eure eins der schönsten der Welt ist, hat außerdem einen großen Vorhafen mit Quais von 1674 Mt. Länge, der jetzt erweitert wird, und zwei Leuchtthürme und ist zugleich befestigt als Kriegshafen und Flottenstation der Seepräfectur von Cherbourg durch zwei Forts und drei Küstenbatterien. Der günstigen Lage an der Mündung der großen Wasserstraße von und nach Paris sowie der Vortrefflichkeit des Hafens (außer Cherbourg der einzige an der ganzen Nordküste, welcher für große Schiffe vollkommen zugänglich) verdankt die Stadt ihre gegenwärtige Handelsbedeutung, die durch regelmäßigen Dampfbootverkehr mit Dunkirchen, Brest, Morlaix, Cherbourg, Rotterdam, Hamburg, London, Liverpool, Southampton, Dublin, Glasgow, Hull, Swansea, Bristol, Kopenhagen, Petersburg, Konstantinopel, Odessa, Brasilien, Montevideo, Buenos-Ayres, Antillen, Panama, San-Francisco, Vancouver, Neuyork sowie durch Verbindungen mit den franz. Colonien gefördert wird. H. selbst besaß 1869 392 Kauffahrteischiffe (von 136,200 Tonnen Gehalt) und sieht jährlich 3300 Seeschiffe und Küstenfahrer in seinen Hafen einlaufen. Der Werth der Aus- und Einfuhr belief sich (1873) auf 2730 Mill. Frs. An die lebhafte Rhederei schließt sich die Beförderung von Auswanderern; auch ist der Herings- und Stockfischfang von Bedeutung. Neben großem Handel unterhält die Stadt Fabriken in Taback, Zucker, chem. Producten, berühmten Schiffstauen, großen Netzen, Segeltuch, eine Spinnerei, eine große Glashütte, Mühlen, ferner Kupfer-, Blei-, Zink- und großartige Eisenschmelzereien, Ankerschmieden, Dampfmaschinenfabriken, mechan. Holzsägerei und Schiffbau auf vier Werften. H. wurde erst 1509 von Ludwig XII. gegründet und von Franz I. befestigt, aber 1525 wieder vom Meere verschlungen. Auch nach dem Wiederaufbau ward der Ort mehrmals, zumal in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., von Sturmfluten heimgesucht. Schon 1572 ward jedoch H. ein bedeutender Handelsplatz und schickte Schiffe nach Neufundland und Spitzbergen auf den Stockfisch- und Walfischfang aus. Die Stadt wurde auch Sitz einer ind. Compagnie, die 1643 eine Handelsstation auf Madagascar, und später einer Senegalcompagnie, die ein Contor am Senegal anlegte. In den J. 1678, 1694, 1759 und 1778 beschossen sie die Engländer.

Hawaii-Inseln, Inselgruppe im Stillen Ocean, s. Sandwichinseln.

Hawkins (Sir John), brit. Seefahrer, geb. 1520 zu Plymouth, hatte sich durch mehrere Seereisen mit den Handelsverhältnissen vertraut gemacht, als er 1562 auf den Gedanken kam, den einträglichen Sklavenhandel, den damals nur Spanien trieb, auch für sein Vaterland zu einer ergiebigen Quelle zu machen. Dreimal unternahm er die Fahrten von Afrika nach Westindien, die ihn zwar bereicherten, aber zugleich als den ersten engl. Sklavenhändler brandmarkten. Um Negersklaven zu erlangen, galt ihm jedes Mittel gleich. Als Belohnung für die Herstellung dieses Menschenhandels bekam er von der Königin Elisabeth die Erlaubniß, auf die Helmzierde seines Wappens einen halben, mit einem Stricke gebundenen Neger zu stellen. Später wurde er Schatzmeister des Seewesens, 1588 Viceadmiral der gegen die span. Armada ausgesendeten Flotte. Für die bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste erhielt er die Ritterwürde. Mit Drake (s. d.) vereinigte er sich 1594 zu einer erfolglos gebliebenen Unternehmung gegen die span. Ansiedelungen in Westindien. H. starb 21. Nov. 1595.

Hawthorne (Nathaniel), amerik. Schriftsteller, ward 4. Juli 1804 zu Salem im Staate Massachusetts geboren und im Bowdoin-College erzogen. Nachdem er promovirt, erhielt er durch Vermittelung Bancroft's eine Anstellung im Zollamte zu Boston, die er jedoch aufgab, um sich einer socialistisch-communistischen Gesellschaft, der sog. Brook-Farm-Community in Roxbury, anzuschließen. Das Unternehmen schlug gänzlich fehl, und in seinen Erwartungen getäuscht, kehrte H. nach Boston zurück, wo er seinen Unterhalt durch literarische Arbeiten gewann. Einige schon in verschiedenen amerik. Zeitschriften erschienene Erzählungen sammelte er 1837 unter dem Titel «Twicetold tales», denen 1842 ein zweiter Band folgte (neue Aufl., 2 Bde., Lond. 1851). H. ließ sich 1843 in dem reizenden Dorfe Concord nieder, wo er ein früher von Emerson bewohntes altes Pfarrhaus bezog, was ihn veranlaßte, seine nächste Arbeit «Mosses from an old manse» (Bost. 1846) zu betiteln. Diese Skizzen, in welche er auch einige anziehende Erinnerungen aus seinen Knabenjahren einwebte, machten den Namen H.'s zuerst in Europa bekannt. Außerdem gab er die Kinderschrift «Liberty tree» (Bost. 1842) und das «Journal of an African cruiser» (Bost. 1845) heraus. Nach dreijährigem Aufenthalt in Concord nahm er abermals eine ihm angetragene Stelle beim bostoner Zollamt an, was

Digitized by Google

ihn indeß seinen literarischen Beschäftigungen nicht entfremdete. «The scarlet letter» (Bost. 1851) wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, der sich auch auf «The house of the seven gables» (Bost. 1851) erstreckte, und in Amerika sowol wie in Europa erkannte man H. als einen Dichtergeist an, der poetisches Gefühl mit einer hinreißenden Darstellungsgabe, tiefe Kenntniß der menschlichen Seele mit einem fast kindlichen Humor verbinde. Sein «Blithedale romance» (Bost. 1852) kann für ein Stück Autobiographie gelten, indem er die Helden desselben an einer ähnlichen socialen Utopie scheitern läßt, wie diejenige war, für die er sich selbst in früherer Zeit begeistert hatte. Von seinem Freunde und Studiengenossen, dem General Pierce, dessen Leben («Life of Franklin Pierce», Bost. 1852) er beschrieben hat, wurde H., nachdem jener Präsident der Vereinigten Staaten geworden, zum Consul in Liverpool ernannt, welchen sehr einträglichen Posten er 1853 antrat und bis zur Präsidentschaft Lincoln's (1861) bekleidete. Zur Herstellung seiner Gesundheit unternahm er inzwischen eine Reise nach Italien, die ihm den Stoff zu dem phantastischen Roman «The marble Faun» (Bost. 1860) lieferte, der in Europa unter dem Titel «Transformation» (Lond. 1860) erschien. Nach Amerika zurückgekehrt, ließ er unter dem Titel «Our old home» (2 Bde., Bost. 1863) Skizzen Englands und der Engländer erscheinen, die zwar nicht ohne Vorurtheil, aber im ganzen treu nach dem Leben gezeichnet sind. Er starb, auf einer Reise mit seinem Freunde Pierce begriffen, plötzlich zu Plymouth in Massachusetts 19. Mai 1864. Nach seinem Tode erschien der Roman «Septimius» (Lond. 1872). Vgl. Page, «Memoir of Nathaniel H.» (Lond. 1873).

Haxo (François Nicol. Bénoît, Baron), ausgezeichneter franz. Genieoffizier, geb. 24. Juni 1774 in Lothringen aus einer poln. Familie, trat sehr frühzeitig in den franz. Kriegsdienst und kämpfte im revolutionären Heere am Rhein und in der Schweiz. Er befestigte als Hauptmann Bitsch und Genf und zeichnete sich als Bataillonschef bei der zweiten Belagerung von Saragossa 1809 rühmlichst aus, worauf er, zum Obersten befördert, an dem Kriege in Deutschland theilnahm. Dann erwarb er sich in Spanien großen Ruhm durch die schnelle Einnahme der Feste Mequinenza. Zum Brigadegeneral ernannt, begleitete er Napoleon I. als Adjutant auf dem Feldzuge nach Rußland, wo er in der Schlacht bei Mohilew den Grad eines Divisionsgenerals sich erwarb. Nachdem er 1813 die Befestigung Hamburgs mit großem Geschick bewerkstelligt, wurde er Vandamme beim Einfalle in Böhmen beigegeben. Gleich diesem in der Schlacht bei Kulm gefangen genommen, erhielt er nach dem Frieden von 1814 die Freiheit wieder. Ludwig XVIII. überhäufte ihn mit Zeichen seines Vertrauens und stellte ihn an die Spitze der königl. Garde. Bei Napoleon's Rückkehr schloß er sich jedoch demselben an und machte den Feldzug von 1815 mit. Auch nach der zweiten Restauration gelang es ihm, in Paris Vergebung zu erhalten. Er wurde Mitglied des Kriegsgerichts, welches über den General Lefèbvre-Desnouettes zu richten hatte, und stimmte für den Tod dieses seines Kriegsgefährten. Die Regierung ernannte ihn dafür zum Generalinspector des Ingenieurcorps. Nach der Julirevolution erkannte er bald die neue Ordnung der Dinge an. Im Nov. 1832 wurde ihm die Leitung der Belagerung der Citadelle von Antwerpen unter dem Oberbefehl Gérard's übertragen, wobei er wieder sein Talent in der glänzendsten Weise bekundete. Von Ludwig Philipp wurde er zum Pair erhoben. Er starb 25. Juni 1837.

Haxthausen (Franz Ludw. Maria August, Freiherr von H.-Abbenburg), volkswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. 3. Febr. 1792 aus einer begüterten Familie im Paderbornschen, erhielt seine Bildung im älterlichen Hause, bezog 1811 die Bergschule zu Clausthal und studirte, nachdem er am Freiheitskriege theilgenommen, zu Göttingen, wo er unter andern literarischen Versuchen auch die kleine Novelle «Der Algiersklave» veröffentlichte. Seit 1818 widmete sich H. der Verwaltung der väterlichen Güter, beschäftigte sich aber daneben eifrig mit dem Studium der Verfassungs- und Rechtsverhältnisse, insbesondere des Bauernstandes. Als Frucht desselben erschien «Die Agrarverfassung und ihre Conflicte» (Bd. 1, Berl. 1829). Nach der Rückkehr von einer Reise durch die skandinav. Länder 1829 ward ihm auf den Wunsch des damaligen Kronprinzen, spätern Königs Friedrich Wilhelm IV. der officielle Auftrag, die Agrarverfassung in allen Provinzen Preußens genau zu erforschen und den Bestand zu constatiren. Infolge dessen bereiste H. neun Jahre lang alle Provinzen des preuß. Staats wie auch der angrenzenden Landgebiete und begann dann das aufgesammelte Material zunächst in dem Werke «Die ländliche Verfassung der Provinz Preußen» (Königsb. 1838) zu verarbeiten. Inzwischen war H. zum Geh. Regierungsrath ernannt worden. Publicistische Arbeiten H.'s erregten die Aufmerksamkeit des Kaisers von Rußland, der ihn veranlaßte, im Auftrage der russ. Regierung das Innere des Reichs zu bereisen. Die Ergebnisse seiner Nachforschungen legte er in

Digitized by Google

«Studien über die innern Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands» (deutsch, 3 Bde., Hannov. 1847—52) und «Transkaukasia» (2 Bde., Lpz. 1856) nieder. In den J. 1847 und 1848 war H. Mitglied des Vereinigten Landtags, dann eine Zeit lang Mitglied der preuß. Ersten Kammer. Sein andauerndes Interesse für die Angelegenheiten Rußlands bekundete er unter anderm durch die Schrift «Die Kriegsmacht Rußlands» (Berl. 1852) sowie durch «Die ländliche Verfassung Rußlands» (Lpz. 1866). In dem Werke «Das constitutionelle Princip» (franz. und deutsch, 2 Bde., Lpz. 1865) stellte er die Arbeiten einiger Staatsrechtslehrer, wie Gneist, Waitz u. a., über den Constitutionalismus zusammen. H. starb zu Hannover 1. Jan. 1867.

Haydn (Jos.), berühmter Componist, wurde in dem Dorfe Rohrau auf der Grenze von Ungarn und Oesterreich 31. März 1732 geboren. Sein Vater, ein armer Wagner, spielte die Harfe und machte daraus einen Sonntagsverdienst, indem seine Frau dazu sang. Der fünfjährige Knabe figurirte neben seinen Aeltern mit einem Bretchen und einer Ruthe, als ob er die Geige spielte. Ein Schulmeister aus dem Städtchen Haimburg, den der Zufall zu einem dieser Concerte führte, glaubte bei dem Knaben musikalische Talente zu entdecken und erbot sich, ihn in seine Schule aufzunehmen. Hier lernte H. lesen und schreiben; auch erhielt er Unterricht im Gesange, auf der Geige und andern Instrumenten. Zwei Jahre hatte er daselbst zugebracht, als der kaiserl. Kapellmeister von Reuter den achtjährigen Knaben zufällig kennen lernte und ihm eine Anstellung als Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien verschaffte. Bereits in seinem 11. Jahre versuchte sich H. in 16stimmigen Compositionen. Mit seinem herrlichen Sopran verlor er jedoch im 16. Jahre seine bisherige Stelle. Er gab nun Unterricht, spielte im Orchester mit, beschäftigte sich mit der Composition und erwarb sich auf diese Weise nothdürftigen Lebensunterhalt. Zu gleicher Zeit studirte er mit Sorgfalt die sechs ersten Sonaten von K. Ph. E. Bach, die ihm zufällig in die Hände fielen. Seine Lage blieb indeß mislich, bis er das Glück hatte, ein Fräulein von Martinez, die bei dem Dichter Metastasio (s. d.) lebte, zum Unterricht im Gesang und Klavier zu erhalten, wofür ihm freie Wohnung und Kost gewährt wurde. Dann wurde er mit Porpora bekannt, der ihn in seinen Singstunden zum Begleiten auf dem Klavier gebrauchte und dem er selbst niedere Dienste leistete, nur um dabei von ihm in Gesang, Composition und ital. Sprache etwas zu lernen. Später nahm ein Friseur in der Leopoldvorstadt sich seiner an. Doch entsprang aus dieser Bekanntschaft für H. ein Quell vieler Leiden, indem er dessen Tochter heirathete, die seine schönsten Tage ihm verbitterte. Er war 18 J. alt, als er sein erstes Quartett componirte, das allgemeinen Beifall erhielt, obschon strenge Theoretiker daran vieles zu tadeln hatten. Der Baron von Fürnberg nahm ihn nun mit edler Gastfreiheit auf, nachher wurde er Organist bei den Karmelitern in der Leopoldvorstadt. Vom Schauspieler Kurz aufgefordert, componirte er den «Hinkenden Teufel», eine Oper, die ihrer satirischen Tendenz wegen nach der dritten Vorstellung verboten wurde. H. war bereits so bekannt geworden, daß er 1759 Musikdirector beim Grafen Morzin wurde, worauf ihn dann 1760 der Fürst Esterházy an die Spitze seiner Hauskapelle berief. Für diesen setzte H. seine schönen Symphonien, eine Gattung, welche er eigentlich erst zu künstlerischer Bedeutsamkeit erhoben hat, und den größten Theil seiner herrlichen Quartette sowie mehreres für das Bariton. Auch componirte er in dieser Stellung, als sein Beschützer die Absicht hatte, die Kapelle zu entlassen, die unter dem Namen «H.'s Abschied» bekannte Symphonie. Eine höchst schwierige Aufgabe, die er aber überaus glücklich löste, war die Composition der «Sieben Worte des Erlösers am Kreuze», die ihm 1785 von einem Kanonikus zu Cadix übertragen wurde und die er ursprünglich blos für Instrumente setzte, denen er erst später die Singstimmen hinzufügte. Indeß erst nach dem Tode des Fürsten Esterházy (1790), als er seiner Stelle, zugleich aber auch aller drückenden Fesseln enthoben wurde, fing er an zu ahnen, was er vermöge. Mit dem Violinisten Salomon ging er 1791 nach London, wo er die glänzendste Aufnahme fand und wohin er 1793 sich zum zweiten mal begab. Von England ging der Ruf H.'s aus, der ihm in seinem Vaterlande erst spät allgemein zutheil wurde. Nachdem er 1794 aus England zurückgekehrt, kaufte er sich in einer der Vorstädte Wiens ein kleines Haus mit einem Gärtchen, welches von nun an seine Wohnung blieb. Hier componirte er die «Schöpfung» und die «Jahreszeiten». Jenes Werk, in dessen Harmonien ein jugendliches Feuer strömt, verfaßte er in seinem 65. Jahre. Die «Jahreszeiten» waren seine letzte Arbeit; er vollendete sie in elf Monaten. Uebrigens ist die Zahl seiner Werke sehr groß, obschon er nie schnell, sondern sehr bedächtig arbeitete. Er componirte 118 Symphonien, 83 Quartette, 24 Trios, 19 Opern, 5 Oratorien, 163 Stücke für das Bariton, 24 Concerte für

Digitized by Google

verschiedene Instrumente, 15 Messen, 10 kleinere Kirchenstücke, 44 Klaviersonaten mit und ohne Begleitung, 12 deutsche und ital. Lieder, 39 Kanons, 13 drei- und vierstimmige Gesänge, die Harmonie und das Accompagnement zu 365 altschott. Liedern und außerdem eine große Anzahl Divertimenti, Phantasien und vierstimmige Stücke für Instrumente. H. ist für die Instrumentalmusik ein Muster, und mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieselbe. Unerschöpflich im Erfinden und Ausführen, stets neu und eigenthümlich, überraschend und befriedigend, wußte er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Durch seine Quartette und Symphonien wurde er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattungen, die durch Mozart und namentlich Beethoven auf ihren Höhepunkt gebracht wurden. Im J. 1808 schloß die Dilettantengesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der «Schöpfung», welche sich zu einer begeisterten Huldigung für den eingeladenen Componisten gestaltete. Er starb zu Wien 31. Mai 1809. H. war in Erfindung und echt musikalischer Gestaltung einer der größten Meister der Tonkunst; seine Musik ist ebenso bedeutsam durch ihren Einfluß auf die Zeitgenossen wie durch ihren dauernden Werth. Seine angeborene Intelligenz überwand die mangelhafte Bildung und befähigte ihn, noch in späten Jahren den engen Gesichtskreis zu erweitern und zwei bedeutsame oratorische Werke zu schaffen. Vgl. Griesinger, «Biographische Notizen über H.» (Lpz. 1810); Bombet (Bayle), «Vie de H.» (Par. 1817); Grosser, «Biogr. Notizen über H.» (Hirschb. 1826); Pohl, «Joseph H.» (Bd. 1, Berl. 1875).

Haydn (Joh. Michael), des Vorigen jüngerer Bruder, geb. zu Rohrau 14. Sept. 1737, gelangte ebenfalls seiner musikalischen Anlagen und besonders seiner schönen Sopranstimme wegen als Chorknabe an die Stephanskirche nach Wien und erhielt hier gründlichen Musik- und Schulunterricht. Als schon anerkannt tüchtiger Componist und Orgelspieler kam er 1763 nach Großwardein als Musikdirector des dortigen Bischofs, und fünf Jahre später ging er als erzbischöfl. Concertmeister und Musikdirector nach Salzburg, in welcher Stellung er, bei nur dürftigem Gehalte, bis zu seinem 10. Aug. 1806 erfolgten Tode auch geblieben ist. Einige Jahre vor seinem Ableben war er noch einmal in Wien, durfte hier mehrere seiner größern Kirchensachen vor dem Hofe aufführen und erhielt vom Fürsten Esterházy den Titel als Kapellmeister. Das blieb so ziemlich die einzige Auszeichnung, welche dem stillen und überbescheidenen Manne in seinem Leben zutheil wurde. H. bewies sich als tüchtiger Componist besonders im Fache der Kirchenmusik, in der ihm sogar sein Bruder Joseph und Mozart mit Rücksicht auf seinen soliden Tonsatz den Vorrang über sich einräumten. Die Zahl seiner Kirchencompositionen ist sehr beträchtlich, und außerdem verfaßte er noch Symphonien, Kammermusiksachen u. s. w.

Haydon (Benj. Rob.), engl. Historienmaler, geb. 25. Jan. 1786 zu Plymouth, der Sohn eines Buchhändlers, begann nach langem Widerstreben des Vaters seine Studien 1804 zu London in der königl. Akademie, mit welcher er jedoch später zerfiel. Eine seiner ersten Arbeiten, zu der er sich durch fleißiges Zeichnen der Elgin'schen Antiken vorbereitete, war Dentatus, für den ihm die British-Institution 1810 den ersten Preis zuerkannte. Dagegen bereitete sein Macbeth (1810—12) ihm großen Verdruß und brachte ihn, da der Besteller das bedungene Honorar nicht zahlen wollte und die Kritik das ganze Gemälde verwarf, in äußerste Verlegenheit. In der mislichsten Lage begann er sein Urtheil Salomo's, das ihn wieder in Gunst und aus der Noth brachte. Mit Wilkie reiste er 1814 nach Paris. Nach der Rückkehr arbeitete er, zum Schaden seiner Gesundheit, mit eigensinnigem Fleiße. Doch sein Bestreben, in der Historienmalerei Bedeutendes zu leisten, fand bei der herrschenden Richtung des Kunstgeschmacks in England nur geringe Anerkennung. Selbst von den zum Ankaufe von Gemälden bestimmten öffentlichen Fonds wurde zu seinen Gunsten nichts verwendet, so großen Beifall auch sein Urtheil Salomo's, sein kolossaler Einzug Christi in Jerusalem (1820), Christus am Oelberge, Moses, von Pharao entlassen, und seine Auferweckung des Lazarus (1823) gewannen. Ein Aufenthalt im Schuldgefängniß 1827 gab ihm den Stoff zu den beiden ausgezeichneten Gemälden The mock election und The chairing of the members, in denen wahrhaft Hogarth'sche Laune herrscht. Seinen Ruhm erhöhten endlich die beiden meisterhaften Bilder: Napoleon, den Sonnenuntergang betrachtend, und der Tod des Eukles (1832). Künstlerisch schwächer sind seine Versammlung der Abgeordneten zur Abschaffung der Sklaverei (1840), ein Bild von kolossaler Dimension und mit 130 Porträts, und sein Wellington zu Pferde (1842). Seine letzten Werke ermangeln aller Wahrheit. Mit Nahrungssorgen kämpfend und in seinem Ehrgeiz getäuscht, entleibte sich H. 22. Juni 1846. Von seinen literarischen Arbeiten sind die «Lectures on fresco» (Lond. 1842) und «Lectures on painting and design» (2 Bde., Lond. 1844—46) die bekanntesten. Seine Autobiographie gab Tom Taylor heraus (3 Bde., Lond. 1853).

Digitized by Google

Hayes (Isaak Israel), amerik. Nordpolfahrer, geb. 5. März 1832 in Chester County im Staate Pennsylvanien, wurde in Philadelphia erzogen, studirte an der Pennsylvania-Universität Medicin bis 1853, worauf er als Schiffsarzt bei der zweiten Grinnell'schen Nordpolexpedition unter Dr. Kane angestellt wurde, mit welcher er 1855 zurückkehrte. Auf dieser Reise gewann er die Ueberzeugung, daß sich um den Nordpol ein offenes Meer ausdehne. Er legte diese Ansicht 1857 der amerik. Geographischen und statistischen Gesellschaft in Neuyork vor, verbreitete sie in Vorlesungen, welche er im Laufe der nächsten Jahre im ganzen Lande hielt, und gewann bald von den amerik. und europ. Gesellschaften so viel Unterstützung, daß er 9. Juli 1860 mit dem kleinen Schoner United-States mit 14 Personen an Bord von Boston auslaufen konnte. Er erreichte Upernavik in Grönland 12. Aug., fuhr am 23. in Melville Bay ein und warf, nachdem er zweimal durch heftige Stürme und Treibeis zurückgedrängt war, 9. Sept. in Port-Foulke an der Westküste von Grönland im 78° 17′ nördl. Br. Anker. H. erforschte nun die Eisberge Grönlands und fuhr, nachdem er in Port-Foulke überwintert hatte, 4. April 1861 in Boot und Schlitten quer über den Sund und diesen hinauf. Nachdem von seiner Begleitung 12 Mann es aufgegeben hatten, mit dem Boote weiter über das Eis vorzudringen, so sandte H. sie zurück und zog mit drei Gefährten und zwei Hundeschlitten weiter. Sie erreichten die Westküste des Sundes 10. Mai und reisten bis zum 18. weiter nördlich. Da aber ihre Vorräthe erschöpft waren, so mußten sie unterm 81° 37′ zurückkehren, von wo aus sie das offene Wasser erblickten. Am 10. Juli wurde der Schoner wieder vom Eise frei, sodaß H. die Heimreise antreten und 23. Oct. 1861 wieder in Boston einlaufen konnte. Er hatte auf dieser Expedition einen neuen Sund oder Kanal entdeckt, welcher sich von dem Mittelpunkte vom Smithsund aus nach Westen öffnete; zugleich fand er den Theil von Kennedy's Kanal, welchen Morton im Juni 1854 offen gefunden haben wollte, noch 23. Mai 1861 zugefroren, wie auch die Westküste des Kanals von großen Eismassen bedeckt. Nach seiner Rückkehr trat er wegen des inzwischen ausgebrochenen Bürgerkriegs als Arzt in die Vereinigte-Staaten-Armee, gab einen Bericht über seine Reise heraus: «The open Polar Sea» (Boston 1867) und veröffentlichte «Cast away in the cold» (Bost. 1868). Im J. 1869 segelte er mit dem Maler William Bradford auf dem Dampfer Panther nach der südl. Küste von Grönland, welche Fahrt er in «The land of desolation» (Neuyork 1872) beschrieb.

Hayes (Rutherford Birchard), der 19. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 4. Oct. 1822 zu Delaware im Staate Ohio, ließ sich, nachdem er in Cambridge bei Boston seine juriſt. Vorbildung erhalten hatte, als Advocat in Cincinnati nieder und erfreute sich einer bedeutenden Praxis, als er 1861 beim Ausbruch des Bürgerkriegs in das Heer eintrat. Er machte alle Feldzüge als Major und Oberst unter Rosecranz, Mac-Clellan und Sheridan mit und zeichnete sich so sehr aus, daß er im Frühjahr 1865 das Brevet als Generalmajor erhielt. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde wurde H. in Cincinnati zum Congreß gewählt und, ohne sich hier besonders auszuzeichnen, 1866 wiedergewählt; er legte jedoch 1867 sein Mandat nieder, weil er zum Gouverneur von Ohio erwählt worden war. Als solcher diente er zwei volle Amtstermine bis zum Frühjahr 1871, worauf er wieder zu seiner Praxis nach Cincinnati zurückkehrte. Im J. 1875 ward H. als der entschiedene Anhänger der Wiederaufnahme der Goldzahlungen von neuem gegen einen Demokraten und Anhänger der Papierwährung zum Gouverneur seines Staats gewählt. In dieser Stellung erhielt er 16. Juni 1876 von dem republikanischen Partei-Convent in Cincinnati die Nomination als Präsidentschaftscandidat. Sein Gegner war der Gouverneur Samuel J. Tilden von Neuyork. Bei der 7. Nov. 1876 stattgehabten Wahl ergab sich keine Entscheidung, indem Tilden eine einzige Stimme an der absoluten Mehrheit fehlte (von 369 Electoralstimmen 184 statt 185), während die 19 Stimmen der drei Staaten Südcarolina, Florida und Louisiana, die für H. gestimmt hatten, wegen Unregelmäßigkeiten und Betrug zweifelhaft waren. Erhielt H. sie zu den unzweifelhaft für ihn abgegebenen 166 hinzugezählt, so vereinigte er 185 Stimmen auf sich und hatte also die absolute Majorität. Um die Ungewißheit zu beseitigen und namentlich das Land vor polit. Erschütterung zu bewahren, setzte der Congreß 30. Jan. 1877 ein Schiedsgericht ein, welches aus fünf Senatoren, fünf Abgeordneten und fünf Richtern des obersten Gerichtshofs bestand und, ohne irgendwie einem ernsten Widerspruche seitens der Gegner oder des Landes zu begegnen, 2. März 1877 um 4 Uhr morgens H. für gewählt erklärte. Demgemäß trat dieser (da der 4. März auf einen Sonntag fiel) 5. März sein Amt an und erließ eine im versöhnlichsten Geist gehaltene Botschaft, worin er namentlich der friedlichen Beilegung der südl. Wirren und der Reform des öffentlichen Dienstes das Wort redete. Die Ernennung seines

Digitized by Google

Cabinets, in welchem zwei so hervorragende und erprobte Republikaner, wie William M. Evarts als Minister des Auswärtigen und Karl Schurz als Minister des Innern sitzen, sprach für seinen Ernst in der Erfüllung der von ihm vor und nach der Wahl gegebenen Versprechungen.

Haym (Rud.), namhafter polit. und philos. Schriftsteller, geb. 5. Oct. 1821 zu Grünberg in Schlesien, wo sein Vater Conrector an der Bürgerschule war, erhielt seine akademische Vorbildung auf dem Köllnischen Gymnasium zu Berlin und widmete sich dann theol. und philol. Studien zu Halle und Berlin. Sein erstes (anonymes) Schriftchen galt dem Andenken seines Lehrers Gesenius (Berl. 1843). Nachdem er hierauf einige Zeit als Lehrer am Köllnischen Gymnasium und an der Noback'schen Handelsschule in Berlin gewirkt, privatisirte er, da ihm vom Ministerium Eichhorn die Habilitation verweigert wurde, die Jahre 1846 und 1847 zu Halle und war in dieser Zeit mannichfach publicistisch thätig. Die Schrift «Reden und Redner des Ersten preuß. vereinigten Landtags» (Berl. 1847) brachte ihn in Beziehung zu Hansemann und wurde Anlaß, daß er als Abgeordneter der beiden Mansfelder Kreise Mitglied der frankfurter Nationalversammlung wurde, über die er in der Schrift «Die deutsche Nationalversammlung» (3 Thle., Berl. 1848—50) vom Standpunkte der Partei des rechten Centrums historisch berichtete. Denselben, d. h. den altliberalen, Parteiinteressen diente H. darauf, nach seiner im Sommer 1850 erfolgten Habilitation an der Universität Halle, als Redacteur der «Constitutionellen Zeitung» in Berlin, welcher Thätigkeit jedoch schon im November seine von Hinckeldey verfügte Ausweisung ein Ende machte. Nach Halle zurückgekehrt, begann er Ostern 1851 seine Wirksamkeit als Docent. Philosophie und neuere deutsche Literaturgeschichte bildeten den Inhalt seiner Vorlesungen, während er gleichzeitig die von der altliberalen Partei gegründeten «Preuß. Jahrbücher» von ihrem Beginn 1858 bis zum J. 1864 als Herausgeber leitete. Im J. 1860 wurde er zum außerord. und 1868 zum ord. Professor an der Universität ernannt. Politisch war H. zwischendurch nur noch in der Landtagssession von 1866—67 als Abgeordneter für Halle und den Saalkreis thätig. Als Schriftsteller ist H. theils auf eine Verbindung des wissenschaftlichen mit dem politisch-sittlichen Interesse, theils auf die Verbindung von Philosophie und Literaturgeschichte ausgegangen. Dies bezeugen seine Werke: «W. von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik» (Berl. 1856), «Hegel und seine Zeit» (Berl. 1857), «Arthur Schopenhauer» (Berl. 1864) und «Die romantische Schule» (Berl. 1870), neben denen noch der Artikel «Philosophie» und die Biographie von Gentz in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber und eine Anzahl von Essays in den «Preuß. Jahrbüchern» (über Macaulay, E. M. Arndt, Varnhagen u. s. w.) zu erwähnen sind.

Haynald (Ludw.), Erzbischof von Kalocsa, namhafter ungar. Gelehrter, geb. 3. Oct. 1816 zu Szécsén im Neograder Comitat, studirte zu Gran und Wien, war 1842—46 Professor der Theologie zu Gran, beschäftigte sich dann vorzugsweise mit den Naturwissenschaften, namentlich mit der Botanik, wurde 1851 Coadjutor des siebenbürg. Bischofs zu Karlsburg und 1852 Bischof daselbst, wo er über 300,000 Fl. für verschiedene Stiftungen spendete. Nach dem Octoberdiplom von 1860 schloß er sich der patriotischen Partei an, verließ 1863 den hermannstädter Landtag und entsagte auch seinem Bisthume. Als titulärer Erzbischof von Karthago lebte er dann in Rom, bis er 1867 als ernannter Erzbischof von Kalocsa nach Ungarn zurückkehrte. Seit 1868 ist H. auch Ehrenmitglied der Ungarischen Akademie und Mitglied des akademischen Senats. Seine Reisen in Europa brachten ihn in Verbindungen mit allen ausgezeichneten Botanikern; sein Herbarium und botan. Bibliothek gehören zu den reichsten und vollständigsten in Europa. Ohne Unterschied der Confession befördert er junge Männer der Wissenschaft. In Kalocsa errichtete er ein reichdotirtes Gymnasium der Jesuiten und an demselben im März 1877 auch eine Sternwarte.

Haynau (Jul. Jak., Freiherr von), österr. Feldzeugmeister, jüngerer Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen und der Frau von Lindenthal (geborene Rebekka Ritter, Tochter eines Apothekers zu Haynau in Schlesien), geb. 14. Oct. 1786 zu Kassel, trat 1801 in österr. Dienste und wohnte den Feldzügen von 1805 und 1809 bei. Im J. 1813 zum Major ernannt, betheiligte er sich als solcher an den Kämpfen der österr. Armee im Befreiungskriege. Erst 1823 wurde er Oberstlieutenant, 1830 Oberst, 1835 Generalmajor. In dieser Eigenschaft kam er als Brigadier nach Italien, wurde dann 1844 zum Feldmarschalllieutenant und und Divisionär in Innerösterreich erhoben, 1847 aber als Divisionär nach Temesvar versetzt. Zwei Jahre zuvor war er zum Inhaber des 57. Infanterieregiments ernannt worden. Beim Ausbruche des Kriegs in Italien 1848 bot er freiwillig seine Dienste an und war namentlich bei den Ereignissen des Juli und August thätig und fungirte als Commandant in Verona. Als

Digitized by Google

solcher schickte er auf eigene Hand in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli eine Brigade nach Sommacampagna, wodurch er viel zum Siege der Oesterreicher beitrug. Ein glückliches Gefecht bei Lonato und die Beschießung von Peschiera vermehrten sein Ansehen. Mit der rücksichtslosesten Strenge hielt H. dann die Ruhe in Bergamo und Brescia aufrecht und unterwarf Ferrara. Als sich nach Wiederbeginn des Kriegs im März 1849 in Brescia der Aufstand erhob, den die Brigade Nugent's nicht zu unterdrücken vermochte, brach H. rasch von Padua auf und schloß die Stadt ein. Es begann nun bei dem heftigen Widerstande der Insurgenten (31. März und 1. April) ein Kampf, in welchem H. die Kaiserlichen in den Ruf der Grausamkeit brachte. H. war bei der Belagerung von Venedig beschäftigt, als ihn ein kaiserl. Handbillet nach Ungarn rief und ihm im Mai 1849 mit der Würde eines Feldzeugmeisters das dortige Obercommando übertrug. Die Erstürmung von Raab, das Vorrücken nach Süden unter großen Schwierigkeiten des Landes und Klimas, die Besetzung von Szegedin (2. Aug.), die Kämpfe an der Theiß (9. Aug.), die Temesvar dem Sieger in die Hände lieferten, waren H.'s Werk. Das größte Aufsehen erregten die Executionen, die 6. Oct. in Pest und Arad an den hervorragendsten Führern der ungar. Revolution vollzogen wurden. Nach dem Kriege führte H. in Ungarn eine fast unbeschränkte Militärdictatur. Sein Verfahren brachte ihn jedoch schließlich in Conflict mit der ministeriellen Autorität, und er ward 6. Juli 1850 plötzlich seiner Vollmachten enthoben. H. zog sich seitdem ins Privatleben zurück und wählte Gratz zu seinem Aufenthalt. Sein Name kam wieder in Erinnerung, als er im Sept. 1850 auf einer Reise im Auslande zu London bei der Besichtigung der Brauerei von Barclay und Perkins von Brauerknechten mishandelt wurde. Im Aug. 1852 unternahm er eine Reise nach Frankreich und Belgien, auf welcher er abermals, namentlich zu Brüssel, die Ungunst des Volks erfuhr. Er starb zu Wien 14. März 1853. Vgl. Schönhals, «Biographie des k. k. Feldzeugmeisters Julius Freiherrn von H.» (3. Aufl., Wien 1875). — Wilhelm Karl, Freiherr von H., älterer Bruder des Vorigen, geb. 1779, kurhess. Generallieutenant, wurde 1847 wegen Altersschwäche in den Ruhestand versetzt und lebte als Privatmann pietistischen Neigungen. Als sich 1850 kein höherer Offizier fand, der den vom Ministerium Hassenpflug über das Land verhängten Belagerungszustand sowie die Maßregeln gegen das verfassungstreue Offiziercorps handhaben mochte, ernannte man H. 30. Sept. zum Oberbefehlshaber der Armee. Trotz seiner Willfährigkeit vermochte er jedoch der Aufgabe nicht nachzukommen und sah sich wieder beseitigt. Er starb 21. Jan. 1856. — Friedrich Wilhelm Karl Eduard, Freiherr von H., des Letztern Sohn, geb. 5. Dec. 1804 zu München, machte sich ebenfalls bekannt durch seine Mitwirkung beim Verfassungsumsturze in Kurhessen. Er trat 22. Febr. 1850 als interimistischer Kriegsminister in das Ministerium Hassenpflug und wurde 1853 als Generalmajor zum Wirkl. Minister ernannt. Mit Hassenpflug mußte er 4. Oct. 1855 das Ministerium niederlegen. Doch erfolgte dafür seine Beförderung zum Generallieutenant. Infolge eines Conflicts mit dem verabschiedeten Hauptmann Dürr, der ihm in der anonymen Broschüre «Staatsdiener und Staatsschwächen der Gegenwart» (Frankf. 1862) Feigheit vorgeworfen, schied H. 3. Jan. 1863 auch aus dem kurhess. Militärdienste. Bald darauf, 24. Jan., erschoß er sich.

Hayti, eine der Großen Antillen in Westindien, s. Haïti.

Hazardspiele, s. Glücksspiele.

Hazlitt (William), namhafter engl. Literarhistoriker, geb. 10. April 1778 zu Maidstone in der Grafschaft Kent, widmete sich zuerst der Malerei, wendete sich aber schließlich der schriftstellerischen Laufbahn zu und wurde 1808 Zeitungsberichterstatter über die Parlamentsverhandlungen. Diese Beschäftigung veranlaßte ihn zur Herausgabe einer Auswahl der besten Parlamentsreden von Karl's I. Regierung bis auf die damalige Zeit unter dem Titel «The eloquence of the British senate» (2 Bde., Lond. 1808). Seine engl. Sprachlehre (Lond. 1810) machte die Ansichten des geistreichen Horne Tooke dem größern Publikum zugänglich. Mehrere seiner in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze über Politik, Theater und bildende Kunst sammelte er in der von ihm in Verbindung mit Leigh Hunt herausgegebenen «Round table» (2 Bde., 1817), und seine dramaturgischen Ansichten legte er in der Schrift «Characters of Shakspeare's plays» (Lond. 1817) nieder, die feine Blicke enthalten, ohne immer in die Tiefe des Dichters einzudringen. Außerdem erschienen von ihm: «View of the British stage» (Lond. 1818), «Lectures on the British poets» (Lond. 1818), «Table talk» (Lond. 1821), «The spirit of the age» (Lond. 1825), «The plain speaker» (Lond. 1826), «Life of Napoleon» (4 Bde., Lond. 1828; neue Aufl. 1852; deutsch von Sporschil, 2 Bde., Lpz. 1835; 2. Aufl. 1840), wodurch er namentlich auch in Deutschland dem größern Publikum bekannt

Digitized by Google

wurde, und «Notes of a journey through France and Italy». Sein letztes Werk waren die Bemerkungen über Kunst und Künstler enthaltenden «Conversations of James Northcote» (Lond. 1830). Er starb zu London 18. Sept. 1830. H. war ein Mann von entschiedener Genialität und stark ausgeprägten liberalen Ansichten, die in Verbindung mit der kaustischen Schärfe seines Ausdrucks ihm heftige Anfeindungen zuzogen und verhinderten, daß seine literarischen Verdienste während seines Lebens gebührende Anerkennung fanden. Seinen Nachlaß («Literary remains», 2 Bde., Lond. 1836) hat sein Sohn herausgegeben. — William Carew H., Enkel des Vorigen, geb. 22. Aug. 1834, hat sich ebenfalls als Schriftsteller einen Namen gemacht. Sein Hauptwerk ist die von fleißigem Quellenstudium zeugende «History of the Venetian republic» (2 Bde., Lond. 1857; 2. Aufl., 4 Bde., Lond. 1860). Auch lieferte er sorgfältige Ausgaben der Werke älterer engl. Dichter, eine Ausgabe der Werke Charles Lamb's (4 Bde., Lond. 1866—71), eine neue Ausgabe von Wharton's «History of English poetry» (4 Bde., Lond. 1871), das Sammelwerk «Remains of the early popular poetry of England» (4 Bde., Lond. 1864—66) u. s. w. Eine Biographie seines Großvaters gab er unter dem Titel «Memoirs of William H.» (2 Bde., Lond. 1867) heraus.

Head (Sir Francis Bond), engl. Schriftsteller und Politiker, wurde 1. Jan. 1793 in der Nähe von Rochester geboren, trat als Offizier in die Armee und stieg bis zum Major. Im J. 1816 verheirathete er sich mit einer Schwester des schott. Lord Somerville. Eine Reise nach Südamerika ward Veranlassung zu den «Rough notes taken during some rapid journeys across the Pampas» (Lond. 1826; 4. Aufl. 1847), die sich durch Frische und Originalität des Stils empfahlen und zur Einführung eines neuen Geschmacks in der Touristenliteratur beitrugen. Sodann schrieb er seine launigen, auch ins Deutsche übersetzten «Bubbles from the brunnens of Nassau» (Lond. 1833). Er bekleidete die Stelle eines Assistenz-Armencommissars in der Grafschaft Kent, als er plötzlich im Oct. 1835 zum Gouverneur von Obercanada ernannt wurde. Hier zeigte er zwar rastlose Thätigkeit, Entschlossenheit und guten Willen, was die Regierung auch durch seine Erhebung zum Baronet (22. Mai 1837) anerkannte, veranlaßte aber unter allerdings schwierigen Verhältnissen durch falsche Maßregeln den Ausbruch eines Aufruhrs, der ihn im März 1838 zur Niederlegung seines Amts bewog. Wider die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen suchte er sich vergeblich in einer «Narrative» zu rechtfertigen, die das seltsamste Gemisch von Politik und Polemik, von Ernst und Scherz, von Wahrheit und Dichtung ist. Die polit. Laufbahn H.'s war hiermit beendet. Seine Anschauungen des canad. Lebens legte er in einem Werke «The emigrant» (Lond. 1846; 6. Aufl. 1852) nieder, das neben manchen Excentricitäten viele anziehende Details enthält. Nachdem er in dem «Defenceless state of Great Britain» (Lond. 1850) die Gefahren einer franz. Invasion mit lebhaften Farben geschildert, trat er nach dem Staatsstreich vom 2. Dec., von dessen Präliminarien er Augenzeuge gewesen, mit «A faggot of French sticks, or Paris in 1851» (2 Bde., Lond. 1852; 3. Aufl. 1855), hervor, in welchem er sich als entschiedener Lobredner Ludwig Napoleon's zeigte. Ein späteres Werk war «The horse and his rider» (Lpz. 1861), dem 1870 «The royal engineer» folgte. Er starb 20. Juli 1875.

Hebamme ist eine Frau, die den Beruf hat, Frauen in Kindesnöthen beizustehen. Die Befugnisse der H. und die Ansprüche an dieselben sind in den verschiedenen Staaten verschieden, worüber die Hebammenordnungen gesetzliche Bestimmungen aufstellen. Im allgemeinen hat die H. nichts weiteres zu thun, als die ohne Kunsthülfe vor sich gehende Geburt abzuwarten und nach derselben dem Kinde und der Mutter die erste nothwendige Pflege angedeihen zu lassen. In den meisten Staaten muß die H. aber auch aus der Untersuchung der Schwangern das Ende der Schwangerschaft angeben und zugleich bestimmen können, ob bei der Geburt Kunsthülfe nöthig sein wird oder nicht. Dieselbe hat ferner den Gang der Geburt zu überwachen, bei Regelwidrigkeiten die Hinzuziehung eines Arztes anzuordnen und im Nothfall die erste Hülfe zu leisten (z. B. Blutungen zu stillen). Da die H. meist den untern Gesellschaftsklassen angehören, so können schon deshalb keine größern Ansprüche an ihre Wirksamkeit gemacht werden. Doch verdienen hervorragende wissenschaftliche Leistungen einzelner solcher Frauen (Justine Siegmund, von Siebold, Bourgeois, Lachapelle) rühmende Anerkennung. Auch sind die H. berechtigt, die Nothtaufe zu vollziehen. Ferner werden sie zu untergeordneten medic. Dienstleistungen bei Frauen benutzt, welche der Arzt bei Männern entweder selbst ausführt oder durch Gehülfen ausführen läßt. Viele Aerzte wollen die Thätigkeit der H. so weit eingeschränkt wissen, daß keine Geburt ohne die Controle eines Arztes vor sich gehen soll, ja daß die H. blos die unmittelbaren Anordnungen des Arztes auszuführen hätte. Auf alle Fälle ist

Digitized by Google

es zweckmäßig, die Thätigkeit der meist zu Uebergriffen geneigten H. auf das geringste Maß zu beschränken. Geschult werden die H. in eigenen, an Universitäten und in größern Städten zu diesem Zweck errichteten Lehranstalten (Hebammenschulen). Vgl. Wachs, «Die Organisation des preuß. Hebammenunterrichts nach den Anforderungen der Gegenwart» (Lpz. 1874).

Hebbel (Friedr.), einer der namhaftesten neuern deutschen Dichter, geb. 18. März 1813 zu Wesselburen in Dithmarschen, Sohn eines Landmanns, wuchs in seiner abgeschlossenen, an bedeutenden Volkserinnerungen reichen Heimat bei dürftiger Bildung und fast gänzlichem Mangel an geistiger Anregung heran. Im Alter von 15 J. wurde er Schreiber bei dem Kirchspielvogt seiner Heimat; doch genügte diese Lage dem sich immer mächtiger regenden Talent nicht lange. Er trat brieflich mit Uhland in Verbindung und sandte einige seiner Gedichte an Amalie Schoppe in Hamburg, die dem jungen Dichter bald die lebhafteste Theilnahme zuwandte. So kam H., bereits 22 J. alt, nach Hamburg, bereitete sich hier für den Besuch der Universität vor und studirte dann zu Heidelberg und München Philosophie, Geschichte und Literatur. Nachdem er 1841 zu München promovirt, kehrte er nach Hamburg zurück und trat hier mit seinem Trauerspiel «Judith» (Hamb. 1841; 2. Aufl. 1873) hervor. Im J. 1842 wandte er sich nach Kopenhagen, wo er in nähere Beziehungen zu Thorwaldsen und Oehlenschläger trat und vom König von Dänemark ein Reisestipendium erhielt. H. begab sich nach Paris, lebte dann eine Zeit lang in Italien, besonders zu Rom, Pisa und Palermo, und kam auf der Rückreise im Frühjahr 1846 nach Wien. Hier fesselte ihn zuerst das Spiel, bald auch die Persönlichkeit der begabten Schauspielerin Christine Enghaus (geb. 9. Febr. 1817 zu Braunschweig), mit der er sich im Mai desselben Jahres vermählte. Er nahm nun seinen bleibenden Wohnsitz in Wien und lebte seit 1855 während des Sommers auf einer kleinen Villa am Gmundenersee. Nach langwierigem Leiden starb er 13. Dec. 1863 zu Wien. H. war ein nach dem Höchsten strebender Geist von echt künstlerischer Begeisterung, von gewaltiger Kraft der Phantasie und von großem Ernst des Denkens. Unter seinen dichterischen Werken nehmen seine Dramen den ersten Rang ein. An seine Tragödie «Judith» schlossen sich zunächst an «Genoveva» (Hamb. 1843) und «Maria Magdalena» (Hamb. 1844), ein bürgerliches Trauerspiel mit theoretisch-kritischem Vorwort. Eine zweite Reihe bilden «Herodes und Mariamne» (Wien 1850), «Julia» (Lpz. 1851), «Michel Angelo» (Wien 1855), «Agnes Bernauer» (Wien 1855) und «Gyges und sein Ring» (Wien 1856). H.'s letztes Stück waren «Die Nibelungen» (2 Bde., Hamb. 1862; 3. Aufl. 1874), eine Tragödie in drei Abtheilungen, von denen die zweite, «Siegfried's Tod», in ihrer Composition die gelungenste und bühnengerechteste ist. Sein bis auf einige Scenen vollendeter «Demetrius» (Hamb. 1864) ward erst nach seinem Tode veröffentlicht. Als Dichter knüpfte H. an die Richtung Grabbe's an. Er theilt mit diesem die große Vorliebe für das Außergewöhnliche, Seltsame und Bizarre, bewegt sich ebenfalls in Extremen und verfehlt deshalb das rechte Maß der Schönheit und künstlerischen Harmonie. Dennoch ist er ein Dramatiker von kühnen und großen Intentionen, von energischem Gepräge des Ausdrucks und von sicherer Consequenz der dramatischen Motivirung. Mit seinem scharfen Kunstverstande strebt er nach organischen Schöpfungen und deren architektonischer Vollendung. In der Wahl der Stoffe zeigt er sich freilich paradox und in ihrer Ausführung oft schroff und verletzend. Den höchsten künstlerischen Werth dürften unter seinen Dramen wol «Maria Magdalena» und «Die Nibelungen» beanspruchen. H.'s beide Lustspiele «Der Diamant» (1847) und «Der Rubin» (1851) erinnern an die romantischen Komödien im Tieck'schen Stil und die Märchendramen Oehlenschläger's. H.'s lyrische Gedichte (Gesammtausgabe, Stuttg. 1857) sind voll Wohllaut und tief poetischer Schönheit, seine Sonette und Epigramme gedankenreich, aber oft von paradoxer, herber Form. In seinem kleinen Epos «Mutter und Kind» (Hamb. 1859) behandelte er einfache, allgemein menschliche Motive in dichterisch ansprechender Weise. Eine Gesammtausgabe von H.'s Werken erschien zu Hamburg (12 Bde., 1865—68). Eine umfassende Biographie H.'s schrieb Emil Kuh (Wien 1877).

Hebe, bei den Römern Juventas, Göttin der Jugend, war die Tochter des Zeus und der Here (Juno), die Gemahlin des Herakles, nachdem dieser mit der Here versöhnt und unter die Unsterblichen aufgenommen worden, und die Mundschenkin im Olymp, bis Zeus dem von der Erde entführten Ganymed jenes Amt übertrug. Nach Apollodor gebar sie von Herakles zwei Söhne, den Alexiares und Aniketos. Bei Homer erscheint sie stets als Jungfrau. In Athen hatte sie mit Herakles gemeinschaftliche Altäre. Abbildungen von ihr sind nicht häufig; als Mundschenkin bezeichnen sie Kanne und Trinkschale. Vgl. Kekulé, «Hebe» (Lpz. 1867). — H. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Digitized by Google

Hebel. Der H. in seiner einfachsten Gestalt ist ein gerader unbiegsamer Stab, der um eine Achse drehbar ist und auf welchen Kräfte wirken. Die Abstände zwischen der Drehungsachse und den Angriffspunkten der auf den H. wirkenden Kräfte nennt man Hebelarme. Im einfachsten und gewöhnlichsten Falle sind zwei Kräfte am H. thätig, welche entweder wirklich Gewichte oder ihrer Intensität nach durch Gewichtgrößen auszudrücken sind, und von denen die eine die zu hebende Last oder einen zu überwindenden Widerstand darstellt, die andere dazu dienen soll, die Last entweder in Ruhe zu halten oder mittels des H. zu bewegen. Die Angriffspunkte der Last (des Widerstandes) und der entgegenwirkenden Kraft pflegt man Lastpunkt und Kraftpunkt zu nennen. Liegen Kraft- und Lastpunkt auf derselben Seite vom Drehpunkte aus, so heißt der H. einarmig; liegen sie auf entgegengesetzten Seiten, so nennt man ihn zweiarmig. Der zweiarmige H. ist entweder gleicharmig oder ungleicharmig, je nachdem die Hebelarme von gleicher oder von ungleicher Länge sind. Beim einarmigen H. kann entweder der Kraftpunkt oder der Lastpunkt näher am Drehpunkte liegen. Erfolgt durch die Einwirkung von Kraft und Last, welche den H. um seinen festen Punkt zu drehen streben, wirklich eine Bewegung desselben, so stehen die dabei von Kraft und Last durchlaufenen Wege in dem geraden Verhältnisse der Länge ihrer Hebelarme; und zur Erhaltung des Ruhezustandes (des Gleichgewichts) verhält sich die Größe der Kraft zur Größe der Last wie die Länge des Hebelarmes der letztern zur Länge des Hebelarmes der erstern. Daher kommt die Möglichkeit, mittels des H. durch geringe Kraft große Lasten zu überwinden, wobei letztere aber eine entsprechend kleine und langsame Bewegung empfangen; andererseits mit geringer Bewegung der Kraft große Bewegungen einer Last zu erzeugen, wobei aber die Last nur entsprechend klein sein kann. Zahllose Werkzeuge und Maschinentheile wirken als H. Der gleicharmige H. findet am wenigsten Anwendung, weil er weder eine Kraftsparung noch einen Gewinn an Geschwindigkeit der bewegten Last gewährt, also im Maschinenwesen nur dazu dienen kann, eine ihm mitgetheilte Bewegung in umgekehrter Richtung weiter zu übertragen: das bekannteste Beispiel ist der Balken einer gewöhnlichen Schalenwage. Ungleicharmige H. bieten die Schnellwage, die Zangen, Scheren, Brecheisen, Hebebäume und Schaufeln dar. Einarmige H. sind z. B. die Messer an den Häckselschneidladen, die Nußknacker, Citronenpressen u. s. w. Bilden die Hebelarme miteinander einen Winkel, in dessen Spitze die Drehungsachse liegt, so entsteht der Winkelhebel, wie man ihn z. B. an Klingelzügen findet. Zuweilen setzt man zwei oder mehrere H. derartig miteinander in Verbindung, daß die Kraft am ersten, die Last am letzten wirksam ist; solche zusammengesetzte H. kommen an den Brückenwagen, an Zerreißungsapparaten u. s. w. vor. Auf die Gesetze des H. sind die Rollen der Flaschenzüge, die Seil- oder Riemenscheiben und verzahnten Räderwerke sowie die Haspel und Erdwinden zurückzuführen.

Hebel (Joh. Peter), deutscher Dialektdichter, geb. zu Basel 10. Mai 1760, erzogen zu Hausen unweit Schopfheim im Badischen, wohin sich seine armen Aeltern gewendet hatten, empfing seine Vorbildung in Lörrach und Karlsruhe und studirte 1778 in Erlangen. Hierauf wurde er 1782 Pfarrvicar zu Hertingen, 1783 Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, 1791 Lehrer am Gymnasium zu Karlsruhe mit dem Prädicat eines Subdiakonus. Im J. 1805 erhielt er den Titel als Kirchenrath, wurde 1808 Director des Lyceums, 1809 Mitglied der evang. Kirchencommission, 1819 Prälat und starb auf einer Reise zu Schwetzingen 22. Sept. 1826. Für seine berühmten «Allemannischen Gedichte» (Karlsr. 1803; neueste Aufl., herausg. und erläutert von Götzinger, Aarau 1873) wählte H. die naive, bewegliche und schalkhafte Mundart, welche in mancherlei Abwechselungen in einem großen Theile Schwabens, namentlich in dem Winkel herrscht, den der Rhein bei Basel bildet. Dieselben enthalten treffliche Naturschilderungen, idyllenartig gehaltene Sittengemälde aus dem bäuerlichen Leben und durch naive Anschaulichkeit und Gemüthlichkeit der Naturauffassung ausgezeichnete Lieder im echten, doch veredelten Volksgeschmack. Unter den verschiedenen hochdeutschen Bearbeitungen der Lieder, in denen sie jedoch viel von ihrer naiven Frische eingebüßt, ist die von Reinick (3. Aufl., Lpz. 1859) hervorzuheben. H.'s Volksschriften: «Der rheinländ. Hausfreund, oder: Neuer Kalender mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen» (Karlsr. 1808—11; 3. Aufl., Stuttg. 1827), «Das Schatzkästlein des rheinländ. Hausfreundes» (Tüb. 1811; zuletzt Stuttg. 1850) und «Die biblischen Geschichten» (2 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1822; neueste Aufl. 1853) sind Muster volksthümlicher Darstellung. Auch dichtete er einige gute Lieder und besonders treffliche Räthsel in hochdeutscher Sprache. Goethe's in der «Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung» mitgetheilte Recension über die zweite Auflage der «Allemannischen Gedichte» trug viel dazu bei, dem Verfasser den Ruhm, den er verdient, zu sichern. H.'s «Sämmtliche Werke» sind

Digitized by Google

wiederholt aufgelegt worden (zuletzt 3 Bde., Karlsr. 1853). Sein Leben beschrieb J. G. Schultheiß (Heidelb. 1831). Vgl. außerdem Becker, «Festgabe zu H.'s 100. Geburtstag» (Bas. 1860), und Längin, «Johann Peter H. Ein Lebensbild» (Karlsr. 1875).

Hebelade. Wenn mit dem Hebel eine große Last gehoben werden soll, so muß der Hebelarm derselben in Verhältniß zu dem der Kraft sehr kurz sein, und es geht daraus hervor, daß man mit den gewöhnlichen Hebebäumen eine Last nur auf eine sehr geringe Höhe heben kann. Dieser Umstand hat auf die Erfindung der H. geführt, welche eigentlich nichts anderes ist als ein Hebel (s. d.), bei welchem der Unterstützungspunkt nach und nach immer höher gerückt wird, je höher die Last steigt. Die gewöhnliche H. besteht aus zwei starken, etwa 25 Ctmt. breiten und 2 Mt. hohen Bohlenwänden, welche oben und unten durch ein 10 Ctmt. dickes Bohlenstück auseinandergehalten werden, sodaß das Ganze einen Kasten mit zwei offenen Seiten bildet. Die breiten Bohlen sind mit zwei Reihen Löchern in etwa 10 Ctmt. Entfernung dergestalt durchbohrt, daß die Löcher der einen Reihe auf die Zwischenräume der andern treffen. Durch diese Löcher wird nun ein Bolzen gesteckt, welcher die Stützungsachse des Hebels bildet, der zwischen den Wänden spielt. Hat man den Bolzen in das unterste Loch der äußern Reihe gesteckt und nun mittels des Hebels die Last möglichst hoch gehoben, so steckt man einen zweiten Bolzen in das zunächst unter dem Hebel befindliche Loch der innern Reihe, hebt dann den Hebel so hoch, daß man den ersten Bolzen in das nächst obere Loch der äußern Reihe stecken kann; letzterer dient dann wieder als Stützungsachse zur weitern Hebung der Last, bis man den zweiten Bolzen in das nächst höhere Loch der innern Reihe bringen kann, und so fort, bis man die Last genug gehoben hat. Die eisernen H. bestehen aus einer Stange, welche senkrecht auf einem breiten Fuße steht. Sie ist an den beiden gegenüberliegenden Seiten wie eine Säge gezahnt, und in diese gezahnten Einschnitte legt sich der Hebel mittels Gabel und Bügel immer höher und höher ein, welche demnach die immer wechselnden Unterstützungspunkte abgeben. Die vorn am Hebel sitzende Gabel umschließt die gezahnte Stange, und an jeder Seite dieser Stange geht von der Gabel ein beweglicher Bügel in die Höhe, der in die Zähne faßt. Der vordere Bügel ist mit dem Haken verbunden, woran die Last hängt. Drückt man den Hebel nieder, so legt sich sein vorderer Bügel immer in einen höhern Zahn ein, und der hintere Bügel dient während dieser Zeit als Unterlage. Neuerdings ist die H. vielfach durch Schraubwinden ersetzt worden.

Hebemaschine nennt man jede mechan. Vorrichtung, durch welche die Kraft von Menschen und Thieren oder eine elementare Betriebskraft zum Verticaltransport von Lasten geschickt gemacht wird. Zu den H. gehören die Flaschenzüge, Aufzüge und Fördermaschinen, Haspel, Winden und Krahne. Jede H. besteht aus einem zur Aufnahme der Betriebskraft dienenden und einem zum Erfassen der Last bestimmten Theile, sowie aus einem Getriebe oder einer Verbindung von Getrieben, welche die passende Uebersetzung zwischen Kraft und Last realisiren.

Heber nennt man einen Apparat, um mittels des Luftdrucks Flüssigkeiten über ihren Spiegel (Niveau) zu heben. Das bekannteste dieser Instrumente ist der Saugheber. Derselbe besteht aus einer engen, langen Röhre, welche oben und unten offen ist, nahe am obern Ende aber eine birnförmige oder kugelartige Erweiterung hat. Steckt man nun das untere Ende der Röhre in eine Flüssigkeit und verdünnt die im H. befindliche Luft durch Saugen, so wird die äußere atmosphärische Luft die Flüssigkeit in dem H. hinaufdrücken und die Erweiterung desselben auf diese Weise gefüllt werden. Hält man dann die obere Oeffnung des H. geschlossen, so kann man, ohne daß etwas ausfließt, den H. aus der Flüssigkeit nehmen und das Ausgehobene in ein anderes Gefäß bringen. Man kann auf diese Weise, wenn zwei Flüssigkeiten von verschiedenem specifischen Gewichte in einem Gefäße übereinanderstehen, die untere derselben ausheben, ohne die obere zu beunruhigen. Aehnlich dem Saugheber ist der Stechheber, nur ist seine obere Erweiterung so schmal, daß man das ganze Instrument bis unter den Flüssigkeitsspiegel tauchen und so ohne Ansaugen mit der Flüssigkeit füllen kann; sobald dies geschehen ist, behandelt man diesen H. genau so wie den Saugheber. Der zweischenkelige gekrümmte H. besteht aus einer unter einem beliebigen Winkel gebogenen Röhre, welche an beiden Seiten offen ist. Da der Druck der atmosphärischen Luft das Wasser in dem einen Schenkel der Röhre in die Höhe treibt, so darf derselbe beim Gebrauch des H. für Wasser nicht über 10,3 Mt. hoch sein, weil der Druck der Luft nur eine Wassersäule von dieser Höhe zu halten im Stande ist. Anstatt den H. vor dem Eintauchen mit Flüssigkeit zu füllen, zieht man gewöhnlich vor, ihn in die Flüssigkeit mit dem kürzern Schenkel einzutauchen und durch Ansaugen an der Oeffnung des längern Schenkels zu füllen. Eine Anwendung des H. im großen hat man bei dem Kanal von Languedoc (Canal du midi) in Frankreich gemacht, welcher durch Bergwasser oft so sehr

Digitized by Google

angefüllt ward, daß man ein Ueberlaufen befürchten mußte. Man legte deshalb H. in den Kanal, deren höchster Punkt noch unterhalb der Krone der Kanalwände lag. Sobald nun der Kanal sich bis zu dem höchsten Punkte des H. füllte, begann dieser zu fließen und führte das überflüssige Wasser an den Bergabhängen hinab. Da aber die H., deren Schenkel bis zum Boden des Kanals reichten, nicht eher würden zu fließen aufgehört haben, bis der Kanal ganz leer gewesen wäre, so brachte man in denselben in der Höhe des gewöhnlichen Wasserspiegels eine Oeffnung an. Sobald das überflüssige Wasser bis dahin abgehoben war, trat Luft durch diese Oeffnung, und das Spiel der H. war unterbrochen, bis wieder eine Ueberfüllung eintrat, wo es von selbst wieder begann. Stoßheber oder Hydraulischer Widder nennt man eine hydraulische Maschine, mittels deren man durch den Stoß des in seinem Laufe plötzlich gehemmten Wassers und den Druck der dadurch in einem Heronsball (s. d.) verdichteten Luft Wasser auf beträchtliche Höhen heben kann; diese Maschine wird selten angewendet, weil die heftigen Stöße das Material des Apparates bald zerstören.

Hébert (Antoine Auguste Ernest), franz. Maler, geb. 3. Nov. 1817 zu Grenoble, kam 1835 nach Paris, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, beschäftigte sich aber zugleich mit der Kunst und gelangte durch die Aufmunterungen seines Gönners Paul Delaroche dahin, daß er sich 1839 bei der akademischen Preisbewerbung einstellte und sofort den großen Preis gewann. Nachdem er fünf Jahre als Staatspensionär in Rom zugebracht, verlängerte er seinen Aufenthalt in Italien noch um drei Jahre und sammelte hier die Skizzen, die ihm nach der Rückkehr nach Frankreich die Gegenstände seiner Bilder lieferten. Die Malaria in der Ausstellung von 1850 (jetzt im Luxembourg) fand eine sehr günstige Aufnahme und verschaffte dem Künstler einen angesehenen Rang in der franz. Kunstwelt. Im J. 1853 erschien der Judaskuß (ebenfalls im Luxembourg), ein Griff des Künstlers in die biblische Historienmalerei, die seitdem seinen Pinsel nicht wieder beschäftigt hat. Nach einer abermaligen ital. Reise folgte er in der Wahl der Stoffe ganz seinem ersten Antriebe, der ihn zum Genre hingeführt hatte, und Italien blieb fortan die eigentliche Heimat seines Talents. Les filles d'Alvito (1855), Les foinarolles de San-Angelo (1857), Les Cervarolles (1859), Rosa Néra à la fontaine (1863), Le banc de pierre (1865), La Pastorella und La Lavandara (1869), La Muse populaire italienne (1870), La Madonna adorata (1873) sind Darstellungen einfacher Vorgänge aus dem Leben des Landvolks der Umgegend von Rom und Neapel, mit einem durchgängigen Anflug von schwermüthigem, träumerischem Schmachten. Seit 1866 ist H. Mitglied des Instituts und Director der Académie de France zu Rom.

Hébert (Jacques René), genannt Père Duchesne, einer der fanatischsten Führer der Französischen Revolution, war 1755 zu Alençon geboren. Von niedriger Abkunft, suchte er, noch sehr jung, zu Paris ein Unterkommen und wurde erst Billeteur an einem kleinen Theater, dann Bedienter. Beidemal wegen Veruntreuungen entlassen, lebte er nun als Abenteurer. Zu Anfang der Revolution veröffentlichte er mehrere Flugschriften gegen den Hof, trat, von natürlicher Beredsamkeit und angenehmem Aeußern unterstützt, als Volksredner auf und machte sich besonders bei den Jakobinern beliebt. Ein Postbeamter, Lemaire, gab damals unter dem Titel «Père Duchesne» ein kleines, auf die Verbreitung der constitutionellen Grundsätze berechnetes Volksblatt heraus. Der Erfolg desselben veranlaßte die Jakobiner zur Gründung eines gleichbenannten Journals, dessen Redaction man H. anvertraute. In diesem neuen «Père Duchesne», der namentlich in den Provinzen und im Heere verbreitet wurde, und dessen Name auf den Redacteur selbst überging, rief H. das Volk zum Aufstande und zum Umsturze der Verfassung auf. Infolge der Ereignisse vom 10. Aug. (1792) wurde er Mitglied des revolutionären Gemeinderaths. So erhielt er Gelegenheit, bei den Septembergreueln und allen Volksbewegungen eine wichtige Rolle zu spielen. Als im Mai 1793 die revolutionäre Gemeinde mit den Jakobinern einen Anschlag auf das Leben der Girondisten (s. d.) vorbereitete, ließ die vom Convent zur Untersuchung berufene Commission 25. Mai H. und einige andere verhaften. Der Convent aber wurde deshalb vom Pöbel so heftig bedroht, daß er die Verhafteten freigeben und die Commission auflösen mußte. Der im Triumph empfangene H. trieb nun den Cynismus in seinem Blatte aufs höchste. Er selbst, Chaumette, Clootz, der Buchdrucker Momoro hatten schon längst die Einführung des sog. Cultus der Vernunft betrieben. Am 17. Brumaire (7. Nov. 1793) brachten sie es dahin, daß der constitutionelle Bischof von Paris, Gobel, mit mehrern andern Pfarrern sein Amt vor den Schranken des Convents niederlegte. Sogleich verwandelten nun H. und seine Genossen eigenmächtig die Metropolitankirche Notre-Dame in einen Tempel der Vernunft. Das erste Fest der Vernunft wurde daselbst 20. Brumaire gehalten; alle Sectionen

Digitized by Google

und Behörden mußten sich dabei einfinden. Gleichzeitig begann H. und seine Partei eine Verfolgung der sog. Gemäßigten. Robespierre und seine Freunde hatten indessen das steigende Uebergewicht des Gemeinderaths und den großen Einfluß der Hébertisten auf das Volk mit Misvergnügen bemerkt und den Untergang aller beschlossen. Als Robespierre die Sache für reif hielt, ließ er im März 1794 die Ausländer, die Hébertistën und auch mehrere Gemäßigte als Verräther verhaften und alle als Verschwörer zum Tode verurtheilen. H. mußte 24. März mit einigen andern das Schaffot besteigen.

Hebra (Ferd., Ritter von), hochverdienter Arzt der wiener Schule, geb. 1816 zu Brünn, machte seine medic. Studien zu Wien, wo er 1841 promovirte und im März desselben Jahres als Praktikant in das Allgemeine Krankenhaus trat. Durch Skoda aufgemuntert, widmete er sich hier besonders dem Studium der Dermatologie, eines bis dahin gänzlich vernachlässigten Zweigs der Medicin, für welchen er sich auch 1842 an der Universität habilitirte. Zugleich wurde ihm die inzwischen eingerichtete Abtheilung für Hautkrankheiten in dem genannten großen Hospitale als ordinirendem Arzte übergeben. Im J. 1848 erfolgte seine Ernennung zum Primararzt, 1849 zum außerord. und 1869 zum ord. Professor. Seit 1842 wurden seine Vorlesungen über Hautkrankheiten von einer sehr bedeutenden Anzahl von Zuhörern aus allen Ländern der Erde besucht. Die Lehre von den Ursachen, der Entwickelung und medic. Behandlung der Hautkrankheiten sowie auch der syphilitischen Uebel hat durch ihn nach vielen Seiten hin eine gründliche Umgestaltung erfahren. Außer zahlreichen Beiträgen zu Fachzeitschriften gab er heraus: «Atlas der Hautkrankheiten» (Wien 1876), dessen von Ant. Elfinger und Karl Heitzmann gezeichnete Tafeln gleichzeitig zu den Meisterstücken der zeichnenden und typographischen Kunst gehören; im Verein mit Kaposi: «Lehrbuch der Hautkrankheiten» (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1860—76), welche Arbeit den dritten Theil von Virchow's «Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie» bildet, und mit Bärensprung einen kleinern «Atlas der Hautkrankheiten» (Lfg. 1 u. 2, Erlangen 1867—69).

Hebräer oder Ebräer, d. h. die «Jenseitigen» oder «jenseit (nämlich des Euphrat) Wohnenden» (von dem hebr. Wort eber), scheint ursprünglich Gesammtbenennung der seit etwa 2000 v. Chr. über den Euphrat nach den Küstenländern des Mittelmeers gewanderten semit. Volksstämme gewesen zu sein. Nach der biblischen Ueberlieferung heißen so die Nachkommen Abraham's, des Stammvaters des nachmaligen israel. Volks, an dessen Namen sich die Erinnerung an die ältesten Wanderzüge der H. aus Mesopotamien angeknüpft hat. Weitere Zuzüge aus dem Euphratlande werden durch die Namen Isaak und Jakob bezeichnet. In Aegypten, von alter Zeit her dem Zielpunkte der semit. Völkerwanderung, gingen die H. von der nomadischen Lebensweise zum Ackerbau über und wuchsen allmählich zu einem streitbaren Volke heran, welches längere Zeit über die Eingeborenen geherrscht zu haben scheint. Die sog. Hirtenkönige Aegyptens oder Hyksos (s. d.) waren unzweifelhaft semit. Abkunft. Nach Herstellung der nationalen Unabhängigkeit Aegyptens scheinen die H. zuerst dienstbar gemacht, danach zur Auswanderung nach der Wüste gezwungen worden zu sein. Die hebr. Ueberlieferung macht Isaak zu Abraham's, Jakob zu Isaak's Sohn und läßt die nachmaligen 12 Stämme des Volks von den 12 Söhnen Jakob's oder Israel's abstammen. Während des langen Aufenthalts in Aegypten hatte sich mit dem eigenthümlichen Volkscharakter der H. auch die Verehrung des Stammesgottes «Abraham's, Isaak's und Jakob's» erhalten, des Herrn in der lichten Höhe, der im Feuerglanze und in der Wetterwolke erscheint und vom Himmel her bald Segen spendet, bald wieder Verderben bringt. In den Kämpfen mit den Aegyptern erstarkte die Anhänglichkeit an die nationale Gottesverehrung. Moses (s. d.), der gewaltige Führer des Volks in den Tagen der äußersten Bedrängniß, konnte so in dem Glauben an den Gott der Väter die rettende Macht in der Noth erschauen und den hebr. Stämmen in dem gezwungenen Auszuge aus Aegypten den Willen des Bundesgottes erkennen lehren, der sein Volk verschonen und ihm das Erbe der Väter in Kanaan zum Eigenthum geben wolle. Unter seiner Leitung gelangten die H. bis an die Südwestgrenze Kanaans; aber beim ersten Versuche, dort festen Fuß zu fassen, in die Wüste zurückgeschlagen, durch die fortwährenden Kämpfe geschwächt und decimirt, mußte das Volk sich vorläufig auf das Wüstenleben beschränken, um ein Menschenalter später das Eindringen in Kanaan von einem andern Punkte aus mit besserm Erfolge zu versuchen. In diese Periode harter Entbehrungen und fortwährender Kämpfe mit Beduinenstämmen fällt die Gesetzgebung am Sinai, welche, an die alten religiösen Erinnerungen der Jakobssöhne wieder anknüpfend, dem geistigen Leben der H. auf alle Folgezeit hinaus die religiöse Richtung gab, welche ihnen eine so einzigartige Stellung unter den Völkern der alten Welt verlieh. Obwol der geistige Monotheismus, den man in der Prophetenzeit findet, nicht der Ausgangspunkt,

Digitized by Google

sondern das Resultat einer langen geschichtlichen Entwickelung gewesen ist, so scheint doch schon Moses die ersten einfachsten Ordnungen des häuslichen, bürgerlichen und sittlichen Lebens in der Form eines Bundes mit Jahveh (Jehovah) dem Stammesgott Israels, verkündigt und die ausschließliche Verehrung dieses Bundesgottes geboten zu haben. Auch die ersten einfachsten Grundzüge des hebr. Cultus müssen schon von Moses und seinem Bruder Aaron, in dessen Familie das nationale Priesterthum forterbte, festgestellt worden sein. Die weitere Ausbildung der ursprünglichen Gesetzgebung ist, ebenso wie die Entwickelung des reinen Monotheismus als Grundlage der Volksreligion, ein Werk von Jahrhunderten gewesen.

Die endlich geglückte Eroberung des Ostjordanlandes, in welchem zuerst die Stämme Ruben, Gad und Manasse sich festsetzten (um die Mitte des 15. Jahrh. v. Chr.), eröffnete eine lange Reihe blutiger Feldzüge, in welchen es den H. nach und nach gelang, die einheimische Bevölkerung Kanaans theils auszurotten, theils unterwürfig zu machen. Die Einwanderer kehrten alsbald zu der seßhaften Lebensweise zurück, aber in den steten Kriegen mit den Nachbarvölkern lockerte sich der allerdings wol ältere, aber ohnehin nicht sehr feste Stammesverband, indem die einzelnen Stämme genug mit sich selbst und ihrer eigenen Erhaltung zu thun hatten. Unter den Stämmen, welche zwischen dem Jordan und dem Küstenstriche Wohnsitze gefunden hatten, war damals Ephraim der mächtigste, das in seiner Mitte befindliche Heiligthum zu Sichem die angesehenste Cultusstätte. Doch gab es daneben auch noch eine ganze Reihe heiliger Orte im Lande zerstreut, an denen Jahveh unter dem Bilde des Stiers verehrt wurde. Einige Stämme, die an der Küste wohnten, wie Sebulon und Isaschar, wurden den Phöniziern dienstbar und scheinen frühzeitig auch tyrischen Culten Eingang verstattet zu haben; andere, wie Ruben, die älteste Vormacht, Simon und Levi, erschöpften ihre Kraft in blutigen Bruderkriegen, und die beiden letztern wurden fast völlig zersprengt. Die Erinnerung an jene stürmischen Zeiten ist im Bewußtsein des hebr. Volks frühe erblaßt. Die überlieferte Sagengeschichte verweilt mit Vorliebe bei der Schilderung der Thaten einzelner Stammeshäupter und Heerführer, Richter genannt, von denen Gideon, Jephtha, Simson und die Richterin Deborah die gefeiertsten sind. Auch das levitische Priesterthum und der ausgebildete Cultus an der Stiftshütte mit der heil. Lade, welche die Gesetzestafeln geborgen haben soll, wird nur von der spätern Sage in die Zeit der Richter zurückverlegt, und manche Spuren führen darauf, daß neben Jahveh auch andere Götter, wie der Bundesbaal von Sichem, verehrt wurden. Dennoch war unzweifelhaft auch jene Zeit, gerade infolge der fortwährenden Kämpfe der H. um ihre nationale Existenz, für die allmähliche festere Begründung des israel. Volksthums und der nationalen Jahvehreligion von entscheidender Wichtigkeit. Der erste Versuch Abimelech's von Sichem im Stamme Ephraim zur Vereinigung der verschiedenen Stämme unter einem nationalen Königthume misglückte. Erfolgreicher war einige Zeit später die Erhebung des siegreichen Feldherrn Saul zum Könige über Israel. Mit ihm kam die Hegemonie zeitweilig an den Stamm Benjamin, welcher in glücklichen Kämpfen die unter der Regierung des ephraimitischen Richters Samuel übermächtig gewordenen Philister zurückdrängte (um 1080). Die spätere priesterliche Ueberlieferung hat freilich Samuel auf Saul's Kosten erhoben und des letztern nachmalige Niederlage als Strafe seines Ungehorsams gegen Samuel's Befehle betrachtet. In desto glänzenderes Licht hat sie dafür die Thaten David's (s. d.) gestellt (1058—1018 v. Chr.), dessen ruhmvolle Regierung die H. wirklich auf einen bisher nie geahnten Gipfel polit. Größe erhob. Unter seinem Sohne und Nachfolger Salomo (s. d.) erhielt der nationale Jahvehdienst in dem prachtvollen Tempel zu Jerusalem einen einheitlichen Mittelpunkt, obgleich unter derselben Regierung auch tyrischer, moabitischer und ammonitischer Götzendienst Eingang fand. Ein orient. Sultan im vollsten Sinne des Wortes, umgab sich der König mit einem Luxus, der nachmals sprichwörtlich geworden ist, und die Erhaltung des verschwenderischen Hofstaats verschlang unermeßliche Summen. Die Unzufriedenheit mit seiner Regierungsweise brach unter seinem Sohne Rehabeam in offene Empörung aus. Der Stamm Ephraim, der längst über die seit David begründete Obmacht Judas grollte, trennte vom Reiche Juda sich los und riß die meisten übrigen Stämme mit sich fort. An die Spitze des neuen Königreichs trat der ephraimitische Feldherr Jerobeam (978 v. Chr.). Die neue Regierung knüpfte an die alten Traditionen der vordavidischen Zeit wieder an, erneuerte auch, im Gegensatze zu den unter Salomo und Rehabeam eingerissenen Cultusneuerungen, die alte Verehrung Jahvehs im Stierbilde an zahlreichen heil. Stätten. Dagegen behauptete sich in Juda die Davidische Dynastie.

Die Trennung des Reichs schwächte zwar die polit. Macht des hebr. Volks, aber der Zwiespalt der beiden Reiche und die häufige Kriegsnoth weckte zuerst im nördlichen, danach auch im

Digitized by Google

südl. Reiche den Sinn für die idealen Güter der Nation. Seit König Asa von Juda den wollüstigen tyrischen Cultus aus dem Lande geschafft, wurde trotz vorübergehender Reactionen, wie unter der Königin Isabel, gerade das südl. Reich der Sitz einer geläuterten Jahvehreligion, wogegen das nördl. Reich seit Ahab's Regierung immer tiefer in heidnisches Wesen versank. Das Prophetenthum (s. Propheten), dessen Anfänge bis auf Saul's Zeiten zurückgehen, ward in beiden Reichen der eigentliche Träger der religiösen Idee und gelangte unter den polit. Wirren der Nation allmählich zu einem Ansehen, welches das levitische Priesterthum tief in den Schatten stellte. Die Gesetzgebung des Reiches Juda ward im prophetischen Geiste erneuert, die Geschichte der Nation vom theokratischen Standpunkte aus den Zeitgenossen zur Mahnung und zur Ermunterung beschrieben. Auch die Propheten des nördl. Reichs blickten bei der polit. und religiösen Zerrüttung in Ephraim auf das Reich Juda und das Davidische Königshaus als auf den nationalen und theokratischen Mittelpunkt des Volks hin. Inzwischen war durch unglückliche Kriege und sinnlose Politik die äußere Macht beider Reiche immer tiefer gesunken. Das Reich Israel, wo nacheinander 19 Könige aus verschiedenen Geschlechtern meist durch Thronrevolutionen und Ermordung ihrer Vorgänger zur Regierung gekommen waren, ward trotz seiner größern Hülfsmittel zuerst eine Beute der assyr. Eroberer. Salmanassar nahm Samaria, die Hauptstadt Israels, und verpflanzte die Aristokratie des Volks in die medischen Berge 720 v. Chr. (assyr. Gefangenschaft). Das politisch schwächere, aber an innerer Kraft stärkere Reich Juda überstand glücklich die auch ihm von Assyrien drohende Gefahr und erhielt seine Unabhängigkeit noch über ein Jahrhundert. Unter seinen 20 Königen aus David's Hause zeichneten sich Josaphat, 917—892 v. Chr., Usia, 809—758, Hiskia, 726—696, und Josia, 639—608, durch Regententugenden und Eifer für den nationalen Gottesdienst aus. Indeß war es weniger (wie die Propheten es auffaßten) der Abfall anderer Könige von dem wahren Gott und seinem Gesetz als die allgemeine Lage der Dinge, welche auch Juda in die großen Welthändel Vorderasiens mit hineinzog und abwechselnd bald von Aegypten, bald von Assyrien und nachmals von Babylon abhängig machte, bis endlich der König von Babylon, Nebukadnezar, 586 v. Chr., Jerusalem eroberte, den Tempel plünderte und verbrannte, den letzten König Zedekia blendete und die Vornehmsten und Reichsten des Volks nach Babylon abführte. (S. Babylonisches Exil.) Der Name H. wich allmählich, namentlich seit der sog. Zeit des Exils, dem üblichern Namen Juden (s. d.). Vgl. Leo, «Vorlesungen über die Geschichte des jüd. Staats» (Berl. 1828); Jost, «Allgemeine Geschichte des israel. Volks» (2 Bde., Berl. 1831—32); Ewald, «Geschichte des Volks Israel bis auf Christus» (2. Aufl., 7 Bde., Gött. 1851—59); Grätz, «Geschichte der Juden» (Bd. 1—3, Lpz. 1862—75).

Hebräerbrief oder Brief an die Hebräer ist der überlieferte Name einer der wichtigsten Schriften des neutestamentlichen Kanons. Im Morgenlande ziemlich frühzeitig dem Apostel Paulus zugeschrieben, im Abendlande bis zum Ende des 4. Jahrh. bezweifelt, ist der Brief seitdem allgemein als 14. Brief des Apostels Paulus in die neutestamentliche Schriftensammlung aufgenommen worden. Seit Luther, der ihn für ein Werk des Apollos hielt, ist die paulinische Abkunft des Briefs von Protestanten bestritten und von der neuern Kritik aus sprachlichen und sachlichen Gründen einmüthig widerlegt worden. Der wirkliche Verfasser ist ebenso unbekannt wie sein und seiner ursprünglichen Leser Wohnsitz ungewiß. Nach älterer Meinung an die Judenchristen in Palästina (daher der Name «Hebräer») gerichtet, ist er nach einer neuerdings vielverbreiteten, aber nicht minder zweifelhaften Ansicht von einem alexandrinisch gebildeten Verfasser an die jüd.-christl. Gemeinde Alexandriens geschrieben. Vieles spricht aber statt für Alexandrien für Rom als Bestimmungsort des Briefs. Ungewiß ist auch die Zeit seiner Abfassung. Da der Verfasser so redet, als ob der Tempel zu Jerusalem noch stehe, so haben die meisten an die zweite Hälfte des 7. Jahrzehnts n. Chr. gedacht; doch gibt es erhebliche Gründe für ein mindestens zwei Decennien späteres Datum. Was den Inhalt des Briefs betrifft, so sucht derselbe judenchristl. Leser von der Nothwendigkeit der Aufhebung des jüd. Ceremonialgesetzes und Opfercultus im Christenthume zu überzeugen, indem er den alten Bund als das schattenhafte Vorbild des neuen, in Christi Blut geschlossenen Bundes betrachten lehrt und im Gegensatze zu dem alttestamentlichen Tempelcultus Christum als das vollkommene Opfer und als den vollkommenen Hohenpriester darstellt, dem gegenüber die alttestamentlichen Opfer und das levitische Priesterthum ihre Bedeutung verloren haben. Der Brief, nächst den paulinischen Briefen an die Römer, Galater und Korinther das wichtigste Lehrschreiben des Neuen Testaments, versetzt uns also in eine Zeit, wo das judenchristl. Bewußtsein noch immer gegen die zuerst durch Paulus angebahnte Erkenntniß von der wesentlichen Neuheit der christl.

Digitized by Google

Religion ankämpft. Er setzt die Lehre des Paulus voraus und scheint sich auch die Form der paulinischen Sendschreiben zum Muster genommen zu haben, ohne daß jedoch hieraus auf eine entschiedene paulinische Richtung des Verfassers geschlossen werden dürfte. Wenigstens der Hauptgedanke des paulinischen Evangeliums, die völlig gleiche Berechtigung der Heiden mit den Juden in der Messiasgemeinde, wird völlig mit Stillschweigen übergangen, und auch sonst finden sich im Lehrbegriff mancherlei Verschiedenheiten von Paulus. Die eingehendste Darstellung des Lehrbegriffs des H. ist von Riehm (Ludwigsb. 1858; 2. Aufl. 1867); Commentare sind von Bleek (der größere, 2 Abth., Berl. 1828—40, der kleinere, Elberf. 1869), Tholuck (3. Aufl., Hamb. 1850), Lünemann (3. Aufl., Gött. 1867), De Wette (3. Aufl., bearbeitet von Möller, Lpz. 1867), Delitzsch (Lpz. 1857), Kurtz (Mitau 1869), Hofmann (Nördl. 1873).

Hebräische Sprache. Unter den Sprachen des semit. Stammes ist die kräftige, feingebaute und in grammatischer Hinsicht ziemlich durchgebildete Sprache der Hebräer, im Alten Testamente Sprache Kanaans, in den spätern Theilen desselben Jüdische Sprache, in den chaldäischen Targums zuerst Heilige Sprache genannt, eine der ältesten und merkwürdigsten. Aus den uns noch vorliegenden Sprachdenkmälern, deren Abfassung mit Ausnahme einzelner Stücke aus früherer Zeit zwischen David und die Makkabäer fällt, lassen sich zwei Zeitalter der Sprache erkennen. Das erste oder hebr. Zeitalter reicht bis zum Exil und ist das goldene Zeitalter der Sprache; das zweite beginnt mit der Rückkehr der Juden aus dem Exil und reicht bis zur Zeit der Makkabäer um 160 v. Chr. In dem ersten Zeitraume lassen sich in Hinsicht auf die Geschichte der Sprache, wenn man von den Eigenthümlichkeiten der sich in abgemessenen parallelen Gliedern bewegenden Archaismen und Dialektisches aufnehmenden Dichtersprache absieht, keine bedeutenden Unterschiede wahrnehmen. Erst bei Jeremias und Ezechiel, sowie in andern gleichzeitigen Schriften finden sich entschiedene Annäherungen an die aramäisirende Sprache des zweiten nachexilischen Zeitalters. Während des letztern wurde das Hebräische durch den Eindrang angrenzender Idiome, besonders des Aramäischen verderbt und machte allmählich im Mund des Volks einer hebr.-aramäischen Mischsprache Platz, sodaß die Kenntniß und der schriftliche Gebrauch des Hebräischen sich allein bei den Priestern und jüd. Gelehrten erhielt. Auch die jetzt noch allgemein übliche hebräische Schrift, nach ihrer Form Quadratschrift, nach ihrem Ursprung assyr. (babylon.) Schrift genannt, aus welcher später die sog. rabbinische Schrift hervorging, trat erst nach dem Exil, von der Zeit des Esra an, an die Stelle der ältern hebr. nationalen Buchstabenschrift, welche schon zu zeiten des Moses gebräuchlich und der altphönizischen ähnlich, wenn nicht ganz gleich mit dieser war. Daß sich im Hebräischen, solange es noch im Munde des Volks lebte, ein Unterschied zwischen Schriftsprache und Volkssprache ausbildete, sowie daß dialektische Verschiedenheiten vorhanden waren, ist sicher; in der Bibel selbst finden sich deutliche Spuren eines nördl., von dem südl. verschiedenen Dialekts. Die auf uns gekommenen Denkmäler der hebr. Nationalliteratur bilden das Alte Testament. (S. Bibel.) Vgl. Gesenius, «Geschichte der hebr. Sprache und Schrift» (Lpz. 1815; 2. Aufl. 1827).

Eine grammatische Behandlung des Hebräischen begann erst mit dem Absterben desselben als Volkssprache. Die Vocalisation des Textes sowie die Accentuation stammen aus dem 6. und 7. Jahrh. Die ersten Anfänge mit grammatischen Zusammenstellungen machten die Juden um den Anfang des 10. Jahrh. nach dem Beispiel der Araber, zuerst selbst noch in arab. Sprache. So Rabbi Saadia Gaon (gest. 942) und Jehuda Chajug (um 1020); Abraham-ben-Esra (um 1150) und David Kimchi (um 1190—1200) gewannen hierauf als Grammatiker ein classisches Ansehen. Auch galt des letztern hebr. Wörterbuch für das vorzüglichste. Als Begründer des hebr. Sprachstudiums unter den Christen gilt Joh. Reuchlin, gest. 1522, der sich jedoch, wie die Grammatiker der nächstfolgenden Zeit, im wesentlichen ganz an die jüd. Ueberlieferung und Methode hielt. Eine neue Epoche begann, als sich durch das Studium der semit. Schwestersprachen, des Syrischen, Arabischen, Aethiopischen, der Gesichtskreis erweiterte; namentlich wußten Alb. Schultens, gest. 1750, und Nik. W. Schröder, gest. 1798, dasselbe für die hebr. Grammatik fruchtbar zu machen. Die Einseitigkeit, in welche die sog. holländische Schule durch die fast ausschließliche Berücksichtigung des Arabischen verfiel, suchten die deutschen Grammatiker zu vermeiden. Besonders war es hier Gesenius (s. d.), der bei umfassender und gleichmäßiger Berücksichtigung sämmtlicher verwandten Sprachen auch der vollständigen und kritischen Beobachtung und Aufstellung der einzelnen grammatischen Erscheinungen wie einer richtigern und analogen Erklärung derselben seine Aufmerksamkeit widmete. Doch hat seitdem Ewald (s. d.), welcher die hebr. Sprache als geistigen Organismus nach historisch-genetischer Methode behandelt, über die Schule von Gesenius wesentlich hinausgeführt. Die beste hebr. Grammatik

Digitized by Google

ist Ewald's «Ausführliches Lehrbuch der hebr. Sprache» (8. Ausg., Gött. 1870), neben welchem eine «Hebr. Sprachlehre für Anfänger» (4. Ausg., Gött. 1874) besteht. Die «Hebr. Grammatik» (Lpz. 1813) von Gesenius wurde in ihrer 21. Auflage von Rödiger (Lpz. 1872), das dazu gehörige «Hebr. Lesebuch» (Halle 1814) in 11. Auflage von Heiligstedt (Halle 1873) bearbeitet. Sehr brauchbar ist auch Nägelsbach's «Hebr. Grammatik» (3. Aufl., Lpz. 1870) und Bickell's «Grundriß der hebr. Grammatik» (2 Thle., Lpz. 1869—70). Das umfassendste lexikalische Werk ist Gesenius' «Thesaurus linguae Hebraicae» (vollendet von Rödiger, 3 Bde., Lpz. 1829—58), die besten Handwörterbücher die von Gesenius (7. Aufl., von Dietrich, 2 Bde., Lpz. 1868; lat., 2. Aufl. 1847) und von Fürst (3. Aufl., Lpz. 1876). Vgl. Steinschneider, «Bibliogr. Handbuch über die Literatur der hebr. Sprachkunde» (Lpz. 1859).

Hebriden oder Western Islands, bei den Alten Ebudae, eine an der Westküste von Schottland gelegene, weitausgedehnte und mannichfaltige Gruppe von 186 felsigen, meist hohen Inseln, von denen aber nur 79 (8 nur im Sommer) bewohnt sind, haben zusammen einen Flächeninhalt von 8133 QKilom., wovon 1600 QKilom. Seen sind, mit 81,442 gälisch redenden, zum Theil kath. E., die sich von Fisch- und Vogelfang, Viehzucht, Kelpbrennen und spärlichem Ackerbau, auch etwas Bergbau nähren. Mit großen Gefahren suchen sie namentlich die Eiderdunen auf. Das Klima ist höchst unfreundlich, regnerisch und die Luft stets überaus feucht. Auf den äußern Inseln dauert der oft sehr stürmische Winter sechs Monate. Mehr als sechs Siebentel des Bodens sind völlig unfruchtbarer Felsen und Sumpf und kaum ein Neuntel gibt Ertrag. Die frühesten Bewohner dieser Inseln scheinen Celten gewesen zu sein, die im 10. Jahrh. unter die Herrschaft der schott. Könige, in Wirklichkeit aber unter die Botmäßigkeit schott. Häuptlinge gebracht wurden. Eine Parlamentsacte nahm 1748 den Häuptlingen ihre Rechte; aber noch gegenwärtig ist der größte Theil des Bodens Eigenthum schott. Stammhäupter, namentlich der Herzoge von Argyle, der Macleod, Macdonald, Campbell u. a. Uebrigens theilt man die H. gewöhnlich in die südlichen, mittlern und nördlichen. Die erstern gehören zu der Grafschaft Argyle, die andern zu den Grafschaften Roß und Inverneß. Zu den südlichen zählen außer Iona (s. d.), Islay, 800 QKilom. groß, mit Blei- und Kupfergruben und in neuerer Zeit sehr gehobenem Getreidebau, und Mull, 780 QKilom. groß, mit dem 907 Mt. hohen Ben-More und dem Hauptorte Tobermory; ferner Gigha, Jura, Scarba, Lunga, Luing, Seil, Kerrera, Lismore, Oronsay, Colonsay, Tiree und Coll, besonders aber das merkwürdige Eiland Staffa (s. d.). Zu den mittlern gehören Skye, 1384 QKilom. groß, mit 17,330 E., ein bis 670 Mt. hohes Berg- und Weideland, vorzüglich reich an Seevögeln; Raasay, Rum, Eig, Muck, Scalpa, Rona und Canna mit dem Kompaßfelsen. Die nördlichen H. bestehen aus fünf großen und vielen an der schott. Küste parallel sich hinziehenden kleinen Inseln und führen wegen ihrer fast zusammenhängenden Kettenbildung den Namen Long-Island, werden auch, weil sie jenseit des Gewässers Minsh liegen, die Aeußern H. (Outer-Islands) genannt. Lewis ist die größte und nördlichste dieser Kette, 1442 QKilom. mit 25,947 E. und der Hauptstadt Stornoway, die 2535 E., einen guten Hafen mit 21 Schiffen und einigen Handel hat. Südlich von Lewis, mit diesem durch einen schmalen Isthmus verbunden, liegt Harris-Island, Benbecula, weiterhin folgen Nord-Uist, Süd-Uist und Barra mit Vatersay, Sanderay, Pabbay, Mingalay u. s. w. Merkwürdig ist das etwa 75 Kilom. weit westlich liegende Felseneiland St.-Kilda, mit 70 E., die fast nur vom Vogelfang leben.

Hebron, eine uralte Hethiter-(Hykfos-)Stadt in Palästina im Stamme Juda, 34 Kilom. im Südsüdwesten von Jerusalem, in einem fruchtbaren Thale gelegen, hieß früher Kiriatharba, d. i. Riesenstadt, und war später sieben Jahre lang die Residenz des Königs David, ehe er Jerusalem dazu erwählte. H. ist gegenwärtig ein ärmlicher Ort von etwa 10,000 E., welche Feldbau treiben und Baumwollgewebe, Wasserschläuche, Ringe, Lampen, Korallenschnüre verfertigen, sowie auch Glashütten unterhalten. Die herrliche, von Helena, der Mutter Konstantin's, an der Stelle, wo Abraham begraben sein soll, erbaute Kirche ist in eine Moschee umgewandelt. Noch zeigt man darin das Grab des Patriarchen und die Grüfte mehrerer Mitglieder seiner Familie, die insgesammt reich mit Seidenstoffen und golddurchwirkten Zeugen behangen sind, welche der Großherr selbst von Zeit zu Zeit erneuern läßt. Auch deutet der heutige Name des Ortes, El-Khalil, d. i. Freund Gottes, wie Abraham genannt wird, darauf hin, daß letzterer hier seinen Wohnsitz gehabt habe, im Haine Mamre's. Christen dürfen nur den äußern Umfang des Heiligthums der Patriarchengräber betreten. Der erste Christ, dem dasselbe eröffnet wurde, war 1862 der engl. Thronerbe. Man verdankt G. Rosen eine gründliche Beschreibung in der «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (Bd. 14, Berl. 1863).

Digitized by Google

Hebungen. Einzelne Theile der Erdkruste sind Senkungen, andere H. ausgesetzt, die im engern ursachlichen Zusammenhange mit Erdbeben stehen. Die H. vollziehen sich entweder, aber selten, ruckweise oder, und zwar meist, unmerklich langsam (säcular). Am auffälligsten offenbaren sie sich an den Küsten, wo das Meer sog. Strandwälle bildet. Diese bestehen aus Haufwerken von Geröllen, Muschel- und Korallenfragmenten, sowie aus Ablagerungen von Thon mit Seetang und andern marinen Resten. Aeußert sich auf einem Continent eine H., so werden diese Strandlinien oft mehrere hundert Meter über den Meeresspiegel emporgehoben. Solche hochgelegene alte Meeresterrassen sind z. B. in Sicilien, Schottland, Norwegen und Chile in größerer Anzahl übereinander vorhanden. Werden kleinere, beschränktere Areale einer beschleunigten H. unterworfen, so entstehen Gebirge. Neuerdings hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß nicht eine radial aus dem Erdinnern pressende Kraft, sondern ein infolge der Zusammenziehung der Erde tangential wirkender Druck die Bildung der Gebirge bedinge, daß also letztere gewaltige (freilich durch secundäre Störungen sehr verworrene) Runzeln der Erdoberfläche repräsentiren. Vgl. Sueß, «Die Entstehung der Alpen» (Wien 1875).

Hechingen, Hauptort des gleichnamigen Oberamtsbezirks und gewerbreichste Stadt im preuß. Regierungsbezirk Sigmaringen oder der Hohenzollernschen Lande, früher Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums H., liegt an einem steilen Thalrande der Starzel und an der Linie Tübingen-Balingen der Würtembergischen Staatsbahn, 2 Kilom. im Norden von dem isolirten, 866 Mt. hohen Kegelberge und Schloß Hohenzollern, der Stammburg des preuß. Königshauses. Der Ort ist Sitz eines Oberamts und des Kreisgerichts für Hohenzollern, hat drei kath. Kirchen sowie eine kleine, aber sehr schöne evang. Kirche (1855—57 im Spitzbogenstil nach Stüler's Entwürfen auf königl. Kosten erbaut) und zählt (1875) 3491 E., davon etwa ein Sechstel Juden, die eine Synagoge besitzen. Ferner bestehen eine königl. höhere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule, eine Präparandenanstalt, ein säcularisirtes Franciscanerkloster, zwei Hospitäler, eine ansehnliche Baumwollwaarenfabrik und Baumwollfärbereien mit bedeutendem Absatz. Bemerkenswerth sind der sehr alte Stadtthurm, das um 1450 erbaute Rathhaus, das Museum und in der kath. Stadtpfarrkirche das in Erz gegossene Votivbild des Grafen Eitelfriedrich und seiner Gemahlin Margaretha von Brandenburg, ein Werk Peter Vischer's. In der Stadt befindet sich eine Badeanstalt, in welche das Wasser aus den 2 Kilom. entfernten, 1835 entdeckten salinischen Schwefelquellen von 8—9° R. geleitet wird. An der Südseite der Stadt liegt die Villa Eugenia, ein Schloß mit Garten und Gewächshäusern. — Der Oberamtsbezirk H. zählt (1875) 19,903 E. auf 236 QKilom.

Hechte bilden jetzt unter den Fischen eine besondere Familie der Bauchweichflosser, die indessen nur aus zwei Gattungen, den eigentlichen H. (Esox) und den Hundsfischen (Umbra), besteht. Die hierher gehörigen Fische sind sehr gefräßig, leben vom Raube und haben einen kurzen Darmkanal ohne anhängende Blinddärme. Die Rückenflosse steht sehr weit nach hinten, meist gerade über der Afterflosse, und die Oberkinnlade wird vorn durch den Zwischenkiefer, hinten durch den Oberkiefer gebildet. Die Gattung H. (Esox) ist durch flache, stumpfe Schnauze, kleine Zähne im Zwischenkiefer, große Hechelzähne im Gaumen und lange Zähne im Unterkiefer unterschieden. Aus dieser Gattung, von welcher es in Nordasien und Nordamerika noch viele Arten gibt, ist der gemeine H. (E. Lucius) im mittlern und nördl. Europa allgemein bekannt, in Spanien und Süditalien aber unbekannt; dagegen wird er noch in Nordasien und Nordamerika gefunden. Seine Gefräßigkeit, Kühnheit und Stärke weisen ihm unter unsern Raubfischen des süßen Wassers die erste Stelle an, denn er wird nicht allein allen mäßig großen Fischen gefährlich, sondern fällt auch junge Schwimmvögel und Wasserratten an. Man fängt ihn meist mit Angeln oder harpunirt auch die großen H. bei Fackelschein. Sein Wachsthum geht sehr schnell von statten; am Ende des ersten Jahres ist er bereits 26 Ctmt., im dritten Jahre 50 Ctmt. und im zwölften Jahre über ein Meter lang. Die größten H. werden jetzt in Südrußland, besonders in der Wolga, gefangen, wo sie nicht selten 15—20 Kilogr. schwer sind. Auch soll der H. ein sehr hohes Alter erreichen können. Die Fruchtbarkeit des H. ist gleichfalls bedeutend; in einem achtpfündigen H. hat man 148,000 Eier gezählt. Zum Laichen geht er gern in seichte Bäche und Gräben (Grashecht). Da, wo der H. sehr häufig ist, wie in der Oder, Spree, Havel und an den deutschen Ostseeküsten, wird er auch eingesalzen (Salzhecht) und macht dann einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus.

Hecke oder Hag heißt die lebende Einfriedigung eines Grundstücks vermittels dicht aneinander gepflanzter, eigenthümlich gezogener Sträucher. Als Heckensträucher wendet man vorzüglich an: den Weißdorn (Crataegus oxyacantha), die vortrefflichste aller Heckenpflanzen

Digitized by Google

(daher auch Hagedorn genannt), die Hainbuche (Hagebuche), die Stechpalme (nur in den mildern Klimaten), den Schwarzdorn, den Haselnußstrauch, die Brombeere. Die letztern drei sowie noch viele andere Sträucher, besonders Weidenarten, werden gewöhnlich nur in Vermischung mit dem eigentlichen Heckenbestand angepflanzt. Außer den genannten empfehlen sich zu Heckenanlagen: Lebensbaum, Taxus, Eiche, Ulme, Fichte, Kiefer, Spitzahorn, Liguster, Berberize, Akazie, Kornelkirsche, Wachholder und Maulbeere. Die Anlage einer guten H. erfordert Kenntniß und Erfahrung; am weitesten darin sind die Engländer, deren Grundstücke bekanntlich sämmtlich mit lebenden Zäunen umfriedigt sind. Das Gleiche ist der Fall in Schleswig-Holstein, wo sich auf diese Eintheilung des Feldes vermittels der Knicken (Hecken) in Koppeln die dortige Bewirthschaftung gründet. Die Umzäunung der Felder mit H. hat folgende Vorzüge: größerer Schutz des Eigenthums gegen Menschen und Thiere, Schutz gegen Wind und Sturm, Erhöhung der Bodenfeuchtigkeit, Abhaltung von hergewehtem Unkrautsamen, Steigerung des Ertrags durch Zusammenhaltung der sich entwickelnden fruchtbaren Gase, Begünstigung der Wechselwirthschaft und der Viehzucht, Vermeidung neuerer Vermessung und von Grenzstreitigkeiten, Benutzung des Feldes als Strohhof oder Viehpferch, Gewinn an Brennholz und Laubstreu. Diesen Vorzügen stehen ebenso große Nachtheile gegenüber. H. sind der Schlupfwinkel schädlicher Thiere (z. B. Ackerschnecken und Feldmäuse), hindern die Feldbestellung und nehmen, besonders durch die Wurzelausläufer, vielen Raum und Bodenkraft weg; ihre Anlage und Pflege ist langwierig und kostbar; in feuchtem Boden erkälten sie das Land noch mehr; sie geben Anlaß zu verschiedenen Pflanzenkrankheiten (z. B. überträgt sich der auf der Berberize häufig vorkommende Becherpilz, das Aecidium Berberidis, leicht auf das Getreide, wo er als Rost, Puccinia graminis, auftritt). Vergleicht man Vorzüge und Nachtheile unbefangen miteinander, so ergibt sich, daß die Verkoppelung der Felder durch H. nur in besondern klimatischen Verhältnissen (Nähe der See, große, dem Winde preisgegebene Ebenen) gerechtfertigt ist.

Hecker (Friedr. Karl Franz), Führer der bad. Revolution, geb. 28. Sept. 1811 zu Eichtersheim im Badischen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Manheim, studirte dann bis 1834 auf der Universität Heidelberg die Rechte und wurde im Dec. 1838 Obergerichtsadvocat in Manheim. In dieser Stellung erwarb er sich als Anwalt rasch einen Ruf. Im Juli 1842 in die bad. Zweite Kammer gewählt, erwies er sich seitdem als einer der rührigsten und schlagfertigsten Oppositionsmänner. In weitern Kreisen wurde sein Name zuerst genannt, als er im Mai 1845, auf einer mit Itzstein nach Stettin unternommenen Reise, in Berlin angehalten und aus den preuß. Staaten verwiesen ward. In den J. 1846 und 1847 lockerte sich bereits das Verhältniß H.'s zu seinen constitutionell gesinnten Freunden, indem er sich außerhalb der Kammer immer entschiedener der demokratischen Richtung hingab und im Verein mit Struve bald als Führer der äußersten Partei auftrat. Nach Eintritt der Bewegung von 1848 erklärte sich H. auf der Versammlung zu Heidelberg (5. Mai), die das Vorparlament vorbereitete, offen als Socialdemokrat und Republikaner. Als Mitglied des Vorparlaments suchte er sodann im Sinne der Revolution die Permanenz dieser Versammlung durchzusetzen, und als dies nicht gelang, bereitete er, gestützt auf die deutschen Arbeitercolonnen, die aus dem Innern Frankreichs am Rhein eintrafen, eine gewaltsame Schilderhebung vor, durch welche er von Baden aus die kleinen süddeutschen Regierungen zu überraschen gedachte. Am 12. April erließen H. und Struve von Konstanz aus die offene Aufforderung zu einem planlosen Aufstande, der aber schon 20. April mit dem Zusammenstoß bei Kandern scheiterte. (S. Baden.) H. floh in die Schweiz und suchte nun von Muttenz aus (Baselland) durch die Presse für seine Plane zu wirken. Der bad. Wahlkreis Thiengen wählte ihn zweimal in die Nationalversammlung, die indeß seinen Eintritt zurückwies. H. schiffte sich hierauf im Sept. 1848 nach Nordamerika ein, während Struve seinen zweiten erfolglosen Aufstandsversuch machte. Der Ausbruch der Mairevolution von 1849 und ein Beschluß der Provisorischen Regierung in Baden führten zwar H. nach Europa zurück, doch als er Mitte Juli in Straßburg eintraf, war die bad. Revolution bereits an ihr Ende gelangt. Er wandte sich wieder nach Amerika zurück, wo er sich fortan der Bewirthschaftung einer Farm bei Belleville im Staate Illinois widmete. Seit 1856 betheiligte er sich am polit. Leben seines neuen Vaterlan[illegible] indem er als Agitator für die republikanische Partei auftrat. Als 1860 der Bürgerkrieg au[illegible]ach, führte er dem Unionsgeneral Fremont ein Regiment zu, an dessen Spitze er kämpfte und verwundet wurde. Später befehligte er als Oberst eine Brigade in der Cumberlandarmee unter General Howard, legte aber, im Avancement übergangen, im März 1864 sein Commando nieder. Seitdem lebt er im Sommer wieder auf seiner Farm und hält im Winter vor deutsch-amerik. Zuhörern populäre Vorlesungen. Im

Digitized by Google

Mai 1873 kam H. auf kurze Zeit nach Deutschland und kehrte dann nach Amerika zurück. Von seinen publicistischen Arbeiten sind eine Sammlung seiner «Reden und Vorlesungen» (Neust. a. d. H. 1872) und «Betrachtungen über den Kirchenstreit in Deutschland und die Infallibilität» (Neust. a. d. H. 1874) zu nennen. In dieser letztern Schrift nimmt er entschieden Partei für Deutschland und die preuß. Kirchengesetze und gegen die Bestrebungen der Ultramontanen.

Hecuba, griech. Hekábe, die zweite Gemahlin des Königs Priamus (s. d.) von Troja, ist nach Homer die Tochter des phrygischen Königs Dymas, nach Euripides des Kisseus, nach andern bei Apollodor des Flußgottes Sangarios, Mutter mehrerer Söhne (nach Homer 19) und Töchter. Ihr Erstgeborener war Hektor (s. d.). Bei ihrer zweiten Schwangerschaft träumte sie, sie gebäre eine Fackel, welche ganz Troja entzünde. Aesakos, ein älterer Sohn des Priamus, der Wahrsager war, deswegen um Rath gefragt, deutete den Traum auf die Geburt eines Kindes, welches den Untergang von Troja herbeiführen werde. Sie gebar den Paris (s. d.). Nach Trojas Zerstörung kam sie als Sklavin in die Hände der Griechen. Nach Euripides, in der Tragödie, die ihren Namen trägt, erlebte sie noch die Opferung ihrer Tochter Polyxena durch die Griechen und die Ermordung ihres Sohnes Polydoros durch den Thrazierkönig Polymestor, wofür sie an diesem schreckliche Rache nahm, und stürzte sich darauf, in eine Hündin verwandelt, ins Meer. Nach Ovid endete sie, von den Thraziern gesteinigt. Ein Vorgebirge am Chersones sollte nach ihr benannt sein. — H. ist auch der Name eines Planetoiden. (S. Planeten.)

Hedemarken, Amt im südl. Norwegen, grenzt östlich an Schweden, westlich an Christians-Amt, südwestlich an Akershus-Amt und nördlich an das Stift Dronthein und zählt auf 25,992,4 QKilom. (1875) 120,651 E. Es besteht hauptsächlich aus dem Thale des Glommenflusses und dem offenen Lande östlich vom Mjösensee. Letzteres, die eigentliche Provinz H., gehört zu den fruchtbarsten Landstrichen Norwegens, während der bei weitem größte Theil des Amtes, dessen mittlere Höhe 495 Mt. beträgt, gebirgig ist. Acker und Wiese bedecken nur etwa 4 Proc. des Areals. Mit Ausnahme des eigentlichen H. ist das Amt reich bewaldet und nimmt an der norweg. Holzausfuhr bedeutenden Antheil. In Nordösterdalen werden zwei Kupferminen, Foldal und Kvikne, ausgebeutet, am Mjösen findet sich Kalkstein und in Österdalen Schiefer. Außer von 2263 Kilom. Chausseen wird H. durchzogen von den Eisenbahnen: Christiania-Kongsvinger (mit Fortsetzung nach Schweden) und Hamar-Elverum-Koppang. Das Amt zerfällt in die fünf Vogteien H., Solör, Vingerodalen, Nord- und Südösterdalen und hat nur zwei Städte: Hamar (s. d.) und Kongsvinger am Glommen mit 932 E.

Hederich (Raphanus Raphanistrum), Pflanzenart, s. Rettich.

Hedlinger (Joh. Karl), ausgezeichneter Stempelschneider des 18. Jahrh., geb. zu Schwyz 20. März 1691, erlernte die ersten Anfänge der Kunst bei dem Münzmeister Crauer, dem er nach Luzern und nach Pruntrut folgte, wo er sich zuerst in Porträtmedaillen versuchte. Zu seiner weitern Ausbildung ging er hierauf nach Nancy und dann nach Paris. Hier wurde er für den schwed. Hof gewonnen. Nachdem er 1726—28 in Rom gelebt, ging er 1735 nach Petersburg, um dort das Bildniß der Kaiserin Anna zu stechen. Von 1739—44 lebte er zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit in der Schweiz, wohin er auch später, nachdem er in Stockholm seine Entlassung genommen, zurückkehrte. Er starb 14. März 1771. H. kann mit Recht als einer der größten Meister seines Fachs seit Anbeginn der Kunstgeschichte gelten und war in der Technik vielleicht der ausgezeichnetste seit dem Erlöschen der antiken Kunst. Seine Köpfe sind ohne die Derbheit des Naturalismus doch von treffender Charakteristik. Das Fleisch, die Gewandung, die Haare sind mit unerreichter Schönheit und Leichtigkeit dargestellt. Die Mängel H.'s sind die seiner Zeit, nämlich unschöne Allegorien und Sinnbilder auf den Rückseiten. Aber auch da steht er, abgesehen von der vollkommenen Technik, hoch über den meisten Zeitgenossen. Zudem hat H., wo er immer nur durfte, sich mehr und mehr der Antike genähert. H. schuf fast unzählige mehr oder minder bedeutende Werke. Treffliche Abbildungen derselben enthalten die «Oeuvres du chevalier H.» (herausg. von Mechel, Bas. 1775). Unter seinen Schülern sind Fehrmann, Nik. Georgi und Dan. Hasling zu erwähnen.

Hedschra (früher auch Hegira), ein arab. Wort, bedeutet so viel als Flucht oder richtiger Auswanderung und dann vorzugsweise die sog. Flucht Mohammed's von Mekka nach Medina, welche nach der gewöhnlichen Annahme 16. Juli, nach astron. Berechnung aber 15. Juli 622 n. Chr. stattfand. Die Mohammedaner beginnen ihre Zeitrechnung mit der H., welche daher überhaupt die mohammed. Aera bezeichnet. (S. Kalender.)

Hedwig, die Heilige, geb. 1174, war die Tochter des Herzogs Berthold von Meran, Markgrafen von Baden, und wurde schon in ihrem 12. Jahre mit Herzog Heinrich von Schlesien

Digitized by Google

vermählt. Sie verpflanzte, indem sie viele Deutsche mit sich brachte und herbeizog, deutsche Cultur und Sitte nach Schlesien. Nachdem sie sechs Kinder geboren, legte sie mit ihrem Gatten das Gelübde der Keuschheit ab. Heinrich ließ sich von da an den Bart wachsen und erhielt den Beinamen des Bärtigen; sie legte auf immer allen Schmuck ab und widmete sich gänzlich geistlichen Uebungen. Auf ihren Wunsch erbaute Heinrich 1203 das 1810 säcularisirte Cistercienser-Nonnenkloster zu Trebnitz, welchem H. ihren reichen Brautschmuck (30,000 Mark) und viele Güter schenkte. H. starb 15. Oct. 1243 und wurde 1268 in die Zahl der Heiligen (Gedächtnißtag 17. Oct.) aufgenommen. Zu ihren Gebeinen, die in der Klosterkirche zu Trebnitz unter einem Denkmal ruhen, werden zahlreiche Wallfahrten unternommen.

Heem (Joh. David de), der größte niederländ. Frucht- und Stilllebenmaler, geb. 1600 zu Utrecht, lernte bei seinem gleichnamigen Vater und gewann bald ungeheuere Summen für seine Fruchtstücke. Gegen Ende seines Lebens zog er von Utrecht nach Antwerpen und starb daselbst 1674. Seine Bilder stellen meist prächtige Gefäße mit Früchten, Schmucksachen, Uhren u. dgl. auf Marmortischen vor; den Hintergrund pflegt eine reiche grüne Draperie zu schließen. Auch herrliche Guirlanden von Früchten und Blumen pflegte er darzustellen, besonders gern als Umgebung eines Mittelbildes, z. B. einer Monstranz, einer Madonna u. s. w., nach Art des Dan. Seghers. Colorit und Helldunkel, besonders die Mischung der Töne, sind bei ihm vollkommen, die Charakteristik jedes einzelnen Gegenstandes in Bezeichnung der rauhen oder glatten Oberfläche, z. B. des feinen Flaums der Früchte, des Stoffs der Draperien u. s. w., unübertrefflich. Trotz der großen Beschränktheit der Aufgaben sind H.'s Stilleben interessant und anmuthig. — Auch sein Sohn, Cornelis de H., lieferte Treffliches in dieser Gattung.

Heemskerk (Jak. van), ausgezeichneter holländ. Seemann, geb. zu Amsterdam 1. März 1567 aus einer angesehenen Familie, zeichnete sich früh im Seedienst aus und machte sich 1596 und in den folgenden Jahren besonders durch seinen zweimaligen, doch vergeblichen Versuch berühmt, um den Norden Europas und Asiens herum einen kürzern Weg nach Ostindien aufzufinden, wobei er jedesmal auf Nowaja-Semlja zu überwintern gezwungen war, focht 1601 im Indischen Meere ruhmvoll gegen die Portugiesen und wurde dafür zum Admiral ernannt. Als Viceadmiral 1607 mit einer Flotte gegen die weit stärkere spanische unter Davila gesandt, griff er dieselbe 25. April vor Gibraltar an und besiegte und zerstörte sie gänzlich. Doch wie Davila fiel, so bezahlte auch H. den Sieg mit dem Tode. Sein Gedächtniß erhalten mehrere Gemälde und Medaillen und ein prächtiges Grabmal in der alten Kirche zu Amsterdam.

Heemskerk (Martin van), holländ. Maler, geb. 1498 zu Heemskerk bei Harlem, wonach er sich nannte, war der Sohn eines Maurers, Namens van Veen, der ihn anfangs bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, dann aber zu seinem Handwerke nach Hause nahm. Nur mit Widerstreben kehrte er in das väterliche Haus zurück und ergriff die erste Gelegenheit, es wieder zu verlassen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Joh. Lucas, der einigen Ruf hatte. Da er aber sah, daß sein Meister nichts für ihn that, begab er sich zu J. Schoorel, einem berühmten Künstler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. In dieser Zeit malte er den heil. Lukas, wie er die Heilige Jungfrau und das Jesuskind malt, und schenkte das Gemälde, welches großen Beifall fand, der Malerinnung zu Harlem. Hierauf war er drei Jahre in Italien, wo er seinen Geschmack nach der Antike bildete und Michel Angelo's Einfluß aufnahm. Nach seiner Rückkehr nach Holland fand er bald sehr zahlreiche Schüler; auch gewann er bedeutenden Reichthum. Er starb 1. Oct. 1574. Einige seiner Werke fanden bei der Eroberung Harlems durch die Spanier ihren Untergang; ein Altarstück von ihm findet sich noch gegenwärtig in Stockholm. H. theilt bei einem bedeutenden Talente doch das Schicksal mehrerer seiner Schulgenossen, welche im Schwanken zwischen dem altüberlieferten niederländ. Kunstgeiste und ihren ital. Studien stehen blieben. Die letztern gaben ihm den Anspruch auf vollere, reichere Entfaltung der Form, des Nackten, während er sich doch von der nordischen Befangenheit in Ausdruck und Gewandung nicht losmachen konnte. Seine ältern Leistungen haben jedenfalls den Vorzug größerer Wahrheit und Innigkeit voraus. — Egbert van H., geb. 1610 zu Harlem, gest. 1680, und dessen gleichnamiger Sohn (geb. 1645, gest. 1704 zu London) waren ebenfalls geschätzte Maler. Der erstere malte besonders Zechgelage und Herbergsscenen; der letztere zeichnete sich ebenfalls im humoristischen Genre (Zecher, Quäkermahlzeiten, Wachtstuben) aus. Mehrere seiner Blätter sind in Kupferstichen verbreitet.

Heer heißt die Gesammtheit ausgerüsteter und zusammengestellter Kriegsscharen eines Staats. Um seinem Zwecke zu entsprechen, muß das H. eine gute Organisation haben, tüchtig in jeder Beziehung und streng disciplinirt sein. In den ältesten Zeiten bestanden die H. aus

Digitized by Google

den waffenfähigen Männern der Volksstämme und nur aus Fußvolk. Bald kamen aber Reiter dazu, Streitwagen wurden erfunden, Kamele und Elefanten im Orient zum Kriegsdienst abgerichtet. Bei den Indern und Aegyptern gab es besondere Kriegerkasten. Das Persische Reich hatte schon stehende Truppen und brachte durch Volksaufgebote ungeheuere Streitmassen auf. In den griech. Staaten bestanden die H. aus Bürgern, denen der Kriegsdienst ein Recht war, in Athen nach dem Vermögen geregelt. Doch gab es später auch Söldner, welche durch stete Waffenübung kriegstüchtig und sehr gesucht waren. Philipp und Alexander d. Gr. hatten treffliche H. fast immer unter den Waffen. Im röm. Staate wurden die H. anfangs auch aus Bürgern nach den Vermögensklassen ausgehoben, jährlich zwei consularische H. zu zwei röm. Legionen mit zwei Legionen Bundesgenossen. Als aber die Besitzlosen (Proletarii) auch zum Kriegsdienste berufen wurden (seit Marius), die röm. Bürger sich demselben immer mehr entzogen und auch die Provinzialen nicht für den Bedarf ausreichten, wurden viele fremde Söldner in das H. aufgenommen, das unter den Kaisern eine stehende Kriegsmacht blieb. Bei den german. Stämmen galt das allgemeine Aufgebot aller wehrhaften Freien, der Heerbann (s. d.). Daneben brachte die Völkerwanderung durch das Lehnwesen (Grundbesitz für Kriegsdienst) eine neue Heeresbildung hervor, die Lehnsheere mit ihren Vasallenscharen. Je mehr das Lehnwesen den freien Grundbesitz verdrängte, desto mehr erlosch der Heerbann. Die Lehnsreiterei bildete den Kern der H., neben ihnen gab es zahlreiche Söldnerscharen. Karl VII. von Frankreich bildete sich 1445 zuerst stehende Truppen in 15 Ordonnanzcompagnien, jede zu 100 Lanzen, welche aus einem schwerbewaffneten Homme d'armes und fünf leichten Reitern bestanden; 1448 kam dazu ein Fußvolk, Franc-archers genannt. Im Orient sind die Janitscharen, in Rußland die Strelitzen (s. d.) die ersten stehenden Truppen gewesen. Die Masse der H. blieb aber geworbenes Volk, das nach dem Kriege entlassen wurde und dem Lande zur Last fiel. Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege sind die stehenden H. eine bleibende Staatseinrichtung geworden. Sie wurden bis zum Ende des 18. Jahrh. theils durch Aushebung, theils durch Werbung aufgebracht, bis in Frankreich während der Revolution die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgesprochen und 1798 durch das Conscriptionsgesetz geregelt wurde. Diese Einrichtung ging unter verschiedenen Modificationen bald zu den andern Staaten über, sodaß seitdem die H. durch regelmäßige Aushebung im Lande aufgebracht werden, wovon nur England, das noch geworbene Truppen hat, eine Ausnahme macht. Doch war in den meisten Staaten die Stellvertretung durch Loskauf gestattet, wofür die militärische Behörde gediente Soldaten als Capitulanten annahm. Seit den Kriegen von 1866 und 1870—71 haben aber die meisten Staaten nach dem Vorgange Preußens die allgemeine und persönliche Dienstpflicht (mit Ausschluß der Stellvertretung) angenommen, namentlich Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Italien, Rußland, während in andern, mit Ausnahme Englands, für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kräftig agitirt wird (Niederlande, Belgien). Einer Erwähnung verdient noch das nach dem Tilsiter Frieden in Preußen durch Scharnhorst eingeführte System, wonach jährlich ohne Vermehrung der Stärke, welche die eingegangenen Verpflichtungen auf 42,000 Mann beschränkt hatten, eine bedeutende Zahl von Rekruten, für die gediente Leute entlassen wurden, auszubilden war. Dadurch gab es im Lande eine Wehrkraft, die beim Ausbruch der Feindseligkeiten 1813 gleich ein großes H. aufzustellen erlaubte. (S. Krümper.) Nach dem Pariser Frieden wurde in Preußen das System der Landwehr (s. d.) eingeführt, das bei Annahme der allgemeinen Wehrpflicht auch in den betreffenden Staaten unter verschiedenen Namen (in Frankreich Territorialarmee) und mit einzelnen Modificationen adoptirt wurde. Milizheere, von denen nur Stämme unter den Waffen bleiben, gibt es in der Schweiz und Nordamerika.

Heer (Oswald), schweiz. Naturforscher, geb. zu Glarus 31. Aug. 1809, wandte sich nach Beendigung seiner Studien 1832 nach Zürich, wo er 1837 die Professur der Botanik und Entomologie an der Hochschule, später auch eine Professur am Eidgenössischen Polytechnikum erhielt. Er war an der Errichtung des botan. Gartens zu Zürich betheiligt und seit 1835 Director desselben. Im J. 1845 begründete er den Verein für Landwirthschaft und Gartenbau des Cantons Zürich, dessen Vorsitzender er während einer Reihe von Jahren war, und 1851 mit einigen Freunden die Landwirthschaftliche Schule, deren Aufsichtscommission er längere Zeit als Präsident vorstand. Auch war H. 20 Jahre hindurch Mitglied des Großen Raths des Cantons Zürich. Seinen Ruf begründete H. mit mehrern vortrefflichen entomolog. Werken, unter denen «Die Käfer der Schweiz» (2 Bde., Soloth. 1837—40) und die «Fauna coleopterum helvetica» (3 Thle., Zür. 1839—41) die bedeutendsten sind. Hieran schlossen sich zunächst eine Reihe von Arbeiten über die fossile Fauna und Flora, wie «Die Insektenfauna der

Digitized by Google

Tertiärgebilde von Oeningen und von Radoboj in Kroatien» (3 Bde., Lpz. 1847—53) und die «Flora tertiaria Helvetiae» (3 Bde., Winterth. 1854—56, Fol.), woran sich anreihen die Untersuchungen über «Die Pflanzen der Pfahlbauten» (Zür. 1865), ferner die Monographien: «Ueber die sächs.-thüring. Braunkohlenflora» (Berl. 1861), «Die Braunkohlenpflanzen von Bornstedt» (Halle 1869), «Die miocene baltische Flora» (Königsb. 1869), «Beiträge zur Kreideflora» (Zür. 1869—72) u. s. w. Hierzu kamen noch die «Untersuchungen über das Klima und die Vegetationsverhältnisse des Tertiärlandes» (Winterth. 1867), «Die fossile Flora der Polarländer» (4 Bde., Zür. 1868—77), «Die Urwelt der Schweiz» (Zür. 1869; franz. von Demole, Genf u. Bas. 1872; engl. von Heywood, Lond. 1876) und die Biographie «Arnold Escher von der Linth. Lebensbild eines Naturforschers» (Zür. 1873).

Heerbann hieß das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heerfahrt, d. h. zu einem Volkskrieg. Wer es versäumte, sich mit seinem Gefolge, mit Rüstung und mit Lebensmitteln auf drei Monate zu stellen, zahlte 60 Solidi. Nur den Geistlichen war der persönliche Kriegsdienst erlassen; wenn sie aber größern Grundbesitz hatten, mußten sie ihre Mannschaft stellen und auch persönlich, wenn auch unbewaffnet, sich einfinden. Um die Last zu erleichtern, beschränkte Karl d. Gr. den Dienst und ließ von Aermern einen Kriegsmann auf gemeinschaftliche Kosten ausrüsten. Doch suchten viele ärmere Freie sich dem Dienst zu entziehen, indem sie als abhängige Leute in den Schutz der Kirche oder großer Herren traten. Vom 10. Jahrh. an wird der H. nur noch ausnahmsweise aufgeboten, da man die Kriege lieber mit den besser bewaffneten und geübtern Vasallen führte, welche zum Dienst für ihre Lehen verpflichtet waren. Seit der Ausbildung des Lehnwesens wurde die Rangordnung im Lehnstaate nach einem besondern Systeme bezeichnet, das den Namen Heerschild führt. Den ersten Schild hat der Kaiser, den zweiten die geistlichen, den dritten die weltlichen Fürsten (die Herzoge, Mark-, Land- und Pfalzgrafen), den vierten die Grafen und Dynasten, den fünften die Bannerherren, den sechsten die Ritterschaft und den siebenten alle Freien von nichtritterlicher Geburt. Die neuere Zeit hat den H. in der allgemeinen Dienstpflicht gewissermaßen wiederhergestellt.

Heeren (Arnold Herm. Ludw.), einer der vorzüglichsten deutschen Historiker, geb. 25. Oct. 1760 zu Arbergen bei Bremen, wo sein Vater damals Prediger war, erhielt seine gelehrte Bildung auf der bremer Domschule und auf der Universität zu Göttingen. Hier wendete er sich unter Heyne's und Spittler's Leitung den philol. und histor. Studien zu und beschloß, sich zum akademischen Lehrer zu bilden. Als Privatdocent machte er sich der literarischen Welt zuerst durch die Ausgabe der Schrift des Rhetors Menander «De encomiis» (Gött. 1785) bekannt. Zur Vorbereitung seiner Ausgabe der «Eclogae physicae et ethicae» des Stobäus (4 Bde., Gött. 1792—1801) unternahm er eine Reise nach Italien, den Niederlanden und nach Paris. Nach der Rückkehr wurde er 1787 zum außerord., 1794 zum ord. Professor der Philosophie, 1801 zum ord. Professor der Geschichte, nachher zum Hofrath und später zum Geh. Justizrath ernannt. Er starb zu Göttingen 7. März 1842. Schon 1784 war er Beisitzer der Societät der Wissenschaften und 1789 Mitglied derselben geworden. Auch hatte er gleich nach seiner Anstellung mit Mitscherlich und Tychsen die Herausgabe der «Bibliothek der alten Literatur und Kunst» übernommen. Nach Eichhorn's Tode übernahm er 1827 die Redaction der «Göttinger Gelehrten Anzeigen». Seine Universitätsvorträge bezogen sich vom Anfange an mehr auf die griech. und röm. Alterthümer und die Geschichte der Literatur als auf die eigentliche Sprachphilologie. Vorzüglichen Einfluß hatte auf seine Geistesrichtung das Studium des Polybius, wodurch sich ihm die Alte Welt von einer neuen Seite, von der des Handels und Verkehrs und, was damit in genauer Verbindung steht, des Ursprungs, der Bildung und der Verfassung der alten Staaten zeigte. Auf diese Weise entstanden seine «Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt» (2 Bde., Gött. 1793—96; 4. Aufl., 5 Bde., 1824—26), ein Werk, welches, nach Inhalt und Form classisch, ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Historikern für alle Zeit sichert. Wenn seine «Geschichte des Studiums der classischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften» (2 Bde., Gött. 1797—1802) die Erwartungen der gelehrten Welt weniger befriedigte, so war dagegen «Die Geschichte der Staaten des Alterthums» (Gött. 1799; 5. Aufl. 1826) sowie seine «Geschichte des europ. Staatensystems und seiner Colonien» (Gött. 1809; 4. Aufl. 1822) reich an neuen Ansichten und scharfsinnigen Entwickelungen. Für seine «Untersuchungen über die Kreuzzüge» erhielt er von dem franz. Nationalinstitut den Preis. Auch schilderte er Johs. von Müller (Lpz. 1810), Spittler (Berl. 1812) und Heyne (Gött. 1813) in besondern Schriften. In seinen «Kleinen histor. Schriften» (3 Bde., Gött. 1803—8) sind höchst interessante Abhandlungen

Digitized by Google

enthalten. Seine «Histor. Werke» (15 Bde., Gött. 1821—26) sind zum Theil neue Auflagen der erwähnten Schriften. Mit Ukert begründete er das berühmte, später von Giesebrecht fortgesetzte histor. Sammelwerk «Geschichte der europ. Staaten» (Gotha 1819 fg.).

Heergeräthe oder Heergewette bedeutet die nach altdeutschem Rechte aus dem Nachlasse eines Verstorbenen ausschließlich dem nächsten Schwertmagen, d. h. dem in männlicher Linie von dem Erblasser abstammenden nächsten waffenfähigen Verwandten, zufallenden Stücke. Diese begriffen ursprünglich vorzugsweise die Waffen der Verstorbenen; später aber wurde in verschiedenen Ländern noch mehreres andere dazu gerechnet, worüber die Landrechte und Statuten die nähern Bestimmungen enthalten. Nach dem «Sachsenspiegel» gehörten zum H. das beste Pferd mit Sattel und Zaum, der Harnisch, das Schwert, die tägliche Kleidung des Verstorbenen, der Heerpfühl mit zwei Betttüchern, ein Tischtuch, zwei Becken, ein Fischkessel, ein Handtuch und ein Schüsselring oder Dreifuß. In Betreff der sog. Gerade (s. d.) fand zu Gunsten der weiblichen oder geistlichen Familienglieder eine ähnliche Abweichung von der gemeinen Erbfolge statt wie hinsichtlich des H. zu Gunsten der wehrhaften männlichen Verwandten. In den meisten neuern Gesetzgebungen ist die Heergeräthserbfolge aufgehoben.

Heermann (Johs.), trefflicher evang. Kirchenliederdichter des 17. Jahrh., war 11. Oct. 1585 zu Rauden in Schlesien geboren. Nachdem er mehrere Universitäten besucht, wurde er 1612 Geistlicher in Köben im Fürstenthum Glogau. Fortwährend kränklich, hatte er überdies alle Unbilden des Dreißigjährigen Kriegs reichlich zu erdulden. Um so höher zu schätzen ist der frische Glaubensmuth, den er, ein Geistesverwandter P. Gerhardt's, in allen seinen Kirchenliedern mit gewaltiger Dichterkraft und Tiefe ausspricht. Sie sind, 62 an der Zahl, zusammen gedruckt in seiner «Hauß- und Hertz-Musica» (1630 u. öfter; neu herausg. von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1856). Obgleich theilweise sehr verändert, sind von diesen Liedern noch jetzt vorzüglich im kirchlichen Gebrauch: «Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen», «O Gott, du frommer Gott», «Wo soll ich fliehen hin» u. s. w. H. starb, aus seinem Amte 1634 durch die Kriegsunruhen vertrieben, zu Lissa 27. Febr. 1647. Vgl. Ledderhose, «Das Leben Johannes H.'s, des Liedersängers der evang. Kirche» (2. Aufl., Heidelb. 1876).

Heermeister, ursprünglich so viel als Kriegsheerführer, hieß im Mittelalter überhaupt der Vorgesetzte einer einem Ritterorden gehörigen Provinz, der die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte, und war demnach gleichbedeutend mit Landcomthur. Im Johanniterorden führte insbesondere das Haupt der Ballei Brandenburg diesen Titel. Der Landmeister des Deutschen Ordens hatte einen höhern Rang als der H. und die Landcomthure. (S. Commende.) Er war, bevor der Hochmeister in Marienburg seinen Sitz aufschlug, Stellvertreter desselben in dem eroberten Preußen, Oberbefehlshaber und zweiter Würdenträger und entsprach demnach dem Großprior des Johanniterordens oder dem Johannitermeister.

Heerwurm nennt man einen zuweilen vorkommenden merkwürdigen Zug von vielen Tausenden dicht an- und übereinanderkriechender, wenig über 1 Ctmt. langer Maden, welcher manchmal an 8 Mt. lang, händebreit und daumenhoch ist und in Wäldern an feuchten Gegenden umherzieht. Nach Berthold sind es die Larven der schwarzen Trauermücke (Sciara Thomae), nach Bechstein aber die Larven einer verwandten Mückenart. Solche Larven sollten Krieg, Durchmärsche und ähnliches öffentliches Unglück bedeuten.

Hefe, Bärme. Wenn man eine Zuckerlösung, welche eiweißähnliche Körper gelöst enthält, wie z. B. einen Malzauszug, Most u. s. w., bei einer Temperatur zwischen 5° und 30° sich selbst überläßt und die atmosphärische Luft hinreichend Zutritt hat, so trübt sich die Flüssigkeit, und es scheidet sich ein fester Körper aus; zu gleicher Zeit erleidet der Zucker in der Lösung die geistige Gärung (s. d.). Den sich hierbei abscheidenden Körper bezeichnet man mit dem Namen H. oder Bärme und unterscheidet je nach der Natur der Flüssigkeit, aus welcher sie sich abgeschieden hat, Bierhefe, Weinhefe u. s. w. Die H. erscheint als ein grauer, schäumender Brei von eigenthümlichem säuerlichen Geruch und bitterm Geschmack und ist keineswegs eine Unreinigkeit, als welche man sie früher zu bezeichnen pflegte. Die H. ist ein organisches Wesen, eine Pflanze, allerdings auf der niedrigsten Stufe der Organisation, deren Keime (Hefenkeime) in der atmosphärischen Luft enthalten sind. Kommt Luft zusammen mit Zuckerlösung, in der sich eiweißähnliche Körper befinden, so entwickeln sich diese Keime zur Hefenpflanze. Mikroskopische Untersuchungen haben gelehrt, daß die auf der Oberfläche einer gärenden Flüssigkeit sich abscheidende H. (Oberhefe) von der sich am Boden ansammelnden (Unterhefe) verschieden ist. Die Oberhefe besteht aus ovalen Zellen, die theils einzeln, theils mit andern Zellen verbunden in der Flüssigkeit herumschwimmen. Jede Zelle erscheint als ein mit einer Hülle versehener durch-

Digitized by Google

scheinender Körper, in dessen Mitte sich ein dunkler Kern befindet, der aus einem oder mehrern Stücken besteht. Die Fortpflanzung geschieht durch Ausdehnung der Zellenhülle. Sie bildet sich unter anderm bei der Gärung des obergärigen Biers; auch die in der Bäckerei zum Aufgehen des Teigs angewendete H. ist Oberhefe. Die Unterhefe besteht ebenfalls aus Zellen, die aber nicht zusammenhängen wie die Oberhefenzellen; die meisten sind weit kleiner und von den verschiedensten Dimensionen. In dem Innern der größern Zellen bemerkt man deutlich kleine Zellen, die zuweilen in solcher Anzahl vorhanden sind, daß sie zu einer nebelartigen Masse verschwimmen. In Bezug auf die Fortpflanzung verhält sich die H. wie viele Kryptogamen, indem sie sich durch Sporen fortpflanzt. Die in der Mitte der Mutterzelle befindlichen kleinen Zellen schlüpfen durch Platzen der Zellenhülle aus. Die Unterhefe ist das Ferment der Gärung des Weins und der Bierwürze nach dem bair. und wiener Brauverfahren. In der Branntweinbrennerei ist die H. meist ein Gemenge von Ober- und Unterhefe. Ohne H. ist keine geistige Gärung möglich. Zur Zersetzung von 100 Theilen Zucker bedarf man ungefähr $2\frac{1}{2}$—3 Theile H. Während der Gärung erleidet die H. selbst eine Zersetzung, in deren Folge Ammoniakverbindungen entstehen und endlich unter Zersprengung der Zellenhülle der Lebensproceß der H. selbst aufgehoben wird. Ungeachtet vielfältiger Untersuchungen ist das Wesen der Gärung und die Rolle der H. bei derselben noch nicht vollständig ergründet. Die gärungerregende Kraft der H. wird durch starkes Trocknen, durch Kochen mit Wasser, durch starke Mineralsäuren oder Alkalien, durch Metallsalze u. s. w. völlig aufgehoben; dagegen steigern kleine Mengen von Aepfelsäure, Milchsäure, Weinsäure, Essigsäure die Wirksamkeit der H. Die H. besitzt eine ausgedehnte Anwendung in den Gewerben (s. Gärungsgewerbe), wie z. B. bei der Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Bäckerei u. s. w. Hauptsächlich ist es die Bierhefe, die eine beträchtliche Anwendung erleidet, und zwar in dem Zustande, wie sie sich aus der Bierwürze abgeschieden hat. Zur Erzeugung des Brotes und des Backwerks wird eine solche Quantität H. in Anspruch genommen, daß die Bierbrauereien den Bedarf nicht decken können. Demnach erscheint es vortheilhaft, den Betrieb der Branntweinerzeugung derartig zu modificiren, daß die H. zum Hauptproduct wird, was nur auf Kosten der Alkoholausbeute geschehen kann. Um diese H., die man Preßhefe, Pfundhefe, künstliche H. nennt, zu erzeugen, maischt man Gerstenmalzschrot (1 Theil) mit Roggenschrot (3 Theile) auf gewöhnliche Weise ein und kühlt die Maische mit dünner Schlempe. Auf 100 Kilogr. Schrot setzt man 0,5 Kilogr. kohlensaures Natron hinzu und hierauf 0,25 Kilogr. Schwefelsäure mit Wasser verdünnt und setzt die Maische mit H. in Gärung. Aus der stark gärenden Flüssigkeit nimmt man mit Hülfe eines Schaumlöffels die H. ab, schlägt sie durch ein Sieb und läßt das Durchgegangene in kaltem Wasser absetzen. Der Absatz wird zu einem Teige gepreßt, den man zur bessern Entwässerung gewöhnlich mit Kartoffelstärkemehl versetzt. Was die Ausbeute an Preßhefe betrifft, so kann man auf 100 Kilogr. Roggen einschließlich des erforderlichen Malzschrotes etwa 15—16 Kilogr. fertige H. rechnen. Anstatt der H. wendet man zuweilen Hefenpulver (s. d.) an. Für das Verständniß der Rolle der H. bei der Gärung und der Hefenfabrikation ist das Studium der Arbeiten von J. von Liebig, Pasteur, Meyer, Traube, O. Brefeld ganz unerlaßlich. Vgl. C. Stammer, «Wegweiser in der Branntweinbrennerei» (Braunschw. 1876).

Hefele (Karl Jos. von), bedeutender kath. Theolog und Kirchenhistoriker, geb. 15. März 1809 zu Unterkochen im württemb. Oberamte Aalen, besuchte die Schulen zu Ellwangen und Ehingen, studirte dann zu Tübingen und ward 1834 Repetent am theol. Convict, 1836 Privatdocent, 1840 ord. Professor für Kirchengeschichte und christl. Archäologie an der kath.-theol. Facultät zu Tübingen. Im J. 1868 ward H. vom Papst nach Rom berufen, um als einer der gelehrtesten Theologen Deutschlands als Consultor bei den Vorarbeiten für das Vaticanische Concil thätig zu sein. Seit 1869 Bischof von Rottenburg, gehörte H. auf dem Concil zu den angesehensten Bischöfen der Opposition; zur Bestreitung der päpstl. Unfehlbarkeit dienten besonders seine Schriften über Papst Honorius I. und dessen Verurtheilung als Ketzer durch das sechste allgemeine Concil (681) zu Konstantinopel («Honorius und das sechste allgemeine Concil», Tüb. 1870; «Die Honorius-Frage», aus dem Lateinischen von Rump, Münst. 1870). Nach Unterzeichnung des Protestes gegen die Proclamirung des neuen Dogmas verließ auch H. Rom und kehrte nach Rottenburg zurück, unterzeichnete auch die Urkunde nicht, durch welche die meisten übrigen deutschen Bischöfe ihre Unterwerfung unter das Concil erklärten. Später hat jedoch auch H., in Consequenz der kath. Lehre, daß, sobald die Kirche gesprochen, der einzelne Gläubige sich zu unterwerfen hat, das neue Dogma anerkannt. H.'s Hauptwerk ist die «Conciliengeschichte» (7 Bde., Freiburg 1855—74). Ferner sind zu nennen: «Die Einführung

Digitized by Google

des Christenthums im südwestl. Deutschland» (Tüb. 1837), «Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens im 15. Jahrh.» (2. Aufl., Tüb. 1851), «Beiträge zur Kirchengeschichte» (2 Bde., Tüb. 1864—65), «Die apostolischen Väter» (4. Aufl., Tüb. 1855), eine Ausgabe ihrer Werke, und «Chrysostomus-Postille» (3. Aufl., Tüb. 1857), eine Auswahl der Homilien des Chrysostomus in deutscher Uebersetzung.

Hefenpilze (Schimmelpilze), s. Gärung und Schimmel.

Hefenpulver. In Nordamerika, wo die Fabrikation der Preßhefe und der Transport derselben auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, stellt man nach dem Vorgange von Horsford in Cambridge (Massachusetts) Surrogate der Hefe unter dem Namen H. (Yeast powder oder Baking powder) in sehr großer Menge dar. Dieses Pulver besteht aus zwei Präparaten, einem Säurepulver (namentlich aus saurem phosphorsauren Kalk bestehend) und einem Alkalipulver (einem Gemisch von zweifach kohlensaurem Natron und Chlorkalium und Mehl). Diese Pulver werden dem Mehl während des Knetens einverleibt. Durch Anwendung des H. ist man im Stande, innerhalb 2 Stunden aus Mehl fertiges Brot zu bereiten. Eine allgemeine Einführung dieser H. in Europa ist trotz der Empfehlungen J. von Liebig's noch nicht erreicht worden, obgleich dieselbe insbesondere für den Küchengebrauch größte Beachtung verdient.

Heffter (Aug. Wilh.), deutscher Rechtslehrer, Geh. Obertribunalsrath (seit 1868 außer Dienst) und ord. Professor der Rechte an der Universität zu Berlin, geb. 30. April 1796 zu Schweinitz im ehemaligen sächs. Kurkreise, studirte in Leipzig, wendete sich aber nach der Theilung Sachsens nach Berlin und wurde 1820 Assessor bei dem neuerrichteten Appellationshofe in Köln. Hier veröffentlichte er das Werk «Athenäische Gerichtsverfassung» (Köln 1822). Diese Schrift veranlaßte seine Berufung an die Universität Bonn, die ihm schon früher die juristische Doctorwürde ertheilt hatte. Seitdem wirkte er als akademischer Lehrer über sechs Jahre in Bonn, drei Jahre in Halle und seit 1833 in Berlin. Seine Vorträge bewegten sich vorzugsweise in den Gebieten des Staats- und Kirchenrechts, des Strafrechts und des Proceßrechts. Seine Hauptwerke sind: «Institutionen des röm. und deutschen Civilprocesses» (Bonn 1825), «System des Civilprocesses» (Bonn 1843), ferner «Das europ. Völkerrecht der Gegenwart» (6. Aufl., Berl. 1873; in franz. Uebersetzung, Berl. 1857, 1866 u. 1873), «Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts» (6. Aufl., Braunschw. 1857), «Die Sonderrechte der souveränen und mediatisirten Häuser Deutschlands» (Berl. 1871). Nebenwerke waren: «Die Erbfolgerechte der Mantelkinder, Kinder aus Gewissensehen u. s. w.» (Berl. 1836) und schon zuvor: «Gaii institutionum commentarius IV.» (Berl. 1830), desgleichen mehrere, zum Theil anonym erschienene kleinere publicistische Schriften, wie «Das Recht Kurhessens auf die Verlassenschaft des Landgrafen zu Hessen-Rotenburg» (Berl. 1835), «Der gegenwärtige Grenzstreit zwischen Staats- und Kirchengewalt» (Halle 1839), sowie Abhandlungen in dem «Archiv für civilistische Praxis» und dem «Neuen Archiv des Criminalrechts». Als Mitglied der Ersten Kammer (1849—52) beantragte H. 5. März 1852 eine Umgestaltung der Ersten Kammer, welche jedoch in der Zweiten verworfen ward. An den weitern Verhandlungen darüber hatte H. keinen Theil, da sein Mandat erloschen war und er erst nach dem Thronwechsel 1861 als Kronsyndicus zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses berufen ward.

Hefner-Alteneck (Jak. Heinr. von), ausgezeichneter Cultur- und Kunsthistoriker, geb. 20. Mai 1811 zu Aschaffenburg, erhielt eine wesentlich künstlerische Erziehung und ergab sich dann einem eifrigen Studium der Kunstgeschichte, insbesondere der des Mittelalters. Im J. 1853 zum Conservator der vereinigten Kunstsammlungen zu München ernannt, erhielt er 1863 die Stellung eines Conservators des königl. Kupferstich- und Handzeichnungscabinets und wurde 1868 Generalconservator der Kunstdenkmale Baierns und Director des Bairischen Nationalmuseums, um dessen Entstehung und Fortbildung er sich schon wesentliche Verdienste erworben hatte. Von seinen kunsthistor. Arbeiten sind zu nennen: «Trachten des christl. Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen» (3 Abth., Manh. 1840—54), im Verein mit Becker «Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance» (Frankf. a. M. 1848), «Hans Burgkmaier's Turnierbuch nach Maximilian's I. Anordnung» (Frankf. a. M. 1853), «Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen» (Frankf. a. M. 1850), «Eisenwerke oder Ornamente der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance» (Frankf. a. M. 1864; 2. Aufl. 1869), «Entwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich» (Münch. 1865), «Die Kunstkammer des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern» (Lfg. 1—6, Frankf. 1866—73 fg.), «Ornamente alter Meister» (Münch. 1871 fg.). Nicht in die Oeffentlichkeit gelangte sein «Geschlechtsbuch der freiherrlichen Familie von Fechenbach-Laudenbach», welches auf 500

Digitized by Google

miniaturartig ausgeführten Blättern die Wappen u. s. w. der betreffenden Familie von 1214 bis auf die Neuzeit enthält. Dasselbe wird im Familienarchiv zu Laudenbach aufbewahrt. Außerdem hat H. viele kleinere Arbeiten cultur- und kunsthistor. Inhalts in Fachzeitschriften veröffentlicht.

Hegel (Georg Wilh. Friedr.), einer der einflußreichsten Philosophen der neuern Zeit, geb. 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, wurde theils durch Privatlehrer, theils auf dem dortigen Gymnasium für die Universität vorbereitet und widmete sich dann in dem theol. Stifte zu Tübingen 1788—93 dem theol. und philos. Studium. In das Studium der Philosophie fand er sich theils durch die Alten, theils durch die Kant'schen Schriften eingeführt. Nachdem er seine Studien durch das theol. Candidatenexamen abgeschlossen, lebte er als Hauslehrer in Bern (1793—96), dann in Frankfurt a. M. (1797—1800). Diese Zeit war für seine Entwickelung einflußreich durch histor. und polit. Studien. Allmählich jedoch wurde die Philosophie, die damals nach einer kurzen Alleinherrschaft des Kant'schen Kriticismus einen raschen Umschwung durch Fichte und Schelling erfahren hatte, immer entschiedener der Mittelpunkt seiner Arbeiten und seines Denkens. Die ersten Entwürfe eines Systems der Philosophie fallen noch in die Zeit seines Aufenthalts in Frankfurt. Anfang 1801 ging H. nach Jena, um sich als Docent der Philosophie zu habilitiren. Er that dies, nachdem er vorher «Ueber die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems» (Jena 1801) geschrieben hatte, mit der Abhandlung «De orbitis planetarum» (Jena 1801) und gab bald darauf mit Schelling, mit dem er schon im tübinger Stifte eine vertraute Bekanntschaft geschlossen und mit dessen philos. Ansichten er sympathisirte, das «Kritische Journal der Philosophie» (Tüb. 1802) heraus. In jenem Buche sowie in den diesem Journal einverleibten Aufsätzen: «Glauben und Wissen» u. s. w., läßt H. schon eine entschiedene Selbstständigkeit gegenüber den nächst vorhergegangenen Systemen erkennen. In den folgenden Jahren arbeitete er die «Phänomenologie des Geistes» aus, welche damals als der erste Theil des «Systems der Wissenschaft» (Bamb. 1807) erschien. In diesem, H.'s Eigenthümlichkeit am frischesten darstellenden Werke, welches er selbst seine Entdeckungsreisen nannte, suchte er nachzuweisen, wie das Subject von der Unmittelbarkeit des gemeinen Bewußtseins allmählich auf den Standpunkt des speculativen Denkens oder der Philosophie fortgetrieben werde, und entwickelte dabei zum ersten mal die ihm eigenthümliche dialektische Methode. Er war 1806 außerord. Professor der Philosophie in Jena geworden, ging aber noch in demselben Jahre, nachdem die Schlacht von Jena alle dortigen Verhältnisse gestört, auf Niethammer's Veranlassung nach Bamberg und redigirte daselbst einige Zeit eine polit. Zeitung, bis er im Herbst 1808 zum Rector des Gymnasiums zu Nürnberg und zum Professor der philos. Vorbereitungswissenschaften ernannt wurde. Hier arbeitete er seine «Wissenschaft der Logik» (3 Bde., Nürnb. 1812—16) aus. Im Herbst 1816 wurde er durch Daub's Vermittelung als Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo er seine «Encyklopädie der philos. Wissenschaften» (Heidelb. 1817; 3. Aufl. 1830) herausgab. Schon 1818 jedoch folgte er dem Rufe nach Berlin als Professor der Philosophie an Fichte's Stelle. Gleich anfangs fand er hier viele Zuhörer, und Männer aus allen Ständen besuchten seine Vorträge. Ueberhaupt begann erst mit seiner Uebersiedelung nach Berlin, wo er auch die «Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft» (Berl. 1821) herausgab, seine Philosophie in Deutschland und namentlich in Preußen Epoche zu machen. Die 1827 in Gemeinschaft mit seinen Anhängern gegründeten «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» wurden ein wirksames Organ für die Verbreitung seiner Lehre, und die Gunst des Ministers von Altenstein sicherte dieser Lehre zugleich eine große Anzahl akademischer Lehrstühle auf den preuß. Universitäten. So stand H. im Mittelpunkte einer zahlreichen Schule und war mit einer neuen Ausgabe seiner «Logik» beschäftigt, als ihn die Cholera 14. Nov. 1831 wegraffte. Vgl. Rosenkranz, «H.'s Leben» (Berl. 1844). Kurze Zeit nach seinem Tode vereinigten sich mehrere seiner Schüler zu einer Gesammtausgabe seiner Werke (18 Bde., Berl. 1832—41), unter die auch seine Vorlesungen über die Religionsphilosophie, Aesthetik, Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie aufgenommen wurden. In Veranlassung der Jubiläumsfeier wurde ihm 1870 zu Berlin seitens der Universität ein Denkmal (von Bläser) errichtet.

Das Verhältniß der H.'schen Philosophie zu den unmittelbar vorhergehenden Systemen ist dadurch bezeichnet, daß H. die Voraussetzung einer absoluten Identität zwischen dem Wissen und dem Sein, dem Gedanken und der Wirklichkeit, dem Subjectiven und Objectiven aus der Schelling'schen Identitätsphilosophie sich aneignete. Aber er sagte sich frühzeitig von der Art und Weise Schelling's los, diese Identität sammt ihren innern Gegensätzen durch das Medium einer bloßen intellectuellen Anschauung zu betrachten, ging vielmehr auf die Methode der trans-

Digitized by Google

ſcendentalen Logik Kant's (ſ. d.) zurück, und zwar in einer ähnlichen Weiſe, wie hierzu bereits in der deductiven Methode der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre (ſ. Fichte) der Anfang gemacht worden war. Iſt nämlich die Ordnung und Verknüpfung unſerer Gedanken die Ordnung und Verknüpfung der Dinge ſelbſt untereinander, wie die Kant'ſche Kritik lehrt, ſo muß die allgemeine Form im Laufe des objectiven Geſchehens mit der Form in der Entwickelung unſerer Gedanken a priori genau übereinſtimmen und umgekehrt. Die allgemeinſte Form deſſen, was da erſcheint, iſt aber das Werden; alles Werdende erſcheint als ein ſolches, welches zugleich iſt und nicht iſt, was es iſt. Indem es ein anderes wird, negirt es ſich, und dieſe immanente Negation, durch welche es ſich dauernd erhält und durch immer neue Geſtalten ſein Daſein bereichert, erſcheint als ſein Weſen. Auf dieſe Weiſe erklärt H. die «immanente Negativität» für die Form und den Ausdruck eines Denkens, deſſen Bewegungen, mit dem Proceſſe des Werdens identiſch, ihm vollkommen correſpondiren. Die dialektiſche Methode iſt daher nach ihm ein mit dem Proceſſe der Sache ſelbſt identiſcher Proceß des Denkens, welcher durch Auflöſung jedes Begriffs in ſein eigenes Gegentheil und die dadurch vermittelte Erhebung deſſelben zu einem reichern Inhalte ſich zum abſoluten Wiſſen fortarbeitet. Das Syſtem der Philoſophie gliedert ſich in drei große Gedankenkreiſe. Der erſte Theil iſt die Logik, als die Wiſſenſchaft der Idee an und für ſich, die in die Lehre vom Sein, als dem Unmittelbaren und Vorausſetzungsloſen, vom Weſen, als der Reflexion und der Vermittelung der Idee mit ſich, und dem Begriffe oder der Idee, als der Rückkehr des Begriffs in ſich, zerfällt. Der zu ſich ſelbſt gekommene Begriff geht in ſein Gegentheil, die Natur, über. Innerhalb der Naturphiloſophie, als des zweiten Haupttheils, bezeichnen dann der mechan., der phyſik. und der organiſche Proceß die drei allgemeinſten Stufen oder Momente. Aber die Idee faßt ſich endlich aus ihrer Entfremdung in der Natur wieder zuſammen, kommt als Geiſt zu ſich, wird «an und für ſich», was ſie in der Logik «an ſich» und in der Natur «außer ſich» war, und die Darlegung der Momente, durch welche dies geſchieht, iſt die Philoſophie des Geiſtes, der ſich von den Stufen des ſubjectiven durch die des objectiven zu denen des abſoluten Geiſtes erhebt. Während hier die anthropol. und pſychol. Erſcheinungen dem Gebiete des ſubjectiven, die rechtlichen und ſittlichen Begriffe dem des objectiven untergeordnet werden, bezeichnen die Kunſt, die Religion und die Philoſophie die Momente des abſoluten Geiſtes.

Die H.'ſche Philoſophie charakteriſirt ſich demnach erſtlich durch ihr Princip, als den poſitiven Begriff des Geiſtes, im Gegenſatz zu der vagen Schelling'ſchen Indifferenz des Subjectiven und Objectiven; zweitens durch ihre Methode der Dialektik, welche Kant bereits in den Antinomien ſeiner Vernunftkritik in negativer Weiſe handhabte, H. aber in poſitiver Weiſe durchführte. H. nimmt hierdurch in der Geſchichte der Logik die Stellung ein, das durch Kant eingeleitete Verhältniß eines unzertrennlichen Ineinandergreifens von Logik und Metaphyſik zur Ausführung gebracht und dadurch ſämmtliche Denkgeſetze, Kategorien, Begriffsformen und Methoden in ein allgemeines Syſtem vereinigt zu haben, in welchem zugleich jeder einzelne Zweig des Wiſſens aus allen Erfahrungsgebieten ſeine Stelle findet, ſodaß ihm hier ſein Umfang, ſeine Grenze, ſein Werth, ſeine Bedeutung, ſeine Methode und ſein Zuſammenhang mit allen übrigen Zweigen des Wiſſens beſtimmt und bewieſen wird. Durch einen ſo großartig gedachten encyklopäd. Plan war es hauptſächlich, daß die H.'ſche Philoſophie vor allen übrigen mit ihr wetteifernden Schulſyſtemen ihr Uebergewicht gewann. An dieſem encyklopäd. Plan hielt daher auch anfangs die Schule ſtreng feſt, wobei ſie die Anwendung der dialektiſchen Methode auf die Zweige einzelner Disciplinen mit emſiger Geſchäftigkeit fortſetzte. So wurde die Pſychologie als die Wiſſenſchaft des ſubjectiven Geiſtes zunächſt von Roſenkranz, dann von Erdmann und Schaller gefördert. In der Jurisprudenz war es Gans, der das ewige Recht der praktiſchen Vernunft gegen die hiſtor. Schule vertrat und das Erbrecht in ſeiner weltgeſchichtlichen Ausbildung entwickelte. Die Moral bearbeitete Michelet; die Aeſthetik und Kunſtgeſchichte wurden von Hinrichs, Hotho, Roſenkranz, Viſcher, Ruge, Schnaaſe betrieben. Am lebhafteſten wurde die Bewegung in der Religionsphiloſophie durch die Mitleidenſchaft, in welche ſich die Theologie gezogen ſah. Wie Kant, Fichte und Schelling gethan, ſo ſuchte auch H., und mit ihm Daub, Marheineke, Roſenkranz, Göſchel, Batke u. a., den ewigen Vernunftgehalt des Chriſtenthums in ſeinen hiſtor. und ſymboliſchen Formen nachzuweiſen. Aber mit dieſem Streben zerfiel die H.'ſche Schule durch den Streit über die Chriſtologie, den vorzüglich Strauß durch ſein «Leben Jeſu» (1835) anregte und durch ſeine «Chriſtl. Glaubenslehre» (1840) nährte. Es bildete ſich eine ſupranaturaliſtiſche, eine rationaliſtiſche und eine vermittelnde rationellmyſtiſche Fraction, die man die Rechte, die Linke und das Centrum der H.'ſchen Schule zu nennen pflegte.

Digitized by Google

Für die Geschichte der Philosophie, in der H. selbst als ein wahrhafter Gelehrter viel geleistet, ist seine Schule in Feuerbach, Schwegler, Zeller, Erdmann, Kuno Fischer vorzüglich thätig gewesen. Die «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» (1827—47 durch Henning redigirt) galten gewissermaßen als das Organ der Orthodoxie der H.'schen Doctrin bis 1841, wo Schelling nach Berlin kam. Das Bedürfniß, den gleichsam häretischen Ansichten der jüngern Hegelianer einen ungenirten Ausdruck zu ermöglichen, hatte indessen Ruge (s. d.) und Echtermeyer schon 1838 dazu geführt, die «Halleschen Jahrbücher» zu gründen. Infolge der kölner Streitigkeiten geriethen die Junghegelianer mit Leo in Kampf, der sie des Atheismus anklagte. Schubart und andere gesellten zu dieser Anklage die der Revolution. So ward die H.'sche Philosophie, die zu Lebzeiten H.'s für kirchlich und politisch conservativ gegolten, als destructiv verurtheilt. Ruge verlegte seine Zeitschrift von Halle nach Leipzig und nannte sie «Deutsche Jahrbücher», die aber 1847 ebenfalls dem Verbot erlagen. Seit dieser Zeit hat der H.'sche Denkweg sich in einer freiern Weise als früher weiter entwickelt, nämlich in Gestalt einer fortgesetzten Arbeit auf den Grundlagen der Kant'schen Kritik und der Fichte'schen Wissenschaftslehre, indem einerseits bedeutende Repräsentanten der Schule sich erhebliche Abweichungen im System erlaubten, wie K. Werder in seiner «Logik» (Berl. 1841), Rosenkranz in seiner «Wissenschaft der logischen Idee» (2 Thle., Königsb. 1858—59), Kuno Fischer in seiner «Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre» (Stuttg. 1852; 2. Aufl. 1865); andererseits Männer von entgegengesetzten Weltansichten, wie J. H. Fichte, Weiße, K. Ph. Fischer, Chalybäus, Wirth, Ulrici, Carriere, sich der dialektischen Methode bei ihren Arbeiten bedienten und dadurch von seiten der strengen Schulanhänger sich den Namen der Pseudo-Hegelianer zuzogen. Während nun diese nicht unbedeutende Schar von außen her zur Anfrischung und Erneuerung der Schule in dieselbe einrückte und sich gleichsam gewaltsam darin Quartier erbat, reinigte sich die Schule von innen her dadurch, daß ihre in Materialismus auslaufenden Zweige (Feuerbach, Moleschott, Noack) förmlich sich von ihr trennten. Dagegen hat sich die Schule der strengen Observanz seit 1860 in der philos. Zeitschrift «Der Gedanke, Organ der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin» (herausg. von Michelet) ein Werkzeug ihres festen Bestandes und Einverständnisses gegründet. Im Auslande hat sich das Studium der H.'schen Philosophie in drei Richtungen verbreitet: in Frankreich, Skandinavien und Italien. In Frankreich hat Cousin so lange für sie gewirkt, bis er nach H.'s Tode zu Schelling übertrat und von hier ab dessen Polemik theilte. Diese Polemik blieb in Frankreich vorherrschend, bis man neuerdings (seit Bénard) ein selbstständigeres und eindringenderes Studium H.'s vornahm, welches sich sowol in Uebersetzungen der H.'schen Werke als in raisonnirenden Darstellungen ihres Inhalts bekundete. Warme Anhänger fand das H.'sche System in Dänemark (Heiberg, Martensen), Schweden und Finland (Snellmann, Tengström, Bring), Norwegen (Monrad). Am spätesten drang das Studium H.'s nach Italien, wo es durch Desanctis, den Rechtsphilosophen Salvetti, den Aesthetiker Trani und ganz besonders durch Vera vertreten ist. Vgl. Haym, «H. und seine Zeit» (Berl. 1857); Köstlin, «H. in philos., polit. und nationaler Beziehung» (Tüb. 1870); Rosenkranz, «H. als deutscher Nationalphilosoph» (Berl. 1870). — **Karl H.**, namhafter Geschichtsforscher, älterer Sohn des Vorigen, geb. 7. Juni 1813 zu Nürnberg, erhielt seine Vorbildung auf dem Französischen Gymnasium zu Berlin, studirte dann daselbst seit 1830 Philosophie, Philologie und Theologie, setzte diese Studien 1834—36 zu Heidelberg fort, wo er insbesondere Daub und Schlosser hörte, und unternahm zur weitern wissenschaftlichen Ausbildung 1838 eine Reise nach Italien, wo er zu Florenz dem Studium der florent. Historiographie und Verfassungsgeschichte oblag. Nach seiner Rückkehr 1839 fungirte er zuerst als Hülfslehrer am Köllnischen Gymnasium zu Berlin, erhielt dann 1841 einen Ruf als außerord. Professor der Geschichte nach Rostock, wurde daselbst 1849 zum ord. Professor ernannt und ging in gleicher Eigenschaft 1856 nach Erlangen. Bei Errichtung der Historischen Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften in München wurde H. 1858 als ordentliches Mitglied hinzugezogen. Im J. 1875 nahm er auch nebst Giesebrecht infolge der Wahl der münchener Commission an der Constituirung der neuen Centraldirection der «Monumenta Germaniae historica» theil. H.'s Hauptwerk ist: «Geschichte der Städteverfassung von Italien» (2 Bde., Lpz. 1847). Außerdem leitet er die Herausgabe der «Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh.» (Bd. 1—13, Lpz. 1862—76). Ferner veröffentlichte er die histor. Monographien: «Geschichte der mecklenb. Landstände bis zum J. 1555» (Rost. 1856), «Die Ordnungen der Gerechtigkeit in der florentin. Republik» (Erlangen 1867) und «Die Chronik des Dino Compagni» (Lpz. 1875). — **Immanuel H.**, hervorragender Führer der conservativ-kirchlichen Partei in Preußen, jüngerer

Digitized by Google

Sohn des Philosophen H., geb. 24. Sept. 1814 in Nürnberg, besuchte in Berlin das Französische Gymnasium und studirte auf den Universitäten Berlin, München und Heidelberg vier Jahre Philosophie, Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Im J. 1836 trat er in den preuß. Staatsdienst, war seit 1842 als Regierungsassessor bei der Regierung in Magdeburg beschäftigt und wurde 1844 in das neuerrichtete Handelsamt in Berlin als Hülfsarbeiter berufen. In dieser Stellung gründete er mit dem auch als Hülfsarbeiter beim Handelsamt beschäftigten damaligen Regierungsassessor Delbrück das «Handelsarchiv» und besorgte mit ihm die beiden ersten Jahrgänge 1847 und 1848. Mit der Aufhebung des Handelsamts im April 1848 wurde er dem neugebildeten Handelsministerium überwiesen und im Juli 1848 von dem Ministerpräsidenten Rud. von Auerswald in das Bureau des Staatsministeriums berufen. Hier blieb er unter vielfachem Wechsel der Ministerien in Thätigkeit bis zum Jan. 1865 und wurde 1849 zum Regierungsrath, 1853 zum Geh. Regierungsrath und vortragenden Rath und 1859 zum Geh. Oberregierungsrath befördert. H. war 1853—58 Curator des «Preuß. Staatsanzeigers» und des Literarischen Bureau im Staatsministerium. Im J. 1858 wurde er Curator des Staatsschatzes und vortragender Rath bei der Verwaltung des Staatsschatzes, 1861 Mitglied der Ober-Examinationscommission für das Fach der Nationalökonomie und des Finanzwesens. Aus allen diesen Stellungen schied er infolge seiner Ernennung zum Präsidenten des Consistoriums der Provinz Brandenburg, welches Amt er 1. Febr. 1865 antrat. Literarisch ist er, abgesehen von der frühern Redaction des «Handelsarchivs», nur thätig gewesen in Zeitschriften von conservativ-kirchlicher Richtung.

Hegemonie (griech.), eigentlich Oberbefehl oder Obergewalt, nannte man in Griechenland namentlich den polit. Vorrang, der einem einzelnen Staate wegen seiner Machtfülle, Tapferkeit und Kriegserfahrung von den übrigen Bundesstaaten eingeräumt wurde. Insbesondere trat Sparta, nachdem es schon vorher der Vorort der peloponnes. Staaten geworden war, zur Zeit der Perserkriege an die Spitze von Hellas, indem damals die meisten griech. Staaten seiner Führerschaft sich unterordneten. Doch entstanden bald Spaltungen in dieser Verbindung. Sparta konnte sich in seinem Range nicht mehr behaupten, seitdem Athen mit seiner neugeschaffenen Flotte, welcher Griechenland den Sieg bei Salamis und seine Rettung größtentheils verdankte, den Bundesgenossen so hohe Achtung einflößte, daß sie seit 477 v. Chr. diesem nun weit bedeutendern Staate lieber folgten. Erst 73 Jahre später, als die Macht Athens im Peloponnesischen Kriege gebrochen war, konnten die Spartaner ihr früheres Uebergewicht wieder erlangen. Unter Epaminondas' Führung machte hernach Theben, welches Sparta in den Schlachten bei Leuktra und bei Mantinea demüthigte, eine Zeit lang mit Erfolg den Versuch, die H. an sich zu ziehen; zwei Jahre nach Epaminondas' Tode riß dann bei dem innern Hader der Griechen König Philipp von Macedonien nach der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) die H. an sich.

Hegewisch (Dietr. Herm.), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 15. Dec. 1740 zu Quackenbrück im Osnabrückischen, war ursprünglich für das Studium der Rechte bestimmt, fühlte sich aber mehr zur Geschichte und ihren Hülfswissenschaften hingezogen. Nach beendigter Studienzeit wurde er als dän. Legationssecretär zu Hamburg angestellt, wo er Muße fand, die «Geschichte Karl's d. Gr.» (Lpz. 1772) und die «Geschichte der fränk. Monarchie» (Hamb. 1779) zu arbeiten. Im J. 1780 kam er nach Kiel, wo er 1782 die ord. Professur der Geschichte erhielt, 1805 zum Etatsrath ernannt wurde und 4. April 1812 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: «Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis Heinrich II.» (Hamb. 1781), «Geschichte der Regierung Kaiser Maximilian's I.» (2 Bde., Hamb. 1782—83; 2. Aufl. 1818), «Allgemeine Uebersicht der deutschen Culturgeschichte» (Hamb. 1788), die Fortsetzung von Christiani's «Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein» (Bd. 3 u. 4, Kiel 1801—2), «Geschichte der engl. Parlamentsberedsamkeit» (Altona 1804), «Geogr. und histor. Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend» (Altona 1808; nebst Nachtrag, 1811). Auch besorgte er selbst eine Sammlung seiner «Histor.-philos. und literarischen Schriften» (2 Bde., Kiel 1793). — Sein Sohn, Franz Hermann H., geb. 13. Nov. 1783 zu Kiel, war seit 1809 Professor der Medicin daselbst und machte sich durch seine rege Theilnahme an den Geschicken seines Vaterlandes bekannt. Seine Ansichten veröffentlichte er in vielfacher Form durch die Tagespresse, meist anonym, bisweilen unter dem Namen Franz Baltisch. Unter letzterm Namen erschienen auch die Schriften: «Polit. Freiheit» (Lpz. 1832) und «Eigenthum und Vielkinderei» (Kiel 1846). H. starb 27. Mai 1865.

Hegius (sein eigentlicher Name ist Alexander Heek), ein um die Wiederbelebung der Wissenschaft im 15. Jahrh. sehr verdienter Mann, wurde wahrscheinlich 1433 in dem Flecken Heek

Digitized by Google

bei Ahaus in Westfalen geboren. Von dem Gange seiner Bildung und seines Lebens ist wenig und nur Unbestimmtes bekannt. In seiner Jugend mit Rud. Lange, Rud. Agricola, Ludw. Dringenberg u. a. in dem Fraterhaus in Zwolle unterrichtet, trat er in den geistlichen Stand ein und wurde Magister. Er scheint, ohne in Italien gewesen zu sein, durch eigenen Fleiß einen für seine Zeit ungewöhnlichen Umfang von Kenntnissen sich angeeignet zu haben, und erwarb sich große Verdienste um die Gelehrsamkeit nicht durch Entdeckung neuer wissenschaftlicher Schätze, wol aber durch Verbreitung derselben als Lehrer in Deventer, zuerst bei der durch die Brüder des gemeinsamen Lebens errichteten Schule, nachher als Vorsteher entweder eben dieser oder einer neu von ihm eingerichteten Schulanstalt. Vorher hatte er Schulen in Basel und Emmerich geleitet. Einen 1496 an ihn ergangenen Ruf als Rector an die reorganisirte Domschule zu Münster schlug er aus. Er starb 27. Dec. 1498. Aus seiner Schule gingen treffliche Männer, unter andern Erasmus, Mutianus, der Führer des erfurter Humanistenkreises, Herm. von dem Busch, Jos. Hortenius (erster Professor der Eloquenz in Wittenberg), Joh. Cäsarius, Joh. Murmelius u. a. hervor. Von seinen Schriften haben sich nur wenige erhalten.

Hegnenberg-Dux (Friedr. Adam Justus, Graf von), bekannt als bair. Ministerpräsident, wurde geb. 2. Sept. 1810 auf seinem Stammschlosse Hofhegnenberg im oberbair. Verwaltungsdistrict Bruck als zweiter Sohn des königl. bair. Kämmerers und Obersten Friedrich Georg Maximilian Joseph, Grafen von H. (geb. 1775, gest. 15. Jan. 1835), und gehörte einem vom Herzog Wilhelm IV. von Baiern und der Freiin Margarethe von Hausen stammenden, seit 3. Sept. 1790 gräfl. Geschlecht an. H. wandte sich nach dem Tode seines ältern Bruders vom Studium der Medicin der Landwirthschaft zu, übernahm nach dem Tode seines Vaters zu der Herrschaft Sicklasberg noch die Herrschaft Hofhegnenberg, erhielt 1837 die Würde eines königl. bair. Kämmerers und nahm den regsten Antheil am öffentlichen Leben Baierns. Von den mit gutsherrlicher Gerichtsbarkeit bekleideten Gutsbesitzern 1845 in die Zweite bair. Kammer gewählt, in welcher er für die liberalen Ideen eintrat, gehörte er, seit 1848 auf Grund des neuen Wahlgesetzes, derselben bis 1865 an. Wegen seiner ruhigen Objectivität, seines klaren Blicks, seiner Geschäftsgewandtheit und Gewissenhaftigkeit wurde H. 1847 zum zweiten und von 1848 ununterbrochen bis 1865 zum ersten Präsidenten der Abgeordnetenkammer gewählt, in welcher Eigenschaft er einen außerordentlichen Einfluß auf die polit. Entwickelung Baierns ausübte. In der Kammer sowie als Mitglied der Constituirenden Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gehörte H. zur großdeutschen Partei, in ersterer als einer von deren Führern, ohne indeß jemals den nationalen Gedanken aus dem Auge zu verlieren. In der Reactionszeit nach 1850 trat H. als kräftiger Vorkämpfer des Constitutionalismus auf. Im J. 1865 lehnte er aus Gesundheitsrücksichten eine Wiederwahl als Abgeordneter ab. Obgleich H. sich mit den Ereignissen von 1866 nicht befreunden konnte, misbilligte er doch nach 1870 entschieden jeden Gedanken an eine Feindseligkeit gegen das neue Deutsche Reich, suchte vielmehr die innerhalb der Reichsverfassung bestehende Selbstständigkeit der bair. Krone zu wahren. Wegen dieser Richtung erschien H. als der geeignetste Nachfolger des Grafen Bray, welcher 22. Juli 1871 wegen Differenzen mit dem Cultusminister von Lutz in Bezug auf die kirchlich-polit. Wirren vom Präsidium des Staatsministeriums zurücktrat. H. übernahm 21. Aug. 1871 das Ministerium des königl. Hauses, das des Aeußern und den Vorsitz im Ministerrathe in der Hoffnung, zwischen den beiden nichtultramontanen Parteien (den Nationalliberalen und den in den innern, namentlich den kirchlichen Fragen liberal gesinnten Particularisten) eine Versöhnung stiften und also eine Partei zur Stütze des Ministeriums schaffen zu können, was ihm zum Theil gelang. Insbesondere bekämpfte H. mit Erfolg 18. Febr. 1872 in der Abgeordnetenkammer den Schüttinger'schen Initiativantrag, wonach die Aufhebung von Reservatrechten durch die Reichsgesetzgebung für Baiern nur nach vorheriger Einholung der Zustimmung des bair. Landtags Geltung haben sollte. Er starb indeß schon 2. Juni 1872. Seine Leiche wurde in der Familiengruft zu Hofhegnenberg beigesetzt. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Lothar, geb. 3. Aug. 1847.

Hegyallja ist der Name der in der Zempliner Gespanschaft in Ungarn gelegenen, 45—55 Kilom. breiten und 22—30 Kilom. langen Weingebirgskette, welche die Weingebirge der Ortschaften Tokay, Tarczal, Keresztur, Maád, Tállya u. s. w. umfaßt und den weltberühmten Tokayer Wein und Ausbruch liefert. Der Boden dieses Gebirgs besteht in der obern Schicht größtentheils aus verschieden gestaltetem Porphyr, welchem Umstande sowie der außerordentlichen Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit der die Einwohner den Weinbau betreiben, wol hauptsächlich die Güte der Erzeugnisse zuzuschreiben ist. Die Weinlese beginnt sehr spät (gewöhnlich

Digitized by Google

erst 20. Oct.) und wird unter Festlichkeiten und Belustigungen begangen. Das mittlere Jahreserträgniß beträgt etwa 200,000 Eimer, wovon an zwei Drittel ins Ausland geführt werden. Am süßesten ist der Tállyaer und Maáder, am feurigsten der Tokayer Wein, weshalb letzterer im Auslande am meisten gesucht und das gesammte Erzeugniß der H. nach ihm benannt wird. Doch wird er auch vor der Ausfuhr vielfach gefälscht.

Heher (Garrulus) heißt eine Gattung der Rabenvögel, welche im Aeußern jedoch mehr den Würgern gleicht und sich durch einen ganz geraden, an der Wurzel mit nach vorn gerichteten Federn umgebenen Schnabel und lockeres, seidenartiges, mehr oder minder buntes Gefieder unterscheidet. Hierher gehört der über ganz Mittel- und Nordeuropa verbreitete, die Laubwaldungen bewohnende Eichelheher oder Margolf (G. glandarius), der wegen seines rastlosen Geschreies auch Holzschreier genannt wird und einer der schönsten Vögel Deutschlands ist; er lebt von Eicheln, Buchekern, Haselnüssen und Beeren, raubt aber auch Eier und Nestvögel, welchen letztern er den Schädel spaltet, um das Hirn zu fressen. In listigem und muthwilligem Wesen gleicht er der Elster. Seine Stimme ist rauh; er besitzt aber die Fertigkeit, die verschiedensten Töne hervorzubringen, und lernt in der Gefangenschaft menschliche Worte nachsprechen. Das erwachsene Männchen ist 34 Ctmt. lang, hell röthlichgrau, die Flügeldeckfedern sind hellblau mit dunkeln Querbinden und die Hollenfedern weiß und schwarz gefleckt. Noch schöner sind indeß die ausländischen H. gefärbt, wie z. B. der nordamerikanische Blauheher (Cyanetta cristata), welcher schön blau, an dem Bauche, Hinterleibe und den Schwanzspitzen weiß und an Flügeln und Schwanz ultramarinblau und schwarz gebändert ist, übrigens dem europ. Eichelheher auffallend gleicht. Der Tannen- oder Nußheher (Nucifraga caryocatactes), der einen langen, fast spechtartigen Schnabel besitzt, bildet jetzt eine eigene Gattung.

Hehlerei begeht derjenige, welcher seines Vortheils wegen Sachen, von denen er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie mittels einer strafbaren Handlung erlangt sind, verheimlicht, ankauft, zum Pfande nimmt, oder sonst an sich bringt, oder zu deren Absatz bei andern mitwirkt. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch bedroht in §. 259 die H. mit Gefängniß, gewerbs- oder gewohnheitsmäßige aber mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren.

Heiberg (Peter Andr.), ausgezeichneter dän. dramatischer Dichter, Satiriker und polit. Schriftsteller, geb. 16. Nov. 1758 zu Vordingborg, lebte nach vollendeten Universitätsstudien drei Jahre zu Bergen und später, von 1787 an, als Translator in Kopenhagen. Als er 1799 wegen seines polit. Liberalismus des Landes verwiesen wurde, ging er 1800 nach Paris, wo er während der Kaiserzeit als Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen angestellt war. Auch begleitete er Talleyrand nach Berlin, Warschau, Erfurt und Wien. Unter der Restauration wurde er 1817 pensionirt. Er starb zu Paris 30. April 1841. Als Schauspieldichter hat er nächst Holberg die größte Anzahl originaler dän. Lustspiele geliefert, die auch mit Beifall aufgenommen wurden. Sie zeichnen sich durch Menschenkenntniß, Scharfsinn und Witz aus; allein seine Satire ist oft mehr beißend als komisch und seine Charaktere malt er bisweilen mehr mit starken und grellen als mit echt komischen und ergötzlichen Farben. Das Niedrigkomische gelang ihm am besten in den beiden Operetten «Die Chinafahrer» und «Der feierliche Einzug», von denen die erste von Schall, die zweite von Schulz componirt wurde. Bei weitem weniger war dies der Fall in dem Lustspiele «Die sieben Muhmen», während seine Parodien von Baggesen'schen Opern («Mikkel og Malene», «Holger Tydske», 1787) außerordentlichen Beifall fanden. Uebrigens gehören die bedeutendsten Schauspiele H.'s zum höhern Lustspiel, und sein «Heckingborn», der ins Deutsche und Englische übersetzt wurde, kann mit dem Besten in dieser Gattung wetteifern. Seine sämmtlichen Schauspiele sind von Rahbek (4 Bde., 1806—19) herausgegeben worden. Außerdem beschäftigte sich H. mit populär-philos. und polit. Arbeiten. Zu letztern gehören die dänisch geschriebenen Schriften «Ueber die Todesstrafe» (Christiania 1830), «Ueber die Einführung der Souveränetät in Dänemark» (Drammen 1828), die «Polit. Aphorismen» (Christiania 1826) und der «Précis historique et critique de la constitution de la monarchie danoise» (Par. 1820). Seine «Lettres d'un Norvégien de la vieille roche» (Par. 1822) waren eine Nachahmung der Briefe des Junius und stellten die Gefahren einer Abänderung der norweg. Verfassung in grellem Lichte dar. Beiträge zur Charakteristik H.'s enthalten «Drei Jahre in Bergen» (Drammen 1829) und «Erinnerungen aus meiner polit., gesellschaftlichen und literarischen Wirksamkeit in Frankreich» (Christiania 1830), beide in dän. Sprache.

Heiberg (Joh. Ludw.), dän. Dichter, Sohn des Vorigen, geb. zu Kopenhagen 14. Dec. 1791, bezog 1809 die Universität, um Medicin zu studiren, wurde aber sehr bald auf die Bahn geführt, die allein seinem Genius eine naturgemäße Entfaltung versprach. Schon 1813 trat

Digitized by Google

er als Dichter mit einer Bearbeitung des «Don Juan» und einem romantischen Schauspiele: «Pottemager Walther», auf und wendete von nun an seine Aufmerksamkeit der südl. Romantik zu. Von seiner Bekanntschaft mit Calderon zeugte sowol das Schauspiel «Dristig vovet halv er vundet» (1817) wie die Abhandlung «De poeseos dramaticae genere Hispanico et praesertim de Petro Calderone de la Barca» (1817), welche ihm den Doctorgrad erwarb. In «Psyche's Indvielse», einem mythol. Schauspiele (1817), versuchte er den Mythus von Amor und Psyche poetisch wiederzugeben. Das komische Element seiner Poesie trat hervor in «Julespög og Nytaarsloier» (1816), wo er Schwächen der Literatur und des Theaters züchtigte. Bei einem Aufenthalte in Paris (1819—22) studirte er namentlich das franz. Theater. Nach seiner Rückkehr als Lector in Kiel angestellt, schrieb er «Die Formenlehre der dän. Sprache» (Altona 1823) und «Nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschläger's mythischen Dichtungen dargestellt» (Schlesw. 1827). Eine Reise nach Berlin 1824 verschaffte ihm die Bekanntschaft mit dem Hegel'schen System und dem Urheber desselben. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland trat er 1825 mit seinem ersten Vaudeville: «Kong Salomon og Jörgen Hattemager», auf, dem dann «Recensenten og Dyret», «Den otte og tyvende Januar», «Aprilsnarrene», «Et Eventyr i Rosenborg Have», «De Uadskillelige», «Nei», «Emilies Hjertebanken», «De Danske i Paris» u. s. w. folgten, die in der That nationale Lustspiele sind. Mit großem Beifall wurde auch sein Schauspiel «Elverhöi» (1828) aufgenommen. Sein Streben nach Durchführung seiner Grundansichten über Natur, Geist und Poesie führte ihn auch zu philos. Arbeiten, wie die Schriften «Ueber die menschliche Freiheit» (Kiel 1824) und «Ueber die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart» (1833) beweisen. In der letztern erklärte er sich entschieden für das Hegel'sche System. Große Theilnahme fanden seine «Nye Digte» (1841). H. wirkte 1849—56 als Director des königl. Theaters in Kopenhagen. Seitdem Theatercensor, starb er 25. Aug. 1860 zu Kopenhagen. Er selbst gab Sammlungen seiner poetischen (8 Bde., 1845—47) und seiner prosaischen Schriften (3 Bde., 1841—44) heraus. Eine vollständigere Ausgabe seiner «Samlede Skrifter» (22 Bde., Kopenh. 1861—63) erschien erst nach seinem Tode. H.'s «Dramatische Schriften» wurden von Kannegießer (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1844) ins Deutsche übertragen. Vgl. Hansen, «Om Johann Ludvig H. Nogle litteraturhistoriske Oplysninger» (Kopenh. 1866). — Seine Gattin, Johanne Luise H., geborene Pätges, geb. 22. Nov. 1812 zu Kopenhagen, seit 1829 am königl. Theater daselbst angestellt und seit 1831 mit H. vermählt, gehört zu den vorzüglichsten Schauspielerinnen Dänemarks.

Heide oder Haide nennt man in dem großen nordgerman. Tieflande die sich oft über weite Flächen erstreckenden, im allgemeinen ebenen Landstriche, welche meist sandig, trocken und unfruchtbar, stellenweise wol auch sumpfig oder moorig sind, nur an einzelnen begünstigten Orten einen spärlichen Anbau gestatten und in der Regel eine sehr gleichmäßige und einförmige Pflanzendecke tragen. Dieselbe besteht meist aus Gräsern und Heidekraut (Calluna vulgaris), in einzelnen Strichen jedoch auch vorherrschend aus Nadelwald. Die H. des nördl. Deutschland sind stets niedrige, plateauartige Bodenschwellen, die sich selbst bis zu einigen 30 Mt. über die Küstenebenen oder die benachbarten Thalsenkungen der Stromläufe erheben. Ein ganzer, nur wenig unterbrochener Zug von H. erfüllt, bereits im Norden des Liimfjord beginnend, in Form eines breiten Gürtels das Innere von Jütland (Ahlheide) und streicht dann, schmaler geworden, durch Schleswig und Holstein der Elbe zu. Auf dem linken Ufer der Elbe breitet sich die große Lüneburger H. aus, wol die ausgedehnteste eigentliche Heidestrecke Deutschlands, die sich zwischen dem linken Elbufer, der Aller und der Ilmenau bis zu 110 Mt. erhebt. Andere umfangreichere H. des nordgerman. Tieflandes sind der Huimling östlich der Ems im Meppenschen, die waldreiche Dübener und Torgauer H. im preuß. Herzogthum Sachsen, die Konitzer oder Tucheler H. mit einem 110 Kilom. langen Kiefernwalde im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder. Die Steppen (s. d.) des südl. Rußland und des nordwestl. Asien zeigen eine den H. ähnliche Natur.

Heide, Kreisstadt des Kreises Norderdithmarschen in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der Bahn Neumünster-Tönning, auf einem zwischen der Marsch und der Moorniederung sich hinziehenden Heideplateau, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts und zählt (1875) 6772 E., die Tabacks- und Cigarrenfabriken, Gerbereien und Reepschlägereien unterhalten. Auch werden hier bedeutende Pferdemärkte abgehalten. H. entstand um 1420 und war seit 1447 Hauptstadt der Bauernrepublik Dithmarschen, bis es 1559 von den Dänen und den Herzogen von Schleswig-Holstein eingenommen wurde.

Heidekorn, Pflanze, s. Buchweizen. — **Heidekraut**, Pflanzenart, s. Calluna.

Digitized by Google

Heidel (Herm.), vorzüglicher Bildhauer, geb. 20. Febr. 1810 in Bonn, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann auf den Wunsch seiner Mutter Medicin, verließ aber nach deren Tode diese Laufbahn, um sich der Bildhauerkunst zu widmen. Er trat 1835 zu München in die Werkstatt Schwanthaler's, in der sein Talent und seine Neigung zu decorativen Arbeiten und zur Gefäßbildnerei Befriedigung fanden. Im J. 1838 ging H. sodann nach Rom und hier nahm sein wissenschaftlich gebildeter Geist statt der Romantik der münchener Schule die Antike mit Hingebung auf. H. kehrte 1842 nach Köln zurück, wo er eine kleine Statue der Pandora arbeitete. Im folgenden Jahre siedelte er indeß nach Berlin über. Hier schuf er, im Verkehr mit Beuth, der den gewerblichen Angelegenheiten vorstand, viele Modelle zu Geschirren, Humpen, Bechern u. s. w., welche in den Manufacturen ausgeführt wurden. Größere decorative Arbeiten von ihm sind die Karyatiden im Opernhause und zwei der Prophetengestalten für die Schloßkuppel. Das Lutherstift in Erfurt besitzt von ihm ein Hautrelief, das in einer bedeutenden Anzahl fast lebensgroßer Gestalten den Anschlag der Thesen versinnlicht. Seine wichtigsten Rundsculpturen sind: eine Marmorstatue der Iphigenie, am Ufer stehend, voll Sehnsucht nach dem Lande der Griechen (1852), für die Orangerie in Potsdam gefertigt; Oedipus von Antigone geleitet (1854), nicht minder eine vollendete Gruppe, die jedoch nicht zur Ausführung in Marmor kam. Beide Werke sind wenig unter Lebensgröße gehalten. In den nächsten Jahren beschäftigte ihn die Kolossalstatue von Händel, welche in Bronze in Halle zur Aufrichtung kam. Der Reichthum seiner Ideen legte sich in zahlreichen decorativen Arbeiten, Grabmälern u. s. w. dar. Indeß kehrte er immer wieder zur Antike zurück, wie seine Umrisse zur Iphigenien-Sage (1850 und 1851) und eine Anzahl von Blättern aus dem Leben der Penelope sowie auch die reizvollen Reliefs aus Homer beweisen. Selbst auf Lampenschirmen und anderm Geräth entwarf seine zeichnende Hand die Gestalten der griech. Mythe. H. starb plötzlich auf einer Reise 29. Sept. 1865 zu Stuttgart. In seinem Nachlaß befand sich eine in Schrift und Zeichnung ausgearbeitete Anatomie für Künstler.

Heidelbeere (Vaccinium L.), eine zur 8. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörende Gattung von Halbsträuchern, welche die Hauptgattung einer kleinen, mit den Ericaceen zunächst verwandten Familie, der Vaccinien, bildet, die sich von jenen namentlich durch den unterständigen Fruchtknoten und die Frucht, eine Beere, unterscheiden. Die Vaccinien haben einzelnstehende oder traubig angeordnete Blüten mit vier- bis fünfzähnigem Kelch und krug-, selten radförmiger Blumenkrone. Ihre abwechselnd gestellten Blätter sind bei einigen Arten sommergrün und abfallend, bei den andern lederartig, immergrün. Zu erstern gehören die gemeine H. oder Blaubeere (V. Myrtillus L.) und die Sumpfheidelbeere oder Rausch-, Trunkelbeere (V. uliginosum L.), zu den letztern die Preißelbeere (V. Vitis idaea L.) und die Moosbeere (V. Oxycoccos L.). Die allbekannte H., welche in ganz Mittel- und Nordeuropa sowie in Nordasien auf leichtbeschattetem, sandig-kiesigem Boden in Menge wild wächst und in Forsten oft als verdämmendes Unkraut auftritt, hat grüne, kantige Stengel und feingesägte, grüne Blätter, die auf Torfmooren wachsende Sumpfheidelbeere dagegen runde, zimmtbraune Stämmchen und Aeste, ganzrandige, netzaderige, blaugrüne Blätter und weißlich bereifte Beeren. Die Früchte der H. werden überall gesammelt, da sie frisch, getrocknet und zu Brei gekocht eine ebenso wohlschmeckende als gesunde Kost geben. Sie enthalten außer ihrem violettrothen Farbestoffe, mit dem man die Rothweine zu färben pflegt, viel Gerbstoff und Aepfel- sowie Citronensäure. Die Beeren der Sumpfheidelbeere gelten für berauschend und betäubend, die dunkelrothen der namentlich im nördl. Europa in Torfmooren sehr verbreiteten Moosbeeren, eines immergrünen Halbstrauchs mit kriechenden fadenförmigen Stämmchen und einzelnstehenden langgestielten hellrothen Blüten, sind scharf sauer, aber sehr geeignet für Limonaden und kühlende Getränke bei Fieberkranken. Neuerdings ist eine mit der Moosbeere verwandte nordamerik. Art in die europ. Gärten eingeführt worden, die großfrüchtige Moosbeere (V. macrocarpum Ait.), deren ebenfalls rothe, aber viel größere Beeren sehr wohlschmeckend sein sollen. Auch eignet sich dieser Kleinstrauch wegen seiner schönen glänzendgrünen Belaubung sehr zur Verzierung künstlicher Felspartien in Gärten.

Heidelberg, Universitäts- und Kreisstadt im Großherzogthum Baden, bis 1720 die Residenz der Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein, liegt in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, am Ende der Bergstraße und am linken Ufer des Neckar, über welchen hier eine steinerne, 210 Mt. lange, mit der Bildsäule des Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, verzierte Brücke führt. Eine zweite Brücke am Westende der Stadt ist (1877) im Bau begriffen. Die Stadt ist zwischen den Strom und die Berge gedrängt und besteht aus der eigentlichen Stadt,

Digitized by Google

einer Vorstadt und der sog. Bergstadt. Im Süden derselben erhebt sich der sog. Königsstuhl mit einem Aussichtsthurm. Das auf dem Jettenbühel oder Jettenhügel genannten Theil des Geisbergs liegende kurfürstl. Schloß, dessen Bau zu Ende des 13. Jahrh. unter Kurfürst Rudolf I. begann, wurde unter den folgenden Kurfürsten erweitert, 1689 von den Franzosen theilweise in die Luft gesprengt und 1764 durch einen Blitzstrahl noch weiter verwüstet. Seitdem ist es Ruine, wol die großartigste und schönste Deutschlands. Interessant ist besonders der Otto-Heinrichsbau, dessen Façade, reich geschmückt mit Standbildern und Säulen, ein Meisterstück der Frührenaissance in Deutschland ist; ferner der Friedrichsbau, der große Altan mit schöner Aussicht, der gesprengte Thurm mit 6,5 Mt. dicken Mauern u. s. w. In dem Schloßkeller liegt das große Heidelberger Faß, welches 375 Hektolit. (283,000 Flaschen) faßt. Etwas höher als dieses Schloß stand das noch ältere Schloß, wo jetzt eine Restauration, Molkencur genannt, errichtet ist, und mitten am Geisberg, der Vorstadt gegenüber, die Feste, Trutzkaiser genannt, welche der vom Papst in den Bann und von Kaiser Friedrich III. in die Acht erklärte Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz 1461 erbauen ließ. Der Kurfürst Karl Ludwig ließ dieselbe ausbessern und neu befestigen und legte ihr den Namen Sternschanze bei. Nördlich auf dem rechten Neckarufer liegt der Heiligenberg mit dem vormaligen Kloster Neuburg. H. ist der Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts und einer Domänenverwaltung. Unter den fünf Kirchen H.s sind die Heiligegeistkirche und die restaurirte goth. Peterskirche zu nennen. Außer der Universität hat H. an höhern Lehranstalten ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Gewerbeschule und eine höhere Töchterschule. Auch besteht daselbst ein mit der Universität verbundenes landwirthschaftliches Seminar. Das 1828 errichtete und 1874 umgebaute Museum, in einem großen Gebäude in der schönsten Lage der Stadt, enthält mehrere Conversations- und Speisesäle, einen sehr eleganten und geräumigen Tanzsaal und ein Lesezimmer, welches an Zeitschriften, neuen Büchern und Broschüren sehr reichhaltig ist. Unter den wissenschaftlichen Vereinen nimmt der Naturhistorisch-Medicinische Verein den ersten Rang ein. Die Einwohnerzahl beträgt (1875) 22,335, darunter etwa zwei Fünftel Katholiken und gegen 600 Israeliten. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich auf Krapp-, Ultramarin-, Wachslichter- und Tabacksfabrikation; außerdem sind die Bierbrauereien und Gerbereien sowie eine Fabrik von Feuerspritzen nennenswerth. Die Umgebung producirt Wein und Taback. Der Handel ist ziemlich lebhaft, besonders mit Taback, Oelsamen und Oel. Befördert wird derselbe einestheils durch den schiffbaren Neckar, anderntheils durch mehrfache Eisenbahnverbindungen, wie durch die Badische Bahn mit Basel, durch die Main-Neckarbahn mit Frankfurt, durch die Odenwälderbahn über Mosbach mit Würzburg und über Heilbronn mit Stuttgart, sowie durch eine Privatbahn mit Speier. Für die Verschönerung der nächsten Umgebung der von Fremden vielbesuchten Stadt und die Annehmlichkeit des Aufenthalts ist in neuester Zeit sehr viel geschehen. Außer dem sog. Philosophenweg am Heiligenberg werden die erwähnte Molkencur, der Königsstuhl, die Kanzel, das Rondel, der Wolfsbrunnen besonders der schönen Fernsichten wegen viel besucht. H. war ursprünglich ein Lehn der Bischöfe zu Worms. Schon Pfalzgraf Konrad (1155—95), der Bruder Kaiser Friedrich's I., nahm seinen Sitz auf dem alten Schlosse, und seitdem blieb es fast sechs Jahrhunderte mit geringer Unterbrechung der Wohnsitz des Pfalzgrafen bei Rhein. Nachdem die Reformation 1546 hier begonnen, wurde H. durch den reform. Katechismus (1562) und als Mittelpunkt des calvinischen Glaubensbekenntnisses merkwürdig. Im Dreißigjährigen Kriege von Tilly genommen und geplündert (1622), kam die Stadt 1633 in schwed. Hände und ward nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 von den Baiern blokirt und 1635 von Gallas besetzt. Kaum hatte H. nach dem furchtbaren Kriege sich unter Karl Ludwig erholt, als der sog. Orleansche Krieg der Stadt die größten Drangsale brachte. Im Oct. 1688 an die Franzosen übergeben, wurde die Stadt aufs furchtbarste mishandelt und 1693 fast völlig zerstört. Unter den zahlreichen topogr. Schriften über H. sind die von Fickler (Lahr 1863) und von Oncken (2. Aufl., Heidelb. 1874) hervorzuheben.

Die Universität H., nach der prager und wiener die älteste in Deutschland, wurde 1386 von Kurfürst Ruprecht I. gegründet und unter ihrem ersten Rector, Marsilius von Inghen, nach dem Muster von Paris eingerichtet. Ihre Blütezeit erlebte sie zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh., wo sie der Sitz und Zufluchtsort der calvinischen Wissenschaft geworden war. Der blühende Zustand endete mit dem Dreißigjährigen Kriege und den traurigen Schicksalen, welche die Stadt seit 1622 trafen. Nach dem Westfälischen Frieden ward sie 1652 von Karl Ludwig wieder eingerichtet, der auch Männer wie Spanheim, Freinsheim, Pufendorf, Cocceji, Lorenz Beger nach H. zog. Mit dem Regierungsantritt der kath. Linie

Digitized by Google

von Pfalz-Neuburg und der damit verbundenen Herrschaft des Klerus, namentlich des Jesuitenordens, verfiel dies geistige Leben völlig, und bis zum Ausgange des 18. Jahrh. verarmte H. immer mehr an wissenschaftlichen Celebritäten und bedeutenden Lehrern. Durch den Luneviller Frieden ihrer wichtigsten Besitzungen beraubt, würde die Universität sich haben auflösen müssen, wenn nicht der neue Landesherr Kurfürst Karl Friedrich von Baden sie neu ausgestattet und, man kann sagen, neu gegründet hätte (1803). Mit Recht bewahrt die alte Hochschule in ihrem Namen Ruperta-Carolina das Gedächtniß an diesen zweiten Stifter. Unter den an ihr lehrenden Professoren genießen viele eines europ. Rufs. Die Zahl der Studirenden betrug in neuerer Zeit durchschnittlich während des Winters gegen 6—700, während des Sommers gegen 8—900, darunter über zwei Drittheile Nichtbadener. Die Universitätsbibliothek, bereits am Ausgange des 16. Jahrh. weltberühmt, hat sehr merkwürdige Schicksale gehabt. Dieselbe wurde nach der Einnahme H.s 1622 von dem Herzoge Maximilian von Baiern als Kriegsbeute angesehen und dem Papst Gregor XV. zum Geschenk gemacht. Die Bibliothek umfaßte damals, außer den franz., 1956 lat., 431 gricch., 289 hebr. und 846 deutsche, also zusammen 3522 Handschriften. Die gedruckten Bücher waren nicht von so großer Bedeutung. Die ganze Sammlung, mit Ausnahme des minder Wichtigen, ward 1623 unter des Leo Allatius Leitung nach Rom geschafft, wo sie seitdem unter dem Namen Bibliotheca Palatina eine eigene Abtheilung der vaticanischen bildete. Im Pariser Frieden von 1815 mußte der Papst nicht nur die 38 Handschriften, welche 1797 infolge des Friedens von Tolentino nach Paris gewandert waren, an die Universität zu H. abtreten, sondern auch auf Oesterreichs und Preußens Verwendung aus der alten Palatina in Rom sämmtliche altdeutsche Handschriften ausliefern. Vgl. Wilken, «Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelberger Bücherſammlungen» (Heidelb. 1817); Bähr, «Entführung der heidelberger Bibliothek» (Lpz. 1845). Gegenwärtig umfaßt die Universitätsbibliothek, die 1703 durch den Ankauf der Grävius'schen Sammlungen neu begründet wurde, und seitdem durch Erwerbung verschiedener Bibliotheken, unter anderm der des Klosters Salem, der juristischen von Mittermaier, der historischen von Schlosser und Ludw. Häusser, bedeutend vermehrt wurde, über 300,000 Bände, über 100,000 ungebundene Dissertationen und gegen 3000 Handschriften und 1000 Urkunden. Seit 1828 ist dieselbe in einem zweckmäßig eingerichteten Gebäude aufgestellt. Das Universitätsgebäude selbst ist in altital. Stile 1712 erbaut und hat eine schöne Aula und zahlreiche Auditorien. Die naturwissenschaftlichen und medic. Sammlungen sind jetzt in einem neuen Gebäude (Fridericianum) vereinigt. Außer der neuerbauten Anatomie und der 1850 erworbenen werthvollen mineralog. Sammlung des Bergrath Schiller sind zu erwähnen: das chem. Laboratorium, die Sammlung von physik. und mathem. Apparaten und Modellen, ein zoolog. Institut und Museum nebst paläontolog. Museum, das 1876 neugebaute physiol. Institut, der 1877 neuangelegte botan. Garten mit phytophysiol. Institut und Herbarium, das neuerbaute, 1876 eröffnete Krankenhaus, welches die medic. Klinik, die chirurgische Klinik, die Krankenhausapotheke, die medic. Poliklinik, die Augenklinik, das Institut für Ohrenkranke, die Entbindungsanstalt und das pathol.-anatom. Institut umfaßt, und die 1877 im Bau begriffene Irrenklinik. Mit der theol. Facultät ist ein Predigerseminar, mit der philosophischen ein philol. Seminar verbunden. Neben mehrern fachwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen zu H. seit 1817 die «Heidelberger Jahrbücher», welche aber seit 1873 nicht mehr fortgesetzt werden. Vgl. Hautz, «Geschichte der Universität H.» (2 Bde., Heidelb. 1863—64).

Heideloff (Victor Peter), Bildhauer, Maler und Architekt, wurde 1757 zu Stuttgart geboren, wo er gleichzeitig mit Schiller, Dannecker und Hetsch Zögling der Karlsschule war und unter Guibal die Geschichtsmalerei, unter Scotti die Theatermalerei studirte. Der Herzog Karl von Würtemberg schickte ihn nach Italien, wo er 1782—87 blieb, später nach Paris, wo er sich sieben Jahre lang aufhielt. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er als Professor an der Karlsschule und als Hof- und Theatermaler in Stuttgart angestellt. Auf diese Weise fand er die ausgedehnteste Gelegenheit, sein bedeutendes Talent in allen Fächern der Kunst zu bewähren. Bei dem Theater suchte er den altfranz. Geschmack zu verbannen. In seinen histor. und allegorischen Malereien, unter welchen die vier Jahreszeiten im königl. Schlosse zu Stuttgart und ein Altarblatt in der Kirche zu Rottweil, den heil. Valentin vorstellend, besondere Erwähnung verdienen, zeigt er schöpferische Phantasie. Zu erwähnen ist auch das Prachtwerk, welches er über den herzogl. würtemb. Park in Hohenheim herausgab. H. starb 1816.

Heideloff (Karl Alexander von), ausgezeichneter Architekt, Sohn des Vorigen, geb. 2. Febr. 1788 zu Stuttgart, machte seine Studien auf der dortigen Kunstakademie unter Leitung seines

Digitized by Google

Vaters, Scheffhauer's und Dannecker's und entwickelte bald seine Neigung für die mittelalterliche Baukunst. Seit 1818 als Lehrer und städtischer Baumeister in Nürnberg angestellt, fand er in der Ausführung eines Grabmals für den letzten Fürst-Bischof von Bamberg zuerst Gelegenheit, seine Studien des mittelalterlichen Baustils in Anwendung zu bringen. Er wurde 1822 Professor an der Polytechnischen Schule zu Nürnberg, in welcher Stellung er bis zu seiner Emeritirung 1854 mit bestem Erfolge wirkte. Nach zahlreichen Reisen zu kunsthistor. Zwecken begann H. eine Reihe eigener Schöpfungen, meist in Nürnberg und der Umgegend. Der neue Altaraufsatz zu St.-Sebald, der Dürersbrunnen, die Herstellung des Portals der Frauenkirche, der gänzliche Umbau und die neue Decoration der St.-Jakobskirche sind Zeugnisse seines Strebens, den german. Stil mit seiner alten Schönheit wieder in das Leben zu rufen. Auch das schöne Plattner'sche Haus in Nürnberg mit Balkon und Säulen von Gußeisen fällt in diese Zeit. Unter den außerhalb Baierns nach seinen Plänen ausgeführten Bauten zeichnen sich besonders aus: das reizende Lustschloß Reinhardsbrunn, der Rittersaal in der Feste zu Koburg, die Schlösser Landsberg und Altenstein, die Begräbnißkapelle in Meiningen, das Schlößchen Rosenburg bei Bonn, die Restauration des durch Hauff's Erzählung berühmten Lichtenstein und die Kapelle des Schlosses Rheinstein bei Bingen. Die Restauration des Doms von Bamberg ist völlig sein Werk. Hieran schließen sich von seinen neuern Arbeiten: die gründliche Restauration von der Sebaldus- und der Lorenzkirche in Nürnberg, das Denkmal des Generals Byström in Kissingen und die kath. Kirche in Leipzig. Sein letztes Werk war die Restauration der Ritterkapelle zu Haßfurt, wo er auch 28. Sept. 1865 starb. Neben seinen zahlreichen Bauten und Umbauten hat sich H. im Porträt, in der kleinern malerischen Composition (architektonische Aquarellen) und in der Radirung ausgezeichnet, überdies auch viele und geschätzte Schriften, besonders über das Baufach geliefert. So erschienen von ihm: «Die Lehre von den Säulenordnungen» (Nürnb. 1827), «Der kleine Vignola» (Nürnb. 1832; 3. Aufl. 1852), «Die architektonischen Glieder, deren Construction, Zusammenstellung und Verzierung» (2 Hefte, Nürnb. 1831), «Der Bau- und Möbelschreiner» (4 Hefte, Nürnb. 1832—37), «Der Tüncher» (Nürnb. 1835), «Der kleine Grieche» (Nürnb. 1836), «Der kleine Byzantiner» (Nürnb. 1837), «Architektonische Entwürfe» (Heft 1 u. 2, Nürnb. 1850—51), «Der kleine Altdeutsche (Gothe)» (1. Curs, Nürnb. 1849; 2. Curs, 1850; 3. Curs, 1851), «Anleitung zur Schattenconstruction» (4. Aufl., Nürnb. 1859) u. s. w. Sein berühmtestes Werk ist die «Ornamentik des Mittelalters» (24 Hefte, Nürnb. 1838—52; Supplemente, 1855 fg.). Schätzbare Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst lieferte er z. B. in «Der christl. Altar» (Nürnb. 1838), «Die Bauhütte des Mittelalters» (Nürnb. 1844) sowie in den Kupferwerken: «Nürnbergs Baudenkmale der Vorzeit» (vollständige Ausg., Nürnb. 1854), «Die Kunst des Mittelalters in Schwaben» und «Baudenkmale aus Schwaben» (Heft 1—6, Stuttg. 1854—61). H.'s Bedeutung kann nur eine relative genannt werden, indem sein Streben auf noch ungenügenden Vorarbeiten der Wissenschaft ruhte und dadurch insbesondere das wahre Verständniß des constructiven Elements in der Gothik seinen Schöpfungen fehlt.

Heiden (hebr. und griech. eigentlich «Völker», im Gegensatze zu dem erwählten Gottesvolk) heißen in der Lutherischen Bibelübersetzung und nach dem Sprachgebrauche der christl. Kirche alle Menschen, die weder Christen noch Juden sind. Die Juden nannten alle Nichtjuden, auch die Christen nicht ausgenommen, mit demselben Worte Gojim, welches Luther durch H. übersetzt hat. Dagegen wurden in der Zeit der ersten Ausbreitung des Christenthums alle Bekenner der polytheistischen Volksreligionen, Griechen, Römer und Orientalen, mit demselben Namen Ethnē oder Ethnikoi bezeichnet. Das lat. Wort pagani (eigentlich «Bauern»), wovon H. die deutsche Uebersetzung ist, entstand zu einer Zeit, als die röm. und griech. Volksreligion vor dem immer mächtiger werdenden Christenthume sich aus den Städten aufs flache Land geflüchtet und zur Bauernreligion herabgesunken war. In der Zeit der Kreuzzüge wurden auch die Türken zu den H. gerechnet, neuerdings aber hat man sich gewöhnt, nur die Anhänger polytheistischer Religionen H. zu nennen. Indessen ist diese Bezeichnung jedenfalls misverständlich, da auch unter den Bekennern der polytheistischen Religionen, z. B. im Brahmanismus, vielfach monotheistische Anschauungen verbreitet sind. Heidenchristen pflegt man mit einem erst neuerdings aufgebrachten Ausdrucke diejenigen Christen zu nennen, welche aus der Zahl der heidnischen Griechen, Römer u. s. w. zum Glauben bekehrt wurden, im Unterschiede von den Judenchristen, d. h. die aus dem jüd. Volke dem Christenthum Gewonnenen.

Heidenheim, Stadt und Hauptort eines Oberamts im würtemb. Jaxtkreise, auf dem Aalbuch in der Schwäbischen Alp, an der Einmündung des Stubenthals in das Brenzthal

Digitized by Google

und an der Brenzbahn (Aalen-Ulm), am Fuße eines grotesken, von dem zum Theil in Ruinen liegenden Schlosse Hellenstein gekrönten Felsen gelegen, hat ein Rathhaus, eine Latein-, eine Real-, eine Fortbildungs- und eine Webschule und zählt (1875) 5677 E., die einen bedeutenden Fabrikbetrieb namentlich in Baumwolle unterhalten. Außerdem bestehen Fabriken in Tuch, Maschinen, Strickgarn, Cigarren, eine Messinggießerei, Roth- und Blaufärbereien, chemische und Naturbleichen sowie viele Kleingewerbe, besonders Töpfereien, welche nebst andern Ortschaften des Oberamts das vorzügliche Heidenheimer Geschirr liefern. Auch hat die Stadt große Schafmärkte und namhaften Kornhandel. — Das Oberamt H. (459 QKilom. mit 35,788 E.) umfaßt den größten Theil der Herrschaft Hellenstein im Brenzgau, deren Hauptort H. war. Die Stadt H. wird zum ersten mal 1323 genannt. Das Schloß, welches 1519 durch den Schwäbischen Bund viel gelitten, wurde 1537 vom Herzog Ulrich neu aufgebaut. In neuerer Zeit ist H. geschichtlich geworden durch das Gefecht, welches die Oesterreicher unter dem Erzherzog Karl und General Hotze 11. Aug. 1796 nach der Schlacht bei Neresheim den Franzosen unter Moreau und Dehesme lieferten, das die Neutralitätserklärung Baierns in der Convention zu Pfaffenhofen 7. Sept. 1796 zur nächsten Folge hatte.

Heidenmauer heißt eine uralte Befestigung auf dem Odilienberg bei Barr (s. d.) im Elsaß, welche mehr als 7 Kilom. lang überall noch erkennbar die Ränder des Bergrückens umzieht. Dieselbe ist aus unbehauenen Quadern von Vogesensandstein erbaut, die ohne Mörtel durch Holzklammern zusammengehalten werden, welche von ihrer Gestalt den Namen «Schwalbenschwänze» erhalten haben. Nach dieser bei Vitruvius erwähnten röm. Technik zu schließen, dürfte das Bauwerk zur Zeit der Römerherrschaft als Zufluchtstätte gegen die Einfälle der Alemannen u. s. w. erbaut sein. — H. heißen auch die Ueberreste einer röm. Gußmauer am sog. Alten Friedhof in Wiesbaden, die wahrscheinlich eine Verbindung zwischen der Stadt und dem ehemals auf dem sog. Heidenberg belegenen röm. Castell herstellte. — Ein vorgeschichtlicher Ringwall ist die H. auf dem Gipfel des Kastanienbergs bei Dürkheim an der Hardt, welche den Stoff zu Cooper's Roman «Die H.» (1832) geliefert hat. (S. Heidenschanzen.)

Heidenschanzen nennt man die vorgeschichtlichen Erd- oder Steinwälle, die entweder selbstständige Werke für sich bilden (Burgwälle, Ringwälle, seltener viereckige Schanzen) oder zur Beschützung gewisser Terrainabschnitte, Bergrücken u. s. w. dienen (Langwälle). Die sog. Brand- oder Schlackenwälle (Glasburgen, vitrified forts) sind aus abwechselnden Lagen von Holz, Steinen und Erde erbaut; indem man das Holz anzündete, schmolz das Gestein und verband den Bau zu einer glasigen festen Masse. Solche Urbefestigungen kommen in ganz Europa sowol in der Ebene wie im Gebirge vor und führen in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, z. B. Hünenburgen, Bauernburgen, Hussitenschanzen, Schwedenschanzen u. s. w., indem die Sage dieselben vielfach an spätere histor. Ereignisse und Persönlichkeiten anzuknüpfen suchte. Auch wurden solche Wälle allerdings im Mittelalter häufig zur äußern Umwallung hölzerner Burgen verwendet. Ohne Zweifel dienten die H. ursprünglich als Zufluchtsstätten für die benachbarten Dorfschaften, Gaue u. s. w., wo in Kriegszeiten die wehrlosen Familien, das Vieh und die fahrende Habe geborgen wurden; auf manchen Burgwällen entstanden auch bleibende Niederlassungen. Dagegen läßt sich aus den H. keineswegs ein zusammenhängendes, methodisch angelegtes Befestigungssystem reconstruiren. Im weitern Sinne kann man zu den H. auch die Pfahl- oder Inselfestungen rechnen, welche mitten in Landseen und Mooren durch Pfahlwerk, Steinaufschüttung u. s. w. hergestellt sind, wie solche neuerdings besonders in Pommern entdeckt wurden. In Irland, wo die Burgwälle (duns, downs) und Pfahlfestungen (crannoges, d. h. Holzinseln) durch das ganze Mittelalter hindurch in fortwährendem Gebrauch blieben, sind dieselben weiter ausgebildet als sonst irgendwo.

Heider (Gust. Adolf), verdienter Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst, geb. 15. Oct. 1819 zu Wien, erhielt nach Beendigung seiner jurist. Studien auf der dortigen Hochschule eine Anstellung als Adjunct an der Bibliothek der Akademie der bildenden Künste, wurde 1850 Concipist im Handelsministerium, bald darauf im damaligen Ministerium für Cultus und Unterricht, stieg 1854 zum Ministerialsecretär auf und erhielt 1861 die Leitung des Kunstreferates. Seine Ernennung zum Sectionsrath und Kunstreferenten im Unterrichtsministerium erfolgte 1863, und 1866 wurde er zum Präsidenten der Akademie der Künste gewählt; er bekleidete dieses Ehrenamt bis zu der 1873 erfolgten Reform dieses Kunstinstituts. In diesem Jahre wurde er zum Sectionschef befördert und mit der Leitung der Abtheilung für Cultus und höhern Unterricht betraut. Mit großem Eifer wirkte H. für die bis dahin vernachlässigte Erforschung der alten Kunstdenkmale in Oesterreich, war auch einer der thätigsten Mitbegründer

Digitized by Google

der dafür errichteten k. k. Centralcommission, welcher er als Mitglied und Redacteur ihres «Jahrbuch» bis Ende 1863 angehörte. Seine Specialstudien sind wesentlich auf ein tieferes Eingehen in den Geist der mittelalterlichen Symbolik und Typologie gerichtet, deren Verständniß und Kenntniß in Deutschland er überhaupt gefördert hat. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Ueber Thiersymbolik und das Symbol des Löwen in der christl. Kunst» (Wien 1849); «Physiologus. Nach einer Handschrift des 11. Jahrh.» (Wien 1851); «Die roman. Kirche in Schöngrabern» (Wien 1855), wichtig für Symbolik; «Der Altarauffatz im Stifte Klosterneuburg» (Wien 1860), ein schätzbarer Beitrag zur Typologie. In den «Beiträgen zur christl. Typologie aus Bilderhandschriften des Mittelalters», die sich im «Jahrbuch» (Bd. 5) finden, erfuhr der Stoff zum ersten mal eine wissenschaftliche, auf Quellen beruhende Behandlung. Mehrere Aufsätze enthalten auch die auf seinen Antrag ins Leben gerufenen «Mittheilungen der k. k. Centralcommission» und die von ihm mit Eitelberger herausgegebenen «Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats» (Stuttg. 1855 fg.).

Heideranch, eine Art trockener Nebel, s. Höhenrauch.

Heidschnuke oder Heideschaf, eine sehr kleine Schafrasse, s. Schaf.

Heije (Jan Pieter), einer der vorzüglichsten neuern holländ. Dichter, wurde 1. März 1809 im Amsterdam geboren, besuchte daselbst das Gymnasium und darauf das Athenäum und bezog dann 1827 die Universität Leiden, wo er hauptsächlich medic. Studien oblag. Als Jäger von Leiden nahm er am Kriege gegen Belgien theil und ließ sich dann als praktischer Arzt in Amsterdam nieder. Nachdem er sich früher schon bei verschiedenen Gelegenheiten als Dichter versucht und 1832—34 den «Vriend des vaderlands» herausgegeben hatte, vereinigte er sich mit Potgieter und andern Freunden zur Herausgabe der «Musen». Im J. 1841 wurden seine «Liederen en zangen» von der Hollandsche Maatschappy bekrönt; dieselbe Auszeichnung widerfuhr 1847 seitens der Maatschappy tot Nut van 't Algemeen seinen «Kinderliederen», wie er denn auch seit dieser Zeit als Dichter die erfolgreichste und glänzendste Thätigkeit entfaltete. Im J. 1843 wurde er Secretär der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst und 1844—60 stand er an der Spitze der Maatschappy tot Nut van 't Algemeen. In letzterer Eigenschaft war er 15 Jahre lang der thätigste Mitarbeiter am «Enkhuizer Volksalmanak». Daneben vernachlässigte er doch seinen Beruf keineswegs; 1838—40 war er Redacteur der (medicinischen) «Wenken en Meeningen», 1840—45 des «Archief voor Geneeskunde», wurde 1847 Mitglied der vom Staate ernannten Commission für den Entwurf eines Medicinalgesetzes und 1847 Präsident der Gesellschaft zur Beförderung der Heilkunde. Im J. 1853 erschien sein bestes poetisches Werk «Dichterlyke Krans», eine Sammlung Kinderlieder von einer Tiefe und Wärme des Gemüths, wie sie vielleicht kaum ein anderes Volk aufzuweisen hat. Da er die gleichmäßige, harmonische Entwickelung des Menschen, besonders des Kindes, als das größte Bedürfniß unserer Zeit und als die beste Garantie einer bessern Zukunft erkannte, so wollte er diese Idee, wie sie schon auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst in die Erscheinung getreten war, auch auf dem des Lebens selbst verwirklichen und anschaulich machen, zu welchem Zweck er seinen «Dichterlyken Krans» veröffentlichte, wo «Körper, Gemüth und Geist» in der innigsten Wechselwirkung miteinander auftreten. Nachdem 1861 H. «Al de Kinderliederen» herausgegeben, erschienen 1870 seine «Volksdichten» in einer Gesammtausgabe. H. hat eine Reihe pädagogischer und gemeinnütziger Reformen in Holland angeregt und gefördert. So z. B. ging die ganze Bewegung des «Volkszang-Onderwys» von ihm aus, ebenso wie durch ihn der Turnunterricht in Holland große Ausbreitung erhielt. Ferner wirkte er vielfach für Verbesserung der Armen- und Krankenpflege. H. starb 24. Febr. 1876 zu Amsterdam; seine Leiche wurde auf seinem Landgute Abbenes (Harlemer Meer) beigesetzt und ihm daselbst ein Denkmal errichtet.

Heijn (Peter Petersen), berühmter holländ. Seeheld, geb. 1577 zu Delftshaven bei Rotterdam, aus niederm Stande, schwang sich durch seine Tapferkeit nach und nach vom Schiffsjungen bis zu den höchsten Würden empor. Als Viceadmiral der Flotte der Westindischen Compagnie schlug er die Spanier 1626 in der Allerheiligenbai, nahm 45 Schiffe derselben und brachte reiche Beute nach Holland zurück. Hierauf zum Admiral im Dienst der Compagnie ernannt, nahm er 1628 fast ohne Schwertstreich die große span. Silberflotte, deren Werth an 12 Mill. holländ. Gulden betragen haben soll, die kostbaren Waaren, welche sie führte, ungerechnet. Zur Belohnung für diese Heldenthat wurde er 1629 zum Admiral von Holland ernannt; kurze Zeit darauf fand er in einem Gefechte mit zwei aus Dünkirchen ausgelaufenen Schiffen den Tod. Sein Andenken erhält ein marmornes Grabdenkmal in der alten Kirche zu Delft.

Digitized by Google

Heiland (alte Participialform von heilen), griech. σωτήρ, d. h. Erretter, wird in der Bibel theils Gott selbst, theils und vorzugsweise Jesus genannt. Der Bedeutung nach kommt das Wort ganz mit dem Namen Jesus (s. d.) überein.

Heilbronn, Oberamts- und Handelsstadt im würtemb. Neckarkreise, in einem milden und fruchtbaren Thale, an dem hier für größere Schiffe fahrbar werdenden und von mehrern Brücken überspannten Neckar und an der Linie Bietigheim-Jagstfeld der Würtemberger Staatsbahn, von welcher hier die Kocherbahn nach Crailsheim abzweigt, ist Sitz eines Kreisgerichtshofs, eines Schwurgerichts, Oberamts, Hauptzollamts mit Freihafen, der Würtemberger Transportversicherungsgesellschaft und einer Handelskammer, hat große Kanal- und Hafenanlagen, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Frauenarbeitsschule, ein Zellengefängniß, ein Hospital und eine treffliche Quellwasserleitung. Sehenswerth sind die 1013—1529 gebaute Kilianskirche mit einem Holzschnitzaltar von Tilmann Riemenschneider (1498); das Deutschordenshaus, wo Oxenstjerna 1633 den Heilbronner Vertrag abschloß, jetzt Gerichtshof; das Rathhaus mit kunstreicher Uhr von Habrecht (1580); der Thurm, in welchem Götz von Berlichingen 1529 gefangen saß; die Synagoge und der Friedhof. Die meist evang. Einwohner, 21,208 an der Zahl (1875), treiben außer Weinbau bedeutenden Handel mit Colonialwaaren, Landesproducten, Holz und Kohlen, welcher außer der Eisenbahn auch durch die Kettenschleppschifffahrt, durch Woll-, Rinden-, Leder-, Wein- und Viehmärkte gefördert wird. Die Fabriken liefern namentlich Papier, Zucker, Essig, Bleiweiß, Bleizucker, Stearin, Seife, Gipsmehl, Farbestoffe, Messerschmiede-, Stahl-, Gold-, Silber- und Eisengußwaaren, Maschinen, Kunstdünger, Taback, Tapeten, Weinsäure, Schwefelsäure, Soda, Chlorkalk, Salzsäure, Cichorien, Zwirn, Oel, Klaviere, Orgeln, Leim u. s. w. in großer Menge zur Ausfuhr. Von Vergnügungsorten sind der benachbarte Wartberg mit guter Fernsicht, das Jägerhaus in der Nähe eines großen Sandsteinbruchs und der Schweinsberg mit weiter Aussicht zu erwähnen. Schon 745 schenkte der fränk. Majordomus Karlmann eine Michaeliskirche zu Heiligbronn dem Bisthum Würzburg, und 1225 ward H. Reichsstadt. Dieselbe bewies sich durch viele Thürme, hohe Mauern und tiefe Wassergräben so fest, daß sie im Mittelalter zwar oft berannt und belagert, nie aber erobert worden ist. Im Bauernkriege 1525, im Schmalkaldischen Kriege, im Dreißigjährigen und in allen Kriegen gegen Frankreich erlitt die Stadt große Drangsale. Am 7. Sept. 1802 nahm Würtemberg von H. Besitz. Vgl. Jäger, «Geschichte von H.» (Heilbr. 1828); Kuttler, «H., seine Umgebungen und seine Geschichte» (Heilbr. 1859); die vom Königlich Würtembergischen Statistischen Bureau herausgegebene «Beschreibung des Oberamts H.» (Stuttg. 1865).

Heilbrunn, auch Oberheilbrunn, Dorf im Bezirk Tölz des bair. Regierungsbezirks Oberbaiern, 5 Kilom. nordöstlich von Benedictbeuren und 60 Kilom. südlich von München, mit der Adelheidsquelle, einer nach der Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand von Baiern benannten Mineralquelle, deren iod- und bromhaltiges Kochsalzwasser hauptsächlich zum Trinken, weniger zum Baden benutzt und weithin versandt wird. Am wirksamsten zeigt sich die Quelle bei skrofulösen Leiden, Drüsenanschwellungen, Knochenkrankheiten, Kropf und Frauenkrankheiten.

Heilgymnastik. Während das gewöhnliche Turnen die harmonische Ausbildung der Bewegungsapparate in ihrer Gesammtheit zum Ziele hat, ist die H. auf die Kräftigung einzelner Muskelgruppen gerichtet in Fällen, wo man diese zur Beseitigung von Verbildungen des Körpers (z. B. Rückgratsverkrümmung) oder zur Erhöhung der Functionen gewisser Organe (z. B. der des Unterleibs) für nöthig erachtet. Systematisch zur Anwendung gebracht wurde die H. zuerst vorzüglich durch den Schweden Ling. Diese sog. schwedische H. unterscheidet drei Arten von Bewegungen: active, bei welchen der Kranke, meist in liegender Stellung, allein die Bewegungen ausführt; halbactive oder duplicirte, bei welchen den Bewegungen des Kranken durch eine zweite Person Widerstand entgegengesetzt wird; passive, welche nicht der Kranke, sondern der Heilkünstler am Körper des Kranken vornimmt (Kneten, Klopfen, Streichen). Dieses künstliche, sich in einer oft barocken Nomenclatur bewegende System leistet indeß keineswegs mehr als das deutsche Geräth- und Freiturnen, wie es zu Heilzwecken namentlich von Schreber in Leipzig angewendet wurde. Freilich muß beim Turnen zu Heilzwecken von einem sachverständigen Arzte eine passende Auswahl der Bewegungen getroffen werden. Von wirklichem Nutzen ist die H. bei Verbildungen nur in den Fällen, in welchen das Knochengerüst (z. B. die Wirbelsäule) noch nicht wesentlich betheiligt ist, und wo die Verbildung des Körpers nur in einer angewöhnten fehlerhaften Körperhaltung liegt. (S. Orthopädie.)

Heilig ist abgeleitet von Heil, welches Wort den Begriff der Unverletzlichkeit und des vollendet guten Zustandes in sich schließt. In der biblischen und kirchlichen Sprache ist es Ueber-

Digitized by Google

setzung des hebr. Wortes kadosch, welches das vom gemeinen Gebrauche des Lebens Ausgesonderte und dem Dienste Gottes Geweihte bezeichnet und ebenso wol von Dingen als von Personen gebraucht wird. Das spätere Judenthum bezeichnete mit dem Ausdrucke Heilige (hagioi) die Propheten und Gerechten des Alten Testaments; dagegen hießen nach neutestamentlichem Sprachgebrauche so die an Jesum Gläubigen, weil sie durch Christus dem Reiche der Welt entnommen und in das Reich Gottes versetzt, Gott zugeeignet und infolge dessen auch vom Heiligen Geiste (s. d.), als dem Principe des neuen religiös-sittlichen Lebens, ergriffen worden sind. Die Heiligung nach ihrer subjectiven Seite ist im Neuen Testamente zunächst Sündenvergebung (Reinigung von der Schuld) und erst abgeleiteter Weise wirklich sittliche Erneuerung. Allmählich fing man dann auch in der christl. Kirche an, das Prädicat «heilig», welches ursprünglich allen Christen ohne Unterschied zukam, vorzugsweise solchen Männern beizulegen, welche durch besondere Geistesausrüstung und Glaubenskraft vor andern sich auszeichneten. So begann man von heil. Aposteln und Evangelisten, aber seit Ende des 2. Jahrh. auch schon von heil. Bischöfen zu sprechen, sofern man annahm, daß dieselben den Heiligen Geist in besonders hohem Maße besessen hätten. Besonders aber hießen die Märtyrer, diese Heroen der Christenheit, heilig, und schon um die Mitte des 3. Jahrh. galt der Märtyrertod als das sicherste Mittel, sich von allen Sünden zu reinigen, die Märtyrer selbst aber als mit besondern Vorrechten im Gottesreich ausgerüstet. Zu der alten Idee von der Kraft der Fürbitte der Märtyrer brachte schon Origenes die Meinung, daß man ihnen auch seine Wünsche kund geben könne, daß die Fürbitte der verklärten Heiligen eine große Kraft besitze, andern die Vergebung der Sünden zu verschaffen. So entwickelte sich jetzt schon ein umfassender Heiligendienst oder Cultus der Heiligen (Hagiolatrie), der in der Ansicht wurzelte, daß der Mensch himmlischer Fürsprecher bedürfe. Dessenungeachtet wurde noch bis in das 5. Jahrh. für die verstorbenen Heiligen gebetet; dann aber gab man ein solches Gebet als unschicklich ganz auf. Noch Augustinus hatte darauf hingewiesen, daß die sittliche Nacheiferung der Heiligen als die Hauptsache des Heiligendienstes zu betrachten sei. Aber schon waren die Vorstellungen von der Wirksamkeit der Heiligen und deren Fürsprache dahin gediehen, daß man ihre Verehrung, ja selbst die ihrer Reliquien als ein Mittel zur Sündenvergebung und Tugend betrachtete. Redner und Dichter schilderten die Macht und Herrlichkeit der Heiligen in den stärksten Farben, bezeichneten sie als Diener, Freunde und Vertraute Gottes, als Beschützer des menschlichen Geschlechts, als unsichtbare, überall gegenwärtige Helfer aller geistigen und leiblichen Noth. Die Kirchen, unter deren Altären die Leiber oder Reliquien der Heiligen sich befanden, wurden denselben geweiht, und wie man früher Götter und Heroen zu Patronen erwählte, so suchte man jetzt als solche Heilige aus. Bald hatte jede Stadt, jede Gemeinde ihren eigenen Schutzheiligen. Von der wunderthätigen Kraft der Gebeine und Reliquien kamen die seltsamsten Sagen in Umlauf. Durch Gregor d. Gr. wurde die Verehrung der Reliquien immer mehr der Haupttheil des Heiligendienstes; die sittliche Seite desselben trat ganz zurück. Die Wundersucht bildete die Heiligensage immer weiter aus, schmückte das Leben der alten Märtyrer, von denen man kaum die Namen kannte, und der neuen Heiligen reichlich mit Wundererzählungen der unglaublichsten Art.

Seit dem 9. Jahrh. war der Gottesdienst in dem Heiligendienste völlig aufgegangen. Obschon eine Synode zu Frankfurt a. M. (794) die Anrufung neuer Heiligen verboten und Karl d. Gr. dieses Verbot selbst verschärft hatte (805), wurden doch fortwährend alte Heilige entdeckt und neue ernannt. Die Bischöfe, denen noch das Recht zustand, in ihrem Sprengel heilig zu sprechen, machten namentlich Mönche zu Heiligen, eröffneten dadurch besonders den Klöstern eine reiche Quelle von Reichthümern, riefen aber auch zugleich in jenen oft solche Unordnungen hervor, daß sich strenge Aebte alle Wunder der Heiligen verbaten. Das erste Beispiel einer päpstl. Heiligsprechung gab Johann XV. (993). Erst Alexander III. erklärte sie für ein ausschließliches Recht des päpstl. Stuhls (1170) und nannte sie zuerst Kanonisation (s. d.), die aber gewöhnlich erst lange nach der Beatification oder Seligsprechung (s. d.) erfolgte. Mancher blieb auch nur selig, ohne heilig gesprochen zu werden. Die Form der Heiligenverehrung wurde schon durch Gregor III. in dem «Oratorium in honorem omnium sanctorum» vorgezeichnet. Dieselbe besteht noch jetzt theils in der Feier eines besondern, jedem Heiligen geweihten Festtags, theils in Kniebeugung und Gebet vor seinem Bilde oder seinen Reliquien. Doch unterscheidet die kath. Kirche zwischen Anbetung (latria), die nur Gott und Christo zukomme, und der Verehrung (dulia), welche den Heiligen in der angegebenen Weise gebühre. Wol aber ruft man die Fürbitte der Heiligen an, wählt sie zu Schutzpatronen der Einzelnen wie ganzer Länder, Orte und Genossenschaften und erwartet von besondern Heiligen noch besondere Hülfsleistungen

Digitized by Google

in besondern Nöthen. Aus der Lehre der kath. Kirche, daß sie im Besitze der überflüssigen Verdienste der Heiligen sei, ist der Gebrauch des Ablasses (s. d.) entstanden.

Opposition gegen den Heiligendienst tritt zuerst vereinzelt seit dem 12. und 13. Jahrh. auf. Danach bekämpfte die humanistische Richtung des 14. und 15. Jahrh. die Heiligen und den Dienst derselben mit den Waffen der Wissenschaft und oft beißender Satire. Die Reformation des 16. Jahrh. aber verwarf ihre Anrufung und Verehrung als Schmälerung des Verdienstes Christi, des alleinigen Mittlers, und als pelagianischen, die Möglichkeit sündloser Vollkommenheit für die Menschen voraussetzenden Irrthum. Höchstens zur Stärkung des Glaubens sei es nützlich, das Andenken der Heiligen zu bewahren. Seitdem geriethen in der prot. Kirche die Heiligentage in Vergessenheit, die Heiligenbilder und Reliquien verschwanden aus den Gotteshäusern, auch das Wort «heilig», das im mittelalterlichen Sprachgebrauche längst die Nebenbedeutung vollkommener Tugend erhalten hatte, wurde auf Menschen von den strengern Protestanten nicht mehr angewendet. Während die Katholiken außer der Schar von Heiligen noch eine heil. Jungfrau, einen heil. Vater, eine heil. Kirche, einen allerheiligsten Glauben u. s. w. haben, wußten die Protestanten nur von einer heiligen, d. h. vom Heiligen Geiste eingegebenen Schrift und bezogen den Ausdruck «heilige allgemeine Kirche» im apostolischen Glaubensbekenntniß auf die unsichtbare Kirche oder die Gemeinschaft der Gläubigen, die sich erst am Jüngsten Tage vollenden werde. Erst die modernste Orthodoxie redet wieder mit Vorliebe von heil. Aposteln, heil. Kirchenvätern und Märtyrern, einer heil. (lutherischen) Kirche u. s. w.

Heiligbutt, Fischart, s. Scholle.

Heilige Allianz nennt man das internationale Bündniß, dessen Idee wahrscheinlich zuerst vom Kaiser Alexander I. von Rußland gefaßt, und das dann von diesem, dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen zu Paris durch die Acte vom 26. Sept. 1815 mittels eigenhändiger Unterschrift vollzogen, 1816 vom Kaiser von Rußland öffentlich bekannt gemacht und nach und nach durch den Beitritt aller damals lebenden christl. Monarchen, mit Ausnahme des Papstes und des Prinz-Regenten von England, verstärkt wurde. Auch letzterer versicherte seine persönliche Billigung des Bundes, wurde aber vom Beitritt durch constitutionelle Bedenken abgehalten. Die Acte trug indessen mehr den Charakter einer Declaration als eines Staatsvertrags. Auch hat sie durch Nichterneuerung von seiten der Nachfolger die positiv rechtliche Bedeutung verloren, die sie etwa ansprechen mochte. In der Urkunde selbst sicherten die Monarchen sich gegenseitige Bruderliebe, Hülfe und Beistand zu und erklärten, daß sie die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht erhalten wollten. Bei dem Ganzen handelte es sich wesentlich um das öffentliche Anerkennen einer sittlichen Verpflichtung und Gesinnung; es waren die Fürsten persönlich, welche diese Erklärungen erließen und denselben beitraten; auch sollten dieselben nur ihre persönliche Gesinnung ausdrücken. Gewiß lag dem Ganzen eine edle, humane Idee zu Grunde; doch nöthigten zu der allgemeinen Friedenspolitik, wie sie seit 1815 herrschte, noch andere Impulse, Kräfte und Verhältnisse. So hat der Bund nur eine sehr geringe Wirksamkeit auf das äußere wie innere Staatsleben der sog. Restaurationsepoche ausgeübt und wird mit Unrecht zur eigentlichen Quelle der freiheitsfeindlichen Strömung der Restaurationszeit gemacht.

Heilige drei Könige, s. Drei Könige.

Heilige Familie heißt in der Kunstgeschichte jede Darstellung des Christuskindes und seiner Angehörigen. Das frühere Mittelalter, dessen erster Kunstzweck die Erweckung der Andacht war, begnügte sich meist mit der Madonna und dem Kinde. Erst als ein episches Interesse in die Kunst eindrang, erweiterte sich der Kreis der Heiligen Familie auch auf Joseph, Elisabeth, die heil. Anna (die Mutter der Maria) und Johannes den Täufer. Am ausgedehntesten haben manche altdeutsche Maler die Heilige Familie aufgefaßt, indem sie auch die zwölf Apostel als Kinder und Jugendgespielen Christi sammt den Müttern, welche ihnen die Legende zutheilt, hinzufügten. Die ital. Schule hat in ihrem großartigen Sinne für Inhalt und Composition der Gruppe zuerst erkannt, wie viele Figuren dieselbe enthalten kann, wenn das Interesse ein ungetheiltes bleiben und auf einer Figur, sei es die Madonna oder das Kind, sich concentriren soll. Zwei Maler beherrschen diesen ganzen Kreis von Darstellungen: Leonardo da Vinci und Rafael. Ersterer hat den Joseph meist weggelassen, aber die heil. Anna und den kleinen Johannes mit seinem Lamm oder auch Engelsfiguren beigegeben und so den Gegensatz zur höchsten Anmuth und Lieblichkeit nicht in eine kräftige Mannsgestalt, sondern etwa in den dunkeln landschaftlichen Grund verlegt, wie z. B. in der Vierge aux rochers und in der Vierge aux balances. Völlig weltlich, aber von der größten Lieblichkeit ist seine heil. Anna, auf deren Schos Maria sitzt, das schalkhaft sich umwendende Kind fassend. Solche Darstellungen heißen Metterzia

Digitized by Google

(Selbdritt). Rafael hat vielleicht die reichste Abstufung. Auf der Grenze des bloßen Madonnabildes stehen seine Belle Jardinière und die Madonna del cardellino, wo außer Maria nur die beiden Kinder Christus und Johannes dargestellt sind. Dann folgt die Heilige Familie in der münchener Pinakothek, die als der Haupttypus der Gattung gelten mag und in symmetrisch-dreieckiger Gruppe die beiden Kinder, von ihren halb sitzenden, halb knienden Müttern gehalten, und drüber den auf einen Stab gestützten Joseph darstellt. Endlich hat Rafael in der großen Madonna Franz' I. (im Louvre) in völlig freier Auffassung vielleicht das Höchste in diesem Darstellungskreise geleistet. Das Kind steht in der Wiege aufrecht und neigt sich gegen die ausgebreiteten Arme der Maria; Elisabeth hält den kleinen, das Kind anbetenden Johannes. Ueber der Maria streut ein Engel Blumen aus, während ein anderer daneben kniet; denkend steht Joseph daneben. Es ist charakteristisch für die mittelalterliche Auffassung der Maria, daß Joseph immer als betagter Mann neben der jugendlichen Schönheit der Maria auftritt.

Heiligenblut, das höchste Dorf im österr. Herzogthum Kärnten, Bezirk Spittal, Gericht Winklern, im obern Möllthale, 1295 Mt. über dem Meere, am südöstl. Fuße des Großglockners (s. Glockner), der von hier aus wiederholt bestiegen wurde. Der Ort zählt 945 E. und hat eine große Kirche aus dem 13. Jahrh., welche wegen eines vom heil. Briccius aus Konstantinopel mitgebrachten Fläschchens mit angeblichem Blute Christi das Ziel vieler Wallfahrer ist. Bei H. befinden sich die Ruine Kirchheimeck, nach welcher das obere Möllthal auch Kirchheimthal heißt, und mehrere Wasserfälle, wie der Möllfall, der großartige Gößnitzfall, der schöne Leiterfall, der Gießbachfall u. a. Vielbesuchte Punkte sind ferner die Franz-Josephs-Höhe und der Pasterzengletscher. Mit dem Unter-Pinzgau ist H. durch die Bergpässe der Pfandelscharte 2654 Mt., des Hochthors 2606 Mt. und der H.-Raurisertauern 2547 Mt. verbunden; thalabwärts führt eine Fahrstraße nach dem 22 Kilom. südlich von H. gelegenen Gerichtsort Winklern und über den Iselsberg 1260 Mt. zur Station Dölsach der Linie Franzensfeste-Villach.

Heiligendamm, Ostseebad, s. Doberan.

Heiligenschein oder Glorie nennt man in der christl. Kunst den Glanzkreis, mit welchem die Maler und Bildhauer entweder den ganzen Körper oder das Haupt göttlicher und heiliger Personen, denen dies zur Charakteristik dient, umgeben. Liegt dieses Attribut nur um den Kopf, so pflegt man es Nimbus, liegt es um den ganzen Körper, Aureole zu nennen. Doch nimmt man es mit dieser Unterscheidung nicht so genau. Die christl. Ikonographie gibt die Aureole nur den göttlichen Personen der Dreieinigkeit, bisweilen der Madonna, namentlich bei der Himmelfahrt. Der Nimbus hat die verschiedensten Formen: er erscheint zirkelrund, dreieckig, viereckig, mit Flammen und Strahlen. Bisweilen ist er in der Malerei wie im Strahlenschein gegeben, der sich nach außen ohne scharfen Umriß verliert; mitunter streng peripherisirt, bisweilen nur in der Umrißlinie angedeutet, bisweilen in elliptischer Form über dem Haupte schwebend. Charakteristisches Zeichen für die Göttlichkeit ist das Kreuz im Nimbus. Außer der Gottheit kommt er den Engeln, den Propheten, der Jungfrau Maria, den Aposteln und Heiligen zu und hatte sonst nach den verschiedenen Personen verschiedene fest bestimmte Formen.

Heiligenstadt, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, früher die Hauptstadt des kurmainzischen Eichsfeldes, an der Leine und der Bahnlinie Halle-Münden, ist Sitz eines Kreisgerichts und eines Landrathamts, beide im ehemaligen Schlosse des kurmainzischen Statthalters, hat drei Kirchen, worunter die Liebfrauenkirche mit der goth. Annenkapelle sich auszeichnet, drei Kapellen, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar mit einer Präparandenanstalt, eine Bürgerschule, ein Krankenhaus und zählt (1875) 5201 E., welche Ackerbau treiben, Cigarrenfabriken, eine Dampfpapiermühle, eine Nadelfabrik und eine mechan. Weberei unterhalten. — Der Kreis H. zählt auf 433,5 QKilom. (1875) 37,946 E.

Heiliger Abend ist in einem großen Theile von Deutschland die Bezeichnung für den Tag vor einem hohen kirchlichen Feste, insbesondere vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, und zwar vorzugsweise der 24. Dec., der Tag vor Weihnachten (Weihnachts-Heiliger-Abend). In England wird der 31. Oct., der Tag vor Allerheiligen, Holy Eve genannt.

Heiliger Geist. Das Alte Testament bezeichnet mit dem Ausdrucke Geist Gottes oder Geist des Herrn den lebendig machenden Hauch oder Odem Gottes, danach im übertragenen Sinne die aus Gott auf die Menschen übergehende geistige Kraft, welche die Quelle der prophetischen Erkenntniß und alles höhern geistigen und sittlichen Lebens in den Menschen ist. Im spätern Judenthum wird der Geist Gottes immer mehr als die Offenbarungsseite des an sich schlechthin überweltlichen göttlichen Wesens gedacht, ja geradezu poetisch personificirt, ohne daß man jedoch darum an eine wirkliche göttliche Person im dogmatischen Sinne zu denken

Digitized by Google

hätte. Mit der Vorstellung vom göttlichen Geiste wechselt in der nachexilischen Zeit die von der göttlichen Weisheit, dem Schöpferwort und der Herrlichkeit Gottes, welche sämmtlich die Offenbarungsthätigkeit Gottes von verschiedenen Seiten her bezeichnen. Wenn im Alten Testament besonders die prophetische Begeisterung auf den Geist Gottes zurückgeführt wurde, so sah die älteste judenchristl. Anschauung in der Ausrüstung mit dem «Geiste ohne Maß» das specifische Merkmal des Messias. Sofern der Messias durch diesen Geist zum Dienste Gottes ausgesondert und geweiht war, erhielt der Messiasgeist vorzugsweise das Prädicat «heiliger» Geist (πνεῦμα ἅγιον). Nach der ursprünglichen einfachsten Vorstellung kam der Heilige Geist auf den natürlich erzeugten Menschen Jesus bei der Taufe in Gestalt einer Taube, dem Symbol der Reinheit, herab und machte ihn dadurch tüchtig für seinen messianischen Beruf. Nach Paulus ist der Heilige Geist das substantielle Wesen des Sohnes Gottes überhaupt, die irdische Menschheit nur seine angenommene Hülle, um die Sünde im Fleische zu ertödten, daher der Gekreuzigte in Kraft dieses Lebensgeistes von neuem erweckt wird und nun auch den Seinen den Heiligen Geist und durch denselben die Auferstehung von den Todten mitzutheilen im Stande ist. Die judenchristl. Vorstellung dagegen läßt den Heiligen Geist in dem Menschen Jesus nur als in seinem Gefäße in unermeßlicher Fülle wohnen. Letztere Ansicht steigerte sich weiter zu der Vorstellung von der übernatürlichen Erzeugung der im übrigen noch immer wesentlich menschlich gedachten Person Jesu durch den Heiligen Geist, wogegen die paulinische Anschauung den Sohn Gottes als den in persönlicher Einheit zusammengefaßten Heiligen Geist nothwendig vorweltlich dachte und als das himmlische Urbild der vollkommenen Menschheit beschrieb. Beide Vorstellungsreihen wurden in der kirchlichen Lehre des 2. Jahrh. ebenso verbunden, wie im Matthäus-Evangelium die Empfängniß vom Heiligen Geiste und die Herabkunft desselben auf Jesus bei der Taufe nebeneinander hergehen. Neben der Lehre vom göttlichen Geiste als dem übermenschlichen Princip in Christi Person bildete sich unter alexandrinischem Einflusse die verwandte Vorstellung vom ewigen göttlichen Wort (dem Logos), welches die Welt geschaffen habe und in Jesu Fleisch geworden sei. Da beide Lehrweisen nicht wesentlich unterschieden waren, so konnten viele Kirchenlehrer des 2. Jahrh. den Logos und Pneuma als gleichbedeutende Ausdrücke für das Göttliche in Jesu gebrauchen. Ursprünglich waren weder der Logos noch das Pneuma streng persönlich gedacht, aber als ersterer immer allgemeiner zur Bezeichnung der vorweltlichen Persönlichkeit Christi verwendet wurde, begann man den Heiligen Geist vorzugsweise als das übernatürliche Princip alles höhern göttlichen Lebens in den Gläubigen zu betrachten. Anlaß hierzu gab vorzugsweise das vierte Evangelium, nach welchem Jesus als der vom Himmel gekommene und wieder zum Vater zurückkehrende göttliche Logos den Seinen nach seinem Scheiden den Heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, als den Beistand (Parakleten) verheißt, der sie in alle Wahrheit leiten und ihnen das lehren solle, was sie jetzt noch nicht zu verstehen vermöchten. Aber schon in der Anschauung des Urchristenthums ist es der Heilige Geist, welcher den Glauben erweckt, die Gläubigen von der Sünde reinigt, sie als Gereinigte Gott zueignet und mit neuen Kräften des sittlichen Lebens erfüllt. Derselbe wird vorgestellt als eine objective, über dem Menschen waltende und von oben her über ihn kommende Macht, ohne daß jedoch die gelegentlich vorkommende Personification des Heiligen Geistes dogmatisch zu nehmen wäre. Als das die Gläubigen aus der Welt aussondernde und Gott zueignende Princip ward der Heilige Geist in der Taufformel Matth. 28, 19 vom Vater und Sohn noch unterschieden. Die Summe des christl. Bewußtseins ist hier in dem Glauben an Gott den Vater, an Jesum Christum, den Sohn Gottes, unsern Erlöser, und an den Heiligen Geist als die in den Gläubigen waltende Gottesmacht zusammengefaßt. Als Person war der Heilige Geist auch in dieser Zusammenstellung noch nicht verstanden.

Erst die Gnostiker des 2. Jahrh. räumten dem Heiligen Geist eine Stelle unter ihren mythol. Gestalten ein, in welche sich für sie die göttliche Wesensfülle auseinanderlegte (Äonen), und in judenchristl. Kreisen fand sich die Auffassung vor, daß der Heilige Geist ein Engelwesen sei, obwol daneben wieder die Engelwelt nur als die Auseinanderfaltung des im Heiligen Geiste zur Einheit zusammengefaßten göttlichen Wesens erscheint. Die Montanisten endlich bezeichneten den Heiligen Geist oder den Parakleten als den vom göttlichen Logos immer schärfer unterschiedenen Urheber der neuen Prophetie, welche der Montanismus verkündigte, und als das die Kirche über die Gottesoffenbarung in der Apostelzeit noch hinaus zur Periode der männlichen Reife führende Princip. So wurde der Heilige Geist seit dem Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh. auch von rechtgläubigen Kirchenlehrern, wie Irenäus, Tertullian, Origenes, immer allgemeiner als ein besonderes, vom Logos unterschiedenes Subject gefaßt. Das

Digitized by Google

Verhältniß der drei Personen zueinander aber ward in der Weise strenger Unterordnung gedacht, der Heilige Geist insbesondere als hervorgebracht durch den Sohn und geringer als dieser. Nähere Bestimmungen blieben bis zum Ende des 4. Jahrh. der Freiheit der einzelnen Kirchenlehrer überlassen. Erst als die volle Gottheit des Sohnes und dessen Wesensgleichheit mit dem Vater kirchlich festgestellt worden war, forderte die Consequenz des kirchlichen Dogmas, Gleiches auch vom Heiligen Geiste auszusagen. Während das Concil zu Nicäa (325) noch gar nichts Näheres über den Heiligen Geist festgestellt hatte, entspann sich 50 Jahre später ein heftiger Streit über die Ansicht des Patriarchen Macedonius von Konstantinopel, daß der Heilige Geist nicht Gott, wie der Sohn, daher auch nicht «Herr» genannt oder göttlich verehrt werden dürfe, sondern ein Geschöpf und Diener des Vaters sei. Von den angesehensten Kirchenlehrern der Zeit, einem Athanasius, Basilius d. Gr., Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz als «Streiter wider den Heiligen Geist» (Pneumatomachen) bekämpft, wurden die Anhänger des Macedonius auf der Synode zu Konstantinopel (381) auch kirchlich verdammt. Dafür bestimmte die Synode, der Geist sei «Herr», lebendigmachend, vom Vater ausgegangen und ebenso wie der Vater anzubeten und zu verehren. Die Benennung «Gott» und das Prädicat der Wesensgleichheit mit Vater und Sohn wagte selbst diese Synode dem Geiste noch nicht zu geben, doch wurde beides schon damals als rechtgläubige Meinung betrachtet. Ihren letzten Abschluß erhielt die orthodoxe Lehre vom Heiligen Geiste im Abendlande durch den zuerst von Augustin ausgesprochenen Satz, daß der Heilige Geist auch vom Sohne ausgehe. Auf der Synode zu Toledo (589) kam jene Annahme zuerst in den lat. Text des zu Konstantinopel abgefaßten Glaubensbekenntnisses, in welchem man die Worte «qui ex patre procedit» mit dem Zusatze «filioque» hinter «patre» vermehrte. Dieser Zusatz ging dann auch in das Athanasianische Glaubensbekenntniß über, in welchem es heißt: «Spiritus sanctus a patre et filio procedens». Dieses Ausgehen aber dachte man sich als ein Aushauchen des Vaters und Sohnes (spiratio activa), im Gegensatze zu der Zeugung des Sohnes vom Vater. Noch Papst Leo III. hatte (809) Bedenken getragen, den Zusatz zum Symbol kirchlich anzuerkennen; aber in der Folgezeit ward er einer der Streitpunkte zwischen der röm. und griech. Kirche. Photius, Patriarch von Konstantinopel, erhob zuerst (867) gegen die abendländ. Kirche die Anklage der Verfälschung des Glaubens, die, seitdem von den Griechen immer aufs neue wiederholt, im 11. Jahrh. ein Hauptanlaß zur Kirchenspaltung wurde. Die Abendländer rühmten sich zwar, die Griechen auf den Synoden zu Lyon (1274) und Florenz (1439) zur röm. Vorstellung bekehrt zu haben, aber schon 1443 verdammten die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem die Synode zu Florenz auf einem Concil zu Jerusalem. Hierbei blieb die orthodox.-griech. Kirche stehen; sie lehrt noch gegenwärtig, daß der Heilige Geist nur vom Vater ausgehe. Dagegen ist die Vorstellung der lat. Kirche auch zu den Protestanten übergegangen. In der kirchlichen Dogmatik ist die Lehre vom Heiligen Geiste ziemlich vernachlässigt. Dieselbe schreibt ihm eine Reihe von Wirkungen (Berufung, Erleuchtung, Heiligung u. s. w.) zu, welche jedoch gewöhnlich in dem Kapitel von den göttlichen Gnadenwirkungen behandelt werden. Speciell des Heiligen Geistes wurde fast nur in den Lehren von der buchstäblichen Eingebung der Heiligen Schrift durch den Heiligen Geist und von dem sog. testimonium Spiritus Sancti internum gedacht, worunter man früher die unmittelbar göttliche Beglaubigung der Wahrheit des Evangeliums im Menschengemüth, später die auf wunderbare Weise vom Heiligen Geiste gewirkte Ueberzeugung vom göttlichen Ursprunge der Bibel verstand.

Von der seit Mitte des 18. Jahrh. erwachten Kritik ward auch die orthodoxe Lehre vom Heiligen Geiste immer entschiedener bestritten. Während der Supranaturalismus zu den unbestimmten Ausdrücken der ältern Väter zurückkehrte, bekämpfte der Rationalismus die Persönlichkeit des Heiligen Geistes überhaupt mit philos. und exegetischen Gründen und sah in ihm nur die unpersönliche göttliche Kraft, welche uns sittlich erneuert. Diesen religiösen Gehalt in der Lehre vom Heiligen Geiste hob zuerst Schleiermacher wieder hervor, welcher denselben als den christl. Gemeingeist oder als die die Gemeinschaft der Gläubigen beseelende und in alle Wahrheit leitende göttliche Lebensmacht beschrieb. Der speculative Gehalt der Lehre vom Heiligen Geiste wurde durch die Hegel'sche Philosophie dahin bestimmt, daß der in der Welt oder dem Sohne, als dem Gebiete des Endlichen, objectivirte Gedanke im endlichen Geiste sich auch für das subjective Bewußtsein erschlossen und dadurch erst als die absolute Idee vollkommen verwirklicht habe, daher das im Reiche des Vaters nur an sich gesetzte, im Reiche des Sohnes gleichsam seines ewigen Wesens entäußerte Göttliche im Reiche des Geistes oder in dem völlig geistig gewordenen religiösen Bewußtsein der Gemeinde zu seiner vollen concreten Offenbarung

Digitized by Google

gekommen sei. Gott als absoluter Geist ist hiernach der im Bewußtsein der endlichen Geister gegenwärtige Gott. Neuere speculative Theologen sind seitdem bemüht gewesen, den Heiligen Geist zwar nicht als eine Person, aber doch als eine besondere Existenzweise des innergöttlichen Lebens selbst zu beschreiben und die Persönlichkeit Gottes erst als im Moment des Geistes wahrhaft vollzogen zu denken. Da jedoch das innergöttliche Leben für die religiöse Betrachtung nur Bedeutung erhält, sofern es sich an und in uns offenbart, so sieht die freie Theologie der Gegenwart, im Anschluß an Schleiermacher's und Hegel's Ideen, im Heiligen Geiste Gott selbst, sofern er als absoluter Geist im religiös-sittlichen Leben der Gemeinde sich wirksam erweist, oder das über das fromme Selbstbewußtsein übergreifende und demnach als die Macht der religiösen Idee demselben wahrhaft innewohnende, es erfüllende und bewegende Göttliche selbst. Die restaurirte Orthodoxie der Gegenwart ist jedoch auch hier zu den dogmatischen Bestimmungen der altprot. Kirchenlehre zurückgekehrt.

Heiliges Grab nennt man das in den Evangelien erwähnte Felsengrab des Joseph von Arimathia außerhalb Jerusalem, in welches Jesus Christus nach seiner Kreuzigung gelegt wurde und dessen religiöse Bedeutung auf dem an dasselbe geknüpften christl. Dogma der Auferstehung beruht. Als nach der Zerstörung durch Titus Jerusalem unter dem Namen Aelia Capitolina wieder aufgebaut worden war, zeigte man im Innern der damaligen Stadt einen künstlich aufgetragenen Hügel, der über der Stelle der heiligen Passion errichtet worden sein sollte und wahrscheinlich schon bei den Christen jener Zeit den Namen Monticulus Golgatha führte. Kaiser Konstantin ließ 326 den Hügel wegräumen und über einem unter demselben aufgedeckten Felsengrabe, welches man nicht anstand, für das authentische Grab des Heilands zu halten, eine Grabrotunde mit sich östlich ihr anschließender Basilika aufführen. Das Grab selbst wurde zu einer in der Mitte der Rotunde freistehenden Kapelle ausgearbeitet. Zu der ursprünglichen Bauanlage gehörte auch die Krypte der heil. Helena und die Kreuzauffindungskapelle. Dagegen scheint die Emporkirche des sog. Calvarienbergs, in welchem die alte Benennung Monticulus Golgatha fortlebt, erst später hinzugefügt worden zu sein. Im J. 614 wurde der Konstantinische Bau von den Persern zerstört, aber noch vor der 22 Jahre später erfolgten mohammed. Eroberung durch einen Mönch Namens Modestus als vier getrennte Kirchen wieder aufgeführt. Eine abermalige theilweise Zerstörung fand 1011 unter dem Khalifen Hakim-biemrillah statt. Die Kreuzfahrer waren besonders bemüht, dem Heiligthum, zu dessen Befreiung sie ausgezogen, eine glänzende Ausstattung zu geben. Die ansehnliche Kirche, welche, die vier Gotteshäuser des Modestus wieder zusammenfassend, sich noch heute über der Stelle erhebt, ein durch das Flickwerk späterer Jahrhunderte vielfach entstellter roman. Kunstbau, wurde von ihnen unter theilweiser Benutzung der Konstantinischen Grundmauern errichtet. Die Grabkapelle selbst zerfällt in zwei hintereinander gelegene Gemächer, deren äußeres, geräumigeres dem Vestibulum, das innere der Todtenkammer der jüd. Felsengräber entspricht. Letztere ist 2 Mt. breit und 2,5 Mt. lang. An der nördl. Längsseite befindet sich eine 1 Mt. breite und ebenso hohe Marmorbank, das Leichenbett, über welchem eine Menge silberner Kirchenlampen stets brennend erhalten werden. Nach dem Grabe sind die Kreuzigungsstätte auf dem Calvarienberge, der Salbungsstein, die Stelle der Kreuzauffindung, das Gefängniß Christi und der in der Chorkapelle der Griechen gezeigte Nabel der Erde besonders werthgehaltene Heiligthümer des Gebäudes. Das Heilige Grab und seine Kirche bildet ein Condominium, an welchem neben drei reichen und mächtigen Confessionen, nämlich den Lateinern, den Griechen und den Armeniern, drei arme und einflußlose, die Jakobitischen Syrier, die Kopten und die Abessinier, Antheil haben. Die Modalität des Besitzes ist sehr verwickelt und gibt häufig zu Streitigkeiten unter den verschiedenen Mitberechtigten Anlaß. Aus solchen Streitigkeiten entwickelte sich durch die Parteinahme Frankreichs für die Lateiner und Rußlands für die Griechen der folgenschwere Krimkrieg. Die Echtheit der Stätte des Heiligen Grabes ist vielfach bestritten worden; doch mag ihre topogr.-histor. Möglichkeit zugegeben werden.

Heiligkeit (Sanctitas sua) ist das Prädicat des Papstes, welcher als das Oberhaupt der röm.-kath. Kirche Allerheiligster Vater in Christo (Sanctissime Pater in der Anrede, Sanctitas Vestra im Context) genannt wird.

Heilkunde oder Heilkunst, s. Medicin.

Heilsberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Königsberg in der preuß. Provinz Preußen, 62 Kilom. im Süden von Königsberg, an der Alle, ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Landraths- und eines Domänenamts. Der Ort hat eine evang. und zwei kath. Kirchen und zählt 5770 E. (1875), welche Tuch, Garn und Zwirn fabriciren, Färbereien, Zeugdruckereien und

Digitized by Google

Bierbrauereien unterhalten und auch Handel treiben. Das Schloß zu H. war ehemals Residenz des Bischofs von Ermeland. H. ist durch die Schlacht denkwürdig, welche hier 10. Juni 1807 von den Franzosen unter Soult gegen die Russen unter Bennigsen angefangen, aber, da ihr rechter Flügel umgangen war, abgebrochen wurde, jedoch die Räumung des russ. Lagers zur Folge hatte. — Der Kreis H. zählt (1875) auf 1095,5 QKilom. 53,947 E.

Heilsbronn oder **Kloster-Heilsbronn**, Marktflecken mit 1000 E. und Hauptort des gleichnamigen Bezirksamts und Landgerichts im bair. Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Schwabach und der bair. Staatsbahn Crailsheim-Fürth gelegen, verdankt seinen Ursprung dem daselbst 1132 vom Bischof Otto von Bamberg gestifteten Cistercienser-Mönchskloster, welches gleich anfangs die benachbarten Grafen von Abenberg reich dotirten und seit Anfang des 13. Jahrh. deren Erben, die hohenzoll. Burggrafen von Nürnberg, die das Vogteirecht über das Kloster erwarben und daselbst ihr Erbbegräbniß hatten, in ihre besondere Obhut nahmen. Daselbst wurden 1218—1625 zehn Burggrafen von Nürnberg, drei Kurfürsten, fünf Markgrafen von Brandenburg und außerdem viele andere ausgezeichnete Personen beigesetzt. Unter diesen durchgehends historisch interessanten Grabdenkmalen, welche Hocker im «Heilsbronnischen Antiquitätenschatz» (2 Bde., Ansb. 1731—40), später zum Theil der Freiherr von Stillfried herausgegeben und beschrieben hat, befinden sich mehrere von außerordentlichem Kunstwerth. Das Kloster wurde 1555 aufgehoben und in eine Fürstenschule umgewandelt. Jetzt sind die Klostergebäude mit Ausnahme der 1851—66 restaurirten Kirche abgetragen. Vgl. Rehm, «Gang durch und um die Münsterkirche zu Kloster H.» (Ansb. 1875); Stillfried, «Kloster H., ein Beitrag zu den hohenzoll. Forschungen» (Berl. 1877).

Heilsordnung (ordo salutis) heißt in der christl. Dogmatik die bestimmte Art und Weise, wie die Menschen durch die Gnade Gottes des durch Jesus Christus erworbenen Heils theilhaftig werden sollen. (S. Gnade). In den Symbolischen Büchern wie in den ersten dogmatischen Lehrbüchern der prot. Kirche ist die Lehre von der H. nicht für sich, sondern in den Abschnitten über die Buße, den Glauben, die guten Werke u. s. w. behandelt worden. Erst spätere Theologen, wie Baumgarten, Michaelis u. a., brauchten den Ausdruck ordo salutis und theilten die H. in gewisse Stufen, welche der Mensch zurücklegen muß, um aus einem Kinde des Zorns ein Kind der Gnade zu werden und im Stande der Gnade zur höchsten Vollendung emporzusteigen. Indessen wenn auch nicht der Ausdruck, so ist doch die Sache selbst weit älter, und schon im luth. Katechismus Art. 3 und in der Concordienformel im Artikel vom freien Willen werden die Berufung, Erleuchtung, Bekehrung, Heiligung als besondere Stufen in der H. bezeichnet. Im Unterschiede von dem religiösen Proceß, welcher in den beiden Stücken der Buße und des rechtfertigenden Glaubens besteht, bezeichnet man mit den verschiedenen Stufen der H., genau genommen, die verschiedenen Momente im Proceß der sittlichen Erneuerung des Menschen, obwol die Dogmatiker, indem sie die religiöse und die sittliche Seite der Heilsaneignung nicht immer scharf genug auseinanderhielten, gerade in diesem Lehrstücke vielfach im Unklaren geblieben sind. Die freisinnige Theologie versteht den Begriff der H. von den auf der religiösen Vollendungsstufe, wie dieselbe durch Christus offenbart worden ist, geltenden Gesetzen des religiösen Lebens und beschreibt sie als die ewig von Gott geordnete, aber erst im Christenthum geschichtlich verwirklichte Weise, der Versöhnung mit Gott und mittels derselben des ewigen Lebens theilhaftig zu werden, also im scharfen Unterschiede von der Naturordnung und moralischen Weltordnung, als den Vorstufen des religiösen Bewußtseins, die in die Vollendungsstufe übergehen müssen. Der Naturordnung entspricht die Naturreligion, der moralischen Weltordnung die Gesetzesreligion, der H. die Erlösungsreligion.

Heim (Ernst Ludw.), ausgezeichneter praktischer Arzt, geb. 22. Juli 1747 zu Solz im Herzogthum Sachsen-Meiningen, wo sein Vater, Johann Ludwig H., der Herausgeber der «Hennebergischen Chronik» (3 Bde., Meining. 1767—77), als Pastor 1785 starb, kam 1764 auf das Lyceum zu Meiningen und 1766 auf die Universität zu Halle, wo er sich der Heilkunde widmete. Er erhielt 1772 die medic. Doctorwürde gleichzeitig mit seinem Freunde Muzel, mit welchem er dann eine wissenschaftliche Reise machte, zu der Muzel's Vater, der Leibarzt Friedrich's II. war, das Geld gab. Sie besuchten Norddeutschland, Holland, wo sie längere Zeit in Leiden sich aufhielten, England und Frankreich. Nach der Rückkehr 1775 ging H. nach Berlin und von hier 1776 nach Spandau, wo er als Physikus und einige Jahre später als Kreisphysikus des Havellandes angestellt wurde. Im J. 1783 wendete er sich nach Berlin, wo er 1799 zum Geh. Hofrath ernannt wurde. Nur kurzer Zeit bedurfte es, um ihm hier unter allen Ständen Anerkennung zu verschaffen. Seine Krankenlisten, nach denen er jährlich 3—

Digitized by Google

4000 arme Kranke unentgeltlich behandelte, oft noch selbst unterstützte, bezeugten, daß menschliche Tugenden und ärztliche Vorzüge sich bei ihm in seltener Vereinigung fanden. H. starb 15. Sept. 1834. Eine Sammlung «Vermischte medic. Schriften» aus seinen Papieren veranstaltete Paetsch (Lpz. 1836). Er war der erste, der in Berlin die Kuhpocken einimpfte. In der Botanik verwendete er besondern Fleiß auf die Kenntniß der Moose. H.'s Biographie («Der alte H.», 2 Bde., Lpz. 1835; 2. Aufl. 1846) wurde von seinem Schwiegersohne Keßler verfaßt.

Heim (François Jos.), franz. Historienmaler, geb. 15. Jan. 1787 zu Belfort, trat 1803 zu Paris bei dem Maler Vincent als Lehrling ein und erhielt 1807 den großen Preis, sodaß er als Staatspensionär auf fünf Jahre nach Rom gehen konnte. Nach seiner Rückkehr verschaffte ihm auf der Ausstellung von 1812 sein Gemälde Jakob's Ankunft in Mesopotamien die goldene Medaille erster Klasse, die ihm auch 1817 für die Bilder Ptolemäus Philopator und Joseph's Rock zuerkannt wurde. Außer verschiedenen Märtyrergeschichten der nächsten Jahre malte er 1824 das Blutbad der Juden im Tempelhofe zu Jerusalem. Im J. 1827 erschien das Bild, welches Karl X. darstellt, wie er am Schlusse der Ausstellung von 1824 Belohnungen an die Künstler austheilt. Es ist dies Werk ein Meisterstück feiner, anmuthiger und geistreicher Darstellung, mit mehr als 100 Porträts, wo jede Person mit dem Stempel ihrer Originalität bezeichnet ist. Der Kupferstecher Jazet verfertigte nach diesem kostbaren Denkmal histor. Ikonographie ein großes Blatt in Aquatintamanier. Die romantischen Aesthetiker kritisirten das Werk sehr scharf, und der Künstler, ohnehin nie sehr populär, wurde geringschätzig unter die veralteten Maler der akademischen Schule gesetzt. Allein auf der Ausstellung von 1855 war er durch Bilder vertreten, welche jene Geringschätzung gründlich widerlegten. Ungeachtet der nachgedunkelten Töne, welche die Gesammthaltung seiner Gemälde theilweise entstellen, bemerkt man an denselben ein redliches Streben nach Wahrheit und eine gewissenhafte Sorgfalt für Composition. Seine Kirchenbilder leiden dagegen an einer gewissen Kälte. H. war seit 1829 Mitglied des Instituts. Er starb zu Paris 2. Oct. 1865.

Heimat nennt man denjenigen Ort, wo jemand seßhaft ist und wo ihm, wenn er sonst nirgends ein Unterkommen findet, Aufenthalt und Armenpflege gewährt werden muß. Fast alle Staaten halten gegenwärtig streng darauf, daß jedermann eine H. besitzt, welche ihn aufzunehmen verpflichtet ist. Sowol das Heimatsrecht im Staate als in der Gemeinde wird in verschiedener Weise erworben, am häufigsten durch Geburt. Eheliche Kinder erlangen durch die Geburt das Heimatsrecht des Vaters, uneheliche das der Mutter. In einzelnen Staaten, wie z. B. in Frankreich, England, Nordamerika, kommt es auch vor, daß Kinder von Ausländern das Staatsbürgerrecht durch ihre Geburt bei zufälliger Anwesenheit der Mutter im Lande erhalten. Frauen erwerben ein neues Heimatsrecht in einem Lande und in einer Gemeinde auch durch Verheirathung, wobei sie ihr bisheriges aufgeben müssen. Majorenne Staatsbürger können in einigen Ländern das Heimatsrecht in einer Gemeinde durch mehrjährigen ununterbrochenen Aufenthalt in der letztern und Theilnahme an den Gemeindelasten erlangen. Anderwärts muß dasselbe förmlich ertheilt werden, und es ist dabei nicht selten ein Einzugs-, Niederlassungs-, Bürgerrechtsgeld u. s. w. zu zahlen. Beamte sind gewöhnlich da heimatsberechtigt, wo sie angestellt sind. Ausländern wird in der Regel die Staatsangehörigkeit ausdrücklich von den Staatsbehörden im Wege der Naturalisation, und zwar nur dann gewährt, wenn der Antragsteller auf sein früheres Staatsbürgerrecht verzichtet und zugleich nachweist, daß eine inländische Gemeinde ihn aufzunehmen bereit ist. Auch erhalten Ausländer durch ihre Anstellung im Staatsdienste das Indigenat. Wer ein fremdes Staatsbürgerrecht oder Staatsamt annimmt, oder auswandert, oder sich der Ableistung der Militärpflicht entzieht, pflegt sein einheimisches Staatsbürgerrecht zu verlieren. Eine Ausnahme hiervon macht die Schweiz, welche ihren ausgewanderten Bürgern die Reservirung der Staats- und Gemeindeangehörigkeit gestattet. Die Frage, unter welchen Bedingungen das Heimatsrecht ertheilt werden soll, ist in ausgedehntester Weise erörtert worden. Während die einen die Gemeinden vor dem Zuzug Unvermögender durch strenge Bestimmungen zu schützen strebten, wollten andere nur die Niederlassung notorisch Unterstützungsbedürftiger von der Bewilligung der Gemeindebehörden abhängig machen. Mehr und mehr ist in neuerer Zeit die zweite Ansicht durchgedrungen.

Durch die auf Freizügigkeit (s. d.) und deren Correlate gerichteten Gesetze ist die Frage nach dem Heimatsrecht, welches in dem Unterstützungswohnsitz gipfelt, eine sehr brennende geworden. Daher hat die Reichsgesetzgebung das allgemeine Rechtsbewußtsein im Reiche mit der erweiterten Bewegung des öffentlichen Verkehrs über die isolirten kleinen Armenbezirke hinausgeführt, ohne das Grundprincip der zu localisirenden Armenpflege zu beseitigen. Das

Digitized by Google

Problem wird auf ein weiteres Gebiet übertragen; es handelt sich jetzt um eine principielle Ausgleichung zwischen Zugfreiheit und Armenpflege, wie sie in dem Gesetz vom 6. Juni 1870 getroffen worden ist. Nach §. 9 dieses Gesetzes wird der Unterstützungswohnsitz erworben: durch Aufenthalt, Verehelichung und Abstammung, und zwar a) durch Aufenthalt in §. 10: Wer innerhalb eines Ortsarmenverbandes nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre zwei Jahre lang ununterbrochen seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt hat, erwirbt dadurch in demselben den Unterstützungswohnsitz. b) Durch Verehelichung in §. 15: die Ehefrau theilt vom Zeitpunkte der Eheschließung an den Unterstützungswohnsitz des Mannes. Witwen und rechtskräftig geschiedene Ehefrauen behalten den bei Auflösung der Ehe gehabten Unterstützungswohnsitz so lange, bis sie denselben nach den Vorschriften des Gesetzes verloren oder einen anderweitigen Unterstützungswohnsitz (§§. 9—14) erworben haben. c) Durch Abstammung in §. 18: Eheliche und den ehelichen gesetzlich gleichstehende Kinder theilen den Unterstützungswohnsitz des Vaters so lange, bis sie denselben nach den Bestimmungen des Gesetzes verloren oder einen anderweiten erworben haben; wenn die Mutter den Vater überlebt, so theilen die Kinder den Unterstützungswohnsitz der Mutter in dem Umfange des §. 18, ebenso bei Scheidung der Ehe (§. 20). Uneheliche Kinder theilen in dem Umfange des §. 18 den Unterstützungswohnsitz der Mutter. Verlust des Unterstützungswohnsitzes tritt ein (§. 22): 1) durch Erwerbung eines anderweitigen Unterstützungswohnsitzes; 2) durch zweijährige ununterbrochene Abwesenheit nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre. Den Zweck der Uebergehung der isolirten kleinen Armenbezirke erreicht das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz durch Bildung von Orts- und Landarmenverbänden; bei Streitigkeiten unter denselben findet eine Berufung an das Bundesamt für das Heimatswesen statt (§. 42), eine ständige und collegialische Behörde, welche ihren Sitz in Berlin hat und gebührenfrei in öffentlicher Sitzung nach erfolgter Ladung und Anhörung der Parteien entscheidet. Das Erkenntniß wird schriftlich, mit Gründen versehen, den Parteien zugefertigt und ist sofort executionsfähig. Die allgemeinen rechtlichen Verhältnisse des Aufenthalts regelt das 1870 zum Reichsgesetz erklärte Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867. Vgl. Oppenheim, «Ueber Armenpflege und Heimatsrecht» (Berl. 1870); Wohlers, «Entscheidungen des Bundesamtes für das Heimatwesen» (Heft 1—7, Berl. 1873—76).

Heimburg (Gregor), einer der tüchtigsten Rechtsgelehrten und edelsten deutschen Männer seiner Zeit, geb. zu Anfang des 15. Jahrh. in Würzburg, trat zuerst auf dem Concil zu Basel auf, wo er in die Dienste des ihm befreundeten Aeneas Sylvius (nachmaligen Papstes Pius II.) trat und, wie damals auch dieser, energisch den Standpunkt des Concils gegenüber dem des Papstes vertheidigte. In Nürnberg 1433 als Syndicus angestellt, hinderte ihn dieses Amt doch nicht, an weitern und engern Händeln seines Vaterlandes theilzunehmen und in den Diensten verschiedener Fürsten zu arbeiten, die ihn sich für ihre Angelegenheiten von Nürnberg geradezu «liehen». So hatte er im Zusammenhange mit seiner Thätigkeit bei dem baseler Concil einen bedeutenden Antheil an der Neutralitätserklärung der deutschen Kirche in dem fortdauernden Streite zwischen dem Concil und Papst Eugen IV. am 17. März 1438; ferner war er ein Mitglied der kurfürstl. Gesandtschaft an Papst Eugen IV. im J. 1446, welche die Wiedereinsetzung der vom Papste wegen ihrer Hinneigung zu dem Gegenpapst Felix V. abgesetzten Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier bewirken sollte. Auf dem Tage von Wienerisch-Neustadt 1452 vertrat er die Rechte der Stadt Nürnberg in dem Streite, in den sie mit Markgraf Achilles von Brandenburg gerathen war, und bekämpfte namentlich das Gesetz der Goldenen Bulle über die Fürstengerichte. Zu dieser Zeit trat er, nachdem er das nürnberger Syndicat aufgegeben, in die Dienste Erzherzog Albrecht's von Oesterreich. Als dessen Gesandter erschien er auf dem Congreß zu Mantua 1459, wo er infolge seiner energischen Opposition gegen den von Pius II., seinem ehemaligen Freunde, nun erbitterten Gegner, geplanten Türkenzug mit dem Papste in Conflict gerieth, der sich durch die Verhandlungen über die Besetzung des brixener Bisthums, in welchen H. als Sachwalter Herzog Sigismund's von Tirol der landesherrlichen Besetzung der Bischofsstühle gegenüber den Ansprüchen des Papstes im allgemeinen das Wort redete und, wie gegen den Papst selbst, auch gegen den von ihm ernannten Bischof, den Cardinal Nikolaus von Cusa, aufs heftigste auftrat, bis zu dem Grade verschärfte, daß 20. Jan. 1464 der Bann über ihn verhängt wurde. Nach der Aussöhnung Herzog Sigismund's mit dem Papste 1464 fand H. Aufnahme bei dem König Georg Podiebrad von Böhmen, dem er sowol in seinen Verhandlungen mit dem Papste als auch in seiner sonstigen kühnen Politik geschickt und hingebend diente. Nach dem Tode desselben, 22. März 1470, fand H. eine Zuflucht in Dresden bei den Herzogen von Sachsen. Im J. 1472 erlangte er durch Papst

Digitized by Google

Sixtus IV. Lösung vom Banne und starb im August desselben Jahres. Seine Schriften, wesentlich polemischen Inhalts, wie die Streithändel auf staatlichem und kirchlichem Gebiete, in denen er thätig war, es mit sich brachten, spiegeln sein stürmisches, wahrhaftiges und treues Wesen wieder und zeugen von der ihm nachgerühmten hohen Beredsamkeit. Sie erschienen gesammelt als «Scripta nervosa justitiaeque plena» (Frankf. 1608). Gustav Pfizer hat den Gegensatz des Charakters von H. und Aeneas Sylvius in einem poetischen Werke: «Der Deutsche und der Welsche» (1844), schön geschildert. Vgl. Hagen, «Zur polit. Geschichte Deutschlands» (Stuttg. 1842), und Clemens Brockhaus, «Gregor von H.» (Lpz. 1861).

Heimchen oder Hausgrille (Gryllus domesticus), s. Grillen.

Heimfall, bei Lehen Apertur, heißt das Zurückfallen einer Sache oder eines Gutes an denjenigen, von welchem es einem andern mit diesem Vorbehalt verliehen worden ist. So fällt das Lehn dem Lehnsherrn heim, wenn der Stamm des Beliehenen erlischt. Ebenso fällt eine Rente, welche einer Person auf ihr Leben oder einer Familie zu bestimmten Zwecken unter dem Vorbehalt des H. bestellt ist, an den Bestellenden zurück, wenn die Person stirbt, die Familie erlischt oder der Zweck aufhört. Dieses Heimfallsrecht versteht sich in den meisten Fällen von selbst, doch ist es rathsam, sich und den Seinigen solches bei Stiftungen auf längere oder unbestimmte Zeit ausdrücklich vorzubehalten. Von dem Heimfallsrecht ist das Recht auf erbloſe Güter, droit d'épave, und die Erblosigkeit der Fremden, droit d'aubaine, verschieden.

Heimskringla, das Hauptwerk des norweg. Dichters Snorri Sturluson (s. d.).

Heimweh (nostalgia) ist eine durch unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat oder den heimatlichen Verhältnissen hervorgerufene Melancholie (s. d.), welche zugleich die körperliche Gesundheit angreift und so selbst zum Tode führen kann. In diesen schweren Fällen wird der an H. Leidende erst von tiefer Traurigkeit befallen, worauf sich Verdauungsstörungen einstellen, denen Fieber, Tuberkulose, allgemeine Erschöpfung und, wenn keine passende Hülfe geleistet wird, der Tod folgen. Ein jedes Volk liefert Beispiele von Heimwehkranken. Besonders aber verfallen die Gebirgsbewohner und überhaupt die, welche an ein einfaches Naturleben gewöhnt sind, in diese Krankheit, und dies um so mehr, wenn die neuen Verhältnisse mit den gewohnten in einem auffallenden Contraste stehen, wenn die Entfernung aus der Heimat eine erzwungene, wenn das neue Verhältniß mit Widerwärtigkeiten verbunden ist, oder wenn durch Krankheit die Entfernung von den Angehörigen besonders fühlbar wird. Als Hauptmittel gegen das H. wird allgemein die Rückkehr in die Heimat und in die gewohnten Verhältnisse anerkannt; ist diese nicht möglich, so muß wenigstens die Hoffnung dazu erweckt und erhalten werden. Außerdem muß man den Gedanken des Kranken eine andere Richtung zu geben versuchen. Kommt das H. zu einer körperlichen Krankheit hinzu, so wirkt es, wie alle deprimirenden Gemüthsstimmungen, sehr verderblich ein. Uebrigens werden oft andere Sehnsuchtsgefühle irrig als H. gedeutet.

Heine (Heinr.), einer der genialsten deutschen Dichter und Schriftsteller der neuern Zeit, geb. 12. Dec. 1799 (nicht 1. Jan. 1800, wie gewöhnlich angegeben wird) zu Düsseldorf von jüd. Aeltern, studirte in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte, promovirte an letzterer Universität und trat 1825 zum Christenthum über. Er lebte seitdem in Hamburg, Berlin und München, bis er, durch die franz. Julirevolution angezogen, 1830 Paris zu seinem bleibenden Aufenthalt wählte. H. widmete sich hier ausschließlich literarischer Beschäftigung und bezog seit 1836 bis zum Sturze des Ministeriums Guizot im Febr. 1848 ein ansehnliches Jahrgeld aus der Kasse des Ministeriums des Auswärtigen. Seinen Aufenthalt in der franz. Hauptstadt unterbrach er nur durch mancherlei Ausflüge, zuletzt 1844 durch eine Reise nach Hamburg. Seit dieser Zeit versetzte ihn ein Rückenmarksleiden in einen traurigen Körperzustand, der indeß die Frische und Beweglichkeit seines Geistes wenig beeinträchtigte. Er starb nach langem Leiden zu Paris 17. Febr. 1856. H. betrat die literarische Laufbahn zuerst mit «Gedichten» (Berl. 1822) und den im folgenden Jahre erschienenen Tragödien «Almansor» und «Radcliff», in denen er sich zwar noch von den Einflüssen der Romantik abhängig zeigte, aber doch schon eine eigenthümliche Begabung verrieth. Seinen eigentlichen Ruf begründete er durch die beiden ersten Bände der «Reisebilder» (Hamb. 1826—27), die später noch durch zwei neue Bände vermehrt wurden (Hamb. 1830—31; zusammen 4 Bde., 5. Aufl. 1854). Obgleich nur ein Reisetagebuch voll flüchtiger Einfälle und Erfindungen, erregte dieses Werk, in welchem er die farblose Sentimentalität in der Literatur, das deutsche Spießbürgerthum und andere krankhafte Erscheinungen jener Zeit mit schlagendem Witze geiselte, das ungewöhnlichste Aufsehen und übte namentlich auf die jüngern Gemüther eine enthusiastische Wirkung. Vorzugsweise aber gefielen seine zum Theil sehr originellen Lieder, die er in dem «Buch der Lieder»

Digitized by Google

(Hamb. 1827; 29. Aufl. 1869) gesammelt herausgab. Hierauf folgten die Schrift «Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke» (Hamb. 1831), «Beiträge zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland» (2 Bde., Hamb. 1833), «Französische Zustände» (Hamb. 1833) eigentlich nur eine Sammlung seiner aus Paris für die «Allgemeine Zeitung» geschriebenen Aufsätze, «Der Salon» (4 Bde., Hamb. 1835—40; 3. Aufl. 1860—61), «Die romantische Schule» (Hamb. 1836), «Shakspeare's Mädchen und Frauen mit Erläuterungen» (Par. u. Lpz. 1839), «Ueber Börne» (Hamb. 1840), «Neue Gedichte» (Hamb. 1844; 6. Aufl. 1860), nebst dem Anhange «Deutschland. Ein Wintermärchen», welches seine letzte Reise nach Deutschland mit treffendem Witz und scharfer Satire darstellt, endlich der dem letztern verwandte «Atta Troll» (Hamb. 1847). Später erschienen noch der «Romanzero» (Hamb. 1851; 4. Aufl. 1852) mit einem höchst eigenthümlichen «Nachwort», in welchem er sein Verhältniß zur positiven Religion besprach, und das fratzenhafte Tanzpoem «Der Doctor Faust» (Hamb. 1851). Seine «Vermischten Schriften» (3 Bde., Hamb. 1854) enthalten die «Geständnisse» und «Lutetia». Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien erst nach seinem Tode (21 Bde., Hamb. 1861—66; neue Ausg., 18 Bde., Hamb. 1874 fg.) und im Anschluß daran aus seinem Nachlaß noch «Letzte Gedichte und Gedanken» (3. Aufl., Hamb. 1870). Ueber die Echtheit der von Steinmann veröffentlichten «Briefe» (5 Thle., Amsterd. 1861—62) und «Dichtungen» (2 Bde., Amsterd. 1860) sind von Betheiligten Bedenken erhoben worden. H.'s Talent ist unzweifelhaft ein sehr bedeutendes. Ein geistvoller Prosaist, erscheint er noch ausgezeichneter als lyrischer Dichter, indem er bald die zartesten Saiten anschlägt, bald wieder die lyrische Harmonie durch ironische grelle Dissonanzen aufhebt, bald durch ein Sprühfeuer des Witzes und der Laune ergötzt. Er kann wie Börne als Vorläufer der Bewegung angesehen werden, welche durch die Julirevolution von 1830 ihre polit. Signatur erhielt. Seine Dichtungen, die in dem Jahrzehnt von 1840—50 erschienen, zeigen das Streben, zusammenhängendere satirische Kunstwerke zu schaffen. Der unnachahmliche Reiz seiner Lyrik wie die seltene Schlagfertigkeit seines Witzes sichern ihm für alle Zeiten eine hervorragende Stelle in der deutschen Literatur. Vgl. die Biographien und Charakteristiken H.'s von Meißner (Hamb. 1856) und Strodtmann (Hamb. 1857; 2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1873—74). Max H., des Dichters Bruder, veröffentlichte «Erinnerungen an Heinrich H. und seine Familie» (Berl. 1868); außerdem erschienen «H.'s Briefe an seinen Freund Moses Moser» (Lpz. 1862).

Heineccius (Joh. Gottlieb), gelehrter Jurist, geb. 11. Sept. 1681 zu Eisenberg, studirte erst zu Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte und wurde daselbst 1713 Professor der Philosophie, 1718 außerord., 1720 ord. Professor der Rechte. In letzterer Eigenschaft ging er 1723 nach Franeker und 1727 nach Frankfurt a. O., wo er 1731 den Titel eines Geheimraths erhielt. Er kehrte 1733 als Professor der Rechte und Philosophie wieder nach Halle zurück, wo er 31. Aug. 1741 starb. Durch ein genaues Studium der Philosophie vorbereitet und durch eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Völkergeschichte unterstützt, besaß er eine tiefe Einsicht in alle Theile der Rechtswissenschaft; insbesondere aber waren das röm. und das deutsche Recht seine Hauptfächer. Seine philos. und juriſt. Lehrbücher, wie das «Antiquitatum jus Romanum illustrantium syntagma» (Halle 1718; von Haubold, Lpz. 1822), die «Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum» (Amsterd. 1725; von Biener, Lpz. 1815), «Elementa juris civilis secundum ordinem pandectarum» (Amsterd. 1728; Frankf. 1775), «Historia juris Romani et Germanici» (Halle 1733; von Schilter, Straßb. 1765), zeichnen sich auch durch logische Ordnung und gutes Latein aus und behaupteten lange classisches Ansehen. — Johann Christian Gottlieb H., sein Sohn, geb. 1718 zu Halle, der lange Zeit als Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz angestellt war und 1791 zu Sagan starb, hat sich namentlich durch die Herausgabe mehrerer Schriften seines Vaters verdient gemacht, z. B. der «Elementa juris cambialis» (Amsterd. 1743; von Gmelin, Nürnb. 1779), der Brisson'schen «Opuscula posthuma» (Halle 1743), der «Opera omnia» (9 Bde., Genf 1744) und der «Antiquitates Germaniae jurisprudentiam patriam illustrantes» (2 Bde., Kopenh. 1772). — Johann Michael H., Bruder des Erstgenannten, geb. zu Eisenberg 12. Dec. 1674, studirte zu Jena und Gießen, ließ sich dann in Helmstedt als Docent nieder und wurde 1699 Diakonus zu Goslar, 1709 Pastor an der Ulrichskirche zu Halle, 1711 Oberpfarrer an der Liebfrauenkirche daselbst und 1720 königl. preuß. Consistorialrath und Inspector des Ministeriums im Saalkreise. Er starb 11. Sept. 1722. H. war ein vorzüglicher Kanzelredner und zugleich der erste wissenschaftliche Bearbeiter der Siegelkunde. Sein Werk über die griech. Kirche (Lpz. 1711) hat jetzt noch Werth.

Digitized by Google

Heinicke (Samuel), Begründer des deutschen Taubstummenunterrichts, geb. zu Nautschütz bei Weißenfels 10. April 1729, widmete sich zuerst der Landwirthschaft, entfloh aber im 21. Lebensjahre aus der Heimat und trat in Dresden in die kurfürstl. Leibgarde ein. In dieser Stellung als Gardist förderte er selbst unter Entbehrungen aller Art seine versäumte Bildung und brachte es dahin, daß er lat. und franz. Classiker lesen und verstehen konnte. Später ernährte er sich vom Unterrichtgeben. Im J. 1754 oder 1755 geschah es, daß ihm ein taubstummer Knabe zugeführt wurde, also zu derselben Zeit, als der Abbé de l'Epée (s. d.) in Paris sich mit Taubstummen zu beschäftigen anfing. H. erzielte Resultate, die alle Erwartungen übertrafen, und um sich nun ganz dem Lehrerberufe widmen zu können, bat er um seinen Abschied. Der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs störte indeß seine Plane. Bei Pirna mit gefangen genommen, wurde er nach Dresden gebracht, floh jedoch bald wieder, zuerst in seine Heimat und von da nach Jena, wo er sich 1757 bei der Universität als Student inscribiren ließ. Von preuß. Werbern verfolgt, ging er im folgenden Jahre nach Hamburg, wo ihm sehr bald in den angesehensten Familien der Unterricht der Kinder übertragen wurde. Insbesondere auf Klopstock's und Cramer's Empfehlung kam er 1760 als Hauslehrer und Secretär zum Grafen Schimmelmann, dessen Haus er erst 1768 verließ, um die Cantorstelle in dem hamburgischen Klosterdorfe Eppendorf zu übernehmen. Hier wurde ihm abermals ein taubstummer Knabe zugeführt, den er zum Staunen aller zum Sprechen brachte. Von allen Seiten brachte man ihm nun Taubstumme, und bald wurde sein Name so bekannt, daß der Kurfürst von Sachsen sich bewogen fand, ihn in sein Vaterland zurückzurufen. Er ging nach Leipzig und eröffnete daselbst 14. April 1778 die erste Taubstummenanstalt in Deutschland, der er bis zu seinem Tode 30. April 1790 als Director vorstand. Auch um das Volksschulwesen hat sich H. große Verdienste erworben. Er war einer der ersten, die dem Schulschlendrian des 18. Jahrh. energisch entgegentraten und namentlich die geisttödtende Buchstabirmethode bekämpften. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Beobachtungen über Stumme und die menschliche Sprache» (Hamb. 1778), «Ueber die Denkart der Taubstummen» (Lpz. 1780), «Ueber alte und neue Lehrarten» (Lpz. 1783), «Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menschlichen Sprache» (Lpz. 1784), «Metaphysik für Schulmeister und Plusmacher» (Halle 1787). Vgl. Stötzner, «Samuel H. Sein Leben und Wirken» (Lpz. 1870).

Heinlein (Heinr.), ausgezeichneter Landschaftsmaler der münchener Schule, geb. 3. Dec. 1803 in Nassau-Weilburg, erhielt daselbst seine Schulbildung und wurde von seinem Vater, der später nach Manheim zog, zum Baukünstler bestimmt. Als er aber mit dem 19. Jahre an die Akademie nach München ging, wandte sich H. der Landschaftsmalerei zu, und der Besuch des bair. Hochlandes, der Schweiz und Oberitaliens bestärkten ihn darin, sodaß er schon 1825 mit zwei großen tiroler Ansichten auftreten konnte, welche sein ungewöhnliches Talent und seine Richtung darlegten. Seitdem in München lebend und seit 1845 Ehrenmitglied der dortigen Akademie, seit 1868 auch derjenigen in Wien, hat er sich fortschreitend ausgebildet und nimmt auf seinem Gebiete eine hohe Stelle ein. Ein hochpoetischer, origineller und männlicher Geist, reine Naturanschauung, mächtige Phantasie, von der er sich früher bisweilen zu weit hinreißen ließ, sind die Eigenschaften dieses Künstlers, mit denen er an die Darstellung großer Felsenlandschaften geht. H. liebt großartige Massen, düstere Waldschluchten, Gletscher in geisterhaft wirkendem Lichte, durch die Wolken brechende Sonnenstrahlen, Bergspalten mit wilden Gewässern.

Heinrich I., der erste deutsche König aus dem sächs. Hause, 919—936, geb. 876, war der Sohn Otto's des Erlauchten, Herzogs von Sachsen. Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatte H. mit glücklichem Erfolge gegen die angrenzenden slaw. Völkerschaften gestritten. Nach dessen Tode 912 zum Herzog erhoben, mußte er mit König Konrad I., der ihm einen Theil der geerbten Länder, namentlich Thüringen, entziehen wollte, einen harten, wechselvollen Kampf bestehen, der jedoch zuletzt zu seinen Gunsten ausfiel. Auf dem Sterbebette empfahl Konrad seinen bisherigen Gegner H. den deutschen Fürsten als den Würdigsten zur deutschen Krone, und so wurde H. 919 von den Franken und Sachsen zu Fritzlar gewählt. Späterer unglaubwürdiger Sage zufolge trafen ihn die Gesandten der Fürsten bei seinem Vogelherde unweit Quedlinburg, weshalb ihm der Beiname des Finklers gegeben worden sein soll. Die Unterwerfung der Schwaben und Baiern gewann er durch kluge Mäßigung, indem er die von ihren Herzogen Burchard und Arnolf gewonnene Machtstellung anerkannte. Lothringen überließ er sogar im Frieden zu Bonn 921 an Frankreich; als 923 Karl III. von seinen eigenen Vasallen gefangen genommen wurde, fiel es ihm mit dem Herzog Giselbert von selbst zu. So begründete H. die neue Verfassung, in welcher die Herzoge einen großen Theil der königl. Rechte besaßen

Digitized by Google

Innerer Friede war vor allem nothwendig, um sich der Ungarn zu erwehren; 924 verheerten sie Sachsen, nur in fester Burg konnte H. sich bergen, aber ein Anführer der Ungarn wurde gefangen und für dessen Auslieferung ein neunjähriger Friede gegen jährlichen Tribut gewährt. Diese Zeit benutzte H., um die am meisten ausgesetzten Marken vom Harz und der Oker bis zur Elbe durch umwallte Zufluchtsplätze zu schützen, welche die Bevölkerung des Gebietes (Burchward) aufnahmen, wo Vorräthe aufbewahrt wurden, und für regelmäßig wechselnde Burgwächter gesorgt war. Viele von diesen sind später verschwunden, aus andern Städte erwachsen. Auch schon vorhandene Orte wurden befestigt, aber als Städte-Erbauer, als Begründer bürgerlicher Ordnung, ist H. mit Unrecht von spätern unkritischen Geschichtschreibern gepriesen. Außerdem war er darauf bedacht, den Ungarn gegenüber eine tüchtige Reiterei zu bilden. Nach solchen Vorbereitungen fing er den Kampf gegen die Slawen an und bekriegte zunächst die Heveller, deren Hauptort Brennaborch (Brandenburg) er im Winter 927 nahm. Hierauf wendete er sich gegen die Daleminzier, die sich ihm ebenso wie die Milziener unterwerfen mußten. Zuletzt erlagen die Redarier, die 929 in der mörderischen Schlacht bei Lunkini (Lenzen unweit der Elbe) besiegt wurden. Im J. 933 fühlte H. sich stark genug, den Tribut zu verweigern, worauf die Ungarn mit einem Heere erschienen, dessen eine Hälfte westlich gewandt in Thüringen einbrach und dort eine Niederlage erlitt; der andern begegnete der König selbst bei Riade (vielleicht Kalbsried) und gewann einen glänzenden Sieg. Nur unglaubwürdige spätere Sage verlegt diesen nach Keuschberg bei Merseburg. Seinen Ruhm vermehrte ein siegreicher Feldzug gegen die Dänen, und hochverehrt, mit bedeutend gesteigerter königl. Gewalt, starb er 936 in Memleben; begraben wurde er in Quedlinburg. Von seiner Gemahlin Mathilde hatte er drei Söhne, seinen Nachfolger Otto (s. d.), Heinrich, später Herzog von Baiern, und Bruno, Erzbischof von Köln. Seine Tochter Gerberga war mit Herzog Giselbert von Lothringen, später mit König Ludwig IV. von Frankreich vermählt, Hedwig mit Herzog Hugo von Francien, die Mutter Hugo Capet's. Vgl. Waitz, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. I.» (Berl. 1837; 2. Ausg. 1863).

Heinrich II., der Heilige, röm.-deutscher Kaiser, 1002—24, der letzte aus dem sächs. Fürstenhause, geb. 973, war ein Sohn Heinrich's des Zänkers von Baiern und ein Urenkel Heinrich's I. Nach seines Vaters Tode, 995, erbte er das Herzogthum Baiern und begleitete 1001 den Kaiser Otto III. nach Rom, wo seine Entschlossenheit den Aufstand der Römer beschwor. Als Otto in Italien starb, bemächtigte sich H. der Reichskleinodien, und nachdem der Markgraf Eckard von Meißen, welcher nach der Krone strebte, erschlagen war, gelang es ihm, gegen Herzog Hermann von Schwaben seinen wohlberechtigten Anspruch durchzusetzen, unterstützt vom Erzbischof Willegis von Mainz, der ihn 7. Juni 1002 zu Mainz krönte. Gleich im Anfange seiner Regierung bestand er einen harten Kampf mit seinem Bruder Bruno und dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, die beide mit den Waffen Ansprüche auf das erledigte Herzogthum Baiern erhoben. Er siegte trotz der Hülfe, die ihnen Boleslaw II. von Polen gewährte, bei Kreußen im Baireuthischen in einer Hauptschlacht. Baiern verlieh er nun 1004 dem Bruder seiner Gemahlin, Heinrich von Luxemburg. Unterdeß hatten die Italiener nach Otto's kinderlosem Tode den Markgrafen Harduin von Ivrea zu ihrem Könige erhoben. Von den ital. Bischöfen, welche Harduin feind waren, gerufen, eilte H. nach Italien, siegte und ließ sich zu Pavia die Eiserne Krone aufsetzen. Am Abend des Krönungstags brach ein Aufstand aus, welcher mit großer Anstrengung und Verheerung der Stadt überwältigt wurde; dann kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, wo Boleslaw von Polen, welcher seine Herrschaft über ganz Böhmen ausgedehnt hatte, in die Lausitz und Meißen eingefallen war. H. unternahm wiederholte Kriegszüge gegen ihn, entriß ihm Böhmen, gab es dem böhm. Herzogssohne Jaromir zu Lehn, griff hierauf Boleslaw in Polen selbst an und schloß endlich zu Budissin 30. Jan. 1018 Frieden mit ihm. Diese Händel hatte Harduin in Italien benutzt, um sich wiederum zum König aufzuwerfen. Daher zog H. 1013 aufs neue, diesmal von seiner Gemahlin Kunigunde begleitet, nach Italien, zwang Harduin zur Niederlegung der ital. Krone und ging hierauf nach Rom, wo Papst Benedict VIII. ihn mit seiner Gemahlin krönte. Einen dritten Kriegszug nach Italien unternahm er 1022, als Papst Benedict ihn gegen die Griechen in Unteritalien, die fortgesetzt ihre Macht zu erweitern suchten, zu Hülfe rief. Der Kaiser war glücklich gegen die Griechen, vereinigte die Truppen der Normannen mit seinem Heere und sicherte ihnen als Wächter des Reichs gegen die Griechen feste Wohnsitze in Unteritalien. Außerdem hatte H. noch manche Kämpfe meist in Deutschland selbst zu bestehen. Ein Bruder seiner Gemahlin, Adalbero, erhob sich eigenmächtig zum Erzbischof von Trier. H. zog gegen ihn,

Digitized by Google

belagerte ihn vier Monate in Trier und sah sich, als Adalbero bei seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Baiern, Schutz fand, auch mit diesem in eine Fehde verwickelt, die mit dessen Absetzung endigte. Auch empörten sich der Graf von Flandern und der neue Markgraf von Meißen; doch auch sie bezwang H. Wegen Burgund schloß H. mit dem kinderlosen Herzoge Rudolf III. einen Vertrag, demgemäß dieses Land nach Rudolf's Tode an das Deutsche Reich fallen sollte. Ebenso setzte der Kaiser den Papst Benedict VIII., der 1014 vor dem Gegenpapst Gregor nach Deutschland hatte flüchten müssen, wieder in seine Würde ein. Thatkräftig und tapfer, fast unausgesetzt zu Feldzügen genöthigt, war H. zugleich der Kirche aufrichtig ergeben und hat sich vorzüglich durch die Stiftung des Bisthums Bamberg ein glänzendes Andenken gesichert. Hier ist aber auch sein Name von Fabeln umwuchert und aus dem kriegerischen Fürsten ein mönchischer Frömmler gemacht. H. starb kinderlos 13. Juli 1024 zu Grona bei Göttingen, wurde zu Bamberg begraben und von Papst Eugen III. unter die Heiligen versetzt. Seine Gemahlin Kunigunde starb 1038 zu Kaufungen im Kloster und wurde später gleichfalls heilig gesprochen. Auf dem Throne folgte ihm Konrad II. (s. d.). Vgl. Hirsch, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. II.» (3 Bde., Berl. 1862—75).

Heinrich III., röm.-deutscher Kaiser, 1039—56, der zweite aus dem Hause der salischen Franken, Kaiser Konrad's II. (s. d.) und Gisela's Sohn, geb. 1017, wurde schon 1026 zum deutschen König erwählt, 1027 Herzog von Baiern, 1038 Herzog von Schwaben und König von Burgund und folgte seinem Vater 1039 in der deutschen Königswürde. Durch ausgezeichnete Naturgaben und eine treffliche Erziehung unterstützt, frühzeitig in den Waffen geübt, von strengem, gebieterischem Charakter, hielt er die Zügel des Reichs und der Kirche in starker Hand und war überhaupt einer der gewaltigsten Herrscher Deutschlands. Um die Gefährlichkeit der übermächtig gewordenen Herzoge für die Krone abzuwenden, behielt er entweder die verfallenen Herzogthümer für sich und seine Familie, oder vergab sie, wie Baiern und Kärnten, an minder mächtige Herren. Nur Bernhard von Sachsen behauptete sein Ansehen; allein auch ihm gab H. in dem Landgrafen Ludwig dem Bärtigen von Thüringen und in dem über 12 Bisthümer herrschenden Erzbischof Adalbert von Bremen ein mächtiges Gegengewicht. Um die Ehre des Reichs und seine Macht auch bei fremden Völkern zu sichern, bekriegte er 1039 den Herzog Bretislaw von Böhmen, der einen Beutezug gegen das in sich uneinige Polen gemacht, Breslau zerstört, Krakau ausgeplündert und die Leiche des heil. Adalbert aus Gnesen nach Prag entführt hatte. Nachdem er Prag 1041 überwältigt, mußte Herzog Bretislaw um Frieden bitten und 1042 zu Regensburg sein Herzogthum Böhmen zu Lehn nehmen. Hierauf begann er die Kriegszüge gegen Ungarn, um den von seinem Oheim Samuel Aba vertriebenen König Peter, der sich in H.'s Arme geworfen hatte, wieder auf den Thron zu setzen. Nach der Eroberung von Heimburg und Preßburg kam er 1042 bis nach Gran. Noch weiter drang er, von einer Flotte unterstützt, 1043 vor. Doch ließ er, da Peter bei den Ungarn zu verhaßt war, Aba unter der Bedingung, daß er alles Land zwischen dem Kahlenberg bis zur Leitha abträte, im Besitze des Throns. Als indeß auch Aba durch Tyrannei sich verhaßt zu machen anfing, zog H. 1044 zum dritten mal nach Ungarn, schlug Aba in einer blutigen Schlacht, eroberte Raab und übergab Peter, unter der Bedingung der Lehnsabhängigkeit und später, als Peter von den Ungarn verjagt wurde, an Andreas 1047 unter gleichem Vorbehalte den ungar. Thron. Auch in Oberitalien, besonders in Mailand, gelang es ihm, die Zwistigkeiten der Parteien zu beschwichtigen und die Normannen in Apulien und Calabrien durch Anerkennung der von ihnen gemachten Eroberungen zu seinen Vasallen zu machen. Größern Widerstand erfuhr er in Lothringen, wo Herzog Gottfried von Niederlothringen nach seines Vaters Tode auch Oberlothringen unter seiner Herrschaft vereinigen wollte. Zweimal mußte er gegen diesen zu Felde ziehen, ehe er 1049 des Herzogthums sich bemächtigen konnte; auch trat Gottfried später in Italien, wo er nach seiner Flucht Beatrix von Toscana geheirathet, gegen den Kaiser auf. Die durch drei gleichzeitige Päpste, welche mit ihrer hohen Würde ein ruchloses Spiel trieben, geschändete Ehre des Heiligen Stuhls wiederherzustellen, zog er 1046 nach Italien und ließ auf einer Versammlung der Bischöfe zu Sutri Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI. absetzen, worauf er den deutschen Bischof Suitger von Bamberg als Clemens II. zum Papste erhob, der ihn am Weihnachtsfest zum Kaiser krönte. Die Einsetzung der Päpste wurde ihm, um der Unordnung ein Ende zu machen, förmlich übertragen. Jetzt wirkte H. mit den nacheinander von ihm eingesetzten Kirchenhäuptern eifrigst für Ausrottung der vielen Gebrechen der Kirche und Umwandlung der Lebensweise der Geistlichen. Aber schon unter Leo IX. kam die einheimische Partei, welche volle Selbstständigkeit und Herrschaft der Kirche erstrebte, unter Hildebrand's

Digitized by Google

Führung zu großem Einfluß, und nach H.'s Tod und dem bald darauffolgenden Tode des deutschen Papstes Victor II. gewann sie vollständig die Oberhand. H. starb 1056 zu Botfeld am Harz; von seiner zweiten Gemahlin Agnes von Poitiers hinterließ er den Knaben Heinrich IV., welcher schon 1054 zum König gewählt war. Seine eigenmächtige Regierung hatte große Unzufriedenheit der Reichsfürsten erregt, welche schon ihn selbst bedrohte und seines Sohnes Stellung untergrub. Die von ihm betriebene Kirchenreform beförderte die Blüte der wissenschaftlichen Studien in den Kirchen und Klöstern, welche damals einen hohen Grad erreichte. Vgl. Steindorff, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. III.» (Bd. 1, Lpz. 1874).

Heinrich IV., röm.-deutscher Kaiser, 1056—1106, der Sohn des Vorigen, geb. 1050, war beim Ableben seines Vaters ein Kind von fünf Jahren; die Verwaltung des Reichs fiel daher zugleich mit der Erziehung seiner Mutter Agnes (s. d.) zu. Obgleich mit vielen Vorzügen begabt und bei den Regierungsgeschäften zuerst von Papst Victor II., später vom Bischof Heinrich von Augsburg thätig unterstützt, war die Kaiserin doch der schwierigen Stellung, in welcher sie sich den anspruchsvollen Reichsfürsten und der aufstrebenden Papstmacht gegenüber befand, keineswegs gewachsen. Um die gereizten Gemüther der von Heinrich III. gedrückten Fürsten in Deutschland zu beruhigen und sie mit dem Königshause zu versöhnen, gab sie dem Herzog Gottfried das ihm von ihrem Gemahl entrissene Lothringen zurück. Der Graf Rudolf von Rheinfelden erhielt mit der Hand ihrer Tochter Mathilde das Herzogthum Schwaben, während sie den Grafen Berthold von Zähringen, der nach ihres Gemahls Zusage gerechte Ansprüche auf dieses Herzogthum hatte, mit Kärnten entschädigte und dem kühnen und mächtigen sächs. Grafen Otto von Nordheim das erledigte Herzogthum Baiern verlieh. Während jedoch die Kaiserin einzelnen Fürsten Zugeständnisse machte oder auf die Regierung ihnen Einfluß verstattete, sahen andere, unter ihnen besonders Erzbischof Anno von Köln, sich dadurch zurückgesetzt und gekränkt und faßten den Entschluß, der Person des jungen Königs und somit der Reichsverwaltung sich zu bemächtigen. Man lockte H. auf ein Rheinschiff und entführte ihn 1062 nach Köln, und Anno nahm nunmehr mit dem Besitze des Königs auch die Zügel des Reichs in seine Hand. Seitdem verbreitete sich Verwirrung und Gewaltthat über Deutschland und alles ging aus den Fugen gesetzlicher Verfassung. Anno erregte bald durch Eigennutz, Herrschsucht und Verschwendung der Reichsgüter sich viele Neider und Widersacher, sodaß er sich genöthigt sah, den Erzbischof Adalbert von Bremen an der Regierung und der Erziehung H.'s theilnehmen zu lassen. Für H. war dadurch nichts gewonnen. Anno's Erziehung hatte durch große Härte und Strenge auf den Charakter des jungen H. nachtheilig gewirkt; Adalbert's Einfluß ward durch zu große Nachsicht unheilvoll. Bald schloß H. mit voller und alleiniger Zuneigung sich an Adalbert an, der seinerseits diese Anhänglichkeit benutzte, dem jungen König seine Grundsätze über die unumschränkte Gewaltfülle des Throns, seinen Haß gegen die sächs. Fürsten einzupflanzen und sich selbst die oberste Verwaltung des Staats in die Hände zu spielen. Zur Erreichung des letztern Zwecks ließ Adalbert H. nach der Rückkehr von seinem ersten Feldzuge gegen die Ungarn, wohin er ihn selbst begleitet hatte, 1065 in seinem 15. Jahre nach ripuarischem Recht zu Worms in feierlicher Fürstenversammlung für mündig erklären und regierte nun für denselben. Bald aber wurden die übrigen Fürsten der Willkürlichkeiten des Erzbischofs müde, beriefen eine Versammlung eigenmächtig nach Tribur und setzten es durch, daß H. die Reichsverwaltung Anno überlassen mußte. Während dieser nun die Angelegenheiten des Reichs zu ordnen suchte, gab der König sich wie früher einem wüsten Leben hin.

Um ihn von Ausschweifungen zurückzuhalten, vermochte ihn Anno, die längst ihm verlobte Bertha, Tochter des ital. Markgrafen von Susa, zu heirathen. Kaum war diese Vermählung erfolgt, als H. danach trachtete, sich seiner Gemahlin wieder zu entledigen. Aber der Einspruch des Papstes, dem die Fürsten auf dem Reichstage beitraten, hinderte den Plan einer Scheidung, und unter Gefahr und Zwang mußte H. sich fügen. Zwar sah er seitdem lange Zeit die Königin nicht, später aber vereinigte er sich wieder mit ihr und behandelte sie, nachdem sie ihm 1071 einen Sohn geboren, fortan mit Liebe. Unterdeß war Herzog Otto von Baiern, eines Mordanschlags gegen H. angeklagt, vor einen Fürstentag nach Mainz vorgeladen und verurtheilt worden, seine Unschuld im Zweikampfe darzuthun. Da er aber bei dem Gottesgerichte nicht erschien, sondern die Waffen ergriff, wurde er seines Herzogthums für verlustig erklärt und dasselbe seinem treulosen und habsüchtigen Schwiegersohne Welf gegeben. Seine Güter und Besitzungen wurden verwüstet, bis er endlich im Juni 1071 sich mit seinem Verbündeten, dem Herzog Magnus von Sachsen, dem König unterwarf. Auch dem Herzog Berthold von Zähringen wurde auf den Verdacht aufrührerischer Gesinnung das Herzogthum Kärnten genommen,

Digitized by Google

und Rudolf von Schwaben, ebenfalls geheimer Umtriebe angeklagt, entging kaum dem gleichen Schicksale. Der festgehaltene Herzog Otto ward nun zwar von H. nach einiger Zeit freigelassen, Magnus aber auf Adalbert's Rath, der wieder Einfluß am Hofe gewonnen hatte, von seinem Herzogthume fern auf der Harzburg eingeschlossen. Zugleich ließ H., um seine Herrschaft in Sachsen ferner zu sichern, durch das ganze Land feste Schlösser mit zahlreichen Besatzungen anlegen. Da H. überdies, unter dem Vorgeben eines Feldzugs nach Polen, ein großes Heer sammelte, so traten die sächs. Großen unter Otto von Nordheim zu einem Bunde zusammen, zogen mit 60,000 Mann gegen Goslar und belagerten H. in der Harzburg. H. rettete sich zwar mit Berthold's von Zähringen Hülfe durch die Flucht, aber auch die oberdeutschen Fürsten ließen sich mit den Sachsen in eine Verschwörung ein, um H. abzusetzen. Dieser Plan wurde durch die mannhafte Erhebung der wormser Bürger für den König vereitelt und im Gerstunger Frieden 1074 gewährte H. den Sachsen die Zerstörung der Burgen und Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern, wodurch Welf und Rudolf, der nach der Krone strebte, gegen die Sachsen erbittert wurden. Bald gab die Verwüstung der in der Harzburg erbauten Kirche mit den Gräbern seines Sohnes und Bruders durch die erbitterten Bauern H. Anlaß, die Sachsen beim Papste zu verklagen und ein Reichsheer gegen sie zusammenzubringen. Er besiegte sie 13. Juni 1075 bei Hohenburg an der Unstrut, und ein zweiter Feldzug im October brachte das Volk zur Unterwerfung und nöthigte die Fürsten, sich ihm gefangen zu geben. Die Burgen wurden wieder aufgebaut. Vom Papst forderte H. die Entsetzung der rebellischen Bischöfe. Als dagegen Gregor VII. die Freilassung derselben verlangte und H. selbst vorforderte, um sich wegen des ihm schuldgegebenen Verkaufs von Kirchenämtern zu verantworten, ließ H. zu Worms 24. Juni 1076 durch eine Synode der deutschen Bischöfe die Entsetzung des Papstes aussprechen. Gregor antwortete mit dem Bannfluch, und dieser, damals zuerst gegen einen deutschen König verkündet, hatte eine so große Wirkung, daß alle von ihm abfielen und H. der drohenden Absetzung nur entgehen konnte, wenn er die Absolution vom Bann erhielt. Deshalb eilte er mitten im strengen Winter, nur von seiner treuen Gemahlin und seinem Sohne begleitet, über die Alpen nach Italien, traf den Papst im Schlosse Canossa (s. d.) bei der Markgräfin Mathilde und erlangte von ihm durch die äußerste Demüthigung die Absolution. Drei Tage mußte H. im Schloßhofe von Canossa (25. bis 28. Jan. 1077) bei großer Kälte barfuß, im härenen Gewande büßend stehen, ehe er vom Banne losgesprochen wurde.

Um diesen Preis gelang es ihm zwar, Gregor und die Fürsten daran zu verhindern, in Deutschland über ihn Gericht zu halten; doch ließen sich die Fürsten dadurch nicht abhalten, den Herzog Rudolf von Schwaben zum König zu wählen. H. kehrte darum nach Deutschland zurück, wo er schnell ein großes Heer, besonders durch Beihülfe der Städte, sammelte. Da er aber nach den Schlachten bei Melrichstadt (1078) und bei Flarcheim (1080) unterliegen zu müssen schien, so wurde er von Gregor VII. aufs neue mit dem Kirchenbanne belegt und der Krone für verlustig erklärt. Schon jetzt machte dieser Bannfluch keinen Eindruck mehr und H. konnte zu Brixen eine Versammlung von Bischöfen zusammenbringen, welche Gregor VII. absetzte und an seiner Statt den Erzbischof Guibert von Ravenna als Clemens III. wählte. Zwar verlor er das Treffen an der Elster unweit Merseburg (15. Oct. 1080), aber der Gegenkönig Rudolf kam dabei um. Hierauf eilte H., die Verwaltung Deutschlands seinem Schwiegersohne, Friedrich von Hohenzollern, überlassend, 1081 mit einem Heere über die Alpen, durchzog siegreich Oberitalien und stand zu Pfingsten vor Rom. Doch konnte er erst nach drei Jahren, im März 1084, der Stadt sich bemächtigen, worauf er sich und seine Gemahlin von Clemens III. am Osterfeste feierlich krönen ließ; Gregor VII. aber hatte sich in die Engelsburg geflüchtet. H. mußte sich jetzt wieder nach Deutschland wenden, wo man 9. Aug. 1081 den Grafen Hermann von Luxemburg zum König erwählt hatte, sodaß ein neuer Bürgerkrieg begann. Hermann, obgleich er bei Würzburg (11. Aug. 1085) über H. siegte, dankte indessen, der Abhängigkeit von den mit ihm verbündeten Fürsten müde, 1087 freiwillig ab und starb bald darauf. Von einem gefährlichern Feinde, dem Markgrafen Eckbert von Meißen, der sich selbst als Gegenkönig aufgestellt und H. bereits in mehrern Gefechten besiegt hatte, befreite ihn 1089 ebenfalls dessen Tod. Inzwischen war auch Gregor VII. 25. Mai 1085 zu Salerno gestorben und an seine Stelle erst Victor III. und nach dessen Tode Urban II. von der gregorianischen Partei als Papst gewählt worden. Um Clemens III. zu schützen und zugleich sein Uebergewicht in Italien aufrecht zu halten, zog H. 1090 zum dritten mal über die Alpen. Schon hatte er Mantua erobert und bekämpfte mit wechselndem Glück die Gräfin Mathilde, als ihn die Kunde traf, daß sein Sohn Konrad zu seinen Feinden übergegangen sei, ferner daß

Digitized by Google

die Lombarden mit Herzog Welf gegen ihn ein Bündniß geschlossen. Da verzweifelte H., und zurückgezogen in eine Burg, lebte er lange unthätig, bis er 1096 sich wieder ermannte, nach Deutschland zurückkehrte und durch Zugeständnisse die mächtigsten Fürsten, unter ihnen selbst den Herzog Welf, wieder gewann. Seinem Wunsche gemäß wurde sein ältester Sohn Konrad auf dem Reichstage zu Mainz der Königswürde für verlustig erklärt und dafür sein zweiter Sohn, Heinrich, zu seinem Nachfolger bestimmt. Da um diese Zeit Urban (1099) und Clemens (1100) sowie der abtrünnige Konrad (1101) in Italien starben, so schien Ruhe und Friede in das Reich zurückkehren zu wollen. Aber Paschalis II. sprach bald nach seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl über den Kaiser aufs neue den Bann aus, und zugleich suchten einige Große den König Heinrich anzureizen, dem Vater die Krone zu entreißen. Der Jüngling zog auch gegen den Vater zu Felde, trieb ihn zur Flucht, wußte dann, da doch noch immer eine getreue Schar zum Kaiser hielt, ihn durch friedliche Worte zu überlisten, nahm ihn gefangen und zwang ihn, der Regierung zu entsagen. Zwar entkam der Kaiser aus der Haft, flüchtete nach Lüttich, fand auch jetzt wieder neuen Anhang, starb aber schon 7. Aug. 1106 zu Lüttich. Der dortige Bischof ließ ihn mit kaiserl. Pracht begraben. Doch des Kaisers Feinde setzten es durch, daß die Leiche wieder ausgegraben, nach Speier geschafft und hier in einer nicht geweihten Seitenkapelle in einem steinernen Sarge so lange unbeerdigt blieb, bis die Lösung des Banns erfolgte, was erst nach fünf Jahren geschah. Kein anderer Kaiser hat ein so wunderbar wechselvolles Leben, eine so stürmische Regierung geführt wie H. Neben den Fehlern, welche die Folge seiner unglücklichen Jugendjahre waren, besaß er zugleich herrliche Gaben des Geistes und Herzens. Er war treu und erkenntlich gegen seine aufrichtigen Anhänger, mitleidig gegen Arme und Kranke, scharfsinnig im Rathe, listig in Gefahr, tapfer im Kampfe und ein Freund des damals zuerst aufblühenden Bürgerstandes sowie überhaupt des Volks. Unter den schwierigsten Verhältnissen zur Regierung gelangt, hat er Großes erreicht, aber gegenüber dem Bündniß des mächtig aufstrebenden Papstthums mit den ehrgeizigen und gewissenlosen Reichsfürsten unterlag er seiner Aufgabe. Ihm folgte als König sein Sohn, Heinrich V. (s. d.). Vgl. Floto, «H. IV. und sein Zeitalter» (2 Bde., Stuttg. 1855); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (3. Aufl., Bd. 3, Thl. 1, Braunschw. 1869); Minckwitz, «Die Buße Kaiser H.'s IV. zu Canossa vor dem Papste Gregor VII.» (2. Aufl., Lpz. 1875).

Heinrich V., röm.-deutscher Kaiser, 1106—25, der Sohn des Vorigen, geb. 1081, wurde 1098, als sein älterer Bruder Konrad sich gegen den Vater empört hatte, zum deutschen König erwählt und auf des Papstes Paschalis II. Betrieb noch bei Lebzeiten des Vaters 1106 zu Mainz als König anerkannt. Schon im Dec. 1104 hatte er sich empört und durch Unterwerfung unter die Gebote des Papstes die streng kirchlich gesinnte Partei für sich gewonnen. Dadurch gekräftigt, war er im Stande, die gesunkene Königsmacht durch Züchtigung der meuterischen Großen im Innern und durch Bezwingung der Fürsten von Polen und Böhmen nach außen hin wieder zu Ansehen zu bringen. Obgleich Paschalis II. auf der Kirchenversammlung zu Guastalla (1106) das Verbot der Investitur durch Laienhand wiederholte, ertheilte doch H. dieselbe wie sein Vater, und erklärte dieses Recht nicht entbehren zu können, weil die Bischöfe im Besitze der wichtigsten Rechte und Landschaften des Reichs waren. Nach vergeblichen Verhandlungen zog er 1110 mit 30,000 Mann nach Italien. Paschalis schloß nun einen Vertrag mit ihm, nach welchem die Bischöfe alle Regalien und Reichslehen zurückgeben und dagegen die Wahl frei sein sollte. Als aber der Vertrag vor der Krönung in der Peterskirche publicirt wurde, scheiterte er an dem Widerstand der Bischöfe, und da nun der Papst die Krönung verweigerte, nahm H. ihn sammt den Cardinälen gefangen und erzwang nach zwei Monaten die Rückgabe des Investiturrechts und das Versprechen, ihn nie zu bannen. Darauf wurde er 9. April 1111 zum Kaiser gekrönt. Kaum aber war H. nach Deutschland zurück, als Paschalis auf einer röm. Synode den Vertrag als erzwungen widerrief, und es auch zuließ, daß sein Legat, der Erzbischof Guido von Vienne, auf einer Synode der burgund. Bischöfe über den Kaiser den Bann aussprach, den jedoch dieser jetzt um so weniger achtete, als er gerade mit einem Kriege gegen seine Vasallen in Deutschland beschäftigt war. Denn die sächs. Fürsten hatten wegen der Willkür, mit welcher H. über Güter und Personen schaltete, zunächst wegen Einziehung der orlamünd. Erbschaft, einen Aufstand erregt, der, obwol durch den Sieg seines Feldherrn, des Grafen Hoyer von Mansfeld, bei Warenstädt scheinbar beruhigt, von den rhein. und westfäl. Fürsten erneuert wurde und in der Schlacht am Welfesholze an der Wipper (1115) einen unglücklichen Ausgang für den Kaiser nahm. Die üble Lage, in welche er hierdurch gerieth, benutzten die ihm feindlich gesinnten Erzbischöfe von Köln und Mainz, um den Bann nochmals

Digitized by Google

über ihn auszusprechen. Dies und der 24. Juli 1115 erfolgte Tod der Markgräfin Mathilde, deren hinterlassene Länder und Güter er in Besitz zu nehmen eilte, bewogen ihn, die Vertheidigung Deutschlands den treugebliebenen Fürsten Schwabens überlassend, aufs neue 1116 nach Italien zu eilen, wo er, nach Besitzergreifung der Mathildischen Erbschaft, Paschalis II. aus Rom vertrieb und nach dessen Tode Gregor VIII. zum Papst wählen ließ, dem jedoch die Priesterpartei in der Person Gelasius' II. einen Nebenbuhler entgegenstellte. Der letztere sprach aufs neue den Bann über den Kaiser aus und entfloh dann nach Frankreich. Unterdeß hatte der Bürgerkrieg in Deutschland mit wechselndem Glücke fortgedauert, und die Fürsten bedrohten den Kaiser mit Absetzung. Da zudem nach Gelasius' Tode (1119) der Erzbischof von Vienne unter dem Namen Calixtus II. zum Papst erwählt worden war, so eilte H. nach Deutschland, legte auf dem Reichstage zu Tribur die Zwistigkeiten mit den Fürsten durch Festsetzung eines Landfriedens und das Versprechen, jedem Beraubten sein Eigenthum wieder zu erstatten, bei und erneuerte beides nach abermaligem zweijährigen Bürgerkriege auf dem Reichstage zu Würzburg (1121). Hier vereinigten sich die Fürsten mit ihm zur Herstellung des Friedens, und infolge davon mußte auch Calixtus, obgleich er ihn auf einer Kirchenversammlung von 427 Geistlichen zu Rheims aufs neue mit dem Banne belegt hatte, doch soweit nachgeben, daß in Deutschland die Wahl der Bischöfe in Gegenwart des Kaisers oder seiner Boten stattfinden sollte, und die Weihe nicht erfolgen, bevor der König die Belehnung mit den Regalien ertheilte, für welche die Bischöfe zu leisten hatten, was herkömmlich war. Von der Genehmigung und Verkündigung auf dem Wormser Reichstag heißt dieser Vertrag das Wormser Concordat (1122). Das Papstthum war darin vom Kaiser als gleichberechtigte Macht anerkannt. Nicht lange jedoch währte der Friede in Deutschland. Er mußte im Innern noch mehrere Fehden auskämpfen, hatte indeß wenig Glück mehr in seinen Kriegen gegen die unbotmäßigen Fürsten, starb zu Nimwegen 23. Mai 1125 und wurde zu Speier beigesetzt. Mit ihm starb das salische oder fränk. Kaisergeschlecht aus. Sein Nachfolger war Lothar der Sachse (s. d.), der sich ihm fortwährend widersetzt und aller Abhängigkeit vom Reich mit Erfolg entzogen hatte. Vgl. Gervais, «Geschichte Deutschlands unter der Regierung H.'s V. und Lothar's» (2 Thle., Lpz. 1841—42); W. von Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (3. Aufl., Bd. 3, Thl. 2, Braunschw. 1869); Kolbe, «Erzbischof Adalbert I. von Mainz und H. V.» (Heidelb. 1875).

Heinrich VI., röm.-deutscher Kaiser, 1190—97, der dritte aus dem Geschlecht der Hohenstaufen, der Sohn Friedrich's I. (s. d.) und der Beatrix von Burgund, geb. 1165, wurde schon 1169 zum deutschen König gekrönt, lebte früher in Italien, seit 1188 aber, wo sein Vater den Kreuzzug nach Palästina unternahm, als Reichsverweser in Deutschland. Als solcher mußte er gegen Heinrich den Löwen den Kampf beginnen. Indessen sah er sich bald zu friedlicher Ausgleichung mit diesem genöthigt, da 1191 durch den Tod König Wilhelm's II. die Erledigung des sicil. Königsthrons eintrat, auf welchen ihm durch seine Gemahlin Constantia das Recht der Nachfolge zustand. Auf die Nachricht, daß die sicil. Stände den Grafen Tancred von Lecce, einen unehelichen Sohn von Constantia's Bruder, auf den Thron gehoben, eilte H. nach Italien. Er brachte durch Intriguen die lombard. Stände auf seine Seite, gewann die Römer durch treulose Auslieferung der ihnen verhaßten Nachbarstadt Tusculum, ließ sich vom Papst Cölestin III. zu Ostern 1191 zum Kaiser krönen und eroberte hierauf Apulien und das Königreich Neapel. Nur die Hauptstadt Neapel widerstand, sodaß nach drei Monaten eine im Lager ausgebrochene Pest den Kaiser zum Abzuge zwang. Nach Deutschland zurückgekehrt, empfing H. die durch den Tod Herzog Welf's VI. ihm zugefallene reiche Erbschaft, übertrug das durch Herzog Friedrich's Ableben erledigte Schwaben seinem Bruder Konrad und erneuerte den Kampf mit Heinrich dem Löwen, bis dieser sich unterwarf. In Italien war indeß Tancred 1194 gestorben und dessen Sohn Wilhelm III., für den seine Mutter Sibylle die Regentschaft führen sollte, zum König ausgerufen worden. Durch diese Umstände gereizt und durch die bedeutenden Geldsummen (150,000 Mark) unterstützt, welche er von Richard Löwenherz (s. d.) als Lösegeld erhalten hatte, zog H. aufs neue nach Italien, um seinen Hauptplan, die feste Vereinigung der sicil. Krone mit der deutschen, vollends zu erreichen. Neapel öffnete ihm diesmal die Thore, Salerno wurde gestürmt, auch Sicilien unterwarf sich, und 30. Nov. 1194 hielt der Kaiser seinen feierlichen Einzug in Palermo. Jetzt entsagten Sibylle und Wilhelm gegen das Versprechen, die Grafschaften Lecce und Tarent behalten zu dürfen, der Krone Siciliens. Aber H. ließ unter dem Vorwande einer Verschwörung bald darauf die Königin Sibylle und ihre Tochter verhaften und nach dem Kloster Hohenburg im Elsaß bringen, Wilhelm blenden und entmannen, selbst Tancred's Leichnam mishandeln und alle Anhänger des normann. Königshauses ergreifen

Digitized by Google

und ohne Untersuchung hinrichten. Zwar schleuderte der Papst seinen Bannfluch gegen den Kaiser; aber die Furcht vor der Grausamkeit H.'s sicherten seine Herrschaft so, daß er ohne Besorgnisse nach Deutschland zurückkehren konnte. Hier hatte H. einzelne, in seiner Abwesenheit entstandene Fehden beizulegen. Alsdann trat er auf den Reichstagen zu Worms und Würzburg 1196 mit dem großen polit. Plane hervor, in seinem Hause die deutsche Königskrone für immer erblich zu machen. Da er jedoch bei dem Widerspruche der geistlichen Fürsten und der Gegenwirkung des Papstes für jetzt nur die Wahl seines zweijährigen Sohnes Friedrich zum deutschen Könige erlangen konnte, so bewog er eine Anzahl deutscher Fürsten, ihn zu einem angeblichen Kreuzzuge zu begleiten. Mit ihrer Hülfe stillte er die neuentstandenen Unruhen in Sicilien, ließ die Mauern von Capua und Neapel niederreißen, mehrere Vornehme des Landes hinrichten und zwang auch den griech. Kaiser Alexius, der seinen Bruder Isaak vom Throne gestoßen, durch Drohungen zur Zahlung eines bedeutenden Tributs. Er starb 28. Sept. 1197 infolge eines kalten Trunks oder an Gift zu Messina und wurde zu Palermo begraben. Mit gewaltiger Kraft und Strenge hatte er die Ordnung aufrecht gehalten. Nun entfesselte sein früher Tod alle Feinde des Reichs, und in dem Kampfe seiner Nachfolger, Philipp und Otto IV. (s. d.), ging die Reichsgewalt unrettbar zu Grunde. Vgl. Th. Toeche, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. VI.» (Lpz. 1867); Mücke, «Kaiser H. VI.» (Erfurt 1876).

Heinrich VII., röm.-deutscher Kaiser, 1308—13, ein Sohn des Grafen Heinrich II. von Luxemburg, geb. 1262, wurde nach dem Tode Albrecht's I. (s. d.) und nach einer Zwischenregierung von sieben Monaten 27. Nov. 1308 zum König erwählt. Seine Wahl hatte er nächst dem Rufe ritterlicher Tugenden der Unbedeutendheit seiner Hausmacht und besonders dem Einflusse seines Bruders Balduin, Erzbischofs von Trier, und des Erzbischofs von Mainz, Peter Aichspalter, zu verdanken. Einen festen Rückhalt im Reiche gewährte ihm die Unzufriedenheit der Böhmen mit Heinrich von Kärnten; gleich nach seiner Wahl entsetzte er diesen, welcher keine Belehnung nachsuchte, und übertrug auf den Wunsch der Böhmen die Krone mit der Hand von Wenzel's II. Tochter, Elisabeth, auf seinen Sohn Johann. Durch kluge Benutzung der Umstände verschaffte er sich hierzu die Einwilligung der österr. Fürsten, welche gerechte Ansprüche auf dieses Land hatten. Hierauf erklärte er die Mörder des Königs Albrecht I. wie auch den wilden Grafen Eberhard von Würtemberg in die Acht, zog alsdann mit Heeresmacht in das durch die Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen zerrissene Italien und suchte hier Ruhe und Frieden herzustellen. Da er aber keine Partei auszeichnete und zum Solde seiner Truppen sehr bald Abgaben fordern mußte, wurden die lombard. Städte seiner überdrüßig und vereinigten sich zum Aufruhr, den er nur mit Mühe und strenger Züchtigung zu dämpfen vermochte. Während Deutschland durch die wilden Fehden Waldemar's von Brandenburg mit Friedrich dem Gebissenen und Eberhard's von Würtemberg mit den Städten verwüstet wurde, eilte H. nach Rom und ließ, wie das Jahr zuvor zu Mailand die Eiserne, so hier 29. Juni 1312 die Kaiserkrone sich aufs Haupt setzen. Von Rom aber hatte er nur einen Theil erobern können, da König Robert von Neapel, auf die Ausbreitung der Macht H.'s in Italien eifersüchtig, den andern mit einem überlegenen Heere besetzt hielt. Zugleich umgaben andere feindliche Heerhaufen von allen Seiten die Stadt. In dieser schwierigen Lage entschied er sich endlich für die Ghibellinen und faßte den kühnen Plan, Neapel zu erobern. Indem ihm viele mächtige Städte Truppen sandten und der König von Sicilien ein Bündniß mit ihm schloß, erklärte er trotz der Drohungen des Papstes den König Robert in die Acht und schickte sich an, Neapel zu Wasser und zu Lande einzuschließen, als ihn zu Buonconvento 24. Aug. 1313 ein schneller Tod hinwegraffte. Die Vergiftung durch einen Dominicanermönch beim Abendmahle mittels einer Hostie wird zwar von vielen Chronisten berichtet, scheint aber doch unbegründet zu sein. Außer seinem Sohne Johann hinterließ er zwei Töchter, von denen die eine, Beatrix, an den König Karl Robert von Ungarn, die andere an König Karl IV. von Frankreich vermählt war. Ihm folgte in der Kaiserwürde Ludwig IV. (s. d.) oder der Baier mit dem Gegenkönig Herzog Friedrich von Oesterreich. Vgl. Barthold, «Der Römerzug König H.'s von Lützelburg» (2 Bde., Königsb. 1830—31); Dönniges, «Acta Henrici VII» (2 Bde., Berl. 1840—41); derselbe, «Geschichte des deutschen Kaiserreichs im 14. Jahrh.» (Berl. 1841); J. E. Kopp, «Geschichte der eidgenössischen Bünde» (Bd. 4, Abth. 1: «H. VII. als König und Kaiser und seine Zeit», Luzern 1853—54); Thomas, «Zur Königswahl des Grafen Heinrich von Luxemburg im J. 1308» (Straßb. 1875); Pöhlmann, «Der Römerzug Kaiser H.'s VII.» (Nürnb. 1875).

Heinrich II., König von Frankreich, 1547—59, der Sohn Franz' I. (s. d.) aus der Ehe mit Claudia, der Tochter Ludwig's XII., wurde 31. März 1519 geboren und vermählte sich

Digitized by Google

1533 mit Katharina von Medici (s. d.). Obwol nach Ruhm dürstend, besaß er einen haltlosen Charakter und war unfähig, dem Uebergewichte des Hauses Habsburg zu begegnen und die religiösen Zeitwirren zu schlichten. Sein Vater hatte ihm die königl. Gewalt unumschränkt, den Schatz gefüllt, das Reich beruhigt hinterlassen und ihn sterbend vor der Herrschsucht des Hauses Guise gewarnt. Dessenungeachtet überließ H., als er 1547 den Thron bestiegen, die Staatsverwaltung den Guisen, rief den verwiesenen Connétable Montmorency zurück und ergab sich ganz einer alten Geliebten seines Vaters, der Diana von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois erhob. Alle diese Personen, zu denen noch die herrschsüchtige Königin hinzukam, bildeten verschiedene Parteien, die im Streite um die polit. Gewalt den Staat zerrütteten. So setzte der Hof die Verfolgung der Reformirten fort, weil sich Diana durch deren Güter bereicherte und die Guisen nach der Gunst des niedern Volks strebten. Nach außen mußte sich H. in die schott. Angelegenheiten mischen und einen Krieg mit England beginnen, der im März 1550 die Rückgabe der Stadt Boulogne an die franz. Krone zur Folge hatte. Mit Kaiser und Papst hatten bereits die Händel um Parma begonnen, als H. 15. Jan. 1552 mit dem Kurfürsten Moritz (s. d.) von Sachsen und dessen prot. Bundesgenossen das Bündniß gegen den Kaiser zu Chambord schloß. Indem Moritz in Deutschland vordrang, fiel H. mit 35,000 Mann im März in Lothringen ein, eroberte Toul und Verdun, besetzte Nancy, während der Connétable 10. April durch Verrätherei Metz nahm. Von Straßburg, das er vergeblich überfiel, wendete sich der König nach Niederelsaß. Kaiser Karl V., nachdem er 27. Mai 1552 den Separatfrieden zu Passau mit den prot. Fürsten geschlossen, dem H. nicht beizutreten gewillt war, ließ im October den Herzog Alba mit einem bedeutenden Heere vor Metz rücken, das jedoch Franz von Guise glänzend vertheidigte. Im Feldzuge von 1554 stellte H. drei Armeen ins Feld, die Artois, Hennegau und Lüttich verwüsteten und die Kaiserlichen mehrfach schlugen. Auch in Italien hatte H. den Krieg seit 1552 geführt. Der Marschall Brissac kämpfte glücklich in Piemont. Eine franz.-türk. Flotte sollte die Eroberung Neapels unterstützen, die jedoch daran scheiterte, daß sich die franz. Heerführer zu Siena nicht behaupten konnten. Erschöpft schloß H. mit dem Kaiser zu Vaucelles 5. Febr. 1556 einen fünfjährigen Waffenstillstand. Der Papst Paul IV. bestimmte jedoch den franz. Hof zum Bruche dieses Friedens, und schon im folgenden Jahre mußte der Herzog von Guise mit 18,000 Mann nach Italien zur Eroberung Neapels aufbrechen. Das Unternehmen scheiterte diesmal an der Feigheit des Papstes und dem Erscheinen Alba's mit einem starken Heere. Noch unglücklicher führte H. seine Sache an den niederländ. Grenzen. Hier hatte Philipp II. von Spanien ein Heer von 60,000 Mann aufgestellt, das unter dem Befehle Emanuel Philibert's von Savoyen St.-Quentin in der Picardie belagerte. Der Connétable Montmorency, der zum Entsatz herbeieilte, wurde 10. Aug. 1557 gänzlich geschlagen und gerieth mit der Blüte des franz. Adels in span. Gefangenschaft. Der König, durch dieses große Unglück außer Fassung gebracht, rief den Herzog von Guise herbei und übertrug ihm die Statthalterschaft über das ganze Königreich. Dieser entriß nun 1558 den Engländern Calais, das 210 Jahre in deren Händen gewesen, und eroberte die Festung Thionville. Andererseits verlor der Marschall von Thermes 13. Juli desselben Jahres die Schlacht bei Gravelines gegen Egmond. Aus Haß gegen den Herzog von Guise verband sich die Herzogin von Valentinois mit Montmorency, und beide beredeten H. zum Frieden, der endlich 3. April 1559 zwischen Frankreich, Spanien und England zu Château-Cambrésis geschlossen wurde. H. bewilligte für die Rückgabe von Ham, St.-Quentin, Castelet und die Freilassung des Connétable das eroberte Piemont und überhaupt 198 feste Plätze. Ein geheimer Artikel dieses schimpflichen Friedens verpflichtete auch den König zur Ausrottung der Ketzerei, die nun mit erneuter Wuth begann. Mitten unter den Greueln wurde zur Befestigung des Friedens die Vermählung von H.'s ältester Tochter, Elisabeth, mit Philipp II. von Spanien vollzogen. H. hatte bei dieser Feier ein dreitägiges Turnier nach alter Weise angeordnet, wobei er in Person in den Schranken erschien. Am Abend des zweiten Tags zwang er noch den Grafen Montgomery, den berühmtesten Turnierritter seiner Zeit, zur Ehre der Damen zu einem Gange. Beide zersplitterten ihre Lanzen auf den ersten Anlauf. Der Graf jedoch, der sein Pferd nicht halten konnte, fuhr dem König unversehens mit dem zerbrochenen Schafte ins rechte Auge. Zehn Tage darauf (10. Juli 1559) starb H. an dieser Verwundung. Die Königin bestand auf dem Tod des Grafen, verfolgte ihn 15 Jahre und ließ ihn 1574 hinrichten. H. hinterließ 40 Mill. Livres Schulden und das Reich durch Krieg erschöpft, durch Parteiherrschaft zerrüttet. An seinem Hofe herrschten alle Laster. Von seinen Söhnen (s. Valois) folgte ihm zunächst der älteste, Franz II. (s. d.), auf dem Throne.

Digitized by Google

Heinrich III., König von Frankreich, 1574—89, vorher Herzog von Anjou, der dritte Sohn Heinrich's II. (s. d.) und Katharina's von Medici, wurde 19. Sept. 1551 geboren. Seine trefflichen Charakteranlagen verdarben zeitig in der Schule seiner Mutter, deren Lieblingssohn er war. Nach dem Tode des Connétable Montmorency erhielt er in dem Bürgerkriege den Oberbefehl und siegte 1569 in den Schlachten von Jarnac und Moncontour. Katharina verschaffte ihm 1573, nachdem König Sigismund August von Polen gestorben, durch Intrigue die poln. Krone. Er wurde 15. Febr. 1574 zu Krakau gekrönt, verließ jedoch, mit seiner Lage unzufrieden, 18. Juli heimlich Polen, um den durch den Tod seines Bruders, Karl's IX. (s. d.), erledigten Thron von Frankreich einzunehmen. Schon im Beginn seiner Regierung zeigte er sich träge, verschwenderisch, sittenlos und bigot. Die Guisen und seine Mutter bewogen ihn leicht zur Fortsetzung des Bürgerkriegs. Die Hugenotten verbanden sich darum mit den sog. Politikern, einer mit dem königl. Despotismus unzufriedenen Adelspartei, und der Krieg gegen den Hof begann in allen Provinzen. Unbekümmert darum, ließ sich H. 15. Febr. 1575 zu Rheims krönen und heirathete am folgenden Tage Luise von Lothringen, eine Verwandte der Guisen, die dadurch noch einflußreicher wurden. Unterdeß erschienen in Frankreich der Prinz Heinrich Condé und der Pfalzgraf Johann Kasimir mit einem deutschen Truppencorps, an dessen Spitze sich sogar der Herzog von Alençon, der Bruder des Königs, stellte, während Heinrich von Navarra in der Guyenne den Aufstand erregte. Die Königin-Mutter beeilte sich in dieser bedrängten Lage, im Namen des trägen Sohnes 6. Mai 1576 in der Abtei Beaulieu (Touraine) mit den Hugenotten einen diesen günstigen Frieden zu schließen, wobei Alençon das Herzogthum Anjou, Condé das Gouvernement der Picardie erhielt. Diese Aussöhnung durchkreuzte die polit. Anschläge des Herzogs Heinrich von Guise (s. d.), der jetzt unter dem Scheine des Religionsinteresses die sog. Heilige Ligue stiftete. (S. Liga.) H. begriff die Gefährlichkeit dieses Bundes und trat deshalb demselben bei, womit er zugleich genöthigt war, das Pacificationsedict wieder aufzuheben. Der Kampf begann nun abermals, wurde aber schon im Sept. 1577 durch den Frieden von Bergerac auf Grund der frühern Bedingungen beigelegt. Um die ehrgeizigen Großen an den Thron zu ketten, stiftete H. den Heiligengeistorden, und Katharina trat zu Nérac in geheime Unterhandlungen mit Heinrich von Navarra. Kaum sahen der König und seine Mutter ihre Macht in etwas befestigt, als sie auch den Frieden mit den Protestanten wieder verletzten. Die Feindseligkeiten wurden von Heinrich von Navarra in der Guyenne, von Condé in der Picardie eröffnet; doch stellte ein im Nov. 1580 zu Fleix in Périgord geschlossener Vertrag die Ruhe nochmals her. H. verlor sich nun gänzlich in Ausschweifungen, während seine Mutter die Regierung führte und die Guisen den Thron untergruben. Endlich schreckte der Tod des Herzogs von Anjou, seines Bruders und künftigen Nachfolgers (10. Juni 1584), den König aus diesem Taumel. Er trat mit dem Könige von Navarra (s. Heinrich IV.) in Unterhandlung und sicherte demselben die franz. Thronfolge unter der Bedingung zu, daß er zum Katholicismus zurückkehre. Da dieser Schritt die Guisen um Einfluß und Aussicht zu bringen drohte, mußte die Ligue zu den Waffen greifen, den Cardinal Karl von Bourbon zum Thronerben erklären, der Papst aber Heinrich von Navarra als Ketzer in den Bann thun. Der König wurde hierdurch so eingeschüchtert, daß er auf Anrathen seiner Mutter 1585 mit der Ligue einen Vergleich schloß, der über die Protestanten Verlust aller ihrer Rechte und Verbannung aus Frankreich verhing. Zugleich trat aus den Fanatikern der Hauptstadt ein ähnlicher Bund, die sog. Ligue der Sechzehner, zusammen, durch den die Partei der Guisen einen furchtbaren Nachdruck erhielt. H. stellte gegen die Hugenotten drei Armeen ins Feld, von denen die eine der Herzog von Guise wider die andringenden Deutschen, die andere der Herzog von Joyeuse gegen den König von Navarra, die dritte der König selbst an der Loire befehligte. Der Sieg, den der König von Navarra 20. Oct. 1587 über Joyeuse bei Coutras davontrug, gab diesem sog. Kriege der drei Heinriche für die Liguisten und den Hof eine sehr üble Wendung. In dieser Lage beschloß der Herzog von Guise, den König vollends zu verderben. Die Häupter der Ligue legten H. im Jan. 1588 ein Ultimatum vor, in welchem derselbe zum aufrichtigen Anschluß an ihre Sache, Einführung der Inquisition u. s. w. aufgefordert wurde. Der König verwarf die Forderungen mit ungewohnter Festigkeit und ließ, einen Anschlag fürchtend, 6000 Mann Schweizertruppen in Paris einrücken. Am 12. Mai erregten hierauf die Sechzehner in den Straßen der Stadt einen Aufstand, wobei der König mit seiner Streitmacht unthätig blieb und vom Volk durch Barrikaden (la journée des barricades) in seinem Palaste, dem Louvre, eingeschlossen wurde, worauf der König aus Paris nach Chartres entfloh. Die Königin-Mutter errichtete nun mit dem Herzoge einen Vergleich, in welchem der-

Digitized by Google

selbe die Würde eines Generalstatthalters, der Cardinal von Bourbon das Recht der Thronfolge und die Ligue das Versprechen der Ketzervertilgung erhielt. Der König unterschrieb 19. Juli diesen Vergleich und mußte ihn sogar auf der im September nach Blois berufenen Versammlung der Reichsstände auf die Hostie beschwören. H. wußte längst, daß der Herzog von Guise auf seinen Sturz ausging, und faßte auch auf jener Versammlung den Entschluß, seinen Feind durch Gewalt aus dem Wege zu räumen. Der Herzog wurde 23. Dec. 1588 in dem Vorzimmer des Königs ermordet, und sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, erlitt das nämliche Schicksal am folgenden Tage im Gefängnisse. Diese Blutthat, weit entfernt, die königl. Macht zu stärken, erregte besonders die Wuth der Hauptstadt, wo die Sorbonne das Volk vom Gehorsam gegen den König lossprach und die Sechzehner das Parlament vertrieben. Der unthätige, durch den Tod seiner Mutter (5. Jan. 1589) völlig rathlose H. floh nach Tours und warf sich, als er hörte, daß der Herzog von Mayenne, der Bruder der Ermordeten, zu Paris zum Generalstatthalter erklärt worden, Heinrich von Navarra in die Arme. Die Vereinigung geschah 3. April 1589 und hatte zur Folge, daß auch über H. vom Papste der Bann verhängt wurde. Beide Könige zogen mit dem bis auf 40,000 Mann verstärkten Heere der Hugenotten nach Paris und brachten die von dem Herzog von Mayenne vertheidigte Stadt sehr bald der Uebergabe nahe. Wüthende, wahrscheinlich von den Guisen angestiftete Priester bewogen jedoch einen jungen Dominicanermönch, Namens Jacques Clément (s. d.), den Ereignissen durch eine Blutthat eine Wendung zu geben. Derselbe drang 1. Aug. unter dem Vorgeben wichtiger Mittheilungen zum Könige und stieß demselben ein Messer in den Leib. Schon am folgenden Tage (2. Aug. 1589) starb H., das letzte Glied der Valois (s. d.), nachdem er vorher Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) zum Thronerben eingesetzt hatte.

Heinrich IV., König von Frankreich, der Große und Gute genannt, 1589—1610, dritter Sohn Anton's von Bourbon (s. d.) und der Johanna von Albret, Tochter und Erbin Heinrich's, Königs von Navarra und Béarn, wurde 13. Dec. 1553 zu Pau in Béarn geboren. Von seinem Großvater ritterlich erzogen, von tüchtigen calvinistischen Lehrern gebildet, überdies zeitig in ein bewegtes Leben geworfen, erlangte seine südl. Natur nach Geist und Charakter ein kräftiges Gepräge. Sein Vater, nachdem er die Partei seines Hauses und der Reformirten aufgegeben, blieb 1562 vor Rouen. Um so fester hielt die Mutter zur Sache der Hugenotten. Sie wußte sich und ihren Sohn den Anschlägen Katharina's von Medici zu entziehen und erklärte den Jüngling nach der Ermordung Ludwig Condé's zum Haupte des prot. Bundes. Nach dem Frieden von St.-Germain-en-Laye schlug der franz. Hof, um die Bundeshäupter herbeizulocken und zu verderben, die Vermählung H.'s mit Margaretha von Valois, Schwester Karl's IX., vor. Johanna wurde das erste Opfer dieser List: sie starb 9. Juni 1572 bei Hofe, wahrscheinlich an Gift. H. nahm nun selbst den Titel eines Königs von Navarra an und vollzog arglos 18. Aug. seine Vermählung. Schon am 24. brach über die Hugenotten die Bartholomäusnacht herein. H. wurde zwar verschont, mußte aber fortan die Messe besuchen und als Gefangener am Hofe bleiben, wo ihn, obschon er sich sonst klug benahm, sein feuriges Blut in die wilden Ausschweifungen der Valois stürzte. Da er sich bei der Verschwörung der Großen gegen die schlechte Regierung der Königin-Mutter betheiligte, durfte er erst nach der Thronbesteigung Heinrich's III. freier athmen. Er hatte dessen Vertrauen erworben, indem er die Ermordung des Herzogs von Alençon, des Bruders und Erben von Heinrich III., von sich wies. Endlich im Febr. 1576, nachdem sein Schicksalsgenosse Heinrich Condé (s. d.) längst die Waffen ergriffen, entwich auch H. vom Hofe, trat zum Protestantismus zurück und half mit bewaffneter Hand den vortheilhaften Religionsfrieden vom 6. Mai herbeiführen. Diese Stellung behielt er der Ligue und dem Hofe gegenüber, so oft ihn die Königin-Mutter auch durch Unterhandlung, Verführung und Friedensschlüsse zu gewinnen suchte. Nach dem Tode des Herzogs von Anjou (Alençon), 10. Juni 1584, überkam H. als erster Prinz von Geblüt die Anwartschaft auf den franz. Thron, was die ehrgeizigen Plane der Guisen durchkreuzte. Die Ligue erklärte daher auf Anstiften des Herzogs Heinrich von Guise den Cardinal von Bourbon zum rechtmäßigen Thronerben und griff zu den Waffen. Zugleich aber zwang man dem Könige das Edict von Nemours (7. Juli 1585) ab, welches H. seines Rechts beraubte und die Hugenotten aufs neue mit Vernichtung bedrohte. H., überdies vom Papste Sixtus V. im Sept. 1585 geächtet, stellte sich wieder an die Spitze der Hugenotten und erfocht 20. Oct. 1587 den wichtigen Sieg bei Coutras. Schon längst hatte Heinrich III., durch den Herzog von Guise bedroht, eine feste Verbindung mit dem Navarrer im Auge gehabt. Die schlimme Lage, in welche jener König durch die Ermordung der Guisen gerieth, brachte endlich die Vereinigung 3. April 1589 zu Tours zu Stande. H. führte

Digitized by Google

nun sein durch den königl. Anhang verstärktes Heer vor Paris, wo ihm plötzlich, inmitten der Belagerung, 2. Aug. 1589, durch den Tod des durch Mörderhand verwundeten Königs, kraft des Salischen Gesetzes und der Verordnung des Sterbenden, die franz. Krone zufiel.

Hoher Muth und Geistesgröße waren erforderlich, um den Kampf um den Thron gegen die von einer fanatischen Priesterschaft, dem Papste und dem Könige von Spanien unterstützte Ligue rüstig fortzuführen. Ungeachtet des Treueides fielen bald die kath. Truppen und Anführer von H. ab. Da der Herzog von Mayenne (Guise) mit einem starken Heere anrückte, zerstreute der König seine Truppen, verschanzte sich mit 6000 Mann hinter dem Flusse Béthune bei Dieppe und schlug in dieser Stellung 21. Sept. 1589 das 30,000 Mann starke Heer des Herzogs. Schon 1. Nov. erschien er wieder vor Paris, zog sich aber wieder zurück und begann, von England durch Geld und Mannschaft unterstützt, die Eroberung der Provinzen. Die Sache der Liguisten befand sich in großer Verwirrung. Der König von Spanien hatte sich zum Bundeshaupte erklärt und hegte den Plan, seine Tochter Isabella, die Nichte Heinrich's III., durch Umgehung des Salischen Gesetzes auf den franz. Thron zu setzen. Um die span. Ränke zu hindern, ließ der Herzog von Mayenne 21. Nov. den alten Cardinal von Bourbon als Karl X. zu Paris zum Könige ausrufen und ertheilte sich selbst die Würde eines Generalstatthalters. So gestalteten sich mehrere Parteien, welche einander lähmten und dem Könige H. in die Hände arbeiteten. Durch ein span. Hülfscorps unter dem Grafen Egmond verstärkt, griff Mayenne den König 14. März 1590 bei dem Flecken Ivry an der Eure an, verlor aber dabei 10,000 Mann und sein Geschütz. H. belagerte nun nochmals Paris, eroberte 27. Juli die Vorstädte und stand schon wegen der Uebergabe in Unterhandlung, als er sich vor der Ankunft des Herzogs von Parma, welcher der Ligue 15,000 auserlesene Spanier aus den Niederlanden zuführte, zurückziehen mußte. Auch der Papst Gregor XIV. schickte Geld und ein Hülfscorps von 10,000 Mann und der Herzog von Savoyen eröffnete in der Dauphiné und Provence den Krieg. H., obschon durch engl. und deutsche Hülfsvölker allmählich auf 30,000 Mann verstärkt, beschränkte sich jetzt auf die Einnahme fester Plätze. Der Umstand, daß auf der 26. Jan. 1593 zu Paris eröffneten Reichsversammlung die Anträge Spaniens zu Gunsten Isabella's verworfen wurden, stimmte die Gemüther der Katholiken für ihn allmählich milder und trug dazu bei, daß Mayenne endlich in einen Waffenstillstand willigte. Aus polit. Rücksichten trat nun H. auf den Rath seines klugen Ministers de Rosny, spätern Herzogs von Sully (s. d.), 25. Juli 1593 in der Kirche zu St.-Denys zum Katholicismus über. So sehr dieser Schritt die Hugenotten verletzte, setzte er die Katholiken, namentlich die arg bedrängte Hauptstadt, in große Freude. Der Adel und die wichtigsten Städte fielen ihm nun zu, und nachdem er sich 27. Febr. 1594 zu Chartres hatte krönen lassen, öffnete ihm auch 22. März Paris ohne Gewalt die Thore.

Ungeachtet H. mit Weisheit und dem ihm eigenen Wohlwollen zu Werke ging, bedrohten ihn doch fortwährend die Dolche der von den Jesuiten aufgeregten Fanatiker. Da der span. Hof alles aufbot, den Bürgerkrieg wieder anzufachen, so wurde demselben im Jan. 1595 förmlich der Krieg erklärt, der ohne große Erfolge an den Grenzen der Niederlande fortgeführt ward, bis H., freilich ohne Rücksicht auf seinen Bundesgenossen England, 2. Mai 1598 mit Spanien den Frieden zu Vervins schloß. Zu gleicher Zeit beruhigte er die Hugenotten (13. April 1598) durch das berühmte Edict von Nantes. Nach der Scheidung von seiner ersten Gemahlin heirathete der König auf Zuthun des Papstes 1600 Maria von Medici, die Tochter des damaligen Großherzogs Ferdinand von Toscana. Einen kurzen Krieg mit Savoyen um Saluzzo abgerechnet, hatte H. nun Ruhe, um an der Hebung des innern Zustandes seines tiefzerrütteten Reichs zu arbeiten. Die Statthalter und großen Grundbesitzer hatten sich in den langen Wirren fast souverän gemacht; sie erhoben eigenmächtig Zölle, Abgaben, legten Frondienste auf und spotteten des Parlaments, dessen Ansehen durch häufige Zersprengung gänzlich gesunken war. Alle diese Misbräuche wurden jetzt mit Festigkeit abgestellt. Zur neuen Begründung des bürgerlichen Wohlstandes ließ H. Kanäle und Straßen bauen, ermunterte und unterstützte Handel und Gewerbe und veranlaßte sogar die Gründung franz. Colonien in Amerika. Auch der Ackerbau hob sich aus dem elendesten Zustande. So weit wollte es der König noch bringen, daß «jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe» habe. Der Hebel dieser Verbesserungen war aber die Ordnung und Herstellung der Finanzen, deren Verwaltung Sully seit 1599 führte. Nachdem Frankreich im Innern gestärkt, faßte H. die äußere Politik ins Auge. Er hatte den genialen Plan für eine allgemeine christl. Republik entworfen, von dessen Ausführung er überzeugt war. Im wesentlichen sollte Europa in 15 theils aristokratische, theils demokratische und monarchische Staaten getheilt werden, die, untereinander verbunden, einen obersten Friedenssenat an der Spitze hätten.

Digitized by Google

Eine bedeutende Streitmacht sollte dieses Staatensystem gegen die Russen und Türken schützen und letztere überhaupt aus Europa treiben. Zunächst aber ging der Plan auf die Demüthigung des Habsburger Hauses. H. verband sich zu diesem Zwecke mit den meisten Staaten Europas. Er selbst rüstete ein bedeutendes Heer, das zum Schrecken der damaligen Welt 50 metallene Kanonen führte, und setzte diese Macht beim Ausbruche des jülichschen Successionsstreits, in dem er Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg unterstützen wollte, in Bewegung. Ganz Europa sah mit Spannung großen Ereignissen entgegen. Die Königin sollte während des Kriegs die Regentschaft führen und verlangte deshalb auf Eingebung ihres Günstlings Concini gekrönt zu werden. Nur ungern willigte H. in die Ceremonie, die 13. Mai 1610 stattfand. Nicht nur das Ungeheuere seiner Entwürfe, sondern auch der Umstand, daß sich seit einigen Monaten in und außerhalb Frankreich das Gerücht verbreitete, H. sei ermordet oder gehe doch diesem Schicksale entgegen, warfen trübe Ahnungen in sein sonst starkes Gemüth. Er hatte sich nicht getäuscht. Am Tage nach der Krönung fuhr er, um den kranken Sully zu besuchen, nachmittags gegen 4 Uhr durch die enge Straße la Feronnerie und wurde daselbst im Wagen, umgeben von mehrern Großen, durch einen Messerstoß Ravaillac's (s. d.) ermordet. Man legte die Blutthat bald der Königin, bald den mit dem span. Hofe verbundenen Jesuiten zur Last. Weder Spanien noch Oesterreich hatten sich zu dem bevorstehenden Kampfe gerüstet. Frankreich verlor mit H., diesem als Mensch, Held und Herrscher großen Charakter, unermeßlich; bis auf die Gegenwart hat er dem Volke als der größte und beste König gegolten. Der einzige Schatten in seinem Leben sind die vielen Maitressen, darunter Gabrielle d'Estrées (s. d.) und Henriette d'Entragues, an die er oft ungehörig Zeit und Geld verschwendete. Er hinterließ acht natürliche Kinder, für die er mit gleicher Zärtlichkeit sorgte. Von seinen Nachkommen aus zweiter Ehe bestieg sein neunjähriger Sohn, Ludwig XIII. (s. d.), den Thron. Vgl. Poirson, «Histoire du règne de Henri IV» (3 Bde., Par. 1857); Jung, «Henri IV Écrivain» (Par. 1855); Freer, «Henry IV and Marie de Medici» (2 Bde., Lond. 1861); Stähelin, «Der Uebertritt König H.'s IV. von Frankreich zur röm.-kath. Kirche» (Bas. 1856); Lescure, «Henri IV. 1553—1610» (Par. 1873); Philippson, «H. IV. und Philipp III. Die Begründung des franz. Uebergewichts in Europa 1598—1610» (2 Bde., Berl. 1870—73); derselbe, «König H. IV. von Frankreich» (in «Der neue Plutarch», Bd. 1, Lpz. 1874); Hardouin de Perefix, «Histoire de Henri le Grand» (Par. 1876); Zeller, «Henri IV et Marie de Medici d'après des documents nouveaux» (Par. 1877).

Heinrich II., König von England, 1154—89, Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet (s. d.) von Anjou und Mathilde's, der Tochter Heinrich's I. von England, wurde 3. März 1133 in der Normandie geboren und von dem gelehrten Robert von Gloucester erzogen. Nach dem Willen des Großvaters war seiner Mutter und ihm der engl. Thron bestimmt. Allein sein Vetter, Stephan von Blois (s. Großbritannien), wußte sich denselben zuzueignen und gegen Mathilde zu behaupten. Vom Vater erbte H. 1151 Anjou und Maine, und durch Verheirathung mit der geschiedenen Gemahlin Ludwig's VII. von Frankreich, Eleonore von Poitou, wurde er 1152 Allodialherr des dritten Theils von Frankreich. Er begann nun mit dieser Hausmacht den Krieg gegen Stephan und zwang denselben, ihn zum Erben der engl. Krone einzusetzen. Demzufolge bestieg H. 19. Dec. 1154 den engl. Thron. Unter langen innern Kriegen war das Land in tiefe Zerrüttung versunken. Nachdem H. 1161 einen Kampf in Frankreich beendet, unterwarf er die unruhigen Waliser und zwang deren Fürsten zur Huldigung. Dann suchte er dem Papste und dem Klerus solche Schranken zu setzen, daß deren Anmaßungen die Regierungseinheit nicht mehr störten. Die Prälaten mußten 1164 auf dem Reichstage zu Clarendon eine Kirchenconstitution unterschreiben, welche die Acte des Papstes der Krone unterstellte. Thomas Becket (s. d.), den der König 1162 vom Kanzler zum Primas erhoben, wiegelte aber hinterher die Geistlichkeit auf und setzte das ganze Reich in Bewegung. Ein von H. im Unwillen über den treulosen Priester hingeworfenes Wort veranlaßte 1170 mehrere Edelleute, Becket am Altare zu ermorden. Man beschuldigte den König der Urheberschaft dieses Verbrechens, und nun brach Fanatismus und Empörung von allen Seiten los, besonders als der Ermordete zum wunderthätigen Heiligen erhoben wurde. H. mußte endlich, um den Bann von seinem Haupte zu wenden, am Grabe des Heiligen Buße thun und den Mord abschwören. Auch die Constitution wurde widerrufen. Dafür erlaubte der Papst dem Könige, das in sich zerrissene Irland zu erobern, was von 1171—72 geschah. Viel Noth verursachte H. auch seine böse, auf die schöne Rosamunde Clifford eifersüchtige Gemahlin Eleonore. Dieselbe reizte den Kronprinzen Heinrich, der 1171 Mitregent geworden, zur Empörung. Der Prinz eröffnete mit seinen Brüdern und dem Könige von Frankreich gegen den Vater den Krieg in dessen franz.

Digitized by Google

Besitzungen. Zugleich begann König Wilhelm von Schottland den Krieg und der Graf Leicester erhob die Fahne des Aufruhrs in England. H. überwältigte das Heer des letztern 26. Aug. 1173, machte sich durch den Sieg bei Alnwick 13. Aug. 1174 den schott. König lehnspflichtig und setzte dann nach Frankreich über, wo er schnell Frieden schloß und den Söhnen verzieh. Große innere Reformen folgten diesen Wirren. H. schaffte gegen 1176 die Gottesurtheile ab, theilte das Land in Gerichtsbezirke, wie diese heute noch bestehen, führte die Assisen ein und milderte die Jagdgesetze und das Strandrecht. Doch 1180 brachen die Zwiste mit seinen Kindern wieder aus, in die sich auch der König von Frankreich mischte. Kaum war dieser Krieg beigelegt, als Richard die Waffen gegen den Vater 1188 nochmals ergriff und die franz. Besitzungen in Aufruhr brachte. H. gab deshalb den Entschluß zu einer Kreuzfahrt nach Palästina auf und rüstete in England. Als er aber auf der Liste der Empörer auch seinen Lieblingssohn Johann fand, warf ihn der Schmerz auf das Krankenlager; er starb 6. Juli 1189. Da der älteste Sohn, Heinrich, 1183 gestorben, folgte ihm auf dem Throne der zweite, Richard I.

Heinrich IV., König von England, 1399—1413, geb. 4. April 1367 zu Bolingbroke in Lincolnshire, der Sohn Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaster, und Enkel König Eduard's III., führte früher die Titel eines Grafen von Derby und (1397) Herzogs von Hereford. In seiner Jugend betheiligte er sich lebhaft an den innern Unruhen, und 1390 führte er einen Kreuzzug gegen die heidnischen Litauer, wobei er sich den Ruhm eines Helden erwarb. Der schwache König Richard II. fürchtete und verbannte ihn, infolge eines Streits mit dem Herzog von Norfolk, 1398 aus England. Die gute Aufnahme, die H. in Frankreich fand, verstärkte den Haß des Königs. Als daher H.'s Vater starb, zog Richard willkürlich die Güter des Hauses Lancaster ein. H. erschien darauf 4. Juli 1399 mit andern Unzufriedenen in der Grafschaft York und erhielt außerordentlichen Zuwachs. König Richard schickte ihm den Grafen von Salisbury entgegen, dessen schwaches Truppencorps jedoch leicht zerstreut wurde. Nicht glücklicher war der König selbst. H. lockte ihn in seine Gewalt, indem er ihm Ergebenheit versicherte, steckte ihn aber dann in den Tower, zwang ihm 29. Sept. 1399 eine Concessionsacte ab und klagte ihn vor dem Parlamente an. Das Parlament erklärte den schwachen Richard der Krone unwürdig und ließ 30. Sept. H. als König von England ausrufen. Richard starb wenige Wochen darauf eines gewaltsamen Todes. Da der siebenjährige Graf von March, Edmund Mortimer, dem Hause Clarence wenn auch nur von weiblicher Seite entsproffen, ein näheres Anrecht auf den Thron besaß als das Haus Lancaster (s. Plantagenet), so ließ H. den Knaben einsperren. So schnell und glücklich auch die Gewaltthätigkeiten vollzogen wurden, erregten sie doch dem Usurpator viele Feinde. Der Graf von Salisbury verschwor sich mit andern Großen noch zu Gunsten Richard's, mußte aber dafür im Jan. 1400 mit dem Kopfe büßen. Zugleich fielen die Schotten ins Land, und in Wales erhob Owen Glendower, ein Abkömmling der vormaligen Fürsten, die Fahne des Aufruhrs. Mit letzterm verband sich, zu Gunsten Mortimer's, Heinrich Percy, Graf von Northumberland, der zur Thronerhebung H.'s wesentlich beigetragen, sich aber jetzt vernachlässigt glaubte. Sein ältester Sohn, Heinrich Percy, seiner Kühnheit wegen Hotspur, d. i. Heißsporn, genannt, stellte sich an die Spitze des Bundesheers, wurde aber vom Könige 21. Juli 1403 in dem Treffen bei Shrewsbury geschlagen und getödtet. Der alte Percy vermittelte hierauf zwar den Frieden, verband sich aber 1405 mit dem Erzbischof von York, Richard Scrope, nochmals zu H.'s Sturze. Der König ließ die Empörer durch Verrath gefangen nehmen und enthaupten. H. führte nun die Regierung in Ruhe und zeigte viel Klugheit, Wachsamkeit und Mäßigung. Das Parlament, dem er gegen den Adel manche Zugeständnisse machte, trug ihm mehrmals die Einziehung der geistlichen Güter an, was er jedoch ablehnte. Vielmehr suchte er sich bei der Geistlichkeit durch die Verfolgung der Wicliffiten beliebt zu machen. Gegen Schottland kämpfte H. glücklich. Wiewol er den jungen Sohn König Robert's in fortdauernder Gefangenschaft hielt, machte er dieses unedle Verhalten doch durch eine treffliche Erziehung des Prinzen gut. Von Gewissensbissen verfolgt, schickte er sich zu einem Zuge nach Palästina an, als er 20. März 1413 starb. Shakspeare machte ihn zum Helden eines seiner Königsdramen.

Heinrich V., König von England, 1413—22, auch Regent von Frankreich, der Sohn und Nachfolger des Vorigen, war 9. Aug. 1388 zu Monmouth geboren. Von lebhaftem Naturell und durch seinen argwöhnischen Vater zur Thatenlosigkeit verurtheilt, gab er sich, der Sage nach, als Kronprinz der Gesellschaft wüster Gesellen, wie des Falstaff (s. d.), hin, sodaß man an seiner Herrscherfähigkeit zweifelte. Mit der Thronbesteigung aber entfernte er die unwürdige Gesellschaft, umgab sich mit den Räthen seines Vaters, deren harten Tadel er oft erlitten, und

Digitized by Google

zeigte sich ebenso tüchtig als König wie liebenswürdig als Mensch. Durch eine allgemeine Amnestie suchte H. die Härten seines Vaters, besonders an dem Hause Percy, auszugleichen. Dagegen opferte er die Anhänger Wicliffe's, die sog. Lollharden (s. d.), der fanatischen Geistlichkeit. Um die Thatkraft der Nation nach außen zu leiten und die franz. Landschaften wieder zu gewinnen, beschloß er den Krieg gegen Frankreich, das damals unter dem wahnsinnigen Karl VI. (s. d.) von Parteien zerrüttet wurde. Nachdem er die Verschwörung des Grafen Richard von Cambridge, Stammvaters des Hauses York (s. Plantagenet), unterdrückt, erschien H. im Aug. 1415 mit 30,000 Mann in der Normandie und überwältigte Harfleur, gerieth aber mit dem Heere durch Mangel und Krankheit in die traurigste Lage. H. bot den Franzosen, die viermal stärker anrückten, den Frieden und die Rückgabe des Platzes für einen freien Abzug nach Calais. Allein diese forderten unbedingte Unterwerfung und griffen sein geschmolzenes Heer 25. Oct. 1415 in der waldreichen Gegend beim Dorfe Azincourt (s. d.) an. Das Feldherrntalent des Königs, die kaltblütige Tapferkeit der Engländer und die Beschaffenheit des Terrains, das die Entfaltung der franz. Reiterei nicht gestattete, zog den Franzosen eine fast unglaubliche Niederlage zu. H. kehrte nach England zurück und verständigte sich mit dem Herzog Johann von Burgund zur völligen Eroberung Frankreichs (s. d.). Doch erschien er erst wieder im Aug. 1417 mit 25,000 Mann in der Normandie und eroberte binnen zwei Jahren fast diese ganze Provinz. Gern hätte sich der Herzog von Burgund von den Engländern losgesagt und mit dem Dauphin, nachherigen Karl VII., vereinigt, allein letzterer haßte und fürchtete den Herzog und ließ ihn 10. Sept. 1419 sogar ermorden. Der nunmehrige Herzog Philipp der Gute von Burgund verband sich jetzt, um den Vater zu rächen, um so enger mit dem Könige von England. Dieses Bündniß führte endlich 21. Mai 1420 zwischen H. und dem franz. Hofe den Vertrag von Troyes herbei. Gemäß der Uebereinkunft vermählte sich H. mit Katharina, der Tochter Karl's VI., und übernahm die Regentschaft von Frankreich unter der Bedingung, daß nach dem Ableben des wahnsinnigen Königs ihm und seinen Nachkommen aus dieser Ehe die franz. Krone zufallen sollte. Obschon die Rechte und Freiheiten beider Völker dabei verbürgt waren, so erregte die Vereinigung der Kronen auf ein Haupt sogar in England wenig Freude, zumal der durch ein schott. Hülfscorps verstärkte Dauphin den einen Theil von Frankreich behauptete. Auf die Nachricht von der Niederlage des Herzogs von Clarence bei Baugé in Anjou (22. März 1421) eilte H. mit einem Heere von 23,000 Mann nochmals nach Frankreich, konnte aber den Dauphin zu keinem entscheidenden Treffen bewegen. Er starb während dieses Feldzugs auf der Höhe seines Glücks 31. Aug. 1422 zu Vincennes; einige Monate später (21. Oct. 1422) starb auch Karl VI. H., dessen Charakter die Königsdramen Shakspeare's mit Vorliebe schildern, war als Feldherr und Mensch achtungswerth. Er zeichnete sich durch strenge Handhabung des Gesetzes aus, schaffte die Lehnmiliz ab und führte das bewaffnete Bürgerthum ein. Sein neun Monate alter Sohn, Heinrich VI. (geb. 6. Dec. 1421), folgte ihm auf dem Throne von England und wurde 1430 zu Paris auch als König von Frankreich gekrönt. (S. Großbritannien.) Seine Witwe Katharina heirathete den walisischen Edelmann Owen Tudor (s. d.), dessen Nachkommen später die engl. Krone erwarben. Vgl. Cole, «Memorials of Henry V.» (Lond. 1858).

Heinrich VII., König von England, 1485—1509, geb. 26. Juli 1456 auf Schloß Pembroke, war der Sohn Margaretha's von Beaufort, Erbtochter des Hauses Lancaster, und Edmund Tudor's, Grafen von Richmond, dessen Titel er auch führte. Nach der Vertreibung des Hauses Lancaster vom engl. Throne durch Eduard IV. (s. d.) aus dem Hause York wurde der junge Richmond von seinem Oheim, dem Grafen Pembroke, nach der Bretagne gebracht. Vergeblich forderte hier Eduard von dem Herzog Franz II. Richmond's Auslieferung. Als nachher Richard III. (s. d.) den engl. Thron usurpirte, richteten sich auf Richmond nicht nur die Augen der Lancastrier, sondern aller, welche den Usurpator haßten und fürchteten. Der Herzog von Buckingham, der mit dem Sturze des Tyrannen umging, brachte sogar die Verlobung Richmond's mit Elisabeth, der ältesten Tochter Eduard's IV., zu Stande, wodurch gewissermaßen das Interesse der feindlichen Häuser York und Lancaster ausgesöhnt und das mehr als zweifelhafte Thronrecht Richmond's gestärkt wurde. Indessen mußte Buckingham seinen Plan mit dem Kopfe bezahlen, und König Richard bewarb sich selbst um die Hand der Prinzessin. Richmond entschloß sich darum zu einer entscheidenden That. Nachdem er mit Unterstützung des franz. Hofs eine Expedition von 2000 Engländern ausgerüstet, ging er zu Harfleur unter Segel und landete 6. Aug. 1485 zu Milford-Haven in Südwales, wo ihm sogleich beträchtliche Verstärkungen zufielen. Bei Bosworth stieß Richmond 22. Aug. mit Richard zusammen,

Digitized by Google

dessen Heer gegen 12,000 Streiter zählte, während er selbst nur 6000 Mann besaß. Im Beginn des Treffens trat jedoch Lord Stanley, der sich bisher für keine Partei entschieden, zu Richmond über und dies verursachte die völlige Niederlage der Königlichen. Richard selbst wurde getödtet. Seine Krone fanden die Sieger auf der Walstatt; sie wurde Richmond aufgesetzt und derselbe sogleich als König H. VII. von England ausgerufen. Auch das Volk und die Großen, der Tyrannei und des Bürgerkriegs müde, empfingen den neuen König mit Jubel. H. konnte sein Thronrecht auf Eroberung, auf Vermählung mit Elisabeth, endlich auf seine Abstammung als Lancastrier gründen. Er wählte das letztere und begann zugleich eine neue Verfolgung des Hauses York, indem er sich des jungen Grafen Warwick, des einzigen männlichen Sprößlings der Weißen Rose, versicherte. Erst nachdem er 30. Oct. gekrönt und 7. Nov. vom Parlament als König bestätigt worden, entschloß er sich zur Vermählung mit Elisabeth, die er ebenfalls seinen Haß gegen das Haus York empfinden ließ. Die Nation hatte den alten, unheilvollen Hader gesühnt geglaubt, aber diese Verfolgung rief allenthalben Misvergnügte hervor. Ein schlauer Priester zu Oxford, Simon, bewog den Sohn eines Bäckers, Lambert Simnel, sich für Richard von York, den Sohn Eduard's IV., bald darauf aber für den Grafen Warwick auszugeben. Dieser Betrüger spielte seine Rolle so trefflich, daß ihn die Großen Irlands als Eduard VI. krönten. Gefährlich wurde dieser Aufstand, als die verwitwete Herzogin von Burgund, die Schwester Eduard's IV., unter dem Grafen Lincoln ein Hülfscorps nach Irland sandte, das, durch Irländer verstärkt, in England einfiel. H. schlug die Empörer im Juni 1487 bei Stoke in der Grafschaft Nottingham und rächte sich an dem gefangenen Simnel, indem er ihn als Küchenjungen in der Hofküche anstellte, während die Mitschuldigen an Geld gestraft wurden. Obschon die Politik H.'s nicht kriegerisch war, wurde er doch in den Streit des Herzogs von Bretagne mit Frankreich verwickelt. Er rüstete, anscheinend um die Gelegenheit zur Wiedereroberung der frühern engl. Besitzungen zu benutzen, ein starkes Heer und erschien mit demselben im Oct. 1492 vor Boulogne, ließ sich aber sogleich den Frieden (30. Nov. zu Etaples) vom König Karl VIII. durch große Summen abkaufen. Unterdessen hatte die Herzogin von Burgund gegen H., den Feind ihres Hauses, einen neuen Prätendenten in der Person eines gewissen Perkin Warbeck aufgestellt. Derselbe war während der Spannung am franz. Hofe mit königl. Ehren empfangen worden und erschien nach dem Frieden in Schottland, wo ihn König Jakob IV. als den Sohn Eduard's IV. aufnahm. Zu Perkin's Gunsten, der sich Richard IV. nannte, fiel Jakob sogar 1495 mit einem Heere in England ein. Doch machte er 1497 mit H. Frieden und überließ Perkin seinem Schicksal. Perkin floh nach Cornwall und unternahm mit geringem Anhange die Belagerung von Exeter. H. erwischte ihn hier, ließ ihn in den Tower sperren und später wegen wiederholten Fluchtversuchs hängen. Auch Warwick, der letzte Plantagenet, ward 1499 auf Befehl des Königs hingerichtet. Den Frieden benutzte nun H., um das zerrüttete Reich zu ordnen, seinen Thron zu befestigen und die Grenzen der königl. Gewalt zu erweitern. Er entfaltete hierbei eine Thätigkeit und Klugheit, die ihm den Ruhm des größten Politikers seiner Zeit erwarben. H. schwächte die Macht des Adels, hob das Bürgerthum und richtete namentlich sein Augenmerk auf die Entwickelung des Handels und der Schifffahrt. In seinem Charakter war H. streng, berechnend und noch mehr geldsüchtig als ehrgeizig. Sein Tod erfolgte zu Richmond 22. April 1509. Noch zuletzt erließ er eine Amnestie und verordnete die Zurückgabe erpreßter Gelder. Vgl. Campbell, «Materials for a history of the reign of Henry VII» (Bd. 1, Lond. 1873).

Heinrich VIII., König von England und Irland, 1509—47, der Sohn des Vorigen, geb. zu Greenwich 28. Juni 1491, war mit vorzüglichen geistigen und körperlichen Eigenschaften ausgestattet und erhielt eine gelehrte theol. Erziehung. Das von der Habsucht des Vaters geplagte Volk begrüßte seine Thronbesteigung mit Jubel und ließ sich von dem Glanze seines ersten Auftretens blenden. Nachdem sich H. 7. Juni 1509 mit Katharina von Aragonien, der Witwe seines Bruders Arthur und der Mutterschwester Kaiser Karl's V., vermählt, blos um das Verhältniß mit Spanien gegen Frankreich fortzusetzen, mischte er sich aus gleichem Grunde in die auswärtigen Händel. Er verband sich 1512 mit Maximilian I. gegen Ludwig XII. Obschon er 17. Aug. 1513 mit dem Kaiser die sog. Sporenschlacht bei Guinegate gewann, gewährte ihm doch der kostspielige Krieg keinen Vortheil. Ueberdies von dem Eigennutz des Verbündeten empört, schloß er im Aug. 1514 mit Ludwig XII. nicht nur Frieden und gab ihm seine Schwester Maria zur Gemahlin, sondern mit Franz I. nachher sogar ein Schutzbündniß gegen Karl V. Auch Schottland, das in der Schlacht von Flodden 9. Sept. 1513 König Jakob IV. verloren, erhielt einen billigen Frieden. Nach Franz' I. Thronbesteigung

Digitized by Google

schien das Bündniß H.'s mit Frankreich um so fester, als beide Könige bei der Bewerbung um die Kaiserkrone gegen Karl von Spanien durchgefallen waren. Doch H.'s Günstling, der Cardinal und Kanzler Wolsey (s. d.), wurde von Kaiser Karl V. durch Aussichten auf die Papstwürde gewonnen und zog so auch seinen Herrn von Frankreich ab. Im Nov. 1521 kam zwischen dem Kaiser und dem König von England ein geheimer Vertrag zu Stande, nach welchem H. im Juni 1522 einen höchst unpolit. Krieg gegen Frankreich eröffnete. Ebenso willkürlich benahm er sich aber auch in der innern Politik. Nachdem er den Schatz seines Vaters verschwendet, griff er zu Erpressungen, zwang 1523 dem Parlament unter Androhung von Todesstrafen eine große Summe ab und regierte dann, über den Widerstand ergrimmt, sieben Jahre ohne Parlament. Unterdessen hatte Wolsey in Rücksicht der Papstwahl mehrfache Täuschung erfahren und suchte nun aus Rache den König von der Sache des Kaisers zu trennen. Zwar wurde das engl. Heer aus Frankreich nicht zurückgerufen, als aber Franz I. bei Pavia 1525 in des Kaisers Gefangenschaft gerieth, ließ sich H. nicht mehr abhalten, mit dem franz. Hofe ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Die Feindseligkeiten gegen den Kaiser von engl. Seite begannen erst Anfang 1528 und endeten mit dem Frieden zu Cambray (5. Aug. 1529).

Schon längst ging H. mit einer Scheidung von seiner Gemahlin, der Tante des Kaisers, um, und jetzt, nachdem das enge Verhältniß mit demselben gelöst, begann er die Ausführung dieses Plans. Er äußerte Gewissenszweifel über die unkanonische Verbindung mit der Witwe seines Bruders und erklärte sich mit der Dispensation des Papstes nicht beruhigt, da diese während seiner Minderjährigkeit ertheilt worden sei. Der Hauptgrund für die Scheidung war aber wol, daß der König seine reizlose Gemahlin, von der er nur eine Tochter besaß, nicht liebte und die schöne Anna Boleyn (s. d.) heirathen wollte. Der Papst Clemens VII. suchte dieser Angelegenheit aus Furcht vor dem Kaiser auszuweichen, schickte aber endlich den Cardinal Campeggio nach London, der mit Wolsey den Scheidungsproceß führen sollte. Ehe jedoch der Spruch geschah, rief Clemens den Legaten 1529 zurück und lud den König vor sein eigenes Tribunal nach Rom. Wolsey erfuhr zuerst den Zorn H.'s und wurde abgesetzt. H. hatte bisher als eifriger Katholik gegolten. Mit Feuer und Schwert war er nicht nur den Wicliffiten, sondern auch der Reformation Luther's entgegengetreten; ja seine Schriftstellerei gegen Luther hatte ihm sogar vom Papste Leo X. den Titel Defensor fidei eingetragen. Jetzt aber, als der Papst ihm den Ehedispens verweigerte, beschloß er, sich und sein Reich von dem päpstl. Stuhle, doch nur schrittweise, loszureißen. Die Aussicht auf die geistlichen Güter und die Erweiterung der königl. Gewalt bestimmte hierbei den König ebenso sehr als seine Privatangelegenheiten. Im Jan. 1531 preßte er der Geistlichkeit eine große Geldsumme und das Bekenntniß ab, daß nach einem uralten Statut der König der Protector und das Haupt der engl. Kirche sei; im nächsten Jahre hob das Parlament die Annaten auf. Nachdem H. das Freundschaftsbündniß mit Franz I. erneuert, vermählte er sich 14. Nov. 1532 mit Anna Boleyn und ließ im Mai 1533 durch ein geistliches Gericht die Scheidung von Katharina aussprechen. Das Parlament faßte zugleich ein Gesetz ab, nach welchem nur die Nachkommen zweiter Ehe successionsfähig waren, und alle Unterthanen mußten unter Androhung von Hochverrathsstrafe dieses Erbfolgegesetz beschwören. Nur Thomas Morus und Bischof Fisher von Rocheſter widersetzten sich und bestiegen dafür 1535 das Schaffot. Das Parlament von 1534 schaffte die päpstl. Gewalt völlig ab und übertrug dem König die Einkünfte, die Gerichtsbarkeit, das Reformationsrecht, die Ketzerverfolgung u. s. w. Schon 1536 machte H. von dieser neuen Gewalt Gebrauch, indem er die geringern Klöster aufheben und auf Cranmer's Rath die Bibel übersetzen ließ. Der Proceß und die Hinrichtung der Anna Boleyn (19. Mai 1536) und die Vermählung H.'s am folgenden Tage mit Johanna Seymour unterbrachen einen Augenblick diese Umwälzungen. Das Parlament mußte eine neue Successionsacte geben, welche die aus zweiter Ehe geborene Prinzessin Elisabeth enterbte und dem König in Ermangelung von Nachkommen aus seiner dritten Ehe das Recht ertheilte, über die Krone zu verfügen.

Zur Feststellung des kirchlichen Lehrbegriffs versammelte H. im Juni 1536 die Geistlichkeit. Er ließ derselben sein Glaubensbekenntniß, ein Gemisch kath. und prot. Satzungen, vorlegen, das nach langem Streite auch angenommen und nach abermaliger Abänderung von königl. Hand als Glaubensregel anbefohlen wurde. Dieser Despotismus erregte im Oct. 1536 in mehrern Provinzen gefährliche, von Fanatikern geleitete Volksbewegungen, die nur mit Mühe beigelegt werden konnten. Die Bewältigung der Insurrection, die Geburt des Prinzen Eduard (12. Oct. 1537), die jedoch den Tod der Königin herbeiführte, befestigte das Ansehen H.'s so bedeutend, daß er 1538 auch die reichern Klöster und Stiftungen einzog. Dieses Vor-

Digitized by Google

gehen gegen die Klöster bewog endlich 1538 den Papst Paul III. zur Publication der schon vor Jahren gegen H. erlassenen Bannbulle, welche jedoch gänzlich wirkungslos blieb. Um jede Verschiedenheit der Religionsansichten auszurotten, legte der König dem Parlament 1539 sechs Glaubensartikel vor, die ebenfalls angenommen und als Dogmen der engl. Kirche proclamirt und beschworen wurden. Die blutigsten Anfeindungen aller, denen diese Artikel nicht zusagten, waren die nächste Folge. Auch die polit. Freiheit gab das Parlament preis, indem es den Edicten des Königs, die dem Staatsrathe vorgelegen, volle Gesetzeskraft ertheilte. Nach mancherlei Heirathsplanen vermählte sich H., der gern die deutsch-prot. Fürsten zu Freunden haben wollte, 6. Jan. 1540 mit Anna von Kleve. Da er aber die Prinzessin nicht liebgewann, ließ er sich schon im Juli von ihr scheiden. Er verwickelte zugleich seinen Kanzler, Thomas Cromwell, der ihm zu dieser Verbindung gerathen, in einen Hochverrathsproceß und ließ ihn 24. Juli schuldlos enthaupten. Durch den Einfluß der Katharina Howard, mit der sich H. 8. Aug. 1540 vermählte, traten der Herzog von Norfolk und Gardiner an die Spitze der Geschäfte und begannen die eigentlichen Protestanten wüthend zu verfolgen. Viele ausgezeichnete Männer, welche die sechs Artikel bezweifelten, wurden verbrannt oder gehenkt. Unterdessen mußte der König zu seinem Schrecken erfahren, daß seine neue Gemahlin unzüchtig gelebt habe und noch lebe. Der Tyrann war bis zu Thränen betrübt, ließ aber Katharina, deren eheliche Untreue nicht völlig erwiesen, dennoch 12. Febr. 1542 mit ihren vermeintlichen Helfern und Liebhabern hinrichten. Vergeblich hatte H. seinen Neffen Jakob V. von Schottland zu einer gleichen Kirchenreformation zu bewegen gesucht und darum mit demselben Krieg angefangen. Demzufolge schlug ein engl. Corps 24. Nov. 1542 die uneinigen Schotten am Solway, worauf Jakob aus Gram starb. H. faßte nun den Plan zur Vereinigung der schott. und engl. Krone und suchte mit Hülfe der Familie Hamilton (s. d.) die Verlobung seines Sohnes mit Maria, der Erbtochter Jakob's V., durchzusetzen, sah sich aber durch die kath. Partei Schottlands gehindert. Am 12. Juli 1543 heirathete er die Witwe des Lord Latimer, Katharina Parr, die den Tyrannen geschickt zu leiten und mit List dem Verdachte der Ketzerei zu entgehen wußte. Noch einmal verband sich H. im Febr. 1543 mit dem Kaiser gegen Franz I., der ihn vielfach verspottet und besonders in der schott. Angelegenheit erzürnt hatte. Nachdem er das Thronrecht seinen Töchtern Maria und Elisabeth wiedergegeben, eröffnete er im Juli 1544 von Calais aus den Krieg gegen Frankreich, während der Kaiser in der Champagne vordrang. Der Eigensinn H.'s, der jedes gemeinschaftliche Vordringen verwarf, aber 14. Sept. 1544 für sich Boulogne eroberte, hatte zur Folge, daß der Kaiser schon 18. Sept. den Frieden zu Crespy schloß. Erst im Juni 1546 willigte der König in die Beilegung eines Kampfs, der England 1,300,000 Pfd. St. kostete. Gegen Ende 1546 fiel H. in ein schleichendes Fieber, das ihn um so mehr beunruhigte, als sein Sohn erst 9 J. alt war. Besonders fürchtete er den mächtigen Herzog von Norfolk und dessen Sohn, den Grafen von Surrey, der sich einer aufgedrungenen Vermählung widersetzt hatte. Der König ließ den Sohn unter leerem Vorwand enthaupten; der Vater entging der Hinrichtung, indem H. 28. Jan. 1547 starb. Mittelbar verdankt England diesem grausamen, aber kraftvollen Despoten viel. Unter ihm wurde die Macht des Adels vollends gebrochen und die Verwandlung Englands aus einem Feudalstaat in eine constitutionelle Monarchie vorbereitet. Vgl. Turner, «History of Henry VIII.» (Lond. 1826; 2 Bde., 1828); Thomson, «Memoirs of the court of Henry VIII.» (2 Bde., Lond. 1826; deutsch von Becker, Lpz. 1827); Tytler, «Life of king Henry VIII.» (Edinb. 1836); Audin, «Histoire de Henri VIII et du schisme d'Angleterre» (2 Bde., Par. 1847); Froude, «History of England from the fall of Wolsey» (Bd. 1—4, Lond. 1856—58); Collette, «Henry VIII., an historical sketch, as affecting the reformation in England» (Lond. 1864); Corrie, «A concise history of the church and state of England in conflict with the papacy during the reign of Henry VIII.» (Lond. 1874); Brewer, «Calendar of letters, foreign and domestic of the reign of Henry VIII.» (Bd. 1—7, Lond. 1862—73).

Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, der zweite Sohn des Landgrafen Hermann I., verdrängte, trotz aller Vorstellungen des edeln Walther von Vargula, nach dem Tode seines ältern regierenden Bruders, Ludwig's des Frommen, dessen Gemahlin, die heil. Elisabeth (s. d.), sammt ihren Kindern und maßte sich die Herrschaft seines Neffen und Mündels, Hermann's II., an. Zwar überließ er diesem, als derselbe 1239 mündig geworden, die Landgrafschaft Thüringen mit Hessen und behielt nur die Pfalzgrafschaft Sachsen, allein der plötzliche Tod Hermann's II. 1242 wurde, vielleicht nicht ohne Grund, dem herrschsüchtigen Oheim, der ihn beerbte, zur Last gelegt. Mehr als nach innen war H. von nun an nach außen hin thätig. Er

Digitized by Google

stand den Böhmen gegen die einbrechenden Mongolen bei; gleichzeitig wurde er 1242 Reichsverweser für den Sohn Kaiser Friedrich's II., den jungen Konrad. Vermöge dieser hohen Stellung gelangte er zu bedeutendem Ansehen. Als der Papst den Kaiser 1245 mit dem Bann belegt hatte, wurde H. auf einer größtentheils aus geistlichen Fürsten bestehenden Reichsversammlung zu Würzburg im Mai 1246 zum König ausgerufen, deshalb aber auch spottweise der Pfaffenkönig genannt. Mittels päpstl. Gelder sammelte er ein großes Heer und brachte seinem Gegner, dem König Konrad, im Aug. 1246 eine Niederlage bei, erkrankte aber während der Belagerung von Ulm und starb kinderlos auf der Wartburg im Febr. 1247. Mit ihm schloß sich die mit Ludwig dem Bärtigen beginnende Reihe der aus fränk. Königsstamme entsprossenen thüring. Ludovinger, und um sein reiches Erbe erhob sich der thüring. Erbfolgestreit.

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, war bei seines Vaters, Dietrich's des Bedrängten, Tode (1221) erst 3 J. alt und stand anfangs unter Vormundschaft seines Oheims, des Landgrafen Ludwig des Frommen von Thüringen, der aber 1227 starb. Hierauf begann die herrschsüchtige Mutter, Jutta, eine Schwester des thüring. Landgrafen und zum zweiten mal mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt, sich mehr in die Landesangelegenheiten zu mischen. Indeß wurde der junge Markgraf frühzeitig mündig erklärt, und schon 1234 heirathete er die Tochter des Herzogs Leopold von Oesterreich, Constantia. Seine ersten Waffenthaten verrichtete er in dem Kreuzzuge gegen die Preußen. Bald nachher gerieth er mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg in Fehde; später aber nahmen ihn ausschließlich die thüring. Successionsangelegenheiten in Anspruch. Schon 1242 hatte er vom Kaiser eine Eventualbelehnung mit Thüringen und der Pfalz Sachsen erhalten. Als aber 1247 mit Heinrich Raspe (s. d.) der thüring. Mannsstamm wirklich erlosch, konnte er nur mit dem Schwerte sein Recht gegen die nähere Erbin Sophia, die Gemahlin Heinrich's II. von Brabant, sowie gegen einen andern Prätendenten, den Grafen Siegfried von Anhalt, behaupten. Viele thüring. Stände huldigten ihm 1249, und im folgenden Jahre übernahm er auch, jedoch nur im Namen von Sophia's unmündigem Sohne, Heinrich dem Kinde, die Regierung von Hessen. Als indeß Sophia in Herzog Albrecht von Braunschweig einen Bundesgenossen erhielt, brach von neuem blutiger Streit aus, welcher nach der Schlacht bei Wettin 1263 damit endigte, daß H. Hessen an Sophia's Sohn abtrat und dafür im ungestörten Besitz von Thüringen gelassen wurde. Ueber diesen Händeln hatte er verabsäumt, nach dem Aussterben des Babenbergischen Hauses (1246) den mit seiner Gemahlin Constantia erworbenen Ansprüchen auf die Erbfolge in Oesterreich Geltung zu verschaffen, und ließ sich mit einer unbedeutenden Entschädigung abfinden. Eine lange Reihe verderblicher häuslicher Zwistigkeiten trübte seine Regierung. Er hatte seinem ältesten Sohne, Albrecht dem Unartigen, Thüringen, die Pfalz Sachsen und das Pleißnerland, dem jüngern, Dietrich, die Mark Landsberg überlassen und für sich nur Meißen und die Niederlausitz behalten. Als nun Albrecht mit seinen Söhnen, Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, in Zwiespalt gerieth, wurden auch die übrigen Familienglieder und Landestheile darein verflochten. Noch verwickelter aber gestalteten sich H.'s häusliche Verhältnisse, als er sich nach einer zweiten, aber kinderlosen Ehe mit Agnes von Böhmen (gest. 1268) zum dritten mal mit einer Ministerialin, Elisabeth von Maltitz, vermählte und dem mit dieser gezeugten Sohne, Friedrich dem Kleinen, einen Theil seines Erbes zuwendete. Sein Tod erfolgte 1288. H. besaß große Eigenschaften, die ihn unter seinen Zeitgenossen zu hohem Ansehen erhoben. Er war tapfer, edel, gerecht, kunstsinnig, wie seine Minnegesänge bezeugen. In der Geschichte der deutschen Poesie wird er auch unter dem Namen H. von Meißen erwähnt. Vgl. Tittmann, «Geschichte H.'s des Erlauchten» (2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1845—46).

Heinrich I., das Kind, erster alleiniger Fürst von Hessen, geb. 1244, war ein Sohn Herzog Heinrich's des Großmüthigen und Sophia's, einer Tochter des Landgrafen Ludwig des Frommen von Thüringen und der heil. Elisabeth. Seine Mutter betrachtete sich, als 1247 mit Heinrich Raspe (s. d.) der landgräfl. thüring. Mannsstamm ausstarb, als nächste und alleinige Erbin desselben, konnte aber nach langer heldenmüthiger Wehr gegen mehrere Prätendenten und namentlich gegen ihren Hauptfeind, den Markgrafen Heinrich den Erlauchten (s. d.) von Meißen, kraft Vertrags von 1263 nur Hessen erlangen, welches sie, als ihr Sohn, der bis dahin «das Kind von Brabant» genannt wurde, mündig geworden war, demselben nebst dem landgräfl. Titel überließ. H., dessen älterer gleichnamiger Bruder schon 1247 die Regierung von Brabant übernommen hatte, schlug seinen Sitz zu Kassel auf, säuberte das Land von Raubrittern, schützte es gegen die Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz und erwarb sich die Achtung der hess. Großen, welche ihn als ihren Landesherrn anerkannten. So legte er den Grund

Digitized by Google

zu der Größe seines Hauses, dessen unmittelbare Besitzungen sich anfangs auf die Grafschaft Gudensberg mit Einschluß der Landschaft an der Werra beschränkten, aber schon unter ihm durch Erwerbung der Herrschaft Gießen, des Schlosses Grabenstein, der Stadt Immenhausen, Schartenberg u. s. w. beträchtlich erweitert wurden. In die zerrütteten Verhältnisse seines väterlichen Erbes Brabant, auf welches er keineswegs völlig verzichtet hatte, griff er ebenso kräftig und wohlthuend ein. Außerdem beschäftigten ihn nach außen hin seine Verhältnisse zu Kaiser Rudolf I., dem er zu dem Siege über Ottokar von Böhmen behülflich war. Durch seine in zwei Ehen geborenen Söhne wurden gegen das Ende seines thatenreichen Lebens Erbstreitigkeiten in seinem Hause veranlaßt, welche bei seinem Tode (1308) auf eine Landestheilung hinausliefen, die jedoch, da nur einer der Söhne, Otto, den Stamm fortpflanzte, nicht von Dauer war.

Heinrich der Löwe, Herzog in Sachsen, 1139—81, geb. 1129, war der Sohn Heinrich's des Stolzen, Herzogs von Sachsen und Baiern, und mütterlicherseits ein Enkel Kaiser Lothar's III. Als sein Vater 1139 im Kampfe gegen Konrad III. starb, verwalteten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Richenza für ihn das Herzogthum Sachsen. Nachdem H. 1146 mündig geworden, forderte er 1147 von König Konrad III. vergeblich das Herzogthum Baiern zurück, welches seinem Vater abgesprochen und von seiner Mutter aufgegeben war, und griff mit seinem Oheim Welf VI. gegen Konrad zu den Waffen. Aber erst nach Konrad's Tode gab ihm sein Vetter, Kaiser Friedrich I., 1155 Baiern zurück. Seine Besitzungen erstreckten sich nun von der Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meere. Ost- und Westfalen nebst Engern und das alte Herzogthum Sachsen vom Rhein bis zur Elbe folgten seinem Heerbanne. Der größte Theil von Baiern war als Lehn sein Eigenthum, und für die welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vasallen ihm 1154 den Lehnseid leisten. Vorzüglich wandte H. dem Herzogthum Sachsen seine Sorgfalt zu, dessen Grenzen er durch glückliche Kriege bis über die Elbe erweiterte, das er durch die Colonisation Mecklenburgs und Holsteins vergrößerte und von dem er Dänemark ganz abhängig machte. Seine Uebergriffe gegen die reichsunmittelbaren Edeln und namentlich gegen die Geistlichkeit erregten aber allmählich eine leidenschaftliche Opposition gegen ihn und 1164 vereinigten sich seine Feinde unter dem Erzbischof Hartwig von Bremen; 1166 traten dem Bunde gegen ihn zu Magdeburg die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, sowie die Markgrafen von Thüringen und Brandenburg bei. Doch erwehrte sich H. seiner Feinde siegreich. Damals trennte er sich von seiner ersten Gemahlin Clementia von Zähringen und heirathete Mathilde, die Tochter König Heinrich's II. von England. Bald nachher (1171—72) unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina. Von einer neuen Erhebung seiner sächs. Feinde bedroht, mit dem Kaiser, dessen Nachfolger er einst zu werden gehofft, über das ihm entgangene Erbe Welf's VI. gespannt und unzufrieden mit der Fortdauer des Kampfs gegen Papst Alexander III., verweigerte H. im Frühjahr 1176 dem Kaiser die geforderte Hülfe gegen die Lombarden und verschuldete somit Friedrich's Niederlage bei Legnano 1176. Jetzt erhoben sich H.'s Feinde von allen Seiten und drängten den zur Versöhnung geneigten Kaiser zu strengstem Vorgehen. H.'s Trotz, der keiner Ladung folgte und die Vergleichsvorschläge des Kaisers schroff abwies, arbeitete ihnen noch in die Hände. H. wurde 1180 zu Würzburg geächtet und seiner Lehen verlustig erklärt. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Askanien Sachsen, der Erzbischof von Köln Engern und Westfalen. H. griff zu den Waffen, schlug bei Hallerfelde die kölnischen Heerhaufen und nahm den halberstädter Bischof Ulrich gefangen. Da rückte der Kaiser mit dem Reichsheere nach Sachsen, und H.'s Vasallen fielen fast alle ab. Im Nov. 1181 unterwarf sich H. zu Erfurt dem Kaiser, der ihm aus Gnade Braunschweig und Lüneburg ließ. Doch mußte H. Deutschland verlassen; er ging zu Heinrich II. nach der Normandie und dann nach England, erhielt jedoch 1185 die Erlaubniß zur Heimkehr und lebte in Braunschweig, mußte aber, als der Kaiser 1189 den Kreuzzug antrat und er denselben zu begleiten ablehnte, abermals in die Verbannung gehen. Kaum aber war Friedrich I. fortgezogen, so kam H. nach Ostsachsen zurück, wo ihn der Erzbischof von Bremen aufnahm und viele ehemalige Vasallen sich ihm wieder anschlossen. Anfangs glücklich, zerstörte H. Bardowiek bis auf den Dom, an dessen Mauern er die Inschrift «Vestigia Leonis» setzen ließ. Auch Lübeck und Lüneburg fielen; bei Segeberg aber erlitt H. eine Niederlage. König Heinrich VI. gebot H. Einhalt und derselbe mußte sich 1190 zu einem unbefriedigenden Vergleich bequemen. Auch die Hoffnung, mit Hülfe der großen Fürstenverschwörung, die sich 1192 gegen Heinrich VI. unter Richard I. von England bildete, seine völlige Herstellung zu erzwingen, sah H. scheitern. Erst als H.'s ältester Sohn, Heinrich, sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, einer Nichte Kaiser Friedrich's, vermählte, machte H. mit den Staufen Frieden und

Digitized by Google

lebte nun still zu Braunschweig, wo er 6. Aug. 1195 starb, im Dome begraben wurde und sein Denkmal noch vorhanden ist. Er war tapfer, großmüthig, unermüdet thätig und dabei fromm; aber auch starrsinnig und leidenschaftlich. Ueber sein Zeitalter ragt er besonders dadurch hervor, daß er Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, die Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit zu fördern bemüht war. Seine Kolossalstatue auf dem Hagenmarktsbrunnen zu Braunschweig wurde 4. Juli 1874 enthüllt. Vgl. Hans Prutz, «H. der Löwe» (Lpz. 1865); Weiland, «Das sächs. Herzogthum unter Lothar und H. dem Löwen» (Greifsw. 1866); Philippson, «Geschichte H.'s des Löwen» (2 Bde., Lpz. 1867—68).

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig, 1514—68, ein Sohn Heinrich's des Aeltern, geb. 1489, war ein entschiedener Gegner der Kirchenreformation. Bald nach seinem Regierungsantritte kam er mit dem Bischof von Hildesheim in Fehde, die für ihn sehr unglücklich endete, indem er in der Schlacht bei Soltau (29. Juni 1519) völlig geschlagen wurde. Durch die Gunst Kaiser Karl's V. wurden jedoch nachmals ihm und seinem Vetter Erich fast sämmtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen. Im Bauernkriege zog er dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Sachsen zu Hülfe und nahm theil an der Schlacht bei Frankenhausen. Während er eine Fehde gegen Goslar begann, rief ihn Karl V. zu Hülfe gegen den Papst und Venedig. H. zog nach Italien mit 1000 wohlgerüsteten Reitern; allein das Heer wurde die Beute ansteckender Seuchen, und er selbst entkam mit genauer Noth, als Knecht verkleidet, den überall auflauernden Feinden. Inzwischen hatte die Reformation in seinem Erblande schnelle Fortschritte gemacht. H. wohnte dem Reichstage zu Augsburg 1530 bei, blieb aber der alten Lehre und dem Kaiser ergeben. Bald nachher gelang es ihm, seinen Bruder Wilhelm durch zwölfjährige Gefangenschaft zu einem Vertrage zu nöthigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im braunschw. Hause gesetzlich eingeführt wurde. Nachdem die prot. Fürsten 1537 den Bund zu Schmalkalden geschlossen, trat H. in den Gegenbund und ließ sich zum obersten Feldherrn desselben erklären. Er bedrohte Goslar und Braunschweig, welche nun die schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hülfe riefen. H. wich vor ihrer Uebermacht zurück, und sehr bald hatten sie nicht nur sein Erbland, sondern auch das feste Wolfenbüttel erobert. Indeß sammelte er ein bedeutendes Heer, wurde aber in der Schlacht beim Kloster Höckelem umzingelt und mußte sich mit seinem ältesten Sohne Victor ergeben. Als er nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) wieder in Freiheit gesetzt wurde, sollte Braunschweig entgelten, was es zur Unterstützung seiner Feinde gethan. Doch während er noch die Stadt belagerte, fiel Graf Volrath von Mansfeld in die wolfenbütteler Länder ein, und H. sah sich genöthigt, mit Braunschweig einen Vertrag abzuschließen, worauf er dann mit seinen beiden ältesten Söhnen, in Verbindung mit Kurfürst Moritz von Sachsen, gegen jenen auszog. Bei Sievershausen trafen 9. Juli 1553 die Heere aufeinander. H. siegte; allein seine beiden Söhne blieben auf dem Platze, und sein Bundesgenosse Moritz wurde so verwundet, daß er bald nachher starb. Noch einmal traf er den Feind in der Nähe von Steterburg und zwang ihn zur Flucht. Der Tod seiner Söhne hatte seinem Herzen eine tiefe Wunde geschlagen. Es blieb ihm nur ein Sohn, der stille, verwachsene Julius, den er haßte, weil er dem Protestantismus zugethan war, weshalb er auch die Absicht hatte, seinen natürlichen Sohn, Eitel Heinrich, vom Kaiser legitimiren zu lassen, was ihm jedoch nicht gelang. Er starb 1568. In der Romanwelt ist er durch seine Liebe zu Eva von Trott bekannt, mit der er in heimlicher Ehe auf der Feste Staufenberg gelebt haben soll, wo er mit ihr sieben Kinder, unter diesen den erwähnten Eitel Heinrich, gezeugt habe. Noch zeigt man auf der verfallenen Staufenburg die Stelle, wo einer von Eva's Brüdern, der sie auszuspüren gekommen, auf H.'s Geheiß den Tod fand.

Heinrich II. oder der Fromme, Herzog von Schlesien und Großfürst von Polen, geb. 1191, ein Sohn Herzog Heinrich's I. oder des Bärtigen und der heil. Hedwig, suchte bei seinem Regierungsantritte 1239 zunächst Polen, wo sein Vater 1225 zum Herrscher erwählt worden war, vor den Mongolen zu schützen, und als ihm dies nicht gelang, vertheidigte er wenigstens seine schles. Erblande. Er fiel 1241 in der Völkerschlacht bei Wahlstadt. Seine Söhne konnten nicht nur nicht Polen behaupten, sondern geriethen auch wegen Schlesien in Streitigkeiten, welche mit einer folgenreichen Erbtheilung endigten.

Heinrich XXII. und **Heinrich XIV.**, regierende Fürsten von Reuß, s. Reuß.

Heinrich (Friedr. Heinr. Ludw.), Prinz von Preußen, der Bruder König Friedrich's II., wurde 18. Jan. 1726 zu Berlin geboren und, wie seine Geschwister, streng und einfach erzogen. Friedrich II. ließ dem Prinzen zunächst eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung zutheil werden und nahm denselben als Obersten in seinem Gefolge 1742 zu dem Feldzuge in Mähren mit.

Digitized by Google

Der Prinz wohnte 1742 der Schlacht bei Czaslau bei, vertheidigte 1744 mit Erfolg die Stadt Tabor in Böhmen und that sich 1745 in der Schlacht bei Hohenfriedberg rühmlich hervor. Nach dem Frieden heirathete er 1752 die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel und erhielt vom König die schöne Domäne Rheinsberg, sowie einen Palast in Berlin. Während des Siebenjährigen Kriegs bewährte sich Prinz H. als hervorragendster Heerführer neben dem großen König selbst. Nachdem er durch einen erfolgreichen Bajonnetangriff an der Spitze des Regiments Itzenplitz viel zur Entscheidung der Schlacht bei Prag beigetragen, kämpfte er in der Schlacht bei Roßbach, in welcher er verwundet wurde, und erhielt dann den Oberbefehl über die Truppen in der Gegend von Leipzig. Im J. 1758 wurde er an die Spitze einer Armee von 25,000 Mann gestellt, um Sachsen zu decken und den Angriffen der an Zahl mehrfach überlegenen Reichsarmee zu begegnen. Durch kluge Manöver und kleine Gefechte hemmte er die Fortschritte der Gegner und verschaffte dem König die Möglichkeit, sein Heer nach der Niederlage bei Hochkirch wieder zu organisiren. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er angriffsweise, drang in Böhmen ein, zerstörte die Magazine der Oesterreicher und wendete sich hierauf gegen die Reichsarmee in Franken, der er viele Vorräthe und Gefangene abnahm. Sodann in die Mark Brandenburg gerufen, wußte er nach dem Verluste der Schlacht bei Züllichau (23. Juli) und noch mehr nach der Niederlage bei Kunersdorf (12. Aug.) durch täuschende Bewegungen das österr. und russ. Heer so lange in Unthätigkeit zu erhalten, bis sein Bruder den Verlust ersetzt hatte. Im J. 1760 bot er mit 40,000 Mann den Russen die Spitze, entsetzte Breslau und zeigte namentlich darin sein Talent, daß er seine Zwecke ohne Schlacht und die mit einer solchen verbundenen, preußischerseits jedoch nur schwer zu ersetzenden Verluste erreichte. Im Feldzuge von 1761 beschränkte sich Prinz H. der Schwäche seines Heers wegen ganz auf die Vertheidigung. Den Feldzug von 1762 eröffnete er angriffsweise und schlug anfänglich die Oesterreicher zurück. Hierauf folgten für ihn mehrere Unfälle, da er zu schwach an Truppen war, um der ihm gestellten Aufgabe genügen zu können. Dies veranlaßte ernstliche Zerwürfnisse mit dem König, im April 1762 wollte H. sogar den Oberbefehl niederlegen. Durch den Sieg aber, den er in der Schlacht bei Freiberg (29. Oct.) gewann, trug er nicht wenig dazu bei, das Ende des Kriegs herbeizuführen. Nach dem Friedensschlusse ging er wieder nach Rheinsberg und lebte dort seinen Freunden und der Literatur; doch verursachte sein zu großes Vertrauen auf Personen, die dessen unwürdig waren, häusliche Verwirrungen, die ihn sogar veranlaßten, sich von seiner Gemahlin zu trennen. Der Antheil, welchen er während seines Aufenthalts in Petersburg 1770 an den Verhandlungen über die Theilung Polens nahm, erwarb ihm den Ruf eines geschickten Diplomaten. Im Bairischen Erbfolgekriege rückte er mit 90,000 Mann 1. Juli 1778 in Sachsen und, nachdem sich der Kurfürst mit ihm vereinigt, in Böhmen ein. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn jedoch zum Rückzuge; 1784 war er mit Verhandlungen, deren Spitze sich gegen Oesterreichs Vergrößerungsplane richtete, in Paris betraut und auch an der Leitung der auswärtigen Politik, unter anderm bei Abschluß des Friedens zu Basel 1795, betheiligt. Er starb 3. Aug. 1802 zu Rheinsberg, in dessen Park er eigener Anordnung zufolge unter einer Pyramide bestattet wurde. Vgl. «Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse» (Par. 1809); Schöning, «Der Siebenjährige Krieg» (3 Bde., Potsd. 1851); Crousaz, «Prinz H., der Bruder Friedrich d. Gr.» (Berl. 1876).

Heinrich der Seefahrer (Dom Henrique el Navegador), Infant von Portugal, der vierte Sohn König Johann's I., geb. 4. März 1394 zu Oporto, zeichnete sich frühzeitig ebenso in ritterlichen Uebungen wie durch ernste wissenschaftliche Studien aus. Am meisten zogen ihn Erdkunde, Mathematik, Astronomie und Schifffahrtskunst an. Schon seine ersten Waffenthaten bei der Eroberung von Ceuta 1415 und als Oberbefehlshaber der Flotte bei dem Entsatz dieser damals überaus wichtigen Festung 1419 machten seinen Namen in ganz Europa bekannt. Seit 1420 mit der Führung der afrik. Angelegenheiten beauftragt, nahm er seinen Wohnsitz zu Sagres in Algarbien, an der äußersten Südwestspitze Portugals. Hier errichtete er außer einem Arsenal auch eine Sternwarte, mit welcher er eine Anstalt in Verbindung setzte, in der junge Edelleute in allen zur Schifffahrtskunde erforderlichen Wissenschaften unterrichtet wurden. Mit seinen reichlichen Mitteln rüstete er alljährlich Schiffe aus, die er auf Entdeckungen aussandte. So fanden 1420 Tristam Vaz und Gonsalves Zargo, durch Sturm verschlagen, die schon früher von Genuesen entdeckten und auf der florentiner Seekarte 1351 verzeichneten Inseln Porto-Santo und Madeira auf. Beide Inseln wurden alsbald colonisirt, die benachbarten Eilande Desertas sowie 1422 oder 1423 auch die Gruppe der Salvages besetzt. Gonsalves Velho Cabral fand 1431 die Formigas-Eilande und 1432 Sta.-Maria auf. An der afrik. Küste

Digitized by Google

waren die von H. ausgesandten Expeditionen nur bis zum Cap Bojador vorgedrungen, bis es dem kühnen Gil Eannes (Gilianes) 1434 gelang, dieses Vorgebirge zu passiren. Bereits 1435 gelangten Gil Eannes und Baldaya nach Angra dos Ruivos, und 1436 ankerte der letztere am Rio dos Lobos marinhos (Rio de Ouro). Durch Betheiligung an der Ordnung der innern Angelegenheiten Portugals für die nächsten Jahre abgehalten, nahm H. seine Entdeckungspläne erst 1441 wieder auf. In demselben Jahre drang Nuno Tristam bis zum Cabo Blanco vor, und 1443 gelangte dieser bis zur Insel und Bucht Arguin und weiter bis zur Ilha dos Garcos. Im J. 1445 erreichte Dinis Diaz das Grüne Vorgebirge, 1446 nahmen Lancerota, Gomes Pires u. a. die Arguingruppe in Besitz und fanden den Senegal auf und 1447 drang Alvaro Fernandes bis jenseit Sierra Leona vor. Nachdem H. 1449 auf Arguin eine Festung angelegt, entwickelte sich alsbald ein friedlicher und gewinnreicher Handelsverkehr mit den Bewohnern der afrik. Westküste. Cadamosto befuhr 1455 den Senegal 450 Kilom. weit aufwärts und kam zum Gambia. Auf einer zweiten Fahrt entdeckte derselbe die Capverdischen Inseln, die Flüsse Casamansa und Rio Grande sowie die Bissagos-Inseln. Nachdem H. 1458 nochmals als Feldherr glücklich gegen die Mauren gekämpft, starb er 13. Nov. 1460 zu Sagres. Die Bemühungen H.'s sind von nachhaltigem Einfluß gewesen. Er hat nicht nur den Grund gelegt zu dem spätern Welthandel, der Colonialmacht und der welthistor. Bedeutung Portugals, sondern auch durch seine Unternehmungen die Schifffahrt in neue Bahnen gelenkt und die Weltgeschichte aus dem Mittelmeere auf den Ocean versetzt. Vgl. Azurara, «Cronica de Guiné» (Par. 1841); Wappäus, «Untersuchungen über die geogr. Entdeckungen der Portugiesen unter H.» (Gött. 1842); de Veer, «Prinz H. der Seefahrer und seine Zeit» (Danzig 1864); Major, «Life of prince Henry of Portugal surnamed the Navigator» (Lond. 1868); derselbe, «The discoveries of prince Henry the navigator and their results» (Lond. 1877).

Heinrich von Meißen, der Meistersänger, s. Frauenlob.

Heinrich vom Veldeken (d. i. Feldchen), der Vater der mittelhochdeutschen höfischen Poesie, war am Niederrhein, bei Spalbeke in der Nähe Mastrichts, zu Hause, ritterlichen Standes und vielleicht Dienstmann der Abtei St.-Truyden (St.-Trond). Außer einer Reihe von Minneliedern bearbeitete er auf Bitte der Gräfin Agnes von Loz (Loen) nach lat. Quelle die Legende vom heil. Servatius, die, lange verloren geglaubt, erst von Bormans aufgefunden und herausgegeben wurde (Mastr. 1858), ein mattes, schwächliches Gedicht, offenbar eine Jugendarbeit und daher in der Sprache noch mehr zum Niederländischen hinneigend. Weit bedeutender und in ihrer Wirkung fruchtbarer ist die epische Dichtung «Eneit» (zweisilbig zu sprechen), die nicht sowol nach der «Aeneis» des Virgil als nach dem franz. Gedichte des Benoît de Sainte-More verfaßt ist. Nachdem der größte Theil derselben schon zu Anfang der achtziger Jahre am Hof zu Kleve niedergeschrieben war, wurde ihm bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit einer Gräfin von Kleve durch Graf Heinrich von Schwarzburg das Buch entwendet und nach Thüringen gesandt. Erst neun Jahre später kam er wieder in dessen Besitz, und er vollendete es in Thüringen, wohin er der Gräfin, seiner Gönnerin, gefolgt war, um 1190. Eine allen billigen Ansprüchen genügende kritische Ausgabe lieferte Ettmüller (Lpz. 1852). H.'s Name bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Poesie. Ohne selbst ein hervorragender schöpferischer Geist zu sein, blieb ihm doch der Ruhm durch Jahrhunderte ungeschmälert, «das erste Reis auf den Baum höfischer deutscher Dichtung geimpft zu haben», wie Gottfried von Straßburg bildlich sich ausdrückt. Diese Bedeutung H.'s hat aber ihren wesentlichen Grund darin, daß er der erste ritterliche Dichter war, der, angeregt durch die in der franz. Poesie schon früher eingetretene Formvollendung, den reinen Reim, den geregelten Versbau und überdies das minnigliche Element, als ein Hauptmotiv der ritterlichen Kunstdichtung, in die Epik einführte. Nicht geringen Antheil an dieser durchgreifenden Wirkung hatte aber gewiß die Entführung seines Hauptwerks nach Thüringen. Indem er der Gräfin von Kleve dahin folgte, verpflanzte er die neue Kunst vom Niederrhein nach Mitteldeutschland.

Heinse (Joh. Jak. Wilh.), genialer, aber weder zur sittlichen noch zur künstlerischen Reife gelangter deutscher Schriftsteller, wurde 15. Febr. 1746 zu Langewiesen im Schwarzburg-Sondershausenschen geboren und besuchte das Gymnasium zu Schleusingen. Als ein Jüngling von feinem Sinn und ausgerüstet mit herrlichen Fähigkeiten, kräftig von Körper, mit einem treuen Gedächtnisse und einer höchst entzündbaren Phantasie, bildete er sich mehr in der Welt als in der Schule. Nachdem er seine juristischen Studien in Jena vollendet hatte, ging er nach Erfurt, wo Wieland ihm seine poetische Richtung gab und Gleim ihn mannichfach anregte und unterstützte. Nach einer Reise an den Rhein und nach Baiern fand er seine Lage so unerträglich, daß er

Digitized by Google

wieder in seine Heimat wanderte. Durch Gleim erhielt er im Herbst 1772 eine Hauslehrerstelle in Halberstadt, wo er unter dem Namen Rost bis zum Frühjahr 1774 lebte. Durch Joh. Georg Jacobi ließ er sich um diese Zeit bestimmen, die Mitredaction der «Iris», einer Zeitschrift, die Friedr. Heinr. Jacobi in Düsseldorf herausgab, zu übernehmen. Seine literarische Laufbahn hatte er durch Herausgabe der «Sinngedichte» (Halberst. 1771) eröffnet. Diesen folgten die «Begebenheiten des Encolp, aus dem Satiricon des Petron übersetzt» (2 Bde., Rom [Schwabach] 1773), die «Kirschen», ein leichtfertiges Gedicht nach Dorat's «Cerises», und «Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse» (Lemgo 1774), welches letztere Werk weniger ein Roman als ein wilder Dithyrambus ist, worin er die Himmelserhöhung der Lais und die Genüsse der griech. Helden im Elysium schildert. Nachdem in Düsseldorf durch das Studium der Gemäldegalerie sein Kunstsinn aufgeregt, genährt und verfeinert worden, ging er 1780 in das ersehnte Italien, wo er drei Jahre in Lust und Entzückung schwelgte. Etwas Befremdendes mag es haben, daß er hier das «Befreite Jerusalem» (4 Bde., Manh. 1781) und den «Orlando» (4 Bde., Hannov. 1782—83) in Prosa übersetzte. Nach seiner Rückkehr 1784 hielt er sich einige Zeit wieder in Düsseldorf auf. Dann wurde er Vorleser des Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Joseph, später zu Aschaffenburg, 1787 dessen Privatsecretär und, als nach des Kurfürsten Tode dessen Bibliothek durch Schenkung Staatseigenthum geworden, als Bibliothekar mit dem Titel als Hofrath bei derselben angestellt. In dieser Zeit erschienen sein «Ardinghello, oder die glückseligen Inseln» (2 Bde., Lemgo 1787; 2. Aufl. 1794; zuletzt 1838) und «Hildegard von Hohenthal» (2 Bde., Berl. 1795—96; neue Aufl., 3 Bde., 1804; zuletzt 1838). In ersterm Werke legte er seine Ansichten über bildende Kunst und Malerei nieder, in letzterm charakterisirte er musikalische Compositionen. Außerdem erschienen von ihm Briefe aus Italien unter dem Titel «Anastasia und das Schachspiel» (2 Bde., Frankf. 1803). Er starb zu Aschaffenburg 22. Juni 1803. Seine höchst anziehenden «Briefe zwischen Gleim, H. und Johannes von Müller» gab aus Gleim's Nachlaß Körte heraus (2 Bde., Zür. 1806). In Bezug auf poetische Composition sind seine Romane unbefriedigend; um so mehr zeichnen sie sich durch Kraft und Glut der Darstellung und sinnliches Feuer aus. Durch seine Apotheose des Nackten, die er freilich oft bis zum Aeußersten trieb, trug er jedenfalls viel dazu bei, die Ansichten von der Antike zu berichtigen und die damals herrschenden beschränkten Kunstprincipien zu erweitern. Das Vorzüglichste sind vielleicht seine Charakteristiken der ausgezeichnetern Gemälde der düsseldorfer Galerie, die seine Briefe an Gleim enthalten. Trotzdem ist er wol von einigen neuern Kritikern überschätzt worden, obgleich sein Stil für die poetisirende Kunstkritik mustergültig genannt werden darf. Seine «Sämmtlichen Schriften» gab H. Laube heraus (10 Bde., Lpz. 1838; wiederholt 1851 fg.). Vgl. Pröhle, «Lessing, Wieland, H.» (Berl. 1877).

Heinsius (Dan.), berühmter holländ. Philolog und Kritiker, geb. zu Gent 9. Juni 1580, Lieblingsschüler Jos. Scaliger's, in Franeker und Leiden gebildet, wurde in seinem 25. Jahre Professor der Staatskunst und Geschichte in Leiden, dann Custos der Universitätsbibliothek und Secretär der Universität, königl. Rath und Historiograph des Reichs. Er starb 25. Febr. 1655. Gustav Adolf, Urban VIII. und die Republik Venedig achteten ihn sehr hoch und beehrten ihn mit Auszeichnungen. Seine griech. und lat. Gedichte, ebenso seine histor. Schriften und Reden zeichnen sich durch eine fließende und kräftige Sprache aus, und unter seinen Ausgaben der alten Classiker sind die des Hesiod, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz, des Tragikers Seneca und des Maximus Tyrius noch jetzt geschätzt. Außerdem schrieb er «Exercitationes sacrae ad N. T. libros» (Leid. 1639; Cambr. 1640). — Sein Sohn, Nikolaus H., geb. zu Leiden 20. Juli 1620, gebildet unter der Aufsicht seines Vaters, unternahm viele wissenschaftliche Reisen nach England, Frankreich und Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christine von Schweden sandte, bekleidete später die Stelle eines niederländ. Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten 10 Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande zu und starb im Haag 7. Oct. 1681. Glücklich war er besonders in der kritischen Behandlung der röm. Dichter, von denen er den Virgil, Ovid, Claudian, Silius Italicus und Valerius Flaccus herausgab. Zerstreute Anmerkungen über mehrere röm. Schriftsteller enthalten seine von P. Burmann dem Jüngern herausgegebenen «Adversariorum libri» (Harling. 1742).

Heinsius (Otto Friedr. Theod.), deutscher Sprachforscher, geb. 6. Sept. 1770 in Berlin, wurde, nachdem er Philologie studirt, 1795 in seiner Vaterstadt am Friedrich-Werderschen Gymnasium angestellt, 1801 aber als Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster, wo er allmählich zum ersten Lehrer und Prorector emporstieg. Ende 1847 trat er in den Ruhestand und starb 19. Mai 1849. H. war ein trefflicher Lehrer. Seine wissenschaftliche Thätigkeit

Digitized by Google

blieb fast ausschließlich der deutschen Sprache und Literatur gewidmet. Schloß er sich hier im ganzen dem von Adelung gebahnten Wege an, so nahm er doch auf neuere Forschungen selbstständige Rücksicht. Seine Hauptschriften sind: «Deutsche Sprachlehre» (3 Bde., Berl. 1798; 5. Aufl. unter dem Titel «Teut», 6 Bde., 1835), «Kleine deutsche Sprachlehre» (Berl. 1804; 13. Aufl. 1834), «Der Bardenhain» (4 Bde., Berl. 1808; 3. Aufl. 1820), «Geschichte der deutschen Literatur» (Berl. 1810; 5. Aufl. 1832), vor allem aber «Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache» (4 Bde., Hannov. 1818—20).

Heinzen (Peter, genannt Karl), deutsch-amerik. Schriftsteller, geb. 22. Febr. 1809 in Grevenbroich in der preuß. Rheinprovinz, besuchte Herbst 1827 die Universität Bonn, um Medicin zu studiren, wurde aber wegen einer revolutionären Rede relegirt und ging im Nov. 1829 als holländ. Unteroffizier nach Batavia. Des sehr harten und aufreibenden Dienstes überdrüßig, ermöglichte er auf Verwendung seines Obersten seine Rückkehr und langte im Winter 1831 wieder in Rotterdam an. In Preußen trat er zunächst als Steueraufseher in den Staatsdienst, nahm aber 1840 seinen Abschied und wurde zuerst Directionssecretär der Rheinischen Eisenbahn, dann aber auf Hansemann's Fürsprache Secretär der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft. Die letztgenannte Stelle legte H. 1844 nieder, um den Kampf gegen die preuß. Bureaukratie führen zu können, über welche er 1845 seine erste erbitterte Streitschrift veröffentlichte. Seine Verhaftung fürchtend, begab sich H. zuerst nach Belgien, im Frühjahr 1845 nach der Schweiz und im Jan. 1848 nach Amerika, von wo er aber nach Ausbruch der Februarrevolution nach Deutschland zurückkehrte. Hier betheiligte er sich an der Erhebung Hecker's, flüchtete nach deren Unterdrückung wieder in die Schweiz, welche ihn im Herbst 1849 auswies, und begab sich zunächst nach London, von wo er im Herbst 1850 nach Neuyork übersiedelte. Von hier ging er, verschiedene Zeitungen redigirend, zuerst nach Louisville, dann nach Cincinnati und nach einem kurzen zweiten Aufenthalt in Neuyork (1856—59) nach Boston, wo er seitdem lebt und sein radicales Wochenblatt, den «Pionier», herausgibt. H. hat sich auf verschiedenen literarischen Gebieten versucht, Gedichte und Lustspiele geschrieben, philos.-theol. Aufgaben im atheistischen Sinne behandelt und sich vor allem als radical-polit. Tagesschriftsteller bethätigt. Er ist weder ein origineller, noch tiefer Denker, aber ein formgewandter Stilist, der sich namentlich in der persönlichen Polemik auszeichnet. Seine «Gesammelten Schriften» (Bd. 1—3, Boston 1864—67) sind auf zwölf Bände berechnet. Von seinen in Deutschland vor 1848 veröffentlichten Flugschriften sind außer der obengenannten «Die preuß. Bureaukratie» (Darmst. 1845) und dem sich daran schließenden «Acht Jahre Beamtenleben» (Herisau 1846) zu nennen: «Ein Steckbrief» (Schärbeck 1845), «Die Opposition, eine Vierteljahrsschrift» (Manh. 1846), «Polit. und unpolit. Fahrten und Abenteuer» (2 Bde., Manh. 1846), welche auch die «Reise eines deutschen Romantikers nach Batavia» enthalten.

Heiserkeit (raucedo) nennt man diejenige krankhafte Beschaffenheit der Stimme, bei welcher sie ihren reinen, vollen metallischen Klang verliert und statt dessen rauhe, schnarrende oder klanglose, auch wol lispelnde, zischende oder pfeifende Töne hervorbringt. Letzteres deutet auf Verengung des Kehlkopfs. Den höchsten Grad der H., bei welcher die Stimme vollkommen klanglos ist und der Kranke sich nur durch Lispeln verständlich machen kann, nennt man Aphonie. Die nächste Ursache dieser Unregelmäßigkeit liegt in entzündlicher Schwellung und Auflockerung der Kehlkopfschleimhaut, namentlich der die Stimmbänder überziehenden, seltener in Erschlaffung, Lähmung, Zerstörung der Stimmbänder selbst. Der Katarrh des Kehlkopfs verursacht in den meisten Fällen diese Rauhigkeit der Stimmbänder, auch dann, wenn typhöse, tuberkulöse oder syphilitische Geschwüre im Kehlkopf bestehen, und mit dem Katarrh nimmt die H. zu und ab. Zerstört das Geschwür die Schleimhaut oder die Stimmbänder, so wird die H. dauernd. Durch Veränderung der Schleimhaut ist auch die H. bei Croup und Diphtherie der Luftröhre bedingt. Bei Anwesenheit fremdartiger Gebilde (Polypen u. s. w.) im Kehlkopf zeigt sich ebenfalls oft hochgradige H. Eine nervöse H., der keine anatom. Veränderung des Stimmorgans zu Grunde liegt und die nur aus krankhaftem Nerveneinfluß entspringt, findet sich bei gewissen Nervenleiden, vorzüglich bei Hysterie. Die Behandlung richtet sich auf die Hebung der Ursache. Bei Katarrh ist dieser durch Schonung und Ruhe des Organs, Enthaltung vom Sprechen und Singen, Prießnitz'sche Umschläge und örtliche Anwendung von ätzenden und adstringirenden Mitteln zu heben, während die Geschwüre durch örtliche Behandlung zu heilen, die Polypen wegzuschneiden sind.

Heißhunger (bulimia, Ochsenhunger) ist der Zustand, in welchem ein Mensch an heftigem Hunger mit schmerzhafter Empfindung im Magen und Ohnmachtsgefühl leidet. Dieser Zu-

Digitized by Google

stand tritt auf bei chronischem Magen- und Darmkatarrh, bei Magen- und Darmfisteln, bei Reizung des Darms durch Würmer (Bandwürmer) u. s. w., ist aber auch das Zeichen einer Nervenkrankheit und zeigt sich als solches bei Hysterischen, Schwangern und Gemüthskranken, insbesondere Blödsinnigen. Der Anfall tritt meist auf nach längerm Fasten und kann durch Genuß von Nahrung oder durch narkotische Mittel beseitigt werden; gänzlich beseitigt wird er nur durch Hebung der Ursache. Vom H. verschieden ist die Art des Hungers, bei welchem die Kranken trotz reichlichster Nahrungszufuhr nicht gesättigt werden, z. B. bei hochgradiger Zuckerharnruhr, nach bedeutenden Blut- und Säfteverlusten, nach sehr erschöpfenden Krankheiten. Ferner unterscheidet sich vom H. der sog. Wolfshunger (fames lupina), bei welchem sich der Appetit auch auf sonst nicht genießbare Dinge erstreckt.

Heister (Lorenz), einer der ausgezeichnetsten deutschen Wundärzte, geb. zu Frankfurt a. M. 19. Sept. 1683, studirte 1702—8 in Gießen, Amsterdam und Leiden Medicin und übte sich nebenbei in Feldlazarethen in der praktischen Chirurgie. Nachdem er 1708 in Harderwijk die medic. Doctorwürde erhalten hatte, lehrte er gemeinschaftlich mit Ruysch in Amsterdam Anatomie und wurde 1709 als Oberfeldarzt in der holländ. Armee angestellt. Als solcher wohnte er den Belagerungen von Tournay und Mons und der Schlacht bei Malplaquet bei. Doch schon 1710 verließ er diesen Posten, um eine wissenschaftliche Reise nach England zu machen, worauf er Professor der Anatomie und Chirurgie in Altdorf wurde. Von hier aus folgte er dem Rufe als Professor der Chirurgie nach Helmstedt, wo er 18. April 1758 starb. H. muß als Begründer der neuern deutschen Chirurgie gelten, welche durch ihn einer großen Ausbildung entgegengeführt wurde. Sein Hauptwerk ist die «Chirurgie» (Nürnb. 1719; 6. Aufl. 1779; lat., 2 Bde., Amsterd. 1739; neue Aufl. 1750), eins der berühmtesten Bücher, das fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde. Nach seinem Tode erschienen noch «Medic., chem. und chirurg. Observationen» (2 Bde., Rost. 1758—70).

Heizung nennt man im allgemeinen das Erwärmen eines hohlen Raums sammt den darin befindlichen Körpern, als Luft, Wasser oder andern Flüssigkeiten u. s. w. So wird vom Heizen eines Zimmers, eines Gewächshauses, eines Backofens, Glasofens, Dampfkessels u. s. f. gesprochen. Die zu H. dienende Wärme wird stets auf dem Wege der Verbrennung erzeugt, und die Kenntniß der Brennstoffe rücksichtlich ihrer Wärmeergiebigkeit (Heizkraft) sowol als der übrigen ihre Anwendung bedingenden Eigenschaften ist daher ein Hauptgegenstand der Heizungskunde, welche sich außerdem mit den Apparaten zur Entwickelung und Fortleitung der Wärme (Heizanlagen) sowie den der H. förderlichen oder hinderlichen Verhältnissen und Umständen zu beschäftigen hat. Auch das Studium der zu erwärmenden Körper (hauptsächlich Luft und Wasser) begreift sie insofern in sich, als aus deren Kenntniß die Größe des Brennstoffaufwandes und die Anordnung wie Ausdehnung der Heizanlage im einzelnen Falle abgeleitet werden kann. Die zu H. in großem Maßstabe anwendbaren Brennstoffe sind Holz und Holzkohle, Steinkohle und Braunkohle nebst den aus beiden durch Verkohlung bereiteten Coks, Torf und Torfkohle, endlich brennbares Gas, namentlich das durch Destillation der Steinkohlen bereitete Leuchtgas. Es ist unmöglich, die Heizkraft eines Brennstoffs ohne Verlust zu benutzen, weil der zur Unterhaltung des Feuers unentbehrliche Luftzug in der abziehenden Luft jedenfalls eine gewisse Menge Wärme fortführt. Die Auswahl der Brennstoffe für bestimmte Zwecke hängt von der Leichtigkeit ihrer Herbeischaffung unter den vorliegenden localen Umständen, von Preisverhältnissen (bei Zimmerheizungen auch von Rücksichten auf Bequemlichkeit und Reinlichkeit), endlich davon ab, ob ein starkflammendes Feuer oder ein Feuer ohne Flamme dem Zweck am besten entspricht. In letzterer Beziehung ist zu bemerken, daß überall, wo die Verbreitung der directen Feuereinwirkung in einen größern Raum zur Aufgabe gehört, die starkflammenden Brennstoffe (Holz, Steinkohlen, gewisse Torfgattungen, Gas) durch die Natur der Sache vorgeschrieben sind, während die ohne oder mit kleiner Flamme verbrennenden (Coks, Holz- und Torfkohlen) für die Fälle am besten sich eignen, wo die zu erhitzenden Körper nur in der Nähe des Brennstoffs selbst sich befinden. Brennbares Gas (durch Destillation oder Verkohlung von Steinkohle, Braunkohle, Torf gewonnen) wird neuerlich nicht nur zu Küchenheizungen, sondern auch im großen zur Beheizung von Glasöfen, Schmelz- und Glühöfen für Metalle u. s. w. mit Vortheil angewendet. Bei jeder H. muß, um den Wärmeverlust zu vermindern, für möglichst vollkommene Verbrennung des Brennstoffs und für thunlichst vollständige Ueberführung der dabei entwickelten Wärme an die zu erwärmenden Körper gesorgt werden. In ersterer Beziehung ist Austrocknung und Verkleinerung des Brennstoffs, gleichmäßige und nach dem Bedürfniß regulirte Nachfüllung desselben, Herbeiführung der

Digitized by Google

zweckmäßigen (weder zu geringen noch zu großen) Luftmenge durch freien Luftzug oder mittels eines Gebläses von Wichtigkeit. In der zweiten Hinsicht werden Feuerzüge angelegt, d. h. Kanäle, durch welche die erhitzte Luft einen gewissen Weg zurücklegen muß, um den größten Theil ihrer Wärme nutzbringend abzusetzen, bevor sie in den Schornstein entweicht. Die festen Brennstoffe werden in den meisten Fällen auf einem Roste verbrannt, dessen Anlage, Beschaffenheit und Größe genau den Umständen angepaßt werden muß, indem die gute Verbrennung hauptsächlich hiervon abhängt. Die Höhe und Weite des Schornsteins ist ein anderer höchst einflußreicher Punkt, weil die Stärke des Luftzugs damit zusammenhängt. Zur H. von Wasser und andern Flüssigkeiten in Kesseln, Kufen u. dgl. bedient man sich oft des Wasserdampfs als Zwischenmittels zur Uebertragung der Wärme, was besonders den Vortheil gewährt, daß die zu erwärmenden Flüssigkeitsbehälter in fast beliebiger Entfernung von der Feuerung stehen können und eine Ueberhitzung nicht zu fürchten ist. Die H. im engern Sinne, nämlich die Erwärmung der Wohnungen, Gewächshäuser, Trockenhäuser u. s. w., überhaupt lufterfüllter geschlossener Räume, geschieht auf sehr verschiedene Weise, wonach man die folgenden wesentlich verschiedenen Heizungsarten unterscheidet: a) Kaminheizung, durch die von frei brennendem Feuer ausstrahlende Wärme wirkend. b) Kanalheizung, bei welcher unter dem Fußboden des zu heizenden Raums fortlaufende Kanäle oder Röhren hergezogen werden, deren Anfang mit einem Ofen in Verbindung steht, sodaß heiße Luft und Rauch den Kanal seiner ganzen Länge nach durchstreichen müssen. Schon die Alten gebrauchten diese Methode, wie die Ruinen von Bädern in Pompeji darthun. c) Ofenheizung, wobei der in dem zu erwärmenden Raume stehende Ofen durch seine Wände die Wärme des Feuers an die umgebende Luft mittheilt. d) Luftheizung (s. d.). e) Dampfheizung (s. d.). f) Wasserheizung, wobei erwärmtes Wasser durch Röhren circulirt und in ähnlicher Weise, wie bei der vorhergehenden Art der Dampf, wirkt. (S. Brennmaterialien und Feuerung.)

Hekatäus aus Milet, griech. Logograph (s. d.), lebte noch vor Herodot, um 500 v. Chr. und hat ein geogr. und ein geschichtliches Hauptwerk verfaßt. In letzterm hat er in der Hauptsache, wenn auch nicht ohne eine gewisse Aufklärung und Kritik, nur die Mythen der einzelnen Stämme und Ortschaften im Anschluß an die sagenhaften «Stammbäume» erzählt; in seiner «Erdbeschreibung» aber ist er der erste und größte Vorgänger des Eratosthenes. Die Bruchstücke seiner Schriften sind in «Historicorum Graecorum fragmenta» von Creuzer (Heidelb. 1806) und Müller (Bd. 1, Par. 1841) gesammelt und von Klausen (Berl. 1831) besonders herausgegeben worden. Vgl. Ukert, «Untersuchungen über die Geographie des H.» (Weim. 1814).

Hekäte, eine ursprünglich wol thrazische, aber frühzeitig von den Griechen, besonders den Bewohnern des nördlichern Griechenland aufgenommene Göttin des nächtlichen Mondlichts. In der Hesiodischen Theogonie, wo sie zuerst erwähnt wird, erscheint sie als eine Tochter des Perses und der Asteria (der Sternennacht), der Schwester der Leto; andere nennen sie eine Tochter des Zeus und der Demeter oder auch des Zeus und der Here. Die Hauptorte ihres Cultus waren die Insel Samothrake (wo die Zerynthische Grotte als ihr Wohnsitz galt), Thessalien, Theben, die Insel Aegina und Athen; hier spielte sie auch in den Eleusinischen Mysterien, mit der Persephone eng verbunden, eine bedeutende Rolle. Als nächtliche Göttin wurde sie naturgemäß theils eine Göttin der Unterwelt, theils eine Göttin alles nächtlichen Spuks und Zauberwesens, wozu besonders auch ihre Verehrung an Kreuzwegen beitrug. Sie hieß deshalb auch Trioditis, lateinisch Trivia, ein Name, der infolge der Identificirung der H. mit der Artemis dann auch auf diese überging. Die bildende Kunst stellte sie theils eingestaltig, in kurzaufgeschürztem Gewande, mit Fackeln oder auch einer Geisel in der Hand, dar, theils dreigestaltig, d. h. als drei mit den Rücken gegeneinandergekehrte Frauengestalten mit verschiedenen Attributen (Fackeln, Geisel, Schlangen, Schlüssel) in den Händen. So hatte der berühmte Bildhauer Alkamenes die Göttin auf der Akropolis in Athen gebildet, und auch uns sind noch mehrere kleinere Darstellungen dieser Art erhalten. — H. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Hekatombe hieß bei den Griechen ein Opfer von 100 Stieren, dann überhaupt jedes große, feierliche Opfer, besonders bei großen Festen, wo die H. dann zugleich als eine Fleischspende an das Volk diente. Häufig waren solche H. im demokratischen Athen, wo der Opferluxus aufs höchste stieg; unter anderm opferte Konon nach Wiedererbauung der Mauern 100 Stiere.

Hekla oder Heklufjall, der berühmteste, wenn auch nicht der größte und höchste der Vulkane Islands, im südwestl. Theile der Insel, 112 Kilom. östlich von Reykjavik und 49 Kilom. vom nächsten Punkte der Südküste gelegen, erhebt sich als ein 1557 Mt. hoher, länglicher und unregelmäßiger Kegel von etwa 32 Kilom. Umfang aus einem eigenen, etwa

Digitized by Google

1100 QKilom. bedeckenden Gebirgsstock empor, der im SW., W. und NW. von einer Ebene begrenzt, im O. durch tiefe Thäler von den benachbarten Gletscherplateaux geschieden ist und von dem in Schnee gehüllten, meist mit einer Wolkenkappe bedeckten, weit sichtbaren Kegel wenigstens um ein Drittheil überragt wird. Der Kegel hat fünf Krater, von denen der bedeutendste, fast kreisrund, kaum 2 Kilom. Umfang und eine Tiefe von 60—100 Mt. hat. Die H. ist weder durch Höhe noch durch pittoreskes Ansehen ausgezeichnet, sondern nur durch die Häufigkeit ihrer Ausbrüche. Man findet seit 1104 bis zur Gegenwart 26 Eruptionen verzeichnet, wobei die Zwischenzeiten 6, aber auch 75 Jahre währten. Der letzte Ausbruch dauerte vom Sept. 1845 bis April 1846. Die Aschensäule ward 690 Kilom. weit über das Land und Meer hinweggeführt; die Verwüstungen waren fürchterlich. Auf dem Berge selbst findet sich keine Spur von Vegetation und weit im Umkreis keine andere als das Sandhaargras. Eine eigenthümliche Rolle spielt die H. in der Volkssage des Nordens. Schon im 13. Jahrh. versetzen nordische wie auswärtige Quellen in den Berg eine Hölle, und später übernimmt derselbe wol auch die Aufgabe unsers Brockens, indem die Hexenfahrten dahin gingen.

Hektar, ein Flächenraum von 100 Ar, s. Ar und Hekto ...

Hektik, hektischer Zustand, Schwindsucht, bezeichnet in der Medicin stets einen Zustand, welcher sich durch stetige Abnahme des Körperumfangs, Mager- und Leichterwerden, Schwinden des Fettes und der Muskeln u. s. w., also durch Ueberwiegen des Verbrauchs von Nahrungsstoffen über die Wiederersetzung derselben kundgibt. Meist ist die H. ein Zeichen und eine Folge von Krankheiten, welche die Ernährung des Körpers beeinträchtigen, also namentlich von Tuberkulose, von innern oder äußern Vereiterungen u. s. w. Das Zeichen, welches neben der Abmagerung das Dasein der H. verräth und sie von bloßer Abmagerung oder von Darrsucht (s. Atrophie) unterscheidet, ist das hektische Fieber, das in den Nachmittagsstunden fast täglich erscheint, abends sich steigert und des Nachts in ermattende Schweiße übergeht. Auch andere Symptome der H. nennt man hektisch, z. B. eine gewisse Röthe der Wangen, eine Art Husten u. s. w. Endlich nennt man auch Personen hektisch, deren Ansehen die Anlage zur H. oder das Vorhandensein derselben verräth. (S. Schwindsucht und Tuberkulose.)

Hekto ... (vom griech. ἑκατόν, d. i. hundert) bezeichnet im metrischen Maß- und Gewichtssystem hundert, wo es sich um eine Multiplication handelt, im Gegensatz zu Centi ... (wo es sich um eine Division handelt); also Hektogramm = 100 Gramm, Hektoliter = 100 Liter (s. Liter), Hektometer = 100 Meter. Vor einem Vocal steht nur Hekt ..., z. B. Hektar. (S. Ar.)

Hektor, der Tapferste im Heere der Trojaner, war der Sohn des Königs Priamos und der Hecuba und vermählt mit des cilicischen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er den Astyanax oder Skamandrios zeugte. Seine Thaten besingt Homer in der Ilias. Als er den Patroklos, des Achilles Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon vergessend, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, fiel H. von Achilles durchbohrt. Sein Leichnam wurde von dem Sieger geschleift und sodann für ein Lösegeld dem Priamos überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. In Ilion wurde H. als Heros verehrt und ihm Todtenopfer gebracht. Später sollen seine Gebeine zufolge eines Orakelspruchs nach Theben gebracht worden sein. Unstreitig ist H. der trefflichste Held in der Ilias. An Tapferkeit keinem weichend, erliegt er dem Achilles, indem er einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobos Hülfe vertraut, in dessen Gestalt Minerva ihn täuscht und verläßt. An Menschlichkeit übertrifft er alle. Zu den schönsten Episoden der Ilias gehört der Abschied H.'s von seiner Gattin Andromache, in welchem er die edelsten Gefühle als Fürst, Gemahl und Vater ausdrückt.

Hel, Hellia, die nordische wie deutsche Göttin der Unterwelt. Des Gottes Loki Tochter, Schwester des Wolfs Fenrir und der erdumgürtenden Schlange, thront sie halb schwarzen, halb menschenfarbigen Aussehens im Dunkel der Erde, im Nebelreiche, und sammelt hier alle an Alter oder Siechthum Verstorbenen in ihrem weiten Gebiete. Sie selbst haust in einer Burg, zu der der Zugang über eine Wasserbrücke führt. Der persönliche Begriff der H. ging in christl. Zeit sowol bei uns als bei den Skandinaviern in den localen der Hölle (s. d.) über.

Held (Jos. von), namhafter Rechtslehrer und publicistischer Schriftsteller, geb. 9. Aug. 1815 in Würzburg, besuchte das dortige Gymnasium sowie das zu Neuburg a. D., bezog 1833 die Universität und studirte zu Heidelberg, München und Würzburg. Im J. 1839 erwarb er an der Rechtsfacultät in Würzburg die venia legendi auf Grund der Dissertation «De juris Canonici circa usuras interdictis» (Würzb. 1839), an welcher Facultät er auch 1841 zum außerord. und 1843 zum ord. Professor ernannt wurde. Daselbst hat H. ununterbrochen, zuerst vorzüglich als Lehrer des deutschen Privatrechts, seiner Nebenfächer und der

Digitized by Google

Deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, dann aber ausschließlich für die Fächer des öffentlichen Rechts, des Völkerrechts und der Rechtsphilosophie gewirkt. An größern Werken hat H. geschrieben: «System des Verfassungsrechts u. s. w.» (2 Bde., Würzb. 1856—57), «Staat und Gesellschaft» (3 Thle., Lpz. 1861—63), «Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts» (Lpz. 1868), «Die Verfassung des Deutschen Reichs» (Lpz. 1872). An kleinern Schriften sind zu nennen: «Ueber die Nationalität» (Würzb. 1851), «Ueber Legitimität» (Würzb. 1859), «Deutschland, der Deutsche Bund und die deutschen Großmächte» (Würzb. 1864); außerdem eine Anzahl von Abhandlungen in Zeitschriften und Sammelwerken, namentlich in der 3. Auflage des «Staats-Lexikon» von Rotteck und Welcker. — Adolf H., volkswirthschaftlicher Schriftsteller, Sohn des Vorigen, geb. zu Würzburg 10. Mai 1844, studirte daselbst und in München Jurisprudenz und Staatswissenschaften, begab sich dann nach Berlin, um als Mitglied des Statistischen Seminars unter Engel's und Hanssen's Leitung in der Statistik und Volkswirthschaft sich weiter zu bilden. Nachdem H. sich 1867 zu Bonn für die staatswirthschaftlichen Gebiete als Privatdocent habilitirt hatte, wurde er 1868 zum außerord., 1872 zum ord. Professor der Staatswissenschaften daselbst ernannt. Seiner wissenschaftlichen Richtung nach gehört er zu den eifrigsten Mitgliedern des Vereins für Socialpolitik (Katheder-socialisten). Von H.'s schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen: «Carey's Socialwissenschaft und das Mercantilsystem» (Würzb. 1866), «Die Einkommensteuer» (Bonn 1872), «Die Arbeiterpresse der Gegenwart» (Lpz. 1872), «Grundriß für Vorlesungen über Nationalökonomie» (Bonn 1876).

Heldenbuch. Unter diesem Titel ist eine Sammlung von Umarbeitungen epischer, zum Kreise der deutschen Heldensage (s. d.) gehöriger Gedichte vom Ende des 15. Jahrh. bis 1590 mehrmals gedruckt worden. Diese alten Drucke enthalten den Ortnit, den Wolfdietrich, den großen Rosengarten und den Laurin oder sog. kleinen Rosengarten und bilden das alte H. Dieselben Gedichte und außerdem das Eckenlied, die Gedichte vom Riesen Sigenot, von Dietrich's und seiner Gesellen Kämpfen, von Etzel's Hofhaltung, das jüngere Hildebrandslied und außerdem zwei nicht zu diesem Kreise gehörige Gedichte, das Meerwunder und eine Bearbeitung der Sage vom Herzog Ernst, vereinigt in einer abkürzenden, rohen und geistlosen, sprachlich völlig verwilderten Ueberarbeitung eine um 1472 geschriebene dresdener Handschrift (abgedruckt in von der Hagen's und Primisser's «Heldenbuch», 2 Bde., Berl. 1820). Weil sich als Schreiber einiger Stücke Kaspar von der Rhön aus Münnerstadt in Franken nennt, hat man diesen früher mit Unrecht für den Verfasser und Umarbeiter des Ganzen gehalten. Eine noch umfassendere Sammlung gab (2 Bde., Lpz. 1855) von der Hagen und eine Erneuerung der deutschen Heldensage unter gleichem Titel Simrock heraus (6 Bde., Stuttg. 1843—49). Eine kritische Gesammtausgabe des größten Theils der Dichtungen der Heldensage erscheint ebenfalls unter dem Titel «Deutsches H.» (Bd. 1—5, Berl. 1866—70).

Heldengedicht, die Hauptgattung der epischen Poesie, s. Epos.

Heldensage (deutsche). Unter deutscher H. versteht man den ältesten, ursprünglichst-einheimischen Kreis deutscher Dichtung, deren Schöpfer nicht einzelne bevorzugte Persönlichkeiten sind, sondern in der das Volk selbst schöpferisch und gestaltend auftritt und, was es an histor. Erinnerungen wie an religiösen Vorstellungen besitzt, poetisch verklärt. Die deutsche Sage hat ohne Zweifel gleich dem deutschen Mythus ihre ersten Keime schon in der asiat. Urheimat getrieben, aber ihr Wachsthum wurde durch die Völkerwanderung unterbrochen, die einerseits die alten Sagenbildungen zerstörte, auf der andern Seite nun selbst die Grundlage einer neuen allgemeinen Nationalsage hergab. Diese ist die eigentliche deutsche H. Sie beschäftigte und umfaßte alle german. Völkerschaften von den Alpen bis nach Island, von Ungarns Grenze bis nach England durch das ganze Mittelalter; ja selbst heute noch werden Bruchstücke derselben auf den Faröern gesungen, und Spuren von ihr finden sich sogar in der Dichtung jener Stämme, die über den Rhein gewandert und mit Aufgabe ihrer Muttersprache zu Romanen geworden waren. Dieser Wanderung der Sage und ihrer Verbreitung unter den german. Stämmen verdanken wir die Erhaltung einer Reihe von Liedern, welche der ursprünglichen Anschauungs- und Darstellungsweise noch ziemlich nahe stehen. Sie wurden errettet durch die erst später dem Christenthum gewonnenen und zäher am Alterthümlichen festhaltenden Isländer in der Edda (s. d.). In Deutschland dagegen hat sich aus der ältesten Periode, aus der Zeit der eigentlichen Volksdichtung, nur ein einziges, noch die alte unstrophische, alliterirende Form tragendes Bruchstück, das Hildebrandslied (s. d.), erhalten. Eine Erklärung findet der gänzliche Verlust aller übrigen, unzweifelhaft in großer Anzahl neben ihm vorhandenen Lieder darin, daß sie nur gesungen, nicht aufgeschrieben wurden. Zwar hat Karl d. Gr. eine schriftliche Sammlung alter

Digitized by Google

Heldenlieder veranstaltet, aber bei seinen Nachfolgern und der Geistlichkeit scheint der heidnische Inhalt derselben keinen Beifall gefunden zu haben, und die Sammlung ist in keinen Abschriften auf uns gekommen. Erst im 10. Jahrh. änderte sich die bis dahin feindselige Stellung der Geistlichkeit zur Volkspoesie, indem sie unter dem Einflusse des gelehrten sächs. Kaiserhofs sich entschiedener der lat. Dichtung nach classischen Vorbildern zuwandte, dabei aber wiederum nach heimischen Stoffen griff. So entstand durch Mönche von St.-Gallen in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. eine lat., den Virgil nachahmende Bearbeitung der Sage von Walther von Hiltgunt, bekannt unter dem Namen Waltharius (s. d.), ferner gegen Ende desselben Jahrhunderts auf Betrieb des Bischofs Piligrin von Passau durch dessen Schreiber Meister Konrad ein die einzelnen Lieder von Siegfried und dem Untergange der Burgunden zusammenfassendes, leider verlorenes lat. Buch von den Nibelungen. Jedenfalls waren noch mehrere solche, im einzelnen nicht mehr näher nachweisbare lat., aus der deutschen H. entnommene Gedichte vorhanden.

Im deutschen Volke hat natürlich die H. selbstständig fortgelebt und im Gesange geblüht. Aber, dem Fortschritte der Gesittung und der übrigen Literatur entsprechend, hat auch sie die naturgemäßen Wandlungen durchgemacht, sie hat das Mythische und Wunderbare mehr und mehr abgestreift, das Zerstreute zu besondern Gruppen vereinigt, abgerundet und dieselben durch innere Beziehungen untereinander eng verknüpft. Auch ihre Gestalten gewannen allmählich eine schärfere persönliche Ausprägung und in ihren Handlungen gelangten sittliche Antriebe als ursachliche Grundlage zu immer größerer Geltung, mit einem Worte: das Mythische ward verdunkelt, das Ethische hervorgestellt, die deutsche H. nahm mehr und mehr das Costüm der Zeit an. So war sie innerlich zu kunstmäßiger Auffassung vorbereitet, und es bedurfte nur eines letzten Schrittes, um auch die äußere Form der Kunstdichtung entgegenzuführen. Aber nicht von den Fahrenden und Spielleuten, wie man so lange gemeint, ist diese Durchgangsbildung bewirkt worden, sondern ein Ritter war es, der mit kühner Hand die Schranken durchbrach, die den Adel von der Ausübung der Dichtkunst ferngehalten, und die deutsch-nationale Poesie, die unter der Pflege der Geistlichkeit bisher verkümmerte, in den Händen der Fahrenden vergröberte, mit bewußter, überlegener Kraft zur Kunst erhob. Es war der Kürnberger, der Sprößling eines alten ansehnlichen Adelsgeschlechts Oesterreichs, wo die Volksdichtung früher wie später überhaupt die sorgsamste Pflege fand, der um die Mitte des 12. Jahrh. auf Grund eben jenes schon genannten lat. Nibelungenbuchs die erste große nationale Epopöe, das Nibelungenlied (s. d.), dichtete und damit der deutschen volksmäßigen Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel gab. Dies fand eifrige Nachfolger, und vom 12. bis zum 15. Jahrh. gingen aus dem reichen Stoffe der deutschen H. zahlreiche mehr oder minder volksmäßige Dichtungen hervor: Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, in drei verschiedenen Gestaltungen; Etzel's Hofhaltung, Dietrich's erste Ausfahrt und Drachenkämpfe, Sigenot, Ecke, Goldemar, Biterolf und Dietleib, Laurin, der Rosengarten von Worms, in mehrfachen Darstellungen; Alphart, Dietrich's Flucht, Schlacht vor Raben, das jüngere Hildebrandslied, Walther und Hiltgunt (nur in Bruchstücken erhalten), der gehörnte Siegfried, das Nibelungenlied, die Klage, endlich die Gudrun.

In diesen Dichtungen sind hauptsächlich dreierlei Heldengeschlechter verherrlicht: die Amelunge, die Nibelunge und die Hegelinge. Demgemäß umfassen sie drei große Sagenkreise: den gothischen, den rheinisch-burgundischen und den niedersächsischen, deren Mittelpunkt Dietrich (Theodorich d. Gr.), Siegfried und Gudrun bilden. Den größten Raum nehmen die Amelunge, Dietrich von Bern, der eigentliche Held der deutschen Sage, und seine Stammgenossen ein. Doch treffen in den Gedichten dieser Kreise, wie schon im Nibelungenliede, Nibelunge und Amelunge kämpfend zusammen. Die Zeugnisse der deutschen H. sind in musterhafter Weise gesammelt von Wilh. Grimm, «Die deutsche H.» (Gött. 1829; 2. Ausg., Berl. 1867); Nachlesen dazu haben geliefert Mone, «Untersuchungen zur Geschichte der deutschen H.» (Quedlinb. 1836), und Müllenhoff in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 12). Eine Bearbeitung hat Raßmann versucht («Die deutsche H. und ihre Heimat», 2 Bde., Hannov. 1857—59). Alle frühern Arbeiten auf diesem Gebiete sind aber weit überflügelt durch Uhland's Darstellung in den «Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 1, Stuttg. 1865).

Helder, den Helder, befestigte Hafen- und Handelsstadt an der Nordspitze der niederländ. Provinz Nordholland, durch das Texelgat oder die 4 Kilom. breite Meerenge Marsdiep von der Insel Texel getrennt, durch den Helderkanal mit dem Nordholländischen Kanal und durch Eisenbahn mit Harlem verbunden, hat dem Entstehen des Kanals, der 1819—25 ausgeführt wurde und für die größten Seeschiffe fahrbar ist, ihre Blüte zu verdanken. Ende des 18. Jahrh. noch ein Fischerdorf, zählte der Ort 1814 nur 2600, 1876 schon 21,328 E. und

Digitized by Google

ist nächst Amsterdam jetzt die belebteste Hafenstadt der Provinz. Nur 1 Kilom. östlich, durch eine Straße auf dem Helderdeich mit H. verbunden, liegt das Nieuwe Diep, der am Eingange zum Nordkanal künstlich gesicherte Hafen mit großen Wehren, Schleusenwerken, ansehnlichen Werften und Magazinen. Der schöne Außenhafen kann mit dem innern 300 Schiffe bergen. In ihm und im Marsdiep liegt die holländ. Kriegsflotte vor Anker. An der Westseite des Nieuwe Diep befindet sich das Marine-Etablissement Willemsoord mit großem Dock, Hospital, Kaserne und Wachthaus, einer Navigationsschule, einer meteorolog. Beobachtungsstation und mit dem 1856 aus Breda hierher verlegten königl. Marine-Institut. Im Rücken ist H. geschützt durch den 8 Kilom. langen, auf der Höhe 12 Mt. breiten Helderdeich, ein Riesendamm, aus norweg. Granitblöcken erbaut. Der H. ist fast der einzige Punkt der holländ. Küste, wo unmittelbar am Ufer und am Fuße des Deichs tiefes Fahrwasser sich findet. Schon 1811 begann Napoleon I. durch span. Kriegsgefangene die Befestigungen von H.; vollendet wurden sie erst 1830. Dieselben sind durch eine Reihe von Forts vertheidigt und fassen eine Besatzung von 8000 Mann. Das mit Tranchéen umgebene Lager nimmt 30,000 Mann auf. Das Fort Kijkduin, ein geschlossenes Hornwerk mit tiefen, trockengelegten Gräben, erhebt sich auf dem höchsten Punkte der nördl. Düne. Unweit dieser Düne siegten 21. Aug. 1673 in einer blutigen Seeschlacht die Holländer unter de Ruyter und Cornelis Tromp über die Engländer. Am 27. Aug. 1799 landeten fast an derselben Stelle 10,000 Engländer, später verstärkt durch 13,000 Russen, unter Admiral Abercrombie und dem Herzog von York und warfen die Franzosen zurück, während gleichzeitig die holländ.-franz. Flotte den H. verließ und 30. Aug. in dem Vlieterkanal sich den Engländern ergab.

Helĕna, die Tochter der Leda, der Gemahlin des spartan. Königs Tyndareos, und des Zeus, der in Gestalt eines Schwans ihrer Mutter sich genaht hatte, war von so unvergleichlicher Schönheit, daß sie schon als zehnjähriges Mädchen der Sage nach von Theseus und Peirithoos entführt wurde, und daß dann Tyndareos die um sie werbenden Freier schwören ließ, dem erwählten Gemahle seiner Tochter im Falle der Befehdung beistehen zu wollen. Diesem gemäß forderte ihr Gemahl Menelaos, als ihm H. von Paris, dem Sohne des trojan. Königs Priamos, entführt worden war, alle griech. Fürsten zur Bestrafung des erlittenen Schimpfs auf, wodurch der Trojanische Krieg veranlaßt wurde. Unerschöpflich sind die Mythographen in der Ausschmückung der Schicksale H.'s gewesen. Von den vielen widersprechenden Erzählungen ist die gewöhnliche, daß aus dem Besitze des Paris H. in die Hände seines Bruders Deiphobos kam, und daß nach Trojas Eroberung Menelaos, den sie durch ihre Reize aufs neue gewann, sie mit sich zurück nach Sparta nahm. Als des Menelaos Gemahlin trifft sie nach der Odyssee Telemach. Schon in früher Zeit ließen griech. Dichter den Paris nur ein Scheinbild der H. entführen, sie selbst aber nach Aegypten entrückt werden, von wo sie dann Menelaos, der auch nach Homer längere Zeit mit ihr auf der Rückfahrt von Troja dort verweilt, wieder heimführt. Ein eigener Sagenkreis vermählt die aus Troja Heimkehrende dem Achilles auf Leuke. Von Menelaos gebar sie eine Tochter, Hermione. Sie genoß mit demselben in Lakonien göttliche Verehrung. Griech. Dichter und Künstler haben sie als ein Urbild weiblicher Schönheit verherrlicht und die Tragiker sie oft zum Stoffe ihrer Werke genommen. Vgl. Lehrs, «Ueber die Darstellungen der H. in der Sage und den Schriftwerken der Griechen» in den «Populären Aufsätzen» (2. Aufl., Lpz. 1875). — H. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Helĕna, die Heilige, die Mutter Kaiser Konstantin's d. Gr., stammte wahrscheinlich aus niedern Stande. Sie machte sich um Verbreitung des Christenthums sehr verdient, war wahrscheinlich von großem Einflusse auf ihren Sohn und erbaute namentlich mehrere berühmte Kirchen, unter andern die Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem infolge der Auffindung des Kreuzes Christi und die zu Hebron. Sie starb als Nonne, 80 J. alt, und ihr Leichnam wurde nach Konstantinopel gebracht. Ihr kirchlicher Gedächtnißtag ist der 18. Aug.

Helene, russ. Großfürstin, s. Paul I. — **Helene**, Herzogin von Orléans, s. Orléans.

Helgoland (engl. Heligoland), ein kleines, jetzt Großbritannien zugehörendes Felseneiland der Nordsee, welches, 56 Kilom. von dem nächsten Punkte Schleswigs (Eiderstedt) und 71 Kilom. im Nordwesten von Cuxhaven gelegen, die Mündungen der Elbe, Weser und Eider beherrscht und von einigen andern Sandinseln oder Dünen und verschiedenen Klippen und Riffen, unter denen der sog. Mönch die vorzüglichste, umgeben ist. Die Insel, nur 0,55 QKilom. groß, wird in das Hohe und Niedrige Land eingetheilt. Jenes hat 3100 Mt. im Umfang und ist 50 Mt. über der Meeresfläche erhaben; dieses, ein flaches Vorland aus röthlichem Thon und Rollsteinen, hat jetzt kaum noch einen Umfang von 900 Mt., weil die Fluten des Meers

Digitized by Google

fortdauernd größere oder kleinere Massen abspülen. Die Sandinseln, mit deren einer vor etwa 100 Jahren H. noch zusammenhing, haben nur zwei Fünftheile des Umfangs von H. Etwa 1200 Mt. östlich von dem Vorlande liegt eine 100 Mt. lange und 300 Mt. breite, 6 Mt. über der Meeresfläche erhabene Sanddüne, an deren westl. Strande das Seebad liegt. Der obere Theil der Insel ist zwar Felsengrund, aber mit einer fruchtbaren Erde bedeckt, welche Gras und Klee, Gerste, Kartoffeln, auch niedrige Sträucher trägt. Auf diesem Theile der Insel steht der Leuchtthurm von 80 Mt. Seehöhe und eine kleine Stadt von 350 Häusern, an die sich auf dem untern Theile noch etwa 70 Häuser reihen. Fischerei und besonders der Lootsendienst, in welchem sie ausgezeichnet sind, bilden die Hauptnahrungsquelle der 1913 Bewohner. Dieselben sind fries. Stammes und sprechen einen fries. Dialekt; aber Gottesdienst und Schulunterricht finden in hochdeutscher Sprache statt. Uebrigens unterhalten sie auch Schifffahrt und gewinnen durch den Aufenthalt der zahlreichen Fremden, die das Seebad besuchen. Die Insel hat zwei Häfen und wird durch vier Batterien vertheidigt. Auf H. war in ältester Zeit ein Heiligthum des Gottes Fosite, der bei allen Friesen in hohem Ansehen stand, bis der Missionar Liudgar 785 dasselbe zerstörte. Mit Nordfriesland kam die Insel an das Herzogthum Schleswig, war bis 1712, wo Dänemark sie unterwarf, ein Besitzthum der Herzoge von Gottorp, wurde aber 1807 von den Engländern besetzt, welche sie während der Continentalsperre Napoleon's zur Hauptniederlage ihres Schmuggelhandels mit dem Festlande machten. Im Kieler Frieden trat Dänemark 1814 H. förmlich an England ab. Die brit. Regierung bezieht von der Insel keine Abgaben und läßt die Verwaltung durch einen Gouverneur, der gewöhnlich Stabsoffizier ist, besorgen. Unter ihm werden alle gemeinen Angelegenheiten auf der Insel von 6 Rathsherren, 8 Quartiersleuten und 16 Aeltesten geleitet. Die alten fries. Gesetze bilden das helgolander Landrecht, das nur aus 14 Artikeln besteht. Die Einwohner sind im allgemeinen von einfachen und strengen Sitten, und zu keiner Zeit war ein Gefängniß auf H. vorhanden. Eine allgemeine Landesversammlung untersucht jährlich die Ausgaben der Landschaft; jeder Hauswirth hat das Recht, dabei mitzusprechen. Die Helgoländer bekennen sich zur luth.-evang. Kirche und wählen ihre Prediger selbst, von denen der jüngere zugleich den Unterricht in der obern Klasse der Schule besorgt. Die Besoldung der Geistlichen liegt dem Landesherrn ob. Vgl. außer den Schriften von von der Decken (1826), Lappenberg (1831), Heikens (1844), Wiebel (1846), Hallier (1863), Meyn (1864) besonders Oetker, «H., Schilderungen und Erörterungen» (Berl. 1853). — Das Seebad zu H. entstand 1826 durch den Vorschlag von der Decken's und ist, namentlich seit der regelmäßigen Dampfbootverbindung mit Hamburg, eins der besuchtesten der Nordsee. Der Hauptplatz für die Bäder ist die Düne. Auch an der Nord- und Ostseite der Insel bestehen Badeanstalten.

Hêliand, d. i. Heiland, hat A. Schmeller das von ihm (2 Thle., Münch. 1830—40) nach den beiden vorhandenen Handschriften, deren eine früher in Bamberg, jetzt in München, die andere im Britischen Museum aufbewahrt wird, herausgegebene altsächs. Gedicht des 9. Jahrh. genannt, das in alliterirenden Versen die Geschichte Christi nach den Evangelien erzählt. Es ist vielleicht ein Theil eines umfassendern Werks, einer poetischen Bearbeitung der Geschichte des Alten und Neuen Testaments, die Ludwig der Fromme einem berühmten sächs. Sänger auftrug. Wo der ungenannte Dichter des H. lebte, ob er ein Westfale war, wie viele meinen, ist mit Sicherheit noch nicht entschieden. Sein Werk ist nicht nur das fast einzige uns erhaltene Denkmal der altsächs. Mundart, sondern auch durch Wärme der Empfindung und durch Glanz und Kühnheit der Sprache von hohem dichterischen Werthe. Es stellt sich den gleichzeitigen angelsächs. und altnordischen Dichtungen würdig zur Seite und läßt eine Blütezeit der deutschen Poesie im 9. Jahrh. erkennen. Zugleich gibt es durch seinen Ton, der in formelhaften Ausdrücken und Wendungen als ein volksmäßiger unverkennbar ist, ein Bild der epischen deutschen Volkspoesie jener Zeit. Neuere Ausgaben lieferten Köne (Münster 1855, mit Uebersetzung), Heyne (2. Aufl., Paderb. 1873) und Rückert (in «Deutsche Dichtungen des Mittelalters», Bd. 4, Lpz. 1876); Uebersetzungen veröffentlichten Kannegießer (Berl. 1847), Simrock (2. Aufl., Elberf. 1866), Grein (Rinteln 1854; neue Bearbeitung, Kass. 1869) und Rapp (Stuttg. 1856). Beiträge zur Erklärung des Gedichts und zur Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland enthalten Vilmar's «Deutsche Alterthümer im H.» (2. Aufl., Marb. 1862). Vgl. Windisch, «Der H. und seine Quellen» (Lpz. 1868); Grein, «Die Quellen des H.» (Kass. 1869); Sievers, «Der H. und die angelsächs. Genesis» (Halle 1875).

Helianthus, d. h. Sonnenblume, nannte Linné eine Gattung amerik. Stauden, welche zur 19. Klasse, 2. Ordnung, seines Systems und zur Familie der Compositen, Abtheilung der

Digitized by Google

Corymbiferen, gehören und unter dem Namen Sonnenrosen allbekannt sind. Sie haben einzelnstehende, sehr große Blütenkörbe mit dachziegelschuppiger grüner Korbhülle, goldgelben Strahlblüten und bräunlichen Scheibenblüten; ihre Früchte sind ohne Pappus, die Kotyledonen der Samen reich an fettem Oel. Die bei uns überall als Zier-, in England und Südrußland als Oelpflanze angebaute gemeine Sonnenblume (H. annuus L.) ist ein Sommergewächs aus Peru, dessen Stengel weit über Manneshöhe erreichen, 2—3 Ctmt. dick werden und zuletzt so stark verholzen, daß sie als Brennmaterial benutzt werden können. Dieselbe hat scharfhaarige, herzeiförmige Blätter und bis 30 Ctmt. breite Blütenkörbe; ihre Samen enthalten bis 25 Proc. fettes Oel. Sie verlangt zu kräftigem Gedeihen einen gutgedüngten Boden, wo ihre Stengel bis 4 Mt. hoch werden, verträgt jeden Dünger und liefert auf nahrhaftem Boden reichlichen Ertrag, saugt aber den Boden sehr aus. Aus letzterm Grunde ist sie aber sehr geeignet zur Trockenlegung sumpfigen Bodens, auf dem sie vortrefflich gedeiht. Früher war die Sonnenrose in der Heilkunst sehr geschätzt. Das Decoct der Blätter galt als geschwürheilend und als Mittel gegen Tripper und Kopfschmerz; Emulsionen aus den Samen wurden bei Brustleiden angewendet. So viel scheint gewiß zu sein, daß alle ihre Theile reizend auf die Harn- und Geschlechtsorgane wirken. Blattstiele und Blütenboden wurden früher als Gemüse und Salat zubereitet. Eine zweite Art ist die knollige Sonnenblume (H. tuberosus L.), auch unter dem Namen Erdbirne, Erdapfel, Erdartischoke und Topinambur (indianisch) bekannt. Diese aus Brasilen stammende Pflanze unterscheidet sich von der vorhergehenden Art durch die kleinern eiförmigen Blätter und kleinern (bei uns selten zur Entwickelung gelangenden) Blütenkörbchen, vornehmlich aber durch ihren ausdauernden Wurzelstock, der mit einer Menge fleischiger, eiförmig-länglicher Knollen besetzt ist. Dieselben sind sehr mehlreich und nahrhaft; sie können gleich den Kartoffeln gekocht und gebraten genossen werden und haben einen angenehmen süßlichen Geschmack. Die Knollen wie auch die Blätter geben ein vorzügliches Viehfutter ab, weshalb die Pflanze, welche, obwol ein Tropengewächs, unsern Winter dennoch im Freien sehr gut verträgt, mehr angebaut zu werden verdiente, als es zu geschehen pflegt. Die Pflanze liebt einen leichten, lockern Boden, der nur mäßig gedüngt sein darf.

Helikon, jetzt Zagora, ein von Westen nach Osten streichender, an Quellen und heilkräftigen Kräutern reicher Gebirgszug im Südwesten der griech. Landschaft Böotien, zwischen dem Kopaischen See und dem innern Korinthischen Meerbusen, ist von den alten Dichtern als geheiligter Musensitz verherrlicht worden. Auf dem gegen 1600 Mt. hohen Gipfel der Hauptkette des Gebirgs stand ein Altar des Zeus Helikonios; nur 70—80 Mt. unterhalb desselben entspringt ein Quell des klarsten und frischesten Wassers, die Hippokrene, welche der Sage nach durch den Hufschlag des Pegasus hervorgebracht worden sein sollte. Etwa 8 Kilom. weiter abwärts in einer schmalen Hochebene befand sich im Alterthum ein zum Gebiete der Stadt Thespiä gehöriger, den Musen geweihter Hain, der mit zahlreichen Bildwerken geschmückt und von Wohnungen für die Priester umgeben war. In der Nähe des Hains sprudelt eine ebenfalls den Musen heilige Quelle, die Aganippe, unter Bäumen aus dem Felsboden hervor.

Heliocentrisch heißt in der Astronomie jede Ortsbestimmung, die sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht oder nach der Vorstellung aus dem Mittelpunkte der Sonne beobachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne beobachtet, einnimmt.

Heliodōr, griech. Erotiker, aus Emesa in Syrien, verfaßte einen, vor andern griech. Romanen durch größere Sittenreinheit und zum Theil auch durch kunstreiche Anlage sich auszeichnenden Roman («Aethiopica»), in welchem die Liebesabenteuer des Theagenes und der Chariklea geschildert werden. Der Kirchenhistoriker Sokrates gibt an, ein Bischof von Trikka in Thessalien dieses Namens, den man an das Ende des 4. Jahrh. n. Chr. zu setzen pflegt, solle der Verfasser sein. Wahrscheinlich aber war derselbe vielmehr ein der neupythagoräischen Frömmigkeit ergebener Sophist des 3. Jahrh. Vgl. Rohde, «Der griech. Roman» (Lpz. 1876). Die besten Ausgaben der «Aethiopica» lieferten Korais (2 Bde., Lpz. 1805), Bekker (Lpz. 1855) und Hirschig in den «Erotici scriptores» (Par. 1856), gute deutsche Uebersetzungen Göttling (Frankf. 1822), Jacobs (Stuttg. 1837 fg.) und Fischer (Stuttg. 1869).

Heliogabălus oder Elagabal, röm. Kaiser 218—222 n. Chr., eigentlich Varius Avitus Bassianus, ein Enkel der Julia Mäsa, Schwester der Julia Domna, der Gattin des Septimius Severus und Mutter des Caracalla. Seine Großmutter wandte sich nach Caracalla's Ermordung durch Macrinus im April 217 nach ihrer Heimat Emesa in Syrien, wo ihr Enkel Oberpriester des Elagabal, des Sonnengottes von Emesa, wurde, dessen Namen er selbst annahm.

Digitized by Google

Sie gewann das Heer für H., der im Alter von 14, nach andern 17 J. zum Kaiser ausgerufen wurde. Macrinus ward im Juni 218 in der Gegend von Antiochia geschlagen, nachher mit seinem Sohne Diadumenus auf der Flucht ermordet. H. aber zog, nachdem er den Winter in Nikomedia verlebt, 219 in Rom ein. Dahin verpflanzte er zugleich den orgiastischen Dienst seines syr. Gottes, dem er Tempel, einen auf dem palatinischen Berge, erbaute und die andern Götter unterordnete. In Schwelgerei, frechem Uebermuth und Wollust übertraf er die schlechtesten seiner Vorgänger. Als er das Leben seines Vetters, Alexander Severus (s. d.), den er adoptirt hatte, bedrohte, brach im März 222 ein Aufstand der Prätorianer, die diesem geneigt waren, aus. H. wurde ermordet und sein Leichnam in die Tiber geworfen.

Heliograph ist der Name eines Instruments, mit welchem kleine Bilder der Sonne angefertigt werden, und zwar meist mit Hülfe der Photographie, in welchem Falle dann das Instrument als Photoheliograph bezeichnet wird. Dies ist ein vollständiges Aequatorial mit einer photographischen Kammer; das Objectiv ist aplanatisch geschliffen, sodaß das Sonnenbild in einer Ebene (Sonnenscheibe) entsteht und entweder im Focus direct oder durch einen Ocularapparat vergrößert aufgenommen wird. Dallmeyer und Browning in London, Steinheil in München und Hugo Schröder in Hamburg haben solche Apparate mehrfach construirt.

Heliographie (griech.) ist zunächst der Name derjenigen Wissenschaft, welche sich mit der Lehre von der Sonne als Weltkörper befaßt, also soviel wie Sonnenbeschreibung, Sonnenkunde. Dann aber bezeichnet man auch mit H., zuweilen Heliotypie genannt, einerseits die Kunst, mit Hülfe der chem. Wirkung des Lichts ein vertieftes Bild auf einer Metallfläche hervorzubringen, welches sich in Kupferdruckmanier abdrucken läßt, andererseits die von solcher Metallfläche gewonnenen Abdrücke. Das erste heliographische Verfahren wurde von Nicophore Niepce 1827 erfunden. Es gründet sich auf die Anwendung von Asphalt. Asphalt hat die Eigenthümlichkeit, durch chem. Wirkung des Lichts seine Löslichkeit in ätherischem Oel zu verlieren. Ueberzieht man demnach eine Metallplatte mit einer Auflösung von Asphalt in Lavendelöl, trocknet die Schicht und belichtet sie unter einer auf durchscheinendem Papier gefertigten Zeichnung, so halten die schwarzen Striche das Licht zurück, an den darunter befindlichen Stellen bleibt somit der Asphalt löslich; unter den Licht durchlassenden weißen Stellen der Zeichnung wird er aber unlöslich. Behandelt man demnach eine in dieser Weise belichtete Platte mit Lavendelöl, so wird der lösliche Asphalt weggenommen, der unlösliche bleibt zurück. Das Metall wird daher an allen Stellen, die nicht durch die Striche der Zeichnung gedeckt waren, seine Asphaltdecke behalten. Gießt man eine ätzende Säure auf die Platte, so frißt diese das Metall an allen freien Stellen an, an den geschützten aber nicht, und so entsteht eine vertiefte Zeichnung in Metall, ähnlich einer Radirung. Dieses Niepce'sche Asphaltverfahren erfordert wegen der geringen Lichtempfindlichkeit des Asphalts eine sehr lange Belichtung. Ein anderes heliographisches Verfahren ist das von Fox Talbot; derselbe benutzt mit einer Mischung von chromsaurem Kali und Leim überzogene Metallflächen. Die genannte Mischung verliert bei der Belichtung ihre Löslichkeit in warmem Wasser, ähnlich wie Asphalt im Licht seine Löslichkeit in ätherischen Oelen verliert, und erlaubt deshalb in ganz analoger Weise, wie oben beschrieben, die Herstellung einer Radirung mit Hülfe des Lichts. Ein drittes Verfahren rührt von Scamoni her. Dieser fertigt auf gewöhnlichem photographischen Wege mittels Silbersalzen ein positives Bild auf Collodium. Ein solches Bild stellt ein schwaches Relief dar, welches durch geschickte Verstärkung erhöht, dann galvanoplastisch abgeformt werden kann und dadurch ebenfalls eine abdruckbare Metallplatte liefert. Diese Verfahren eignen sich hauptsächlich zur Wiedergabe von in Strichmanier ausgeführten Zeichnungen oder Stichen, z. B. Landkarten, Kupferstiche (die nach gravirten Blättern auf Kupfer angefertigten H. nennt man wol auch Heliogravüren), viel weniger aber zur Wiedergabe von Halbtonbildern; sie werden hauptsächlich zur Reproduction von Karten und bei der Herstellung von Werthpapieren angewendet, bei welchen es auf eine absolut treue Wiedergabe eines Originals in mehrern Druckplatten ankommt. Neben dem oben beschriebenen Talbot'schen Verfahren existiren noch zahlreiche Modificationen desselben, von Negré, Placet, Baldus Pretsch, Mariot u. s. w. Im Princip verwandt, aber in der Ausführung abweichend davon ist die Photo-Galvanographie von Pretsch (s. Galvanographie) und die Photogravüre von Woodbury, Rousselon und Gonpil. (S. Photographie.) Wird die Belichtung einer mit Asphalt oder Leimchromat überzogenen Platte unter einem negativen Bilde vorgenommen, so erhält man beim nachfolgenden Aetzproceß ein erhabenes Bild, welches in der Buchdruckerpresse abgedruckt werden kann. Man nennt dieses Verfahren zuweilen Phototypie. Vgl. Scamoni, «Handbuch der H.» (Berl. 1872).

Digitized by Google

Heliometer iſt ein in der neueſten Zeit in der praktiſchen Aſtronomie vielfach angewandtes Inſtrument, mit welchem die Entfernungen von nahe ſtehenden Sternen, Doppelſternen und Durchmeſſer von Planeten, Mond und Sonne (daher der Name) gemeſſen werden. Der franz. Aſtronom Bouguer hat das Inſtrument erfunden; er nahm zwei ganze Objective von gleicher Brennweite, ſetzte das eine feſt und bewegte das andere ſeitlich durch eine Schraube und beobachtete die von beiden Objectiven hervorgebrachten Bilder mit ein und demſelben Ocular. Dollond wandte zwei Objectivhälften an, indem er das ganze Objectiv in zwei halbkreisförmige Hälften zerſchnitt; doch erſt Fraunhofer gab dem Inſtrumente die große Vollkommenheit und machte es zu einem der vorzüglichſten Mikrometerinſtrumente. Beide Objectivhälften ſind durch Schrauben beweglich und die Größe der Bewegung wird an genauen Theilungen abgeleſen, die Schnittlinie iſt in einer Faſſung drehbar und kann in jede Richtung gebracht werden, ſodaß man nicht nur Entfernungen und Durchmeſſer, ſondern auch Poſitionswinkel meſſen kann. Beſſel hat für die königsberger Sternwarte 1829 zuerſt ein größeres H. anfertigen laſſen und mit demſelben vorzügliche Doppelſternmeſſungen und eine genaue Parallaxenbeſtimmung des Sterns 61 im Schwan u. ſ. w. ausgeführt. Später ſind H. für die Sternwarten in Bonn, Pulkowa, Oxford, Liſſabon, beſonders von Repſold in Hamburg u. ſ. w. angefertigt und 1874 ſind von den deutſchen, ruſſ. und holländ. Aſtronomen dieſe Inſtrumente bei der Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonnenſcheibe verwandt worden. Vgl. Hanſen, «Ausführliche Methode, mit dem H. Beobachtungen anzuſtellen» (Gotha 1827); Beſſel, «Aſtron. Unterſuchungen» (Königsb. 1841); Seeliger, «Theorie des H.» (Lpz. 1876).

Heliopolis, Stadt in Cöleſyrien, ſ. Baalbek.

Helios, bei den Römern Sol, der Sonnengott, eine alte griech. Gottheit, bei Heſiod ein Sohn des Titanen Hyperion und der Theia, nach den homeriſchen Hymnen der Euryphaeſſa, iſt der Führer des mit vier Roſſen, die nach Eumelos Eoos und Aethiops, Bronte und Sterope, nach Ovid Pyrois, Eous, Aethon und Phlegon hießen, beſpannten Sonnenwagens. Er fährt täglich vom Okeanos im Oſten, wo er nach ſpäterer Dichtung einen Palaſt hat, über den Himmel hin, bis er abends im Weſten in das Dunkel hinabtaucht. Von hier bringt ihn nach der von einigen Dichtern erzählten Sage ein goldenes Fahrzeug (der Sonnenbecher) in der Nacht nach Oſten zurück. Uebrigens iſt auch H. nicht blos eine Perſonification der Sonne. Schon bei Homer heißt er auch der Gott, der alles erſchaut und hört. Er iſt mit Apollo verwandt, doch keineswegs identiſch, wenn er auch mehrfach mit ihm zuſammengefloſſen iſt. Oft heißt er Titan und Hyperion. Sein Dienſt war ziemlich ausgebreitet; er wurde in Korinth, Argos, Trözene, Elis u. ſ. w. verehrt. Sein Hauptſitz aber war Rhodus, wo man ihm jährlich ein Viergeſpann opferte, das man ins Meer ſtürzte. Auch war er, abgeſehen von dem Sol-Phöbus der röm. Zeit, nur hier ein beſonders bedeutender Gegenſtand der Bildnerei, wo die Münzen ſeinen Kopf meiſt von vorn mit runden Formen und ſtrahlenförmig fliegenden Haaren zeigen. In ganzer Figur erſcheint er meiſt bekleidet auf ſeinem Wagen, die Roſſe mit der Peitſche regierend. — Heliaden (Heliades) hießen die drei, nach andern ſieben oder fünf Töchter des Helios und der Klymene, die Schweſtern des Phaëthon, die nach der gewöhnlichen Sage in Schwarzpappeln verwandelt wurden, indem ſie ihren Bruder Phaëthon beweinten, nach Hygin, weil ſie ihrem Bruder des Vaters Wagen ohne deſſen Befehl angeſpannt hatten. Ihre Thränen verwandelten ſich in Bernſtein, der von den Bäumen in den ſagenhaften Strom Eridanos träufeln ſollte. — Heliaden heißen auch die ſieben durch Weisheit ausgezeichneten Söhne des H., welche dieſer mit der Nymphe der Inſel Rhodus erzeugte.

Helioſkop oder Sonnenglas nennt man ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein aſtron. Fernrohr wird nämlich etwas weiter auseinandergezogen, als es, um entfernte Gegenſtände dadurch zu ſehen, nöthig iſt. So wird es gegen die Sonne gerichtet und das dadurch entſtehende Bild an einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieſer Abſicht wird entweder ein Zimmer verfinſtert oder man ſteckt das Fernrohr in ein dunkles, trichterförmiges Behältniß, deſſen Boden mit geöltem Papier überſpannt oder mit einem mattgeſchliffenen Glaſe verſchloſſen iſt, worauf ſich die Sonne abbildet. Auf dieſem Papier oder Glaſe wird ein Kreis beſchrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere concentriſche Kreiſe in die gewöhnlichen zwölf Theile (die ſog. Zolle) getheilt wird. Mit einem ſolchen H. kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken ſowie die Sonnenfinſterniſſe ohne Nachtheil für die Augen beobachten. Indeß iſt das Inſtrument zu genauern Beſtimmungen nicht geeignet, und man betrachtet daher die Sonne lieber durch Fernröhre, an welche vor dem Ocular ein lichtabſorbirendes Glas, meiſtens ein farbiges Glas angebracht wird. Ein ſolches

Digitized by Google

Glas wird Sonnenglas genannt. In neuerer Zeit hat man statt dieser Gläser eine Combination von Prismen, an deren Seiten das Licht reflectirt wird, oder auch eine Art Polarisationsapparat mit reflectirenden Spiegeln angewandt und nennt diese Apparate ebenfalls H.

Heliostat, ein zu vielen optischen Versuchen, bei denen man sich der Sonnenstrahlen bedient, unentbehrliches Instrument, im wesentlichen aus einem Spiegel bestehend, der durch ein auf geeignete Weise angebrachtes Uhrwerk sich dem Gange der Sonne gemäß so dreht, daß ein darauffallender Sonnenstrahl ungeachtet der scheinbaren Fortrückung der Sonne in unveränderter Richtung auf einen bestimmten Punkt zurückgeworfen wird. Es wurde von 's Gravesande erfunden und nachher vielfach, z. B. von Silbermann und August, abgeändert und verbessert. Da der H. theuer und nicht überall ein bequemer Platz zu seiner Aufstellung vorhanden ist, so bedient man sich gewöhnlich einer einfachern Vorrichtung, bei welcher man einen Spiegel mittels Drehung zweier Stellschrauben aus freier Hand in zwei aufeinander senkrechten Richtungen nach kleinen Zeiträumen allmählich so weiter bewegt, daß das auf denselben fallende Sonnenlicht in wenigstens nahe unveränderter Richtung reflectirt wird. Besonders braucht man auch in neuerer Zeit den H. in der Photographie bei Herstellung vergrößerter Positive nach kleinen Negativen mittels der sog. Solarcamera.

Heliotrop, ein von Gauß erfundenes Instrument, besteht aus zwei aufeinander senkrechten, mit einem Fernrohre verbundenen ebenen Spiegeln, von denen einer dazu dient, das Sonnenlicht nach einem bestimmten, weit entfernten Punkte hinzuwerfen, sodaß man daselbst den Spiegel hell erleuchtet sieht; der andere aber nur zum Zweck hat, dem erstern die nöthige Stellung zu geben. Sieht man nämlich zuerst durch das Fernrohr nach dem entfernten Punkte und dreht darauf beide Spiegel so, daß der Sonnenstrahl von dem einen derselben ins Fernrohr geworfen wird, so wirft der andere Spiegel den Sonnenstrahl nach dem Punkte, wo der Spiegel sichtbar sein soll. Diese sehr sinnreiche Vorrichtung wird vorzüglich bei großen Landesvermessungen als Signal mit vielem Vortheile angewendet und vertritt die Stelle der sonst so schwierigen Signale auf entfernten Standpunkten, zunächst der kostbaren und doch nur auf kurze Zeitmomente sichtbaren sog. Blickfeuer. Die Erleuchtung des Spiegels ist so stark, daß man selbst bei einer Entfernung von vielen Kilometern das Auge durch gefärbte Gläser schützen muß. Im Fernrohre konnte man das vom Inselsberge aus mittels eines H. reflectirte Licht auf dem Brocken (also in mehr als 105 Kilom. Entfernung) noch gut sehen. Dabei hat der reflectirende Spiegel nur etwa 5 Ctmt. Durchmesser. Baeyer hat den Apparat vereinfacht; statt des Fernrohrs bedient er sich eines Diopters und auch nur eines Spiegels. Nur ein Hülfsspiegel wird angewandt, um in bestimmten Stellungen der Sonne das Licht auf den Hauptspiegel zu werfen. Obwol Steinheil die H. wieder verbesserte, werden doch jetzt hauptsächlich die einfachen angewandt.

Heliotrop oder Sonnenwende (Heliotropium L.) bezeichnet eine zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Borragineen gehörende Pflanzengattung, welche sich durch die kegelförmige, zweispaltige, unten mit einer Scheibe umgebene Narbe und eine erst zur Reife in vier Früchtchen zerfallende Spaltfrucht von den übrigen Gattungen jener Familie unterscheidet. Ihre Blüten stehen in trugdoldig angeordneten Wickeltrauben und haben einen fünftheiligen Kelch und eine präsentirtellerförmige Blumenkrone. Die Mehrzahl der H. ist in den heißen Ländern heimisch. Mehrere hierher gehörige Arten besitzen angenehm riechende Blüten, und besonders wird das peruanische H. oder die peruan. Sonnenwende (H. Peruvianum L.), ein Strauch mit lilablauen Blumen, wegen des angenehmen Vanillengeruchs der Blüten in Europa fast allgemein gezogen und gewöhnlich Vanillenstrauch genannt. Die dunkler gefärbten Blüten des doldentraubigen H. (H. corymbosum Rz. Pav.) besitzen den Geruch der Narcisse. Das im südl. und westl. Europa, auch in Süddeutschland einheimische einjährige europäische H. oder die gemeine Sonnenwende (H. Europaeum L.) besitzt kleine weiße, seltener blaßröthliche, geruchlose Blumen, entbehrt aber der ihm früher beigelegten Heilkräfte gegen Geschwüre, Warzen u. s. w. Neuerdings werden in den Gärten mehrere Bastarde verschiedener Arten, die sich durch Größe und Färbung der Blumen auszeichnen, als Zierpflanzen cultivirt. Der Vanillenstrauch ist eine in Deutschland allgemein beliebte Zierpflanze.

Hell (Theod.), s. Winkler (Karl Gottfr. Theod.).

Hellas, der Stammsitz der Hellenen (s. d.), war der gewöhnlichen Annahme zufolge ursprünglich eine Stadt in der später unter dem Namen Phthiotis bekannten Landschaft Thessaliens, in der Nähe der Stadt Pharsalus. Mit der Ausbreitung des hellen. Volksstammes in die südl. Gegenden bis zur Korinthischen Meerenge erhielt auch der Name H. einen größern Umfang, und man verstand nun vorzugsweise darunter das nördl. und mittlere Griechenland,

Digitized by Google

von den Geographen «H. außerhalb des Isthmus» genannt. Selbst den Peloponnes begriff man in der Folgezeit mit darunter, und zuletzt dehnte man im weitesten Sinne den Namen auf ganz Griechenland mit seinen Colonien und Inseln aus. (S. Griechenland.)

Helldunkel, s. Clairobscur.

Helle war die Schwester des Phrixos und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, flüchtete sie mit ihrem Bruder und sollte von einem Widder mit goldenem Vlies über Land und Meer getragen werden. Aber nur Phrixos kam nach Kolchis; seine Schwester stürzte ins Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (s. d.) erhielt.

Hellebarte (entstanden aus Helmbarte, d. h. Beil zum Durchhauen des Helms), gehörte zu der Ausrüstung der in früherer Zeit wenig geachteten Fußknechte, der Zunftgenossen und auch wol der Landsknechte, später aber war sie im allgemeinen der Name einer der ältesten Angriffswaffen des Mittelalters. Sie unterscheidet sich von der Pike, die nur eine einfache eiserne Spitze hat, durch ein breiteres Eisen, welches überhaupt das Eigenthümliche der Waffe ist. Sie war mehr zum Prunk als zum wirklichen Gebrauch gegen den Feind bestimmt. Die Leibwachen wurden damit bewaffnet und die Industrie der Waffenschmiede erfand die mannichfachsten, zum wirklichen Gebrauch meist ganz unpassenden Formen des Eisens. Als Schmuck wurde unter dem Eisen eine Quaste von Wolle oder Seide angebracht. Die hölzerne Stange, etwa 2—3 Mt. lang, ist meist mit einem Schuh von Eisen versehen, um sie in die Erde zu pflanzen.

Hellebörus, Linné'sche Pflanzengattung aus der 13. Klasse des Sexualsystems und der Familie der Ranunculaceen, deren Arten bei uns im allgemeinen unter dem Namen Nieswurz bekannt und giftig sind. Alle haben kurze, dicke Wurzelstöcke, aus denen langgestielte, fußförmig zertheilte oder handförmig zerschnittene Blätter und bald beblätterte Blütenstengel, bald einblütige, nackte Schäfte entspringen. Die Blüten bestehen aus einem großen, fünfblätterigen, blumenartigen Kelch, einem Kreise sehr kleiner, kurzer, röhriger Blumenkronblätter mit zweilippigem Saum (früher als Honiggefäße gedeutet), vielen Staubgefäßen und drei bis zehn Stempeln, aus denen sich mehrsamige Balgkapseln entwickeln. Die bekannteste und wichtigste Art ist die schwarze Nieswurz (H. niger L.), auch Christwurz, Weihnachtsrose, Winterrose, Winterblume genannt, in Süddeutschland, den österr. Alpenländern und Oberitalien heimisch und wegen der mitten im Winter, oft unter dem Schnee sich entwickelnden schönen, großen, röthlichweißen Blumen, welche auf einem kurzen, nackten Schafte stehen, häufig als Zierpflanze cultivirt. Ihre großen, fußtheiligen Blätter sind fast lederartig, glänzend grün, ihr fleischiger, kriechender Wurzelstock war sonst als Radix Hellebori nigri s. Melampodii officinell. Sie enthält einen sehr giftigen Saft, welcher, in großen Gaben innerlich genossen, bei Menschen und Thieren hemmend auf die Respiration und den Herzschlag wirkt und den Tod nach vorausgegangener Muskelschwäche und Darmentzündung herbeiführen kann. Das giftige Princip scheint eine fettige, weichharzähnliche Materie zu sein, welche einen beißend scharfen Geschmack und einen ranzigen Geruch besitzt und deren ätherische Auflösung sauer reagirt. Außerdem kommen in der Nieswurz Extractivstoff, Halbharz, Gummi, Schleim und Spuren ätherischen Oels vor. Ganz ähnliche Eigenschaften besitzt die jetzt als Radix Hellebori viridis officinelle Wurzel der grünen Nieswurz (H. viridis L.), einer im mittlern und südl. Deutschland, in der Schweiz und Frankreich vorkommenden Art mit beblättertem Stengel und grünlichen Blumen, welche sich im Frühling entwickeln; ferner diejenigen der stinkenden Nieswurz (H. foetidus L.), welche sich von der vorigen durch glockige, grüne, schön purpurbraun gesäumte Blumen und den übeln Geruch derselben unterscheidet und in den Alpen-, Rhein- und Maingegenden, in West- und Südeuropa wild wächst. Die zierliche kleine Winterblume (H. hiemalis L.), ein in Süd- und Westdeutschland, Belgien und Südeuropa heimisches Gewächs mit knolligem Wurzelstock, 5—10 Ctmt. hohem, nacktem, an der Spitze unmittelbar unter der goldgelben Blume eine sternförmige Blatthülle tragendem Stengel und langgestielten, handschnittigen Wurzelblättern, gewöhnlich als eine eigene Gattung (Eranthis hiemalis Salisb.) betrachtet, wird in unsern Gärten nicht selten als Zierpflanze cultivirt, da auch sie im ersten Frühlinge blüht. Schöne Arten mit purpurnen Kelchen wachsen in Ungarn (H. purpurascens) und dem Kaukasus (H. Abchasicus). Beide, ebenfalls im ersten Frühlinge blühend, gedeihen auch in Deutschland in freiem Lande und verdienen deshalb als Ziergewächse cultivirt zu werden.

Hellēnen, ein ursprünglich im südl. Thessalien seßhafter griech. Stamm (s. Hellas), erhielten der Sage nach den Namen von ihrem Ahnherrn Hellen, einem Sohne des Deukalion und der Pyrrha, oder des Zeus und der Dorippe, der in Phthia als König geherrscht haben soll. Seine Söhne Äolos, Doros und Xuthos, beziehentlich die Söhne des Xuthos, Jon und

Digitized by Google

Achäos, ſollen den vier griech. Hauptſtämmen (Äoler, Dorer, Jonier und Achäer) ihre Namen gegeben haben. Später bezeichnete man mit dem Namen H. die Geſammtnation der Griechen.

Helleniſten heißen überhaupt die gelehrten Kenner des griech. Alterthums, vornehmlich der griech. Sprache und Literatur. In der griech. Literaturgeſchichte bezeichnet man als die helleniſtiſche Periode den Zeitraum vom Tode Alexander's d. Gr. bis zum Beginn unſerer Zeitrechnung, als griech. Sprache, Literatur und Kunſt in den Reichen des Oſtens, beſonders in Syrien und Aegypten, nicht nur an den Höfen, ſondern auch in den gebildetern Kreiſen der Bevölkerung Eingang fand und aus der Miſchung griech. und orient. Elemente eine neue des national-griech. Charakters entkleidete Cultur hervorging. Unter dieſen H. oder Hellēnizontes, d. h. Leuten, die Griechiſch ſprachen und ſchrieben, ohne geborene Griechen zu ſein, ſpielten beſonders die Juden in Aegypten, namentlich in der Hauptſtadt Alexandria, unter der Herrſchaft der Ptolemäer eine hervorragende Rolle. Hier begründete die Miſchung der jüd. und ägypt. Culturelemente eine neue Epoche gräciſirender jüd. Bildung, insbeſondere auf dem Gebiete der Philoſophie, welche man als die jüd.-helleniſtiſche bezeichnet. Pythagorismus und Platonismus verſchmolzen ſich darin mit Orientalismus, der hauptſächlich in Aegypten zur Ausbildung kam und noch in den myſtiſchen Philoſophemen der Gnoſtiker ſich zeigte. Der merkwürdigſte der jüd.-helleniſtiſchen Philoſophen iſt Philo (ſ. d.) und das bedeutendſte Denkmal des Fleißes der alexandriniſchen Juden die griech. Ueberſetzung des Alten Teſtaments, die Septuaginta (ſ. d.).

Heller, eigentlich Häller, eine frühere deutſche Kupfermünze im Werthe eines halben Pfennigs, hatte ihren Namen von der Stadt Hall in Schwaben, wo im Mittelalter ſilberne Pfennige (Häller-Pfennige) geprägt wurden, aus denen nach und nach der H. entſtand. Die H. wurden allmählich ſo verſchlechtert, daß ſie aufhörten, Silbermünze zu ſein; man unterſchied damals rothe und ſchwarze H., von denen wol die wenigſten mehr in Hall geprägt wurden. Auf den Reichsthaler rechnete man 576 H. Der H. hat in der neueſten Zeit ſowol als Münze wie als Geldrechnungsſtufe zu beſtehen aufgehört.

Heller (Joſ.), verdienter Kunſthiſtoriker und Kunſtſammler, geb. 22. Sept. 1798 zu Bamberg, genoß den Unterricht im dortigen Gymnaſium und widmete ſich dem Studium der Kunſtgeſchichte und andern hiſtor. Unterſuchungen, beſonders in Beziehung auf Franken. Er unternahm verſchiedene wiſſenſchaftliche Reiſen und lebte unabhängig als Privatgelehrter zu Bamberg, wo er auch 4. Juni 1849 ſtarb. H. war im Beſitze einer bedeutenden Kupferſtichſammlung, und ſeine Bibliothek war reich an artiſtiſchen Schriften und im Fache zur fränk. Geſchichte; auch beſaß er eine ſchöne Sammlung alterthümlicher Gegenſtände. Von ſeinen kunſtgeſchichtlichen Schriften ſind zu nennen: «L. Cranach's Leben und Wirken» (Bamb. 1821), «Geſchichte der Holzſchneidekunſt» (Bamb. 1822), «Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's» (Bd. 2, in 3 Abth., Lpz. 1827—31), «Monogrammenlexikon» (Bamb. 1831), «Handbuch für Kupferſtichſammler» (3 Bde., Bamb. 1823—36; 2. Aufl., Lpz. 1847—49), «Leben Georg Erlinger's» (Bamb. 1837), «Die gräfl. Schönborn'ſche Gemäldeſammlung» (Bamb. 1845) u. ſ. w. Mehrere Monographien betreffen die Geſchichte Bambergs, wie z. B. «Reformationsgeſchichte des Bisthums Bamberg» (Bamb. 1825), «Beſchreibungen der biſchöfl. Grabdenkmäler in der Domkirche» (Nürnb. 1827), «Geſchichte der Biſchöfe zu Bamberg» (Bamb. 1837).

Heller (Rob.), belletriſtiſcher und publiciſtiſcher Schriftſteller, geb. 24. Nov. 1812 zu Großdrebnitz bei Stolpen im Königreich Sachſen, erhielt ſeine Vorbildung auf der Kreuzſchule in Dresden und dem Gymnaſium in Bautzen, ſtudirte ſeit 1832 in Leipzig die Rechte und wurde 1836 Acceſſiſt beim daſigen Criminalamt. Dieſe Laufbahn vertauſchte er mit der literariſchen, als ſeine erſten belletriſtiſchen Arbeiten eine günſtige Aufnahme fanden. Er gründete 1838 die Zeitſchrift «Roſen», 1842 das Taſchenbuch «Perlen», die er beide bis 1848 herausgab. Außerdem betheiligte ſich H. mit mancherlei Beiträgen an Zeitſchriften, veröffentlichte auch zahlreiche ſelbſtſtändige Novellenſammlungen und Romane. Die werthvollſten darunter behandeln geſchichtliche Stoffe, z. B. «Der Prinz von Oranien» (3 Bde., Lpz. 1843), «Florian Geyer» (3 Bde., Lpz. 1848). Die Frucht einer Reiſe nach Italien war «Eine Sommerreiſe» (Lpz. 1840). Als die Bewegung von 1848 der vormärzlichen Belletriſtik ein Ende machte, ging H. nach Frankfurt a. M., wo er als Publiciſt auftrat. Seine anonym erſchienenen «Bruſtbilder aus der Paulskirche» (Lpz. 1849) fanden vielen Beifall. Seit Ende Sept. 1849 führte H. die Redaction der «Deutſchen Zeitung» bis zu ihrem Eingehen im Sommer 1850. Hierauf wandte er ſich nach Berlin, von da nach Hamburg, wo er ſeit 1851 das Feuilleton der «Hamburger Nachrichten» redigirte. Später veröffentlichte er die Novellen «Der Reichspoſtreiter in Ludwigsburg» (Frankf. 1857), «Das Geheimniß der Mutter» (Frankf. 1859), «Hohe Freunde» (Lpz.

Digitized by Google

1861), eine Erzählung aus der classischen Zeit Weimar's, «Posenschraper's Thilde» (Lpz. 1863), ein hamburger Roman aus den bürgerlichen Wirren des 17. Jahrh. und «Primadonna. Roman aus der kursächs. Vergangenheit» (2 Bde., Berl. 1871). H. starb zu Hamburg 7. Mai 1871. Nach seinem Tode gab Laube H.'s «Nachgelassene Erzählungen» (5 Bde., Brem. 1874) heraus.

Heller (Stephen), ausgezeichneter Klavierspieler und Componist für sein Instrument, geb. 15. Mai 1814 zu Pest, erhielt den ersten Klavierunterricht von Bräuer und war im Alter von neun Jahren schon so weit, daß er mit seinem Lehrer ein Doppelconcert von Dussek öffentlich vortragen konnte. Der Erfolg dieser Leistung bestimmte seinen Vater, ihn nach Wien zu senden, wo er zuerst bei Czerny und dann bei Anton Halm höhere Pianistenausbildung fand. Nachdem er 1827 und 1828 in Wien und Pest Proben seiner Fertigkeit abgelegt, machte er mit seinem Vater eine Kunstreise durch Ungarn, Polen und einen Theil von Deutschland. Auf der Rückkehr 1830 blieb er in Augsburg, wo er nun seine theoretischen Studien vollendete und sich unter der Leitung von Chelard der Composition widmete. Gegen 1835 gab er seine ersten Sachen heraus, die in günstiger Weise auf sein Talent aufmerksam machten. Im J. 1838 wandte er sich sodann nach Paris, wo er, einige Ausflüge abgerechnet, seinen dauernden Aufenthalt nahm. H. hat nur Compositionen für das Klavier veröffentlicht, und die Zahl derselben beträgt über hundert (Sonaten, Phantasie- und Charakterstücke, einiges Instructive u. s. w.). Es bekundet sich darin ein feines, liebenswürdiges und von poetischem Duft angehauchtes Wesen, das zwar in der von Schumann und Chopin eingeschlagenen Richtung der Romantik sich bewegt, dabei aber seine Selbstständigkeit nicht aufgibt.

Hellespont, d. i. Meer der Helle, die jetzige Straße der Dardanellen (s. d.), hieß bei den Alten die Meerenge zwischen Mysien und dem Thrazischen Chersones, welche das Aegäische Meer mit der Propontis vereinigte und Asien von Europa trennt. Die Ufer von beiden Seiten waren mit herrlichen Anlagen, Flecken und Städten besetzt, unter denen Lampsakos mit seinen Weinpflanzungen hervorragte. Die schmalste, nur sieben Stadien breite Stelle zwischen den beiden einander gegenüberliegenden Städten Sestos und Abydos ist im Alterthum durch die aufopfernde Liebe des Leander zur Hero (s. d.) und durch den mittels einer doppelten Brücke von Xerxes hier bewerkstelligten Uebergang aus Asien nach Griechenland berühmt geworden. Am 3. Juli 1810 wurde der H. in 1 Stunde 10 Minuten von Lord Byron durchschwommen.

Hellevoetsluis oder Helvoet, wohlgebaute, starkbefestigte Stadt von 4161 E. in der niederländ. Provinz Südholland, 11 Kilom. im Süden von Briel, an der Südseite der von der Maas bei ihrer Ausmündung gebildeten Insel Voorne, und zwar an dem breiten Haringvliet und dem Voorneschen Kanale gelegen, hat einen schönen und wichtigen Hafen mit zwei großen Docks, eine sichere Rhede, eine fast 16 Mt. breite Schleuse, welche die höchste Springflut aushält, eine eiserne Drehbrücke und bedeutende Reichs-Seemagazine und Schiffswerfte. Auch besteht hier ein großes Artilleriemagazin, eine Kaserne, ein Krankenhaus für die Marine auf einem Wachtschiffe und eine Unterrichtsanstalt für Maschinisten. H. ist der Hafen für die durch den Voorneschen Kanal nach Rotterdam gehenden Ostindienfahrer und war früher der Ueberfahrtsort nach Harwich in England. Von H. segelte Wilhelm von Oranien im Nov. 1688 mit 50 Schiffen und 14,000 Mann zur Eroberung Englands ab. Von den Franzosen wurde die Stadt 22. Jan. 1795 eingenommen und von den Engländern im Dec. 1813 besetzt.

Hellsehen, s. Somnambulismus.

Hellvig (Amalie von), geborene Freiin von Imhoff, eine talentvolle Schriftstellerin, geb. 16. Aug. 1776 zu Weimar, genoß auf dem väterlichen Gute Mörlach bei Nürnberg eine sorgfältige häusliche Erziehung und entwickelte sich sehr frühzeitig, wozu die Reisen mit ihren Aeltern durch Frankreich, England und Holland beitrugen. Später verkaufte ihr Vater Mörlach, um sich seiner Kinder wegen nach Weimar überzusiedeln. In Erlangen, wohin Amalie in Pension kam, machte sie schon dichterische Versuche. Nachdem sie ihren Vater verloren, kehrte sie im 15. Jahre nach Weimar zurück, lernte hier sogar Griechisch und übte sich viel im Zeichnen. Ein kleines Gedicht von ihr gab Veranlassung, daß Schiller sie nach Jena einlud. Mehrere ihrer Dichtungen wurden von Schiller in den «Musenalmanach» und das größere Gedicht «Abdallah und Balsora» in die «Horen» aufgenommen. Von Goethe und durch Voß' «Luise» über das Wesen des Hexameters unterrichtet, schrieb sie das epische Gedicht «Die Schwestern von Lesbos» (Heidelb. 1801). Kurz nach dem Erscheinen desselben wurde sie zur Hofdame in Weimar ernannt und lernte hier 1802 ihren nachherigen Gemahl, Karl Gottfried von H., kennen. Erst nach dem Tode ihrer Mutter und eines Bruders folgte sie ihm mit ihren Schwestern nach Schweden. Ihr Gemahl war in schwed. Diensten 1807 zum Generalfeldzeug-

Digitized by Google

meister aufgestiegen; als Pommern 1810 von Schweden an Preußen abgetreten wurde, trat er als Generalmajor in preuß. Dienste. Nach ihrer Rückkehr ins Vaterland lebte sie in Heidelberg, dann in Dresden, zuletzt in Berlin, wo sie 17. Dec. 1831 starb. Unter ihren literarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen: das Gedicht «Die Schwestern von Korcyra» (Amsterd. u. Lpz. 1822), das mit Fouqué herausgegebene «Taschenbuch der Sagen und Legenden» (Berl. 1812—13), «Die Sagen am Wolfsbrunnen» (Heidelb. 1821), «Helene von Tournon» (Berl. 1824) und die Uebersetzung von Tegnér's «Fridthiofssaga» (Stuttg. 1826; neue Aufl. 1832).

Hellwag (Wilh. Konrad), namhafter Eisenbahn-Ingenieur, geb. 18. Sept. 1827 zu Eutin, wo sein Vater großherzogl. oldenb. Oberregierungsrath war, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann zu Kiel Mathematik und Naturwissenschaften und nahm an dem schlesw.-holstein. Kriege von 1848—51 theil, nach dessen Beendigung er an der Universität und am Polytechnikum zu München seine Studien fortsetzte. In den J. 1855—57 unter Etzel an dem Bau der Schweizerischen Centralbahn thätig, wurde er mit demselben zum Bau der Kaiser-Franz-Joseph-Orientbahn nach Ungarn berufen, nach deren Vollendung 1860 er in die Verwaltung der Oesterreichischen Südbahn übertrat, um später als stellvertretender Ingenieur an der Brennerbahn zu fungiren. Nachdem die letztere 1867 fertig gestellt war, wurde H. als Baudirector der zu erbauenden Oesterreichischen Nordwestbahn nach Wien berufen, deren gesammtes Bahnnetz (940 Kilom.) er 1868—74 vollendete. Die hierbei ausgeführten hervorragenden Bauwerke sind: die Donaubrücke bei Wien, der Thaja-Viaduct bei Znaim, die Elbbrücken bei Pardubitz, Kollin, Brandeis, Aussig und Tetschen. Ferner hat er große Bahnhöfe zu Wien, Prag und Tetschen erbaut. H. wurde zum Mitglied der Verwaltung des Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenvereins und zum Regierungscommissar der Rigorosenprüfungen am wiener Polytechnikum ernannt. Im Frühjahr 1875 wurde H. als Oberingenieur zur Leitung der Gotthardbahn in die Schweiz berufen. Er veröffentlichte «Die Bahnachse und das Längenprofil der Gotthardbahn» (Zür. 1876).

Helm ist eine Kopfbedeckung für Krieger, aus Metall oder Leder. Derselbe kommt schon in den ältesten Zeiten vor und soll nach Herodot eine Erfindung der Karier sein, ist aber als Schutzwaffe auch bei andern Völkern selbstständig aufgekommen und bald mit mancherlei Verzierungen versehen worden. Gewöhnlich hatte er einen Kamm oder eine kegelförmige Schale, in welcher Roßhaarbüsche oder Federn, besonders bei den H. der Anführer, befestigt waren. Unter den antiken H. waren besonders die griechischen kunstreich gearbeitet. Die Römer trugen anfangs H. von Erz, dann von Stahl. Im 3. Jahrh. n. Chr. legten sie aus Verweichlichung den H. ab. Dafür nahmen ihn die german. Stämme allmählich an. Im Mittelalter bildete er das vornehmste Stück der Rüstung in den verschiedensten Formen, als Eisenhut, Sturmhaube, (offener) Turnierhelm, (geschlossener) Stechhelm u. s. w. Ein Helmkragen deckte den Hals (Halsberge), ein Visir (Helmsturz) das Gesicht, entweder als Gitter oder ganz geschlossen, nur mit Augenlöchern. Zur Verzierung und als Sinnbilder zu Erkennungszeichen dienten bei den Ritterhelmen die Helmkleinodien (Kronen, Adlerflügel, Drachen und andere Gebilde), außerdem Federn oder Roßschweife. Fürsten und Herren trugen ihre H. nach Reichthum oder Geschmack mehr oder minder kostbar mit Gold und Silber in getriebener Arbeit geschmückt; Helmdecken von farbigem Stoffe hingen seitwärts auf die Schultern herab. Als die Wappen aufkamen, wurde der H. mit seinen Kleinodien auf den Schild, welcher die Sinnbilder trug, gesetzt und die Helmdecken um denselben als Verzierung angebracht. Die H. der gemeinen Kriegsleute waren ganz einfache Eisenhüte oder Stahlhauben, und lange nach Einführung der Feuerwaffen, als die übrige Rüstung schon meist verschwunden, erhielt sich noch der H. in den Heeren. Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde er allmählich abgeschafft. Bei der schweren Cavalerie ist er jedoch wieder aufgekommen und wird, z. B. in der bair. Armee, auch von andern Waffengattungen getragen.

Helmersen (Gregor von), russ. Reisender und Naturforscher, geb. 29. Sept. 1803 auf dem väterlichen Gute Duckershof bei Dorpat, erhielt seine erste Bildung seit 1811 zu Petersburg und seit 1818 auf dem Gymnasium zu Dorpat, um sich auf der dortigen Universität der Jurisprudenz zu widmen. Doch entsagte er diesem Studium, indem er seiner Neigung für Naturwissenschaften, namentlich Oryktognosie und Geognosie folgte. Er begleitete 1826 seinen Lehrer in diesen Fächern, Moritz von Engelhardt, auf einer wissenschaftlichen Reise nach der untern Wolga, wurde 1828 in den Staatsdienst aufgenommen, dem Bergwesen aggregirt, und mit Ernst Hofmann mit der Erforschung des südl. Ural beauftragt, deren Resultate sie in der Schrift «Geognost. Untersuchung des Süduralgebirgs» (Berl. 1831) niederlegten. Von

Digitized by Google

1830—32 studirte H. mit Hofmann in Berlin, Heidelberg und Bonn, bereiste einen großen Theil Deutschlands, Oesterreichs und des nördl. Italien und verweilte eine Zeit lang zu Freiberg. Nach der Rückkehr nach Rußland ward H. im Frühjahr 1833 beauftragt, den Ural von Jekaterinenburg an bis zum 61. Breitengrade zu untersuchen, und, nachdem er in Orenburg überwintert, nach dem Altai gesendet. Eine bergmännische Durchforschung der Kirgisensteppe führte er im Frühjahr und Sommer 1835 aus. Die Ergebnisse dieser Expeditionen machte H. theils in den von ihm mit Baer herausgegebenen «Beiträgen zur Kenntniß des Russischen Reichs» (Bd. 3, 6 u. 14), theils in der Schrift «Der Telezkische See und die Teleuten im östl. Altai» (Petersb. 1838) bekannt. Seit 1837 in Petersburg als Professor der Geognosie an dem Berginstitute angestellt, wurde H. 1843 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Bereits 1835 war er mit dem Range eines Majors in das Corps der Bergingenieure eingetreten, in welchem er allmählich bis zum Generallieutenant aufstieg. Inzwischen unternahm er fast jährlich bergmännische Reisen nach den verschiedenen Gegenden Rußlands, nach Moskau, Tula, Kaluga, Woronesh, in die westl. und 1852 in die südl. Provinzen des Reichs. In den J. 1856—59 untersuchte er den geolog. Bau des Olonezer Bergreviers, bereiste 1861—62 die Gegenden des Peipussees, untersuchte 1863 die Bildung der Sandbänke im Meere von Asow, 1864 die Schlammvulkane von Taman, 1865 die Steinkohlenformation des Urals, 1869 die Braunkohlenlager der Gouvernements Kiew und Cherson u. s. w. Die auf allen diesen Reisen gesammelten Beobachtungen sind in den Memoiren der Akademie und dem russ. Bergjournale veröffentlicht. Seine Bemerkungen über die Steinkohlenlager Rußlands legte er in der Schrift «O mjestoroshdeniach kamennawo ugla w' Rossii» (Petersb. 1864) nieder. Im Oct. 1865 ward H. zum Director des Berginstituts in Petersburg ernannt mit dem Auftrage, dieses militärisch eingerichtete Institut zu einer freien akademischen Lehranstalt zu reorganisiren. Nach Lösung dieser Aufgabe legte er 1872 das Directorat nieder.

Helmholtz (Herm. Ludw. Ferd.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Physiologen, geb. 31. Aug. 1821 zu Potsdam, wo sein Vater Gymnasiallehrer war, studirte seit Herbst 1838 als Eleve des militärärztlichen Friedrich-Wilhelms-Instituts zu Berlin Medicin. Nach seiner Promotion wurde er im Herbst 1842 Assistenzarzt an der Charité daselbst, ein Jahr später Militärarzt zu Potsdam. Im Herbst 1848 kehrte er als Lehrer der Anatomie an der Kunstakademie nach Berlin zurück, wurde aber bereits im Juli 1849 als Professor der Physiologie an die Universität Königsberg berufen. Im Herbst 1855 erhielt er die Professur der Anatomie und Physiologie zu Bonn, welche er jedoch 1858 mit der der Physiologie zu Heidelberg vertauschte; Ostern 1871 übernahm er die Professur der Physik an der Universität Berlin. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete H. mit der Schrift «Ueber die Erhaltung der Kraft» (Berl. 1847), der später (1854) in leicht faßlicher Darstellung «Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte» folgte. Den von ihm erfundenen Augenspiegel zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge beschrieb er in einer besondern Schrift (Berl. 1851). H.' bedeutendste Werke sind jedoch das «Handbuch der physiol. Optik» (Lpz. 1856—66) und «Die Lehre von den Tonempfindungen» (Braunschw. 1862; 3. Ausg. 1872), zwei Arbeiten, welche auf ihren Gebieten bahnbrechend gewirkt haben, sowol dadurch, daß H. alle wichtigen Fragen jener Wissenschaften fundamental untersucht und eine Fülle von neuen Forschungen bringt (z. B. Klangfarbe), sowie auch dadurch, daß er alle Seiten der modernen Naturforschung, planmäßiges, sinnreiches Experimentiren in Verbindung mit mathem. Untersuchungen und philos. Gedankentiefe bei Aufsuchung der letzten Gründe, als großer Meister handhabt; überdies zeichnen sich diese Werke noch durch eine Gerechtigkeit anstrebende histor. Nachforschung bezüglich der Priorität der Erfindung oder Entdeckung der dort behandelten Gegenstände sowie durch einen reichen Literaturnachweis aus. Messungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in den Nerven sowie Untersuchungen über Gegenstände der Optik, Akustik und Elektricitätslehre hat er vielfach in Zeitschriften, wie besonders in J. Müller's «Archiv für Anatomie», in Poggendorff's «Annalen» und Crelle's «Journal für Mathematik», mitgetheilt; einzelne Theile seiner Untersuchungen hat er auch in seinen «Populären wissenschaftlichen Vorträgen» (3 Hefte, Braunschw. 1865—76) in mustergültiger Weise dargestellt. Tyndall's Werk über die Wärme hat H. mit Wiedemann deutsch bearbeitet als «Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung» (3. Aufl., Braunschw. 1875).

Helminthen, s. Eingeweidewürmer. — **Helminthiasis**, s. Wurmkrankheit.

Helmold, einer der geschätztesten Geschichtschreiber des 12. Jahrh., wurde zu Göttingen geboren und war Landpfarrer zu Bosau am Plöner See. Von seinem Lehrer Gerold, dem ersten Bischof von Lübeck, mit dem er eine Missionsreise zu den heidnischen Slawen an der

Digitized by Google

Ostsee machte, wurde er aufgemuntert, die Bekehrung derselben zum Christenthum historisch darzustellen. Er that dies in dem «Chronicon Slavorum», in welchem er von den Thaten Heinrich's des Löwen, der Colonisation der eroberten Wendenländer und der Begründung der neuen Bisthümer die schätzbarsten Nachrichten gibt, wenngleich oft ungenau und ohne hinreichende Prüfung der ihm mündlich zugehenden Erzählungen. Sein Werk schließt 1170 und ist bis 1209 fortgesetzt von Arnold, dem ersten Abt der Benedictiner im lübecker Johanniskloster. Auch hierin sind namentlich über den Sturz Heinrich's des Löwen und die Erhebung Lübecks zur Reichsstadt werthvolle Nachrichten enthalten. Die Chronik ist 1868 neu herausgegeben von Lappenberg im 21. Band der «Monumenta Germaniae» und in Separatabdruck, übersetzt von Laurent (Berl. 1852). Vgl. Völkel, «Die Slawenchronik H.'s» (Danz. 1874).

Helmont (Joh. Bapt. van), Arzt und mystischer Theosoph, geb. zu Brüssel 1577, studirte zu Löwen mit solchem Erfolge Medicin und Chirurgie, daß er daselbst bereits in seinem 17. Jahre als öffentlicher Lehrer auftreten konnte. Doch gab er bald die Medicin auf, verließ sein Vaterland und irrte 10 Jahre in der Welt umher, bis er durch Bekanntschaft mit einem praktischen Chemiker Geschmack an der Chemie fand. Gleich Paracelsus hoffte er auf chem. Wege ein Universalmittel zu finden. Seine Liebe zur Medicin wurde wieder wach, die er sich nun neu schuf. Er selbst nannte sich Medicus per ignem, auf die Quelle anspielend, woraus er sein Heilmittel nahm. Durch die Bekämpfung des Aristoteles und Galenus machte er sich viele Feinde. Nachdem er sich mit einem reichen Fräulein verheirathet, nahm er in Vilvorden bei Brüssel seinen Aufenthalt. Hier beschäftigte er sich bis zu seinem Tode mit chem. Arbeiten und mit dem Studium kabbalistischer und anderer mystischer Schriften. Dies führte ihn dahin, eine mystische, aus naturphilos. und medic. Elementen gemischte Theorie aufzustellen. Ungeachtet die Chemie noch wenig ausgebildet war, machte er doch viele Entdeckungen; namentlich entdeckte er das Laudanum des Paracelsus, den Hirschhorngeist und das flüchtige Oelsalz. Schließlich wollte er die ganze schulwissenschaftliche Medicin umstoßen; aber was er an deren Stelle setzte, war noch unsicherer als alles Bisherige. Er nahm Geister bei seinen Erklärungen zu Hülfe, ließ alles durch chem. Processe entstehen und berücksichtigte in seiner Krankheitslehre vorzugsweise den Magen und Unterleib. Nach ihm wird das Leben von einer Grundkraft, die er Archeus nennt, und von andern untergeordneten Kräften regiert. Sein System ist dem Paracelsischen ähnlich, nur klarer und wissenschaftlicher. Er starb 30. Dec. 1644. Seine Werke erschienen zu Amsterdam (1648) und zu Frankfurt (3 Bde., 1659). Vgl. Spieß, «H.'s System der Medicin» (Frankf. 1840). — Sein jüngster Sohn, Franciscus Mercurius van H., geb. 1618, gest. zu Berlin 1699, suchte ebenfalls den Stein der Weisen und hinterließ mehrere theosophische Schriften.

Helmstedt, Kreisstadt im Herzogthum Braunschweig, 37 Kilom. östlich von der Stadt Braunschweig, an den Linien Jerxheim-H. und Braunschweig-H. der Braunschweigischen und der Linie Eisleben-H. der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn, ist Sitz einer Kreisdirection, eines Kreis- und Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, eine landwirthschaftliche Schule, zwei Bürgerschulen und eine höhere Töchterschule und zählt (1875) 7783 E., welche Thonwaaren, Seifen, Taback, Pfeifen, Erdfarben verfertigen und eine Wollgarnspinnerei, Zuckerraffinerie und Vitriolhütte unterhalten. Die von Herzog Julius gestiftete, 15. Oct. 1576 eingeweihte Universität stand besonders im 17. Jahrh. in hoher Blüte, wurde aber 10. Dec. 1809 aufgehoben. In dem im edelsten Renaissancestil aufgeführten Universitätsgebäude (Juleum) befindet sich jetzt die alte Bibliothek der Hochschule (40,000 Bände). Sonst sind von Gebäuden ausgezeichnet die goth. Stephanikirche mit den Epitaphien berühmter Professoren und die Kirche des luth. Jungfrauenstifts, ehemaligen Klosters Marienberg, deren prachtvolles Hauptportal für ein Meisterwerk des roman. Baustils gilt. In der Umgegend wird an vielen Stellen Braunkohle gewonnen. Unfern liegt das Bad H. mit eisenhaltiger Quelle, besonders von Gichtleidenden besucht, mit einem Denkmal der 1870 und 1871 gefallenen Braunschweiger. H. ist historisch bekannt seit 789, als Ludgerus, der erste Bischof von Münster, hier taufte und das Ludgerikloster gründete (jetzt Domäne). Unter den Aebten von Werder an der Ruhr wuchs der Ort heran, erhielt 1099 Stadtrechte, trat 1457 dem Hansabund bei und kam 1490 an Braunschweig. — Der Kreis H. zählt auf 788 QKilom. (1875) 54,457 E. Vgl. Kunhard, «Beiträge zur Geschichte der Universität H.» (Helmst. 1797); Ludewig, «Geschichte und Beschreibung der Stadt H.» (Helmst. 1821); «Geschichte der ehemaligen Hochschule Julia Carolina zu H.» (Helmst. 1876).

Heloise, s. Abälard.

Heloten hießen ursprünglich die Bewohner der Stadt Helos in Sparta, die nach hartnäckiger Gegenwehr unterjocht und zu Leibeigenen gemacht wurden; später war es der Name

Digitized by Google

nicht nur für deren Nachkommen, sondern für alle, die in dasselbe Verhältniß der Leibeigenschaft versetzt wurden. Doch unterschieden sich die H. von andern Sklaven dadurch, daß sie nicht Eigenthum Eines Herrn waren, sondern dem ganzen Staate angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu entscheiden hatte. Namentlich besorgten sie, da Lykurg's Gesetze den freien Spartanern jedes erwerbende Geschäft untersagten, den Ackerbau gegen einen bestimmten und unveränderlichen Naturalpacht, trieben Künste und Handwerke und dienten im Kriege theils als Schildträger und Knechte, theils als Leichtbewaffnete. Da sie infolge ihrer gedrückten Lage und oft grausamen Behandlung sich mehreremal zu Empörungen verleiten ließen, wobei man ihre Rache fürchtete, so wurden zuweilen, um einen zu großen Anwachs zu verhindern, viele in Freiheit gesetzt oder auch im stillen aus dem Wege geschafft, ja spätere Schriftsteller berichten sogar von förmlichen Helotenjagden, welche Krypteiä genannt wurden.

Helsingborg, alte und wohlgebaute Stapelstadt mit einem guten, bedeutend erweiterten, durch gemauerte Molen hergestellten Hafen in der schwed. Provinz Schonen im Malmö-Län, an der engsten Stelle des Sund, Helsingör gegenüber, am Fuße eines Bergrückens, auf welchem sie einst lag, und wo noch die Reste ihres festen Schlosses sich befinden, zählt (1875) 9471 E., welche von Handel, Schifffahrt, Fischerei, Ackerbau und Industrie leben. Durch die Zweigbahnen nach Heßleholm und Eslöf ist H. mit dem Netze der schwed. Staatseisenbahnen in Verbindung gesetzt. Mit Dänemark wird ein reger Dampfschiffverkehr unterhalten. Zum Hafen gehören (1874) 78 Segel- und 8 Dampfschiffe. Bedeutend ist besonders die Getreideausfuhr. Die Stadt ist denkwürdig durch mehrere Reichstage, Synoden, Friedensverträge und Belagerungen im 14. Jahrh., durch die Niederlage der Hanseaten 1362 und der Lübecker 1535, durch wiederholte Belagerungen im 17. Jahrh., besonders aber durch die Schlacht 11. März 1710, in welcher die Dänen unter Ranzau von einem schwed. Bauernheere unter Magnus Stenbock mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. In neuerer Zeit sind die Seebäder von H. von Bedeutung geworden. Nur 2 Kilom. südöstlich von H. liegt der Sauerbrunnen und Curort Ramlösa, der selbst aus Deutschland Besucher findet. Auch befinden sich in der Nähe die Steinkohlengruben von Höganäs, die wichtigsten in Skandinavien, und das westlichste Vorgebirge von Schonen, der 188 Mt. hohe Kullen mit einem Leuchtthurme.

Helsingfors, Hauptstadt des Großfürstenthums Finland und zugleich des Län Nyland, schön auf einer in den Finnischen Meerbusen vorspringenden Landspitze gelegen, auf beiden Seiten von Inseln und Scheeren umgeben, an den Bahnen nach Petersburg und Sörnäs, ist die größte und schönste Stadt Finlands und besitzt in ihrem von allen Seiten eingeschlossenen, gegen das Meer durch die Felsen, auf denen die Festung Sweaborg liegt, beschützten Hafen einen sehr geräumigen und vorzüglichen Ankerplatz. Die Stadt hat seit einigen Jahrzehnten an ansehnlichem, schönem Aeußern wie an Bedeutung als Handelsstadt außerordentlich gewonnen und zählt (1870) 32,113 E. Es befindet sich daselbst der Sitz des finn. Senats und der finn. Universität. Letztere, 1828 von Åbo hierher verlegt, zählt 60 Lehrer und etwa 700 Studirende und besitzt an der seit 1827 neubegründeten Bibliothek von 120,000 Bänden, einem Klinikum, einem botan. Garten und der unter Argelander's Leitung errichteten Sternwarte gute Hülfsmittel. Unter den sehenswerthen Gebäuden sind besonders zu erwähnen: das Bibliotheksgebäude, das Universitäts- und das Senatshaus, das Ritterhaus, das nach dem Muster des dresdener neuerbaute Theater, die Stationsgebäude der H.-Tavastehus-Eisenbahn, einige Kasernen, die 1830—52 erbaute Nikolaikirche, auf einem Felsen mitten in der Stadt und weithin sichtbar, die griech. Kirche und das Societätshaus. H. ist auch ein beliebter Badeort und hat Seebäder, mehrere Kaltwasserheilanstalten und eine Mineralwassereinrichtung.

Helsingland, Provinz im nördl. Schweden, der nördlichste Theil des Gefleborgs-Län, mit 14,816 QKilom. und (1875) 101,456 E. Der Hauptfluß ist der aus Herjeädalen kommende Ljusnan. Der Boden ist mager und gebirgig, der Reichthum aber an Erz und Wald wird fleißig ausgebeutet; Leincultur, Leinwandfabrikation, Sennerwirthschaft und Pferdezucht sind die Hauptbeschäftigungen der wohlhabenden und gastfreundlichen Bewohner. In H. liegen die Städte Söderhamn (6476 E.) und Hudiksvall (3924 E.).

Helsingör (franz. Elseneur, engl. Elsinore), ansehnliche See- und Handelsstadt im Amte Frederiksborg auf der dän. Insel Seeland, an der Eisenbahn nach Kopenhagen und an der schmalsten Stelle des hier nur 4 Kilom. breiten Sund, Helsingborg gegenüber, wohin von hier die Ueberfahrt stattfindet, zählt (1870) 8750 E., welche hauptsächlich vom Transithandel und dem Verkehr mit den vielen hier anlegenden Schiffen leben. Der Ort besitzt mehrere Fabriken, eine Realschule, ein Seebad und seit 1863 einen geräumigen und sichern Hafen für Schiffe, die

Digitized by Google

nicht über 6 Mt. Wasserzug haben. Zu demselben gehörten Ende 1874 116 Schiffe von 10,062 Register-Tons. Wichtig war früher H., weil hier bis 1857 der Sundzoll (s. Sund) erhoben wurde. Zur Deckung wurde ganz in der Nähe auf der Spitze einer Landzunge die Festung **Kronborg** oder **Kronenburg** 1577—85 angelegt und 1688—91 erweitert, welche mit Wällen und breiten Gräben umgeben ist, ein Zeughaus, Kasematten und ein Schloß mit einer Bildergalerie und einer Kapelle umschließt. In der Nähe liegt auch das ehemalige königl. Lustschloß **Marienlyst**, dessen Räumlichkeiten für das dortige Seebad verwendet werden, und das schöne **Hellebäk**, bis 1870 als Gewehrfabrik berühmt. H. wird schon 1389 als Stadt genannt, 1522 von den Lübeckern eingenommen und verbrannt, 1535 für Christian II. erobert und 1576 durch holländ. Colonisten erweitert. Die Kronenburg wurde 6. Sept. 1658 von den Schweden unter Wrangel erobert, aber 1660 wieder herausgegeben.

Helst (Bartholomäus van der), nächst Franz Hals (s. d.) der größte Porträtmaler der Holländischen Schule, in Composition histor. Porträts diesem aber bei weitem überlegen, wurde zu Harlem 1613 geboren und lebte zu Amsterdam, wo er 1670 auch starb. Eins seiner ausgezeichnetsten Werke ist die Darstellung des Festmahls, welches die amsterdamer Bürgergarde ihrem Commandanten Wits zur Feier des Westfälischen Friedens gab, ein wahres Wunder von kecker, schöner und naturtreuer Darstellung, lebhaft an van Dyck erinnernd. Ueberhaupt herrscht in allen seinen Werken eine großartige Auffassung und Ausführung; nichts Frostiges, nichts Gelecktes. Seine Gewänder sind voll und seine Figuren schön gezeichnet; auch in dem Nebenwerk ahmt er die Natur bewundernswürdig nach.

Helnan, Bad in der Nähe von Kairo, in der sog. östlichen oder arabischen Wüste Aegyptens, hat eine Schwefelquelle, ist aber hauptsächlich dadurch wichtig, daß es wegen seiner reinen Wüstenluft seit 1874 zu einem Luftcurort eingerichtet wurde. Eine Wasserleitung versorgt den Ort mit Nilwasser und eine Omnibuslinie verbindet ihn mit Kairo.

Helvetier (Helvetii), ein celt. Volk, erscheint in der Geschichte zuerst bei dem Zuge der Cimbern und Teutonen, denen sich die Tiguriner, einer ihrer vier Stämme (pagi), anschlossen. Diese brachten dem Heere des röm. Consuls Lucius Cassius 107 am Genfersee eine schwere Niederlage bei. Nach dem Untergange der Cimbern und Teutonen kehrten die Tiguriner in ihre Heimat zurück. Das Land der H. (Ager Helvetiorum) erstreckte sich zu Cäsar's Zeiten vom Genfersee (Lacus Lemanus) bis zum Bodensee (Lacus Venetus oder Brigantinus), von welchem aus bis zum Gotthard (Adula mons) es gegen SO. an Rhätien grenzte. Gegen S. schieden es die Berner Alpen von den kleinen celt. Völkerschaften, die das Rhônethal (Wallis) bewohnten; gegen W. der Jura von den Sequanern. Gegen N. hatten die H. früher jenseit des Rhein auch das südwestl. Deutschland bis zum Main innegehabt, aus welchem sie durch german. Sueven verdrängt worden waren, das aber noch späterhin die «Wüste» der H. benannt ward. Die Absicht, ihr Land, das sie in 12 Städten und 400 Dörfern bewohnten, zu verlassen und sich in Gallien neue Sitze zu erobern, wurde in ihnen durch Orgetorix, einen ihrer Edeln, rege gemacht. Als derselbe über seinem Streben nach der Königsherrschaft den Tod gefunden hatte, wurden sie an der Ausführung ihres Plans durch Julius Cäsar's Sieg bei Bibracte (Autun in Burgund) 59 v. Chr. gehindert. Das Schlachtfeld ist wahrscheinlich auf der Ebene zwischen Ivry und Cussi-la-Colonne im Nordosten oder bei St.-Nicolas-sous-Charmoy im Süden von Autun zu suchen. Von 368,000 Menschen, darunter 92,000 streitbare Männer, die in Gallien einbrachen, gehörten 263,000 den H., die übrigen andern benachbarten Stämmen an; nur 110,000 kehrten in die Heimat zurück. Nach ihrer Bezwingung gehörten sie zu dem röm. Gallien, zunächst zu dem Celtica genannten Theile, seit Augustus zur Belgica, endlich zu der Provinz Maxima Sequanorum. Als sie 70 n. Chr. die Herrschaft des Vitellius nicht anerkennen wollten, wurden sie von dessen Unterfeldherrn Cäcina auf dem Bözberge (Mons Vocetius) bei dem heutigen Baden (im Aargau) in einer blutigen Schlacht überwunden und erhielten erst nach schwerer Heimsuchung die Verzeihung des Siegers. Röm. Wesen und Leben, von dem zahlreiche, allerorten aufgefundene Alterthümer zeugen, fanden bei den H. eine Stätte, namentlich seitdem 44 v. Chr. durch L. Munatius Plancus die militärisch wichtige Colonia Raurica, später Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), gegründet worden, an den Hauptorten Aventicum (Avenches-Wifflisburg), der Hauptstadt, Vindonissa (Windisch im Aargau), Julia equestris zu Noviodunum (Nyon am Genfersee), Viviscum (Vevay), Eburodunum (Yverdun), Salodurum (Solothurn). Mit dem Ende des 3. Jahrh. beginnen die Einfälle der Alemannen (s. d.) in diesen Theil des Römischen Reichs, die, wenn auch oft zurückgewiesen, doch immer wieder erneuert wurden und um 400 mit der Einnahme des größten Theils des Landes durch

Digitized by Google

die Alemannen endigten. Den südwestl. Theil am Jura trat 436 der röm. Feldherr Aëtius an die Burgunder ab, die sich später von da östlich bis zur Reuß ausdehnten. (S. Schweiz.)

Helvetische Confession, s. Reformirte Kirche.

Helvétius (Claude Adrien), berühmter franz. Philosoph, aus ursprünglich schweiz. Familie, der Sohn des Jean Claude Adrien H. (geb. 1662, gest. 1755) und der Enkel des Jean Adrien H. (gest. 20. Febr. 1727), die sich beide als Aerzte einen Namen erwarben, wurde im Jan. 1715 zu Paris geboren. Das Studium der Philosophie und der menschlichen Sitten und Charaktere zog ihn früh an und fesselte ihn fürs ganze Leben. Er war für das Finanzfach bestimmt und wurde nach beendigten Studien zu seinem Oheim geschickt, um sich praktisch in diesem Fache auszubilden. Schon im 23. Jahre erhielt er eine reiche Generalpächterstelle, die er jedoch wieder aufgab und gegen ein Hofamt bei der Königin vertauschte, vermochte aber auch in den Zerstreuungen des Hofs keine Befriedigung zu finden. Im J. 1751 heirathete er die schöne und geistvolle Tochter des Grafen Ligniville, eine Nichte der Frau von Graffigny, und von nun an lebte er den größten Theil des Jahres auf seinem Landgute Voré, wo er sich seiner Familie, Studien und schriftstellerischen Arbeiten widmete. Er hob auch den Ackerbau auf seinen Gütern, suchte Industrie in Gang zu bringen und übte eine ungemessene Wohlthätigkeit. Im J. 1758 gab er sein berühmtes Werk «De l'esprit» heraus, in welchem er alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes aus dem Gefühls- oder Auffassungsvermögen (sensibilité) ableitet und den Beweis zu führen sucht, daß der Hebel aller menschlichen Thätigkeit das Bedürfniß der Selbstbefriedigung (l'intérêt) sei, die Tugend aber nur darin bestehe, die eigene Befriedigung dem allgemeinen Wohlsein, zunächst des engern geselligen Kreises, weiter dann der Gemeinde, des Staats, endlich der Menschheit unterzuordnen. Seine Angriffe auf das Bestehende in Religion und Politik zogen ungeachtet der Verhüllung, in welcher er sie vortrug, dem Werke und seinem Verfasser Verfolgung zu. Das Buch wurde 1759 auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt und H. sah sich genöthigt, einen förmlichen Widerruf zu leisten. Erbittert hierüber, machte er 1764 eine Reise nach England und ging im Jahre darauf nach Deutschland. In Potsdam nahm ihn Friedrich II. mit Auszeichnung auf, obschon ihm seine wissenschaftlichen Ansichten nicht zusagten. Noch in der Fülle seiner Kraft starb H. 26. Dec. 1771. Nach seinem Tode gab der Fürst Galizin von ihm noch das Werk «De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation» (2 Bde., Lond. 1772; deutsch von Wichmann, Bresl. 1772) heraus, worin H. die Gedanken seines Buchs «De l'esprit» weiter ausgeführt hatte. Unter den Gesammtausgaben seiner Werke sind die beiden von 1795 in 5 und in 14 Bänden die besten.

Helvoetsluis, Stadt in den Niederlanden, s. Hellevoetsluis.

Hemans (Felicia Dorothea), eine der berühmtesten engl. Dichterinnen, wurde 25. Sept. 1793 zu Liverpool geboren, wo ihr Vater, ein Irländer, Namens Browne, Handelsgeschäfte trieb. Die romantische Umgebung von Gwrych in Nordwales, wo die Familie nach einer verunglückten Speculation in stiller Abgeschiedenheit lebte, erweckte die lebhafte Seele des jungen Mädchens zu poetischen Ergüssen, für welche die Erinnerung an vergangenes Familienglück hinreichenden Stoff gewährte. Die brit. Heldenthaten im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel gaben ihr eine noch entschiedenere Richtung zum Romantischen. Sie heirathete den Kapitän Hemans, von dem sie sich aber, nachdem sie Mutter von fünf Söhnen geworden, wieder trennte. Bereits 1812 gab sie in den «Domestic affections» eine Sammlung ihrer lyrischen Poesien heraus. Ihr größeres Gedicht «The restoration of the works of art in Italy» (1816) und ihr «Modern Greece» gewannen den Beifall Byron's. Ihre «Tales and historic scenes in verses» (1819) enthalten treffliche Balladen. In dem Wettgesange «Dartmoor» trug sie den von der Royal-Society of Literature 1821 ausgesetzten Kampfpreis davon. In ihrem «Forest sanctuary» (1825; deutsch von Freiligrath, Stuttg. 1871) verherrlicht sie das prot. Märtyrerthum. Zu dem Studium der span. Sprache und Literatur, von dem ihr «Siege of Valencia, the last Constantine, and other poems (1823) zeugt, gesellte sich noch eine besondere Vorliebe für die deutsche Literatur, der man, vorzugsweise von Herder angeregt, die herrlichen «Songs of Cid» und «The lays of many lands» verdankt, welche zuerst einzeln in dem damals von Campbell redigirten «New Monthly Magazine», nachher gesammelt erschienen. Körner's Dichterleben und Heldentod feierte sie in ihrem Gedichte «Koerner and his sister». Seitdem sie 1829 Walter Scott und 1830 den Dichtergreis Wordsworth besucht hatte, erhielt ihre religiöse Poesie in den «Songs of the affections» (1830), «Scenes and hymns of life, and other religious poems» (1834), «Hymns on the works of nature» (1833) und «Hymns for childhood» (1834) eine höhere Weihe und reichte an die tiefe

Digitized by Google

poetische Reflexion Wordsworth's hinan. In den «Records of women» (1828) schilderte sie weibliche Charaktere vom Erhabenen bis zum Niedrigen und webte viele ihrer persönlichen Schicksale mit ein. Sie starb 16. Mai 1835 auf dem Landgute Redesdale bei Dublin. Ihre poetischen Werke wurden häufig, in Amerika wie in England, herausgegeben.

Hemeralopie (griech.), Nacht- oder Schneeblindheit, ist eine Anomalie der Sehfunctionen, infolge deren bei Dämmerungsbeleuchtung und zur Nacht noch viel unvollkommener als gewöhnlich oder auch gar nicht mehr gesehen werden kann, während das Sehvermögen bei Tagesbeleuchtung entweder ein vollkommenes oder doch ein disproportionirt gutes ist. Die Ursache liegt in einer herabgesetzten Erregbarkeit der Netzhaut gegen Licht (torpor retinae), und ist dieser Zustand in ebenso verschiedener Weise begründet, als er eine differente Bedeutung hat. Er kann in jedem Lebensjahre acut auftreten und ist dann fast ausnahmslos die Folge zu starker oder zu langer Einwirkung hellen Lichts, also einer Ueberblendung der Netzhaut. Sind etwa mehrere Menschen oder ganze Gesellschaften in gleichem Maße solchen Einflüssen ausgesetzt, z. B. Arbeiter den starken Lichtreflexen eines weißen Kalkbodens oder frisch gefallener, gar noch von der Sonne beschienener Schneemassen, oder etwa eine Schiffsbemannung den blendenden Reflexen der tropischen Gewässer u. s. w., so pflegt häufig eine größere Anzahl von ihnen hemeralopisch zu erkranken und man spricht dann wol auch von einem epidemischen Auftreten der H. Zu dieser Art der Nachtblindheit sind übrigens schlecht und mangelhaft genährte Individuen vorzugsweise disponirt. Eine ernstere Bedeutung hat sie nicht: sie führt nicht zu einem weitern Verfall des Sehens und wie sie durch Einwirkung zu hellen Lichts entsteht, so wird sie durch einen ein- bis mehrtägigen Aufenthalt in ganz dunkeln Räumen und weiter nach fortgesetztem Schutz gegen zu helles Licht durch dunkle Brillen unfehlbar geheilt. Ein gewisser Grad dieser Gattung der Nachtblindheit läßt sich auch unter normalen Verhältnissen nachweisen. Treten wir nämlich aus der Tageshelle in einen dunkeln Raum, so fühlen wir uns in demselben zunächst vollkommen blind und werden uns die in ihm befindlichen Gegenstände erst nach und nach deutlicher. Eine zweite Form der Nachtblindheit findet ihre Begründung in gewissen krankhaften anatom. Veränderungen des innern Auges, zu denen allermeist eine angeborene Prädisposition vorliegt und deren hauptsächlichste darin besteht, daß die Wandungen der Netzhautgefäße zu dick, die Lumina der letztern sehr eng sind und daß somit die zur Ernährung der dem Sehen direct dienenden Netzhaut bestimmte Blutmenge eine anomal geringe und unzureichende ist. Der Torpor der Netzhaut ist dann der directe Ausdruck einer mangelhaften Ernährung derselben, welche schließlich, meist unter gleichzeitig auftretender Bildung eines schwarzen Pigments in ihrem Gewebe, zu vollkommener, auch auf den Sehnerven selbst sich erstreckender Atrophie ausartet (getigerte Netzhaut, Pigmentamaurose). Diese Art der H. ist mithin als Prodromalphase einer zwar nur sehr langsam sich entwickelnden, doch aber schließlich unfehlbar eintretenden unheilbaren Erblindung von schwerster Bedeutung. Charakteristisch für diese Form ist in functioneller Beziehung die schon in den Anfangsstadien nachweisbare, immer mehr zunehmende Verengerung der Gesichtsfelder, welche die Orientirung der Kranken, auch während sie central noch gut sehen, sehr erschwert. Wie die angeborene Taubstummheit, so wird dieses Leiden, welches stets beide Augen befällt, ziemlich häufig bei Individuen getroffen, welche aus Ehen von Blutsverwandten entsprossen sind. Endlich kommt, jedenfalls am seltensten, eine dritte Art von H. vor, welche angeboren ist, auf erkennbaren krankhaften anatom. Veränderungen nicht beruht, mit Gesichtsfeldbeschränkungen nicht verbunden ist und ebenso wenig in wahre Sehschwäche oder Erblindung ausartet. Während sie sich hierdurch in günstiger Weise von der zweiten Form der H. unterscheidet, steht sie der erstgenannten dadurch nach, daß sie nicht, wie diese, heilbar ist.

Hemiopie (griech.), Halbsehen, ist diejenige Störung der Sehfunctionen, bei welcher innerhalb der einen Hälfte des Gesichtsfeldes jedes Auges nichts mehr gesehen wird, weil die der Lage nach correspondirenden Netzhauthälften functionsunfähig geworden sind. Es entwickeln sich die Sehnerven bei den Wirbelthieren aus zwei Nervenstämmen, einem auf der Basis der Schädelhöhle links und einem rechts gelegenen Truncus opticus. Indem dieselben, nach vorn convergirend, zu dem Chiasma nervorum opticorum zusammentreten, aus welchem dann die Sehnerven selbst, nach vorn divergirend, sich entwickeln, findet beim Menschen eine Verflechtung ihrer Nervenfasern in der Art statt, daß die links gelegenen Faserlagen beider Truncus, also die äußere des linken und die innere des rechten, sich zu dem linksseitigen Sehnerven constituiren, während die rechts gelegenen, also die innere des linken und die äußere des rechten Truncus, den rechtsseitigen Sehnerven bilden. Durch solche Halbkreuzung der Truncus, welche gegen gewisse Angriffe durch vielfache Forschungen der Gegenwart von neuem wol unwiderleglich

Digitized by Google

bewiesen wurde, geschieht es nun, daß sich in den linken Seiten der Netzhäute beider Augen, d. h. in der äußern des linken und in der innern des rechten Auges, die Fasern des linken Truncus opticus, und in den rechten Seiten beider Netzhäute, also in der innern des linken und in der äußern des rechten Auges, die des rechten Truncus opticus wiederfinden. Nun kommt vor allem in äußerst typischer Weise eine Form der H., die sog. homonyme H., vor, welche darin besteht, daß für jedes Auge entweder die rechts oder links gelegene Gesichtsfeldhälfte fehlt, daß mithin bei geradeaus gerichtetem Blick von dem Kranken überhaupt alle rechts oder links gelegenen Objecte nicht mehr gesehen werden (rechts-, resp. linksseitige H.), oder daß mit andern Worten die Hälfte seines summarischen Gesichtsfeldes verloren gegangen ist. In dem ersten Falle sind also beide linken, in dem andern beide rechten Netzhauthälften functionsunfähig, und da die linken Netzhauthälften die Nervenfasern des linken, die rechten die des rechten Truncus opticus enthalten, so schließen wir aus solchem Befunde im ersten Falle auf eine Functionssistirung (Lähmung, Degeneration u. s. w.) des linken, im zweiten auf eine solche des rechten Truncus opticus. Homonyme H., rechtsseitige sowol wie linksseitige, ist also gleichbedeutend mit Erkrankung des linken, resp. des rechten Truncus opticus und als solche nicht selten Theilerscheinung complexer Gehirnerkrankungen. Außerdem wird, obwol seltener, eine andere Form, die mediale H., beobachtet, bei welcher für jedes Auge die äußere Gesichtsfeldhälfte fehlt, in jedem also die innere Netzhauthälfte ihre Functionen eingestellt hat. In solchen Fällen müssen wir dem gegebenen Schema zufolge ein Leitungshinderniß (einen Krankheitsherd) annehmen, welches entweder innerhalb des Winkels liegt, in welchem beide Trunci convergiren, oder innerhalb dessen, in welchem die Sehnerven aus dem Chiasma divergirend austreten. Endlich wird von Einzelnen eine dritte Form der H. beschrieben, bei welcher beide äußere Netzhauthälften gelähmt sein sollen. In charakteristischer Weise kommt dies indessen kaum vor und wenn wir auch nicht selten umschriebene Sehdefecte zu constatiren haben, welche in beiden Augen auf die äußern Netzhauthälften zu beziehen sind, so machen es unregelmäßige Lage und verschiedene Begrenzung derselben doch äußerst zweifelhaft, daß sie zu der Halbkreuzung der Sehnervenfasern im Chiasma in Beziehung stehen. Auch sind sonst eine Reihe von Krankheitszuständen bekannt, unter deren Einfluß die dem Auge sich bietenden Sehobjecte nur theilweise, eventuell also nur halb gesehen werden, so z. B. nur ein oberer oder nur ein unterer Theil. Es ist dies vorübergehend der Fall, z. B. bei hysterischen Zuständen, bei den der Migräne vorausgehenden oder sie begleitenden Sehstörungen u. s. w.; jene Erscheinungen beruhen jedenfalls auf temporären Anomalien der Blutcirculation in der Netzhaut oder den centralen Theilen des Gesichtsinns. Endlich kann durch andauernde, in der Netzhaut selbst localisirte Krankheitsprocesse oder durch die Residuen solcher partielle Unempfindlichkeit der Netzhaut bedingt sein und zu den Erscheinungen eines getheilten Sehens führen, namentlich dann, wenn der vorhandene Defect nicht durch normale Function der identischen Netzhautstelle des andern Auges ausgeglichen wird. Mit der eigentlichen H. haben indeß alle diese Zustände nichts zu schaffen.

Hemipteren, s. Halbflügler. — **Hemisphäre**, s. Halbkugel.

Hemling, Maler der altflandr. Schule, s. Memling (Hans).

Hemmung, Gang oder Echappement, s. Uhren.

Hems, Hauptort eines Liwa im Vilajet Syrien, s. Emesa.

Hemsterhuis (Tiberius), ausgezeichneter holländ. Philolog, geb. 9. Jan. 1685 zu Gröningen, wurde von seinem Vater, einem gelehrten Arzte, vorbereitet, sodaß er schon im 14. Jahre die Universität seiner Vaterstadt besuchen konnte, wo er vorzüglich Mathematik studirte. Einige Jahre darauf ging er nach Leiden, um die Handschriften der dasigen Universitätsbibliothek zu ordnen, und noch nicht 20 J. alt, erhielt er 1704 die Professur der Mathematik und Philosophie zu Amsterdam, dann 1717 die der griech. Sprache zu Franeker, welche er aber erst 1720 antrat. Er wurde 1740 als Lehrer der griech. Sprache und der Geschichte nach Leiden berufen, wo er 7. April 1766 starb. Mit Recht betrachtet man ihn als das vollendete Muster eines echten Humanisten. Das Studium der griech. Sprache förderte er, indem er derselben nach den schwachen Vorarbeiten von J. Scaliger und Saumaise zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gab und so der Stifter einer eigenen Schule wurde, aus welcher Ruhnken und Valckenaer als seine berühmtesten Schüler hervorgingen. Seine Hauptwerke sind die Ausgabe des «Onomasticon» von Pollux (2 Bde., Amsterd. 1706), die auserwählten Gespräche des Lucian (Amsterd. 1708 u. 1732) und der «Plutus» des Aristophanes (Harling. 1744; vermehrter Abdruck von Schäfer, Lpz. 1811). Ein treffliches Bild seines Lebens und Wirkens gibt Ruhnken in dem «Elogium Hemsterhusii» (Leid. 1768 u. 1789), welches in Deutschland

Digitized by Google

von Lindemann in den «Vitae duumvirorum T. Hemsterhusii et D. Ruhnkenii» (Lpz. 1822) u. a. von neuem herausgegeben wurde. Vgl. Müller, «Geschichte der classischen Philologie in den Niederlanden» (Lpz. 1869). — Sein Sohn, Franz H., bekannt als Kunstkenner, geb. 1722 in Gröningen, bekleidete, nachdem er in Leiden und im Haag längere Zeit privatisirt, die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der Vereinigten Niederlande und starb im Haag 1790. Mit classischer Bildung und Scharfsinn ausgestattet, widmete er sich dem Studium der alten Philosophie, namentlich der Sokratischen, suchte auch den durch Locke verbreiteten Sensualismus weiter auszubilden und auf populäre Weise darzustellen. Zu seinen ästhetischen und archäol. Schriften gehören die «Lettre sur la sculpture» (Haag 1769) und die «Lettre sur une pierre antique». Der Religionsphilosophie sind der Dialog «Aristée, ou de la divinité» (1779) und die «Lettre de Dioclès à Diotime sur l'athéisme» (1785) gewidmet. Außerdem schrieb er «Sur les désirs», «Sur l'homme et ses rapports», «Simon, ou des facultés de l'âme», die Dialogen «Alexis, ou de l'âge d'or» (1787) und «Sophyle, ou de la philosophie» (1778). Seine sämmtlichen Schriften gab Jansen 1792 heraus; schon vorher waren die wichtigern als «Vermischte philos. Schriften des Franz H.» (3 Thle., Lpz. 1782—97) erschienen. Die neueste Ausgabe derselben besorgte Meyboom (3 Bde., Leeuwarden 1846—50). Vgl. Grucker, «François H., sa vie et ses œuvres» (Par. 1866).

Henckel von Donnersmarck, ein altes, in Schlesien ansässiges Grafengeschlecht, welches seinen Ursprung von Peter von Thurzo auf Donnersmarck oder Csötörtökhely im Zipser Comitate herleitet, welcher um 1378 die Erbtochter des alten von H.'schen Hauses heirathete und dessen Namen annahm. — Freiherr Lazarus H., kaiserl. Geheimrath und Director der Bergwerke in allen kaiserl. Erblanden, brachte sein Haus zu großem Ansehen; unter anderm erwarb er die schles. Herrschaften Beuthen und Oberberg. — Von seinen Söhnen wurde Lazarus II. H. von Kaiser Ferdinand III. 29. Juli 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben. Er hinterließ bei seinem 1664 erfolgten Tode drei Söhne, von denen der älteste, Graf Elias H. (geb. 1603, gest. 1667), Stifter der 1804 erloschenen Oberberger Linie wurde, der zweite, Graf Gabriel H. (geb. 1609), ohne männliche Nachkommen 1666 starb, der dritte, Graf Georg Friedrich H., als Stifter der Beuthenschen Hauptlinie Stammvater der noch jetzt blühenden Linien des Geschlechts wurde. Der Letztgenannte (geb. 26. Aug. 1611, gest. 8. Sept. 1671) erbte den zweiten Antheil der Herrschaft Beuthen, Tarnowitz-Neudeck. — Von seinen beiden Söhnen stiftete der ältere, Graf Leo Ferdinand H. (geb. 1640, gest. 1699), die sog. mittlere oder kath. Linie zu Beuthen, der jüngere, Graf Karl Maximilian H. (geb. 12. Febr. 1645, gest. 18. Aug. 1720), die jüngere oder evang. Linie auf Tarnowitz und Neudeck. 1) Ein Sohn des Stifters der ältern Linie zu Beuthen, Graf Karl Joseph Erdmann H., geb. 24. Febr. 1688, war bis 1745 preuß. Oberpräsident zu Oppeln, wurde aber von Friedrich II., weil er den Oesterreichern Vorschub geleistet, aller seiner Würden für verlustig erklärt, mußte nach Oesterreich flüchten und starb 5. März 1760 zu Oedenburg in Ungarn. Gegenwärtiges Haupt dieser Linie, welche in Oberschlesien die Fideicommißherrschaft Beuthen nebst den Herrschaften Siemianowitz, Guretzko, Lassowitz mit Sowitz, in Kärnten die Herrschaften Wolfsberg (360 QKilom.), St.-Leonhard (180 QKilom.), Groß-Reideben und Wiesenau besitzt, ist Graf Karl Hugo Lazarus Anton H., geb. 26. April 1811, welcher 1813 seinem Vater, Grafen Karl Joseph Erdmann H., folgte. 2) Die jüngere oder evang. Linie zu Tarnowitz-Neudeck, gestiftet vom Grafen Karl Maximilian H., zerfiel mit dessen beiden Söhnen abermals in zwei noch gegenwärtig blühende Zweige. — Der ältere Sohn, Graf Leo Maximilian H. (geb. 1. März 1691, gest. 25. Aug. 1770), begründete den ältern oder sächs. Zweig der Tarnowitzer Linie. Er war der Vater des Grafen Victor Amadeus H., geb. 15. Sept. 1727, der sich namentlich während des Siebenjährigen Kriegs auszeichnete und zu den kenntnißreichsten Offizieren der preuß. Armee gehörte, weshalb ihn Friedrich II. auch auswählte, um dem Feldzuge der Russen gegen die Türken 1769 beizuwohnen. Als 1790 Preußen an der litauischen Grenze ein Armeecorps aufstellte, erhielt H. den Oberbefehl. Sein «Militärischer Nachlaß» (2 Bde., Zerbst 1847—49) wurde von Zabeler herausgegeben. Er starb 31. Jan. 1793 als preuß. Generallieutenant. — Sein Enkel, Graf Leo Amadeus Maximilian H., geb. 8. Jan. 1829 zu Merseburg, Schloßhauptmann zu Weimar, ist das gegenwärtige Haupt des ältern Zweigs der Tarnowitzer Linie. Derselbe veröffentlichte «Briefe der Brüder Friedrich's d. Gr. an meine Großältern» (Berl. 1877). — An der Spitze des jüngern oder schles. Zweigs steht Graf Guido H., geb. 10. Aug. 1830, freier Standesherr auf Oberbeuthen und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses.

Digitized by Google

Hendel-Schütz (Johanna Henriette Rosine), s. Händel-Schütz.

Hengist und Horsa (angelsächs. Hengest und Horsa oder Hors) hießen die beiden Brüder, denen von der Sage die Gründung der angelsächs. Herrschaft in Britannien zugeschrieben wird. Nach der angelsächs. Erzählung begehrte 443 oder 449 n. Chr. Vortigern (Vortegirnus, angelsächs. Wyrtgeorn), König der Briten, Hülfe bei den Aethelingen der Angeln und Sachsen gegen die Picten und Scotten. Darauf fuhren Hengist und Horsa, die Söhne des Wihtgil, in drei Schiffen hinüber und landeten bei Ypwinesfleot (nach Beda: Heopwinesfleot) in Kent und siegten über die Feinde, welche schon bis an die Südgrenze von Lincolnshire vorgedrungen waren. In die Heimat aber berichteten sie von der Fruchtbarkeit des Landes und der Schwäche der Einwohner, und darauf hin zog ihnen eine große Schar auf 16 Schiffen zu. Diese Einwanderer setzten sich fest: die Jüten in Kent, die Sachsen in Essex und Wessex, dann in Sussex und Middlesex, die Angeln in Suffolk und Norfolk und weiter im Norden. Im J. 455 führten Vortimer und Catigern, Vortigern's Söhne, mit Ambrosius Aurelianus ein großes Heer gegen die Fremdlinge. Bei Aegelesthrep oder Aegelesford (= Aylesford) kam es zur Schlacht. Horsa tödtete Catigern, fiel aber selbst durch Vortimer, und Hengist wurde zur Flucht gezwungen; 457 aber schlugen Hengist und sein Sohn Aesc die Briten bei Crecganford in Kent und nannten sich seitdem Könige in Kent. Auch in zwei andern Schlachten blieben sie Sieger (465 und 473). Im J. 488 starb Hengist; nach ihm herrschte 24 Jahre sein Sohn Aesc. Die brit. Sage bemühte sich, möglichst die Ereignisse so darzustellen, als hätten die Angelsachsen nicht durch Tapferkeit, sondern durch List und Verrath in Britannien sich festgesetzt, und den Charakter des Königs Vortigern, der sie herbeigerufen hatte, als einen recht verworfenen zu schildern. Nach der brit. Sage erhielt Hengist die Insel Ruithina (angelsächs. Thanet) an der Themse zum Geschenk, die er nach Dido's Weise mit einer Ochsenhaut gemessen, und holte dann Verstärkung aus der Heimat. Für seine schöne Schwester Rovenna, die, wie die übrigen Angelsachsen, Heidin war, entbrannte der christl. König Vortigern. Derselbe gab den Sachsen für ihren Besitz Kent; das Volk aber empörte sich und setzte Vortigern ab. Vortimer, Vortigern's Sohn, wurde König und schlug die Sachsen, Horsa fiel und Hengist floh aus Britannien. Rovenna aber vergiftete Vortimer, Vortigern wurde wieder König und rief Hengist zurück. Vortigern wollte aber, um nicht neue Unzufriedenheit zu erregen, Hengist kein Land mehr geben; 500 Sachsen und ebenso viele Briten sollten nun auf einer Zusammenkunft diese Angelegenheit gütlich besprechen. Allein Hengist rief plötzlich in der Versammlung seinen Leuten zu: «Eu Saxones, nimith eure saxes»; darauf zogen die Angelsachsen die verborgenen langen Messer und tödteten die Briten. Um Vortigern, der gefangen wurde, zu lösen, sei sodann Sussex, Essex und Middlesex abgetreten worden. Die brit. Sage ist unhaltbar, aber auch die angelsächs. Erzählung ist, in ihren Einzelheiten wenigstens, sehr fraglich; daß sogar nicht einmal die Existenz von Hengist und Horsa über jeden Zweifel erhaben sei, hat Lappenberg in seiner «Geschichte von England» (Bd. 1, Hamb. 1834) dargelegt.

Hengstenberg (Ernst Wilh.), namhafter prot. Theolog von orthodoxer Richtung, geb. 20. Oct. 1802 zu Fröndenberg in der Grafschaft Mark, widmete sich seit 1819 zu Bonn besonders philos. und orient. Studien, aus denen seine Uebersetzung der «Metaphysik» des Aristoteles (Bd. 1, Bonn 1824) sowie die Bearbeitung der «Moallakah» des Amrulkais (Bonn 1823) hervorgingen. H. ging 1823 nach Basel, wo er, von rationalistisch-liberal gesinnten Deutschen sich bald zurückziehend, ohne eigentliches Studium der Theologie aus bisjetzt unbekannten Gründen der entgegengesetzten streng orthodoxen Richtung sich zuwandte. H. ward schon 1824 Privatdocent der Theologie in Berlin, 1826 außerord., 1828 (neben Schleiermacher, Neander, Marheineke) ord. Professor, 1829 Doctor der Theologie und starb daselbst 28. Mai 1869. Der kritischen Betrachtung der biblischen Schriften gegenüber streng an deren Inspiration festhaltend, sagte H. sich immer mehr vom Pietismus und der Union los und ward bald der Führer der orthodoxen Partei in Preußen, die, das orthodox-luth. Dogma festhaltend, der Union entgegen, die alleinige Berechtigung des luth. Bekenntnisses in der preuß. Landeskirche behauptete. Ihr Organ war die seit 1827 von H. herausgegebene «Evang. Kirchenzeitung», der Hauptsprechsaal der strenggläubigen Partei in und außerhalb Preußens. Auch auf die Kirchenleitung und die Besetzung der theol. Lehrstühle gewann H. dauernd großen Einfluß, der nur vorübergehend erschüttert ward. Sein Hauptkampf galt seit 1866 dem Deutschen Protestantenverein. Zugleich suchte er die Erweiterung Preußens, nämlich die Hinzufügung mehrerer Provinzen, in denen die Union nicht bestand, dazu zu benutzen, den Lutheranern in Preußen zu ihrem Rechte zu verhelfen, d. h. die Union in eine bloße Conföderation aufzulösen, ein Plan,

Digitized by Google

der nur an der aufrichtigen Unionsgesinnung des Königs scheiterte. Seitdem trat H. zu der seit 1858 im Oberkirchenrath zur Herrschaft gelangten «positiven Unionstheologie», vertreten von der «Neuen evang. Kirchenzeitung», in immer entschiedenern Gegensatz. Erst der gemeinsame Kampf wider die freiere Richtung führte die beiden «gläubigen» Parteien wieder zusammen. Von H.'s Schriften sind zu nennen: «Christologie des Alten Testaments» (3 Bde., Berl. 1825—35; 2. Aufl. 1854—57), «Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament» (3 Bde., Berl. 1831—39), «Commentar über die Psalmen» (4 Bde., Berl. 1842—45), «Die Offenbarung des heil. Johannes erläutert» (2 Bde., Berl. 1850—51), «Das Hohe Lied Salomonis ausgelegt» (Berl. 1853), «Das Evangelium des heil. Johannes erläutert» (2 Bde., Berl. 1861—62), «Die Weissagungen des Propheten Ezechiel» (2 Thle., Berl. 1867—68), «Geschichte des Reiches Gottes unter dem Alten Bunde» (2 Bde., 1869—70), «Das Buch Hiob erläutert» (Bd. 1, Berl. 1870). Vgl. Bachmann, «Ernst Wilhelm H.» (Bd. 1, 1876).

Henke (Adolf Christian Heinr.), berühmt durch seine Leistungen in dem Gebiete der Staatsarzneikunde, geb. 12. April 1775 zu Braunschweig, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studirte seit 1795 erst zu Helmstedt, dann zu Göttingen Medicin. Nachdem er 1799 promovirt und sich kurze Zeit in Braunschweig aufgehalten, begleitete er einen holstein. Edelmann als Hausarzt nach Schwansee und ließ sich dann 1802 als praktischer Arzt in Braunschweig nieder. Er wurde 1805 Physikus in Wolfenbüttel, noch in demselben Jahre aber als außerord. Professor nach Erlangen berufen. Während der folgenden Kriegsjahre beschäftigte er sich viel mit schriftstellerischen Arbeiten; unter anderm gab er das «Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie» (3 Bde., Berl. 1806—8) und das «Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Kinderkrankheiten» (2 Bde., Frankf. 1809; 4. Aufl. 1837) heraus. Durch den Wunsch mehrerer Studirenden wurde er 1809 veranlaßt, Vorlesungen über Staatsarzneikunde zu halten, und legte durch diese den ersten Grund zu seinem «Lehrbuch der gerichtlichen Medicin» (Berl. 1812; 13. Aufl. von Bergmann, 1859), das ihm in Deutschland wie im Auslande großen Ruhm erwarb. Im J. 1816 wurde er ord. Professor für Physiologie, Pathologie und Staatsarzneikunde, übernahm 1818 die Professur der Therapie und Klinik und die Direction der Klinischen Anstalten, und ward 1821 zum Hofrath ernannt. H. starb 8. Aug. 1843. Von seinen Schriften sind noch besonders hervorzuheben die «Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin» (5 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1822—34) und vorzüglich seine «Zeitschrift für die Staatsarzneikunde» (Erlangen 1821 fg.), die erst von Siebenhaar und Siebert, dann seit 1850 von Behrends fortgesetzt wurde. Anonym gab H. die treffliche «Darstellung der Feldzüge der Verbündeten gegen Napoleon in den J. 1813—15» (4 Bde., 1814—16) heraus. — Sein Bruder, Hermann Wilhelm Eduard H., geb. 28. Sept. 1783 zu Braunschweig, war seit 1833 Professor der Rechte zu Halle und starb 14. März 1869 zu Braunschweig. Derselbe hat sich als Criminalist einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Schriften, in denen er sich später zur Wiedervergeltungstheorie bekannte, sind besonders hervorzuheben: «Versuch einer Geschichte des deutschen peinlichen Rechts» (2 Bde., Sulzb. 1808—9), «Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft» (Zür. 1815), «Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Straffachen» (Zür. 1817) und sein Hauptwerk: «Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik» (4 Bde., Berl. 1823—38).

Henke (Heinr. Phil. Konr.), gelehrter und freisinniger prot. Theolog, bekannt namentlich auch als Kirchenhistoriker, geb. 3. Juli 1752 zu Hehlen im Braunschweigischen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Braunschweig und studirte zu Helmstedt, wo er 1777 außerord. und 1780 ord. Professor der Theologie wurde. Der Herzog von Braunschweig ernannte ihn 1786 zum Abt von Michaelstein bei Blankenburg; 1801 wurde er Generalsuperintendent der Diöcese Schöningen, 1803 Abt zu Königslutter und bald darauf Vicepräsident des Consistoriums und Curator des Carolinums zu Braunschweig. Er wohnte 1807 als Abgeordneter der Huldigung des Königs von Westfalen in Paris und 1808 als Reichsstand der westfäl. Ständeversammlung in Kassel bei. Er starb zu Braunschweig 2. Mai 1809. Den Grund zu seinem theol. Rufe legte er durch seine «Kirchengeschichte» (Bd. 1—6, Braunschw. 1788—1804; neue Aufl. 1795—1806; fortgesetzt von Vater, Bd. 7—9, 1818—20), die einen Schatz histor. Gelehrsamkeit enthält und den Beweis für die umfassende Belesenheit und freie Ansicht des Verfassers gibt. Von seinen Schriften sind, außer einigen Zeitschriften, noch zu nennen die in classischem Latein geschriebenen «Lineamenta institutionum fidei christianae historico-criticarum» (Helmst. 1783; 2. Aufl. 1795; deutsch, Helmst. 1803), «Kirchengeschichte des 18. Jahrh.» (Braunschw. 1802), «Opuscula academica» (Lpz. 1802). Unter seinen «Pre-

Digitized by Google

digten», von denen zwei Sammlungen (Braunschw. 1801—2) erschienen, ist namentlich seine am Krönungsfeste Napoleon's 1807 gehaltene freimüthige Rede berühmt geworden. — Sein Sohn, Ernst Ludwig Theodor H., geb. 22. Febr. 1804 zu Helmstedt, habilitirte sich 1827 in Jena mit einer Schrift, «De epistolae, quae Barnabae tribuitur, authentia», ward 1833 daselbst außerord. Professor, nachdem er inzwischen am Carolinum zu Braunschweig als Lehrer der Philosophie und der theol. Vorbereitungswissenschaften gewirkt hatte. Im J. 1836 als Consistorialrath und Director des Predigerseminars nach Wolfenbüttel berufen, ging er bereits 1839 als Professor nach Marburg, wo er im Sinne Schleiermacher's wirkte, ward 1846 zweiter, 1848 erster Bibliothekar, 1849 Ephorus des theol. Seminars, nahm im Winter 1869—70 an der Vorsynode zur Berathung einer Presbyterial- und Synodalverfassung für den preuß. Regierungsbezirk Kassel theil und starb 1. Dec. 1872. Sein Hauptwerk ist die ausgezeichnete Monographie «Georg Calixt und seine Zeit» (2 Bde., Halle 1853—60). Außerdem sind zu nennen: «Papst Pius VII.» (Marburg 1860), «Konrad von Marburg» (Marburg 1861), «Kaspar Peucer und Nik. Krell» (Marburg 1865), «Zur neuern Kirchengeschichte» (Marburg 1867), die Biographie «Jak. Friedr. Fries» (Lpz. 1867). Dreydorff veröffentlichte aus H.'s literarischem Nachlasse «Ergebnisse und Gleichnisse» (Lpz. 1874).

Henle (Friedr. Gust. Jak.), einer der ausgezeichnetsten Physiologen und Anatomen der Gegenwart, geb. 9. Juli 1809 zu Fürth in Franken, studirte 1827—32 in Bonn und Heidelberg Medicin und promovirte im April 1832 in Bonn. Nachdem er hierauf einige Zeit als Assistent Rudolphi's am anatom. Museum zu Berlin gewirkt, wurde er 1834 unter Joh. Müller Prosector an der medic. Facultät daselbst. Als Mitglied der Burschenschaft in Untersuchung gerathen, verurtheilt und begnadigt, konnte sich H. erst 1837 zu Berlin als Privatdocent habilitiren, wo er mikroskopische Anatomie und allgemeine Pathologie vortrug. Seit 1840 lehrte er als Professor der Anatomie, später auch der Physiologie zu Zürich, bis er 1844 einem Ruf als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg folgte. Hier trug er außer der allgemeinen und speciellen Anatomie auch vergleichende und pathol. Physiologie, allgemeine Pathologie und später vor einem zahlreichen Zuhörerkreise aller Facultäten auch Anthropologie vor. Im J. 1849 fiel ihm auch die Direction der anatom. Anstalt zu. Seit 1852 wirkt H. als Professor der Anatomie und Director der anatom. Anstalt zu Göttingen, wo er seine Arbeiten und Vorlesungen auf die menschliche Anatomie beschränkt hat. Als Pathолog gehört H. der sog. physiologischen oder rationellen Richtung an. Er bezeichnet seinen wissenschaftlichen Standpunkt durch eine geistvolle Kritik der bisherigen ärztlichen Methoden und Theorien und versucht zu gleicher Zeit, die physiol. Thatsachen, welche die Beobachtung des kranken Körpers zu Tage gefördert hat, in einer dem systematischen Geiste der neuern Wissenschaft angemessenen Form zusammenzufassen. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist das «Handbuch der rationellen Pathologie» (2 Bde., Braunschw. 1846—52; 3. Aufl., Bd. 1, 1855; 2. Aufl., Bd. 2, 1855). Unter seinen anatom. Arbeiten nehmen das «Handbuch der allgemeinen Anatomie» (Berl. 1841) und vor allem das treffliche «Handbuch der systematischen Anatomie des Menschen» (3 Bde., Braunschw. 1855—71) den ersten Rang ein. Hierzu veröffentlichte er einen «Anatom. Handatlas zum Gebrauche im Secirsaal» (Braunschw. 1871 fg.). Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: «Ueber Schleim- und Eiterbildung» (Berl. 1838), «Vergleichende Anatomie des Kehlkopfs» (Lpz. 1839), «Pathol. Untersuchungen» (Berl. 1840), «Zoolog. Beschreibung der Haifische und Rochen» (mit Joh. Müller, Berl. 1841), «Anthropol. Vorträge» (Heft 1, Braunschw. 1876). Außerdem lieferte H. die Berichte über Pathologie 1838—42 in Müller's «Archiv», in Canstatt's «Jahresberichten» die über allgemeine Anatomie 1846—49, über specielle und allgemeine Anatomie 1838—55. Letztere setzte er in der von ihm 1841 mit Pfeufer begründeten «Zeitschrift für rationelle Medicin» (bis 1871) fort.

Henneberg, ehemalige gefürstete Grafschaft in Franken, verdankt ihren Ursprung den Popponen, einem alten Gaugrafengeschlecht im Grabfelde, welche seit Anfang des 11. Jahrh. ihr aus Stücken jenes aufgelösten Gaues gebildetes Territorium nach ihrer 9 Kilom. südwestlich von Meiningen, seit dem Bauernkriege in Trümmern liegenden Burg H. nannten und dasselbe bald erweiterten, bald aber auch durch Erbtheilungen und Veräußerungen schmälerten. Ein Sohn des Grafen Poppo I. von H., Gottwald I., erwarb dazu im Anfange des 12. Jahrh. das Burggrafthum Würzburg und vererbte es auf seine Nachkommen, die ihre Besitzungen verschiedentlich theilten. So stiftete Otto II. zu Ende des 12. Jahrh. die durch den Minnesänger Graf Otto (gest. 1254) berühmt gewordene, aber bald wieder erloschene Nebenlinie zu Bodenlaube. Die Söhne Heinrich's III. theilten sich 1274 in die Linien H.-Hartenberg-Römhild,

Digitized by Google

H.-Ascha (später, nach Absterben der ältern Linie [1371], H.-Römhild genannt) und H.-Schleusingen, welche letztere bei weitem die bedeutendste wurde. Sie erhielt 1310 mit Berthold VII. die Reichsfürstenwürde, die jedoch nie in den Titel aufgenommen wurde, brachte 1312 die an Brandenburg gefallene Landesportion der von des obgenannten Heinrich III. Bruder, Hermann I., gestifteten H.-Koburger Linie wieder an sich, wovon jedoch das meiste, namentlich die Pflege Koburg, bald wieder durch Erbtöchter dem Hause entfremdet wurde, und führte 1340, um fernern Zersplitterungen vorzubeugen, die Majoratserbfolge ein. Endlich beerbte sie noch kurz vor ihrem Erlöschen den noch bis 1549 fortbestandenen tiefverschuldeten Ascha-Römhilder Zweig. Graf Wilhelm VII., der auf diese Weise den ganzen Ländercomplex seines Hauses vereinigte, schloß, um sich von seiner Schuldenlast zu befreien, 1554 mit Herzog Johann Friedrich dem Mittlern von Sachsen, dessen Brüdern und Hessen einen Erbvertrag, durch den das Ernestinische Haus die Anwartschaft auf H. erhielt. Demzufolge nahm, als 1583 mit Georg Ernst das Hennebergische Haus erlosch, Kurfürst August von Sachsen, der 1573 Anwartschaft auf fünf Zwölftheile der Erbschaft erhalten hatte, das Land (etwa 1870 QKilom.) für sich und seine Mündel, die Herzoge von Sachsen-Weimar, in Besitz. Nur Schmalkalden wurde davon abgetrennt und kraft Recesses von 1521 an Hessen überlassen, welches diese Herrschaft seit 1360 mit den Grafen von H. in Gemeinschaft besaß. Das übrige blieb im gemeinsamen Besitz der beiden sächs. Hauptlinien bis 1660, wo folgende Theilung zu Stande kam: der Herzog Moritz zu Sachsen-Zeitz erhielt als seine fünf Zwölftheile Schleusingen, Suhl, Kühndorf, Bensbausen, Rohr und Veßra, welche Stücke 1718 an die kurfürstl. Linie zurückfielen und von dieser 1815 an Preußen abgetreten wurden. Von den übrigen sieben Zwölftheilen erhielt die Hälfte, nämlich Meiningen, Maßfeld, Behrungen-Milz und H., das Haus Altenburg; ein Viertel, nämlich Ilmenau und Kaltennordheim, kam an Sachsen-Weimar; das letzte Viertel aber, Wasungen und Sand, an Gotha, welche Linie auch 1672 den altenburg. Antheil erbte. Bei den hierauf zwischen den Söhnen und Nachkommen Herzog Ernst's des Frommen stattgehabten Erbtheilungen ist H. gänzlich zerstückelt worden, und nichts erinnert mehr an die ehemalige polit. Einheit der Grafschaft, außer etwa noch das gegenwärtige, den Theilhabern der hennebergischen Erbschaft gemeinsame gräfl. Archiv zu Meiningen. Doch hat Meiningen vermöge des gothaischen Erbtheilungsvertrags von 1826, wo es Hildburghausen und einige andere Stücke erhielt, den größten Theil des hennebergischen Erbes, mit Ausnahme der weimarischen Stücke, des gothaischen Amtes Zelle, des preuß. Antheils (die Kreise Schleusingen und Schmalkalden), wieder zusammengebracht. Vgl. Brückner, «Hennebergisches Urkundenbuch» (Meining. 1857).

Henneberg (Rud.), Maler, geb. 13. Sept. 1826 in Braunschweig, widmete sich nach absolvirten Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt seit 1845 der Rechtswissenschaft in Göttingen und Heidelberg und trat 1848 in den braunschw. Staatsdienst. Während seiner Amtsgeschäfte als Auditor erwachte in ihm die Liebe zum Zeichnen, das er früher bereits zum Vergnügen betrieben hatte, und veranlaßte ihn 1850 zum Besuch der Akademie in Antwerpen, wo er anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Von Antwerpen wandte er sich nach Paris, trat in das Atelier Couture's, wirkte dann aber bald selbstständig während eines zehnjährigen Aufenthalts in der franz. Hauptstadt. Die erste Zeit verging hier mit umfassenden Studien nach den großen Meistern jenes Landes und mit Anfertigung von zahlreichen kleinen Entwürfen, Caricaturen, Skizzen, besonders Jagd-, Soldaten-, Studentenscenen, bis H. 1853 mit dem Bilde Studentenfahrt am Neckar erfolgreich hervortrat. Obwol noch in dem nächsten, vom Braunschweiger Kunstverein erworbenen Gemälde: Der Zigeuner und sein Liebchen, das überschäumende phantastische Wesen seiner jugendlichen Kunstrichtung stark an den Tag trat, vermochte der Künstler sich alsbald zu klären und zu sammeln, und schuf 1856 in dem Wilden Jäger eine technisch wie inhaltlich meisterhafte Leistung, wofür ihm bei der Ausstellung im Salon im folgenden Jahre die goldene Medaille zutheil wurde. Es folgten: Die Hasenhetz, Der Verbrecher aus verlorener Ehre (nach der bekannten Schiller'schen Erzählung) und einige Landschaften. Eine gewaltige Umwälzung in H.'s Stil und Auffassung, insbesondere in coloristischer Hinsicht, brachte seine Reise nach Italien mit sich, welche er 1861 antrat und wo er bis 1863 verblieb. Er wandte sich angesichts der classischen Vorbilder jenes Landes von seiner bisherigen modernfranz. Richtung entschieden ab und förderte nach erfolgter Rückkehr in der «Jagd nach dem Glücke» eine der geistreichsten und stilvollsten Leistungen der neuern Malerei zu Tage, welche Schönheit der Composition mit philos. Tiefe der Erfindung großartig verbindet. Seit 1865 in Berlin ansässig, verherrlichte er die kriegerischen Erfolge Deutschlands in dem Bilde Bismarck und die Germania, sowie in dem Freskencyklus der Villa Warschauer, ging dann aber

Digitized by Google

1873 in Begleitung seiner Schwester wieder nach Rom, wo neben zahlreichen Studien die großen Gemälde: Reiter in der Campagne, Der Mönch und die Phantasie u. a. entstanden. Im Frühjahr 1876 kehrte H. nach Braunschweig zurück und starb daselbst 4. Sept. 1876. Seine Bilder zeichnen sich durch feine Durchbildung, edles Colorit und reine Zeichnung aus.

Hennegau (lat. Hannonia, franz. Hainaut), Landschaft im wallonischen Theile der Niederlande, der Heimat der alten Nervier, gegenwärtig theils zu Frankreich, theils zu Belgien gehörig, war schon im 9. Jahrh. im Besitz eines mächtigen Grafengeschlechts, dessen Ahnherr, Giselbert von Mansuarien (gest. 846), Kaiser Lothar's Schwiegersohn war, und welches nach dem Tode seines Sohnes, Rainer's des Langhalsigen (gest. 916), in drei Aeste zerfiel: die Herzoge von Niederlothringen, die Grafen von Löwen und die von H. Nach dem Erlöschen der beiden erstern wurde Rainer III. von H. (gest. 960) einestheils der Ausgangspunkt einer neuen Löwener Linie (aus welcher später die Herzoge von Lothringen und Brabant hervorgingen), anderntheils Fortsetzer des hennegauer Geschlechts. Eine Erbtochter dieses Hauses, Richilde (gest. 1086), brachte die Grafschaft an Balduin VI. von Flandern, der sich in H. Balduin I. nannte. Graf Balduin II., sein Sohn, verlor Flandern an seinen Oheim, Robert den Friesen, und starb 1098 im Gelobten Lande; ihm folgten Balduin III. (gest. 1120) und Balduin IV. (gest. 1171). Dessen Sohn und Nachfolger, Balduin V. (gest. 1197), vereinigte, nicht ohne bedeutende Opfer an Frankreich, durch Heirath mit Margarethe von Elsaß (1191) beide Grafschaften, Flandern und H., wieder miteinander. Balduin VI. (IX. von Flandern), ein Sprößling dieser Ehe, wurde 1204 erster lat. Kaiser zu Konstantinopel und hinterließ seine Hausbesitzungen seiner ältesten Tochter Johanna, deren heldenmüthiger Gemahl, Prinz Ferdinand von Portugal, 1214 die berühmte Schlacht bei Bouvines an Frankreich verlor. Auf Johanna folgte 1244 deren Schwester Margarethe, die bereits zweimal, zuerst an Burkhard (Bonchard) von Avesnes, dann an Guido von Dampierre vermählt gewesen war. Den Kindern erster Ehe wurde 1246 die Anwartschaft auf H., denen zweiter Ehe die auf Flandern zugesichert, und 1279 trat Johann II. von Avesnes, Margarethens Enkel, nach großen Wirren zwischen dieser und ihren Söhnen, auch wirklich die Regierung in H. an, ohne daß übrigens die Spannung zwischen den beiden Linien aufhörte. Johann II. war 1299 durch Heirath auch Holland und Seeland zugefallen; er mußte aber lange mit Flandern darum fehden. Obgleich seine Bundesgenossen, die Franzosen, 1302 bei Kortryk in der berühmten Sporenschlacht von den Flamländern völlig geschlagen wurden, wußte sich sein Sohn, Graf Wilhelm I. (der Gute), in dessen Regierungszeit (1304—37) die Blütezeit H.s fällt, glücklich zu behaupten. Wilhelm II. kam 1345 im Kampfe gegen die Friesen um und es folgte ihm seine ältere Schwester Margarethe (gest. 1356), die als die Gemahlin Kaiser Ludwig's IV. H. sammt Holland und Seeland an das Haus Baiern brachte. Nach ihr herrschten in H. ihre Söhne: Wilhelm III., unter dem die Fehde zwischen den Kabeljaus und den Hoeks ihren Anfang nahm und der 1359 in Wahnsinn verfiel, und Albert von Baiern (gest. 1404). Albert's Sohn, Wilhelm IV., Bruder des kriegslustigen Bischofs von Lüttich, Johann von Baiern, regierte 1404—17 und nach ihm die ebenso leichtsinnige als heroische Jacobäa von Baiern (s. d.), die nach mannichfachen Stürmen sammt ihren übrigen Staaten auch H. 1433 an das Haus Burgund abtrat. So kam diese Grafschaft mit dem burgund. Erbe 1477 an das Haus Habsburg, bei welchem es (1556—1713 bei der span., dann bei der österr. Linie) bis zur Französischen Revolution blieb. Inzwischen war aber seit dem Pyrenäischen Frieden 1649 der gegenwärtig zum franz. Norddepartement gehörige südl. Theil von H. mit der Hauptstadt Valenciennes an Frankreich gekommen; aus dem übrigen dagegen wurde 1815 mit Einverleibung der vormals flandr. Landschaft Tournaisis, des namurschen Districts Charleroi und einiger Stücke von Brabant und Lüttich, welche früher mit H. das franz. Depart. Jemappes ausgemacht hatten, die heutige belg. Provinz H. gebildet, ein Gebiet von 3721,6 QKilom. mit 949,346 E. und der Hauptstadt Mons (s. d.). In neuester Zeit ist der Titel eines Grafen von H. dem erstgeborenen Sohne des Herzogs von Brabant (jetzigen Königs von Belgien) verliehen worden: derselbe starb aber schon 1869.

Henoch. Unter dem Namen des von der (ursprünglich indisch-phrygischen) Sage gefeierten H. der althebr. Ueberlieferung (1 Mos. 5, 18 fg.) besitzen wir ein merkwürdiges Denkmal der spätjüd. Apokalyptik (s. d.), in welchem H. als Empfänger einer Reihe von göttlichen Offenbarungen hingestellt wird, die den Zweck haben, ihm den ganzen Verlauf der Weltgeschichte bis zur Vollendung aller Dinge und zur endlichen Erfüllung der dem Volke Gottes gegebenen Weissagungen zu verkündigen. Der wichtigste Theil des sehr umfangreich angelegten Buchs, dessen Erzählung mit dem Engelfall (dem Falle der «Wächter») beginnt, sind die Traumgesichte

Digitized by Google

(Kap. 83—91), in welchem der Verfasser in der künstlich verhüllten Weise der Apokalyptiker die Geschichte des jüd. Volks bis auf sein eigenes Zeitalter herunter beschreibt. Das Buch Daniel ist hierbei als Vorbild benutzt, die 70 Jahrwochen, welche nach Daniel bis zur messianischen Zeit zu verstreichen haben, sind aber in 70 Herrscherzeiten heidnischer Fürsten verwandelt. Als Abfassungszeit sind vielleicht die letzten Regierungsjahre des jüd. Fürsten Johannes Hyrkanus (um 110 v. Chr.) anzusetzen. Der Text des Buchs, auf welches schon der neutestamentliche Brief Judä (V. 14) Bezug nimmt, ist nur in einer äthiop. Uebersetzung erhalten. Herausgegeben ist es zuerst von Lawrence (Oxf. 1821; 2. Aufl. 1833), dann von Dillmann (Lpz. 1851); übersetzt und erklärt wurde es von Hoffmann (2 Bde., Jena 1833—38) und Dillmann (Lpz. 1853). Beiträge zur Erklärung des Buchs lieferten Ewald, Köstlin, Hilgenfeld und Volkmar.

Henrici (Christian Friedr.), als deutscher Dichter unter dem Namen Picander bekannt, geb. 14. Jan. 1700 zu Stolpen in Sachsen, der Sohn eines Posamentiers, studirte 1719 zu Wittenberg und 1720 zu Leipzig die Rechte. Eine besondere Neigung führte ihn zur Dichtkunst, durch welche es ihm gelang, sein Glück zu machen. Er wurde 1727 Actuar bei dem Oberpostamte zu Leipzig, sodann Postsecretär, endlich Postcommissar und erhielt als solcher noch überdies 1740 die Kreislandsteuer- und Tranksteuer-Einnehmerstelle in Leipzig und auch die Weininspection. Er starb 10. Mai 1764. Seine Gedichte zeichnen sich durch derben Witz und ausgelassene Heiterkeit aus, werden aber oft durch unsittlichen Ton anstößig. Sie erschienen als «Ernstscherzhafte und satirische Gedichte» (4. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1748—51) und als «Sammlung vermischter Gedichte» (Frankf. u. Lpz. 1768). Seine «Deutschen Schauspiele», bestehend in dem «Akademischen Schlendrian», dem «Erzsäufer» und der «Weiberprobe» (Berl. u. Hamb. 1726), sind satirische Lustspiele ohne feinern Witz und Geist.

Henriette (Anna), Herzogin von Orléans, die jüngere Tochter König Karl's I. von England, Enkelin König Heinrich's IV. von Frankreich, wurde während des Bürgerkriegs 16. Juni 1644 zu Exeter geboren und, einige Wochen alt, von ihrer Mutter nach Frankreich gebracht. Anna von Oesterreich vermählte die schöne, liebenswürdige Prinzessin 1661 mit ihrem zweiten Sohne, dem Herzoge Philipp von Orléans, der sie jedoch nicht liebte. Um so mehr empfing H. die Huldigungen ihres Schwagers, König Ludwig's XIV., der sich ihrer auch als Werkzeug seiner Politik bediente. Im J. 1670 mußte sie mit dem Hofe die pomphafte Reise nach Flandern unternehmen und sich dann zu Calais nach Dover einschiffen, angeblich blos, um einer Einladung ihres Bruders, König Karl's II. von England, zu folgen. Doch schon nach zehn, unter allerlei Festlichkeiten verlebten Tagen hatte sie ihren Bruder von der Triple-Allianz abgebracht und zum Bundesgenossen Ludwig's XIV. gegen die Niederlande gemacht. Als Helferin bei diesem diplomatischen Streiche hatte sie sich das Fräulein von Querouaille, eine schöne Bretagnerin, auserlesen. Dieselbe wußte das Herz des Königs Karl so zu gewinnen, daß er sie zur Geliebten annahm und später zur Herzogin von Portsmouth erhob. Acht Tage nach ihrer Rückkehr aus England (29. Juni 1670) erkrankte die Prinzessin plötzlich zu St.-Cloud und starb schon am folgenden Tage. Man hielt sie (aber wol mit Unrecht) für vergiftet und maß die Schuld bald ihrem eifersüchtigen Gemahl, bald dem Chevalier de Lorraine bei, dessen Verbannung sie bewirkt hatte. Ludwig XIV. betrauerte ihren Tod Jahre hindurch. Ihre Tochter Marie Louise, 1679 an König Karl II. von Spanien vermählt, starb 1689; eine andere, Anna Maria, heirathete der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus II., der nachherige König von Sardinien.

Henriquel-Dupont (Louis Pierre Henriquel, genannt), franz. Kupferstecher, geb. 13. Juni 1797 zu Paris, trat im Alter von 15 J. bei dem Maler Pierre Guérin in die Lehre, wandte sich aber nach drei Jahren der Kupferstecherkunst zu und nahm Unterricht bei Bervic; 1818 eröffnete er selbst ein Atelier und begann mit kleinen Kupferstichen für Verleger und mit Platten zu Laurent's Prachtwerk «Le Musée Royal». Zugleich bewies er seine Tüchtigkeit in der Ausstellung von 1822 durch das nach van Dyck gestochene Bildniß einer Dame und ihrer Tochter, ein sehr effectvolles Blatt. Fortan wählte er jedoch die Werke neuerer franz. Maler für seinen Grabstichel und machte sich durch Fleiß und Sorgfalt zu einem der vorzüglichsten Kupferstecher unserer Zeit. Ausgezeichnete Werke aus seiner frühern Zeit sind: die Abdankung Gustav Wasa's (1831) nach Hersent, ein Capitalblatt; Cromwell am Sarge Karl's I. (1833) nach Paul Delaroche, in Aquatinta-Manier; Lord Strafford, zu seiner Hinrichtung geführt (1840), nach dem berühmten Gemälde von demselben Meister; der tröstende Heiland (1842) nach Ary Scheffer. Nach manchen Zwischenarbeiten vollendete H. 1853 den Stich nach dem großen Wandgemälde des Paul Delaroche in dem halbrunden Saale der pariser Kunstschule, das unter dem Namen L'hémicycle de l'école des beaux-arts bekannt ist. Von allen Arbeiten

Digitized by Google

des Künstlers ist diese die wichtigste und umfangreichste. Später stach er nach demselben Meister Die Bestattung Christi (1856) und Die Aussetzung Mosis (1858). Dazu kamen in neuerer Zeit: Die Vermählung der heil. Katharina mit dem Christuskinde (1867) nach Correggio, Die Jünger zu Emmaus (1869) nach Paolo Veronese und Die fünf Heiligen (1876) nach Rafael. Bei größern Werken erreichte H. seine Zwecke durch einen sehr sorgsamen, einfachen und kräftigen Vortrag, in welchem sich Radirnadel und Grabstichel verbinden. Dabei ist er ein trefflicher Zeichner und weiß auf die Physiognomie mit Zartheit und Feinheit einzugehen, sodaß seine Porträts besonders ansprechend und lebendig erscheinen. Zu den gelungensten Blättern dieser Art gehören: die Porträts von Armand Bertin (1845) nach Ingres, Graf Duchatel (1864) nach Flandrin, Graf Montalivet (1869), James Rothschild (1873), Cavelier (1876). H. wurde 1849 in die Akademie aufgenommen und 1863 zum Professor der Kupferstechkunst an der reorganisirten École des beaux-arts zu Paris ernannt.

Henschel (Joh. Werner), Bildhauer, geb. in Kassel 1782, der Sohn eines Glocken- und Kanonengießers daselbst, wandte sich frühzeitig von der industriellen Thätigkeit in der Fabrik des Vaters ab und wählte, seinem Talent entsprechend, eine künstlerische Richtung, zu welchem Behufe er zuerst in die Werkstätte des Bildhauers Heyd eintrat. Hierauf an die kasseler Akademie gelangt, erhielt er 1805 ein Reisestipendium nach Paris, wo er sich durch fünf Jahre aufhielt, um dann einem an ihn ergangenen Ruf in die Vaterstadt zu entsprechen, worauf er eine akademische Professur daselbst übernahm. Im J. 1836 entstand sein bedeutendstes Werk, das Denkmal, welches die Stadt Fulda dem Bekehrer der Deutschen, Bonifacius, errichtete, eine begeisterungsvolle, poetische Figur. H. war außerdem auch in der Darstellung einfacher, idyllischer Compositionen sehr glücklich, unter denen das bekannte Relief: Die Aussaat, besonders erwähnt zu werden verdient. Im Auftrage des Königs von Preußen unternahm er 1842 eine Reise nach Rom, um daselbst eine Marmorgruppe für den Brunnen im Pompejanischen Bade zu Potsdam zu fertigen, welche Hermann und Dorothea zum Gegenstande hat. H. hat sich in allen seinen Schöpfungen von fremden Einflüssen in anerkennenswerther Weise unberührt zu erhalten gewußt und sich einen männlich-kräftigen Stil geschaffen. Er starb in Rom 15. Aug. 1850.

Hensel (Wilh.), deutscher Historienmaler, geb. 6. Juli 1794 zu Trebbin (Mark Brandenburg), widmete sich in Berlin anfangs dem Bergbau, wandte sich aber bald der Architektur und Malerei zu. Seine Ausbildung als Künstler ward unterbrochen, indem er als Freiwilliger die Befreiungskriege mitmachte. Nach seiner Rückkehr sah er sich genöthigt, zur Versorgung seiner Familie allerlei kleinere Bilder, Zeichnungen für Almanache u. dgl. zu fertigen. H. trat inzwischen mit Wach und Stürmer in nähere Beziehung und malte hierauf eine Reihe von Scenen aus berühmten Dramen für die Vorhalle des Concertsaals im neuerbauten Schauspielhause. H. erregte 1821 durch seine Zeichnungen, die er bei Gelegenheit der Aufführung des Festspiels «Lalla Rookh» bei Hofe auszuführen hatte, allgemeine Aufmerksamkeit, sodaß er jetzt die Mittel zu einem fünfjährigen Aufenthalt in Italien erhielt. Hier war es besonders die ideale Richtung der altital. Schulen, zu der er sich hingezogen fühlte. Unter anderm entstand in Rom das große Bild Christus und die Samaritерin. H. kehrte 1828 nach Berlin zurück und ward daselbst zum Professor und Mitglied des Senats an der Akademie der Künste und zum Hofmaler des Königs ernannt. In der Bewegung von 1848 trat er an die Spitze des bewaffneten Künstlercorps und wirkte in polit. Beziehung eifrig zu Gunsten der reactionären Partei. Er folgte nun plötzlich der düsseldorfer Richtung, cultivirte in diesem Sinne sowol Genrebild als Porträt und vervollständigte seine Sammlung von Bildnissen hervorragender Zeitgenossen, die er nach dem Leben zeichnete. Viele Berühmtheit erlangte seine schöne Albaneserin Vittoria Coldoni am Brunnen. Eine menschenfreundliche Handlung ward die Ursache seines Todes. Im Begriff, einem vor einem Omnibus niederstürzenden Manne zu Hülfe zu eilen, erhielt er eine gefährliche Verwundung, der er 26. Nov. 1861 erlag. H. hinterließ ein ansehnliches Vermögen und viele Kunstschätze. Als Maler kann er eine hervorragende kunstgeschichtliche Bedeutung nicht beanspruchen. Doch zeichnen sich seine Werke, unter denen Christus vor Pilatus und der Herzog von Braunschweig auf dem Balle zu Brüssel hervorzuheben sind, durch reine Formen und Wärme des Colorits vortheilhaft aus. Auch besaß er, wie besonders seine Porträts zeigen, die Gabe, fein zu charakterisiren. — Seine beiden Schwestern, Luise H., geb. 30. März 1798 zu Linum, seit 1849 Erzieherin in Nonnenwerth bei Bonn, gest. zu Paderborn 18. Dec. 1876, und Wilhelmine H., geb. 13. Sept. 1802, Vorsteherin der Elisabethstiftung zu Pankow bei Berlin, haben sich als Dichterinnen bekannt gemacht. Die Dichtungen beider hat Kletke in einer Sammlung (Berl. 1857) vereinigt. Vgl. Reinkens, «Luise H. und ihre Lieder»

Digitized by Google

(Bonn 1877). — H.'s Gattin, Fanny H., die Schwester Felix Mendelssohn-Bartholdy's, geb. 14. Nov. 1805 in Hamburg, war seit 1829 mit ihrem Gatten verheirathet und starb 14. Mai 1847. Sie besaß eine vortreffliche musikalische Bildung und hat vieles componirt. Einige ihrer Lieder hat ihr Bruder unter seinem Namen veröffentlicht.

Henselt (Adolf), berühmter Klaviervirtuos, geb. 12. Mai 1814 zu Schwabach in Baiern, erhielt seine erste künstlerische Bildung zu München, dann zu Weimar bei Hummel und ging später nach Wien behufs theoretischer Studien unter Sechter. Oeffentlich ließ sich H. zuerst nach längerm Aufenthalt in Weimar, in Dresden, Leipzig, Breslau hören. Im J. 1838 kam er nach Petersburg, wo er in seinem Concert im Großen Theater das außerordentlichste Aufsehen erregte. H. ließ sich dann in Petersburg gänzlich nieder, in der Absicht, Musikunterricht zu ertheilen. Hier gewann sein Ruf als Lehrer und Virtuos bald eine außerordentliche Verbreitung. Seit 1858 ist er Generalinspector des Musikunterrichts in den großen kaiserl. Erziehungsanstalten in Petersburg und Moskau sowie kaiserl. russ. Staatsrath. H.'s musikalische Hauptwerke sind: das Concert in F-moll, das Duo für Klavier und Horn und das Trio für Klavier, Violine und Violoncello. Seine kleinern Compositionen sind eine Reihe sinnreicher, inhaltsvoller Pièces. Sehr bedeutsam in Erfindung wie in der Anwendung des virtuosen Apparats am Klavier sind die zwei Hefte großer Etuden.

Hepatica, Leberkraut, Leberblümchen, heißt eine zur 13. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Ranunculaceen gehörende Kräutergattung, deren Arten von Linné zu Anemone gerechnet und erst von Decandolle als eigene Gattung abgetrennt wurden. Sie unterscheiden sich von Anemone wesentlich durch das Vorhandensein eines dreiblätterigen Kelchs und durch ihre nackten, grundständigen Blütenstiele. Allgemein verbreitet ist H. triloba oder nobilis Clairv. (Anemone Hepatica L.), das Leberblümchen, welches mit seinen schönen himmelblauen Blumen unsere Laubgebüsche im Frühlinge ziert und auch mit gefüllten Blumen von blauer, pfirsichrother oder weißer Farbe oft als Zierpflanze in Gärten vorkommt. Die dreilappigen Blätter waren früher als Herba Hepaticae nobilis officinell. Eine zweite, schöne Art mit mehrfach gelappten Blättern wächst in Siebenbürgen, die H. transsilvanica Fuss.

Hephästos, der griech. Gott des Feuers, s. Vulcan.

Heppe (Heinr. Jul. Ludw.), deutscher Theolog, geb. 30. März 1820 zu Kassel, absolvirte 1835—39 das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1843 die Universität Marburg, wo er erst philos. und histor., dann ausschließlich theol. Studien oblag. Nachdem er einige Zeit als Pfarrer an der St.-Martinikirche zu Kassel fungirt hatte, wurde er 1850 zum außerord. Professor der Theologie zu Marburg ernannt. Da H. mit Energie gegen die pietistisch-orthodoxe Richtung Hassenpflug's und Vilmar's ankämpfte, wurde er erst 1864 zum ord. Professor der Theologie befördert. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind sehr zahlreich und erstrecken sich auf alle Theile der Theologie. Die hervorragendern derselben sind: «Die 15 marburger Artikel vom 3. Oct. 1529» (Kass. 1847), «Geschichte der hess. Generalsynoden von 1568—82» (2 Bde., Kass. 1847—48), «Geschichte des deutschen Protestantismus» (4 Bde., Marburg 1856—59), «Dogmatik des deutschen Protestantismus des 16. Jahrh.» (3 Bde., Gotha 1857), «Geschichte des deutschen Volksschulwesens» (5 Bde., Gotha 1858—60), «Dogmatik der evang.-reform. Kirche» (Elberf. 1860), «Die Bekenntnißschriften der reform. Kirchen Deutschlands» (Elberf. 1860), «Theodor Beza. Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1861), «Entstehung und Fortbildung des Lutherthums» (Kass. 1863), «Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands» (Neuruppin 1867), «Zur Geschichte der evang. Kirche Rheinlands und Westfalens» (2 Bde., Iserlohn 1867—70), «Die Verfassung der evang. Kirche im ehemaligen Kurhessen» (Marburg 1869), «Geschichte der theol. Facultät zu Marburg» (Marburg 1873), «Die Presbyterial-Synodalverfassung der evang. Kirche in Norddeutschland» (2. Aufl., Iserlohn 1874), «Geschichte der quietistischen Mystik in der kath. Kirche» (Berl. 1875), «Kirchengeschichte beider Hessen» (Marburg 1876).

Heppenheim, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg, an der Main-Neckarbahn mit (1875) 4781 meist kath. E., die sich von Ackerbau und Weinbau, Gerberei, Bleicherei und Mühlengeschäften nähren, ist Sitz eines Kreisamts, eines Kreisbauamts und eines Steuercommissariats. Außerhalb der Stadt liegt die Landesirrenanstalt, eine neugebaute Musteranstalt. Um den alten Theil der Stadt ziehen sich noch alterthümliche Mauern. H. war eine Reichsdomäne und unter den Frankenkönigen war ein Königshof daselbst. Karl d. Gr. schenkte sie 773 an Lorsch, von wo sie 1232 an Mainz und 1802 an Hessen kam. Bei H. liegt auf einem fast isolirt stehenden Berge die Ruine der Starkenburg, nach der die Provinz den Namen

Digitized by Google

führt. Die Burg wurde 1066 durch den Abt Ulrich von Lorsch erbaut. Sie hatte ihre eigenen Burggrafen und Burgmänner 1267—1796 und litt mit dem Kloster Lorsch wechselnde Schicksale. Im J. 1621 nahmen sie die Spanier, 1631 besetzten sie die Schweden, 1645 belagerte sie Turenne vergeblich. Der Abbruch begann 1766. Der mittlere hohe Thurm sollte erhalten werden, die Kuppel aber zerstörte 1768 der Blitz. Die Ruine kam mit H. 1802 an Hessen.

Heraklēa (griech. Herakleia, d. i. Herculesstadt) ist der Name einer großen Anzahl von Städten des Alterthums, die alle von Griechen gegründet oder in späterer Zeit von solchen in Besitz genommen worden sind. Politisch am wichtigsten war darunter H. in Bithynien am Schwarzen Meere, daher auch Pontica genannt, dessen Trümmer sich bei dem heutigen Dorfe Erekli finden. Es wurde um 550 von Megarern (nach andern von Milesiern) gegründet, unterwarf sich das bedeutende Küstengebiet der Mariandyner, gründete selbst wieder mehrere Colonien und behauptete längere Zeit unter einer aristokratischen Verfassung, seit 364 v. Chr. unter der Herrschaft einzelner Tyrannen, des Klearchos und dessen Nachkommen, eine hervorragende Stellung, bis es in die Gewalt der syr. Herrscher kam und zuletzt mit ganz Bithynien der Herrschaft Roms einverleibt wurde. Vgl. Kümmel, «Heracleotica. Beiträge zur ältern Geschichte der griech. Colonisation im nördl. Kleinasien» (Plauen 1869). Außerdem waren nicht unbedeutend H. am Flusse Siris, in Lucanien in Unteritalien, eine Colonie der Tarentiner, bekannt durch den Sieg des Königs Pyrrhus über die Römer (280 v. Chr.); ferner H. bei Trachis in der Landschaft Malis in der Nähe der Thermopylen, eine Colonie der Spartaner; endlich zwei Städte dieses Namens in Macedonien: H. Lynkestis (oder Pelagonia), an der Via Egnatia, nicht weit vom rechten (westlichen) Ufer des Flusses Erigon, und H. Sintica nahe dem rechten (westlichen) Ufer des Strymon (bei dem jetzigen Zervochori).

Herakles, s. Hercules.

Herakliden heißen in der griech. Sagengeschichte die Söhne und spätern Nachkommen des Hercules (s. d.), theils im weitern Sinne, theils aber und besonders diejenigen Abkömmlinge desselben, welche nach der gewöhnlichen Sage mit Hülfe der Dorier das von ihrem Ahnherrn ererbte Recht auf den Peloponnes geltend machten und in den von den Doriern eroberten Landschaften (Argos, Lakonien, Messenien) als Könige herrschten. Sie drangen nach verschiedenen gescheiterten Versuchen in Aetolien ein und nahmen dort auf den Rath des delphischen Orakels, sich einen dreiäugigen Feldherrn zu wählen, den Oxylos, Andrämon's Sohn, welcher zu dieser Zeit, auf einem einäugigen Maulthier sitzend, eines Todtschlags wegen aus Aetolien flüchtig war, als Führer an. Unter Anführung desselben ging der Zug 80 Jahre nach Trojas Zerstörung, wie schon bei Thucydides der Zwischenraum zwischen diesen beiden Ereignissen der griech. Sagengeschichte sich angegeben findet, von Naupaktos nach dem molykrischen Vorgebirge und von da über die nur 5 Stadien breite Meerenge nach Rhion im Peloponnes, während bei den frühern Zügen der Weg über den korinth. Isthmus genommen worden war. Nachdem sie in einer großen Schlacht den Tisamenos, den Sohn des Orestes, besiegt hatten, eroberten sie fast die ganze Halbinsel und vertheilten das Land unter ihre Anführer. Temenos erhielt Argos, die Zwillingssöhne des Aristodemos, Prokles und Eurysthenes, Lacedämon, Kresphontes nach seinem eigenen Wunsche und durch List Messenien, Oxylos als Lohn für seine Führung Elis.

Heraklides (griech. Herakleides), griech. Philosoph und Geschichtschreiber aus Heraklea am Pontus Euxinus (Schwarzen Meer), daher Pontikos genannt, lebte um 325 v. Chr., hörte den Plato, Speusippus und Aristoteles und verfaßte außer philos., grammatischen, rhetorischen und andern Werken auch einige Werke histor. Inhalts. Ob aber die unter seinem Namen uns überlieferten Excerpte über griech. Staatsverfassungen auch nur wenigstens zum Theil aus seinen Schriften herrühren, ist streitig. Dieselben sind am besten von Schneidewin (Gött. 1848) und in Müller's «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1853) herausgegeben. Zwei uns erhaltene kleine Schriften, die «Allegoriae Homericae» (herausg. von Schow, Gött. 1782) und «De incredibilibus», kritisch berichtigt in Westermann's «Mythographi» (Braunschw. 1843), welche mit mehr Recht einem Herakleitos (oder zwei Männern dieses Namens) zugeschrieben werden, rühren sicher nicht von ihm her. — H. war ferner der Name einiger griech. Aerzte. Der berühmteste derselben, H. von Tarent, lebte um 230 v. Chr. und war der ausgezeichnetste Arzt der empirischen Schule, welcher sich vorzüglich um die Arzneimittellehre durch zahlreiche zweckmäßige Vorschriften verdient machte. Er war auch der erste, der sich sog. kosmetischer Mittel bediente. Ebenso wurden die Chirurgie und Augenheilkunde durch ihn gefördert.

Heraklit, griech. Philosoph, zu Ephesus in Kleinasien geboren, lebte um 500 v. Chr. Sein von Natur ernstes und melancholisches Gemüth scheint durch die demokratischen Ver-

Digitized by Google

hältnisse seiner Vaterstadt, unter denen seine dem höchsten Adel angehörige Familie und seine Freunde litten, in eine bittere Verstimmung gebracht worden zu sein, in welcher er sich grollend von dem öffentlichen Leben zurückzog, um in trüber Einsamkeit seinen Studien nachzugehen. Die Reste des Werks über die Natur der Dinge, in welchem er die Resultate dieser Beschäftigung niederlegte, zeigen ihn in schroffem, bewußtem und ausgesprochenem Widerspruch mit den Meinungen der Masse, welche er in theoretischer wie in sittlicher Beziehung streng und hart beurtheilt. Als den Grundirrthum der Menschen bezeichnet er die durch die Sinneserfahrung herbeigeführte Meinung, es gebe bestehende, unveränderliche Dinge: ihr gegenüber sucht er dem die ganze ion. Naturphilosophie beherrschenden Bestreben, den Urstoff der Dinge zu begreifen, die Wendung zu geben, daß dieser Urstoff als ein ewig Bewegliches und rastlos in Gegensätzen sich Gestaltendes aufgefaßt werden sollte. Daher schien ihm das Feuer diesem Urstoff am nächsten zu stehen und denselben zu repräsentiren. Für die Bewegung der Gegensätze aber suchte er, wie seine Lehre von dem Weg nach oben und dem Weg nach unten beweist, zuerst gesetzliche Bestimmungen aufzufinden, von denen er meinte, daß sie als eine ewige und unveränderliche Harmonie den Verlauf alles Geschehens beherrschen. Es war die erste Ahnung des Naturgesetzes in der noch halb mythol. Form des Fatums. Mit dieser Lehre von der ewigen Bewegung der Gegensätze stellte er sich am meisten der Alleinheits- und Seinslehre des Xenophanes entgegen, aus der sich später die eleatischen Lehren entwickelten: und diese gegensätzlichen Standpunkte haben für die gesammte Geschichte der Philosophie Typen gebildet. (S. Philosophie.) Die Darstellung dieser Gedanken scheint dem H. mancherlei sprachliche Schwierigkeiten bereitet zu haben: schon das Alterthum fand seine Schrift orakelhaft und nannte ihn «den Dunkeln», wie es ihn andererseits als weinenden Philosophen bezeichnete, und in der neuern Zeit ist viel Mühe darauf verwendet worden, aus den theilweise sehr unzugänglichen Resten seiner Schrift den Inhalt und Gedankengang derselben zu reconstruiren, ohne daß dieselbe durchaus erfolgreich gewesen wäre. Vgl. Lassalle, «Die Philosophie Herakleitos' des Dunkeln von Ephesos» (2 Bde., Berl. 1858); Gladisch, «Herakleitos und Zoroaster» (Lpz. 1858); Schuster, «H. von Ephesus» in Ritschl's «Acta societatis philologicae Lipsiensis» (Bd. 3, Lpz. 1873); Teichmüller, «Neue Studien zur Geschichte der Begriffe» (Heft 1: «Herakleitos», Gotha 1876).

Heraklius, oström. oder byzant. Kaiser (610—641 n. Chr.), war der Sohn des afrik. Statthalters H. Als die byzant. Aristokratie die furchtbare Grausamkeit des wilden Kaisers Phokas nicht mehr zu ertragen vermochte, rief sie den alten H. um Hülfe an, der nun in Afrika eine starke Macht ausrüstete und dieselbe seinem 575 geborenen Sohne übergab. Der junge H. stürzte den Tyrannen und hielt 5. Oct. 610 als neuer Kaiser seinen Einzug in Konstantinopel. Reich begabt, rüstig und kriegstüchtig (obwol nicht frei von zeitweiliger Erschlaffung) gab H. dem Byzantinischen Reich durch gute Reformen in der Verwaltung und im Kriegswesen neuen Halt und warf wenigstens eine der dem Reiche feindlichen Mächte gründlich nieder, die Perser. Seit 611 aufs schwerste durch die Perser bedrängt, die seit 617 sogar zu Chalcedon ein festes Lager anlegten, sah er sich in derselben Zeit in Europa durch die Avaren bedroht, die 619 sogar bis vor Konstantinopel vordrangen. Mit den Avaren wurde daher 620 für Geld momentan Frieden geschlossen; sich ihrer dauernd zu erwehren, setzte er sich mit den damals zwischen Dnjestr und Donau hausenden Bulgaren in Verbindung, und ließ es stillschweigend geschehen, daß sich seit 620 die Kroaten und Serben zwischen Dalmatien und dem westl. Balkan festsetzten. Die Perser aber hat er seit 622 in einer Reihe glänzender Feldzüge siegreich geschlagen, die endlich (obgleich die Avaren 626 sich wieder auf Konstantinopel stürzten) es ihm möglich machten, im April 628 einen ruhmvollen Frieden zu schließen, der die Grenzen der Perser wieder nach dem mittlern Mesopotamien zurückschob. Weniger glücklich bei den Versuchen (seit 630), den alten Gegensatz zwischen der orthodoxen Kirche und den Monophysiten auszugleichen, vermochte er dem frischen Fanatismus der Araber und des Islam nicht zu widerstehen. Sein frisches Heer und seine Reformen hatten allerdings den Kern des Reichs widerstandsfähig gemacht. Aber die südöstl. Provinzen, nämlich Syrien, Mesopotamien und Aegypten sind 632—641 an die Araber verloren gegangen. H. starb im Februar oder (11.) März 641.

Heraldik ist ursprünglich die Wissenschaft, welche sich mit dem Wappenwesen in seinem ganzen Umfange beschäftigt, die Wissenschaft der Herolde, wie sie sich im Mittelalter, seit den Zeiten der Kreuzzüge zugleich mit dem Heroldswesen entwickelte. (S. Herold.) Gegenwärtig gebraucht man das Wort in der beschränktern Bedeutung von Wappenkunde (s. d.).

Herat, afghan. Khanat im NO. des Tafellandes von Iran, das alte Aria, reicht vom Sefidkuh (Weißes Gebirge), der in der alten Geographie als Paropanisus bekannten westl.

Digitized by Google

Fortsetzung des Hindukuh, südwärts, von W. nach O. sich keilförmig zuspitzend, bis in die Gegend des großen Sees Hamun in Seistân und wird im W. von der pers. Provinz Khoraſſan und der ihr südlich anliegenden Salzwüste, im O. und SO. von der afghan. Provinz Kandahar und vom Siahkuh begrenzt, dem gleichzeitig mit dem Sefidkuh vom Hindukuh sich mehr südwestlich abzweigenden Gebirgszuge. Zwischen den innern Ausläufern des Sefidkuh und des Siahkuh, und zwar mehr nördlich, bildet die Thalebene des anfangs gegen W. fließenden, dann gegen N. sich in die Steppen verlaufenden Herirud, der Haupttheil des Landes, einen fruchtbaren Isthmus zwischen Bergeinöden und Steppen- und Wüstengebieten. Im ganzen umfaßt das Land den südöstl. Theil des alten Khoraſſan und wird auf 176,200 QKilom. mit 1 1/2 Mill. E. geschätzt. Im nördl. Theile wohnen die Kâzilbasch, Schiiten türk. Abkunft, die Aimak, ein Zweig der die ursprüngliche iran. Bevölkerung noch repräsentirenden Tadschiks und Sunniten, und die Hazareh, turan. Abstammung mit einer Turksprache und Schiiten. In der Thalebene weiter südlich besteht die Bevölkerung in der Mehrzahl aus Tadschiks, in der Minderzahl aus Afghanen, den gegenwärtigen Herren des Landes, sowie theilweise aus Turkomanen und Juden.

Die gleichnamige Hauptstadt H., der einzige wichtige Ort des Khanats, liegt 34° 50′ nördl. Br. und 62° 3″ östl. L. (von Greenwich), 640 Kilom. im W. von Kabul und 300 Kilom. im SO. von Meſched, in der fruchtbaren Thalebene des Herirud, und zwar 6 Kilom. im N. des hier von einer Brücke mit 26 Bogen überspannten Flusses. Die Stadt hatte früher 100,000, jetzt infolge wiederholter Eroberungen nur noch 40,000 E. Dieselbe bildet ein längliches Viereck mit einem 12—18 Mt. hohen Erdwall, der oben mit einer gegen 10 Mt. hohen Backsteinmauer, 30 Thürmen und wohlbefestigten Thoren versehen ist. Am nördl. Ende befindet sich eine Festung mit Thürmen und einem 10 Mt. breiten Wassergraben. Die Häuser sind meist zweistöckig, und das Ganze gleicht einem Labyrinth von engen, finstern und schmuzigen Gassen und Gäßchen. Der fürstl. Palast ist unansehnlich, die große Moschee, im 13. Jahrh. erbaut, im Verfall. Die Umgegend der Stadt zeigt überall Spuren einstiger Größe und Herrlichkeit, und stundenweit erstrecken sich die Ruinen und Schuttlager. Das Thal des Herirud ist mit Frucht- und Blumengärten, Weinbergen, Kornfeldern, Dorfschaften, Landhäusern, grünem Rasen, Buchen, Quellen und sprudelnden Fontainen bedeckt. Der Königsgarten, Bag-Schahi, galt einst im Morgenlande für ein Wunder der Welt. Berühmte Säbelklingen, Rosenwasser, Seide- und Wollteppiche gehören zu den werthvollsten Fabrikaten der Stadt. Ind. Producte gelangen in Menge hierher, um die Märkte von Kirman, Jesd und Ispahan zu versehen. Die Stadt gilt als Schlüssel zu der einzigen Straße, der Großen Königsstraße, welche aus Persien durch Afghanistan nach Indien führt, und ist sowol in commerzieller wie in strategischer Hinsicht von großer Wichtigkeit. Als Mittelpunkt des Karavanenhandels und Stapelplatz zwischen Indien, Afghanistan und Westasien, war sie von jeher allen Eroberern, die von Westasien nach Indien vordrangen, ein unentbehrlicher Stützpunkt. Aus dem Umstande, daß H. auch von Norden her der Durchgangspunkt nach Afghanistan ist, erklären sich in neuerer Zeit die wiederholten, von den Russen unterstützten Bemühungen der Perser, die Stadt in ihre Gewalt zu bringen, während die Engländer dem entgegenarbeiten. Angeblich von Alexander d. Gr. gegründet, wurde H. bei der Eroberung Persiens durch die arab. Khalifen in der Mitte des 7. Jahrh. nebst ganz Khoraſſan unterworfen. Nach mancherlei Schicksalen fiel die Stadt 1381 in die Hände Timur's, unter dessen Nachfolgern sie sich zum Sitz der pers. Literatur und Wissenschaft erhob. In den Wirren nach dem Tode des Timuriden Hussein bemächtigte sich der Usbeke Schaibeg H.s, dessen wilde und grausame Herrschaft den Glanz der Stadt für alle Zeiten vernichtete. Derselbe wurde 1510 von Ismael Sofi gestürzt, und nunmehr blieb H. bei Persien, bis es 1749 von den Afghanen unterworfen wurde. In den Bruderkriegen der afghan. Dynastie der Durani behauptete sich Timur-Schah's dritter Sohn, Mahmud, in H., wo er ein eigenes Reich gründete und 1829 starb. Hierauf übernahm dessen Sohn Kamrân-Schah die Regierung und H. bewahrte noch eine Zeit lang seine Unabhängigkeit, bis es 1863 von den Afghanen genommen wurde. (S. Afghanistan.)

Hérault, Küstenfluß Südfrankreichs, entspringt in einer Höhe von 1567 Mt. am Berge L'Aigoual in den Cevennen, durchfließt in südl. Richtung das nach ihm benannte Departement und mündet 7 Kilom. unterhalb Agde in das Mittelmeer, nach einem Laufe von 164 Kilom., von denen die letzten 11 Kilom. schiffbar sind. — Das Departement H., aus Bestandtheilen des ehemaligen Languedoc zusammengesetzt, zählt auf einem Areal von 6198 QKilom. (1872) 429,878 E. (gegen 427,245 im J. 1866, Zunahme 0,6 Proc.). Es besteht ungefähr zum dritten Theile aus Hochland, welches die südwestl. Verlängerungen des Cevennenkamms, deren

Digitized by Google

unbewaldete Vorstufen und bis in die Nähe des Meers tretende Ausläufer bilden. Die Abdachung ist gegen Südosten gerichtet, wo sich weite Ebenen und einige Moräste ausbreiten. Nur kleine Flüsse durchziehen das Land, wie Vidourle, Lez, H., Agout, Orb u. a. An der Küste findet sich auf einer Strecke von 60 Kilom. eine Reihe von Lagunen, von Etangs oder Strandseen, deren starksalziges Wasser einen reichlichen Seesalzgewinn (jährlich 643,000 Ctr.) gewährt. In der Nähe von Capestang erhebt sich der Malpas, welcher in einem Tunnel von 170 Mt. Länge, 8 Mt. Breite und 7 Mt. Höhe vom Südkanal (Kanal von Languedoc) durchsetzt ist. Dieser stellt die einzige Wasserverbindung im Innern her, und zwar mittels der Aude auf einer Strecke von 62 Kilom. Die übrigen zahlreichen Kanäle an der Küste, welche die Seen und benachbarten Städte verbinden, wie der von Lunel, von Montpellier, Graves, Roubine u. a., haben eine Gesammtlänge von 80 Kilom. In den obern Theilen der Gebirgsabhänge gehen ungeheuere Felsmassen zu Tage, zwischen denen die Cultur des Kastanienbaums und der Cerealien stattfindet. In den Thälern und noch am Fuße der Berge gestattet die Milde des Klimas den Anbau des Mandel- und Olivenbaums; Feigen-, Maulbeer- und andere Obstbäume kommen fast überall fort. Wein wird auf 1100 QKilom. von ausgezeichneter Güte gewonnen, z. B. Lunel, Frontignan und andere geschätzte Liqueurweine und zwar jährlich 9,5 Mill. Hektolit., mehr als in jedem andern Departement. Auch der Anbau des Krapp ist erwähnenswerth. Das Mineralreich liefert vorzüglich Eisen, Steinkohlen, Marmor und Lignite, die unter dem Namen versteinerte Asche (cendres fossils) zur Verbesserung des Bodens verwendet werden. Außer der Wein-, Obst-, Oel- und Seidencultur beschäftigen sich die Einwohner mit Schaf- und Mauleselzucht sowie mit Austernfischerei und Seesalzbereitung; ganz besonders aber zeichnen sie sich aus durch ihre Seiden-, Tuch-, Parfumerie-, Seife- und Liqueurfabrikate. Man zählt sehr viele Wollspinnereien, gegen 900 Webstühle für Tuch, 360 für Baumwolle und über 1000 für Seidenzeuge, welche Anstalten zusammen mehr als 20,000 Arbeiter beschäftigen. Die ansehnlichsten Handelsplätze sind Montpellier und der Hafen Cette, beide durch eine Eisenbahn verbunden, Béziers, Agde, Lodève und Pézenas. Das Departement bildet die Diöcese des Bischofs der Hauptstadt Montpellier und zerfällt in die vier Arrondissements Montpellier, Béziers, Lodève und St.-Pons mit 36 Cantonen und 335 Gemeinden.

Herbarium (herbarium vivum) nennt man eine Sammlung getrockneter Pflanzen. Die Pflanzen für das H. sind wo möglich in trockener Tageszeit zu sammeln; feuchte Pflanzen, die am zweckmäßigsten in einer Blechkapsel gesammelt werden, muß man daheim, in Gefäße mit frischem Wasser gestellt, abtrocknen lassen. Pflanzen mit dicken, saftigen Stengeln und Blättern muß man zuvor einige Secunden lang in kochendes oder besser nur in heißes Wasser stecken, um sie erst zu tödten. Noch schöner werden dieselben sich trocknen, wenn man sie zwischen Lagen von Fließpapier legt und mit einem heißen Plattstahl unter Anwendung eines mäßigen Drucks so lange über der obersten Schicht hin- und herfährt, bis man sich überzeugt hat, daß die darunterliegenden Pflanzen den größten Theil ihres Saftes hergegeben haben. Dann bringt man sie in trockenes Fließpapier, preßt sie wieder, legt sie 12 Stunden später wieder um und fährt auf diese Weise fort, bis sie vollständig trocken geworden sind. Beim Eintauchen in kochendes oder heißes Wasser darf man niemals die Blüten mit dem Wasser in Berührung bringen, sonst backen dieselben zusammen und werden ganz unscheinbar. Die übrigen, nicht fleischigen Pflanzen legt man zwischen Lagen von Löschpapier, die in angemessenen Entfernungen durch dünne Breter von gleichem Formate geschieden werden müssen, damit die aus den Pflanzen ins Papier ziehende Feuchtigkeit nicht zu andern bereits trockenern Gewächsen dringen kann. Die in solcher Weise entstehenden Päckchen bringt man sodann in eine Presse oder beschwert sie; doch darf der Druck nicht zu stark sein, weil sonst die Pflanzentheile ihre natürliche Gestalt verlieren und für eine spätere Untersuchung völlig unbrauchbar werden. Einige Zeit hindurch wechselt man täglich oder einen Tag um den andern die feucht gewordenen Papierlagen mit trockenen und erwärmten, da die Pflanzen ein schöneres Ansehen erhalten, wenn sie schnell trocknen. Hat man große Massen von Pflanzen gesammelt (z. B. auf Reisen in pflanzenreichen Gegenden), so würde das öftere Umlegen sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, wie auch eine sehr große Menge Papier erfordern. Man thut dann besser, die Pflanzen gar nicht, oder höchstens einmal umzulegen, sondern, nachdem dieselben 24 Stunden sich in der Presse befunden haben, dieselben mit ihrer Papierunterlage und nur mit einem Bogen Papier bedeckt in einem hellen trockenen Raume der Luft auszusetzen und sie so lange dort zu lassen, bis man sich überzeugt hat, daß sie ziemlich trocken geworden sind und das Papier ganz trocken ist. Dann schichtet man sie wieder übereinander und bringt sie nochmals einige Tage lang in die Presse, worauf sie vollkommen gut

Digitized by Google

präparirt sein werden. Die meisten Pflanzen (die saftig-fleischigen natürlich ausgenommen) lassen sich auf diese sehr bequeme Methode am besten mit frischen Farben erhalten. Sind die Pflanzen völlig trocken, so legt man sie in Bogen Schreib- oder Fließpapier, schreibt die systematischen Namen nebst Zeit und Fundort auf einem besondern Zettel (Etikette) dabei und ordnet sie am besten nach den natürlichen Familien. Wenn man eine solche Sammlung vor Motten und Käfern durch öfteres Durchsehen oder bei größern Sammlungen durch Vergiften mit Sublimat, was jedoch große Vorsicht erheischt, gehörig bewahrt, so hält sie sich mehrere Menschenalter hindurch; ja man hat Pflanzensammlungen, die zwei Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen sind. Der Nutzen der Herbarien für botan. Studien leuchtet von selbst ein. Weder Abbildungen noch Beschreibungen der Pflanzen können die eigene Beobachtung ersetzen, welche an lebenden Pflanzen nicht immer geübt werden kann, da sie theils in entfernten Ländern wachsen, theils nicht stets zur Hand sind. Vgl. Kreutzer, «Das H.» (Wien 1864).

Herbart (Joh. Friedr.), hervorragender deutscher Philosoph, wurde 4. Mai 1776 zu Oldenburg geboren, wo sein Vater Justizrath war. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Vorbildung vollendet hatte, bezog er 1794 die Universität Jena. Sein Vater hatte ihn zum Juristen bestimmt; nur mit Mühe hatte er die Erlaubniß sich ausgewirkt, sich vorerst seinem philos. Bedürfnisse hinzugeben. Er kam bald in einen nähern persönlichen Verkehr mit Fichte, dessen Wissenschaftslehre ihn aber nach kurzer Zeit zum Widerspruche anregte. Diese Unabhängigkeit eigener Prüfung zeigte sich schon in einer schriftlichen Kritik der beiden ersten Schriften Schelling's «Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie» und «Vom Ich», die er auch Fichte vorlegte. Im J. 1797 nahm er die Stelle eines Hauslehrers in Bern an und setzte während eines fast vierjährigen Aufenthalts daselbst seine eigenen Untersuchungen mit der ihm eigenthümlichen Energie fort. Er hielt es für nothwendig, auf die ursprünglichen Probleme der Philosophie zurückzugehen, studirte die Philosophie der Alten, namentlich die Periode vor Sokrates und Plato, ebenso aber auch Mathematik und Naturwissenschaften, und wurde schon damals auf die ersten Anfänge seiner mathem. Psychologie geführt. Ebenso entwickelte sich dort sein tiefes Interesse an der Erziehung. Familienverhältnisse riefen ihn 1800 nach Deutschland zurück, und nachdem er einige Zeit in Bremen gelebt, habilitirte er sich im Oct. 1802 in Göttingen. Hier veröffentlichte er bis 1809, wo er dem Rufe als ord. Professor der Philosophie und Pädagogik nach Königsberg folgte, die ersten gereiften Früchte seines Nachdenkens. Dahin gehören: «Pestalozzi's Idee eines A-b-c der Anschauung wissenschaftlich ausgeführt» (Gött. 1802; 2. Aufl. 1804), «De Platonici systematis fundamento» (Gött. 1805), «Allgemeine Pädagogik» (Gött. 1806), «Ueber philos. Studium» (Gött. 1807), «Hauptpunkte der Metaphysik» (Gött. 1808), «Allgemeine praktische Philosophie» (Gött. 1808). In Königsberg war seine Kraft zwischen der Fortsetzung seiner Untersuchungen, dem akademischen Lehramte und einer praktischen pädagogischen Thätigkeit getheilt, welche ihm als Director eines auf seine Veranlassung gestifteten, seit 1812 in seinem eigenen Hause befindlichen pädagogischen Seminars oblag. Außer einer Anzahl kleinerer Reden und Abhandlungen, die er selbst nur zum Theil drucken ließ, sind unter seinen größern Schriften zu nennen: «Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie» (Königsb. 1813; 4. Aufl. 1837), «Lehrbuch zur Psychologie» (Königsb. 1816; 3. Aufl. 1834), die beiden Hauptwerke: «Psychologie, als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik» (2 Bde., Königsb. 1824—25) und «Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen der philos. Naturlehre» (2 Bde., Königsb. 1828—29), endlich die «Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten» (Halle 1831; 2. Aufl. 1841). Unter den vielen kleinern Arbeiten sind vorzugsweise wichtig: «Psychol. Bemerkungen zur Tonlehre» (1811), «Psychol. Untersuchungen über die Stärke einer Vorstellung als Function ihrer Dauer» (1812), «Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica» (1812), «Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit» (1814), «Gespräche über das Böse» (1817), «Pädagogisches Gutachten über Schulklassen» (1818), «De attentionis mensura causisque primariis» (1822), «Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Philosophie anzuwenden» (1822). Der Wunsch, an einer Universität im Mittelpunkte des geistigen Verkehrs zu wirken, bewog H., 1833 einem Rufe nach Göttingen zu folgen. Hier schrieb er außer kleinern Abhandlungen den «Umriß pädagogischer Vorlesungen» (Gött. 1835; 2. Aufl. 1841), «Briefe zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens» (Gött. 1836), «Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral» (Gött. 1836) und zwei Hefte «Psychol. Untersuchungen» (Gött. 1839—40). Er starb 14. Aug. 1841. Eine Biographie findet sich in «H.'s kleinern philos. Schriften und Abhandlungen», herausgegeben von

Digitized by Google

Hartenstein (3 Bde., Lpz. 1842—43), eine Ausgabe der «Sämmtlichen Werke» hat derselbe besorgt (12 Bde., Lpz. 1850—52). H.'s «Pädagogische Schriften» gab Willmann (2 Bde., Lpz. 1873—75), «Herbartische Reliquien» Ziller (Lpz. 1871) heraus.

Die H.'sche Philosophie erklärt die Voraussetzung eines einzigen Princips und einer einzigen Methode für ein Vorurtheil. Da die Philosophie die Aufgabe hat, Erkenntniß aus Begriffen zu gewähren, so nimmt H. drei Klassen philos. Untersuchungen an, die der alten Unterscheidung zwischen Physik, Ethik und Dialektik entsprechen. Nach der Bedeutung der Begriffe unterscheidet er nämlich die theoretischen Aufgaben, die auf die Erkenntniß dessen, was ist und geschieht, gehen, von den ästhetisch-praktischen, deren Principien, ohne über das Sein und Geschehen zu entscheiden, eine beurtheilende Werthbestimmung bezeichnen, wozu noch die formale Aufgabe der Logik kommt, die Gesetzmäßigkeit in der Verknüpfung der Gedanken überhaupt zu untersuchen. Die theoretische Grundwissenschaft ist ihm die Metaphysik. Ihr Ausgangspunkt ist das Gegebene, und das Bedürfniß derselben entwickelt er durch den Nachweis, daß in den Hauptbegriffen, unter welche die gegebene Erscheinungswelt fällt (Begriff des Dings mit seinen Eigenschaften, Veränderung, Materie, Selbstbewußtsein), Widersprüche versteckt liegen. Diese Widersprüche beruhen darauf, daß das Seiende im strengen Sinne sich nicht als ein solches denken läßt, wie der gegebene Schein verlangt. Hieraus ergibt sich als das allgemeine Resultat seiner Metaphysik: daß die Mannichfaltigkeit und der Wechsel der gegebenen Erscheinungswelt sich unter der Voraussetzung nur Eines Realen nicht begreifen lasse, sondern daß die nothwendige Voraussetzung für jeden Versuch einer Naturphilosophie die Annahme einer Vielheit von Realen (Monaden) sei, aus deren Verbindungen und Verhältnissen sowol die Form der Erscheinungswelt (Raum, Zeit u. s. w.) als die äußere Natur und das geistige Leben sich müssen ableiten lassen. In dem praktischen und religiösen Theile der philos. Wissenschaft steht H. dem Jacobi'schen Standpunkte einer Gefühlsphilosophie nahe, welche das Kant'sche Princip eines reinen Wollens (Autonomie der praktischen Vernunft) mit den Werthbestimmungen eines gebildeten Gefühls oder Gemeinsinns vertauscht. Denn ihm gilt die sittliche Beurtheilung für eine ästhetische, das sittliche Handeln für ein schönes Kunstwerk. Die aus diesem Grundsatz hervorgearbeiteten fünf praktischen Ideen sind die der Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit. Die angewandte Sittenlehre ist einerseits Pädagogik, andererseits Politik. Die Religion gründet sich auf die durch die teleologische Naturauffassung erweckbaren Gefühle der Bewunderung und Ehrfurcht vor dem Unerkennbaren. Seinen größten Fleiß hat H. auf die Psychologie verwandt durch seinen scharfsinnigen Versuch, die Vorstellungen oder innern Zustände der Seele als ebenso viele psychische Kräfte zu betrachten, und die Wirksamkeit derselben aufeinander einem exacten mathem. Calcul zu unterwerfen. Hierdurch gelang es ihm, die durch die Kant'sche Speculation zu Anfange des 19. Jahrh. zu sehr zurückgedrängten psychol. Studien mit neuen Lebenskräften zu durchdringen, indem er durch ein neues Verfahren neue Erfolge in Aussicht stellte, welche den zu lange eingeschlafenen Eifer für diese Sache aufs neue entzündeten. Wegen dieser exacten Durchführung ihrer psychol. Hypothese und wegen ihrer versöhnlichen Stellung zu den empirischen Wissenschaften legt sich seine Schule den Namen der «exacten» bei, dagegen wegen ihrer Polemik gegen den transscendentalen Idealismus Kant's und seiner Nachfolger nennt sie sich die Schule des Realismus. Sie hat sich mühsam und langsam gegen ihre Gegner Bahn gebrochen, ist aber zuletzt, wenn auch nur in eigentlich wissenschaftlichen Kreisen, zu großer Ausbreitung gelangt, sodaß seit den vierziger Jahren nach dem Sinken des Ansehens von Hegel sie den Rest des philos. Interesses der Deutschen fast ausschließlich auf sich concentriren zu wollen schien. Unter den Anhängern H.'s sind zu nennen: Drobisch, Hartenstein, Exner, Bobrik, Strümpell, Schilling, Taute, Waitz, Volkmann u. a. Von 1860—75 hatte die Schule das Organ ihrer innern Verständigung in der «Zeitschrift für exacte Philosophie im Sinne des neuern philos. Realismus», herausgegeben von Allihn und Ziller. Vgl. Drobisch, «Ueber die Fortbildung der Philosophie durch H.» (Lpz. 1876).

Herbeck (Joh.), namhafter Tonsetzer und Dirigent, geb. zu Wien 25. Dec. 1831, erhielt seinen ersten Musikunterricht als Sängerknabe im Cistercienserstift Heiligenkreuz bei Baden und bildete sich später bei dem Kapellmeister Rotter in Wien in der Harmonielehre aus. Seine weitere und höhere Ausbildung in der Tonsetzkunst erwarb er sich durch Selbststudium. Er wurde 1852 Chordirector bei den Piaristen in der Josephstadt, 1856 Chormeister des wiener Männergesangvereins und 1858 Dirigent der Concerte der Gesellschaft der Musikfreunde. Im J. 1863 zum Vicehofkapellmeister und 1866 zum ersten Hofkapellmeister ernannt, legte

Digitized by Google

er im letztgenannten Jahre seine Stelle beim Männergesangverein nieder, und nachdem er 1869 als erster Kapellmeister an die Hofoper berufen worden, entsagte er 1870 seiner Stellung bei der Gesellschaft der Musikfreunde. Den Aemtern als Dirigent der Hofkapelle und der Hofoper wurde 1871 noch das eines wirklichen oder technischen Directors der Hofoper beigefügt, und er bekleidete die Posten bei dem letztgenannten Institut bis 1875, worauf er dann wieder als Dirigent der Concerte der Gesellschaft der Musikfreunde eintrat. Als Componist hat sich H. am glücklichsten im Vocalsatz bewiesen; auch besteht die größte Zahl seiner veröffentlichten Arbeiten in Gesangssachen: Liedern für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, Gesängen für gemischten Chor und für Männerchor (theils mit, theils ohne instrumentale Begleitung). An reinen Instrumentalwerken erschienen von ihm: «Tanzmomente» für Orchester, «Symphonische Variationen», ebenfalls für Orchester, ein Streichquartett.

Herberge, ein schon im Althochdeutschen (heriberga) vorkommendes Wort, welches ursprünglich (wie auch noch das altfranz. herberge oder helberge) das Kriegslager, das Einlager der Soldaten bezeichnete, aber seit der zweiten Hälfte des Mittelalters mit der allgemeinen Bedeutung von Gasthaus, Wirthshaus in alle roman. Sprachen (ital. und span. albergo, wonach auch die neufranz. Form auberge) übergegangen ist. Völker von unentwickelter Cultur, bei denen die Gastfreundschaft (s. d.) noch heilige Sitte, kennen und bedürfen keiner besondern Pflegestätten für Fremde, und die Ausbildung des Herbergswesens erfolgt allenthalben erst mit der Entwickelung des Verkehrs. Im Orient hat man nur Karavanserais (s. d.), welche dem Reisenden nichts weiter als Obdach gewähren. In Griechenland, wo die regelmäßig wiederkehrenden nationalen und städtischen Feste sowie der lebhafte Verkehr in den Häfen große Menschenmengen zusammenführten, war die Einrichtung von Häusern, die jedem ein Obdach boten, ein Bedürfniß. An jenen Schauplätzen der öffentlichen Spiele oder in der Nähe vielbesuchter Tempel wurde zwar vom Staate für die Unterkunft von Fremden in eigenen Räumen gesorgt, daneben aber bestanden auch in allen größern Orten Gasthäuser (πανδοκεῖα) als Privatunternehmungen, von denen nicht nur Leute niedern Standes, sondern auch Reiche und Vornehme, die am Orte keine Gastfreunde hatten, Gebrauch machten. Aehnlich waren die Verhältnisse im Römischen Reiche, wo wenigstens in der Kaiserzeit in allen größern Orten sowie an den großen Straßenzügen H. für Reiche und Arme (cauponae oder deversoria) bestanden. Nach Einführung des Christenthums im Abendlande traten zu diesen H. noch die Klöster und später die Burgen der Herren und Ritter, welche nicht blos ihren Standesgenossen, sondern auch andern vorsprechenden Reisenden gastliches Obdach gewährten. Die meisten Klöster hatten eigene, zur Aufnahme von Fremden bestimmte Räume oder Gebäude, die deshalb den Namen hospitium oder hospitale führten. Noch gegenwärtig erinnern hieran die von Mönchen unterhaltenen Hospize an den Alpenpässen. Mit dem Aufblühen der Städte in der zweiten Hälfte des Mittelalters, namentlich in Deutschland, wurde die Aufnahme und Verpflegung von Fremden zu einem städtischen Gewerbe, wobei sich allmählich ein Unterschied zwischen H. im engern Sinne und Gasthäusern ausbildete. (S. Gast- und Wirthshäuser.) Unter H. verstand man vorzugsweise die Art von Gastwirthschaften, welche nur für wandernde Handwerksgesellen einer oder mehrerer verwandter Zünfte bestimmt waren. Die zuwandernden Gesellen fanden in ihrer H. nicht nur ein Unterkommen, sondern erhielten auch Arbeit nachgewiesen. Zugleich kamen in diesen Wirthschaften, die von einem Herbergsvater nebst Herbergsmutter verwaltet wurden, die im Orte arbeitenden Gesellen, vielfach aber auch die Meister zu Berathungen und Festlichkeiten zusammen. Mit dem Niedergange des Zunftwesens und seiner Einrichtungen haben auch diese Gesellenherbergen (bisweilen «Verkehre» genannt) zum Theil ihre Bedeutung verloren.

Herberstein (Sigism., Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 1486 zu Wippach in Krain, studirte die Rechte, wählte aber nachher den Militärstand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken. Der Kaiser ernannte ihn zum Befehlshaber der Reiterei von Krain, ertheilte ihm die Würde eines Hofraths und gebrauchte ihn sodann zu mehrern wichtigen Sendungen, namentlich auch 1526 nach Rußland. Später wurde er Geheimrath und Präsident des Finanzcollegiums, zog sich aber 1556 von den Geschäften zurück und starb 28. März 1566. Seine «Rerum Moscoviticarum commentarii» (lat., Wien 1549; deutsch, 1557; neu herausg. in Starczewski's «Scriptores exteri saeculi XVI. historiae Ruthenicae», 2 Bde., Berl. u. Petersb. 1841—43), sind das beste Werk über Rußland in älterer Zeit und lassen in H. einen geistreichen Beobachter erkennen. Seine bis 1545 reichende Autobiographie, zuerst 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich gedruckt, benutzte Adelung in der «Lebensbeschreibung H.'s» (Petersb. 1818). H.'s «Gesandtschaftsreise

Digitized by Google

nach Spanien» 1519 wurde von Chmel (Wien 1846) herausgegeben. Vgl. Adelung, «Kritisch-literarische Uebersicht der Reisenden in Rußland» (2 Bde., Petersb. 1846).

Herbert (Sidney, Lord), engl. Staatsmann, wurde als der Sohn des elften Grafen von Pembroke aus dessen zweiter Ehe mit einer Gräfin Woronzow 16. Sept. 1810 zu Richmond geboren. Auf der Schule zu Harrow und der Universität Oxford gebildet, trat er schon 1832 als Abgeordneter für Süd-Wiltshire ins Parlament und schloß sich hier den Conservativen unter der Führung Sir Robert Peel's an. Nach der Niederlage der Whigs 1841 wurde er in dem von Peel gebildeten Ministerium zum Secretär der Admiralität, 1845 aber zum Kriegssecretär mit einem Sitz im Cabinet ernannt. Während dieser Zeit machte auch er die Wandlung durch, zu der Peel selbst das Beispiel gab. Bisher eifriger Protectionist, ging H. 1846 mit seinem Chef und der Mehrzahl seiner Collegen in das Lager der Freihändler über und gehörte von nun an, nachdem das Ministerium den vereinten Angriffen seiner alten Gegner und seiner frühern Genossen erlegen war, zu der kleinen Schar parlamentarischer Capacitäten, die unter dem Namen der Peeliten gemäßigt conservative Grundsätze mit einer liberalen Handelspolitik verbanden. Als im Dec. 1852 Lord Aberdeen an die Spitze der Regierung trat, ward H. abermals Kriegssecretär, in welcher Eigenschaft er die Vorbereitungen zu dem Kriege gegen das ihm eng befreundete Rußland zu leiten hatte. An dem Misgeschick des engl. Heers in der Krim, das zum Sturz des Ministeriums Aberdeen (Jan. 1855) führte, hatte er zwar keine Schuld, da die Armeeverwaltung in das Ressort des zum Kriegsminister ernannten Herzogs von Newcastle gehörte; doch legte er den von ihm angenommenen Posten eines Staatssecretärs für die Colonien im Cabinet Palmerston nach wenigen Wochen nieder, weil er die Einsetzung einer parlamentarischen Commission zur Untersuchung des Zustandes der Armee als ein Mistrauensvotum betrachtete. Er blieb jetzt vier Jahre ohne Amt, und trat erst im Juni 1859 von neuem als Kriegsminister unter Palmerston ein. Mit Eifer gab er sich seinen Amtspflichten hin, und obgleich er nicht alle im Militärwesen eingewurzelten Uebelstände zu beseitigen vermochte, so wurden doch bedeutende Verbesserungen erzielt. Die rastlose Arbeitslust H.'s hatte indessen seine Gesundheit erschüttert. Um sich einigermaßen zu erholen, ließ er sich (10. Jan. 1861) zum Lord H. of Lea ernennen, damit er aus dem Unterhause in das verhältnißmäßig ruhigere Oberhaus übertreten könne. Doch sein Uebel verschlimmerte sich bald so sehr, daß er sein Portefeuille definitiv abgeben mußte. Er starb auf seinem Schlosse Wilton 2. Aug. 1861. Zu Salisbury wurde ihm 29. Juni 1863 ein Standbild errichtet.

Herborn, alte Stadt im Dillkreis des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, Provinz Hessen-Nassau, am Fuße des Westerwaldes, an der Dill und an der Bahnlinie Deutz-Gießen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, ein theol. Seminar, das 1817 aus der 1584 von Graf Johann dem Aeltern von Dillenburg gegründeten Hohen Schule hervorging, eine Realschule und eine Präparandenanstalt für Volksschullehrer und zählt (1875) 2718 E., welche eine Eisengießerei, ein Dampfsägewerk, eine Eisenmöbelfabrik, eine Dampfmühle und mehrere Walk- und Lohmühlen unterhalten und Ackerbau, Gerberei und Bierbrauerei treiben.

Herbort von Fritzlar, deutscher Dichter, lebte am Anfang des 13. Jahrh. Er war aus der hess. Stadt Fritzlar gebürtig und gehörte dem geistlichen Stande an; er bezeichnet sich selbst mit dem Ausdruck «gelehrter Schüler». Auf Anregung des Landgrafen Hermann von Thüringen verfaßte er, noch jung, als dichterisches Erstlingswerk sein «Liet von Troie», die älteste deutsche Bearbeitung der Trojanersage, nach dem franz. «Roman de Troies» von Benoit de Sainte-More. Seiner Heimat entsprechend, schrieb er nicht in reinem Oberdeutsch, sondern mundartlich gefärbt. Seine Darstellung zeigt noch wenig den Einfluß des höfischen Stils, der durch Heinrich vom Veldeken zuerst ausgebildet worden war, sondern trägt noch manche Spuren der rohern volksmäßigen Art des 12. Jahrh. Sein Gedicht wurde von Frommann herausgegeben (Bd. 5 der «Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur», Quedlinb. 1837).

Herbst nennt man im gewöhnlichen Leben in der nördl. gemäßigten Zone unserer Erde diejenige Jahreszeit, welche den Uebergang vom Sommer zum Winter bildet und während welcher die Tage abnehmen, die Temperatur sinkt und die Vegetation allmählich abstirbt; in der Astronomie diejenige Zeit des Jahres, in welcher die Sonne die Längengrade 180—270 durchläuft, und welche auf der nördl. Erdhemisphäre mit der Herbstnachtgleiche (Aequinoctium auctumnale) oder an dem Tage beginnt, an welchem die Sonne beim Durchlaufen der niedersteigenden Zeichen der Ekliptik in das Zeichen der Wage tritt und von Norden her den Aequator erreicht, d. i. am 22. (resp. 23.) Sept. Das Ende des H. fällt auf den Zeitpunkt, an welchem die Sonne ihre kleinste Mittagshöhe zeigt (Wintersolstitium), oder wenn sie sich

Digitized by Google

vom Aequator am weitesten nach Süden entfernt und auf der südl. Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat, d. i. 21. (resp. 22.) Dec. Die Bewohner der südlich gemäßigten Zone haben den H. zur entgegengesetzten Zeit, wenn in der nördlichen Frühling ist. Verschieden von dem astronomischen H. ist der physische H. oder die herbstliche Witterung, die gewöhnlich erst im October eintritt und durch das Verfärben und Abfallen der Blätter aller blattwechselnden Bäume, durch das Verwelken der kraut- und grasartigen Pflanzen, durch das Erscheinen gewisser Blumen (Herbstblumen) und das Reifen einer Menge Früchte charakterisirt ist. Daher bedeutet auch H. ursprünglich das Einsammeln der Früchte und wird, namentlich beim Wein, für Ernte oder Lese gebraucht. In meteorolog. Hinsicht und in Bezug auf Bodencultur, wie im allgemeinen Sprachgebrauch gelten als H. die drei Monate September, October und November.

Herbst (Eduard), österr. Staatsmann, der eigentliche Führer der Verfassungspartei im Abgeordnetenhause und der Deutschböhmen auf dem Landtage zu Prag, geb. 9. Dec. 1820 zu Wien, Sohn eines Advocaten, studirte daselbst die Rechte und wurde im März 1843 zum Doctor promovirt. Nachdem er hierauf bei der Hofkammerprocuratur in Staatsdienst getreten, ward er im April 1847 zum ord. Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechts an der Universität Lemberg ernannt. Er ging 1858 in gleicher Eigenschaft nach Prag. Nach Erscheinen des Februarpatents von 1861 wurde H. von dem Landwahlbezirk Hainspach-Schluckenau im nördl. Böhmen einstimmig als Abgeordneter auf den böhm. Landtag gesandt, von diesem aber in das Abgeordnetenhaus des Reichsraths gewählt. Diesen Bezirk vertritt H. seit 1861 im Landtag und Reichsrath ohne Unterbrechung. Im Reichsrathe gehörte er als Führer der deutschen und constitutionellen Partei zu den thätigsten Mitgliedern und vorzüglichsten Rednern. Er betheiligte sich an allen wichtigern Verhandlungen, war Mitglied der meisten Ausschüsse (in der Session 1865 von 13) und schon in der ersten Session unter anderm Berichterstatter über die Grundrechte, die Bankacte und das Preßgesetz. Auch im Winter 1865—66 vertrat er auf dem böhm. Landtage mannhaft das Interesse der Deutschen gegenüber den Uebergriffen der Czechen gegen das Sprachenzwangsgesetz, die Sistirung der Verfassung, die Czechisirung der Universität, die Palacky'sche Wahlordnung, gegen die föderalistischen Bestrebungen der Czechen und gegen die Feudalen Thun und Clam-Martinicz. Er organisirte eine deutschböhm. Partei, leitete den Wahlkampf, redigirte alle Manifeste und Adressen. Von 1862—67 war H. Mitglied der Staatsschulden-Controlcommission. Im Dec. 1867 trat H. in das Bürgerministerium als Justizminister. Als solcher führte er wichtige Reformen durch, z. B. die Aufhebung der Personalhaft des Schuldners, die Einführung der Jury für Preßdelicte, die Organisirung der Bezirksgerichte und insbesondere die confessionellen Gesetze von 1868. Am 12. April 1870 trat er von diesem Amte zurück und an die Spitze der verfassungstreuen parlamentarischen Opposition, bekämpfte mit Nachdruck das Ministerium Potocki und im Reichsrathe wie im Landtage und auf Parteitagen (zu Teplitz) die Politik des Ministeriums Hohenwart und dessen Fundamentalartikel bis zum Sturze Hohenwart's im Nov. 1871. Seit dieser Zeit führt H. die verfassungstreue Regierungspartei im Abgeordnetenhause und war in hervorragender Weise als Mitarbeiter und später Vertheidiger der großen Wahlreform thätig. Seit Jahren ständiger Obmann des «Clubs der Linken», des Budgetausschusses, der österr. Delegationscommission, fungirte er als Adreßberichterstatter und Referent in Eisenbahnangelegenheiten. In Anerkennung seines öffentlichen Wirkens wurde er von vielen deutschen Städten und Landgemeinden Böhmens zum Ehrenbürger ernannt. Als Rechtslehrer hat H. ebenfalls eine umfassende und nachhaltige Wirksamkeit entfaltet. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind außer zahlreichen Aufsätzen hervorzuheben: «Handbuch des österr. Strafrechts» (2 Bde., Wien 1855; 5. Aufl. 1875), «Sammlung von strafrechtlichen Entscheidungen des obersten Gerichtshofs» (Wien 1853; 3. Aufl. 1858; Nachträge 1857 u. 1860), «Einleitung in das österr. Strafproceßrecht» (Wien 1860; neue Aufl. 1871).

Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), Pflanzenart, s. Colchicum.

Herculano de Carvalho e Araujo (Alexandre), einer der ausgezeichnetsten Dichter und Gelehrten der Portugiesen, geb. 28. März 1810 zu Lissabon, wanderte 1828, um dem Absolutismus Miguel's zu entgehen, nach Paris und 1830 nach London. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1832 schloß er sich mit Enthusiasmus der liberalen Partei an, und machte sich als Mitarbeiter constitutioneller Blätter, dann 1837—43 als Redacteur des Journals «Panorama» einen Namen. In letzterm halb belletristischen Blatte hatten auch seine eigenen poetischen Arbeiten viel Beifall gefunden. Sein erstes größeres Gedicht war «A voz do propheta» (Ferrol 1836 u. öfter). In dieser religiös-polit. Dichtung, welche ungemeines Auf-

Digitized by Google

sehen erregte, malte er in Visionen und Träumen die Zukunft seines Vaterlandes mit düstern Farben. Sodann ließ er folgen «A harpa do crente» (Lissab. 1838 u. öfter), ebenfalls religiös-polit. Inhalts. Beide Dichtungen sind auch in seinen «Poesias» (Lissab. 1850) enthalten. H.'s Roman «Eurico, o Presbytero» (auch als Bd. 3 u. 4 der «Collecção de autores portuguezes», Lpz. 1867 erschienen; deutsch von G. Heine, Lpz. 1847) kann zwar auf den Namen eines Kunstwerks nicht Anspruch machen, bleibt aber für die neuere portug. Literatur immer eine bedeutende Erscheinung. Das Werk erschien als erster Theil des «Monasticon» (Lissab. 1847), dessen zweiter Theil der Roman «O monge de cister» (2 Bde., Lissab. 1848) bildet. Hieran schlossen sich die «Lendas e narrativas» (2 Bde., Lissab. 1851), eine Sammlung von histor. Sagen aus der vaterländischen Geschichte. H. wurde 1845 seiner Stellung als Stadtbibliothekar zu Porto enthoben und an die königl. Bibliothek zu Ajuda berufen. Nun widmete er sich einem gründlichen Studium der vaterländischen Geschichte, als dessen Frucht er die «Historia de Portugal» (Bd. 1—4, Lissab. 1846—53) herauszugeben begann. Dieses mit Benutzung neuer Quellen nach einem durchdachten Plane ausgearbeitete Werk zeichnet sich durch kritische Schärfe und Vertrautheit mit den Leistungen anderer Nationen, sowie durch classische Sprache und stilistische Vollendung vortheilhaft aus. Die Angriffe des Klerus kränkten den Dichter so sehr, daß er sein Werk unvollendet ließ und sich vom öffentlichen Leben auf ein Landgut bei Santarem zurückzog, nachdem er noch sein zweites histor. Hauptwerk «Da origem e estabelecimento da inquisição em Portugal» (2 Bde., Lissab. 1854—55) herausgegeben. Seitdem erschienen noch «Questoes publicas» (1873) und «Estudos historicos» (1876).

Herculānum, eigentlich Herculaneum, im Alterthum nächst Neapel und Capua wol die bedeutendste Stadt Campaniens, zwischen Neapel und Pompeji, nahe an der Küste, wurde von den Oskern gegründet, nachher aber meist von Griechen, die aus Unteritalien hierher einwanderten, bewohnt. Schon 63 n. Chr. wurde der Ort durch ein Erdbeben theilweise zerstört, unter der Regierung des Titus aber, 79 n. Chr., bei einem Ausbruche des Vesuv von einem Lavastrom und Aschenregen nebst den nahegelegenen Städten Pompeji und Stabiä so gänzlich verschüttet, daß man später Portici und einen Theil von Resina darauf erbaute. Die Behauptung des Franzosen Du Theil, daß die völlige Zerstörung erst 471 erfolgt sei, ist nicht erwiesen. Ueber die Geschichte der Ausgrabungen von H., Pompeji und Stabiä s. Pompeji.

Hercŭles, bei den Griechen Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, ist der berühmteste Heros der griech. Sagenwelt, in welchem die Poesie das Ideal eines Helden, der unter fortwährenden Mühen und Kämpfen das Höchste erreicht, dargestellt, und den dann die Philosophie vollends zu dem Ideal der männlichen Tugend ausgebildet hat. Nie zeigte sich Here (Juno) eifersüchtiger auf ihren Gemahl als diesmal und war deshalb schon des H. erbitterte Feindin, bevor er noch geboren. Zeus hatte einen Eid geschworen, daß der an diesem Tage Geborene alle Angehörigen des Geschlechts der Perseiden (zu dem H. von seiten seiner Mutter wie seines Stiefvaters gehörte) beherrschen solle, und Here wußte zu bewirken, daß die Niederkunft der Alkmene verzögert und dagegen die der Gemahlin des Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monate trug, beschleunigt wurde. Alkmene kam hierauf mit Zwillingen nieder, von denen H. der Sohn des Zeus, Iphikles aber der Sohn des Amphitryon, des Gemahls der Alkmene, war. H. bewies sich schon in der Wiege als der Sohn eines Gottes, indem er zwei von der Here geschickte Schlangen erwürgte. Durch Amphitryon's Sorge wurde er in allen Künsten von den besten Lehrern unterwiesen. In allem machte er ungemeine Fortschritte, nur für die Lyra schien seine Hand nicht gebildet; ein Schlag, den ihm Linos, sein Lehrer im Saitenspiel, einst gab, kostete diesem das Leben. Amphitryon sandte ihn deshalb auf das Land zu den Rinderheerden. In diese Lebenszeit fällt die von dem Sophisten Prodikos in moralisirendem Sinne erfundene Erzählung, daß H., am Scheidewege den Göttinnen der Wollust und der Tugend begegnend, die letztere zur Gefährtin seines Lebens erwählt. Die zum Theil ganz verschiedenen Gegenden Griechenlands angehörigen Sagen von den Thaten oder Arbeiten des H. sind offenbar durch die epische Poesie (es gab im Alterthum mehrere umfangreiche Epen unter dem Titel Herakleen) und die Mythographen in eine gewisse Reihenfolge und Ordnung gebracht worden. Die so systematisirte Herakles-Sage ist nach Apollodor, abgesehen von einigen kleinern Abweichungen, in der Kürze etwa folgende. Zuerst erlegte er einen Löwen, der am Kithäron wüthete und des Königs Thespios (oder Thestios) Heerden schädigte, und trug fortan dessen Fell mit dem Rachen als Gewand und Helm. Damals erzeugte er mit den 50 Töchtern des Thespios 50 Söhne. Nach Theben zurückgekehrt, befreite er diese seine Geburtsstadt nicht nur von der Schmach eines Tributs, den sie an die Orcho-

Digitized by Google

menier zahlen mußte, sondern zwang auch diese, das Doppelte des zuvor empfangenen Tributs künftig selbst zu zahlen. Kreon, der neue König von Theben, gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemahlin, mit der er drei Söhne erzeugte. Here aber sandte Wahnsinn über ihn, sodaß er diese seine Kinder mit eigener Hand erschlug. Aus Scham und Reue über diese gräßliche That verbannte er sich selbst aus Theben und befragte hernach, von der Blutschuld gereinigt, das Orakel zu Delphi, von wo er auf das Geheiß des delphischen Gottes sich zu Eurystheus begab und in dessen Dienste die Abenteuer bestand, die unter dem Namen der zwölf Arbeiten des H. bekannt sind: 1) erlegte er den nemeischen Löwen, der in dem Waldthale Nemea hauste, indem er ihn, da sein Fell für Waffen undurchdringlich war, in seinen Armen erwürgte; 2) tödtete er die in den Sümpfen von Lerna wohnende Hydra (Wasserschlange), deren abgeschlagene Köpfe immer in doppelter Zahl nachwuchsen, unter des Iolaos Beistand; 3) fing er die der Artemis geweihte kerynitische Hindin mit goldenem Geweih; 4) fing er den Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthos in Arkadien verheerte, und brachte diesen lebendig auf seinen Schultern zu Eurystheus, der darüber so sehr erschrak, daß er sich in ein Faß verkroch; 5) reinigte er in Einem Tage die Ställe des Königs Augias von Elis, worin dieser 3000 Rinder seit langer Zeit stehen gehabt hatte, dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alpheios und Peneios hindurchleitete; 6) verscheuchte und tödtete er die Stymphaliden, greuliche Raubvögel, welche die Gegend um den See Stymphalis in Arkadien verheerten; 7) fing er den kretischen Stier, welchen Poseidon einst aus den Fluten hatte aufsteigen lassen, und welchen Minos, anstatt ihn, wie er gelobt, dem Gotte zu opfern, unter seine Heerden gebracht hatte, wofür Poseidon zur Strafe den Stier in Wuth versetzt hatte; als H. den Stier Eurystheus gebracht hatte, ließ er ihn wieder frei, worauf derselbe nach Marathon lief; 8) brachte H. die menschenfressenden Rosse des thraz. Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die sein Gebiet betraten, vorwarf, zu Eurystheus; 9) holte er für denselben, von einigen andern Helden begleitet, den Gürtel der Amazonenkönigin Hippolyte, sowie 10) die Rinder des dreileibigen Geryones und 11) die goldenen Aepfel aus dem Garten der Hesperiden (s. d.) mit Hülfe des Atlas, für welchen er unterdessen das Himmelsgewölbe trug; 12) führte er den Höllenhund, den dreiköpfigen Cerberus (s. d.) mit Erlaubniß des Pluton aus der Unterwelt gewaltsam empor und brachte ihn, nachdem er ihn dem Eurystheus gezeigt, dorthin zurück.

Nachdem H., um diese Abenteuer zu bestehen, die Welt durchzogen, verrichtete er nach Vollendung derselben noch viele andere Thaten, die man wol auch theils als seine Nebenthaten (πάρεργα), theils als seine eigenen Unternehmungen (πράξεις) von den ihm auferlegten Kämpfen (ἆθλοι) unterschieden hat. Dahin gehören sein Kampf mit den Centauren auf dem Berge Pholoe in Arkadien, seine Theilnahme an dem Kampfe der Götter gegen die Giganten (wobei er den Alkyoneus tödtete) und am Zuge der Argonauten, seine Befreiung der Hesione, die von ihrem Vater, um den Zorn der Götter zu versöhnen, einem Meerungeheuer ausgesetzt war, die Errichtung der sog. Herculessäulen (s. d.), seine Kämpfe mit Antäos, Busiris und Kyknos, die Befreiung des an den Kaukasus gefesselten Prometheus (s. d.) und des Theseus (s. d.) aus der Unterwelt. Nachdem er die ihm von Eurystheus auferlegten sowie die meisten der ebengenannten Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben, vermählte die Megara seinem treuen Gefährten und Diener Iolaos und zog nach Oichalia, wo der König Eurytos seine Tochter Iole demjenigen, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgesetzt hatte; obgleich er alle besiegte, erhielt er doch die Iole nicht, weil man einen neuen Anfall seines Wahnsinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieser bald darauf, nachdem er in der Zwischenzeit die Alcestis aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls Admetos gebracht hatte, noch einmal, und in diesem Anfall stürzte er Iphitos, der Iole ältesten Bruder, von den Mauern Tirynths herab. Ungeachtet er von diesem Mord gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in schwere Krankheit, sodaß er das delphische Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort versagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß und kämpfte selbst mit dem Apollo. Endlich erhielt er das verlangte Orakel, welches also lautete: von seiner Krankheit werde er genesen, wofern er auf drei Jahre sich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gebe. Diesem Orakelspruch zufolge verkaufte Hermes den H. an Omphale, der Lydier Königin. Nach Vollendung seiner Dienstzeit strafte er manche Ungerechtigkeit und Wortbrüchigkeit aus früherer Zeit. So zog er mit einem Heere gegen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen, und mit einem andern gegen Augias, welche beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalydon hatte er inzwischen um des Oeneus Tochter Deianira geworben und, nachdem er um ihren Besitz mit dem Fluß-

Digitized by Google

gott Acheloos gekämpft, sich mit ihr vermählt. Als er mit derselben nach Trachis heimkehrte, traf er am Flusse Euenos den Centauren Nessos, der die Wanderer um Lohn übersetzte. Als dieser beim Hinübertragen der Deianira sich an dieser vergreifen wollte, tödtete ihn H. mit einem in das Gift der Lernäischen Schlange getauchten Pfeile. Im Verscheiden lehrte Nessos Deianira einen Liebestrank für H. mischen. In Trachis sammelte H. darauf ein Heer zum Rachezuge gegen Oichalia. Eurytos und seine Söhne fielen; die Stadt wurde genommen, geplündert und Iole als Gefangene weggeführt. Bei der Heimkehr errichtete H. auf dem Vorgebirge in Euboia dem Zeus einen Altar und sandte, um darauf feierlich zu opfern, nach Trachis um ein weißes Gewand. Deianira befragte den Boten wegen Iole, und da sie fürchtete, ihr Gemahl werde diese mehr lieben als sie, so nahm sie des Nessos vermeinten Liebestrank und bestrich damit das Gewand. H. bekleidete sich damit; kaum aber war dasselbe erwärmt, so griff das Gift den Körper an, und H., von Schmerz gefoltert, riß sich mit dem Gewande das Fleisch vom Leibe. In solchem Zustande brachte man ihn zu Schiffe nach Trachis, wo Deianira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, sich erhing. H. selbst begab sich auf den Berg Oeta, errichtete einen Holzstoß, bestieg ihn und befahl, ihn anzuzünden: sein Gefährte Philoktetes erzeigte ihm diesen letzten Liebesdienst. Als der Holzstoß auflohderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel hinauftrug, wo er durch Athene, die ihm während seines Erdenlebens als treue Beschützerin zur Seite gestanden, in den Kreis der Götter eingeführt, mit Here versöhnt und mit Hebe, der Göttin der ewigen Jugend, vermählt wurde.

In Bezug auf die ursprüngliche Bedeutung dieser mit einer so reichen Fülle von Sagen umkleideten Gestalt gehen die Ansichten sowol der antiken Theologen als der neuern Mythologen ziemlich weit auseinander. Sicher scheint indeß, daß die Grundlage derselben keine historische, sondern eine Naturanschauung ist. Dies zugegeben, wird man als die wahrscheinlichste Deutung der Sage diejenige anzuerkennen haben, welche den H. als den Repräsentanten der Sonne auffaßt, die unter fortwährendem Kampfe mit Wolken, Nebeln und Dünsten ihren für die Menschen so wohlthätigen Lauf vollendet. Aber diese Naturbedeutung ist durch die epische Poesie frühzeitig zurückgedrängt und H. in durchaus anthropomorphischer Weise zum Ideal heroischer Kraft und Tüchtigkeit gestaltet worden. Neben dieser idealen Auffassung finden wir aber bei attischen Dichtern, besonders im Satyrdrama, dem lustigen Nachspiel der Tragödie, eine parodische, indem man den H. als speciell böot. Heros zum Träger der hervorstechendsten Eigenschaften der Böoter, ihrer Rohheit, ihrer Unmäßigkeit im Essen und Trinken und ihrer Freude an Händeln, gemacht hat. In der bildenden Kunst ist der Hauptcharakterzug der besonders durch Myron und Lysippos ausgebildeten Herakles-Darstellungen der der gewaltigen, durch Anstrengung gestählten Körperkraft, wie dies unter den zahlreichen noch erhaltenen Herakles-Statuen am schönsten der sog. Torso vom Belvedere, das Werk des Atheners Apollonios, in Rom und die von dem Athener Glykon jedenfalls nach einem Original des Lysippos gearbeitete Statue des sog. Farnesischen H. in Neapel zeigen. Von den Kämpfen und Abenteuern des H. sind uns sehr zahlreiche Darstellungen in Reliefs, worunter die zum Theil wiedergefundenen Metopen vom Zeus-Tempel zu Olympia hervorzuheben sind, wie auf griech. Vasenbildern, besonders des ältern Stils, erhalten. Wie die andern griech. Götter- und Heroengestalten, so finden wir auch H. bei den Römern wieder. Zugleich aber verehrten dieselben in H. einen altitalischen Gott, von dem es ungewiß ist, ob er von Haus aus so geheißen hat, oder ob auf ihn der Name des griech. Herakles in H. umgebildet übertragen sei. Er hatte namentlich an der Ara maxima eine uralte hochheilige Cultstätte.

Herculesbäder, s. Mehadia.

Herculessäulen nannte man im Alterthum die beiden Vorgebirge an der Meerenge von Gibraltar, Calpe und Abila (jetzt Gibraltar und Ceuta), welche man als die Grenzen der Welt betrachtete und die man von Hercules auf seinen Wanderungen gesetzt glaubte.

Hercynischer Wald, lat. Hercynia silva, griech. Arkynia oder Orkynia, ist bei den Alten die gewöhnliche Benennung des ganzen zusammenhängenden Waldgebirgsgürtels Mitteldeutschlands vom Rhein bis zu den Karpaten, die jedoch von den verschiedenen Schriftstellern bald auf diesen, bald auf jenen besondern Theil desselben übertragen wird. Schon Aristoteles kennt den Hercynischen Wald und läßt in ihm den Ister (Donau) entspringen. Cäsar, der ihn auf 9 Tagereisen in der Breite und 60 Tagereisen in der Länge schätzt, begreift darunter sämmtliche deutsche Höhenzüge im Norden der Donau. Strabo, der sich noch nicht ganz von Cäsar's Vorstellung losmachte, setzte ihn gleichwol an die Stelle des heutigen Böhmerwaldes, was auch Vellejus Paterculus in noch bestimmterer Weise that. Florus, Tacitus und Plinius dagegen

Digitized by Google

begreifen darunter den Thüringerwald. Je mehr die alten Geographen bei näherer Bekanntschaft mit Deutschland von speciellen Gebirgsnamen Kenntniß erhielten, um so mehr mußte jene allgemeine Benennung zurücktreten, sodaß Ptolemäus damit nichts anderes mehr zu bezeichnen wußte als den Bergrücken, der die Sudeten mit den Karpaten verbindet, wofür er eben wol keinen Specialnamen kennen mochte. In der systematisirenden Geographie haben Neuere den antiken Namen wieder hervorgesucht und zum Theil sehr willkürlich angewandt. So verstehen franz. Geographen unter dem Hercynischen Bergsystem sämmtliche Gebirge zwischen den Alpen, dem Rhein, der norddeutschen Ebene, der Elbe in Böhmen und der Thaya in Mähren, während manche deutsche Geographen diesen Namen der langen Reihe von Bergketten, Berggruppen und Hochebenen geben, welche die äußere Umwallung des deutschen Hochlandes gegen die nordöstlich vorliegende Tiefebene bildet und die Wesergebirge, den Harz, das thüring., das sächs. und das lausitzische Bergland, das Riesengebirge und das glatzer Hochland umfaßt.

Herder (Joh. Gottfr. von), einer der eigenthümlichsten, umfassendsten und geistvollsten Schriftsteller der Deutschen, wurde 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Mädchenschullehrer und Cantor war. Nicht begünstigt durch Erziehung und äußere Umstände, entwickelte sich die schöne Natur des jungen H. durch eigene Kraft. Er besuchte die Lateinschule seines Geburtsortes, deren ihm wohlwollender Rector ihn auch im Griechischen und Hebräischen unterrichtete. Im J. 1760 nahm ihn der Diakonus Treścho als Famulus und Abschreiber in sein Haus, wo er, wenn er auch weiter keine Förderung seiner Bildung fand, doch die Bibliothek Treścho's benutzen konnte. Im J. 1762 erbot sich ein russ. Regimentschirurg, der gerade in Mohrungen in Quartier gelegen hatte, den jungen H. mit nach Petersburg zu nehmen, ihm die Chirurgie zu lehren und ihm auch Hülfe für eine Thränenfistel, woran er litt, zu verschaffen, wofür ihm H. eine medic. Abhandlung ins Lateinische übersetzen sollte. H., der keine Aussicht hatte, seinen Lieblingsstudien leben zu können, nahm das Anerbieten mit Freuden an und folgte dem neuen Freunde bis Königsberg. Dort aber fiel er bei der ersten Section in Ohnmacht, sodaß er von dem Studium der Chirurgie absehen mußte. Entschlossen, sich nunmehr der Theologie zuzuwenden, fand er Freunde, die sich seiner annahmen und ihm erst seine Studien erleichterten, dann eine Stelle am Friedrichscollegium verschafften, bei der es ihm an Zeit zu eigenem Studiren nicht mangelte. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft Kant's, der ihn alle seine Collegien unentgeltlich hören ließ. Mit der strengen philos. Schule konnte er sich jedoch nie befreunden; inniger schloß er sich an Hamann an. Er trieb die Theologie in jenem hohen Sinne und Geiste, durch welchen es ihm später gelang, auch hier eine Reform anzubahnen. Von dem edelsten Eifer beseelt, suchte er seine Kenntnisse fortwährend möglichst zu erweitern und ermüdete nicht, die unermeßlichen Gebiete der Kunst und Poesie, der Naturwissenschaft, der Literatur und der Geschichte zu durchwandern. Im Herbst 1764 ging er als Collaborator an die Domschule nach Riga, mit welcher Stelle später für ihn ein Predigtamt verbunden wurde. Seine Zöglinge und Zuhörer hingen enthusiastisch ihm an. Als geistlicher Redner sprach er so evangelisch lauter, daß er sich aller Herzen bemächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man beschloß, eine geräumige Kirche zu bauen. Im J. 1767 wurde ihm von Petersburg aus das Inspectorat der dortigen St.-Petrischule angetragen; allein er lehnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern legte selbst 1769 seine Stelle in Riga nieder, um eine größere Reise zu unternehmen. H. war bereits in Paris angekommen, als er zum Erzieher und Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Eutin auserwählt wurde. Er reiste deshalb von Paris nach Eutin und von da nach einigen Monaten mit dem Prinzen nach Straßburg, wo er jedoch bald seine Stellung aufgab, aber wegen seines alten Augenübels noch ein halbes Jahr verweilte. Hier befreundete er sich mit Goethe, auf den er einen bedeutenden Einfluß gewann. H. hatte schon damals durch mehrere Schriften, meist kritisch-polemischen Inhalts, in denen er mit jugendlicher Kühnheit und nicht ohne Heftigkeit für Lessing'sche und Winckelmann'sche Kunstansichten gegen die Flachheiten und Irrthümer der Zeit ankämpfte, vorzüglich durch seine «Fragmente über die neuere deutsche Literatur» (1767) und seine «Kritischen Wälder» (1769) einen bedeutenden Ruf sich erworben, für die Theologie jedoch noch nichts von Bedeutung geliefert. Dennoch erhielt er in Straßburg den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg, wohin er 1771 abging. Hier erwarb er sich bald auch einen ausgezeichneten Namen als Theolog, sodaß er 1775 einen Ruf als Professor der Theologie nach Göttingen erhielt. Aber er zögerte mit der Annahme, weil der König seine Berufung nicht unbedingt bestätigt und man im Gegentheil verlangt hatte, daß er sich zu einem Colloquium stellen solle. Als er im Begriff war, sich für Göttingen zu entscheiden, erhielt er

Digitized by Google

den durch Goethe ausgewirkten Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath nach Weimar. War irgendein Ort, wo H. nicht blos ungestört, sondern auch vielfach angeregt, die beste Wirksamkeit äußern konnte, so war es Weimar, wo er im Oct. 1776 ankam. Die schönsten Früchte seines reichen Geistes reiften hier, und Weimar wird sich noch lange dankbar dessen erinnern, was H. als geistlicher Redner, als Aufseher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflicher Einrichtung segensreich gewirkt hat. Galt Weimar für das deutsche Athen, so hat auch H. als einer der ersten Männer daselbst seinen Antheil daran. Geliebt und geehrt von seinem Fürstenhause, erhielt er manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste. Er wurde 1789 Vicepräsident, 1801 Präsident des Oberconsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war, und hierauf von dem Kurfürsten von Baiern in den Adelstand erhoben. So wirkte er, bis 18. Dec. 1803 der Tod seine, nur in den letzten Jahren oft durch eine trübe und gereizte Stimmung gelähmte Wirksamkeit unterbrach. In seinen «Schriften» (45 Bde., Stuttg. 1805—20; Taschenausgabe, 60 Bde., Stuttg. 1827—30; 40 Bde., Stuttg. 1852—54; ferner eine kritisch genaue, mit Biographie und Anmerkungen versehene Ausgabe, meist von Düntzer besorgt, in Hempel's «Nationalbibliothek deutscher Classiker», Bd. 1—17, Berl. 1869—76; endlich eine neue kritische Ausgabe von Suphan, in 32 Bdn., Berl. 1877 fg.; ausgewählte Werke in 1 Bd., Stuttg. 1844; in 4 Bdn., herausg. von Kurz in der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur», Hildburgh. 1871—72) hat er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Dieselben zerfallen ihrer Vielseitigkeit wegen in drei Klassen: in Schriften zur Religion und Theologie, zur Literatur und Kunst, zur Philosophie und Geschichte.

H.'s Originaldichtungen sind mit einzelnen Ausnahmen (wozu die meisten seiner «Legenden» gehören) von keiner großen Bedeutung. Glänzend aber zeigt sich seine dichterische Begabung in den Nach- und Umdichtungen fremdländischer Poesie, so vor allem in seinen «Volksliedern» (1778; zuletzt 1840) und in dem nach seinem Tode erschienenen «Cid» (1805; neu herausg. von Julian Schmidt, Lpz. 1868). Als Theolog erwarb er sich großes Verdienst um eine geistige, von dem Buchstaben des Dogmas freie Auffassung des Christenthums sowie um die Erklärung der Heiligen Schrift, und namentlich ist in dieser Beziehung sein «Geist der ebräischen Poesie» (Dessau 1782—83; 3. Aufl. von Justi, 2 Bde., Lpz. 1825) hervorzuheben. Als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterließ er einen Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Weltbeobachtungen; als Erklärer des classischen Alterthums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch die Muster Griechenlands. Er läuterte allseitig den Geschmack und suchte durch Anschauung und Würdigung der schönen Kunst den Menschen zu reiner Menschheit zu erheben. Auch machte er aufmerksam auf manches Vergessene und Verkannte der vaterländischen Vorzeit und erweckte den Sinn für das echt Volksthümliche der Poesie; Volkslied, Legende, Ossian, Shakspeare, die Poesie des Südens, die griech. Anthologie und vieles andere wurde durch ihn uns näher gebracht. Er stimmte fast in allem, was er schrieb, zur Begeisterung, hauchte der Seele edle Gefühle ein und entflammte das Herz für das wahrhaft Schöne und Große. Sein Hauptwerk sind die unvollendeten «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» (4 Bde., Riga 1784—91; 4. Aufl., mit Luden's Einleitung, 2 Bde., Lpz. 1841, neu herausg. von Julian Schmidt in der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.», Bd. 23—25, Lpz. 1868), in welchem alle Strahlen seines Geistes sich vereinigen. Schon früh suchte er nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, und es zeigt sich in allem, was er jemals schrieb, diese Richtung. Sein Ziel dabei war, die ganze Geschichte der Menschheit als eine große, zusammenhängende, einem höhern Ziele zustrebende Reihe des Geschehens darzustellen. Das Ziel und den Endpunkt der Menschennatur und alles ihres Strebens bezeichnete er am liebsten durch das Wort Humanität. H. gehört zu den Geistern, die nach den verschiedensten Richtungen hin anregend, weckend und befruchtend wirken, und die eben deshalb leichter als minder reiche in den Hintergrund gedrängt werden, weil sie versäumten, ihren eigenen Werken den Stempel der absoluten Vollendung zu geben, der sie unangetastet über den Strom der Zeiten fortträgt. H.'s Leistungen im Gebiete der Theologie, der Literatur, der Kritik und der Philosophie sind vielfach berichtigt und selbst übertroffen worden; manches einzelne, z. B. seine Polemik gegen Kant, war sogar verfehlt; aber sein Verdienst ist darum nicht geringer. Der ganze Culturzustand Deutschlands hat von ihm einen mächtigen, weithin sich verbreitenden Impuls erhalten, und an warmer, tiefer Begeisterung für alles echt Menschliche hat ihn keiner überragt. Deshalb war es nur der Tribut einer schuldigen Dankbarkeit, daß nicht nur der Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, 1819

Digitized by Google

eine Gedächtnißtafel mit der Inschrift «Licht, Liebe, Leben» auf sein Grab legen ließ, sondern daß man auch 1844 zu Königsberg und an andern Orten seinen 100jährigen Geburtstag feierte und 25. Aug. 1850 in Weimar sein ehernes Standbild errichtete. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine würdige Witwe, Maria Kornelia, geborene Flachsland, geb. 1750, gest. 1809, in ihren «Erinnerungen aus H.'s Leben», die J. G. Müller (2 Bde., Stuttg. 1820) herausgab. H.'s inhaltreicher brieflicher Nachlaß ist enthalten in «H.'s Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel» (herausg. von seinem Sohne Emil Gottfr. von Herder, 3 Bde., Erlangen 1846—48), «Aus H.'s Nachlaß. Ungedruckte Briefe von H. und dessen Gattin» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, 3 Bde., Frankf. a. M. 1856—57), «H.'s Reise nach Italien. H.'s Briefwechsel mit seiner Gattin von Aug. 1788 bis Juli 1789» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, Gieß. 1859), «Von und an H. Ungedruckte Briefe aus H.'s Nachlaß» (herausg. von Düntzer und F. G. von Herder, 3 Bde., Lpz. 1861—62). Vgl. Werner, «H. als Theolog» (Berl. 1871); Joret, «H. et la renaissance» (Par. 1875).

Herder (Sigm. Aug. Wolfgang, Freiherr von), um den sächs. Bergbau hochverdienter Bergbeamter, der Sohn des Vorigen, geb. 18. Aug. 1776 zu Bückeburg, wurde in Weimar erzogen, wo namentlich einige Reisen mit Goethe in ihm die Neigung zu Mineralogie und Bergbau erweckten. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien ging er 1794 auf ein Jahr nach Neuchâtel und begann, nachdem er die Universitäten zu Jena und Göttingen besucht, 1797 in Freiberg seine berg- und hüttenmännischen Studien. Die Hoffnung auf sächs. Dienste veranlaßte ihn 1800 die Universität Wittenberg zu beziehen, wo er die Rechte studirte. Nach seiner Rückkehr nach Freiberg wurde er 1802 Bergamtsassessor, 1803 Assessor im Bergamte Schneeberg und 1804 Oberbergamtsassessor und Bergcommissionsrath in Freiberg. Nach Charpentier's Tode erhielt H. 1806 die Aufsicht über das Blaufarbenwesen. Insbesondere wurde seine Thätigkeit seit 1809 in Betreff des Eisenhüttenwerks Panki und der Salzwerke von Wieliczka im Großherzogthum Warschau in Anspruch genommen, weshalb er mehrere Jahre theils in Warschau, theils in Wien verweilte. Der König von Sachsen erhob ihn für seine Dienste in den Freiherrnstand. Unter dem russ. Gouvernement kam H. in das Geh. Finanzcolleginm nach Dresden; 1818 wurde er Viceberghauptmann, 1821 Berghauptmann und 1826 Oberberghauptmann. Im J. 1835 machte er eine Reise nach Serbien, um den Bergbau dieses Landes wieder emporzubringen. Er starb zu Dresden 29. Jan. 1838 und wurde auf der Halde des alten Bergwerks Drei Königfundgrube zwischen Freiberg und Tuttendorf beerdigt, wo ihm ein Denkmal errichtet ward. Erst nach seinem Tode erschien die Schrift «Der tiefe meißener Erbstollen» (Lpz. 1838) und «25 Tafeln Abbildungen der vorzüglichsten Apparate zur Erwärmung der Gebläseluft auf den Hüttenwerken» von Brendel, Reich, Winkler und Merbach (Freiberg 1840).

Here, Göttin, s. Juno. — H. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Hereford, eine der westl. Grafschaften Englands, zählt auf 2156,5 QKilom. (1871) 125,370 E. und bietet einen schönen Wechsel von Hügeln, Thälern und Ebenen dar. Ihre höchsten Erhebungen sind die Hatterelkette an der Westsüdwestgrenze und die Malvernhills (Worcestershire Beacon, 395 Mt. hoch) an der Ostgrenze. Gegen Süden abgedacht, sendet das Land seinen bedeutendsten Fluß zum Severn, nämlich den 195 Kilom. langen, wegen seiner romantischen Scenerie berühmten Wye, welcher rechts den Monnow, links den Lug mit dem Arrow und dem Frome aufnimmt und bei hohem Wasser bis Hay, 48 Kilom. oberhalb der Stadt H., für Barken von 3—400 Ctrn. zugänglich gemacht ist. Der Leominsterkanal geht westwärts nach Kington am Arrow und nordostwärts in die Severn, in welche von H. auch der Gloucester- und Herefordkanal führen sollte, der jedoch nur bis Ledbury vollendet. Der Boden ist im allgemeinen so fruchtbar, daß nur 24 Proc. keine Bodenfrüchte liefern; 6,5 Proc. sind mit Wald und Busch bedeckt. Neben der Gewinnung von Getreide, namentlich Weizen und Gerste auf 21 Proc. der Bodenfläche, herrscht die Obstcultur in ausgedehntester Weise vor auf 4,5 Proc. der Fläche. Aepfel- und Birnwein ist ein Stapelartikel. Der Absatz geht meist nach London und Bristol, von da nach Amerika und Westindien. Nebenbei wird viel Hopfen gebaut. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Wegen seines feinen Vließes und vortrefflichen Fleisches sehr geschätzt ist das Herefordschaf, dessen Stammrasse die Collings oder Rylands bilden. Die Wälder geben viel Eichenholz, das Mineralreich fast nur Eisen, welches aber nicht benutzt wird. Mit Ausnahme der im Verfall begriffenen Handschuhfabrikation in der Hauptstadt und in Leominster, der Seil- und Tandreherei und Sacktuchweberei in Ledbury und des Webens einiger grober Wollstoffe fehlen in H. Manufacturen. Die früher schwunghaft betriebene Tuchbereitung in Ledbury ist eingegangen. Die Grafschaft

Digitized by Google

sendet drei Abgeordnete in das Parlament, je zwei andere die Städte H. und Leominster. — Der Hauptort H., Municipalstadt und Parlamentsborough, in freundlicher und fruchtbarer Gegend an dem Wye und am Glouceſterkanal ſowie am Kreuzungspunkte von fünf Eiſenbahnen gelegen, iſt der Sitz eines Biſchofs, hat eine 1115 erbaute, 1862 reſtaurirte Kathedrale und einige andere alterthümliche Bauwerke, ein Denkmal Nelſon's, einen biſchöfl. Palaſt, eine Gerichtshalle, Stadthalle und Grafſchaftshalle. Die Stadt beſitzt drei literariſche und ein Handwerkerinſtitut nebſt Bibliothek, eine naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft, mehrere Hospitäler und Krankenhäuſer. H. zählt 18,347 E., die Handſchuhe, Flanell und Hüte fabriciren und Handel mit Landesproducten, hauptſächlich Obſtwein, Hopfen und Lohe treiben. H. iſt der Geburtsort Garrick's. Ehemals war die Stadt befeſtigt.

Heremans (Jak. Franz Joſ.), verdienter niederländ. Sprachforſcher, geb. 28. Jan. 1825 in Antwerpen, genoß ſeine wiſſenſchaftliche Erziehung am Athenäum ſeiner Vaterſtadt, erhielt 1843 eine Anſtellung als Unterbibliothekar daſelbſt, bald nachher 1844 als Lehrer am ſtädtiſchen Collegium zu Mecheln und dann 1845 am Athenäum in Gent, wo er 1864 als Univerſitätsprofeſſor der niederländ. Sprache und Literatur thätig war. Außer zahlreichen Werken über niederländ. Grammatik, Metrik und Literatur lieferte H. Biographien der vläm. Dichter Ledeganck (Antwerp. 1847) und J. T. van Ryswijck (Antwerp. 1850), wie auch des vläm. Geſchichtſchreibers David (Leid. 1868). Sehr geſchätzt iſt ſeine Ausgabe zweier Gedichte des Jakob van Maerlant, «Van den lande van Oversee» und der «Kerken claghe» (Gent 1871); ausgezeichnet iſt ſein franz.-niederländ. und niederländ.-franz. Wörterbuch (Antwerp. 1865—68). H. iſt jetzt der Hauptvertreter der wiſſenſchaftlichen Seite der vläm. Bewegung, wie es früher J. F. Willems war.

Herford, Kreisſtadt im Regierungsbezirk Minden in der preuß. Provinz Weſtfalen, 15 Kilom. von Bielefeld an der Köln-Mindener Eiſenbahn, wird von der Werre und Aa in die Altſtadt, Neuſtadt und Radewig (Radewich) getheilt. Der Ort hat eine kath. und fünf evang. Kirchen, eine Synagoge, ein 1540 gegründetes evang. Gymnaſium, eine Landwirthſchaftliche Lehranſtalt, ein Theatergebäude und zählt (1875) 12,012 E., welche Taback, Teppiche, Leinenzeuge, Möbel, Zuckerwaaren fabriciren, Baumwoll- und Flachsſpinnerei treiben. Zur Erbauung der Stadt gab das nach der Sage 832 geſtiftete und 839 von Ludwig dem Frommen beſtätigte Frauenſtift Anlaß, deſſen gefürſtete Aebtiſſin Reichsſtandſchaft genoß und dieſelbe auch fortbehielt, als das Stift evangeliſch wurde. Das Stift wurde 1803 und das im 11. Jahrh. geſtiftete Collegiatſtift auf dem Berge bei H. 1810 aufgehoben. H. ſelbſt war früher Hanſeſtadt, wurde 1631 Freie Reichsſtadt, mußte ſich 1647 dem Kurfürſten von Brandenburg unterwerfen, kam 1807 an Weſtfalen und 1813 an Preußen zurück. — Der Kreis H. zählt (1875) auf 437,7 QKilom. 70,375 E.

Héricourt, Stadt mit (1872) 2826 E. im franz. Depart. Oberſaône, an der Liſaine, bekannt durch den Sieg der Schweizer über das burgund. Heer 14. Nov. 1474, namentlich aber durch die ſog. Liſaine-Schlacht (Schlacht vor Belfort), in welcher 15., 16., 17. Jan. 1871 der preuß. General von Werder (ſ. d.) mit dem 14. Armeecorps, 35,000 Preußen und Badenſer, gegen 160,000 Franzoſen unter General Bourbaki heldenmüthigen Widerſtand leiſtete. Schon vom 3. bis 8. Jan. fanden täglich kleinere Zuſammenſtöße (ſo bei Bellefaux, Villerſec, Villerſexel, Lévrecey, Belle le Châtel) zwiſchem dem 14. Corps und der von der Loire zum Entſatze von Belfort (ſ. d.) anrückenden Armee Bourbaki's ſtatt, in denen letztere viele Gefangene verlor. Das Gefecht von Villerſexel verzögerte den franz. Vormarſch um zwei Tage und ermöglichte es dem deutſchen 14. Armeecorps, noch vor dem Gegner die bereits vorher recognoſcirte und durch ſchwere Batterien (Belagerungsgeſchütz von Belfort) verſtärkte Stellung von H. zu beſetzen. Charakteriſtiſch für die dreitägige Schlacht iſt, daß ſie vom General von Werder unter der Gefahr eines Ausfalls aus Belfort, zwiſchen zwei feindlichen Feuern, im Rücken die ſtarke franz. Feſtung und in der Front einen an Zahl mehr als vierfach überlegenen Gegner, geſchlagen werden mußte. Um einer Flankirung möglichſt zu begegnen, wurde die deutſche Vertheidigungslinie über ſieben Stunden Wegeslänge von Frahier über Echauanne, Chenebier, Chagny, Luze, H., das den Hauptſtützpunkt der Werder'ſchen Stellung bildete, und ſüdwärts über Buſſurel, Bethoncourt, Montbéliard nach Delle an der ſchweizer Grenze ausgedehnt. Auf dem Berge Les Baragues wie an andern Punkten waren Batterien für Belagerungsgeſchütze errichtet, ebenſo bei Chalonsvillars; Schloß Montbéliard ſelbſt war auf 21 Tage mit Munition und Lebensmitteln für die Beſatzung verſehen und auch zur Geſchützvertheidigung eingerichtet. Für die drei Schlachttage nahm Werder ſeinen Standpunkt unweit

Digitized by Google

Les Baragues, von wo aus er durch Cavalerieposten mit dem Feldtelegraphen in Brevilliers in Verbindung stand. Die unmittelbare Vertheidigung der Mitte der deutschen Stellung bei H. leitete General von Schmeling, auf dem linken Flügel befehligte General von Debschütz, auf dem rechten, wo die Badener unter General von Degenfeld standen, General von der Goltz; die Generale von Glümer und Keller führten die Reserven. Französischerseits wurde das 20. Corps von Villersexel her gegen den deutschen rechten Flügel, das 18. und dahinter das 24. Corps gegen die Mitte bei H., und das 15. Corps gegen den linken Flügel geführt und der Angriff durch eine bis in die vordersten Linien vorgezogene Geschützmasse (100 Kanonen und mehrere Mitrailleusenbatterien) in altnapoleonischer Weise unterstützt, um den Durchbruch möglichst rasch zu erzwingen und namentlich Montbéliard und H. zu nehmen. Die einzelnen Schlachttage bieten das Bild großartiger Artilleriekämpfe und die Begegnung feindlicher Infanterievorstöße durch schnelle Heranziehung der deutschen Infanterie- und Artilleriemassen an die bedrohten Punkte. Am 15. Jan. setzten die Franzosen nach heißem Kampfe sich in den Besitz von Champey, Coisevaux, Verlans, Tremoins und Montbéliard (jedoch blieb das Schloß Montbéliard in deutscher Hand), brachten nachmittags auch Geschütz nach Byans und Tavey sowie den Waldhöhen und überschütteten bis zur vierten Nachmittagsstunde die deutsche Stellung mit einem Hagel von Geschossen. Vergebens versuchte die franz. Infanterie in dem verheerenden Feuer der deutschen Batterien noch weiter vorzudringen. Noch abends entbrannte ein heftiger Kampf um Chagny, das in deutscher Hand blieb. Beide Heere lagerten bei großer Kälte im Freien, die vordersten Linien sogar ohne Feuer. Am 16. Jan. machten die Franzosen um 9, 12 und 4 Uhr drei Angriffe mit stets frischen Truppen; nachmittags begann der Feind, indem er die Mitte bei H. nur beschäftigte, einen Massenvorstoß gegen den deutschen rechten Flügel, dem dieser bei der großen Uebermacht der Franzosen nicht gewachsen war; die bad. 2. Brigade verlor einige Positionen, die General Keller jedoch noch in der Nacht wiedernahm. Am 17. Jan. besetzten die Franzosen dort nochmals Chenebier vorübergehend, und zwar wahrscheinlich nur noch zur Deckung des bereits beschlossenen Rückzugs, welcher gegen Mittag unter dem Schutze gewaltiger Positionsbatterien angetreten und durch eine heftige Beschießung H.s und des linken Flügels der deutschen Stellung zunächst mit Erfolg maskirt wurde, weshalb die Verfolgung deutscherseits erst 18. Jan. aufgenommen worden ist.

Hering oder **Häring** (Clupea) heißt eine zu den Bauchweichflossern gehörende Fischgattung, bei welcher der Körper stark zusammengedrückt, der Rand des Bauchs kielförmig, mit sägeartig gestellten Schuppen bekleidet, das Maul, wie bei den Lachsen, vorn von dem Zwischenkiefer, nach hinten von dem Oberkiefer begrenzt und der Oberkiefer breit und aus drei Stücken zusammengesetzt ist. Sie gehört zu der großen Familie der Heringsfische (Clupeida), zu welcher außerdem die Sardellen, Anchovis, Alosen und ähnliche Fische gezählt werden. Die wichtigste Art dieser Gattung wie überhaupt der wichtigste Fisch für den nördl. Theil der Erde ist der gemeine H. (C. Harengus), welcher in den Tiefen der Nordsee lebt, aus denen er heraufsteigt, um zu laichen, und der dann in zahllosen Mengen in regelmäßigen Zügen an den nördl. Küsten von Europa erscheint. Der H. Nordamerikas wird jetzt als eigene Art (C. elongata) unterschieden, ebenso der von Kamtschatka (C. Pallasii). Die frühere Ansicht, daß die H. vom Polarmeer aus große Wanderungen nach den südlicher gelegenen Küsten anstellten, ist als Fabel nachgewiesen. Vom April bis Juli stellen sich die H. in wachsender Zahl ein, sodaß sie im Juli zuweilen viele Kilometer lange und 100 Mt. tiefe Massen (Fischbänke) bilden. Das Laichen scheint während der ganzen Zeit ihres Erscheinens an den Küsten vom Frühjahr bis zum Herbst zu dauern. Eine Eigenthümlichkeit dabei zeigen die H. darin, daß sie gegen gewisse von ihnen besuchte Oertlichkeiten eine Vorliebe, aber auch bald wieder eine plötzliche Abneigung beweisen, indem sie an einem Orte verschwinden und an einem andern in überraschendem Maße erscheinen, ohne daß ein Grund dafür aufzufinden ist. Der Heringsfang, der ein hochwichtiger Industriezweig für die seefahrenden Völker des Nordens ist, wurde von den Holländern schon seit 1164 im großen betrieben; jetzt aber ist ihre Fischerei sehr gesunken. Auch Schweden und Norwegen, von deren Küsten der H. sich mehr weggewendet hat, weil in dem wenig tiefen und kleinen Becken der Ostsee derselbe fast ausgerottet wurde, haben keinen sehr blühenden Fang mehr, obschon sonst die Fischer von Gothenburg jährlich an 700 Mill. H. gefangen haben sollen. Am großartigsten wird jetzt der Heringsfang von den Engländern betrieben, welche jährlich an 1200 Fahrzeuge dazu aussenden und 50—60 Mill. H. erbeuten. Holland verdankte seine Größe im 17. Jahrh. zum Theil dem Heringsfang, dessen Gesammtertrag gegenwärtig über 1000 Mill. Stück beträgt. Der Fang wird durch ganze Flotten

Digitized by Google

(Heringsflotten) betrieben und ist durch Gesetze geregelt, welche die Ausrottung des nützlichen Fisches verhindern sollen. Der Hauptfang findet von Johannis bis Jakobi statt. Bei den großen Verwüstungen, welche die Menschen und die größern Seefische, Seevögel und die Seesäugethiere unter den H. anrichten, würden diese der Vernichtung nicht entgehen, wenn nicht ihre Fruchtbarkeit so außerordentlich wäre. Der Rogen eines ausgewachsenen Weibchens enthält 40—60,000 Eier. Das Einsalzen der H. wurde durch Willem Beukelsz oder Bökel (s. d.) von Biervliet in Flandern verbessert, und noch gegenwärtig werden sie in Holland am besten eingesalzen. Man unterscheidet im Handel Jachtheringe, d. h. solche, die zuerst gefangen worden sind; Heringskönige mit goldschillerndem Kopf und röthlichen Seiten; Matjes- (d. h. Mädchen-)H., welche noch nicht ausgewachsen sind; Schoten- oder Hohlheringe, welche schon gelaicht haben; Vollheringe, welche noch nicht gelaicht haben; Bücklinge oder Speckheringe, welche leicht eingesalzen und geräuchert sind; Pökelheringe, welche nach der von Bökel oder Beukelsz verbesserten Methode eingesalzen sind. Das Räuchern leicht eingesalzener H. ist eine französische, aus Dieppe stammende Erfindung. Gute frische H. müssen ein weißes, mürbes und süßes Fleisch haben, alte H. haben röthliches Fleisch. Im frischen Zustande ist der H. auf dem Rücken schwärzlichblau, auf dem Kiemendeckel aderig gestreift und mit röthlichem Fleck, unterher silberig, wird 25—32 Ctmt. lang, 5 Ctmt. hoch und hat in beiden Kiefern schwache Zähne, etwas stärkere im Innern des Mauls, auf der Mitte des Gaumens. Die großen dünnen Schuppen fallen sehr leicht ab. Seine Nahrung besteht aus kleinen Fischen, Seegewürm, Crustaceen u. s. w. Alle größern Raubfische, Delphine, Robben, Wal- und Finnfische sowie alle größern Raubvögel sind seine Feinde und folgen scharenweise den Zügen, die dadurch zum Theil den Fischern kenntlich werden. Vgl. Mitchell, «The herring, its natural history and national importance» (Edinb. 1864).

Die bedeutendsten Heringsfischereien in Europa sind in der Nordsee und zwar sowol auf hoher See als an den engl., schott. und irischen und an den norweg. Küsten. In Schottland wurde 1875 das in der Fischerei in Booten, Netzen und sonstigen Geräthen angelegte Kapital auf 1 Mill. Pfd. St. geschätzt. Die Zahl der Fahrzeuge, welche an den schott. Küsten den Heringsfang betreiben, belief sich auf 14,656, und die Fischerei beschäftigte 89,000 Personen. In den J. 1874 und 1875 lieferte die schott. Heringsfischerei zwischen 900,000 und 1,000,000 Barrel H. Im J. 1874 wurden an den schott. Küsten, wo jährlich der Fang im Hochsommer auf 20—30 Kilom. von der Küste betrieben wird, über 700,000,000 H. gefangen. Die bedeutendsten Fischereihäfen sind Wick, Peterhead und Fraserburgh. Die schott. Heringsfänger sind Halbdeckfahrzeuge von etwa 10 Tons Tragfähigkeit, bemannt mit fünf bis sechs Leuten. Der Fang geschieht vorzugsweise des Nachts mittels Zugnetzen aus Baumwollgarn, deren ein Fahrzeug 40—50 führt. Durch luftleere Ballons aus Schaffell oder Guttapercha werden die Netze, die sämmtlich an einer großen Leine befestigt sind, getragen. In England ist Yarmouth seit 800 Jahren der Hauptplatz für die Heringsfischerei. Dort und in Lowestoft wurden 1873 32,000 Last H., welche in der Nordsee gefangen, gelagert, die Last repräsentirt ein Quantum von 13,200 H. Die H. werden theils eingesalzen, theils geräuchert verkauft. In Norwegen beschäftigt die sog. Frühjahrsheringsfischerei über 50,000 Personen. Der Heringsfang liefert zwischen 7—800,000 Tonnen zu einem Werthe von über 3 Mill. Speciesthalern. Im Mittelalter war die Heringsfischerei an der Küste von Schonen (Schweden) sehr bedeutend. In den Niederlanden, welche zur Blütezeit der Republik 3000 sog. Buisen auf den Heringsfang in der Nordsee ausschickten, ging dieser Betrieb in neuerer Zeit zurück, hat aber neuerdings durch Verwendung geeigneterer Fahrzeuge, der sog. Logger, einen Aufschwung genommen. Der holländ. Heringsfang wird auf 120,000 Tonnen geschätzt, wovon die Hälfte (60,000 Tonnen) jährlich nach Deutschland geht. Letzteres verbraucht jährlich etwa 600,000 Tonnen H. Vlardingen und Maaslnis sind die Hauptorte für den holländ. Heringsfang. In der Ostsee ist der Heringsfang an einigen Punkten der dän. und deutschen Küsten bedeutend. Die ehedem berühmte Emdener Heringsfischerei ist neuerdings durch eine Actiengesellschaft wieder aufgenommen.

Heringsdorf, Dorf an der Ostsee, auf der zu Pommern gehörigen preuß. Insel Usedom, 8 Kilom. im Nordwesten von Swinemünde (s. d.) gelegen und wie dieses ein Seebad, wird als solches noch nicht lange benutzt, erfreut sich aber eines zahlreichen, noch immer steigenden Besuchs (1876: 3706 Badegäste). Das Seebad hat vor dem in Swinemünde einen stärkern Wellenschlag voraus und gehört seit 1872 einer Actiengesellschaft, die viel für Vergrößerung und Verschönerung des Ortes thut. Das Dorf mit schöner Kirche und Villen liegt 35 Mt. über dem Meere auf einem mit Laubholz bestandenen Gelände.

Digitized by Google

Herisau, die ansehnlichste und bevölkertste Gemeinde von Appenzell-Außerrhoden, Hauptort des Bezirks hinter der Sitter, ist Sitz des Cantonsraths und des Bezirksgerichts, hat ein Zeughaus, Rathhaus, Bezirksspital, zählt 9736 E. und erstreckt sich von O. nach W. 8 Kilom., von N. nach S. 6 Kilom. weit. Der große, wohlgebaute, stadtähnliche Marktflecken H. liegt am rechten Ufer der Glatt, an der Bahn Winkeln-Appenzell, 777 Mt. über dem Meere.

Heristall, jetzt Herstal, Marktflecken mit 10,671 E. am linken Ufer der Maas, 5 Kilom. unterhalb Lüttich, als dessen Vorstadt es betrachtet werden kann. Die blühenden Gewerbszweige des Ortes sind Kohlenförderung und Eisenfabrikation. Die Herrschaft H. war von 1444 an im Besitz des Hauses Nassau, unter lütticher Oberhoheit. Mit dem Tode Wilhelm's III., Königs von England, entstand 1702 Streit über dieses Erbe, bis es endlich 1714 dem König von Preußen zufiel, von dem es gegen 1740 für 150,000 Thlr. dem lütticher Hochstift verkauft wurde. Die einst über H. emporsteigende, jetzt aber bis auf wenige Spuren verschwundene Burg ist das denkwürdige Stammschloß des austrasischen Majordomus, Pipin's des Dicken oder des Jüngern, der hiernach Pipin von H. genannt wird. Der Ort war als Familienbesitzung der Karolinger in der Folge oft auch der Aufenthaltsort Karl's d. Gr. und wird gewöhnlich das fränkische H. genannt, zum Unterschied von dem sächsischen. Dieses letztere, jetzt das Dorf Herstelle an der Weser im Kreise Höxter des Regierungsbezirks Minden der preuß. Provinz Westfalen, war ein schon in den Römerkriegen militärisch wichtiger Punkt, wo auch König Karl d. Gr. im Kriege gegen die Sachsen im Winter 797 sein Heerlager aufschlug. Aus diesem Lager entstand im Mittelalter eine Burg, die um die Mitte des 15. Jahrh. von den Hessen niedergebrannt, später aber wieder aufgebaut, von ihren Besitzern, den Herren von Falkenberg, 1608 an den Bischof von Paderborn verkauft und sammt dem dabei befindlichen Minoritenkloster im Dreißigjährigen Kriege gänzlich zerstört wurde.

Herloßsohn (Karl), Novellist und Romanschriftsteller, eigentlich Karl Georg Reginald Herloß, geb. 1. Sept. 1804 zu Prag, wandte sich 1825 nach Leipzig, wo er sich allmählich als Schriftsteller eine Stellung schuf. Er starb daselbst 10. Dec. 1849. Die von ihm 1830 begründete belletristische Zeitschrift «Der Komet» erlosch 1848. H. veröffentlichte eine große Anzahl von histor. und humoristischen Romanen, Novellen und kleinern Erzählungen. Gewandtheit in der Darstellung und eine lebhafte Phantasie ersetzten tiefern Gehalt und gründliche Bildung. Am besten gelangen ihm humoristische Genrebilder von geringerm Umfang. Viel gelesen wurden ihrerzeit auch seine ansprechenden «Weihnachtsbilder» (Lpz. 1846; 2. Aufl. 1850). H.'s histor. Romane, wie «Der Ungar» (1832), «Der letzte Taborit» (1834), «Wallenstein's erste Liebe» (1844), «Die Hussiten» (1843), «Die Tochter des Piccolomini» (1846), «Die Mörder Wallenstein's» (1847), haben meist wiederholte Auflagen erlebt. Seine lyrischen Gedichte sammelte er im «Buch der Lieder» (Lpz. 1848; 4. Aufl. 1857), denen nach seinem Tode noch «Reliquien in Liedern» (herausg. von A. Böttger, Lpz. 1851; 2. Aufl. 1852) folgten. Auch sind Gesammtausgaben seiner histor. Romane (12 Bde., Prag 1862—64) und seiner gesammelten Schriften (12 Bde, Prag 1865—68) sowie eine czech. Uebersetzung derselben (von Jahn, Prag 1862 fg.) erschienen. Vgl. «Karl H., biographische Skizze» (Lpz. 1850).

Hermandad, ein span. Wort, welches so viel als Verbrüderung (germanitas) bedeutet. Man bezeichnet damit die Verbindungen, welche die Städte Castiliens und Aragoniens zur Aufrechthaltung des Landfriedens gegen die Anmaßungen und Räubereien des Adels schlossen. Sie wurden hierin von den Königen unterstützt, welche in diesen Verbindungen ein Mittel sahen, die Macht des übermüthigen Lehnsadels zu brechen. In Aragonien entstand die erste derartige Verbindung um die Mitte des 13. Jahrh., in Castilien 1282. Im J. 1295 schlossen die Städte Castiliens und Leons eine Verbrüderung, welche jedem Adeligen, der einen Bundesgenossen beraubt oder gekränkt hatte und nicht Genugthuung leisten oder Bürgschaft für die Beobachtung des Rechts stellen wollte, seine Besitzungen zu verwüsten drohte. Völlig organisirt und mit bedeutenden Vorrechten ausgestattet, wurde die H. 1486 in Castilien zu einer Verbindung sämmtlicher Städte behufs der Aufrechthaltung des Landfriedens in diesem damals, hauptsächlich durch das Umsichgreifen des Adels, sehr zerrütteten Reiche. Die Stadtgemeinden warben, der deutschen Hansa gleich, ein Heer und ernannten Richter in verschiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgesucht, vor die Richter geführt und bestraft. Weder Rang noch Stand schützten gegen die H., die damals das Prädicat der heiligen erhielt, und selbst das Asylrecht der Kirchen galt ihr gegenüber nicht. Der Adel lehnte sich zwar gegen die H. auf, doch vergebens, da der König dieselbe schützte. Auch in Aragonien wurde 1488 die H. förmlich organisirt. Gegen die Mitte

Digitized by Google

des 16. Jahrh. wurde die heilige H. zu einer bloßen Gendarmerie, die, in die verschiedenen Bezirke des Königreichs Castilien und Leon vertheilt, über die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachte, aber nicht eher eingriff, bis die strafbare That geschehen war.

Hermann, richtiger Herman, ein erst seit dem 6. Jahrh. sprachlich möglicher, jetzt sehr gebräuchlicher deutscher Eigenname, konnte nur aus Unkenntniß der Geschichte der deutschen Sprachlaute seit Klopstock auf den Cheruskerfürsten Armin übertragen werden, welchen die röm. Schriftsteller einstimmig Arminius (die Griechen Armenios) nennen. Dieser war im J. 17 oder 16 v. Chr. geboren und der Sohn eines cherusk. Häuptlings Segimer. Wie andere Deutsche, trat er frühzeitig mit seinem Bruder Flavus in röm. Kriegsdienst und erwarb sich als Führer eines cherusk. Hülfsheers in den Kriegen gegen die aufständischen Pannonier und Dalmatier (7 und 8 n. Chr.) nicht nur das röm. Bürgerrecht und die Ritterwürde, sondern gewann auch Kenntniß der lat. Sprache und einen tiefen Einblick in die röm. Kriegs- und Staatskunst. Als er, um diese Erfahrungen bereichert, nach Deutschland heimkehrte, während Flavus unter den Römern zurückblieb, fand er den kurz vorher nach Germanien gesandten neuen röm. Statthalter Quintilius Varus (s. d.) seit dem Sommer 7 n. Chr. eifrig damit beschäftigt, die niederdeutschen Länder zwischen Rhein und Weser in aller Form in eine röm. Provinz zu verwandeln. Auch abgesehen von der Ungeschicklichkeit und täppischen Manier des Varus wurden dadurch die Interessen und die Gefühle der Germanen auf das empfindlichste verletzt, namentlich dadurch, daß man ihnen zumuthete, Abgaben und Lieferungen zu leisten und vor röm. Richtern und Advocaten röm. Recht zu nehmen. Armin faßte den Plan, von solchem Drucke und von der Gefahr der Romanisirung sein Vaterland zu befreien. Das konnte nicht durch Besiegung, sondern nur durch Vernichtung des röm. Heers geschehen, war aber unmöglich in offener Erhebung gegen eine ausgesuchte und erprobte Macht von fast 50,000 Mann, welche überdies durch ein System von Straßen und Befestigungen sich auf die wohlgesicherte Rheinlinie stützte. Deshalb brauchte Armin, ebenso verschlagen als tapfer, dieselben Künste, welche er den Römern selbst abgelernt hatte. Varus wurde, als er im Sommer des J. 9 n. Chr. an der Weser bei Rinteln mit drei Legionen cantonnirte, durch Armin und dessen Freunde listig in falsche Sicherheit gewiegt; es war umsonst, daß ihn Segest, der Führer der röm. Partei unter den Cheruskern, warnte. Um zunächst die auf heimlichen Betrieb Armin's aufgestandenen Bewohner eines abgelegenen Landstrichs (wahrscheinlich in Hessen) zu züchtigen, zog das röm. Heer auf dem Marsche von der Weser nach der Lippefestung Aliso (s. d.), zu Anfang des September mit einem unendlichen Troß von Wagen, Saumthieren, Knechten, Weibern und Kindern in südwestl. Richtung und gelangte in das damals höchst unwegsame Waldgebirge des Osning oder Teutoburgerwaldes, wo es, plötzlich von allen Seiten her durch die Scharen der Deutschen angegriffen, nach einem dreitägigen Kampfe (9. bis 11. Sept.) vollständig vernichtet wurde. Die Kunde dieses Schlags erregte in Rom die höchste Bestürzung. Aber die Deutschen verfolgten ihren Sieg nicht weiter, und die Politik der Römer beschränkte sich in den nächsten Jahren darauf, die Rheingrenze zu sichern. Andern Sinnes war Germanicus (s. d.), dem August noch kurz vor seinem Tode (im J. 14) den Oberbefehl am Niederrhein im J. 13 n. Chr. übertragen hatte. Mehr Feldherr als Politiker, lockte ihn der Siegesruhm und der Wunsch, dem schwer gekränkten röm. Nationalgefühl Genugthuung zu verschaffen, auch wol die Absicht, das Werk seines Vaters Drusus in Deutschland zu erneuern, zu neuen großartigen Feldzügen, welche Armin's Kraft und Befähigung auf die härteste Probe stellten.

Noch im Herbst des J. 14 führte Germanicus mit 28,000 Mann einen Mord- und Brandzug nach dem Lande zwischen der obern und mittlern Lippe und Ruhr gegen die Marsen aus, konnte sich jedoch auf der Heimkehr nur mit Mühe durchschlagen. Im folgenden Jahre verwüstete er das Land der Katten, deren Hauptort Mattium (vielleicht Maden bei Gudesberg) er einäscherte. Auf dem Rückmarsch nach dem Rhein trafen bei ihm Gesandte von Segest ein, der die Römer gegen Armin zu Hülfe rief. Nach dem Siege im Teutoburgerwalde nämlich hatte Armin die schon an einen andern verlobte Tochter Segest's, Thusnelda (wahrscheinlich röm. Entstellung aus Thurfinhild), entführt, war darauf von diesem gefangen, durch die Seinen aber wieder befreit worden. Sodann hatte er seinerseits des Segest sich bemächtigt, der jedoch neuerdings nicht nur entkommen war, sondern selbst die Thusnelda erreicht und auf seine Burg geführt hatte, wo Armin ihn eben belagert hielt. In dieser Noth nun schickte Segest jene Gesandten an Germanicus, darunter seinen eigenen Sohn Segimund, und ließ ihn dringend um Hülfe bitten. In raschem Zuge kehrte daher Germanicus um, entsetzte Segest und brachte ihn mit einer großen Anzahl seiner Verwandten und Freunde in seine Gewalt. Unter diesen

Digitized by Google

befand sich auch die schwangere Thusnelda, welche kurz darauf in röm. Gefangenschaft einen Sohn gebar, den man Thumelicus nannte. Segest wurde zwar hoch geehrt, mußte aber zwei Jahre später in Rom zusehen, wie Segimund und Thusnelda mit ihrem Kinde den Triumphzug verherrlichten. Des geliebten Weibes Verlust entflammte Armin's natürlichen Ungestüm aufs höchste, und aufs neue rief er die Cherusker und die Nachbarvölker unter die Waffen. Germanicus drang dagegen mit 80,000 Mann, in drei Abtheilungen, auf verschiedenen Wegen (er selbst zu Schiffe vom Rhein durch die Yssel, die Zuyderſee und dann die Ems aufwärts) nach der mittlern Ems vor, besuchte dann das Schlachtfeld des Varus und bestattete hier die noch unbegrabenen Gebeine der Römer. Dann brach er gegen Armin auf, der sich jedoch vor der überlegenen Macht in Wald- und Sumpfland zurückzog, bis er die Gelegenheit ersah, den nachrückenden Römern an einem ebenfalls am Osning belegenen, aber nicht mehr näher bestimmbaren Punkte so wirksam die Spitze zu bieten, daß nach der Niederlage der Reiterei und der Hülfscohorten die Legionen nur mit Mühe das Schlachtfeld behaupteten und der Rückzug angetreten werden mußte. Auf diesem wurde die Abtheilung des Cäcina von den Deutschen unter Armin hart bedrängt und entging der vollständigen Vernichtung nur dadurch, daß das Ungestüm Inguiomer's, des Oheims Armin's, den wohlberechneten Plan des letztern vereitelte.

Noch großartigere Vorbereitungen traf nun Germanicus für den Feldzug des J. 16 n. Chr. Mit mehr als 1000 Schiffen und über 100,000 Mann lief der röm. Feldherr im Juni in die Ems ein, marschirte von der untern Ems nach der Porta Westfalica (Minden), dann aufwärts an dem linken Ufer der Weser, wo bereits am entgegengesetzten Ufer Armin mit dem deutschen Heere die Feinde erwartete. In dieser Gegend, zwischen Hameln und Rinteln, beim heutigen Oldendorf, auf dem Felde Idistaviso (d. i. Feenwiese), ward nun die größte Schlacht der Römer in Deutschland geschlagen. Diese ging den Deutschen verloren, weil wiederum ihr Ungestüm, ihr Mangel an taktischer Uebung und Kriegszucht die Befehle Armin's durchbrach; aber selbst der Untergang von mindestens einem Drittel ihrer Mannschaft beugte ihren Muth so wenig, daß sie, durch neuen Zuzug verstärkt, in geringer Entfernung, vielleicht unterhalb der Porta Westfalica auf dem linken Ufer, zwischen Sumpf und Gebirge und auf engem Raume Mann gegen Mann kämpfend, den Römern eine zweite blutige Schlacht lieferten, in welcher diese zwar vollständig siegten, aber doch nur den ungestörten Rückzug erkauften. Schwerere Verluste noch erlitt der auf der Flotte heimkehrende Haupttheil des röm. Heers durch heftige Stürme und Unwetter. Gleichwol unternahmen die Römer noch im Herbst desselben Jahres zwei starke Vorstöße gegen die Katten und Marsen. Germanicus hoffte zwar im nächsten Jahre den Krieg zu beendigen, aber der Kaiser Tiberius rief ihn nach Rom zurück, ließ ihn im J. 17 einen glänzenden Triumphzug feiern und überhäufte ihn mit Ehren.

Kein röm. Heer wagte seitdem wieder, vom Rheine nach dem innern Deutschland vorzudringen, und Armin's Verdienst war es hauptsächlich, diesen für Deutschlands Zukunft entscheidenden Erfolg errungen zu haben. Kaum war indeß der äußere Feind vertrieben, als natürlich die Kämpfe unter den Deutschen selbst wieder um so heftiger ausbrachen. Mit römischer, durch einen längern Aufenthalt in Rom selbst erlernter Kriegs- und Herrschkunst hatte der Markomanne Marbod (s. d.) in Böhmen ein mächtiges, bis zur Ostsee ausgedehntes Reich gegründet. Nun aber hatte er im J. 6 n. Chr., als die Gelegenheit sich bot, in Verbindung mit den aufständischen Dalmatiern und Pannoniern die Römer für immer von Deutschlands Grenzen zu entfernen, einen für ihn vortheilhaften Frieden vorgezogen, nachmals den von Armin ihm zugesandten Kopf des Varus den Römern ausgehändigt und dem Kampfe gegen Germanicus theilnahmlos zugesehen. Nun, als Armin den deutschen Völkern als leuchtender Hort der deutschen Freiheit erschien, fielen die dem Markomannenreiche unterworfenen Semnonen und Longobarden ab und wandten sich zu Armin, während dagegen dessen Onkel Inguiomer mit seinem Anhange zu Marbod ging, weil er es nicht ertragen konnte, auch im Frieden unter dem Neffen zu stehen. Daraus entspann sich ein Krieg, und wahrscheinlich im J. 17 trafen (im heutigen Königreiche Sachsen) die gewaltigen Heermassen Armin's und Marbod's aufeinander, beide fast gleich stark und durch die langjährigen Kämpfe unter den kriegskundigen Führern schon an kunstgemäßere Kriegführung gewöhnt. Die Schlacht selbst blieb zwar unentschieden, indem beide rechte Flügel geschlagen wurden, aber Marbod zog sich zurück und mußte, da jetzt noch weitere Scharen ihn verließen und der einst von ihm vertriebene Gothonenhäuptling Catualda ihn mit Erfolg in Böhmen selbst angriff, bei den Römern Hülfe suchen, die ihm (19 n. Chr.) Ravenna zum Wohnorte anwiesen, wo er nach 18 Jahren ruhmlos starb. Auch Armin überlebte Marbod's Fall nicht lange. Wie es scheint, wollte er auch

Digitized by Google

im Frieden die Obermacht bewahren und erlag in einem darüber ausgebrochenen Kampfe schon im J. 21 der Hinterlist seiner Verwandten im 37. Jahre seines Lebens. Weib und Kind hatte Armin nie wieder gesehen, und es fehlt überhaupt jede Nachricht über ihr weiteres Schicksal. Nur so viel weiß man, daß schon im J. 47 vom ganzen cherusk. Fürstenstamme nur noch der einzige Italicus, ein Sohn von Armin's Bruder Flavus, übrig war, den das Volk der Chernsker sich von den Römern zurückerbat und erhielt. Das würdigste Denkmal hat Armin von Tacitus in seinen Werken gesetzt erhalten. Die Vollendung eines großartigen Hermanns-Denkmals von Ernst von Bandel (s. d.) auf der Grotenburg bei Detmold erfolgte 1. Juli und die feierliche Enthüllung desselben 16. Aug. 1875. Vgl. Roth, «H. und Marbod» (Stuttg. 1817); Maßmann, «Arminius Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae» (Lemgo 1839). Unter den zahlreichen Schriften über die Kriege H.'s sind hervorzuheben: Essellen, «Das röm. Castell Aliso, der Teutoburgerwald und die Pontes-Longi» (Hannov. 1857); derselbe, «Ueber den Ort der Varusschlacht» (Hamm 1863); Giefers, «Ueber die Varianische Niederlage» (Münst. 1854); Reinking, «Die Kriege der Römer in Germanien» (Münst. 1863); von Wietersheim, «Der Feldzug des Germanicus an der Weser 16 n. Chr.» (Lpz. 1850); derselbe, «Geschichte der Völkerwanderung» (Bd. 1, Lpz. 1859); Sondermühlen, «Aliso und die Gegend der Hermannsschlacht» (Lpz. 1875); Böttger, «H. der Cheruskerfürst» (Hannov. 1874).

Hermann I., Pfalzgraf von Sachsen und Landgraf von Thüringen, war der Sohn des Landgrafen Ludwig des Eisernen und der Juditha, der Tochter des Herzogs Friedrich von Schwaben, des Vaters Kaiser Friedrich's I. Im Verein mit andern Fürsten zogen H. und sein Bruder Ludwig III. gegen den geächteten Heinrich den Löwen (s. d.), der sie aber 1180 zurückschlug und ihnen auf dem Fuße nach Thüringen folgte. Infolge einer unzeitig eingegangenen Schlacht (15. Mai 1180) wurden sie von Heinrich gefangen genommen, jedoch 1181, um von Kaiser Friedrich einen billigern Frieden zu erlangen, wieder freigegeben. Auf dem Reichstage zu Erfurt 1181 erhielt hierauf H. die pfalzgräfl. Würde in Sachsen, auf welche sein Bruder Ludwig verzichtet, und hatte seitdem seinen Sitz auf der Neuenburg an der Unstrut, dem jetzigen freiburger Schlosse, bis er nach seines Bruders Ludwig III. Tode 1190 als Landgraf von Thüringen die Wartburg bezog. Kaiser Heinrich's VI. Absichten auf Thüringen wußte er durch energische Maßregeln zu vereiteln. Mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Glück widersetzte er sich 1194 den Anmaßungen des Erzbischofs Konrad von Mainz und des Abts von Fulda. Dadurch aber, daß er in den Kriegen nach Heinrich's Tode (1198—1208) bald mit Philipp von Schwaben, bald mit Otto IV. von Braunschweig im Bunde war, zog er seinem Lande so große Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Ranis und des Bezirks an der Orla nicht für Ersatz gerechnet werden konnte. In noch viel größere Leiden hätte er aber sehr leicht sein Land dadurch stürzen können, daß er, als endlich Otto allein Kaiser war, eine Anzahl deutscher Fürsten und Grafen in Naumburg versammelte, welche den vom Papste Innocenz ausgegangenen Vorschlag, Otto abzusetzen und Friedrich von Sicilien zu wählen, zum förmlichen Beschluß erhoben. Schon hatten die Sachsen sich der Städte Nordhausen und Mühlhausen bemächtigt und viele seiner Vasallen sich gegen ihn aufgelehnt, als Friedrich's II. schnelles Einrücken in Deutschland ihn aus seiner Verlegenheit rettete. Mitten unter den kriegerischen Beschäftigungen vernachlässigte H. jedoch keineswegs die Künste des Friedens. Sein Leben fällt in das goldene Zeitalter der deutschen Poesie. H.'s Name selbst steht mit in den Reihen der Minnesänger, die er gern als eine besondere Zierde an seinem Hofe aufnahm. Schon als er noch Pfalzgraf von Sachsen war, hatte er deren mehrere um sich versammelt. Ihre Zahl mehrte sich, als er seinen Sitz auf die Wartburg verlegte. Groß war H.'s Einfluß auf die Poesie seiner Zeit, und die berühmtesten Sänger an seinem Hofe haben auch sein Andenken verewigt. Unter ihm fand angeblich 1207 jener berühmte poetische Wettkampf statt, der unter dem Namen des Wartburgkriegs (s. d.) bekannt ist. H. war zweimal verheirathet. Durch seine Tochter erster Ehe, Jutta, die er mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen vermählte, wurde er Großvater Heinrich's des Erlauchten. Mit seiner zweiten Gemahlin, Sophia, einer Tochter des Herzogs Otto d. Gr. von Baiern, zeugte er Ludwig, seinen Nachfolger in der Regierung und Gemahl der heil. Elisabeth (s. d.), Heinrich Raspe (s. d.), Gegenkönig Konrad's IV., Irmengard, die sich nachmals mit dem Grafen von Anhalt vermählte, und Agnes, die nachherige Gemahlin des österr. Herzogs Heinrich des Grausamen von Medling, auf welche der Geschmack an deutscher Poesie übergegangen war. H. starb zu Gotha auf der Reise 1216 und wurde im Kloster auf dem Berge vor Eisenach begraben. — Hermann II., sein Enkel, succedirte in den hess. Allodien und starb 1241.

Digitized by Google

Hermann (Graf von Wied), Erzbischof und Kurfürst von Köln, berühmt durch seine Hinneigung zur Reformation. Geboren 1472 zu Wied, erwählt 1515, in sein Amt eingeführt 1518, wirkte er für die Wahl Kaiser Karl's V. und krönte denselben 1520 zu Aachen. Auf dem Reichstage in Worms 1521 eiferte er vorzugsweise noch gegen die Ketzer und wirkte für die Achtserklärung Luther's. Bis 1540 verfolgte er mit Fanatismus die Protestanten. Dann aber, von Bucer für die neue Lehre gewonnen, ließ er diese mit wachsendem Eifer in seinem Sprengel verbreiten. Der Widerstand seiner Gegner, zumal der Mehrheit des Domkapitels, brachte es jedoch dahin, daß der Kaiser ihn mit der Acht bedrohte und der Papst im April 1546 ihn in den Bann that, unter Entbindung seiner Unterthanen von dem Gehorsam. Als hierauf der Kaiser den Coadjutor Adolf von Schaumburg, dem abgesetzten H. gegenüber, als höchste Landesautorität anerkannt wissen wollte, brach ein Zwiespalt aus, der Anfang 1547 in Bürgerkrieg überzugehen drohte. Die prot. Fürsten hatten zwar ihren Beistand zu Gunsten H.'s zugesagt; da sie aber eben damals ihre ganze Macht zum Entscheidungskampf mit dem Kaiser (in der Schlacht bei Mühlberg im April 1547) zusammenhalten mußten, so ließ sich H., schwach und kleinmüthig, zur Nachgiebigkeit bestimmen. Er resignirte 25. Febr. 1547, zog sich in die Grafschaft Wied zurück und starb daselbst 15. Aug. 1552.

Hermann Contractus, der Lahme, einer der Quellenschriftsteller der deutschen Geschichte, geb. 18. Juli 1013, stammte aus einem schwäb. Grafengeschlechte und wurde im Kloster Reichenau gebildet, wo er nachmals Mönch ward. Er starb 24. Sept. 1054. H. war einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, obgleich man in der Folge den Umfang seiner Gelehrsamkeit überschätzt hat. Vorzüglich zeichnete er sich durch mathem., astron. und musikalische Kenntnisse aus und war sehr gewandt in lat. (rhythmischer und metrischer) Poesie. Sein für uns wichtigstes Werk ist sein «Chronicon», das bis 1054 reicht und von seinem Schüler Berthold fortgesetzt wurde. Mit der Fortsetzung wurde es am besten von Ussermann (2 Bde., St.-Blasien 1790—94) und von Pertz in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 5, Hannov. 1844) herausgegeben und von Nobbe (Berl. 1851) übersetzt. Unter den von ihm verfaßten Kirchengesängen sind vorzüglich «Salve regina» und «Alma redemptoris» hervorzuheben. Vgl. Hansjacob, «Herimann der Lahme von der Reichenau» (Mainz 1875).

Hermann von Salza (Hochmeister des Deutschen Ordens), s. Salza.

Hermann (Friedr. Benedict Wilh. von), bedeutender Nationalökonom und Statistiker, geb. 5. Dec. 1795 zu Dinkelsbühl, arbeitete erst als Gehülfe in einem Rechnungsamte, widmete sich aber später, nachdem er die Gymnasialbildung nachgeholt, zu Erlangen und Würzburg dem Studium der Mathematik und Kameralwissenschaften. Seit 1817 leitete er mit einem Freunde eine Privaterziehungsanstalt in Nürnberg, bis er 1821 Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Erlangen wurde, worauf er sich 1823 als Privatdocent im Kameralfache an der dortigen Universität habilitirte. Später wurde er Professor der Mathematik am Gymnasium und an der Polytechnischen Schule zu Nürnberg, unternahm 1827 eine Reise nach Frankreich, um die Einrichtung der technischen Unterrichtsanstalten kennen zu lernen, und wurde nach seiner Rückkehr außerord., 1833 ord. Professor der Staatswirthschaft an der Universität zu München. Seit 1836 wurde er alljährlich als Inspector der technischen Lehranstalten und wiederholt zu wissenschaftlichen Reisen, wie nach Paris und nach Berlin zu den Industrieausstellungen, verwendet, 1837 zum Mitgliede des obersten Kirchen- und Schulraths, dann zum Ministerialreferenten und 1845 zum Ministerialrath im Ministerium des Innern ernannt. Im J. 1848 ging H. als Abgeordneter der Stadt München zur Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er mit Heckscher und Somaruga die großdeutsche Partei organisirte und von derselben im März 1849 mit den Genannten nach Wien gesendet wurde. Er sprach zuerst in Frankfurt für die deutsch-österr. Zolleinigung, verfolgte diesen Gedanken 1849 als Mitglied der Zweiten Kammer und als bair. Bevollmächtigter 1851 bei dem Handelscongresse zu Dresden und Frankfurt sowie 1852 zu Wien. Im Sommer 1851 war er einer der Zollvereinscommissare bei der Industrieausstellung zu London und 1854 Vorsitzender der Beurtheilungscommission der deutschen Industrieausstellung in München, über die er auch den Bericht veröffentlichte. Im J. 1855 wurde H. zum Staatsrath im ordentlichen Dienst ernannt. Bereits 1839 erhielt er die Leitung des Statistischen Bureau, dessen Erhebungen er in «Beiträgen zur Statistik des Königreichs Baiern» (Heft 1—13, Münch. 1850—65) veröffentlichte. Er starb zu München 23. Nov. 1868. Außer einer Reihe von gediegenen Aufsätzen in Rau's «Archiv für polit. Oekonomie» und von Denkschriften in den «Abhandlungen» der Bairischen Akademie sind von seinen wissenschaftlichen Arbeiten noch besonders hervorzuheben: «Staatswirthschaftliche Unter-

Digitized by Google

suchungen» (Münch. 1832), ein Werk, das ihm auf dem Gebiet der staatswirthschaftlichen Literatur einen bleibenden Namen sichert; ferner «Lehrbuch der Arithmetik und Algebra» (2. Aufl., Nürnb. 1845), «Ueber polytechnische Institute» (2 Hefte, Nürnb. 1826—28), «Die Industrieausstellung in Paris 1839» (Nürnb. 1840).

Hermann (Joh. Gottfr. Jak.), durch Genialität wie durch gründliches Wissen ausgezeichneter deutscher Philolog, geb. 28. Nov. 1772 zu Leipzig, zeigte schon frühzeitig entschiedene Neigung für die altclassische Literatur, die durch den Privatunterricht Ilgen's, des nachherigen Rectors in Pforta, so weit genährt und gekräftigt ward, daß er bereits im 14. Jahre (1786) seine akademischen Studien beginnen konnte. Wiewol er nach dem Wunsche seines Vaters, der Senior des leipziger Schöppenstuhls war, dem Rechtsstudium sich widmete, blieb doch die Neigung zum Alterthum rege, und namentlich war es jetzt die Lehre und das Beispiel des mit ihm verwandten Fr. Wolfg. Reiz, die seiner ursprünglichen Richtung neues Leben und Aufschwung verliehen. Dies und die frühzeitige Bekanntschaft mit den Schriften Kant's veranlaßte ihn, 1793 nach Jena zu gehen und hier Reinhold (s. d.) zu hören. Doch schon nach einem Semester kehrte er mit kaum befriedigter Erwartung zurück. Nachdem er sich 1794 als Privatdocent habilitirt hatte, wurde er 1798 außerord. Professor der Philosophie. Infolge eines Rufs nach Kiel, den er ausschlug, erhielt er 1803 die ord. Professur der Beredsamkeit, mit welcher 1809 die der Poesie verbunden wurde. In dieser Stelle wirkte er nun bis an seinen Tod, der 31. Dec. 1848 erfolgte. H. war nicht nur ein gefeierter akademischer Lehrer und Schriftsteller und der kräftigste Vertreter des Humanismus neuerer Zeit, sondern auch ein durch edle Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe ausgezeichneter Charakter, der sich eine seltene Kraft und Frische bis ins hohe Alter bewahrte. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch Lebendigkeit des Vortrags, Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit in der Darstellung wie durch eine unübertroffene Methode aus und zogen stets einen großen Zuhörerkreis herbei, aus denen viele ausgezeichnete Lehrer an Schulen und Universitäten hervorgegangen sind. Besonders strebte H., durch die 1799 gestiftete Griechische Gesellschaft sowie durch die Uebernahme des Directoriums des Philologischen Seminars seit 1834 vor engern Kreisen das eigene Urtheil seiner Schüler zu wecken und zu schärfen und Gründlichkeit und Geschmack zu verbreiten. Das Feld, welches er zuerst auf neue Weise und selbstständig zu bebauen begann, war die Metrik, indem er hier den blos histor. Weg als unzureichend verließ und eine wissenschaftliche Theorie derselben aus der Kant'schen Lehre von den Kategorien construirte. Die Grundsätze hierüber sind entwickelt in den besondern Werken: «De metris Graecorum et Romanorum poetarum» (Lpz. 1796), «Handbuch der Metrik» (Lpz. 1798), «Elementa doctrinae metricae» (Lpz. 1816), «Epitome doctrinae metricae» (Lpz. 1818; 2. Aufl. 1844) und «De metris Pindari» an der Heyne'schen Ausgabe des Pindar (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1817). Noch wichtiger in ihren Folgen war die von ihm begründete rationelle Behandlung der griech. Grammatik, die auf eine bessere Gestaltung der Grammatik der lat. und selbst der neuern Sprachen, namentlich der deutschen, Einfluß hatte. Außer mehrern kleinern Abhandlungen gehört besonders hierher: «De emendanda ratione Graecae grammaticae» (Lpz. 1801) sowie die gehaltreichen Zusätze und Excurse zu Viger's Werk «De Graecae dictionis idiotismis» (Lpz. 1802; 4. Aufl. 1834) und die «Libri IV de particula ἄν» (Lpz. 1831). Die hier entwickelte Schärfe und Bestimmtheit finden wir wieder in den zahlreichen Bearbeitungen der Alten, besonders der griech. Tragiker, indem er die von Erfurt begonnene Ausgabe des Sophokles seit 1823 vollendete, die neuen Auflagen mehrerer Stücke besorgte und fast sämmtliche Tragödien des Euripides, ferner des Aristophanes «Nubes» (Lpz. 1799; 2. Aufl. 1830), die «Orphica» (Lpz. 1805), die Homerischen Hymnen (Lpz. 1806), des Plautus «Trinummus» (Lpz. 1800) und «Bacchides» (Lpz. 1845), die Schrift des Aristoteles «De arte poetica» (Lpz. 1802), das Lexikon des Photius (Lpz. 1808) und den Grammatiker Drako Stratonicensis (Lpz. 1812) theils kritisch, theils grammatisch und exegetisch behandelte. Erst nach seinem Tode konnte, wie die Ausgabe der griech. Bukoliker, Bion und Moschus (Lpz. 1849), so auch die Bearbeitung des Aeschylus erscheinen, dem er ein unablässiges Studium gewidmet hatte. Moritz Haupt (s. d.) gab die Tragödien des Aeschylus sammt deren Fragmenten (2 Bde., Lpz. 1852) in einer völlig neuen Recension, ausgestattet mit reichen, vorzugsweise kritischen Commentaren, aus H.'s zum größern Theile druckfertigen Nachlasse heraus. Wie treffend H. nicht blos grammatische, sondern auch andere Gegenstände wissenschaftlichen Inhalts, selbst Zeitfragen, örtliche und persönliche Verhältnisse, aufzufassen und anziehend zu schildern verstand, beweist die große Zahl der von ihm selbst zusammengestellten kleinern Aufsätze und Programme in den «Opuscula» (8 Bde., Lpz.

Digitized by Google

1827—77), in denen man zugleich die außerordentliche Eleganz des lat. Stils bewundert. In derselben Sammlung finden sich auch die bei verschiedenen Veranlassungen verfaßten Oden und übrigen Gedichte, welche einen röm. Geist athmen. Da H. in allen seinen Forschungen die genaue Kenntniß der Sprache als den einzig sichern Weg bezeichnete, um zu einer klaren Anschauung des geistigen Lebens der Alten Welt zu gelangen, so konnte es bei den Bestrebungen der neuesten Zeit, das Alterthum gerade in dieser höhern Bedeutung zu erschließen, kaum fehlen, daß von einer andern Seite sich Stimmen erhoben, welche bei H. eine einseitige Auffassung und Richtung erkannten und ihn selbst der Vernachlässigung des realen Theils der Philologie beschuldigten. Doch hat H. nie mit Geringschätzung auf diesen Theil hingeblickt, sondern nur auf die verkehrte Weise aufmerksam gemacht, mit der man das Reale theilweise zu bearbeiten begann. Er war darüber mit Böckh und O. Müller in einen verdrießlichen Streit verflochten, der ihn zur Bekanntmachung der Schrift «Ueber Böckh's Behandlung der griech. Inschriften» (Lpz. 1826) veranlaßte. Mehr freundlich war der Austausch entgegengesetzter Ansichten über das Wesen und die Behandlung der alten Mythologie zwischen ihm und Creuzer (s. d.), hervorgerufen zunächst durch H.'s Programm «De mythologia Graecorum antiquissima» (Lpz. 1807), weiter ausgeführt in den «Briefen über Homer und Hesiodus» von ihm und Creuzer (Heidelb. 1818). Vgl. Jahn, «Gottfried H. Eine Gedächtnißrede» (Lpz. 1849); Ameis, «Gottfried H.'s pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten» (Jena 1850). Eine umfassende gründliche Würdigung H.'s gibt Köchly, «Gottfried H. Zu seinem 100jährigen Geburtstag» (Heidelb. 1874). — Konrad H., der Sohn des Vorigen, geb. 30. Mai 1819 in Leipzig, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Thomasschule daselbst, studirte 1837—40 in Leipzig und Berlin, habilitirte sich 1849 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Leipzig und wurde 1860 außerord. Professor daselbst. Die wichtigsten seiner Werke sind: «Grundriß einer allgemeinen Aesthetik» (Lpz. 1857), «Philos. Grammatik» (Lpz. 1858), «Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung» (Lpz. 1867), «Philosophie der Geschichte» (Lpz. 1870), «Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System» (Lpz. 1875), «Die Sprachwissenschaft nach ihrem Zusammenhange mit Logik, menschlicher Geistesbildung und Philosophie» (Lpz. 1875), «Der Gegensatz des Classischen und des Romantischen in der neuern Philosophie» (Lpz. 1877).

Hermann (Karl Friedr.), einer der gründlichsten und geistvollsten deutschen Alterthumsforscher, geb. 4. Aug. 1804 zu Frankfurt a. M., erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und zu Weilburg und widmete sich seit 1820 zu Heidelberg und Leipzig mit dem glücklichsten Erfolge unter Creuzer, G. Hermann und Spohn philol. Studien. Nachdem er im Mai 1824 promovirt und eine wissenschaftliche Reise nach Italien unternommen, habilitirte er sich 1826 in Heidelberg. H. ging 1832 als ord. Professor nach Marburg, wo er 1833 zum zweiten Bibliothekar ernannt wurde und als Director des philol. Seminars für die Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer wirkte. Er folgte 1842, nachdem O. Müller 1. Aug. 1840 in Athen gestorben war, einem Rufe als Professor und Director des philol. Seminars nach Göttingen, wo er sich als akademischer Lehrer ebenfalls einen sehr einflußreichen Wirkungskreis schuf, aber in der besten Kraft und Fülle der Jahre bereits 8. Jan. 1856 starb. H. ist es nicht nur gelungen, das sprachliche und realistische Element der Philologie auf das innigste zu verbinden und die Wissenschaft des Alterthums nach den verschiedensten Seiten hin zu fördern und zu erweitern, sondern er war auch stets bestrebt, das classische Alterthum und seine wissenschaftliche Erkenntniß ganz und voll auf das Leben zu beziehen. Seinen Ruf als Philolog begründete er mit der vorzüglichen Bearbeitung von Lucian's Buch «De conscribenda historia» (Frankf. 1828). Am meisten Verbreitung unter seinen Arbeiten erhielt wol das treffliche «Lehrbuch der griech. Antiquitäten», welches in drei Theilen die Staatsalterthümer (Heidelb. 1841; 4. Aufl. 1855), die gottesdienstlichen Alterthümer (Heidelb. 1846; 2. Aufl., besorgt von Stark, 1858) und die Privatalterthümer (Heidelb. 1852; 2. Aufl., von Stark, 1870) behandelt. In einer großen Anzahl von akademischen Gelegenheitsschriften hat er viele einzelne Gegenstände der griech. Alterthumskunde und Literaturgeschichte erörtert, sowie schätzbare Beiträge geliefert zur Kritik und Erklärung vieler griech. und röm. Schriftsteller, wie zu Plato, Sophokles, Aristophanes, Terenz, Cicero, Horaz, Juvenal und Persius. Ein besonderes Studium widmete er dem Plato, wie die «Geschichte und System der Platonischen Philosophie» (Bd. 1, Heidelb. 1839) und die Ausgabe der Platonischen Dialoge (6 Bde., Lpz. 1851—52) bekunden. Auch von den Satiren des Juvenal (Lpz. 1854) und des Persius (Lpz. 1854) lieferte er Textrecensionen. Außerdem schrieb er «Gesammelte Abhandlungen» (Gött. 1849) und die nach seinem Tode von

Digitized by Google

Schmidt herausgegebene «Culturgeschichte der Griechen und Römer» (2 Bde., Gött. 1857—58). Vgl. Lechner, «Zur Erinnerung an Karl Friedrich H.» (Berl. 1864).

Hermann (Karl Heinr.), einer der vorzüglichsten Historienmaler, geb. zu Dresden 6. Jan. 1802, machte hier seine ersten Studien, die er seit 1821 in München und in Düsseldorf unter Cornelius fortsetzte. Mit zwei andern Schülern desselben Meisters, Götzenberger und Förster, malte er gemeinsam die Fresken in der Aula der Universität zu Bonn. Später begleitete er Cornelius wieder nach München, wo er mehrere Cartons desselben in Fresco ausführte, z. B. in der Glyptothek und in der Ludwigskirche, in welcher letztern Gott Vater mit einigen Engelchören in der Schöpfung, ein Theil der Kreuzigung Christi, die Evangelisten Johannes und Lukas sowie einige Chöre der Heiligen von ihm gemalt, die Bilder der Auferstehung, der Verkündigung und der vier Kirchenväter von ihm entworfen und gezeichnet sind. Unter seinen eigenen Compositionen ragen am meisten hervor die Fresken von Eschenbach's «Parcival» im Königsbau, das schöne Deckengemälde der prot. Kirche und eins der Bilder aus der bair. Geschichte in den Arcaden des Hofgartens, den Sieg Kaiser Ludwig's des Baiern bei Ampfing darstellend. Jenes Deckengemälde stellt die Himmelfahrt Christi vor und vereint die Hauptbegriffe des Christenthums in sich. Als besonders gelungen erscheint die Gestalt des Heilands. H. wurde 1844 nach Berlin berufen, um die berühmten Entwürfe Schinkel's für die Vorhalle des Museums auszuführen. Wiewol er sich dem Unternehmen anfangs mit größtem Fleiße hingab, trat er alsbald davon zurück, weil es sowol innere Schwierigkeiten darbot, welche die Frescomalerei nicht zu überwinden vermochte, als auch seiner Richtung und Neigung nicht ganz zusagte. Dagegen malte er in der neuhergestellten Klosterkirche zu Berlin 14 Frescobilder, die Erzväter, die Propheten, die Evangelisten und die Apostel Peter und Paul darstellend. Von seinen spätern Werken sind noch besonders hervorzuheben: ein großes Frescobild (die Bergpredigt) in der Stadtkirche zu Oschatz; ein umfängliches Oelgemälde in drei Abtheilungen, den Ostermorgen vorstellend, in der Matthäuskirche zu Berlin; ein anderes großes Oelbild, die Wiederkunft Jesu Christi. Von H. erschien 1852 ein Cyklus von Zeichnungen, «Bilder zur deutschen Geschichte», in 15 Blättern, von denen jedes eine besondere Epoche mit Beachtung des histor. Costüms und sonstiger Details behandelt. Die Blätter sind von Thäter, Merz, Gonzenbach, Langer u. a. gestochen. Als Künstler strebt H. der Richtung Cornelius' nach.

Hermann (Nikol.), einer der frühesten evang. Kirchenliederdichter, lebte als Cantor in der Bergstadt Joachimsthal im Erzgebirge, wo er 3. Mai 1561 starb. Er war nahe befreundet mit dem dortigen Prediger Matthesius, dem Biographen Luther's. Seine echt reformatorischen Lieder, die er meist selbst in Musik setzte, verrathen ein kindliches Gemüth und zeichnen sich durch Fluß der Sprache aus. Den ersten Theil derselben gab Paul Eber 1560, den zweiten Matthesius 1562 heraus. Noch jetzt sind, meist jedoch wesentlich verändert, von seinen Liedern im Gebrauch: «Erschienen ist der herrlich Tag», «Lobt Gott, ihr Christen allzugleich», «Wenn mein Stündlein vorhanden ist». Vgl. Pfeifer, «Nikolaus H.» (Berl. 1858).

Hermannsburg, Dorf in der Lüneburger Heide, im Landdrosteibezirk Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, zählt (1876) 1435 Seelen. Der Ort wurde von dem Mönch Landolf 825 als Ausgangspunkt für seine Bekehrungsthätigkeit in der Umgegend gegründet und hat in neuester Zeit wieder Bedeutung erlangt durch die von hier ausgehende Heidenmission. Die von Louis Harms 1849 gegründete luth. Missionsanstalt zu H. wird seit 1865 von seinem Bruder Theod. Harms als Pastor und Missionsdirector in streng luth. Geiste geleitet. Den Zwecken der Anstalt dienen in H. zwei geräumige Missionshäuser, eine Buchdruckerei, eine Buchbinderei, ein Waisenhaus, besonders für Schullehrerwaisen und eine bedeutende Landwirthschaft. Ihr Arbeitsfeld ist vorzugsweise Südafrika, wo 50 Stationen errichtet sind mit 60 Missionaren, Indien mit 9 Stationen, Neuseeland, wo der Mission von der engl. Regierung ein großes Areal geschenkt ward, Ostindien und Amerika. Zur Bestreitung der Kosten verfügte die hermannsburger Mission über eine meist durch freiwillige Gaben zusammengebrachte Einnahme von 2—300,000 Mark.

Hermannstadt (lat. Cibinium, ungar. Nagy-Szeben), Hauptstadt des hermannstädter Comitats in Siebenbürgen, ehemals Hauptstadt des gesammten Großfürstenthums, in einer schönen Ebene am Cibinflusse, durch Zweigbahn nach Kis-Kapus mit der Ungarischen Ostbahn verbunden, besteht aus der Obern Stadt, der Untern Stadt und vier Vorstädten und zählt (1870) 18,998 E. ohne Militär, wovon über 12,000 Deutsche sind. Die Obere Stadt liegt auf einer Anhöhe, hat einen schönen Marktplatz und gutgepflasterte schöne Straßen. H. hat acht Kirchen, und zwar zwei evangelisch-lutherische, eine evangelisch-helvetische, eine römisch-katholische, eine griechisch-katholische und drei griechisch-orientalische; ferner zwei Nonnen- und

Digitized by Google

ein Mönchskloster. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die große goth. Kirche der Lutheraner, die röm.-kath. Pfarrkirche, die Landesirrenanstalt, das Militärhospital, das Franz-Joseph-Bürgerspital, die große Infanteriekaserne, die neue, sehr große Artilleriekaserne, das Gewerbevereinsgebäude, das Theater und der Baron Brukenthal'sche Palast. Letzterer enthält eine ansehnliche Bibliothek und eine Münzsammlung, eine sehr schätzenswerthe Bildergalerie, eine Sammlung röm. Alterthümer und ein Mineraliencabinet. In H. residirten bis 1876 die Sachsengrafen, Comes genannt. Jetzt ist H. der Sitz des Superintendenten und des Landesconsistoriums der augsburgischen Confessionsverwandten in Siebenbürgen, sowie eines griech.-orient. Erzbischofs, des k. k. Generalcommando und der Postdirection für Siebenbürgen. An Schul- und Humanitätsanstalten befinden sich hier: eine königl. Rechtsakademie, eine evang.-luth. Volksschule, Obergymnasium und Oberrealschule, ein königl. Staatsgymnasium, eine Normalhauptschule, ein griech.-orient. Priesterseminarium, eine Schule für Leibesübungen, eine achtklassige Mädchenschule, eine Mädchenschule der Ursulinerinnen, eine der Franciscanerinnen, zwei Waisenhäuser, eine Armenanstalt, ein Bürger- und ein Militärspital, die Landesirrenanstalt, ein Zuchthaus u. s. w. Die Einwohner sind sehr betriebsam und liefern an Industrie-Erzeugnissen: Tuch, Hornkämme, Hüte, Kerzen und Seife, Seilerwaaren u. s. w. Auch gibt es viele Gerbereien, mehrere Spiritusfabriken, eine Papier- und eine Pulvermühle, eine Stearinkerzen-, eine Schwefelsäure- und zwei Sodafabriken, eine große Bierbrauerei, fünf Buchdruckereien und vier Buchhandlungen. Der ehemals große und blühende Handel mit dem Orient ist von keiner großen Bedeutung mehr. Die Umgebungen H.s sind schön. Das nahe Dorf Heltau mit 3255 E. ist wegen der bedeutenden Wollwebereien berühmt. H. war ursprünglich ein Dorf und wird in einer Urkunde von 1223 noch Villa Hermani genannt. Dieser Hermann, ein nürnberger Bürger, soll 1140 unter König Geysa II. eine Colonie hierher geführt und den Ort gegründet haben, der 1160 schon viele ansehnliche Häuser besaß und 1224 von König Andreas II. im goldenen Freibrief viele Privilegien erhielt.

Hermaphroditismus (Hermaphrodisia), Zwitterhaftigkeit oder Zwitterbildung bedeutet eigentlich diejenige Bildung organischer Geschöpfe, welche die Geschlechtstheile beider Geschlechter in Einem Individuum vereinigt. Diese Bildung ist normal bei vielen Pflanzen und einigen niedern Thierklassen, namentlich mehrern Mollusken, Ringelwürmern, Strahlthieren, Eingeweidewürmern u. s. w., von denen einige das ganze Geschäft der Zeugung allein, ohne Zuziehung eines zweiten Individuums, vollbringen können, während andere, z. B. die Schnecken, welche zwar die Geschlechtstheile beider Geschlechter vollkommen besitzen, nur durch Vermischung mit einem andern Thiere derselben Art sich fortzupflanzen im Stande sind. Bei den höherstehenden Thieren und dem Menschen ist der H., sofern er überhaupt vorkommt, stets nur ein Bildungsfehler, eine Misbildung, zu welcher in den frühesten Anfängen der Körperentwickelung durch bisjetzt noch unerforschte Gesetze der Keim gelegt wird, und welche von ihrer Fehlerhaftigkeit durch die Unvollkommenheit des Geschlechtslebens der Zwitter ein deutliches Zeugniß ablegt. Mit dem Begriffe eines Hermaphroditen aus den höhern Thierklassen darf daher durchaus nicht die Idee an eine constante Form, an eine Klasse von Geschöpfen derselben Beschaffenheit, verbunden werden, sondern die Zahl der Hermaphroditenformen ist fast ebenso groß als die der Hermaphroditen selbst. Die vollständige Ausbildung und Vereinigung der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane in demselben Individuum mit der Fähigkeit, von beiden nach Belieben den von der Natur bestimmten Gebrauch zu machen und die Geschlechtsfunctionen vollständig bis an ihr Ende auszuführen, würde das Ideal des H. darstellen. Jedoch ist dieses durch die neuern Beobachtungen als eine Unmöglichkeit dargethan worden, sodaß man den Gedanken an die doppelten Geschlechtsverrichtungen gänzlich hat fallen lassen, und einen wahren Zwitter bereits ein solches Geschöpf nennt, bei welchem sich die hauptsächlichsten männlichen und weiblichen Sexualorgane nebeneinander finden. So wird bei Fischen «Milch» und «Rogen» nicht selten in demselben Thiere in völlig normaler Entwickelung angetroffen, und es dürfte dies als das einzige sichere Beispiel vollkommenen H. bei einem Wirbelthiere dastehen, indem hier wol kein Zweifel bleibt, daß die abgelegten Eier (ganz oder theilweise) durch den Samen ebendesselben Thiers befruchtet werden. Beispiele ähnlicher Art sind bei andern Wirbelthieren nicht erwiesen, und meist zeigt sich die Zwitterbildung nur so, daß die Geschlechtstheile der einen Seite männlich, die der andern weiblich (Hermaphroditismus lateralis), oder die innern männlich, die äußern dagegen von weiblichem Ansehen sind, seltener umgekehrt (Hermaphroditismus transversalis); oder daß die Zahl der Geschlechtsorgane zwar vermehrt, aber neben den ausgebildetern des einen Geschlechts die des andern nur angedeutet oder verkümmert vorhanden

Digitized by Google

sind. In einem noch weitern Sinne bezeichnet man mit dem Namen Zwitter alle die Individuen, bei denen durch eine Deformität der äußern Geschlechtstheile, die in der frühesten Entwickelungsperiode des Menschen und der höhern Thiere bei beiden Geschlechtern in den Grundzügen ihres Baues durchaus ähnlich sind, sich auf den ersten Anblick das Geschlecht nicht bestimmen läßt. Sollte eine solche Untersuchung bei Kindern von zweifelhaftem Geschlecht noch kein befriedigendes Resultat geben, so ist doch von dem reifern Lebensalter der Pubertät und den dann eintretenden Erscheinungen Aufschluß über das eigentliche Geschlecht zu erwarten. Ferner gehören dazu alle diejenigen, bei denen auch die genaueste Untersuchung, selbst die innere, nach dem Tode angestellte, das Geschlecht zweifelhaft läßt, weil die Geschlechtstheile so verkümmert sind, daß sie durchaus keinen sichern Anhaltepunkt zur Bestimmung des Geschlechts geben. Endlich nennt man noch völlig Geschlechtslose, bei denen die Geschlechtstheile gänzlich fehlen, Hermaphroditen. Die Zeugungsfähigkeit der Zwitter ist im allgemeinen eine sehr geringe und beschränkt sich fast nur auf jene Art, bei welcher auch durch eine genauere Untersuchung das Geschlecht ausgemittelt werden kann. Da diese Eigenschaft zugleich die Ehefähigkeit bedingt, so kommen Fragen über den wirklichen oder nur scheinbaren H. eines Individuums nicht selten vor das Forum der gerichtlichen Medicin, sowie diese auch bei Erbschaftsangelegenheiten manchmal über diesen Punkt ihr Gutachten abzugeben hat.

Hermaphroditus, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, wurde von Nymphen auf dem Ida erzogen, zog aber noch als Knabe nach Karien, wo die Nymphe der Quelle Salmakis, in der er sich badete, ihn vergeblich um Gegenliebe anflehte. Auf ihr Flehen zu den Göttern, immer mit ihm vereinigt zu sein, wurden ihre Leiber so verbunden, daß ein Doppelgeschöpf, halb Mann, halb Weib, entstand. Diese Sage, welche in der uns durch Ovid überlieferten Gestalt ohne Zweifel das Werk gelehrter alexandrinischer Dichtung ist, beruht auf Ideen und Bräuchen, welche aus den semit. Religionen in die griech. Mythologie eingedrungen sind. Die spätere verweichlichte griech. Kunst, namentlich seit dem ältern Polyklet, versuchte sich viel in Darstellung des H., wobei es dann meist nicht sowol auf die Darstellung der diesen Göttern zu Grunde liegenden religiösen Ideen, als auf die Lösung des künstlerischen Problems einer Verschmelzung männlicher und weiblicher Formen abgesehen war.

Hermas wird Röm. 16, 14 unter den Mitgliedern der röm. Gemeinde genannt, an welche Paulus Grüße bestellt. Unter demselben Namen schrieb ein anderes Mitglied der röm. Gemeinde, nach einem alten Zeugnisse ein Bruder des röm. Bischofs Pius, gegen Mitte des 2. Jahrh. eine «Der Hirt» betitelte Apokalypse, welche, im Hinblick auf die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi, eine neue, angeblich von Christus selbst offenbarte Bußfrist für die getauften, aber wieder in allerlei Sünden verfallenen Christen verkündigt. Das Buch stand in der alten Kirche in solchem Ansehen, daß man es anfangs dem neutestamentlichen Kanon zuzählte; neuerdings pflegt man es zu den Schriften der sog. Apostolischen Väter (s. d.) zu rechnen. Für die Geschichte des 2. christl. Jahrh. ist «Der Hirt» eins der wichtigsten Documente. Das Buch war längere Zeit nur in lat. Uebersetzung vorhanden, bis in den letzten zehn Jahren schnell hintereinander der größte Theil des griech. Originaltextes in einer jüngern und einer ältern Handschrift, eine äthiopische und eine zweite lat. Version aufgefunden wurden. Die erste Ausgabe des griech. Textes ist von Anger und Dindorf (Lpz. 1856), eine nach den neuerdings zugänglich gewordenen Hülfsmitteln berichtigte von Hilgenfeld (in «Novum Testamentum extra canonem receptum», Lpz. 1866) veranstaltet worden; auch stellte derselbe die altlat. Uebersetzung wieder her: «Hermae Pastor. Veterem latinam interpretationem e codicibus etc.» (Lpz. 1873). Vgl. Hilgenfeld, «Apostolische Väter» (Halle 1853). Apologetische Tendenz verfolgt die Schrift von Zahn: «Der Hirt des H.» (Halle 1868).

Hermelin oder großes Wiesel (Mustēla erminēa), ein kleines, aber blutgieriges und grausames Raubthier aus der Gattung der Marder, welches, in Europa und Asien, besonders aber in Sibirien einheimisch, die Nähe menschlicher Wohnungen flieht und felsige Wälder den Ebenen vorzieht. Es hält sich in Steinhaufen, Löchern und hohlen Bäumen auf, klettert und springt vortrefflich und geht nachts auf Raub aus, der aus kleinen Säugethieren und Vögeln, Schlangen, Eidechsen und Eiern besteht. Durch massenhafte Mäusevertilgung wird es in unsern Gegenden nützlich. Es mordet mehr als es frißt, paart sich im März und das Weibchen wirft im Mai fünf bis acht anfangs blinde Junge. Sein im Sommer oben brauner, auf der Unterseite gelblichweißer Pelz wird im Winter im Norden schneeweiß, die Spitze des Schwanzes aber, welche an Länge die Hälfte des Körpers übertrifft, ist stets glänzendschwarz gefärbt. Die besten Pelze liefert der Norden, die zumal aus Schweden, Rußland und Sibirien ausgeführt

Digitized by Google

werden. Ehedem war der Hermelinmantel eine Auszeichnung, die sich die weltlichen Fürsten vorbehalten hatten, und die sie nur in besondern Fällen mit fürstl. Range bekleideten Personen gestatteten. Als Wappenbild führt die Bretagne den H.

Hermen heißen in der Kunstsprache Köpfe, welche in einen viereckigen Fußpfeiler ausliefen, dergleichen es in Athen auf Plätzen und Straßen viele gab. Den Namen erhielten diese Pfeiler von Hermes, insofern dieser auch als Gott der Wege verehrt wurde. Aus dem ältesten Cultus des Hermes in Gestalt von Steinhaufen an Wegen und Grenzmarken, dann auch unter den Formen des Phallus entwickelte sich die Gestalt der H., zunächst als einfacher Pfahl, welcher inmitten der Steinhaufen errichtet wurde, dann als ithyphallischer Pfeiler, welchem zuletzt der Kopf des Gottes aufgesetzt wurde. So bildeten zumal die Pelasger den Hermes. An Kreuzwegen wurde die einfache H. nach der Anzahl der Wege verdreifacht oder vervierfacht. Auch auf andere Götter, zumal auf den bärtigen Dionysos, wurde in späterer Zeit diese Darstellungsform übertragen, dann auch auf Staatsmänner, Philosophen und besonders Dichter, deren Porträts gewöhnlich zu Doppelhermen zusammengesetzt wurden. Die H. bildeten den Anfang der Bildhauerkunst, und in der ältesten Zeit waren wol alle Götterbilder nichts als ein Pfeiler mit einem unförmlichen Kopf. Vgl. Gerhard, «De religione hermarum» (Berl. 1845).

Hermeneutik ist die Wissenschaft, welche die Grundsätze und Hülfsmittel aufstellt, durch welche man den Sinn einer Rede oder Schrift aufzufinden und festzustellen vermag, welchen der Redner oder Verfasser selbst mit seinen Worten verbunden hat. Besonders wird der Ausdruck von der Anweisung zur richtigen Auslegung der biblischen Schriften gebraucht (*biblische H.*). Ihre Geschichte ist zugleich die Geschichte der biblischen Exegese (s. d.). Vgl. Immer, «H. des Neuen Testaments» (Wittenb. 1873).

Hermes, in der griech. Mythologie der Gott des Handels, s. *Mercur*.

Hermes Trismegistos (Hermes der dreimal größte, d. h. der allergrößte) ist der griech. Name des ägypt. Gottes Thoth (s. d.), welcher in den Hieroglyphen der Ptolemäerzeit sehr gewöhnlich den Beinamen «des zweimal großen», in der röm. Kaiserzeit auch «des dreimal großen» hat, wie denn auch die griech. Bezeichnung kaum vor dem 2. Jahrh. n. Chr. aufzutreten scheint. Man versteht unter H. Trismegistos den ägypt. Gott der Schrift und Gelehrsamkeit nach der Auffassung der letzten Jahrhunderte des Alterthums. Die hieroglyphischen Denkmäler wissen nur von einem Gotte Thoth, der allerdings Mondgottheit und Gott der Gelehrsamkeit zugleich ist; aber später unterschied man zwischen einem ersten Thoth, der Personification der göttlichen Intelligenz, und einem jüngern, der Incarnation derselben auf Erden, dem Urheber aller Bildung und Gesittung, dem die Menschen die Schrift, die Culte, die Wissenschaften und Künste verdanken. Da H. demnach als Weiser und Gesetzgeber galt, so kam man in der Folge zur Annahme mehrerer mythischer Personen dieses Namens, wie denn die Araber ihrer drei aufstellten, einen vorsündflutlichen, der ihnen mit Idris oder Henoch gleichbedeutend ist, einen chaldäischen oder babylonischen und den Trismegist, der nach ihnen in Memphis gelebt haben soll. Während seiner irdischen Wirksamkeit hat Thoth nach dem Glauben der alten Aegypter die Hauptstücke seiner Weisheit in verschiedenen Büchern niedergelegt, welche man seit den ältesten Zeiten als göttliche überlieferte. Nicht selten heißt es von besonders ehrwürdigen Schriften, Thoth «habe sie mit seinen eigenen Fingern geschrieben»; es wurde ihnen dadurch Heiligkeit und Autorität verliehen. Nach Clemens Alexandrinus belief sich die Zahl der dem H. zugeschriebenen Werke auf 42, welche eine vollständige ägypt. Encyklopädie ausmachten, indem sie sowol die Religion (Gesetze, Götterlehre, Liturgien, Cultusvorschriften, Hymnen) als die Wissenschaften und Künste (Hieroglyphik, Geometrie, Astronomie, Medicin) behandelten. Von allen diesen Hermetischen Büchern scheint nur eins der sechs medicinischen erhalten zu sein in dem sog. Papyrus-Ebers, dem «Buche über die Arzneimittel». Aus dem Charakter der ägypt. Literatur im allgemeinen und aus dem besondern dieses einen Werks läßt sich schließen, daß die Hermetischen Bücher durchweg mystisch gefärbt und mit magischem Beiwerk versehen waren. Aehnliche Eigenthümlichkeiten haften einer apokryphen Literatur an, welche nach dem Erlöschen der Hieroglyphenkunde aus dem Widerstreite griech., jüd. und ägypt. Ideen in Alexandrien hervorging. Unter dem Namen des H. Trismegistos hat sich eine Anzahl von philos. Tractaten, theils in griech., theils in lat. und arab. Sprache erhalten.

Diese *Hermetischen Schriften* sind meist Dialoge zwischen H. und seinem angeblichen Sohne Tat oder seinem Schüler Asklepios, andere sind an den König Ammon gerichtet; sie sind unendlich subtil, nicht selten dithyrambisch und oftmals dunkel und handeln über Gott und die Seele, über die Welt und die Intelligenz, über die Weisheit und die Tugend, über das

Digitized by Google

Gute, Schöne und Wahre, über Zeit und Ewigkeit. Sie enthalten nichtgriech. Philosophie, obwol sie an neuplatonische Ideen anknüpfen; auch sind sie nicht jüdisch, obwol sie den Einfluß der Schriften Philo's nicht verleugnen können; noch weniger sind sie (wie sich nun jetzt beurtheilen läßt) der Ausdruck ägypt. Philosophie, wennschon hier und dort sich Ideen finden mögen, die an das «Todtenbuch» erinnern. Wol liegt ihnen ägypt. Mythologie zu Grunde, aber dieselbe wird uns nicht deutlicher in diesem trüben Lichte theosophischer Speculation. Die Hermetischen Bücher gehören Aegypten an, aber dem stark hellenisirten, in dem bereits christl. Betrachtungsweise Eingang gefunden hatte. Sie sind die letzten Denkmäler des Heidenthums. Der Text dieser Schriften ist sehr mangelhaft erhalten, zum Theil nur in Bruchstücken bei Stobäus, Cyrillus, Suidas und Lactantius. Die hauptsächlichsten derselben gab Parthey heraus («Hermetis Trismegisti Poemander», Berl. 1854), indem er den Titel nach dem ersten Tractat «Poimondres» wählte. Eine ältere Ausgabe ist die des Patrizzi («Nova de universis philosophia», Veneb. 1593). Den Poemander übersetzte Tiedemann (Berl. 1781); die meisten Stücke vereinigte die franz. Uebersetzung von L. Ménard («Hermès Trismégiste», Par. 1866). Vermuthlich gehören die meisten dieser Schriften in das 2. Jahrh.; die Definitionen des Asklepios sind nicht älter als das Zeitalter Konstantin's; der oder die Verfasser sind ganz unbekannt; der nur lateinisch erhaltene Asclepius wurde irrthümlich dem Apulejus beigelegt. Es scheint sich hier um eine ganze große Literatur zu handeln, deren Umfang und Mannichfaltigkeit wir aus der Bemerkung des Jamblichus ahnen können, wonach es an 20,000 Hermetische Bücher gegeben hat. Der Einfluß derselben dauerte bis ins Mittelalter, und man gab vor, daß diese mystische Weisheit durch die Hermetische Kette aus alten Zeiten überliefert sei. Besonders scheint sie unter den Arabern gepflegt zu sein; sie schreiben dem Trismegist eine Unzahl von Schriften zu; namentlich über die Steine, die Alchemie, die Medicin, die Astrologie, über Talismane und Amulete und selbst über die Schriftarten und allerlei Geheimnisse. Einzelne dieser Bücher, deren der Fihrist, eine alte arab. Literaturgeschichte, viele aufführt, sind noch erhalten; einen theosophisch-ascetischen Tractat eines christl. Verfassers, «An die menschliche Seele», gaben Fleischer (Lpz. 1870) und Bordenhewer (Bonn 1873) mit Uebersetzung heraus. Gegen Ende des Mittelalters kam die Richtung wieder besonders zu Ehren; die Hermetische Medicin des Paracelsus steht unter ihrem Einflusse; ebenso die Hermetische Freimaurerei; Schwärmer heißen schlechthin Hermetiker. Alle Geheimnisse der Magie führte man auf H. Trismegistos zurück; durch magische Siegel konnte er angeblich Schätze und Gefäße unzugänglich machen; daher nennt man noch jetzt hermetisch verschlossen etwas so vollkommen Verschlossenes, daß keine Luft hinzutreten kann.

Hermes (Georg), Begründer einer dogmatisch-philos. Schule in der kath. Kirche, wurde 22. April 1775 zu Dreyerwalde in Westfalen geboren, studirte seit 1792 zu Münster Philosophie und Theologie, ward 1798 Lehrer am Paulinischen Gymnasium zu Münster, erhielt 1799 die Priesterweihe und lehrte seit 1807 Theologie an der Akademie zu Münster. Im J. 1820 ward er Professor der Dogmatik in der kath.-theol. Facultät der neuerrichteten Universität Bonn, wo er in seltenem Maße das Vertrauen und die Liebe seiner zahlreichen Zuhörer gewann bis an seinen Tod, 26. Mai 1831. Seit 1825 war H. Domherr der Metropolitankirche zu Köln. Von der Kant-Fichte'schen Philosophie angeregt, suchte H. dem kritischen Verstande gegenüber einen Vernunftglauben zu begründen. In der «Philos. Einleitung in die christl.-kath. Theologie» (Münst. 1819; 2. Aufl. 1831) erklärt H.: «Es gibt keinen hinlänglichen Grund zu einem sichern oder, was dasselbe ist, zu einem vernünftigen Glauben, als das nothwendige Halten der theoretischen und das nothwendige Annehmen der verpflichtenden Vernunft allein». Ist auch damit alle Gewißheit des Glaubens auf die nothwendigen Forderungen der menschlichen Vernunft gegründet, so leitet doch H. daraus die sichere Erkenntniß ab, daß Gott existirt, daß Gott diese bestimmten Eigenschaften hat und sich übernatürlich offenbaren kann, um dann in der «Positiven Einleitung» (1829) die Wahrheit der biblischen Schriften, der mündlichen Ueberlieferung, des mündlichen Lehramts in der kath. Kirche zu prüfen, aber in der Art, daß er nirgends mit den positiven Lehrbestimmungen der kath. Kirche in Widerspruch geräth. Doch selbst dieser bescheidene Gebrauch der Vernunft ward von Gegnern als heterodox bezeichnet. Schon zu H.' Lebzeiten hatten seine Collegen Windischmann und Jarcke einzelne Angriffe gegen seine Lehren gemacht. Nachdem H.' Gönner auf dem erzbischöfl. Stuhl zu Köln, Graf Spiegel, in Droste zu Vischering einen anders gesinnten Nachfolger erhalten und in Berlin die gegnerische Partei großen Einfluß gewonnen hatte, erschien 26. Sept. 1835 ein päpstl. Breve, welches die durch zahlreiche Schüler weitverbreitete hermesianische Lehre verdammte, weil darin der positive

Digitized by Google

Zweifel zur Grundlage aller theol. Unterſuchungen gemacht ſei. Darauf entbrannte ein heftiger literariſcher Streit für und wider H. Gregor XVI. ſuchte denſelben beizulegen, und lud deshalb Braun (ſ. d.) und Elvenich (ſ. d.), die Hauptvertreter der Schule, 1837 nach Rom, doch wurden die Verhandlungen infolge einer Note Metternich's bald abgebrochen. Manche Hermeſianer fügten ſich. Friedrich Wilhelm IV. ließ dann den Curator der Univerſität Bonn, Rehfues, ſeines Poſtens entheben, ſowie die Profeſſoren Achterfeldt und Braun zur Dispoſition ſtellen. Vgl. Braun und Elvenich, «Meletemata theologica» (Bonn 1837) und «Acta Romana» (Hannov. 1838); Bernhardi, «Laokoon, oder H. und Perrone» (Köln 1840); Elvenich, «Der Hermeſianismus und Joh. Perrone» (Heft 1, Bresl. 1844); Stupp, «Die letzten Hermeſianer» (5 Hefte, Wiesb. u. Köln 1844—45).

Hermes (Joh. Timoth.), ein durch ſeine didaktiſchen Romane bekannter Schriftſteller des 18. Jahrh., geb. 31. Mai 1738 zu Petznik bei Stargard in Hinterpommern, erhielt ſeine erſte Bildung im väterlichen Hauſe und auf dem Gymnaſium zu Stargard. In Königsberg, wo er Theologie ſtudirte, nahmen ſich beſonders Kant und Arnold ſeiner an. Später ging er nach Danzig und von da nach Berlin. Hier ſchrieb er ſeinen Roman «Fanny Wilkes» (2 Bde., Lpz. 1766; 3. Aufl. 1781), bei welchem Fielding und Richardſon ſeine Muſter waren, und ſein Hauptwerk, den Roman «Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen» (5 Bde., Lpz. 1770—75; 6 Bde., 1778), dem viele andere folgten. Nachdem er Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann Feldprediger zu Lüben in Schleſien, hierauf fürſtl. anhalt. Hof- und Schloßprediger zu Pleß geweſen war, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verſchiedene geiſtliche Aemter bekleidete und als Superintendent, Paſtor primarius zu St.-Eliſabeth und erſter Profeſſor der Theologie an der Univerſität 24. Juli 1821 ſtarb. Durch die genannten Romane hat er ein beſſeres Muſter der Menſchendarſtellung in dieſer Gattung gegeben und in vielfacher Beziehung genutzt, ſo wenig dieſelben auch höhern Kunſtforderungen genügen mögen.

Hermeſiänax, griech. Elegiker um 300 v. Chr., Freund und Schüler des Dichters Philetas, verfaßte unter der von dem Namen ſeiner Geliebten entlehnten Aufſchrift «Leontion» drei Bücher Elegien erotiſchen Inhalts, aus deren drittem Buche Athenäus ein Bruchſtück mitgetheilt hat, welches von G. Hermann (in Bd. 4 der «Opuscula», Lpz. 1828) und von Bergk in der «Anthologia lyrica» (2. Aufl., Lpz. 1868) herausgegeben und von W. E. Weber in den «Elegiſchen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) ins Deutſche überſetzt wurde

Hermetiſch und **Hermetiker**, ſ. Hermes Trismegiſtos.

Hermitage heißt einer der vorzüglichſten Weine Frankreichs, der in der Dauphiné auf einer granitiſchen Hügelreihe des linken Rhône-Ufers, gegenüber der Eiſenbahnſtation Tain, wächſt. Schon im erſten Mittelalter waren die «rupes ab eremo dictae» ihres Products halber berühmt. Ein Einſiedler ſoll die erſten Reben dahin verpflanzt haben (daher der Name). An der Stelle der Einſiedelei erbauten im 13. Jahrh. die deutſchen Ritter von Sterimberg eine Burg, welche im 14. die Bernhardinermönche erwarben und in ein Kloſter verwandelten. Sie beſonders hoben und pflegten den Weinbau. Die drei Lagen des Gebirgs von unten nach oben heißen: Le Greffieux, Le Méal und La Chantalouette; letztere producirt die feurigſten Weine. Dieſelben ſind ſowol weiß als roth; die beſten Crûs von beiden gehören zu den Weinen erſten Rangs. Der weiße H. zählt zu den edelſten Weißweinen Frankreichs.

Hermod, d. h. der Heermuthige und Tapfere, ein Sohn Odhin's, wird in der nordiſchen Mythologie unter die Aſen gerechnet. Er erſcheint nur in dem Baldr-Mythus; nach Baldr's Tode erbietet er ſich, zu Hel zu reiten, um im Namen der Götter die Todtengöttin um Baldr's Herausgabe zu bitten. Einen andern H. ſcheint die Heroenſage gekannt zu haben.

Hermogénes, aus Tarſus in Cilicien, einer der vorzüglichſten griech. Rhetoren, um 160 n. Chr., trat bereits in ſeinem 15. Lebensjahre vor dem Kaiſer Marc Aurel mit vielem Beifall auf und verfaßte ein Werk über die Redekunſt in fünf Büchern, welches lange Zeit bei dem Unterricht in den Schulen als Leitfaden diente und deshalb ſchon frühzeitig durch andere vielfach erklärt und in Auszug gebracht wurde. Die Schrift ſelbſt nebſt den alten Commentaren findet ſich in der Ausgabe der «Rhetores Graeci» von Walz und ohne jene in der von Spengel; die «Progymnasmata», welche das fünfte Buch bilden (bis Ende des 18. Jahrh. nur aus der lat. Ueberſetzung des Priscian bekannt), gab zuerſt Heeren 1791 heraus.

Hermon, Großer (Dſchebl-eſch-Schêch), Berg in Syrien, ſ. Antilibanon.

Hermunduren, ein german. Volk, das im W. durch die Werra von den Chatten, im N. durch den Harz von den Cheruskern, im O. durch die Elbe von den Semnonen, im S. durch den Frankenwald und das Erzgebirge von den Variskern und Markomannen geſchieden wurde.

Digitized by Google

Anfangs mit unter dem allgemeinen Namen der Sueven (s. d.) begriffen, werden sie im J. 19 n. Chr. speciell erwähnt, wo sie unter Vibilius die Herrschaft, die der Gothone Catualda durch Marbod's Vertreibung über die Markomannen erlangt hatte, stürzten. Auch das kleine suevische Reich, das der Quade Vannius damals mit den Gefolgschaften des Marbod und Catualda in Abhängigkeit von den Römern zwischen der March und Gran begründet hatte, erlag ihrem Angriff im J. 50. Mit den Chatten kämpften sie 58 siegreich um den Besitz von Salzquellen, welche man zu Salzungen an der Werra gefunden zu haben glaubt. Mit den Römern standen sie zu des Tacitus Zeit in Handelsverbindungen. Zuletzt wird ihr Name unter den Völkern, die in dem großen markomannischen Kriege gegen Marc Aurel kämpften, erwähnt. Sie galten als die unmittelbaren Vorfahren der spätern Thüringer.

Hermupolis, Hauptstadt einer Eparchie der Cykladen, s. Syra.

Herniker hieß eine altitalische Völkerschaft, die mit den Sabinern näher verwandt war, aber früh latinisirt wurde, wie man dann auch ihre Landschaft zu Latium im weitern Sinne rechnete. Die Lage derselben zwischen Latinern, Aequern, Volskern und Marsern veranlaßte die Römer, sie 486 v. Chr. als gleichberechtigtes Glied dem röm.-latin. Bunde beitreten zu lassen. Erst nachdem der Hauptort der H. Anagnia und die meisten kleinern Gemeinden 306 v. Chr. an dem Kriege der Samniter gegen Rom theilgenommen hatten, wurden diese, nicht aber die treu gebliebenen Städte Aletrium, Verulä, Ferentinum zu steuer- und dienstpflichtigen Unterthanen gemacht. Wann sämmtliche H. das röm. Bürgerrecht erhielten, ist unbekannt.

Hernösand, Hauptstadt der schwed. Landschaft Ängermanland und des gleichnamigen Län, liegt unweit der Mündung der Ängerman-Elf in den Bottnischen Meerbusen, auf der mit dem Festland durch zwei Brücken verbundenen Insel Hernö. Der Ort, fast ganz aus Holz, aber regelmäßig gebaut, zählt (1875) 4760 E. Das ansehnlichste Gebäude ist die 1842—46 erbaute schöne Domkirche. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und hat ein Gymnasium, eine Navigationsschule, zwei Banken, ein Irrenhaus und mehrere Fabriken. Zum Hafen H.s gehören (Ende 1874) 55 Segelschiffe und 16 Dampfer. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind Breter. — Im Län H., das den größten Theil von Ängermanland und die ganze Landschaft Medelpad umfaßt und auf 24,681,8 QKilom. nur 150,234 E. zählt, liegt auch die Seestadt Sundsvall, mit 7697 E., dem besten und lebhaftesten Hafen in Norrland, Schiffswerften und Fischerei.

Hero ist eine berühmte Gestalt der griech. und röm., sowie der neuern Poesie. An einem Feste der Venus und des Adonis zu Sestos auf der thraz. Küste, zu welchem auch die Einwohner von Abydos über den Hellespont herübergekommen waren, sahen sich H. und Leander und entbrannten in gegenseitiger Liebe. Aber ihrer Verbindung stellten sich der Priesterin Stand und der Wille ihrer Aeltern entgegen. Doch den Jüngling schreckten diese Schwierigkeiten nicht; allnächtlich schwamm er über den Hellespont zur Geliebten, wobei eine auf dem Thurm am Ufer, in welchem H. wohnte, aufgesteckte Fackel ihm als Wegweiser diente. Als er einst bei winterlichem Sturme herüberschwamm, verließen ihn die Kräfte; todt warfen ihn die Wellen an den Fuß des Thurms, wo H., von Angst gefoltert, seiner harrte. Beim Anblicke des Leichnams stürzte sich H., vom Schmerz überwältigt, von der Höhe hinab und starb, ihn mit ihren Armen umschließend. Außer verschiedenen Erwähnungen bei andern griech. und lat. Dichtern und einer Bearbeitung in zwei unter Ovid's Namen uns überlieferten poetischen Briefen besitzen wir aus dem 5. oder dem Anfang des 6. Jahrh. unter dem Namen des Musäos ein Gedicht, welches diese wol auf einer Localsage beruhende und zuerst von einem alexandrinischen Dichter ausgeführte Erzählung enthält, die auch Schiller zu seiner Ballade benutzte.

Hero (griech. Heron) aus Alexandria, einer der vorzüglichsten Mathematiker und Mechaniker des Alterthums, um 100 v. Chr., verfaßte zwei Bücher «Ueber die Verfertigung der Automaten», herausgegeben von Baldi (Veneb. 1601), und mehrere andere theils verloren gegangene, theils nur noch in dürftigen Bruchstücken vorhandene Schriften, namentlich über die Construction der Kriegsmaschinen, über solche Maschinen, die durch die Kraft der Luft in Bewegung gesetzt werden («Pneumatica»), über die Dioptra, eine Anweisung zu der Kunst, mit der Dioptra zu operiren, u. s. w., worin er manche wichtige Entdeckungen mittheilte. Außerdem hat H. wol in amtlichem Auftrag und in Anlehnung an die altägypt. Regeln der Feldmeßkunst ein Lehrbuch der Meßkunst verfaßt, von dem die röm. Gromatiker oder Agrimensoren in allem, was die Feldmeßwissenschaft betrifft, durchaus abhängig sind, aus denen dann wieder die betreffende mittelalterliche Literatur abgeleitet ist. Die beste kritische Ausgabe dieser Schrift über Geometrie und Stereometrie hat Hultsch (Berl. 1864) geliefert. Vgl. Cantor, «Die röm. Agrimensoren und ihre Stellung in der Geschichte der Feldmeßkunst» (Lpz. 1875).

Digitized by Google

Herodes der Große, König der Juden, ein Sohn des Edomiters Antipater, den Cäsar dem schwachsinnigen Makkabäerfürsten Hyrkanus II. als Procurator an die Seite gesetzt hatte, geb. 73 v. Chr., wurde 47 v. Chr. Statthalter von Galiläa. In diesem Amte erwarb er sich durch Ausrottung des Räuberwesens große Verdienste und erlangte trotz der gegen ihn erhobenen Anklagen der Pharisäer von der Gunst der Römer noch die Verwaltung von Samaria und Cölesyrien hinzu. Nach dem Tode seines Gönners Cäsar ging er erst zu den Republikanern, dann zu Antonius über. Siegreich gegen Antigonus, den Brudersſohn Hyrkanus' II., heirathete er des letztern Tochter Mariamne, worauf ihn Antonius zum Tetrarchen ernannte. Zwar mußte er vor den erneuten Angriffen des Antigonus im J. 40 weichen; doch von den Triumvirn Antonius und Octavianus zum König in Judäa ernannt, eroberte er nach dreijährigem Kampfe mit Hülfe der Römer Jerusalem (im J. 37). Die 37jährige Herrschaft des H. erneuerte an äußerm Glanze die glorreichsten Zeiten des Davidischen Königthums, und vereinigte unter seiner Herrschaft noch einmal das ganze jüd. Land. Nach innen sicherte er sich Thron und Leben nach orient. Despotenart durch blutige Gewalt. Von Argwohn und Mistrauen gepeinigt, mordete er seine eigene Gemahlin, die Makkabäerin Mariamne, seinen Schwager Aristobulus und dessen Mutter Alexandra, den alten Fürsten Hyrkanus und drei seiner eigenen Söhne. Von den Juden als fremder Eindringling gehaßt, erhielt er sich auf dem Thron durch kriechende Unterwürfigkeit gegen die in den röm. Bürgerkriegen jedesmal siegende Partei. Nach dem Tode des Antonius ging er zu Augustus über, welcher seine Staaten noch ansehnlich vermehrte. Das denkwürdigste Ereigniß unter seiner Regierung war die Geburt Christi. Er baute den Tempel von Jerusalem prächtiger als zuvor, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden, gründete mehrere Städte, schlug die Araber und ihren Anführer Aretas und besiegte die syr.-arab. Räuber. In der letzten Zeit seines Lebens verschwor sich gegen ihn sein Sohn Antipater, den er fünf Tage vor seinem eigenen Tode (2 n. Chr.) erdrosseln ließ. Nach seinem Tode (4 n. Chr.) wurde sein Reich unter drei seiner überlebenden Söhne getheilt. — In der Regierung von Judäa folgte ihm mit dem Titel eines Ethnarchen (Volksfürsten) sein Sohn **Archelaus**, der seiner Grausamkeiten wegen 6 n. Chr. von Augustus nach Vienne in Gallien verbannt wurde. — Sein zweiter Sohn, H. **Antipas**, der Landesfürst Jesu, wurde Tetrarch von Galiläa. Caligula verwies ihn 42 n. Chr. nach Lyon. H. entführte die **Herodias**, seines Stiefbruders Herodes Weib, und ließ Johannes den Täufer hinrichten. Die evang. Ueberlieferung läßt ihn auch Jesu nachstellen. Der Bericht des Lukas-Evangeliums weiß außerdem von einem förmlichen Verhör zu erzählen, welches H. auf des Pilatus Veranlassung mit Jesu veranstaltet haben soll, in welchem H. jedoch Jesum unschuldig befunden habe. Nach diesem H. werden die **Herodianer** genannt, die mehr eine polit. als religiöse Partei waren. Mehrere Väter der alten Kirche, wie Tertullian, Epiphanius, Chrysostomus u. a., bezeichneten sie als eine jüd.-religiöse Sekte, die den H. für den Messias gehalten hätte. — Der dritte Sohn, **Philippus**, wurde Tetrarch von Trachonitis, Auranitis und Batanäa und starb nach einer friedlichen Regierung 34 n. Chr. — Nächstdem sind noch zu erwähnen: H. **Agrippa** I., der Enkel Herodes' d. Gr., der Sohn eines der hingerichteten Söhne desselben und der Bruder der Herodias. In Rom am Kaiserhofe erzogen, führte er ein abenteuerndes, verschwenderisches Leben. Von seinen Gläubigern verfolgt, floh er nach Idumäa, genoß dann eine zeitlang bei seinem Schwager Antipas in Tiberias das Gnadenbrot und kam dann nach Rom zurück. Von Tiberius erst zum Prinzenerzieher ernannt, dann ins Gefängniß geworfen, wurde er durch Caligula befreit, mit Ehren überhäuft und mit dem Königstitel und den Gebieten des Philippus und des Lysanias beschenkt, bis er zuletzt unter Claudius noch einmal das ganze jüd. Land unter seiner Herrschaft vereinigte. Er starb 44 n. Chr., worauf sein Staat fast ganz zur röm. Provinz wurde. Nach der Apostelgeschichte ließ er den Apostel Jacobus hinrichten und Petrus ins Gefängniß werfen. — Sein Sohn, H. **Agrippa** II., der die Tetrarchie des Philippus sowie Stücke von Galiläa und Peräa und die Aufsicht über den Tempel erhielt, war der letzte herodäische König. Er unterstützte die Römer bei der Eroberung Jerusalems, wurde hierauf mit der röm. Prätorwürde bekleidet und starb 100 n. Chr.

Herodes (Tiberius Claudius Atticus), geb. zu Marathon im Anfange des 2. Jahrh. n. Chr., stammte aus einer durch Alter, Glanz und Reichthum ausgezeichneten Familie. Seinem Großvater war infolge einer Verurtheilung wegen eines sog. Majestätsverbrechens sein Vermögen confiscirt worden; der Vater Atticus soll dann aber in einem seiner Häuser einen großen Schatz gefunden haben. Jedenfalls besaß H. ein enormes Vermögen. Er widmete sich frühzeitig mit Erfolg der Beredsamkeit. Auch verwaltete er wiederholt öffentliche Aemter zu Athen und, nachdem er schon unter Hadrian kaiserl. Commissar in den freien Städten Klein-

Digitized by Google

asiens gewesen, erhielt er unter Lucius Verus und Antoninus Pius, deren Lehrer er gewesen, 143 n. Chr. das Consulat. Später zog er sich, bei den Athenern unpopulär geworden und auch bei Marc Aurel verklagt, der ihn jedoch mild behandelte und sich bald ganz mit ihm aussöhnte, zurück und lebte bis an seinen Tod, welcher 177 n. Chr. erfolgte, ungestört den Wissenschaften. Seine unermeßlichen Schätze verwendete er fast nur zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken, besonders zur Errichtung großartiger Bauwerke, mit denen er Griechenland, Asien und Italien zierte. Berühmt waren unter diesen das seiner Gattin Regilla gewidmete Odeum in Athen, das größte und schönste seiner Art, die glanzvolle Umwandlung und Ausschmückung des panathenäischen Stadions und die sehr ausgedehnte Gartenanlage in der Nähe von Rom und der Appischen Straße mit einem Todtenfeld für seine Familie und einem Tempel, die nach dem Heros Triopas den Namen Triopium erhielt. In diesen Anlagen entdeckte man außer mehrern kleinern zwei größere, aus 39 und 59 Hexametern bestehende griech. Weihinschriften, wahrscheinlich von dem Arzt und Dichter Marcellus aus Side verfaßt, deren Originale sich im Museum des Louvre zu Paris befinden. Auch in Olympia sind jetzt (1877) die Reste eines wol von ihm errichteten Gebäudes mit Statuen der Familie Marc Aurel's, die er aufgestellt hatte, sowie mit solchen seiner eigenen Familie, welche die Eleer hinzufügten, ausgegraben worden. Von dem Rednertalent des H., das ihm den Schmeichelnamen «Zunge der Hellenen» und «König der Beredsamkeit» erwarb, ist außer manchen Inschriften, die keinen hohen Begriff von seinem Stil geben, nur ein einziges Product vorhanden, welches ebenfalls der alten Versicherung, daß der Fluß seiner Rede sich silberwirbelnd über Goldsand ergossen habe, nicht viel Glauben verschaffen würde, nämlich eine Rede «Ueber den Staat». Es ist aber fraglich, ob dieselbe von ihm herrührt. Sie ist in ältern und neuern Sammelausgaben der «Oratores Attici» abgedruckt, zuletzt in denen von Bekker, von Dobson und von C. Müller. Vgl. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands unter den Römern» (Bd. 2, Halle 1868); Vidal-Lablanche, «Hérode Atticus. Étude critique sur sa vie» (Par. 1871).

Herodiān, Geschichtschreiber, wahrscheinlich ein Grieche von Geburt, lebte ungefähr 170—240 n. Chr., größtentheils in Rom, und verfaßte in griech. Sprache eine röm. Kaisergeschichte in acht Büchern, welche den Zeitraum 180—238 n. Chr. von Commodus bis zur Erhebung von Gordianus III. umfaßt und durch ziemliche Reinheit des Ausdrucks wie durch Klarheit in der Darstellung sich auszeichnet. H. ist völlig unzuverlässig in der Chronologie, hat sehr mangelhafte geogr. Kenntnisse und zeigt sich über hauptstädtische und Hofereignisse schlecht unterrichtet. Doch liefert er auch in dem Theil seines Werks (bis 229), den der uns für diese Zeiten überhaupt zum größten Theil nur im Auszug erhaltene Dio noch behandelt hatte, werthvolle Ergänzungen zu diesem, zumal da er in seiner untergeordneten Lebensstellung manchmal sich unbefangener erweist als der vielfach persönlich betheiligte Dio. Vgl. Sievers, «Ueber das Geschichtswerk des H.» im 26. und 31. Bande des «Philologus»; die Abhandlungen von Zürcher, Müller, Dändliker in Büdinger's «Untersuchungen zur röm. Kaisergeschichte» (3 Bde., Lpz. 1868—70); Höfner, «Untersuchungen zur Geschichte des Septimius Severus» (Gieß. 1872 fg.), und A. Duncker im 33. Bande des «Philologus». Die besten Ausgaben haben Irmisch (5 Bde., Lpz. 1789—1805), Wolf (Halle 1792) und Bekker (Berl. 1826 u. Lpz. 1855), deutsche Uebertragungen Oslander (2 Bde., Stuttg. 1830) und Stahr (Stuttg. 1858) geliefert. — Ein von diesem verschiedener, berühmter griech. Grammatiker des 2. und 3. Jahrh. n. Chr., Aelius H. aus Alexandria, war der Sohn des Apollonius Dyskolos. Er gelangte in Rom unter Marc Aurel zu hohem Ansehen und verfaßte eine große Anzahl Schriften grammatischen und prosodischen Inhalts, die zwar fast alle verloren sind, von denen aber ein großer Theil in Auszügen oder in Bruchstücken noch vorhanden ist. Nachdem der größte Theil des irgendwie uns Ueberlieferten namentlich in den «Anecdota Graeca» von Bekker, Bachmann und Villoison, in der Ausgabe des Möris von Koch (2 Bde., Lpz. 1831—32), in der des Phrynichus von Lobeck (Lpz. 1820), in Dindorf's «Grammatici Graeci» (Lpz. 1823), in Hermann's Schrift «De emendanda ratione grammaticae Graecae» (Lpz. 1801) sowie in dessen «Appendix ad Draconem Stratonicensem» (Lpz. 1814) und besonders auch von Lehrs, «Herodiani scripta tria emendatiora» (Königsb. 1848) und M. Schmidt in der kritischen Ausgabe des Auszugs aus seiner «Catholica Prosodia» (Jena 1860) veröffentlicht worden war, so ist neuerdings alles Erhaltene von Lenz sorgfältig gesammelt und bearbeitet und unter dem Titel «Herodiani technici reliquiae» (2 Bde., Lpz. 1867 fg.) herausgegeben worden.

Herŏdot, der älteste griech. Geschichtschreiber, gewöhnlich der Vater der Geschichte genannt, geb. zu Halikarnaß in Karien zwischen 490 und 480 v. Chr., bildete sich, durch Rath und Bei-

Digitized by Google

spiel eines Verwandten, des berühmten Epikers Panyasis, aufgemuntert, vorzüglich durch die Lektüre der griech. Dichter, vor allen des Homer, und scheint schon frühzeitig zu dem Entschlusse gekommen zu sein, nach dem Vorgange der Logographen (s. d.), deren Studium ihm ebenfalls nicht fremd blieb, ein geschichtliches Werk von größerm Umfange zu begründen und, unterstützt von dem Ansehen und Reichthum seiner Familie, für diesen Zweck die entlegensten Länder und Völker durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Obgleich die Zeitfolge und Ausdehnung dieser Reisen von den Alten theils in dunkler, theils in widersprechender Weise erzählt wird, kann doch aus seiner eigenen Mittheilung als zuverlässig angenommen werden, daß er außer den von Griechen bewohnten Inseln und Küstenstrichen Kleinasiens die meisten der zum Persischen Reich gehörigen Theile von Asien und Afrika durchwanderte, wo besonders Aegypten, damals noch weniger bekannt, ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Forschung wurde. Ferner ist sicher, daß er nähere Kunde von Phönizien, von Tyrus und Sidon sich verschaffte, daß er bis Babylon und Susa und selbst bis Ekbatana vordrang, ebenso daß er die Küstenländer des Schwarzen Meers besuchte. Nach seiner Rückkehr von diesen Wanderungen, die vor 454 v. Chr. erfolgte, vor welchem Jahre er mit andern den Tyrannen Lygdamis in seiner Vaterstadt stürzte, finden wir ihn in Griechenland, und zwar zuerst in Samos, wieder, wo er das zusammengebrachte Material, die Früchte seiner Reise, zu sichten und theilweise schon zu verarbeiten beginnt. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß H. schon damals einige Partien ausgearbeitet hat. Denn wenn auch die Erzählung Lucian's von der Vorlesung in Olympia und andere Geschichten von Vorlesungen H.'s in Olympia wie an andern Orten Erdichtungen sind, so hindert nichts, der bestimmten Ueberlieferung Glauben zu schenken, daß H. 445 v. Chr. natürlich nicht das ganze, wol aber einen Theil seines Geschichtswerks in Athen öffentlich vorgelesen hat. Nachdem er sich in Athen, wo er namentlich mit Sophokles in näherm Verkehr gestanden haben muß, einige Zeit aufgehalten hatte, begab er sich, vielleicht mit dem Colonistenzuge 444 v. Chr., nach Thurii in Italien und konnte nun auch von diesem Lande sowie von Sicilien genauere Kunde sich verschaffen, ohne daß er jedoch bis Rom kam. Sicher ist, daß H. noch einmal längere Zeit in Athen sich aufgehalten hat. Ob er aber in Athen oder in Thurii sein nicht zum völligen Abschluß gebrachtes Werk bis zu der Gestalt, in der er es hinterließ, weitergeführt hat, ist streitig. Er starb wol um 424 v. Chr. in Thurii. Sein Werk, welches er selbst oder erst Spätere in neun Bücher eingetheilt haben, die nach den neun Musen benannt worden sind, und im ion. Dialekte verfaßt ist, gehört zu den kostbarsten Denkmälern der Vorzeit, indem die Darstellung, voll Hoheit zugleich und Anmuth, voll Kraft und rührender Einfalt, zur Bewunderung hinreißt, die Treue und Genauigkeit aber, mit welcher er ohne allen trügerischen Schmuck die auf seinen Reisen gewonnenen Resultate mittheilt, ihm bis in die neueste Zeit Hochachtung und Verehrung gesichert hat. Unter den zahlreichen Ausgaben sind die umfangreichern von Schweighäuser (6 Bde., Straßb. u. Par. 1806) und von Bähr (4 Bde., Lpz. 1830—35; 2. Aufl. 1855—61) und die neue kritische Ausgabe von Stein (2 Bde., Berl. 1869—71), unter den Bearbeitungen für den Hand- und Schulgebrauch die von Krüger (Berl. 1855 fg.; 1. bis 3. Heft in 2. Aufl., 1866 fg.), Stein (5 Bde., Berl. 1856—63; 3. Aufl. 1870—75; 4. Aufl., 1877 fg.) und Abicht (5 Bde., Lpz. 1859—65; 2. Aufl. 1869 fg.; 3. Aufl., 1. Bd., 1874 fg.), unter den deutschen Uebertragungen die von Lange (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1824), von Scholl und Köhler (3 Bde., Stuttg. 1855), von Bähr (9 Bdchn., Stuttg. 1860—64) und von Stein (2 Bde., Oldenb. 1875) hervorzuheben. Wegen ihrer Commentare sind die franz. Uebertragung von Larcher (7 Bde., Par. 1786) und insbesondere die englische von Rawlinson (4 Bde., Lond. 1858—60) zu nennen. Vgl. Dahlmann, «H., aus seinem Buche sein Leben» (Altona 1823); Blum, «H. und Ktesias, die früheſten Geschichtsforscher des Orients» (Heidelb. 1836); Bobrik, «Geographie des H.» (Königsb. 1838, mit Atlas); Kirchhoff, «Ueber die Abfassungszeit des H.'schen Geschichtswerks» (Berl. 1868, und «Nachtrag», Berl. 1872).

Heroen heißen in den Homerischen Gedichten vorzugsweise die Könige und Fürsten nebst ihren Söhnen und Begleitern, überhaupt alle Kämpfer und Männer der Vorzeit, welche sich durch Stärke, Muth, Verstand und Erfahrung auszeichneten. Bei Hesiod werden die Männer des in den Kämpfen um Theben und Troja untergegangenen Menschengeschlechts, die nach ihrem Tode auf die Inseln der Seligen versetzt worden seien, selige H. genannt. In der Folgezeit bezeichnete man dann mit diesem Namen Gestalten der Sage, die entweder wegen ihrer Abstammung von Göttern oder wegen besonderer Verdienste um die Menschheit als einer der göttlichen ähnlichen Verehrung durch Opfer und Gebete würdig erachtet wurden. Solche H.,

Digitized by Google

namentlich die localen, welche von einzelnen Gemeinden oder Genossenschaften wie eine Art von Schutzheiligen verehrt wurden, sind nicht selten ursprünglich Götter gewesen, die aber im griech. Nationalbewußtsein auf die Stufe von Halbgöttern herabgesunken waren. Auch wirklichen Menschen, wie besonders den Gründern von Colonien, wurde bisweilen nach ihrem Tode die Ehre des Heroencults zutheil. Die Heiligthümer der H. unterschieden sich von den Tempeln der Götter in der Regel durch geringern Umfang und größere Einfachheit der künstlerischen Ausstattung; doch finden sich davon Ausnahmen. Dem Theseus, dem attischen Nationalheros, war z. B. in Athen ein sehr stattlicher Tempel, das noch jetzt erhaltene Theseion, geweiht. — Heroisch nennt man das, was der kräftigen Heldenzeit eines Volks angehört oder an sie erinnert, und im abgeleiteten Sinne jene Größe der Thatkraft, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus besteht demnach in Thaten voll Muth und Größe; Gesinnungen kann man nur insofern heroisch nennen, als sie zu heroischen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroischen ist Erhabenheit, und dieses Gefühl müssen diejenigen Werke namentlich der Poesie und Musik erwecken, die den Namen heroischer beanspruchen.

Heroide ist der Name für eine Unterart der Elegie: Liebesklagen und Liebeswerbungen, in den Mund von Göttern und Heroen gelegt. Ovid ist deren Erfinder; die ital. Renaissancepoesie nahm sie wieder auf und verbreitete sie unter den Neuern. Viel Schwulst zeigt sie namentlich bei Hoffmannswaldau und Lohenstein, viel sentimentale Süßlichkeit bei Pope. Herder richtete in der «Adrastea» (Bd. 3) gegen diese ungesunde Abart heftige Angriffe; durch die großen Dichtungen Goethe's und Schiller's ist sie überall verdrängt worden.

Herold. Das Amt und die Würde eines H. verdankt den Ritterspielen des Mittelalters seinen Ursprung. Da sich bei denselben Theilnehmer aller Länder einzufinden pflegten, war es nöthig, Beamtete zu haben, welche Kenntniß der Wappen sowol wie der Regeln und Normen, die sich mit der Zeit über Führung und Einrichtung der Wappen gebildet hatten, besaßen. Das Vorbild der H. waren die κήρυκες der Griechen und die Fetiales der Römer, die als Boten des Friedens und des Kriegs für unverletzlich galten, denen, die sie begleiteten, Schutz gewährten, Versammlungen leiteten u. s. w. Zur Zeit des Ritterthums bildeten die H., auch Ehrenherolde genannt, einen besondern Stand an den Höfen der Fürsten und mußten die Adelswissenschaft oder Heroldskunst, deren Normen besonders in Frankreich festgestellt wurden, zunftmäßig erlernt haben. Dazu gehörte die genaueste Kenntniß des hohen und niedern Adels, der Wappen, Rechte und Besitzungen desselben sowie der einzelnen Geschlechter. Die H. hatten alle öffentlichen Feierlichkeiten zu leiten. Sie waren die Richter in allen Streitigkeiten des Adelswesens, ertheilten Ahnentafeln, entwarfen und verbesserten Wappen und bildeten die Sittenrichter des Adels. Bei den Turnieren lag ihnen die Wappenschau ob sowie die Entscheidung über die Turnierfähigkeit. Im Kriege waren sie Boten des Kriegs und des Friedens. Sie zerfielen in drei Klassen: Wappenkönige, H. und Persevanten (poursuivants), welche letztere gleichsam die Lehrlinge waren. Um als Persevant aufgenommen zu werden, war es nöthig, daß zwei H. des Candidaten Rechtlichkeit und Unbescholtenheit bezeugten. Hierauf erfolgte die Taufe mit Wein, die entweder vom Fürsten selbst oder von einem Wappenkönige vollzogen wurde, und bei welcher der Candidat einen besondern Namen erhielt. Der Taufe folgte die Anlegung des Wappenrocks, der sich von denen des Wappenkönigs und des H. unterschied, während alle drei Klassen das Wappen ihres Herrn auf der linken Schulter führten. Nach siebenjähriger guter Dienstzeit konnte der Persevant H. werden, wenn zwei Wappenkönige und vier H. bezeugten, daß er seine Schuldigkeit vollkommen gethan habe und H. zu werden verdiene. In diesem Falle taufte ihn der Fürst, sein Herr, von neuem und ertheilte ihm einen neuen Namen, worauf H. ihm den neuen Wappenrock anlegten. Bei der Wahl eines Wappenkönigs, des höchsten Grades, den ein H. erlangte, berief man so viele Wappenkönige und H. zusammen, als nur irgend möglich war, um dem Acte die größte Feierlichkeit zu geben. Bezeugten diese alle das unbedingte Verdienst des zu Erwählenden, so setzte ihm der Fürst eine Krone auf und ertheilte ihm den Namen einer Provinz seines Landes. Jetzt ist das Heroldswesen außer Gebrauch, und was sich etwa davon noch erhalten, nur der Schatten frühern Glanzes. Die heutigen Heroldämter in einigen Staaten haben hauptsächlich nur mit dem Wappenwesen als solchem zu thun.

Herold (Louis Jos. Ferd.), franz. Operncomponist, geb. zu Paris 28. Jan. 1791, widmete sich der Tonkunst und trat 1806 ins Conservatorium, wo er mit großem Erfolg bei Louis Adam Klavierspiel, bei Catel Harmonielehre und schließlich bei Méhul die höhere Composition studirte. Schon 1812 erhielt er den großen Compositionspreis für die Cantate «Mademoiselle de Lavallière». Als Stipendiat der Regierung ging er nun nach Rom, dann nach Neapel, wo er

Digitized by Google

mit einer Oper: «La gioventù di Enrico V.», beim Theater del Fondo ziemlich Glück machte. Nachdem er Ende 1815 nach Paris zurückgekehrt, half ihm Boieldieu zum ersten Schritt auf die franz. Bühne, indem er ihn zur Mitarbeiterschaft an der Oper «Charles de France» annahm. Das Talent, mit dem er dabei verfuhr, ließ ihn bald selbst ein Libretto finden, und Ende 1816 wurden «Les rosières» mit leidlichem Erfolg in der Opéra-Comique aufgeführt. Diesen folgte alsbald die melodienreiche Operette «Les clochettes» oder «Das Zauberglöckchen». Sodann componirte er in den nächsten drei Jahren mehrere Opern, die gar keinen Erfolg hatten, woran jedoch nicht sein Talent, sondern die Schwäche der Texte schuld war. Dadurch entmuthigt, wandte er sich längere Zeit von der Bühne ab und schrieb nur Klavierstücke, soviel ihm seine Stelle als Accompagnateur (seit 1820) an der Italienischen Oper Zeit ließ. Im J. 1823 brachte er die Oper «Le muletier» zur Aufführung, welche anfangs nicht unbestrittenen, aber nach und nach sich mehr befestigenden Erfolg hatte. In das J. 1823 fällt auch noch die von damaligen Kennern sehr gelobte «Lasthénie» und die mit Auber gemeinschaftlich componirte Gelegenheitsoper «Vendôme en Espagne». Im J. 1824 gab er allein die Gelegenheitsoper «Le roi René» und 1825 die allerdings schwache Operette «Le lapin blanc». Mit der reizenden Oper «Marie» errang er 1826 den glänzendsten seiner bis dahin erlebten Erfolge, konnte denselben aber nicht gleich durch neue Opernarbeiten befestigen, da ihm das 1827 verliehene Amt eines Chef de Chant an der Großen Oper Muße und Freiheit des Geistes mehr als bisher beschränkte. Er schrieb zunächst nur die Musik zu einigen Ballets und trat erst 1829 mit der Operette «L'illusion» hervor. Dieser folgte, ohne Glück zu machen, «Emmeline» (1830). Dagegen bereitete ihm 1831 «Zampa» einen glänzenden Triumph, welche Oper sich auch dauernd auf der deutschen Bühne heimisch machte und wol H.'s Hauptwerk ist. Nachdem er noch mit mehrern an der Composition der Oper «La marquise de Brinvilliers» theilgenommen, begann seine Gesundheit zu wanken. Doch gönnte er sich weder Rast noch Ruhe, schrieb sogar noch zwei Opern, die kleinere «La médecine sans médecin» und die größere «Le Pré aux Clercs» («Der Zweikampf»). Besonders die letztere, die im Dec. 1832 zur Aufführung gelangte, hatte großen und nachhaltigen Erfolg. Doch starb H. schon 19. Jan. 1833. Die von ihm begonnene Oper «Ludovic» wurde von Halévy zu Ende componirt. H. ist eins der liebenswürdigsten und pikantesten Talente der neuern franz. Schule. Nur hat er einen großen Theil seiner Kraft an nüchterne und poesielose Operntexte vergeuden müssen.

Heronsball heißt eine Vorrichtung, mittels deren man durch die Kraft der zusammengedrückten Luft Wasser in die Höhe treibt. Der Apparat besteht aus einer hohlen Kugel, in welche eine Röhre mit ihrem untern offenen Ende fast bis auf den Boden reicht; das obere Ende der Röhre ragt aus der Hohlkugel hervor und läuft in eine feine, durchbohrte Röhre aus. Die Röhre hat außerhalb der Kugel einen Hahn, um sie absperren zu können. Man kann jene Röhre herausschrauben und durch die so sich ergebende Oeffnung den H. zum größten Theil mit Wasser füllen. Schraubt man dann die Röhre wieder luftdicht ein und drückt nun durch Einblasen oder durch Eintreiben von Luft mittels einer Compressionsluftpumpe die in der Kugel noch befindliche Luft bedeutend zusammen und schließt dann den Hahn, so wird, wenn man den Hahn wieder öffnet, die in der Kugel comprimirte Luft das Wasser mit großer Gewalt aus der feinen Röhre in einem hohen Strahle heraustreiben, bis die innere Luftschicht mit der umgebenden äußern Luft im Gleichgewichte ist. Die Kugel des H. kann übrigens auch durch ein anders geformtes Gefäß vertreten sein, ja in seiner Anwendung bei der Feuerspritze als Windkessel hat der H. meist eine cylindrische, oben gewölbte Form, und auch sonst hat er nicht selten die Gestalt eines hohlen, gewölbten Cylinders. — Heronsbrunnen ist eigentlich ein selbstthätiger Heronsball. Der ganze Apparat besteht aus einem obern Gefäße, welches einen Heronsball darstellt und mit einem zweiten, unterhalb befindlichen, luftdicht geschlossenen Gefäße mittels zweier Röhren verbunden ist, deren eine in der Decke des untern Gefäßes anfängt und nahe an der Decke des obern Heronsballs aufhört, während die andere vom Boden des untern Gefäßes durch das obere Gefäß hindurchgeht und sich in der obern, schüsselförmig vertieften Decke desselben nach außen öffnet. Ist der Heronsball dieser Vorrichtung mit Wasser gefüllt und gießt man dann Wasser auf die obere Schüssel, so fließt dasselbe durch die lange Röhre in das untere Gefäß und verdichtet durch sein Eindringen die in demselben befindliche Luft. Diese Verdichtung theilt sich durch die andere Röhre auch der im obern Heronsball über der Wasserfläche befindlichen Luft mit, und infolge dessen beginnt das Wasser aus der Röhre im obern Heronsball hervorzuspringen. Dies geht so lange fort, bis die untere Oeffnung der Spritzröhre im Heronsball frei ist, indem das springende Wasser stets wieder auf den obern, schüsselförmig vertieften Boden fällt und

Digitized by Google

durch die lange Fallröhre in das untere Gefäß läuft. Die beiden besprochenen Apparate haben ihren Namen von Hero (s. d.) von Alexandria.

Herophilus, der größte Anatom des Alterthums, geb. zu Chalcedon, lebte unter Alexander d. Gr. und dessen Nachfolgern. Er hatte den Praxagoras in Kos zum Lehrer in der eigentlichen Medicin und war lange Zeit in Alexandria als Arzt und Lehrer thätig. Neben Erasistratos war er es, der die Anatomie des Menschen durch Section von Todten, ja auch von noch lebenden Verbrechern begründete. Seine Lehren sind durch spätere Schriftsteller, namentlich durch Galenus, auf die Nachwelt gekommen. Von seinem anatom. Lehrbuch, das den folgenden Jahrhunderten als Richtschnur diente, wie von seinen andern Schriften sind außer einem noch ungedruckten Commentar über die dem Hippokrates zugeschriebenen «Aphorismen» nur Fragmente erhalten. Uebrigens ist er auch dadurch merkwürdig, daß er zuerst eine Pulslehre aufstellte, der Erfahrung großen Werth beilegte und so dem Dogmatismus seiner Zeit entgegentrat. Keineswegs aber darf man ihn an die Spitze der empirischen Schule in der Medicin stellen, die erst später von H.'s Schülern gegründet wurde. Vgl. Marx, «Herophilus» (Karlsr. 1838).

Herostratus hieß jener Epheser, den, wie er auf der Folter eingestanden haben soll, die Sucht, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, 356 v. Chr. zu dem Entschlusse trieb, den Artemistempel von Ephesus (s. d.) in Brand zu stecken. Durch Beschluß der Epheser oder, wie auch erzählt wird, durch gemeinsamen Beschluß der kleinasiat. Griechen soll zwar verboten worden sein, seinen Namen zu nennen, der Geschichtschreiber Theopomp aber denselben überliefert haben. Auch soll in derselben Nacht, wo die Brandstiftung geschah, Alexander d. Gr. geboren sein.

Herpes (griech., von ἕρπειν, schleichen, kriechen, schleichende Flechte) oder **Bläschenflechte** bezeichnet eine acute, typisch verlaufende Hautkrankheit, welche sich durch die Bildung kleiner, in Gruppen aneinander gereihter und mit einem serösen oder eiterigen Inhalt erfüllter Bläschen charakterisirt. Am häufigsten ist der Herpes zoster oder die **Gürtelflechte**, bei welcher unter möglichen Fiebererscheinungen und lebhaft brennenden Schmerzen zahlreiche, gruppenweise angeordnete Bläschen gürtelförmig längs des Verlaufs gewisser Hautnerven, insbesondere der Zwischenrippennerven, auftreten, welche nach einigen Tagen zu bräunlichen Krusten eintrocknen und sodann spurlos, ohne Narben zu hinterlassen, verschwinden. In der Regel genügt zu ihrer Beseitigung das Bedecken der Bläschen mit Bleiwassercompressen, mit milden Salben, Watte u. dgl. Anders bei dem H. tonsurans oder dem **Ringworm**, einer durch einen parasitären Pilz, das Trichophyton tonsurans, bedingten Erkrankung der behaarten Kopfhaut, welche in der Form runder oder elliptischer, mit dünnen mattglänzenden Schuppen oder Krusten bedeckter Flecken erscheint und, sich selbst überlassen, Abbrechen der Haare, Zerstörung des Haarbodens und dauernde Kahlheit erzeugt. Hier ist nur von der möglichst frühzeitigen und energischen Bepinselung und Waschung mit den sog. parasiticiden Mitteln (Carbolsäure, Sublimatlösungen, Schmierseife, Theerpräparaten u. dgl.) Hülfe zu erwarten.

Herrenhausen, Lustschloß, 2 Kilom. nordwestlich von der Stadt Hannover entfernt und mit dieser durch eine prächtige Lindenallee und eine Pferdebahn verbunden, war früher eine gräfl. Wallmoden'sche Besitzung. In den stets geöffneten Gärten, welche im franz. Stil mit zugeschnittenen Bäumen und Hecken angelegt sind, befinden sich ausgedehnte Wasserkünste, darunter ein schöner Springbrunnen, der das Wasser in fußdickem (hohlen) Strahle 40 Mt. hoch treibt. Der Berggarten zur Seite des Schlosses umfaßt außer einem reichen Blumenflor auch ein großes Palmenhaus. Im Mausoleum, der neuen Königsgruft, wurde auch König Ernst August 1851 beigesetzt; das Denkmal der Königin Friederike ist von Rauch gearbeitet. H. war der Lieblingsaufenthalt Georg's I., Georg's II. und Georg's V., in dessen Privatbesitz es auch nach dem Entschädigungsvertrag vom 29. Sept. 1867 verblieben ist.

Herrenlose Sachen, res nullius, welche entweder noch gar nicht Gegenstand des Eigenthums gewesen sind, wie wilde Thiere, oder an denen der Eigenthümer sein Recht durch Dereliction aufgegeben hat, gehören nach röm. Rechte demjenigen, der sie zuerst mit der Absicht der Aneignung in Besitz nimmt (res nullius cedit primo occupanti). Doch gelangten Erbschaften, zu denen sich kein Erbe fand, schon damals an den Fiscus. Im Mittelalter erhoben dagegen die Könige oder ihre mit der höchsten Gewalt beliehenen Stellvertreter den Anspruch auf alle herrenlosen Sachen (in Frankreich, wenn sie beweglich waren, épaves, womit ursprünglich verirrte Thiere bezeichnet wurden), was zur Begründung vieler Regalien, namentlich des Jagd- und Fischereiregals, sowie der Behauptung führte, daß der Fiscus das Recht auf Anschwemmungen jeder Art und auf neuentstandene Flußinseln, wenigstens in öffentlichen Flüssen, habe. Grundstücke fallen, derelinquirt, oder als noch unbebaute dem Staate anheim, nach einigen Rechten

Digitized by Google

den betreffenden Gemeinden. Für bewegliche Gegenstände sind jetzt zu beachten die Bestimmungen über das Aufgebotsverfahren in der Deutschen Reichscivilproceßordnung §. 823 fg. und die der Strandungsordnung vom 17. Mai 1874 §. 26 fg.

Herrēra (Antonio), einer der bekanntesten unter den Geschichtschreibern Spaniens, geb. zu Cuellar 1549, vertauschte den väterlichen Namen (Tordesillas) mit dem mütterlichen, kam als junger Mann nach Italien, wo er sich die Gunst des Vespasiano Gonzaga, Bruders des Herzogs von Mantua erwarb, mit dem er, als dieser Vicekönig von Navarra und Valencia wurde, nach Spanien zurückkehrte, erhielt durch Philipp II. das Amt eines ersten Historiographen der beiden Indien und Castilien und starb als Staatssecretär zu Madrid 29. März 1625. Sein vorzüglichstes Werk ist die «Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del Mar oceano, 1492—1554» (4 Bde., Madr. 1601—15), die dann mit Fortsetzungen von Andr. Gonzalez de Barcia herausgegeben wurde (4 Bde., Madr. 1728—30). Eine Einleitung dazu bildet seine «Descripcion de las Indias occidentales» (Madr. 1601 u. 1615). Unter seinen übrigen Werken sind zu erwähnen: «Historia del mundo en el reynado del rey D. Phelipe II.» (3 Bde., Madr. 1601—12), «Commentarios de los hechos de los Españoles, Franceses y Venecianos en Italia» (Madr. 1624), «Historia de Portugal y conquista de las islas de los Açores» (Madr. 1591).

Herrēra (Fernando de), span. Dichter, geb. zu Sevilla zu Anfang des 16. Jahrh., widmete sich erst spät dem geistlichen Stande und starb gegen 1589. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, besaß er eine umfassende Gelehrsamkeit. Seine Gedichte standen bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen und trugen ihm den Beinamen des Göttlichen ein. Mehrere seiner poetischen Arbeiten, deren seine Zeitgenossen gedenken, sind verloren. Unter den vorhandenen ziehen die erotischen Inhalts durch sanfte Gefühle an; in seinen Oden findet sich oft eine hohe Begeisterung. Seine «Obras en verso» wurden von Pacheco (Sev. 1582) und dann unter dem Titel «Versos» (Sev. 1619) veröffentlicht. Von neuem wurden sie herausgegeben in der «Coleccion» des Ramon Fernandez (Madr. 1786; neue Aufl. 1808). Von seinen histor. Werken sind die «Relacion de la guerra de Chipre» (Sev. 1572) und «Vida y muerte de Tomas Moro» (Sev. 1592) zu erwähnen.

Herrēra (Francesco), el Viejo, d. h. der Alte, span. Maler aus der Schule von Sevilla, daselbst um 1576 geboren, erlangte in dem freiern und breitern Vortrage eine Gewandtheit, wie keiner seiner Vorgänger der andalus. Schule. Sein Jüngstes Gericht für die Kirche des heil. Bernhard zu Sevilla ist in Zeichnung und Colorit ein Meisterstück. Gleich bewährt sind die Heilige Familie und die Ausgießung des Heiligen Geistes bei Sta.-Ines ebendaselbst. Die Kuppel der Kirche des heil. Bonaventura zeigt seine Fertigkeit in der Frescomalerei. Auch arbeitete er in Bronze, was vielleicht zu der Beschuldigung Veranlassung gab, daß er mit Falschmünzern in Verbindung gestanden habe. Nachdem er 1647 seine Bilder im erzbischöfl. Palast zu Sevilla vollendet, ging er 1650 nach Madrid, wo er 1656 starb. Der größte Theil seiner Gemälde ist histor. Inhalts; doch malte er auch Genrebilder, Schenken, Küchen u. s. w. — Sein jüngster Sohn, Francesco H., el Mozo (der Junge), geb. zu Sevilla 1622, erlernte die Kunst unter seinem Vater, bis er, der harten Behandlung im väterlichen Hause entfliehend, nach Rom ging, wo er sich besonders in Fischstücken so auszeichnete, daß er den Beinamen il Spagnuolo degli pesci erhielt. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er nach Sevilla zurück und malte für die Kirchen. Bei Errichtung der Akademie in Sevilla 1660 wurde er zweiter Director. Er gab jedoch diese Stelle wieder auf und ging nach Madrid, wo er die Kuppel des Chors zu St.-Philippus mit Fresken schmückte, welche dem Könige Philipp IV. so gefielen, daß er ihm die Kapelle Unserer Frauen zu Atocha übertrug und, als auch diese Arbeit, eine Himmelfahrt der Maria, ihm meisterhaft gelang, ihn zum Hofmaler ernannte. Später erhob ihn der König zum Intendanten der königl. Gebäude. Er starb 1685. Gemälde von ihm findet man in Sevilla, Madrid und im Escorial; auch soll er einiges geätzt haben. — Sein älterer Bruder, H. el Rubio (der Rothe), ebenfalls Genremaler, starb sehr jung.

Herrmann (Emil), bedeutender deutscher Kirchenrechtslehrer, Präsident des preuß. Oberkirchenraths in Berlin, geb. 9. April 1812 zu Dresden und auf der dortigen Kreuzschule gebildet, studirte seit 1828 in Leipzig die Rechte, habilitirte sich dann, nach kurzer praktischer Thätigkeit als Accessist beim leipziger Stadtgericht, zu Ostern 1834 an der dortigen Universität und veröffentlichte die Schrift: «De abolitionibus criminum ex sententia juris Romani». Außerdem schrieb H.: «Zur Beurtheilung des Entwurfs eines Criminalgesetzbuchs für das Königreich Sachsen» (Lpz. 1836) und arbeitete 1834—43 an der Fortsetzung der von den

Digitized by Google

Gebrüder Kriegel begonnenen Ausgabe des Corpus juris civilis. Im J. 1836 als außerord. Professor für Strafrecht, Kirchenrecht und Rechtsphilosophie nach Kiel berufen und 1842 zum ord. Professor befördert, betheiligte auch H. sich an dem, durch den bekannten «Offenen Brief» vom 6. Juli 1846 veranlaßten, in der Schrift «Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig» ausgesprochenen Protest von neun kieler Professoren gegen die dän. Angriffe auf Recht und Nationalität der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Außerdem entstanden in diesen Jahren: «Johann, Freiherr von Schwarzenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Criminalrechts und der Gründung der evang. Kirche» (Lpz. 1842), «Ueber die neueste Bestreitung der rechtlichen Autorität des kirchlichen Symbols» (Kiel 1846). Ostern 1847 nach Göttingen übergesiedelt, ward H. in Anlaß der in den sog. «Frankfurter Grundrechten» enthaltenen Sätze über die Rechtsstellung der Religionsgemeinschaften, von der hannov. Regierung bewogen, darzulegen, welche Veränderungen der bestehenden Einrichtungen dadurch erforderlich würden. Dadurch entstand die Schrift: «Ueber die Stellung der Religionsgemeinschaften im Staate» (Gött. 1849); zugleich ward H. in eine Commission berufen zur Ausarbeitung von Gesetzentwürfen für eine Gemeinde- und Synodalverfassung der evang. Kirche Hannovers. Die Resultate dieser Arbeit erschienen als «Commissionsentwürfe zur Einführung und Ausbildung von Presbyterial- und Synodaleinrichtungen» (Hannov. 1849), deren Verwerthung für Hannover jedoch durch die eintretende Reaction gehindert wurde. Der «Katechismusstreit» aber, dadurch hervorgerufen, daß das Kirchenregiment ohne Befragen der Gemeinde auf dem Wege der Verordnung einen sehr archaistischen, der altlutherischen Orthodoxie des 17. Jahrh. entsprechenden Katechismus einführte, bewirkte (1862) einen solchen Sturm des Unwillens, daß die Regierung nothgedrungen Oct. 1864 eine Kirchenvorstands- und Synodalordnung erließ, an deren Feststellung H. hervorragenden Antheil hatte. Im J. 1849 gehörte H. der Ersten hannov. Ständekammer als Vicepräsident an, 1864—72 führte derselbe das Präsidium des deutschen evang. Kirchentags. Seit Ostern 1868 an der Universität Heidelberg wirkend, vertrat H. das Recht des Staats gegenüber der röm. Curie besonders in der Schrift: «Das staatliche Veto bei Bischofswahlen nach dem Rechte der oberrhein. Kirchenprovinz» (Heidelb. 1869), sowie als vom Großherzog berufenes Mitglied der Ersten Kammer. Im Herbst 1872 folgte H. dem Ruf als Präsident des evang. Oberkirchenraths in Berlin und ward 12. Nov. in dieses Amt eingeführt. Seitdem arbeitet H. unermüdlich daran, der evang. Kirche Preußens zu einer festen, wohlgeordneten Verfassung zu verhelfen. Die «Kirchengemeinde- und Synodalordnung» wurde 10. Sept. 1873 erlassen, zunächst für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen. Auf Grund derselben wurden im Jan. 1874 die Gemeindekirchenräthe und Gemeindevertretungen gewählt. Im Sommer 1874 traten die Kreissynoden, Anfang 1875 die Provinzialsynoden zusammen. Am 24. Nov. 1875 ward in Berlin die erste «außerordentliche Generalsynode» eröffnet, an der H. als königl. Commissar theilnahm und die nach langen Berathungen die «Generalsynodalordnung» annahm (publicirt den 20. Jan. 1876), wodurch das langersehnte Werk einer Kirchenverfassung für die acht alten Provinzen der Monarchie abgeschlossen ward. Nicht minder verdienstlich ist das Vorgehen H.'s bei Einführung der obligatorischen Civilehe, indem er in der Verordnung des Oberkirchenraths vom 21. Sept. 1874 alle Consequenzen dieser staatlichen Anordnung ganz und voll anerkannte.

Herrnhut, Hauptort eines Gerichtsamts in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Stammort der erneuerten evang. Brüderkirche oder Brüdergemeine (s. d.), an der Löbau-Zittauer Eisenbahn und am südl. Abhang des Hutbergs, 346 Mt. hoch gelegen, zählt (1875) 1128 E. Die Wohngebäude, unter diesen besonders das Brüder-, Schwestern- und das Witwenhaus, zeichnen sich durch Regelmäßigkeit der Bauart, Einfachheit und Geschmack, die Einwohner durch Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, Vermeidung alles Prunks und stilles Verhalten aus. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der dasigen Handwerker und Fabrikanten finden weit und breit Anerkennung und Absatz, besonders Leinwand, weibliche Arbeiten, Taback und Cigarren. H. wurde 1722 von mähr. Auswanderern, zum Theil Nachkommen der alten böhm.-mähr. Brüderkirche, auf dem Grund und Boden des damals dem Grafen von Zinzendorf gehörigen Ritterguts Berthelsdorf erbaut. Hier in Berthelsdorf, 2 Kilom. von H. entfernt, hat die Direction der Brüderunität oder die Unitätsältestenconferenz seit 1791 ihren Wohnsitz. Von H. aus hat sich die Brüdergemeine in die verschiedensten Theile der Erde verbreitet.

Herschel (Friedr. Wilh.), einer der größten praktischen Astronomen, geb. in Hannover 15. Nov. 1738, war der dritte Sohn eines unbemittelten, aber geschickten Musikers. Vom Vater zu gleicher Beschäftigung angehalten, trat er im 14. Jahre bei einem Regiment als

Digitized by Google

Hautboist ein und ging 1759 nach England, wo ihn der Graf von Darlington als Director eines von ihm errichteten Musikcorps anstellte. Als dieses eingeübt war, ließ sich H. als Musiklehrer in Leeds nieder und kam dann als Organist nach Halifax, welche Stelle er 1766 mit der eines Musikdirectors in Bath vertauschte. Dabei aber benutzte er jeden freien Augenblick, um die Mathematik in ihrem ganzen Umfange zu studiren; durch das Lesen von Ferguson's astron. und Smith's optischen Werken war in ihm besonders die Liebe zur Sternkunde erwacht. Da er nicht im Stande, sich ein Teleskop anzuschaffen, so faßte er den Gedanken, eigenhändig den Bau eines solchen zu versuchen, was ihm auch bis 1774 so weit glückte, daß er durch einen selbstgefertigten Reflector von 1,5 Mt. den Ring des Saturn und die Trabanten des Jupiter beobachten konnte. Von jetzt folgten neue Fernröhre (sämmtlich Spiegelteleskope) schnell aufeinander, und viele waren von einer Größe, wie sie bis dahin nirgends angewendet worden waren. Mit solchen Instrumenten gelang es H., Entdeckungen an Entdeckungen zu reihen. Im J. 1780 gab er Beobachtungen über den veränderlichen Stern im Walfisch und eine Berechnung der Höhe der Mondgebirge heraus, und 13. März 1781 entdeckte er einen neuen Planeten, der jetzt allgemein den Namen Uranus führt, in England jedoch viele Jahre hindurch von vielen Astronomen nach dem Namen des Entdeckers benannt wurde. H. selbst aber nannte ihn dem König von England zu Ehren Georgsgestirn (Georgium sidus). Zum Dank für diese Ehre berief ihn Georg III. in seine Nähe und machte ihn zum königl. Astronomen. H. zog nach Slough bei Windsor, beobachtete hier die Nebelflecken und Sternhaufen und that dar, daß manche solche Haufen mehr als 50,000 Sterne enthalten. Im J. 1787 machte er die Entdeckung zweier zum Uranus gehöriger Nebenplaneten, deren er 1790 und 1794 noch vier neue entdeckte. Ein 1785 zu Stande gebrachtes 12 Mt. langes Teleskop von 1,4 Mt. im Durchmesser hatte wesentlich dazu beigetragen. Auch zwei zum Saturn gehörige Trabanten, die nächsten an dem Hauptplaneten, vermochte er mittels desselben zu entdecken. Ueberhaupt ist H. den Astronomen durch seine Kenntniß der Instrumente und die Verbesserungen daran, wobei ihm sein Bruder Alexander behülflich war, ebenso wichtig als durch seine Entdeckungen am Himmel geworden. Mit seinem großen sog. Riesenteleskop fand er die Zeit der Rotation des Saturn, welche Laplace durch die mathem. Analyse aus dem Gesetz der Schwere berechnet hat, und entdeckte, daß dieser so abweichend von allen andern gestaltete Planet sich um eine Achse dreht, die senkrecht auf seiner Bahn steht. Er schloß aus seinen Beobachtungen, daß das Sonnenlicht nicht vom Sonnenkörper selbst, sondern von starkglänzenden phosphorischen Wolken ausgehe, welche in der Sonnenatmosphäre entstehen, und seine Hypothese über die Constitution der Sonne ist erst in neuerer Zeit durch die Entdeckungen der Spectralanalyse in den Hintergrund getreten. Zu seinen merkwürdigsten Entdeckungen gehört die der Doppelsterne (s. d.), der Nebelflecken und Sternhaufen, deren Beobachtung ihn von 1778 an viele Jahre beschäftigte. H. starb auf seinem Landsitze Slough 25. Aug. 1822. Seine meisten Arbeiten stehen in den «Philosophical Transactions» und andern engl. Zeitschriften; auch ist vieles noch ungedruckt. Eine treue und ausharrende Gehülfin bei seinen Beobachtungen und Berechnungen war seine Schwester, Karoline H., geb. 16. März 1750, die auch als erste Entdeckerin mehrerer Kometen sich bekannt machte und außer mehrern Abhandlungen in den «Philosophical Transactions» einen «Catalogue of stars» (Lond. 1798) herausgab. Sie lebte 1772—1822 in England und kehrte nach dem Tode ihres Bruders nach Hannover zurück, wo sie, 98 J. alt, 9. Jan. 1848 starb. Vgl. Wolf, «William H.» (Zür. 1867) und «Memoir and correspondence of Caroline H.» (herausg. von Mrs. John Herschel, Lond. 1876; deutsch von Scheibe, Berl. 1877).

Herschel (Sir John Frederick William), Baronet, der einzige Sohn des Vorigen, wurde zu Slough bei Windsor 7. März 1792 geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität zu Cambridge. Seine ersten mathem. Untersuchungen sind in der mit Peacock unternommenen Umarbeitung der Differentialrechnung von Lacroix niedergelegt. Theils allein, theils in Vereinigung mit James South widmete er von 1816 an einen großen Theil seiner Zeit der Beobachtung der Doppelsterne, Nebelflecken und Sternhaufen. Als Frucht derselben konnte er 1823 der Königlichen Gesellschaft zu London einen Katalog von 380 neuen Doppelsternen (Lond. 1825) überreichen, welche das Resultat von 10,000 einzelnen Beobachtungen jener Sterne enthielten. Im J. 1827 ließ er einen zweiten Katalog von 295 und 1828 einen dritten von 324 solcher Sterne folgen, und 1830 theilte er wichtige Messungen von 1236 Sternen mit, die er mit einem 20füßigen Reflector gemacht hatte. Auch lieferte er in diesem Jahre in den «Memoirs» der Astronomischen Gesellschaft (Bd. 5) einen Aufsatz, welcher genaue Messungen von 364 Sternen und merkwürdige Resultate über die Bewegung der Doppel-

Digitized by Google

sterne enthält. Ferner hat er mehrere Methoden, die Bahnen von Doppelsternen zu bestimmen, in den «Memoirs» gegeben. Nebenbei beschäftigte er sich mit Untersuchungen über physik. Gegenstände und legte die Ergebnisse derselben theils in wissenschaftlichen Zeitschriften, theils in besondern Werken nieder. Hierher gehören: «Treatise on sound» in der «Encyclopaedia Metropolitana» (1830), «On the theory of light» (deutsch von Schmidt, Stuttg. 1831), «Preliminary discourse on the study of natural philosophy» (deutsch von Weinlig, Lpz. 1836), ein integrirender Theil von Lardner's «Cyclopaedia»; «Treatise on astronomy» (deutsch von Michaelis, Lpz. 1837), ebenfalls Theil der «Cyclopaedia» (1833). Die wichtigste Unternehmung H.'s ist sein vierjähriger Aufenthalt auf dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, vom Febr. 1834 bis zum Mai 1838, wo er die ganze südl. Hemisphäre des Sternenhimmels unter außerordentlich günstigen Bedingungen auf das genaueste durchmusterte und dadurch die Arbeiten seines berühmten Vaters über den südl. Himmel ergänzte. Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung aus regte er die seitdem mit Erfolg ins Leben getretene Idee an, gleichzeitig an verschiedenen Orten meteorolog. Beobachtungen anzustellen. Er bestritt die Kosten seiner Expedition aus eigenen Mitteln und lehnte die ihm angebotene Unterstützung der Regierung ab. Das lebhafte Interesse, welches weit über den Kreis der Astronomen hinaus die gesammte gebildete Welt an H.'s Expedition nahm, bethätigte sich nach seiner Rückkehr durch die Ehrenbezeigungen, die ihm dargebracht wurden. Bei der Krönung der Königin Victoria wurde er 1838 zum Baronet ernannt, und das Marischal-College (Universität Aberdeen) erwählte ihn im März 1842 zu seinem Lord-Rector. Die der Wissenschaft durch die Expedition nach dem Cap erwachsene Ausbeute ist von H. in den «Results of astronomical observations made at the Cape of Good Hope» (Lond. 1847) zusammengestellt. In Verbindung mit einigen andern Gelehrten arbeitete er alsdann zum Gebrauch der Marineoffiziere ein «Manual of scientific enquiry» (Lond. 1849) aus und gab unter dem Titel «Outlines of astronomy» (Lond. 1849; 8. Aufl. 1866) einen mit den Ergebnissen der neuesten Forschungen bereicherten Wiederabdruck seiner früher veröffentlichten Abhandlungen heraus. Außerdem beschrieb er noch das Leben des Astronomen Baily («Memoir of Francis Baily», Lond. 1845). Im Dec. 1850 ward ihm das Amt eines Directors des königl. Münzwesens (Master of the Mint) anvertraut, welches er im Febr. 1855 zu Gunsten Thomas Graham's niederlegte. Im J. 1864 publicirte er im 154. Bande der «Philosophical Transactions of the Royal Society of London» einen neuen «Catalogue of nebulae and clusters of stars», der die Positionen von 5079 solcher Objecte enthält. Er starb 12. Mai 1871 zu London; nach seinem Tode erschien noch der «Catalogue of 10,300 multiple and double stars».

Hersfeld, Kreisstadt im Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, in einem anmuthigen Thale am linken Ufer der Fulda, an der Einmündung der Geisa und Haune und an der Frankfurt-Bebraer Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landraths-, eines Rentamts und zweier Justizämter und zählt (1875) 6537 E. Die Stadt wird noch zum größern Theil von alten Festungsmauern umschlossen, aber an die Stelle der Wälle und Gräben sind Gartenanlagen getreten. Bemerkenswerth sind das alterthümliche Rathhaus, die stattliche Pfarrkirche mit einem zierlichen Thurme und einer großen Glocke und die schöne Ruine der Stiftskirche, welche im Anfang des 12. Jahrh. auf dem Grunde des abgebrannten alten Doms im byzant. Stile erbaut, im Siebenjährigen Kriege (1761) aber von den Franzosen ausgebrannt wurde. Das ehemalige Stift selbst bildet einen von der Stadt abgeschlossenen, die Kirchenruine umgebenden Bezirk von Gärten und Gebäuden, in denen die Behörden ihren Sitz haben. H. hat ein 1570 vom Abt Michael gestiftetes königl. Gymnasium, eine 1864 eröffnete Realschule, eine Bürgerschule, eine Handwerksschule und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Die Stadt hat bedeutende Tuchmanufactur, neben welcher auch Baumwollfabrikation, Maschinenwollspinnerei, Färberei, Gerberei und Seifensiederei sowie Ackerbau und Handel betrieben werden. Die ehemalige reichsunmittelbare Benedictinerabtei H. wurde um 758 von Lullus, Erzbischof von Mainz, gestiftet und nachmals von Karl d. Gr. reich dotirt und stand unter dem Erzstift Mainz. Die Reihe der nachweisbaren Aebte beginnt 769 mit dem heil. Lullus. Die Güter der Abtei, die bald durch ihre treffliche Klosterschule Berühmtheit erlangt hatte, erstreckten sich an beiden Ufern der Fulda in dem fränk. Hessengau und dem Tullifelde, westlich über die Wetterau und bis jenseit des Rhein, östlich nach Thüringen hinein. Durch die ganze Geschichte des Stifts zieht sich ein Streit mit dem Stifte Fulda, der H. seit Anfang des 16. Jahrh. nöthigte, sich immer enger an seinen Schirmvogt, den Landgrafen von Hessen, anzuschließen, dem es auch 1525 huldigte. Schon der Abt Crato I. (1517—56) war ein großer Verehrer Luther's.

Digitized by Google

Doch behielt das Stift unter ihm wie unter seinen gleichgesinnten Nachfolgern noch immer einen Schein von Katholicismus, bis der Abt Joachim Röll dasselbe bei seinem Tode 1606 dem Sohne des ihm befreundeten Landgrafen von Hessen, Otto, als weltlichem Administrator hinterließ. Die förmliche Organisirung H.s als weltliches Fürstenthum (570 QKilom.) erfolgte erst 1648 im Westfälischen Frieden, wo es definitiv in dieser Eigenschaft an Hessen-Kassel abgetreten wurde. — Der Kreis H. zählt (1875) auf 521,2 QKilom. 32,701 E.

Hertford oder Herts, eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Cambridge, Essex, Middlesex, Buckingham und Bedford gelegen, ist nur an der Nordgrenze von einer Hügelreihe mit 240—275 Mt. hohen Gipfeln durchzogen, im übrigen eine Ebene, welcher die Thalfurchen des Lea, Colne, Maran, Rib, New-River, Stort und Gade sowie die Abwechselung von Gehölzen, Baumpflanzungen, Wiesengründen und Getreidefeldern, von Landsitzen, Pachthöfen und Ortschaften ein ebenso freundliches als reiches Ansehen geben. Die Grafschaft zählt auf 1582,8 QKilom. 192,226 E., die sich meist von Ackerbau und Viehzucht nähren. Weizen und Gerste gedeihen aufs vortrefflichste; auch wird viel Obst gezogen. Das kurzgeschwänzte Hertfordschaf hat ein vorzügliches Vlies. Die Industrie ist von geringer Bedeutung, doch gibt es eine Anzahl von Seidenspinnereien, und außerdem erzeugt man Strohgeflechte, Hüte und gutes Papier. Die Producte der Landwirthschaft finden ihren Hauptmarkt in London, dessen Nähe viel zur Bereicherung und Blüte des Landes beiträgt. Die Grafschaft schickt drei Abgeordnete in das Parlament, zwei andere die gleichnamige Hauptstadt H. Dieselbe ist eine Municipalstadt, 22 Kilom. im Nordnordwesten von London, am schiffbaren Lea und an der Eisenbahn gelegen, und zählt 7169 E., welche einträglichen Handel mit Korn und Malz betreiben. Der Ort hat acht Kirchen, darunter die Michaeliskirche mit einem Denkmale des Bacon von Verulam, ein Stadthaus mit Gerichtssaal, eine Kornbörse, ein großes Krankenhaus, eine Lateinschule, eine Zweiganstalt des londoner Christ-Hospitals mit 450 Knaben und Mädchen, ein Handwerkerinstitut und einen Verein für gegenseitige Bildung. Die Reste des alten Schlosses, welches einst das Gefängniß der Könige Johann von Frankreich und David II. von Schottland war, werden jetzt als Schule benutzt. Außerhalb der Stadt liegt das Grafschaftsgefängniß. Das Haileybury-College der Ostindischen Compagnie ist jetzt aufgehoben.

Hertha, s. Nerthus.

Hertz (Henrik), ausgezeichneter neuerer dän. Dichter, geb. 25. Aug. 1798 zu Kopenhagen von jüd. Aeltern, widmete sich seit 1817 auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz, beschäftigte sich aber daneben aus Neigung viel mit ästhetischen Studien und dichterischen Versuchen. Als Dichter trat er zuerst 1827 mit dem Lustspiele «Herr Burckhardt og hans Familie» auf, in welchem er sich Holberg zum Vorbild genommen hatte. Mit noch größerm Beifall wurden sein nächstfolgendes Lustspiel «Flyttedagen» (1828) und das Vaudeville «Arvingerne» (1829) gegeben. Mehr zu den Charakterstücken gehörte das Lustspiel «Emma», das er nachher mit den beiden ersten unter dem Titel «Lystspil af H.» (Kopenh. 1832) herausgab. Noch kannte niemand den Verfasser dieser Stücke, als seine ebenfalls anonym erschienenen «Gjengangerbreve, eller poetiske Epistler fra Paradiis» (1830) die allgemeinste Theilnahme für ihn erregten. Diese in Form und Ton sich an Baggesen's «Epistlen» knüpfende polemische Dichtung geißelt die Geschmacklosigkeit, das Spießbürgerthum und die Jämmerlichkeit in der Literatur und Kritik und verursachte einen Aufruhr im literarischen Lager, wie er seit Baggesen's und Oehlenschläger's Streit nicht stattgefunden. Noch immer anonym ließ er sodann «Amor's Geniestreger» (1830) erscheinen, ein lyrisches Lustspiel und das erste gereimte Conversationsstück in der dän. Literatur, mit dem ein positiver Fortschritt in der von Holberg vorgezeichneten Bahn in der Komödie bewirkt wurde. Dieselbe Richtung verfolgte er in «Anonym Nytaarsgave» (1832) und «Foraars-Nytaarsgave» (1833). Nachdem endlich sein Name bekannt geworden, unternahm H. mit Unterstützung des Königs von 1833—34 eine Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und die Schweiz. Seit seiner Rückkehr lebte er zu Kopenhagen literarischen Arbeiten als Titularprofessor und mit einem (1850) vom Reichstage bewilligten Ehrengehalt. Mit vielem Erfolg hat sich H. auch dem Gebiet der nordischen Romantik zugewandt. Seine Tragödie «Svend Dyrings Huus» (1837) vereinigte alle Stimmen für den Dichter und sprach zugleich die neuerweckten Regungen des Volkslebens im Norden auf eine würdige Weise aus. Einer verwandten Richtung gehören auch «Svanehammen» (1841), ein romantisches Schauspiel, und die Dichtung «Tyrfing» (Kopenh. 1849) an. Einen über sein Vaterland hinausreichenden Ruf erwarb sich H. durch sein lyrisches Drama «König René's Tochter» (1846; deutsch im Versmaß des Originals von Leo, 12. Aufl., Lpz. 1874), das fast auf allen

Digitized by Google

größern Bühnen Aufnahme fand. Von H.' übrigen dramatischen Arbeiten (gesammelt 14 Bde., Kopenh. 1853—65), deren er überhaupt 40 geliefert, sind noch besonders hervorzuheben: «Sparekassen» (1836), eins der besten neuern dän. Lustspiele; «Scheich Hassan» (1851), «De Deporterede» (1853), «Indquarteringen» (deutsch zusammen mit dem Lustspiel, «Die Versuchung», Lpz. 1853); ferner die Vaudevilles «Debatten i Politivennen» und «De Fattiges Dyrehave» und die Lustspiele «En Cuurmethode» und «Advocaten og hans Myndling». Von seinen romantischen Schauspielen sind noch zu nennen: «Ninon» (1848), «Tonietta» (1849), «Offeret» (1853) und «Den Yngste» (1855). Die aristophanische Komödie «Hundrede Aar» (1849) war gegen die mangelhafte Leitung des Hoftheaters zu Kopenhagen gerichtet. Von H.' novellistischen Arbeiten zeichnen sich besonders aus die «Stemninger og Tilstande» (Kopenh. 1839), in denen er seine Lebensanschauungen in humoristischer Weise ausspricht, der Roman «Johannes Johnsen» (3 Bde., 1858) und die «Eventyr og Fortällinger» (1862). Eine Sammlung seiner lyrischen Poesien hat er selbst (4 Bde., Kopenh. 1857—62) veranstaltet. Eine deutsche Uebertragung von H.' «Gesammelten Schriften» (Bd. 1—3, Lpz. 1848) haben Leo und Bendix begonnen. H. starb zu Kopenhagen 25. Febr. 1870.

Hertzberg (Gust. Friedr.), Historiker und Alterthumsforscher, geb. 19. Jan. 1826 zu Halle a. d. S., studirte 1843—48 zu Halle und Leipzig, habilitirte sich 1851 an der Universität zu Halle als Privatdocent für Geschichte, redigirte 1858—60 in Berlin das (Bethmann-Hollweg'sche) «Preuß. Wochenblatt». Im April 1860 wurde er an der Universität Halle zum außerord. Professor für Geschichte befördert. H.'s wissenschaftliche Thätigkeit ist seit 1851 mit Ausnahme der journalistischen Episode 1858 und 1859 unablässig der Production kleinerer und größerer Schriften namentlich über die alte Geschichte zugewandt gewesen. Seit 1865 vorzugsweise mit dem spätern Griechenthum beschäftigt, veröffentlichte er «Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer» (3 Bde., Halle 1866—75), «Geschichte der Perserkriege nach den Quellen erzählt» (Halle 1877) und in der Heeren-Ukert'schen (jetzt Giesebrecht'schen) «Staatengeschichte von Europa» das Werk: «Geschichte Griechenlands vom Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart» (Bd. 1 u. 2, Gotha 1876—77); ferner «Rom und König Pyrrhos» (Halle 1871), «Die Feldzüge der Römer in Deutschland» (Halle 1872). Für die «Allgemeine Encyklopädie» von Ersch und Gruber lieferte H. unter anderm in Section I. die Artikel: «Geschichte Altgriechenlands bis zum Beginn des Mittelalters» (Bd. 80, Lpz. 1862) und «Geschichte der Neugriechen im 19. Jahrh.» (Bd. 87, Lpz. 1869), wie auch die «Geschichte des großbrit. Reichs 1832—71» (Bd. 92 u. 93, Lpz. 1871 u. 1872).

Herüler, auch **Eruler** und **Aeruler** genannt, ein german. Volk, ausgezeichnet durch Gewandtheit und Raschheit im Kriege, durch Unbändigkeit, wilde Rohheit und langes Festhalten am Heidenthume. Ursprünglich wohnten sie an der Ostsee, erscheinen aber dann zersplittert an sehr verschiedenen Orten. Zuerst werden sie erwähnt als Anwohner des Schwarzen Meers und Gefährten der Gothen bei deren Seezügen in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh., die später, im 4. Jahrh., dem Gothenkönig Ermanrich unterthänig waren, dann dem Attila folgten und nach dessen Tode den Gepiden die hunn. Herrschaft zerstören halfen. Aber auch unter den Völkern, die zu Ende des 3. Jahrh. Kaiser Maximian in Gallien schlug, waren Scharen der H. Ebenso erscheinen H. zu Anfange des 5. Jahrh. als Gefährten der Sachsen bei deren Raubzügen an den gallischen Küsten, und 700 H. auf sieben Schiffen suchen im Laufe desselben Jahrhunderts die Küsten Galiciens und Cantabriens heim. Auch unter den Heerscharen, mit denen Odoacer 476 n. Chr. dem Weströmischen Reiche ein Ende macht, finden sich H. Als herrschendes Volk an der mittlern Donau, seßhaft an der obern Theiß, kommen sie zu Ende des 5. Jahrh. vor. Im Uebermuthe sollen sie ihren König Rodulf gezwungen haben, die Longobarden zu überfallen. Von diesen wurden sie aber überwunden, und ein Theil ward nun vom byzant. Kaiser Anastasius 512 auf dem südl. Ufer der Donau aufgenommen, während der andere den Entschluß faßte, nach Skandinavien zu ziehen. Von den erstern begaben sich viele zu den Gepiden; die im Byzantinischen Reiche blieben, leisteten dem Justinian in den Kriegen gegen die Perser, Vandalen und Ostgothen gute Dienste. Mit der Besiegung der letztern durch Narses verschwindet der Name der H. aus der Geschichte.

Herwarth von Bittenfeld (Karl Eberhard), preuß. Generalfeldmarschall, gehört dem protestantisch gewordenen Zweige des alten Patriciergeschlechts der H. in Augsburg an, dessen kath. Zweig, die H. von Hohenburg im Bairischen, ausgestorben ist. Er wurde 4. Sept. 1796 zu Großwerther in der ehemaligen Grafschaft Hohenstein (Provinz Sachsen) geboren und trat 15. Oct. 1811 in das damalige Normal-Infanteriebataillon ein, in welchem er 1812 zum

Digitized by Google

Porteépéefähnrich und 21. Febr. 1813 zum Secondelieutenant ernannt wurde. Bei Ausbruch des Kriegs 1813 war H. anfangs zum Garde-Ersatzbataillon, später (10. Juni) trat er mit dem Normal-Infanteriebataillon zu dem neuformirten 2. Garderegiment zu Fuß über und nahm 1813 an der Schlacht von Leipzig und 1814 an der Schlacht von Paris (30. März), sowie an einigen Gefechten theil. Nach dem Kriege blieb H. 20 Jahre im Regiment, in dem er fünf Jahre Adjutant und seit 30. März 1821 Hauptmann war. Am 30. März 1835 erhielt er unter Beförderung zum Major den Befehl über das 2. Bataillon des damaligen Gardereserve-Infanterie-(Landwehr)Regiments, mit dem er noch in demselben Jahre die Revue bei Kalisch mitmachte. Nachdem er 30. März 1839 in das 1. Garderegiment zu Fuß versetzt worden, wurde ihm nach vorübergehender Führung des Kaiser-Franz-Grenadierregiments 27. März 1847 das Commando über das 1. Garderegiment zutheil, das er ein Jahr später in den Straßen Berlins und auch später als Oberst (10. Mai 1848) bis 1850 führte, in welchem Jahre er den Befehl über die 16. Infanteriebrigade und später über eine combinirte Infanteriebrigade der Division Bonin erhielt, welche infolge der drohenden Conflicte mit Oesterreich bei Kreuznach zusammengezogen und nachher in Hessen verwendet wurde. Bald darauf mit dem Oberbefehle über die preuß. Truppen in Frankfurt a. M. betraut, wurde H. 23. März 1852 zum Generalmajor, 30. März 1854 zum Commandanten der Bundesfestung Mainz, 5. Aug. 1856 zum Commandeur der 7. Division ernannt. Zum Generallieutenant befördert (15. Oct. 1856), wurde H. 1858 mit zur Inspicirung des österr. Bundescontingents durch den Prinzen Karl von Preußen commandirt und erhielt 1. Juli 1860 unter Beförderung zum commandirenden General das 7. Armeecorps (Westfalen), das er bei den großen Herbstübungen am Rhein 1861 führte. Nach der Beendigung derselben wurde er zum Chef des 1. westfäl. Infanterieregiments Nr. 13 und 17. März 1863 zum General der Infanterie ernannt.

In dem Kriege gegen Dänemark 1864, an welchem eine Division des 7. Corps theilnahm, erhielt H. den Befehl über das 1. mobile preuß. Armeecorps, nachdem Prinz Friedrich Karl dem Feldmarschall Wrangel in dem Oberbefehle über die preuß.-österr. Streitkräfte gefolgt war. Als nach den resultatlosen Friedensverhandlungen zu London die Feindseligkeiten wieder ausgebrochen waren, nahm der General mit dem preuß. Corps 29. Juni die Insel Alsen, eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Waffenthat, deren glückliche Durchführung eine ungewöhnliche Kühnheit des Entschlusses und die sorgfältigste Abwägung der vielfachen Elemente und Chancen, welche für den Erfolg von Einfluß sein konnten, erheischte. H. führte dies schwierige Unternehmen nach eigener Wahl des Uebergangspunktes mit persönlicher Verantwortlichkeit selbstständig und glücklich durch. Nach Abschluß des Wiener Friedens zum Obercommandirenden in den Elbherzogthümern mit dem Sitze in Kiel ernannt, trug H. in dieser Zeit viel dazu bei, das Verhältniß zu dem Erbprinzen von Augustenburg klarzulegen, bis ihm, noch vor Abschluß der Gasteiner Uebereinkunft, 29. Juni 1865 das Generalcommando des 8. Corps in Koblenz übertragen wurde. Während des Feldzugs von 1866 führte General H. die Elbarmee, schlug die Gefechte von Hühnerwasser am 26. und von Münchengrätz (s. d.) am 28. Juni und nahm dann 3. Juli hervorragenden Antheil an der Schlacht bei Königgrätz, in welcher er nach dem Ueberschreiten der Biestritz durch die Erstürmung der Dörfer Problus und Prim den linken österr. Flügel thatsächlich zerschmetterte. Bei der Revue, welche der König über die Elbarmee 30. Juli vor Wien hielt, verlieh er H. den Schwarzen Adlerorden. Nach geschlossenem Frieden übernahm H. wiederum die Führung des 8. Armeecorps, an dessen Spitze er bis zum Ausbruch des Kriegs von 1870 blieb. Im Juli 1870 wurde H. zum Generalgouverneur im Bereiche des 7., 8. und 11. Armeecorpsbezirks ernannt. In dieser Stellung, welche, bevor man den Verlauf der ersten Kämpfe zu übersehen vermochte, ein Vertrauensposten von hervorragender Bedeutung war, traf der General die nothwendigen Vorbereitungen für die Landesvertheidigung, welche glücklicherweise nicht zur Ausführung kam; später war H.'s Thätigkeit in dem großen Kriegsjahre mehr polit. und organisatorischer Art. Dem General, welcher schon 1864 à la suite des 6. westfäl. Infanterieregiments Nr. 55 und 1866 à la suite des 2. Garderegiments zu Fuß gestellt worden war, wurde 8. April 1871 unter Versetzung zu den Offizieren von der Armee der Charakter eines Generalfeldmarschalls verliehen, als welcher er 15. Oct. desselben Jahres in Bonn, wo er seinen Aufenthalt genommen, unter allgemeinster Theilnahme und in seltener körperlicher und geistiger Rüstigkeit sein 60jähriges Dienstjubiläum beging. Von seinen Söhnen wurde einer 1866 Invalide bei der Mainarmee, einer fiel 1870 als Bataillonscommandeur bei Bionville und ein anderer als Compagniechef mit der Fahne des Füsilierbataillons des 3. Garderegiments zu Fuß in der

Digitized by Google

Hand bei St.-Privat, ein vierter wurde bei Colombey schwer verwundet. — Hans H. von Bittenfeld, geb. 12. Jan. 1800, Bruder des Vorigen, trat 28. März 1815 als Füsilier in das 2. Garderegiment, wurde, ununterbrochen in der Garde verbleibend, 1856 General, dann Inspecteur der Besatzungen von Mainz und Rastatt, 1864 Gouverneur von Magdeburg, erhielt 1866 den Charakter als General der Infanterie und lebt seitdem, zur Disposition gestellt, in Berlin. — Friedrich Adrian H. von Bittenfeld, geb. 13. April 1802, jüngster Bruder der Vorigen, trat 1819 als Füsilier in das 2. Garderegiment, blieb in demselben bis 1842, war dann lange in der Adjutantur und dem Kriegsministerium, wurde 1858 General, nahm als Commandeur der 4. Infanteriedivision am Kriege von 1866 und speciell an der Schlacht von Königgrätz theil, wurde 1867 Gouverneur von Königsberg, erhielt 1868 den Charakter als General der Infanterie und lebt seit 1870, zur Disposition gestellt, in Merseburg.

Herwegh (Georg), einer der bedeutendsten polit. Lyriker Deutschlands, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, erhielt seinen ersten Unterricht in Stuttgart und Maulbronn und bezog dann das prot.-theol. Stift in Tübingen. Von dem theol. Studium nicht befriedigt, wandte er sich indeß wieder nach Stuttgart, wo er an Lewald's «Europa» mitarbeitete. Als conscriptionspflichtig zum Militärdienst eingezogen, aber wegen seines Talents auf unbestimmte Zeit beurlaubt, verließ er infolge eines Conflicts mit einem Offizier Würtemberg und ging nach Emmishofen im Canton Thurgau, dann nach Zürich. Hier veröffentlichte er die «Gedichte eines Lebendigen» (Zür. u. Winterth. 1841; 9. Aufl., Stuttg. 1871), polit. Poesien voll jugendlichen Feuers, welche in die von Freiheitsbestrebungen erfüllte Zeitstimmung hineinklangen und rasch populär wurden. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris unternahm H. 1842 eine Reise durch Deutschland, auf der er als Freiheitssänger allerwärts viel Anerkennung fand. Selbst der König von Preußen beschied ihn in Berlin zur Audienz. Als er aber von Königsberg aus einen wider seine Absicht veröffentlichten Brief an den König von Preußen richtete, in welchem er gegen alle conventionellen Formen verstieß, wurde er aus dem preuß. Staate verwiesen. Er kehrte zunächst mit seinem Freunde Bakunin, den er in Dresden getroffen, nach Zürich zurück, doch bot auch hier seine Erklärung, daß er die Herausgabe einer entschieden freisinnigen Zeitschrift beabsichtige, den Anlaß, ihm den längern Aufenthalt im Canton zu untersagen. Der König von Würtemberg dagegen schlug die wegen Entziehung vom Militärdienste gegen ihn schwebende Untersuchung nieder, sodaß es ihm möglich ward, sich in das schweiz. Bürgerrecht des Cantons Baselland aufnehmen zu lassen. Nach einer Reise nach Südfrankreich und Italien nahm H. seinen bleibenden Aufenthalt in Paris, wo er mit Heine, mit Béranger und George Sand, vorzugsweise aber auch mit poln. und russ. Emigranten verkehrte. Außer den «Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz» (Zür. u. Winterth. 1843), wozu er jedoch selbst nur wenige Beiträge geliefert, ließ er von Paris aus einen zweiten Band der «Gedichte eines Lebendigen» (1844) erscheinen, die jedoch nicht den durchschlagenden Beifall des ersten Theils fanden. Im April 1848 fiel H., in Begleitung seiner Gattin und im Verein mit Bornstedt, an der Spitze einer deutsch-franz. Arbeitercolonne in Baden ein, die jedoch 27. April bei Dossenbach von würtemb. Truppen geschlagen wurde. Er rettete sich in die Schweiz, von wo aus er alsbald nach Paris zurückkehrte. Im Juni 1849 ging H. mit Herzen, zu dem er damals in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, nach Genf, von wo er nach sechsmonatlichem Aufenthalte nach Nizza übersiedelte. Einige Zeit darauf kehrte er nach der Schweiz zurück und nahm hier seinen Aufenthalt wieder in Zürich. Später hielt er sich theils in Paris und im südl. Frankreich, theils auch wieder in Deutschland auf. Er starb 7. April 1875 in Baden-Baden. Von H.'s spätern poetischen Arbeiten sind namentlich das Gedicht bei Gelegenheit des eidgenössischen Schützenfestes, der Prolog zur Schillerfeier in Zürich und die vielfach ins Italienische übersetzten Strophen auf den Tag von Aspromonte bekannt geworden. Nach seinem Tode erschienen diese Gedichte nebst mehrern andern in der Sammlung «Neue Gedichte» (Zür. 1877), welche in Deutschland confiscirt wurde. H.'s Lieder, im Ausdruck von großer Einfachheit, Klarheit und Kraft, sind aus einem Gusse geschaffen und ergreifen mächtig. Während er im ersten Theile der «Gedichte eines Lebendigen» eine nationale Bedeutung in Anspruch nahm, wollte er im zweiten nur noch der Dichter einer Partei sein. In den spätern und nachgelassenen Gedichten überwiegt die epigrammatische Form und eine pessimistische Stimmung, gegenüber den großen zeitgeschichtlichen Ereignissen und Persönlichkeiten. Man hat von H. auch eine Uebersetzung der Werke Lamartine's (12 Bde., Stuttg. 1842). Für die von Ulrici herausgegebene Shakspeare-Uebersetzung hat H. den «Coriolanus» übertragen, für die Bodenstedt'sche «König Lear», «Troilus und Cressida» und mehrere Lustspiele.

Digitized by Google

Herz (cor). Das H., der Mittelpunkt des Gefäßsystems und somit der ganzen Ernährung, des Stoffwechsels oder Lebens im menschlichen Körper, hat etwa die Gestalt eines Kegels, eine Vergleichung, die zwar nicht ganz richtig, da die Querdurchschnitte nicht genau kreisförmig sind, aber doch die angemessenste ist, indem man daran eine Spitze (apex seu mucro) und eine breite Grundfläche (basis) unterscheidet. Es liegt in schräger Richtung zwischen den Lungen in dem vordern untern Theile der Brusthöhle, nicht genau in der Mittellinie des Körpers, sondern mehr nach links zu, und ruht mit seiner Spitze und einem Theil der hintern Wand auf dem Zwerchfelle, sodaß die Grundfläche nach rechts, oben und hinten, die Spitze nach links, unten und vorn gekehrt ist. Das H. steckt im Herzbeutel (pericardium), einem nach Art einer eingestülpten Zipfelmütze gestalteten doppelten Sacke, dessen inneres Blatt die Oberfläche des H. in inniger Verwachsung überzieht und sich frei in dem äußern, mit glatter Wand ausgekleideten Theile bewegt. Das äußere Blatt des Herzbeutels ist an der vordern Brustwand fest angeheftet. Zwischen den beiden Blättern des Herzbeutels befindet sich die Höhle des Herzbeutels, welche von einer geringen Menge einer klaren, serösen, der Erleichterung der Herzbewegungen dienenden Flüssigkeit, dem Herzbeutelwasser (liquor pericardii), erfüllt wird. Das H. selbst, im Innern hohl (Hohlmuskel), besitzt eine muskulöse Wandung, die an den verschiedenen Theilen eine verschiedene Dicke hat. Beim Menschen und bei den Säugethieren ist das H. ein doppeltes, indem man an demselben zwei selbstständige Hälften unterscheiden kann, die nebeneinander liegen (rechtes und linkes H., cor dextrum seu venosum, cor sinistrum seu arteriosum), und deren beide sich berührende Flächen zu einer einzigen Wand (Scheidewand, septum cordis) verwachsen sind. Aeußerlich ist diese Verwachsung durch eine Längsfurche angedeutet. Jedes dieser H. zerfällt wieder in zwei Theile, einen obern (Vorhof, Vorkammer, atrium) und einen untern (Herzkammer, ventriculus), deren Grenze durch eine quere Furche angedeutet ist. Die muskulösen Wände der Vorhöfe, deren jeder eine blinde sackförmige Ausstülpung (Herzohr, auriculum) hat, sind dünn, die der Herzkammern dick. Die Wand der linken Kammer ist außerdem etwa dreimal so dick wie die der rechten. Die innere Oberfläche der Herzhöhlen ist von einer dünnen, zarten Haut, der innern Herzhaut (endocardium) überkleidet, welche alle Hervorragungen und Vertiefungen der innern Herzfläche überzieht und unmittelbar in die innere Haut der großen Gefäße übergeht. Der Blutlauf im H. geht in folgender Weise vor sich: der rechte Vorhof sammelt das durch die obere und untere Hohlvene (vena cava superior und inferior) aus allen Körpertheilen dem H. zuströmende venöse (dunkelrothe) Blut, das aus dem Vorhof in die rechte Kammer fließt und aus dieser bei der Contraction des H. durch die Lungenarterie in die Haargefäße der Lungen gepreßt wird, wo es in Berührung mit der Lungenluft Kohlensäure abgibt und Sauerstoff aufnimmt (hellroth oder arteriell wird). Die Lungencapillaren hingegen sammeln sich zu vier Lungenvenen, welche in die linke Vorkammer des H. münden, aus der sich das Blut in die linke Kammer ergießt. Aus dieser linken Kammer wird das Blut in die Hauptschlagader (arteria aorta) getrieben, von wo aus es sich durch die Schlagadern des Körpers vertheilt und die Haargefäße durchströmt, um durch die Venen wieder zum rechten Vorhof des H. zu gelangen. Das Gefäßgebiet vom H. durch die Lunge und wieder zum H. heißt der kleine Kreislauf, das andere durch den ganzen Körper der große Kreislauf. (S. Kreislauf des Blutes.) Das Blut wird durch die Contraction des Herzmuskels, bei welcher sich die Herzhöhle verkleinert, aus dem H. getrieben. Man begreift, daß dabei das Blut nach allen Seiten hin ausweichen und der Blutstrom nicht die angegebene Richtung einhalten würde, wenn nicht besondere Vorrichtungen zu Hülfe kämen. Diese Vorrichtungen sind die an den Hauptmündungen des H. befindlichen Ventile, durch welche das H. zu einem Pumpwerk wird. Am Rande der Mündungen der Vorhöfe in die Ventrikel (ostia venosa) finden sich zwei (am ostium sinistrum) oder drei (am ostium dextrum) häutige, nach unten spitz zulaufende Lappen angebracht, welche durch zahlreiche, von besondern Abschnitten des Herzmuskels (musculi papillares, Warzenmuskeln) ausgehende Sehnenfäden (chordae tendineae) gespannt erhalten werden, die aber bei der Rückstauung des Blutes sich aneinanderlegen und das Ostium schließen. An den Mündungen der Arterien dagegen finden sich nach oben offene, taschenähnliche Vorrichtungen, die sich an die Wand der Arterie anlegen, wenn das Blut in die Arterien strömt, sich aber durch das zurückfallende Blut füllen und aneinanderlegen, wenn die Contraction des H. nachläßt. Das Spannen der Segelventile und das Anschlagen des Blutes an die Arterienwand und in die Taschenventile gibt laute, scharfe, reine Töne, die sog. Herztöne, von sich, die man vermittels des angelegten Ohres oder des Hörrohrs oder Stethoskops außen an der Brust an bestimmten Stellen hört, und aus deren Reinheit und Stärke der Arzt erkennt, ob

Digitized by Google

der Klappenapparat des H. noch in Ordnung ist oder nicht. Veränderungen in diesem Apparat bilden die häufigste Herzkrankheit. Die Vorhöfe haben eine selbstständige Bewegung; sie ziehen sich einen Moment früher zusammen als die Kammern; beide Vorhöfe und beide Kammern für sich contrahiren sich aber gleichzeitig. Die Zusammenziehung des H. heißt Systole, die Erschlaffung, bei welcher es sich wieder füllt, Diastole. Beim erwachsenen Menschen erfolgen in der Minute 70—80 Herzcontractionen, bei den Kindern mehr, bei Greisen weniger. Die Contraction fühlt man auf der Brust zwischen der fünften und sechsten linken Rippe als Herzstoß, welcher durch das Anschlagen der Herzspitze an die Brustwand entsteht, in den Arterien als Blutwelle, Puls (s. d.). In der Regel kommen vier Herzschläge auf einen Athemzug. In fieberhaften Krankheiten ist der Puls beschleunigt, geschieht die Herzcontraction häufiger.

Ernährt wird das H. durch besondere, aus der Aorta entspringende Gefäße, die beiden Kranzpulsadern, welche sich in den Längs- und Querfurchen des H. verästeln. Das H. hat einen eigenen mit zahlreichen Ganglienzellen versehenen Nervenapparat, der im Herzfleisch eingebettet ist, und durch welchen der Nervus Vagus und Nervus Sympathicus auf das H. einwirken. Reizung des Sympathicus beschleunigt die Herzthätigkeit, die des Vagus verlangsamt sie oder hebt sie selbst auf. Der Vagus ist der Hemmungsnerv des H., und bei Lähmung desselben schlägt das H. sehr rasch. Der Nervenapparat des H. vermittelt die Steuerung des H. in der Weise, daß Reichthum des arteriellen Blutes an Kohlensäure den Vagus (vom verlängerten Mark aus) lähmt und die Herzthätigkeit beschleunigt, und umgekehrt, sodaß das H. also in seiner eigenen Thätigkeit seinen Regulator besitzt. Auch Gemüthsbewegungen beeinflussen vielfach die Herzthätigkeit und bewirken einerseits durch reflectorische Erregung des Vagus momentanen Herzstillstand, andererseits, wie bei Schreck, Angst u. dgl. beträchtliche Beschleunigung der Herzcontractionen, welche wahrscheinlich auf plötzlicher Verengung der Arterien und dadurch gesteigertem Widerstand beruht. Die Herzkrankheiten betreffen entweder den Herzbeutel (Wassersucht, Entzündung, Verwachsung), oder das Herzfleisch (Entzündung, Verfettung), oder die Innenfläche des H. mit oder ohne den Klappenapparat. Am häufigsten sind die Klappenfehler oder organischen Fehler des H., auch schlechtweg Herzfehler (vitia cordis) genannt, welche theils angeboren vorkommen, theils durch Herzentzündung (endocarditis), meist nach acutem Gelenkrheumatismus erworben werden. In der Regel handelt es sich um entzündliche Verdickungen, Schrumpfungen und Verkalkungen der Klappen, insbesondere der Mitralklappen, durch welche entweder die Oeffnungen im H. widernatürlich verengt und für den Blutstrom unwegsam gemacht (Stenose der Ostien) oder die Klappen unfähig werden, das betreffende Ostium zu verschließen (Insufficienz der Klappen), wodurch es sehr bald zu mehr oder minder hochgradigen Kreislaufsstörungen, insbesondere Blutstauungen im kleinen Kreislauf, schweren Athmungsstörungen, Blausucht, Beängstigungen und Wassersucht kommt. Unter den nervösen Störungen der Herzthätigkeit ist das nervöse Herzklopfen (palpitationes cordis) erwähnenswerth, welches selbstständig und ohne anatom. Veränderung des H. bei Blutarmen und Bleichsüchtigen, zur Zeit der Pubertät, bei Hysterischen und Hypochondern vorkommt und nicht selten mit Schwindel, Kopfschmerz, Ohrensausen und Ohnmacht verbunden ist. Alle Herzkranken müssen sorgfältig alles vermeiden, was die Herzthätigkeit erregt, insbesondere jede körperliche, geistige und Gemüthsaufregung, erhitzende Speisen und Getränke; ihre Kost muß nahrhaft, mild und leichtverdaulich sein (Milch-, Molken-, Buttermilch-, Obstcuren u. dgl.); in vielen Fällen leisten die Anwendung der Kälte auf die Herzgegend und der vorsichtige Gebrauch der Digitalis die vortrefflichsten Dienste. Die stetige, obwol von der Willkür des Menschen unabhängige, doch durch Gemüthsstimmungen, wie Furcht, Schmerz, Hoffnung, Freude u. s. w., verschiedenartig modificirte, dabei lange Zeit unerklärte und doch als mit dem Leben im innigsten Zusammenhange stehend anerkannte Bewegung des H. führte schon frühzeitig den Menschen darauf, das H. als den Sitz des Lebensprincips, der Seele, anzusehen. Da jedoch die Modification der Bewegung nicht sowol durch Gedanken als durch Gefühle hervorgebracht wurde, so schrieb man dem H. die Gemüthsaffecte zu, im Gegensatz zu dem Kopfe, dem Sitz des Gedankens. Zwar war die Anschauungsweise in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern voneinander abweichend, besonders in Hinsicht auf einzelne Gefühle, wie z. B. die Alten als Sitz der Liebe nicht das H., sondern die Leber betrachteten. Jedoch hat sich nach und nach bei den modernen Völkern der Sprachgebrauch allgemein gemacht, daß man den Ausdruck «Herz» für Gemüth anwendet und damit den Begriff des Angeborenen, nicht erst durch Willenskraft Erworbenen verbindet. In noch engerm Sinne versteht man unter H. nur die theilnehmenden Empfindungen und Neigungen und gebraucht so die Ausdrücke herzlich, herzlos u. s. w.

Digitized by Google

Herz (Henri), Componist und Pianist, geb. zu Wien 6. Jan. 1806, begann sehr frühzeitig seine musikalischen Studien zu Koblenz unter der Leitung seines Vaters und des Organisten Hünten. Schon in seinem achten Jahre ließ er sich mit schwierigen Variationen von Hummel in einem öffentlichen Concert hören. In Paris trat er 1816 in das Conservatorium der Musik und veröffentlichte 1818 seine ersten Compositionsversuche (Variationen, Rondos), welche gut aufgenommen wurden. Schon vorher mit dem ersten Preis in dem Conservatorium belohnt, nun in öffentlichen Concerten häufig auftretend und mit den gefeiertsten Meistern auf dem Piano wetteifernd, verbreitete sich bald der Ruf des jungen Meisters. Seine Compositionen, nur für sein Instrument bestimmt, waren die beliebtesten auf längere Zeit. H. unternahm 1831 mit Lafont eine Kunstreise nach Deutschland und besuchte 1834 England. Sein fester Aufenthalt blieb indessen in Paris, an welche Stadt er seit 1824 als Theilnehmer, später als Besitzer einer umfänglichen Pianofortefabrik gefesselt war. Doch unternahm er noch einige große Kunstreisen, so 1846—47 nach Nordamerika, 1850 nach Südamerika, wo er mit großem Beifall aufgenommen wurde. Als Virtuos ist H. den vorzüglichen Meistern der Neuzeit beizuzählen. Seinen Compositionen, über 200 in verschiedenen Formen, obschon abgerundet, melodisch und nicht ohne eine gewisse Frische, fehlt die eigentliche Tiefe. Als Lehrer des Piano wirkte H. lange Zeit erfolgreich an dem Conservatorium der Musik zu Paris.

Herz (Henriette), eine durch Bildung und Schönheit ausgezeichnete Frau, geb. 5. Sept. 1764 zu Berlin, die Tochter des jüd. Arztes Benjamin de Lemos, von portug. Abkunft, hatte eine vielseitige, doch ungeordnete Bildung erhalten, als sie gegen Ende 1779 nach dem Wunsche ihrer Aeltern den angesehenen, aber bedeutend ältern Arzt und Professor Markus Herz heirathete. Ihre Ehe blieb kinderlos, war jedoch durch gegenseitig verdiente Achtung glücklich. Mit wunderbarer Schönheit begabt, bildete sie bald den Mittelpunkt in dem Hause ihres Gatten, das allen geistigen Größen Berlins einen damals noch seltenen Vereinigungspunkt darbot. Ramler, Engel, Moritz, Dohm, Spalding, Reichardt, Schadow, beide Humboldt, Gentz, Friedrich und August Wilhelm von Schlegel, Fichte, Nicolovius, später noch Steffens und Varnhagen verkehrten in diesem Kreise. In das engste und edelste Freundschaftsverhältniß und den regsten Ideenaustausch trat Henriette mit Schleiermacher. Auch mit ausgezeichneten Frauen, wie Rahel, die Herzogin von Kurland und Elise von der Recke stand sie in freundschaftlicher Beziehung. Ihre vertrauteste Freundin war Dorothea Veit (Schlegel). Börne verlebte einen Theil seiner Jugend in ihrem Hause und verliebte sich so leidenschaftlich in sie, daß er sich vergiften wollte. Vgl. «Briefe des jungen Börne an Henriette H.» (Lpz. 1861). Seit 1803 verwitwet, hatte sie über minder reiche Hülfsmittel zu gebieten; aber immer blieb sie der Mittelpunkt eines geistig überreichen Kreises, in dem sich ihre eigene Geistesbildung unabläßig erweiterte und vertiefte. Die Verluste Preußens seit 1806 schmälerten ihre Einkünfte so, daß sie sich 1808 einige Zeit zu einer befreundeten Familie auf Rügen zurückziehen mußte. Eine Aufforderung, die Erziehung der nachmaligen Kaiserin von Rußland zu leiten, lehnte sie ab, weil dies ihren Uebertritt zum Christenthum nöthig gemacht hätte, zu dem sie sich erst 1817, nach dem Tode ihrer strenggläubigen Mutter, entschloß. Ihr ruhiges Leben wurde nur durch einzelne Reisen, so 1817—19 nach Italien, unterbrochen. Unermüdlich im Wohlthun, voll Interesse für alles geistige gesellige Leben, in steter persönlicher oder brieflicher Verbindung mit allen bedeutenden Männern und Frauen, erreichte sie, vielfach gefeiert und seit 1845 durch A. von Humboldt's Vermittelung durch eine königl. Pension aller äußern Sorgen überhoben, ein hohes Alter. Sie starb 22. Oct. 1847. Henriette H. besaß vielseitige und gründliche Sprachkenntnisse; als selbstständige Schriftstellerin aufzutreten, fehlte ihr die productive Kraft; sie war mehr eine empfängliche als schaffende Natur. Oft ist sie die deutsche Récamier genannt worden. Einen äußerst reichhaltigen Briefwechsel hat sie aus Furcht vor indiscreten Veröffentlichungen größtentheils vernichtet. Vgl. Fürst, «Henriette H. Ihr Leben und ihre Erinnerungen» (Berl. 1850; 2. Aufl. 1858).

Herzberg (Ewald Friedr., Graf von), preuß. Staatsmann, geb. zu Lottin bei Neustettin 2. Sept. 1725, studirte in Halle, wurde dann beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, gehörte 1745 zur brandenb. Gesandtschaft zur Kaiserwahl und wurde hierauf Legationsrath. Seine Abhandlung «Ueber die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg» bewirkte seine Aufnahme in die berliner Akademie und Ernennung zum Geh. Legationsrath. Nach den in Dresden gefundenen Depeschen des österr. und sächs. Hofs schrieb er 1756 das berühmte «Mémoire raisonné», das den Einfall der Preußen in Sachsen rechtfertigt. Bald darauf wurde er Staatssecretär beim auswärtigen Departement. Wie der Friedensvertrag

Digitized by Google

mit Rußland und Schweden 1762, so war auch der Hubertusburger Frieden sein Werk, wofür ihn der König zum zweiten Staats- und Cabinetsminister ernannte. H. wirkte bei der ersten Theilung Polens (1772), bei den Verhandlungen über die bair. Erbfolge, dem Teschener Frieden und der Errichtung des Fürstenbundes bedeutend mit. Friedrich's Nachfolger erhob ihn zum Grafen, Minister des Auswärtigen und Curator der Akademie. H. stillte die Unruhen in Holland und erstrebte Erhaltung des polit. Gleichgewichts im Geiste des Fürstenbundes. Als aber im Widerspruch damit die Convention zu Reichenbach 1790 geschlossen wurde und die von H. verfaßte Generaldeclaration an Oesterreich über den von Oesterreich mit der Türkei zu schließenden Frieden erfolglos blieb, forderte H. im Mai 1791 seine Entlassung, freilich vergeblich. Allmählich aber beschränkte er sich auf die Curatel der Akademie und die Aufsicht über den Seidenbau. Angesichts der Krisis von 1793 aber bot er (Juli 1794) dem König seine Dienste wieder an in drei Schreiben voll Patriotismus und edeln Selbstgefühls. Abgewiesen, begann er zu kränkeln und starb 27. Mai 1795. Verdient hat er sich um die Akademie der Wissenschaften gemacht, wo er besonders die deutsche Literatur und Sprache pflegte. Auch für die Verbesserung des Schulwesens sorgte er und erleichterte das Los der Landschullehrer durch Einführung des Seidenbaues. Im Leben war er anspruchslos, schlicht und patriarchalisch. Vgl. Dohm, «Denkwürdigkeiten» (5 Bde., Lemgo 1814—19); Weddiger, «Fragmente aus dem Leben des Grafen von H.» (Brem. 1796); Posselt, «Ewald Friedrich, Graf von H.» (Tüb. 1798).

Herzbeutel (Pericardium) und **Herzbeutelwasser** (Liquor pericardii), s. Herz.

Herzegowina, d. h. Herzogsland, bei den Serben Herzogthum des heil. Sava, türk. Hersek, früher das südwestlichste Sandschakat des türk. Vilajets Bosnien, seit 1876 ein selbstständiges Vilajet, grenzt im N. und O. an Bosnien, im S. an Montenegro, im W. und SW. an Dalmatien und reicht an zwei Punkten an das Adriatische Meer, nämlich an der äußersten Südspitze mit dem schmalen Landstreifen Sutorina an den Busen von Cattaro, dann weiter nordwestlich mit dem etwas breitern Landstrich von Porto-Klek, hinter der Halbinsel Rat oder Sabioncello. Der südwestliche, seewärts gelegene, dem Flußgebiet der Narenta entsprechende Theil trägt den Charakter des dalmatin. Küstenlandes. Der nordöstl. Theil, im ganzen dem Flußgebiet der obern Drina entsprechend (mit dem höchsten Gebirgsstock des ganzen Landes, dem 2500 Mt. hohen Durmitor), bildet dagegen in Ansehung der Bergformation, der Vegetation und des Klimas den Uebergang zu den bosn. Gebirgslandschaften. Im allgemeinen ist die H. ein großes Kesselgebiet, und insbesondere sind für die Terrainbildung im mittlern Theile des Landes die mehrfach wiederkehrenden kleinern kesselförmigen Einsenkungen charakteristisch. Das Areal der H. wird auf 13,925 QKilom. angegeben, die Zahl der Bevölkerung (1864) auf 185,420, darunter 43,219 Mohammedaner und 142,128 Christen, wovon 112,000 zur griech. und 30,000 zur röm.-kath. Kirche gehören. Das Land zerfällt in neun Kazas: Trebinje, Stolatz, Ljubuschka, Konjitz-Neretwa, Fotscha, Neweſinje, Biletsch, Gatzko und Nikschitsch. Die ziemlich gut gebaute Hauptstadt Mostar (das röm. Mandertium), an beiden Seiten der Narenta und am Fuße des Gebirgsstocks Welesch, ist Sitz des Generalgouverneurs, eines Mufti, seit 1778 auch des griech. Landesmetropoliten und zählt gegen 18,000 E., unter denen sich nur 60 kath. und 5000 griech. Familien befinden. Andere bemerkenswerthe Städte sind: Trebinje mit 3000 E., an dem Narentazufluß Trebischnitza; Fotscha mit 12,000 türk. E., die berühmte Säbelklingen verfertigen und bedeutenden Handel treiben; die in der Kriegsgeschichte berühmten Festungen Stolatz und Kolaschin. Die H. tritt, gleich Bosnien, im 9. Jahrh. als ein besonderes Land hervor, und zwar unter dem Namen Fürstenthum Zachlum, dessen Einwohner eingewanderte Serben waren. Ihr Fürst stand, gleich den bosn. Banen, jedoch nur dem Namen nach, unter den Großzupanen von Serbien. Erst Großzupan Stephan Nemanja vereinigte H. fester mit Serbien, später kam das Land an den Ban von Bosnien, 1197 an König Andreas von Ungarn, und nach mancherlei Wechsel der Herrscher und des Grenzumfangs vereinigte es der Serbenzar Stephan Zuschar (1336—55) mit Serbien, jedoch nur auf kurze Zeit. Im J. 1378 war H. im Besitz des Königs von Bosnien Turdko, welcher damit den Vladko Chranitsch erblich belehnte, dessen Sohn Stephan Kosatsch von Kaiser Friedrich 1441 den Herzogstitel erlangte. Seitdem hieß das Land H., aber auch nach seinem Schutzpatron Herzogthum St.-Sava, dessen leibliche Ueberreste im Kloster Mileschewo aufbewahrt wurden. Im J. 1463 wurde das Land den Türken zinsbar, 1482 ganz von diesen unterworfen. Wie die Bosnier, haben sich auch die Bewohner der H. wiederholt gegen die Regierung erhoben. Im J. 1861 brach ein größerer Aufstand aus unter Luka Vukalowitsch (gest. 18. Juli 1873 zu Odessa), mit dem die Pforte 1862 in Verhandlungen

Digitized by Google

zu treten genöthigt war. Den aufständischen Bezirken wurde eine scheinbare Autonomie ertheilt und Vukalowitsch zum Bimbascha erhoben. Als dieser bald nachher in die Verbannung gehen mußte, begann die alte türk. Herrschaft, welche 1875 die Einwohner zur Erhebung nöthigte und 1876 zum offenen Kriege der Montenegriner und Serben mit der Türkei führte. (S. Bosnien, Osmanisches Reich und Serbien.) Vgl. Cokorilo, «Die H.» (Bautzen 1859); Roskiewicz, «Studien über Bosnien und die H.» (Lpz. 1868); Sainte-Marie, «L'Herzégovine» (Par. 1875); Angerstein, «Der Aufstand in der H. und die histor. Entwickelung der orient. Frage»; «Landeskunde des Königreichs Dalmatien und seiner Hinterländer Bosnien und H.» (Wien 1876); Blau, «Reisen in Bosnien und der H.» (Berl. 1877).

Herzen (Alexander), ausgezeichneter russ. Schriftsteller von radicaler polit. Tendenz, geb. 1812 zu Moskau, machte seine Studien auf der Universität daselbst, wo ihn die Hegel'sche Philosophie, besonders aber der franz. Socialismus beschäftigten. Er machte sich jedoch dadurch der Regierung verdächtig, sodaß er 1834 mit mehrern seiner Studiengenossen gefänglich eingezogen und nach einer fast einjährigen Haft nach Wjätka, später nach Wladimir ins Exil geschickt wurde. Nachdem er 1839 vollständig amnestirt worden, erhielt H. zu Petersburg eine Stellung im Bureau des Ministers des Innern, Grafen Stroganow. Zufolge einer gegen ihn gerichteten Denunciation entfernte man ihn wieder aus der Hauptstadt und versetzte ihn als Regierungsrath nach Nowgorod. Auf sein Ansuchen erhielt er 1842 seinen Abschied aus dem Staatsdienste. Durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt, ging er 1847 ins Ausland. Er lebte seitdem in Italien, während der Bewegungen von 1848 und 1849 in Frankreich, dann einige Zeit in Genf und Nizza, bis er sich endlich nach England wandte. Hier begründete er in London die «Freie russ. Presse», eine Buchdruckerei für Schriften, deren Veröffentlichung in Rußland nicht möglich war. Seine eigene schriftstellerische Laufbahn hatte H. schon in Rußland unter dem Pseudonym «Iskander» mit den Briefen «Ueber den Dilettantismus in der Wissenschaft» (1842) und den «Briefen über das Studium der Natur» (2 Bde., 1845—46) begonnen, in denen er sich zur Junghegel'schen Schule bekannte. Diesen Schriften folgten zwei Romane: «Wer ist schuld?» (3 Thle., Lpz. 1848—51) und «Doctor Krupow» (1847), gelungene Skizzen aus der russ. Gesellschaft, die seinen Namen populär machten. Im Auslande veröffentlichte er außer den «Souvenirs de voyage» (1848) von Genf aus in deutscher Sprache sein Hauptwerk «Vom andern Ufer», eine Kritik der Revolution des J. 1848 vom rein socialistischen Standpunkt (Hamb. 1850), und «Briefe aus Italien und Frankreich» (Hamb. 1850). Zu London verfaßte er unter andern in franz. Sprache die Schrift «Ueber die Entwickelung der revolutionären Ideen in Rußland» (1851) und in russischer das Pamphlet «Das getaufte Eigenthum» (1853) sowie die «Erinnerungen aus meinem Leben» (3 Bde., Hamb. 1854), die dann zum Theil auch englisch unter dem Titel «My exile to Siberia» (2 Bde., Lond. 1855) erschienen. Alle diese Schriften wurden in starken Auflagen nach Rußland verbreitet und unter den gebildeten Klassen mit steigendem Beifall aufgenommen. Den meisten Einfluß übte jedoch die von ihm 1856 zu London begründete russ. Zeitung «Kolokol» (d. i. die Glocke), in welcher er mit Wärme und Energie die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der körperlichen Züchtigung, die Einführung der öffentlichen und mündlichen Rechtspflege befürwortete und zugleich schonungslos die Gebrechen des russ. Regierungssystems sowie die Handlungsweise einzelner hochgestellter Persönlichkeiten denuncirte. Von H.'s neuern Schriften sind zu nennen: «Rußlands sociale Zustände» (Hamb. 1854), «Der Polarstern» (russisch, Bd. 1—7, Lond. 1857—62; Bd. 8, Genf 1868), «Memoiren der Fürstin Daschkow. Nebst Einleitung» (2 Thle., Hamb. 1857), «Mémoires de l'impératrice Catherine, écrits par elle-même» (Lond. 1859; deutsch, Hamb. 1859, mit Einleitung), «La France ou l'Angleterre. Variations russes sur le thème de l'attentat du 14 janvier» (Lond. 1858); ferner «Die russ. Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dec. 1825. Eine Entgegnung auf die Schrift des Baron Korff: „Die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus' I. von Rußland im J. 1825"» (Hamb. 1858), «La conspiration russe de 1825, suivie d'une lettre sur l'émancipation des paysans en Russie» (Lond. 1858), «Für fünf Jahre. 1855—60» (russisch, Lond. 1860), «Le monde russe et la révolution. Mémoires de Alexandre H. 1822—35» (3 Bde., Par. 1860—62), «Memoiren der Verbannten des 14. Dec. 1825» (russisch, Lond. 1862), «Biloe i Dumi» (1. bis 3. Bd., Lond. 1861; 4. Bd., Genf 1867), «Le vieux monde et la Russie» (1864), «La nouvelle phase de la littérature russe» (Par. 1864), dann «Camicia Rossa. La chemise rouge. Garibaldi à Londres» (Brüss. 1865). Seit dem poln. Aufstande von

Digitized by Google

1863 und dem Emporkommen der von Katkow geleiteten nationalcentralistischen Partei nahm sein Einfluß indessen rasch wieder ab; er siedelte 1865 wieder nach Genf über, wo er den «Kolokol» fortsetzte; da man ihm nicht verzeihen wollte, daß er während des letzten poln. Aufstandes entschieden für die Polen Partei genommen, so verlor seine Zeitschrift ihre Popularität in Rußland und er sah sich genöthigt, sie aufzugeben. Er zog sich nach Paris zurück, woselbst er 21. Jan. 1870 plötzlich starb. Seine «Nachgelassenen Werke», russisch, erschienen in Genf 1870. Eine ausführliche Biographie und Charakteristik H.'s, der zu den einflußreichsten und formgewandtesten russ. Schriftstellern des 19. Jahrh. zählt, veröffentlichte Eckardt in seiner Schrift «Jungrussisch und Altlivländisch» (2. Aufl., Lpz. 1871).

Herzog (lat. Dux) hieß bei den alten Deutschen der für die Dauer eines Kriegs gewählte Anführer. Nach der Bildung größerer Reiche erscheinen sie als von den Königen eingesetzte Beamte, welchen vorzüglich die Führung des Heerbanns in einem größern Bezirke übertragen ist. Wenn sie, wie bei den Baiern und Alemannen, über einen ganzen Stamm gesetzt sind, so ist die Würde in gewissen edlen Familien erblich, und bei der Auflösung des Reichs werden sie unabhängige Fürsten. Durch ihre Unterwerfung wird die karolingische Monarchie begründet, und unter Karl d. Gr. gab es keine H. Bei dem erneuten Zerfall des Reichs erscheinen sie wieder in allen Theilen desselben; ihre Machtstellung beruht auf einer Verbindung königl. Aufträge und Grafenämter mit großem Grundbesitz und angestammtem Ansehen der Familie. In Deutschland hat noch Konrad I. sie bekämpft, Heinrich I. ging aus ihrer eigenen Mitte hervor, und von da an sind sie in ihrer Stellung anerkannt; außer Sachsen noch Franken, Baiern, Schwaben und Lothringen. Ihre Befugnisse aber sind immer schwankend und verschieden geblieben, ebenso ihr Verhältniß zu den Bischöfen und Aebten, den Markgrafen und Grafen, und die Könige waren immer bemüht, theils die Herzogthümer an ihre Familie zu bringen, theils die herzogl. Gewalt zu verringern. Sie erscheinen bald nur noch als vornehmere Fürsten neben, nicht über den übrigen; zuerst hörte das fränk. Herzogthum, dann nach dem Fall der Staufer das schwäbische ganz auf; das lothringische wird durch Theilungen geschwächt, nur das bairische behält noch etwas von der alten Machtstellung. Aber auch hier treten im 13. Jahrh. Theilungen ein, und da nun auch immer neue Herzogthümer geschaffen wurden, auch die Slawenfürsten im Osten den Titel führten, wurde die Herzogswürde eine bloße Titulatur zur Bezeichnung einer gewissen Stufe der Fürstlichkeit und sank mehr und mehr in ihrer Geltung, sodaß in neuester Zeit einige H. den großherzoglichen oder königlichen, bisherige deutsche Fürsten und gefürstete Grafen aber, wie bereits schon früher mehrfach geschehen, den Herzogstitel annahmen, mit welchem das Prädicat Hoheit verbunden wurde. In England und den roman. Staaten bezeichnet die Herzogswürde nur noch ein betiteltes Glied des höhern Adels.

Herzog (Hans), General und Oberbefehlshaber der eidgenössischen Armee, geb. 1819 zu Aarau, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium daselbst, studirte 1837—38 in Genf Chemie und Physik und bestand später, dem Wunsche seines Vaters folgend, seine kaufmännische Lehrzeit in Triest, Mailand und Havre, um dann in das väterliche Fabrikationsgeschäft einzutreten. Seit seinem ersten Militärdienst, den er 1839 zu Thun in der damaligen Centralschule absolvirte, widmete er seine ganze freie Zeit dem Studium der Militärwissenschaften und diente 1846 als Volontär bei der würtemb. Artillerie. Von da an bis 1860 blieb H. im Geschäft seines Vaters, nahm jedoch als Milizoffizier am Sonderbundsfeldzuge von 1847, mehrern Grenzbesetzungen, Artillerieschulen und Truppenzusammenzügen theil. Im J. 1860 vom Bundesrath zum Chef der eidgenössischen Artillerie ernannt, wandte er von nun an diesem Amte seine ganze Thätigkeit zu und beschäftigte sich vorzüglich mit der Umwandlung der glatten Geschütze in gezogene, sowie mit der Neubewaffnung der Infanterie. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 wurde H. von der Bundesversammlung mit 144 gegen 7 Stimmen zum Oberbefehlshaber der 37,000 Mann starken, zum Schutze der schweiz. Grenze aufgestellten Armee erwählt. H. bildete mit derselben eine Kette, welche in den Jurathälern um Delsberg und Pruntrut begann und an den Ufern der Birs, Ergolz und des Rheins an Stärke zunahm; hinter derselben standen zwei Divisionen in Reserve, während eine Brigade in den Cantonen Zürich und Schaffhausen aufgestellt war. Als im August die Entlassung des größten Theils der Armee verfügt ward, hatte H. den Muth, über die von ihm im Milizheere gefundenen, durch die Nachlässigkeit einzelner Cantone verschuldeten Uebelstände einen wahrheitsgetreuen Bericht einzuliefern, in welchem er die Kriegstüchtigkeit des eidgenössischen Heers als eine Illusion hinstellte und zugleich seine Entlassung forderte. Die Umstände bewogen ihn jedoch, 20. Jan. 1871 das Commando wieder zu übernehmen und mit

Digitized by Google

20,000 Mann die Westgrenze zu besetzen, als die franz. Ostarmee unter Bourbaki den Entsatz von Belfort und den Durchbruch in den Schwarzwald anstrebte. Am 1. Febr. schloß H. in Verrières mit dem franz. General Clinchant eine Convention, infolge deren die ungefähr 85,000 Mann starke franz. Armee unter Niederlegung der Waffen und Uebergabe ihrer 260 Geschütze auf schweizerisches Gebiet übertrat und in den verschiedenen Cantonen internirt wurde. Hierauf trat H. wieder in seine frühere Stellung als Chef der Artillerie zurück.

Herzogenbusch, franz. Bois-le-Duc, holländ. 'sHertogenbosch, auch einfach Den Bosch (der Busch) genannt, die befestigte Hauptstadt der niederländ. Provinz Nordbrabant, am Zusammenflusse der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Diest bilden, und an der Bahnlinie Boxtel-Utrecht, hat ein kath. Bisthum, ein Gymnasium, einen Provinzialverein für Kunst und Wissenschaft, mehrere andere literarische und Musikgesellschaften, ein Provinzial- und ein Bezirksgericht und zählt (1876) 24,298 meist kath. E. Die Hauptkirche zum heil. Johannes ist eine der schönsten in den Niederlanden. Außerdem sind bemerkenswerth das Rathhaus, der Justizpalast, der bischöfl. Palast, das Regierungsgebäude (früher Jesuitenkloster), das Gefängniß und das Irrenhaus. H. hat sehr lebhafte Industrie, namentlich in Gold- und Silberwaaren, Schuhmacher- und Tischlerarbeiten, in Fabrikation von Cigarren, Spiegeln, Band, Garn u. s. w. Auch ist der Binnenhandel und die Schifffahrt der Stadt von Bedeutung. Die Festungswerke, in Form eines Dreiecks gebaut, umfassen acht sich gegenseitig flankirende Bastionen; die Gräben können durch die Aa und Dommel gänzlich unter Wasser gesetzt werden. Zur Vertheidigung dienen auch mehrere Forts und die Retranchements bei Hintham. Der Ort wuchs aus einem Jagdhause der brabant. Herzoge allmählich zu einem Flecken empor, dem Herzog Gottfried III. 1184 Stadtmauern und Stadtgerechtigkeit gab. Vergebens ward die Stadt 1601 und 1603 belagert; erst 1629 eroberte sie nach fünfmonatlicher Belagerung Prinz Friedrich Heinrich von Oranien. Nachdem der Herzog von York 14. Sept. 1794 bei Boxtel und 15. an der Aa geschlagen worden, beraunten die Franzosen unter Pichegru den Platz, der sich alsbald ergab. Am 14. Jan. 1814 wurde H. von den Preußen genommen.

Hesekiel (Prophet), so viel wie Ezechiel, s. Ezechiel.

Hesiod (Hesiodos), griech. Dichter des 9. oder 8. Jahrh. v. Chr., gebürtig aus Askra in Böotien, wohin sein Vater aus Kyme in Kleinasien eingewandert war, scheint, soviel sich aus den Sagen und mangelhaften Nachrichten über sein Leben ergibt, der Stifter oder das Haupt einer neuen Dichterschule gewesen zu sein, welche, im Unterschied von der Homerischen einen durchaus didaktischen Charakter hat und nicht sowol, wie jene, für den Ritter- als vielmehr hauptsächlich für den Bauernstand bestimmt ist. Eine Sage, die uns namentlich auch noch in einem eigenen Schriftchen aus späterer Zeit überliefert ist, ließ zu Chalkis einen poetischen Wettkampf zwischen Homer und H. stattfinden. H. soll im Heiligthum des Zeus Nemeios bei Naupaktos in Lokris einen gewaltsamen Tod gefunden haben, seine Gebeine aber nach dem böot. Orchomenos, wo man noch in später Zeit sein Grab zeigte, gebracht worden sein. Unter den unter seinem Namen noch vorhandenen Dichtungen nimmt in Hinsicht der Bedeutsamkeit für die griech. Literatur die «Theogonie» die erste Stelle ein, eine Zusammenstellung der frühesten Mythen und Speculationen über die Abstammung der Götter und die Entstehung der Welt (Kosmogonie), die aber, so wie sie uns vorliegt, gewiß nicht von Einem Dichter verfaßt ist, sondern entweder geradezu als ein Aggregat aus verschiedenen Gedichten oder Bruchstücken von Gedichten oder wenigstens als ein mit Benutzung älterer Dichtungen componirtes und nachmals erweitertes und vermehrtes Werk anzusehen ist. Vgl. Schömann, «Die H.'sche Theogonie» (Berl. 1868); Flach, «System der H.'schen Theogonie» (Lpz. 1874). An poetischem Gehalt übertrifft dieses Gedicht ein zweites, mehr didaktisches, «Werke und Tage» betitelt, welches nicht nur Vorschriften über die Landwirthschaft, sondern auch Regeln der Lebensklugheit, über Erziehung, Hauswesen u. s. w. enthält. Dasselbe rührt in seinen Haupttheilen gewiß von H. selbst her, der darin mehrfach seinen Bruder Perses anredet, ist aber ebenfalls mit nicht wenigen fremden Bestandtheilen versetzt. Unter den übrigen, dem H. beigelegten, uns nur in Bruchstücken erhaltenen Dichtungen sind die bedeutendsten der «Katalog der Frauen» in drei Büchern und die «Eöen» in einem oder in zwei Büchern, welche mit dem Katalog zu einem Werk verbunden worden sind. Aus letztern ist ein größeres Bruchstück auf uns gekommen, welches einem selbstständigen Gedicht mit dem Titel «Der Schild des Herakles» vorgesetzt ist. Gesammtausgaben der Gedichte und Fragmente lieferten Göttling (2. Aufl., Gotha 1844), Lehrs (zusammen mit den Fragmenten anderer Epiker, Par. 1840), Schömann (Lpz. 1869), Köchly (1870) und Flach (Berl. 1874). Von den zahlreichen Bearbeitungen der einzelnen Gedichte

Digitized by Google

sind zu nennen die der «Theogonie» von Gerhard (Berl. 1856) und Welcker (Elberf. 1865), der «Werke und Tage» von Vollbehr (Kiel 1844) und Lennep (Amsterd. 1844), des «Schildes des Herakles» von Fr. Ranke (Quedlinb. 1840). Eine Sammlung der Bruchstücke des H. und einiger anderer Epiker (Eumelos, Kinäthon, Asios) hat Markscheffel (Lpz. 1840) veröffentlicht. Unter den deutschen Uebersetzungen des H. sind die von J. H. Voß (nebst der Argonautika des sog. Orpheus, Heidelb. 1806), aus neuerer Zeit die von Eydt, Gebhardt und Uschner (Berl. 1865) hervorzuheben. Vgl. Steitz, «Die Werke und Tage des H.» (Lpz. 1869).

Hesperia ist der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Hesperiden, Töchter der Nacht, nach andern des Phorkys und der Keto, des Atlas, des Hesperus (s. d.) oder des Zeus und der Themis, gab es nach Apollodor vier: Aegle, Erytheia, Hestia und Arethusa, nach Apollonius drei: Hespere, Erythëis, und Aegle, nach Diodor sieben. Sie bewachten mit dem hundertköpfigen Drachen Ladon in ihren Gärten jene goldenen Aepfel, welche Here (Juno) bei ihrer Verheirathung mit Zeus von der Gäa als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte. Diese Gärten der H. waren nach Apollodor auf dem Atlasgebirge bei den Hyperboreern oder nach der ältesten Sage bei Hesiod im äußersten Westen. Jene Aepfel brachte Hercules dem Eurystheus, der sie ihm schenkte. Jedoch behielt sie Hercules nicht, sondern gab sie der Athene, von der sie dann wieder an ihre vorige Stelle gebracht wurden.

Hesperien bezeichnet bei den alten Griechen die gegen Westen gelegenen Länder, besonders Italien, dann, und namentlich auch bei den röm. Dichtern, die Pyrenäische Halbinsel.

Hespĕris, Nachtviole, zur 15. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Kreuzblütler gehörende Pflanzengattung, welche sich von der ihr zunächst verwandten Gattung Sisymbrium durch die Bildung der Schoten und Samen unterscheidet. Ihre in Europa (namentlich dem südlichen) und Asien heimischen Arten sind perennirende Kräuter mit einfachem oder verzweigtem Stengel, ganzen Blättern, einfachen oder zusammengesetzten Doldentrauben und ansehnlichen Blüten, welche bei vielen Arten nur des Abends und in der Nacht einen starken, süßen Duft aushauchen. Dieselben haben am Grunde buckelige Kelchblätter und ganze, gleich große, langgenagelte Blumenblätter. Die Schote ist langgestielt, länglich-lineal, zusammengedrückt, am Grunde und an der Spitze verengt, längs der Ränder der Klappen mit einem Nerv versehen. Die Samen sind eckig, oben oft geflügelt. In Deutschland kommt blos eine Art, gemeine Nachtviole, Nachtschatten oder Frauenveil (H. matronalis L.) genannt, vor, welche sich hin und wieder zwischen Gebüsch, an Waldrändern, felsigen Orten u. s. w. wild, häufig aber angebaut als Zierpflanze findet. Ihre meist einfachen Stengel werden bis 1 Mt. hoch, ihre Blumen sind schön lila, ihre Schoten bis 8 Ctmt. lang, die Samen braun. Früher wurden Kraut und Samen dieser Pflanze als Herba und Semen Hesperidis oder Violae matronalis gegen Brustleiden und als schweißtreibendes Mittel benutzt. Eine gefüllte Varietät mit oft weißen Blumen, dem gefüllten Levkoi ähnlich, ist namentlich als Topfziergewächs beliebt. Die Nachtviole verlangt einen schweren Boden und liebt einen schattigen Standort. Sie läßt sich durch Zertheilung der Wurzelstöcke im Herbst leicht vermehren. Seltener wird die traurige Nachtviole (H. tristis L.), eine aus Ungarn und Niederösterreich stammende zweijährige Pflanze, als Ziergewächs cultivirt; sie unterscheidet sich von der vorigen Art durch prächtig grüne, violett geaderte Blumenblätter und kürzere Schoten.

Hespĕrus, der Abendstern, ward in den Hochzeitsgesängen als Führer des nächtlichen Brautzugs gefeiert. Als man seine Identität mit dem Morgenstern (Phosphoros, Lucifer, s. d.) erkannt, wurden auch die Sagen von jenem auf ihn übertragen, wie der eine sowol als der andere auch Stern der Aphrodite (Venus) heißt. Die Entdeckung, daß der Morgen- und Abendstern ein und derselbe Stern sei, schreibt Plinius dem Pythagoras zu, andere dem Parmenides. Außerdem heißt H. Vater der Hesperiden (s. d.).

Heß (Heinr. Herm. Jos., Freiherr von), österr. Feldmarschall, geb. 17. März 1788 zu Wien, trat 1805 als Fähnrich in das Infanterieregiment Graf Gyulay, wurde aber bald dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt, zu trigonometr. Arbeiten verwendet und 1809 als Oberlieutenant in denselben versetzt. Nachdem er sich bei Aspern und Wagram unter den Augen des Erzherzogs Karl ausgezeichnet, nahm ihn dieser als Kapitänlieutenant in sein eigenes Regiment, von welchem er 1813 als Hauptmann wieder in den Generalquartiermeisterstab gelangte und dem General Graf Bubna zugetheilt wurde. Nach dem ersten Frieden von Paris erhielt er eine besondere Mission nach Piemont, und beim Wiederausbruch des Kriegs 1815 wurde er zum Major befördert und im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg verwendet. Hierauf als Bataillonscommandant zur Linie versetzt, wirkte er nach Unterdrückung der polit.

Digitized by Google

Unruhen in Oberitalien zwei Jahre lang als zweiter Militärcommissar in Piemont. Im J. 1822 rückte er zum Oberstlieutenant auf, und 1829 erfolgte in besonderer Bevorzugung seine Ernennung zum Obersten und Regimentscommandanten. Als Radetzky im März 1831 den Oberbefehl in Italien erhielt, trat ihm H. als Chef des Generalquartiermeisterstabes zur Seite und wurde dann 1834 Generalmajor. Nachdem ihm 1840 die Leitung des Generalquartiermeisterstabes übertragen worden, erhielt er mehrere Sendungen in Bezug auf die Bundes-Militärorganisation an süddeutsche Höfe, 1841 auch nach Berlin. Sodann erfolgte 1843 seine Ernennung zum Feldmarschallieutenant. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 trat H. wieder als Chef des Generalstabes zu Radetzky und bekundete sein hervorragendes strategisches Talent in der Vorbereitung der Operationen, welche die österr. Armee zum Siege führten. Er schloß den Waffenstillstand ab, nach welchem die Piemontesen sich hinter den Ticino zurückziehen mußten. In dem Feldzuge von 1849 erkannte Radetzky durch Tagesbefehl den großen Antheil seines Generalstabschefs an dem Siege bei Novara an. H. erhielt dafür das Großkreuz des Leopoldordens, 1850 auch das des Theresienordens. Außerdem wurde er zum Geheimrath, außer der Reihe zum Feldzeugmeister und gleichzeitig zum wirklichen Chef des Generalquartierstabes, Ende 1850 endlich zum Generalstabschef des Kaisers ernannt. In den J. 1851 und 1853 betraute man ihn mit militärischen Missionen nach Warschau, Petersburg und Berlin. Nachdem er 1854 während des Orientkriegs den Vertrag mit Preußen abgeschlossen, befehligte er sodann die in Galizien und Siebenbürgen aufgestellten Truppen und veranlaßte die Russen zur Räumung der Donaufürstenthümer. Nach Beendigung des ital. Feldzugs von 1859 wurde er zum Feldmarschall befördert und 1860, unter Enthebung von seiner Stelle als Chef des Generalstabes, zum Hauptmann der Trabantengarde ernannt. Im J. 1861 erfolgte seine Berufung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus; 1862 ward er mit der Kanzlerwürde des Leopoldordens betraut. H. starb 13. April 1870 in Wien.

Heß (Joh. Jak.), reform. Theolog und Schriftsteller, geb. zu Zürich 21. Oct. 1741, studirte daselbst und wurde hier auch 1777 Diakon, 1795 erster Prediger und Antistes der Geistlichkeit des Cantons. Er starb 29. Mai 1828. Durch das classische Alterthum und das Studium der Leibniz-Wolf'schen Philosophie gebildet, veröffentlichte er 1772 seine treffliche «Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu». Hierauf schrieb er «Von dem Reiche Gottes», «Geschichte und Schriften der Apostel Jesu», «Geschichte der Israeliten», «Lebensgeschichte Jesu» und «Ueber die Lehren, Thaten und Schicksale unsers Herrn», in welchen Schriften er die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts darzulegen versuchte. Von seinen Predigten sind zu nennen: «Der Christenlehrer über die Apostelgeschichte» und «Der Christ bei Gefahren des Vaterlandes» (1800). Alle seine Schriften wurden in Zürich gedruckt, erlebten viele Auflagen und bilden zusammen das H.'sche **Bibelwerk** (23 Bde.). Sein Leben beschrieb Pupikofer (Zür. 1859).

Heß (Karl Ernst Christoph), berühmter Kupferstecher, geb. 22. Jan. 1755 zu Darmstadt, widmete sich während einer an Entbehrungen reichen Jugend zuerst in Manheim bei seinem Schwager Hohleisen mit ziemlich raschem Erfolge der Stempelschneidekunst. Durch eine Jagdscene, womit er einen für den Kurfürsten Maximilian von Baiern bestimmten Hirschfänger geziert hatte, erwarb er sich zuerst die Gunst desselben. Die Kupferstecherkunst gründlich zu erlernen, ging er 1776 nach Augsburg. Im nächsten Jahre folgte er der Aufforderung, nach Düsseldorf zu kommen, um an dem großen Galeriewerke des Directors Krahe mitzuarbeiten. Schon die von ihm gearbeitete erste Platte, nach Rembrandt, gefiel so, daß er 1780 zum Mitgliede der Akademie gewählt wurde, worauf ihn der Kurfürst 1782 zum Hofkupferstecher und dann zum Professor an der Akademie ernannte. Im J. 1783 ging er nach München und 1787 nach Italien, wo er mit Goethe, Hirt, Herder und Schlegel eine nähere Bekanntschaft knüpfte. Als 1789 der Engländer Green das düsseldorfer Galeriewerk fortzusetzen beschlossen hatte, wurden H. und Bartolozzi als Hauptmitarbeiter berufen. H. lieferte die Himmelfahrt der Maria, nach Guido Reni, den Marktschreier von G. Dow, ein Hauptblatt der Kupferstecherkunst, das Porträt Rubens' und das der Frau Rubens', welches letztere für das beste aller Stiche in punktirter Manier gilt. Auch seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mohn'schen Taschenbuchs, nach den besten Bildern der düsseldorfer Galerie, gehören zu den vorzüglichsten dieser Gattung. Dann sind noch zu erwähnen die Heilige Familie nach Rafael und das in München vollendete berühmte Jüngste Gericht nach Rubens. Als die düsseldorfer Galerie und Akademie 1806 nach München verlegt wurde, erhielt auch H. wieder eine ehrenvolle Anstellung. Unter seinen dortigen Arbeiten sind zu erwähnen: der heil. Hieronymus, nach Palma, die Anbetung des göttlichen Lamms, nach van Eyck, die er in seinem Greisenalter stach, und seine letzte Arbeit, das Porträt

Digitized by Google

des Königs Maximilian, nach Stieler. H. starb zu München 25. Juli 1828. Unter seine Schüler gehören auch seine drei Söhne, Peter, Heinrich und Karl.

Heß (Peter), Schlachten- und Genremaler, der älteste Sohn des Vorigen, wurde 29. Juli 1792 zu Düsseldorf geboren und radirte bereits in seinem 10. Jahre neben andern Sachen auch einige Thierstücke, für die er, offenbar durch den Zutritt in den fürstl. Wallerstein'schen Marstall angeregt, eine besondere Vorliebe hatte. In München bildete er sich seit 1807 an der Akademie im Fache weiter, in welchem er bald zu hoher Auszeichnung gelangte; 1813—15 wohnte er im Generalstabe des Fürsten Wrede den Gefechten gegen die Franzosen bei und zeichnete mehrere Scenen an Ort und Stelle. Berühmt ist namentlich sein Gemälde, die Schlacht bei Arcis-sur-Aube (1817). Nachher machte er Reisen nach Wien, in die Schweiz und Italien. Sein scharfer Blick eignete sich überall an, was zur Charakteristik der verschiedenen Nationen dient, und seine unablässige Beobachtung befähigte ihn, das Leben in seiner mannichfaltigsten Aeußerung zu erfassen. Von seinen Gemälden aus dieser und der nächsten Zeit sind die bekanntesten: die Ueberrumpelung eines franz. Dorfs durch die Kosaken (1817); der Uebergang über die Bereszina; die Vertheidigung der Kinzigbrücke bei Hanau durch den General von Pappenheim; ein Scharmützel zwischen franz. Dragonern und österr. Husaren; die donischen Kosaken mit gefangenen franz. Bauern; der Morgen in Partenkirchen; ein Biwak österr. Truppen; der walach. Pferdefang; das Gefecht im Engpaß bei Bodenbühls an der tiroler Grenze, ein Bild von größern Dimensionen und bis ins kleinste Detail ausgeführt; endlich das Gefecht bei Wörgel in Tirol. Im J. 1833 begleitete er den König Otto nach Griechenland, um dessen Einzug in Nauplia zu zeichnen und dann in einem Gemälde auszuführen, das 1835 bei der Ausstellung allgemeinen Beifall fand. H. verbrachte neun Monate in Griechenland, wo er unter andern auch die Landung der bair. Truppen und die Huldigung König Otto's malte. Neben der meisterhaften Anordnung und Ausführung des Ganzen interessirt auf diesen großen Bildern die Menge von Porträts, die gelegentlich darauf angebracht sind. Im J. 1839 ging H., einem Rufe des Kaisers von Rußland entsprechend, nach Petersburg und Moskau und malte in einer Reihe von acht großen Schlachtenbildern die Ereignisse des J. 1812. Später führte er die Schlacht bei Leipzig für den König Max von Baiern aus. H. war bair. Hofmaler und Mitglied der königl. Akademien zu Berlin, München, Wien und Petersburg. Mit Quaglio stiftete er den Kunstverein in München, woselbst er 4. April 1871 starb. Er gilt mit Recht als einer der ersten Kriegsepisodenmaler der Gegenwart, ohne zum eigentlichen Schlachtenmaler den Beruf zu haben. Sein Colorit ist übrigens ziemlich matt, seine Composition bedeutend und tief gedacht. Die Staffage wie das Landschaftliche sind in allen seinen Arbeiten mit gleicher Meisterschaft behandelt. Seine Gemälde sind gefällig und geistreich geordnet, voll Leben und Kraft und bis in die kleinsten Details klar und zart ausgeführt. — Von seinen Söhnen bildete sich der ältere, **Eugen H.** (geb. 25. Juni 1824 in München, gest. 21. Nov. 1862 daselbst), unter des Vaters Leitung und auf der münchener Akademie zum Genremaler, ging dann nach Brüssel, wo er in die Fußstapfen der neuen belg. Schule trat. Seine Richtung war das Gebiet der Jagd- und Kriegsscenen, sein bestes Bild der Schwedenüberfall bei Dachau (in der Neuen Pinakothek in München). — **Max H.**, der jüngere Sohn (geb. 15. Oct. 1825 in München, gest. 1868 im Bade Lippspringe), war anfangs ebenfalls des Vaters Schüler, vervollkommnete sich dann in Düsseldorf und Paris und nahm darauf in Düsseldorf seinen Wohnsitz. Er entwickelte als Maler im eigentlichen Sinne keine sehr ernste Thätigkeit, wirkte aber als geistreicher und geschmackvoller Arrangeur und Decorateur bei den berühmten Künstlerfesten in Düsseldorf.

Heß (Heinr. Maria von), Historien- und Frescomaler, Bruder von Peter H., geb. 19. April 1798 zu Düsseldorf, wurde von Jugend auf, zuerst von seinem Vater, dann unter Langer seit 1806 an der münchener Akademie für die Historienmalerei gebildet. Schon sein erstes Bild, womit er selbstständig auftrat, eine Grablegung, erregte allgemeine Anerkennung. Nach einer Reihe kleinerer Bilder aus der biblischen Historie folgte ein größeres Gemälde, eine heilige Familie, 1817 in München ausgestellt, welches viel bewundert wurde und ihm mehrere Bestellungen der verwitweten Königin Karoline von Baiern verschaffte. Nachdem er durch die Darstellung einer Vesper, durch ein sinniges Bild: Glaube, Liebe, Hoffnung (in der Leuchtenberg'schen Sammlung), einen heil. Lukas, der die Madonna malt, eine Grablegung in der Theatinerkirche, heilige Familie (im Besitz des Königs von Preußen) u. s. w. seinen Ruf noch erhöht, ging er 1821 mit Unterstützung des Königs von Baiern nach Rom, wo er bis 1826 verweilte und sein großes, von dem Einflusse Rafael's zeugendes Gemälde Apollo und die neun Musen ausführte, das sowol in Rom wie in München mit Enthusiasmus aufgenommen

Digitized by Google

wurde. Im J. 1826 ward er als Professor an die Akademie von München berufen, und zugleich erhielt er den Auftrag, die artistische Leitung der Glasmalereianstalt, welche ein Jahr darauf erstand, zu übernehmen. Um hier eine ernste künstlerische Richtung zu begründen, zeichnete H. selbst die Cartons zu den Fenstern des regensburger Doms. Später, beim Aufschwunge des Instituts, behielt er nur die obere Anordnung und Leitung der Anstalt in Händen. Er entwarf ferner die Glasgemälde der 19 großen Fenster in der Aukirche bei München (bis 1837) sowie die dem Kölner Dom von König Ludwig geschenkten 4 Fenster. Als Frescomaler schmückte er die Allerheiligenkirche mit schönen Gemälden auf Goldgrund, später die Basilika des heil. Bonifacius. Dieselbe enthält nebst den beiden Seitenaltargemälden 64 Compositionen größtentheils überlebensgroßer Bilder, von denen 22, als Fries um das Innere der Kirche gelegt, das Leben des heil. Bonifacius darstellen. Diese Gemälde sind von großer harmonischer Wirkung in dem schönen, ausgedehnten und stilvollen Gebäude. Sie wurden nebst dem im Klosterrefectorium befindlichen großen Abendmahle gegen Ende des J. 1846 vollendet. Später wandte sich H. wiederum der Oelmalerei zu und führte unter anderm ein großes, durch hohe Formenschönheit ausgezeichnetes Altarbild aus, welches König Ludwig als ein Gedächtnißbild der vier von ihm in München erbauten Kirchen für die neue Pinakothek bestimmt hatte. Ein Abendmahl in großen Dimensionen, ebenfalls für König Ludwig bestimmt, war sein letztes Werk, an dessen Vollendung ihn sein 29. März 1863 erfolgter Tod verhinderte. H.'s Compositionen sind von einfacher, ruhiger Anordnung. Auch als Porträtmaler erwarb er sich einen wohlverdienten Ruf. In der letzten Zeit war er auch Director der königl. vereinigten Sammlungen zu München.

Heß (Karl), Genremaler, des Vorigen jüngerer Bruder, geb. 1801 zu Düsseldorf, sollte dem Wunsche des Vaters zufolge sich dem Radiren und Kupferstechen widmen und radirte auch in seiner Jugend ein kleines Blatt nach Ostade, den geldzählenden Bauer. Indessen folgte er in München bald seiner Neigung zur Malerei, in der er sich, nachdem er durch eine tüchtige Zeichnung den Cheruskerbund gegen die Römer vorstellend, in der histor. Darstellung einen Versuch gemacht, vorzüglich den ländlich-idyllischen Scenen hingab. Als Vorbilder galten ihm Wagenbauer und sein Bruder Peter H., und kaum hat ein Künstler das heitere Gebirgs- und Alpenleben mit mehr Poesie, Wahrheit und Charakter wiedergegeben als er. Im J. 1835 sah man von ihm ein größeres Thierstück, Kühe, Ziegen und Schafe auf der Höhe des Starnberger Sees darstellend, das zu seinen besten Werken gehört. Bilder von ihm kommen sonst nicht häufig vor. H. hatte früher seinen Wohnsitz meist in München. Er starb 16. Nov. 1874 zu Reichenhall.

Heß (Karl Adolf Heinr.), ausgezeichneter Pferdemaler und Kupferstecher, geb. zu Dresden 1769, bildete sich daselbst durch das Studium der Natur und Meisterwerke der königl. Galerie, als Stecher aber bei Krüger und ging nach einem Aufenthalte in Berlin 1800 nach Wien, von wo aus er zu seinen Studien Reisen durch Rußland, Ungarn und die Türkei und 1825 auch nach England unternahm. In Wien war er eine Zeit lang Professor an der Akademie. Am berühmtesten sind sein großes Gemälde, den Durchmarsch der uralischen Kosacken durch Böhmen 1799 darstellend, das einen seltenen Beifall fand und, abgesehen von den Wiederholungen, die bei H. bestellt wurden, in fünf verschiedenen Stichen existirt, ferner seine Studienblätter für Pferdeliebhaber, von ihm selbst radirt (1807), sein Pferdewerk (12 Blätter, 1807) und die von ihm in Lithographien herausgegebenen Pferdeköpfe in natürlicher Größe (Wien 1825). H. starb 3. Juli 1849 zu Wilhelmsdorf bei Wien. Er gilt als einer der größten unter den deutschen Pferdemalern und seine Bilder sind auch in Beziehung auf Hintergrund und Menschenfiguren sowie hinsichtlich ihrer Technik treffliche Genrebilder.

Heß (Ludw.), trefflicher Landschaftsmaler, geb. in Zürich 16. Oct. 1760, war der Sohn eines Fleischers und für das Handwerk des Vaters erzogen. Sehr früh aber entwickelte sich in ihm das Talent für die Kunst, während zugleich der Umgang mit Geßner sein höheres Streben erweckte. Nachdem er sich der Malerei ganz zugewendet, erwarb er sich in kurzer Zeit einen im Vaterlande wie im Auslande geachteten Namen. Im J. 1794 wurde ihm endlich sein Wunsch, Italien zu sehen, erfüllt. Doch schon nach zwei Monaten mußte er in die Heimat zurückkehren, wo ihn 1798 die Zeitverhältnisse nöthigten, um des täglichen Unterhalts willen den größten Theil seiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden. Das hiermit verbundene Sitzen, im Vereine mit der leidenschaftlichen Heftigkeit, womit er diese neue Beschäftigung ergriff, zerstörte sehr bald seine Gesundheit. Er starb 13. April 1800. Hauptsächlich waren die Alpenmassen die Gegenstände seines Studiums; aber auch andere Gegenden nahm er auf, stets anmuthige und passende Staffagen in den Rahmen seiner Compositionen einfügend. Treue, fleißige Darstellung, Harmonie, herrliches Colorit, gefällige Keckheit des Pinsels charakterisiren seine Bilder,

Digitized by Google

die fast durch ganz Europa zerstreut sind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von seinen Meisterstücken sind zu nennen: der Montblanc, der Alpenmorgen, der Abend am Lago-Maggiore, der Alpensee des glarner Murgthals, der Grütli und Tell's Kapelle in der hohlen Gasse. Vgl. Meyer, «Biographie von Ludwig H.» (Zür. 1800).

Hesse (Nicolas Auguste), franz. Historienmaler, geb. 1795 zu Paris, ward Schüler von Gros und erwarb 1818 den großen Preis für Malerei. Aus Rom nach Paris zurückgekehrt, beschäftigte er sich vorzüglich mit Historienmalerei und besonders mit kirchlicher Frescomalerei. Man sieht von ihm Wandgemälde in Notre-Dame de Lorette (1835), Notre-Dame de Bonne-Nouvelle (1840) und St.-Pierre zu Chaillot. Im J. 1863 wurde er an Stelle von Delacroix Mitglied der Akademie. H. starb zu Paris 14. Juni 1869. — Jean Baptiste Alexandre H., franz. Historienmaler, Neffe des Vorigen, geb. 30. Sept. 1806 zu Paris, hatte seinen Vater Henri H. und den Baron Gros zu Lehrern. Tizian's Leichenbegängniß, seine Erstlingsarbeit in der Ausstellung von 1833, verschaffte ihm viele Freunde und einen angesehenen Namen. Seitdem lieferte er kunstvoll componirte Bilder von warmem, obwol etwas metallischem, trockenem Colorit und stilgemäßem Charakter: Leonardo da Vinci (1836), der Tod Heinrich's IV. (1838), der Kaiser Alexius Komnenus adoptirt den Gottfried von Bouillon (1840, im Museum zu Versailles), Triumph des Vittore Pisani (1847, im Luxembourg) u. s. w. Außerdem verfertigte er gute Wandgemälde in St.-Séverin (Kapelle Ste.-Geneviève, 1852) und St.-Sulpice (Kapelle St.-François de Sales 1855). H. wurde 1867 Mitglied der Akademie.

Hessen, ein alter deutscher Volksstamm, welcher in früherer Zeit den Namen Katten (s. d.) führte und in dem heutigen Ober- und Niederhessen ansässig wurde, auch von da aus sich südlich in das Grabfeld und östlich nach Thüringen hinein ausbreitete. Mit den Römern kamen sie 15 n. Chr. in Berührung, wo Germanicus ihren Hauptort Mattium (Groß- und Kleinmaden bei Gudensberg) zerstörte. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte verloren sich die Katten in dem großen Frankenbunde, und durch die Auswanderung der Franken nach Belgien und Gallien wurde das Hessenland zum Theil entvölkert, wovon die Folge war, daß die Sachsen in den seitdem sog. sächsischen Hessengau vordrangen. Die übrigen vorzüglichern Gaue in H., welche schon durch Bonifacius und seine Schüler, die Stifter der Abteien Amöneburg, Fulda, Hersfeld und des bald wieder aufgehobenen Bisthums Buraburg, cultivirt wurden, waren der fränk. Hessengau und der Oberlahngau. Sie wurden unter der Herrschaft der fränk. Könige durch Grafen regiert, von denen bei weitem die mächtigsten, die Konradinger, zur Zeit des Falls der Karolinger in Konrad I. zur herzogl. Gewalt über Franken und bald auf den deutschen Königsthron gelangten. Obschon nach dem kinderlosen Tode Konrad's und seines Bruders Eberhard das fränk. Herzogthum nicht ganz einging, so erstreckte sich doch die herzogl. Gewalt fortan nicht mehr über H., wo seitdem mehrere herrschende Grafen und Dynastengeschlechter nebeneinander auftraten, wie die Werner, die Grafen von Ziegenhain, von Felsberg, Schaumburg, Waldenstein, Bilstein, Battenberg, Dassel u. s. w. Unter allen aber ragten hervor die Gisonen, Grafen von Gudensberg. Durch Heirath mit der Erbtochter des letzten derselben, Geiso's IV., erhielt Landgraf Ludwig I. von Thüringen die Grafschaft Gudensberg, und alle hess. Großen erkannten ihn als ihren Landesoberherrn an. Als 1247 mit Heinrich Raspe (s. d.) der thüring. Mannsstamm abstarb, machte seine Nichte, Sophia, die Tochter Landgraf Ludwig's des Frommen und Gemahlin Herzog Heinrich's von Brabant, auf das Erbe Thüringen sammt H. Anspruch und kam nach langjährigen Kämpfen mit ihrem Nebenbuhler, dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten (s. d.) von Meißen, Heinrich Raspe's Schwestersohn, kraft Vertrag von 1263 wenigstens in den Besitz von H. Sophia's Sohn, Heinrich I., das Kind (s. d.), der Stammvater des noch gegenwärtigen hess. Hauses, nahm seinen Sitz zu Kassel, der alten Residenz der Konradinger, behielt die aus der mütterlichen Erbschaft beanspruchte landgräfl. Würde bei und wurde in dieser Eigenschaft als Reichsfürst anerkannt. Sein unmittelbares Besitzthum, die Grafschaft Gudensberg, war noch klein und seine Fürstengewalt in dem in viele gräfl. und dynastische Territorien zerstückelten Hessenland sehr eingeschränkt; allein seine Nachkommen brachten allmählich alle die vereinzelten Territorien an sich und erwarben auch außerhalb H. am Mittelrhein bedeutende Besitzungen. Ihre Ansprüche auf Brabant blieben aber erfolglos.

Heinrich's I. Söhne, Otto und Johann, nahmen indeß 1309 eine Erbtheilung vor; da aber letzterer bald nachher kinderlos starb, so kamen die Lande wieder zusammen. Otto's Sohn, Heinrich II. oder der Eiserne, 1328—77, erwarb Treffurt, einen Theil der Herrschaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden u. s. w. und hinterließ, als er in seinem 80. Jahre starb, die Landgrafschaft seinem Brudersohne Hermann, 1377—1413, der Gelehrte genannt. Hermann

Digitized by Google

hatte unter der zahlreichen Ritterschaft seines Landes wenig Freunde. Mehrere Vereine bildeten sich wider ihn, und die Bünde der Sternritter, der Gesellen der alten Minne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm nicht wenig zu schaffen. Die Streitigkeiten in Rom wegen Mainz verwickelten ihn mit Adolf von Nassau in Kampf, verschafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafschaft Lisberg und die Herrschaft Wolkersdorf. Da seine ältern Söhne bereits vor ihm verstorben waren, so folgte ihm der jüngste, Ludwig I. oder der Friedsame, 1413—58, der Ziegenhain und Nidda erwarb und die Vogtei über Korvei und die Lehnsherrlichkeit über Waldeck erhielt. Von seinen vier Söhnen theilten sich Ludwig und Heinrich III. in das väterliche Erbe. Ludwig II. oder der Freimüthige, 1458—71, erhielt Niederhessen mit Kassel, Heinrich III. oder der Reiche, 1458—83, Oberhessen mit Marburg. Ein zwischen ihnen wegen dieser Theilung entstandener Krieg endigte sich damit, daß Ziegenhain mit Oberhessen vereinigt wurde. Für Ludwig's II. minderjährige Söhne, Wilhelm I. oder den Aeltern und Wilhelm II. oder den Mittlern, übernahm deren Oheim, Heinrich III., der durch Heirath die Grafschaft Katzenellnbogen, deren oberer Theil den Kern des nachmaligen hessen-darmst. Gebietes bildet, an H. gebracht hatte, die vormundschaftliche Regierung. Bei seinem Tode trat Wilhelm I. in Niederhessen und zwei Jahre später Wilhelm II. in seinem Antheile die Regierung an. Heinrich's III. Nachfolger in Oberhessen wurde sein Sohn Wilhelm III. oder der Jüngere, 1483—1500. Wilhelm I. wurde auf der Rückkehr aus Palästina blödsinnig, mußte deshalb 1493 die Regierung aufgeben, die, da er keine männlichen Erben hatte, auf seinen Bruder Wilhelm II. überging, und starb 1515. Als nun auch Wilhelm III. 1500 kinderlos starb, sah sich Wilhelm II. im alleinigen Besitz der gesammten hess. Lande, welche er 1509 seinem fünfjährigen Sohne, Philipp I. (s. d.), dem Großmüthigen, hinterließ. Während Philipp's Minderjährigkeit wurde H. zuerst von einem aus dem Adel gebildeten Landregiment, sodann von der Landgräfin-Mutter in Verbindung mit den Landständen regiert. Die Unruhen in Deutschland veranlaßten aber den Kaiser Maximilian, den jungen Landgrafen schon 1518 für volljährig zu erklären. Er nahm großen Antheil an dem Bauernkriege, sowie an der Reformation und den Kämpfen des Schmalkaldischen Bundes. Mit den Gütern der eingezogenen Klöster stattete er die von ihm 1527 gegründete Universität zu Marburg aus. Er starb 1567 und hatte zufolge eines Testaments von 1562 seine Lande unter seine vier Söhne getheilt. Wilhelm IV. erhielt die Hälfte des Länderbestandes mit Kassel, Ludwig IV. ein Viertheil mit Marburg, Philipp II. ein Achttheil mit Rheinfels, Georg I. ein Achttheil mit Darmstadt. Da aber Philipp II. 1583 und Ludwig IV. 1604 ohne Erben starben, so blieben nur die beiden Hauptlinien Hessen-Kassel (s. d.) und Hessen-Darmstadt (s. d). Vgl. Landau, «Beschreibung des Hessengaues» (Kass. 1856); Teuthorn, «Ausführliche Geschichte der H.» (11 Bde., Frankf. 1777—80); Wenck, «Hess. Landesgeschichte» (3 Bde., Frankf. a. M. 1785—1803); Rommel, «Geschichte von H.» (Bd. 1—10, Gotha 1820—58).

Hessen-Darmstadt, ein zum Deutschen Reiche gehöriges Großherzogthum, besteht aus zwei durch preuß. Gebiet getrennten Theilen, deren nördlicher die Provinz Oberhessen, deren südlicher die durch den Rhein getrennten Provinzen Starkenburg und Rheinhessen umfaßt. Letzterer grenzt nördlich an Preußen, südlich an Baden, östlich an Baiern und Baden, westlich an die Rheinpfalz und Rheinpreußen. Der nördl. Theil ist ganz von preuß. Gebiet umschlossen. Von diesen Haupttheilen abgesondert sind elf Enclaven in Baden und Preußen. Der Flächeninhalt des ganzen Landes beträgt 7677,65 QKilom., von welchen auf Oberhessen 3285,41, auf Starkenburg 3018,43, auf Rheinhessen 1373,81 QKilom. kommen. Der Boden ist mannichfaltig; in Starkenburg westlich und nördlich eben, östlich gebirgig; Rheinhessen ist Hügelland und Oberhessen theils gebirgiges, theils wellenförmiges Hügelland. In Oberhessen erhebt sich der Vogelsberg (Basalt) und eine Verzweigung des Taunus. Den höchsten Punkt bildet im Vogelsberg der 783 Mt. hohe Taufstein. In Starkenburg erhebt sich im Südosten der Odenwald, dessen höchste Punkte die Seidenbucher Höhe (598 Mt.), der Hardberg bei Siedelsbrunn (594 Mt.) und der Melibokus bei Zwingenberg (520 Mt.) sind. In Rheinhessen bildet im Südwesten der zum Hardtgebirge gehörige Eichelberg bei Fürfeld (320 Mt.) den höchsten Punkt. So verschieden wie der Boden ist auch das Klima des Landes; am mildesten in den Rhein- und Maingegenden, am rauhesten im Vogelsberg. Die Gewässer des Landes gehören den Stromgebieten des Rheins und der Weser an. Der Hauptfluß ist der Rhein; von seinen Nebenflüssen gehören H.-D. ganz oder zum Theil an: der Neckar, die Weschnitz, die Modau, der Main, die Mümling, die Gersprenz, die Nidda und die Lahn, sowie am linken Ufer ein-

Digitized by Google

strömend: die Selz und die Nahe. Zum Wesergebiet gehören: die Schlitz und die Schwalm, welche in die Fulda fließen. Die Bodencultur wird durch landwirthschaftliche Vereine, Lehrinstitute u. s. w. kräftig gefördert. Von der gesammten Bodenfläche sind 49,9 Proc. Ackerfeld und Gärten, 13,1 Proc. Wiesen und Weiden, 1,3 Proc. Weinberge, 31,3 Proc. Wald, also 95,6 Proc. productive Fläche. Die wichtigsten Naturproducte des Landes sind: Getreide aller Art, besonders in der Rhein- und Maingegend und in der Wetterau, Hülsenfrüchte, Kartoffeln in großer Menge (1875: 11,807,139 Ctr.), Rüben, Raps, Mohn, Taback, Flachs, Obst, Wein, vorzugsweise in Rheinhessen und an der Bergstraße. Die Hauptorte in Rheinhessen für weiße Weine sind: Nierstein, Bildesheim, Bingen, Oppenheim, Worms (Liebfrauenmilch, Luginsland, Katerlöcher), Dienheim, Laubenheim u. s. w.; für Rothweine: Ober- und Niederingelheim, Heidesheim. Der gesammte Weinertrag betrug 1875: 547,027 Hektolit. Die Viehzucht ist ansehnlich, namentlich für Rindvieh und Schweine. Auch die Pferdezucht ist nicht unbedeutend. Der Bergbau ist nur in Oberhessen von Bedeutung und liefert Braunkohlen, Eisen- und Manganerze und Salz. Auch die Torflager sind von Bedeutung, namentlich in Starkenburg, sowie auch die Thonlager und Steinbrüche (bei Auerbach ein Marmorbruch). Das Gewerbewesen, für welches die Centralstelle für Gewerbe in Darmstadt, mit zahlreichen Zweigvereinen an allen bedeutendern Orten, sowie die Handelskammern thätig sind, ist im steten Fortschritt begriffen. Hauptindustrie-Erzeugnisse sind: lackirtes und gefärbtes Leder (vorzugsweise in Worms, Mainz und Offenbach), Schuhwaaren, Luxusmöbel (besonders in Mainz), Portefeuillewaaren (in Offenbach), Taback und Cigarren (Darmstadt, Bingen, Bensheim, Gießen), chem. Fabrikate, Hüte, Maschinen, Bier, Tuche, Leinen, Tapeten u. s. w. Der Handelsverkehr ist besonders lebhaft in Mainz. Förderungsmittel des Handels sind: die Bank für Handel und Industrie, die Bank für Süddeutschland, die Handelskammern, gute Straßen und die Eisenbahnen. Die Länge der Ende 1875 in Betrieb befindlichen Eisenbahnen beträgt 715 Kilom., wovon 139 auf Staatsbahnen und 576 auf Privatbahnen kommen. Staatsbahnen sind die Main-Neckarbahn und die Main-Weserbahn, seit 8. Aug. 1876 auch die Oberhessischen Bahnen Gießen-Fulda und Gießen-Gelnhausen; Privatbahn ist die Hessische Ludwigsbahn mit den Linien Mainz-Worms, Mainz-Bingen, Mainz-Aschaffenburg, Bischofsheim-Frankfurt, Frankfurt-Aschaffenburg, Worms-Bingen, Worms-Bensheim, Darmstadt-Hofheim, Darmstadt-Erbach, Babenhausen-Wiebelsbach, Gartenfeld-Flonheim, Monsheim-Wachenheim, Monsheim-Bockenheim, Alzei-Grenze, Eschhofen-Kamberg.

Die Gesammtbevölkerung belief sich 1875 auf 882,349 E., von denen 369,422 auf Starkenburg, 253,763 auf Oberhessen, 259,164 auf Rheinhessen kommen; der Confession nach sind dieselben zu 68,52 Proc. evangelisch, zu 28,03 Proc. römisch-katholisch, zu 0,45 Proc. sonstige Christen, zu 2,98 Proc. mosaisch und der Rest von 0,02 Proc. Bekenner anderer Religionen. Für die geistige Cultur der Bewohner geschieht viel durch treffliche Unterrichtsanstalten. Von den im Ersatzjahr 1875—76 eingestellten 2661 Mannschaften waren 9 ohne Schulbildung, also 0,34 Proc. Außer den Volksschulen bestehen zahlreiche Fortbildungsschulen, etwa 24 Kleinkinderschulen, 3 Rettungsanstalten, höhere Töchterschulen (außer vielen Privatinstituten) in Darmstadt, Gießen, Offenbach und Michelstadt. Gymnasien bestehen 6, in Darmstadt, Bensheim, Mainz, Worms, Gießen, Büdingen; Realschulen 11, in Darmstadt, Michelstadt, Offenbach, Umstadt, Gießen, Alsfeld, Friedberg, Mainz, Alzei, Bingen, Oppenheim. Landesuniversität ist Gießen. Außerdem bestehen ein Polytechnikum in Darmstadt, ein Predigerseminar in Friedberg, ein bischöfl. Seminar in Mainz, zwei Schullehrerseminarien (in Friedberg und Bensheim), Industrie-, Handels-, Handwerkerschulen u. s. w., die Hofbibliothek und das Museum in Darmstadt, sowie mehrere wissenschaftliche und Kunstvereine.

Das Großherzogthum H.-D. ist nach der Verfassungsurkunde vom 17. Dec. 1820 eine untheilbare constitutionelle Monarchie. Die Regierung ist in dem großherzogl. Hause erblich nach Erstgeburt und Linealfolge aus ebenbürtiger Ehe, auch in Ermangelung eines erbberechtigten Prinzen in der weiblichen Linie. Der Großherzog führt den Titel Großherzog von Hessen und bei Rhein, mit dem Prädicat Königliche Hoheit, welches Prädicat auch dem jedesmaligen Erbgroßherzog im Aug. 1844 zuerkannt wurde, während gleichzeitig die nachgeborenen Prinzen und Prinzessinnen das Prädicat Großherzogliche Hoheit erhielten. Der Großherzog bezieht eine Civilliste von 1,081,714 Mark, welche gleich den übrigen Bedürfnissen des Hofs auf die als Familieneigenthum anerkannten zwei Drittel der Domänen reducirt ist. Der Erbgroßherzog und die Prinzen erhalten besondere Apanagen und die Prinzessinnen eine Aussteuer. Die Landesfarben sind Weiß und Roth. Das Wappen des Landes besteht aus einem im

Digitized by Google

blauen Felde stehenden, rechtsgekehrten Löwen mit doppeltem Schweife, gekrönt, zehnmal von Silber und Roth quer gestreift, in der rechten Vordertatze ein blankes Schwert mit goldenem Griffe. An Orden verleiht der Großherzog den Ludwigs-Orden, den Philipps-Orden, den Hessischen Löwenorden, das Militärverdienstkreuz, Militärsanitätskreuz, die Medaille für Verdienst in Wissenschaft, Kunst, Industrie und Landwirthschaft, ein allgemeines Ehrenzeichen, Militärdienstalterszeichen für 10, 15, 20 und 50 Dienstjahre, das militärische Erinnerungszeichen an Ludwig I. Die Landesvertretung tagt in zwei Kammern, über deren Zusammensetzung das Gesetz vom 8. Nov. 1872 neue Bestimmungen enthält. Die Erste Kammer besteht aus den Prinzen des großherzogl. Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien, dem Senior der freiherrlichen Familie von Riedesel, einem prot. Geistlichen, welchen der Großherzog auf Lebenszeit mit der Würde eines Prälaten ernennt, dem kath. Landesbischof, dem Kanzler der Landesuniversität, zwei von dem angesessenen Adel aus seiner Würde gewählten Mitgliedern und aus höchstens 12 vom Großherzog auf Lebenszeit berufenen ausgezeichneten Staatsbürgern. Die Zweite Kammer besteht aus 10 Deputirten der Städte (Darmstadt 2, Mainz 2, Gießen, Offenbach, Friedberg, Alsfeld, Worms, Bingen je 1) und 40 Abgeordneten der kleinern Städte und Landgemeinden. Die Ernennung der Abgeordneten erfolgt durch indirecte Wahl. Der Großherzog beruft wenigstens alle drei Jahre die Ständekammern, vertagt, löst oder schließt sie. Ohne Zustimmung der Stände kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben oder abgeändert, sowie weder eine directe noch eine indirecte Steuer ausgeschrieben werden. Das Finanzgesetz wird auf drei Jahre gegeben und zuerst der Zweiten Kammer vorgelegt. Die oberste Staatsbehörde ist das Staatsministerium, welches die vier Abtheilungsministerien: des großherzogl. Hauses und des Aeußern, des Innern, der Justiz und der Finanzen, umfaßt. Der Präsident des Gesammtministeriums ist zugleich Minister des Hauses und des Aeußern. Die Verwaltung sämmtlicher innern Angelegenheiten leitet das Ministerium des Innern, welches für einzelne Geschäftszweige, z. B. für Bauwesen, Schulwesen, Medicinalwesen, besondere Abtheilungen bildet. Ueber Verwaltungsstreitigkeiten entscheidet der oberste Verwaltungsgerichtshof. An der Spitze jeder Provinz steht eine Provinzialdirection, an der Spitze eines jeden der 18 Kreise ein Kreisamt. Jeder Kreis sowie eine jede Provinz bildet einen Verband zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Für jeden Kreis besteht unter dem Vorsitz des Kreisraths ein Kreistag, dessen Mitglieder zu einem Drittel aus den Höchstbesteuerten, zu zwei Dritteln von den Bevollmächtigten der Gemeindevorstände auf sechs Jahre gewählt werden, von denen aber nach drei Jahren die Hälfte ausscheidet. Die Verwaltung leitet der vom Kreistag erwählte Kreisausschuß. In ähnlicher Weise besorgt ein Provinzialtag und ein Provinzialausschuß unter dem Vorsitz des Provinzialdirectors die Verwaltung der Angelegenheiten der Provinz. Die Justiz ist von der Verwaltung getrennt. Die oberste Leitung des Justizwesens führt das Justizministerium. Die Rechtspflege wird bis zur Einführung der Reichsjustizgesetze geübt von dem Oberappellations- und Cassationsgericht zu Darmstadt (letzte Instanz), von den zwei Hofgerichten zu Darmstadt und Gießen als Provinzialgerichtshöfen für Starkenburg und Oberhessen, dem rheinhess. Obergericht in Mainz, von den Assisen-, Bezirksstraf-, Stadt-, Land-, Handels-, Friedens-, Orts- und Militärgerichten. Das Verhältniß des Staats zur Kirche ist durch die Kirchengesetze vom 23. April 1875 geregelt. Die Gesammtheit der evang. Kirche wird durch die Landessynode vertreten, welche in Gemeinschaft mit dem Großherzog das Gesetzgebungsrecht in allen kirchlichen Angelegenheiten hat. Die kath. Landeskirche (Bisthum Mainz) bildet einen Bestandtheil der oberrhein. Kirchenprovinz. Für den israel. Gottesdienst bestehen sieben Rabbinate. Die jährlichen Staatseinnahmen betragen nach dem Finanzgesetz für ein Jahr der Periode 1876—78: 22,544,120 Mark, die Staatsausgaben 20,294,564 Mark, die Gesammtstaatsschuld beträgt nach Abzug der Activa 4,092,479 Mark. Durch die mit Preußen abgeschlossene Militärconvention vom 13. Juni 1871 sind die großherzogl. hess. Truppen vom 1. Jan. 1872 an in den Etat und die Verwaltung des Reichsheers eingetreten und bilden einen Bestandtheil der preuß. Armee, und zwar eine geschlossene Division (die 25.) im Verbande des 11. preuß. Armeecorps. Dieselbe besteht aus 4 Infanterieregimentern (Nr. 115—118), 2 Dragonerregimentern (Nr. 23 und 24), dem großherzogl. hess. Feldartillerieregiment Nr. 25 (2 Abtheilungen, à 3 Batterien, darunter 1 reitende) und der großherzogl. hess. Traincompagnie. Vgl. Wagner, «Statist.-topogr.-histor. Beschreibung des Großherzogthums H.-D.» (4 Bde., Darmst. 1829—31); Walther, «Das Großherzogthum H.-D. nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Oertlichkeit» (Darmst. 1854); «Beiträge zur Statistik des Großherzogthums H.-D.» (herausg. von der Centralstelle für die Landesstatistik, Bd. 1—15, Darmst. 1862—76);

Digitized by Google

Ludwig, «Geolog. Skizze des Großherzogthums H.-D.» (Darmst. 1867); Küchler, «Die Verwaltungsgesetzgebung im Großherzogthum H.-D.» (2 Bde., Darmst. 1875); Dieffenbach, «Das Großherzogthum Hessen in Vergangenheit und Gegenwart» (Darmst. 1876).

Die Geschichte H.-D.s beginnt mit der von Philipp dem Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, testamentarisch verordneten Theilung seines Landes unter seine vier Söhne, Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg, 1567. Während der älteste dieser vier Brüder, Wilhelm IV., der Stifter der H.-Kasselschen Linie, die Hälfte der väterlichen Lande mit der Residenz zu Kassel, der zweite, Ludwig, den vierten Theil, Oberhessen und Nidda, mit Marburg als Residenz, Philipp, der dritte, den achten Theil, die Niedergrafschaft Katzenellnbogen mit der Residenz zu Rheinfels erhielt, fiel dem jüngsten, Georg, die Obergrafschaft Katzenellnbogen zu. Diese bestand aus den sieben Aemtern Auerbach, Darmstadt, Dornberg, Lichtenberg, Reinheim, Rüsselsheim und Zwingenberg. Georg I. (geb. 1547, gest. 1596) wählte Darmstadt zur Residenz und ward zum Stifter der H.-Darmstädtischen Linie. Durch den kinderlosen Tod seines Bruders Philipp (gest. 1583) erwarb er später noch die Aemter Schotten und Stornfels, Homburg und einen Theil von Braubach. Als er, erst 49 J. alt, starb, hinterließ er seinem Sohne und Nachfolger Ludwig V. (geb. 1577, gest. 1626) eine Ersparniß von fast $^1/_2$ Mill., sodaß dieser, obgleich seine Regierung noch in die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs fiel, doch das Land vermittels neuer Ankäufe, namentlich des Amtes Kelsterbach, vergrößern konnte. Durch den Tod seines Oheims Ludwig von Marburg, der 1604 kinderlos verstarb, entstand ein weiterer Zuwachs, wenn auch diese Marburger Erbschaft Grund zu vielfachen Streitigkeiten der beiden hess. Linien Kassel und Darmstadt war, die erst unter den spätern Regenten zum Austrag kamen. Da namentlich Landgraf Moritz von Kassel die reform. Lehre annahm und auf der ihm zugefallenen Universität Marburg einführte, so stiftete Ludwig V., der stets der luth. Lehre anhing, die Universität Gießen, welche 1607 vom Kaiser Rudolf ihre Bestätigung erhielt. Um das Land vor weitern Zerstückelungen zu bewahren, schloß er mit seinen beiden Brüdern Philipp, der bald darauf ohne Kinder starb, und Friedrich ein vom Kaiser bestätigtes Erbstatut ab, wodurch die Primogenitur im Hause H.-D. eingeführt wurde. Friedrich, der zur Abfindung das Amt Homburg erhielt, wurde Stifter der H.-Homburgischen Nebenlinie. Unter dem Nachfolger Ludwig's, seinem Sohne Georg II. (geb. 1605, gest. 1661), mußte das Land noch mehr die Drangsale der kriegerischen Zeiten empfinden, wozu die Verheerungen der Pest kamen. Erst nach Abschluß des Westfälischen Friedens konnte der Landgraf daran gehen, die dem Lande geschlagenen schweren Wunden zu heilen. Das Gymnasium zu Darmstadt verdankt ihm seine Gründung, wie ihm überhaupt das Schulwesen seines Landes sehr am Herzen lag. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. (geb. 1630, gest. 1678) förderte namentlich Künste und Wissenschaften, dotirte die Universität Gießen reichlich und gründete Gymnasien und die Hofbibliothek. Da sein ältester Sohn, Ludwig VII. (geb. 1658, gest. 1678), aus seiner ersten Ehe mit einer Prinzessin von Holstein-Gottorp, nach wenigen Monaten der Regierung in Gotha starb, so folgte der zweite Sohn, Ernst Ludwig (geb. 1667, gest. 1739), zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter Elisabetha Dorothea, Prinzessin von Sachsen-Gotha. In die lange Zeit seiner 50jährigen Regierung, namentlich in die erste Hälfte derselben, fallen die vielfachen Verheerungen des Landes durch franz. Heere. Der finanzielle Wohlstand des Staats kam dadurch bedeutend in Rückgang und besserte sich auch nicht in den nachfolgenden Friedensjahren, da der Landgraf ein Freund eines großen und luxuriösen Hoflebens war, das weit über seine Mittel hinausging. Auf Ernst Ludwig folgte sein Sohn Ludwig VIII. (geb. 1691, gest. 1768). Unter diesem wurde der langjährige Streit mit Kassel wegen der Erbfolge in der Grafschaft Hanau zu Ende gebracht und die Herrschaft Lichtenberg erworben; aber die Finanzen verwickelten sich, vorzugsweise durch des Landgrafen übergroße Neigung zur Jagd und seine Freigebigkeit, nach und nach so, daß dem Lande sogar eine kaiserl. Executionscommission drohte. Dieser Finanznoth abzuhelfen, berief sein Sohn und Nachfolger Ludwig IX. (geb. 1719, gest. 1790), der ein großer Soldatenfreund war und seine Residenz nach Pirmasens verlegt hatte, den Freiherrn von Moser an die Spitze der Verwaltung. Obschon derselbe sehr wohlthätig wirkte, wurde doch seine Stellung durch vielfache Feinde, die er sich durch allzu eilende Reformen zuzog, unhaltbar, und eine gegen ihn gerichtete Anklage vorzugsweise wegen Misbrauchs der Amtsgewalt, die erst auf dem Gnadenwege beim Regierungsantritt von Ludwig's IX. Nachfolger (1790) niedergeschlagen wurde, sollte ihn gänzlich vernichten. Die angebahnten Reformen wurden nicht weiter ausgeführt, aber bei dem einfachen Leben und dem kleinen Hofhalt des Landgrafen Ludwig IX. mehrten sich wenigstens die Schulden nicht. Sein

Digitized by Google

Sohn und Nachfolger als Landgraf Ludwig X. (geb. 1753, gest. 1830) verlor durch den Luneviller Frieden 1801 den am linken Rheinufer gelegenen Theil der Grafschaft Lichtenberg, und durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 auf dem rechten Rheinufer die Aemter Lichtenau und Willstedt, welche an Baden kamen, sowie die Aemter Katzenellnbogen, Ems, Epstein, Kleeberg und das Dorf Wespersfelden, welche Nassau-Usingen zufielen. Dagegen erhielt er zur Entschädigung das Herzogthum Westfalen, fünf Aemter vom Mainzer Kurfürstenthum, nämlich Heppenheim, Gernsheim, Lorsch, Fürth und Steinheim, die pfälz. Aemter Lindenfels, Umstadt, die Reste des Hochstifts Worms, die Abtei Seligenstadt, die Stadt Friedberg, die Propstei Wimpfen und die Cistercienserabtei Marienschloß bei Rockenberg. Dieser Zuwachs betrug etwa 6000 QKilom. mit 220,000 E., während 2200 QKilom. mit 100,000 E. abgetreten worden waren. Nachdem der Landgraf dem Rheinbunde beigetreten, nahm er 14. Aug. 1806 als souveräner Fürst die großherzogl. Würde an und nannte sich nun Ludwig I. Durch ein Edict vom 1. Oct. 1806 hob er die landständischen Einrichtungen der alten hess.-darmst. Lande auf, die sie mit H.-Kassel gemeinsam gehabt hatten, denen zufolge aber 1628 die letzten Landtage gehalten worden. Ebenso beseitigte er auch die besondern darmst. Landstände. Mit dem Fall Napoleon's löste sich der Rheinbund auf, und 2. Nov. 1813 trat H.-D. durch den Vertrag zu Dörnigheim den verbündeten Mächten bei, wogegen ihm der Fortbestand als souveräner Staat zugesichert wurde. Durch die Bestimmungen des Wiener Congresses verlor der Großherzog Westfalen nebst Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg an Preußen, Alzenau, Amorbach, Miltenberg und Heubach an Baiern und erhielt dafür Theile des bisher als Depart. Donnersberg von franz. Regierung verwalteten linken Rheinufers, nämlich Mainz mit Castel und Kostheim, die Cantone Worms und Pfeddersheim und einen Theil des Cantons Alzei (etwa 4600 QKilom.), an Gebiet weniger, an Einwohnerzahl mehr. Die Landgrafschaft H.-Homburg, die seit Anfang des 19. Jahrh. mit H.-D. vereinigt war, wurde wieder losgetrennt und ein selbstständiger Bundesstaat.

Unter der Regierung Ludwig's I. erhob sich das Land in raschem Aufschwung zu Wohlstand und einem geordneten Staatsleben, namentlich seitdem ein neues Staatsgrundgesetz unterm 17. Dec. 1820 publicirt worden war. Die Civilliste des Regenten wurde geregelt und ein Staatsschuldentilgungsgesetz promulgirt. Daran reihte sich die Publication weiterer mit den Ständen vereinbarter Gesetze, so das über die Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Errichtung einer Oberrechnungskammer, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Fronen und anderer Privilegien, die Verwandlung der Zehnten, der Abkauf der fiscalischen Grundrenten, die Verkündigung einer neuen Gemeindeordnung u. s. w. Schon im Juni 1821 konnte der erste Landtag geschlossen werden. Auf dem im Aug. 1823 zusammenberufenen zweiten Landtage wurden Gesetze über die Ministerverantwortlichkeit und die Dienstpragmatik der Civilstaatsdiener vereinbart. Der dritte Landtag 1826—27 äußerte bereits einige laute Wünsche bezüglich des zu hohen Budgets und der Nichtabnahme der Staatsschuld, welche sich auf dem vierten Landtage, der 1829 eröffnet wurde, mehr und mehr zu Beschwerden gestalteten, namentlich als nach dem 6. April 1830 erfolgten Tode Ludwig's I. und dem Regierungsantritt seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig's II. (geb. 1777, gest. 1848) von seiten der Stände Verminderungen an der Civilliste, von seiten der Regierung dagegen die Uebernahme von 2 Mill. Fl. Privatschulden des neuen Großherzogs dringend gewünscht wurden. Während endlich eine Einigung über die Civilliste erfolgte, wurde die Uebernahme der Privatschulden des Regenten bestimmt abgelehnt. Im Nov. 1830 erfolgte die Verabschiedung des Landtags und nun trat die Regierung gegen die als Nachwirkungen der franz. Julirevolution entstandenen Unruhen und Aufregungen mit großer Heftigkeit auf. Ein Verbot gemeinschaftlicher Adressen an den Bundestag, Verfügungen gegen Volksfeste und Volksversammlungen, Einleitungen polit. Untersuchungen vergrößerten die Opposition gegen die Regierung, sodaß auf dem im Dec. 1832 zusammenberufenen fünften Landtage eine immer größere Spaltung zwischen Regierung und Ständen eintrat. Es erfolgte eine Auflösung des Landtags und zugleich die Pensionirung verschiedener Staatsdiener, die als Mitglieder der aufgelösten Kammer in den Reihen der Gegner des Ministeriums gestanden, darunter Geh. Staatsrath Jaup, Regierungsrath von Gagern u. a. Trotz aller Maßregelungen kam eine noch stärkere Opposition in die Zweite Kammer des sechsten Landtags, der 26. April 1834 eröffnet und nach heftigen Debatten bei der Berathung über die Rechenschaftsablage der vorherigen Finanzperiode sowie über die Unabhängigkeit des Richteramts schon im October desselben Jahres wieder aufgelöst wurde. Die Eröffnung des siebenten Landtags erfolgte schon im Frühjahr 1835, und da die Regierung sich die Majorität

Digitized by Google

zu sichern gewußt hatte, so gingen die vorgelegten Entwürfe fast sämmtlich durch. Auch die nun folgenden drei Landtage bewegten sich in keiner schroffen Gegenstellung zu dem Ministerium. Der achte Landtag (eröffnet 5. Nov. 1838, geschlossen 9. Jan. 1841) berieth den Entwurf eines Strafgesetzbuchs, welcher 17. Sept. 1841 als Gesetz (mit Geltung vom 1. April 1842 an) verkündigt wurde. Der im Dec. 1841 eröffnete und im Juli 1842 wieder verabschiedete neunte Landtag beschäftigte sich vorzugsweise mit den legislativen Vorarbeiten für den Eisenbahnbau. Das dem 10. Landtag (1844—47) vorgelegte Civilgesetzbuch erweckte die Unzufriedenheit der Provinz Rheinhessen, welche darin eine Vernichtung ihrer seitherigen Institutionen erblicken wollte. Mit dem Wiedererscheinen des Abgeordneten von Gagern, der den vor 13 Jahren verlassenen polit. Kampfplatz wieder betrat, wurde die Opposition gegen das Ministerium in- und außerhalb der Kammer intensiver; doch billigten die Kammern den Entwurf des Civilgesetzbuchs sowie einen Entwurf eines Polizeistrafgesetzes. Trotz vielfacher Bemühungen der Regierung fielen die Wahlen für den elften Landtag ungünstig aus, und bei der im Dec. 1847 erfolgten Eröffnung desselben befand sich die Opposition wieder im Besitz der Majorität.

Nach einer kurzen Vertagung trat der Landtag 28. Febr. 1848 wieder zusammen, um alsbald mit den Nachrichten über den Sturz der franz. Julimonarchie überrascht zu werden. Die von Baden ausgehende Gärung in Bezug auf die deutschen Verhältnisse ergriff zunächst auch H.-D. und in der raschen Folge weniger Tage vollzog sich eine völlige Umwälzung des Staatslebens. Der Großherzog Ludwig II. ernannte seinen Sohn, den Erbgroßherzog Ludwig, zum Mitregenten. Dieser entließ das bisherige Ministerium du Thil, und unter allgemeinem Jubel wurde Heinr. von Gagern (5. März) zum Minister berufen, welcher in dem Edict vom 6. März in einem bis dahin von seiten einer Regierung nicht gehörten Tone von der Zwecklosigkeit der deutschen Bundesversammlung sprach, Freiheit der Presse, Volksbewaffnung, Herstellung des Petitions- und Versammlungsrechts, Beeidigung des Heers auf die Verfassung, freie Religionsübung, Zurücknahme des Polizeistrafgesetzbuchs, Garantie der rheinhess. Institutionen, Einführung der Schwurgerichte und Nationalvertretung zusagte. Als Gagern infolge seiner Erwählung zum Präsidenten der Deutschen Nationalversammlung sein Ministeramt (Ende Mai) niederlegte, übernahm zunächst Zimmermann provisorisch den Vorsitz im Ministerium, bis Mitte Juli Jaup an Gagern's Stelle berufen wurde. Ludwig II. war inzwischen 16. Juni gestorben und sein Sohn Ludwig III. (geb. 1806, gest. 1877), bisher Mitregent, ihm gefolgt. Das Ministerium vereinbarte mit den Ständen ein neues Wahlgesetz, wonach in Zukunft die Zweite Kammer nach allgemeinem Stimmrecht gebildet und für die Erste Kammer nur ein mäßiger Census gefordert werden sollte. Darauf erfolgte 24. Mai 1849 der Schluß des Landtags. Inzwischen widerstanden an der bad. Grenze die hess. Truppen der von Süden her kommenden Revolution, erst auf die Defensive beschränkt, später, durch Reichstruppen unterstützt, zum Angriff übergehend. Während dann unter dem Oberbefehl des preuß. Generals von Peucker die Pacificirung Badens erfolgte, war H.-D. im Juni 1849 dem von Preußen vorgeschlagenen Dreikönigsbündniß beigetreten. Der auf Ende Dec. 1849 nach dem neuen Wahlgesetz einberufene Landtag wurde jedoch nach kurzer Dauer schon im Jan. 1850 wieder aufgelöst.

Wie überall, so zeigten sich mit 1850 die Anfänge der Restaurationspolitik auch im Großherzogthum H.-D., dessen Regierung allmählich größere Hinneigung zur österr. Politik zeigte. Unter dem Drucke der in sich zerfallenden preuß. Union nahm das Ministerium Jaup im Juni 1850 seine Entlassung und Freiherr von Dalwigk trat als Vorstand des Ministeriums des Innern ein, wozu er später noch den Vorsitz im Gesammtministerium und das Ministerium des Aeußern übertragen erhielt. Die erste Wirksamkeit des neuen Ministeriums war der Rücktritt von der Union und die Beschickung des bald nachher in Frankfurt wieder zusammentretenden Bundestags. In gleicher Weise erfolgte eine Wendung in den innern Zuständen. Noch einmal versammelten sich 12. Sept. 1850 die Stände auf Grund des neuen Wahlgesetzes zum 13. Landtage, der jedoch schon nach 14 Tagen wieder aufgelöst wurde. Rasch stellten nun verschiedene Verordnungen theilweise die frühern Verhältnisse wieder her; namentlich setzte eine Verordnung vom 9. Oct. an Stelle des zugleich außer Kraft erklärten Wahlgesetzes von 1849 eine neue Wahlordnung, auf Grund welcher eine außerordentliche, aus zwei Kammern bestehende Ständeversammlung zusammenberufen wurde, die vorzugsweise ein neues Wahlgesetz berathen sollte. Dieser außerordentliche Landtag wurde 18. Jan. 1851 eröffnet; außer andern reactionären Gesetzen wurde ein neues Wahlgesetz durchberathen, welches im wesentlichen die alten Wahlbestimmungen der Verfassungsurkunde mit nur wenigen Modificationen enthielt. Hierauf erfolgte 16. Oct. 1856 der Schluß dieses Landtags. Noch in demselben Jahre trat auf Grund des neuen

Digitized by Google

Wahlgesetzes der 15. Landtag (eröffnet im Dec. 1856, geschlossen 2. Juli 1858) zusammen, dessen Thätigkeit sich meist nur auf legislatorische und finanzielle Arbeiten beschränkte.

Schon 31. Mai 1859 wurde aus Veranlassung der kriegerischen Ereignisse in Italien der 16. Landtag eröffnet, jedoch zehn Tage später, nach Bewilligung der für die Kriegsbereitschaft erforderlichen Summen, wieder vertagt, um erst im December desselben Jahres zur gewöhnlichen Budgetberathung von neuem zusammenzutreten. Der Entwurf einer neuen Strafproceßordnung erhielt nicht die Zustimmung der Ersten Kammer, obwol die andere Kammer ihn angenommen. Dagegen wurden das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch, ein Entwurf über das Civildienerwitwen-Institut, über die gleichmäßige Besteuerung der Gewerbe und das Fischereigesetz angenommen. Schon auf diesem Landtage kam die von der Regierung mit dem bischöfl. Stuhle zu Mainz bereits 22. Aug. 1854 abgeschlossene, aber erst gelegentlich der Berathung der Ersten Kammer 26. Oct. 1860 zur öffentlichen Kenntniß gebrachte «Vorläufige Uebereinkunft in Betreff der Regelung der Verhältnisse des Staats zur kath. Kirche» oder die sog. Mainz-Darmstädter Convention zur Sprache. Ein sehr strenges Preßgesetz, das noch kurz vor Schluß des Landtags zu Stande kam, vergrößerte die Unzufriedenheit im Lande, und als der neue Landtag 10. Nov. 1862 eröffnet wurde, gehörte die große Majorität desselben der hess. Fortschrittspartei an, die sich kurz vorher auf Grund des sog. «Landsbergs-Programms» in Frankfurt a. M. gebildet hatte und vorzugsweise sich auf das im März 1848 erlassene Edict, dessen Versprechungen noch immer unerfüllt seien, stützte. Der Landtag begann auch sofort mit der Annahme einer Adresse, welche Aufhebung des Preßgesetzes und anderer reactionärer Maßregeln forderte. Doch war, außer der Annahme des preuß.-franz. Handelsvertrags, das einzige Resultat des Landtags die im Herbst 1864 erfolgte Einigung über das Budget, das wesentliche Ersparnisse mit sich brachte. Am 10. Mai 1865 wurde dieser 17. Landtag geschlossen und 4. Dec. trat der 18. zusammen, welcher in der Opposition gegen die Regierung fortfuhr. Nachdem durch den 24. März 1866 erfolgten Tod des letzten Landgrafen von H.-Homburg dieses Ländchen an das Großherzogthum gefallen war, stellte sich letzteres in dem ausbrechenden Conflict zwischen Preußen und Oesterreich mit der Majorität des Deutschen Bundes auf die Seite Oesterreichs, nahm auch am Deutschen Kriege von 1866 theil und mußte in dem mit Preußen 6. Sept. 1866 abgeschlossenen Frieden außer der Zahlung von 3 Mill. Fl., der Uebergabe des gesammten Postwesens im ganzen Großherzogthum an Preußen und der Anerkennung der durch den Nikolsburger Präliminarfrieden bestimmten Neugestaltung Deutschlands die kaum erworbene Landgrafschaft H.-Homburg sowie den Kreis Biedenkopf, den Kreis Vöhl mit seinen Enclaven, den nordwestl. Theil des Kreises Gießen, den Ortsbezirk Rödelheim und den unter hess. Souveränetät stehenden Theil des Ortsbezirks Niederursel an Preußen abtreten und in den Beitritt mit allen nördlich vom Main gelegenen Gebietstheilen zum Norddeutschen Bunde willigen. Preußen trat dagegen behufs Herstellung territorialer Einheit in der Provinz Oberhessen einige Gebietstheile, welche bisher zu Kurhessen, Nassau und Frankfurt gehört hatten, darunter das vormalige kurhess. Amt Nauheim und das vormalige nassauische Amt Reichelsheim, an H.-D. ab. Das Friedenswerk erhielt seinen Abschluß durch die 7. April 1867 vereinbarte Militärconvention, welche die Organisation des hess. Militärwesens derjenigen Preußens und des Norddeutschen Bundes völlig gleichstellte und die hess. Division zu einem Theile des norddeutschen Bundesheers machte, sowie durch ein auf Grund dieser Militärconvention abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündniß. Eine neue Ordnung der Dinge hatte mit diesen Bestimmungen ihren Anfang genommen und weitere Veränderungen in den bestehenden Zuständen mußten folgen. Aber auch bei allem guten Willen der Regierung und ihrem Festhalten an ihren Vertragspflichten mußte der Umstand, daß Oberhessen zum Norddeutschen Bunde gehörte und den Bestimmungen dieses Bundes zu folgen hatte, während die Provinzen Starkenburg und Rheinhessen in ihrer Unabhängigkeit vom Bunde frühere Zustände beibehielten, Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten bereiten, welche auf die Dauer nicht bestehen konnten. Der Eintritt des ganzen Großherzogthums in den Norddeutschen Bund, von der Zweiten Kammer wiederholt beantragt, aber von der Regierung bestritten und von der Ersten Kammer verworfen, wurde zur Nothwendigkeit. Am 15. Jan. 1868 wurde ein Telegraphenvertrag mit Preußen abgeschlossen, vermöge dessen das Telegraphenwesen (mit Ausnahme des Staatsbahntelegraphen) allmählich vollständig an die Verwaltung Preußens, beziehentlich des Norddeutschen Bundes überging; ein Postvertrag war bereits 1867 zu Stande gekommen. Die Ereignisse der Zeit brachten rasch zur Entscheidung, was ohne dieselben vielleicht noch eine Zeit lang unentschieden geblieben wäre. Die Triumphe von 1870—71 führten

Digitized by Google

zur dauernden Einigung sämmtlicher deutschen Staaten und zur Herstellung eines Deutschen Reichs mit einer Gesammtverfassung, welche die Theile in allem, was als gemeinsame deutsche Angelegenheit anerkannt werden mußte, der Reichsgewalt unterstellt. Auch in H.-D. vollzog sich, was sich weiter vollziehen mußte. Im März 1870 schon hatte H.-D. mit dem Norddeutschen Bunde einen sog. Jurisdictionsvertrag, betreffend wechselseitige Gewährung der Rechtshülfe, abgeschlossen. Im Oct. 1870 ließ der Großherzog, dem allgemeinen Verlangen nach einer neuen evang. Kirchenverfassung folgend, den Entwurf zu einer presbyterial-synodalen Verfassung publiciren, welcher demnächst der Landessynode zur Berathung gegeben werden sollte. Am 15. Nov. schloß H.-D. zu Versailles einen Vertrag über den Beitritt auch seines südl. Theils zum neuen Deutschen Bunde, sowie eine vorläufige Vereinbarung bezüglich der Militärverhältnisse des Großherzogthums, welche 1871 infolge weiterer Verhandlungen zu einer definitiven wurde. Minister von Dalwigk trat im Frühjahr 1871 zurück und nach dem Uebergangsministerium Lindelof trat Minister Hofmann 13. Sept. 1872 an die Spitze des Ministeriums. Die neuen Verhältnisse entwickelten sich naturgemäß weiter. Vereinfachungen in der Staatsverwaltung, soweit sie sich mit dem Wohle des Staats vereinbaren ließen, wurden vorgenommen, so z. B. durch Aufhebung der besondern Behörden für das Schulwesen, Medicinalwesen und Bauwesen und deren Einordnung als Abtheilungen der Ministerien. Ein neues Wahlgesetz wurde von den Kammern im Oct. 1872 angenommen. Die von der Vorsynode angenommene evang. Kirchenverfassung wurde 27. Jan. 1874 durch großherzogl. Edict verkündet. Ein Volksschulgesetz, das die Oberaufsicht des Staats und die Leitung des gesammten Volksschulwesens durch Staatsbehörden bestimmt, wurde nach langem Widerstand der Ultramontanen 4. Febr. 1874 auch von der Ersten Kammer angenommen, endlich wurden fünf Kirchengesetzentwürfe, welche das Verhältniß der Kirche zum Staat ordnen, trotz des Protestes des Bischofs Ketteler, im Herbst 1874 von den Kammern genehmigt. Am 13. Juni 1877 starb der Großherzog Ludwig III.; da er kinderlos war, so folgte ihm sein ältester Neffe Ludwig (geb. 12. Sept. 1837) als Ludwig IV. Vgl. von Türckheim, «Histoire généalogique de la maison de Hesse» (2 Bde., Straßb. 1819—20); Rommel, «Geschichte von Hessen» (10 Bde., Gotha u. Kass. 1820—58); Dieffenbach, «Geschichte von Hessen» (Darmst. 1831); Archiv für hess. Geschichte und Alterthumskunde» (seit 1833); Heber, «Geschichte des Großherzogthums Hessen» (Offenb. 1837); Heppe, «Kirchengeschichte beider Hessen» (Marburg 1876).

Hessen-Homburg, eine ehemalige Landgrafschaft, bestehend aus der Herrschaft Homburg vor der Höhe diesseit und der Herrschaft Meisenheim jenseit des Rhein von zusammen 275 QKilom., seit 1866 dem preuß. Staate einverleibt. Die Landgrafschaft war früher als Amt Homburg ein integrirender Theil der Landgrafschaft H.-Darmstadt, bis sie nach Georg's I. Tode (1622) an dessen jüngern Sohn, Friedrich I., kam, welcher der Stifter der Homburgischen Linie wurde, in der er 1626 das Erstgeburtsrecht einführte. Ihm folgte 1638 sein Sohn, Friedrich II. mit dem silbernen Bein (geb. 1633, gest. 1708). Früher in schwed. und brandenb. Diensten, zeichnete sich derselbe besonders in der Schlacht bei Fehrbellin aus. Er verschönerte das damals noch sehr kleine und unbedeutende Homburg und zog in die nahe gelegenen Dörfer Friedrichsdorf und Dornholzhausen vertriebene franz. Protestanten. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich III. Jakob (geb. 1673), war unter den Augen des Großen Kurfürsten von Brandenburg erzogen, nahm dann in holländ. Diensten an den Feldzügen 1690—97 theil und starb hochbetagt und kinderlos zu Herzogenbusch 1746. Nachfolger war sein Brudersson, Friedrich IV. (geb. 1724), der, früher unter Friedrich II. von Preußen mit Auszeichnung dienend, schon nach fünfjähriger Regierung 1751 mit Hinterlassung eines unmündigen Sohns, Friedrich's V. (geb. 1748), verstarb. Die Vormundschaft übernahm, neben der Mutter, der Landgraf Ludwig VIII. von H.-Darmstadt. Doch führte dies Verhältniß zu Streitigkeiten, die erst durch einen Vergleich 1768 erledigt wurden, der namentlich infolge der Vermählung Friedrich's V. mit der Prinzessin Karoline, Tochter Ludwig's IX. von H.-Darmstadt, zu Stande kam. Die während der weitern Regierung Friedrich's V. hereinbrechende Französische Revolution mit ihren nachfolgenden Ereignissen entriß ihm sein Land, das unter die Souveränetät seines Schwagers, Ludwig I. von Darmstadt, kam, bis der Wiener Congreß die Unabhängigkeit des Landes wiederherstellte, und 1817 ward der Landgraf nachträglich noch Mitglied des Deutschen Bundes. Er starb 1820, und ihm folgte sein ältester Sohn, Friedrich Joseph (geb. 1769), der kinderlos 2. April 1829 starb und seinen Bruder, Ludwig Friedrich Wilhelm, zum Nachfolger hatte. Dieser, geb. 29. Aug. 1770, war nach vollendeten Studien in Genf 1788 in preuß. Dienste getreten, in denen er an den meisten Schlachten, welche Preußen seit 1792 bis

Digitized by Google

zum zweiten Pariser Frieden gegen Frankreich schlug, namentlich auch an der Schlacht bei Leipzig, wo er schwer verwundet wurde, den rühmlichsten Antheil nahm. Nach und nach zum Range eines Generals der Infanterie aufgestiegen, wurde er 1815 Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg. Nachdem Meisenheim schon 31. Dec. 1829 dem preuß.-hess. Zollverein einverleibt worden, trat 20. Febr. 1835 auch Homburg demselben bei. Als der Landgraf 19. Jan. 1839 ebenfalls kinderlos starb, folgte ihm in der Regierung sein Bruder, Philipp August Friedrich (geb. 1781), der dem Lande eine Verfassung zu geben versprach. Er starb indessen ohne Erfüllung dieses Versprechens 15. Dec. 1846, und es folgte ihm sein Bruder, Gustav Adolf Friedrich, der schon 8. Sept. 1848 starb. Unter dessen Bruder und Nachfolger, Ferdinand Heinrich Friedrich, trat im April 1849 ein Landtag zusammen und vereinbarte eine Verfassung, die 3. Jan. 1850 publicirt, aber 20. April 1852 wieder außer Wirksamkeit gesetzt ward. Landgraf Ferdinand Heinrich Friedrich, der jüngste Sohn des Landgrafen Friedrich V., starb unvermählt 24. März 1866. Mit ihm erlosch im Mannsstamme die Linie H.-H., und das Ländchen fiel damit an H.-Darmstadt zurück. Das landgräfl. Contingent kämpfte an der Seite der großherzogl. Division den unglücklichen Kampf gegen Preußen, und der vom Großherzog mit Preußen abgeschlossene Friede trennte nebst andern Landestheilen auch die Landgrafschaft von dem hess. Länderbestand. Sie bildet seitdem einen Bestandtheil der preuß. Provinz H.-Nassau. Von der homburg. Erbschaft verblieben dem Großherzog nur die im Regierungsbezirk Magdeburg gelegenen Güter: das Amt Hötensleben und das Amt Oebisfelde, und die im Schlosse zu Homburg befindliche Bücherſammlung sowie sämmtliche darin befindliche Bilder. Die Herrschaft Meisenheim bildet jetzt einen Kreis des preuß. Regierungsbezirks Koblenz.

Hessen-Kassel, ein ehemaliges deutsches Kurfürstenthum, welches wesentlich dem gegenwärtigen Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz H.-Nassau entsprach. Es bestand aus dem unregelmäßig gestalteten Hauptlande und mehrern Exclaven, von denen die Grafschaft Schaumburg und die Herrschaft Schmalkalden die größten waren, und zerfiel in vier Provinzen: Niederhessen mit Schaumburg, Oberhessen, Fulda mit Schmalkalden und Hanau, umfaßte insgesammt 174 QMl. (9580,94 QKilom.) mit (1864) 745,063 E. (82,82 Proc. Protestanten, 14,58 Proc. Katholiken, 2,60 Proc. Mennoniten, Wiedertäufer und Juden). Die Haupt- und Residenzstadt war Kassel. (S. Hessen-Nassau und Kassel.) Vgl. Pfister, «Handbuch der Landeskunde von Hessen» (2. Aufl., Kass. 1840); Landau, «Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen» (Kass. 1842); Hildebrand, «Statist. Mittheilungen über die volkswirthschaftlichen Zustände Kurhessens» (Berl. 1853); Altmüller, «Das Kurfürstenthum Hessen» (Gött. 1860).

H.-K. ist die ältere Linie des Hauses Hessen, die von Philipp's des Großmüthigen ältestem Sohne, dem Landgrafen Wilhelm IV. oder dem Weisen, gestiftet wurde, der seine Residenz zu Kassel hatte und 1567—92 regierte. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Moritz, der sich der reform. Kirche zuwendete, 1627 die Regierung seinem Sohne Wilhelm V. überließ und 1632 starb. Wilhelm V. setzte 1628 das Erstgeburtsrecht für sein Haus fest, kämpfte im Dreißigjährigen Kriege auf Schwedens Seite und starb in der Acht 1637. Sein Bruder Hermann stiftete die Nebenlinie H.-Rotenburg, der jüngste Bruder Ernst die Linie H.-Rheinfels. Wilhelm's V. unmündiger Sohn, Wilhelm VI., stand, bis er 1650 die Regierung selbst übernahm, unter der Vormundschaft seiner Mutter, Amalia Elisabeth, Gräfin von Hanau, die zur Entschädigung für die Opfer im Dreißigjährigen Kriege den größten Theil der Grafschaft Schaumburg und die Abtei Hersfeld als Fürstenthum erhielt. Wilhelm VI. starb 1663, und ihm folgten sein Sohn Wilhelm VII. und, als dieser 1670 noch minderjährig verstarb, dessen Bruder Karl unter der Vormundschaft seiner Mutter, Hedwig Sophie, einer Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, während ein dritter Bruder, Philipp, der Stifter der Nebenlinie H.-Philippsthal wurde. Karl übernahm die Regierung 1675. Hess. Söldner hatten nach dem Dreißigjährigen Kriege als Bundestruppen anderer Continentalmächte fast an allen europ. und türk. Kriegen Antheil. Dieses System verbesserte die Finanzen, aber kaum den Wohlstand des Landes, und brachte den glänzenden Hof selbst in ausländische Familienverbindungen. Karl's ältester Sohn, Friedrich, vermählte sich mit Ulrike Eleonore, der jüngsten Schwester Karl's XII. von Schweden, dem diese auf dem Throne folgte, und wurde 1720 König von Schweden. Beim Tode seines Vaters 1730 übernahm er als Friedrich I. die Regierung in H., ernannte aber seinen Bruder Wilhelm zu seinem Statthalter, der ihm, als er 28. März 1751 ohne Erben starb, unter dem Namen Wilhelm VIII. als Landgraf folgte. Wilhelm VIII. focht noch als brit. Bundesgenosse im Siebenjährigen Kriege und starb 1760. Ihm folgte sein zum Katholicismus übergetretener Sohn, Friedrich II.; er hielt einen glänzenden Hof,

Digitized by Google

vermehrte das Heer bedeutend und ließ 1776—84 im engl. Solde 22,000 Mann gegen Nordamerika kämpfen, wofür er 21,276,778 Thlr. erhielt. Er starb 1785; ihm folgte als Landgraf sein Sohn Wilhelm IX., der schon seit 1760 Graf und dann Fürst von Hanau gewesen war.

Wilhelm IX. nahm an dem franz. Revolutionskriege mit seinem Reichscontingent und auch als brit. Verbündeter theil. Nachdem er dem Baseler Frieden von 1795 beigetreten, schloß er sich an Preußen an. Zur Entschädigung für den Verlust seiner Besitzungen jenseit des Rhein erhielt er 1803 mehrere vormals mainzer Aemter und Städte und wurde 25. Febr. 1803 zur Würde eines Kurfürsten erhoben, die er 1. Mai 1803 unter dem Namen Wilhelm I. (s. d.) öffentlich annahm. Am 3. Oct. 1806 schloß er einen Vertrag mit Napoleon, worin dieser die Neutralität des Kurfürstenthums anerkannte. Da aber der Kurfürst zur Aufrechthaltung der Neutralität sein Heer auf 20,000 Mann vermehrte, so gab ihm Napoleon nach der Schlacht bei Jena schuld, dies nur deshalb gethan zu haben, um, falls die Preußen siegten, gemeinschaftliche Sache mit diesen zu machen. Bereits 1. Nov. wurde Kassel von franz. Truppen besetzt und im Frieden zu Tilsit das ganze Kurfürstenthum dem neuerrichteten Königreich Westfalen einverleibt. Erst nach siebenjähriger Abwesenheit, 21. Nov. 1813, kehrte der Kurfürst in sein Land zurück. Wie er überhaupt die westfäl. Zwischenregierung als gar nicht vorhanden gewesen und auch alles, was unter derselben geschehen, als ungültig betrachtete, wodurch große und weitläufige Processe, so namentlich in Beziehung auf den Verkauf der Domänen, veranlaßt wurden, so behielt er auch, als man ihm auf dem Congresse zu Wien nicht den Königstitel bewilligte, den inzwischen ganz bedeutungslos gewordenen kurfürstl. Titel bei. Bei der Ausgleichung der deutschen Gebiete erhielt er zu seinem frühern Besitze den größten Theil des Fürstenthums Fulda, mehrere Enclaven im Kurhessischen und einen Theil des Isenburgischen; dagegen trat er einige Enclaven und Grenzdistricte, z. B. an Sachsen-Weimar, ab. Bei der Rückkehr in sein Land hatte er dem Volk in einer Proclamation sowie den verbündeten Mächten in dem Beitrittsvertrage vom 2. Dec. 1813 versprochen, die Landstände, wie sie bis 1806 bestanden, jedoch mit Aufhebung aller Steuerbefreiungen, wiederherzustellen, und es waren auch die alten Stände vom 1. März bis 2. Juli 1815 und dann wieder vom 15. Febr. bis 10. Mai 1816 versammelt. Der Kurfürst ließ einen Constitutionsentwurf, der im wesentlichen an den alten Grundlagen nichts ändern sollte, ausarbeiten, und schon war eine definitive Redaction zur Publication als Gesetz bereit, als der Kurfürst plötzlich von einer Constitution absah. Er gab hierauf ein Haus- und Staatsgesetz vom 4. März 1817, in welches man verschiedene Bestimmungen des beseitigten Constitutionsentwurfs aufnahm. Die Stände berief er jedoch nicht mehr, und mehrere wichtige Gesetze wurden in Form von Verordnungen erlassen.

Das Ableben des Kurfürsten Wilhelm I. 27. Febr. 1821, dem sein Sohn Wilhelm II. (s. d.) in der Regierung folgte, änderte hierin nichts. Durch ein Organisationsedict vom 29. Juni 1821 wurde zwar die Justiz von der Administration getrennt, der Geschäftskreis aller Staatsbehörden genau bestimmt und für die Regelmäßigkeit des Staatshaushalts gesorgt; allein diese Organisation vermehrte die obern Verwaltungsbehörden, dadurch den Kostenaufwand und entbehrte der innern Garantien, sodaß keine Beruhigung und Abhülfe bewirkt wurde. Hierzu kam noch, daß man an dem Verhältnisse des Kurfürsten zur Gräfin Reichenbach, der man großen Einfluß auf denselben beimaß, immer größern Anstoß nahm. Als der Kurfürst und die Gräfin im Sept. 1830 von Karlsbad nach Kassel zurückzukehren beabsichtigten, brach 6. Sept. eine Bewegung aus, infolge deren am 7. eine Bürgerbewaffnung eingeführt ward. Hierauf langte der Kurfürst nebst dem Kurprinzen 12. Sept. in Kassel an, und ersterer bewilligte 13. Sept. dem Stadtrathe zu Kassel das Gesuch um Versammlung der Landstände. Inzwischen waren auch in Hanau und Fulda Unruhen ausgebrochen, die sich in Kassel 6. und 16. Oct. erneuerten. Die durch eine Verordnung vom 19. Sept. berufenen Stände der altheff. Lande, denen auch Abgeordnete von Fulda, Hanau und Isenburg und Schaumburg beigegeben waren, traten 16. Oct. zusammen. Ihnen wurde das neue Grundgesetz, das der Kurfürst 5. Jan. 1831 unterzeichnete, 9. Jan. feierlich übergeben. Die Rückkehr der Gräfin Reichenbach nach Wilhelmshöhe 10. Jan. und die darüber entstandene Bewegung hatte indeß zur Folge, daß die Gräfin sich wieder zur Abreise entschließen mußte. Dies reizte den Kurfürsten so auf, daß er seine Residenz nach Hanau verlegte und dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm die Mitregentschaft und zugleich, bis er selbst wieder in die Hauptstadt zurückkehren werde, die alleinige Regierung übertrug. Diese Anordnung wurde 30. Sept. 1831 durch ein Gesetz bekannt gemacht, und 7. Oct. hielt der Kurprinz-Mitregent seinen Einzug in Kassel. Der erste nach der neuen Verfassung 11. April 1831 eröffnete Landtag wurde, als er sich über die Maßregeln der Regierung gegen Presse und Vereine

Digitized by Google

und über die Ausnahmebeschlüsse des Bundestags aussprach, 26. Juli wieder aufgelöst. Sein wichtigstes Ergebniß war der Zollanschluß an Preußen. Der zweite Landtag, der für den 25. Jan. 1833 einberufen war, aber erst 8. März eröffnet wurde, begann mit Zwistigkeiten zwischen Ministerium und Ständen, namentlich über den Urlaub für den Professor Jordan (s. d.), der als Deputirter der Landesuniversität keines Urlaubs zu bedürfen glaubte. Als 18. März die Stände den Beschluß faßten, daß dem Eintreten Jordan's kein Hinderniß im Wege stehe, erfolgte eine abermalige Auflösung. Der dritte Landtag, zum 15. April 1833 einberufen, ward erst 10. Juni eröffnet. Die Mißhelligkeiten zwischen Ministerium und Ständen dauerten fort. Anklagen gegen den Minister Hassenpflug wurden vom Oberappellationsgerichte aus formellen Gründen verworfen. Nachdem ein Gesetz über die Emancipation der Juden zu Stande gekommen, schloß der Landtag 31. Oct. 1833 wenigstens mit einem vertragsmäßig gefaßten Abschiede. Der Landtag für die zweite Finanzperiode 1834—36, jedoch ohne neue Wahlen, wurde 11. Nov. 1833 eröffnet, brachte eine Gemeindeordnung zu Stande und erzielte eine Minderung des Militäretats, wurde aber 6. April 1835 ohne Verabschiedung entlassen.

Inzwischen hatte der 12. Nov. 1834 erfolgte Tod des Landgrafen Victor Amadeus von H.-Rheinfels-Rotenburg und der dadurch veranlaßte Heimfall der beträchtlichen Grundbesitzungen desselben, welche die Regierung als Fideicommiß des Kurhauses in Anspruch nahm, zu neuer Verwickelung zwischen ihr und den Ständen Veranlassung geboten. Der Landtag 1837—39 ward 22. Nov. 1836 eröffnet, aber noch unter dem Ministerium Hassenpflug zweimal vertagt, nach Hassenpflug's Austritte aus dem Staatsdienste und der Stände Wiederberufung 5. Oct. 1837 unmittelbar nach der Abstimmung, zufolge deren die Einnahmen der sog. Rotenburger Quart dem Finanzminister überwiesen werden sollten, 10. März 1838 aufgelöst. Hassenpflug's Nachfolger, Hanstein, hielt, wenn auch minder schroff, doch die Principien des Vorgängers aufrecht. Die Eröffnung der zweiten Ständeversammlung der dritten Finanzperiode fand 28. April 1838 statt; doch auch diese wurde 12. Juli ohne Verabschiedung entlassen. Der Landtag 1840—42 wurde 25. Nov. 1839 eröffnet. Es war der Regierung gelungen, allmählich die Opposition zu ermüden, und so ließ sich denn der neue Landtag minder stürmisch an, wenngleich es der Regierung auch jetzt nicht gelang, in den streitigen Finanzfragen die Zustimmung der Kammer zu erhalten. Zu Ende 1841 war statt Hanstein Koch an die Spitze des Ministeriums des Innern getreten und damit ein milderes Element in die oberste Verwaltung gekommen. Die Wahlen zu dem Landtag der fünften Finanzperiode, den der Kurfürst im Dec. 1842 eröffnete, waren für die Regierung günstiger ausgefallen, aber das Zögern der Regierung in der Anlage von Eisenbahnen veranlaßte lebhafte Erörterungen, die Koch's Rücktritt vom Ministerium nach sich zogen. Die Verabschiedung des Landtags erfolgte 3. April 1844. Auch die nächsten Landtage wurden bald nach Eröffnung wieder vertagt. Inzwischen war zwar Koch wieder an die Spitze des Ministeriums getreten, aber sein Einfluß schwand, während der Landtagscommissar Scheffer die leitende Persönlichkeit wurde, bis 1847 Koch abermals austrat und durch Scheffer ersetzt wurde. Um diese Zeit starb (20. Nov. 1847) zu Frankfurt a. M. Kurfürst Wilhelm II., und der Kurprinz-Mitregent trat nun als Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (s. d.) die Regierung an. Das Ministerium Scheffer schritt auf seiner Bahn weiter und konnte selbst mit der diesmal gefügigern Ständeversammlung sich nicht über die Fragen der Hofdotation einigen.

Unter solchen Verhältnissen mußten die Februarrevolution von 1848 und die darauffolgenden Ereignisse in Deutschland in H. mächtig wirken. Ueberall begann eine Petitionsbewegung, am stürmischsten in Hanau. Schon in der Nacht vom 5. auf den 6. März entfernte sich Scheffer; 7. März versprach der Kurfürst Aufhebung der Censur, Beseitigung der Maßregeln gegen die Deutschkatholiken, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren mit Geschworenen u. s. w. Eine Deputation aus Hanau verlangte volksthümliche Minister, Auflösung der Stände, Amnestie, Religionsfreiheit, Mitwirkung zu einem deutschen Parlamente, und der Kurfürst gewährte alles. In das neue Ministerium traten Eberhard, Schwedes, Moritz von Baumbach und Weiß ein. Wippermann ward Landtagscommissar, und in die Ständeversammlung, die 13. März zusammentrat, wurden die bisher Ausgeschlossenen zugelassen. Das Ministerium verstärkte sich später durch Schenck von Schweinsberg (Auswärtiges) und Wippermann (Finanzen) und begann nun, nachdem eine polit. Amnestie verkündet worden, nach allen Seiten hin die Gesetzgebung im liberalen Sinne zu reformiren. Ein neues Wahlgesetz gestaltete die bisherige Vertretung in zeitgemäßer Weise um. Die ungelöste Streitfrage über die Rotenburger Quart fand jetzt ihre Erledigung, indem die Domänengüter dieser Erbschaft dem Finanzministerium überwiesen, auf die Rückerstattung der bisher vom Kurfürsten bezogenen Summen aber verzichtet

Digitized by Google

wurde. Die Presse, die Religionsübung ward frei, die bürgerliche Ehe eingeführt, die Polizeiverwaltung den Gemeinden übertragen, die Polizeigerichtsbarkeit aufgehoben, die körperliche Züchtigung abgeschafft, die Denunciantengebühr beseitigt, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren in Strafsachen mit Anklageproceß und Geschworenen eingeführt. Die Patrimonialgerichtsbarkeit der Standesherren sowie die Polizei und Verwaltung derselben wurde aufgehoben. Zur Besetzung des obersten Gerichtshofs wirkten nunmehr die Stände mit. Die Verwaltung gestaltete man volksthümlich dahin um, daß nun ein vom Volke gewählter Bezirksrath den Verwaltungsbeamten zur Seite stand. Das Petitions- und Versammlungsrecht ward gesichert, aller Lehns-, Meier-, Erbpacht- oder sonstige gutsherrliche Verband gegen Entschädigung aufgehoben, ebenso die Jagdgerechtsame auf fremdem Grund und Boden. Der so lange Zeit verzögerte Eisenbahnbau wurde jetzt vollendet, überhaupt nach allen Richtungen auch materielle Verbesserung gefördert. In den deutschen Angelegenheiten schloß sich Kurhessen der Richtung der Regierungen an, welche den Bundesstaat unter preuß. Leitung wollten, und erkannte die constituirende Gewalt der Deutschen Nationalversammlung an. Die Grundrechte wurden publicirt, die Reichsverfassung vom 28. März 1849 verkündet. Nach dem Scheitern derselben entschloß sich die Regierung, dem Dreikönigsbunde beizutreten, und die 14. Juli 1849 nach dem neuen Wahlgesetze zusammengetretene Ständeversammlung genehmigte den Beitritt zum preuß. Bündniß. Während mit dem Niedergange der deutschen Bewegung auch in Kurhessen das Märzministerium wankte, wirkte man von seiten Oesterreichs bei dem Kurfürsten mit Erfolg gegen die preuß. Union. Am 22. Febr. 1850 erhielt das Märzministerium seine Entlassung. Hassenpflug, Haynau, Baumbach, Lometsch, Volmar bildeten die neue Verwaltung.

Der Ministerwechsel hatte nicht nur für Kurhessen, sondern für ganz Deutschland eine entscheidende Wichtigkeit, indem hiermit Oesterreich gegen die preuß. Union und den parlamentarischen Bundesstaat aufzutreten Gelegenheit fand. Zwar erschien Hassenpflug mit einem gemäßigten, aber vieldeutigen Programm vor der Ständeversammlung (26. Febr.) und versicherte, zu Ausnahmemaßregeln nie die Hand bieten zu wollen. Allein die Versammlung gab Hassenpflug gegenüber ein einstimmiges Mistrauensvotum ab und ward vertagt. Nach ihrer Wiedereröffnung stellte ihr Verfassungsausschuß den Antrag, an der Union festzuhalten und gegen die beabsichtigte Wiederherstellung des Bundestags zu protestiren; aber noch ehe diese Anträge zur Verhandlung kamen, ward 12. Juni die Ständeversammlung rasch aufgelöst, und Hassenpflug begab sich als Vertreter Kurhessens zur Plenarversammlung des Bundes nach Frankfurt. Die neuen Wahlen verstärkten unter solchen Verhältnissen die demokratische Partei, welche in der 22. Aug. eröffneten Ständeversammlung der constitutionellen Partei an Zahl ziemlich gleich war. Das Ministerium legte kein Finanzgesetz vor und verlangte nur die Forterhebung der Steuern. Die Kammer beschloß (31. Aug.) die Erhebung und Deponirung der indirecten Steuern für Juli bis September, verweigerte aber die directen Steuern für dieselbe Periode wegen mangelnden Finanznachweises. Am 2. Sept. ward die Versammlung aufgelöst und in einer Verordnung vom 4. Sept. einseitig die Forterhebung sämmtlicher Steuern decretirt. Da die Verfassung ausdrücklich die Erhebung der Steuern ohne landständische Bewilligung untersagte, weigerten die Gerichte und Verwaltungscollegien die Vollziehung der Verordnung vom 4. Sept. als gesetzwidrig. Das Ministerium verhängte darauf 7. Sept. über das ganze Land den Kriegszustand und übertrug die unbeschränkte Autorität dem General Bauer. Gleichwol beharrten die Behörden bei ihrem verfassungsmäßigen Verhalten. Der ständische Ausschuß reichte gegen die Minister wegen Misbrauchs der Amtsgewalt und wegen Hochverraths eine Klage ein, und General Bauer forderte seine Entlassung. Da begab sich 13. Sept. der Kurfürst plötzlich mit Hassenpflug nach Wilhelmsbad, wohin 17. Sept. auch der Sitz der Regierung verlegt wurde. Unterdessen war es Hassenpflug gelungen, bei dem in Frankfurt versammelten Engern Rathe des Bundestags einen Beschluß zu erlangen (21. Sept.), wonach die kurhess. Regierung aufgefordert ward, alle einer Bundesregierung zustehende Mittel anzuwenden, um die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität sicherzustellen, während die Bundesversammlung selbst sich vorbehielt, die zur Herstellung des gesetzlichen Zustandes erforderlichen Anordnungen zu treffen. Der ständische Ausschuß bestritt in einer öffentlichen Erklärung die rechtliche Gültigkeit dieses Beschlusses schon aus dem Grunde, weil nach Hassenpflug's früherer Erklärung der Bundestag aufgehört habe zu existiren; auch die preuß. Regierung wies auf diplomatischem Wege dies Einschreiten einer nicht anerkannten Behörde zurück. Eine Verordnung vom 28. Sept. entzog hierauf den Gerichten jede Cognition über die Wirksamkeit der Septemberverordnungen und erklärte jedes deshalb eingeleitete Verfahren für unwirksam. Die Stelle des Oberbefehls-

Digitized by Google

habers ward dem alten General Haynau (s. d.) übertragen, gegen welchen der ständische Ausschuß eine Anklage wegen Verfassungsverletzung und Hochverrath beim Generalauditoriat einreichte, und dieses beschloß, gegen Haynau die Untersuchung einzuleiten. Am 5. Oct. stellten die Regimentscommandeure dem Oberbefehlshaber die peinliche Lage vor, in welche man sie versetze. Deputationen gingen nach Wilhelmsbad, um auf den Kurfürsten zu wirken; aber es war vergebens. Darauf gab 9. Oct. das gesammte Offiziercorps, mit geringen Ausnahmen, seine Entlassung. Die Antwort auf ihr Verlangen verzögerte sich; zu Ende des Monats erhielten sämmtliche Truppen in und um Kassel Befehl zum Marsch ins Hanauische.

Die auswärtige Intervention war inzwischen vorbereitet worden. Das Bündniß in Bregenz (11. Oct.) hatte die Verabredungen festgesetzt, und der Engere Rath in Frankfurt beschloß 25. Oct., die von Hassenpflug angerufene Bundeshülfe zu gewähren. Am 1. Nov. überschritt ein bair.-österr. Armeecorps unter Fürst Taxis die kurhess. Grenze und besetzte Hanau. Sofort überschritten im Norden des Kurstaats auch preuß. Truppen die Grenze und besetzten Kassel und Fulda. Es schien, als werde Preußen die kurhess. Verfassung gegen den nicht anerkannten Bundestag schützen, und diese Erwartung ward bestärkt, als die Preußen in der Nähe von Fulda bei Bronzell (8. Nov.) auf die vorrückende Bundesarmee Feuer gaben. Aber das Eingehen der preuß. Regierung auf die österr. Politik, wie es zu Olmütz verabredet worden, hatte auch das Geschehenlassen der Intervention in H. zur Folge. Die Dinge entwickelten sich nun rasch. Die kurhess. Armee war bis auf die Cadres beurlaubt und einer Anzahl Offiziere der verlangte Abschied ertheilt. Die Septemberverordnungen wurden jetzt durchgeführt, die Bürgerwehren entwaffnet, die Presse unterdrückt, die Steuern gewaltsam eingetrieben, die an der Verfassung haltenden Beamten und Richtercollegien mit Execution belegt, die gesetzliche Rechtspflege durch Kriegsgerichte ersetzt. Am 22. Dec. rückten die Executionstruppen in Kassel ein und 27. Dec. kehrte der Kurfürst nach Kassel zurück. Eine Verordnung vom Jan. 1851 setzte Militärgerichte ein, und fremde Soldaten saßen über die hess. Beamten und Richter zu Gericht. Als die gesetzliche Frist zur Berufung der Ständeversammlung verflossen, reichte der permanente Ständeausschuß gegen Hassenpflug eine Anklage beim obersten Gerichtshofe ein (3. März). Die Folge war, daß man vier Tage später einige Mitglieder des Ausschusses verhaftete. Eine Verordnung vom 29. Juni hob dann jenes Gesetz auf, das den Ständen eine Mitwirkung in der Besetzung des obersten Gerichtshofs eingeräumt hatte. Unter Zunahme der Verarmung und Auswanderung verließ die Executionsarmee erst nach dreivierteljährigem Verweilen das Land. Während die polit. Processe sich häuften, ging mit der polit. Reaction Hand in Hand die kirchliche, die, durch Vilmar vertreten, der pietistischen Richtung das Uebergewicht zu verschaffen suchte.

Die Verfassungsangelegenheit trat in ein neues Stadium, als im März 1852 die Bundesversammlung die Verfassung von 1831 mit den Zusätzen von 1848 und 1849 außer Wirksamkeit setzte und dem von der Regierung vorgelegten Entwurfe im allgemeinen die Zustimmung ertheilte. Dieser Entwurf wurde dann 13. April als neue Verfassung publicirt und hiernach 30. Juni ein Landtag zusammenberufen. Als der Verfassungsausschuß wenig Neigung zeigte, die neue Verfassung zu genehmigen, löste Hassenpflug 4. Jan. 1854 die Stände auf. Um seinen Zweck zu erreichen, änderte er dann einseitig die Grundlage des Wahlgesetzes, die Gemeindeordnung. Allein auch der hiernach gewählte Landtag wünschte die Verfassung von 1831, jedoch ohne die Bundeswidrigkeiten, zurück. Dies und Vilmar's Versuch einer Einführung des sog. neuen Lutherthums führten 1855 Hassenpflug's Sturz herbei, worauf Scheffer ans Ruder kam. Die Regierung schob die vom Bunde verlangte Erklärung der Stände über die neue Verfassung bis 1857 auf, und als diese dann ungünstig ausfiel, verzögerte sie die Mittheilung an den Bundestag bis zum 15. Juli 1858. Scheffer nahm indeß als Minister seinen Abschied. Der Bundesausschuß beantragte, unter Abweichung von dem 1852 vom Bunde aufgestellten Grundsatze, die Genehmigung der Verfassung trotz der ständischen Erklärung, nur mit einigen Aenderungen, die er vorschlug. Nun erklärte sich aber im Nov. 1859 die preuß. Regierung für die Herstellung der Verfassung von 1831, soweit sie nicht bundeswidrig, als das einzige Mittel zur Beseitigung der Verwirrung. Oesterreich widersprach, weil der Bund in Widerspruch mit sich gerathe und die Verfassung von 1852 auch schon definitiv sei. Preußens Haltung bewirkte indessen eine nochmalige Verweisung der Sache an den Bundesausschuß, der jedoch abermals eine Beibehaltung der Verfassung von 1852 mit einigen Aenderungen beantragte, und dieser Antrag wurde 24. März 1860 zum Bundesbeschluß erhoben. Während nun die kurhess. Regierung diesem Beschlusse nachzukommen versprach und 30. Mai 1860 die hiernach geänderte neue Verfassung publicirte, wuchs im Lande der Widerspruch gegen solch einseitiges Vorgehen

Digitized by Google

immer mehr, und auf dem nach dieser Verfassung berufenen Landtage erklärte sich die Zweite Kammer, indem sie die Verfassung von 1831 nebst dem Wahlgesetz von 1849 verlangte, 8. Dec. 1860 für incompetent. Gleiches geschah nach deren Auflösung von einer neugewählten (1. Juli 1861) und, nachdem auch diese aufgelöst, von der zum dritten mal gewählten Kammer (8. Jan. 1862). Die Regierung erließ hierauf im April 1862 eine Verordnung, wonach nur diejenigen zur Wahl zuzulassen seien, welche die Verfassung von 1860 vorher anerkannt hätten, infolge dessen sich aber fast niemand an den vorgenommenen Wahlen betheiligte.

Die Bundesregierungen sahen nun wohl ein, daß nur die Herstellung der Verfassung übrigbliebe. Der König von Preußen hatte dies (14. Jan. 1862) in seiner Thronrede angedeutet, Baden hatte (23. Jan.) in einer Denkschrift am Bunde alle entgegenstehenden Gründe widerlegt. Am 4. Febr. 1862 erklärte sodann Preußen der kurhess. Regierung, daß die hess. Frage in Preußens Interesse nicht länger als eine innere behandelt werden könnte. Die deutschen Großmächte beantragten demnach (8. März) am Bunde, die kurhess. Regierung aufzufordern, die Verfassung von 1831 wiederherzustellen, vorbehaltlich der zur Herstellung der Uebereinstimmung mit den Bundesgesetzen erforderlichen Aenderungen. Nachdem dieser Antrag 24. Mai zum Bundesbeschluß erhoben worden, erklärte die Regierung ebenfalls, daß sie denselben ausführen werde, nachdem auf Preußens Verlangen das bisherige Ministerium (17. Mai) entlassen worden. Das neue Ministerium (Stiernberg, Dehn-Rotfelser u. s. w.) contrasignirte die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni 1862, wodurch die Verfassung von 1831, das Wahlgesetz von 1849 und die Geschäftsordnung der Ständeversammlung von 1848 hergestellt, diejenigen Verfassungsparagraphen aber, welche den Verfassungseid der Offiziere, die Nichtvollziehung einer von den Vorgesetzten befohlenen Ausführung eines verfassungswidrigen Erlasses und die Trennung der Geschäfte des Kriegsministers von denen des Oberbefehlshabers betreffen, für fernerhin suspendirt erklärt wurden. Auch sollten die in der Zwischenzeit ergangenen Verordnungen und provisorischen Gesetze den Ständen vorgelegt werden. Die nach dem Wahlgesetz von 1849 gewählte Ständeversammlung wurde (30. Oct. 1862) in der Eröffnungsrede als eine solche bezeichnet, welche blos berufen sei, jenes Wahlgesetz zu ändern, welches als bundesverfassungswidrig anzusehen sei. Als die Stände die Vorlage des Budgets verlangten, wurden sie 20. Nov. vertagt, infolge einer preuß. Note aber alsbald (4. Dec.) wieder einberufen. Die Regierung erklärte jetzt dieselben für alle Geschäfte competent, stellte aber den Grundsatz von der Rechtmäßigkeit der zur Zeit der provisorischen Verfassungen ergangenen Erlasse auf und interpretirte hiernach das Junipatent. Dieser Umstand war Anlaß zu vielen neuen Streitigkeiten zwischen Regierung und Ständen, die noch fortdauerten, als das J. 1866 eine Veränderung dieser Verhältnisse herbeiführte, wenn auch nicht in der von den Ständen angestrebten Weise. Kurhessen hatte sich für den Bundesbeschluß vom 14. Juni erklärt, und sich damit Preußen gegenüber auf die Seite Oesterreichs gestellt; an demselben Tage hatte der Kurfürst die Mobilisirung sämmtlicher Truppen befohlen, während am 15. die Stände gegen den Bundesbeschluß protestirten und die Staatsregierung aufforderten, zu der von dem ganzen Lande gutgeheißenen neutralen Haltung zurückzukehren. Aber bereits 16. Juni rückte General von Beyer von Wetzlar aus in Kurhessen ein und besetzte 18. Juni Kassel. Am 23. Juni, nachdem General von Werder zum Militärgouverneur und der Regierungspräsident von Möller zu seinem Civilcommissar ernannt und die neuen Ministerialvorstände bestätigt waren, wurde der Kurfürst in Kriegsgefangenschaft nach Stettin abgeführt, und 17. Aug. erklärte der König von Preußen durch eine Botschaft Kurhessen wie auch Hannover, Nassau und Frankfurt mit der preuß. Monarchie vereinigt. Unter solchen Umständen fand sich der Kurfürst veranlaßt, am 18. Sept. zur Sicherung seines Hausvermögens sich mit dem König zu verständigen. Er entband seine Unterthanen des Eides, verließ dann Stettin und begab sich auf seine Güter nach Böhmen. Nach dem Gesetz vom 20. Sept. 1866 erfolgte nun 3. Oct. die Besitzergreifung von H.-K. und der andern Länder, in denen dann auch 1. Oct. 1867 die preuß. Verfassung in Kraft trat. Vgl. Rommel, «Geschichte von Hessen» (10 Bde., Gotha u. Kass. 1820—58); Wippermann, «Kurhessen seit dem Freiheitskriege» (Kass. 1850); Gräfe, «Der Verfassungskampf in Kurhessen» (Lpz. 1851); Röth, «Hess. Geschichte» (2 Bde., Kass. 1855).

Hessen-Nassau, preuß. Provinz zwischen Weser und Rhein, durch Gesetz vom 7. Dec. 1868 aus dem Hauptstock der im J. 1866 eroberten mitteldeutschen Gebiete gebildet. Sie umfaßt das ehemalige Kurfürstenthum Hessen (mit Ausnahme der Gemeinden Treis, Katzenberg, Nauheim, Massenheim und Rumpenheim), das ehemalige Herzogthum Nassau (ohne das Amt Reichelsheim und die Gemeinde Haarheim), von der frühern Landgrafschaft H.-Homburg

Digitized by Google

den rechtsrhein. Theil, die übrigen 3. Sept. 1866 vom Großherzogthum Hessen abgetretenen Gebiete (die Kreise Vöhl und Biedenkopf nebst den nordwestlichsten Ortschaften des Gießener Kreises, sodann die Gemeinden Rödelheim und Niederursel), das Gebiet der ehemals Freien Stadt Frankfurt (außer den Gemeinden Dortelweil und Niedererlenbach), endlich die 22. Aug. 1866 von Baiern abgetretenen unterfränk. Districte (Bezirksamt Gersfeld und Landgerichtsbezirk Orb größtentheils). Die Provinz hat ein Areal von 15,895 QKilom.; sie ist ihrer Ausdehnung nach die kleinste unter den 11 vollen Provinzen des Staats, während sie ihrer absoluten Bevölkerungszahl nach die neunte, der Volksdichtigkeit nach die dritte Stelle unter denselben einnimmt. Der zusammenhängende Haupttheil der Provinz grenzt an die preuß. Provinzen Rheinland, Westfalen, Hannover und Sachsen, an das Fürstenthum Waldeck, das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, das Königreich Baiern und das Großherzogthum Hessen; er umschließt jedoch die großherzogl. hess. Provinz Oberhessen und den zur Rheinprovinz gehörenden Kreis Wetzlar. Außer demselben gehören zu H.-N. mehrere Exclaven, nämlich die Grafschaft Schaumburg zwischen lippe-detmolder, schaumb.-lippischem, westfäl. und hannov. Gebiete, die Herrschaft Schmalkalden zwischen sachsen-goth., meining., weimar. und zur Provinz Sachsen gehörendem Gebiete, und die Parcellen Barchfeld in meining., Eimelrode und Höringhausen in waldeckschem Gebiete. Mit Ausnahme des tiefer gelegenen Mainthals zwischen Hanau und Rüdesheim sowie des schmalen Weserthals im Norden, gehört die Provinz dem mitteldeutschen Gebirgslande an, einem wellenförmigen Terrain mit zahlreichen Bergkuppen, isolirten Gipfeln und größern Gebirgsstöcken, zwischen welchen sich die Thalsenkungen der Werra, Fulda, Kinzig, Nidda, des Main und Rhein und der Lahn, sowie deren Zuflüsse hindurchziehen. Oestlich der Fulda sind zu nennen der Kaufungerwald, der auf 751 Mt. sich erhebende Meißner, der Eisberg, der Seulingswald, und die westl. Abhänge der Rhön, weiter südlich die östl. Ausläufer des Vogelbergs als Wasserscheide zwischen Fulda und Kinzig, sowie die nördl. Abhänge des Spessart. Westlich der Fulda erheben sich der Rheinhardswald mit dem großen Staufenberge, der Habichtswald, der Langenberg, der Knüllberg, der Kellerwald, der Hohelohr und der Burgwald, in Nassau nördlich des Lahnflusses der Westerwald mit dem Calzburger Kopf und zwischen Lahn und Rhein der Taunus mit dem großen Feldberge 881 Mt., dem Altkönig, der Hohen Wurzel und dem Niederwald. Im Kreise Rinteln (Schaumburg) erstreckt sich der Süntel; der Kreis Schmalkalden gehört zum Thüringerwalde, dessen 914 Mt. hoher Inselsberg die Grenze berührt. Auf die Stromgebiete der Weser und des Rhein vertheilt sich der Flächenraum der Provinz fast genau zu gleichen Theilen. Die Weser berührt und durchschneidet sie auf einer Strecke von 68 Kilom.; links fließt ihr die Diemel zu. Die Werra läuft nahe der nordöstl. Grenze der Provinz, zum Theil innerhalb, zum Theil außerhalb derselben; die Fulda liegt mit Ausnahme der obersten Strecke ganz in H.-N. und nimmt links die Eder mit der Schwalm auf. Main und Rhein bilden auf einer Strecke von etwa 150 Kilom. die Südwestgrenze der Provinz, bei Frankfurt greift diese Grenze auf 15 Kilom. Flußstrecke über das linke Ufer des Main hinaus, welchem rechts die Kinzig und die Nidda zuströmen. Die Lahn endlich durchschneidet einen großen Theil der Provinz. Das Klima ist im allgemeinen mild und nur in den gebirgigen und waldigen Gegenden rauh, der Boden außer dem rauhen Westerwalde und den östlich belegenen Kreisen fast durchgängig fruchtbar.

Die Bevölkerung belief sich 1. Dec. 1875 auf 1,467,898 Seelen. Nach der Zählung von 1871 (um 69,532 geringer als nach der von 1875) waren darunter 988,041 Evangelische, 371,736 Katholiken, 3892 christl. Sektirer, 36,390 Israeliten, 311 sonstige Bekenner. Von der ertragsfähigen Fläche des Landes kommen auf Gärten und Ackerland ungefähr 630,000, Wiesen und Weiden 210,000, Holzungen 645,000 Hekt. Man baut Getreide aller Art, von Hülsenfrüchten besonders Bohnen, viel Taback, Flachs und Obst, letzteres namentlich im Mainthal und im Rheingau von vorzüglicher Güte. Von großer Bedeutung ist der Weinbau. Das gesammte Weinbergsland beträgt etwa 4000 Hekt., wovon auf den Regierungsbezirk Wiesbaden 3517 Hekt. kommen. Oberhalb Rüdesheim zieht man hauptsächlich Riesling-, im Rheinthal unterhalb Rüdesheim vornehmlich gemischte und Kleinberger Trauben, außerdem Oesterreicher, Klebroth, Frühburgunder, Traminer und Orléanstrauben. Der Ertrag ist je nach der Lage und in den einzelnen Jahren je nach der Gunst oder Ungunst der Witterung qualitativ und quantitativ sehr verschieden. Im J. 1876 standen an Weinbergen im Ertrag 2802,16 Hekt., davon 2669,15 Hekt. mit Weißweinreben, 133,01 Hekt. mit Rothweinreben; der Ertrag belief sich 1876 auf 7,478,160 Lit., davon 7,240,000 Lit. Weißwein und 238,160 Lit. Rothwein. Im Regierungsbezirk Kassel werden nur noch etwa 500 Hekt. mit Wein bebaut, und

Digitized by Google

zwar hauptsächlich in der hanauer Gegend. Die Waldcultur ist, dem bergigen Charakter des Landes entsprechend, eine sehr ausgedehnte (40 Proc. der Gesammtfläche), die Forsten sind reich an Wild und die zahlreichen Waldbäche sowie die größern Flüsse liefern eine Menge von Fischen. Die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Zur Förderung der Land- und Forstwirthschaft bestehen der landwirthschaftliche Centralverein für den Regierungsbezirk Kassel zu Kassel und der Verein nassauischer Land- und Forstwirthe zu Wiesbaden, sowie 35 Zweigvereine und 7 locale nicht klassificirte Vereine mit zusammen 6700 Mitgliedern.

Einen Schatz besitzt die Provinz an ihren zum Theil stark besuchten Heilquellen, unter welchen besonders Schwalbach (Eisen- und Stahlwasser), Homburg und Kronthal (kalte Kochsalzwasser), Soden und Wiesbaden (warme Kochsalzwasser), Nenndorf und Weilbach (Schwefelwasser), Ems, Fachingen und Selters (alkalische Mineralwasser), Schlangenbad (indifferente Quellen) hervorzuheben sind. Aus mehrern dieser Quellen, namentlich aus Selters, werden alljährlich auch große Massen von Krügen mit Mineralwasser in weite Fernen verschickt. Vorzügliche Kaltwasserheilanstalten befinden sich außerdem zu Dietemühle und Nerothal bei Wiesbaden, Johannisberg und Nassau. Steinkohlen werden nur in der Grafschaft Schaumburg (1873 2,246,984 Ctr.), Braunkohlen 4,230,167 Ctr. überall gewonnen. Von weit größerer Bedeutung ist dagegen der Erzbergbau vorzugsweise im Regierungsbezirk Wiesbaden; 1873 förderte derselbe 16,076,562 Ctr. Eisenerze, 170,429 Ctr. Zinkerze, 576,540 Ctr. Bleierze, 85,496 Ctr. Kupfererze, 1248 Ctr. Kobalterze, 205 Ctr. Nickelerze, 273,761 Ctr. Manganerze, 961,430 Ctr. Roheisen, 87,366 Ctr. Blei und Glätte, 3804 Ctr. Kupfer, 10,320 Ctr. Silber, 375 Pfd. Gold. Im Regierungsbezirk Kassel ist das eigentliche Hüttenwesen von geringer Bedeutung, während die weitere Verarbeitung der Metalle zu Waaren, Maschinen, Geräthen u. s. w. in der ganzen Provinz sich zunehmend entwickelt. Von andern Industriezweigen sind hervorzuheben die Fabrikation bearbeiteter Steine, von Marmorwaaren und gebrannten Thonwaaren im Westerwald, von Holzwaaren in den Gebirgsdistricten, von Obstwein im Mainthal, von Schaumwein in den nassauischen Weindistricten, die Bierbrauerei, die Tabacks- und Cigarrenfabrikation in Frankfurt, Hanau und andern Orten, die Baumwollspinnerei und Weberei und die Tuchfabrikation, die Leder- und Lederwaarenindustrie, die Papier- und Spielkartenfabrikation, die Schriftgießerei, die Bijouterie-, Gold- und Silberwaarenfabrikation u. s. w. Die bedeutendsten Industrie- und Handelsplätze sind Frankfurt a. M., Kassel, Hanau, Wiesbaden, Fulda, Karlshafen, Dillenburg und Limburg. Neben einem ausgedehnten Landstraßennetz vermitteln den Verkehr die natürlichen Wasserstraßen und mehrere Eisenbahnen. Die Gesammtlänge der schiffbaren Wasserstraßen in der Provinz beträgt 440 Kilom. Künstliche Schifffahrtskanäle fehlen ganz. An Eisenbahnen besaß H.-N. im J. 1872 schon 850 Kilom. Unter der großen Zahl der jährlich stattfindenden Märkte sind die bedeutendsten die Messen zu Frankfurt a. M., Kassel, Hanau und Rinteln, der Wollmarkt zu Diez, der Hopfenmarkt zu Grenzhausen, die Pferdemärkte zu Fritzlar, Marburg und Hadamar. Die Interessen des Handels- und Gewerbestandes werden durch die Handelskammern zu Dillenburg, Frankfurt a. M., Hanau, Kassel, Limburg und Wiesbaden wahrgenommen. Den Geldverkehr vermitteln die Reichsbankhauptstelle zu Frankfurt a. M., die Reichsbankstelle zu Kassel und die Reichsbanknebenstelle zu Hanau und Wiesbaden, die Privatzettelbanken zu Frankfurt a. M., ferner die Nassauische Landesbank zu Wiesbaden, die Frankfurter Vereinskasse, die Hypothekenbank daselbst und die Frankfurter Filiale der Darmstädtischen Bank für Handel und Industrie sowie zahlreiche Bankiers, deren Thätigkeit namentlich in Frankfurt a. M. von außerordentlich großer Bedeutung ist.

Unter den Unterrichtsanstalten nimmt die 1527 gestiftete Universität zu Marburg den ersten Platz ein. Als sonstige höhere Lehranstalten sind hervorzuheben 10 Gymnasien, 2 Realschulen erster Ordnung, 6 Realschulen zweiter Ordnung, 2 Progymnasien, 3 höhere Bürgerschulen mit Berechtigung zur Abhaltung von Abgangsprüfungen, 10 andere höhere Bürgerschulen; ferner mehrere Priester- und Schullehrerseminare, Handels- und Gewerbeschulen, forst- und landwirthschaftliche Lehranstalten, Taubstummeninstitute, Hebammen- und Entbindungsanstalten u. s. w. Hinsichtlich der Ausbildung und Verbreitung des Volksschulunterrichts nimmt H.-N. unter den preuß. Provinzen eine der ersten Stellen ein. Administrativ steht die Provinz unter dem Oberpräsidium zu Kassel und umfaßt die beiden Regierungsbezirke Kassel (s. d.) und Wiesbaden (s. d.); anstatt gemeinschaftlicher Provinzialstände sind für jeden Regierungsbezirk Communalstände als begutachtende Körperschaften und zur Controle provinzieller Anstalten eingesetzt. In gerichtlichen Angelegenheiten zerfällt H.-N. in drei Gebiete. Der Regierungsbezirk Kassel bildet zugleich den Bezirk des Appellationsgerichts zu Kassel mit 6 Kreisgerichten in

Digitized by Google

Kassel, Fulda, Hanau, Marburg, Rinteln und Rotenburg und weiter 77 Amtsgerichten. Die Rechtspflege für das frankfurter Gebiet versehen das dortige Appellationsgericht, das Stadtgericht, das Stadtamt und das Landjustizamt. Als zweite Instanz für den Rest der Provinz dient das Appellationsgericht zu Wiesbaden, als erste Instanz die drei Kreisgerichte zu Dillenburg, Limburg und Wiesbaden nebst 32 Amtsgerichten. Berg- und Hüttenwesen des Regierungsbezirks Kassel sind dem Oberbergamte zu Clausthal, des wiesbadener Bezirks dem Oberbergamte zu Bonn unterstellt. In militärischer Beziehung bildet die Provinz wesentlich den Ersatz- und Garnisonsbezirk des 11. Armeecorps (Generalcommando in Kassel, Commando der 21. Division in Frankfurt a. M., der 22. Division in Kassel), zu dessen Verband indeß auch noch die großherzogl. hess. Truppen als 25. Division gehören.

Hessen-Philippsthal, die jüngere Nebenlinie von H.-Kassel, ohne Landeshoheit, wurde von Philipp, geb. 1655, dem dritten Sohne des Landgrafen Wilhelm VI. und der Hedwig Sophie, einer Schwester des Großen Kurfürsten von Brandenburg, begründet. Bei seines Vaters Tode 1663 erhielt er zufolge des Testaments desselben eine Jahresrente. Durch seinen Bruder, den Landgrafen Karl, wurde er 1678 mit dem durch das Aussterben der Familie von Wersebe heimgefallenen Dorfe Herleshausen beliehen und ihm 1685 das ehemalige Kloster Kreuzberg an der Werra zur Errichtung einer beständigen Residenz eingeräumt, das er hierauf unter dem Namen Philippsthal, der dann auch auf das nahegelegene Dorf Kreuzberg überging, in ein Schloß umwandelte. Auch ererbte er von seiner Mutter nicht unbedeutende Güter, namentlich die Hälfte des Schlosses und der Erbvogtei Barchfeld. Er starb 1721. Von seinen beiden ihn überlebenden Söhnen führte Karl (geb. 1682, gest. 1770) die Linie H.-P. fort; Wilhelm (geb. 1692, gest. 1761) wurde der Stifter der Linie Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Der Landgraf Karl hatte seinen Sohn Wilhelm zum Nachfolger, der 1810 starb. Ihm folgte, da sein ältester Sohn, der Prinz Karl, bei der Belagerung von Frankfurt a. M. 2. Jan. 1793 seinen Tod gefunden hatte, sein Bruder Ludwig, der als Gouverneur von Gaëta großen Ruhm durch tapfere Vertheidigung dieser Festung sich erwarb. Ludwig starb 15. Febr. 1816, und da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so folgte ihm der Landgraf Ernst Konstantin, geb. 8. Aug. 1771, der bis 1796 in holländ. Diensten gewesen, 1808 Großkammerherr des Königs von Westfalen geworden und später wieder in niederländ. Dienste getreten war. Als dieser 25. Dec. 1849 starb, folgte ihm sein ältester Sohn Karl und diesem, der 12. Febr. 1868 starb, sein Sohn Ernst (geb. 20. Dec. 1846). — In der Linie Hessen-Philippsthal-Barchfeld folgte dem Stifter Wilhelm sein Sohn Adolf (geb. 1742, gest. 1803), der seinen Sohn Karl August Philipp Ludwig (geb. 27. Juni 1784, gest. 17. Juli 1854) zum Nachfolger hatte. Diesem folgte sein Sohn Alexis Wilhelm (geb. 13. Sept. 1829), dessen landgräfl. Titel jedoch von seiten des Kurfürsten von Hessen erst 1857 anerkannt wurde. Landgraf Alexis vermählte sich 1854 mit der Prinzessin Luise, Tochter des Prinzen Karl von Preußen, welche Ehe 1861 geschieden ward. Sein jüngerer Bruder, Prinz Wilhelm Friedrich Ernst (geb. 3. Oct. 1831), königl. preuß. Contreadmiral à la suite, vermählte sich in erster Ehe 1857 mit der Prinzessin Marie von Hanau, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., aus welcher Ehe zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen hervorgingen. Nach erfolgter Scheidung dieser Ehe 1872 vermählte er sich 1873 mit Prinzessin Juliane, Tochter des Fürsten Ludwig von Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt.

Hessenfliege, Weizenfliege (Cecidomyia destructor), heißt eine dem Getreide höchst verderbliche Gallmückenart, welche die Nordamerikaner so nannten, da sie glaubten, sie sei von den hess. Soldaten 1776 in ihrem Stroh eingeschleppt worden. Neuerdings ist die Naturgeschichte dieser, in ganz Mitteleuropa einheimischen Mücke infolge von Verheerungen, die sie 1833 in Ungarn anrichtete, von Kollar genauer untersucht worden. Sie gleicht der gemeinen Schnake, ist sehr zart, mit kurzen schwarzen Härchen bedeckt; die Brust und die Wurzel der Flügel goldgelb. Das Weibchen legt die winzigen Eierchen vom Mai an mit einem Legestachel nahe an der Wurzel zwischen Scheide und Halm. Die weißlichen, hinten zugespitzten Maden fressen sich in den Halm der Wintersaat ein und überwintern dort. Im Frühjahr fressen sie, häufig nesterweise zusammengeballt, den untersten Halmknoten aus. Der Halm setzt keine Aehre an, legt sich um und verdorrt. Die Maden verpuppen sich zu dunkelrothbraunen Tönnchen. Die einzige Hülfe gegen die H. liegt im Abschneiden des Getreides und Verbrennen der Stoppeln.

Heßhusius (Tilemann), ein durch seine Polemiken bekannter prot. Theolog, geb. zu Wesel 3. Nov. 1527, wurde, nachdem er mehrere deutsche und franz. Universitäten, namentlich auch Wittenberg besucht, 1552 Prediger in Goslar, jedoch seines Ungestüms wegen, mit dem er die

Digitized by Google

Reformation der daselbst bestehenden Collegiatstifter und Klöster betrieb, 1556 aus der Stadt verwiesen und hierauf Prediger in Rostock, wo er aber auch kaum ein Jahr sich zu halten vermochte. Nachdem er den Bürgermeister, weil ihn dieser in seinem stürmischen Eifer nicht unterstützte, öffentlich in den Bann gethan, ging er nach Wittenberg zurück, wo er sich an Melanchthon anschloß, auf dessen Empfehlung er 1558 als erster Professor der Theologie zu Heidelberg und General-Superintendent der pfälz. Kirchen angestellt wurde. Hier fand er an dem Diakonus Klebitz, den er seiner Hinneigung zur Calvin'schen Lehre wegen angriff, den heftigsten Gegner, und ihre Streitigkeiten erregten bald eine solche Aufregung in der ganzen Pfalz, daß der Kurfürst es für gerathen hielt, beide zugleich im Sept. 1559 abzusetzen. H. wurde bald darauf Superintendent zu Bremen, wo er aber, da der Rath auf die von ihm vorgeschlagenen gewaltsamen Maßregeln gegen die Kryptocalvinisten einzugehen Bedenken trug, sein Amt selbst niederlegte, um als Prediger nach Magdeburg zu gehen. Auch in Magdeburg erregte er durch sein heftiges Polemisiren gegen den Synergismus so gewaltigen Anstoß, daß er bereits 1562 aus der Stadt verwiesen werden mußte. Nicht lange darauf erhielt er eine theol. Professur in Jena, die er aber infolge der Streitigkeiten, in die er mit Strigel und Flacius gerieth, aufzugeben sich genöthigt sah. Im J. 1574 wurde er Bischof von Samland, jedoch wegen seiner Streitigkeiten und als Irrlehrer auch dieses Amtes wieder entsetzt, worauf er endlich als Professor der Theologie nach Helmstedt kam, wo er 1588 starb. Von seinen meist polemisch-dogmatischen Schriften sind zu erwähnen: «De servo arbitrio» (Magdeb. 1562) und «Antidotum contra impium dogma Flacii» (Jena 1579). Vgl. von Helmolt, «Tilemann H.» (Lpz. 1859); Wilkens, «Tilemann H.» (Lpz. 1860).

Hessus (Helius Eobanus), einer der ausgezeichnetsten latein. Dichter Deutschlands im 16. Jahrh. und ein Vorkämpfer der Reformation, wurde 6. Jan. 1488 in Bockendorf bei Frankenberg in Kurhessen geboren. Sein Vater war Koch im Kloster Haina. Wenn sich H. auf der Universität zu Erfurt als Eobanus Coci inscribiren ließ, so bezog sich dieser Name nur auf das Geschäft seines Vaters. H. nannte er sich nach seinem Geburtslande, Helius als Dichter nach dem Dichtergott Apollo (Helios) und als Sonntagskind. Er erhielt seinen ersten Unterricht im Kloster Haina und zu Frankenberg, studirte dann in Erfurt Philosophie und wurde Rector an der Severischule daselbst, verließ aber die Stadt infolge der Unruhen 1509 und kam zu dem Bischof Hiob von Dobeneck zu Riesenburg in Ostpreußen, der ihn 1513 nach Frankfurt a. O. und Leipzig sendete, um die Rechte zu studiren. Da aber H. diesem Studium keinen Geschmack abzugewinnen vermochte, wendete er sich schon im Sommer 1514 wieder nach Erfurt, wo er auch seine Rectorstelle wiedererhielt und 1516 Professor der Rhetorik und Dichtkunst an der Universität wurde. Als solcher erfreute er sich eines außerordentlichen Beifalls. Mit Eifer verfocht er später Luther's Sache, der er sich von Anfang anschloß. Die fast ausschließlich theol. Richtung der Studirenden, welche jetzt eintrat, minderte aber die Zahl seiner Zuhörer so, daß er bei seinem geringen Gehalte in große Verlegenheit gerieth, aus der er 1526 durch Berufung an das neubegründete Gymnasium zu Nürnberg errettet wurde. Noch einmal kehrte er zwar 1533 auf Anliegen mehrerer Freunde nach Erfurt zurück; doch gerieth er sehr bald wieder in Nahrungssorgen, und ein Ruf an die Universität zu Marburg für die Professur der Geschichte 1536 war ihm daher willkommen. Er starb hier 4. Oct. 1540. Zum Dichter geboren, würde er die erste Stelle unter allen neuern lat. Dichtern einnehmen, wenn er sich nicht durch innere Unruhe hätte abhalten lassen, seinen Werken das Siegel der Vollendung zu geben. Unter seinen Werken sind namentlich berühmt die metrische Uebersetzung der Psalmen, und die der Iliade Homer's (1540). Seine Heroiden erwarben ihm den Beinamen des deutschen Ovid; Luther nannte ihn den rex poetarum. Außerdem verfaßte H. viele Idyllen, Epigramme u. s. w., die er in einer Auswahl unter dem Namen «Sylvae» herausgab. Vgl. Schwertzell, «Helius Eobanus H., ein Lebensbild aus der Reformationszeit» (Halle 1874).

Hestia ist der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Hesychasten oder Quietisten, s. Quietismus.

Hesychius, griech. Grammatiker aus Alexandria, lebte gegen Ende des 4. Jahrh. n. Chr., nach andern im 6. Jahrh., und verfaßte ein griech. Lexikon, das er in der Hauptsache aus frühern ähnlichen Werken entlehnte. Am besten wurde es bearbeitet von Alberti und Ruhnken (2 Bde., Leid. 1746—66; dazu Ergänzungen von Schow, Lpz. 1792) und von M. Schmidt (5 Bde., Jena 1857—68; Handausgabe, 2 Thle., Jena 1864; 2. Aufl. 1867). — Nicht zu verwechseln mit ihm ist der Geschichtschreiber H. aus Milet, mit dem Beinamen Illustrius, zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr., Verfasser einer nur noch in Bruchstücken vorhandenen Chronik, welche

Digitized by Google

von den ältesten Zeiten bis auf den Tod des Anastasius geht, und einer wol nur im Auszuge erhaltenen alphabetischen Uebersicht der vorzüglichsten griech. Gelehrten, namentlich der Philosophen, welche meist aus dem Werke des Diogenes von Laerte oder einer ältern Schrift, welche dasselbe Material enthielt, entlehnt ist. Beide Schriften wurden von Orelli (Lpz. 1820) und von C. Müller im vierten Bande der «Fragmenta historicorum Graecorum» herausgegeben.

Hetären, d. h. Freundinnen, wurden die Buhlerinnen der Griechen genannt. Solche fanden sich in größerer Zahl in den Städten, in welchen um des Handels oder sonstiger Interessen willen viele Fremde zusammenströmten, wie besonders in Korinth (wo ihr Gewerbe durch Verbindung mit dem Cultus der Aphrodite eine gewisse religiöse Weihe erhielt) und in Athen. Gewöhnlich waren es freigelassene Sklavinnen, aber auch Freigeborene, die in den verschiedensten Abstufungen unter dem Aushängeschild einer erheiternden Kunst, als Tänzerinnen, Zither- und Flötenspielerinnen, bei Gastmählern und andern Festlichkeiten ihre Reize ausboten. Der Umgang mit H. galt in Griechenland nicht als entehrend; auch scheute man sich nicht, eine öffentliche Steuer von diesem Gewerbe zu erheben. Infolge davon, daß die Stellung und Bildung der griech. Frauen durch die Sitte im allgemeinen äußerst beschränkt war, wurde es solchen, die sich über die Sitte hinwegsetzten, leichter, vor jenen durch Geist und Feinheit und Gewandtheit im Umgang sich auszuzeichnen. So erklärt es sich, daß wenn man auch, wie man muß, von einer Erscheinung wie Aspasia (s. d.) hier absieht, einige H. auch bedeutende Dichter, Philosophen, Redner und Staatsmänner dauernd zu fesseln wußten, wie Thais (die Geliebte Alexander's und nachherige Gemahlin des Ptolemäus Lagi), Myrrhina, welche den König Demetrius ganz in ihrer Gewalt hatte, Leontion, die Geliebte Epikur's, und andere. Noch andere wurden durch ihre verführerischen Künste berühmt, wie Lais aus Sicilien in Korinth, oder durch berühmte Künstler verherrlicht, wie Phryne aus Thespiä in Athen durch Praxiteles. Verhältnisse zu H. bilden den Hauptgegenstand der sog. neuern griech. Komödie, die wir freilich außer durch Fragmente hauptsächlich durch die vergröberten Nachbildungen des Plautus und Terenz kennen; von erhaltenen Werken der griech. Literatur, die sich mit ihnen beschäftigen, sind besonders Lucian's «Hetärengespräche» und Alciphron's «Hetärenbriefe» zu nennen. Ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben derselben hat Wieland in «Menander und Glycerion» sowie im «Aristipp» entworfen. F. Jacobs gab in zwei Abhandlungen, «Die hellenischen Frauen» und «Von den H.», in den «Vermischten Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1830) eine feinsinnige und belehrende Schilderung.

Hetärie (ἑταιρία) hieß zunächst ein theils politischer, theils wissenschaftlicher Geheimbund, von dem thessal. Griechen C. Rhigas Ferrhäos um die Mitte des 18. Jahrh. gebildet mit der Tendenz, das griech. Volk besonders durch Verbreitung der Bildung und der altgriech. Literatur auf seine Befreiung vom türk. Joche vorzubereiten. Der Bund hatte keine Folgen, und löste sich nach der Hinrichtung des Stifters (1798) durch die Türken auf. — Unter dem Namen H. der Freunde (ἑταιρία τῶν φιλικῶν) kennt ferner die Geschichte des neuern Griechenland einen ähnlichen Geheimbund mit politischer, die Befreiung der Griechen vom türk. Joche bezweckender Tendenz; derselbe wurde 1814 von zwei Griechen, Skufas und Xanthos in Odessa gegründet; die Gründer zogen später noch weitere sechs Gleichgesinnte in ihr Vertrauen, von denen der Bedeutendste Anthimos Gazis, ein durch literarische Arbeiten bekannter Mönch war; diese acht bildeten bis zum Ende den leitenden Ausschuß des Bundes. Nach ihrem Organismus hatte die Gesellschaft fünf Grade, denen später noch zwei weitere von militärischer Bedeutung beigefügt wurden. Der Sitz des Bundes war in Odessa und Konstantinopel; zahlreiche Agenten (Apostel) an verschiedenen Orten der Balkanhalbinsel hatten die Mission zu weitern Einweihungen, zur Vorbereitung der Gemüther auf den nahenden Aufstand und zu ähnlichen Zwecken. Das Haupt der H. blieb in mystisches Dunkel gehüllt; oder richtiger ein solches bestand nicht außer dem Ausschuß der Gründer, welche es verstanden, mit großem Geschick die Eingeweihten glauben zu machen, daß der Kaiser von Rußland selbst das Haupt des Bundes sei; der Umstand, daß unter den Agenten des Bundes viele russ. Consularbeamte (wol nicht ohne Vorwissen ihrer Regierung) griech. Abkunft sich befanden, trug zur Mystification bei; durch diese gelang es, die H. bald über die ganze Balkanhalbinsel zu verbreiten, und bedeutende Persönlichkeiten, wie den Patriarchen Gregorius, die beiden Brüder Ypsilanti, den Hospodar Michael Sutsos, Alexander Maurokordatos, den Chef der Maina Petro Mauromichalis, den angesehensten der Primaten des Peloponnes A. Zaimis, viele geistliche Würdenträger u. s. w. unter die Mitglieder zu rechnen; auch der Fürst Miloſch von Serbien war unter den Eingeweihten; doch mislang der im Sommer 1817 durch den Serben Karadjordje (s. Czerny)

Digitized by Google

eingeleitete Versuch, Serbien zum Aufstande gegen die Pforte zu veranlassen. Indessen ward die Gefahr der Entdeckung für den Bund und dessen Ausschuß infolge der Ausbreitung des Bundes mit jedem Jahre drohender; schon war man zweimal dem Verrath durch die auf Befehl des Ausschusses erfolgte Ermordung zweier unzuverlässiger Apostel zuvorgekommen; man mußte zur That schreiten, obgleich es an allem dazu Nöthigen fehlte; vor allem war man verlegen um einen Chef mit genügender Autorität; so bestürmte man 1818 den Grafen Kapodistrias in Petersburg, sich als Haupt zu enthüllen und die Leitung der H. und des Aufstandes zu übernehmen; der kluge Staatsmann lehnte dies entschieden ab, bezeugte übrigens dem Unternehmen seine Sympathie; hierauf wandte man sich an den Prinzen Alexander Ypsilanti, damals General in russ. Diensten. Dieser suchte sich Gewißheit zu verschaffen, ob der Kaiser Alexander die Bewegung und seine persönliche Theilnahme an derselben billigen würde und nahm dann die sichtbare Anführerschaft des Bundes unter dem Namen eines Commissars des Hauptes an. So brach denn 1821 in der Moldau und Walachei, im Peloponnes und auf den Inseln ohne die nöthigen Mittel, ohne gehörige Verständigung und Plan der Aufstand aus und die H. als Bund hörte auf zu bestehen. — Neben dieser H. hatte sich 1813 auch eine wissenschaftliche Gesellschaft in Athen gebildet (ἑταιρία τῶν φιλομούσων, Gesellschaft der Musenfreunde), welche die Uebersetzung der Classiker und die Gründung eines archäol. Museums in Athen zum Zweck hatte, mit dem eine Bibliothek verbunden sein sollte; diese H. hatte nichts Geheimes, und stand unter der Protection des Grafen Kapodistrias; absichtlich ließ sich der gleichnamige Geheimbund, soweit es seinen Zwecken diente, mit dieser Gesellschaft verwechseln, und anderntheils glauben machen, die Protection des Grafen aus Korfu gelte ihm. Diese Gesellschaft erweiterte sich während des griech. Aufstandes, indem sie sich der Verbreitung der Bildung und der Errichtung von Volksschulen und Bibliotheken im Lande annahm. Mit der definitiven Befreiung des Landes hörte dieselbe zu bestehen auf. — Eine ähnliche wissenschaftliche H. wurde auch in Wien kurz vor dem Congresse gebildet, um durch Ausbildung von Griechen auf europ. Universitäten und durch Gründung von Schulen in Griechenland sowie durch Zeitschriften dort Bildung und Aufklärung zu verbreiten.

Hetĕro..., griech. Vorsilben, dem deutschen Anders..., Fremd..., Ungleich... entsprechend, bezeichnet im Gegensatz zu Auto..., Iso... und Ortho... das Andersgestaltete, Fremdartige, Ungleichgebildete, Unrichtige. Heterochroisch, verschiedenfarbig, bunt. Heterodox, andersgläubig, heißt in der Kirchensprache eine religiöse Meinung, welche dem angenommenen Lehrbegriffe widerstreitet. Das Festhalten solcher Meinungen heißt Heterodoxie. Die kath. Kirche gebraucht in demselben Sinne und zur Bezeichnung derselben Sache die Worte häretisch und Häresie (s. d.); das Gegentheil ist Orthodoxie (s. d.). Heterogen, verschiedenartig, ungleichartig. Heterographie, Neuerung in der Orthographie. Heterokrasie, verschiedenartige Mischung, namentlich der Säfte. Heteromorph, verschiedengestaltig, andersgestaltet. Heteropathie soviel wie Allopathie. Heterophyllisch, ungleichblätterig. Heteroplasie, krankhafte organische Bildung. Heteroptik, falscher Schein, Trug. Heterorrexie, fremdartiger Appetit. Heteroscii, die nur nach Einer Seite Schatten Werfenden, s. Ascii.

Hetman oder Ataman ist der Titel des Oberhaupts oder Feldherrn der Kosaken. Der König von Polen, Stephan Bathori, der die unter poln. Oberhoheit stehenden Kosaken 1576 besser organisirte und ihnen am Dnjepr feste Wohnsitze anwies, ertheilte dem H. zum Zeichen seiner Würde einen Commandostab und ein Siegel, dem Heere eine Fahne. Als die Kosaken 1654 sich den Russen unterwarfen, wurde ihnen ihre frühere Verfassung gelassen. Während des 17., 18. und noch zu Anfang des 19. Jahrh. wurde für jedes größere, ins Feld gestellte Heer ein H. gewählt, und zwar durch die gesammte Mannschaft und durch Zuruf. Der H. führte sein Amt bis zur Rückkehr des Heers ins donische Land, und zwar vollständig dictatorisch mit dem Rechte über Leben und Tod. Als aber der H. Mazeppa (s. d.) 1708 die Partei Karl's XII. ergriff, in der Absicht, ein unabhängiges Fürstenthum zu stiften, beschränkte Peter I. sie vielfach in ihren Rechten. Lange Zeit blieb die Stelle eines H. unbesetzt, und als 1750 der Graf Rasumowski zum H. gewählt wurde, erhielt er statt der ehemaligen Domänen und Zollgefälle 50,000 Rubel jährlichen Gehalt. Die Kaiserin Katharina hob die ukrainische Hetmanswürde gänzlich auf und setzte dafür eine Regierung von acht Mitgliedern ein. Die donischen Kosaken haben zwar ihren H. behalten, doch ist dieser auf die Befugnisse eines Generalgouverneurs beschränkt. Seit 1835 bekleidet der Großfürst-Thronfolger die Würde eines H. aller Kosaken. Unter diesem steht für jedes Woissko ein besonderer Stellvertreter (Nakasny Ataman), welcher im donischen Lande erweiterte Machtbefugnisse besitzt und dort den Ehrentitel

Digitized by Google

Woisskowoi Ataman (Heereshetman) führt. (S. Kosaken.) — Auch in Polen war der Name H. für die Heerführer üblich. Großhetman (Hetman wielki) hieß seit 1581, wo Zamojski zu dieser Würde erhoben wurde, der Oberfeldherr des ganzen poln. Heers. Ihm zur Seite stand und ihn vertrat der Feldhetman (Hetman polny), der ursprünglich nur die Grenzen des Reichs gegen die Tataren zu hüten hatte. Es gab einen Großhetman und einen Feldhetman ebenso wol für die Krone Polen wie für das Herzogthum Litauen; doch waren die erstern die angesehenern. Der Großhetman wurde vom König ernannt und seine Macht über das Heer war unbeschränkt, hörte aber auf, wenn der König selbst beim Heere befehligte. Ihm allein schwur das Heer Treue, ihm gehörten alle Gefangenen und das Lösegeld für dieselben; doch durfte er in die Volksberathungen sich nicht mischen und den Königswahlen nicht beiwohnen. Der Reichstag von 1702 hob die Hetmanswürden auf.

Hettner (Herm. Jul. Theod.), ausgezeichneter Kunst- und Literarhistoriker, geb. 12. März 1821 zu Leisersdorf bei Goldberg in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Hirschberg und widmete sich 1838—43 auf den Universitäten zu Berlin, Heidelberg und Halle hauptsächlich philol. und philos. Studien. Nach deren Beendigung wandte er sich nach Breslau, um sich für die akademische Laufbahn vorzubereiten. In dieser Zeit erwachte indeß immer entschiedener seine Vorliebe für ästhetische, kunst- und literargeschichtliche Studien, die ihn im Frühjahr 1844 nach Italien führten. Während der drei Jahre, die er daselbst verblieb, weilte er meist in Rom, doch durchwanderte er von hier aus alle wichtigern Kunststätten Ober-, Mittel- und Unteritaliens sowie Siciliens. Ostern 1847 habilitirte er sich als Privatdocent in Heidelberg für Aesthetik, Kunst- und Literaturgeschichte. Im Frühjahr 1851 wurde er außerord. Professor in Jena und folgte dann 1855 einem Rufe nach Dresden als Director der königl. Antikensammlung und des Museums der Gipsabgüsse, sowie als Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste. Behufs kunstgeschichtlicher Zwecke hat H. seitdem wiederholte Reisen nach Griechenland, Frankreich, England, Belgien und besonders wieder nach Italien unternommen. Sein Hauptwerk ist die «Literaturgeschichte des 18. Jahrh.» (6 Bde., Braunschw. 1856—70; 3. Aufl. 1870—76). Dieselbe behandelt im ersten Theile die Geschichte der engl. Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrh., im zweiten die Geschichte der franz. Literatur im 18. Jahrh., im dritten Theil, der seinerseits vier Bände umfaßt, die Geschichte der deutschen Literatur von der Zeit des Westfälischen Friedens bis zum Tode Goethe's; sie ist die geschichtliche Darstellung der von den drei neuern Culturvölkern in folgerichtiger Fortentwickelung geführten großen Aufklärungskämpfe von ihren ersten Anfängen bis zur Eroberung des modernen Humanitätsideals und der aus diesen Kämpfen hervorgehenden Philosophie und Dichtung. Von H.'s übrigen Schriften sind insbesondere noch hervorzuheben die «Vorschule zur bildenden Kunst der Alten» (Oldenb. 1848), «Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller» (Braunschw. 1850), «Das moderne Drama» (Braunschw. 1852), «Griech. Reiseskizzen» (Braunschw. 1853), «Das königl. Museum der Gipsabgüsse zu Dresden» (3. Aufl. 1872), «Der Zwinger in Dresden» (Lpz. 1874).

Hetze oder **Hatz** heißt im allgemeinen eine jede Jagd, bei der das Wild durch Hunde gefangen wird. In der Jagdterminologie wird jedoch H. nur für das Fangen des Schwarzwildes und der Raubthiere mittels Hunden gebraucht. Das Hetzen des nützlichen Wildes durch Hunde heißt Parforce-Jagen. Zur Bärenhetze werden vorzüglich deutsche und poln. Jagdhunde und Hetzhunde verwendet. Letztere sind entweder Bären- oder Bullenbeißer, engl. Doggen oder dän. Blendlinge. Zur Sauhetze bedient man sich hauptsächlich der Blendlinge, zur Fuchshetze, die vorzüglich in England in großem Ansehen steht und in neuerer Zeit auch auf dem Continente wieder in Aufnahme gekommen ist, der Bracken (fox-hounds). Fast ebenso beliebt ist in England die Otternhetze, zu der verschiedene Arten kleiner muthiger Hunde gebraucht werden. H. nennt man auch die Anzahl der Hunde, die gemeinschaftlich an ein Stück Wild gehetzt werden. Hatzmann heißt der Hundeführer, der einen oder zwei Hunde zur H. führt; er ist hatzfertig, wenn er die Schleifen an der Hatzleine aufgezogen hat.

Heu nennt man getrocknete Gräser (Wiesenheu) des ersten Schnitts, zum Unterschied von Grummet, welches aus den getrockneten Gräsern des zweiten oder dritten (letzten) Schnitts besteht. Man unterscheidet süßes und saueres H., je nachdem die Wiesen künstlich bewässerte oder trockengelegene, oder naß und sumpfig sind. Auf trockenen, frischen oder künstlich bewässerten Wiesen besteht nämlich der Graswuchs aus Süßgräsern (Gramineen), auf nassen, sumpfigen dagegen zum großen Theil aus Sauergräsern (Cyperaceen und Juncaceen). Saueres H. ist viel weniger nahrhaft und gesund als süßes. Das Mähen des Grases zu H., die Heuernte, findet

Digitized by Google

statt, wenn der größte Theil der Gräser in frischer Blüte steht, und geschieht entweder mit der Hand durch die Sense oder mit der Grasmähemaschine, von der es eine größere Zahl von Constructionen gibt. Werden die Wiesen zu spät gemäht, d. h. ist die Mehrzahl der Gräser schon abgeblüht, so hat das H. einen großen Theil der Nährkraft verloren, indem die Samenbildung den Nährstoffgehalt aus Blatt und Halm großentheils absorbirt. Am richtigsten würde es sein, die Wiesen vor der Blütezeit der Süßgräser zu mähen, denn man würde da das nahrhafteste H., wenngleich weniger Masse erhalten. Das Trocknen des H. an der Sonne wird durch öfteres Umwenden und Verstreuen der Schwaden mit dem Rechen sehr befördert. Man hat dazu aber auch Heuwendemaschinen im Gebrauch, die sich besonders auf ebenen Flächen als zweckmäßig bewähren. Das Zusammenraffen des H. in Gelege (Zeilen) und zum Behuf des Aufladens auf den eigenthümlich gerüsteten Heuwagen geschieht entweder mit der Hand oder mit dem Pferderechen, letzteres hier und da auch mit der Heuegge, Heuwalze und dem Middleton'schen Heurahmen. Ein andere Art des Heumachens (braunes H.) ist neuerdings vielfach eingeführt worden. Das abgemähte Gras wird dabei in große Haufen gebracht, fest zusammengetreten und, wenn es sich gehörig erhitzt hat, auseinandergezogen und dünn und locker ausgestreut, wo dann einige Stunden Sonnenschein hinreichen, das braune Gras zu trocknen; oder man zieht auch die in Gärung gerathenen Grashaufen nicht auseinander, sondern läßt die Gärung verlaufen und die Haufen bis zur Verfütterung stehen.

Heubner (Otto Leonhard), bekannt aus dem dresdener Maiaufstande von 1849, geb. 17. Jan. 1812 zu Plauen im sächs. Vogtlande, studirte die Rechte in Leipzig und lebte darauf bis 1843 in seiner Vaterstadt und in Mühltroff als Director mehrerer größern Patrimonialgerichte und Rechtsanwalt, worauf er als königl. Kreisamtmann nach Freiberg berufen wurde. Als Abgeordneter zur Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt 1848, nahm er seinen Sitz auf der Linken, legte jedoch schon Anfang 1849 sein Mandat nieder, um die auf ihn gefallene Wahl zum Mitgliede der sächs. Ersten Kammer anzunehmen. Hier war er einer der Führer der gemäßigten Linken. Als 3. Mai 1849 zu Dresden der Aufstand zu Gunsten der Reichsverfassung begann, wurde H. zum Mitgliede der Provisorischen Regierung gewählt. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurde H. zu Chemnitz verhaftet und wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, jedoch zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Erst 28. Mai 1859, bei der Vermählungsfeier des Prinzen Georg, erfolgte seine Freilassung. Während seiner Gefangenschaft hatte sich H. vielfach literarisch beschäftigt. Nach seiner Entlassung erhielt H. eine Anstellung bei der dresdener Hypothekenversicherungsgesellschaft und wurde im Juni 1865 zu deren erstem Director erwählt. Im J. 1867 legte er diese Stelle nieder, um in seinen frühern Beruf als Rechtsanwalt wieder einzutreten. Zugleich wurde er in die sächs. Zweite Kammer gewählt.

Heufieber oder Heuasthma, Bostock'scher Katarrh (Catarrhus aestivus, Hay-fever), nennt man eine eigenthümliche, leicht fieberhafte, mit hartnäckigem Katarrh der Bindehaut, der Nasenschleimhaut, der obern Luftwege und mehr oder minder heftigen Beschwerden verbundene Affection, welche gewisse, dazu besonders disponirte Personen regelmäßig, bisweilen in alljährlich wiederkehrenden Anfällen befällt, sobald sie sich den Ausdünstungen gewisser blühender Gräser, meist kurz vor der Heuernte, aussetzen. Als krankmachende Ursache sind die eingeathmeten Pollen (Blütenstaub) gewisser Grasarten zu betrachten, welche innerhalb der Luftwege aufquellen und dadurch eine mechanische anhaltende Reizung der Schleimhäute verursachen. Die Krankheit, welche besonders häufig in England, aber auch in Deutschland, Frankreich, Belgien und Amerika beobachtet wird, befällt nur Stadtbewohner und fast nur Personen unterhalb des 40. Lebensjahres, durchschnittlich mehr Männer als Frauen. Das Leiden ist meist sehr hartnäckig; am zweckmäßigsten erweist sich eine Luftveränderung, der Aufenthalt im Hochgebirge oder an der See; ein Mittel, die Disposition zur Krankheit zu tilgen, ist noch nicht gefunden. Vgl. Phöbus, «Der typische Frühsommer-Katarrh oder das sogenannte H.» (Gieß. 1852).

Heuglin (Theod. von), bekannt durch seine Reisen und Forschungen in Afrika, geb. 20. März 1824 zu Hirschlanden in Würtemberg, widmete sich naturhistor. und pharmaceutischen Studien und machte dann einige Reisen in Europa. Er ging 1850 nach Aegypten, von wo er Ausflüge ins Peträische Arabien und an die Küsten des Rothen Meers unternahm, und wurde 1852 zum Secretär des österr. Consuls in Chartum ernannt. Bald nach seiner Ankunft daselbst begleitete er den Consul Reitz auf einer Reise nach und durch Abessinien, auf welcher Reitz 16. Mai 1853 in Doka starb. H. kehrte mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute im Juni nach Chartum zurück. Seine Aufzeichnungen über diese Reise («Reisen in Nordostafrika», Gotha 1857) sind von großem Werth. An Reitz' Stelle zum Geranten des österr.

Digitized by Google

Consulats in Chartum ernannt, bereiste er Ende 1853 den untern Weißen Nil und Kordofan und sammelte hierbei, sowie in Chartum selbst, eine große Anzahl lebender Thiere, welche er 1855 dem kaiserl. Thiergarten in Schönbrunn schenkte. Damals stellte er seine erste «Systematische Uebersicht der Vögel Nordostafrikas» (Wien 1855) zusammen, worin 754 Arten aufgeführt sind. Im März 1856 begab er sich abermals nach dem Sudan, kehrte im Jan. 1857 nach Kairo zurück und bereiste in demselben Jahre die ganze Westküste des Rothen Meers sowie die Somalikküste, über die er in Petermann's «Mittheilungen» (1860 u. 1861) berichtete. Von Petermann in Gotha zur Leitung der Expedition gewonnen, die zur Aufklärung von Eduard Vogel's Schicksal nach Afrika entsendet werden sollte, verließ H. mit Steudner, Kinzelbach, Hansal und Schubert 25. Mai 1861 Aegypten, wo er Anfang März eingetroffen war, und begab sich über Massaua, wo sich ihm 1. Juli Munzinger anschloß, nach den Landschaften der Mensa, Bogos und Marea nördlich von Abessinien. Zu Mai-Schecha in der Provinz Sarae trennten sich 11. Nov. Munzinger und Kinzelbach von ihm, um westlich durch das Land der Kunama und über Kassala nach Chartum, sowie ferner nach Kordofan zu gehen, während H. mit Steudner und Schubert über Adoa, Gondar und Gaffat südwärts bis an die Grenze von Schoa und in die Gallaprovinz Djamma vordrang und dort 4. April 1862 bei dem Kaiser Theodor freundliche Aufnahme fand. Nach einer an Entbehrungen, Krankheiten und Strapazen überreichen Reise von dort über Gondar und Doka erreichte er zu Anfang Juli Chartum. Hierauf schloß sich H. mit Steudner der Ende Jan. 1863 von Chartum nach dem Bahr el-Ghasal (dem westl. Zufluß des Weißen Nil) abgehenden Expedition der holländ. Damen Tinne an, gelangte westlich über den Rekfee hinaus bis zum Kosanga- oder Demboflus (17. Juli 1863), nachdem er seinen Gefährten Steudner 10. April durch den Tod verloren, und kehrte nach unsaglichen Leiden, aber mit reicher geogr. und zoolog. Ausbeute Ende März 1864 nach Chartum und im folgenden Jahre nach Europa zurück. Die in Petermann's «Mittheilungen» (1861—64 und Ergänzungsband 2 u. 3) und andern periodischen Schriften veröffentlichten Arbeiten gehören zu den bedeutendsten, die über Nordostafrika und das obere Nilgebiet geliefert worden sind. Außerdem veröffentlichte er: «Die deutsche Expedition in Ostafrika» (Gotha 1864), «Reise nach Abessinien, den Gallaländern u. s. w.» (Jena 1868), «Ornithologie Nordostafrikas» (Kass. 1869—75) und seine «Reise in das Gebiet der westl. Zuflüsse des Weißen Nil» (Lpz. 1869). Im Sommer 1870 unternahm er mit Graf Zeil eine Fahrt nach Spitzbergen, ergänzte die Aufnahme im südöstl. Theile dieser Inselgruppe und brachte von dort wie im J. 1871 von Nowaja-Semlja reiche und sehr interessante naturhistor. Sammlungen zurück. Als er die Resultate dieser Reisen in «Reisen nach dem Nordpolarmeere» (3 Bde., Braunschw. 1872—74) veröffentlicht, ging er Ende 1874 abermals nach dem Rothen Meere und kehrte nach längerm Aufenthalt in Kairo nach Stuttgart zurück, wo er 5. Nov. 1876 starb, nachdem er noch seine «Reise in Nordostafrika» (2 Bde., Braunschw. 1877) vollendet. H.'s Hauptfach war die Zoologie, ganz besonders die Ornithologie; aber auch in andern Beziehungen bewährte er sich als wissenschaftlicher Reisender von außergewöhnlicher Begabung.

Heun (Karl Gottlob Sam.), als Romanschriftsteller H. Clauren genannt, geb. 20. März 1771 zu Dobrilugk, besuchte seit 1786 das Gymnasium zu Gotha und studirte seit 1788 erst zu Leipzig, dann zu Göttingen die Rechte. Nach seiner Rückkehr von der Universität kam er zu dem preuß. Minister von Heynitz als Erzieher von dessen Neffen und als Privatsecretär nach Berlin. Hier wurde er nachmals Geh. Secretär im Generaldirectorium beim westfäl. Provinzial- und beim Berg-, Hütten- und Salzdepartement, später Assessor bei der Bergwerks- und Hüttenadministration. Im J. 1801 verließ er die preuß. Dienste, um die Verwaltung der bedeutenden Güter des Kanonikus von Treskow bei Posen und in Kujavien zu übernehmen, mit dem er jedoch bald in Mißhelligkeiten gerieth. Dasselbe war der Fall mit dem Buchhändler Rein in Leipzig, dessen Compagnon er geworden war. Im J. 1806 übernahm er von neuem die Verwaltung der Treskow'schen Güter. Doch 1810 kehrte er nach Berlin zurück, wo er in das Bureau des Staatskanzlers Hardenberg kam und bald darauf zum Hofrath ernannt wurde, nahm dann am Feldzuge von 1813 und 1814 im schreibenden Hauptquartiere theil, redigirte die «Preuß. Feldzeitung», wohnte dem Congresse in Wien bei und wurde nachher beim preuß. Gouvernement in Sachsen und hierauf in Merseburg angestellt. Im J. 1820 übernahm er die Redaction der «Preuß. Staatszeitung», und als diese 1824 in Pacht gegeben wurde, erhielt er eine Anstellung beim Generalpostamte, nachdem er vorher zum Geh. Hofrathe ernannt worden. Er starb 2. Aug. 1854 zu Berlin. Während seines Aufenthalts in Polen trat er zuerst als Schriftsteller unter dem Namen H. Clauren (dem Anagramm von Carl Heun) auf. Da seine

Digitized by Google

Erzählungen «Die graue Stube» im «Freimüthigen» und besonders «Mimili» (4. Aufl. 1821) großen Beifall fanden, ging er auf dieser Bahn weiter. Seine früher zerstreuten Arbeiten wurden unter dem Titel «Erzählungen» gesammelt (6 Bde., Dresd. 1819—20) und fanden ein zahlreiches Publikum. Mit 1819 begann er auch ein nur aus eigenen Arbeiten bestehendes Taschenbuch «Vergißmeinnicht», dessen Inhalt wieder in der Sammlung «Scherz und Ernst» (4 Sammlungen in 40 Bdn., Dresd. 1820—28) abgedruckt wurde. Daneben hatte er seit 1815 mehrfach dramatische Producte erscheinen lassen, z. B. «Das Vogelschießen», «Der Bräutigam aus Mexico», «Der Wollmarkt» u. s. w., die als «Lustspiele» (2 Bde., Dresd. 1817; 2. Aufl. 1824) gesammelt wurden. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in 25 Bänden (Lpz. 1851). H. wußte längere Zeit sein Publikum zu fesseln und mehrere seiner Werke wurden fast in alle europ. Sprachen übersetzt. Die Lust an flüchtiger, oft frivoler Unterhaltung von der einen Seite und eine gewisse mit Sentimentalität gepaarte Lebendigkeit der Auffassung und Darstellung von der andern erklären den Beifall, den seine Schriften fanden. Sein schnelles Sinken in der Gunst des Publikums wurde besonders durch Wilhelm Hauff (s. d.) gefördert.

Heuristik heißt Erfindungskunst oder eine Anweisung, auf methodischem Wege Erfindungen zu machen. Eine allgemeine Erfindungskunst für die Wissenschaften würde allerdings den größten Werth haben und mit einer allgemeinen Methodenlehre für die Erweiterung der Wissenschaften zusammenfallen; aber es liegt in der Natur der Sache, daß es keine solche allgemeine H. geben kann. Denn der bestimmte Gedankenfortschritt, der nicht blos zu neuen Einfällen, sondern zu wirklichen Erweiterungen und Bereicherungen des Wissens führen soll, hängt jederzeit von der besondern Natur der Probleme und Aufgaben ab, und die methodischen Weisungen der Logik, die wirklich eine allgemeine Bedeutung haben, sind unfähig, einen ausreichenden Leitfaden zur Behandlung bestimmter Probleme darzubieten. Nur in der Praxis der einzelnen Wissenschaften, besonders der neuern Naturwissenschaften, entwickeln sich auf Grund bestimmter sachlicher Bezüge einzelne, auf gewisse Gebiete der Forschung sich beschränkende heuristische Methoden. Was man aber, namentlich früher, für eine allgemeine H. hielt, lief meist auf ein äußerliches, oft selbst leeres combinatorisches Spiel mit willkürlich aufgestellten Begriffen hinaus, obwol Versuche dieser Art, wie z. B. die Ars magna des Raymundus Lullus, viele Bewunderer fanden. — Etwas ganz anderes endlich als eine Anweisung, eigentliche Erfindungen zu machen, ist das heuristische Verfahren in der Darstellung wissenschaftlicher Lehren, d. h. der Darstellung, welche den Weg geht, auf welchem die Lehrsätze derselben wirklich gefunden worden sind oder wenigstens hätten gefunden werden können. Sie überliefert die Wissenschaft nicht als eine schon fertige, sondern zeigt ihre Entstehung; das heuristische Verfahren ist daher zugleich als genetisches von dem größten pädagogischen Werthe.

Heuscheuer, ein 921 Mt. hoher Quadersandsteingipfel, 25 Kilom. im NW. von Glatz und im N. der 1064 Mt. hohen Mense und der 995 Mt. hohen böhm. Kämme gelegen, eine der besuchtesten Höhen der Sudeten. Der höchste, eine weite Aussicht, bis Nachod, bietende Punkt ist der sog. Großvaterstuhl, eine senkrecht zerklüftete Sandsteinmasse mit 35 Mt. hohen Wänden, zu welcher man von der Platte des Tafelsteins auf Treppenstufen hinansteigt. Am Südrande der 700 Mt. hohen Heuscheuer-Hochebene, einer von Spalten durchzogenen und von Fichtenwald umkränzten Felsmasse, liegt der 829 Mt. hohe Vogelberg.

Heuschrecken bilden unter den geradflügeligen Insekten (Orthoptera) eine zahlreiche Familie, die sich durch horizontal aufliegende Oberflügel, fächerartig gefaltete Unterflügel und lange, mit verdickten Schenkeln versehene Springbeine auszeichnet und auch in Deutschland durch manche, zum Theil sehr schön gefärbte Arten vertreten wird, wie die rothgeflügelte Schnarrheuschrecke (Acridium stridulum), deren Hinterflügel zinnoberroth gefärbt sind; die bläuliche Schnarrheuschrecke (A. caerulescens) mit blauen Hinterflügeln. Man unterscheidet gewöhnlich unter den H. drei Gruppen, die Grillen (s. d.) oder Grabheuschrecken (Gryllida), wozu die Werren oder Heimchen gehören; die Laubheuschrecken (Locustida), zu welchen die große grüne Heuschrecke zählt, und die Grashüpfer (Acridida). Mehrere Arten dieser letztern Gruppe, zu welcher auch die genannten zählen, sind durch die ungeheuern verheerenden Züge berüchtigt, in denen sie zuweilen erscheinen. Dahin gehört die Wander- oder Zugheuschrecke (A. migratorium), welche im südl. und mittlern Europa überall vereinzelt vorkommt, ihre Eier in sandigem Boden ablegt, aber ihre eigentliche Heimat im Osten hat, von woher auch stets die verderblichen Schwärme kamen, deren Menge und Fruchtbarkeit zu beschreiben seit des Propheten Joel Zeiten sich unzählige Schriftsteller versucht haben. Oefters sind solche Schwärme beobachtet worden, die beim Niederfallen den Boden in mehrstündiger

Digitized by Google

Breite und Länge 15 Ctmt. hoch bedeckten und in wenigen Stunden alle Pflanzen aufs vollständigste vertilgten. Im Mittelalter ergoß sich diese Plage, die im Orient von jeher zu den gewöhnlichsten gehörte, auch wiederholt über Deutschland. In neuerer Zeit wurde Südfrankreich 1819, Taurien 1824 und der Regierungsbezirk Potsdam 1875 durch H. heimgesucht. Die Südspitze Afrikas wird manchmal durch Schwärme der verwüstenden Schnarrheuschrecke (A. devastator) verheert, wie 1845 geschah, als ein Nordwind Millionen dieser H. auf die Gärten der Capstadt trieb und zuletzt ins Meer verschlug. Das südl. Europa, Vorderasien und Nordafrika werden bisweilen von Zügen der tatarischen Schnarrheuschrecke (A. Tataricum) verwüstet. Andere Arten besuchen das westl. Afrika und die Oasen der Sahara. Einige Völker verzehren diese Insekten, welche schon von Moses als reine Speise erwähnt werden. Von den Arabern werden sie getrocknet, zerstoßen und in runde Kuchen geformt. Maharatten und Hottentotten essen sie eingesalzen, andere Völker genießen sie geröstet. Schriftsteller des Alterthums erwähnen mehrerer H. essender Völker (Akridophagen).

Heusde (Phil. Wilh. van), einer der verdientesten holländ. Humanisten neuerer Zeit, geb. 17. Juni 1778 zu Rotterdam, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und kam 1797 auf das Athenäum nach Amsterdam, wo er unter Cras und unter Wyttenbach, dem er sich aufs innigste anschloß, philos. und juriſt. Studien sich widmete. Als Wyttenbach 1799 an Ruhnken's Stelle nach Leiden gegangen, folgte ihm ein Jahr später auch H. dahin. Vorzugsweise beschäftigte ihn das Studium der Schriften Plato's, zu dem er sich durch eine gewisse Geistesverwandtschaft hingezogen fühlte. Das erste Product seiner schriftstellerischen Thätigkeit war das «Specimen criticum in Platonem» (Leid. 1803). Kurze Zeit nachher erhielt er den Ruf zur Professur der Beredsamkeit und der Geschichte in Utrecht, dem er auch folgte. Mit seiner Ankunft begann gleichsam eine neue glänzende Aera für die Universität, an der er bis zu seinem Tode thätig war. Er starb zu Genf 28. Juli 1839. Von seinen Werken sind zu erwähnen: «Initia philosophiae Platonicae» (3 Bde., Utr. 1827—36; 2. Aufl. in einem Bande, Leid. 1842), «Brieven over den aard en de strekking van hooger onderwijs» (Utr. 1829; 3. Aufl. 1835; deutsch von Weydmann, Kref. 1830), «De Socratische school» (4 Bde., Utr. 1834—39; 2. Aufl. 1840—41), von welchem Werke die beiden ersten Bände von Leutbecher (Erlangen 1838; 2. Aufl. 1840) übersetzt wurden, der dritte aber unter dem Titel «Versuche philos. Forschungen in den Sprachen» deutsch zu Utrecht (1838) erschien; «Brieven over het beoefenen der wijsgeerte, inzonderheid in ons vaderland en in onze tiden» (1837), «Characterismi principium philosophorum veterum» (Amsterd. 1839). Nach H.'s Tode erschien «De school van Polybius, of geschiedkunde voor de 19. eeuw» (Amsterd. 1841). Vgl. Rovers, «Memoira Heusdii commendata» (Utr. 1841). — Johann Adolf Charles van H., ältester Sohn des Vorigen, geb. 26. Mai 1812 zu Utrecht, wo er auch seine Studien machte und, nachdem er 1830 ein Jahr lang in der Studenten- und Jägercompagnie die Waffen gegen Belgien geführt, 1836 die philos. Doctorwürde erwarb. Im J. 1840 erhielt er das Rectorat der Lateinschule in Amersfoort, von wo 1847 einem Rufe als Professor der alten Literatur nach Gröningen folgte. Unter seinen philol. und kritischen Arbeiten sind auch in Deutschland «Marcus Tullius Cicero Philoplaton» (Utr. 1836), «Disquisitio de Aelio Stilone» (Utr. 1839), «Studia critica in C. Lucilium poetam collata» (Utr. 1842), welchen sich die «Epistola critica ad Hermann de C. Lucilio» (1844) anschließt, sowie seine kritische Ausgabe des Agamemnon von Aeschylus (Haag 1864) anerkannt worden.

Hevelius (Johs.), eigentlich Hewel oder Hewelke, d. h. Hügelchen, ausgezeichneter Astronom, geb. zu Danzig 28. Jan. 1611, studirte in Leiden und machte 1630—34 eine Reise durch Holland, England, Frankreich und Deutschland. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt widmete er sich der Mechanik und Zeichenkunst, in der Absicht, sich selbst vollkommenere Instrumente zu verfertigen. Auch legte er in seinem Hause eine eigene Druckerei an, aus der die meisten seiner Werke hervorgingen. Er wurde 1641 zum Schöppen, 1651 zum Rathsherrn gewählt. Behufs seiner Beobachtungen des Himmels baute er sich 1641 in seinem Hause eine Sternwarte, die er Stellaeburgum nannte, und die er mit einer solchen Menge von ihm meist selbst gefertigter Instrumente versah, daß sie nur von der Uranienburg seines Vorgängers Tycho Brahe übertroffen wurde. Viel Mühe verwendete er auf die Räderuhren, ohne indeß zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Er selbst pflegte die Zeit durch große horizontale Sonnenuhren zu bestimmen, die von drei zu drei Minuten eingetheilt waren, und seine Pendeluhren, die er durch Beobachtungen von Sternhöhen oft zu reguliren suchte, gaben ihm die Unterabtheilungen jener drei Minuten. Viele seiner Manuscripte, seine Bibliothek und Sternwarte

Digitized by Google

gingen bei einer Feuersbrunst 26. Sept. 1679 zu Grunde. Ungebeugt durch diesen großen Unfall, suchte er seine Sternwarte wiederherzustellen und setzte dann seine Beobachtungen bis zu seinem Tode, 28. Jan. 1687, fort. Unter seinen Werken behauptet noch jetzt einen hohen Werth die «Selenographia, seu descriptio lunae» (Danz. 1647), worin er eine umständliche Darstellung der Oberfläche des Mondes gibt. Eine ähnliche Darstellung des ganzen gestirnten Himmels unternahm er in seinem «Prodromus astronomiae» und in dem «Firmamentum Sobiescianum, sive Uranographia», die beide erst nach seinem Tode (Danz. 1690) erschienen. Außerdem sind zu erwähnen: das Werk «De natura Saturni» (Danz. 1656), die «Cometographia» (Danz. 1668), welche Nachrichten und Beobachtungen der von ihm selbst gesehenen Kometen enthält, und die «Machina coelestis» (2 Bde., Danz. 1673—79). H. war ein schlechter Theoretiker, aber ein ausgezeichneter Praktiker. Er stand mit den größten Gelehrten und vielen Fürsten in engerm Verkehr, wie sein Briefwechsel beweist, der von Olhof (Danz. 1683) herausgegeben wurde. Vgl. Westphal, «Leben, Studien und Schriften des Astronomen H.» (Königsb. 1820); Seidemann, «Johannes H.» (Zittau 1864).

Heves, Comitat im diesseitigen Theißkreise des Königreichs Ungarn, nördlich an Neograd und Gömör, östlich an Borsod und Szabolcs, südlich an Békés und Csongrád, westlich an Pest grenzend, hat einen Flächenraum von 6595 QKilom. Das Comitat ist fast durchgehends eben, mit Ausnahme des äußersten nördl. Theils, wo sich das 45 Kilom. lange Mátragebirge befindet, das unter anderm vortreffliche Weine liefert, von denen der Egyeder selbst im Auslande gesucht ist. Auch an Mais und Taback ist H. eins der reichsten ungar. Comitate. Der Taback von Debrö und Verpelét gehört zu den besten ungar. Erzeugnissen. Gewerbe und Handel sind verhältnißmäßig blühend und werden durch die Nähe der Hauptstadt und die großen gyöngyöser und erlauer Wochen- und Jahrmärkte sehr gefördert. Die 332,613 E. (1870) sind meist magyar. Nationalität und kath. Confession. Hauptort des Comitats ist Erlau (s. d.). Bemerkenswerth sind außerdem die Marktflecken Gyöngyös sowie Füred (s. d.) an der Theiß (Tisza-Füred). Im J. 1876 wurde ein Theil an der Theiß und jenseit der Theiß mit der Stadt Szolnok abgetrennt, und zum Jász-Kún-Szolnoker Comitat geschlagen.

Hexägon (Sechseck), geometr. Figur, die aus sechs Seiten besteht, von welchen sechs Winkel eingeschlossen werden. Sind alle diese Seiten untereinander gleich lang und zugleich alle Winkel von gleicher Größe, so heißt die Figur ein reguläres H. In einem solchen ist jeder Winkel gleich 120°, die Seite desselben gleich dem Halbmesser des dem H. umgeschriebenen Kreises.

Hexameter, eine zuerst bei den Griechen in deren epischer Poesie vorkommende Versart, wegen dieser frühesten Anwendung auch heroischer Vers genannt, gehört zu den daktylischen Versen und besteht aus sechs Versfüßen, fünf Daktylen (— ⏑ ⏑) und einem Spondeus oder Trochäus (— — oder — ⏑); die ersten vier Daktylen können beliebig durch Spondeen ersetzt werden, beim fünften Daktylus dagegen findet das nur selten statt; Verse letzterer Art pflegt man spondaici zu nennen. Das regelmäßige Schema eines H. ist also

— ⏑⏑ | — ⏑⏑ | — ‖ ⏑⏑ | — ⏑⏑ | — ⏑⏑ | — ⏓.

Nothwendig ist in jedem H. eine Cäsur (s. d.); die bei weitem häufigste ist die sog. männliche (penthemimeris, semiquinaria) nach der Arsis (s. d.) des dritten Fußes, vgl. das Schema; seltener ist die trochäische oder weibliche Cäsur nach der ersten Kürze des dritten Fußes. Von dem epischen H. unterscheidet sich durch rhythmische Eigenthümlichkeiten der in der lyrischen, namentlich bukolischen Poesie verwendete; eine hervorstechende Eigenschaft desselben ist eine Pause am Ende des vierten Fußes (die sog. caesura bucolica). Von den Griechen kam der H. zu den Römern, zuerst von Ennius angewandt, und verdrängte den alten volksthümlichen versus Saturnius vollständig. Fast alle modernen Literaturen haben den Versuch gemacht, in Nachahmung der antiken Poesie den H. bei sich einzubürgern, es mußte dieser Versuch meist mislingen, weil diese Sprachen die Quantitätsgesetze, auf welchen der antike H. beruht, nicht haben; die H. der modernen Literaturen sind daher wol Verse von sechs Füßen, verhalten sich aber rhythmisch ganz anders als die antiken. Am besten ist dieser Versuch im Deutschen gelungen, obwol der Widerspruch zwischen den Quantitätsverhältnissen der deutschen Silben und der eigentlichen Form des H. sehr fühlbar bleibt. Man glaubt Spuren der Nachahmung lateinischer H. in deutscher Sprache schon im 12. Jahrh. zu finden; die Anwendung desselben bis auf Klopstock behandelt Wackernagel, «Geschichte des deutschen H. und Pentameters bis auf Klopstock». Es finden sich in dieser Zeit auch Nachahmungen der mittellateinischen sog. Leoninischen Verse, H., deren Mitte und Ende sich reimen; Versuche, den H. durch feste Regeln, auch durch Abänderungen der deutschen Sprache anzupassen, wurden bis in die Mitte des 18. Jahrh.

Digitized by Google

mehrere gemacht, namentlich auch von Gottsched; eine Abart des H. wendet z. B. E. von Kleist im «Frühling» an, wo dem sechsfüßigen Verse noch ein einsilbiger Auftakt vorangeht. Erst Klopstock's «Messias» brachte die Form, in welcher der deutsche H. seitdem gebildet ist, zu größerer Geltung, nicht ohne Widerspruch verschiedener Dichter, z. B. Hagedorn's. Voß' Homer-Uebersetzung, Goethe's «Hermann und Dorothea» und andere Goethe'sche und Schiller'sche Dichtungen in diesem Versmaß machten den H. allmählich flüssiger und gewandter, sodaß derselbe jetzt in einer freilich von der antiken sehr abweichenden Form, deren Princip nicht die Quantität der Silben, sondern der Accent ist (jede Arsis muß zugleich die Tonsilbe des Wortes enthalten), in der deutschen Poesie fest eingebürgert ist.

Hexen und Hexenprocesse. Schon in den ersten christl. Jahrhunderten entwickelte sich der Gedanke an eine Wechselbeziehung zwischen Ketzerei, Heidenthum und Zauberei. Der erste Ketzer, welcher 385 zu Trier unter Maximus, dem Gegenkaiser Gratian's, nach gerichtlicher Verurtheilung den Tod erlitt, der span. Bischof Priscillian, war auch der Zauberei beschuldigt. Unter den nachher zur Herrschaft gelangten german. Nationen, welche die Furcht vor Beherungen und die dawider festgestellten Bußtaxen von ihren heidnischen Vorfahren ererbt hatten, konnten Irrlehrer geraume Zeit um deswillen nicht zugleich wegen Zauberei angeklagt werden, weil bei der allgemeinen Unmündigkeit in Glaubenssachen die Herrschaft des orthodoxen Klerus unerschüttert blieb. Erst die reformatorischen Bewegungen, die im 13. Jahrh. vom südl. Frankreich ausgingen, störten diese Zuversicht, und seit den Kreuzzügen gegen die Albigenser (s. d.) führte die Hierarchie mit aller Berechnung den Wahn wider die Aufklärung ins Feld. Jede Abweichung von der Kirchenlehre ward der Bereitwilligkeit gegen die Versuchungen des bösen Geistes zugeschrieben, und als es der neugegründeten Inquisition an Stoff für ihre Ketzergerichte zu fehlen anfing, mußte die über viele Häupter verhängte Beschuldigung eines Bündnisses oder einer wirklichen Buhlschaft mit dem Teufel zum Zweck der Erlangung von Zauberkräften das Entsetzen der heiligen Einfalt wach erhalten. Für beides lagen Anknüpfungspunkte theils in der Versuchungsgeschichte Jesu, theils in der vom heidnischen Alterthume gedichteten Geschlechtsgemeinschaft zwischen Göttern und Menschen. Die Verfolgungen der Zauberer gingen bald ins Große. In Carcassone z. B. wurden zwischen 1320 und 1350 unter dieser Anklage über 400 Menschen, darunter mehr als die Hälfte zum Tode verurtheilt und 1357 daselbst allein 31 hingerichtet; ja man sah alle Aussätzigen als Verruchte dieser Gattung an. Aus Frankreich drang dieses Unwesen auch in andere Länder, zunächst nach der Schweiz, wo zu Anfang des 15. Jahrh. die ersten Hexenverbrennungen stattfanden. In Deutschland, wo das Schicksal des ersten Ketzerrichters, Konrad von Marburg (s. d.), bereits im 13. Jahrh. die Inquisition zurückgeschreckt hatte, stieß die Hexenverfolgung noch auf Hindernisse, bis Papst Innocenz VIII. in der Bulle Summis desiderantes vom 3. Dec. 1484 die ganze Lehre von der Häresie des Zauberwesens und dem dawider erforderlichen durchgreifenden Inquisitionsprocesse bestätigte. Kurz darauf, 1489, unterwiesen Kräner und Sprenger mit ihrem «Malleus maleficarum» (Hexenhammer) die Gerichte in dem henkermäßigen Verfahren zur Ueberführung der Hexen und Zauberer, und seitdem flammten die Scheiterhaufen auch in Deutschland auf.

Aus der Geschichte der geistigen Epidemie, welche nunmehr fast drei Jahrhunderte lang herrschte, ist als auffällige Thatsache hervorzuheben, daß ihre plumpen Wahngebilde auf den niedrigsten Bildungsgrad hinwiesen, und daß sie ihre Opfer mit wenigen Ausnahmen nur in den untersten Klassen suchte. Nach dem Volksglauben strebte der Teufel unablässig, Menschen, besonders alte Frauen, aber auch jüngere Leute, zu berücken. Der Versucher erschien zuerst gewöhnlich als junger Mann aus den höhern Ständen, weiterhin als Fliege, Maus, Bock, aus welcher Maske er sodann in die Jünglingsgestalt schlüpfte, und beredete die Erwählten, die Knechtschaft Gottes mit seiner unbedingten Botmäßigkeit zu vertauschen. Zur Befestigung des oft schriftlich verbrieften Pacts dienten wunderliche Ceremonien, namentlich eine travestirte Taufe, wobei der Hexe ein Zeichen auf den Leib gedrückt ward, das Uneingeweihte nur an der Unempfindlichkeit der Stelle erkannten. Die so Geworbenen mußten nun durch Zauberei allerlei Schaden stiften, dem Teufel und seinen Dienern in allem zu Willen sein und insbesondere sich auf nächtlichen Zusammenkünften mit der Höllenbevölkerung und deren Anhange (Hexensabbaten) an obscönen Festen betheiligen. Die Hexe wurde dazu entweder von dem Teufel abgeholt oder fuhr auf einer Ofengabel, einem Besenstiel u. dgl. durch den Schornstein dahin, nachdem sie sich mit einer besondern Hexensalbe bestrichen. Als von dem Teufel gezahltes Entgelt werden angegeben: Geschenke, welche sich kurz darauf in Unflat verwandelten, Schläge und unsaubere Rationen bei den nächtlichen Festen. Zur Bestätigung gereichten diesen Annahmen nicht nur zahlreiche

Digitized by Google

Geständnisse, welche die Richter den der Zauberei Angeklagten auf der Folterbank in den Mund legten, sondern auch freiwillige Selbstanklagen geistig gestörter Personen, denen die Gebilde ihres überspannten Vorstellungsvermögens als äußere Erlebnisse galten. Die einmal erregte Furcht vor Behexungen sah in jedem Erkranken von Menschen und Vieh, in Miswachs, Hagelschlag und sonstigen Landplagen nur das Werk boshafter Unholdinnen, deren Entdeckung um so leichter fiel, als schon ein unangenehmes Aeußere, Neigung zur Zurückgezogenheit, den Nachbarn nicht ganz begreifliche Erwerbsverhältnisse, ja selbst die bloße Anklage den nächsten Verdacht, besonders auf ältere Personen, lenkten. Wo das Gericht mit der Marter nicht gleich bei der Hand war, half sich die Volksjustiz mit der Hexenprobe, indem die Verdächtigen gebunden, in das Wasser geworfen und bei dem Versinken für schuldlos, bei nicht völligem Untertauchen als Schützlinge des Teufels erkannt wurden. Die Verurtheilungen lauteten auf den Tod durch Feuer und ergingen in solcher Ueberzahl, daß eine etwa fünfjährige Verfolgung im Stifte Bamberg 600, im Bisthum Würzburg 900 Opfer forderte, daß im Braunschweigischen die Pfähle, an welche die Hexen auf dem Scheiterhaufen gefesselt wurden, nach der Aeußerung des Chronisten wie ein Wald anzusehen waren, und daß es in England einen besondern General-Hexenfinder gab. Wohl trat schon 1563 Joseph Weier, Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Kleve, gegen dieses Unwesen auf und nach ihm Cornelius Losäus in Trier, der aber 1593 zum Widerruf seiner ketzerischen Zweifel genöthigt ward. Aber es folgte noch eine große Anzahl gelehrter Vertheidiger des Hexenglaubens von König Jakob I. bis herab auf die bair. Klosterbrüder Agnellus und Angelus März, welche noch 1766 den aufgeklärten Professor Sterzinger in dieser Hinsicht zurechtwiesen. Einigen Eindruck hatten aber bereits die Verwahrungen gemacht, die der Jesuit Spee in seiner «Cautio criminalis» 1631 wider die Praxis der Hexenprocesse einlegte, und gegen das Ende des 17. Jahrh. griff Balthasar Bekker, reform. Prediger in Amsterdam, in seiner «Bezauberten Welt» das Princip der Dämonologie, den Glauben an den Teufel, selbst an. Seit endlich Thomasius in seinen «Lehrsätzen von dem Laster der Zauberei» (1707) den offenen Kampf mit dem finstern Vorurtheil aufgenommen, fing man in Deutschland allmählich an, sich der Hexenprocesse zu schämen, und gegen die Mitte des Jahrhunderts entfernte auch die Gesetzgebung in Preußen, Oesterreich (durch Maria Theresia 1766) und andern Staaten, oder wenigstens der Gerichtsbrauch, das Verbrechen der Zauberei. Doch war noch 1729 zu Würzburg die Subpriorin des Klosters Unterzell, auf ihr Geständniß, vom Teufel besessen zu sein, lebendig verbrannt und zu Landshut 1754 ein 13jähriges, 1756 ein 14jähriges Mädchen wegen Hexerei enthauptet worden. Der letzte Todesstreich gegen eine Hexe fiel 1782 zu Glarus in der Schweiz. Doch spielte noch immer der Hexenglaube seine Rolle in den Annalen der Strafrechtspflege längere Zeit fort, insofern in gewissen Ländern, insbesondere in Mexico, gelegentlich aber auch in England und Deutschland ältere Weiber wegen Verdachts, Thiere verzaubert zu haben, von der Landbevölkerung angegriffen oder getödtet wurden. Vgl. Soldan, «Geschichte der Hexenprocesse» (Stuttg. 1843); Haas, «Die Hexenprocesse. Ein culturhistor. Versuch» (Tüb. 1865); Roskoff, «Geschichte des Teufels» (2 Bde., Lpz. 1869); Baldi, «Die Hexenprocesse in Deutschland und ihr hervorragendster Bekämpfer» (Würzb. 1874); Nippold, «Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens» (Berl. 1875).

Hexenmehl (Bärlappsamen, Bärlappmehl), s. Lycopodium.

Hexenschuß (lumbago) bezeichnet einen heftigen, meist ganz plötzlich auftretenden und alle Bewegungen, insbesondere Drehungen und Beugungen des Rückens in hohem Grade erschwerenden Kreuz- und Lendenschmerz, welcher entweder auf einem einfachen Rheumatismus der Lendenmuskeln oder auf der Zerreißung einzelner Muskelfasern der Rückenstrecker infolge einer allzu hastigen und kräftigen Bewegung beruht. In der Regel verschwindet das Leiden bei einem geeigneten diätetischen Verfahren (Ruhe, Bettwärme, Schwitzen) nach einigen Tagen von selbst; bei heftigern Schmerzen bringen kräftige Hautreize, wie das Spanische Fliegenpflaster, Schröpfköpfe, der elektrische Pinsel, die heiße Dampfdouche u. dgl. oft überraschend schnelle und anhaltende Erleichterung. (S. Rheumatismus.)

Hey (Wilh.), deutscher Fabeldichter, geb. zu Leina im Gothaischen 26. März 1790, vorgebildet in Gotha, studirte in Jena Theologie und Philologie, wurde dann Pfarrer in Töttelstädt, Hofprediger in Gotha, endlich Superintendent in Ichtershausen, wo er 19. Mai 1854 starb. Seine «Gedichte» (Berl. 1816) und seine «Predigten» (Hamb. 1829) zeigten einen geistig und sittlich gleich gebildeten Geist; aber sein Name ward erst allgemein bekannt durch «Funfzig Fabeln für Kinder» (Hamb. 1833; neueste Ausg., Gotha 1874) und «Noch funfzig Fabeln» (Hamb. 1837; neueste Ausg., Gotha 1874), obgleich sie anonym erschienen. Zunächst

Digitized by Google

allerdings gewannen die unübertrefflichen Zeichnungen von Otto Speckter diesen Fabeln den lautesten Beifall und die allgemeinste Verbreitung. Bald aber überzeugte man sich auch, daß der Text den Bildern an Trefflichkeit gleichstehe und unsere ganze Kinderliteratur kaum etwas Einfacheres, Naturwahreres, sittlich Reineres und zugleich Anmuthigeres aufzuweisen habe. H. hat mit diesen kleinen Dichtungen für die Fabel eine ganz neue Bahn eingeschlagen.

Heyden (Friedr. Aug. von), deutscher Dichter, geb. 3. Sept. 1789 auf dem väterlichen Gute Merfken bei Heilsberg in Ostpreußen, studirte die Rechte erst zu Königsberg, dann in Berlin und in Göttingen, wo ein freundschaftlicher Verkehr mit Dorothea von Rodde (geb. Schlözer), mit Charles Villers und Benj. Constant den glücklichsten Einfluß auf seine geistige Bildung übte. Im J. 1813 trat H. bei einer preuß. Jägerabtheilung ein, die jedoch am Kriege keinen thätigen Antheil erhielt. Nach dem Frieden wurde er bei der Regierung in Oppeln beschäftigt, 1826 Regierungsrath zu Breslau und später Oberregierungsrath daselbst. Er starb zu Breslau 5. Nov. 1851. Schon früh war in H. die Neigung zu dichterischer Production erwacht. Als eine poetische Natur ging er dabei einen eigenen Weg, und alle seine Schöpfungen entstanden aus freier Liebe zur Kunst. Da er diese nie als eigentliche Arbeit nach festen Gesetzen betrieb, so zeigen auch viele seiner Dichtungen, namentlich die lyrischen, neben den zartesten Schönheiten einzelne grelle Mängel auf. Er begann mit den dramatischen Arbeiten «Renata» (Berl. 1815), «Konradin» und «Der Kampf der Hohenstaufen» (Berl. 1815; neu bearbeitet 1828). Weit durchgebildeter war das 1839 mit Hinblick auf die Bühne geschriebene Schauspiel «Album und Wechsel», welches mit Beifall in Berlin gegeben wurde. Diesem folgten unter anderm das Trauerspiel «Nadine», die Lustspiele «Die Modernen» und «Der Geschäftsführer», das Schauspiel «Der Liebe Zauber», die alle mit Erfolg zur Aufführung gelangten. Gesammelt erschienen sie als «Theater» (3 Bde., Lpz. 1842). Den Uebergang zur Novelle hatte H. bereits angebahnt durch seine «Dramatischen Novellen» (2 Bde., Königsb. 1819). Es folgten «Randzeichnungen» (2 Bde.) und der Roman «Die Intriguanten» (2 Bde., Lpz. 1840). Eine besondere Vorliebe widmete H. der poetischen Erzählung als modernem Epos, welches seinem sinnig-contemplativen Wesen sehr entsprach. So entstanden «Die Gallione» (Lpz. 1825), der «Reginald» (Berl. 1831), «Das Wort der Frau» (Lpz. 1843; 3. Aufl. 1851), der «Schäfer von Ispahan» (Lpz. 1850) und «Die Königsbraut» (Lpz. 1851). Seine schon 1820 gesammelten «Gedichte» gab mit des Dichters Leben Th. Mundt heraus (Lpz. 1852).

Heyden (Jak. Aug. Theod. von), Maler, geb. in Breslau 1827, hatte sich anfangs für die Bergwissenschaften bestimmt, deren Studium er in seiner Vaterstadt und in Berlin betrieb. Später machte er mehrfache Berufsreisen, kehrte 1853 nach Preußen zurück und trat nach verschiedenen Leistungen in seinem Fache in die Dienste des Herzogs von Ujest als Generalbevollmächtigter und Dirigent von dessen Bergwerksunternehmungen. Die Liebe zur Kunst war unter dem überwiegenden Einflusse der Berufsgeschäfte in dem bereits 32jährigen Manne so stark und dauernd geblieben, daß er in diesem Alter in Berlin die Akademie bezog, dann 1861 nach Paris ging, um bei Glaire und Th. Couture Schüler zu werden. Sein erstes größeres Gemälde: Sanct-Barbara, die Heilige der Bergknappen, erhielt im Salon 1863 die goldene Medaille. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg erwarb das Gemälde: Luther und Frundsberg in Worms. Im J. 1866 folgte er dem preuß. Heere nach Böhmen. Seitdem wendete sich H. dem größern Stile der monumentalen Malerei zu und schuf eine Reihe umfangreicherer Compositionen decorativer Natur; hierher gehören die Gemälde im berliner Rathskeller (1868), die Geschichte der Schießwaffen im Generalstabsgebäude (1871). Auch als Radirer und Illustrator ist der Künstler vielfach beschäftigt.

Heyden (Jan van der), holländ. Maler, geb. zu Gorkum 1637, erhielt durch einen Glasmaler die erste Unterweisung in der Malerei und bildete sich dann durch eigenes Genie. Später lebte er in Amsterdam, wo er auch 1712 starb. Ganz besonders gelang ihm die Darstellung von Städten, Dörfern, Schlössern, Palästen und einzelnen Häusern, die er mit Sorgfalt und großer Natürlichkeit darstellte. Bei näherer Betrachtung seiner Gemälde, unter denen das Rathhaus und die Börse von Amsterdam sowie eine Kirche und die Börse von London besonders berühmt, erregen die Kenntnisse, welche sich darin darlegen, die Harmonie der Farben, die Perspectiven und die Ausführung die größte Bewunderung. Den Werth mehrerer derselben erhöhen noch die Staffagen von Adr. van der Velde, den H. in seinen spätern Landschaften besonders nachahmte. Auch seine Zeichnungen in Tusche und Rothstein stehen in hohem Werthe sowie seine trefflichen Radirungen. Wie als Künstler berühmt, so machte sich H. um Amsterdam, wo er sich aufhielt, vielfach als Bürger verdient, gab 1669 den Straßenlaternen eine bessere

Digitized by Google

Einrichtung und verbesserte namentlich die Feuerspritzen durch Hinzufügung des Schlauchs oder die Erfindung der sog. Schlangenfeuerspritzen, wehalb er auch als Director der Löschanstalten angestellt wurde. Ueber die mit den von ihm verbesserten Feuerspritzen gelöschten Feuersbrünste gab er ein besonderes Werk (Amsterd. 1690) heraus.

Heyden (Otto), Maler, geb. 8. Juli 1820 zu Ducherow in Pommern, genoß wissenschaftliche Vorbildung, da er zum geistlichen Stande bestimmt war, und trat erst mit 23 Jahren von der Hochschule in die Akademie über. In Berlin studirte er bei Wach und A. von Kloeber, ging 1847 und 1848 nach Paris, wo er Cogniet's Schüler wurde, und hielt sich dann 1850—54 in Italien auf. Später zog ihn eine 1869 unternommene ägypt. Reise in den Kreis der Maler, welche dem Leben jenes Landes interessante Stoffe mit Vorliebe entnehmen. H. erhielt den Titel eines Professors und Hofmalers des Deutschen Kaisers. Anfangs sich auch in religiös-histor. Stoffen versuchend (Hiob mit seinen Freunden, in Rom 1853 gemalt), wandte er sich später immer mehr der modernen Kriegs- und Schlachtenmalerei zu, wie eine große Reihe von Bildern zeigt, die er nach seinen Beobachtungen in den Kriegsjahren 1866 und 1870, als er im Gefolge des Kronprinzen stand, gemalt hat. Nach dieser sehr productiven Periode hat sich H. wieder idealern Zielen zugewendet und die ursprüngliche Richtung wieder aufgenommen, wie sein Bild: Apollo aus dem Meere aufsteigend, von Horen, Grazien und Tritonen umgeben, beweist. Das königl. Schloß in Berlin enthält zahlreiche seiner Arbeiten.

Heydenreich (Karl Heinr.), geistreicher philos. Schriftsteller, geb. zu Stolpen in Sachsen 19. Febr. 1764 als der Sohn eines Geistlichen, besuchte die Thomasschule in Leipzig, wo er auch studirte. Anfangs eifrigst philol. Studien ergeben, wendete er sich später ausschließlich der Philosophie zu und wurde zunächst ein Anhänger Spinoza's, dann Kant's. Nachdem er sich 1785 zu Leipzig habilitirt, wurde er 1789 außerord. Professor der Philosophie. Durch drückende persönliche Verhältnisse veranlaßt, verließ er Leipzig und lebte erst in Kösen bei Naumburg, dann in Hubertusburg, kehrte jedoch 1797 nach Leipzig zurück. Doch nahm er noch in demselben Jahre seine Entlassung und lebte nun zu Burgwerben bei Weißenfels. Sein Hang zu Ausschweifungen schwächte seine Gesundheit und beschleunigte seinen Tod, der 29. April 1801 erfolgte. H.'s Schriften sind von ungleichem Werthe. Die größere Zahl aber charakterisirt ihn als einen helldenkenden, selbstständigen Forscher; auch mehrere seiner Gedichte, z. B. «An die Wollust», «Der Bund des Gefühls», «Die Einsamkeit» u. s. w., zeugen von wahrem Dichtertalent. Die bekanntesten seiner philos. Arbeiten sind: «System der Aesthetik» (Lpz. 1790), «Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion» (2 Bde., Lpz. 1790—91; 2. Aufl. 1804), «System des Naturrechts nach kritischen Principien» (2 Bde., Lpz. 1794—95), «Grundsätze des natürlichen Staatsrechts» (2 Bde., Lpz. 1795), «Briefe über den Atheismus» (Lpz. 1796), «Philos. Tagebuch für denkende Gottesverehrer» (4 Bde., Lpz. 1796—99), «Psychol. Entwickelung des Aberglaubens» (Lpz. 1797), «Vesta, oder kleine Schriften zur Philosophie des Lebens» (5 Bde., Lpz. 1798—1801). Zu seinen «Gedichten» (Lpz. 1792) erschien nach seinem Tode als Nachtrag ein zweiter Band (Lpz. 1802), eine vollständige Sammlung derselben besorgte sein Bruder (2 Bde., Lpz. 1803).

Heydt (Aug. von der), preuß. Staatsmann, geb. 15. Febr. 1801 zu Elberfeld, widmete sich der Kaufmannschaft, übernahm nach längerm Aufenthalt in Frankreich und England mit seinen Brüdern Karl und Wilhelm das väterliche Bankgeschäft in Elberfeld und wurde später Mitglied des Handelsgerichts daselbst, dem er mehrere Jahre präsidirte. Als städtischer Abgeordneter betheiligte er sich am Vereinigten Landtage von 1847, auf dem er namentlich für eine constitutionelle Verfassung wirkte. Nach Verlegung der preuß. Nationalversammlung nach Brandenburg übernahm er die Vertretung des Wahlkreises Elberfeld und trat 4. Dec. 1848, bei Auflösung der preuß. Nationalversammlung, in das Cabinet Brandenburg-Manteuffel, wo er als Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten und seit 1851 als Chef der preuß. Bank Ausgezeichnetes leistete. (S. Preußen.) Als das liberale Ministerium Auerswald-Schwerin 18. März 1862 wegen des Hagen'schen Antrags auf Specialisirung des Etats zurücktrat, übernahm H. in dem neuen Ministerium Hohenlohe-Itzenplitz die Finanzen. In dem Conflicte zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhause wegen der Militärreorganisation suchte er zu vermitteln. Das zeigte sein in die Oeffentlichkeit gelangter Brief an den Kriegsminister von Roon, worin er vergeblich Verzicht auf die Steuerzuschläge und deshalb Ersparnisse am Militäretat anrieth. Durch Convertirung der $4\frac{1}{2}$procentigen Anleihe von 1850 und 1851 in 4procentige Ersparnisse zu machen, gelang nicht, und auch sonst drang H. höhern Ortes mit seinen Rathschlägen nicht durch. Als jedoch Bismarck 24. Sept. 1862 an die Spitze des Cabinets

Digitized by Google

trat, legte H. sein Portefeuille nieder, hielt sich aber als Abgeordneter zu den Conservativen und unterstützte die Regierung. Nachdem H. 31. Jan. 1863 in den Freiherrnstand erhoben worden, trat er 5. Juni 1866, als es galt, Mittel zum Deutschen Kriege ohne Anlehen zu beschaffen, als Finanzminister wieder in das Ministerium und löste seine schwierige Aufgabe vollkommen. Im Aug. 1866 legte H. dem Landtage das Indemnitätsgesetz vor, dessen Annahme den Conflict beendete. Zugleich wurde auf H.'s Vorschlag die Dotirung des Staatsschatzes auf neuen gesetzlichen Grundlagen geregelt. H. erhielt 26. Oct. 1869 unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens die erbetene Entlassung und starb 13. Juni 1874 in Berlin.

Heyer (Karl), ausgezeichneter Forstmann, geb. 9. April 1797 zu Bessungen bei Darmstadt, studirte 1815—16 in Gießen, 1817 in Tharand und war seit 1818 theils als Lehrer, theils als praktischer Forstmann thätig in Darmstadt und auf hess. Revieren. Im J. 1825 ging er als zweiter forstlicher Lehrer an die von Hundeshagen zu Gießen in diesem Jahre gegründete Forstlehranstalt, trat 1831 als Forstmeister in die Dienste des Grafen Erbach-Fürstenau und wurde 1835 als Professor an die Universität Gießen berufen, wo er bis zu seinem 24. Aug. 1856 erfolgten Tode wirkte. Seine literarischen Arbeiten zeichnen sich durch klare, echt wissenschaftliche Darstellung aus; zu nennen sind: «Die Waldertragsregelung» (Gieß. 1841; 2. Aufl. 1862), «Der Waldbau oder die Forstproductenzucht» (Lpz. 1854; 2. Aufl. 1864), «Anleitung zu forststatischen Untersuchungen» (Gieß. 1846). — Gustav H., Sohn des Vorigen, geb. 11. März 1826 zu Gießen, übernahm 1856 die forstliche Professur seines Vaters und wurde 1868 Director der neugegründeten königl. preuß. Forstakademie zu Münden. Von seinen forstwissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Anleitung zur Waldwerthrechnung» (Lpz. 1865; 2. Aufl. 1876), «Handbuch der forstlichen Statik» (Bd. 1, Lpz. 1871). Seit 1856 redigirt H. die 1825 von Behlen gegründete «Allgemeine Forst- und Jagdzeitung».

Heyne (Christian Gottlob), einer der bedeutendsten Humanisten und Begründer der neuern classischen Alterthumskunde, geb. 25. Sept. 1729 zu Chemnitz als Sohn eines armen Leinewebers, besuchte seit 1741 das Lyceum seiner Vaterstadt und erwarb sich schon hier durch Talent und rastloses Streben eine vorzügliche Fertigkeit in den alten Sprachen. In der kummervollsten Lage bezog er 1748 die Universität zu Leipzig, wo ihn besonders Ernesti's und Christ's Vorlesungen über Alterthumskunde ansprachen, obgleich er das Rechtsstudium zu seinem künftigen Berufe gewählt hatte. Nach Vollendung seiner Studien erhielt er 1753 die Stelle eines Copisten an der Bibliothek des damaligen Ministers Grafen von Brühl in Dresden, die ihm eine ausgedehnte Bekanntschaft mit den wichtigsten Werken der alten Literatur verschaffte und seine spätere Richtung entschied; auch traf er hier zuerst mit Winckelmann zusammen, mit dem er in der Folge in einen innigern geistigen Verkehr trat. Durch Bearbeitung des Tibull und des Epiktet begründete er seinen Ruf im Auslande. Als ihn die Drangsale des Siebenjährigen Kriegs seines Wirkungskreises und Gehalts beraubten, begab er sich 1759 als Führer eines jungen Mannes auf die Universität zu Wittenberg. Doch wegen der Kriegsunruhen mußte er auch diese Stadt sehr bald wieder verlassen, und kehrte nun nach Dresden zurück, wo er während der Beschießung 1760 seine wenige Habe nebst allen Papieren verlor. Einen spärlichen Unterhalt suchte er sich jetzt durch Bearbeitung eines Theils des lat. Textes zu Lippert's «Daktyliothek» zu erwerben, als er auf Ruhnken's Empfehlung 1763 als Professor der Beredsamkeit an Gesner's Stelle nach Göttingen berufen wurde, wo man ihm ein Jahr darauf zugleich die Aufsicht über die Universitätsbibliothek übertrug, deren schnelles Emporblühen wesentlich sein Verdienst ist. Hier wirkte er nun bis an seinen Tod, der 14. Juli 1812 erfolgte, mit dem glänzendsten Erfolge, theils durch seine gelehrten und geistreichen Vorträge, die sich über die wichtigsten Gegenstände des Alterthums verbreiteten oder die Erklärung der Alten selbst zum Zweck hatten, theils durch seine rege Theilnahme an der Societät der Wissenschaften und den unermüdlichen Antheil an den «Göttinger gelehrten Anzeigen», theils auch durch die Direction des Philologischen Seminars. In seinen Vorträgen und Schriften betrachtete H. das Studium der Sprache und Grammatik nur als Grundlage für weitere Forschung und verwendete zufolge dieser Richtung eine verhältnißmäßig nur geringe Sorgfalt auf den sprachlichen Theil, daher man ihm, seitdem die philos. Behandlung der Grammatik in Aufnahme kam, nicht ohne Grund Mangel an Schärfe und Urtheil in den grammatischen Bestimmungen schuld gab. Doch vermögen diese Ausstellungen seine unbestreitbaren Verdienste um Förderung und Verbreitung der Alterthumswissenschaften nicht zu schmälern. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu erwähnen, außer der großen Anzahl trefflicher Abhandlungen und Programme, die unter dem Titel «Opuscula academica» (6 Bde., Gött. 1785—1812) gesammelt erschienen, seine Aus-

Digitized by Google

gaben des Tibull (Lpz. 1755; 4. Aufl. von Wunderlich, 2 Bde., 1817), des Virgil (4 Bde., Lpz. 1767—75; vielfach verbesserte Aufl. von Ph. Wagner, 5 Bde., Hannov. 1830—44), des Pindar (2 Bde., Gött. 1773; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1817) und der Ilias des Homer (8 Bde., Lpz. 1802); ferner von Epiktet's «Enchiridion» (Dresd. 1756; 2. Aufl. 1776) und Apollodor's «Bibliotheca Graeca» (4 Bde., Gött. 1782; 2. Aufl., 2 Bde., 1803). Vgl. Heeren, «H.'s Biographie» (Gött. 1813); Rehberg, «Polit.-histor. kleine Schriften» (Hannov. 1829).

Heyne (Mor.), namhafter Forscher auf dem Gebiete der ältern deutschen Sprache und Literatur, geb. 8. Juni 1837 zu Weißenfels an der Saale, machte seine Studien in Halle, wo er besonders Pott und Leo hörte, und habilitirte sich daselbst im Dec. 1864 als Privatdocent für altdeutsche Sprache und Literatur. Im Dec. 1869 erhielt er eine außerord. Professur für deutsche Philologie. Im März 1870 als Nachfolger Wackernagel's nach Basel berufen, wirkt er dort seit August desselben Jahres als Professor der deutschen Sprache und Literatur sowie als Vorsteher der mittelalterlichen Sammlung. Als H.'s bedeutendste wissenschaftliche Leistungen sind zu nennen: «Kurze Laut- und Flexionslehre der altgerman. Dialekte» (Paderb. 1862; 3. Aufl. 1874), die Ausgaben des Beowulf (Paderb. 1863; 3. Aufl. 1873), des Heliand (Paderb. 1865; 2. Aufl. 1873), der «Kleinern altniederdeutschen Denkmäler» (Paderb. 1867; 2. Aufl. 1877) und des Ulfilas (6. Aufl., Paderb. 1874). Weniger umfangreiche Arbeiten sind: «Ueber die Lage und Construction der Halle Heorot im angelsächs. Beowulf-Liede» (Paderb. 1864), die metrische Uebersetzung des Beowulf (Paderb. 1863), die Untersuchung über die «Altniederdeutschen Eigennamen aus dem 9. bis 11. Jahrh.» (Halle 1867) und die kleine altsächs. und altniederfränk. Grammatik (Paderb. 1873). Seit 1867 ist H. als einer der Fortsetzer des Grimm'schen «Deutschen Wörterbuch» eingetreten.

Heyse (Joh. Christian Aug.), ein durch seine grammatischen Arbeiten verdienter deutscher Schriftsteller und Schulmann, geb. 21. April 1764 zu Nordhausen, besuchte das dasige Gymnasium und studirte seit 1783 in Göttingen Theologie und Pädagogik, zugleich aber Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften. Hierauf wurde er 1786 Hauslehrer in Oldenburg, wo er eine Mädchenschule errichtete und 1792 als Lehrer am Gymnasium angestellt wurde, welche Stelle er aber 1806 niederlegte. Im J. 1807 folgte er einem Rufe als Rector am Gymnasium und Director einer neugegründeten höhern Töchterschule nach Nordhausen und 1819 als Director einer Mädchenschule für die gebildeten Stände nach Magdeburg, wo er 27. Juni 1829 starb. Wie die Thätigkeit der Jugendbildung die Aufgabe seines Lebens war, so haben auch seine zahlreichen Schriften vorzugsweise diese praktische Richtung. Sein erster schriftstellerischer Versuch war der «Neue Jugendfreund, oder Ernst und Scherz» (4 Bde., Hamb. 1801—2). Seine grammatischen Arbeiten begann er mit dem später noch umgearbeiteten und erweiterten «Allgemeinen Fremdwörterbuch» (Oldenb. 1804; 13. Aufl., von Mahn, Hannov. 1865; 15. Aufl., neu bearbeitet von Gust. Heyse, Hannov. 1873). Seine «Theoretisch-praktische deutsche Grammatik» (Hannov. 1814; 5. Aufl., von Karl Wilh. Ludw. Heyse, 2 Bde., Hannov. 1838—49) hat vielfältig dazu beigetragen, die Ergebnisse der neuern sprachlichen Forschungen zu verbreiten. Der Auszug daraus, die «Deutsche Schulgrammatik» (Hannov. 1816; 22. Aufl. 1873), und sein «Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache» (23. Aufl., Hannov. 1874) fanden ungemeine Verbreitung. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einem Wörterbuch der deutschen Sprache, das sein Sohn, Karl Wilhelm Ludwig Heyse (s. d.), ausgeführt hat.

Heyse (Karl Wilh. Ludw.), verdienter Sprachforscher, Sohn des Vorigen, geb. 15. Oct. 1797 zu Oldenburg, erhielt seine Bildung erst in seiner Vaterstadt und in Nordhausen, dann in einem Privatinstitut zu Vevay, bis ihn 1815 W. von Humboldt zum Führer seines jüngsten Sohnes wählte. Nachdem er mit diesem ein Jahr in Frankfurt a. O. verbracht, wandte er sich nach Berlin, wo er vorzüglich F. A. Wolf's, Böckh's, Solger's, später auch Hegel's Vorträge hörte. Im J. 1819 wurde er Lehrer im Hause Mendelssohn-Bartholdy's, in welcher Stellung er bis 1827 verblieb. Hierauf habilitirte sich H. an der berliner Universität in der philos. Facultät, in der er 1829 eine außerord. Professur erhielt. Während seine Studien und Vorlesungen anfänglich besonders auf die Erklärung griech. und röm. Autoren gerichtet waren, wandte er sich seit dem Tode seines Vaters, den er schon vorher literarisch unterstützt, vorzugsweise den deutschen Sprachstudien zu. Außer den neuen Ausgaben des «Fremdwörterbuch» und der Lehrbücher des Vaters veröffentlichte er eine «Kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache» (Hannov. 1825), das «Ausführliche Lehrbuch der deutschen Sprache» (2 Bde., Hannov. 1838—49), in welchem er die Ergebnisse der neuern histor. und vergleichenden Sprachforschung den Laien zugänglich zu machen suchte, sowie das bereits vom Vater vorbereitete «Handwörterbuch

Digitized by Google

der deutschen Sprache» (3 Bde., Magdeb. 1833—49). Letzteres empfiehlt sich besonders durch seine Reichhaltigkeit sowie durch sorgfältige histor.-etymolog. Begründung und Entwickelung der Wortformen und Bedeutungen unter beständiger Rücksicht auf die Praxis des gegenwärtigen Sprachgebrauchs. H.'s wissenschaftlich bedeutendste Arbeit, das «System der Sprachwissenschaft» (Berl. 1856), wurde jedoch erst nach seinem Tode, der 25. Nov. 1855 erfolgte, von Steinthal herausgegeben. — Sein jüngerer Bruder, Theodor Friedrich H., geb. 8. Oct. 1803 zu Oldenburg, besuchte die Gymnasien zu Nordhausen und Magdeburg und widmete sich 1822—25 zu Berlin vorzugsweise classisch-philol. Studien. Nachdem er seit 1827 als Lehrer an der Lippe'schen Erziehungsanstalt auf Schloß Lenzburg gewirkt, wandte er sich 1832 nach Italien, wo Rom alsbald seine zweite Heimat wurde. Daselbst widmete er seine Thätigkeit theils bibliothekarischen Forschungen und Handschriftenvergleichungen im Interesse auswärtiger Gelehrter, theils suchte er als Lehrer und Erzieher in röm. Fürstenhäusern deutscher Bildung und Literatur in Italien Freunde zu gewinnen. Besondere Aufmerksamkeit wandte er der Textes-kritik der griech. und röm. Kirchenväter zu. Von seinen selbstständigen Arbeiten sind «Polybii historiarum excerpta gnomica» (Berl. 1846) und «Catull's Buch der Lieder» mit kritisch verbessertem Texte (Berl. 1855) hervorzuheben. Im J. 1861 kehrte H. nach Deutschland zurück, nahm seinen Wohnsitz zu München, besorgte hier die 20. Auflage der «Schulgrammatik» seines Vaters sowie einen Theil der 13. Auflage des «Fremdwörterbuch», ging aber im Herbst 1865 wieder nach Italien. Eine von ihm begonnene Ausgabe der lat. Vulgata des Alten Testaments nach dem Codex Amiatinus wurde von Tischendorf beendet (Lpz. 1873).

Heyse (Joh. Ludw. Paul), namhafter deutscher Dichter, Sohn von Karl Wilhelm Ludwig H., geb. 15. März 1830 zu Berlin, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und widmete sich seit 1847 unter Böckh und Lachmann der classischen Philologie, wandte sich aber seit 1849 zu Bonn unter Diez dem Studium der roman. Sprachen und Literaturen zu. Nachdem er 1852 promovirt, unternahm er eine größere Reise durch die Schweiz und Italien, wo er die Bibliotheken nach roman. Sprachdenkmalen durchforschte. Inzwischen hatte er sich mit der Tragödie «Francesca von Rimini» (Berl. 1850) und den beiden epischen Erzählungen in Versen: «Die Brüder» (Berl. 1852) und «Urica» (Berl. 1852), die später mit den «Idyllen von Sorrent» und andern Dichtungen in den «Hermen» (Berl. 1854) erschienen, vortheilhaft bekannt gemacht. Im Frühjahr 1854 von König Maximilian von Baiern nach München berufen, vermählte er sich mit der Tochter des Kunsthistorikers Kugler (Margarethe, gest. 30. Sept. 1862) und siedelte dann im Herbst desselben Jahres nach der Hauptstadt Baierns über, wo er seitdem seinen dichterischen Bestrebungen lebt. Den meisten Beifall unter H.'s Werken erhielten bisher die «Novellen» (Berl. 1855; 4. Aufl. 1863), denen sich «Neue Novellen» (Berl. 1858; 4. Aufl., Stuttg. 1864), «Vier neue Novellen» (Berl. 1859; 3. Aufl. 1865), «Anmina. Neue Novellen» (Berl. 1861; 2. Aufl. 1862) und «Meraner Novellen» (Berl. 1864) anschlossen. Außer den erwähnten epischen Erzählungen und Idyllen in den «Hermen» sind von seinen übrigen poetischen Arbeiten noch besonders hervorzuheben: «Die Braut von Cypern» (Stuttg. 1856), eine Novelle in Versen, «Thekla» (Stuttg. 1858; 2. Aufl. 1864), ein Gedicht in neun Gesängen, und «Skizzenbuch. Lieder und Bilder» (Berl. 1877). Ueberdies gehören hierher auch die Novelle «L'Arabbiata» (Berl. 1858), «Rafael», eine Novelle in Versen (Stuttg. 1863), und «Gesammelte Novellen in Versen» (Berl. 1864). Viel Beifall fanden die Romane: «Kinder der Welt» (5. Aufl., 3 Bde., 1873) und «Im Paradiese» (4. Aufl., 3 Bde., 1875). Mit Herm. Kurz gab er heraus: «Deutscher Novellenschatz» (Münch. 1871 fg.) und «Novellenschatz des Auslandes» (Münch. 1872 fg.). Von H.'s dramatischen Dichtungen kamen die Schauspiele «Elisabeth Charlotte» (1860) und «Die Grafen von der Esche» (1861), ersteres in München, letzteres in Wien, mit großem Erfolg zur Aufführung, während er mit «Die Sabinerinnen» (Berl. 1859; 2. Aufl. 1861) 1857 den von König Max ausgesetzten dramatischen Preis gewann. Außerdem kamen noch hinzu die beiden Tragödien «Maria Moroni» und «Hadrian», die mit «Elisabeth Charlotte» auch unter dem Titel «Dramatische Dichtungen» (Bd. 1—3, Berl. 1864—65) erschienen; ferner: «Hans Lange», Schauspiel in 5 Acten (1864), «Kolberg», histor. Schauspiel in 5 Acten (1865), «Die glücklichen Bettler», morgenländ. Märchen, frei nach Carlo Gozzi (1866), «Die Göttin der Vernunft», Trauerspiel in 5 Acten (1867), «Ehre um Ehre», Schauspiel in 5 Acten (1869) und die Libretti: «Der Rothmantel», komische Oper in 3 Acten, Musik von Kremplsetzer (1868), «Adam und Eva», Operette in einem Aufzug, Musik von R. von Hornstein. H.'s Novellen und Poesien zeichnen sich aus durch Glätte und Fluß der Form, ungemeine Sauberkeit der Zeichnung und anmuthiges Gleichmaß der

Digitized by Google

Darstellung. Sein Stil ist von wohlerwogener Präcision, sein Vers von seltener Reinheit. Als Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit veröffentlichte H. unter anderm: «Romanische Inedita, auf ital. Bibliotheken gesammelt» (Berl. 1856). Als trefflicher Uebersetzer bekundete er sich im «Span. Liederbuch» (mit Geibel, Berl. 1852), dem später ein «Ital. Liederbuch» (Berl. 1860) folgte. Neuerdings hat sich H. vielfach mit Studien über die neuere ital. Literatur beschäftigt. In dieser Beziehung veröffentlichte er: «Antologia dei moderni poeti italiani» (Stuttg. 1869), Gedichte von Giuseppe Giusti (deutsch, Stuttg. 1875), ferner Uebersetzungen von Gedichten und Gesprächen Giacomo Leopardi's in verschiedenen Zeitschriften. H.'s «Gesammelte Werke» erschienen in 10 Bänden (Berl. 1871—73); auch gab H. die «Gesammelten Werke von Herm. Kurz» (10 Bde., Stuttg. 1874) heraus.

Hiātus (lat.), d. h. Kluft, Spalte, bezeichnet in Grammatik und Metrik die Aufeinanderfolge zweier Vocale, deren erster am Ende einer Silbe, deren zweiter am Anfang der darauffolgenden Silbe steht, einerlei, ob diese Silben zwei selbstständigen Worten oder einem einzigen Worte angehören, z. B. «habe ich» oder «freu–en». In vielen Sprachen wird der H. als eine Härte empfunden und vermieden, entweder durch Zusammenziehung (in dem Fall, wo zwei Worte in Betracht kommen, in der griech. Grammatik Krasis genannt) der beiden Vocale, z. B. griech. tunoma = to onoma (der Name), philumen = phileomen (wir lieben), ähnlich in unserm «freum» = «freuen», oder durch Elision, d. h. Abwerfung des ersten Vocals, z. B. «hab' ich». Im allgemeinen wird das Wort H. überhaupt für Lücke, Lückenhaftigkeit gebraucht.

Hiawatha ist der Name eines mythischen Kriegers unter den nordamerik. Indianerstämmen, welcher Jagd und Fischfang sowie die Künste des Friedens lehrte. Der amerik. Dichter Longfellow (s. d.) hat ihn zum Helden eines Epos (1855) gemacht, welches unter andern von Freiligrath (Stuttg. 1857) ins Deutsche übertragen ist.

Hibernia (auch Iverna oder Iernis), von Aristoteles zuerst als eine der brit. Inseln unter dem Namen Ierne angeführt, wurde das heutige Irland von den Römern genannt, die es durch Cäsar und Agricola kennen lernten, jedoch nie erobernd betraten. Von den Einwohnern wußte Tacitus nur, daß sie den Britanniern ähnlich wären. Einzelne Völkerschaften H.s nennt Ptolemäus, der auch über die Größe und Gestalt der Insel richtige Angaben hat, unter diesen die Ivernen in Südwesten, von denen der Name des Landes abgeleitet wurde.

Hibiscus, eine schon den Alten bekannte, zur 16. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Malvaceen gehörende Pflanzengattung, welche sich von den übrigen Malvaceen durch den vielblätterigen Außenkelch und die fünffächerige und fünflappige Kapsel unterscheidet. Ihre zahlreichen Arten, fast alle Bewohner der wärmern Länder beider Hemisphären, sind meist Holzgewächse, seltener Kräuter, welche sich durch große und schöngefärbte Blumen auszeichnen. Wenige Arten halten in Deutschland im Freien aus. Die schönste derselben ist H. syriacus L., der Ibischstrauch, ein bis mannshoher Strauch mit oval-keilförmigen, dreilappigen Blättern und einzeln in den Blattwinkeln stehenden, 5 Ctmt. breiten, purpurrothen oder auch weißen, rosenrothen, violetten oder gescheckten, bisweilen auch gefüllten Blumen, welcher in Syrien wild wächst und sich zu Boskets und Hecken sehr gut eignet. Die in Italien heimische H. Trionum L., eine einjährige Pflanze mit sehr ästigem Stengel, gezähnten, theils ganzen, theils dreitheiligen Blättern, blasigem Kelch und gelber, im Grunde purpurner Blumenkrone, wird ebenfalls als Sommergewächs im freien Lande cultivirt. Alle übrigen Arten sind Gewächs- und namentlich Warmhauspflanzen. Unter denselben gibt es höchst prachtvoll blühende Bäume und Sträucher. Besonders interessant ist H. mutabilis L., ein ostind. Baum mit großen, fünflappigen, am Grunde herzförmigen Blättern und achselständigen Blüten, deren bis 8 Ctmt. breite Blume beim Aufblühen am Morgen weiß, zu Mittag rosenroth und gegen Abend purpurroth ist; dann schließt sie sich, um sich nicht wieder zu öffnen. In Südspanien, wo dieser prächtige Baum im Freien fortkommt (z. B. in Malaga), wird derselbe «arbol de la vida», d. h. Baum des Lebens, genannt. Der in Westindien heimische H. esculentus L., eine einjährige Pflanze mit schwefelgelben Blumen, wird unter dem Namen Gombo dort als Gemüsepflanze angebaut, indem seine unreifen Früchte einen nahrhaften Schleim enthalten. Die Samen des in Canada wachsenden H. moschentos L., einer perennirenden Staude mit weißen, im Grunde purpurrothen Blumen, gelten in Amerika für ein Mittel gegen Schlangengift.

Hickory heißt in Nordamerika das Holz (und wol auch der Baum selbst) der Arten der Gattung Carya (s. d.), besonders von Carya olivaeformis Nutt., einem sehr schönen, über 20 Mt. hohen Baum, mit 40—50 Ctmt. langen, sechs- bis siebenpaarigen Blättern. Das Holz dieser und anderer Arten (C. amara, sulcata, tomentosa) ist sehr geschätzt wegen seiner

Digitized by Google

außerordentlichen Zähigkeit, Elasticität und Dauerhaftigkeit. Man macht aus demselben die äußerst dünnen, leichten Felgen und Speichen der Räder zu eleganten zweiräderigen, in ganz Nordamerika gebräuchlichen Wagen. Die zum Theil eßbaren Früchte der Carya-Arten sind unter dem Namen Hickorynüsse bekannt.

Hidalgo (span.), im Portugiesischen Fidalgo, ist auf der Pyrenäischen Halbinsel der Titel des niedern Adels. Die H. zerfallen in geborene (Hidalgos de naturaleza) und in privilegirte (Hidalgos de privilegio), die den Adel entweder vom Könige zur Belohnung ausgezeichneter Dienste erhalten oder durch Kauf erworben haben. Einige alte Häuser und die Ordensritter ausgenommen, genießen die H. vor bürgerlichen Leuten fast keines Vorzugs. Nicht einmal das dem Vornamen vorgesetzte Prädicat Don (dominus), welches übrigens ursprünglich auch nur der hohe Adel (die titulados) führen durfte, unterscheidet sie von den Bürgerlichen; denn schon seit langer Zeit wird jedem Mann und jeder Frau der gebildeten Stände dieser Titel (weiblich doña, portug. donha) selbst officiell gegeben. Das Einzige, was die H. noch vor den Bürgerlichen voraushaben, ist die zu Madrid unter dem Vorsitze des Königs (beziehentlich der Königin) bestehende Adelskammer (cuerpo colegiado de caballeros hijosdalgo). Der Titel hidalgo (altspan. hijo oder fijo dalgo) bedeutet wörtlich «Sohn von etwas».

Hiddemann (Friedr.), namhafter Genremaler, geb. 4. Oct. 1829 in Düsseldorf als Sohn eines Musikers. Ein kränkliches Knabenalter hinderte ihn anfangs vielfach am Studium, welches ihm in künstlerischer Richtung zuerst durch den Unterricht beim Maler und Bildhauer Götting ermöglicht wurde. Die akademische Lehrzeit begann H. 1848 beim Prof. Hildebrandt, trat nach drei Jahren in die Schule Schadow's über, wo er anfangs Historienmalerei betrieb, dann jedoch das volksthümliche Genre als seine Hauptrichtung erkannte und eifrig cultivirte. Unter seinen ersten Bildern wurde besonders Der Besuch im Kerker beifällig aufgenommen. Es folgten nun Reisen nach der Schweiz, Belgien, Holland und Frankreich. H. ist ein humorvoller Darsteller des Dorflebens, wie seine vorzüglichen Bilder: Der Dorfarzt, Das westfäl. Begräbniß u. a., beweisen. Auch historisch gefärbte Genrebilder, wie Die Werber Friedrich's d. Gr., gelingen ihm trefflich. Auf der wiener Weltausstellung trat H. mit dem Pickenik auf; in seinem Schiffbau im Kleinen erinnert er an Jordan (Schloß Babelsberg bei Potsdam); Aus alter Zeit ist durch den Stich von Tropin und von Dingor bekannt. Im Fache der Illustration machte er sich durch seine auch im Holzschnitt erschienenen Zeichnungen zu Fritz Reuter's «Ut mine Stromtid» bekannt.

Hiel (Emanuel), der bedeutendste Lyriker der neuern vläm. Literatur, geb. 30. Mai 1834 zu Dendermonde in Ostflandern, woselbst er auch seine Erziehung erhielt, war zuerst zum Buchhändler bestimmt, trat aber später in den Staatsdienst über, indem er in der Steuerverwaltung und dann im Ministerium des Innern fungirte, und wurde 1867 Professor der niederländ. Declamation am Conservatorium zu Brüssel. Seit 1869 ist er zugleich Bibliothekar des königl. Industriemuseums daselbst. H. ist, obgleich Autodidakt, dennoch von vielseitiger geistiger Bildung und talentvoller Führer der Partei der nationalen vläm. Bewegung. Seine erste lyrische Publication: «Loowekens by onze stambroeders de Hoogduitschers geplukt» («Blätter bei unsern Stammbrüdern den Hochdeutschen gepflückt», Brüss. 1859), zeigte schon die Tendenz einer möglichst engen Annäherung des vläm. Stammes an das Deutschthum. Außer diesen lyrischen Dichtungen übertrug er aus dem Deutschen ins Vlämische «Ella», Lustspiel von Wolfg. Müller von Königswinter (Gent 1864), sowie das Monodram «Fornarina» von Franz Kugler (Denderm. 1867), ferner aus dem Englischen «Dora» von Tennyson (Antw. 1871) und mehreres aus dem Französischen. Von seinen Originaldichtungen sind zu nennen die Cantate «De Heldenstam» (Gent 1859), die preisgekrönte Hymne «De Wind» (Brüss. 1864) und die Oratorien «Lucifer» und «De Schelde», beide von Benoit in Musik gesetzt. Von ähnlichen Dichtungen sind noch zu nennen: «Isa» (Antw. 1865) und «Ala Hassan» (Antw. 1869), das Declamatorium «Breidel en de Coninc» (Antw. 1876) und das lyrisch-dramatische Gedicht «Jacobaea van Beieren» (Antw. 1867). Wichtiger als diese dramatischen sind H.'s lyrische Dichtungen: «Nieuve Liedekens» (Gent 1861), «Gedichten» (Gent 1863), «Gedichten» (Arnheim 1868), «De liefde in het leven» (Antw. 1871), «Gedichten» (Lpz. 1874). Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl literarhistor. und publicistischer Arbeiten und zahlreiche Lieder und Zeitgedichte, meist für vläm. Zeitschriften. Hierher gehören wegen ihres deutschfreundlichen Charakters die während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 in der «Zweep» erschienenen «Duitsche Krijgs en Vaterlandsliedern».

Hienzen werden Deutsche im Westen Ungarns, im Oedenburger und Eisenburger Comitat genannt, die ihrer Sprache nach zum bair.-alemann. Stamme gehören. Sie sind meist katholisch.

Digitized by Google

Ihre Zahl ist schwer zu bestimmen, da von den 188,000 Deutschen in den beiden Comitaten die städtischen Deutschen in Oedenburg, Güns u. s. w. nicht zu ihnen zu zählen sind. Ihren Dialekt abgerechnet, unterscheiden sie sich in nichts von den andern Deutschen Ungarns.

Hieracium, Habichtskraut, artenreiche Pflanzengattung aus der 19. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Compositen, Abtheilung der Cichoriaceen, der Gattung Crepis (s. d.) zunächst stehend, von der sie sich durch den zerbrechlichen und schmuzig- oder gelblichweißen Pappus und die stets säulenförmigen Akenen unterscheidet. Ihre vorzüglich in Europa und Asien heimischen Arten sind der Mehrzahl nach perennirende Kräuter, deren Wurzelstöcke bald Ausläufer treiben, bald den Winter über ausdauernde Blattrosetten entwickeln. Zu erstern gehören das Mausöhrchen (H. Pilosella L.), eine allenthalben auf magerm und dürrem Boden vorkommende Pflanze mit unterseits weißfilzigen Blättern, blattlosem, einköpfigem Stengel und schwefelgelben Blüten, deren Blätter und Wurzelstöcke früher als Herba und Radix Auriculae muris officinell waren; ferner H. aurantiacum L., eine in Hochgebirgen (Alpen, Riesengebirge u. s. w.) auf moorigem Boden wachsende Pflanze mit trugdoldig angeordneten Blütenkörbchen voll orangerother Blüten, die nicht selten als Zierpflanze cultivirt wird. H. murorum L., das Mauerhabichtskraut, wächst allenthalben in Nadel- und Laubwäldern, auch auf Mauern. Ebenfalls gemeine Arten sind: H. umbellatum L. und H. vulgatum Fr. Die Hieracien sind äußerst variable Pflanzen.

Hierapolis, eine auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Mäander (jetzt Mendere) und Lykos (jetzt Yurukfu), bei dem jetzigen Pambukkaleh gelegene, der Cybele heilige Stadt in Großphrygien, war im Alterthume berühmt durch heiße Quellen und durch die Höhle Plutonium, welche tödliche Ausdünstungen verbreitete und angeblich nur von den Priestern der Cybele ohne Lebensgefahr betreten werden konnte.

Hierarchie (griech.), eigentlich Herrschaft der Heiligen, bedeutet soviel wie Priesterherrschaft, wobei es gleichgültig ist, ob die Priester unter einem Oberhaupte oder unter mehrern gleichberechtigten Häuptern stehen. Da alle ausgebildeten Religionen einen äußerlichen Cultus haben, dessen Verwaltung gewissen Personen übertragen ist, so ist es natürlich, daß man in den meisten Religionen ein Priesterthum findet, als dessen Beruf es gilt, Dolmetscher der Gottheit und Vermittler der göttlichen Gnade für die Laien zu sein. Bei den Israeliten war das Priesterthum in der Familie Aaron's erblich. Es gab verschiedene Priesterklassen, welche jede ihren Vorsteher hatten, und deren gemeinsames Oberhaupt der Hohepriester war. Das Priesterthum innerhalb der christl. Kirche hat sich namentlich unter jüd. Einflüssen allmählich ausgebildet. Die Apostel waren weder selbst Priester noch die Begründer einer eigentlichen H. Diese erwuchs vielmehr erst allmählich aus dem Bedürfnisse kirchlicher Einheit. Die ersten Gemeindevorstände, welche Presbyter (Aelteste) oder Bischöfe (Aufseher) hießen, hatten nur die äußere Leitung der Gemeinden zu besorgen; die Lehrthätigkeit war an kein Amt geknüpft, sondern freie Geistesgabe. Neben den Presbytern findet man schon frühzeitig Diakonen oder Almosenpfleger. Erst seit dem 2. Jahrh. bildete sich ein kirchliches Lehramt, welches nun mit dem Vorsteheramte verbunden ward. Um dieselbe Zeit begegnen uns die Anfänge der Vorstellung von einem christl. Priesterthum, welches die Fortsetzung des alttestamentlichen sei und von einer besondern Geistesbegabung des Priesterstandes (des Klerus, d. h. des Erbtheils Gottes) im Unterschiede vom christl. Volk (den Laien). Seit Mitte desselben Jahrhunderts wurde einer der Aeltesten durch den ausschließlich ihm begelegten Namen Bischof bezeichnet und zum Vorgesetzten der andern Aeltesten und Diakonen gemacht. Jede Gemeinde hatte ihren Bischof, und die Bischöfe waren untereinander gleichberechtigt. Nach der Natur der Sache erhielten aber die Bischöfe der größern Städte das Uebergewicht über die Bischöfe kleiner Gemeinden, und dieses Verhältniß verwandelte sich allmählich in eine wirkliche Obergewalt. So wurden die Bischöfe der größern Städte allmählich Bischöfe mehrerer von ihnen abhängiger Gemeinden, denen Presbyter (Priester) oder parochi (Pfarrer) vorstanden, und es bildete sich so der bischöfl. Sprengel. Zur Erhebung der bischöfl. Würde trugen namentlich die Synoden bei, auf welchen die Bischöfe die gesetzgebende Gewalt übten. Allmählich wurden die Bischöfe in den Hauptstädten oder Metropolen der Provinzen unter dem Titel von Metropolitan- und Erzbischöfen die Vorgesetzten der Bischöfe der Provinz. Auch wurden die Bischöfe zu Rom, Alexandrien und Antiochien durch den Ehrentitel Patriarchen besonders ausgezeichnet, den man später auch den Bischöfen von Konstantinopel und Jerusalem gab. Die Wahl und Einsetzung der Bischöfe, die früher den Gemeinden selbst zugestanden hatte, kam seit der Zeit Konstantin's d. Gr. meist in die Hände der Kaiser. Dagegen wurde die niedere Geistlichkeit immer mehr abhängig von den Bischöfen.

Digitized by Google

Nach älterer Anschauung sollten alle, welche die Weihe empfangen hatten, einander gleich sein, und die Bischöfe waren nur primi inter pares, nur dem Range, Einfluß und der Ordnung nach, nicht nach der Qualification höher als die andere Geistlichkeit. Aber bereits im 4. Jahrh. fing man an, mehrere besondere Weihen oder Ordinationen einzuführen und namentlich eine besondere Weihe der Bischöfe, denen man auch das Recht, die Ordination und Firmelung zu ertheilen und das heilige Chrisma zu bereiten, ausschließlich zuschrieb. Dadurch erhoben sich die Bischöfe immer mehr zu eigentlichen Herren des untergeordneten Klerus und bekamen die Rechte, welche die ganze Corporation der Geweihten über die Laien beanspruchte, in ihre Gewalt. Ueber die Bischöfe erhoben sich wieder die Metropoliten und über diese die Patriarchen. Letztere aber blieben sich untereinander, wenn auch nicht dem Range und Ansehen so doch der Machtvollkommenheit nach gleich. So war die H. eine Aristokratie, und dieses ist sie noch gegenwärtig in der griech. oder morgenländ. Kirche, in welcher es keinem Patriarchen oder Erzbischof gelang, sich zum Oberherrn der andern aufzuschwingen. In dem abendländ. oder dem lat. Theile des röm. Kaiserreichs gab es aber bei der Reichstheilung nur einen Patriarchen, den von Rom, sodaß also die H. sich hier nicht zur Aristokratie, sondern zur Monarchie entwickeln mußte. Es gelang den Bischöfen von Rom, die sich ausschließlich Päpste nannten, es dahin zu bringen, daß sie im christl. Abendlande allgemein als das Oberhaupt des ganzen christl. Klerus und der Kirche angesehen wurden; dagegen gelang es ihnen nicht durchaus, daß man ihre Obergewalt über die Kirche als eine absolute oder unbeschränkte angesehen hätte. Die Theorie von der absoluten Gewalt des Papstes über die Kirche, welche man auf die sog. falschen Decretalien des Isidorus (s. d.) gründete und welche Gregor VII. und dessen Nachfolger weiter ausbildeten, enthält die Sätze: «Der röm. Bischof oder Papst ist der alleinige Bischof der ganzen Christenheit, also der allgemeine Bischof (episcopus universalis); alle geistliche Gerichtsbarkeit, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt ist allein in seinen Händen; er allein kann Gesetze geben, sie authentisch auslegen und von ihrer Beobachtung dispensiren (plenitudo potestatis); er allein kann die Bischöfe zu allgemeinen Synoden zusammenrufen, die Synoden leiten und ihren Beschlüssen Gesetzeskraft ertheilen; alle andern Erzbischöfe und Bischöfe sind nur Stellvertreter und Bevollmächtigte von ihm, ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, werden von ihm eingesetzt oder abgesetzt und haben alle ihre Rechte und Befugnisse nur von ihm, daher er diese Rechte erweitern oder beschränken kann nach seinem Belieben; das ganze Kirchengut endlich ist ein Eigenthum des Papstes und kann von ihm nach seinem Ermessen verwendet werden.» Dieses System, nachmals im Gegensatze zu dem sog. Episkopalsystem unter dem Namen des Curialsystems (s. Römische Curie) bekannt, wurde zwar jahrhundertelang in der Kirche bekämpft, von den Päpsten aber mit seltenen Ausnahmen folgerichtig festgehalten, und schließlich auf dem Vaticanischen Concil (s. d.) dogmatisirt. Die frühern, namentlich von der Gallikanischen Kirche (s. d.), aber auch von den Concilien zu Konstanz (1414) und Basel (1431) vertretenen, bis zu Ende des 18. Jahrh. auch von deutschen Bischöfen sog. episkopalischen Grundsätze, nach denen die Bischöfe ihr Recht unmittelbar von Gott ableiten, der Papst aber nur den Primat, keine absolute Gewalt in der Kirche besitzt, gelten seitdem in der kath. Kirche als ketzerisch. Was das Verhältniß der H. zum Staate betrifft, so waren die Bischöfe und der Klerus im röm. Weltreiche Unterthanen des Kaisers, der sie einsetzen und absetzen konnte, und so ist es in der morgenländ. Kirche auch geblieben. Auch im abendländ. Römerreiche und in den Königreichen, in die dieses zerfiel, blieben die Könige die Herren der Bischöfe, die ihre Vasallen waren. Selbst die Erneuerung der röm. Kaiserwürde im Abendlande änderte daran nichts, und die neuen Kaiser behaupteten ihre Hoheit auch anfangs über die Bischöfe von Rom. Diese aber, besonders Gregor VII., Innocenz III. und Bonifacius VIII., wendeten nun das Princip der H. und der absoluten Gewalt des Papstes auch nach außen, gegen den Staat, und stellten die Ansicht auf, der Papst sei Statthalter Gottes auf Erden, Besitzer aller Länder der Erde; alle Kaiser und Könige hätten ihre Würden von ihm, müßten seinen Befehlen gehorchen und könnten von ihm gerichtet, abgesetzt, ihrer Länder beraubt und die Unterthanen von dem Eide der Treue gegen sie entbunden werden. Hierdurch wurde die Lehre von der absoluten Papstgewalt, welche neuerdings durch die päpstl. Unfehlbarkeit von neuem sanctionirt worden, vollendet.

Der Protestantismus hob in seinem Kreise die ganze Grundlage der H. auf, indem er den Lehrsatz von besondern, dem Priesterstande verliehenen und durch die Weihe fortgepflanzten übernatürlichen Gaben für einen Irrthum erklärte und behauptete, die Aeltesten und Bischöfe zur Zeit der Apostel seien Gemeindevorstände, aber keine Priester in jüd. Sinne gewesen; der Ritus der Handauflegung sei kein von Christus besonders angeordneter Gebrauch, sondern eine

Digitized by Google

uralte fromme Gewohnheit, die man als zweckmäßig und um guter Ordnung willen beibehalten habe, die aber an sich nicht nothwendig; die Gaben des Heiligen Geistes seien kein Eigenthum der Bischöfe und Aeltesten gewesen, sondern allen Getauften zutheil geworden. Die Christen würden durch die Taufe Priester, und alle sollten nach 1 Petr. 2, 5. 9 ein priesterliches Volk sein. Das Amt der Geistlichen behielten die Protestanten als ein von Christus und den Aposteln gestiftetes und zur guten Ordnung gehöriges bei, schränkten aber den Beruf derselben ein auf das Lehren des Evangeliums und auf die Verwaltung der Sakramente, wozu die Geistlichen sich die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben hätten. Die Protestanten haben daher auch nur eine Ordination, nicht mehrere, und lehren, daß dieselbe allen Geistlichen gleiche Befugnisse gebe. Die Berechtigung der einzelnen Geistlichen zur Verwaltung des Amts leiten sie lediglich von der regelmäßigen Berufung zum Amte ab. Auch sind die prot. Geistlichen der Staatsgewalt ebenso unterworfen wie die Laien, und es kann bei den Protestanten von einer Unterordnung des Staats unter die Geistlichkeit gar nicht die Rede sein. Nur die Anglikanische Kirche (s. d.) hat den Satz beibehalten, daß das bischöfl. Amt eine göttliche Institution, dessen Berechtigung durch die Weihe und deren ununterbrochene Succession ertheilt und fortgepflanzt werde. Die neuluth. Versuche zur Wiederherstellung hierarchischer Ordnungen im Protestantismus sind bisher ziemlich vereinzelt und meist erfolglos geblieben.

Hieratische Schrift (Priesterschrift), s. Hieroglyphen.

Hieratischer Stil heißt in Bezug auf die griech. und griech.-röm. Kunst diejenige Behandlung der Körperformen und Gewandung, welche in Nachbildung der alten Tempelbilder in absichtlicher Unfreiheit Strenge, ja Starrheit und übermäßige Zierlichkeit in der Bildung der Haare und Gewandfalten anstrebt; also dasselbe, was man auch als den archaistischen Stil im Gegensatz zu dem archaischen, den alterthümelnden im Gegensatz zu dem echt alterthümlichen bezeichnet. Angewandt wurde der hieratische oder archaistische Stil hauptsächlich bei Bildwerken, welche für die Zwecke des Cultus, als Tempelbilder, Weihgeschenke u. dgl. bestimmt waren. Doch war derselbe nicht selten auch Privatliebhaberei (wie z. B. beim Kaiser Hadrian) oder Modesache. Das Hauptkriterium zur Sonderung solcher nachgeahmter Werke von den echt alterthümlichen ist eine gewisse Aengstlichkeit und Trockenheit, auch übermäßige Sorgfalt der Ausführung, wie sie meist Nachahmungen im Gegensatz zu Originalwerken eigen zu sein pflegt.

Hiero I. (griech. Hieron), Herrscher von Syrakus, erhielt durch seinen Bruder Gelon 484 v. Chr. die Regierung von Gela und ward nach dessen 477 erfolgten Tode, nachdem er seinen jüngern Bruder Polyzelos genöthigt hatte, die Stadt zu verlassen, Alleinherr über Syrakus. Hierauf vertrieb er 476 die Einwohner von Naxos und Catana aus ihren Städten; doch wurde die Colonie, die er nach Catana führte, das er nun Aetna nannte, nach seinem Tode von den zurückkehrenden Catanäern wieder vertrieben. Ein Seesieg, den seine und die Flotte von Kyme (lat. Cumä) über die Etrusker 474 erfochten, beraubte diese der Oberherrschaft in dem Tyrrhenischen Meere. Im Britischen Museum befindet sich ein Helm aus Olympia, dessen Schrift besagt, daß H. ihn damals dem Zeus aus der Beute weihte. Er besiegte 472 den Thrasydäos, der seinem Vater Theron in der Herrschaft über Akragas (Agrigent) gefolgt war. H., welcher zudem von einem unheilbaren Leiden, dem Stein, gequält wurde, war von den Fehlern, die die Folge einer Tyrannis, wie die seinige, zu sein pflegen, nicht frei; er war argwöhnisch und zu Zeiten ungerecht und grausam. Doch beweist es immer einen edlern Sinn, daß er die Poesie schätzte und Dichter wie Epicharmos, Simonides, Aeschylus, Bacchylides und Pindar, der seine in den griech. Wettspielen errungenen Siege besang, an seinen Hof zog. Das hat denn auch dem Xenophon Anlaß gegeben, ihn und Simonides als diejenigen aufzuführen, die in seiner «Hieron» betitelten Schrift die Eigenschaften des Herrschers besprechen. H. starb 467 v. Chr. Vgl. Hense, «De Hierone I.» (Münst. 1862) und Holm, «Geschichte Siciliens» (Bd. 1, Lpz. 1870). — H. II., ebenfalls Herrscher von Syrakus, 269—214 v. Chr., der Sohn des Syrakusaners Hierokles, soll auf des Vaters Geheiß, weil er von einer Sklavin geboren, ausgesetzt, darauf mehrere Tage durch Bienen ernährt, aber, da Weissager hierin die künftige Größe erkannten, wieder aufgenommen und aufs sorgfältigste erzogen worden sein. In den Unruhen, die nach dem Abzuge des Königs Pyrrhos (275 v. Chr.) in Sicilien herrschten, erhob sich H. Von dem Heere zum Feldherrn ausgerufen, zog er in Syrakus ein und wurde von dem Volke wegen seiner Mäßigung zunächst als Oberfeldherr anerkannt, dann, vermuthlich 269, nach einem über die unter dem Namen Mamertiner bekannten campanischen Söldner, die sich Messanas bemächtigt hatten, im Gebiete von Mylä am Flusse Longanos erfochtenen Siege zum König erhoben. Als den Mamertinern durch die Römer 264 Hülfe und die karthag. Besatzung, die

Digitized by Google

sie in Messana aufgenommen hatten, vertrieben wurde, verband sich H. mit den Karthagern gegen Rom. H. wurde vom röm. Consul Appius Claudius geschlagen und, jedoch vergeblich, in Syrakus belagert. Als indeß 263 Marcus Valerius Maximus mit einem starken Heere ihn und die Karthager besiegt hatte, schloß er Frieden auf 15 Jahre mit Rom, der von diesem wegen der treuen Unterstützung, die H. gewährte, 248 in einen ewigen verwandelt ward. Nach der Beendigung des ersten Punischen Kriegs (241) wurde dem H. durch die Römer die Herrschaft in seinem ungeschmälerten Besitz gesichert, und das freundschaftliche Verhältniß erlitt auch durch die Hülfe, die er den Karthagern im Söldnerkrieg sandte, keine Störung. H. selbst besuchte 237 Rom und machte dem röm. Volke ein Geschenk von 200,000 Modien Getreide. Auch in dem zweiten Punischen Kriege bewies er sich den Römern als treuer Bundesgenosse und unterstützte sie mit Getreide und Truppen, so namentlich nach ihrer Niederlage am Trasimenischen See, wo die goldene, 220 Pfd. schwere Bildsäule der Siegesgöttin, die er nach Rom sendete, dort als gutes Vorzeichen begrüßt wurde. Er starb 215, über 90 J. alt. Sein Sohn Gelon, der aus Neigung zu den Karthagern den Vater selbst bedroht haben soll, war vor ihm gestorben, und so folgte ihm sein Enkel Hieronymus, der sich sofort den Karthagern zuwendete, aber, wegen Schwelgerei und Grausamkeit gehaßt, schon 214 durch Verschworene ermordet wurde. H. hatte sich durch Milde, Weisheit und Einfachheit die Liebe der Syrakusaner erworben, sodaß sie mehrmals, da er die Königswürde niederlegen wollte, ihn dieselbe zu behalten nöthigten. Große Sorge hatte er für die Vervollkommnung des Ackerbaues getragen. Ein Gesetz von ihm über die Getreidezehnten (Lex Hieronica) galt noch zu Cicero's Zeit im Lande. Auch die Künste pflegte er, namentlich die Baukunst, wovon Tempel, Theater und andere Gebäude, die er theils in Syrakus, theils auch in kleinern Städten seines Gebietes errichtet, zeugten. Archimedes, ihm befreundet und verwandt, war bei dem Bau von Kriegsmaschinen sowie auch bei dem eines aufs prächtigste hergerichteten Riesenschiffs für ihn thätig. Vgl. Fortman, «De Hierone Hieroclis filio» (Zwolle 1835); Schneiderwirth, «H. II. von Syrakus» (Heiligenst. 1861).

Hierodulen hießen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, welche als Sklaven dem Dienste einer Gottheit geweiht waren. Die Zahl der H. war bei den Tempeln in Syrien, Phönizien und Kleinasien manchmal sehr beträchtlich; im kappadocischen Komana traf Strabo 6000, in Morimene 3000 H. Sehr zahlreich waren im Orient die weiblichen H., welche im Dienste der großen weiblichen, unter verschiedenen Namen und Formen verehrten Naturgottheit gewöhnlich gegen ein Geschenk an die Göttin sich preisgaben. In Griechenland finden wir solche H. namentlich zu Korinth im Dienst der dortigen Aphrodite. Ferner erhielten sich H. dieser Art besonders auch auf dem Berge Eryx in Sicilien aus den Zeiten der Phönizier bis in die der röm. Herrschaft. Außerdem gab es aber H., die dem Gotte zu ganz andern anständigen Diensten, Leistungen, oder, z. B. als Landbauer, auch nur zu mäßigen Abgaben verpflichtet waren. Ja oft wurde die Hingabe eines Sklaven an den Gott geradezu als eine Form der Freilassung benutzt. Vgl. Hirt, «Die H.» (Berl. 1818); Curtius in «Anecdota Delphica» (Berl. 1843).

Hieroglyphen (griech.) werden die Zeichen der ägypt. Bilderschrift genannt, deren früher sprichwörtlich dunkler Sinn erst seit Champollion's Entdeckungen allmählich verständlich geworden ist. Die Aegypter bedienten sich theils gleichzeitig, theils nacheinander vier verschiedener Schriften: 1) der hieroglyphischen oder heiligen, 2) der hieratischen, 3) der epistolographischen, enchorischen oder demotischen, 4) der koptischen Schrift. Die drei ersten waren einheimische Schriften. Von diesen unterscheiden Herodot und Diodor nur zwei, die heilige (ἱερὰ γράμματα) und die Volksschrift (δημοτικὰ oder δημώδη γράμματα); ebenso nennen die Inschriften von Rosette und die ähnliche in Turin nur zwei, die heilige und die einheimische (ἐγχώρια γράμματα). Erst Clemens Alexandrinus unterscheidet alle drei Schriften und nennt sie die heilige Steinschrift (γράμματα ἱερογλυφικά), die Priesterschrift (ἱερατικά) und die Briefschrift (ἐπιστολογραφικά). Für letztere hat sich jetzt die Bezeichnung der demotischen (nach Herodot) ziemlich allgemein geltend gemacht.

Die hieroglyphische Schrift, in hieroglyphischen Inschriften selbst «die Schrift der göttlichen Worte» genannt, war die älteste, ursprünglich einzige Schrift der Aegypter. Ihre Zeichen sind mehr oder weniger treue Abbildungen von Gegenständen aller Art. Auf den Denkmälern wurden diese Zeichen entweder eingeschnitten oder im Relief aus der Fläche herausgearbeitet; am häufigsten aber findet in den großen Wandsculpturen eine Verbindung von beiden statt, indem sie, wie auch die Figuren der Darstellung selbst, in der Vertiefung erhaben gearbeitet wurden (relief en creux). Außerdem pflegten auch bei reicherer Ausstattung alle Zeichen in Farben ausgeführt zu werden. Auf glatten Wänden erscheinen sie bald bunt,

Digitized by Google

bald einfarbig, oder auch nur in Umrissen gezeichnet. Auch in Papyrusrollen wurde die heilige Schrift nicht selten angewendet, aber nur für heilige Texte, namentlich für das Todtenbuch oder einzelne Abschnitte desselben, welche den Verstorbenen mit in das Grab gegeben zu werden pflegten. Hier sind die H. meistens in ihrer einfachsten Form, in Umrissen, wie sie sich für den Schreibgriffel eigneten, wiedergegeben. Der eigenthümliche Sinn der Aegypter für das Charakteristische in der Zeichnung tritt hierbei fast noch auffallender als in den ausgeführten Bildern hervor. Die hieratische oder Priesterschrift erhielt diesen Namen ohne Zweifel erst im Gegensatze zu der epistolographischen oder Profanschrift, weil sie in späterer Zeit vorzugsweise nur von den Priestern für priesterliche Literatur gebraucht wurde. Früher, namentlich ehe die epistolographische Schrift in Aufnahme kam, war sie auch für alle weltlichen Schriftstücke die einzig gebräuchliche Schrift und mußte daher nicht nur für den heiligen, sondern auch für den Volksdialekt gebraucht werden. Dieselbe ist vorzugsweise eine Bücherschrift und wird nur sehr ausnahmsweise auch auf Denkmälern gefunden. Sie ist den Formen ihrer Zeichen nach wesentlich eine tachygraphische Abkürzung der hieroglyphischen Schrift, wodurch die Kenntlichkeit der ursprünglichen Bilder großentheils verloren ging, obgleich der Zusammenhang noch deutlich vorliegt, sobald man die einzelnen, den H. entsprechenden Zeichen zusammenstellt. Die ersten Proben dieser hieratischen Cursivschrift finden sich bereits im altägypt. Reiche auf den ältesten Denkmälern, die uns erhalten sind, nämlich auf den Blöcken der Pyramiden von Gizeh und in den Gräbern ihrer Umgebung. Die epistolographische oder demotische Schrift, zunächst aus der hieratischen hervorgegangen, ist eine noch größere Abkürzung derselben Zeichen, welche hier meistens eine ganz conventionelle, den Ursprung kaum noch verrathende Form angenommen haben. Ihr Gebrauch läßt sich nur bis in die Zeit der Psammetiche, der 26. Manethonischen Dynastie, im 7. Jahrh. v. Chr. zurückverfolgen. Die großen polit. Veränderungen jener Zeit scheinen das Bedürfniß fühlbarer gemacht zu haben, die Sprache des gemeinen Lebens, welche sich immer weiter von der alten Schriftsprache des heiligen Dialekts entfernt hatte, in größerm Umfange als bis dahin schriftfähig zu machen, und indem die hieratische Schrift ausschließlicher auf den Gebrauch der Priester und Gelehrten für die heilige Literatur und deren alterthümlichen Dialekt beschränkt wurde, pflegten von nun an alle Proceßacten, Verträge, Briefe und ähnliche Schriftstücke in dieser sowol in den Zügen sehr vereinfachten als auch in der Anzahl der gebräuchlichen Zeichen sehr beschränkten Schrift aufgezeichnet zu werden. Sie findet sich fast nur in Papyrusrollen; doch ist eine der bekanntesten Ausnahmen, wo sie auch in Stein gegraben erscheint, der mittlere Text der Inschrift von Rosette. Alle drei Schriften blieben bis in die ersten Jahrhunderte nach Christus, die hieroglyphische nachweisbar bis unter den Kaiser Decius, in Gebrauch. Als aber das Christenthum sich immer mehr in Aegypten verbreitete und in seinem Gefolge die griech.-kirchliche Literatur, so begann man auch für die christl. Schriften in ägypt. Sprache sich des griech. Alphabets zu bedienen, indem man dem letztern für die den Aegyptern eigenthümlichen Laute sechs der hieratischen Schrift entlehnte Zeichen hinzufügte. Diese von den ägypt. Christen gebrauchte Schrift ist unter dem Namen der koptischen (s. Kopten) bekannt.

Die Entzifferung der einheimischen, namentlich aber der hieroglyphischen Schrift wurde von Niebuhr mit Recht eine der größten Entdeckungen des 19. Jahrh. genannt. Sie hat eine neue und umfangreiche Wissenschaft begründet und auf alle übrigen Zweige der Alterthumsforschung den entschiedensten Einfluß geübt, indem sie uns allmählich in den Stand gesetzt hat, die längste und älteste der Völkercivilisationen unserer Erkenntniß wieder zugänglich zu machen. Der Anfang der wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit ist seitdem um mehr als 2000 Jahre zurückgerückt. Die Auffindung der Inschrift von Rosette (Raschid) während der Napoleonischen Expedition 1799 gab die erste gegründete Hoffnung zur Entzifferung der H. Sie enthielt einen dreifachen Text in hieroglyphischer, demotischer und griech. Schrift. Aus dem griech. Texte ging hervor, daß alle drei ein und dasselbe Decret zu Gunsten des Ptolemäus Epiphanes enthielten, welches die ägypt. Priester im neunten Jahre der Regierung des Königs, 196 v. Chr., abgefaßt und in allen Ptolemäischen Tempeln aufzustellen verordnet hatten. Von diesem Stein, dessen große Wichtigkeit sogleich einleuchtete, beeilte man sich, Abgüsse und Abdrücke der Inschriften anzufertigen, und 1803 erschien die erste Publication derselben, von der Antiquarian Society in London besorgt. Aber die Entzifferung der H. gelang nicht so schnell, wie eine solche mehrsprachige Inschrift hoffen zu lassen schien. Da der hieroglyphische Text nicht vollständig war, so beschäftigten sich die Gelehrten zunächst nur mit dem demotischen Texte. Der erste, der sich an dieser Aufgabe versuchte, war Silvestre de Sacy, welcher in seiner bereits

Digitized by Google

1802 erschienenen «Lettre au citoyen Chaptal» (damals Minister des Innern) die Resultate seiner Vergleichung des griech. und enchorischen Textes mittheilte. Er hielt die hieroglyphische Schrift für eine durchgängig ideographische oder Wortschrift, die hieratische, die er in andern Inschriften richtig erkannt hatte, für syllabisch oder alphabetisch, die enchorische für rein alphabetisch, ohne jedoch die einzelnen Lautzeichen lesen zu können. Doch erkannte er, daß alle drei Schriftarten von rechts nach links zu lesen seien, und schied eine Anzahl Gruppen, welche die Namen Ptolemäus, Arsinoe, Alexander u. a. enthielten, aus dem fortlaufenden Texte richtig aus. Den zweiten wichtigern Schritt that der schwed. Diplomat Åkerblad in seiner gleichfalls 1802 gedruckten «Lettre au citoyen Silvestre de Sacy, sur l'inscription égyptienne de Rosette». Dieser blieb nicht beim Ausscheiden der ganzen Gruppen stehen, sondern analysirte sie und bestimmte den phonetischen Werth für die einzelnen Zeichen in den Namen Ptolemäus, Alexander, Arsinoe, Berenike und noch sechs andern. Das hiernach aufgestellte Alphabet war im wesentlichen richtig. Zugleich hatte er im hieroglyphischen Texte mehrere Zahlzeichen richtig erkannt. Er hatte demnach in Wahrheit die ersten ägypt. Schriftzeichen entziffert. Hier blieb aber das Werk vorerst stehen. Die 1804 vom Grafen Palin erschienene «Analyse de l'inscription de Rosette» mußte ihr Ziel schon deshalb gänzlich verfehlen, weil derselbe von der irrigen Voraussetzung ausging, daß uns die hieroglyphische Inschrift in der vollständigen Anzahl von Zeilen erhalten sei, sodaß er die erste griech. Zeile mit der ersten erhaltenen hieroglyphischen verglich. Ebenso unrichtig oder unbedeutend waren die Versuche von Bailey, Sickler, Spohn u. a. Von mittelbarer Wichtigkeit ward nur die 1808 publicirte gelehrte Untersuchung von E. Quatremère: «Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Égypte», worin dieser bewies, daß die koptische Sprache wesentlich dieselbe wie die altägyptische sei. In den J. 1809—13 war die umfangreiche «Description de l'Égypte», die ruhmreiche Frucht der Napoleonischen Expedition, erschienen; aber sie blieb ein Bild ohne Licht und Schatten und ohne Perspective, weil die vielen Inschriften, welche den Commentar liefern und alles in seiner histor. Folge erkennen lassen konnten, noch unverständlich blieben.

Erst 1819 wurde die Aufmerksamkeit wieder auf diese wichtigen Untersuchungen gelenkt durch einen Aufsatz des berühmten Physikers Dr. Th. Young, welcher im Supplement zum ersten Theil des vierten Bandes der «Encyclopaedia Britannica» zu Edinburgh erschien. In diesem wichtigen Artikel «Egypt» wurde die Entdeckung Åkerblad's vom demotischen auf den hieroglyphischen Text angewendet und auf eine äußerst scharfsinnige Weise vermittels der zwischen beiden stehenden hieratischen Schrift nachgewiesen, daß die einzelnen Zeichen in den hieroglyphischen Namensschildern den bereits erkannten Zeichen der demotischen Namensgruppen entsprachen. Er erhielt auf diese Weise ein kleines hieroglyphisches Alphabet, mit dem er auch eine Reihe anderer hieroglyphischer Königsschilder zu erklären suchte. Der Versuch war im allgemeinen gelungen, aber doch in den einzelnen Anwendungen noch so mangelhaft, daß er mehrere Schilder ganz unrichtig las, z. B. Arsinoe statt Autokrator, Euergetes statt Cäsar u. s. w. Jean François Champollion (s. d.), der sich bereits seit 1807 vorzüglich mit Aegypten beschäftigt und schon 1814 seine werthvollen Untersuchungen über die ägypt. Geographie herausgegeben hatte, war ohne Zweifel mit dem Artikel des Dr. Young bekannt und scheint durch ihn zu neuen Versuchen für die Entzifferung von H. angeregt worden zu sein. Im J. 1821 erschien zu Grenoble eine (später fast gänzlich unsichtbar gewordene) Broschüre in Folio: «De l'écriture hiératique des anciens Egyptiens», in welcher er nachwies, daß, wenn die hieroglyphische Schrift, wie bis dahin allgemein, auch von Young, angenommen wurde, eine mit Ausnahme der Eigennamen nur ideographische Wortschrift sei, dies auch ebenso von der hieratischen gelten müßte, da sich die von ihm untersuchten Todtenpapyrus in beiden Schriftarten Zeichen für Zeichen entsprachen, während es den frühern Gelehrten wahrscheinlicher erschien, daß die letztere Schrift syllabisch sein möchte. Den entscheidendsten Schritt in der Geschichte der Hieroglyphenentzifferung that Champollion aber erst im nächsten J. 1822 durch die Veröffentlichung seiner berühmten «Lettre à M. Dacier», in welcher er durch die Analyse einer Reihe von Königsnamen ein wenn auch noch beschränktes hieroglyphisches Alphabet aufstellte, dessen Anwendbarkeit sich überall aufs entschiedenste bewährte, wo dieselben Zeichen wiederkehrten. Obgleich nun dieses glänzende Resultat in gewisser Beziehung nur als eine Berichtigung und Erweiterung der besonders durch ihren Scharfsinn verdienstvollen Entdeckung von Young erschien, welcher den einzelnen Zeichen zum Theil bereits dieselbe Bedeutung beigelegt hatte, so unterschied es sich doch wesentlich dadurch, daß Champollion hierbei einen ganz verschiedenen Weg einschlug, welcher ebenso einfach und direct, daher auch sicher und erfolgreich

Digitized by Google

war, wie der seines Vorgängers scharfsinnig, aber schwierig und verwickelt, deshalb auch unsicher und nur theilweise das Ziel erreichend. Champollion wurde dabei durch einen besonders günstigen Umstand unterstützt. Der Engländer Bankes hatte 1815 einen Obelisken auf der Insel Philä aufgefunden, den er sammt dem zugehörigen Piedestal 1821 nach England brachte und auf seinem Landsitz in Kingston-Hall in Dorsetshire aufstellte. Noch in demselben Jahre publicirte er die hieroglyphischen Inschriften des Obelisken und die griechische des zugehörigen Postaments. Diese letztere enthielt einen Brief der Isispriester von Philä an Ptolemäus Euergetes II., Kleopatra, seine Schwester, und Kleopatra, seine Gemahlin. Es lag daher nahe, dieselben Namen in den hieroglyphischen Inschriften zu vermuthen. Obgleich nun die Voraussetzung irrig war, daß ein Zusammenhang stattfinde zwischen der griech. und hieroglyphischen Inschrift, die sich zwar beide auf denselben König bezogen, aber in verschiedene Jahre desselben gehörten, so fand sich doch in der That außer dem in der Inschrift von Rosette bereits gelesenen Namen Ptolemäus auch das Schild der Kleopatra auf dem Obelisken. Auf dieselbe Vermuthung gründete nun Champollion seine vergleichende Analyse der beiden Namen. Es traf sich zufällig und überaus günstig, daß die Namen PTOL(e)maios und kLeOPATrA vier gleiche Buchstaben enthalten und sich außerdem im zweiten Namen das a wiederholt. Die Probe war daher so einfach, daß über die Richtigkeit der Lesung im allgemeinen, obgleich noch einige kleine Bedenken zu beseitigen blieben, nicht der mindeste Zweifel sein konnte. Es ergaben diese beiden Namen sogleich ein Alphabet von 11 Lautzeichen, die sich bald durch die weitern Anwendungen desselben auf die Namen Alexandros, Berenike und viele andere bedeutend vermehrten. Hiermit war der feste und bald von den bedeutendsten Gelehrten, wie Silvestre de Sacy, Niebuhr, W. von Humboldt, als solcher anerkannte Grund für alle folgenden, rasch nacheinander gemachten Entdeckungen auf diesem Felde gelegt.

Aber selbst noch in dieser «Lettre à M. Dacier» hatte Champollion so wenig den wahren Organismus des ganzen Hieroglyphensystems erkannt, daß er noch immer mit Young und andern die irrige Meinung theilte, daß die phonetische Bedeutung der einzelnen H. sich nur auf die Eigennamen beschränke, der übrige fortlaufende Text aber aus rein ideographischen Zeichen bestehe. Hiervon kam er erst in seinem nächsten Werke, dem «Précis du système hiéroglyphique» (Par. 1824) zurück, in welchem er zeigte, daß das durch die Namen gefundene Alphabet auch auf alle übrigen Gruppen anwendbar sei, wo sich dieselben Zeichen wiederfinden. Die letzten und vollständigsten Resultate seiner sprachlichen Untersuchungen liegen aber in der erst nach seinem Tode 1836 publicirten «Grammaire égyptienne» vor, in welcher er das ganze System der hieroglyphischen Schrift und die Grundzüge der darin niedergelegten Sprache darzulegen und durch zahlreiche, den verschiedensten Inschriften aller Epochen entnommene Beispiele nachzuweisen unternahm. Einen Fortschritt in der genauern und methodischern Auffassung des ägypt. Schriftorganismus hat Lepsius in seiner «Lettre à M. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique» (in den «Annales de l'Institut archéologique», Bd. 9, Rom 1837) zu begründen gesucht, indem er das in Champollion's Grammatik bis auf 232 Zeichen angewachsene phonetische Alphabet in verschiedene Klassen zerlegte und als rein und ausschließlich phonetischen Theil desselben nur 34 H. anerkannte. Der lexikalische Theil der Hieroglyphenkenntniß erfuhr werthvolle Bereicherungen durch die Schriften von Rosellini, Lepsius, Leemans, Hincks, Brugsch sowie durch die Uebersetzungen längerer Texte von Birch, de Rougé, Chabas, denen sich Goodwin, Le Page-Renouf, Lauth, Dümichen, Ebers, Stern, Eisenlohr, Naville, Pierret, Maspero u. a. anschließen. Die bedeutendste Arbeit in dieser Beziehung ist Brugsch's «Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch» (4 Bde., Lpz. 1867—68).

Die Untersuchungen über die hieratische Schrift schlossen sich meistens an die hieroglyphischen an. Die demotischen Entzifferungen wurden aber seit Silvestre de Sacy und Akerblad vorzüglich durch Young gefördert und durch ihn eine breite Grundlage für alle folgenden Untersuchungen auf diesem der Hieroglyphik durch Zeit, Dialekt und Quellen ferner liegenden Felde gelegt. Hierbei ist namentlich seine Interlinearübersetzung der Inschrift von Rosette und mehrerer demotischer Papyrus in den «Hieroglyphics collected by the Egyptian society» (Lond. 1823) und den «Rudiments of an Egyptian dictionary», zuerst als Anhang zu der koptischen Grammatik von Tattam (1830), nachmals getrennt (1831) publicirt, zu nennen. Neben den verschiedenen Erörterungen von Champollion, Salvolini, Kosegarten, Lepsius ist hierbei noch besonders der wichtigen Publication eines umfangreichen, mit vielen griech. Umschriften versehenen demotischen Papyrus durch Leemans in «Monuments égyptiens de Leide» (Leid. 1839) zu erwähnen. Später haben diese Untersuchungen namentlich in Brugsch (s. d.)

Digitized by Google

den thätigsten Bearbeiter gefunden, dessen «Grammaire démotique» seitdem die Grundlage der Weiterforschung geworden ist. Es darf endlich auch nicht unerwähnt bleiben, daß die durch Champollion begründete hieroglyphische Forschung lange Zeit hindurch einzelne, meistens sehr heftige Gegner gefunden hatte, von denen hier vor andern Klaproth, Palin, Janelli, Williams, Goulianof, Secchi, Seyffarth und Uhlemann genannt werden mögen, deren Entzifferungsweisen unter sich ebenso wenig Zusammenhang wie mit dem System Champollion's haben, mit Ausnahme des letzten, der sich genau an Seyffarth anschließt.

Alle Schrift geht von einer Bilder- oder Begriffsschrift aus und nähert sich in spätern Stufen ihrer Fortentwickelung immer mehr der rein alphabetischen Lautschrift. Da die mexic. Bilderschrift nicht im engern Sinne eine Schrift zu nennen ist, so repräsentiren die chines. Schrift einerseits und die europ. Schriften andererseits am vollständigsten die beiden Endpunkte aller Schriftentwickelung. Die wichtigste Mittelstufe bilden die syllabarischen Schriften. Die ägypt. Schrift zeichnet sich vor allen andern dadurch aus, daß in ihrem merkwürdigen Organismus alle Stufen zugleich in einem ziemlich gleichmäßigen Verhältnisse enthalten sind. Sie ging aus von einer ideographischen Wortschrift und entwickelte sich allmählich bis zu reinen Lautzeichen, in welchen Consonant und Vocal getrennt erscheinen, ohne jedoch ihren ideographischen Ursprung jemals ganz zu verleugnen oder auch nur die ideographischen den später entwickelten Elementen unterzuordnen. Die erste Klasse der H., die der ideographischen oder Begriffszeichen, theilen sich wieder a) in solche, welche die zu bezeichnenden Gegenstände mehr oder weniger direct abzeichnen, und b) in solche, welche abstracte Begriffe oder schwer darzustellende Gegenstände symbolisch oder andeutend bezeichnen. Hieran schließt sich c) die Reihe der determinativen oder Bestimmungszeichen, welche gar nicht ausgesprochen werden, sondern nur zur nähern Bestimmung eines vorausgehenden Wortes oder der Klasse von Wörtern, der es angehört, dienen. Zu a gehört z. B. der Kreis, welcher die Sonnenscheibe darstellen und bedeuten soll; zu b der Geier als Symbol der Mutter oder der Stadtplan mit der Bedeutung der Stadt; zu c der Löwe, hinter seinem Namen mui bildlich wiederholt, oder der Blumenstengel hinter Pflanzennamen. Die zweite Klasse der H. ist die der phonetischen oder Lautzeichen. Diese wurden aus der großen Menge der ideographischen H. so gewählt, daß der zu bezeichnende Laut der Anfangslaut des Namens des abgebildeten Gegenstandes war. So bezeichnet die Eule, ägyptisch mulag', ein m, der Adler, achom, ein a. Die Anzahl der für die 20—22 Laute der Sprache ausgewählten H., welche in allen Fällen, wo nur der einzelne Laut geschrieben werden sollte, gebraucht werden konnten, wurde auf ungefähr 30 beschränkt. Man erlaubte sich auch hierbei noch einen gewissen Wechsel vollkommen homophoner Zeichen zur Bequemlichkeit in der Anordnung der Gruppen für das Auge. In späterer, namentlich röm. Zeit, wurde dieses Alphabet noch um einige Zeichen vermehrt. Die dritte Klasse von H. steht endlich zwischen den beiden ersten in der Mitte, indem ihre Zeichen an beiden Naturen, sowol der ideographischen als der phonetischen, theilhaben. Man gebrauchte nämlich häufig die für bestimmte Wörter gebräuchlichen H. nicht nur in ihrer ursprünglichen und ideographischen Bedeutung, sondern auch für die Anfangsbuchstaben derselben Wörter und fügte ihnen dann die übrigen Laute des Wortes aus dem allgemein-phonetischen Alphabete hinzu. So dient z. B. das Henkelkreuz zur Bezeichnung des Wortes anch, Leben; es kann aber auch nur für a gebraucht werden, indem man die Lautzeichen für n und ch aus dem allgemeinen Alphabet hinzusetzt. Dadurch wird es nicht selbst zum allgemein-phonetischen Zeichen, weil es nicht überall gebraucht werden kann, wo der Laut a bezeichnet werden soll, sondern nur im Anfange des Wortes anch, welches es ursprünglich für sich allein bezeichnete. Zuweilen verlieren aber auch gewisse Zeichen für Lautcomplexe von einer oder mehrern Silben ihre ursprüngliche ideographische Bedeutung so weit, daß sie auch für andere Worte oder deren Theile, welche denselben Lautcomplex für das Ohr wiederholen, gebraucht werden. Mögliche Zweideutigkeiten werden dann durch verschiedene Hülfsmittel, namentlich durch hinzugefügte Determinative vermieden. In allen Fällen aber, in welchen besondere Schwierigkeiten der ideographischen Bezeichnung leicht eintraten, wie für fremde Namen, für grammatische Flexionen u. a., bediente man sich vorzugsweise der rein phonetischen H. Die hieratische und demotische Schrift enthält im allgemeinen dieselben Elemente wie die hieroglyphische Schrift; doch trat hier, namentlich in der demotischen Schrift, der ideographische Theil der Zeichen immer mehr gegen den phonetischen zurück.

Hierokles ist der Name mehrerer griech. Philosophen und Rhetoren. Besondere Erwähnung verdient der H., welcher zu Ende des 3. und im Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. lebte. Er war röm. Statthalter von Bithynien, später zu Alexandria, und forderte den Kaiser Diocletian

Digitized by Google

zur Verfolgung der Christen auf, welche 303 n. Chr. stattfand, für welchen Zweck er auch vom neuplatonischen Standpunkte aus eine eigene Schrift verfaßte, die man aber nur noch aus Lactanz und besonders aus einer Gegenschrift des Eusebius kennt. Vgl. Keim, «Der Uebertritt Konstantin's zum Christenthum» (Zür. 1862). — Der als Neuplatoniker bekannte H. lehrte im 5. Jahrh. n. Chr. zu Alexandria mit Beifall. Außer mehrern Werken, die blos noch in Auszügen und Bruchstücken vorhanden sind, ist von ihm erhalten ein mehr philos. als grammatischer Commentar zu den «Goldenen Sprüchen des Pythagoras» (zuletzt herausg. von Mullach, Berl. 1853) und in den «Fragmenta philosophorum Graecorum» (Bd. 1, Par. 1860), ins Deutsche übersetzt von Schultheß (Zür. 1778). Eine Sammlung spaßhafter Erzählungen und Einfälle unter dem Titel «Asteia», die zuletzt Koraïs (Par. 1812) und Eberhard (Berl. 1869) herausgegeben und die Ramler (Berl. 1782) übersetzt hat, ist ihm ohne Zweifel mit Unrecht beigelegt worden. Gesammtausgaben dieser Schriften nebst den Fragmenten besorgten Morel (Par. 1593), Pearson (Lond. 1654 u. 1675) und Needham (Cambr. 1709).

Hieronymiten oder Hieronymianer, auch Eremiten oder Einsiedler des heil. Hieronymus, heißen die Mitglieder des um 1370 von dem Portugiesen und Tertiarier des heil. Franciscus, Basco, mit Peter Ferd. Pecha, einem Spanier, gestifteten Ordens regulirter Chorherren, welcher von Gregor XI. 1373 bestätigt wurde und der Regel des Augustinus folgt. Der Orden widmete sich hauptsächlich der Pflege der Wissenschaften, verbreitete sich schnell über Spanien und Portugal, erhielt 1415 die Exemtion und hatte sein Hauptkloster bei Toledo. Ihm gehörte auch das Kloster San-Yuste bei Plasencia, in welchem Karl V. lebte; Philipp II. ließ für den Orden das Escurial einrichten. Der Orden gelangte zu großem Ansehen, besteht jedoch jetzt nur noch in Amerika. Der dritte General, Lupus d'Olmedo, gründete 1424 eine abgesonderte Congregation und nannte sie H. von der Observanz. Papst Martin V. bestätigte sie (1426), doch erhielt sie bald darauf eine neue, aus den Werken des Hieronymus zusammengestellte Regel. Dieser Zweigorden wurde in Spanien 1595 mit den übrigen H. wieder vereinigt, kehrte dabei zur Regel des Augustin zurück, erhielt sich aber in Italien, wohin er seit 1429 verpflanzt war, unter dem Namen der Eremitae St.-Hieronymi de observantia oder de Lombardia. — Außerdem bestehen noch, wenn auch nur in wenigen Klöstern, Einsiedler des heiligen Hieronymus von der Congregation des seligen Peter von Pisa, welche um 1380 durch Peter Gambacorti von Pisa mit strenger Regel gegründet, seit 1444 aber gemildert und seit 1568 durch die Regel Augustin's ersetzt wurde. — Die Nonnen oder Schwestern der Eremiten des heil. Hieronymus sind unter dem Namen der Hieronymitinnen bekannt. Sie entstanden durch Maria Garcias im Kloster des heil. Paul zu Toledo 1375. Erst unter Julius II. legten sie die feierlichen Gelübde ab und wurden dem Orden der H. beigefügt. In Spanien waren sie sehr verbreitet; jetzt sind sie aufgehoben.

Hieronymus (oder Jérôme), König von Westfalen, s. Bonaparte (Hieronymus).

Hieronymus (Sophronius Eusebius) der Heilige, einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Schriftsteller der alten lat. Kirche, wurde 331 oder nach andern 342 zu Stridon in Dalmatien von bemittelten Aeltern geboren, mit Sorgfalt für gelehrte Studien erzogen und zu Rom unter dem Grammatiker Donatus mit den röm. und griech. Classikern vertraut. Anfangs von dem lustigen Leben der Hauptstadt nicht unberührt, neigte er sich bald zum Christenthum. Die Katakomben und Gräber der Märtyrer gaben seiner Andacht die erste Nahrung. Reisen am Rhein und in Gallien brachten ihn mit mehrern christl. Lehrern in Berührung, und um 360 wurde er zu Rom getauft. Nach einem längern Aufenthalt zu Aquileja begab er sich 373 nach Antiochia in Syrien, wo sich seine Neigung für das ascetische Leben entschied, und 374 in die Wüste, in der er unter Kasteiungen und exegetischen Studien vier Jahre als Einsiedler zubrachte. Hierauf zum Presbyter in Antiochia geweiht, ging er nichtsdestoweniger erst nach Konstantinopel, um Gregor von Nazianz, und dann nach Alexandria, um Didymus zu hören. In Rom, wohin ihn sein Freund, der Bischof Damasus, zog, und wo er 383 nun selbst als Lehrer auftrat, wußte er sich durch seine elegante Frömmigkeit namentlich in den Häusern vornehmer Frauen Eingang zu verschaffen und veranlaßte mehrere derselben, seinen Anleitungen zum ascetischen Leben zu folgen. Insbesondere sind Marcella und Paula durch die theol. Briefe, die er ihnen schrieb, wie durch ihre klösterliche Frömmigkeit berühmt geworden. Paula begleitete ihn, als er 386 nach Palästina ging, und mit ihr gemeinschaftlich gründete er von ihren Reichthümern bei Bethlehem ein Kloster, in welchem er bis zu seinem Tode, 419 oder 420, verweilte. H. ist unstreitig der gelehrteste und klügste Kirchenlehrer seiner Zeit. Seine wissenschaftlichen Arbeiten haben den Lateinern in einem bisher nie erreichten Umfange die gelehrten

Digitized by Google

Schätze der morgenländ. Kirche eröffnet, und in allen rein gelehrten Fragen, soweit nicht seine Eitelkeit und seine Sorge für den Ruf strenger Orthodoxie in Betracht kommt, ist sein Urtheil ein wohlbedachtes und meist zuverlässiges. Aber in den kirchlichen Streitigkeiten der Zeit hielt er zu den Anklägern des Origenes, dessen Schriften er einst mit Eifer verbreitet hatte. Am einflußreichsten ist er durch seine, übrigens vielfach allegorisirenden Commentare und besonders durch die von ihm veranstaltete Bibelübersetzung ins Lateinische (Vulgata) geworden. Sein Eifer für das Mönchsleben und seine Hochschätzung mönchischer Werke verleitete ihn im Streite mit Jovinianus und Vigilantius zu Schmähschriften, die mehr von Stärke und Feuer der Empfindung als von Reife des Urtheils zeugen. Seine Werke wurden am besten von Vallarsi (11 Bde., Verona 1734—42; neue Ausg., 15 Bde., Veneb. 1770) herausgegeben. Eine Auswahl seiner Schriften veröffentlichte deutsch Leipelt in der «Bibliothek der Kirchenväter» (2 Bde., Kempt. 1872—75). Vgl. Zöckler, «Hieronymus» (Gotha 1865) und Nowack, «Die Bedeutung des H. für die alttestamentliche Textkritik» (Gött. 1875).

Hieronymus von Prag, der treue Gefährte des Johannes Huß (s. d.), den er an Gelehrsamkeit und weltmännischem Blick übertraf, stammte aus dem Geschlecht von Faulfisch und wurde zu Prag geboren. Er bildete sich auf der Universität in seiner Vaterstadt, zu Paris, Köln, Oxford und Heidelberg und wurde 1399 Magister der freien Künste und Baccalaureus der Theologie. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so bedeutend, daß König Wladislaw II. von Polen ihn 1410 bei der Einrichtung der Universität zu Krakau zu Rathe zog und König Sigmund von Ungarn ihn in Ofen vor sich predigen ließ. Die Wicliffe'schen Lehren, die er bei dieser Gelegenheit eingemischt hatte, wegen deren Verbreitung er auch schon vorher Paris und Heidelberg hatte verlassen müssen, zogen ihm bei der Universität zu Wien eine kurze Gefangenschaft zu, aus der ihn die Fürsprache der prager Universität befreite. Mit ganzer Seele nahm er nun zu Prag an dem Kampfe seines Freundes Huß gegen die Misbräuche der Hierarchie und die Sittenlosigkeit der Geistlichen Antheil. Die Kreuzbulle wider den König Ladislaw von Neapel und Ungarn und die päpstl. Ablaßbriefe verhöhnte er durch einen satirischen Aufzug der Studenten und ließ sie dann auf einem Scheiterhaufen verbrennen (1412). Als Huß in Konstanz verhaftet worden war, eilte H. zu seiner Vertheidigung. Da er indeß auf einen offenen Brief, in welchem er das Concil von dem Städtchen Ueberlingen aus um sicheres Geleit gebeten hatte, keine befriedigende Antwort erhielt, gedachte er nach Prag zurückzureisen. Doch ließ ihn der Pfalzgraf Johann im April 1415, noch ehe die Frist der Ladung des Concils an ihn abgelaufen war, in Hirschau festnehmen und in Ketten nach Konstanz bringen. Hier eingekerkert und verhört, blieb er anfangs standhaft, bis eine halbjährige Gefangenschaft ihn so abmattete, daß er sich 23. Sept. 1415 zum Widerruf der angeschuldigten Ketzereien entschloß. Da er aber trotzdem, namentlich auf Betrieb Gerson's, seine Freiheit nicht erhielt, so nahm er in einem Verhör 26. Mai 1416 seinen Widerruf feierlich zurück, bekannte, daß ihn keine seiner Sünden mehr betrübe als jene Untreue, und erklärte sich für die Grundsätze von Huß und Wicliffe mit einer Freimüthigkeit, Kraft und Beredsamkeit, die seinen Gegnern Bewunderung abnöthigte, aber nichtsdestoweniger seinen Untergang beschleunigte. Schon 30. Mai wurde er auf Befehl des Concils verbrannt. Er ging muthig zum Scheiterhaufen und gab unter lautem Gebet seinen Geist auf. Seine Asche streute man in den Rhein, um sein Andenken auf immer zu vertilgen. Vgl. Heller, «H. von Prag» (Lüb. 1835); Helfert, «Huß und H.» (Prag 1853).

Hierophant hieß der erste Priester oder Vorsteher der Mysterien in Eleusis (s. d.), welcher stets aus dem Geschlechte der Eumolpiden gewählt ward, deren sagenhafter Ahnherr Eumolpos für den Stifter dieser Mysterien und den ersten H. gehalten wurde. Der H. mußte das erste männliche Alter zurückgelegt haben und wo nicht schön, doch ohne sichtliche Gebrechen sein, ein gutes Organ besitzen, hinsichtlich seines Wandels ganz fleckenlos dastehen und sich des Geschlechtsgenusses enthalten. Ihm lag es namentlich ob, den Eingeweihten die geheimnißvollen Heiligthümer zu zeigen und heilige Gesänge anzustimmen, woraus der Name sich erklärt.

Hietzing, Dorf in Niederösterreich, im Westen von Wien, mit dem es seit 1871 durch Pferde-Eisenbahn verbunden ist, lehnt sich an den Park von Schönbrunn, hat viele schöne Villen, ein ehernes Denkmal des Kaisers Maximilian von Mexico und mehrere vielbesuchte Vergnügungsorte und zählt (1869) 3009 E. Die Villa des Herzogs von Braunschweig bot 1866 dem entthronten König Georg von Hannover und seinem Anhange, dem sog. «Hofe von H.», das erste Asyl, der von hier aus seine vergeblichen Anstrengungen gegen die neue Ordnung der Dinge in Deutschland machte. Im J. 1871 siedelte derselbe nach dem benachbarten Penzing über, wo er ein eigenes Besitzthum erwarb.

Digitized by Google

Highwaymen hießen in England die berittenen Räuber, die früher besonders die Umgebungen von London unsicher machten. Es gab darunter Leute aus guter Familie. Die Kühnheit und Ritterlichkeit, womit sie Räubereien ausführten, verliehen denselben einen gewissen Anstrich von Romantik, und die Balladen, in welchen Claude Duval und andere bekannte H. verherrlicht wurden, gehörten zu Anfang des 18. Jahrh. zu der Lieblingslektüre des engl. Volks. Auch den Novellisten haben sie von Defoe und Fielding bis auf Bulwer und Ainsworth hinab einen ergiebigen Stoff geliefert. Wer einen Highwayman einfing, erhielt eine gerichtliche Belohnung von 40 Pfd. St. Eine höhere Gesittung sowie die verbesserte Polizeiordnung haben diesem Unwesen längst ein Ende gemacht.

Hilarius der Heilige, einer der eifrigsten Verfechter der Athanasianischen Lehre von der Wesensgleichheit Christi mit Gott gegen die Arianer, daher auch Haereticorum malleus et flagellum genannt. Zu Pictavium von heidnischen Aeltern aus angesehener Familie geboren, trat er später zum Christenthum über und wurde kurz nach 350 Bischof in seiner Vaterstadt. Er verwickelte sich sehr bald in die damals das ganze Römische Reich beunruhigenden Arianischen Streitigkeiten. Anfangs durch den Kaiser Konstans geschützt, wurde er dann unter dessen Bruder, dem arianisch gesinnten Konstantius, nach Phrygien verwiesen (356—360), von wo aus er fortwährend eine Verbindung mit den ihm anhängenden Bischöfen Galliens unterhielt. Später wurde ihm die Rückkehr gestattet, worauf er namentlich den zum Arianismus hinneigenden Bischof Auxentius von Mailand bekämpfte. Er starb 13. Jan. 368 und gelangte in späterer Zeit zur Ehre eines der größten Heiligen. Als Theolog ist H. nicht ohne speculative Begabung. Seine Werke, die theils in Streitschriften (z. B. «De trinitate libri XII», «De synodis adversus Arianos»), theils in Commentaren über einzelne Bücher des Alten und Neuen Testaments bestehen, wurden von den Benedictinern (Par. 1693), Maffei (2 Bde., Verona 1730) und Oberthür (4 Bde., Würzb. 1781—88) herausgegeben. Vgl. Reinkens, «H. von Poitiers» (Schaffh. 1864). — Ein anderer H., Bischof von Arelate (Arles), geb. um 401, gest. 449, machte sich insbesondere durch den Streit merkwürdig, den er für seine bischöfl. Rechte gegen Bischof Leo d. Gr. von Rom führte und aller gegen ihn ausgesprochenen Kirchenstrafen ungeachtet bis zu seinem Tode standhaft fortsetzte. Seiner theol. Richtung nach war er ein Gesinnungsgenosse des Augustinus.

Hildburghausen, ehemalige Residenzstadt des Herzogs von Sachsen-H., seit 1826 zum Herzogthum Sachsen-Meiningen-H. gehörig, liegt am rechten Ufer der Werra und an der Werrabahn, in einem fruchtbaren Hochthal. Der Ort zählt (1875) 5162 E., hat ein freundliches Ansehen, meist breite, regelmäßige und reinliche Straßen und 10 Plätze, und besteht aus der Altstadt, der Neustadt und zwei Vorstädten. Bemerkenswerthe Gebäude sind: das alterthümliche Rathhaus mit zwei Thürmen, das Regierungsgebäude (jetzt Sitz von Behörden), die 1785 erbaute Stadtkirche, die Neustädter Kirche, die ehemalige reform., jetzt kath. Kirche und die Synagoge. Das ehemalige Residenzschloß wurde 1685—95 schön und regelmäßig aufgeführt und dient jetzt als Kaserne. In dem seiner Südseite anliegenden Schloßgarten (Irrgarten) befindet sich ein Denkmal der Königin Luise von Preußen und in der Neustadt eins für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 gefallenen Krieger. H. ist der Sitz des Appellationsgerichts, der Oberstaatsanwaltschaft und des Geschworenengerichts für das Herzogthum, ferner eines Kreisgerichts, einer Amtsverwaltung und anderer Behörden. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein 1877 neuerbautes Gymnasium und das Landesschullehrerseminar, mit dem seit 1843 auch eine Taubstummenanstalt in Verbindung steht. Die Landesirrenanstalt erhielt 1865 ein schönes Gebäude am nordöstl. Ende der Stadt. Die industrielle Thätigkeit hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben. Es gibt Fabriken für Spielwaaren, Porzellanknöpfe, Drechsler- und Bildhauerarbeiten aus Büffelhorn und Holz, Puppenköpfe, Tuch, Tabak, Liqueur, Lebkuchen, physik. Glasinstrumente, landwirthschaftliche Maschinen, Feuerspritzen und Bierpumpapparate, Brauerei-Einrichtungen, Messerwaaren; ferner Lein- und Zeugwebereien, Bierbrauereien, Gerbereien u. s. w. Besondere Erwähnung verdienen noch eine Fabrik zur Bereitung condensirter Suppen, eine Fabrik zur Darstellung künstlicher Mineralwässer, drei in großartigem Maßstabe betriebene Ziegeleien mit Rundbrennöfen. Die Werrabahn rief eine Betriebscompagnie für Basaltpflastersteine (vom kleinen Gleichberg) ins Leben. Die Stadt gehörte früher den Grafen von Henneberg und kam dann als Brautschatz an den Burggrafen Albrecht von Nürnberg und als Mitgift für Albrecht's Tochter an den Landgrafen Balthasar von Thüringen. Bei der Theilung 1445 erhielt sie der Herzog Wilhelm. Sie wurde 1683 die Residenz der von Ernst's des Frommen Sohne, Ernst, gestifteten Linie Sachsen-H. Erst seit

Digitized by Google

dieser Zeit wurde sie immer ansehnlicher, namentlich auch durch das von Ernst erbaute Schloß sowie seit 1710 infolge von Einwanderung franz. Emigrantenfamilien.

Hildebert von Tours, Scholastiker und lat. Dichter, geb. 1057 zu Lavardin in Vermandois, machte seine Studien in dem Kloster Clugny, wurde hierauf Archidiakonus und Lehrer an der Stiftsschule zu Mans und 1097 Bischof daselbst. Seit 1125 Erzbischof von Tours, starb er 18. Dec. 1134. Seine Schriften zeugen von vielseitiger gelehrter Ausbildung. Er war der erste, der es im Abendlande versuchte, die Dogmatik in ein System zu bringen, das dann der Form nach allen folgenden Systemen zu Grunde gelegt wurde. Sein Hauptführer in der Dogmatik war Augustinus, auf dessen Einfluß der mystische Anflug, den seine Ansichten tragen, ebenso zurückzuführen ist, wie die Schärfe seiner Dialektik auf seine Verehrung für Berengar von Tours. Seinen lat. Gedichten dürfte sich schwerlich etwas Gleichzeitiges zur Seite stellen lassen. Seine Werke wurden von Beaugendre herausgegeben (Par. 1708).

Hildebrand (Papst), s. Gregor VII.

Hildebrand (Bruno), namhafter Statistiker und volkswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. 6. März 1812 in Naumburg a. S., erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta, widmete sich seit Ostern 1832 auf den Universitäten zu Leipzig und Breslau dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, habilitirte sich 1836 an der Universität zu Breslau und wurde 1839 außerord. Professor. Im Herbst 1841 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Staatswissenschaften nach Marburg, wo er sich durch die Selbstständigkeit, mit der er namentlich 1845 während seines Prorectorats die Rechte der Universität vertrat, bei der Regierung misliebig machte. Nach einem längern Aufenthalte in London 1846 wurde er wegen eines in der deutschen «Londoner Zeitung» erschienenen Artikels in Marburg der Majestätsbeleidigung angeklagt und nach und nach von sämmtlichen akademischen Aemtern suspendirt. Seine Freisprechung erfolgte erst Anfang 1848, kurz vor der Märzbewegung, die ihm das Feld parlamentarischer Wirksamkeit eröffnete. Von dem Bezirk Marburg in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, bethätigte er sich in dieser hauptsächlich als Mitglied des volkswirthschaftlichen Ausschusses. Im Winter 1849—50 war er für Bockenheim Mitglied des kurhess. Landtags. Nach der Rückkehr Hassenpflug's ins Ministerium gehörte H. zu dessen entschiedensten Gegnern und stellte den Antrag auf Verweigerung des von diesem verlangten Finanzzuschusses, dessen einstimmige Annahme die Auflösung der Ständeversammlung herbeiführte. Im Herbst 1851, nachdem das Hassenpflug'sche Restaurationswerk vollbracht, verließ H. den kurhess. Staatsdienst und übernahm eine Professur an der Hochschule zu Zürich. Hier wurde er bald Mitbegründer der schweiz. Nordostbahn und blieb in dieser Doppelstellung als Professor und Eisenbahndirector, bis er Ostern 1856 einem Rufe nach Bern folgte, wo er als Professor der Staatswissenschaften das erste Statistische Bureau der Schweiz gründete. Im J. 1858 veranlaßten ihn einflußreiche Staatsmänner Berns, auch ein berner Eisenbahnunternehmen ins Leben zu rufen, das ihm jedoch eine heftige Polemik und bald auch die leidenschaftlichsten Verfolgungen zuzog. Er nahm deshalb 1861 seinen Abschied und folgte einem Rufe als Professor der Staatswissenschaften an die Universität Jena, wo sich ihm als akademischer Lehrer und Begründer und Director des Statistischen Bureau vereinigter thüring. Staaten eine ausgedehnte und erfolgreiche Wirksamkeit eröffnete. Von H.'s literarischen Arbeiten ist zunächst die «Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft» (Frankf. a. M. 1848) hervorzuheben, in welchem Werke er die neuern nationalökonomischen Systeme einer geistvollen Kritik unterwirft. Von besonderer Bedeutung ist hierbei seine Beurtheilung der socialistischen Lehren, deren Unausführbarkeit in wirthschaftlicher Beziehung er schlagend darthut. Außerdem veröffentlichte er noch: «Die kurhess. Finanzverwaltung» (Kass. 1850), «Statist. Mittheilungen über die volkswirthschaftlichen Zustände Kurhessens» (Berl. 1853), «Beiträge zur Statistik des Cantons Bern» (Bd. 1, die «Bevölkerung», Bern 1860) u. s. w. Seit 1863 gab H. allein und seit 1872 im Verein mit Conrad «Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik» heraus, in die er selbst sehr werthvolle Abhandlungen lieferte. Als Director des Statistischen Bureau veröffentlichte er unter dem Titel «Statistik Thüringens» (2 Bde., Jena 1866—71) ein amtliches statist. Quellenwerk. — Adolf Ernst Robert H., Sohn des Vorigen, geb. 6. Oct. 1847 zu Marburg, besuchte seit 1865 die Kunstschule zu Nürnberg, bildete sich seit Sommer 1866 unter Zumbusch in München zum Bildhauer und machte 1867—68 in Rom unter dem Maler Hans von Marées weitere Studien. Nachdem er dann bis 1872 in Berlin gelebt, kehrte er nach Italien zurück und wählte Florenz zu seinem Aufenthalt. Seine Hauptwerke sind: ein trinkender Knabe (Bronzefigur), schlafender Hirt (Marmorfigur), Adam (Marmorfigur, im leipziger Museum).

Digitized by Google

Hildebrand (Heinr. Rud.), germanistischer Sprachforscher, geb. 13. März 1824 zu Leipzig, besuchte 1836—43 die Thomasschule daselbst und studirte dann auf der Universität seiner Vaterstadt, anfangs neben der Theologie, später ausschließlich, Philosophie und Philologie. Namentlich widmete er sich den neuern, besonders den german. Sprachen. Nachdem er im Frühjahr 1848 das Staatsexamen bestanden, nahm er im Sommer desselben Jahres eine Lehrerstelle an der Thomasschule an, an der er bis Ende 1868 verblieb. Als 1850 die Ausarbeitung des Grimm'schen «Deutschen Wörterbuchs» begann, wurde H. als Corrector angestellt. Als eigentlicher Mitarbeiter trat H. 1864 nach dem Tode der Gebrüder Grimm in Gemeinschaft mit Prof. Weigand in Gießen ein. Da sich die ungeheuere Arbeit nicht mit der Besorgung des Schulamts vertrug, wurden ihm vom Rathe der Stadt Leipzig, ohne Verkürzung des Gehalts, die Lasten des letztern zur größern Hälfte abgenommen. Als die dreijährige Frist dieser Befreiung (1865—68) abgelaufen war, trat an deren Stelle eine weitergehende, staatliche Vergünstigung, indem den Fortsetzern des Wörterbuchs vom Bundesrath des Norddeutschen Bundes eine Subvention bewilligt wurde. H. erhielt 1869 eine außerord. Professur an der Universität zu Leipzig, die 1874 in eine ord. Professur für neuere deutsche Literatur und Sprache verwandelt wurde. Von Grimm's «Deutschem Wörterbuch» hatte H. die Ausarbeitung zunächst des fünften Bandes übernommen (das K, fertig mit 12 Heften 1873) und arbeitet seitdem am G (4 Hefte bis 1876). Von seinen übrigen Arbeiten ist besonders seine treffliche Bearbeitung von Soltau's «Deutschen histor. Volksliedern. Zweites Hundert» (Lpz. 1856) zu nennen. Sonst schrieb er unter anderm: «Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule» (Lpz. 1867), «Ueber Grimm's Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung» (Lpz. 1869) u. s. w.

Hildebrandslied heißt das älteste erhaltene Bruchstück aus der deutschen Heldensage (s. d.). Es wurde wahrscheinlich zu Ende des 8. Jahrh. auf die äußern Seiten der Deckblätter einer lat., jetzt zu Kassel befindlichen Handschrift eingeschrieben. Zuerst bekannt gemacht durch Eccard 1729, galt es für ein Stück aus einem niederdeutschen Prosaromane, bis die Brüder Grimm 1812 mit der ersten wissenschaftlichen Erläuterung desselben auch den Nachweis lieferten, daß es in alliterirenden Versen abgefaßt sei. Gestützt auf ein sehr genaues, durch W. Grimm besorgtes Facsimile (Gött. 1830) und auf eine tiefere Einsicht in Sprache und Versbau, versuchte zuerst Lachmann («Ueber das H.», Berl. 1833) in einer neuen kritischen Recension des Textes und einem sehr ausführlichen Commentar die eigentliche Beschaffenheit des Gedichts, seine Lücken und Verderbnisse aufzuzeigen. Dieser Versuch, nicht frei von Willkür, ist aber nur zum Theil gelungen und hat seitdem durch zahlreiche Nachfolger auf diesem Wege vielfache Berichtigungen erfahren, durch Feußner (Hanau 1845), Vollmer und Hoffmann («Das H.», Lpz. 1850), W. Wackernagel (im «Altdeutschen Lesebuch»), Grein (Gött. 1858), Max Rieger (in Pfeiffer's «Germania», Jahrg. 9, 1864), Holtzmann u. a. Der Text in Müllenhoff's und Scherer's «Denkmälern» beruht ganz auf Lachmann. Die Sprache zeigt, was die kritische Herstellung sehr erschwert, eine Mischung von ober- und niederdeutschem Dialekt. Das Lied ist also nicht, wie man früher geglaubt, durch zwei hess. Mönche aus der Erinnerung, sondern auf Grund einer schriftlichen Vorlage abgeschrieben, ohne Zweifel aus einem oberdeutschen (bairischen) Codex durch einen niederdeutschen Schreiber. Für die deutsche Literaturgeschichte ist dies Lied von der höchsten Wichtigkeit, weil sich neben ihm kein zweites der Heldensage angehöriges Stück aus der ältesten Periode des echten epischen Gesangs erhalten hat, sodaß wir nur aus ihm eine ganz zuverlässige Anschauung von dem Charakter jener Lieder gewinnen können, welche zugleich den auf theoretischem und kritischem Wege gefundenen Ergebnissen der Forschung als Prüfstein und als Bestätigung dient. Dem Inhalte nach gehört es zu der Sage Dietrich's von Bern, welche die auf Odoacer's oder Sibiche's Rath durch dessen Oheim Ermenrich erfolgte Vertreibung Dietrich's aus seinem Erbreiche, seine Flucht zu Attila und seine nach 30 Jahren versuchte Rückkehr nach Italien umfaßt. Aber nach der alten epischen Weise greift es aus dieser Sagenreihe nur ein einzelnes Ereigniß heraus, den Kampf, welchen bei der Rückkehr Dietrich's alter Waffenmeister, Hildebrand, unerkannt und wider Willen mit seinem eigenen, einst als Kind zurückgelassenen und nun den Vater todt glaubenden Sohne bestehen muß. Der Stil ist kräftig, aber hart und starr; die Handlung tritt ohne Vorbereitung ein, drängt nach dem freilich fehlenden Ende und beschränkt sich in ihrem von Wechselreden begleiteten Verlaufe nur auf das Nothwendigste. Durchgehends, aber noch nicht zum Uebermaße, sind formelhafte Ausdrücke eingestreut. Der Vers ist die alliterirende altepische Langzeile, die in zwei Hälften von je zwei Hebungen zerfällt. Merkwürdigerweise tritt uns gerade derselbe Stoff auch in der spätesten Zeit des epischen Gesangs wiederum in Gestalt eines Liedes ent-

Digitized by Google

gegen, welches bis ins 17. Jahrh. gesungen wurde (am besten gedruckt in Uhland's «Deutschen Volksliedern», Bd. 1, Nr. 132) und die absterbende epische Dichtung ebenso charakteristisch veranschaulicht, wie jene alte Fassung die aufblühende. Sievers hat das H. mit photographischen Facsimiles nach den Handschriften (Halle 1872) herausgegeben.

Hildebrandt (Eduard), ausgezeichneter deutscher Landschaftsmaler, geb. in Danzig 9. Sept. 1817, erhielt zuerst (seit 1836) in Berlin bei dem Marinemaler Krause Unterricht, machte 1839 seine erste Studienreise nach Skandinavien und besuchte 1841 das Atelier Isabey's in Paris. Von Berlin aus unternahm er dann mit königl. Unterstützung eine Reise nach Nordamerika und Brasilien, deren Ergebnisse, eine Anzahl von Aquarellen, ins Neue Museum gelangten. Es folgte eine weitere Reise nach Spanien, Portugal und der Westküste Afrikas, welche H. 1849 beendet hatte. Zahlreiche Aquarelle und Oelbilder waren die Frucht derselben, darunter der Pik von Teneriffa, Madeira u. s. w. Der indessen zum Hofmaler ernannte Künstler begab sich nun nach Aegypten, der Türkei, Palästina und Griechenland, aus welcher Zeit sein Ufer des Todten Meers und viele in den Besitz des Herzogs von Ratibor übergegangene Studien datiren. Darauf machte er 1853 eine Reise nach den Alpen und Oberitalien und malte im Saale zu Sanssouci Jerusalem, den Teich Bethesda, Nazareth und Bethlehem. Endlich entschloß er sich 1863—64 zu einer Reise um die Welt, welche nach seinen Tagebüchern Kossak (3 Bde., Berl. 1867; 5. Aufl. 1875) herausgab. Außer mehrern Oelbildern (der heilige See zu Birma, Benares u. s. w.) lieferte dieses große Unternehmen über 300 Aquarelle; eine Ausgabe gewählter Blätter in Farbendruck veranstaltete Steinbock und Locilott in Berlin: Reise um die Erde (34 Blätter, Berl. 1871—74) und: Aus Europa (1875 fg.). H.'s Arbeiten, in denen die Betonung des rein coloristischen Elements bis zur Uebertreibung vorherrscht, sind von ungleichem Werth, namentlich die letztern seiner Aquarelle tragen den Stempel vollendeter Manierirtheit. In Lichteffecten ist er unerreichter Meister, seine Oelbilder stehen aber an Werth und Schönheit unter den Aquarellen. Seit 1855 war H. Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Er starb in Berlin 29. Oct. 1868. Vgl. Arndt, «Eduard H.» (Berl. 1869).

Hildebrandt (Ferd. Theod.), ausgezeichneter Historienmaler der Düsseldorfer Schule, geb. in Stettin 2. Juli 1804, war ein Schüler der Akademie in Berlin, woselbst er 1820 eintrat, wandte sich aber bereits zwei Jahre später der ausschließlichen Nachfolge Schadow's zu. Seine ersten selbstständigen Werke waren dem Ideenkreis des deutschen Schauspiels entnommen, dessen hohe Blüte unter Devrient auch auf die Künstler anregend wirkte, und so entstanden die Bilder: Faust und Mephisto, Gretchen von Faust im Kerker besucht, und König Lear bei der Leiche seiner Tochter (1824—26). Nach diesen ersten Erfolgen war es für den jungen Künstler eine glückliche Fügung, daß ihn sein Geschick an der Gefahr vorüberführte, in die Bahnen der falschen düsseldorfer Romantik zu gerathen, indem er während eines dreijährigen Aufenthalts (1826—29) daselbst mit Schadow schon 1829 die Niederlande bereiste und dort durch das Studium Rembrandt's allmählich auf die Fährte des gesunden Realismus der neuen belg. Schule gebracht wurde, wenngleich mehrere, um 1830 entstandene Bilder (Judith, Romeo und Julie, dieses im Besitz des Prinzen Georg von Preußen) den düsseldorfer Einfluß noch nicht verleugnen. Von da an huldigte H. mit männlicher Kraft dem ernsten Realismus der alten Holländer im Geschichts- und Genrebild, womit er ein energisches Colorit zu verbinden wußte. Der Krieger und sein Kind (berliner Nationalgalerie, 1832), der kranke Rathsherr und seine Tochter, die Märchenerzählerin und vor allem die Ermordung der Söhne Eduard's IV. von England 1836 illustriren diese neue Richtung, insbesondere ragt das letztgenannte durch große psychol. Wahrheit, durch ergreifenden Ernst und dramatische Kraft hervor. In den folgenden Jahren hielt die Begeisterung des ausgezeichneten Meisters für Shakspeare'sche Stoffe an und gab Anlaß zu mehrern bedeutenden Compositionen, worunter: Othello, seine Abenteuer erzählend (im Besitz des Deutschen Kaisers), das gelungenste zu nennen ist; minder tüchtig erscheinen dagegen: Cordelia (1859) und eine Scene aus «König Johann», 1855 gemalt. Die einflußreiche und originale Thätigkeit H.'s, welcher seit 1836 eine Professur an der düsseldorfer Akademie bekleidete, erweckte zahlreiche und ansehnliche Nachfolger, denen er neben den genannten Richtungen auch im Porträt vorleuchtete, stets großer Naturalist, welcher über alle Mittel der Technik mit Sicherheit zu gebieten wußte. H. starb nach längerm Leiden, das ihn seit 20 Jahren nicht völlig verlassen hatte, 29. Sept. 1874 zu Düsseldorf.

Hildegard, die Heilige, bekannt durch ihre Visionen und Offenbarungen, wurde zu Böckelheim in der Grafschaft Sponheim um 1098 von adeligen Aeltern geboren und vom achten Jahre an in dem Kloster Disibodenberg im Fürstenthum Zweibrücken erzogen, dem sie später

Digitized by Google

als Aebtissin vorstand. Als dasselbe die Zahl der Nonnen, welche der Ruf ihrer Heiligkeit herbeizog, nicht mehr zu fassen vermochte, gründete sie 1148 ein neues Kloster auf dem Rupertsberge bei Bingen, dem sie bis zu ihrem Tode 17. Sept. 1179 vorstand. Mit Freimuth und Kühnheit sprach sie gegen das Verderben und die Misbräuche der Kirche sowie gegen die Laster des Klerus. Mit großer Bestimmtheit verkündete sie die Zeiten der Rache und Verfolgung, welche über die Geistlichen und die Kirche kommen würden, sowie der Läuterung der Kirche zu einer allgemein herrschenden Frömmigkeit; auf die anschaulichste Weise wußte sie dabei die zukünftige Erscheinung des Antichrist auf Erden, den Untergang desselben, die Reinigung der Erde durch Feuer, das Jüngste Gericht und die letzten Zeiten der Herrlichkeit zu schildern. Zur Ausbreitung ihres Prophetenrufs trug nächst den Reisen, die sie machte, und auf denen sie predigte und prophezeite, besonders das Anerkenntniß ihrer göttlichen Berufung durch den Papst Eugen III. bei. Auch die Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV., Kaiser Konrad III. und selbst Kaiser Friedrich I. sowie viele andere hohe Geistliche und Fürsten erkannten nicht nur ihre erhabene göttliche Würde an, sondern legten auch die wichtigsten geistlichen und weltlichen Angelegenheiten ihr zur Entscheidung vor. Unter ihren zahlreichen Schriften sind die «Scivias (d. i. sciens vias), seu visionum et revelationum libri III» (Köln 1698) die wichtigste. Vgl. die Biographien von Meiners (Gött. 1793) und Dahl (Mainz 1832), und außerdem Preger, «Deutsche Mystik» (Bd. 1, Lpz. 1874).

Hildesheim, Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums H., jetzt des Landdrosteibezirks H. der preuß. Provinz Hannover, liegt an der Innerste sowie an der Linie Lehrte-Nordstemmen der Hannoverischen Staatsbahn und der Linie Vienenburg-Löhne der Hannover-Altenbekener Bahn, 32 Kilom. südöstlich von Hannover. Die Stadt ist sehr alterthümlich gebaut, hat unregelmäßige, meist enge Straßen und zählt (1875) 22,581 E., darunter 7596 Katholiken und 505 Juden. Sie ist Sitz der Landdrostei, eines Obergerichts, zweier Amtsgerichte, einer Generalsuperintendentur sowie eines 1828 neuorganisirten Domkapitels. Neben zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten bestehen drei Heil- und Pflegeanstalten für Irre. Von den Unterrichtsanstalten sind das prot. Human- und Realgymnasium, das kath. Gymnasium, die königl. Gewerbeschule, die Ackerbauschule, die höhere Töchterschule, die Taubstummenanstalt, das städtische Museum mit werthvollen Kunst- und Naturaliensammlungen und die Beverinische Bibliothek zu erwähnen. Drei roman. Kirchen aus dem 11. und 12. Jahrh. sind als Bauwerke und durch die bis ins 9. Jahrh. hinaufreichenden Kunstschätze, welche sie bergen, von hohem Kunstwerth. Von diesen letztern sind die herrlichen Werke von Erz und andern Metallen zu nennen, welche der hier 1022 verstorbene Bischof Bernward geschaffen hat. Von großem Interesse und das malerische, mittelalterliche Ansehen der Stadt bedingend sind auch die zahlreichen, mit schönem Schnitzwerk gezierten Häuser aus Fachwerk, deren Mehrzahl jedoch dem 16. und 17. Jahrh. angehört. Bei H. wurde auch 1868 der merkwürdige Fund altröm. Tafelgeräthe von Silber gemacht, welche, sämmtlich von höchstem Kunstwerth, jetzt in Berlin im Museum aufgestellt sind. H. gehörte der Hansa an, Handel und Gewerbe sind auch jetzt noch die wesentlichsten Erwerbsquellen der Bewohner, deren Wohlstand durch den blühenden Ackerbau in der fruchtbaren und dichtbevölkerten Umgebung der Stadt (24 Zuckerfabriken) bedingt wird.

Das Bisthum H. verdankt seinen Ursprung den Kaisern Karl d. Gr. und Ludwig dem Frommen. Jener gründete es zur Bekehrung der Sachsen 796 zu Elze und überwies demselben die 12 südl. ostfälischen Gaue als Sprengel; dieser verlegte es 818 von Elze nach H. Im 10. und 11. Jahrh. ward durch die beiden Bischöfe Sanct-Bernward (Erzieher und nachheriger Kanzler Kaiser Otto's III.) und Sanct-Godehard (Geheimrath Heinrich's II.) eine Zeit herbeigeführt, die das Hochstift zu hoher Blüte brachte. Unter ihren Nachfolgern in der fränk. Kaiserperiode, wo das Reichsoberhaupt oft in H. oder auf den benachbarten Pfalzen Hof hielt, zählte (1079) das Domkapitel 52 Präbenden. In gleichem Verhältnisse wuchs auch die Territorialmacht, indem die Bischöfe bald die bedeutendsten Territorien ihres Sprengels an sich brachten und sich jederzeit vor der gefährlichen Oberhoheit des in der Diöcese stark begüterten braunschw. Hauses zu wahren wußten, auch bereits von Kaiser Friedrich II. eine förmliche Anerkennung ihrer Reichsunmittelbarkeit erlangten. Das Bisthum hatte jedoch bei den oftmals erneuerten Kriegen seiner Bischöfe mit den weltlichen Fürsten auch viele Drangsale zu leiden. Unter Bischof Udo (1079—1114) wurde dasselbe durch den sächs. Fürsten Ekbert, unter Bischof Hermann (1162—70) durch Heinrich den Löwen und später durch verschiedene Feinde verwüstet. Die vielen Fehden mit dem benachbarten Fürsten dauerten auch unter den Bischöfen Gerhard und Johann III. fort, welcher letztere endlich seinen Feinden unterlag. Auch

Digitized by Google

fehlte es nicht an Streitigkeiten und Händeln der Bischöfe mit der Stadt H., welche schon im 13. Jahrh. selbstständig geworden, die oft durch die Waffen ausgefochten wurden. Dennoch war das Hochstift in stetem Wachsthum begriffen, bis 1519 die hildesheimische Stiftsfehde ausbrach, in welcher die braunschw. Herzoge, als Executoren der über den Bischof Johann IV. von Kaiser Karl V. verhängten Reichsacht, den größten Theil der Stiftslande eroberten und in dem Vertrage zu Quedlinburg 1523 förmlich abgetreten erhielten. Der hildesheimischen Kirche blieben nur die Aemter Steuerwald, Peine, Marienburg und die Dompropstei unter dem Namen des Kleinen Stifts; das sog. Große Stift, 18 Aemter mit den darin gelegenen Städten und Flecken, behielten von jetzt an die Herzoge von Braunschweig. Erst dem Bischof Ferdinand, Herzog von Baiern und Metropolitan zu Köln, gelang es infolge eines 1643 mit den Herzogen August und Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg geschlossenen Vergleichs, das sog. Große Stift, mit Ausnahme der Aemter Lutter am Barenberge, Dachtmissen, Koldingen und Westerhof, zurückzuerhalten. Da nun aber alle Städte, der größte Theil des Adels und selbst viele Dörfer sich zur prot. Kirche bekannten, während das Bisthum katholisch war, so drang nach langem Streite der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover darauf, daß die von den prot. Ständen gegen das Domkapitel erhobenen Beschwerden wegen Bedrückung der Religion durch einen 11. Juli 1711 veröffentlichten Religionsreceß abgethan und ihnen die Religionsfreiheit gesichert wurde. Unter dem 59. Bischof, Franz Egon, Freiherrn von Fürstenberg (gest. 11. Aug. 1825), kam das Bisthum infolge des Luneviller Friedensschlusses vom 9. Febr. 1801 und des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Febr. 1803 an Preußen, worauf es im Tilsiter Friedensschlusse und nach dem Decrete vom 7. Dec. 1807 dem Königreich Westfalen einverleibt und 5. Nov. 1813 von Hannover in Besitz genommen wurde, dem es 1815 der Wiener Congreß definitiv zusprach. — Das Fürstenthum H., das auf ungefähr 1760 QKilom. gegen 170,000 E. zählt, bildet mit dem Fürstenthum Göttingen, dem Fürstenthum Grubenhagen und der Grafschaft Hohnstein den Landdrosteibezirk H., der auf 5154,1 QKilom. (1875) 413,597 E. (84,1 Proc. Evangelische, 15,2 Proc. Katholiken, 0,7 Proc. Juden) zählt und sieben Kreise begreift. Vgl. Lüntzel, «Geschichte der Diöcese und Stadt H.» (Hildesh. 1858); Wachsmuth, «Geschichte von Hochstift und Stadt H.» (Hildesh. 1863); Mithoff, «Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverischen» (Bd. 3: «Fürstenthum H.», Hannov. 1874).

Hilferding (Alexander Fedorowitsch), namhafter russ. Schriftsteller, aus einer im 18. Jahrh. nach Moskau eingewanderten deutschen Familie stammend, geb. 1831, erhielt seine Bildung in Moskau, wo er auch unter Bodjanskij slaw. Philologie studirte und darin 1853 den Magistergrad erwarb. Mehrfache Reisen in den außerruss. Slawenländern machten ihn mit den gegenwärtigen Verhältnissen verschiedener slaw. Stämme genauer bekannt; 1854 besuchte er das ehemals slawische hannov. Wendland, 1856 die Kassuben an der pommerschen Küste, wurde 1857 russ. Consul in Serajevo und machte eine längere Reise durch Bosnien, Herzegowina und Altserbien. Nach Rußland zurückgekehrt, widmete er den histor. und den gegenwärtigen polit. Verhältnissen der Slawenländer eine sehr ausgedehnte schriftstellerische, namentlich publicistische Thätigkeit als einer der eifrigsten und begabtesten Vertreter der Slawophilenpartei; sein panslawistischer Standpunkt ist bei der Beurtheilung und Benutzung seiner Schriften nicht aus den Augen zu verlieren. H.'s größere histor.-ethnogr. und polit.-histor. Abhandlungen, zum größten Theil zuerst in Zeitungen, Zeitschriften und Gesellschaftspublicationen veröffentlicht, erschienen als «Gesammelte Werke H.'s» (russ., 4 Bde., Petersb. 1868—74); die werthvollsten derselben sind: «Geschichte der Serben und Bulgaren» (deutsch von J. E. Schmaler, 2 Bde., Bautzen 1856 u. 1867), «Geschichte der baltischen Slawen», «Reise in Bosnien, Herzegowina und Altserbien»; der zweite Band enthält die für den Geschichtschreiber der polit. und nationalen Bewegungen unter den Slawen der Gegenwart sehr interessanten Broschüren über die gegenwärtigen slaw. «Fragen». H. versuchte sich auch auf philol. Gebiete; werthvoll ist die Behandlung des kassubischen Dialekts in der Schrift «Ueberreste der Slawen am Südufer der Ostsee» (Petersb. 1853), ganz verfehlt «Ueber die Verwandtschaft der slaw. Sprache mit dem Sanskrit» (Petersb. 1853) und «Ueber das Verhältniß des Slawischen zu den verwandten Sprachen» (Petersb. 1853). Großes Verdienst erwarb sich dagegen H. 1871 durch eine Bereisung des Gebietes am Onegasee, wo das russ. Volksepos noch lebendig ist, zum Zwecke einer genauern und vollständigern Aufzeichnung der epischen Lieder (byliny). Er starb aber 2. Juli 1872 vor der Veröffentlichung seiner Sammlung, die von P. Hiltebrant unter dem Titel «Bylinen aus Onega» (Petersb. 1873) herausgegeben wurde. H.'s Schriften genügen selten streng wissenschaftlichen Anforderungen, enthalten aber oft eine Fülle interessanten und werthvollen Materials.

Digitized by Google

Hilgenfeld (Adolf Bernh. Christoph Christian), einer der namhaftesten Vertreter der neuern kritischen Theologie, geb. 2. Juni 1823 zu Stappenbeck bei Salzwedel, besuchte seit 1833 das Gymnasium in letzterer Stadt und widmete sich seit 1841 erst zu Berlin, dann zu Halle dem Studium der Theologie. Nachdem er 1846 zum Doctor der Philosophie promovirt, wandte er sich nach Jena, wo er sich 1847 als Privatdocent in der theol. Facultät habilitirte, im Oct. 1850 zum außerord., 1869 zum ord. Honorarprofessor befördert und 1873 zum großherzoglich sächs. Kirchenrath ernannt wurde. H. hat sich im selbstständigen Anschlusse an F. Ch. Baur hauptsächlich der kritischen Erforschung des Urchristenthums zugewandt und auf diesem Gebiete eine seltene schriftstellerische Fruchtbarkeit entwickelt. Nach der Schrift über «Die Clementinischen Recognitionen und Homilien» (Jena 1848) gab er der traditionellen Theologie besondern Anstoß durch seine Arbeit über «Das Evangelium und die Briefe Johannis» (Halle 1849), in welcher er, die Baur'sche Kritik weiterführend, einen nahen Zusammenhang des Johanneischen Lehrbegriffs mit dem Gnosticismus nachzuweisen suchte. Mit besonderm Eifer wandte er sich namentlich der Evangelienkritik zu. Nach den vorbereitenden «Kritischen Untersuchungen über die Evangelien Justin's, der Clementinischen Homilien und Marcion's» (Halle 1850) sowie über «Das Markus-Evangelium» (Lpz. 1850) faßte er in dem Werke «Ueber die Evangelien» (Lpz. 1854) seine ganze Evangelienforschung zusammen. Seine kritische Methode bezeichnete er dabei als die literarhistorische im Unterschied von der Baur'schen Tendenzkritik, und gegenüber der Ungunst, welche die Baur'sche Kritik erfuhr, wies er zugleich auf seine Ermäßigung der kritischen Resultate Baur's hin. Jedenfalls gebührt H. (neben Köstlin) das Verdienst größerer Nüchternheit in der Einzelforschung und allseitiger Hervorhebung der von der ältern tübinger Kritik über die Aufspürung des Tendenzcharakters der Evangelien oft vernachlässigten äußern Merkmale schriftstellerischer Abhängigkeit der verschiedenen Evangelisten voneinander. Außer der Evangelienkritik wandte sich H. auch andern Partien der christl. Urgeschichte zu. Die Früchte dieser Studien sind enthalten in den Schriften «Die Glossolalie» (Lpz. 1850), «Der Galaterbrief» (Lpz. 1852), «Die apostolischen Väter» (Halle 1853) und in dem durch die Verhandlungen zwischen Hase und Baur veranlaßten Schriftchen über «Das Urchristenthum» (Jena 1855). Mit dem Werke «Die jüd. Apokalyptik» (Jena 1857), deren Hauptdenkmäler der «Messias Judaeorum» (Lpz. 1869) enthält, eröffnete er sodann eine Reihe sehr verdienstlicher Forschungen über die Vorgeschichte des Christenthums, die neben anderweiten Untersuchungen über die urchristl. Literatur größtentheils in der seit 1858 von ihm herausgegebenen «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie» niedergelegt sind. Von seinen neuern literarischen Erzeugnissen sind besonders die Schriften «Der Paschastreit der alten Kirche» (Halle 1860), «Der Kanon und die Kritik des Neuen Testaments» (Halle 1863), «Die Propheten Esra und Daniel» (Halle 1863), «Bardesanes, der letzte Gnostiker» (Lpz. 1864) und das «Novum Testamentum extra canonem receptum» (Lpz. 1866; 2. Aufl. 1876 fg.) zu nennen. Seine ganzen Forschungen über das Neue Testament faßte H. zusammen in der «Histor.-kritischen Einleitung in das Neue Testament» (Lpz. 1875), worauf er einen Streifzug gegen die Ultramontanen machte mit der Schrift «Die Lehninische Weissagung über die Mark Brandenburg, nebst der Weissagung von Benedictbeuern über Baiern» (Lpz. 1875). Seit Baur's Tode (1860) ist H. jedenfalls der gelehrteste und fleißigste Schriftsteller der sog. Tübinger Schule, innerhalb welcher er als der namhafteste Vertreter der rechten Seite bezeichnet werden kann.

Hill (Rowland, Lord Viscount), berühmter engl. General im Kriege gegen Napoleon, war ein Sohn des Sir John H. auf Hawkstone in Shropshire und wurde 11. Aug. 1772 geboren. Nachdem er die Kriegswissenschaften in der Militärakademie zu Straßburg studirt hatte, trat er, 18 J. alt, als Fähnrich in die brit. Armee, ward bereits 1793 Hauptmann und rückte schnell zum Major und Oberstlieutenant auf. Als Oberst wurde er 1801 in Aegypten verwundet, commandirte 1803 eine Brigade in Irland und ging 1808 als Generalmajor nach Spanien. Hier zeichnete er sich besonders auf dem Rückzuge nach Coruña und in den Schlachten von Talavera und Busaco aus. Wegen Krankheit mußte er 1810 in sein Vaterland zurückkehren, aber schon im folgenden Jahre traf er wieder in Spanien ein und erhielt als Generallieutenant den Oberbefehl eines eigenen Armeecorps, womit er 28. Oct. 1811 den General Girard bei Arroyo de Molinos aufs Haupt schlug und 16. Mai 1812 die Festung Almarez überrumpelte. Bei Vittoria commandirte er den rechten Flügel und leistete in den Treffen von Nivelle, Orthes und Toulouse die wichtigsten Dienste. Bereits 1812 war er von der Stadt Shrewsbury ins Parlament gewählt worden; im Mai 1814 wurde er als Baron H. von

Digitized by Google

Almarez und Hawkstone zur Peerswürde erhoben und mit einer lebenslänglichen Pension von 2000 Pfd. St. bedacht. Im Feldzuge von 1815 befehligte H. vor Wellington's Ankunft die brit. Armee in Belgien, und während der Schlacht von Waterloo stand er mit einem Corps in Hal, um die Communication zwischen Mons und Brüssel zu decken. Im J. 1825 avancirte H. zum General, ward 1827 Gouverneur von Plymouth und erhielt im Febr. 1828, als Wellington Premierminister geworden, den Posten eines Oberbefehlshabers der brit. Armee, den er unter verschiedenen Ministerien bis zum Aug. 1842 bekleidete, wo ihn seine völlig zerrüttete Gesundheit nöthigte, in den Ruhestand zurückzutreten. Als Anerkennung seiner langjährigen Dienste ward ihm der Titel eines Viscount verliehen. Er starb auf seinem Landsitze Hardwicke-Grange bei Shrewsbury 10. Dec. 1842. — Sein Neffe, Sir Rowland H., geb. 10. Mai 1800, folgte ihm in der Peerswürde. Derselbe war früher Parlamentsmitglied für Shropshire und wurde dann Lordlieutenant dieser Grafschaft. Vgl. Sidney, «Life of Lord H.» (Lond. 1845). — Der Oheim des Erstgenannten, der Geistliche Rowland H., geb. 12. Aug. 1744, gest. 11. April 1833, machte sich durch seine Beredsamkeit, Humanität und Originalität des Charakters bekannt. Man hat von ihm zahlreiche Schriften, worunter namentlich die «Village dialogues» (2 Bde., Lond. 1801; 6. Aufl. 1809) Erwähnung verdienen. Sein Leben wurde gleichfalls von Sidney («Life of Rev. Rowland H.», Lond. 1834) beschrieben.

Hill (Sir Rowland), der Reformator des engl. Postwesens, ist der Sohn eines Schullehrers zu Birmingham und wurde im Oct. 1795 zu Kidderminster geboren. Er widmete sich zuerst dem Lehrfache, wurde 1833 Secretär der Gesellschaft zur Colonisation Südaustraliens und trat 1837 mit einer Schrift auf, in der er eine durchgreifende Reform des engl. Postwesens befürwortete. Ein 1838 niedergesetztes Parlamentscomité billigte den von ihm vorgeschlagenen Plan, und trotz mehrfacher Bedenken von seiten der Regierung, die einen Ausfall in den Staatseinkünften befürchtete, wurde 1840 die Abschaffung der bisherigen hohen Portosätze und die Einführung einer gleichmäßigen Rate von einem Penny durchgesetzt. Als Zeugniß der öffentlichen Dankbarkeit verehrte man ihm dafür ein durch Subscription zusammengebrachtes Kapital von 13,000 Pfd. St. Das von ihm eingeführte System fand nach und nach in allen civilisirten Staaten Eingang und erwies sich auch in pecuniärer Beziehung vortheilhaft, indem das niedrige Porto ein nie geahntes Wachsthum der Correspondenz zur Folge hatte. Nachdem H. von dem Generalpostdirectorium mancherlei Verfolgungen erduldet hatte, ward er 1847 zum Superintendent of the Money Office und 1854 zum Obersecretär des Generalpostmeisters ernannt, als welcher er factisch dem ganzen engl. Postwesen vorstand. Im März 1864 trat er wegen geschwächter Gesundheit mit einer Pension von 2000 Pfd. St. in den Ruhestand.

Hillah, Hilleh oder El-Hellah, Stadt und Garnisonsplatz, in dem türk. Vilajet und 75 Kilom. südlich von Bagdad, auf den Ruinen von Babylon, an beiden Ufern des von prächtigen Dattelwäldern eingefaßten und von einer langen Pontonbrücke überspannten Euphrat gelegen und von einer schwachen Ringmauer umgeben, ist der Hauptort des Liva Diwanijeh sowie der Sammelplatz fast aller nach den heiligen Stätten Mesched-Ali und Kerbéla (Hussein's Grab) ziehenden Pilgerkaravanen. Der ziemlich ärmlich gebaute Ort hat gegen 10,000 E., meist schiitische Araber und Perser, namentlich einige sehr reiche Pensionäre der ostind. Regierung, nebst wenigen Christen und 400 Juden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind 1 sunnitische und 12—15 schiitische Moscheen, darunter die von Es-Schems, und 2 Kasernen bemerkenswerth. Die Bazare sind ärmlich. Die Industrie erstreckt sich auf Verfertigung von Meschlachs (arab. Wollmäntel), Kâs (dünner Hemdenstoff aus Seide), Topfwaaren und Dattelspiritus. Im Rufe stehen die Datteln, die Fische und die saure Milch des Ortes.

Hillebrand (Jos.), Philosoph und Literarhistoriker, geb. 1788 zu Großdüngen bei Hildesheim, erhielt seine Bildung auf der Lateinschule und dem kath. Gymnasium zu Hildesheim, trat, von Anfang an für den geistlichen Stand bestimmt, in das dortige Klerikalseminar und wurde dann auf Veranlassung der damaligen westfäl. Oberstudiendirection zu weiterer Ausbildung in den altclassischen und orient. Sprachen nach Göttingen gesendet. Nach der Rückkehr nach Hildesheim erhielt er eine Stellung als Lehrer am Josephinum daselbst, aus der er jedoch, um nicht in den geistlichen Stand treten zu müssen, ausschied. Er ging hierauf als Begleiter eines jungen Belgiers nach Würzburg und ward von hier aus als außerord. Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo er nach Hegel's Abgange (1818) dessen ord. Professur erhielt. Schon lange vorher war H. zum Protestantismus übergetreten. Er folgte 1822 einem Rufe nach Gießen, wo er bald darauf auch Pädagogiarch an dem dortigen akademischen Gymnasium, später auch Mitglied des Oberstudienraths wurde. In der Ständeversammlung von

Digitized by Google

1848 war er eine Zeit lang Präsident der Zweiten Kammer, wo er, wie auch auf den spätern Landtagen, stets mit der liberalen Opposition stimmte. Nach Auflösung des Landtags im Herbst 1850 in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Rödelheim und Soden am Taunus, wo er 25. Jan. 1871 starb. H. genoß eines besondern und wohlverdienten Rufs als akademischer Lehrer und Redner, und seine literarische Wirksamkeit erstreckte sich theils über das philos. und pädagogische, theils auf das belletristische und literarhistor. Gebiet. Ersterm gehören unter seinen Schriften an: «Die Anthropologie als Wissenschaft» (3 Thle., Mainz 1822—23), «Lehrbuch der theoretischen Philosophie und philos. Propädeutik» (Mainz 1826), «Literarästhetik» (2 Bde., Mainz 1826), «Universalphilos. Prolegomena» (Mainz 1830), «Der Organismus der philos. Idee» (Dresd. u. Lpz. 1842). An diese schließt sich sein philos. Hauptwerk: «Die Philosophie des Geistes» (2 Thle., Heidelb. 1835), in welchem er in Bezug auf die Genesis des Geistes eine Vermittelung zwischen Hegel und Leibniz versucht. Den meisten Anklang jedoch hat «Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrh.» (3., von seinem Sohne besorgte Aufl., 3 Bde., Gotha 1875) gefunden, ein durch Gründlichkeit, Schärfe und ansprechende Form ausgezeichnetes Werk. — Karl H., Historiker und Publicist, Sohn des Vorhergehenden, geb. 1829 in Gießen, besuchte das dortige Gymnasium, studirte die Rechtswissenschaft an der Universität daselbst, nahm 1849 am bad. Aufstande theil, entkam nach drei Monaten Haft aus den Kasematten von Rastatt und lebte seitdem in Frankreich, wo er 1863 als ord. Professor der auswärtigen Literatur an die philos. Facultät zu Douai berufen ward. Diese Stellung gab er freiwillig auf, als der Krieg mit Deutschland ausbrach, und ging als Correspondent der «Times» nach Italien, wo er sich (in Florenz) bleibend niederließ, getheilt zwischen der Herausgabe des Jahrbuchs «Italia» (Bd. 1—3, Lpz. 1874—76 fg.) und der Ausarbeitung einer «Geschichte Frankreichs von 1830—70» (Bd. 1, Gotha 1877) für das Heeren-Ukert-Giesebrecht'sche Sammelwerk «Geschichte der europ. Staaten». In weitern Kreisen bekannt wurde H. durch seine literarhistor. und polit. Aufsätze im «Journal des Débats» und der «Revue des deux mondes», wo er unermüdlich, namentlich 1866—70, die deutschen Interessen und Ideen bei den Franzosen befürwortete. Von H.'s histor.-publicistischen Arbeiten sind zu nennen: «Dino Compagni, étude historique et littéraire sur l'époque de Dante» (Par. 1862), «Histoire de la littérature grecque par Otfried Müller» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1866), «La Prusse contemporaine et ses institutions» (Bd. 1, Par. 1867), «De la bonne comédie» (gekrönte Preisschrift, Par. 1863), «La réforme de l'enseignement supérieur» (Par. 1867), «Études italiennes» (Par. 1868), «Zeiten, Völker und Menschen. Gesammelte Aufsätze» (3 Bde., Berl. 1872—76).

Hiller (Ferd.), ausgezeichneter Componist, Pianist und Dirigent, sowie musikalischer Schriftsteller, geb. 24. Oct. 1811 zu Frankfurt a. M. von wohlhabenden israel. Aeltern, wurde wegen der schon in früher Kindheit sich zeigenden Anlage zur Musik für die Künstlerlaufbahn bestimmt und erhielt erst von Hofmann, A. Schmitt, Vollweiler, dann aber besonders durch Hummel in Weimar seine musikalische Bildung. In seinem 10. Jahre trat H. zum ersten mal öffentlich auf; seine erste Composition, ein Quartett für Pianoforte, Violine, Bratsche und Cello, gab er als 15jähriger Jüngling zu Wien heraus. Während eines 7jährigen Aufenthalts zu Paris, seit 1829, wirkte er mit Erfolg für Anerkennung gediegener Musik, namentlich Bach's und Beethoven's. Im Winter 1836—37 leitete er in seiner Vaterstadt den Cäcilienverein, ging hierauf nach Italien, wo jedoch seine Oper «Romilde» zu Mailand kein Glück machte, und lebte dann im Winter 1839—40 zu Leipzig, wo er zum ersten mal sein Oratorium «Die Zerstörung Jerusalems» unter großem Erfolge zur Aufführung brachte. Nachdem er sich im Sommer 1841 in Italien vermählt, nahm er seinen Aufenthalt abwechselnd in Frankfurt, Leipzig, wo er im Winter 1843—44 die Gewandhausconcerte dirigirte, und in Dresden. In letzterer Stadt verweilte er vier Jahre und führte die beiden Opern «Der Traum in der Christnacht» (1844) und «Konradin, der letzte Hohenstaufe» (1847) auf. H. nahm 1847 die Stelle eines Musikdirectors in Düsseldorf an, von wo er nach einer dreijährigen Wirksamkeit einem Rufe als städtischer Kapellmeister nach Köln folgte. Hier brachte er das bestehende Concertinstitut auf eine bedeutende Höhe und gründete außerdem die Rheinische Musikschule (das kölner Conservatorium), die unter seiner Direction zu anerkannter Blüte gelangte. In diesen Wirkungskreis kehrte H. auch im Nov. 1852 zurück, nachdem er im Winter 1851—52 die Italienische Oper zu Paris dirigirt und die Kunstsaison von 1852 in London zugebracht. Von seinen über 170 gedruckten Compositionen sind außer den genannten besonders zu erwähnen: viele Liedersammlungen (namentlich die «Drei Bücher neue Gesänge»), Sonaten, zwei Klavierconcerte,

Digitized by Google

die trefflichen Etuden für Pianoforte und Violine, die geistvollen Impromptus, die rhythmischen Studien, die vierhändige «Operette ohne Worte», Solostücke für Violine und Violoncell, Duette, Terzette und Quartette für Piano und Streichinstrumente, Concertouverturen u. s. w.; von Gesangstücken für Solo, Chor und Orchester der «Gesang der Geister über dem Wasser» und «O weint um sie» (nach Byron), die Christnacht, Heloise, Lorelei, die Nacht, Palmsonntagmorgen, der 93. Psalm, Pfingsten; von großen Vocalwerken die Oratorien Ver sacrum und Saul, ferner Val und Damayanti und der Gefesselte Prometheus, endlich die Oper «Die Katakomben». H. ist ein bedeutendes Talent, doch fehlt es ihm an Concentration. Seine «Zerstörung von Jerusalem» läßt sich neben die Oratorien Mendelssohn's stellen; seine Instrumentalcompositionen, unter denen die Symphonie in E-moll hervorzuheben, halten sich fern von dem Krankhaften einer überreizten Phantasie und eines Behagens am Formlosen sowie von der Sucht nach Neuem auf Kosten des Schönen. Als Pianist gehört H. der classischen Schule Schmitt's und Hummel's an, mit welcher er die neuere Romantik des Pianofortespiels verbindet. Zu seinen bedeutendsten Schülern in der Composition gehören Max Bruch und Jos. Brambach. Als musikalischer Schriftsteller hat sich H. einen geachteten Namen erworben durch: «Uebungen zum Studium der Harmonie und des Contrapunktes» (Köln 1860; 6. Aufl. 1876), «Aus dem Tonleben unserer Zeit» (Lpz. 1868; neue Folge 1871), «Ludwig van Beethoven. Gelegentliche Aufsätze» (Lpz. 1871), «Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen» (Lpz. 1874), «Musikalisches und Persönliches» (Lpz. 1876), «Briefe an eine Ungenannte» (Köln 1877).

Hiller (Gottlieb), Naturdichter, geb. 15. Oct. 1778 zu Landsberg bei Halle, war der Sohn eines Fuhrmanns, nach dessen frühem Tode sich seine Mutter wieder mit einem Tagelöhner verheirathete und nach Köthen zog. Er zeigte von Jugend an Neigung und Fähigkeit zum Lernen. Um sich sein Brot zu erwerben, diente er erst als Lohnfuhrmann, später beschäftigte er sich mit dem Flechten von Taubennestern und dem Streichen von Lehmziegeln. Durch Wieland's Schriften, welche ihm in die Hände kamen, zum Dichten angeregt, verfertigte er 1801 sein erstes Gedicht, und zwar auf eine im Spätherbst gefundene grüne Schote. Dieser Gelegenheitsdichtung, welche sich auf meist sehr kleinliche Anlässe beschränkt, blieb er auch ferner getreu. Doch verschafften ihm dieselben einen Namen, sodaß er in den Kreisen der großen Welt als ein Phänomen gute Aufnahme fand und 1803 auf Veranlassung des Prinzen Louis Ferdinand in Berlin dem Könige und der Königin von Preußen vorgestellt wurde. Auf Zureden seiner Freunde gab er eine Sammlung seiner «Gedichte» (Köth. 1805) heraus und begleitete sie mit einer Selbstbiographie, welche interessanter ist als die Gedichte selbst. H. war, wie die meisten deutschen Naturdichter, wol ein Dichter aus dem Volke, aber keiner für das Volk, indem er durch regelrichtige Form die gebildete Welt zu interessiren suchte. Selbst Goethe lenkte auf ihn die Aufmerksamkeit, indem er ihm zwar nur sehr beschränkte dichterische Verdienste, aber um so mehr Rechtssinn, Sittlichkeit und Unbestechlichkeit zugestand. H. beschrieb noch seine «Reisen durch Sachsen, Böhmen, Oesterreich und Ungarn» (Köth. 1808), lebte längere Zeit in Wien und starb zu Bernau bei Berlin 9. Jan. 1826.

Hiller (Joh., Freiherr von), österr. General, geb. zu Wienerisch-Neustadt 10. Jan. 1754, einem alten, bis zum 14. Jahrh. in Graubünden ansässigen Reichsrittergeschlechte entstammend, trat 1770 in die österr. Artillerie und machte den Bairischen Erbfolgekrieg, die Türkenkriege 1788—91 und die Feldzüge gegen Frankreich 1792—97 und 1799—1801 in den Niederlanden, Italien und Deutschland mit. Er wurde 1805 Feldmarschallieutenant und führte dann eine Division in Tirol unter Erzherzog Johann. Im Kriege von 1809 erhielt er das 6. Armeecorps unter dem Erzherzog Karl, wurde zwar bei Abensberg geschlagen, siegte aber auf dem Rückzuge bei Neumarkt, und kämpfte besonders in der Schlacht bei Aspern ruhmvoll. Auch bei Wagram war er mit seinem Flügel siegreich, mußte sich jedoch nach der Niederlage des andern ebenfalls zurückziehen. H. befehligte 1813 als Feldzeugmeister das Heer von Innerösterreich, später die Armee von Italien genannt, welche Illyrien erobern und weiter nach Italien vordringen sollte. Indessen wurde er im December zur großen Armee gerufen. Nach dem ersten Pariser Frieden ward er commandirender General von Galizien und starb zu Lemberg 5. Juni 1819. — Sein Neffe, Johann August Friedrich Freiherr H. von Gärtringen, geb. in Magdeburg 1772, machte in preuß. Diensten die Feldzüge in Holland und am Rhein mit und wurde 1806 gefangen. Im J. 1812 zum Major befördert, nahm er am Kriege in Rußland theil, wurde 1813 Commandant von Spandau, bei der neuen Armeeformation zum Adjutanten York's und sodann zum Brigadier ernannt. Er führte die Avantgarde des York'schen Armeecorps, mit welcher er in der Schlacht bei Leipzig den ersten Angriff

Digitized by Google

auf Möckern machte und dadurch den Sieg in dem blutigen Treffen bei Möckern vorbereitete. Hier ward er auch verwundet. Er befehligte 1814 als Oberst die Infanterie der Avantgarde unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen und 1815 die 10. Brigade, mit der er bei Waterloo durch die Erstürmung von Planchenoit zur Entscheidung mitwirkte. Hierauf wurde er Generalmajor und Commandant von Stettin, 1817 als Divisionscommandeur nach Posen und 1826 in gleicher Stellung nach Breslau versetzt und zum Generallieutenant befördert. Er erhielt 1836 seine Entlassung als General der Infanterie und starb in Berlin 18. Jan. 1856. — Des letztern Sohn, Wilhelm Freiherr H. von Gärtringen, preuß. Generallieutenant, wurde 28. Aug. 1809 zu Pasewalk in Pommern geboren, trat 1826 als Freiwilliger in das 1. Garderegiment zu Fuß, besuchte 1834—37 die Allgemeine Kriegsschule und machte 1842—44 die russ. Kämpfe im Kaukasus als Freiwilliger (beurlaubt) mit. Nach seiner Rückkehr wurde er verhältnißmäßig rasch befördert und Flügeladjutant des Königs, 1856 Oberst und Commandeur des 1. Garderegiments zu Fuß, 1859 Brigadecommandeur und Commandant von Potsdam. Im Jan. 1866 erhielt er das Commando der 1. Garde-Infanteriedivision, an deren Spitze er im Juni desselben Jahres in Böhmen einzog. Dort schlug H. mit seiner Division das siegreiche Gefecht bei Burkersdorf, nahm Königinhof und erntete 3. Juli 1866 die reichsten, aber auch seine letzten Lorbern bei Königgrätz. Wie einst sein Vater durch die Erstürmung von Planchenoit in der Schlacht bei Belle-Alliance zur Entscheidung derselben mitgewirkt hatte, so trug H., der Sohn, zum glücklichen Ausgange dieser Entscheidungsschlacht des Deutschen Kriegs wesentlich bei, indem er gegen den Schlüssel der österr. Stellung, das Dorf Chlum, vordrang und dasselbe, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, besetzte, demnächst aber gegen die heftigen Angriffe der zahlreichen feindlichen Reserven geschickt und erfolgreich vertheidigte und sogar Rosberitz in Besitz nahm. Hier fiel H. von einer Granate getroffen.

Hiller (Joh. Adam), deutscher Musiker, geb. 28. Dec. 1728 zu Wendischossig bei Görlitz, legte auf dem Gymnasium zu Görlitz und auf der Kreuzschule zu Dresden unter Homilius den Grund zu seiner musikalischen Bildung, bezog 1751 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren, und wurde 1754 Hofmeister des jungen Grafen Brühl, mit dem er 1758 wiederum die Universität Leipzig besuchte. Damals setzte er Gellert's geistliche Lieder in Musik. Seine Hofmeisterstelle legte er 1760 nieder und gab nun den «Musikalischen Zeitvertreib» heraus, das erste periodische Werk dieser Art in Deutschland. Das leipziger große Concert, dessen Leitung er 1763 übernahm, verdankt ihm im wesentlichen seine Einrichtung; zugleich errichtete er 1771 eine Singschule für Frauen, in welcher viele treffliche Sängerinnen, unter andern die berühmte Mara gebildet wurden. Durch seine Operetten, die er auf Veranlassung des Theaterunternehmers Koch von 1752 an schrieb und von denen namentlich «Die Jagd» großen Beifall fand, führte er diese Gattung in Deutschland ein. Seit 1789 Cantor und Musikdirector an der Thomasschule, ließ er sich die Verbesserung des Kirchengesangs sehr angelegen sein. Er brachte die fast vergessenen Werke Händel's wieder zur Aufführung, und sein «Choralbuch» erlangte, mancher Ausstellungen ungeachtet, eine allgemeine Verbreitung. Nachdem er 1801 in Ruhestand versetzt worden, starb er 16. Juni 1804. An seinem 100jährigen Geburtstage errichtete ihm die Dankbarkeit seiner Schülerinnen, der drei Schwestern Podlesky, ein Denkmal in der Promenade vor der alten Thomasschule zu Leipzig.

Hiltensperger (Joh. Georg), Maler, geb. 1806 zu Halbenwang im Allgäu, erhielt den ersten Zeichenunterricht in Kempten, trat 1820 in der Akademie zu München als Schüler P. von Langer's ein und arbeitete später an den Malereien in der Glyptothek und in der Loggia der Pinakothek nach Cornelius' Skizzen. Behufs der auszuführenden Decoration am Königsbau schickte ihn König Ludwig I. nach Pompeji. Nach seiner ital. Reise vollendete er den Cyklus aus der Odyssee in acht Sälen des genannten Palastes. Hierauf wurde ihm der Auftrag, zur Verzierung der Loggia am Museum in Petersburg Entwürfe aus der Geschichte der griech. Malerei zu vollenden, welche er in 84 Aquarellen zu Stande brachte und wonach dann die Gemälde auf Bronzeplatten von ihm selbst sowie von andern münchener Meistern ausgeführt wurden. König Max II. ernannte H. 1850 zum akademischen Professor. Nebst mehrern Bildern histor. Inhalts im münchener Maximilianeum sind von H. noch der Cyklus von 14 Darstellungen aus der Passion Christi (für eine kath. Kirche in Rotterdam) und die Gruppen der Rossebändiger in der Loggia der münchener Post zu nennen. H. zeichnet sich durch ein für die Cornelius'sche Schule verhältnißmäßig tüchtiges Colorit aus.

Himálaja (d. h. im Sanskrit Schneewohnung; bei den Griechen und Römern Imaus und Hemodus), das höchste Gebirge der Erde, welches die vorderind. sowie die westl. Hälfte

Digitized by Google

der hinterind. Halbinsel von dem tibetan. Hochlande trennt, dehnt sich von der Durchbruchsstelle des Indus unter 73° 23′ nach Nordosten bis zu der des Brahmaputra unter 95° 23′ östl. L. von Greenwich in einer Länge von 22 Graden oder 2375 Kilom. bei einer Breite von 220—300 Kilom. aus. Sein westl. Anfang, unter dem 36.° nördl. Br., ist mit den Anfängen des in geringer Entfernung von ihm fast parallel mit ihm verlaufenden Karakorum, dem Tibet im Norden begrenzenden Kuen-lün (s. d.) und dem Hindukuh (s. d.) so innig zu einem Gebirgsknoten, dem massenhaftesten der Erde, verschmolzen, daß alle vier gesammten Gebirgszüge als Glieder eines einzigen Erhebungssystems erscheinen, von denen der H. das südlichste und höchste ist. Auch die geolog. und hydrogr. Verhältnisse sprechen hierfür. Das östl. Ende des H. geht, ungefähr unter der 26. Parallele, im Norden der brit. Provinz Assam und dem Reiche Birma in das schon zu China gehörende Alpengebirge Yung-ling über. Der Durchbruch und die Krümmung des Brahmaputra von Norden nach Südwesten trennt beide Gebirgsmassen. Denkt man sich eine Linie von den zwischen den Quellen des Setletsch und denen des Brahmaputra gelegenen Seen von Manasarowar in Tibet gegen Süden gezogen, so theilt dieselbe den H. in eine westliche, in der Richtung gegen Südosten, und in eine östliche, anfangs gegen Osten, später gegen Nordosten streichende Hälfte. Diese Linie bildet zugleich die ethnogr. Grenze zwischen der arischen Bevölkerung im Stromgebiete des Indus und der turanischen von Tibet. Der H. hat eine mittlere Kammhöhe von 6941 Mt., über welche sich eine große Anzahl von Gipfeln sehr beträchtlich erhebt. Verschiedene derselben, höher als alle Gipfel der Andes, bilden die höchsten Erhebungspunkte der Erde über das Meeresnivean. Gegen 225 dieser Bergspitzen sind gemessen. Von diesen erheben sich 17 über 7600, 40 über 7000, 120 über 6100 Mt. Die hervorragendsten von allen sind der Gaurisankar oder Mount-Everest mit 8840 Mt., der Kantschinjinga mit 8580 Mt. und der Dhawalagiri mit 8170 Mt. Höhe. Sie liegen sämmtlich in der östl. Hälfte des H. In seiner westlichen erhebt sich der Dapsang bis zu 8619 Mt. Die mittlere Höhe der Schneegrenze des H. beträgt an seinem südl. Abhange ungefähr 4940, an seinem nördlichen dagegen 5300 Mt. Von den riesigen Gletschern reichen einige bis 3400, ja selbst bis 3100 Mt. herab. Die mittlere Höhe der über den H. führenden Pässe oder Ghâts, von denen 21 bekannt sind, ist 5500, die des höchsten von ihnen, des Ibi-Gaminpaß zwischen Tibet und Garhwal 6240, die des niedrigsten, des Bara-Latscha, 4900 Mt. Der H. besteht nicht aus einer einzigen, durchaus ununterbrochenen und völlig zusammenhängenden Kette, sondern aus einem System längerer und kürzerer, theils parallel laufender, theils sich kreuzender, weitere und engere Thäler einschließender Gebirgszüge. Die längste, aber verhältnißmäßig schmalste dieser Thalbildungen ist die zwischen der südl. Kette des H. und der von einigen Geographen zu letzterm gerechneten, von andern als mehr selbstständiges Gebirge angesehenen Karakorumkette, aus welcher der Indus, Setletsch und Brahmaputra entspringen. Eigentliche Plateaux kommen im H. nicht vor. Im allgemeinen ist die Südseite desselben mannichfacher gegliedert als dessen Nordseite, namentlich zeigt die erstere eine reichere Entwickelung von Fortsätzen und Nebenarmen, zwischen denen die von der indo-brit. Regierung mehr oder weniger abhängigen Staaten Kaschmir, Garhwal, Kamaun, Nepal, Sikkim und Bhutan gelegen sind. An der Südseite des H. entspringen die Nebenflüsse des Indus (s. d.), Dschelam, Schenab und Rawi, der Ganges (s. d.) mit seinen linken Nebenflüssen, sowie auch die Dschamna.

Der H. ist vor allen andern Gebirgen der Erde reich an der großartigsten Naturschönheit, in welcher jedoch das Wildromantische vorherrscht. Namentlich ist dieses an den Stellen der Fall, wo die genannten, großentheils schon in ihrem obern Gebiete sehr wasserreichen Flüsse bei ihrem schnellen Hinabeilen nach der ind. Ebene sich gewaltsam ihren Weg durch enge Thäler und Felsspalten gebahnt haben. Malerischer und einen tiefern Eindruck machend als der Anblick des H. von seiner Nordseite, von der tibetan. Hochebene aus, ist der von dem ind. Flachlande unweit seiner letzten Abstufung gegen Süden. Was die geolog. Bildung des H. betrifft, so treten an seinem Fuße hauptsächlich Sandsteinformation und Trümmergesteine hervor. Weiter oben, bis etwa zu 3000—3500 Mt. Höhe herrschen, häufig von mächtigen Granitgängen durchbrochen, Gneis, Glimmer-, Chlorit- und Talkschiefer vor. Die höhern und höchsten Gipfel bestehen hauptsächlich aus Gneis und Granit. Vulkanische Gebirgsarten kommen im H. nicht vor, wie daselbst auch überhaupt alle Zeichen von Vulkanicität fehlen, man müßte denn verschiedene heiße Quellen, deren Zahl etwa 30 beträgt und von denen die zu Badrinath (s. d.) die bekannteste ist, hierzu rechnen wollen. Die Vegetationsverhältnisse des H. sind außerordentlich mannichfaltig. An dem südl. Fuße der östl. Hälfte dehnt sich ein Tarai genanntes, 15—50 Kilom. breites, mit undurchdringlichem Dschangelgebüsch und riesigen

Digitized by Google

Grasarten bewachsenes, ungesundes und unbewohnbares Morastland aus. Hierauf folgt bis etwa zu 1000 Mt. Höhe eine überaus reiche, tropische, specifisch ind. Vegetation, an welche bis zu 2500 Mt. Höhe sich Wälder von Eichen, Kastanien, Laurineen u. s. w. anschließen. Zwischen 2500 und 3500 Mt. ist die Flora der des südlichern und mittlern Europa analog; hier herrschen Coniferen und unter diesen Cedrus Deodwara, Pinus excelsa, Pinus longifolia, Abies Webbiana, Picea Morinda u. s. w. vor. Die Baumgrenze reicht auf der nördl. Seite des H., der höhern Schneegrenze daselbst entsprechend, höher hinauf als auf der südlichen und wird an letzterer durch eine Eichenart, Quercus semicurpifolia, an ersterer durch die Birke, Betula alba, bezeichnet. Die hierauf folgende Region der Sträucher erstreckt sich bis zur Schneegrenze und schließt im Norden mit einer Genista-Art, im Süden mit einigen Rhododendron-, Salix- und Ribes-Arten ab. Der Getreidebau reicht an der tibetan. Seite bis 4600, an der indischen nur bis 3700, der Graswuchs an dieser bis 4600, an jener bis 5290 Mt. Höhe. Auch die Fauna des H. ist in hohem Grade interessant und äußerst reichhaltig. An der Südseite, bis zur Höhe von 1200 Mt. ist sie die specifisch indische und wird durch Tiger, Elefanten, Affen, Papagaien, Fasane und schöne Hühnerarten vertreten. In dem mittlern Theile des Gebirgs kommen Bären, Moschusthiere und verschiedene Antilopenarten, im nördl., an Tibet grenzenden Theile dagegen wilde Pferde, wilde Ochsen (Yak), wilde Schafe und Steinböcke sowie mehrere andere der Fauna von Mittelasien und mehr speciell der von Tibet angehörenden Säugethiere vor. Der H. bildet nicht nur die polit. Grenze zwischen den engl.-ind. Besitzungen und Turkestan, Tibet und dem südwestlichsten Theile von China, sondern auch im ganzen und großen eine ethnographische, indem durch ihn die südlich von ihm lebenden arischen Inder von den der mongol. Rasse angehörenden Tibetanern getrennt werden. Beide Volkselemente haben sich jedoch, jedes von seiner Seite, nach den Thälern im Innern des H. verbreitet und daselbst vielfältig vermischt. Die Bevölkerung findet sich am dichtesten in den überaus fruchtbaren Thälern zwischen 1500 und 2500 Mt. Höhe. In der Höhe von 3000 Mt. fängt sie schon an sparsam zu werden.

Himbeere nennt man die Frucht einer Art des Brombeerstrauchs (Rubus), nämlich des Himbeer-Brombeerstrauchs oder echten Himbeerstrauchs (Rubus idaeus L.), welcher sich von andern rothfrüchtigen Rubusarten durch die unterseits weißfilzigen Blätter, die dünnen kurzen Stacheln an den Stielen der rispig gruppirten Blüten, die ausgebreiteten Kelch- und aufrechten Blumenblätter und die regelmäßig gebildeten, süßen, aromatischen Früchte unterscheidet und in zahlreichen Ab- und Spielarten, worunter auch solche mit gelben und weißen Früchten, in den Gärten cultivirt wird. Die Stammform aller Spielarten ist die rothe Waldhimbeere, die durch ganz Europa und in Nordasien in Gebüschen und in Wäldern vorkommt und auf Waldblößen, Waldculturen und Schonungen häufig als verdämmendes Unkraut auftritt, jedoch immer einen humosen, nahrhaften Boden verräth. Am leichtesten pflanzt man die H. fort durch Ausläufer. Die sehr angenehm riechenden und schmeckenden Früchte dienen als Obst, zu Confituren, Compots, Kaltschalen, Eis, zum Ansetzen mit Branntwein, Wein und Essig, zur Bereitung des Himbeersyrups, des Himbeeressigs und der Himbeerlimonade. Verschiedene Himbeerpräparate werden in der Medicin bei Fiebern und Entzündungen angewendet.

Himera, alte Stadt auf der Nordküste Siciliens, östlich von Panormos (Palermo), wurde von ion. Griechen (Chalkidiern) aus Zankle um 648 v. Chr. gegründet. Als der grausame Tyrann von Akragas, Phalaris, sich von den Himeräern eine Leibwache erbat, ließen sie sich von ihrem Mitbürger, dem Dichter Stesichoros, durch die Fabel von dem Roß, das den Menschen bat, ihm den Hirsch von der Weide vertreiben zu helfen und dadurch unter des Menschen Herrschaft kam, vor der ihnen von Phalaris drohenden Tyrannis warnen. Später ward Terillos Tyrann von H. Dieser wurde von dem Tyrannen von Akragas Theron, mit dem verbündet dann Gelon von Syrakus um 480 den wichtigen Sieg über den Karthager Hamilkar erfocht, vertrieben, aber H. ward nun von diesem abhängig und von seinem Sohne Thrasidäos regiert. Damals wurden nach einem Befreiungsversuche viele Bürger getödtet und hernach Dorier und andere Fremde eingebürgert. Als nach Theron's Tode Thrasidäos Alleinherr über Akragas und sein Gebiet geworden war, wurde H. von ihm durch Hieron's I. Sieg über denselben (472 v. Chr.) befreit, aber schon 409 ward es durch den Karthager Hannibal, Hamilkar's Enkel, gänzlich zerstört. In der Nähe gründeten die Karthager 407 eine neue Stadt, Thermä, das jetzige Termini. Vgl. Holm, «Geschichte Siciliens» (2 Bde., Lpz. 1869—74).

Himerius, griech. Sophist im 4. Jahrh. n. Chr., in Prusias in Bithynien geboren, ertheilte in Athen, wo er seine erste Bildung erhalten hatte, mit vielem Beifall Unterricht in der

Digitized by Google

Redekunst. Vom Kaiser Julian, bei dem er in hoher Achtung stand, wurde er 362 n. Chr. nach Antiochia berufen. Nach dem Tode desselben zog er sich für längere Zeit zurück, kehrte aber 368 nach Athen zurück, wo er um 386 in hohem Alter starb. Von seinen vielen Prunk- und Gelegenheitsreden, die ganz den Schwulst und die Affectation seiner Zeit an sich tragen, sind 24 vollständig erhalten, herausgegeben von Wernsdorf (Gött. 1790) und zusammen mit den von Andern besorgten Werken des Philostratus und andern Autoren von Dübner (Par. 1849).

Himjariten, bei den Classikern Homeriten oder Homeiriten, ist der Name eines arab. Stammes, der seinen Ursprung auf Himjar, einen Enkel Saba's und Nachkommen Joktan's oder Kachtan's, eines der beiden mythischen Urväter des ganzen arab. Volks, zurückführt und etwa 3000 Jahre vor Mohammed im südl. Arabien oder Jemen zur Herrschaft gelangte. Sie begründeten hier mehrere zum Theil sehr blühende Staaten, wie das in der Bibel erwähnte Saba und Aden (Athana) und breiteten zeitweise ihre Herrschaft auch über die benachbarten Küstenländer Afrikas aus. Schon seit den Zeiten Konstantin's d. Gr. wandten sich die H. dem Christenthum zu, wurden aber 529 von den stammverwandten Aethiopiern unterworfen. Etwa 72 Jahre später faßten die Perser unter Khosru Anuschirwan im südl. Arabien festen Fuß und hielten die wichtigsten Plätze besetzt. Im J. 7 der Hedschra (629 n. Chr.) endlich unterwarfen sich die H. dem Mohammed und nahmen den Islam an. Noch gegenwärtig bekunden die erst wenig durchforschten Trümmer alter himjarit. Städte, wie z. B. von Marib, der vormaligen Hauptstadt des sabäischen Reichs, die einstige Blüte desselben. Die H. besaßen eine eigene, dem äthiop. Alphabet vielfach ähnliche Schrift und sprachen einen eigenthümlichen, dem Aethiopischen (Gees) näher stehenden Dialekt des Arabischen, das sog. Himjarische, in welchem eine sehr große Anzahl von Inschriften, die man in neuerer Zeit aufgefunden, abgefaßt sind. Die Sprache dieser Inschriften, deren Entzifferung in einer wissenschaftlich genügenden Weise zuerst von E. Rödiger angebahnt wurde, gehört zu der südl. Gruppe der semit. Sprachen, und ist nahe mit dem Arabischen und Aethiopischen verwandt. Ueber die Zeit, in welcher die Inschriften abgefaßt wurden, läßt sich noch nichts Sicheres sagen, jedenfalls gehören sie der vorislamischen Zeit an. Außer Rödiger haben sich E. Osiander (in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», Bd. 10 u. 19), Franz Prätorius («Beiträge zur Erklärung der himjarischen Inschriften», Heft 1—3, Halle 1872—74), sowie D. Müller («Himjarische Studien» in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», Bd. 30) um die Entzifferung der himjarischen Inschriften sehr verdient gemacht.

Himly (Karl), berühmter Lehrer der praktischen Heilkunde und der Ophthalmologie, welche letztere er zuerst als besondern Lehrzweig einführte, geb. 30. April 1772 zu Braunschweig, wo sein Vater Geh. Secretär war, besuchte seit 1790 das anatom.-chirurgische Collegium daselbst und bezog 1792 die Universität zu Göttingen, wo er namentlich Blumenbach und A. G. Richter hörte, welcher letztere ihn 1794 zu seinem Assistenten nahm. Hier gewann er durch seine Preisschrift «De morte» den akademischen Preis. Nachdem er kurze Zeit als Volontär in den Lazarethen der preuß. Armee zu Frankfurt gedient, wurde er 1795 Professor der medic.-chirurgischen Klinik zu Braunschweig. Von hier folgte er einem Rufe als ord. Professor der Medicin nach Jena. Schon im nächsten Jahre ging er in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er zugleich Director des akademischen Hospitals wurde und lange Zeit mit Beifall und Erfolg wirkte, bis er 22. März 1837 seinen Tod in der Leine fand. H. erwarb sich viele Verdienste um die Augenheilkunde, insbesondere auch durch die von ihm gegründete und dann mit J. A. Schmidt fortgesetzte Zeitschrift «Ophthalmologische Bibliothek» (3 Bde., Brem. 1801—7). Nächstdem sind von ihm noch zu erwähnen: «Lehrbuch der praktischen Heilkunde» (Bd. 1, Gött. 1807; 3. Aufl. 1823) und «Einleitung in die Augenheilkunde» (Jena 1806; 3. Aufl., Gött. 1830) und die von seinem Sohne herausgegebene Schrift «Die Krankheiten und Misbildungen des menschlichen Auges und deren Heilung» (Berl. 1842—43). Mit Hufeland gab er von 1809—14 das «Journal für praktische Heilkunde» heraus. H. war als praktischer Arzt viel beschäftigt und namentlich als Augenoperateur glücklich; als klinischer Lehrer stand er in hoher Achtung. — Ernst August Wilhelm H., Sohn des Vorigen, geb. 14. Dec. 1800 zu Braunschweig, besuchte die Gymnasien zu Göttingen und Holzminden und studirte zu Göttingen, wo er 1823 die medic. Doctorwürde erlangte und durch seine «Commentatio de cachexiis et cacochymiis» (Gött. 1823) den von der medic. Facultät ausgesetzten Preis gewann. Nach der Rückkehr von einer größern wissenschaftlichen Reise habilitirte er sich 1825 in Göttingen als Docent der Physiologie, der vergleichenden Anatomie und gerichtlichen Medicin und wurde 1832 zum außerord. Professor ernannt. Unter seinen Schriften sind besonders

Digitized by Google

zu erwähnen: «Beiträge zur Anatomie und Physiologie» (2 Lfgn., Hannov. 1829—31) und «Einleitung in die Physiologie des Menschen» (Gött. 1835). Auch übersetzte er aus dem Englischen: «Wanderungen in den Nordprovinzen von China» von Fortune (Gött. 1853) und «Das Boot und die Karavane, eine Familienreise durch Aegypten, Palästina und Syrien» (Lpz. 1860).

Himmel, Himmelskugel, Himmelsgewölbe oder Firmament nennt man das scheinbare Gewölbe, das sich in der Gestalt einer hohlen Halbkugel über der Erde ausbreitet und, wenn keine Wolken vorhanden sind, bei Tage blau, in der Nacht aber dunkel und mit Sternen bedeckt erscheint. Im Alterthum hielt man den H. seiner Erscheinung gemäß für ein festes Gewölbe, an welchem die Sterne angeheftet wären, und nahm sogar mehrere übereinanderliegende Himmelskugeln oder Sphären an, um die verschiedenen, voneinander abweichenden Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären. Wir wissen jedoch, daß jenes scheinbare Gewölbe nichts ist als der leere Raum (Weltraum), in welchem die Himmelskörper, und mit ihnen auch die Erde selbst, schweben. Uebrigens erscheint uns der H. bei völlig freier Aussicht genau genommen nicht als ein halbkugelförmiges, sondern als ein bei weitem flacheres Gewölbe; am Horizont scheint er uns entfernter als in der Höhe, was man aus der Menge der Gegenstände erklärt, die wir zwischen uns und den Grenzen des Horizonts erblicken. Die blaue Farbe des Himmelsgewölbes rührt von dem Sonnenlichte her, welches die die Erde umgebende Luft zurückwirft; ohne diese würde der heitere H. auch am Tage, mit Ausnahme der Sonne selbst, ganz schwarz erscheinen müssen. Daß aber der H. gerade blau und nicht weiß erscheint, obgleich das Sonnenlicht farblos ist, hat seinen Grund darin, daß die reine, dunstfreie Luft nicht alle Arten farbigen Lichts gleich gut zurückwirft, sondern vorzugsweise das blaue Licht, während sie das rothe und gelbe vorzugsweise durchläßt. Die wässerigen Dünste werfen dagegen alle Arten von Licht ziemlich gleichmäßig zurück, daher das weißliche, milchige Ansehen des H., wenn die Luft mit vielen Dünsten erfüllt ist; je dunstfreier die Luft ist, um so dunkler erscheint das Blau des H. Auf hohen Bergen ist das Ansehen des H. dunkler, weil dort die dünnere Luft weniger Licht zurückwirft. Die künstliche Darstellung des H. nennt man Himmelsglobus. (S. Globus.)

Himmel (Friedr. Heinr.), deutscher Componist, geb. 20. Nov. 1765 zu Treuenbrietzen in der Mark Brandenburg von unbegüterten Aeltern, studirte in Halle Theologie und hatte sich nach Potsdam begeben, um zum Antritt einer Feldpredigerstelle das Examen zu bestehen, als Friedrich Wilhelm II. von seiner Fertigkeit im Klavierspiel hörte, ihn einigemal vor sich spielen ließ und durch Aussetzung eines Jahrgehalts in den Stand setzte, sich ganz der Musik zu widmen. H. ging nach Dresden, wo er einige Zeit den Unterricht Naumann's genoß. Nachdem er in Berlin 1792 sein Oratorium «Isaak» zur Aufführung gebracht, ernannte ihn der König zum Kammercomponisten und gab ihm zugleich die Erlaubniß, nach Italien zu gehen, wo er unter andern Opern in Neapel 1795 seine «Semiramide» aufführte. Nach seiner Rückkehr ward er an Reichardt's Stelle Kapellmeister. Er starb in Berlin 8. Juni 1814. Das meiste Aufsehen erregte seine Oper «Fanchon», die viel Anmuth und Einschmeichelndes hat. Unter seinen übrigen Compositionen sind noch zu erwähnen: die Gesänge zu Tiedge's «Urania», die «Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelm's II.», die Composition des «Vaterunser» nach Mahlmann's poetischer Umschreibung und die Oper «Die Sylphen» (1807). Seinen Ruf verdankte er hauptsächlich seinen sinnigen Liedercompositionen. Als Klavierspieler hatte H. einen sehr angenehmen Vortrag und besonders einen schönen Anschlag.

Himmelfahrt. Die christl. Urzeit glaubte, daß der auferstandene Messias zur Rechten Gottes erhöht sei und auf den Wolken des Himmels dereinst wiederkommen werde zur Aufrichtung seines Reichs. Diese Vorstellung, welche an die eigenen, geschichtlich unzweifelhaften Zukunftsverkündigungen Jesu sich anschließt, besagte ursprünglich noch nicht, daß Jesus mit seinem aus dem Grabe auferstandenen Erdenleibe, sondern nur, daß er in verklärter Lichtherrlichkeit zum Himmel erhoben worden sei. Aber die immer sinnlicher ausgebildeten Vorstellungen von seiner Auferstehung forderten zu ihrer Ergänzung nothwendig die weitere Annahme, daß Christus nach der wunderbaren Wiederbelebung seines Leibes mit eben diesem Leibe zum Wolkenhimmel emporgefahren sei. Daher wird denn Luk. 24, 51, Apostelgesch. 1, 9, Mark. 16, 19 ein sichtbares Emporsteigen Jesu zum Wolkenhimmel und ein Verschwinden desselben in den Wolken erzählt, was nach dem Evangelium des Lukas und der aus diesem geflossenen Markusstelle am Auferstehungstage, nach der Apostelgeschichte 40 Tage später geschehen sein soll. Letztere Annahme ward die kirchlich recipirte, daher seit Ende des 4. Jahrh. zuerst im Morgenlande, aber bald nachher auch im Abendlande das Fest der H. Christi 40 Tage nach Ostern, also an dem Donnerstage der fünften Woche gefeiert wurde. In das

Digitized by Google

Glaubensbekenntniß ward das «aufgefahren zum Himmel» wol schon gegen Ende des 2. Jahrh. mit aufgenommen und wurde seitdem von allen christl. Parteien als eine der Haupt- und Grundthatsachen der evang. Geschichte festgehalten. Der Rationalismus, welcher die Auferstehung natürlich erklärte, das Sitzen zur Rechten Gottes aber als bildliche Einkleidung einer geistigen Wahrheit nahm, bestritt die H. als nicht genügend in den Evangelienschriften bezeugt. Da aber hier eins untrennbar am andern hängt, so hat man nur die Wahl, entweder alle drei Stücke buchstäblich festzuhalten, dann aber auch die antike Anschauung vom Himmel mit einer über der Erde sich wölbenden Halbkugel, an welcher Sonne, Mond und Sterne als Lichter befestigt sind, wiederaufzunehmen und Gott mit Christus und den Engeln dort im eigentlichen Sinne wohnen zu lassen, oder mit der H. auch die Auferstehung als äußern sinnenfälligen Vorgang zu bestreiten und beides ebenso wie das Sitzen zur Rechten Gottes als sinnlich-anschauliche Darstellung der innern Erfahrung von der fortlebenden Geistesmacht Christi in seiner Gemeinde zu begreifen, welche sich immerhin der christl. Urzeit auf dem Wege der Vision vermittelt hat. Außer der H. Christi feiert die röm.-kath. Kirche alljährlich 15. Aug. das Fest der H. Mariä auf Grund der seit dem 8. Jahrh. ausgebildeten Sage, daß Seele und Körper der Mutter Jesu von dem Sohne und seinen Engeln in den Himmel aufgenommen worden seien.

Himmelsgegenden oder Weltgegenden nennt man die Theilungspunkte des in 4, auch wol in 8 oder 16 (von den Schiffern sogar in 32) gleiche Theile getheilten Horizonts (s. d.). Gewöhnlich nimmt man nur vier H. an: Osten oder Morgen, Süden oder Mittag, Westen oder Abend und Norden oder Mitternacht, welche auch Haupthimmelsgegenden oder Cardinalpunkte heißen. Die in der Mitte zwischen je zweien derselben liegenden Theilungspunkte heißen: Südost, Südwest, Nordwest und Nordost; diese nennt man Nebenhimmelsgegenden. (S. Windrose.) Die H. aufzufinden oder, wie man es ausdrückt, sich zu orientiren, ist leicht. Kehrt man sich auf der nördl. Hemisphäre mittags 12 Uhr der Sonne zu, so hat man gerade vor sich Süden, links Osten, rechts Westen, im Rücken Norden; auf der südl. Hemisphäre ist das Verhältniß vollständig umgekehrt, weil dort die Sonne mittags 12 Uhr im Norden steht. Sieht man auf der nördl. Hemisphäre in einer sternhellen Nacht nach dem Polarstern, so hat man vor sich Norden, links Westen, rechts Osten, im Rücken Süden. Bei trübem Wetter gibt die Magnetnadel die Orientirung, doch ist dazu die Kenntniß der Ablenkung der Magnetnadel von der Südnordrichtung nöthig, die gegenwärtig in Mitteldeutschland nahezu 12 Grad nach Westen beträgt.

Himmelsschlüssel oder Schlüsselblume, s. Primel.

Hind (John Russell), berühmter engl. Astronom, geb. 12. Mai 1823 zu Nottingham, ward auf Privatschulen erzogen, eignete sich aber seine astron. Kenntnisse einzig auf autodidaktischem Wege an. Im April 1840 ging er nach London, um in das Bureau eines Civilingenieurs einzutreten, und erhielt später eine Anstellung als Assistent an der magnetischen Abtheilung der königl. Sternwarte in Greenwich unter Airy. Er verblieb hier vom Nov. 1840 bis zum Juni 1844, und wurde dann, nachdem er sich noch an der von der Regierung nach Kingstown bei Dublin abgefertigten Expedition zur Bestimmung der Länge von Valentia betheiligt, als Observator auf dem Privat-Observatorium Bishop's im Regentspark angestellt. Hier begann er eine Reihe von Beobachtungen zur Auffindung neuer planetarischer Körper, die von dem glänzendsten Erfolge begleitet waren. Seit Aug. 1847 bis Juli 1854 entdeckte er nacheinander zehn der kleinern Planeten. Ferner bemerkte er 29. Juli 1846 einen 2 Stunden früher von De Vico in Rom gefundenen Kometen, 18. Oct. 1846 einen zweiten, der wegen trüber Witterung nicht wieder gesehen wurde, und 6. Febr. 1847 einen dritten, der 30. März bei vollem Tageslicht sichtbar ward. Endlich beobachtete er 16 neue veränderliche Sterne und 3 Nebelflecke, welche frühern Sternforschern entgangen waren. Während dieser Zeit hat er auch über 70 Planeten- und Kometenbahnen berechnet und die Resultate meistens in den altonaer «Astron. Nachrichten», den «Comptes rendus» des Französischen Instituts und den «Transactions» der königl. Astronomischen Gesellschaft in London veröffentlicht. Die Verdienste H.'s um die Wissenschaft fanden von allen Seiten Anerkennung, sodaß er bald Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften wurde. Die brit. Regierung setzte ihm 1852 ein Jahrgehalt von 200 Pfd. St. aus. Neben seinen in den Memoiren der erwähnten gelehrten Gesellschaften enthaltenen Schriften verdienen das von H. herausgegebene «Astronomical vocabulary» (Lond. 1852) und die «Introduction to astronomy» (3. Aufl., Lond. 1863) Erwähnung. Außerdem hat er noch «On the expected return of the great comet of 1264 and 1556» (Lond. 1848), ein kleines Werk über planetarische Astronomie: «The solar system» (Lond. 1846) und eine Schrift über die Kometen: «Descriptive treatise on comets» (Lond. 1859), veröffentlicht.

Digitized by Google

Hindeloopen oder Hinlopen, alterthümliches Städtchen der niederländ. Provinz Friesland, 18 Kilom. westsüdwestlich von Sneek, 22 Kilom. südlich von Harlingen an der Zuyderſee gelegen, iſt beſonders bekannt durch die eigenthümliche Kleidertracht, welche die dortigen Frauen, wie auch des zwiſchen H. und Stavoren gelegenen Dorfes Molkwerum, von den übrigen Frieſinnen bis auf die Gegenwart unterſcheidet. Der Ort hat drei prot. Kirchen, eine Synagoge und ein hübſches Rathhaus und zählt (1876) 1016 E., die Schiffbau und Fiſchfang treiben.

Hindenburg (Karl Friedr.), Mathematiker, geb. zu Dresden 13. Juli 1741, beſuchte das Gymnaſium zu Freiberg und bezog, um ſich der Arzneiwiſſenſchaft zu widmen, 1757 die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich aber vorzugsweiſe mit Philoſophie, Phyſik und Mathematik, alter Literatur und ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigte. Durch Gellert's Empfehlung wurde er 1768 Erzieher eines Herrn von Schönberg. Als er dieſen auf die Univerſität zu Leipzig und dann nach Göttingen begleitete, gab ihm dies Veranlaſſung, gründlich Mathematik zu ſtudiren. Nachdem er ſich 1771 in Leipzig habilitirt, wurde er 1781 außerord. Profeſſor der Philoſophie und 1786 ordentlicher der Phyſik. Er ſtarb zu Leipzig 17. März 1808. H. hat ſich als Erfinder der «combinatoriſchen Analyſis» geltend gemacht, aus welcher jedoch ein namhafter Gewinn für die Wiſſenſchaft nicht entſprungen iſt. Unter ſeinen Schriften ſind zu erwähnen das mit Bernoulli herausgegebene «Magazin für reine und angewandte Mathematik» (Lpz. 1786—89), das «Archiv der reinen und angewandten Mathematik» (Lpz. 1794—99) und die «Combinatoriſch-analytiſchen Abhandlungen» (Lpz. 1800).

Hinderfin (Guſt. Eduard von), preuß. General der Infanterie und Generalinſpecteur der Artillerie, geb. zu Wernigerode am Harz 18. Juli 1804, trat 1820 in die 3. Artilleriebrigade, wurde 1825 in derſelben Secondelieutenant, dann zur Allgemeinen Kriegsſchule als Abtheilungsadjutant und zur Topographiſchen Abtheilung des Großen Generalſtabes commandirt, hierauf 1842 als Hauptmann in den Generalſtab und zum 1. Armeecorps verſetzt und 1846 zum Major im Großen Generalſtabe befördert. Als ſolcher leitete H. die Topographiſche Abtheilung, bis er im Sommer 1849 bei Eröffnung des Feldzugs gegen die bad. Inſurgenten dem unter Befehl des Generals von Peucker vereinigten deutſchen Corps zuerſt als Generalſtabsoffizier, bald danach aber als Chef des Generalſtabes beigegeben wurde. Bei Ladenburg wurde er, während er von der Höhe des Stadtthurms aus die feindlichen Streitkräfte recognoſcirte, von den Inſurgenten gefangen genommen und nach Raſtatt gebracht, vor Uebergabe dieſes Platzes aber wieder in Freiheit geſetzt. Nach Beendigung des Feldzugs wurde H. zum Generalſtabe des 6. Corps nach Breslau, dann 1850 als aggregirt zum 6. und 1854 als Oberſtlieutenant und Commandeur zum 2. Artillerieregiment verſetzt. Noch in demſelben Jahre zum Oberſten und 1858 zum Inſpecteur der 3. Artillerie-Inſpection und zum Generalmajor ernannt, erfolgte 1861 ſeine Beförderung zum Generallieutenant und 1864 die Ernennung zum Inſpecteur der 2. Artillerie-Inſpection in Berlin ſowie zum Präſes der Prüfungscommiſſion für Artillerie-Premierlieutenants. Im Kriege gegen Dänemark wurde H. die techniſche Oberleitung des Artillerie- und Genieangriffs gegen die Düppelſtellung übertragen, wobei ſeine energiſchen Maßnahmen zum Gelingen des Sturms am 18. April 1864 weſentlich beitrugen. In Anerkennung ſeiner im Feldzuge geleiſteten ausgezeichneten Dienſte wurde H. in den Adelſtand erhoben. Bereits im April 1864 zum zweiten Generalinſpecteur der Artillerie ernannt, wurde H. noch im December deſſelben Jahres alleiniger Generalinſpecteur dieſer Waffe zu einer Zeit, in welcher die durchgreifendſten Bewaffnungs-, Organiſations- und Ausbildungsfragen die preuß. Artillerie bewegten. Noch ehe die von H. für ſeine Waffe angebahnten Fortſchritte in Betreff des Artilleriematerials zur Durchführung gelangen konnten, brach der Deutſche Krieg von 1866 aus, welchem H. im Hauptquartier des Königs beiwohnte. Im J. 1868, ſeit zwei Jahren bereits General der Infanterie, zum Mitgliede der Landesvertheidigungscommiſſion ernannt, befand ſich H. während des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs von 1870—71 wiederum als erſter Artilleriegeneral im Hauptquartier des Kaiſers, nahm theil an den Schlachten bei Gravelotte, Sedan, der Belagerung und Beſchießung von Paris. H. hat die größten Verdienſte um die preuß. Artillerie: auf ſeinen Antrag wurde die Artillerieſchießſchule zu Berlin ins Leben gerufen; ferner machte er das Kriegsſpiel zum obligatoriſchen Ausbildungsgegenſtande der Artillerieoffiziere und bildete ein ſolches für den Belagerungskrieg aus, rief erweiterte Belagerungs- und Feſtungsdienſtübungen ins Leben und legte endlich bei ſeinen Beſichtigungen der Prüfung des Verſtändniſſes des Scharfſchießens und der taktiſchen Ausbildung der Offiziere eine früher nicht geforderte Bedeutung bei. Auch verdankt ihm die preuß. Feldartillerie großentheils ihr vorzügliches Geſchützſyſtem. Am 18. Juli 1871 beging H. ſein 50jähriges Dienſtjubiläum und ſtarb zu Berlin 25. Jan. 1872.

Digitized by Google

Hindostan (d. h. das Land der Hindu), s. Hindu, Indien und Ostindien.

Hindu, in weitester Wortbedeutung der Collectivname für die eingeborene, nicht europ. Bevölkerung Vorderindiens ohne Rücksicht auf die ethnogr. Verhältnisse derselben. In engerm Sinne und richtiger begreift man unter diesem von dem pers. Worte Hind, d. h. Indien, abstammenden Namen nur den zahlreichen Theil der Bevölkerung, welcher, arischen Ursprungs, in vorhistor. Zeit von Nordwesten her in das Flußgebiet des Ganges eingewandert ist, sich von dort aus immer weiter nach Süden ausgebreitet und zugleich auch das specifisch ind. Culturelement zur Entwickelung und weitesten Verbreitung gebracht hat. In neuester Zeit werden häufig selbst diejenigen Bewohner Vorderindiens, welche, wiewol sie Arier sind, doch nicht dem ind. Religionssystem angehören, wie namentlich die zum Islam Uebergetretenen, nicht unter dem Namen H. mit inbegriffen. Auch das pers. Wort Hindustan oder Hindostan, d. h. das Land der H., wird wie das letztere in weitern Sinne für ganz Vorderindien, im engern dagegen nur für den nördlichern, hauptsächlich von H. bewohnten Theil der Halbinsel gebraucht. Von Hindustan abgeleitet ist Hindustani, der Name der stark mit arab., pers. und mongol. Wörtern vermischten Verkehrssprache in Vorderindien. Dieselbe ist nicht mit dem Hindui, d. i. Sprache der H., der mittelalterlichen, aus dem Prakrit entstandenen Sprache der H., noch mit dem Hindî, dem von den H. selbst modernisirten, ältern Hindui zu verwechseln.

Hindukuh oder Hindukusch, bei den Alten Indischer Kaukasus, heißt eine Gebirgskette, welche sich zwischen dem 34.° und 37.° nördl. Br. und dem 66.° bis 74.° östl. L. (von Greenwich) von Norden gegen Südwesten erstreckt, südlich das Plateau Pamir begrenzt und die westwärts vom obern Indus gelegenen Landschaften Tschitral und Kabulistan von den Ländern Wakhan, Kunduz und Badachschân am obern Laufe des Amu-Darja abscheidet. Der H. zweigt ab von dem mächtigen Gebirgsknoten, dem massenhaftesten der Erde, welcher nördlich von Kaschmir, westlich von Tibet und dem frühern chines. Ostturkestan durch das Zusammentreten der Westenden des Himalaja, des Karakorum und des Kuen-lün gebildet wird und sich von dem Quellgebiete des Sir-Darja im Norden bis zu dem des Amu-Darja im Süden ausbreitet. Als östl. Anhang des H. nimmt man gewöhnlich den 6170 Mt. hohen Kund, als sein westl. Ende den 5520 Mt. hohen Kuhi-Baba unweit der Quelle des Hilmend an. Es ist aber oreographisch richtiger, den von dort an zuerst den Grenzfluß Heri-Rad zwischen Herat und Afghanistan auf dessen linkem Ufer begleitenden, unter verschiedenen Namen seiner einzelnen Strecken weiter westwärts verlaufenden, sich mehr und mehr abflachenden und zugleich ausbreitenden, zuletzt als Elburs (s. d.) an das Kaspische Meer tretenden Gebirgszug, der im Alterthum Paropamisus (richtiger Paropanisus) genannt wurde, als Fortsetzung des H. anzusehen. Der H. ist in seinen nähern Verhältnissen noch wenig gekannt. Seine mittlere Höhe wird auf 4500 Mt. geschätzt. Einzelne sehr beschwerliche, von Kabul über ihn nach dem obern Gebiete des Amu-Darja führende Pässe liegen mehr als 3000 Mt. hoch. Die Schneegrenze befindet sich in 4200 Mt. Höhe. In den abgelegensten Thälern des obern H. wohnen die aus etwa 40,000 Familien bestehenden unabhängigen Sijaposch, d. h. Schwarzsräder. Sie sind Buddhisten, weshalb die mohammed. Afghanen sie Kafirs, d. h. Ungläubige, die von ihnen bewohnte Gegend aber Kaferistan nennen. Der H. liegt in der Zone des Regens mit subtropischem Klima, doch hat er drei Klimaregionen. Reis, Mais, Zuckerrohr, Taback, Baumwolle, welche die Tiefthäler des Südabhangs erzeugen, werden in den engern Thälern und auf den Vorbergen durch Weinreben, Edelfrüchte, köstliche Obstarten und den Maulbeerbaum ersetzt. Hierauf folgt die Waldregion mit Eichen und Nadelhölzern und dann die Region der von zahlreichen Heerden beweideten Alpenwiesen, welche mit den buntfarbigsten Blumen geschmückt sind. Der Nordabhang zeigt ähnliche Vegetationsverhältnisse, doch treten mehr europ. Formen auf.

Hindustani heißt die mit arab.-pers. Alphabete geschriebene, bei den Moslems übliche und stark mit pers. und arab. Worten gemischte Form des Hindi, welche seit Ende des 12. Jahrh., nach Gründung der Patanischen Dynastie in Delhi, daraus entstanden ist, sich aber erst vollständig ausgebildet hat, seit Timur in dieser Stadt sein Heerlager (Urdu) aufgeschlagen hatte. Deshalb wird sie häufig auch Urdu oder Urdusprache genannt; im höhern Stil führt sie auch den Namen Rekhta, d. i. die bunte, gemischte. (S. Indische Sprachen.)

Hinken (claudicatio) nennt man eine Unregelmäßigkeit des Ganges, welche dadurch entsteht, daß der Oberkörper auf dem einen Beine nicht so lange ruht als auf dem andern, daß also der Takt des Gehens verändert wird. Ist das eine Bein wirklich kürzer als das andere, so ist das H. eine unausbleibliche Folge; oft entsteht es jedoch nur dadurch, daß das Auftreten auf das eine Bein einen Schmerz oder eine Beschwerde in irgendeinem der Organe hervorruft, die das

Digitized by Google

Bein selbst zusammensetzen oder im übrigen Körper liegen und beim Auftreten eine Erschütterung erleiden. Die Ursache des H. ist daher manchmal in der Unterleibshöhle, der Brust und dem Kopfe zu suchen, manchmal im Beine selbst, und deshalb ist das H. auch keine Krankheit, sondern nur ein Krankheitszeichen, dessen Behandlung in Bekämpfung der Grundursache bestehen muß. In manchen Fällen ist die Verkürzung des Beins bei Hinkenden nur eine scheinbare und beruht auf Heraufziehen des Beckens nach dem Oberkörper hin. Eine wirkliche Verkürzung des Beins kann, wenn ihre Ursache nur in Verkürzung der Muskeln und dadurch bedingter Krümmung oder Drehung der Gelenke besteht, leichter geheilt werden, als wenn die Knochen selbst zu kurz sind. Letzteres ist entweder durch Knochenbrüche oder andere zerstörende Einwirkungen entstanden oder angeboren (z. B. durch angeborenen Mangel des Schenkelhalses). — Freiwilliges H. ist eins der ersten Zeichen der Hüftgelenkentzündung (Coxitis), bei welcher der Kranke wegen Schmerzhaftigkeit (Coxalgie) den Gebrauch des Beins möglichst beschränkt. (S. Hüfte.)

Hinkmar, Erzbischof von Rheims, einer der thätigsten und gebildetsten Kirchenfürsten und Staatsmänner seiner Zeit, geb. 806, genoß durch den gelehrten Abt Hilduin im Kloster St.-Denys bei Paris eine treffliche Erziehung und folgte dann seinem geliebten Lehrer, der wegen polit. Händel 830 von Ludwig dem Frommen nach Sachsen verbannt wurde, freiwillig ins Exil. Bei Karl's des Kahlen Thronbesteigung kehrte er als Priester zurück und wurde 845 auf den erzbischöfl. Stuhl von Rheims befördert, in welcher Eigenschaft, als Primas der westfränk. Geistlichkeit, er nicht nur viel für Zucht und Ordnung in der Kirche und für Aufrechthaltung der Rechte der Synoden und der Bischöfe des Reichs gegenüber den päpstl. Anmaßungen that, sondern auch das geistliche Ansehen gegen die weltliche Macht zu wahren wußte und in die mannichfachsten polit. Verhältnisse entscheidend eingriff. So setzte er den damals schon weitverbreiteten Decretalen des falschen Isidorus, dem Haupthebel der päpstl. Macht, den hartnäckigsten Widerstand entgegen, während sein gleichnamiger Schwestersohn, der aufrührerische Bischof von Laon, der 871 abgesetzt und auf königl. Befehl geblendet wurde, sich zum Vertheidiger derselben aufwarf. Auch war er es, der den König Lothar II. zwang, seine verstoßene Gemahlin, Theutberga, wiederanzunehmen. Nicht minder thätig bewies er sich in Unterdrückung gefährlicher Irrlehren, wie der des Ketzers Gottschalk, den er freilich sehr hart behandelte. Als die Normannen 882 in Westfranken einfielen, flüchtete er in die Waldgegenden jenseit der Marne, wo er bald darauf zu Epernay sein thatenreiches Leben beschloß. Seine Schriften, theils Abhandlungen dogmatischen Inhalts, wie die Schrift gegen Gottschalk: «De praedestinatione Dei», theils Briefe und Gutachten, hat am vollständigsten der Jesuit Jak. Sirmond (2 Bde., Par. 1645) herausgegeben; sie haben Wichtigkeit als Hauptquelle für die Geschichte der karolingischen Periode. Vgl. Noorden, «H., Erzbischof von Rheims» (Bonn 1863).

Hinrichs (Herm. Friedr. Wilh.), namhafter deutscher Philosoph und polit. Schriftsteller, geb. 22. April 1794 zu Karlseck im Großherzogthum Oldenburg, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Jever und bezog 1812 die Universität Straßburg. Anfangs widmete er sich der Theologie, vertauschte jedoch diese 1813 mit dem Studium der Rechte zu Heidelberg. Als Hegel 1816 in Heidelberg seine Wirksamkeit begann, wandte sich H. mit Eifer den philos. Studien zu und wurde ein begeisterter Anhänger und Vertreter des Hegel'schen Systems, das sich damals in Deutschland Bahn zu brechen begann. In seiner ersten bedeutenden Schrift: «Die Religion im innern Verhältniß zur Wissenschaft» (Heidelb. 1822), suchte er unter Hegel's persönlichem Einflusse die religiöse Wahrheit mit der philos. Gewißheit zu vermitteln. Schon 1819 hatte sich H. in Heidelberg als Privatdocent habilitirt; 1822 erhielt er eine außerord. Professur der Philosophie in Breslau und 1824 wurde er als ord. Professor der Philosophie nach Halle berufen, welcher Universität er seitdem angehörte, bis er 17. Aug. 1861 zu Friedrichroda in Thüringen während eines Ferienaufenthalts starb. Die Hauptwerke H.' sind die «Grundlinien der Philosophie der Logik» (Halle 1826) und die «Genesis des Wissens» (Bd. 1, Heidelb. 1835). In diesen tiefsinnigen Schriften bekundet er sich, ungeachtet einer Abweichung, als strenger Hegelianer. In den Werken: «Das Wesen der antiken Tragödie» (Halle 1827), «Vorlesungen über Goethe's Faust» (Halle 1825) und «Schiller's Dichtungen nach ihrem histor. Zusammenhang» (2 Bde., Lpz. 1837—38) behandelte er ästhetische Probleme in gründlicher, aber wenig populärer Weise. Von seinen polit. Schriften, die sich durch gewandte, geistreiche Schreibweise und gediegene Freisinnigkeit auszeichnen, sind besonders zu nennen: die «Polit. Vorlesungen» (2 Bde., Halle 1844), «Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart» (3 Bde., Lpz. 1848—52) und «Die Könige» (Lpz. 1852), eine Entwickelungsgeschichte des Königthums von der ältesten bis auf unsere Zeit.

Digitized by Google

Hinrichtung, die Vollstreckung eines Todesurtheils, erfolgte in den alten Volksgerichten und noch bis in das spätere Mittelalter für die Regel alsbald nach dem Urtelsspruche durch einen (gemeiniglich den jüngsten) der Schöffen (Nachrichter). Das gemeine deutsche Recht setzt aber im Einklange mit der Carolina (s. d.) fest, daß die Vollziehung derartiger Erkenntnisse erst drei Tage nach deren Bekanntmachung vor sich gehen solle. Gegenwärtig sind H. in den civilisirten Staaten nicht blos von der Fällung des Urtheils durch die zuständigen Gerichte, sondern meistens auch davon abhängig, daß das Straferkenntniß von dem Staatsoberhaupt entweder direct oder mittels Zurückweisung des eingereichten Begnadigungsgesuchs bestätigt und der Verurtheilte hiervon, unter Bezeichnung des zur Vollstreckung bestimmten Tags, durch das Gericht in Kenntniß gesetzt wird. Auf Sonn- und Festtage ist die Execution nicht zu verlegen. Ausnahmsweise kommt jene Bestätigung, wenn ein Ort in Belagerungszustand versetzt oder das Standrecht verkündet wurde, ingleichen hinsichtlich der Delinquenten aus den Reihen einer vor dem Feinde stehenden Armee und in dringenden Fällen auf Kriegsschiffen, dem Höchstcommandirenden zu. Der Verurtheilte kann binnen der ihm vergönnten Frist unter der nöthigen Aufsicht den letzten Besuch von Angehörigen und Freunden empfangen, über sein Vermögen (das jetzt nicht mehr der Confiscation unterliegt) letztwillige Anordnungen treffen, insbesondere aber, auf Verlangen unter Zuspruch eines Geistlichen seiner Confession, sich auf den Tod vorbereiten. Ein Aufschub der H. wird nöthig, wenn eine Verurtheilte im Zustande der Schwangerschaft sich befindet oder wenn bei dem Delinquenten eine Geisteskrankheit sich herausstellt. Ueber die Frage, ob eine H. öffentlich zu vollstrecken sei, gehen die Meinungen auseinander. Allerdings bietet eine unbeschränkte Oeffentlichkeit die sicherste Bürgschaft, daß der Gerechtigkeit gerade an dieser durch das Urtheil bezeichneten Person genügt werde. Nach gemeinem Rechte ist daher der Verbrecher (vordem nach Hegung des Halsgerichts, s. d.) in feierlichem, durch polizeiliche und militärische Bedeckung gesicherten Zuge nach der Richtstätte (die womöglich am Orte der That oder in dessen Nähe gewählt wird) zu geleiten und vor der versammelten Menge auf dem weithin sichtbaren Hochgericht (s. Galgen) oder auf einer zu diesem Zwecke erbauten Blutbühne (Schaffot) vom Leben zum Tode zu bringen. Die sog. vorhergehenden Schärfungen der Todesstrafe, wo der Verurtheilte auf einer Kuhhaut zur Feimstätte geschleift, mit glühenden Zangen geknippen (gerissen), einer Hand durch Abhauen beraubt wurde, hatte der Gerichtsbrauch schon vor den neuen Strafgesetzgebungen beseitigt. In England und Frankreich fällt die Procession mit dem Delinquenten zwar hinweg, da hier das Schaffot vor dem Gefängniß aufgeschlagen, dort der Verurtheilte in verdecktem Wagen bis zum Galgen befördert wird; allein die Vollstreckung des Urtheils erfolgt ebenfalls öffentlich. In den meisten deutschen Staaten hat dagegen in neuerer Zeit die Erfahrung, daß die Haltung des bei solchen Gelegenheiten zusammenströmenden Pöbels zu dem Ernste des blutigen Actes wenig stimmt, eine Beschränkung der Oeffentlichkeit zur Folge gehabt. Die H. geschieht hier daher im verschlossenen Hofraume des Gefängnisses (intramuran) in Gegenwart des Gerichts, der Staatsanwaltschaft und zugezogener Zeugen.

Neben der «einfachen» Todesstrafe durch Enthauptung (poena gladii) oder, was für entehrend galt, durch den Strang (laqueus) kannte das ältere Recht auch «innerlich qualificirte», durch die Grausamkeit der Mittel geschärfte Hinrichtungsarten. Solche waren: das Zerschmettern der Arm-, Bein- und Brustknochen mit eisernen Keulen oder einem schweren Rade (Rädern von oben herab, wenn mit dem Stoße gegen die Brust begonnen, von unten herauf, wenn bei den Schenkeln begonnen wurde), das Ertränken des oft mit einer Schlange, einem Hahne und Affen oder statt dessen einer Katze in einen Sack gezwängten Verbrechers (Säcken, culeus), das Lebendigverbrennen (ignis, vivicrematio) in Kesseln mit siedendem Wasser oder Oel oder auf einem Scheiterhaufen, wo man später den Tod durch das Anbringen eines Sacks mit Schießpulver vor der Brust des Verurtheilten beschleunigte, das Lebendigbegraben und Pfählen (vivisepultura, palus) noch nach der Carolina mittels Einschlagens eines zugespitzten Pfahls in das Herz, während der im offenen Grabe liegende Delinquent mit Erde überschüttet wurde, das Viertheilen (sectio in quatuor partes), durch von Pferden Zerreißenlassen, wie mehrmals in Frankreich, oder durch Herausreißen der Eingeweide aus dem Körper und Zerstückung desselben. Mit dem Entsetzen über die Gräßlichkeit dieser Strafen, welche theilweise bis in das 18. Jahrh. auf dem Continente zur Anwendung kamen, paart sich fast die Verwunderung, weshalb die nach Abschreckungsmitteln herumspähende Gesetzgebung nicht auch das im Morgenlande gebräuchliche Pfählen, wo ein zugespitzter Holzpfahl von der Aftergegend aus durch den Körper getrieben wird, das Eingießen von geschmolzenem Blei, das von den Juden im Gelobten Lande an den Besiegten vollstreckte Zersägen, das Verhungernlassen in Abgründen und tiefen Kerkern, das

Digitized by Google

Stürzen von einem Felsen, wie in Rom, u. s. w. in Betracht genommen hat. Eine Aufnahme der im Römerreiche beliebten Verwendung von Verbrechern zum Kampfe mit wilden Thieren war wol nur deshalb nicht erfolgt, weil unsere Vorfahren keine Circusspiele hatten, und den Kreuzigungen (welche übrigens die Italiener des Mittelalters wider kriegsgefangene Landsleute anwendeten) wehrte der Klerus, um die Leidensgeschichte Jesu nicht profaniren zu lassen. Als geschärfte Militärstrafen fanden sich zur Zeit der Landsknechte das durch die Spieße Jagen, wo der Verurtheilte von seinen Kriegsgefährten erstochen ward, weiterhin das Spießruthenlaufen bis auf den Tod, was Rußland sammt dem Zutode-Knuten noch bis ins 19. Jahrh. bewahrt hatte.

Der von diesen erfinderischen Grausamkeiten sich hinwegwendende Abscheu fordert gegenwärtig einfache, möglichst schnelle, sichere und schmerzlose Lebensstrafen. Todesart ist nur noch in England, Nordamerika und Oesterreich das Hängen (über das span. Garottiren s. Garotte), in Deutschland und Frankreich die Enthauptung (Decollation, Decapitation). Die Trennung des Hauptes vom Rumpfe bewirkt entweder das Fallschwert oder Fallbeil (s. Guillotine) oder ein Scharfrichter, welcher den auf einen Block geneigten Kopf mit dem Beile abschlägt, oder (weniger sicher) mittels des Schwertes wider den sitzenden Delinquenten einen wagerechten Todesstreich führt. Militärische Todesurtheile werden durch Erschießen (Füsiliren) vollstreckt. Ueber die H. ist ein Protokoll aufzunehmen und der Leichnam jetzt, wo die Aufpflanzung des Kopfs auf einen Pfahl, das Flechten des Körpers auf das Rad und das Hängenbleiben der Erdrosselten nicht mehr stattfindet, still zu beerdigen oder, wie deutsche Gesetze vielfach bestimmen, an ein anatom. Theater zu Studienzwecken abzuliefern. Ueber die Zweckmäßigkeit und Zulässigkeit der H. als Todesstrafe überhaupt s. Todesstrafe.

Hinterhalt (im militärischen Sinne), s. Embuscade.

Hinterindien (Indochinesische Halbinsel), die östliche der beiden großen ind. Halbinseln in Asien, mit einem Areal von 2,327,600 QKilom. und 36,700,000 E., besteht aus den unabhängigen Reichen Birma, Siam, Annam und den Staaten auf Malakka, den brit. Colonien Britisch-Birmanien und Straits-Settlements, dem brit. Vasallenstaat Manipur, der franz. Colonie Cochinchina und dem franz. Vasallenstaat Kambodscha. Ueber die einzelnen Reiche, Staaten und Colonien s. deren Specialartikel.

Hinterladung (Kammerladung) ist diejenige Art, eine Feuerwaffe zu laden, bei welcher Geschoß und Ladung statt von der Mündung aus von rückwärts her in das Rohr eingebracht werden. Letzteres muß zu dem Ende mit einem beweglichen hintern Verschluß versehen sein. Die H. ist älter als die Vorderladung (Schlacht bei Crecy 1346), doch trat sie mit der Anwendung des Bronze- und Eisengusses bei Geschützen in den Hintergrund, wenn wir auch in der weitern Entwickelungsgeschichte der Feuerwaffen Modelle von Hinterladern zu allen Zeiten auftauchen sehen. Die hauptsächlichsten Schattenseiten der Hinterlader früherer Zeiten lagen in der Mangelhaftigkeit des Gasabschlusses nach rückwärts, der eine Schwächung der Pulverkraft, Gefährdung der Bedienung und häufige Ladehemmungen im Gefolge hatte. Erst den vervollkommneten technischen Mitteln des 19. Jahrh. blieb es vorbehalten, die H. nicht blos zu Ehren zu bringen, sondern ihr auch fast alleinige Geltung zu erwerben. Das erste kriegsbrauchbare Hinterladungsgewehr ist das Zündnadelgewehr (s. d.) von Dreyse (s. d.) gewesen. Erfolgreiche Bestrebungen, die H. bei Geschützen anzuwenden, machte der schwed. Hüttenbesitzer Baron von Wahrendorff (1840), dessen Kolbenverschluß Preußen für seine ersten gezogenen Geschütze verwerthete. (S. Geschütz.) Der Hauptvortheil der H. bei Handfeuerwaffen liegt in der bedeutend erhöhten Schußgeschwindigkeit, bei Geschützen in der gesteigerten Präcision des Schusses, bei beiden in dem gesichertern Gebrauch der Waffe hinter Deckungen. (S. Geschütz und Handfeuerwaffen.)

Hintersassen, Hintersättler, Hintersiedler, auch Kossathen, heißen in älterer Zeit die von einem Grundherrn abhängigen Bauern, welche im Gerichte der Freien durch ihren Schutzherrn vertreten werden und diesem wol auch zins- und dienstpflichtig sind, neuerdings dagegen die Gärtner, Kuhbauern, Häusler, welche nicht größere Güter, sondern nur ein Haus, Gärten und einzelne Felder besitzen. Ihre Verhältnisse zu der Gutsherrschaft wie zu den Bauergutsbesitzern und zu den Gemeinden sind sehr verschieden.

Hinterwäldler, amerik. Ansiedler, s. Backwoods.

Hiob ist der Name eines Buchs im alttestamentlichen Kanon, das nach Form und Inhalt zu den großartigsten Ueberresten althebr. Literatur gehört. Es ist keine Geschichte, sondern ein Lehrgedicht in dialogischer Form mit dramatischer Entwickelung. Der Zweck des Ganzen ist die Bekämpfung der altjüd. Vergeltungslehre, nach welcher jedes Leiden eines Menschen Strafe

Digitized by Google

eines entsprechenden Vergehens sei, und die Durchführung des Gedankens, daß Gott auch über den Frommen Leiden verhängt, daß dieser darum aber weder mit Gott dem Allmächtigen hadern, noch an seiner Weisheit und Gerechtigkeit zweifeln dürfe, auch wenn er seine geheimnißvollen Wege nicht durchschaut. Zur Veranschaulichung dieser Idee wird erzählt, wie Gott den frommen und rechtschaffenen H. mit immer härtern Prüfungen heimgesucht habe, zuletzt, nach Verlust seiner Kinder und aller seiner Habe, mit ekelhafter Krankheit. Als H., der bis dahin standhaft ausgeharrt, endlich in wilde Klagen ausbricht, suchen ihn seine Freunde Eliphas, Zophar und Bildad als Vertheidiger des alten Vergeltungsglaubens zu überführen, daß er nur die gerechte Strafe für frühere grobe Sünden erleidet. Ihnen gegenüber behauptet H. siegreich seine Unschuld, aber wenn er anfangs, im Hinblicke auf die alte Lehre, Gottes Gerechtigkeit in stürmischen Worten bezweifelt hat, gelangt er im Laufe des Gesprächs allmählich zu der resignirten Erkenntniß, daß Gottes Rathschluß unbegreiflich sei. Zuletzt tritt Gott selbst redend auf und stellt in glänzender Schilderung seine unermeßliche weltregierende Weisheit der menschlichen Beschränktheit gegenüber. H. erkennt nun das Unverständige seines frühern Trotzes und erhält Verzeihung dafür, aber zugleich bezeugt ihm Gott selbst seine von den Freunden ungerechterweise bestrittene Unschuld und gibt ihm zum Zeichen dafür Gesundheit, Kindersegen und verdoppelten Besitz zurück. Der Plan des Ganzen ist ebenso großartig wie die Durchführung im einzelnen reich an poetischen Schönheiten und herrlichen Weisheitssprüchen. Besonders prachtvoll sind die Schilderungen der Macht und Weisheit Gottes, wie sie in den Wundern der Natur sich offenbart. Der Verfasser ist unbekannt. Die Abfassungszeit kann nicht früher sein als die des Jesaias (um 700 v. Chr.), und fällt sicher nicht erst in die chaldäische Periode. Wol aber erst lange nach dem Babylonischen Exil wurde das Buch von einem andern Verfasser durch Einschaltung von Kap. 32—37, den Reden des Elihu, erweitert. Die Unechtheit dieses sprachlich und sachlich von dem ältern Gedichte abweichenden, den Zusammenhang desselben in störender Weise unterbrechenden Zusatzes unterliegt keinem Zweifel. Dagegen ist kein irgend haltbarer Grund zu finden, auch noch andere Bestandtheile des Lehrgedichts, z. B. den Prolog, für unecht zu erklären. Commentare lieferten Stickel (Lpz. 1842), Hirzel (Lpz. 1838; 2. Aufl. von Olshausen 1852; 3. Aufl. von Dillmann 1869), Schlottmann (Berl. 1851), Delitzsch (Lpz. 1864) und Hitzig (Lpz. u. Heidelb. 1874); neuere Uebersetzungen Haupt (Lpz. 1847), Spieß (Buchholz 1852), Kamphausen (in Bunsen's «Bibelwerk» 1865) und Merx (zugleich mit emendirtem Urtext, Jena 1871). Vgl. Budde, «Beiträge zur Kritik des Buches H.» (Bonn 1876).

Hiogo oder **Fiogo**, gehört zu den nach dem Vertrage vom 1. Jan. 1868 dem europ. Verkehr geöffneten Häfen Japans. Die Stadt liegt an der Südküste der Insel Nippon in der Provinz Sets an der Bai von Ohosaka, 32 Kilom. von letzterm, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, entfernt. Zwischen beiden Städten ergießt sich der aus dem See von Otts oder Biwako kommende Jodogawa in die Bai. H. sowol wie Ohosaka haben eine bevorzugte Lage, da sie nur durch einen schmalen Meeresarm von der ihnen gegenüberliegenden Insel Si-koff getrennt sind, während der Jodogawa sie mit den reichsten Provinzen des Innern von Nippon in directe Verbindung setzt. Während jedoch das stark bevölkerte Ohosaka, der bedeutendste Geldplatz Japans, den Erwartungen der Europäer nicht entsprochen hat, da sein 6—8 Kilom. entfernter Hafen den Schiffen nur geringen Schutz gewährt und zugleich mehr und mehr versandet, ist H. zum eigentlichen Hafen von Ohosaka geworden und zählt bereits etwa 50,000 E., worunter (1873) 415 Fremde, welche im Fremdenviertel «Kobe» wohnen. Der Werth des Imports betrug (1874) für beide Städte 6,080,000 Doll. Waaren und 1,618,000 Doll. Contanten. Die Importartikel wurden theilweise indirect von Yokohama oder Nagasaki oder auch von China und Europa eingebracht. Der Export beider Städte belief sich 1874 auf 4,957,000 Doll. Waaren und 3,984,000 Doll. Contanten; in erster Stelle stand der Thee-Export.

Hipparchus, der Gründer der wissenschaftlichen Astronomie, war aus Nicäa in Bithynien gebürtig und lebte um 160—125 v. Chr. Von den Alten, namentlich Ptolemäus und Plinius, werden sein Fleiß, seine Wahrheitsliebe und sein Scharfsinn gerühmt. Er unterwarf die gesammte Astronomie seiner Zeit einer strengen Prüfung und bestimmte zuerst die Länge des Jahres genauer und fand die bis dahin auf 365 Tage 6 Stunden angenommene Dauer des Sonnenjahres um etwa 5 Min. zu groß. Aus seinen Beobachtungen schloß er, daß die Größe der Excentricität der Sonnenbahn ein Vierundzwanzigstel vom Halbmesser derselben betrage und die Sonne dann am entferntesten von der Erde sei, wenn sie im 24. Grade des Zeichens der Zwillinge stehe. Er selbst berechnete die ersten Sonnen- und Mondtafeln und bestimmte die Entfernungen und die Größe der Sonne und des Mondes genauer, als bis dahin geschehen

Digitized by Google

war. Mittels einer scharfsinnigen indirecten Methode, die unter dem Namen Diagramm des H. bekannt ist, glaubte er zu finden, daß die Entfernung der Sonne von der Erde 1200, die des Mondes 59 Erdhalbmesser betrage, und daß der Durchmesser der Sonne $5^1/_2$ mal so groß als der der Erde, dieser wieder $3^2/_3$ mal so groß als der des Mondes sei. Die plötzliche Erscheinung eines neuen Sterns soll ihn veranlaßt haben, eine Zählung sämmtlicher Fixsterne und eine genaue Bestimmung ihrer Oerter zu unternehmen und somit das erste Fixsternverzeichniß zu entwerfen, welches uns im «Almagest» des Ptolemäus überliefert ist. Noch wichtiger war die von ihm gemachte Entdeckung des Vorrückens der Nachtgleichen. Nicht geringe Verdienste erwarb er sich auch um die Geographie, und die mathem. Geographie hat er gewissermaßen begründet, indem er die geogr. Längen und Breiten zur Bestimmung der Lage von Oertern auf der Erdoberfläche anzuwenden lehrte. Den größten Erdumfang bestimmte er auf 275,000 Stadien, die Länge des bekannten bewohnten Landes auf 70,000 Stadien, die Breite vom Aequator bis Thule auf 46,200 Stadien. Von seinen Werken sind nur zwei erhalten, ein Commentar zu dem astron. Gedichte des Aratus, herausgegeben von Victorius (Flor. 1567) und in des Petavius «Uranologium» (Par. 1630), und ein Fixsternverzeichniß.

Hippel (Theod. Gottlieb von), berühmter Humorist, origineller Denker und Schriftsteller, geb. 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, wo sein Vater Schulrector war, bezog schon in seinem 16. Jahre die Universität zu Königsberg, um Theologie zu studiren. Großen Einfluß auf sein Leben hatte die Bekanntschaft mit dem holländ. Justizrath Woyt, einem berühmten Juristen, der ihn in sein Haus aufnahm, und durch den er zu den Rechtswissenschaften hingezogen wurde. Noch bedeutender wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem zu Königsberg sich aufhaltenden russ. Lieutenant von Keyser, der ihn 1760 mit nach Petersburg nahm und ihn zuerst in die Kreise der Vornehmen einführte. Ungeachtet sich ihm hier bedeutende Aussichten eröffneten, trieb ihn doch die Sehnsucht nach dem Vaterlande wieder nach Königsberg, wo er in einer gebildeten Familie eine Hauslehrerstelle erhielt. Die Liebe zu einem vornehmen und reichen Mädchen brachte in ihm den Plan zur Reife, sich ganz dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, weil diese ihn eine schnellere Beförderung hoffen ließ. Er gab 1762 seine Hauslehrerstelle auf und verfolgte nun mit unglaublicher Selbstverleugnung und Eifer das vorgesetzte Ziel. Als er es errungen, entsagte er seiner Liebe, um im ehelosen Stande seinem Streben nach ausgebreiteter Thätigkeit ganz zu leben. Zunächst als Rechtsconsulent beschäftigt, wurde er 1780 dirigirender Bürgermeister in Königsberg und Polizeidirector, 1786 Geh. Kriegsrath und Stadtpräsident. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie durch den Kaiser erneuern, namentlich aus dem Grunde, weil er Minister zu werden beabsichtigte, was ihm jedoch nicht gelang. Er starb 23. April 1796 mit Hinterlassung eine bedeutenden Vermögens. H.'s Leben und Charakter waren voll Sonderbarkeiten und Widersprüche. Er zeigte Schwärmerei und Neigung zum Aberglauben bei einem hellen, aufgeklärten Verstande, eine an Bigoterie grenzende Frömmigkeit und warmen Tugendeifer bei starker Leidenschaft und Sinnlichkeit, eine fast schwärmerische Freundschaft bei Verschlossenheit gegen seine Freunde, Herrschsucht und Strenge bei Heiterkeit und einem feinen Betragen, Begeisterung für Natur und Einfachheit und doch auch wieder Neigung zur Etikette und leidenschaftliche Geldgier, Gefühl für die Vorzüge der Frauen im allgemeinen und für eheliche Verhältnisse und doch entschiedene Antipathie gegen letztere, Uneigennützigkeit in seinen moralischen Grundsätzen und doch den ausgebildetsten Egoismus im praktischen Handeln. Kant nannte ihn einen Plan- und Centralkopf, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwerfe und ebenso schnell und standhaft ausführe. Ebenso eigenthümlich bewies er sich in seinen Schriften, bezüglich deren er ein strenges Incognito liebte, und die er namentlich in der Zurückgezogenheit auf seinem Landgute in dem Dorfe Huben bei Königsberg ausarbeitete. In allen strömt ungeachtet ihrer mehr oder weniger mangelhaften Form eine reiche Ader des Witzes und der Laune. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernst und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantasie aber treibt in leichten, kühnen Springen und Abschweifungen ihr ungezügeltes Spiel. Auch sind seine Werke durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menschenkenntniß und Schilderungen bekannter Zeitgenossen sehr anziehend. Am berühmtesten sind seine Schriften «Ueber die Ehe» (Berl. 1774; neue Ausg., von E. Brenning, Lpz. 1872), «Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber» (Berl. 1792) und «Ueber weibliche Bildung» (Berl. 1801). Nicht minder bekannt, obwol weniger verstanden, sind die «Lebensläufe nach aufsteigender Linie, nebst Beilagen A. B. C.» (4 Bde., Berl. 1778—81). Eine eigenthümliche Laune, lebendige, oft glühende Einbildungskraft und reger Wahrheitssinn haben gleichen Antheil an diesem Werke, an welchem er als reflectirender Dichter unter dem glänzenden

Digitized by Google

Gewande kühner Bilder und witziger Aussprüche die Grundsätze einer ernsten Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mittheilt. Besonders suchte er in diesem Werke Kant's philos. Ideen, dessen «Kritik» damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, auf die ihm eigenthümliche, immer aber geistvolle Weise mitzutheilen und zu verbreiten. Auch mit Hamann stand er in freundschaftlichem Verkehr. In dem Werke «Zimmermann I. und Friedrich II., von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. London, gedruckt in der Einsamkeit 1790», sowie in den «Kreuz- und Querzügen des Ritters A. bis Z.» (2 Bde., Berl. 1793—94) berührt er viele polit. Zustände und Zeitereignisse ernst, aber mit scharfer Satire. Auch gab er geistliche Lieder und andere poetische Versuche heraus, unter welchen die idyllischen «Handzeichnungen nach der Natur» (Berl. 1790) ein poetisches Interesse gewähren. Als dramatischer Dichter versuchte er sich in dem Lustspiel «Der Mann nach der Uhr» (2. Aufl., Berl. 1771), welches reich an drolligen Einfällen ist und Lessing's Beifall erhielt. Auch gab er eine Schrift «Ueber das königsberger Stapelrecht» (Berl. 1791) heraus. Für Schlichtegroll's Nekrolog lieferte er eine interessante Selbstbiographie, die auch in einem besondern Abdruck (Gotha 1801) erschien. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Schriften» erschien zu Berlin (14 Bde., Berl. 1827—38). — Sein Neffe, der als pensionirter preuß. Regierungspräsident zu Bromberg 10. Juni 1843 verstorbene Theodor Gottlieb von H., war der Verfasser des beim Beginn des Befreiungskriegs von dem Könige Friedrich Wilhelm III. erlassenen Aufrufs «An mein Volk». Auch gab derselbe «Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III.» (Bromb. 1841) heraus. Vgl. die biographische Schrift von Bach (Berl. 1863).

Hippias, Sophist aus Elis, um 400 v. Chr., jüngerer Zeitgenosse des Protagoras und Sokrates, zeichnete sich selbst unter den Sophisten noch durch Eitelkeit aus. Er prunkte vornehmlich mit ausgebreitetem Wissen, wie denn auch seine schriftstellerische Thätigkeit eine sehr vielseitige gewesen zu sein scheint. Wegen seiner Prahlerei mit allem möglichen Wissen und Können wird er namentlich auch in zwei Plato beigelegten, nach H. benannten Dialogen lächerlich gemacht. Abgesehen davon war aber seine gelehrte Thätigkeit nicht ohne Verdienst. Die Reste derselben sind in Müller's «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1848) gesammelt.

Hippo oder Hippon, zum Unterschied von mehrern gleichnamigen Orten Hippo regius genannt, eine alte Stadt in Numidien, am Mittelländischen Meere gelegen, war ursprünglich eine phöniz. Colonie, dann von Karthago abhängig, hierauf im Besitz des zuerst einen Theil, dann infolge von Massinissa's Klugheit und Energie ganz Numidien beherrschenden Fürsten des numidischen Stammes der Massylier. Im J. 46 v. Chr. wurde H. durch Cäsar mit dem ganzen Lande römisch, hernach ward es röm. Colonie. Die Stadt hatte ihre Glanzperiode in den ersten christl. Jahrhunderten. In der Geschichte der christl. Kirche spielte H. eine bedeutende Rolle als Bischofssitz. Namentlich lebte und wirkte hier seit 392 zuerst als Presbyter, dann als Bischof der große Kirchenvater Augustinus (s. d.), der hier auch während der Belagerung durch die Vandalen 28. Aug. 430 starb. Es soll dann durch die Vandalen niedergebrannt worden sein, wurde aber jedenfalls bald wieder aufgebaut. Schon 11. Febr. 435 schloß Geiserich daselbst wieder einen Frieden mit Rom ab. Im Dec. 533 fiel H. mit den Schätzen des Königs Gelimer in Belisar's Hände, der dem Vandalenreiche damals ein Ende machte. Die gänzliche Zerstörung erfolgte 647 durch die Mohammedaner auf Befehl des Khalifen Othman, worauf die Bevölkerung etwas nördlicher eine andere Stadt erbaute, das heutige Bona (s. d.).

Hippodamia (griech. Hippodameia) hieß in der griech. Mythologie die schöne Tochter des Oenamaos, Königs von Pisa in Elis, und der Plejade Asterope. Weil dem Vater geweissagt worden war, daß sein künftiger Eidam ihn tödten werde, so machte er die Bedingung, daß jeder, der sich um seine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen bestehen und, wofern er, ehe sie an das Ziel kämen, von ihm erreicht würde, durch seine Hand fallen sollte. So gelang es ihm, viele Freier zu tödten, bis endlich Pelops kam, welcher nach der einen Sage durch die ihm von Poseidon geschenkten geflügelten Rosse siegte. Nach andern bestach Pelops oder H. selbst aus Liebe zu diesem den Wagenlenker des Oenomaos, Myrtilos, welcher dann die Nägel an den Wagenrädern des Oenamaos nicht einsetzte, sodaß dieser stürzte. H. wurde nun Gemahlin des Pelops und Mutter des Atreus und Thyestes. Sie verleitete nach Hygin ihre Söhne, ihren Stiefbruder Chrysippos zu tödten und tödtete sich selbst, als Pelops sie dessen beschuldigte; nach andern wurde sie von ihm verbannt oder floh nach Midea in Argolis. Außer mehrern Darstellungen des Wettkampfs auf Vasen hat man jetzt die des Moments vor dem Beginn desselben in den Sculpturen des vordern Giebelfeldes des Zeustempels von Olympia gefunden.

Hippodrom, s. Rennbahn.

Digitized by Google

Hippogryph (Roßgreif), von dem ital. Dichter Bojardo erfundener Name eines fabelhaften, den Alten gänzlich unbekannten Thiers, den nachmals Wieland auf den Pegasus übertrug.

Hippokrates, genannt der Zweite oder der Große, der berühmteste Arzt des Alterthums und der erste, der eine wissenschaftliche Begründung der Heilkunde versuchte, war der Sohn des Asklepiaden (s. d.) Heraklides, eines Priesterarztes auf der Insel Kos, und der Phänarete, welche ihre Abstammung von Herakles herleitete. Geboren wurde er wahrscheinlich 460 v. Chr. Nachdem er von seinem Vater in den erblichen Kenntnissen der Asklepiaden unterrichtet worden, ging er zunächst nach Athen, wo er von dem Philosophen Gorgias von Leontini und dessen Bruder Herodikus unterrichtet wurde, hielt sich lange Zeit auf der Insel Thasos, in Thessalien, Kleinasien und den Ländern am Schwarzen Meere auf und soll, hochangesehen und fast göttlich verehrt, in Larissa, wo man noch lange nachher sein Grabmal zeigte, 377 gestorben sein. Wenn H. der größte Arzt, der Vater der Heilkunde genannt und als das Muster eines Arztes aller Zeiten betrachtet wird, so geschieht dies keineswegs etwa mit Rücksicht auf die Masse seines positiven Wissens, seine tiefen Kenntnisse in den medic. Hülfswissenschaften oder auf das Verdienst, ein System aufgestellt zu haben. Seine Größe bestand vielmehr darin, daß er weder dem Dogmatismus noch der Empirie zu viel huldigte; daß er aus den von seinen Vorgängern (besonders in den Tempeln der Asklepiaden) gesammelten Kenntnissen und Lehren das erfahrungsmäßig Begründetere auszuscheiden wußte; daß er jeden Krankheitsfall theils als selbstständig mit allen dabei vorkommenden Erscheinungen, theils im Zusammenhange mit der Außenwelt, der Lebensart, dem Klima, der Witterung u. s. w. auffaßte; daß er das Vorhergehende ebenso berücksichtigte wie das Gegenwärtige, und daß er erst aus der Zusammenstellung aller dieser Thatsachen einen Schluß zog, welcher bei seinem weitern Verfahren und bei seinem Urtheil über Verlauf und Ausgang der Krankheit ihm zur Anleitung dienen konnte. Auf diese Art hat er ohne Kenntniß der pathol. Anatomie und anderer Hülfsmittel unserer Zeit die Heilkunde wissenschaftlich begründet und Lehren aufgestellt über die entfernten Ursachen, die Zeichen, den Verlauf und namentlich die Krisen der Krankheiten und die dabei zu beobachtende Diät, welche zum Theil noch jetzt, namentlich für sein Vaterland, gültig befunden werden. Für alle Zeiten hat so H. ein leuchtendes Vorbild hinterlassen, wie mit geringen Mitteln eine schlichte, vorurtheilsfreie, von Hypothesen sich freihaltende Beobachtung zu einer scharfen und vielseitigen Einsicht in das Wesen der Krankheiten und zu einer erfolgreichen Behandlung derselben führen kann. Seine Behandlungsweise der Krankheiten ist in der Regel so schonend und mild, vorwiegend diätetisch, daß man in spätern Zeiten oft Aerzte, welche einer solchen zuwartenden, nicht eingreifenden Curmethode huldigten, deshalb Hippokratiker genannt hat. Gleich seinem großen Zeitgenossen Sokrates stellte sich aber H. nicht an die Spitze einer Schule. Die Aufschlüsse, die sein philos. Geist der Natur abgewann, hüllte er nicht in den Schleier des Geheimnisses, sondern als wahrer Freund der Menschheit machte er sie zum Gemeingut. Von den vielen Schriften, die dem H. zugeschrieben werden, sind wol die meisten unecht und einige wol vor seiner Zeit, andere in seinem Zeitalter, noch andere erst in den Zeiten der Ptolemäer abgefaßt. Auch die für echt erkannten Schriften des H. sind höchst wahrscheinlich nicht frei von den Zusätzen seiner Söhne Thessalos und Drako, seines Schwiegersohnes Polybos u. a. Die besten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke lieferten Kühn (3 Bde., Lpz. 1826—27) und Ermerins (Bd. 1—3, Utr. 1859—65); eine musterhafte, aber unvollendete deutsche Uebersetzung Grimm (4 Bde., Altenb. 1781—92; 2. Aufl., 2 Bde., Glogau 1837—39), sowie Upman (3 Bde., Berl. 1847); eine sehr geschätzte französische Littré (mit Urtext, 10 Bde., Par. 1839—61).

Hippokratisches Gesicht (facies Hippocratica) nennt man in der Pathologie das Gesicht eines Sterbenden. Kurz vor dem Tode nämlich tritt gewöhnlich in dem Gesicht eine auffallende Veränderung ein. Die Gesichtsfarbe wird plötzlich bleich und fahl, an Wangen und Lippen bläulich oder schwärzlich, die Stirnhaut glatt; die Weichtheile des Gesichts sinken ein; die Nase und das Kinn werden spitzig; die Augen sinken tiefer in ihre Höhlen, verlieren den Glanz und sehen stier durch die halbgeöffneten Augenlider. Diese Veränderung (welche theils auf Stillstehen des Blutlaufs, theils auf Lähmung der Gesichtsmuskeln zurückführbar ist) kann indessen auch durch große Entkräftung nach langem Fasten oder starken Ausleerungen und reichlichem Blutverlust entstehen und ist dann mit geringerer Gefahr verbunden. Der Name rührt davon her, daß Hippokrates diese Veränderung des Gesichts treffend beschrieben und erklärt hat.

Hippokrene (griech., d. i. Roßquelle), eine den Musen heilige Quelle unfern vom Gipfel des Helikon in Böotien, nach der Sage durch den Hufschlag des Pegasus entstanden.

Hippolyte, Amazonenkönigin, s. Antiope.

Digitized by Google

Hippolytus (Sohn des Theseus), s. Phädra.

Hippolytus, angesehener Kirchenlehrer zu Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh. Er war ein Schüler des berühmten Irenäus, dessen theol. Richtung er im wesentlichen theilt. Ums J. 190 siedelte er nach Rom über und nahm daselbst an den Streitigkeiten über die Gottheit Christi und die Grundsätze der Kirchenzucht lebhaften Antheil. Nach dem Tode des röm. Bischofs Zephyrin (217) wurde er, wenn er anders wirklich der Verfasser der neuerdings wieder aufgefundenen größern «Widerlegung aller Ketzereien» ist, von einem Theile des Presbyteriums, welcher der nachmals orthodox gewordenen, damals aber als Zweigötterei verworfenen Lehre vom göttlichen Logos anhing, zum Gegenbischofe gegen Kallistus (Calixtus I., s. d.) gewählt. Die Kirchenspaltung dauerte auch nach dem Tode des Kallistus fort und wurde, wie es scheint, erst 235 durch die geschichtlich sicher bezeugte Deportation des H. und seines damaligen Gegners Pontianus nach den sardin. Bergwerken beendigt. Hier scheint H. bald nachher in hohem Alter gestorben zu sein. Als gelehrter Kenner der philos. und gnostischen Systeme seiner Zeit und als scharfsinniger Vertheidiger der kirchlichen Logoslehre nimmt H. unter den ältern Kirchenvätern eine hervorragende Stelle ein. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine äußerst fruchtbare, wie schon das sehr alte Verzeichniß seiner Schriften lehren kann, welches auf dem Postamente einer ihm zugeeigneten Statue eingegraben ist. Auch der Kirchenhistoriker Eusebius und Hieronymus liefern Verzeichnisse derselben, die zum Theil jedoch von der Liste der Statue abweichen. Viele der ihm zugeschriebenen Werke sind zweifelhaft, anderes nur noch in Bruchstücken erhalten. Die Geschichte dieses Kirchenlehrers ist bis auf die neueste Zeit herab infolge von widersprechenden Nachrichten ziemlich dunkel geblieben und ist es theilweise noch jetzt, da die Frage, ob er wirklich der Verfasser der erwähnten «Widerlegung aller Ketzereien» sei, von welcher bisher nur das erste Buch unter dem Namen der «Philosophumena» des Origenes umlief, noch immer nicht endgültig gelöst ist. Das neunte Buch dieser Schrift erzählt ausführlich die röm. Parteikämpfe seit dem Bischof Zephyrin. Eine kleinere Schrift wider 32 Ketzereien, die H. weit früher verfaßte, ist in ihren Schlußpartien noch vollständig unter dem Titel einer Homilie wider Noëtus erhalten. Ein kurzer lat. Auszug war der Schrift Tertullian's «De praescriptionibus haereticorum» angehängt. Außerdem ist in neuerer Zeit nachgewiesen worden, daß sie auch dem großen häresiologischen Werke des Epiphanius (s. d.) und der Ketzerbestreitung Philasteos zu Grunde lag und sich aus diesen Schriften zum großen Theile wiederherstellen läßt. Von seinen sonstigen Schriften sind die über den Antichrist und verschiedene meist nur fragmentarisch erhaltene exegetische Arbeiten zu nennen. Ueberdies machte sich H. durch Verbesserung des Ostercyklus um die Feststellung des christl. Kirchenjahres verdient und gilt auch für den Verfasser der ältern bis zum J. 234 fortgeführten Weltchronik, welche der von Mommsen neubearbeitete Chronist der seinigen vom J. 354 zu Grunde gelegt hat. Vgl. Bunsen, «H. und seine Zeit» (2 Bde., Lpz. 1852—53; auch engl.); Döllinger, «H. und Kallistus» (Regensb. 1853); Volkmar, «H. und die röm. Zeitgenossen» (Zür. 1855); Lipsius, «Zur Quellenkritik des Epiphanios» (Wien 1865), und «Die Quellen der ältesten Ketzergeschichte» (Lpz. 1875); Harnack, «Zur Quellenkritik der Geschichte des Gnosticismus» (Lpz. 1873 u. 1874).

Hippomäne, Gattung westind. Bäume aus der 21. Klasse des Linné'schen Systems und der Familie der Euphorbiaceen, berühmt und berüchtigt wegen ihres furchtbar scharfen Milchsaftes, welcher für Menschen und warmblütige Thiere ein schnelltödtendes Gift ist und deshalb von manchen Indianern zum Vergiften der Pfeilspitzen benutzt wird. Am berühmtesten ist H. Manicella L., der Manschinellen- oder Manzanillobaum der Antillen. Er gleicht einem Birnbaum, hat eine glatte, graue Rinde, langgestielte, eiförmige, spitze Blätter, grünliche männliche Blüten in zusammengeknäulten Gruppen, unter denen die weiblichen einzeln stehen, und apfelförmige, gelb- und rothbäckige Früchte mit weißem Samen, die sehr verführerisch aussehen, aber furchtbar giftig sind. Angeblich soll schon die Ausdünstung dieses Baums vergiftend wirken oder wenigstens schädlich sein. Fischen und Krebsen schadet die Frucht nicht, doch wird der Genuß solcher Thiere dann dem Menschen nachtheilig. Den Saft der Frucht wendet man in Westindien als Aetzmittel gegen syphilitische Auswüchse an. Doch ist dort dieser Baum gegenwärtig sehr selten geworden, weil die Regierungen seine Ausrottung seiner großen Schädlichkeit wegen schon seit geraumer Zeit anbefohlen haben. Neuerdings ist der Manzanillobaum besonders durch Meyerbeer's Oper «Die Afrikanerin» allgemein bekannt geworden.

Hipponax, ein berühmter Jambendichter aus Ephesus, um 530 v. Chr., wurde von den Tyrannen seiner Vaterstadt vertrieben. Er begab sich hierauf nach Klazomenä, wo er namentlich auch für die Verhöhnungen, die er wegen Häßlichkeit seiner Körpergestalt zu erleiden hatte,

Digitized by Google

mit der Geisel der Satire gegen alle, die ihm missfielen, namentlich auch gegen die Frauen, sich zu entschädigen suchte. Für diese seine satirischen Gedichte erfand er eine besondere Art von Jamben, den choliambischen Trimeter, von ihm der hipponakteische Vers genannt. Doch schrieb er auch in Hexametern und im erhabenen epischen Tone Parodien, von denen sich ein Bruchstück erhalten hat, welches die Schilderung eines gefräßigen Menschen enthält. Die Fragmente des H. gab am vollständigsten Bergk in «Poetae lyrici Graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866) heraus.

Hippophaë, Linné'sche Holzgattung aus der 22. Klasse des Sexualsystems und der Familie der Eläagneen, zu welcher der Sanddorn oder Seekreuzdorn (H. rhamnoides L.) gehört. Derselbe ist ein Strauch von 2—2,5 Mt. Höhe, seltener ein kleiner krummschäftiger, 3—5 Mt. hoher Baum von sparriger Verästelung, dessen Seitentriebe oft in Dornen auslaufen, und dessen niedergedrückt-kugelige Knospen mit braunen, glänzenden Sternschuppen bedeckt sind. Die linear-lanzettförmigen, ganzrandigen Blätter sind oberseits dunkelgrün und zerstreut sternhaarig, unterseits mit silberweißem Schuppenüberzuge versehen. Die Blüten erscheinen mit Beginn des Laubausbruchs im April und stehen einzeln in den Blattwinkeln. Die männlichen besitzen ein in zwei zungenförmige Zipfel zertheiltes, gelbliches Perigon und vier kurzgestielte Staubgefäße, die weiblichen eine röhrige, äußerlich sternfilzige, zweispaltige Hülle und einen eiförmigen Fruchtknoten mit zungenartiger Narbe. Die im September reifenden Früchte sind kugelrunde, erbsengroße, einsamige, beerenartige Steinfrüchte von schön goldgelber Farbe; sie bleiben den ganzen Winter hindurch an den Zweigen. Der Sanddorn wächst auf Sanddünen und an Felsen am Strande der Ost- und Nordsee, sowie auch an sandigen Ufern der mitteleurop. Ströme und wird häufig zur Zierde angepflanzt. Er empfiehlt sich auch zur Befestigung des losen Sandes an Flußufern und am Seestrande und ist wegen seines sparrigen Astwerks zu Gradirhäusern gesucht. Das gelbliche, harte Holz eignet sich zu Drechslerarbeiten; Blätter und Beeren werden in der Färberei benutzt. Aus den Beeren bereitet man in Rußland einen schmackhaften Liqueur. Die wenigen andern Arten der Gattung wachsen in Asien.

Hippophagen, d. i. Pferdefresser, war nach dem Berichte des Ptolemäos der Name eines scyth. Volksstammes östlich vom Imaus-(Altai-)Gebirge und eines sarmatischen nordöstlich vom Kaspischen Meere, wo noch gegenwärtig tatar. Völker nomadisiren und Pferdefleisch essen. In cultivirten Ländern hat man wiederholt Versuche gemacht, das Pferdefleisch als gewöhnliches Nahrungsmittel, und zwar aus ökonomischen Gründen einzuführen. Man stiftete zu dem Zwecke sog. Hippophagenvereine und neuerdings an vielen Orten förmliche Pferdeschlächtereien. Der Umstand jedoch, daß das Pferdefleisch einen abstoßend süßlich-widrigen Geschmack besitzt und daß das Pferd in den meisten Ländern ein zu werthvolles Thier ist, als daß es in seinem mittlern Lebensalter mit Vortheil als Schlachtvieh benutzt werden könnte, hat überall die allgemeine Einführung jenes Fleisches als Nahrungsmittel verhindert.

Hippopotamus oder Flußpferd, s. Nilpferd.

Hippuritenkalk, ein Kalkstein, der seinen Namen dem Reichthum an noch in vieler Beziehung räthselhaften, bis über 30 Ctmt. langen, kuhhornförmigen Zweischalern (Hippurites) verdankt, aus welchen er local fast ausschließlich zusammengesetzt ist. Er gehört der cretaceischen Formation an, ist namentlich in Südfrankreich und in den Alpen verbreitet und bildet hier gewaltige Felsmassen und Schichtencomplexe.

Hippursäure oder Benzoylglycocoll wurde schon 1773 von Rouelle im Pferdeharn entdeckt, aber für Benzoësäure gehalten und erst 1830 von Liebig als eine eigenthümliche Säure erkannt. Dieselbe ist ein Hauptbestandtheil des Harns der Pflanzenfresser oder Herbivoren, und namentlich findet sie sich in dem Harne der Kühe, Kamele und Pferde. Auch kommt sie in geringen Mengen im Menschenharne vor. In letzterm tritt sie reichlich auf nach dem Genuß von Benzoësäure, Toluol, Bittermandelöl, Zimmtsäure und Chinasäure. Synthetisch läßt sie sich aus Glycocollsilber und Benzoylchlorür, sowie durch Erhitzen von Benzamid mit Chloressigsäure gewinnen. Mit der Benzoësäure hat sie große Aehnlichkeit, wird auch durch die Einwirkung von Kalk, Kali u. s. w. in Benzoësäure übergeführt. Im reinen Zustande erscheint die H. in blendendweißen, langen Prismen, die sich wenig in kaltem Wasser, leicht in siedendem und Weingeist lösen. Man stellt die H. aus Pferde- oder Kuhharn fabrikmäßig dar und wandelt sie dann durch Kalk in Benzoësäure um, welche letztere in der Medicin, als Desinfectionsmittel, zur Herstellung der Tabaksaucen und in der Theerfarbenindustrie in größerer Menge verbraucht wird.

Hiram oder Huram, König von Tyrus 1031—997 v. Chr., ist besonders berühmt geworden durch den Vertrag, welchen der israel. König Salomo (s. d.) mit ihm schloß behufs Lieferung von Cedern- und Cypressenstämmen aus dem Libanon und Ueberlassung von Bau-

Digitized by Google

meistern und Werkleuten für den Tempelbau zu Jerusalem. Ebenso verband sich Salomo mit H. zur Eröffnung eines Schifffahrtsverkehrs nach dem Goldlande Ophir (s. d.) im südöstl. Arabien. Und noch weiteres weiß die spätere Sage über die gegenseitigen Beziehungen beider Könige zu erzählen. Glaubwürdiger berichten tyrische Quellen, außer einer (Wieder-) Unterwerfung der Cyprier (Kitier), auch von Tempelbauten H.'s in Tyrus selbst für den phöniz. Herkules (Melkart) und die Astarte, wobei gleichfalls Cedern vom Libanon zur Verwendung kamen; sowie von einem Riesenbau, durch welchen H. vermittels Ausfüllung mit Schutt die beiden Inseln, auf denen Tyrus erbaut war, verband. (S. Tyrus.) Als ein Zeitgenosse des Königs H. wird auch ein tyrischer Erzgießer gleiches Namens erwähnt, welcher dem Salomo nicht nur die ehernen Geräthschaften für den Tempel zu Jerusalem anfertigte, sondern auch für dessen königl. Palast Arbeiten lieferte.

Hirn (Gust. Adolf), hervorragender Physiker, geb. 21. Aug. 1815 zu Logelbach bei Colmar im Elsaß, trat 1834 als Farbenchemiker in eine von seinem Großvater mütterlicherseits gegründete Kattunfabrik in Logelbach ein und blieb, als diese 1842 in eine Baumwollspinn- und Webefabrik umgewandelt wurde, in derselben als Ingenieur. In dieser Stellung begann H. 1843 seine grundlegenden Untersuchungen, welche die Harmonie zwischen Theorie und Praxis mehrerer wichtiger und schwieriger Fragen der Mechanik und Wärmelehre herstellen und die Praxis theoretisch erhellen und ausgiebig verbessern. Seine erste Publication betraf die mathem. Theorie der Ventilatoren (1845); 1845—54 beschäftigte er sich meist mit theoretisch-praktischen Untersuchungen der Wärmelehre, welche für die Theorie der Dampfmaschine und der Wärme überhaupt von wesentlichster Bedeutung wurden. Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten besonders aus dem Gebiete der Mechanik und Wärme, welche H. veröffentlicht hat, sind namentlich hervorzuheben: über das Gyroskop in den «Annales de l'Observatoire de Paris», über das von ihm erfundene Pandynamometer, über Ventilatoren, über Reibungswiderstände, über die Umhüllung der Dampfcylinder, Theorie der Ueberheizung, Theorie des Amsler'schen Planimeters, über Experimente an der Dampfmaschine in den «Bulletins de la Société industrielle de Mulhouse», über Ausdehnung von Flüssigkeiten in den «Annales de chimie etc. de Paris», über die Wärmecapacität des Wassers bei 0°, über das Radiometer, über einen thermodynamischen Satz in den «Comptes-Rendus de l'Academie des sciences de Paris». Die selbstständigen Werke H.'s sind: «L'équivalent mécanique de la chaleur» (1858), «Théorie mécanique de la chaleur» (2 Bde., Colmar 1861; 3. Aufl., Par. 1875), «Analyse de l'univers» (1868), «Mémoire sur les anneaux de Saturne» (Straßb. 1872). H.'s Arbeiten zeichnen sich durch Scharfsinn im Ausdenken und Deuten des Experiments sowie durch die möglichst große Genauigkeit der Daten und endlich auch durch philos. Denken und völlige Selbstständigkeit aus. Die seit der pariser Weltausstellung von 1867 sehr verbreiteten Drahtseiltriebe sind von seinem Bruder, Ferdinand H., erfunden worden.

Hirsau, Dorf mit 1014 E. im Oberamt Calw des würtemb. Schwarzwaldkreises, im Thale der Nagold und an der Nagoldbahn, 2,5 Kilom. unterhalb Calw, hat Saffian-, Löffel- und Pappdeckelfabriken und wird auch als Luftcurort besucht. H. verdankt seine Entstehung dem ehemaligen Kloster gleichen Namens, dessen Ruinen einen nahen Hügel äußerst malerisch zieren. Dieses berühmte Benedictinerkloster (monasterium Hirsaugiense) wurde von dem Grafen Erlafried von Calw 830 erbaut, durch Hrabanus Maurus, damaligen Abt von Fulda, im Sept. 838 eingeweiht. Es zeichnete sich bald durch wissenschaftliche Bildung aus, und die dasige Schule war im 10. Jahrh. berühmt. Die in ganz Deutschland 986 wüthende Pest und das 988 unter den Mönchen entstandene Schisma brachten allerdings der Klosterschule großen Schaden. Allein durch den Grafen Adelbert von Calw wurde 1059 wieder ein besserer Zustand herbeigeführt, und unter dem heiligen Abt Wilhelm (1069—91) nahm das Kloster eine der ersten Stellen unter allen Benedictinercongregationen ein. Später erhielt es sich jedoch nur durch seinen frühern Ruf in Ansehen. Als es nach der Reformation 1558 säculariſirt worden, wurde es in eine Klosterschule verwandelt. Herzog Ludwig von Würtemberg baute ein Schloß an das Kloster an, welches aber gleich dem Kloster 1692 durch die Franzosen eingeäschert wurde. Nicht blos für die Geschichte des Klosters, sondern auch in anderer Beziehung ist Tritheim's «Chronicon Hirsaugiense» (838—1514) von Wichtigkeit; noch ungleich wichtiger der sog. «Codex Hirsaugiensis», der 1844 von dem Literarischen Verein in Stuttgart herausgegeben wurde. Vgl. Christmann, «Geschichte des Klosters H.» (Tüb. 1783).

Hirsch (Cervus) ist der Name einer Gattung der Wiederkäuer mit zackigen, nicht hohlen Hörnern, Geweih genannt, welche indeß, eine Art (das Rennthier) ausgenommen, dem weib-

Digitized by Google

lichen Geschlecht stets fehlen, in gewissen Perioden des Jahres abfallen und dann durch neue ersetzt werden, die anfangs mit einer haarigen Haut überzogen sind. Die Hirscharten sind in der Alten und Neuen Welt einheimisch und gehören zu den nutzbarsten Thieren, fehlen aber gänzlich im südl. Afrika, in Australien und in Polynesien. Unter ihnen ist die größte das Elen oder Elenthier (s. d.). Andere Hirscharten sind das Rennthier (s. d.) und der Damhirsch (s. d.), welche alle schaufelförmiges Geweih tragen. Unter den übrigen Arten, die ein rundes Geweih haben, ist außer dem Reh (s. d.) der Edelhirsch, Rothhirsch oder Rothwild (C. Elaphus), dessen Weib Hirschkuh, Thier oder Hindin genannt wird, in Europa am häufigsten und bildet hier gegenwärtig den Hauptgegenstand der sog. hohen Jagd. Er ist bräunlich, im Sommer röthlich (Brandhirsch), seine Nase kahl und das Geweih vielsprossig und zurückgebogen. Sein Geweih wirft er im Februar ab. Das einjährige Kalb wird Spießer genannt, das zweijährige heißt Gabler. Das Alter der Männchen, die in der Brunstzeit, im Spätherbst, um die Weibchen kämpfen, erkennt man an der Zahl der Enden, d. h. der Zacken des Geweihs. In ältern Zeiten, wo die H. noch Zuflucht in den Urwäldern fanden, erreichten sie öfters eine jetzt beispiellose Größe. So besaß man in Wusterhausen das mit 66 Enden versehene und 535 Pfd. wiegende Geweih eines von Friedrich I. 1696 geschossenen H. Das Fleisch des H. ist sehr schmackhaft; sein Fell liefert, weiß gegerbt, das sog. Wildleder. In Amerika wird der Edelhirsch durch mehrere Arten vertreten, in Nordamerika durch den größern Wapiti- oder canadischen H. (C. Canadensis), in Südamerika durch den Guazu-Puca oder Sumpfhirsch (C. paludosus) u. s. w. Ostindien besitzt einige eigenthümliche Hirscharten, unter denen besonders der gefleckte, auch in engl. Parks verpflanzte, schon den Alten bekannte Axishirsch (C. Axis) zu erwähnen ist. Skelete, namentlich Geweihe, die man hier und da, besonders aber in Irland in Torfmooren gefunden hat, zeugen von einer untergegangenen Hirschart, dem sog. Riesenhirsch (C. megaceros). Bei einigen dieser Skelete maß der Schädel 60—70 Ctmt., das schaufelförmige Geweih war über 2 Mt. lang, und die Spitzen desselben standen etwa 4 Mt. auseinander. Andere ausgestorbene Gattungen, die zu der Familie der H. gehören, kommen in den mittlern Tertiärgebilden (Miocän) Europas vor.

Hirsch (Max), namhafter Volkswirth und liberaler Politiker, geb. von israel. Aeltern 30. Dec. 1832 zu Halberstadt, besuchte das Domgymnasium zu Magdeburg und widmete sich 1850—55 an den Universitäten zu Tübingen, Heidelberg und Berlin dem Studium der Philosophie, der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften. Nachdem er zu Greifswald 1855 promovirt, unternahm er eine längere Reise durch Frankreich und Nordafrika, als deren Frucht die Reisewerke zu betrachten sind: «Skizze der volkswirthschaftlichen Zustände in Algerien» (Gött. 1857), «Reise in das Innere von Algerien, durch die Kabylie und Sahara» (Berl. 1862). Nach seiner Rückkehr nach Deutschland begründete er zu Berlin das polit. Wochenblatt «Der Fortschritt», ging jedoch 1862 nach Magdeburg, wo er alsbald eine ungemeine Thätigkeit im polit. und Vereinsleben, insbesondere unter den Arbeitern entwickelte. Nachdem er 1867 nach Berlin übergesiedelt war, widmete er sich ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten. Eine Studienreise nach England und Schottland behufs Kenntnißnahme der dortigen Arbeiterzustände veranlaßte ihn 1868 analog den engl. Verhältnissen auch in Deutschland, im Gegensatz zu den Lehren der Socialdemokratie, die die Versöhnung von Kapital und Arbeit und die materielle, geistige und moralische Hebung des Arbeiterstandes bezweckenden «Gewerkvereine» ins Leben zu rufen, welche alsbald in ganz Deutschland Verbreitung fanden. Als Anwalt derselben und als Redacteur ihres Vereinsorgans «Der Gewerkverein» hat H. bisher insbesondere durch Gründung von Kranken-, Begräbniß-, Invaliden- und Witwenkassen, sowie durch Förderung der Genossenschaften und Errichtung von Schiedsgerichten und Einigungsämtern eine einflußreiche Thätigkeit entwickelt. Im J. 1869 vom 23. sächs. Wahlkreise (Plauen) in den Norddeutschen Reichstag gewählt, trat er der Fraction der Deutschen Fortschrittspartei bei, in der er sich als einer der namhaftesten Wortführer in socialpolit. Fragen erwies. Im J. 1877 wurde er vom ersten berliner Wahlbezirk in den Deutschen Reichstag gewählt. H. ist Mitbegründer und Ausschußmitglied der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung sowie des Vereins für Socialpolitik. Von seinen volkswirthschaftlichen und publicistischen Schriften sind noch zu erwähnen: «Musterstatuten für Einigungsämter» (Berl. 1872), «Die gegenseitigen Hülfskassen und die Gesetzgebung» (Berl. 1875). Im Verein mit Polke veröffentlichte er «Gewerkvereins-Leitfaden» (Berl. 1876).

Hirschberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, romantisch an der Einmündung des Zacken in den Bober und an der schles. Gebirgsbahn gelegen,

Digitized by Google

zählt (1875) 12,970 E., zur größern Hälfte Protestanten. Die evang. Kirche des Ortes gehört zu den sechs sog. Gnadenkirchen, welche Kaiser Joseph I. den Protestanten in Schlesien zu bauen erlaubte, und zeichnet sich aus durch Schönheit und Größe, durch eine vortreffliche, große Orgel sowie durch eine eherne Büste Luther's von Schadow. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu H. ein Gymnasium, eine Mittelschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine höhere Töchterschule. H. ist ein Mittelpunkt der schles. Leinwandindustrie, die freilich sowol als Manufactur- wie als Handelszweig ihre frühere Ausdehnung und Bedeutung verloren hat. Namentlich war die Stadt ehedem der Sitz der sog. Schleierweberei, welche Kunst sowol in H. selbst wie überhaupt im Kreise H. zuerst in der Mitte des 16. Jahrh. durch einen von seiner Wanderung aus den Niederlanden zurückkehrenden Schuh- oder Hutmachergesellen hierher verpflanzt wurde. Die Lothgarne wurden dazu so fein gesponnen, daß man ein ganzes Stück durch einen Fingerring ziehen konnte. Im Dreißigjährigen Kriege ging diese Kunst zwar wieder verloren, allein durch den patriotischen Bürgermeister Flode, der zu diesem Behufe selbst ins Ausland reiste und dafür nachher vom Kaiser unter dem Namen von Ehrenschild in den Adelstand erhoben wurde, ward dieser Industriezweig in H. wieder heimisch. Er steigerte sich nun fortwährend und gelangte zu hoher Blüte, bis er durch den franz. Krieg 1806 eine solche Störung erlitt, daß er sich nicht wieder hat erheben können. Außerdem bestehen in H. auch eine Porzellanfabrik, welche geschmackvolle Oefen liefert, eine bedeutende Eisengießerei, eine Maschinenspinnerei, Tuchmanufacturen, Fabriken für Papier, Papierstoff, Cement, Maschinen, Zinnober und Obstwein. H. ist die wichtigste Handelsstadt im schles. Gebirge und deshalb auch Sitz einer Handelskammer. Zu den romantischen Umgebungen der Stadt gehören besonders der Cavalierberg, der Sattler, der Hausberg, der Kreuzberg und Helikon. — Der Kreis H. zählt (1875) auf 598 QKilom. 66,374 E.

Hirscheber (Porcus) ist der Name einer Gattung der Schweine, die sich durch vorn runde, hinten kantige, vorragende und insgesammt aufwärts gebogene Eckzähne und durch nur vier Schneidezähne im Oberkiefer auszeichnet. Man kennt nur eine Art, den molukkischen H. oder Babirussa (P. Babirussa), der auf den Inseln Celebes und Buru einheimisch ist, wo er in zahlreichen Rudeln das Innere sumpfiger Waldungen bewohnt. Er ist 1 Mt. lang und 70—80 Ctmt. hoch, hat hohe, schlanke Beine, ein mit wenig rauhem Haar dünn bedecktes Fell und große, runde, verständige, hirschartige Augen. Die einem Horn ähnlichen, sehr großen Eckzähne des Oberkiefers durchbohren die Oberlippe ungefähr in halber Entfernung zwischen Auge und Schnauzspitze und krümmen sich mit der Spitze nach der Stirn zurück. Unser Klima erträgt der H. auch bei aller Sorgfalt nicht lange; doch sieht man ihn zuweilen in Thiergärten. Seines wohlschmeckenden Fleisches halber wird er eifrig gejagt.

Hirschhorn, das in seiner Substanz den Knochen nahe verwandte Geweih des Hirsches und der rehartigen Thiere, nicht wie die Hörner der Rinder aus einer eigenthümlichen Substanz bestehend, wird zu Messergriffen, kleinen Schnitzwaaren u. dgl., ja selbst zu Möbeln (Stühlen, Wand- und Kronleuchtern u. s. w.) verarbeitet, wobei dessen zierlich gerippte, braune Oberfläche in Verbindung mit Härte und Festigkeit schätzbar ist. Eine künstliche Nachahmung desselben wird durch Pressen und Lackiren von Holz dargestellt. Aus geraspeltem H. oder den bei der Verarbeitung des H. auf der Drehbank abfallenden Drehspänen bereitet man durch Auskochen mit Wasser eine Gallerte, welche mit der Knochengallerte übereinstimmt und in früherer Zeit, als man sich über den Nahrungswerth der Gallerte irrigen Ansichten hingab, als sog. stärkendes Nahrungsmittel für Genesende vielfach verordnet wurde. Bei der trockenen Destillation des H. werden dieselben Producte erhalten, wie unter gleicher Behandlung aus Knochen, nämlich ein braunes, übelriechendes, flüchtiges Oel (Hirschhornöl, Oleum cornu cervi) und mit diesem Oele verunreinigtes, daher braungefärbtes, kohlensaures Ammoniak, welches theils in wässeriger Auflösung (Hirschhorngeist, Liquor ammonii carbonici pyro-oleosi), theils als festes Sublimat (Hirschhornsalz, Sal cornu cervi, Ammonium carbonicum pyro-oleosum) erscheint. Gegenwärtig stellt man diese drei (in der Medicin Anwendung findenden) Präparate, des beibehaltenen Namens unerachtet, nur aus Knochen dar. Die Pharmacopoea Germanica (von 1872) hat von diesen Präparaten Umgang genommen. Weißgebranntes H. ist nichts anderes als Knochenasche oder Knochenerde.

Hirschkäfer, Feuerschröter (Lucanus cervus), heißt der größte unserer einheimischen Käfer, der durch den bedeutenden Unterschied zwischen Männchen und Weibchen besonders bemerkenswerth ist. Die Gattung, welche bei uns mehrere Arten zeigt, gehört nebst den Maikäfern zu den Käfern mit blätterigen Fühlhörnern (Lamellicornia); doch sind bei den Schrö-

Digitized by Google

tern nur drei oder vier Blätter vorhanden. Die Kinnbacken sind groß, vorgestreckt, bei dem Männchen oft halb so lang als der Körper, mit innern Zacken und Zähnelungen, sodaß sie in der That Hirschgeweihen sehr ähnlich sehen, bei dem Weibchen sehr kurz, spitz und scharf gekrümmt. Der Körper und das Halsschild sind breit, gewölbt; die Farbe ist dunkelkastanienbraun. Der Käfer fliegt schnurrend an warmen Sommerabenden in Gegenden, wo Eichen häufig sind. Das Weibchen bohrt sich in den Stamm morscher Eichen und legt seine Eier ab, aus denen eine Larve kommt, die dem Engerling ähnlich, aber viel größer ist und vier Jahre lang im Mulm bohrt. Dann verpuppt sie sich in der Erde in einem faustgroßen Thonballen, in welchem der noch weiche Käfer monatelang bleibt. Die ganze Lebensdauer beträgt also fünf Jahre.

Hirse ist eine zur Gattung Fennich (Panicum) gehörige einjährige Getreideart, welche im System den Namen Hirsenfennich (P. milaceum L.) führt und mit langen, gerade abstehenden Haaren besetzte, rauchhaarige Blätter und Blattscheiden und eine große, vielästige, überhängende Rispe besitzt, deren eirunde, planconvexe Aehrchen nur einen Samen enthalten. Ursprünglich, wie man annimmt, in Ostindien einheimisch, wird die H. jetzt in vielen Ländern häufig als Sommergetreide gebaut, und zwar besonders im Brandenburgischen, in Sachsen und Süddeutschland. In warmen Klimaten gedeiht die H. vortrefflich, in kältern aber meist nur innerhalb der Region des Weins. Sie verlangt einen kräftigen, warmen Sandboden; von Pilzkrankheiten befällt sie leicht der Hirsebrand, Ustilago destruens. H. ist ein geschätztes Nahrungsmittel, in manchen Gegenden bevorzugtes Volksgericht. Sie wird wie Grütze und Graupen verwendet; gleiche Theile Weizen- und Hirsemehl geben ein ziemlich gutes Brot, während das Brot aus reinem Hirsemehl spröde und rissig ist. Als Geflügelfutter übertrifft sie die andern Getreidearten. Das Stroh dient zur Viehfütterung. Als Varietäten sind zu nennen: Klumphirse, mit geschlossener Rispe, und Bluthirse mit rothen (auch schwarzen) Samenspelzen. Die Kolbenhirse, welche ebenfalls angebaut wird, gehört der Gattung Setaria (s. d.) oder Borstengras an, ebenso der als Futterpflanze geschätzte Mohar.

Hirsowa, Stadt in dem Sandschakat Tultscha der türk. Donauprovinz, an der Donau, welche hier durch vorspringende Felsen eingeengt wird, hat ein Castell und zählt 2500 E.

Hirt (Aloys), Archäolog und Kunsthistoriker, geb. 27. Juni 1759 im Dorfe Bella in der ehemaligen fürstl. fürstenberg. Landschaft Baar in Baden von armen Aeltern, erhielt den ersten Unterricht im Gymnasium der Benedictiner zu Villingen, dann unter den Jesuiten zu Freiburg und zu Rottweil und studirte hierauf in Nancy und seit 1779 in Wien, wo er sich mit Kunststudien zu beschäftigen begann. Im J. 1782 fand er Gelegenheit, nach Italien zu gehen, wo er 14 Jahre verweilte, die berühmtesten Werke der Baukunst studirte und sich als Führer von Reisenden sehr verdient machte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1796 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin sowie auch der Akademie der Künste und erhielt den Titel eines königl. Raths. Bei Errichtung der berliner Universität erfolgte seine Ernennung zum ord. Professor in der philos. Facultät. Im J. 1816 und 1817 bereiste er nochmals Italien und hierauf auch Belgien und Holland. Später beschäftigten ihn die ihm vom König übertragenen Vorarbeiten zum Museum. Er starb 29. Juni 1836. H.'s Hauptwerke sind: «Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten» (Berl. 1809, mit 50 Kupfern), «Geschichte der Baukunst bei den Alten» (3 Bde., Berl. 1820—27, mit 32 Kupfern) und «Geschichte der bildenden Künste bei den Alten» (Berl. 1833); ferner sind zu nennen: «Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag» (Berl. 1830).

Hirtenbrief nennt man ein öffentliches Schreiben des Papstes, der Bischöfe oder in der prot. Kirche der Träger des Kirchenregiments an die untergeordnete Geistlichkeit, worin Erklärungen und Belehrungen über den Zustand der Kirche oder eines Theils derselben gegeben und in schwierigen und bedenklichen Fällen Mahnungen und Verhaltungsbefehle ertheilt werden. Prot. Generalsuperintendenten pflegen H. bei Antritt ihres Amts, die Bischöfe der Anglikanischen Kirche alle drei Jahre zu erlassen.

Hirtentäschel, Pflanzenart, s. Capsella.

Hirtius (Aulus), ein Römer aus plebejischem Geschlecht, Anhänger und Vertrauter des Cäsar, dessen Legat er im Gallischen Kriege war, und durch den er 46 v. Chr. die Prätur und für das J. 43 das Consulat erhielt. Nach Cäsar's Ermordung entfremdete er sich dem Antonius, und nachdem er das Consulat angetreten, zog er mit seinem Collegen C. Vibius Pansa und Octavian gegen diesen zu Felde. Antonius wurde von ihm zuerst bei Bononia (Bologna), dann in dem entscheidenden Treffen bei Mutina (Modena), wonach der ganze Krieg der Mutinensische heißt, 27. April 43 geschlagen und zur Flucht genöthigt. H. selbst aber fiel in dieser

Digitized by Google

Schlacht, und Pansa starb den Tag darauf an den bei Bononia erhaltenen Wunden. H. gilt als der Verfasser der Fortsetzung (des achten Buchs) der «Commentarien» Cäsar's über den Gallischen Krieg sowie der Geschichte des Alexandrinischen Kriegs.

Hirzel ist der Name einer im Canton Zürich verbreiteten Familie. — **Hans Kaspar** H., ein tüchtiger Schriftsteller im Fache der praktischen Philosophie, geb. in Zürich 21. März 1725, gest. als Oberstadtarzt und Mitglied des Großen Raths daselbst 19. Febr. 1803, machte sich unter Bodmer's Leitung mit der schönen Literatur des 18. Jahrh. bekannt, durchreiste mit Sulzer die Schweiz und lernte in Berlin Gleim, Ramler, Spalding und Sack kennen. Auch lebte Kleist einige Wochen bei ihm, und die von Klopstock in einer seiner schönsten Oden besungene Fahrt auf dem Zürchersee leitete H. und beschrieb sie selbst anmuthig. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die Wirthschaft eines philos. Bauers» (Zür. 1761; 2. Aufl. 1774), «Das Bild eines wahren Patrioten» (Zür. 1767; 2. Aufl. 1775), «An Gleim über Sulzer» (2 Bde., Winterth. 1780), «Auserlesene Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft» (2 Bde., Zür. 1792). Vorzüglich gelangen ihm Darstellungen, die ins Gebiet der Lebensphilosophie einschlagen. — Sein Bruder, **Salomon** H., geb. 1727 zu Zürich, gest. 1818 als Standesseckelmeister daselbst, stiftete mit Isaak Iselin die Helvetische Gesellschaft und schrieb, außer verschiedenen Biographien, die «Zürcherischen Jahrbücher» (5 Bde., Zür. 1814). — **Hans Kaspar** H., der Sohn des Zuerstgenannten, geb. 1751, gest. 1817 als Archiater in Zürich, machte sich als Stifter der Hülfsgesellschaft in Zürich und als Arzt und Geschäftsmann sehr verdient. Sein Leben beschrieb Wirz (Zür. 1818). — **Jakob** H. war durch mehrere Sendungen ins Ausland und an die Tagsatzungen rühmlichst bekannt und starb als Staatsrath in Zürich 22. Nov. 1829. — **Heinrich** H., geb. 17. Aug. 1766, studirte in Zürich Theologie, bereiste dann Italien und wurde 1789 Professor der Kirchengeschichte, dann der Logik und Mathematik in Zürich, 1809 Professor der Philosophie am Carolinum daselbst und Mitglied des Chorherrenstifts. Er starb 7. Febr. 1833. Die meisterhaften Darstellungen in den von ihm herausgegebenen «Eugenia's Briefe» (2 Bde., Zür. 1806; 3. Aufl., 3 Bde., 1819) sind mit Erinnerungen aus seinem Leben, mit zarten Seelengemälden der Liebe und Freundschaft verwebt. Außer einigen Uebersetzungen, wie z. B. von Lullin de Chateauvieux' «Briefen über Italien» (2 Bde., Lpz. 1820—21) und «Ansichten aus Italien» (3 Bde., Lpz. 1823—25), gab er auch die «Briefe Goethe's an Lavater aus den J. 1774—83» (Lpz. 1833) heraus. — **Kaspar** H., des Vorigen Bruder, geb. 11. Aug. 1785, gest. 25. Jan. 1823, hat sich durch seine franz. Grammatik (Aarau 1820; 15. Aufl. 1848) einen wohlverdienten Namen erworben. Er schrieb auch mehreres Politische und eine «Astronomie de l'amateur» (Genf 1820). — **Konrad Melchior** H., geb. 31. Aug. 1793 in Zürich, gest. daselbst 8. Juli 1843, besuchte zunächst eine Erziehungsanstalt bei Biel, seit 1809 das Gymnasium in Stuttgart, wo er Gust. Schwab kennen lernte, und kam 1810 nach Lausanne. Er hatte die Absicht, den geistlichen Stand zu wählen, studirte aber dann zu Heidelberg 1811—13 die Rechte. Die J. 1813—15 riefen ihn in die Heimat und zur Grenzbedeckung unter die Waffen. Nachdem er 1814 Advocat geworden, erhielt er 1818 eine Anstellung als Secretär der Justiz- und Polizeicommission. Gleichzeitig fing er an, Vorlesungen am Politischen Institut in Zürich über Criminalrecht und Proceß zu halten, die er bis 1820 fortsetzte. Nach dem Aufstande der Griechen ergriff er mit Eifer die Sache derselben. Seine Schrift «Der heiligen Propheten Aufruf zur Befreiung Griechenlands» blieb nicht ohne Erfolg. Auch stiftete er mit Orelli und Bremi einen Griechenverein. Im J. 1823 zum Oberamtmann des Bezirks Knonau gewählt, wußte er Geistliche und Weltliche des Amts zu einer gemeinnützigen Gesellschaft zu vereinen. Schon 1824 kam er in den Großen Rath. Wie er am Umsturz der Verfassung von 1814 keinen Antheil genommen, so hätte er auch 1830 lieber auf eine allmähliche Beseitigung der Vorrechte der Stadt Zürich hingearbeitet als auf eine plötzliche Umgestaltung. Inzwischen wurde er in den neuen Großen Rath und in die Verfassungscommission gewählt, auch im Dec. 1830 nach Bern auf die Tagsatzung gesendet. Nach Annahme der neuen Verfassung des Cantons wurde er im März 1831 Regierungsrath und im Juni Präsident des Erziehungsraths. In letzterer Stelle war er besonders thätig für die Umgestaltung des Schulwesens, für Gründung des Schullehrerseminars, der Cantons- und Hochschule. Seit 1832 zum Bürgermeister des Cantons gewählt, suchte er die neuen Einrichtungen der regenerirten Schweiz auf alle Weise zu befestigen und alle Conflicte mit dem Auslande möglichst zu vermeiden. Im J. 1837 unterstützte er lebhaft den von zwei Großräthen auf Einführung vollständiger Rechtsgleichheit zwischen Stadt und Land gerichteten Antrag, und 1839 verwendete

Digitized by Google

er sich entschieden für die Berufung von Dav. Friedr. Strauß zur Professur der Dogmatik und Kirchengeschichte nach Zürich. Am 6. Sept. 1839 unterlagen H. und seine Gleichgesinnten. Er verlor seine Aemter und widmete sich fortan der Advocatur, wurde aber später wieder in das oberste Gericht des Cantons gewählt. Er gab «Beiträge zur Verbesserung der Verfassung des Cantons Zürich von 1814» (Zür. 1831) heraus. — Bernhard H., Pfarrer in Pfäffikon, geb. 1807 zu Zürich, widmete sich mit Erfolg den orient. und besonders den Sanskritstudien. Am bekanntesten sind seine Uebersetzung von Kalidasa's «Sakuntala» (Zür. 1833) und das «Gesicht des Todesboten über dem Erdkreis», ein von ihm selbst verfaßtes hebr. Gedicht (Zür. 1844). Sonst sind noch zu erwähnen die Uebersetzung des Hohen Liedes («Das Lied der Lieder, oder der Sieg der Treue», Zür. 1840) und von Kalidasa's «Urwasi» (Frauenf. 1838). Mit der ihm eigenen Lebendigkeit nahm er an den kirchlichen Bewegungen von 1839 theil, und er war es, der 6. Sept. das Landvolk in die Stadt führte. Vgl. seine kleine Schrift «Mein Antheil an den Ereignissen des 6. Sept. 1839» (Zür. 1839). Er starb zu Paris im Juni 1847. — Ludwig H., Sohn des obenerwähnten Professors Heinrich H., geb. 27. Aug. 1801 zu Zürich, gest. 13. April 1841 als Professor der Theologie an der dortigen Universität, ist durch seinen Commentar zum Hiob (Lpz. 1839; 2. Aufl. 1852) rühmlich bekannt. — Ein Bruder des letztern, Salomon H., namhafter Verlagsbuchhändler, geb. zu Zürich 13. Febr. 1804, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging dann nach Berlin, um in die Reimer'sche Buchhandlung in die Lehre zu treten, und von da auf ein Jahr nach Heidelberg, wo er in der Winter'schen Buchhandlung beschäftigt war und Vorlesungen an der Universität hörte. Im J. 1830 siedelte er nach Leipzig über, verheirathete sich mit einer Tochter Reimer's und trat in die seinem Schwiegervater gehörige Weidmann'sche Buchhandlung ein, welche bald darauf von ihm und seinem Schwager Karl Reimer übernommen wurde. Dieselbe hatte in der zweiten Hälfte des 18. und den ersten Decennien des 19. Jahrh. eine große Anzahl von Werken der berühmtesten deutschen Gelehrten und Schriftsteller verlegt, wie der Philologen Ast, G. Hermann, Heyne, Lobeck, Harleß, Orelli, Schweighäuser, der Geschichtschreiber Joh. von Müller und Schröckh, der Theologen Eichhorn, Schleusner, Zollikofer, des Mathematikers Vega («Logarithmen»), der Dichter und Schriftsteller Gellert, Göckingk, Lavater, Niemeyer, Ramler, Sulzer, Thümmel, Wieland, Zimmermann u. s. w. Auch war in der Weidmann'schen Buchhandlung der «Meßkatalog» seit 1759 erschienen. Nach H.'s und Reimer's Eintritt wurde der Verlag in den eingeschlagenen Richtungen durch neue Verbindungen mit namhaften Gelehrten fortgeführt. Dahin gehören unter anderm das «Handbuch der röm. Alterthümer» von W. A. Becker, die «Sammlung griech. und lat. Schriftsteller», herausgegeben von Haupt und Sauppe, die Ausgabe mittelhochdeutscher Dichter von Haupt, die «Geschichte der deutschen Sprache» von J. Grimm, mehrere histor. Werke von Dahlmann, die philos. Schriften von Lotze, die geschätzten «Exegetischen Handbücher» zum Alten und Neuen Testament, Werke der Theologen Hagenbach und Schweizer u. s. w. Von Werken berühmter deutscher Dichter sind zu nennen Chamisso's Werke, Anastasius Grün's Gedichte und Rückert's «Weisheit des Brahmanen». Als 1. Jan. 1853 H. ausschied und eine Buchhandlung unter eigener Firma begründete, ging durch die Theilung des bisherigen gemeinschaftlichen Verlags ein großer Theil an H. über, während die Weidmann'sche Buchhandlung mit dem andern Theile nach Berlin übersiedelte. Auch die neue Firma gewann sehr bald eine große Bedeutung. In ihrem Verlage erschienen unter anderm das «Deutsche Wörterbuch» der Gebrüder Grimm, ferner das «Mittelhochdeutsche Wörterbuch» von Müller und Zarncke, die «Chroniken der deutschen Städte», die poetischen und histor. Werke von Gust. Freytag und H. von Treitschke, die Arbeiten vieler neuern deutschen Geschichtschreiber, Alterthumsforscher, Philosophen und Philologen. Im J. 1875 erschien in H.'s Verlag «Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—76» (3 Bde.), ein von ihm selbst seit langer Zeit vorbereiteter Versuch einer Ausgabe von Goethe's Werken in chronol. Folge und nach histor. Gesichtspunkten. H.'s Privatbibliothek umschloß eine ungemein vollständige Sammlung von Goethe's Werken, die er zuletzt in «Neues Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, 1761—1874» (Lpz. 1874) katalogisirte. In allen Dingen, welche sich auf die Detailkenntniß der literarischen Glanzperiode der Deutschen beziehen, galt H. als Autorität. H. starb an den Folgen einer Augenoperation in Halle 8. Febr. 1877. Er vermachte seine Goethe-Bibliothek sammt den Handschriften der Universitätsbibliothek in Leipzig, die Sammlung Zwingli'scher Schriften der straßburger Universitätsbibliothek.

His (Wilh.), namhafter Anatom, geb. 9. Juli 1831 zu Basel, widmete sich zuerst an der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin (wo Johannes Müller besondern Einfluß auf ihn

Digitized by Google

gewann), Würzburg und Wien dem Studium der Medicin, wurde 1857 zu Basel Professor der Anatomie und Physiologie und folgte 1872 einem Rufe als ebensolcher an die Universität zu Leipzig. H. hat sich mit Erfolg histologischen Forschungen gewidmet, wie seine Untersuchungen über die Hornhaut, die Lymphdrüsen und Lymphgefäße beweisen, während in letzterer Zeit seine Studien wesentlich auf anatom. und embryolog. Gebiete beschränkt waren. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Crania helvetica» (mit Rütimeyer, Bas. 1864), «Untersuchungen über die erste Anlage des Wirbelthierleibes» (Lpz. 1868), «Unsere Körperform und das physiol. Problem ihrer Entstehung» (Lpz. 1875), in welcher letztern Arbeit er eine polemische Haltung gegen Häckel einnimmt. Mit Braune gibt er seit 1875 die «Zeitschrift für Anatomie und Entwickelungsgeschichte» (Lpz.) heraus. In der letztern sowie im «Archiv für Anthropologie» veröffentlichte H. eine Reihe werthvoller anatom. und physiol. Arbeiten.

Hiskias, König von Juda, nach gewöhnlicher Zeitrechnung 728—699 v. Chr., Sohn und Nachfolger des Ahas, war bemüht, den in Verfall gekommenen Jahvehcultus wiederherzustellen und wird als ein gottesfürchtiger, im Sinne der Theokratie regierender Fürst gerühmt. Im Kriege kämpfte er glücklich gegen die Philistäer, wurde aber aus der Bedrängniß durch den Assyrer Sanherib nur durch die im assyr. Heere ausgebrochene Pest gerettet. Selber auch von dieser tödlichen Krankheit ergriffen, soll er durch die medic. Kenntnisse und ein Wunder des Jesaias gerettet worden sein, nachdem zum Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit der Schatten am Sonnenzeiger 10° zurückgegangen war. Dieser Erzählung liegt die Idee zu Grunde, daß Jahveh zu Gunsten seines Lieblings oder Vertrauten momentan selbst den Lauf der Natur hemmte und änderte. H. lebte hierauf noch 15 Jahre und machte sich um Jerusalem noch durch Anlegung einer Wasserleitung, sowie durch eine gelehrte Commission verdient, welche die Literaturreste des untergegangenen Zehnstämmereichs sammeln sollte.

Hispaniola (Española), der ursprüngliche Name der Insel San-Domingo, s. Haïti.

Histologie oder Gewebelehre, s. Gewebe.

Historische Malerei (Historien- und Geschichtsmalerei). Der Begriff des Historischen in der bildenden Kunst besagt nach dem Wortgebrauch der Aesthetik im weitern Sinne soviel wie stilvolle, ideale Auffassung, im engern Sinne die Darstellung wirklicher geschichtlicher Vorgänge. «Historisch» ist im erstern Wortverstande gleichbedeutend mit der in Form und Ausdruck ausgesprochenen Erhebung des Gegenstandes aus dem Zufälligen und rein Zuständlichen, wie es das «Genre» zu geben hat, in die Sphäre des Allgemeingültigen; und diese Auffassung ist keineswegs auf Vorführung thatsächlicher Ereignisse beschränkt, sondern erstreckt sich auf alle Stoffgebiete figürlicher Composition, seien sie nun der Geschichtsüberlieferung oder der Dichtung, Sage oder andern Quellen entlehnt. In diesem Betracht deckt sich der Begriff des Historischen mit dem des Monumentalen, dessen erstes Erforderniß der Stil ist. Er leidet sogar Anwendung auf die Landschaft, dafern der Künstler es unternimmt, die Naturwelt nach den Stilgesetzen des Historienbildes zu behandeln, d. h. die vorgefundene Erscheinung zum großartigen und einfachen Ausdruck zu gestalten und ihr eine entsprechende Gesammtphysiognomie zu geben (componirte, ideale Landschaft). Diese Form des Landschaftsbildes wird auch heroische Landschaft genannt (so bei Sulzer, Hagedorn, Goethe), nach dem Charakter der ursprünglich mit ihr auftretenden heroischen Figurenstaffage (die Landschaften N. Poussin's, Claude's, Jos. Ant. Koch's, Fr. Preller's), welche die Landschaft in homogene Beziehung zu bedeutenden Vorgängen des Menschenlebens bringen. Im engern Sinne ist die Historienmalerei richtiger Geschichtsmalerei zu nennen, weil hier nicht sowol die Auffassung als vielmehr der Stoff den Ausschlag gibt. Es kann jedoch ein Geschichtsbild, welches zunächst treue Wiedergabe eines überlieferten Gegenstandes sein will, im höhern künstlerischen Sinne historisch sein, indem es das blos Aeußerliche und Episodische zurücktreten läßt hinter dem Hauptsächlichen, dem Ausdrucke des geistigen Gehaltes, und deshalb das Gewicht auf die Ausprägung der Persönlichkeiten und die Durchbildung der Composition als solcher legt; andererseits kann es zum Genrehaften neigen, wenn es in umgekehrtem Sinne verfährt. Alsdann wird ihm der Charakter der Illustration eigen. Für die Wahl der Behandlungsform ist der Zeitabstand des zu schildernden Ereignisses vom Darsteller wesentlich. Zwar können auch fast gleichzeitige geschichtliche Ereignisse in jener gesteigerten stilvollen Form wiedergegeben werden, welche der Wiedergabe in poetischer Dichtform entspricht, doch wird sie vorzugsweise den zeitlich fernliegenden Stoffen zukommen, weil diese einen abgeschlossenern Charakter tragen. Bei Darstellung jüngstvergangener Ereignisse erhöht die porträtmäßige und costümgetreue, also genrehaftere Auffassung die Glaubwürdigkeit. Dort kommt es mehr auf geistige Wahrheit, hier mehr auf allseitige Richtigkeit

Digitized by Google

an. In der ältern Kunst fast aller Völker bis zur Mitte des 16. Jahrh. herrscht ausschließlich die stilvolle Behandlung des Geschichtsbildes; erst dann tritt vorzugsweise unter den nordischen Völkern die illustrative Auffassung auf, welche namentlich bei den Niederländern blüht, aber auch den spätern Venetianern eigen wird. Eine Mittelstellung nehmen Rubens und Le Brun ein, in deren Geschichtsbildern die malerischen mit den stilvoll-plastischen Kunstgesetzen sich verbinden. Die eigentlichen Begründer der Geschichtsdarstellung im illustrativen Sinne sind die modernen Franzosen, unter denen David in seinen frühern Gemälden der plastisch-pathetischen, in seinen spätern mehr der rhetorischen Darstellung huldigt, welche besonders Gros eigenthümlich weiterbildet und Horace Vernet und seine Nachfolger besonders im Gebiete des Schlachtgemäldes in gesteigerter realistischer Tendenz vervollkommnet. Unter den deutschen Malern des 19. Jahrh. stehen Cornelius und die ältere münchener Schule streng auf Seite der stilistischen Behandlung; Jul. Schnorr repräsentirt den Fortschritt zur mehr geschichtstreuen Auffassung unter Bewahrung strenger Compositionsgesetze; Kaulbach strebt nach Verbindung von Gedankenreichthum und Symbolik mit moderner und malerischer Darstellung; ihm gegenüber Alfr. Rethel nach Größe, Wucht und Prägnanz des Moments. Die Düsseldorfer Schule seit den dreißiger Jahren neigt durchweg zur genrehaft-malerischen Behandlung; als Meister der realistisch-illustrativen Auffassung ragt gegenwärtig besonders A. Menzel hervor.

Historische Vereine nennt man in Deutschland alle diejenigen wissenschaftlichen Institute, welche ihre gemeinsame Thätigkeit der vaterländischen Geschichts- und Alterthumskunde in freier Forschung widmen. Den ersten Anstoß zur Begründung derselben gab die auf Anregung des Ministers von Stein 20. Jan. 1819 gestiftete «Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde» zu Frankfurt a. M., welche sich die kritische Gesammtausgabe der Quellenschriftsteller des deutschen Mittelalters («Monumenta Germaniae historica») als Aufgabe stellte. Die rüstige Thätigkeit dieser Gesellschaft erweckte einen neuen Eifer für die Geschichtsforschung, und es entstanden alsbald histor. Vereine, welche sich theils die Sammlung, theils die Nutzbarmachung des Materials für Geschichte und Alterthumskunde einzelner Provinzen und Gaue sowie selbst einzelner bedeutender Städte zum Zwecke setzten und die im wesentlichen ziemlich übereinstimmend organisirt sind, Bibliotheken und Sammlungen angelegt und periodische Schriften begründet haben, in denen sie die Ergebnisse ihrer Forschungen veröffentlichen. Auf ihre Veranlassung und theilweise auf ihre Kosten wurde auch eine Reihe von Quellenschriften, Urkundensammlungen u. s. w. bearbeitet und herausgegeben. Eine nähere Verbindung und wechselseitige Theilnahme an den Arbeiten dieser Vereine suchte zuerst Wigand durch die «Jahrbücher der Vereine für Geschichte und Alterthumskunde» (12 Hefte, Lemgo 1831—32) zu bewirken. Später erhielten dieselben in A. Schmidt's «Allgemeiner Zeitschrift für Geschichte» (10 Bde., Berl. 1844—48) wieder ein gemeinschaftliches kritisches Organ. Hervorzuheben ist auch Walther's «Systematisches Repertorium über die Schriften sämmtlicher histor. Gesellschaften Deutschlands» (Darmst. 1845). Nach wiederholten Versuchen gelang es endlich den allgemeinen Versammlungen der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher zu Dresden und zu Mainz 1852, die zahlreichen Einzelvereine zu einem Gesammtverein zu vereinigen, der eine jährliche Wanderversammlung abhält und dessen Verwaltungsausschuß seit 1853 das «Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine» herausgibt. Durch dieselbe Generalversammlung von 1852 ward das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz begründet, dessen Aufgabe ist, eine übersichtliche Sammlung der heidnischen Alterthümer aus allen deutschen Ländern durch plastische und colorirte Nachbildungen herzustellen. Das gleichzeitig begründete Germanische Nationalmuseum (s. d.) in Nürnberg beschränkt sich im wesentlichen auf das Mittelalter und die neuere Zeit.

Eines besondern Gedeihens erfreute sich von Anfang an das histor. Vereinswesen in Baiern, wo dasselbe von der Regierung unterstützt wird und mit der Akademie der Wissenschaften zu München in Verbindung steht. Unter König Maximilian II. wurde 1858 eine eigene Historische Commission begründet, die bereits für allgemeine deutsche Geschichte viel geleistet hat (Sammlung und Herausgabe der deutschen Reichstagsacten, der ältern Hansarecesse, der deutschen Städtechroniken, der deutschen Weisthümer u. s. w., allgemeine deutsche Biographie und Geschichte der Wissenschaften in Deutschland); auch werden mit Unterstützung derselben die «Jahrbücher der deutschen Geschichte» und eine Zeitschrift: «Forschungen zur deutschen Geschichte» herausgegeben. Außerdem wirken jetzt fast in allen einzelnen Provinzen und größern Städten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz und der russ. Ostseeprovinzen histor. Vereine mit mehr oder minder Erfolg. Auf dem Gebiete der prähistor. Archäologie (s. Ur-

Digitized by Google

geschichte) haben dieselben neuerdings eifrige Mitarbeiter gefunden in den sog. Anthropologischen Gesellschaften, unter denen die in Berlin, Wien und München besonders hervorragen. Den Mittelpunkt dieser bildet die 1870 gestiftete «Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte», welche eine jährliche Wanderversammlung abhält und ein «Correspondenzblatt» herausgibt. Außer diesen Vereinen und ihren Publicationen gibt es viele Zeitschriften, welche die Arbeiten der Geschichts- und Alterthumsforscher über einzelne deutsche Länder und Gaue vereinigen, zu denen als allgemeines Organ für die histor. Forschung in Deutschland 1859 Sybel's «Histor. Zeitschrift» hinzutrat. Aehnliche Gesellschaften für Geschichts- und Alterthumskunde bestehen auch in den meisten übrigen Ländern Europas, Nordamerikas u. s. w. und neuerdings sind für diese Zweige der Wissenschaft auch internationale Congresse, z. B. der Anthropologen, Archäologen u. s. w., zusammengetreten.

Histrionen hießen bei den Römern die Schauspieler. Als 364 v. Chr. eine Pest in Rom ausgebrochen war, wurden unter andern zur Versöhnung der Götter angewandten Mitteln auch zuerst Schauspiele (ludi scenici) angestellt, die von Schauspielern, welche man aus Etrurien berief, aufgeführt wurden. Diese Schauspiele bestanden nur aus mimischen Tänzen mit Flötenbegleitung. Sie wurden von Leuten aufgeführt, die ein Gewerbe daraus machten, und diese wurden mit dem aus der etruriſchen Sprache entlehnten Worte histriones, vor welchem das einheimische ludiones mehr zurücktrat, benannt. Derselbe Name ging, als Livius Andronicus um 240 v. Chr. das kunstgerechte röm. Drama begründete, auf die Darsteller (actores) dieser Dramen, Komödien und Tragödien über, auch die Darsteller der Mimen und Pantomimen, die sich später kunstmäßig ausbildeten und in der Kaiserzeit das eigentliche Schauspiel überwucherten, wurden in dieser unter H. im weitern Sinne mit inbegriffen. Die H. bildeten Truppen (greges), an deren Vorsteher, der gewöhnlich selbst Schauspieler (actor) war, sich die Magistrate, welche dem Volke Schauspiele zum besten geben wollten, wendeten. Die Besoldungen (mercedes) der H. stiegen so hoch, daß Tiberius sich veranlaßt fand, sie zu beschränken. Weibliche Rollen wurden durch Männer, erst in der spätesten Kaiserzeit auch durch Weiber gespielt. Das Volk gab den H. den Beifall durch Klatschen (plausus), das Misfallen durch Pfeifen (sibilus) zu erkennen. Einer der berühmtesten römischen H. war Roscius (s. d.), für den Cicero in einer noch erhaltenen Rede als Anwalt auftrat. Die H. gehörten meist dem Stande der Freigelassenen an; auch Sklaven fanden sich unter ihnen. Die Bescholtenheit (infamia), der ihr Gewerbe unterlag, traf nicht die röm. Jünglinge, welche die einheimischen volksmäßigen Fesceminen, Saturä und Atellanen darstellten und welche nicht H. genannt wurden.

Hittorff (Jacques Ignace), franz. Architekt, geb. 20. Aug. 1793 zu Köln, erhielt von Jugend auf eine zu dem Baufache vorbereitende Erziehung und ging 1810 nach Paris, wo er an den Architekten Percier und Belanger zugleich Gönner und Lehrer fand. Er nahm bald Antheil an dem Bau des Schlachthauses der Barrière Le Roule und an der Ausführung der gußeisernen Kuppel der Kornhalle. Im J. 1814 wurde er sodann zum königl. Bauinspector, nach Belanger's Tode an dessen Stelle zum Hofarchitekten ernannt. Nunmehr mit den wichtigsten Arbeiten beauftragt, besorgte er, gemeinschaftlich mit Lecointe, den Neubau des Schauspielhauses des Ambigu-Comique und die Wiederherstellung des Theatersaals Favart. Ferner lieferte er den Plan zu einem Grabmonument für den Herzog von Berri und die architektonischen Randzeichnungen für das beabsichtigte Prachtwerk über die Krönungsfeier Karl's X. Nach der Julirevolution, die ihn einige Zeit von den Staatsbauten entfernte, wurde er bald wieder Regierungs- und Stadtamtsarchitekt. Seit 1832 begann er seine Hauptwerke, die Kirche St.-Vincent de Paul, eine geräumige Basilika im altchristl. Stil, woran 10 Jahre gebaut wurde, sodann die Verschönerung des Concordeplatzes und der Elyseischen Felder, wo er das Fußgestell des Obelisken, fünf Springbrunnen, den Sommercircus und das Diorama errichtete. Nach mehrjähriger Unterbrechung seiner officiellen Bauthätigkeit erhielt er 1852 von der neuen kaiserl. Regierung den Auftrag, die Verschönerungen des Concordeplatzes in einigen Theilen abzuändern und die Parkbauten in dem zu einem städtischen Lustwalde umgeschaffenen Boulogner Gehölz zu leiten. Später verfertigte er die Risse zur Anlage der Avenue de l'Impératrice und der Zugänge des großen Triumphbogens, und in der letzten Zeit baute er die Mairie des ersten Arrondissements und den nebenanliegenden Glockenthurm, zwei neugoth. Architekturproben, die nicht zu seinen gelungenen Schöpfungen gezählt werden können. Auch in der Kunstliteratur machte sich H. durch wichtige Werke bekannt. So veröffentlichte er «Architecture antique de la Sicile» (3 Bde., Par. 1826—30) und «Architecture moderne de la Sicile» (Par. 1826—35, mit 76 Tafeln), wozu er, wie zu dem vorgenannten Werke,

Digitized by Google

mit seinem Schüler L. Zanth auf einer wissenschaftlichen Reise in Italien die Materialien gesammelt hatte. Ferner gab er heraus «Architecture polychrôme chez les Grecs» (Par. 1851, mit Atlas), worin er die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Bemalung der Gebäude bei den Alten niederlegte, sowie eine franz. Uebersetzung von William Wilkins' «The unedited antiquities of Attica» (Par. 1832, mit 60 Tafeln), das er vielfach berichtigte, durch Anmerkungen erläuterte und mit neuen Zeichnungen bereicherte. H. wurde 1853 von der Akademie der bildenden Künste als Mitglied aufgenommen. Er starb zu Paris 25. März 1867.

Hitzig (Ferd.), ein als ausgezeichneter Exeget und Kritiker des Alten Testaments verdienter prot. Theolog, geb. 23. Juni 1807 zu Hauingen in Baden, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine erste Vorbildung auf dem Pädagogium zu Lörrach, seit Herbst 1822 auf dem Lyceum zu Karlsruhe und bezog, um Theologie zu studiren, im Herbst 1824 erst die Universität zu Heidelberg, dann 1825 die zu Halle, wo er bis Ostern 1827 blieb. Hier unter Gesenius erhielt H. die bestimmte Richtung auf das Alte Testament. Ostern 1828 ging er nach Göttingen, promovirte daselbst 1829 und habilitirte sich hierauf zu Heidelberg in der theol. Facultät. Von hier folgte er 1833 einem Rufe nach Zürich als ord. Professor der Theologie, wo er für das Aufblühen der jungen Universität mit seltenem Eifer gewirkt hat. Seit 1861 wirkte H. als Professor wieder zu Heidelberg, bis an seinen 22. Jan. 1875 erfolgten Tod. Seine Vorlesungen umfassen alle Disciplinen, welche das Alte Testament betreffen, erstrecken sich aber auch über das Neue Testament und die Sprachen des Orients, besonders die semit. Stammes. Seinen literarischen Ruf begründete er durch die «Uebersetzung und Auslegung des Propheten Jesaias» (Heidelb. 1833), welcher unter anderm der «Begriff der Kritik am Alten Testamente praktisch erörtert» (Heidelb. 1831) und «Des Propheten Jonas Orakel über Moab» (Heidelb. 1831) vorausgingen. Einer Uebersetzung und dem histor.-kritischen Commentar über «Die Psalmen» (2 Thle., Heidelb. 1835—36) folgten mehrere die Propheten betreffende exegetisch-kritische Arbeiten, wie «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1838; 3. Aufl. 1863), «Der Prophet Jeremia» (Lpz. 1841), «Der Prophet Ezechiel» (Lpz. 1847) und «Der Prophet Daniel» (Lpz. 1850). Diesen reihten sich seitdem an «Das Hohe Lied» (Lpz. 1855) und «Die Sprüche Salomonis» (Zür. 1858) sowie eine neue Uebersetzung und Auslegung der Psalmen (2 Bde., Lpz. u. Heidelb. 1863—65). Frei von dogmatischem Vorurtheil, begabt mit Scharfsinn und Combinationstalent und im Besitz eines umfassenden orient. und philol. Wissens, hat H. das Verdienst, in neuerer Zeit neben Ewald und Tuch die Kritik und Exegese des Alten Testaments am meisten gefördert zu haben. Als Kritiker suchte er theils den vielfach verderbten Text des Alten Testaments durch Conjecturen und Emendationen zu berichtigen, theils durch sog. positive Kritik den als unecht erwiesenen Büchern oder Abschnitten ihren ursprünglichen Zusammenhang und Ort der Entstehung nachzuweisen. Unter seinen übrigen Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben: «Die Erfindung des Alphabets» (Zür. 1840), «Ueber Johannes Markus und seine Schriften» (Zür. 1843), «Urgeschichte und Mythologie der Philistäer» (Lpz. 1845), «Die Grabschrift des Eschmunazar» (Lpz. 1855), «Geschichte des Volkes Israel» (2 Bde., Lpz. 1869—70), «Sprache und Sprachen Assyriens» (Lpz. 1871), «Das Buch Hiob. Uebersetzt und ausgelegt» (Lpz. 1874). Auch hat H. beachtenswerthe Beiträge zu den «Theol. Studien und Kritiken» und andern theol. Zeitschriften geliefert.

Hitzig (Jul. Eduard), Criminalist und Schriftsteller, geb. im Dec. 1780 zu Berlin, studirte in Halle, später in Erlangen die Rechte und entwickelte im Umgange mit Clemens Brentano, Ludw. Wieland u. a. seine Neigung für Literatur und Poesie. In Warschau, wo er seit 1799 bei der Regierung als Auscultator und seit 1804 als Referendarius angestellt war, knüpfte sich zwischen ihm und den Dichtern Mnioch und Werner, welcher letztere in seinen «Söhnen des Thales» in der Gestalt des Tempelritters Robert d'Heredon H.'s Individualität aufgefaßt haben soll, ein inniges Freundschaftsverhältniß. Als 1806 die preuß. Herrschaft in Warschau ihr Ende erreichte, sah er sich genöthigt, zu literarischen Arbeiten seine Zuflucht zu nehmen. Im J. 1808 begründete er in Berlin ein Verlagsgeschäft, womit er später einen Sortimentshandel und 1810 ein Lesezimmer für die Universität verband. Doch verkaufte er 1814 sein Geschäft an den Buchhändler Dümmler, betrat von neuem die juriſt. Laufbahn beim Kammergericht und wurde 1815 Criminalrath beim Kammergericht und 1827 Director des Kammergerichts-Inquisitoriats. Im J. 1825 begründete er die «Zeitschrift für die preuß. Criminalrechtspflege» und 1828 die «Annalen für deutsche und ausländische Criminalrechtspflege», die nachher von Demme fortgesetzt wurden. Auch gab er ein «Gelehrtes Berlin» (Berl. 1826; fortgesetzt von Büchner, Berl. 1834) heraus. Den meisten schriftstellerischen Ruf erntete er

Digitized by Google

durch die Lebensbeschreibungen Werner's (Berl. 1823) und Hoffmann's (2 Bde., Berl. 1823). Sehr bekannt wurde auch der von ihm mit Häring (s. d.) 1842 begonnene «Neue Pitaval». Infolge eines Augenübels mußte H. 1832 seine Entlassung aus dem Staatsdienste nehmen. Er starb 26. Nov. 1849. Sein Schriftchen «Das preuß. Gesetz vom 11. Juni 1837 zum Schutze des Eigenthums in Werken der Wissenschaft und Kunst» (Berl. 1838) veranlaßte, daß die Regierung ihn im Oct. 1838 an die Spitze des Literarischen Vereins Sachverständiger berief, der in Gemäßheit des erwähnten Gesetzes in Berlin niedergesetzt wurde. Seit dieser Zeit führte er auch bis 1844 die Oberleitung der in Leipzig erscheinenden «Preßzeitung». Im Auftrage seines Freundes Chamisso arbeitete er dessen Biographie aus, welche unter dem Titel «Leben und Briefe von A. von Chamisso» (2 Bde., Berl. 1839—42) erschien.

Hitzig (Friedr.), namhafter Architekt, Sohn des Vorigen, wurde 8. April 1811 zu Berlin geboren und erhielt seine Erziehung im älterlichen Hause. Nachdem er 1837 seine letzte Staatsprüfung im Baufach bestanden, trat H. nicht in den Staatsdienst, sondern schlug mit großem Erfolg die Laufbahn eines Privatarchitekten ein. Er unternahm größere Reisen durch Frankreich, Italien, Griechenland, die Türkei und Aegypten. Sein Wirkungskreis erstreckte sich bald über Berlin hinaus und eine große Anzahl von Schlössern, Landsitzen u. s. w. in ganz Deutschland verdankt ihm seine Entstehung. In Berlin ist die erste Hälfte der Victoriastraße größtentheils von H. erbaut, in Triest der Palast Revoltella, in Warschau das Palais Kronenberg. Im J. 1858 erhielt H.'s Plan zur Neuen Börse in einer allgemeinen Concurrenz den ersten Preis und es wurde ihm infolge dessen auch die Ausführung (das erste Beispiel eines vollständigen Quaderbaues in Berlin) übertragen. Auch der Circus Renz und die Reichsbank in Berlin sind Werke H.'s. Bereits 1850 ward er in die königl. Baudeputation berufen; einige Jahre später erhielt er den Titel eines Geh. Regierungsraths. H. ist seit 1875 Präsident des Senats und der königl. Akademie der Künste in Berlin. Außer einer Sammlung seiner «Ausgeführten Bauwerke» (2 Bde. mit 68 Tafeln) hat H. auch besondere Werke über die Victoriastraße, den Palast Revoltella und die Börse in Berlin veröffentlicht. Vgl. Woltmann, «Die Baugeschichte Berlins» (Berl. 1872).

Hjerta (Lars Johan), namhafter schwed. Publicist und Politiker, geb. 23. Jan. 1801 zu Upsala, trat nach vollendeten philos. und jurist. Studien in den Staatsdienst, der ihm aber nur wenig zusagte. Inzwischen gewann er bei den Reichstagen 1823 und 1828—30 Anstellung in der Kanzlei des Ritterhauses und gründete mit Cruseństolpe (s. d.) eine «Reichstagszeitung». Ende 1830 rief er das «Aftonbladet» ins Leben, das unter seiner geschickten Leitung in kurzer Zeit Schwedens bedeutendste polit. Zeitung ward und mächtig zum Siege der liberalen Ideen beigetragen hat. Für seine polit. Ansichten hatte er auch reiche Gelegenheit, als Repräsentant zu kämpfen: 1834—56 auf dem Ritterhause kraft seines adeligen Standes, 1859—66 als gewählter Repräsentant im Bürgerstande und nach Vollbringung der von ihm wesentlich herangebahnten Repräsentationsreform 1867—72 als Mitglied der Zweiten Kammer. Auch auf andern Gebieten übte er eine rastlose Thätigkeit aus, so als Buchdrucker, Verleger, Großhändler, Fabrikant, Schiffsrheder u. s. w. Er starb zu Stockholm 20. Nov. 1872.

Hjörring, dän. Amt, der nördlichste Theil Jütlands, ein Theil des Stifts Aalborg, zählt (1870) auf 2775,17 QKilom. 91,927 E. Die Südgrenze bildet der Liimfjord (s. d.) und das Amt Aalborg; gegen Westen stößt es zum Theil an das Amt Thisted; im übrigen ist es vom Meere umschlossen. Zum Amt gehören einige Inseln im Liimfjord sowie auch Lässö und Hirtsholmene im Kattegat. Im ganzen ist das Amt eins der am wenigsten begünstigten der jütischen Halbinsel. Kaum ein Drittel des Areals ist angebaut, und zwar unvollkommen. Flugsand bedeckt das Westufer und die Nordspitze. — Die Hauptstadt H. zählt (1870) 3250 E.

Hjort (Peder), namhafter dän. Kritiker und Sprachforscher, geb. 19. Juli 1793 auf der bei Kopenhagen liegenden Insel Amager, wo sein Vater, der bekannte Schul- und Volksfreund und geistliche Dichter Victor Christian H. (gest. 1818 als Bischof zu Ribe), damals Prediger war, studirte die Rechte und Theologie an der Universität, besonders aber widmete er sich, im Umgange mit Oehlenschläger und Poul Möller, der Aesthetik und, mit Sibbern, der Philosophie. In seinem «Digteren Ingemann og hans Bärker» (1815) und in «Tolv Paragrapher om Jens Baggesen» (1816) vertheidigte er mit großer Schärfe den Standpunkt der romantischen Schule gegen die durch jene beiden Dichter repräsentirte Geschmacksrichtung. Darauf lebte er drei Jahre auf Reisen in Italien, Deutschland, Belgien und Frankreich, die von Einfluß auf seine Lebensanschauung wurden. In Rom studirte er Kunstgeschichte und Literatur. In München brachte er drei Winter im nahen Umgange mit Schelling und Baader zu,

Digitized by Google

welcher letztere ihn nachher mit Daub und Hegel bekannt machte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1822 als Lector der deutschen Sprache und Literatur an der Akademie zu Soröe angestellt. Hier gab er in deutscher Sprache «Joh. Scotus Erigena» (1823) und in dänischer «Læren om Villiens Frihed, forsvaret imod en Mediciners Angreb» (1825) heraus. Durch seine amtliche Stellung zum Studium der Werke Rask's, Grimm's, Bopp's u. s. w. geführt, verfaßte er mehrere linguistische Schriften, die einzelne Partien der Sprachlehre wesentlich gefördert haben; so vor allem seine «Tydsk Grammatik for Dansktalende» (7. Aufl., Kopenh. 1858) und sein «Tydsk Læsebog for Dansktalende» (4. Aufl., Kopenh. 1857). Sein treffliches Werk «Den Danske Börneven» (8. Aufl., Kopenh. 1860) sowie die mit Umsicht ausgewählten «Gamle og Nye Psalmer» (3. Aufl., Kopenh. 1843) haben in Dänemark vielen Beifall gefunden. Ueber dän. Literatur, Politik und Pädagogik lieferte er außerdem viele Beiträge in Zeitschriften. Seit Aufhebung der Akademie zu Soröe 1849 lebte H. als Privatgelehrter zu Kopenhagen. Seit 1848 gab er eine Reihe polit. Schriften in Betreff Schleswig-Holsteins heraus, in welchen er das Interesse des dän. Royalismus vertrat. Die Veröffentlichung einiger Bände seines theilweise höchst interessanten Briefwechsels zog ihm in seinen letzten Jahren den Vorwurf der Indiscretion und Taktlosigkeit zu. Er starb zu Kopenhagen 11. Nov. 1871. Aus seinem Nachlaß erschien «Udsigt over nyere dansk Literatur» (Kopenh. 1872).

Hlubek (Franz Xaver Wilh. von), namhafter Agronom, geb. 11. Sept. 1802 in Chatitschau in Oesterreichisch-Schlesien, studirte zu Brünn Philosophie und hierauf in Wien Jurisprudenz, Chemie und Landwirthschaft. Im J. 1829 erhielt er eine Anstellung in Wien, wurde 1832 Professor der Landwirthschaft zu Lemberg und 1833 in gleicher Eigenschaft nach Laibach versetzt. H. wurde 1840 Professor der Land- und Forstwirthschaft zu Gratz, Referent des Centralausschusses der steiermärk. Landwirthschaftsgesellschaft und Administrator des Versuchshofs und des Musterweingartens. Im J. 1870 erhielt H. wegen seiner Verdienste den Orden der eisernen Krone und wurde vom Kaiser in den Ritterstand erhoben. Als Begründer des Seidenbaues in Steiermark, als Ampelograph, Vereinsleiter und Theilnehmer an den agrarischen Congressen hat H. eine unermüdliche Thätigkeit entfaltet. Als selbstständiger Schriftsteller trat er zuerst auf mit der gekrönten Preisschrift «Die Ernährung der Pflanzen und die Statik des Landbaues» (Prag 1841). Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Versuch einer neuen Charakteristik und Klassifikation der Rebsorten» (Gratz 1841), «Beantwortung der wichtigsten Fragen des Ackerbaues» (Gratz 1842), «Die Landwirthschaft des Herzogthums Steiermark» (Gratz 1846), «Die Landwirthschaftslehre in ihrem ganzen Umfange» (2. Aufl., 2 Bde., Wien 1851—52), «Bericht über die engl. Landwirthschaft und die londoner Ausstellung» (Gratz 1852), «Die Betriebslehre der Landwirthschaft» (Wien 1853). Hieran reihen sich noch: «Die Bepflanzung des Karstes» (Gratz 1858), «Ein treues Bild des Herzogthums Steiermark» (Gratz 1860), «Der Weinbau der österr. Monarchie» (Gratz 1864), «Die wichtigsten Lehren der Landwirthschaft» (Gratz 1867) u. a.

Hoang-ho oder Hwang-ho, d. h. im Chinesischen Gelber Fluß, nach dem Yang-tse-kiang der größte Fluß Chinas, entspringt zwischen 94° und 95° östl. L. (von Greenwich) im Süden der Landschaft Koko-Nor, von dem nördl. Abhange der Bain-Karakette, durch welche sein Quellgebiet von dem obern Laufe des Yang-tse-kiang getrennt wird. Er durchströmt die Landseen Daring-Nor und Ouring-Nor, bildet alsdann eine S-förmige Krümmung gegen Nordosten, nähert sich der großen Mauer, tritt auf kurze Strecke in dieselbe ein, umschreibt alsdann bogenförmig das Land der Orto-Mongolen, durchbricht die Chinesische Mauer aufs neue, bildet alsdann innerhalb derselben von Norden nach Süden fließend die Grenze zwischen den Provinzen Shen-si und Shan-si, biegt sich nun gegen Osten, durchströmt Ho-nang und nach einer Wendung gegen Norden auch Shan-tung, um sich in den Golf von Pe-tschi-li zu ergießen. Diese Mündung besteht erst seit 1851. Bis dahin mündete er mit breiter Deltabildung in das Gelbe Meer ein. Alle Krümmungen eingerechnet, wird seine Länge auf 4400 Kilom., der Flächeninhalt seines Gebietes auf 1,800,000 QKilom. geschätzt. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind auf der rechten Seite der Whai-ho und der Hoai-ho, auf der linken Seite der Fuen-ho. Der H. ist wegen seiner großentheils sehr reißenden Strömung wenig schiffbar, verursacht dagegen durch das Uebertreten seines infolge von Sturzregen oder dem Schmelzen des Schnees im Gebirge furchtbar angeschwollenen Gewässers auf das neben ihm gelegene Flachland häufig sehr verwüstende Ueberschwemmungen, welche nicht immer durch das schon seit ältester Zeit bestehende System künstlich angelegter und wohlunterhaltener Dämme, Deiche, Schleusen und Abzugskanäle verhütet oder auch nur beschränkt werden können.

Digitized by Google

Hobart-Pascha (Augustus Charles, Baron Hobart), türk. Admiral, geb. 1. April 1822, ist das vierte Kind Sir Augustus Edward Hobart's, sechsten Grafen von Buckinghamshire, aus seiner ersten Ehe mit Mary, ältester Tochter John William's, der ein Jurist von Ruf und King's-Sergeant war. H. trat 1835 in die engl. Marine, wurde 1855 Commandeur und 1863 Kapitän. Während des amerik. Bürgerkriegs machte er sich durch seine abenteuerlichen, tollkühnen Seefahrten bemerkbar; achtzehnmal durchbrach er die Blokadelinie der nordstaatlichen Schiffe, um auf einem Kauffahrer den Secessionisten Kriegsmaterial zuzuführen und Baumwolle nach England zurückzubringen. Dem verstorbenen türk. Staatsmann und ehemaligen Gesandten zu London, Aali-Pascha, persönlich bekannt, wurde H. auf dessen Veranlassung 1867 in den türk. Staatsdienst mit dem Range eines Bahrie Limassi (Contreadmirals) berufen und ihm zugleich der Titel eines Pascha verliehen. Während des Aufstandes in Candia leistete er dem Ottomanischen Reiche durch seine ebenso umsichtige wie muthige Führung große Dienste. An die Spitze einer Escadre gestellt, ward ihm der Auftrag, die von den Griechen zur Unterstützung der aufständischen Candioten ausgerüsteten Freibeuterschiffe Enosis, Kreta und Panhellenikon zu verhindern, Proviant und Kriegsmaterial sowie Freiwillige nach Kreta zu bringen, ein Auftrag, den er mit der ihm eigenen Energie ausführte. H. wurde vom Sultan im Jan. 1869 zum Viceadmiral und 4. März 1870 zum Großadmiral der türk. Flotte erhoben und ihm der Oberbefehl über die türk. Mittelmeerflotte übertragen. Im Herbst 1874 trat H. mit dem Range eines Kapitäns in die engl. Marine zurück, aber beim Beginn des russ.-türk. Kriegs im Frühjahr 1877 aufs neue als Großadmiral in türk. Dienste.

Hobarttown, richtiger City of Hobart, Hauptstadt der Insel und der engl. Colonie Tasmania (s. d.) in Australien, Sitz des Gouverneurs und der Colonialbehörden, liegt, von dichter Laubwaldung umschlossen, überaus malerisch an der südöstl. Küste am Fuße des an 1350 Mt. hohen Wellington- oder Tafelbergs und am Sullivans-Cove, einer Mündungsbai des Derwent, welche einen großen, vortrefflichen Hafen, den sog. Derwenthafen, bildet. Die Stadt, erst 1804 angelegt, zählt gegenwärtig 22,000 E. Dieselbe hat regelmäßige, 20 Mt. breite, zum Theil sehr lange Straßen, viele ansehnliche Gebäude, mehrere Schulen und gelehrte Gesellschaften, große Brennereien, Gerbereien, Säge- und Mahlmühlen, Seife-, Lichter-, Stärke- und andere Fabriken sowie lebhaften Handel mit England und Indien, regelmäßigen Dampfbootverkehr mit Sydney, mehrere Banken und Buchdruckereien.

Hobbema (Meindert), vielleicht der vorzüglichste niederländ. Landschaftsmaler nach J. Ruysdael, wurde 1638 wahrscheinlich zu Amsterdam, nach andern in Coeverden geboren. Von seinen Lebensumständen weiß man nichts Zuverlässiges. Die Figuren in seinen Landschaften sind meist von Berghem, Adrian van der Velde, Lingelbach und J. van Loo gemalt, wonach seine Blütezeit etwa in das sechte bis achte Jahrzehnt des 17. Jahrh., sein Tod um 1710 fallen dürfte. Er malte meist Waldgegenden, Ruinen, Dörfer u. s. w., alles mit einer Durchbildung des einzelnen, besonders des Baumschlags, mit einer Klarheit der Composition, Kraft und Schönheit des Colorits und feiner Abstufung des Tons, welche ihn den größten Landschaftern an die Seite stellen. Seine Bilder sind in viele Galerien zerstreut. H. war wahrscheinlich ein Schüler Ruysdael's, dem er von manchen gleichgestellt wird, nur daß seine Ausführung minder zart ist.

Hobbes (Thomas), einer der scharfsinnigsten polit. Schriftsteller Englands und Begründer des neuern Naturrechts, der Sohn eines Predigers, geb. zu Malmesbury 5. April 1588, bezog schon im 14. Jahre die Universität zu Oxford, wo er die damals herrschende Aristotelische Philosophie und Physik studirte, und reiste 1610 als Führer des jungen Cavendish (eines Sohnes des nachherigen Grafen von Devonshire) durch Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr faßte er, durch den Umgang mit Bacon veranlaßt, den Entschluß, für eine bessere Philosophie zu wirken, und übersetzte, um seine Landsleute von ihrem wachsenden Hange zur Demokratie abzuschrecken, den Thucydides ins Englische (Lond. 1628). Im J. 1629 ging er zum zweiten mal mit dem Sohne des Sir G. Clifton, 1634 zum dritten mal mit dem Grafen von Devonshire, dem Sohne seines frühern Zöglings, nach Frankreich. Bei seiner Rückkehr nach London 1637 fand er alles in polit. Gärung. Vergebens strebte er, seine Landsleute von einer Revolution abzuziehen, und sah sich 1641 genöthigt, nach Paris zu gehen, wo er einige Jahre blieb und den aus England geflüchteten Prinzen von Wales in der Mathematik unterrichtete. Hier schrieb er auch sein berühmtes Buch «De cive», welches, zuerst 1642 als Manuscript gedruckt, fünf Jahre später in Amsterdam und ebendaselbst 1648 in franz. Uebersetzung von Sorbière erschien (neuerdings von Kirchmann in deutscher Uebersetzung, Lpz. 1873), und worin er gegenseitige Furcht der Menschen und die Nothwendigkeit, dem Elende

Digitized by Google

des Naturzustandes zu entgehen, für Grundlagen des Staats erklärte. Hiermit in Uebereinstimmung nahm er der Geistlichkeit und der Kirche die Macht, welche sie in den Zeiten der Finsterniß sich angeeignet, und gab sie der weltlichen Gewalt zurück. Die infolge davon zwischen ihm und dem Bischof Bramhall 1646 entstandenen Streitigkeiten veröffentlichte er als «Quaestiones de libertate, necessitate et casu» (Lond. 1656). Dieselben Grundsätze entwickelte er in seinem größern polit. Werke «Leviathan» (engl., Lond. 1651; lat. mit einem Anhange, Amsterd. 1670; deutsch, 2 Bde., Halle 1794—95). Auf Veranlassung der Geistlichkeit wurde ihm der noch in Frankreich residirende Hof Karl's II. verboten. Ueberhaupt in Frankreich sich nicht sicher glaubend, ging er hierauf 1652 nach England zum Grafen von Devonshire, wo er die drei Abhandlungen «De corpore politico», «De homine» und «De civitate» (Lond. 1656) schrieb. Nachdem Karl II. 1660 den engl. Thron bestiegen, erhielt H. eine jährliche Pension von 100 Pfd. St., sah sich aber zahlreichen Angriffen ausgesetzt und mußte es erleben, daß sein «Leviathan» 1666 öffentlich vom Parlament verdammt wurde. Um der Verfolgung zu entgehen und seine Uebersetzung des Homer zu vollenden, zog er sich 1674 von London aufs Land zurück. Hier schrieb er auch eine Geschichte seiner Zeit, «Behemoth, or a history of the civil wars from 1640—60», welche erst nach seinem Tode erschien. Wider eine in das Unterhaus gebrachte Bill, ihn als Atheisten zu bestrafen, vertheidigte er sich in der geistreichen Schrift «Historical narration concerning heresy and the punishment thereof». Seine philos. Lehre zeichnet sich ebenso wie seine Staatstheorie durch ihre gänzliche Unabhängigkeit von religiösen Voraussetzungen und Tendenzen aus; sie ist eine consequente Durchführung des Baconischen Empirismus, dessen Einseitigkeit sie durch die Würdigung der Mathematik zu vermeiden sucht, und gipfelt in einer materialistischen, mechanisch-atomistischen Weltanschauung, als deren Vater er in der neuern Philosophie anzusehen ist. Unter den Neuern sind vorzüglich Mendelssohn in seinem «Jerusalem» und Feuerbach in seinem «Anti-Hobbes» (Erf. 1793) als seine Gegner, andere, wie früher Gundling, später Maimon, als seine Vertheidiger aufgetreten. Er starb unverheirathet zu Hardwicke, einem Landsitze des Grafen von Devonshire, 4. Dec. 1679. Seine Biographie von J. Aubrey erschien 1681; eine Gesammtausgabe seiner «Moral and political works» zu London (1750; deutsch, Halle 1793). Sammlungen von H.'s «English works» (11 Bde., Lond. 1842—45) und der «Opera latina» (5 Bde., Lond. 1844—45) wurden von Molesworth veranstaltet. Vgl. Sigwart, «Vergleich der Rechts- und Staatstheorien des Spinoza und des H.» (Tüb. 1842); Rüscheler, «Die Staatstheorie des Thomas H.» (Zür. 1865).

Hobel ist das im allgemeinen wohlbekannte Werkzeug der Tischler und anderer Holzarbeiter, welches zum Glätten der Holzoberflächen, in vielen Fällen aber auch zur Ausarbeitung des Holzes nach eigenthümlichen Formen gebraucht wird. Die Hauptbestandtheile sind eine messerartig scharfgeschliffene Stahlklinge (das Hobeleisen) und ein regelmäßig gestaltetes Stück Holz (der Hobelkasten), welches nicht nur zum Anfassen und Führen dient, sondern auch die einschneidende Wirkung des Eisens regelt und beschränkt, die Herstellung einer bestimmten Spahndicke sichert. Die untere Fläche des Hobelkastens heißt Hobelsohle. Für die verschiedenen Zwecke ist Größe und Bau des H., demnach auch dessen specielle Benennung äußerst mannichfaltig. Eine eigene Klasse bilden die Kehlhobel zur Ausarbeitung von Gesimsen und gesimsartigen Leisten (z. B. Bilderrahmen). Auch zur Bearbeitung des Messings, Schriftmetalls und anderer weicher Metalle gebraucht man in einzelnen Fällen H., die aber gewöhnlich einen eisernen Kasten haben. Hobelbank ist die Arbeitsbank des Tischlers, woran er das Holz beim Hobeln, aber auch beim Sägen, Bohren u. s. w. befestigt. Hobelmaschinen sind nach Art des H. wirkende Maschinen, mit welchen sowol Eisen und Messing als Holz bei fabrikmäßiger Verarbeitung zugerichtet wird. Metallhobelmaschinen spielen im neuern Maschinenbau eine wichtige Rolle; Holzhobelmaschinen werden vorzüglich zur Bearbeitung der Bauhölzer angewendet.

Hobhouse (John Cam), Lord Broughton, brit. Staatsmann, der Sohn Sir Benjamin H.'s, eines reichen Brauers in London, wurde 27. Juni 1786 geboren. Er studirte in Cambridge gleichzeitig mit Lord Byron, reiste mit diesem 1809 nach dem Orient, kehrte jedoch, als er einen Theil der europ. Türkei gesehen, nach England zurück und schilderte das Gesehene unter dem Titel «Journey into Albania and other provinces of the Turkish empire» (Lond. 1812; neue Aufl., 2 Bde., Lond. 1855). Byron widmete ihm den vierten Gesang seines «Childe Harold», der die ital. Reise enthält und von H. mit Anmerkungen begleitet wurde, die über örtliche und geschichtliche Verhältnisse die interessantesten Aufschlüsse geben. Während der Hundert Tage befand sich H. in Frankreich, und nach der Schlacht bei Waterloo gab er die

Digitized by Google

«Letters written by an Englishman during the last reign of Napoleon» (Lond. 1815), heraus, die ihm, weil er darin offen für den Kaiser Partei genommen, viel Feindschaft zuzogen. Derselbe Freimuth in Betreff der innern Angelegenheiten seines Vaterlandes brachte ihn 1819 auf Befehl des Hauses der Gemeinen, welches eine Stelle in einer von ihm verfaßten Flugschrift für eine Verletzung seiner Privilegien erklärte, bis zum Schlusse der Session als Gefangenen nach Newgate; gerade dies aber sicherte ihm auch 1820 die Wahl für Westminster ins Unterhaus, wo er zu den eifrigsten Verfechtern der Volkssache gehörte und mit andern einflußreichen Häuptern der Radicalen an der Gründung der «Westminster Review» theilnahm. Später näherte er sich mehr den gemäßigten Ansichten, trat 1831 als Staatssecretär für das Kriegswesen in das Ministerium Grey und wurde im März 1833 Obersecretär für Irland. Bei Graf Grey's Rücktritt im Juli 1834 übernahm er in Lord Melbourne's Ministerium das Amt des Obercommissars der Domänen. Er wurde 1839 Präsident des Centralbureau für Ostindien und blieb es, bis im Aug. 1841 das Ministerium Melbourne abdankte. Als die Whigs im Juli 1846 von neuem ans Ruder kamen, ward H. abermals Präsident des Ostindischen Amtes. Da seine polit. Principien gemäßigter wurden, verlor er bei den Wahlen von 1847 seinen Sitz für Nottingham und mußte sich für den durch seine Bestechlichkeit berüchtigten Flecken Harwich wählen lassen. Auch seine amtliche Thätigkeit unterlag einer harten Kritik. Als daher das Ministerium Russell sich im Febr. 1851 auflöste und H. mit dem Titel eines Baron Broughton de Gyfford zum Peer erhoben wurde, glaubte man allgemein, daß er hiermit vom polit. Schauplatz abtrete, und war nicht wenig erstaunt, daß er bei der Reconstituirung des Ministeriums Russell wieder seinen alten Posten übernahm. Erst im Jan. 1852 reichte er definitiv seine Entlassung ein. Er starb 3. Juni 1869.

Hoboe, Holzblasinstrument, s. Oboe.

Hochamt wird die mit Musik verbundene Messe genannt, s. Messe.

Hochasien nennt man das große Gebirgsplateau, welches nördlich von Vorderindien liegt und von den Gebirgen Himalaja, Karakorum und Kuen-lün durchzogen wird. Es umfaßt die Länder Kaschmir, Nepal, Tibet und Theile von Britisch-Indien.

Hochätzkunst oder **Ektypographie** ist die Aetzkunst zur Erzeugung von Hochdruckplatten in ebener Bildfläche für die Buchdruckpresse. Wenn bei der Kupferstecherkunst (s. d.) die Linien einer Zeichnung vertieft zu geben sind, so gilt es bei der H., die Züge der Zeichnung erhaben zu stellen. Ein anderer Unterschied beider ist der, daß bei der H. der Effect durch die Breite der Linien und ihre gegenseitige Entfernung hervorgebracht wird, während bei der Aetzung für den Tiefdruck des Kupferstichs derselbe durch die geringere oder größere Vertiefung der Linien erreicht wird. Die H. wurde früher nur dazu verwendet, um Ornamente, Schriftzüge mit leichterer Mühe als durch Graviren oder Aushauen erhaben darzustellen; man findet schon Spuren dieser Verfahrungsart im Alterthume, und das Mittelalter bildete auf Rüstungen, Degenklingen künstlerische Darstellungen. Das Bedürfniß, Illustrationen in dem Texte von Büchern abdrucken zu können, führte darauf, dergleichen Zeichnungen erhaben in Holz oder Metall zu graviren. Senefelder verfiel auf die Idee, Zeichnungen mit fettigen Substanzen auf lithographischen Stein zu bringen und den Grund so tief fortzuätzen, daß Abdrücke gemacht werden konnten. Diese Erfindung wurde nicht weiter verfolgt, bis Eberhard in Darmstadt und später Duplat, Didot, Motté in Paris, Bauerkeller in Werthheim und Baumgärtner in Leipzig (letzterer unter Mitwirkung des Dr. Netto) dieselbe wieder aufnahmen, auch Clichés in Schriftmasse davon erzielten. Dies führte auf den Gedanken, das Verfahren auf Metalle als geeigneteres Material anzuwenden und so Metallstöcke zu erzeugen, welche die Holzschnitte ersetzen, aber wohlfeiler werden sollten. Carré in Toul lieferte bereits 1824 Proben davon, Dembour in Metz vervollkommnete das Verfahren und Gillot in Paris brachte solches unter der Bezeichnung Panicographie zur größten Vollendung. Piil stellte Hochdruckplatten durch Chemitypie (s. d.) her. Als Grundlage wurden Kupferplatten benutzt; Eberhard aber wendete zuerst Zinkplatten an, welches Verfahren sich zu großer praktischer Bedeutung entwickelt hat und namentlich für die Herstellung von billigen Landkarten auf der Buchdruckpresse angewendet wird. Die Abbildungen, welche durch Aetzung in Hochdruckplatten umgewandelt werden sollen, können sowol direct auf die Zinkplatte oder auf Umdruckpapier gezeichnet und dann auf die Zinkplatte übergedruckt, als auch auf lithographischen Stein in Kreidemanier gezeichnet, gravirt oder autographirt, oder von Stahl- und Kupferplatten auf Stein übertragen und von diesem auf Zink übergedruckt werden; auch kann man eine Hochätzung von einer photographischen Glasmatrize durch Uebertragung auf lichtempfindliches Papier und von diesem auf eine Zinkplatte gewinnen. Das Verfahren besteht

Digitized by Google

darin, daß man auf die fein polirte Platte mit einer chem. Tusche mit der Feder oder dem Pinsel eine Zeichnung ausführt oder ein Bild vom Lithographiestein auf die Platte durch Umdruck überträgt und alsdann mit Säuren die unbezeichneten Stellen tief ätzt. Eine andere Art, die erhabenen Metallstöcke zu erzeugen, besteht darin, sie durch einen Niederschlag von galvanischem Kupfer darzustellen. Die Zeichnungen werden auf einer mit einem Deckgrunde versehenen Kupferplatte dadurch hervorgebracht, daß man an den bezeichneten Stellen mit der Nadel das Kupfer bloßlegt, nun die so bezeichnete Platte in einen galvanischen Apparat bringt, dort als Matrize betrachtet und eine neue Kupferplatte darauf niederschlägt, welche dann alle Linien der Zeichnung erhaben darstellt und als Buchdruckerstock gebraucht werden kann. Vgl. Scherer, «Lehrbuch der Chemigraphie» (Wien 1877).

Hochberg (Markgrafen von), ursprünglich der Nebenast des herzogl. Hauses von Zähringen, haben ihren Namen von dem uralten Bergschlosse Hochberg (urkundlich Hachberg), 7—8 Kilom. nördlich von Freiburg i. Br. zunächst bei der landwirthschaftlichen Lehranstalt Hochburg gelegen, 1689 durch die Franzosen zerstört, aber noch jetzt als bedeutende Ruine die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher fesselnd. Stammvater dieses Astes war Hermann I., Herzog Bertold's I. zweiter Sohn, welcher durch eine Todtheilung von den zähringischen Hausbesitzungen die Herrschaften Hachberg und Sausenberg mit dem Reichslehn der Landgrafschaft über das Breisgau und durch die Hand seiner Gemahlin Itha von Calw die Herrschaft Baden an der Oos erhielt, wonach sein Sohn und Erbe sich benannte. Seine Nachkommenschaft (die Markgrafen von Baden) theilte sich 1190 durch die Brüder Hermann V. und Heinrich I. in die beiden Zweige von Baden und Hachberg, wovon letzterer 1300 durch die Brüder Heinrich III. und Rudolf I. wieder in die Linien von Hachberg und von Sausenberg zerfiel. Jene schwächte sich fortwährend durch neue Landestheilungen und erlosch mit Otto's II. Tode 1418, worauf zufolge Vertrags ihre Besitzungen an die Markgrafen von Baden fielen; diese dagegen vermehrte ihre Besitzungen sehr ansehnlich und erlosch im Mannsstamm mit dem Markgrafen Philipp 1503. Philipp's einzige Tochter, Johanna, die sich nach des Vaters Tode 1504 mit dem Grafen Ludwig von Longueville vermählte, Stammmutter des Hauses Longueville wurde und 1543 starb, erhielt die Grafschaft Neuchâtel; die übrigen Landschaften fielen wieder an das markgräfl. Haus Baden. Erneuert wurde der Name dieses Geschlechts, als der Markgraf, spätere Großherzog von Baden, Karl Friedrich (s. d.), nach dem Tode seiner ersten Gemahlin 1787 in morganatischer Ehe mit Luise Karoline Geyer von Geyersberg (geb. 1768, gest. 1820) sich vermählte und diese durch den Kaiser zur Gräfin von H. ernennen ließ, deren Söhne 1817 zu Markgrafen von Baden und großherzogl. Prinzen erklärt wurden. Mit dem Großherzog Leopold (s. d.) gelangte 1830 diese Linie des Hauses Baden zur Regierung.

Hochdruck wird in der Sprache der Typographie in zweierlei Sinn genommen. Es bedeutet erstens die Kunst, mittels des Druckverfahrens Schriften, Ornamente u. s. w. auf dem Papier erhaben darzustellen (s. Reliefdruck); zweitens aber das Drucken von Schrift oder Zeichnungen mittels Relieformen, überhaupt im Gegensatze des Drucks mit vertieften Formen, wie er z. B. beim Abdrucken von Kupfer- oder Stahlplatten stattfindet. Diese zweite Bedeutung hat das Wort bei allen Druckformen und Platten, welche wie Holzschnitt oder gegossene Typen u. s. w. zum Abdrucken in der Buchdruckerpresse sich eignen. — In der Maschinenkunde heißt H. der bedeutend über den einfachen Druck der Atmosphäre gesteigerte Druck des Wasserdampfes bei dessen Anwendung zu Dampfmaschinen u. s. w., sowie auch des Wassers bei Wasserleitungen.

Hoche (Lazare), einer der ausgezeichnetsten Generale der franz. Republik, geb. 25. Juni 1768 zu Montreuil bei Versailles, trat aus dem königl. Marstalle in die franz. Garde, wo er bald Unteroffizier wurde. Beim Ausbruch der Revolution nahm er Dienst in der Nationalgarde von Paris; 1792 aber ging er als Lieutenant in die Linie über. Nach der Schlacht von Neerwinden wurde er Adjutant des Generals Leveneur. Mit diesem des Einverständnisses mit Dumouriez beschuldigt, reichte er aus dem Gefängniß einen Kriegsplan ein, der ihm die Freiheit und das Commando der Festung Dünkirchen verschaffte. Durch muthige und geschickte Vertheidigung dieses Platzes gegen die Engländer erwarb sich H. rasch den Grad eines Divisionsgenerals. Er erhielt hierauf den Befehl über die fast aufgelöste Moselarmee, mit der er die Vogesenkette nehmen sollte. Bei Kaiserslautern von den Preußen geschlagen, wandte er sich gegen die Oesterreicher, durchbrach ihre Linien an der Motter, schlug 26. Dec. 1793 den General Wurmser bei Weißenburg, entsetzte Landau und vertrieb die Oesterreicher aus dem Elsaß. Saint-Just, der ihn haßte, ließ ihn indeß doch verhaften. Nachdem die Revolution vom 9. Thermidor ihm Freiheit und Leben gerettet, erhielt er das Commando in den westl. Departements,

Digitized by Google

wo er durch Mäßigung und nach Umständen durch Strenge sehr bald günstige Erfolge errang. Bei der Landung der franz. Emigranten 27. Juni 1795 auf der Halbinsel Quiberon hinderte er deren Vordringen, schlug sie 16. Juli bei Ste.-Barbe, nahm am 20. das Fort Penthièvre und zwang den Rest der Expedition zur Einschiffung. Aus Unwillen über die vom Convent befohlene Niedermetzelung der Gefangenen legte er das Commando im Morbihan nieder und übernahm an Canclaux' Stelle zu Nantes den Befehl über die Westarmee, wo er nun die Entwaffnung der Nieder-Vendée begann. Das Directorium übertrug ihm mit der Civilgewalt den Oberbefehl über die vereinigte, 100,000 Mann starke Armee an den Küsten des Oceans. H. bediente sich dieser Dictatur mit Redlichkeit und Klugheit und konnte dem Directorium 15. Juli 1796 die Beilegung des Bürgerkriegs berichten. Er rüstete hierauf mit dem Admiral Morard de Galles eine Expedition nach Irland aus und ging 16. Dec. unter Segel; allein der Sturm zerstreute die Flotte und das Unternehmen scheiterte gänzlich. Er selbst war fast allein an die Küste von Irland gelangt und entging nur mühsam auf der Rückkehr den brit. Kreuzern. Das Directorium gab ihm nun den Oberbefehl über die Maas- und Sambre-Armee und zugleich die Militärgewalt über die deutschen Landschaften zwischen Maas und Rhein. Am 18. April 1797 ging er bei Neuwied über den Rhein und drang bis Gießen vor, wo der Waffenstillstand von Kloster Leoben seinen Operationen ein Ziel setzte. Er kehrte darauf in sein Hauptquartier nach Wetzlar zurück, wo er bald nach seiner Ankunft erkrankte und 18. Sept. 1797 starb. Man schrieb seinen Tod einer Vergiftung zu. Das ihm bei Weißenthurm errichtete Denkmal ließ der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1839 wiederherstellen. Vgl. «Lazare H., d'après sa correspondance et ses notes» (Par. 1858).

Hochebenen (Tafelländer oder Plateaux), s. Ebene (geographisch).

Hochgericht ist zunächst gleichbedeutend mit Halsgericht (s. d.), bezeichnet dann aber auch insbesondere den Ort, wo eine Hinrichtung stattfindet, also wo der Galgen, das Schaffot u. s. w. steht.

Hochheim, Städtchen mit (1875) 2621 E. im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Hauptort eines Verwaltungsbezirks, liegt auf einer Anhöhe 5 Kilom. im Osten von Mainz an der Straße nach Frankfurt und an der Linie Frankfurt-Wiesbaden (Taunuseisenbahn) der Nassauischen Eisenbahn, in geringer Entfernung vom Main und gehörte früher dem Domkapitel zu Mainz. Die Haupterwerbsquelle des Ortes bildet der Weinbau. Der sehr berühmte und geschätzte Hochheimer wächst an dem rechten Mainufer zwischen Frankfurt und Mainz an den gegen Süden sanft absteigenden Hügelketten, zunächst der Stadt H. Der Rebsatz derselben besteht durchgehends aus Riesling, in neuerer Zeit auch aus Burgundern. Die besten Lagen sind die Domdechanei und der Stein, beide dicht an dem Städtchen und durch dessen Gebäude beschützt. Die erstere Lage, die berühmteste, faßt nur 250 Ar, deren Perle das sog. Kirchenstück ist, und ihr Product wird in günstigen Jahrgängen zu 12,000 Mark das rhein. Stück (à 1200 Lit.) verkauft. Der Hochheimer zeichnet sich durch Milde und Körperfülle wie durch Haltbarkeit aus; sein Bouquet und Geist wird von rheingauer Weinen übertroffen. Auch besitzt der Ort eine Malz- und Kunsthefenfabrik und eine von der Hochheimer Actiengesellschaft betriebene Fabrik deutscher Schaumweine.

Hochkirch oder Hohkirchen, Dorf in der sächs. Oberlausitz, zwischen Bautzen und Löbau, wurde im Siebenjährigen Kriege durch den Ueberfall und die Schlacht vom 14. Oct. 1758 denkwürdig. Nach dem Siege über die Russen bei Zorndorf war König Friedrich II. von Preußen nach Sachsen geeilt, um dem durch die Uebermacht der Oesterreicher gefährlich bedrohten Prinzen Heinrich Hülfe zu bringen. Er vereinigte sich 12. Sept. mit demselben bei Reichenbach und suchte nun den österr. General Daun zu einer Schlacht zu bewegen. Allein dieser ließ sich nicht aus seiner festen Stellung bei Stolpen herauslocken. Erst als Friedrich sich in die Lausitz wendete, um die österr. Hauptmagazine in Zittau zu nehmen, brach Daun in Eile auf und bezog mit 50,000 Mann ein gleichfalls festes Lager bei Löbau. Friedrich vertraute zu sicher auf Daun's ängstliche Vorsicht und bezog in nächster Nähe der starken Stellung der Oesterreicher bei H. ein durchaus unhaltbares Lager. Am 14. Oct. früh 5 Uhr griff General Daun plötzlich die preuß. Armee, die gegen 30,000 Mann stark war, in ihrem Lager nach einem gut entworfenen Plane überraschend von allen Seiten an. Ein dicker Nebel begünstigte die Unternehmung der Oesterreicher und vermehrte die Verwirrung der Preußen. Als der König, durch das heftige Feuern aufgeschreckt, herzueilte, waren seine Vorposten schon überwältigt, sein rechter Flügel so gut wie aufgelöst, verschiedene Batterien genommen und auf sein eigenes Lager gerichtet. Die Unordnung war entsetzlich. In dieser furchtbaren Lage zeigten sich aber die Vortheile der Kriegszucht. Halb nackt liefen die Soldaten zu den Waffen und stellten

Digitized by Google

sich in Reih und Glied; doch nirgends war ein Zusammenhang im Gefecht. Das Dorf H. stand bald in Flammen; hier, besonders auf dem Kirchhofe, war der Kampf am hartnäckigsten. Das Dorf wurde verloren und wieder erobert, bis endlich Friedrich den ersten Augenblick, wo der Nebel fiel, benutzte, um unter Möllendorf's Schutz weiter rückwärts auf der Höhe bei Dresa sein Heer in Schlachtordnung zu stellen, ein Entschluß, der dem Feinde Bewunderung einflößte. Zwar wurde der König auch hier heftig angegriffen und nach einem fünfstündigen Gefechte zum Rückzuge bis zu dem 1 Stunde vom Schlachtfelde entfernten Spitzberge genöthigt, doch traf er dort auf Verstärkungen unter General Retzow, sodaß Daun ihn nicht ferner zu beunruhigen wagte. Friedrich hatte 9000 Mann, 101 Kanonen und die ganze Bagage verloren; er selbst und viele Generale waren leicht verwundet. Keith und der Prinz Franz von Braunschweig waren geblieben, der Feldmarschall Prinz Moritz von Dessau schwer verwundet in die Hände des Feindes gefallen. Aber auch die Oesterreicher hatten 8000 Mann verloren und benutzten daher die Vortheile dieses Sieges nicht. Am 21. Mai 1813, dem ersten Tage der Schlacht von Bautzen (s. d.), kam es auch bei H. zum Gefechte zwischen den Franzosen und Verbündeten, deren linker Flügel sich an H. lehnte und den vereinten Angriffen Marmont's und Macdonald's nicht widerstehen konnte, nachdem der rechte bei Wurschen umgangen war.

Hochkirche (Englische), s. Anglikanische Kirche.

Hochland, der Gegensatz zu Tiefland oder Niederung, umfaßt drei verschiedene Formen des Bodenreliefs: das Plateau (ein von Baillie 1778 in seinen Briefen über die Atlantis erfundenes Wort) oder die Hochebene (s. Ebene), das Gebirgsland (s. Gebirge) und das Stufenland oder Terrassenland. Letzteres ist die Uebergangsform von der Hochebene oder dem Gebirgsland zum Tieflande, zu welchem es sich theils in allmählicher Abdachung, theils treppenartig absenkt. Während die Hochebene mit der Tiefebene die Einförmigkeit theilt und großentheils den Charakter der wasserarmen und baumlosen Steppe oder der wasserlosen und öden Wüste trägt, haben das Gebirgs- und das Terrassenland, als diejenigen Oberflächenformen der Erdrinde, die aus der Verbindung beider Gegensätze von Erhebung und Senkung, von Berg und Thal und deren Uebergang zueinander hervorgehen, die größere Mannichfaltigkeit gemeinsam. Die drei Formen des H. nebst der Tiefebene sind in den einzelnen Ländern und in den einzelnen Erdtheilen nach Größe und Lage verschieden vertheilt und geben jedem derselben ein bestimmtes Gepräge, von welchem alle übrigen Naturverhältnisse, die Bewässerung, das Klima, die Pflanzen- und Thierwelt, sowie das Leben und die Geschichte der Völker abhängig sind.

Höchst, gewerbfleißiges Städtchen im Landkreise und Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 9 Kilom. im Westen von Frankfurt, am Zusammenfluß der Nidda und des Main und an der Taunuseisenbahn gelegen, von welcher hier die Zweigbahn nach Soden abgeht, ist der Sitz eines Amtsgerichts, Verwaltungs-, Steuer- und Domänenrentamts, hat eine vereinigte Real- und höhere Töchterschule und zählt (1875) 4057 E., welche Gips- und Marmorbrennerei, Cigarren-, Anilin-, Alizarin-, Fuchsin-, Wachstuch-, Schwärze-, Gelatin-, Wasserwerk-, Gußwerk-, Gelbgießerei-, Gasfabriken, Fabriken für Baubedarf, Feuerwerkskörper und Gerbereien unterhalten, sowie Handel und Schifffahrt treiben. Bemerkenswerth sind die um 1090 als Säulenbasilika erbaute St.-Justinuskirche (mit einem Chor von 1443) und das 1775 schloßartig errichtete Wohn- und Fabrikgebäude des Tabacksfabrikanten Bolongaro. Der Ort war seit Karl IV. (bis 1801) kurmainzisch, wurde 1400 zur Stadt erhoben und 1410 befestigt. Hier siegte Tilly 10. Juni 1622 über den Herzog Christian von Braunschweig. Im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs wurde die Stadt sechsmal von verschiedenen Parteien eingenommen und dabei 1635 das alte Schloß, welches den Erzbischöfen von Mainz öfters als zeitweilige Residenz gedient hatte, bis auf den noch stehenden stattlichen Thurm zerstört. Am 11. Oct. 1795 schlug hier Clerfayt die Franzosen unter Jordan.

Höchstädt, Stadt im bair. Regierungsbezirk Schwaben an der Donau und der Linie Neuoffingen-Donauwörth der Bairischen Staatsbahn, ist der Sitz eines Landgerichts und zählt (1875) 2459 E. Bekannt wurde die Stadt im Spanischen Erbfolgekriege durch ein Treffen vom 20. Sept. 1703 und die Schlacht vom 13. Aug. 1704, welche von den Engländern die Schlacht bei Blenheim genannt wird. Schon 20. Sept. 1703 hatte der Kurfürst von Baiern, der mit Frankreich gegen den Kaiser und dessen Alliirte verbündet war, bei H. den kaiserl. General Styrum geschlagen und die Festung Passau erobert. Ende Juni 1704 vereinigten sich die Heere Marlborough's, der aus den Niederlanden herbeikam, und Eugen's, 52,000 Mann stark. Eine franz. Armee unter Tallard hatte sich mit dem Kurfürsten von Baiern vereint und beide hatten vor H. zwischen Blindheim an der Donau und Lutzingen Stellung genommen.

Digitized by Google

Hier wurden sie wider Erwarten 13. Aug. angegriffen. Die Verbündeten marschirten in neun Colonnen vor, die Engländer auf dem linken, die Deutschen auf dem rechten Flügel, wo die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau die äußersten Colonnen bildeten. Sie überschritten den Nebelbach, der die feindliche Stellung deckte, Marlborough richtete seinen Angriff besonders auf Blindheim, anfangs ohne Erfolg, während auch der rechte Flügel kein Terrain gewann. In der Mitte, wo der Feind fast nur Cavalerie hatte, wurde gegen 5 Uhr ein Schwanken bemerkbar; Marlborough ließ jetzt seine ganze Reiterei über den Bach gehen und durchbrach mit 100 Schwadronen die feindliche Schlachtordnung. Dadurch war der linke Flügel unter Marsin und dem Kurfürsten von Baiern zum Rückzuge nach H. genöthigt, und der rechte, in Blindheim abgeschnitten und umringt, mußte mit 24 Bataillon 12 Escadrons die Waffen strecken; der Marschall Tallard wurde gefangen genommen. Die Folgen dieser Schlacht waren für den ganzen Feldzug entscheidend.

Hochstetter (Ferd. von), namhafter Geolog und Reisender, geb. 30. April 1829 zu Eßlingen, Sohn des um die Naturwissenschaften, insbesondere die Botanik vielfach verdienten Professors und Stadtpfarrers Christian Ferdinand H. (gest. 20. Febr. 1860), erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und nahm dann im evang. Seminar zu Maulbronn und auf der Universität Tübingen als «Stiftler» den Bildungsgang der würtemb. Theologen. Seine schon im väterlichen Hause erwachte Neigung für die Naturwissenschaften gewann jedoch bald die Oberhand, sodaß er neben dem Fachstudium mit allem Eifer Mathematik, Physik und Chemie, vorzugsweise aber unter Quenstedt's Leitung Mineralogie, Paläontologie und Geologie studirte. Im J. 1852 unternahm er mit Unterstützung des Staats behufs seiner naturwissenschaftlichen Studien eine größere Reise, die ihn im Frühjahr 1853 auch nach Wien führte, wo er alsbald Gelegenheit erhielt, sich an den Arbeiten der Geologischen Reichsanstalt zu betheiligen. Er wurde 1854 bei dieser als Hülfsgeolog, 1856 als Chef-Geolog für die Section Böhmen angestellt. Seine Thätigkeit war besonders der Untersuchung des Böhmerwaldes sowie des nordwestl. Böhmen zugewandt. Seit 1856 wirkte er als Privatdocent an der wiener Universität. Nachdem er durch die Wahl der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien zum Geologen für die Novara-Expedition bestimmt worden, ging er zunächst nach London, um sich bei dem General Sabine in magnetischen Beobachtungen zu üben und die nöthigen Apparate anzuschaffen. Hierauf trat er 30. April 1857 von Triest aus mit der Novara die Weltreise an, auf der ihm hauptsächlich Madeira, das Cap, St.-Paul, Ceylon, die Nikobaren, Java, Luzon und Neuseeland reichen Stoff zu geolog. Beobachtungen boten. Das Hauptfeld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war jedoch Neuseeland, wo er neun Monate (Jan. bis Oct. 1859) hindurch allein zurückblieb. Er kehrte sodann über Australien (Victoria), Mauritius und Suez nach Europa zurück und wurde im Febr. 1860 zum Professor der Mineralogie und Geologie am k. k. Polytechnischen Institute zu Wien ernannt. Die Resultate seiner Weltreise hat H. in mehrern Werken veröffentlicht: «Neuseeland» (Stuttg. 1863), «Topogr.-geolog. Atlas von Neuseeland» (mit Petermann, 6 Blatt, Gotha 1863), geolog. Theil des Werks über die Novara-Expedition (3 große Quartbände), «Geologie von Neuseeland» (Wien 1864), «Paläontologie von Neuseeland» (1864), «Geolog. Beobachtungen während der Novarareise» (1866). Unter seinen übrigen, meist im «Jahrbuch» der Geologischen Reichsanstalt, den «Denkschriften» und «Sitzungsberichten» der wiener Akademie und andern periodischen Werken enthaltenen Schriften ist noch besonders hervorzuheben: «Das Krystallsystem des rhomboëdrischen Kalkhaloids» (1854) u. s. w. Seit seiner Rückkehr von der Novara-Expedition hat H. noch mehrmals kleinere und größere Reisen unternommen, so 1863 nach der Schweiz und Italien, 1869 nach der europ. Türkei («Reise durch Rumelien», in den «Mittheilungen» der Geographischen Gesellschaft in Wien, 1870—71, und «Die geolog. Verhältnisse des östl. Theils der europ. Türkei», mit geolog. Karten, im «Jahrbuch» der Geologischen Reichsanstalt, 1871 u. 1872), 1872 nach Rußland und dem Ural («Ueber den Ural», Berl. 1873). Zu den jüngsten Publicationen H.'s gehören neben zahlreichen Aufsätzen in wissenschaftlichen Journalen seine weitverbreiteten Hülfs- und Lehrbücher der Mineralogie und Geologie («Geolog. Bilder», Eßlingen 1875; «Die Erde», Prag 1875 u. s. w.), sowie seine Schrift über «Asien, seine Zukunftsbahnen und Kohlenschätze» (Wien 1876). Seit 1866 ist H. Präsident der Geographischen Gesellschaft in Wien, seit 1870 wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1874 wurde H. zum Hofrath und 1876 zum Intendanten des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums ernannt.

Hochverrath (perduellio) heißt ein feindliches Unternehmen gegen den Staat, um dessen Selbstständigkeit völlig oder theilweise aufzuheben oder dessen Verfassung auf widerrechtliche

Digitized by Google

Weise zu verändern. In monarchischen Staaten werden Angriffe auf das Leben, die Freiheit und die wesentlichen Regierungsrechte des Souveräns dem H. gleichgestellt. Nach der im gemeinen Rechte vorherrschenden Ansicht konnte das Verbrechen nur von einem Angehörigen des bedrohten Staats ausgehen, da die strenge Ahndung solcher Unternehmungen wesentlich durch die Verletzung der blos dem eigenen Bürger obliegenden Vaterlandsliebe und Verfassungstreue begründet wird. Staatsgefährliche Anschläge von Ausländern berechtigen zwar den Staat zur Selbstvertheidigung und harten Ahndung, aber nicht aus dem Gesichtspunkte des Verraths. Einige neuere Gesetzgebungen beschränken jedoch das Verbrechen nicht auf die eigenen Unterthanen, ebenso das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch. Vollendet ist dasselbe nicht erst, wenn der beabsichtigte Erfolg erreicht wurde, weil dann die Macht zur Bestrafung abhanden gekommen sein möchte, sondern schon wenn Handlungen vorliegen, durch welche das Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden sollte. Das röm. Recht (lex Julia majestatis von Julius Cäsar oder vielleicht auch erst von Augustus) bestrafte jedes feindselige Vorgehen, selbst wenn darin nur der allerentfernteste Versuch eines Majestätsverbrechens enthalten war, mit dem Tode, Verfluchung des Andenkens an den Hochverräther (was für seine Kinder Erbunfähigkeit gegen jedermann bewirkte) und Confiscation des Vermögens. Diese Strenge wirkt insofern noch gegenwärtig nach, als auch noch das Deutsche Reichsstrafgesetz in §. 80 den Mord und Mordversuch am Kaiser, an dem eigenen Landesherrn oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaate an dessen Landesherrn mit dem Tode bestraft, sonstige Fälle mit lebenslänglichem Zuchthaus (bei ehrloser Gesinnung des Thäters) oder lebenslänglicher Festungshaft, ferner das hochverrätherische Complot, sowie die öffentliche Aufforderung zur Begehung einer hochverrätherischen Handlung und gewisse Vorbereitungshandlungen für strafbar erklärt. In allen Bundesstaaten (Deutsches Reich, Schweizerische Eidgenossenschaft u. s. w.) kann sich der H. gegen den Bundesstaat, wie auch gegen den einzelnen Staat richten, während zu Zeiten des Deutschen Bundes (eines Staatenbundes) dies nur nach der künstlichen Ausdehnung im Bundesbeschlusse vom 18. Aug. 1836 angenommen wurde. Der Gegensatz des H., der «gemeine Verrath», welcher durch einen Mord mit Verletzung einer speciellen Treuepflicht begangen wird, ist aus dem deutschen Rechtssystem längst verschwunden, obgleich er noch in der Carolina (s. d.) erwähnt ist. In England hat sich gegenüber der high treason der Begriff der sog. petty treason, welche von einem Dienstboten oder Lehrling an dem Dienst- oder Lehrherrn, von einer Frau an ihrem Manne verübt wird, noch erhalten. Vgl. Knitschky, «Das Verbrechen des H.» (Jena 1874).

Hochwald nennt man einen blos aus Baumhölzern bestehenden und zur Heranziehung von Baumhölzern bestimmten Wald, dessen Bäume aus Samen (nicht aus Stockausschlägen) entstanden sind. Das «Haubarkeitsalter» ist ein sehr verschiedenes nach Holzart und Standort, sowie danach, ob man die Production der größten Holzmasse, die des größten Reinertrags, oder die bestimmter Sortimente erstrebt. Zu unterscheiden: «Femelbetrieb» (Plänterbetrieb), bei dem die Stämme nur vereinzelt mehr oder weniger unregelmäßig im ganzen Walde genutzt werden; «schlagweisen Betrieb», bei welchem nur kleinere Theile des Waldes zur Abnutzung und Verjüngung genommen, und auf diesen Flächen möglichst gleichalterige Bestände nachgezogen werden. Nutzt man den zu verjüngenden Bestandestheil auf einmal, so nennt man dies «Kahlschlagbetrieb»; beim «Femelschlagbetrieb» erfolgt der Abtrieb allmählich. Die Verjüngung geschieht beim Kahlschlagbetrieb (als «Nachverjüngung») meist durch künstliche Saat oder Pflanzung, beim Femelschlagbetrieb (als «Vorverjüngung») seltener ebenso, öfterer durch natürliche Besamung von den stehengelassenen Samenbäumen aus. Zum Betrieb eignen sich alle Nadelholzbäume, welche in einem Bestande überhaupt nur als H. bewirthschaftet werden können, unter den Laubhölzern namentlich Rothbuchen, Eichen, Rüstern, Eschen, Erlen, Birken und Pappeln.

Hochwild. In den verschiedenen deutschen Ländern wird die Jagd ziemlich willkürlich in hohe und niedere oder in hohe, mittlere und niedere eingetheilt. Das zur hohen Jagd gehörige Wild heißt H. Man begreift darunter von nützlichem Haarwild das Edel-, Dam-, Elen-, Stein- und Gamswild; an Federwild: Schwan, Trappe, Kranich, Auerhuhn und Fasan; früher zählte man sonderbarerweise auch den Focken (Nachtreiher) dazu; an schädlichem Haarwild: Bär und Luchs. Der Wolf wird zur Mitteljagd, die großen Raubvögel, als Adler und Geier, sowie die zur Jagd verwendbaren Falken werden bald als Hochwild angesprochen, bald zur Mittel- oder Niederjagd gezählt. Das neueste schweiz. Jagdgesetz (1876) versteht unter H. das im Hochgebirge lebende nützliche und schädliche Wild.

Hochzeit, ursprünglich jede hohe oder Festzeit des Jahres, heißt vorzugsweise das Fest mit seinen Gebräuchen, welches bei der Schließung der Ehe (s. d.) begangen wird und je nach

Digitized by Google

den Zeiten und Völkern sehr verschieden ist. Bei den alten Hebräern bereitete man am Vorabende der H. im Hause des Bräutigams ein festliches Mahl. Inzwischen wurde die Braut von den Brautjungfern mit Ceremonien in ein Bad geführt, dann gesalbt und ihr der Gürtel umgeschürzt, der nur von der Hand des ihr angetrauten Gatten gelöst werden durfte. Zum bräutlichen Schmuck gehörte, daß sie verschleiert und mit dem Myrtenkranze geziert war. Die H. selbst wurde mit einem Gastmahl, durch Gesang, Musik und Tanz gefeiert und dauerte bei den Reichen gewöhnlich sieben Tage. Verließ die Braut ihren bisherigen Aufenthaltsort, und geschah dies in der Dämmerung, so begleiteten sie unter dem Klange vieler Instrumente die Brautjungfern, von denen einige brennende Fackeln, die andern aber die Kleider und den Schmuck der Neuvermählten trugen. Auch noch gegenwärtig ist es bei den Juden Sitte, daß die Braut vor der H. ein Bad nimmt; doch geschieht dies gewöhnlich in aller Stille. Am Hochzeitstage selbst streut man dem Brautpaare im Vorhofe der Synagoge Weizenkörner und Geldmünzen mit den Worten auf das Haupt: «Seid fruchtbar und mehret euch!» Die ältesten Hochzeitsgebräuche bei den Griechen beschreibt Homer. Diese begannen mit Heimführung der verschleierten Braut bei Fackelschein unter Flöten- und Harfenspiel und rauschenden Gesängen und endeten mit einem Festmahle, worauf die Neuvermählten nach dem Brautgemach geleitet wurden. In späterer Zeit war es bei den Griechen Sitte, daß sich die Verlobten am Tage vor ihrer Vermählung eine Locke abschnitten, die sie dem Zeus, der Here, der Artemis und den Parzen, als den Gottheiten, welche Neuvermählte besonders in Schutz nahmen, weihten. Auch schlachtete man Opferthiere, aus deren Eingeweiden die Wahrsager den Verlobten die Zukunft eröffneten, nachdem man zuvor zum Sinnbild ewiger Eintracht sorgfältig die Galle entfernt hatte. In der ersten Abendstunde holte der Bräutigam die verschleierte Braut in Begleitung eines vertrauten Freundes oder Verwandten der letztern mit Fackelträgern aus dem Hause der Aeltern in das seinige ab. War der Bräutigam schon einmal verheirathet, so wurde die Braut ihm durch einen Verwandten in seine Wohnung gebracht. Hier wurde das Brautpaar zum Zeichen der Fruchtbarkeit mit Blumen und Kornähren überschüttet. Die Achse des Wagens, in welchem die Braut gefahren war, warf man ins Feuer, zum Zeichen, daß sie nimmer zurückzukehren gedenke. Hierauf folgte ein festliches Mahl. Nachdem ein Knabe die Füße der Braut gewaschen, genoß das Brautpaar eine Quitte oder einen Granatapfel. Endlich übergab die Mutter die Braut dem mit Blumen geschmückten Lager, die Gäste stimmten Epithalamien an und zogen sich zurück. Bei den Spartanern war die Feier weit einfacher. Das Mädchen wurde nach alter Sitte, wenigstens der Form nach, geraubt; doch erfolgte nicht unmittelbar darauf die Verehelichung. Oft verkehrte das Brautpaar jahrelang miteinander, und die aus diesem Umgange entsprossenen Kinder hießen jungfräuliche. Bei den Römern wurden die H. mit einer Menge symbolischer Gebräuche und Ceremonien gefeiert. Nachdem bei der Verlobung der Hochzeitstag festgesetzt worden war, theilte man das Haar der Braut nach Art der Matronen, und zwar mit einer Lanze, zur Erinnerung an den Sabinerraub, zog ihr die Toga praetexta (das jungfräuliche Kleid) aus, opferte der Juno, als der Göttin der Ehe, und weihte die Kleider, Kleinodien und Spielsachen der Braut der Venus oder einem Hausgotte. Zum bräutlichen Schmuck gehörten noch eine Stirnbinde nebst Blumenkranz und der jungfräuliche Gürtel, den der Mann seiner jungen Gattin am Hochzeitstage löste. Derselbe bestand aus Lammwolle und war mit einer besondern Schleife zugeknüpft, die man die Herculesschleife nannte. Nach gehaltenen Auspicien und Thieropfern, wobei man ebenfalls die Galle sorgfältig entfernte, setzte sich das Paar auf ein Lammfell zur Erinnerung an die Bekleidung ihrer Vorfahren. Dann ging es, von Fackelträgern und Flötenspielern begleitet, nach dem mit Blumengewinden verzierten Wohnhause, wo die Braut über die der Vesta geheiligte Hausschwelle gehoben wurde. Zum Zeichen der Keuschheit hing hier die Braut, die Rocken, Spindel und Wolle bei sich führte, einige wollene Binden auf; zur Abwendung böser Genien bestrich sie die Thürpfosten mit Schweins- oder Wolfsfett, und sinnbildlich ihre innigste Verbindung andeutend, berührten Braut und Bräutigam Feuer und Wasser. Auch trug die Braut drei Asse bei sich. Das erste gab sie gleichsam als Kaufschilling dem Bräutigam; das zweite legte sie auf dem Herde der neuen Heimat nieder; das dritte warf sie auf einen Kreuzweg. Nach beendigtem Festmahl führten Matronen die Neuvermählten in das Brautgemach, wobei Jungfrauen Epithalamien sangen, Knaben dagegen leichtfertige Gesänge anstimmten. Bei den Orientalen, wo Polygamie üblich und die Ehe nur ein bürgerlicher Act ist, gibt es so viele Gebräuche als Stämme. Bei den Germanen war die Vermählung zwar eigentlich nur ein weltlicher Act, doch fanden dabei auch religiöse Gebräuche statt. Hatten sich Aeltern und Verwandte bei frohem Schmause berathen, so brachte der Bräutigam seiner Aus-

Digitized by Google

erkorenen die Mitgift, welche in einem Rindergespann oder in einem Pferde, Schild, Wurfspieß und Schwert bestand; die Braut dagegen sendete ihm ein Schlachtroß oder irgendein Waffenstück. Die Ehe wurde durch Donar's Hammer geweiht und man trank dabei die Minne Frô's, des Gottes der Liebeslust und der Fruchtbarkeit; Gebete wurden für das Glück der Neuvermählten gesprochen und Opfer dargebracht, woran sich das feierliche Mahl schloß. Manches erinnert noch jetzt bei H. an altheidnische Gebräuche, so die frieſ. Sitte, der Braut ein Schwert vorzutragen, in Baiern der Johannissegen, der nach der Trauung zuerst den Neuvermählten und alsdann allen Hochzeitsgästen gereicht wird; auch die Polterabendscherze, die Beschenkung der Braut mit einem Pantoffel u. a. reichen wol in die früheſten Zeiten zurück. Ueber den Aufwand, der bei H. gemacht werden durfte, wurden im Mittelalter und später die Hochzeitsordnungen erlassen, die indessen durch ihre ungemein häufige Wiederholung sich als fruchtlos kennzeichnen. Der Luxus, selbst im Bürger- und Bauernstande, war bei dieser Gelegenheit in der That unglaublich. Das Brautbad mit feierlichem Aufzuge, das sog. Umbitten (d. h. Einladen der Gäste) und die sog. Einholung, wenn Braut und Bräutigam nicht in demselben Orte wohnten, vollzogen sich meistens unter eigenthümlichen Gebräuchen. Am Tage nach der H. erschienen die jungen Eheleute in der Kirche, um sich einsegnen zu lassen; diese Sitte ist jetzt in Wegfall gekommen, dagegen ist es sehr üblich geworden, eine Hochzeitsreise anzutreten. Falls am 25. Jahrestag der H. beide Gatten noch leben, so wird dieser Tag als *silberne*, der 50. Jahrestag als *goldene* (meist mit einer kirchlichen Einsegnung) und der 75. Jahrestag als *diamantene* H. gefeiert. Vgl. Gubernatis, «Storia comparata degli usi nuziali» (Mail. 1869); Wood, «The wedding day in all ages and countries» (2 Bde., Lond. 1869); «Hochzeitsbuch, Brauch und Glaube der H. bei den christl. Völkern Europas» (Lpz. 1871).

Hodegetik, *Methodologie* oder *Methodik* des akademischen Studiums nennt man die berathende Einführung in das Studium der Wissenschaften oder einer besondern Wissenschaft. Dieselbe gibt die zum vorläufigen Verständniß nöthige Uebersicht nebst Anleitung und Handreichung zu tieferm Eindringen in das Wesen einer Wissenschaft.

Hoden (testes, testiculi, orchides) nennt man zwei eiförmige, etwas flachgedrückte Drüsen, welche beim männlichen Geschlecht den Samen bereiten. Sie liegen im *Hodensack* (scrotum), einer muskelreichen, in zwei Hälften getheilten Hauttasche, frei beweglich innerhalb einer von einer glatten Haut, die auch den H. überzieht (der sog. Scheidenhaut), ausgekleideten Höhle und bestehen im einzelnen aus unzähligen feinen, dicht aneinandergelagerten Kanälchen (den Samenkanälchen), innerhalb deren der Same erzeugt wird. Diese Samenröhrchen vereinigen sich nach und nach zu 12—17 Ausführungsgängen, welche in ein zweites, weicheres, neben den H. liegendes Organ, den *Nebenhoden* (epididymis), eintreten und sich hier zu dem Samenleiter (vas deferens) vereinigen, welcher, durch Muskelfasern verstärkt, den Samenstrang (funiculus spermaticus) bildet und in die Bauchhöhle heraufsteigt, von da neben der Blase herabgeht, sich mit den zur Auffammlung des Samens bestimmten Samenbläschen verbindet und endlich, mit diesen einen gemeinschaftlichen Ausführungsgang darstellend, in der Harnröhre unterhalb des Harnblasenhalses ausmündet. Mangelhafte Thätigkeit der H. bewirkt Unfruchtbarkeit des Mannes; der H. beraubte männliche Individuen (Castraten, Eunuchen, Hämlinge) sind gleichfalls unfruchtbar. Scheinbar fehlt ein H. oder auch beide (Monorchiden, Anorchiden), wenn sie die Leibeshöhle, in welcher sie beim Fötus liegen, noch nicht verlassen und noch nicht in den Hodensack herabgestiegen sind. Liegen beide noch im Bauche, so sind die Individuen auch häufig unfruchtbar. Werden Knaben die H. weggenommen, so tritt später die Mutation der Stimme nicht ein. Eine häufige Krankheit der H. ist die Wassersucht der Scheidenhaut (hydrocele), welche nur durch die Schwere des vergrößerten H. lästig wird und leicht auf operativem Wege beseitigt werden kann; auch Krebs, Syphilis, Tuberkulose und andere Entartungen betreffen die H. Nach der schmerzhaften Entzündung des Nebenhoden (epididymitis), welche häufig im Gefolge der Harnröhrenentzündung auftritt, bleibt manchmal Impotenz (s. d.) zurück.

Hoditz (Albert Jos., Graf von), ein durch phantastischen Kunstsinn bekannt gewordener mähr. Gutsbesitzer, war 16. Mai 1706 geboren. Mit mannichfaltigen Kenntnissen durch frühen Unterricht ausgestattet, mit lebendiger Phantasie von der Natur begabt, ging er nach Italien, wo er, sowie später als Kämmerer am Hofe Kaiser Karl's VI., viel Gelegenheit zur überwiegenden Entwickelung seiner Einbildungskraft fand. Im J. 1734 vermählte er sich mit der geistreichen, aber schon 50jährigen Witwe des Markgrafen Georg Wilh. von Baireuth, Sophia, die sich aber sehr bald wieder von ihm trennte. Friedrich d. Gr. ernannte ihn 1742 zum Commandeur eines Husarenregiments. Allein hierzu gar nicht geeignet, mußte er schon 1743 seine Entlassung

Digitized by Google

nehmen und lebte nun auf seinem Landgute Roßwalde in Schlesien, welches er fast lediglich mit Hülfe seiner Leibeigenen zu einem Sitze alles erdenklichen Vergnügens umschuf. Seine phantastischen Schöpfungen fanden den ungetheilten Beifall seiner Zeitgenossen. Selbst Friedrich d. Gr., begleitet von Voltaire, besuchte Roßwalde. H. besaß ein Vermögen von 5 Mill.; allein durch seinen übertriebenen Aufwand war es endlich erschöpft. Friedrich II. bestimmte ihm eine jährliche bedeutende Pension und ließ ihn nach Potsdam kommen; hier starb er 17. April 1778.

Hoë von Hoënegg (Matthias), einflußreicher Theolog am Hofe der sächs. Kurfürsten während des Dreißigjährigen Kriegs, geb. 1580 in Wien aus einer altadeligen, prot. Familie, ging 1597 nach Wittenberg, um Theologie zu studiren, hielt schon 1600 als Magister dort Vorlesungen, ward 1602 dritter Hofprediger Kurfürst Christian's II., bei dem er sehr in Gunst stand, 1603 Superintendent in Plauen, darauf Director der evang. Stände des Königreichs Böhmen und 1612 Oberhofprediger des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I. In dieser Stellung als geistlicher Berather des Kurfürsten hat H. als ein Mann von Gelehrsamkeit und Religiosität voll Eifer gewirkt für die Einheit der luth. Kirche und ihre Befreiung von der Herrschaft des Staats, sowie speciell für das Wohl der Kirche und Universitäten Sachsens. Bei der Nachwelt steht H. in übelm Ruf wegen seines maßlosen Calvinistenhasses. Der Uebertritt des Kurfürsten Sigismund von Brandenburg zur reform. Kirche veranlaßte ihn zur Veröffentlichung des «Calvinista aulico-politicus alter» (1614). Sein Einfluß vor allem hielt Georg I. ab, die ihm angetragene Krone Böhmens anzunehmen, ja, sein Gutachten, «daß die calvinische Lehre voller Gotteslästerungen steckt und sowol in den Fundamenten als andern Artikeln Gottes Wort diametraliter zuwiderläuft», war der Grund, weshalb Sachsen zum Kaiser hielt, blos weil ein Theil der böhm. Protestanten Calvinisten war. H., der 1621 in einer Schrift nachgewiesen hatte, daß «die Calvinisten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen», hinderte auch 1631 auf dem Religionsgespräch zu Leipzig durch seine Unnachgiebigkeit die Vereinigung der prot. Stände. Kein Wunder, daß ihm nach Abschluß des für die Evangelischen so ungünstigen Prager Friedens (1635) vorgeworfen ward, er sei vom Kaiser bestochen worden; doch war sein Haß gegen das Papstthum und die Jesuiten kaum geringer als der gegen die Calvinisten. Im Alter vollendete er nach 30jähriger Arbeit die «Commentarii in Joannis Apocalypsin» (2 Bde., 1610—40). H. starb 1645.

Hoeks (lat. Hamati), d. h. die mit Angelhaken Versehenen, nannten sich in dem 1350 zwischen der Gräfin Margarethe von Hennegau und ihrem Sohne Wilhelm V. um die Herrschaft über Holland ausgebrochenen Kampfe die Anhänger der erstern, weil sie ihre Gegner wie Kabeljaus mit Angelhaken zu fangen spottweise versprachen, während diese sich Kabeljaus (lat. Asellati, von asellus, d. h. Kabeljau) nannten, indem sie ihre Feinde wie der Kabeljau die bleiernen Lockfische verschlingen wollten. Die Kämpfe beider Parteien dauerten fort, als Margaretha und ihr Sohn längst gestorben waren, und endeten erst unter Philipp von Burgund.

Hoeven (Jan van der), ausgezeichneter niederländ. Naturforscher, geb. 9. Febr. 1801 zu Rotterdam, erhielt eine sorgfältige Erziehung und bezog 1819 die Universität Leiden, wo er Naturwissenschaften und Medicin studirte und 1822 die philos., 1824 die medic. Doctorwürde erhielt. Nachdem er bis 1826 als praktischer Arzt in Rotterdam gelebt, folgte er einem Rufe als außerord. Professor an der Universität Leiden, wo er 1835 zum ord. Professor der Zoologie ernannt wurde. Sein Hauptwerk bildet das «Handboek der Dierkunde» (2 Bde., Leid. 1827—33; 2. völlig umgearbeitete Aufl., Leid. 1846 fg.; deutsch mit Zusätzen von Leuckart, 2 Bde., Lpz. 1850—56), in welchem er die reichen Materialien des leidener Museums zu verarbeiten und zugleich die ganze Zoologie physiologisch aufzufassen bestrebt ist. Zahlreiche, zum Theil sehr wichtige monographische Arbeiten enthalten theils die von ihm mit de Brise herausgegebene «Tijdschrift voor natuurlijke Geschiedenis en Physiologie» (12 Bde., Leid. 1834—45), theils die «Acta» der Leopoldinisch-Caroliniſchen Akademie, die «Mémoires» der Naturhistorischen Gesellschaft zu Straßburg, die «Transactions» der londoner Zoologischen Gesellschaft, die «Verhandelingen» der Niederländischen Akademie (darin unter anderm die mehrfach übersetzte Beschreibung des bisher unbekannten männlichen Thiers von Nautilus Pompilius) und andere Sammelwerke. Selbstständig erschienen außer mehrern kleinern Schriften noch: «Recherches sur l'histoire naturelle et l'anatomie des limules» (Leid. 1838, mit Tafeln), «Redevoeringen en Verhandelingen» (Amsterd. 1846), welche unter dem Titel «Ergebnisse der Naturforschungen für das Leben» (Berl. 1848) ins Deutsche übersetzt wurden, die «Bijdragen tot de natuurlijke Geschiedenis van den Negerstam» (Leid. 1842) und die «Philosophia zoologica» (Leid. 1864). H. hat vielfache Untersuchungen über die Schädelbildung der ver-

Digitized by Google

schiedenen Nationen angestellt. Er starb zu Leiden 10. März 1868. — Sein älterer Bruder, Cornelis Pruys van der H., geb. 13. Aug. 1792, Professor der Medicin zu Leiden, hat mehrere schätzbare pathol. und histor.-medic. Schriften veröffentlicht, darunter auch «De historia medicinae» (Leid. 1842), «De historia morborum» (Leid. 1846) und «De historia medicamentorum» (Leid. 1847). — Ein zweiter Bruder, Abraham des Amorie van der H., geb. 22. Febr. 1798, gest. 29. Juli 1855, Professor am Seminar der Remonstranten zu Amsterdam, gehörte zu den vorzüglichsten Kanzelrednern der Niederländer.

Hof (curtis, curia oder aula) heißt im Mittelalter der von den Gebäuden eines Landguts eingeschlossene Platz, auf welchem sich das Gefolge eines Herrn versammelt; dann der Inbegriff derer selbst, welche unmittelbar mit dem Dienst- und Gefolgsherrn in Verbindung stehen; endlich der Sitz eines Fürsten mit seiner Familie und seinen obersten Beamten. Solche Hofhaltungen waren im frühen Mittelalter sehr einfach. Die Getreuen, welche sich freiwillig oder gegen Empfang eines Beneficiums einem Herrn anschlossen, standen im Frieden wie im Kriege zum Dienste ihres Herrn bereit, bildeten seinen Rath in Verwaltungs- und Rechtssachen und versahen sein Hauswesen. Mit fortschreitender Ausbildung des Fürsten- und Herrenwesens errichteten indeß auch die höhern Reichsbeamten nach dem Muster der kaiserl. Hofhaltung, welcher wiederum der byzantinische H. zum Vorbild gedient hatte, gewisse Hofämter, besonders die des Marschalls, Kämmerers, Truchsessen und Schenken, unter denen im 11. und 12. Jahrh. die Begünstigtern und Vertrautern aus den Hörigen des Herrn als Ministerialen (s. d.) ein mit der Zeit immer anspruchsvolleres Hofgesinde bildeten. Weil die Hofdienste mit Lehen oder sonst abhängigen Gütern verbunden waren und sich im allmählich erblichen Besitz bestimmter Familien zu bloßen Ehrenämtern umgestalteten, so stellte sich aufs neue das Bedürfniß heraus, eine mit dem täglichen Dienste beauftragte Dienerschaft zu haben. Dieselbe unterschied sich aber von den bisherigen Hofbeamten wesentlich dadurch, daß sie nur mit der eigentlichen Hofhaltung, nicht aber mehr mit Regierungsangelegenheiten betraut war. Da nämlich bei fortschreitender Entwickelung der Fürstengewalt die Regierungsgeschäfte sich häuften und schwieriger wurden, so sah man die Nothwendigkeit ein, dieselben gewissen Behörden zu übertragen. Doch wußte man dabei immer noch nicht die Begriffe von H. und Staat ganz zu trennen, wie dies schon die Namen Hofkanzlei und Hofkammer für die obersten Verwaltungsbehörden, Hofgerichte für die an die Stelle der alten Land- und Mannengerichte getretenen Justizstellen, Hofrath u. s. w. zeigen. Je mehr nun mit der Zeit das Herrscherthum an Ansehen gewann, um so mehr war man beflissen, dies auch in der äußern Erscheinung kundzugeben. Daher wetteiferten besonders seit dem Westfälischen Frieden und seit Ludwig XIV., dessen Hofhaltung bald dem ganzen übrigen Europa als Muster diente, selbst die kleinern Fürsten in Aufstellung eines möglichst glänzenden Hofstaats. Derselbe bestand in seiner vollkommensten Ausbildung aus dem Oberhofmeister, neben welchem oft noch ein Oberceremonienmeister fungirte, dem Oberkammerherrn, dem Oberhofmarschall, neben dem es oft auch noch einen Oberschenken, Oberküchenmeister und Oberkellermeister gab, dem Oberstallmeister und dem Oberhofjägermeister, deren jeder ein zahlreiches Personal unter sich hatte. Den abgemessenen Formen, in welche das Hofleben mehr und mehr eingezwängt wurde, dem sog. Ceremoniell, diente bis in die Mitte des 17. Jahrh. das steife spanische, nachher aber das etwas freiere französische zum Muster. Hierdurch wurde unter anderm genau bestimmt, welchen Personen der Zutritt bei Hofe, die Hoffähigkeit, zu gestatten sei. Während anfangs nur die Gefolgschaften, dann die Vasallen und Dienstmannen befähigt waren, die nächste Umgebung des Fürsten zu bilden, so wurden es jetzt der an die Stelle derselben getretene Adel sowie die hohe Geistlichkeit, ausnahmsweise wol auch große Künstler und Gelehrte. Erst in neuerer Zeit hat man auch bürgerlichen höhern Staatsbeamten und sonst ausgezeichneten Männern den Zutritt bei Hofe gestattet, wie überhaupt seit dem durch die franz. Revolutionen bewirkten Umschwunge der Ideen das Hofleben und die Hofhaltungen sich sehr vereinfacht haben.

Hof (in der Meteorologie) nennt man den die Sonne oder den Mond zuweilen umgebenden hellen oder farbigen Ring. Man hat zweierlei Höfe zu unterscheiden: kleinere, die bei der Sonne nur selten, beim Mond aber sehr oft gesehen werden, und größere; beide sind nicht nur der Erscheinung, sondern auch ihrem wahrscheinlichen Ursprunge nach wesentlich verschieden. Die kleinern kommen vor, wenn die Luft mit Dünsten schwach erfüllt ist; dann zeigen sich dicht um den Mond oft mehrere kleine, regenbogenartig gefärbte Höfe, die nach außen roth erscheinen. Fraunhofer erklärt sie sehr befriedigend aus der Beugung der Lichtstrahlen, die an den Rändern der in der Atmosphäre schwebenden Dunstkügelchen vorbeigehen. Die größern Höfe umgeben

Digitized by Google

den Mond oder die Sonne als Ringe von 22° und 47° Halbmesser und sind oft mit der Erscheinung von Nebenmonden und Nebensonnen sowie mit andern horizontalen, verticalen oder schiefliegenden Kreisen verbunden. Bei dieser Art von Höfen erscheint das Roth an der innern Seite der regenbogenartig gefärbten Höfe. Man erklärt sie aus der Brechung des Lichts an prismatischen Eistheilchen, die in der Luft schweben, was dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß sich diese Erscheinungen im Winter und in kalten Gegenden am häufigsten zeigen.

Hof, unmittelbare Stadt im bair. Regierungsbezirk Oberfranken, an der Saale, welche 2 Kilom. von H. die obere und untere Regnitz aufnimmt, auf einer sanften Anhöhe der nordöstl. Abstufung des Fichtelgebirgs gelegen, zählt (1875) 18,267 E., ist der Sitz eines Stadt- und Landgerichts, eines Bezirks- und Handelsgerichts und einer Filiale der königl. Bank in Nürnberg, hat ein schönes Rathhaus, eine kath. und drei prot. Kirchen, ein Gymnasium mit einer Bibliothek, eine Latein-, Gewerbe- und Handelsschule, eine Töchterschule und vier Volksschulen, viele milde Stiftungen, darunter ein reiches Hospital und ein Waisenhaus. Neben vier bedeutenden Spinnereien und mehrern mechan. Webereien, lebhaftem Fabrikbetrieb in Tuch, Leder, wollenen und baumwollenen Waaren, Metall- und Zuckerwaaren, Chemikalien, Spiritus, Liqueur u. s. w. ist auch der Transithandel wichtig, der durch die Lage der Stadt als Vereinigungspunkt der Bairischen Staatsbahn (Linie Bamberg-H.), der Fichtelgebirgsbahn, der Bahn nach Eger und der Sächsischen Staatsbahn (Linie Leipzig-H.) sehr begünstigt wird. H. verdankt seine Entstehung der deutschen Burg Regnitzhof an der obern Regnitz, dem Sitze eines deutschen Reichsvogts, bei welcher 1080 eine Stadt gegründet wurde, die Regenze nach den beiden genannten Flüßchen oder zum Hofe (später Hof) von der Burg Regnitzhof genannt wurde. Stadt und Bezirk waren geraume Zeit Reichsland, 1180 kamen sie an die Herzoge von Meran, 1248 an die Grafen von Orlamünde, danach stand sie unter den Vögten von Weida, die sie 1373 an die Burggrafen von Nürnberg verkauften; 1792 kam sie an Preußen, 1806 an Frankreich und 1810 an Baiern. Nachdem sie 1823 beinahe ganz durch Brand zerstört worden, gewann sie seitdem durch die fast durchgehends neuen und regelmäßig aufgeführten Gebäude ein sehr freundliches Ansehen. Vgl. Wirth, «Chronik der Stadt H.» (Hof 1844); Tillmann, «Heimatskunde des Stadt- und Landbezirks H.» (Hof 1877).

Hofer (Andr.), Sandwirth im Passeyrthale bei Meran, Oberanführer der Tiroler bei deren Aufstande 1809, war 22. Nov. 1767 in dem Wirthshause, am Sande genannt, zu St.-Leonard im Passeyrthale geboren und handelte, nachdem er die Wirthschaft selbst übernommen, mit Wein und Pferden nach Italien. Schon 1796 führte er eine tiroler Schützencompagnie gegen die Franzosen am Gardasee; auch bei Errichtung der Landmiliz nach dem Luneviller Frieden zeigte er großen Eifer für die Wehrkraft Tirols. Auf Anordnung des Erzherzogs Johann entwarf 1809 Hormayr (s. d.) den Plan zu einer Insurrection und Wiedereroberung des Landes, den H.'s Vertraute in Tirol mündlich bekannt machten. Das Unternehmen glückte, und in drei Tagen (vom 11. bis zum 13. April) war fast das ganze Land genommen und Innsbruck besetzt. Dann erschien er auf dem Brenner und lieferte beim Berge Isel 25. und 29. Mai 1809 den Baiern zwei Treffen, durch welche die letztern genöthigt wurden, Tirol wieder zu räumen. Bald darauf wurde auch der in Trient belagerte Graf von Leiningen von österr. Truppen und den Tirolern unter H. befreit. Schon war H. im Begriff, sich mit einer Schar an die Truppen anzuschließen, welche Klagenfurt wegnehmen und dadurch die Verbindung Tirols mit den innern Hülfsquellen des Kaiserstaats herstellen sollten, als nach der Schlacht bei Wagram der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli) eintrat, kraft dessen Tirol und Vorarlberg von den Oesterreichern geräumt wurden. Hierüber entstanden unter dem verlassenen Volke die heftigsten Bewegungen, während der General Lefèbvre mit 30—40,000 Mann Franzosen, Baiern und Sachsen von verschiedenen Seiten in Tirol einrückte. H. hatte sich anfangs in eine Höhle des Passeyrthals verborgen. Als aber Speckbacher, der Kapuziner Joachim Haspinger und Pet. Mayer an der Spitze des bewaffneten Volks die Vertheidigung Tirols erneuerten und namentlich in den Tagen vom 3. bis 9. Aug. dem Feinde wiederholte Niederlagen beibrachten, trat auch H. aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberster Anführer des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht aufgestandenen Tirol. Die Schlacht vom 13. Aug., wiederum am Berge Isel, zwang Lefèbvre, aus Tirol zu fliehen. H. führte nun die Militär- und Civilverwaltung unter den sonderbarsten Anomalien bis zum Frieden von Wien (14. Oct.). Als hierauf der Erzherzog Johann selbst in einem Schreiben die Tiroler zur Unterwerfung aufforderte und von allen Seiten feindliche Armeecorps in die tirolischen Berge einrückten, gab H. im November dem Vicekönig Eugen und dem bair. Oberbefehlshaber die Erklärung seiner Unter-

Digitized by Google

werfung. Doch durch die Nachrichten von Siegen und dem Einmarsche des Erzherzogs Johann getäuscht, begann er die Feindseligkeiten aufs neue. Trotz mehrerer günstiger Gefechte mußte H.'s Schar, weil der Widerstand nicht mehr allgemein war, endlich der Uebermacht unterliegen. Gern hätte man ihn gerettet, aber die Liebe zur Heimat erlaubte ihm nicht, die Vorschläge zur Flucht nach Oesterreich anzunehmen. Zwei Monate lang hielt er sich unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte im Passeyr verborgen, bis ihn der Priester Donay, der, ehedem H.'s Vertrauter, später sich von ihm beleidigt glaubte, dem General Baraguay d'Hilliers den Namen dessen verrieth, welcher H. in seinem Versteck mit Speise versah. Theils durch Versprechungen, theils durch Bedrohung mit dem Tode wurde dieser zum Geständnisse gebracht und 20. Jan. 1810 H. nebst seiner Familie gefangen. Unter starker Bedeckung brachte man ihn nach Mantua, wo er 20. Febr. 1810 erschossen wurde. Er ging mit Standhaftigkeit dem Tode entgegen, duldete nicht, daß man ihm die Augen verband, und commandirte selbst «Feuer». Für den Verlust ihres Vermögens wurde die Familie H. 1819 vom Kaiser entschädigt; auch wurde des bereits 1809 geadelten H.'s Adelsdiplom 26. Jan. 1818 zu Wien ausgefertigt. H.'s Leiche wurde in der Nacht vom 8. zum 9. Jan. 1823 auf dem Friedhofe zu Mantua ausgegraben und 23. Febr. 1823 in der Hofkirche (Franciscanerkirche) zu Innsbruck neben dem Grabmale Kaiser Maximilian's I. beigesetzt. Zu seinem Gedächtnisse ließ der Kaiser Franz durch den Prof. Schaller in Wien H.'s Statue in Marmor fertigen, welche 1834 über seinem Grabe aufgestellt wurde. Vgl. «Tirol und die Tiroler» (2 Bde., Lpz. 1845), «Andreas H. und der Freiheitskampf in Tirol» (3 Bdchn., Lpz. 1841—42) sowie die Biographien von Weber (Innsbr. 1852), Rapp (Innsbr. 1852) und Weidinger (2. Aufl., Lpz. 1853); Heigel, «Andreas H.» (Münch. 1874). Immermann hat in seinem «Trauerspiel in Tirol» (1828) das Schicksal H.'s dramatisch behandelt.

Hoefer (Edmund), namhafter deutscher Novellist und Romanschriftsteller, geb. 15. Oct. 1819 in Greifswald, wo sein Vater Senator und Director des Stadtgerichts war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der dortigen Universität philol. und histor. Studien, die er zu Heidelberg und Berlin fortsetzte. Durch häusliche Verhältnisse an der weitern Verfolgung der eingeschlagenen Laufbahn behindert, kehrte er 1842 nach Greifswald zurück. Seine ersten Erzählungen erschienen seit 1845 im «Morgenblatt». Eine Sammlung derselben veröffentlichte er später unter dem Titel «Aus dem Volke» (Stuttg. 1852), welcher alsbald «Gedichte» (Berl. 1852; 2. Aufl. 1853) und «Aus alter und neuer Zeit» (Stuttg. 1854) folgten. Nach dem Tode seines Vaters siedelte H. 1854 nach Stuttgart über, wo er noch in demselben Jahre mit Hackländer die «Hausblätter» begründete und seitdem seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Er veröffentlichte hier, außer dem Roman «Norien» (2 Bde., Stuttg. 1858), eine lange Reihe einzelner und gesammelter Novellen und Erzählungen, wie «Auf deutscher Erde» (2 Thle., Stuttg. 1860), «Aus der weiten Welt» (2 Bde., Stuttg. 1861), «Der große Baron» (2 Thle., Prag 1861), «Altermann Ryke» (4 Bde., Berl. 1864), «Der verlorene Sohn» (2. Aufl., Stuttg. 1871), «Land- und Seenovellen» (2 Bde., Bresl. 1871), «Stille Geschichten» (3 Bde., Jena 1872), «Erzählungen aus der Heimat» (2 Bde., Jena 1874) u. a.; ferner die Romane: «Ein Findling» (4 Bde., Schwer. 1868), «Der Demagoge» (3 Bde., Jena 1872) u. s. w. Einige seiner größern Erzählungen, wie «Die Honoratiorentochter» (Stuttg. 1861) und «Unter der Fremdherrschaft» (3 Bde., Stuttg. 1862), waren vorher im Feuilleton der «Kölnischen Zeitung» erschienen. Eine treffliche Sammlung der apologischen Sprichwörter veröffentlichte er unter dem Titel «Wie das Volk spricht» (Stuttg. 1855; 8. Aufl. 1876); auch gab er eine «Deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen» (Stuttg. 1876) heraus. H. ist einer der besten deutschen Erzähler. Die Helden seiner Novellen sind meist kräftige und markige norddeutsche Gestalten, zu welchen die Giebelhäuser alter Hansestädte, die Fischerdörfer an der stillen Ostseeküste, die weiten Forsten mit dem blauen Meer in der Ferne die Staffage bilden. Alle seine Charaktere sind Zug um Zug dem Leben entnommen. Dabei zeigen besonders seine frühern Arbeiten auch Abgeschlossenheit, Rundung und Harmonie der künstlerischen Form, während er sich in seinen spätern umfangreichern Erzählungen in einer breitern Darstellungsweise ergeht. H. selbst hat eine Sammlung seiner frühern «Erzählenden Schriften» (12 Bde., Stuttg. 1865) veranstaltet.

Hoffmann (Alexander Friedr. Franz), einer der namhaftesten deutschen Volks- und Jugendschriftsteller, geb. 21. Febr. 1814 zu Bernburg, besuchte bis zu seinem 16. Jahre das dortige Gymnasium und widmete sich dann dem Buchhandel. Aus Neigung zur schriftstellerischen Thätigkeit entsagte er aber 1839 dem Geschäftsleben und wandte sich nach Halle, wo er eine Zeit lang philos. und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte. Nachdem er einige Jahre in

Digitized by Google

Dessau gelebt, siedelte er 1855 nach Dresden über. Seine literarische Thätigkeit begann er mit einer Bearbeitung der Märchen der «Tausendundeine Nacht» für die Jugend (5. Aufl., Stuttg. 1871), die ebenso wie einige Originalerzählungen sehr günstig aufgenommen wurden, sodaß er fortan seine schriftstellerische Thätigkeit ganz der Jugend- und Volksschriftenliteratur widmete. H. hat seit 1840 weit über hundert verschiedene Erzählungen, Märchen u. s. w. veröffentlicht, die fast alle vielfache Auflagen erlebten und mehrfach übersetzt wurden. Auch gab er seit 1846 den «Deutschen Jugendfreund», eins der besten Blätter seiner Art, heraus.

Hoffmann (Andr. Gottlieb), namhafter Theolog und Orientalist, geb. 13. April 1796 zu Welbsleben in der Grafschaft Mansfeld, besuchte das Domgymnasium zu Magdeburg, nahm 1813 als freiwilliger Jäger an dem Feldzuge theil und bezog nach Beendigung seiner Schulstudien 1815 die Universität Halle. Hier studirte er neben der Theologie vorzugsweise orient. Philologie. Nachdem er schon in Halle Vorlesungen über orient. Sprachen gehalten, ging er 1822 als außerord. Professor nach Jena, wo er 1826 ord. Professor, Doctor der Theologie und Mitglied der theol. Facultät, 1828 Kirchenrath und 1843 Geh. Kirchenrath wurde. Er starb daselbst 16. März 1864. Seine Schriften wie auch seine Vorlesungen, die sich vorzugsweise auf die Grammatik der orient. Sprachen, die Erklärung der Hauptschriften des Alten Testaments und biblische Einleitung erstreckten, zeichneten sich aus durch grammatische Gründlichkeit und Schärfe sowie durch die Unbefangenheit seiner histor. Kritik und unabhängige Freisinnigkeit seiner theol. Ansichten. Sein Hauptwerk ist die «Grammatica Syriaca» (Halle 1827). Außerdem sind zu erwähnen: «Commentarius philologico-criticus in Mosis benedictionem» (8 Programme, Halle, dann Jena 1822 fg.), die Umarbeitung von Warnekros' «Entwurf der hebr. Alterthümer» (Weim. 1832) und «Die Apokalyptiker der ältern Zeit unter Juden und Christen» (Bd. 1, Abth. 1 u. 2, Jena 1833—38), das Buch Henoch enthaltend. Während 1827—51 war H.'s Thätigkeit vorzugsweise von der Redaction der Ersch- und Gruber'schen «Allgemeinen Encyklopädie» in Anspruch genommen, deren zweite Section er anfangs gemeinschaftlich mit Hassel und vom 8. bis zum 28. Bande allein fortführte.

Hoffmann (Aug. Heinr.), gewöhnlich H. von Fallersleben genannt, deutscher Dichter und vielfach verdienter Sprachforscher und Literarhistoriker, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, bezog, zu Helmstedt und Braunschweig vorgebildet, 1816 die Universität Göttingen, die er 1819 mit Bonn vertauschte. Anfänglich widmete er sich der Theologie, gab dieselbe aber bald auf und beschäftigte sich dann ausschließlich mit germanistischen und literarhistor. Studien. Nachdem er von Bonn aus die Rheinlande und Holland zur Erforschung der Volksdichtung durchreist und eine Zeit lang in Berlin gelebt, wurde er 1823 Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau, welches Amt er 1838 niederlegte, 1830 außerord., 1835 ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der dortigen Universität. Infolge seiner «Unpolit. Lieder» wurde seine Absetzung 20. Dec. 1842 vom König auf Grund der Karlsbader Beschlüsse bestätigt. Während der nächsten Jahre führte H. ein wechselvolles Wanderleben durch ganz Deutschland, die Schweiz und Italien. Im J. 1845 erwarb er sich in Mecklenburg das Heimatsrecht. Seit 1848 in Preußen rehabilitirt, bezog er von da an das gesetzliche Wartegeld als Pension. Nachdem er sich 1849 verheirathet, lebte er am Rhein, zuerst in Bingerbrück, seit 1851 in Neuwied, bis er 1854 einer Einladung nach Weimar folgte, wo er mit Schade das «Weimarische Jahrbuch» (Hannov. 1854—57) herausgab. Seit 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor, lebte er auf Schloß Korvei an der Weser, wo er in der Nacht vom 19. auf den 20. Jan. 1874 starb. H.'s literarische Thätigkeit ist theils wissenschaftlicher, theils dichterischer Art. Durch die erste gehört er zu den verdientesten Forschern auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Literatur, deren Kenntniß er ebenso sehr durch glückliche Funde als durch gründliche Arbeiten gefördert hat. Unter seinen Leistungen auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur sind besonders hervorzuheben zunächst die Sammelwerke «Horae Belgicae» (Bd. 1—12, Lpz. u. Berl. 1830—62), «Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur» (2 Bde., Berl. 1830—37), «Altdeutsche Blätter» (mit Haupt, 2 Bde., Lpz. 1835—40), denen sich später die «Spenden zur deutschen Literaturgeschichte» (2 Bde., Lpz. 1845) und die «Findlinge» (2 Thle., Lpz. 1859—60) anschlossen. Von ganz besonderm Werthe sind H.'s «Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther» (Bresl. 1832; 3. Aufl., Hannov. 1861), «Unsere volksthümlichen Lieder» (3. Aufl., Lpz. 1869), «Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrh.» (2. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1860) und «Die deutsche Philologie im Grundriß» (Berl. 1836). Unter den Ausgaben älterer deutscher Schriftwerke sind namentlich «Reineke Vos» (Berl. 1834; 2. Aufl. 1852),

Digitized by Google

die «Monumenta Elnonensia» (Gent 1837) und «Theophilus» (2 Bde., Hannov. 1853—54) von Bedeutung. Viele seiner Arbeiten verdanken ihren Ursprung seiner Vorliebe für die deutsche Volkspoesie, wie außer einigen der bereits genannten auch die «Schles. Volkslieder mit Melodien» (Lpz. 1842) und die «Niederländ. Volkslieder» (2. Aufl., Hannov. 1856). H.'s eigene Dichtungen schließen sich aufs engste an das Volkslied und zeichnen sich aus durch echte Einfalt, Lieblichkeit und Innigkeit. Viele seiner Lieder sind im Volksmunde heimisch geworden. Erwähnenswerth ist es auch, daß H., obgleich nicht musikalisch gebildet, doch zu seinen Liedern selbst anmuthige Gesangweisen angibt. Außer den «Gedichten» (8. Aufl., Berl. 1874; Auswahl von Frauenhand, Hannov. 1862) sind insbesondere folgende Sammlungen hervorzuheben: «Alemann. Lieder» (5. Aufl., Manh. 1843), «Rheinleben» (Neuwied 1865), «Soldatenlieder» (Mainz 1851), «Soldatenleben» (Berl. 1852), «Funfzig Kinderlieder», «Funfzig neue Kinderlieder» (Manh. 1845), «Alte und neue Kinderlieder» (4 Hefte, Berl. 1873) u. s. w. In anderer Richtung, aber auch schon durch ihre Melodien volksthümlich, bewegten sich die «Unpolit. Lieder» (2 Bde., Hamb. 1840—41), welche, noch vor Herwegh, das größte Aufsehen erregten. Ihnen schließen sich an: «Deutsche Lieder aus der Schweiz» (Zür. 1843; 4. Aufl., Altona 1862) und «Streiflichter» (Berl. 1872). Ueberwiegt in diesen Liedern auch hier und da der Witz die Poesie, so sind sie doch auch von einem poetischen Hauch durchweht. Eine eingehende, etwas zu weitläufige Selbstbiographie veröffentlichte H. unter dem Titel: «Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen» (6 Bde, Hannov. 1868—70). Nach seinem Tode wurden von Wolf «Briefe von H. von Fallersleben und Moritz Haupt an Ferdinand Wolf» (Wien 1874) herausgegeben. Vgl. Wagner, «H. von Fallersleben 1818—68» (Wien 1869); Gottschall, «Porträts und Studien» (Bd. 5, Lpz. 1876).

Hoffmann (Christoph Ludw.), berühmter medic. Schriftsteller, geb. 1721 zu Rheda in Westfalen, studirte in Jena Medicin, wo er 1746 promovirte, und erhielt nachher die Stelle eines Professors der Medicin und Philologie in Burgsteinfurt. Später wurde er kurkölnischer und bischöfl. münsterscher Hofrath und Leibarzt und übernahm zugleich das Directorat des medic. Collegiums zu Münster. Im J. 1787 kam er als kurmainzischer Geheimrath und Director des medic. Collegiums nach Mainz. Dann lebte er mit dem Kurfürsten in Aschaffenburg und starb 28. Juli 1807 zu Eltville im Rheingau. H. hat sich sowol durch seine Schriften als auch durch Aufstellung eines Systems einen ruhmvollen Namen erworben. Das letztere sollte eine Vereinigung der Humoral- mit der Solidartheorie sein. Den Grund der Krankheit suchte er in sauerer oder fauliger Verderbniß der Säfte, welche die auf verschiedene Art reizbaren festen Theile regelwidrig afficire, und deshalb habe die Heilkunde vorzüglich nach Reinigung der Säfte zu streben, welche theils durch die natürlichen Absonderungen, theils durch künstliche Ausleerungen bewerkstelligt werde. Diese Lehre setzte er vorzüglich in seiner Schrift «Von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Theile» (Münst. 1779; 2. Aufl., Mainz 1792) auseinander. Von seinen übrigen Werken, in demselben Sinne verfaßt, sind noch zu erwähnen: «Abhandlungen von den Pocken» (2 Bde., Münst. 1770—89), «Ueber den Scharbock, die Lustseuche und die Ruhr» (Münst. 1782), «Der Magnetist» (Frankf. u. Mainz 1787), gegen die magnetisirenden Betrüger geschrieben. Seine kleinern Werke gab Chavet als «Opuscula latina medici argumenti» (Münst. 1789) und «Vermischte medic. Schriften» (4 Bde., Münst. 1790—95) heraus.

Hoffmann (Clementine), geborene Tanska, die bedeutendste unter den poln. Schriftstellerinnen neuerer Zeit, geb. 23. Nov. 1798 zu Warschau, wurde mehr französisch als polnisch erzogen, unternahm aber seit ihrem 18. Jahre gründliche Studien über poln. Sprache, Literatur und Geschichte. Schon ihre erste Schrift: «Pamiątka po dobréj matce» («Andenken der guten Mutter»), machte sie zur beliebten Schriftstellerin und verschaffte ihr bleibenden Einfluß auf die weibliche Erziehung in Polen. Im J. 1824 gründete sie und redigirte mehrere Jahre hindurch eine vortreffliche Zeitschrift für Kinder und schrieb gleichzeitig selbstständige Kindererzählungen («Powieści dla dzieci»). Die Regierung übergab ihr zunächst das Ephorat von vier Mädchenschulen, ernannte sie hierauf zur ersten Lehrerin in dem Erzieherinnen-Institute und zuletzt zur Oberaufseherin der Mädchenschule in Warschau. Nach Beendigung des Revolutionskampfs (1831) folgte sie ihrem Gatten, mit dem sie seit 1829 vermählt, ins Ausland und nahm ihren Aufenthalt in Paris, wo sie sich mit der Erziehung von Emigrantenkindern beschäftigte und von der Frucht ihrer literarischen Arbeiten lebte. In diese Zeit fallen ihre größern Schriften, Romane, Erzählungen, religiöse, sittliche, histor., literarische Unterrichtsbücher für Mädchen. Im J. 1844 ging sie nach Italien. Schwer erkrankt, kehrte sie leidend von Rom nach Paris zurück und starb 15. Sept. 1845 in Passy. Ihre Ueberreste ruhen auf

Digitized by Google

dem Kirchhofe Père-Lachaise in Paris, wo ihre Landsleute ihr ein Grabmal setzten. Ihre nachgelassenen Werke (9 Bde., Berl. 1848) enthalten «Memoiren» (3 Bde.), dann «Ueber die Pflichten der Frauen» (3 Bde.) und «Vermischte Schriften». — Ihr Gatte, Karl Boromeus Alexander H., geb. 1798 in Masovien, studirte die Rechte, konnte aber, der Theilnahme an polit. Verbindungen verdächtig, keine Anstellung im Staatsdienst erhalten. Er widmete sich daher hauptsächlich literarischer Thätigkeit und gründete 1825 die «Poln. Themis», eine juriſt. Zeitschrift. Auch gab er 1827 eine Uebersetzung der Werke Franklin's heraus. Erst 1828 erhielt er die Stelle eines Raths bei der Polnischen Bank. Unmittelbar nach Ausbruch der Revolution gab er die in mehrere Sprachen übersetzte Schrift «Die große Woche der Polen» heraus. Sodann wurde er einer der drei Directoren der Warschauer Bank. Nach der Erstürmung von Warschau wandte er sich nach Dresden, von da 1832 nach Paris, wo er in der Emigration zur Partei des Fürsten Czartoryski gehörte. Seit 1848 lebte er wieder in Dresden, ließ sich dann in Galizien nieder und starb 1876 in Dresden. H.'s Hauptwerk ist: «Historya reform politycznych w dawnéj Polsce» (Pos. 1869); außerdem sind hervorzuheben: «Coup d'œil sur l'état politique de Pologne sous la domination russe» (Par. 1832), «Cztery powstania» (Par. 1837) und «Vademekum polskie» (Par. 1839).

Hoffmann (Ernst Theod. Amadeus, eigentlich Wilh.), einer der originellsten deutschen Novelliſten und Romandichter, geb. 24. Jan. 1776 zu Königsberg in Preußen, studirte daselbst die Rechte und arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin. Im J. 1800 wurde er Assessor bei der Regierung in Posen, sodann wegen einiger von ihm gefertigter Caricaturen, die der General Zastrow und andere Hochgestellte auf sich bezogen, 1802 als Rath nach Plock und 1804 in gleicher Eigenschaft nach Warschau versetzt, wo der Einmarsch der Franzosen 1806 seine Laufbahn endete. Ohne Aussichten und Vermögen, benutzte er seine musikalischen Kenntnisse als Erwerbszweig und folgte 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Musikdirector bei dem dort neuerrichteten Theater. Als dieses bald nachher geschlossen wurde, gerieth er in sehr große Noth. Er beschäftigte sich indessen mit Musikunterricht und arbeitete für die leipziger «Allgemeine musikalische Zeitung», ging 1813 als Musikdirector bei der Jos. Seconda'schen Schauspielergesellschaft nach Dresden und leitete bis 1814 das Orchester dieser abwechselnd hier und in Leipzig spielenden Gesellschaft. Im J. 1816 wurde er wieder von Preußen als Rath bei dem königl. Kammergericht in Berlin angestellt, wo er indeß schon 25. Juni 1822 infolge seines unregelmäßigen Lebens nach harten Leiden starb. Von Jugend auf hatte er seine Mußestunden dem Studium der Musik gewidmet. In Posen brachte er das Goethe'sche Singspiel «Scherz, List und Rache» aufs Theater, in Warschau «Die lustigen Musikanten» von Brentano, die Opern «Der Kanonikus von Mailand» und «Schärpe und Blume», wozu er selbst den Text dichtete. Auch setzte er die Musik zu Werner's «Kreuz an der Ostsee» und componirte später für das berliner Theater Fouqué's zur Oper umgestaltete «Undine». Die Aufforderung, seine in der «Musikalischen Zeitung» erschienenen Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn zu der Herausgabe der «Phantasiestücke in Callot's Manier» (4 Bde., Bamb. 1814—15; 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1825). Danach gab man ihm die unterscheidende Bezeichnung: Callot-H. Diesen schließen sich an: «Elixire des Teufels» (Berl. 1815—16), «Nachtstücke» (2 Bde., Berl. 1817) und «Die Serapionsbrüder» (4 Bde., Berl. 1819—21, nebst einem Supplementband, 1825, der H.'s letzte Erzählungen enthält); ferner: «Klein Zaches, genannt Zinnober» (2. Aufl., Berl. 1824), «Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot», «Meister Floh, ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde» (Frankf. 1822), «Lebensansichten des Kater Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeister Johannes Kreisler, in zufälligen Maculaturblättern» (2 Bde., Berl. 1820—22), «Der Doppeltgänger» (Brünn 1822) und einige kleinere Erzählungen. H. war ein durchaus origineller, mit den seltensten Talenten begabter Mensch, aber wild, ungebunden, dem nächtlichen Schwelgen ergeben und doch ein trefflicher Beamter und Jurist, der seine Amtspflichten getreu erfüllte. Er besaß einen scharfen Verstand, der an den Erscheinungen sehr bald die schwachen und lächerlichen Seiten erkannte. Doch zeigte er sich zugleich voll phantastischer Anschauungen und Dämonenglaubens, geneigt zu schneidender Skepsis, beißender Ironie und bizarrem Humor, in lyrischem Gefühl schwelgend, den Gegenstand seiner Liebe mit Enthusiasmus erfassend und excentrisch in seiner Begeisterung, Epikuräer bis zur Weichlichkeit und Stoiker bis zur Starrheit. In und zwischen diesen Gegensätzen bewegen sich auch seine Novellen, die, wie die ganze Erscheinung H.'s, etwas Diabolisches verrathen. In seinen humoristischen Sprüngen erinnert er an Jean Paul, den er vielleicht an factischem

Digitized by Google

Interesse, an Fülle der Romantik und an eigentlich novellistischer Erfindung übertrifft, aber an Umfang und Tiefe des Humors, an Mannichfaltigkeit der Anschauungen, an Gewalt der Sprache und innerer Reinheit keineswegs erreicht. Auch in seinem Hange zu sentimentalen und enthusiastischen Ausbrüchen gleicht er Jean Paul; nur erscheinen diese bei letzterm als natürliche Geburten eines reinen, naiven und gesunden Gemüths, bei H. häufig als die erkünstelten und geschraubten Erzeugnisse eines halb krankhaften Raffinements. Dennoch bleibt H. eine originelle Erscheinung. Er wurzelt mit entschiedener Kraft in jenem geheimnißvollen Boden, wo das dunkle Princip, wie eine wilde Jagd, statt ausgeführter Bilder bunte Caricaturen auf- und niedertreibt, die einen furchtbaren Contrast zwischen Scherz und Ernst hervorrufen. Wenn aber in diesen Erzählungen die grauenvolle, freilich auch oft in das Possirliche ausartende Phantastik interessirt und unterhält, so sind es doch weder diese spukhaften Gebilde noch seine größern, oft so wild-bizarren Romane, welche eine hohe Auszeichnung verdienen, sondern vielmehr eine Anzahl kleiner Novellen, Meisterstücke in engem Rahmen, die, wie «Meister Martin und seine Gesellen», «Das Majorat», «Fräulein Scudéry», «Doge und Dogaresse» u. s. w., sich von dieser gespenstischen Maschinerie frei erhalten. H.'s Talente waren von wunderbar mannichfaltiger Art; er zeichnete sich nicht blos als Dichter und Componist, sondern auch als geschickter Caricaturenzeichner aus, und mehrere der am populärsten gewordenen Caricaturen auf Napoleon rühren von ihm her. In der musikalischen Kritik schlug er häufig jenen überspannten, excentrischen Ton an, der seinen Nachahmern so verderblich geworden ist. Die Sprache handhabte er mit Ueberlegenheit, wenn auch nicht ohne Manier. Eine Sammlung seiner «Ausgewählten Schriften» erschien zu Berlin (10 Bde., 1827); seine Witwe, Micheline, geborene Rorer, fügte denselben fünf Bände Supplemente (neue Aufl., Stuttg. 1839) bei. «Ausgewählte Werke» H.'s gab auch Kurz (2 Bde., Hildburgh. 1870) heraus. Eine Gesammtausgabe erschien 1856—57 (12 Bde.) zu Berlin, ferner mit Federzeichnungen von Hosemann in 12 Bänden (Berl. 1871—73). Eine treffliche Biographie H.'s lieferte sein Freund J. E. Hitzig in dem Werke «Aus H.'s Leben und Nachlaß» (2 Bde., Berl. 1823). Funck (pseudonym für F. Kunz) gab Erinnerungen an H. in der Schrift «Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm H. und Fr. Gottlob Wetzel» (Lpz. 1836) heraus. Im Auslande, namentlich in Frankreich, ist H. vielfach übersetzt und nachgeahmt worden.

Hoffmann (Franz), theistischer Philosoph, geb. zu Aschaffenburg 19. Jan. 1804, studirte, nach Absolvirung des Lyceums zu Aschaffenburg, in München 1826—27 Jurisprudenz, dann bis 1832 Philosophie, auch Theologie und Naturwissenschaft, besonders unter Baader, Schelling, Görres, Schubert, Oken und Ast, und wurde 1834 Professor der Philosophie am Lyceum zu Amberg, aber schon 1835 ord. Professor der Philosophie in Würzburg. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Vorhalle zur speculativen Lehre F. Baader's» (Aschaffenb. 1836), dann die Sammlung von Baader's «Kleinen Schriften» (Würzb. 1848; 2. Aufl., Lpz. 1850) und im Verein mit einigen andern die Herausgabe von «Baader's sämmtlichen Werken» (16 Bde., Lpz. 1851—60), mit Biographie und Einleitungen von H., welche auch in besonderm Abdruck erschienen; ferner «Grundriß der allgemeinen reinen Logik» (2. Aufl., Würzb. 1855), «Baader's Blitzstrahl wider Rom» (2. Aufl., Würzb. 1871), «Kirche und Staat» (Gütersloh 1872) und «Philos. Schriften» (Bd. 1—4, Erlangen 1867—77). H. hat als Schüler Baader's (s. d.) zur Verbreitung der Philosophie des letztern viel beigetragen.

Hoffmann (Friedr.), neben Boerhaave der berühmteste Arzt seiner Zeit, geb. 19. Febr. 1660 zu Halle, erhielt daselbst seine akademische Vorbildung und wurde frühzeitig durch seinen Vater in die Studien seines künftigen Berufs eingeführt. Im J. 1678 bezog er die Universität zu Jena und 1679 ging er nach Erfurt, kehrte jedoch 1680 wieder nach Jena zurück, wo er 1681 promovirte und sich habilitirte. Seine erschütterte Gesundheit wiederherzustellen, machte er später eine Reise durch Holland und England und ließ sich 1685 als praktischer Arzt zu Minden in Westfalen nieder, wo er dann Garnisonsarzt, 1686 Physikus des Fürstenthums Minden und kurfürstl. Hofmedicus wurde. Im J. 1688 folgte er dem Rufe als Physikus nach Halberstadt. Bei Begründung der Universität zu Halle berief ihn Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1693 als ersten Professor der Medicin dahin und beauftragte ihn mit der Bildung und der Einrichtung der medic. Facultät. Schon 1703 bot ihm der nunmehrige König Friedrich I. die Stelle eines Leibarztes an, die er aber ausschlug. Als jedoch 1708 der König bedeutend erkrankte, konnte H. nicht umhin, die früher ausgeschlagene Stelle anzunehmen, und ging mit Beibehaltung seiner Professur nach Berlin. Des Hoflebens und der Anfeindungen des ältern königl. Leibarztes, Gundelheimer, müde, kehrte er 1712 nach Halle zurück, wo er

Digitized by Google

nun auch bis zu seinem Tode blieb, der 12. Nov. 1742 erfolgte. Das größte Verdienst erwarb sich H. um die praktische Heilkunde. Eine Menge wichtiger Arzneimittel hat er geprüft und ihre Anwendung aufgeklärt, und durch einfache Mittel und Diät wußte er mit tiefem Blicke in die Natur große Erfolge zu erringen. Seine Untersuchungen vieler Mineralwässer brachten diese Heilmittel mehr in Aufnahme, und einige Arzneipräparate, namentlich das Elixirium viscerale und der Liquor anodynus mineralis (Hoffmann'sche Tropfen, der jetzige Spiritus sulphurico-aethereus: 1 Theil Aether mit 3 Theilen höchst rectificirtem Alkohol), die er bereiten lehrte, sind noch jetzt allgemein in Gebrauch. Weniger Werth hat sein System, nach welchem er dem Körper eigenthümliche Kräfte und eigenthümliches Leben zuschrieb, die durch eine höchst feine ätherische Substanz, die empfindende Seele (anima sensitiva), in Bewegung gesetzt würden. Diese Substanz werde theils im Körper abgesondert, theils aus der Atmosphäre eingesogen, sei jedoch wieder in ihren Bewegungen einer obersten, unbewußten Seele unterworfen. Die Krankheitsursachen wirken nach ihm durch Druck und Ausdehnung auf die festen Theile. Die Verderbniß der Säfte sei eine erst im Verlaufe der Krankheit sich entwickelnde Erscheinung; die Krankheiten selbst beständen in zu schwacher oder zu starker Bewegung und seien danach einzutheilen. So wollte H. das Wesen des Lebens nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet erklären und gehörte deshalb zur Schule der Jatromathematiker (s. d.). Sein System, obgleich auf eine unhaltbare Hypothese gestellt und in vielen Einzelheiten höchst inconsequent, gewann doch im Gegensatze zu dem seines Nebenbuhlers Stahl (s. d.) viele Anhänger, weil er es auf eine faßliche Weise darzustellen verstand. Seine wichtigsten Werke sind: «Systema medicinae rationalis methodo demonstrativa» (9 Bde., Halle 1718—40), «Medicina consultatoria» (12 Bde., Halle 1721—39). H.'s kleinere Schriften sind nach ihrem Inhalte in Sammlungen vereinigt. Seine lat. Werke wurden unter seiner Mitwirkung (6 Bde., Genf 1740; 2. Aufl. 1748; Supplemente, 3 Bde., 1761) zusammengestellt.

Hoffmann (Joh. Gottfr.), ausgezeichneter staatswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. 19. Juli 1765 zu Breslau, besuchte das Elisabeth-Gymnasium daselbst, studirte seit 1784 zu Halle und Leipzig die Rechte und ging 1787 nach Königsberg, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Später als Lehrer und im Baufache beschäftigt, wurde er 1803 Assessor bei der ostpreuß. Kriegs- und Domänenkammer und erhielt endlich 1807 die Professur der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften an der königsberger Universität. Schon Ende 1808 kam er als Staatsrath bei der Gewerbeabtheilung in das Ministerium des Innern, zugleich mit der Aussicht auf die Professur der Staatswissenschaften bei der in Berlin neu zu errichtenden Universität und die Direction eines zu bestellenden Statistischen Bureau, welche Anstalten 1810 ins Leben traten. Im Dec. 1813 folgte er dem Staatskanzler von Hardenberg in das Hauptquartier der Verbündeten, dann nach Frankreich, England, auf den Wiener Congreß, 1815 abermals nach Paris. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er als vortragender Rath in die zweite Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten versetzt. Dabei behielt er die Leitung des Statistischen Bureau; von dem Lehramte bei der Universität aber wurde er vorläufig entbunden. Im J. 1821 nahm er seine Entlassung aus dem Ministerium und trat wieder als ord. Professor der Staatswissenschaften ein. Die Vorlesungen bei der Universität setzte er fort, bis die Abnahme seines Sehvermögens ihn 1835 nöthigte, dieselben aufzugeben. Im J. 1832 war er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden. Bis zu seinem Tode mit der Leitung des Statistischen Bureau beschäftigt, starb er 12. Nov. 1847. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Das Interesse des Menschen und Bürgers bei den bestehenden Zunftverfassungen» (Königsb. 1803), «Die Lehre vom Gelde» (Berl. 1838), «Die Lehre von den Steuern» (Berl. 1840), «Die Zeichen der Zeit im deutschen Münzwesen» (Berl. 1841), «Die Befugnisse zum Gewerbebetriebe» (Berl. 1841), «Das Verhältniß der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Unterthanen» (Berl. 1842), «Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts» (Berl. 1843), «Uebersicht der allgemeinsten staatswirthschaftlichen Verhältnisse, welche die Verschiedenheit der Bildung und des Besitzstandes erzeugt» (Berl. 1845) und «Nachlaß kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts» (Berl. 1847). Alle Schriften H.'s sind wegen ihrer streng wissenschaftlichen Methode und klaren, allgemein faßlichen Darstellung in ihrer Art meisterhaft zu nennen.

Hoffmann (Joh. Jos.), hervorragender Kenner der chines. und japan. Sprache und Literatur, geb. zu Würzburg 16. Febr. 1805, erhielt eine tüchtige wissenschaftliche Vorbildung und ging nach vollendeten philol. Studien nach den Niederlanden, wo er sich dem Studium des Japanischen und Chinesischen eifrig hingab und sich 1830 mit dem aus Japan zurück-

Digitized by Google

gekehrten Reisenden und Naturforscher Ph. Fr. von Siebold zur Herausgabe des umfangreichen Werks «Nippon. Archiv» zur Beschreibung von Japan wie auch einer «Bibliotheca Japanica» vereinigte. H. wurde dann zum Professor der chines. und japan. Sprache und Literatur an der Universität zu Leiden ernannt. Als Interpret des Japanischen hat er mehrere Dolmetscher für diese Sprache herangebildet. Auch wurde unter seiner Leitung auf Staatskosten eine Japanische und Chinesische Druckerei errichtet. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen ist seine «Japan. Sprachlehre» (Leid. 1877) besonders hervorzuheben.

Hoffmann (Ludw. Friedr. Wilh.), einflußreicher prot. Theolog, Generalsuperintendent der Kurmark und Mitglied des Oberkirchenraths in Berlin, geb. 30. Oct. 1806 zu Leonberg bei Stuttgart, empfing seine theol. Bildung auf dem niedern Seminar zu Schönthal und seit 1824 im Tübinger Stift, wo er namentlich durch Eschenmayer wie durch die Schriften von Schelling und Oken zu naturphilos. Studien angeregt wurde. Nach Vollendung seines theol. Cursus wurde er zuerst (1830) als Vicar zu Heumaden bei Stuttgart angestellt, wo er ein «Handbuch der Erdkunde» schrieb, danach (1832) als Repetent am Tübinger Stift, ein Jahr später als Stadtvicar in Stuttgart und abermals nach einem Jahre als Pfarrer zu Winnenden und Seelsorger an der Zeller'schen Heilanstalt für Geisteskranke zu Winnenthal. Im J. 1839 wurde er zum Director der Evangelischen Missionsanstalt in Basel berufen und 1843 zugleich (nach Ablehnung eines Rufs nach Halle) zum außerord. Professor der Theologie daselbst ernannt. Im J. 1850 kehrte er nach Würtemberg als Ephorus des Tübinger Stifts zurück, in welcher Eigenschaft er auch exegetische Vorlesungen hielt, folgte aber schon nach zwei Jahren einem Rufe Friedrich Wilhelm's IV. als Hof- und Domprediger in Berlin (1852). In dieser Stellung wurde er bald zum Mitgliede des Oberkirchenraths, Generalsuperintendenten der Kurmark und Director (Vicepräsidenten) des brandenb. Consistoriums (1853), zum Domherrn von Brandenburg (ebenfalls 1853) und Mitgliede des Staatsraths (1854) ernannt. Dabei behielt H. nicht nur die Hof- und Dompredigerstelle bei, sondern übernahm auch die Organisation und danach das Ephorat des berliner Domcandidatenstifts. Seine schriftstellerische Thätigkeit auf theol. Gebiete eröffnete H. durch eine Bekämpfung des «Lebens Jesu» von Strauß («Das Leben Jesu von Strauß geprüft für Theologen und Nichttheologen», Stuttg. 1836). In Basel gab er das «Missionsmagazin» und mit Chr. G. Barth gemeinschaftlich die «Beleuchtungen der Missionssache» (Beiblatt zum «Calwer Missionsblatt») sowie verschiedene andere auf die Mission bezügliche Schriften heraus. Auch später veröffentlichte er noch mehreres auf die Mission Bezügliches, so «Die Morgenröthe des tropischen Afrika», eine Einleitung zu der deutschen Uebersetzung von «Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Weudekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Joruba» (Berl. 1859). In Berlin hat H. verschiedene Sammlungen von Predigten herausgegeben («Ruf zum Herrn. Zeugnisse aus dem Amte», 8 Bde., 1854—58; «Die Haustafel», in 3 Abth.: «Die Gemeinde», «Die Familie» und «Obrigkeit und Unterthan», 1859—63; «Ein Jahr der Gnade in Christo Jesu», 1864). In neuerer Zeit hat er es sich besonders angelegen sein lassen, die polit. Entwickelung Deutschlands seit 1866 von seinem kirchlichen und theol. Standpunkt aus zu beleuchten. So entstand (zunächst zur Verständigung mit den süddeutschen Pietisten) «Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes» (Berl. 1868), «Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte» (1869) und die periodische Schrift «Deutschland» (seit 1870). H. starb zu Berlin 28. Aug. 1873. Seine theol. Richtung war die der «gläubigen» oder «positiven Unionstheologie», welche ihr Organ in der «Neuen Evang. Kirchenzeitung» hat.

Hoffnung ist die mehr oder minder gewisse Erwartung eines freudigen Ereignisses und daher ein gemischter Gefühlszustand, in welchem sich das mit der Vorstellung des betreffenden Ereignisses associirte Lustgefühl mit dem Unlustgefühl einer größern oder geringern Unsicherheit über den wirklichen Eintritt dieses Ereignisses in den mannichfachsten Verhältnissen mischt. Die H. dient einerseits als aufrechterhaltende Anregung, andererseits als abschwächende Spannung der Willensenergie, je nachdem sie den Eintritt des freudigen Ereignisses von der Selbstthätigkeit des Hoffenden abhängig erscheinen läßt oder nicht. Das Gegentheil der H. ist die Furcht, die Erwartung eines betrübenden Ereignisses. Die Aufgebung aller H. ist Verzweiflung. Gegenüber den mannichfachen Enttäuschungen der Wirklichkeit richtet der religiöse Glaube seine H. auf das Leben nach dem Tode. Als Gottheit wurde die H. in Griechenland (Elpis) und in Rom (Spes) als leicht einherschreitendes Mädchen, in der Rechten die Blüte eines Granatapfelbaums, mit der herabgesenkten Linken das Gewand etwas lüftend, dargestellt. In Rom hatte sie viele Tempel und Altäre; oft trägt sie die Statue des bonus eventus (guten Ausgangs) auf der Hand.

Digitized by Google

nun auch bis zu seinem Tode blieb, der 12. Nov. 1742 erfolgte. Das größte Verdienst erwarb sich H. um die praktische Heilkunde. Eine Menge wichtiger Arzneimittel hat er geprüft und ihre Anwendung aufgeklärt, und durch einfache Mittel und Diät wußte er mit tiefem Blicke in die Natur große Erfolge zu erringen. Seine Untersuchungen vieler Mineralwässer brachten diese Heilmittel mehr in Aufnahme, und einige Arzneipräparate, namentlich das Elixirium viscerale und der Liquor anodynus mineralis (Hoffmann'sche Tropfen, der jetzige Spiritus sulphurico-aethereus: 1 Theil Aether mit 3 Theilen höchst rectificirtem Alkohol), die er bereiten lehrte, sind noch jetzt allgemein in Gebrauch. Weniger Werth hat sein System, nach welchem er dem Körper eigenthümliche Kräfte und eigenthümliches Leben zuschrieb, die durch eine höchst feine ätherische Substanz, die empfindende Seele (anima sensitiva), in Bewegung gesetzt würden. Diese Substanz werde theils im Körper abgesondert, theils aus der Atmosphäre eingesogen, sei jedoch wieder in ihren Bewegungen einer obersten, unbewußten Seele unterworfen. Die Krankheitsursachen wirken nach ihm durch Druck und Ausdehnung auf die festen Theile. Die Verderbniß der Säfte sei eine erst im Verlaufe der Krankheit sich entwickelnde Erscheinung; die Krankheiten selbst beständen in zu schwacher oder zu starker Bewegung und seien danach einzutheilen. So wollte H. das Wesen des Lebens nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet erklären und gehörte deshalb zur Schule der Jatromathematiker (s. d.). Sein System, obgleich auf eine unhaltbare Hypothese gestellt und in vielen Einzelheiten höchst inconsequent, gewann doch im Gegensatze zu dem seines Nebenbuhlers Stahl (s. d.) viele Anhänger, weil er es auf eine faßliche Weise darzustellen verstand. Seine wichtigsten Werke sind: «Systema medicinae rationalis methodo demonstrativa» (9 Bde., Halle 1718—40), «Medicina consultatoria» (12 Bde., Halle 1721—39). H.'s kleinere Schriften sind nach ihrem Inhalte in Sammlungen vereinigt. Seine lat. Werke wurden unter seiner Mitwirkung (6 Bde., Genf 1740; 2. Aufl. 1748; Supplemente, 3 Bde., 1761) zusammengestellt.

Hoffmann (Joh. Gottfr.), ausgezeichneter staatswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. 19. Juli 1765 zu Breslau, besuchte das Elisabeth-Gymnasium daselbst, studirte seit 1784 zu Halle und Leipzig die Rechte und ging 1787 nach Königsberg, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Später als Lehrer und im Baufache beschäftigt, wurde er 1803 Assessor bei der ostpreuß. Kriegs- und Domänenkammer und erhielt endlich 1807 die Professur der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften an der königsberger Universität. Schon Ende 1808 kam er als Staatsrath bei der Gewerbeabtheilung in das Ministerium des Innern, zugleich mit der Aussicht auf die Professur der Staatswissenschaften bei der in Berlin neu zu errichtenden Universität und die Direction eines zu bestellenden Statistischen Bureau, welche Anstalten 1810 ins Leben traten. Im Dec. 1813 folgte er dem Staatskanzler von Hardenberg in das Hauptquartier der Verbündeten, dann nach Frankreich, England, auf den Wiener Congreß, 1815 abermals nach Paris. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er als vortragender Rath in die zweite Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten versetzt. Dabei behielt er die Leitung des Statistischen Bureau; von dem Lehramte bei der Universität aber wurde er vorläufig entbunden. Im J. 1821 nahm er seine Entlassung aus dem Ministerium und trat wieder als ord. Professor der Staatswissenschaften ein. Die Vorlesungen bei der Universität setzte er fort, bis die Abnahme seines Sehvermögens ihn 1835 nöthigte, dieselben aufzugeben. Im J. 1832 war er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden. Bis zu seinem Tode mit der Leitung des Statistischen Bureau beschäftigt, starb er 12. Nov. 1847. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Das Interesse des Menschen und Bürgers bei den bestehenden Zunftverfassungen» (Königsb. 1803), «Die Lehre vom Gelde» (Berl. 1838), «Die Lehre von den Steuern» (Berl. 1840), «Die Zeichen der Zeit im deutschen Münzwesen» (Berl. 1841), «Die Befugnisse zum Gewerbebetriebe» (Berl. 1841), «Das Verhältniß der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Unterthanen» (Berl. 1842), «Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts» (Berl. 1843), «Uebersicht der allgemeinsten staatswirthschaftlichen Verhältnisse, welche die Verschiedenheit der Bildung und des Besitzstandes erzeugt» (Berl. 1845) und «Nachlaß kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts» (Berl. 1847). Alle Schriften H.'s sind wegen ihrer streng wissenschaftlichen Methode und klaren, allgemein faßlichen Darstellung in ihrer Art meisterhaft zu nennen.

Hoffmann (Joh. Jos.), hervorragender Kenner der chines. und japan. Sprache und Literatur, geb. zu Würzburg 16. Febr. 1805, erhielt eine tüchtige wissenschaftliche Vorbildung und ging nach vollendeten philol. Studien nach den Niederlanden, wo er sich dem Studium des Japanischen und Chinesischen eifrig hingab und sich 1830 mit dem aus Japan zurück-

Digitized by Google

gekehrten Reisenden und Naturforscher Ph. Fr. von Siebold zur Herausgabe des umfangreichen Werks «Nippon. Archiv» zur Beschreibung von Japan wie auch einer «Bibliotheca Japanica» vereinigte. H. wurde dann zum Professor der chines. und japan. Sprache und Literatur an der Universität zu Leiden ernannt. Als Interpret des Japanischen hat er mehrere Dolmetscher für diese Sprache herangebildet. Auch wurde unter seiner Leitung auf Staatskosten eine Japanische und Chinesische Druckerei errichtet. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen ist seine «Japan. Sprachlehre» (Leid. 1877) besonders hervorzuheben.

Hoffmann (Ludw. Friedr. Wilh.), einflußreicher prot. Theolog, Generalsuperintendent der Kurmark und Mitglied des Oberkirchenraths in Berlin, geb. 30. Oct. 1806 zu Leonberg bei Stuttgart, empfing seine theol. Bildung auf dem niedern Seminar zu Schönthal und seit 1824 im Tübinger Stift, wo er namentlich durch Eschenmayer wie durch die Schriften von Schelling und Oken zu naturphilos. Studien angeregt wurde. Nach Vollendung seines theol. Cursus wurde er zuerst (1830) als Vicar zu Heumaden bei Stuttgart angestellt, wo er ein «Handbuch der Erdkunde» schrieb, danach (1832) als Repetent am Tübinger Stift, ein Jahr später als Stadtvicar in Stuttgart und abermals nach einem Jahre als Pfarrer zu Winnenden und Seelsorger an der Zeller'schen Heilanstalt für Geisteskranke zu Winnenthal. Im J. 1839 wurde er zum Director der Evangelischen Missionsanstalt in Basel berufen und 1843 zugleich (nach Ablehnung eines Rufs nach Halle) zum außerord. Professor der Theologie daselbst ernannt. Im J. 1850 kehrte er nach Würtemberg als Ephorus des Tübinger Stifts zurück, in welcher Eigenschaft er auch exegetische Vorlesungen hielt, folgte aber schon nach zwei Jahren einem Rufe Friedrich Wilhelm's IV. als Hof- und Domprediger in Berlin (1852). In dieser Stellung wurde er bald zum Mitgliede des Oberkirchenraths, Generalsuperintendenten der Kurmark und Director (Vicepräsidenten) des brandenb. Consistoriums (1853), zum Domherrn von Brandenburg (ebenfalls 1853) und Mitgliede des Staatsraths (1854) ernannt. Dabei behielt H. nicht nur die Hof- und Dompredigerstelle bei, sondern übernahm auch die Organisation und danach das Ephorat des berliner Domcandidatenstifts. Seine schriftstellerische Thätigkeit auf theol. Gebiete eröffnete H. durch eine Bekämpfung des «Lebens Jesu» von Strauß («Das Leben Jesu von Strauß geprüft für Theologen und Nichttheologen», Stuttg. 1836). In Basel gab er das «Missionsmagazin» und mit Chr. G. Barth gemeinschaftlich die «Beleuchtungen der Missionssache» (Beiblatt zum «Calwer Missionsblatt») sowie verschiedene andere auf die Mission bezügliche Schriften heraus. Auch später veröffentlichte er noch mehreres auf die Mission Bezügliches, so «Die Morgenröthe des tropischen Afrika», eine Einleitung zu der deutschen Uebersetzung von «Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Joruba» (Berl. 1859). In Berlin hat H. verschiedene Sammlungen von Predigten herausgegeben («Ruf zum Herrn. Zeugnisse aus dem Amte», 8 Bde., 1854—58; «Die Haustafel», in 3 Abth.: «Die Gemeinde», «Die Familie» und «Obrigkeit und Unterthan», 1859—63; «Ein Jahr der Gnade in Christo Jesu», 1864). In neuerer Zeit hat er es sich besonders angelegen sein lassen, die polit. Entwickelung Deutschlands seit 1866 von seinem kirchlichen und theol. Standpunkt aus zu beleuchten. So entstand (zunächst zur Verständigung mit den süddeutschen Pietisten) «Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes» (Berl. 1868), «Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte» (1869) und die periodische Schrift «Deutschland» (seit 1870). H. starb zu Berlin 28. Aug. 1873. Seine theol. Richtung war die der «gläubigen» oder «positiven Unionstheologie», welche ihr Organ in der «Neuen Evang. Kirchenzeitung» hat.

Hoffnung ist die mehr oder minder gewisse Erwartung eines freudigen Ereignisses und daher ein gemischter Gefühlszustand, in welchem sich das mit der Vorstellung des betreffenden Ereignisses associirte Lustgefühl mit dem Unlustgefühl einer größern oder geringern Unsicherheit über den wirklichen Eintritt dieses Ereignisses in den mannichfachsten Verhältnissen mischt. Die H. dient einerseits als aufrechterhaltende Anregung, andererseits als abschwächende Spannung der Willensenergie, je nachdem sie den Eintritt des freudigen Ereignisses von der Selbstthätigkeit des Hoffenden abhängig erscheinen läßt oder nicht. Das Gegentheil der H. ist die Furcht, die Erwartung eines betrübenden Ereignisses. Die Aufgebung aller H. ist Verzweiflung. Gegenüber den mannichfachen Enttäuschungen der Wirklichkeit richtet der religiöse Glaube seine H. auf das Leben nach dem Tode. Als Gottheit wurde die H. in Griechenland (Elpis) und in Rom (Spes) als leicht einherschreitendes Mädchen, in der Rechten die Blüte eines Granatapfelbaums, mit der herabgesenkten Linken das Gewand etwas lüftend, dargestellt. In Rom hatte sie viele Tempel und Altäre; oft trägt sie die Statue des bonus eventus (guten Ausgangs) auf der Hand.

Digitized by Google

Als allegorische Person wird die H. in neuerer Zeit meist mit dem Glauben und der Liebe verbunden dargestellt, und zwar als weibliche Figur auf einem Anker (dem Symbol der H.) ruhend.

Hofgeismar, Kreisstadt im Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an der Hessischen Nordbahn, 22 Kilom. nördlich von Kassel, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, ein schönes Rathhaus, eine höhere Bürgerschule und zählt (1875) 3903 E., die meist Ackerbau und Viehzucht, auch Handel treiben und eine Malz- und chem. Fabrik unterhalten. In der Nähe der Stadt liegt ein Stahlbrunnen mit Badeinrichtungen und prachtvollem Park. — Der Kreis H. zählt auf 639,5 QKilom. (1875) 36,614 E.

Hofgerichte hießen im Mittelalter die höhern, theils kaiserl., theils landesherrlichen Gerichte in Deutschland, welche die eigentlichen Grafengerichte ersetzten. Ihrer Gerichtsbarkeit waren aber seit der Umwandlung der Standesverhältnisse im 13. und 14. Jahrh. statt der alten Volksfreien die jetzt deren Rang einnehmenden Reichsdienstmannen und sonst den höhern Ständen nicht angehörigen Reichsfreien, in den Territorien die Prälaten, der landsässige Adel, die angesehenern Dienstleute des Fürsten und weiterhin auch bedeutendere städtische Corporationen untergeben. Zugleich konnten die kaiserl. Gerichte dieser Art Appellationen und Beschwerden selbst gegen landesherrliche Gerichte annehmen, bis die Territorialherren durch immer zahlreichere privilegia de non apellando, de non evocando die Befugniß zur Errichtung eigener Berufungsinstanzen (hier und da Oberhofgerichte genannt) erlangten. Noch in neuerer Zeit führten in einigen Ländern die Gerichte zweiter Instanz den Namen H.

Höfler (Karl Adolf Konstantin, Ritter von), namhafter deutscher Geschichtsforscher, geb. 26. März 1811 zu Memmingen, erhielt seine Gymnasialbildung zu München und Landshut und bezog 1828 die Universität München, wo er sich anfänglich juriſt. Studien widmete, bald aber die Geschichte zu seinem Lebensberuf wählte. Nachdem er im Juni 1831 promovirt, lebte er erst in Göttingen, seit 1834 in Italien. Nachdem er 1836 nach München zurückgekehrt, übernahm er auf Wunsch des Königs Ludwig unter mislichen Verhältnissen die Redaction der münchener officiellen polit. Zeitung. Im J. 1838 wurde ihm gestattet, sich als Privatdocent an der Universität zu habilitiren, worauf er 1839 eine außerord., 1841 eine ord. Professur erhielt und 1842 in die Akademie der Wissenschaften gewählt ward. Die 1846 in Baiern entstandenen polit. Zerwürfnisse veranlaßten ihn zu der histor. Denkschrift «Concordat und Constitutionseid der Katholiken in Baiern» (Münch. 1847). Am 26. März 1847 plötzlich seiner Professur enthoben, ward H. nach einigen Monaten zum Archivar in Bamberg ernannt. Diese Stelle bekleidete er, bis er im Herbst 1851 einem Rufe als Professor der Geschichte nach Prag folgte. In dem nationalen Kampfe zwischen den Deutschen und Czechen in Böhmen bewies sich H. stets als ein mannhafter Vertreter des Deutschthums. Im J. 1872 wurde er als Mitglied in das österr. Herrenhaus berufen, ihm auch durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone der erbliche Adelstand verliehen. Als Geschichtsforscher hat H. eine ebenso vielseitige als fruchtbare Thätigkeit entwickelt. Als Früchte seiner Forschungen über die Geschichte des Mittelalters, insbesondere des Papstthums, erschienen, außer vielen kleinern Arbeiten, «Die deutschen Päpste» (2 Bde., Regensb. 1839), «Kaiser Friedrich II.» (Münch. 1844) und «Albert von Beham und Regesten Papst Innocenz' IV.» (Stuttg. 1847). Während seines Aufenthalts in Bamberg benutzte H. das dortige reiche Archiv zu Studien über die Geschichte Frankens, des Hauses Hohenzollern und Böhmens. Aus denselben gingen unter anderm die treffliche «Quellensammlung für fränk. Geschichte» (Bd. 1—4, Baireuth 1849—52) und die «Fränk. Studien» (Abth. 1—6, Wien 1852—53) hervor. Seit seiner Uebersiedelung nach Prag hat sich H. vorzugsweise verschiedenen Forschungen über das 15. Jahrh. sowie über die Geschichte der slaw. Welt gewidmet. Seine kleinern histor. Untersuchungen erschienen unter den Titeln: «Abhandlungen aus dem Gebiete der alten Geschichte» (Wien 1871) und «Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs» (Wien 1871). Eine seiner spätern Arbeiten ist «Der Aufstand der castilian. Städte gegen Karl V.» (Prag 1876).

Hofmann (Aug. Wilh.), hervorragender Chemiker der Gegenwart, wurde 8. April 1818 zu Gießen geboren, wo sein Vater als Architekt lebte. Nachdem er seine Gymnasialbildung in Gießen erhalten, bezog er 1836 die Universität daselbst, wo er nach mehrjährigen philol. und juriſt. Studien in die mächtige Anziehungssphäre Justus von Liebig's gelangte, dessen Schule damals in höchster Blüte stand. Von nun an widmete er sich der Chemie, anfänglich als Schüler, später als Assistent Liebig's. Aus der gießener Zeit stammen H.'s erste Arbeiten über die Basen des Steinkohlentheers und die Metamorphosen des Indigos, die als der Ausgangspunkt der Theerfarbenindustrie zu betrachten sind. Im Frühjahr 1845 habilitirte sich H. für das

Digitized by Google

Lehrfach der Chemie in Bonn und wurde im Herbst des nämlichen Jahres schon zum außerord. Professor ernannt, folgte aber gleichzeitig einem Rufe nach London, wo er die Leitung einer chem. Schule übernahm. Die im Herbst 1845 unter dem Namen Royal College of Chemistry in London eröffnete Anstalt gelangte nach kurzer Zeit zu solcher Entwickelung, daß die engl. Regierung 1853 die Schule als chem. Section der Bergakademie (Royal School of Mines) adoptirte. Ein großer Theil der jüngern Chemiker Englands ist aus H.'s Schule hervorgegangen. Neben seiner Wirksamkeit als Lehrer entwickelte H. eine unermüdliche Thätigkeit auf dem Gebiete der chem. Forschung. Im J. 1855 wurde ihm neben seiner Professur das einträgliche Amt eines Wardeins an der engl. Münze übertragen. Auf den internationalen Industrieausstellungen (London 1851 und 1862, Paris 1855) fungirte H. im Auftrage der engl. Regierung als Juror. Im J. 1864 wurde H. an die durch den Tod Mitscherlich's erledigte Professur der Chemie nach Berlin berufen, mit dem Auftrage, auch für die berliner Universität ein dem bonner Institut ähnliches chem. Laboratorium zu begründen. Seit dem Frühjahr 1865 leitet H. den chem. Unterricht in dem von ihm erbauten chem. Laboratorium der Universität Berlin, wo sich seitdem, namentlich auch durch die von ihm ausgehende Stiftung der Deutschen Chemischen Gesellschaft, ein reichbewegtes chem. Leben entfaltet hat. Die zahlreichen Abhandlungen H.'s sind zumeist veröffentlicht in den «Annalen der Chemie und Pharmacie», in dem «Journal of the Chemical Society of London», den «Transactions of the Royal Society» in den «Monatsberichten der Berliner Akademie» und den «Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft». Unter den chem. Untersuchungen H.'s spielen die über das Ammoniak und seine Derivate, insbesondere über das Anilin, eine große Rolle. Bereits 1850 machte er die wichtige Entdeckung, daß sich sämmtlichen Wasserstoffatomen im Ammoniak stufenweise die Alkoholgruppen substituiren lassen und daß auf diese Weise eine fast unbegrenzte Anzahl von Körpern dargestellt werden kann, deren Erkenntniß und Studium einen hervorragenden Einfluß auf die Entwickelung der modernen organischen Chemie ausgeübt hat. Weitere Studien über die Ammoniakderivate führten H. zur Entdeckung der sog. Ammoniumbasen (1851), deren Erforschung sich zahlreiche Arbeiten über die Phosphorbasen, über die Polyammoniake, über die Isocyanide und die Senföle anreihten; die von H. vorgeschlagene Bestimmung der Dampfdichten in der Barometerleere ist schnell in allen Laboratorien adoptirt worden. Endlich verdankt man H. eine Reihe umfassender Untersuchungen über die Theerfarbstoffe, welche in der neuern Zeit eine völlige Umwandlung der Färberei hervorgerufen haben. Das unter dem Namen Fuchsin bekannte Anilinroth wurde zuerst von H. beobachtet, dessen Arbeiten über die Zusammensetzung und den chem. Charakter dieser Verbindung den Schlüssel zu einer allgemeinen Theorie der Theerfarbstoffe geliefert haben. Auch die Praxis hat aus H.'s Untersuchung schätzenswerthe Vortheile davongetragen, indem dieselbe zur Entdeckung prächtiger violetter (Violet-Hofmann) und grüner Farbstoffe führte. Es ist sicher von Interesse, daß die nämlichen Agentien, denen H. schon frühzeitig Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaft verdankte, ihn später zu einer Reihe industrieller Entdeckungen führten, für welche ihm die Jury der Weltausstellung in Paris 1867 einen der großen Preise zuerkannte. Außer seinen zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen veröffentlichte H. eine Reihe von Arbeiten über Hygieine und aus dem Gebiete der chem. Technologie. Unter den letztern sind besonders geschätzt sein Bericht über die chem. Producte auf der londoner Weltausstellung von 1862 und ein solcher über die Theerfarbstoffe der internationalen Ausstellung zu Paris 1867. Eine ähnliche Arbeit ist der bei Gelegenheit der wiener Weltausstellung, auf welcher H. als Präsident der chem. Section thätig war, in Gemeinschaft mit Freunden und Fachgenossen herausgegebene Bericht über die Fortschritte der chem. Industrie während des letzten Jahrzehnts (Braunschw. 1876). Ein von H. 1865 veröffentlichtes Werk: «Einleitung in die moderne Chemie» (5. Aufl., Braunschw. 1871), war von durchgreifendem und nachhaltigem Einfluß auf die Reform des chem. Unterrichts in den letzten Jahren; es ist in fast alle modernen Cultursprachen übersetzt worden. Nach dem Tode Liebig's ist H. in die Redaction der von jenem begründeten «Annalen der Chemie und Pharmacie» eingetreten. Gedächtnißschriften H.'s auf Thomas Graham, Gustav Magnus und Justus von Liebig sind in den «Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft» (Berl. 1869—73) niedergelegt. Seinem Lehrer Liebig hat H. überdies durch die 1875 in London gehaltene Faraday-Vorlesung «The lifework of Liebig» (Lond. 1876) ein schönes Denkmal errichtet.

Hofmann (Joh. Christian Konr. von), namhafter prot. Theolog, geb. 21. Dec. 1810 zu Nürnberg, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und bezog 1827 die Universität Erlangen,

Digitized by Google

um sich geschichtlichen Studien zu widmen. Nach einiger Zeit wandte er sich jedoch exegetischen, dann seit 1829 zu Berlin besonders unter Hengstenberg und Neander eigentlich theol. Studien zu. Nachdem er im Herbst 1832 seine theol. Prüfung bestanden, trat er Ostern 1833 als Lehrer für die Geschichte, das Hebräische und die Religion am Gymnasium zu Erlangen ein, worauf er sich 1835 in der philos., 1838 in der theol. Facultät an der dortigen Universität habilitirte. Inzwischen hatte er «Die siebzig Jahre des Jeremias und die siebzig Jahrwochen des Daniel» (Nürnb. 1836) und, als eine Frucht älterer Studien, seine «Geschichte des Aufruhrs in den Cevennen» (Nördl. 1837) veröffentlicht. Aus seiner Lehrthätigkeit am Gymnasium ging 1839 sein «Lehrbuch der Weltgeschichte» (2 Thle., Nördl. 1839; 2. Aufl. 1843) hervor, welches in demselben Jahre den prot. Gymnasien Baierns als Lehrbuch für den Geschichtsunterricht verordnet wurde. Ende 1840 gab er die Gymnasialstelle auf, um ganz der akademischen Lehrthätigkeit leben zu können, wurde darauf im Herbst 1841 außerord. Professor, verließ aber Erlangen schon ein Jahr darauf, um einem Rufe nach Rostock zu folgen. Im J. 1845 wurde er nach Erlangen zurückberufen, wo er 1846 mit Höfling und Thomasius in die Redaction der «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche» eintrat. H. zählt seitdem zu den Stimmführern der sog. Erlanger Schule der neuern prot. Theologie. Seine Hauptwerke sind: «Weissagung und Erfüllung» (2 Bde., Nördl. 1841—44; 2. Aufl. 1857—60), «Der Schriftbeweis» (2 Bde., Nördl. 1852—56) und «Die Heilige Schrift Neuen Testaments, zusammenhängend untersucht» (2. Aufl., 7 Thle., Nördl. 1869—75). In ersterm Werke führt H. die Ansicht durch, daß die alttestamentliche Geschichte eine Weissagung auf Christus und die neutestamentliche Geschichte selbst eine Weissagung auf das Ende sei. In der zweiten Arbeit stellt er sich die Aufgabe, die dogmatische Schriftbeweisführung einer dem Wesen der Schriftlehre selbst entnommenen Methode zu unterwerfen, die ihr Gesetz, das Gesetz des genetischen Fortgangs der Heilsgeschichte, in sich selbst trägt. Das dritte Werk H.'s behandelt die Lehre von der Inspiration der Heiligen Schrift, zunächst der neutestamentlichen.

Hofmann (Joh. Mich. Ferd. Heinr.), deutscher Historienmaler, Sohn eines Rechtsanwalts, geb. 19. März 1824 in Darmstadt, zeigte frühzeitig künstlerisches Talent, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen durch den Kupferstecher Rauch in Darmstadt und bezog 1843 die Akademie zu Düsseldorf, wo unter Schadow's Leitung sein erstes größeres Bild, eine Scene aus dem Leben Alboin's, entstand, das der Kunstverein ankaufte. Bald darauf führte er (1845) eine Grablegung Christi aus und betrat hiermit das religiöse Gebiet, auf welchem er seitdem mehrere Kunstwerke ausführte und die, so sehr er auch als Porträtmaler gesucht wird, doch besonders seinen Künstlerruhm begründen. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Düsseldorf besuchte der Künstler Holland und Belgien, hielt sich eine Zeit in München, wo sein Gemälde Romeo und Julie entstand, und dann in Frankfurt a. M. auf, wo er das Porträt Heinr. von Gagern's ausführte. Dem J. 1852 gehört das Bild: König Enzio mit seiner Geliebten im Kerker, an (zu Freiburg i. Br.). Das J. 1853 verlebte er in Prag, wo er verschiedene Bildnisse ausführte, darunter das lebensgroße des Großmeisters des Kreuzherrenordens J. Beer im Ordenscostüm für den Kapitelsaal des Ordens. Im J. 1854 kam er nach Italien und verlebte hier fünf Jahre, meist in Rom, fleißigen Studien obliegend. Hier entstand ein Werk, das ihn sogleich weit über das Niveau der conventionellen Bibelmalerei erhaben zeigte: Die Gefangennehmung Christi (in der darmstädter Galerie). Ein vortrefflicher Stich von Felsing machte die Composition in würdiger Weise in weitern Kreisen bekannt. Nach der Rückkehr von Italien malte er 1859 im väterlichen Hause zu Darmstadt Othello und Desdemona (im Besitz des Freiherrn von Fabrice in München). Seit 1862 lebt der Künstler in Dresden, wo er Mitglied der Akademie und Professor an derselben geworden ist. Im J. 1860 malte er eine Madonna mit Peter und Paul für eine kath. Kirche in Hessen, 1861 für Hamburg ein Altarbild: Christus erscheint der Magdalena am Grabe, 1868 für eine Kirche in Dänemark eine Auferstehung Christi. Unter den Werken dieser Art nimmt jedoch Christus und die Ehebrecherin den ersten Rang ein (in der dresdener Galerie), bei welchem eine feine Individualisirung und Charakterisirung der Einzelfiguren wohlthuend wirkt. Auch lieferte H. während dieser Zeit zahlreiche Illustrationen zu Pecht's «Shakspeare-Galerie». Später war er namentlich viel mit Bildnißmalerei beschäftigt, sodaß nur ein größeres Gemälde (Christi Predigt am See, 1876 für die berliner Nationalgalerie angekauft) entstand. Darauf malte er (1876) ein großes Deckengemälde (Apotheose der Helden des antiken Drama) im Vestibule des Hoftheaters zu Dresden und entwarf 1877 die Verlobung Albrecht des Beherzten mit der böhm. Prinzessin Sidonie zu einem großen Wandgemälde für die Albrechtsburg in Meißen.

Digitized by Google

Hofmann (Karl), Präsident des deutschen Reichskanzleramts, Bruder des Vorigen, geb. 4. Nov. 1827 zu Darmstadt, studirte in Gießen und Heidelberg die Rechte und bereitete sich dann durch mehrjährige Arbeit auf dem Bureau eines Anwalts auf diesen Beruf vor, trat aber 1857 auf Veranlassung des Ministers von Dalwigk in dem Ministerium des Auswärtigen in den hess. Staatsdienst. Er begleitete 1864 den sächs. Minister von Beust, Bevollmächtigten des Deutschen Bundes für die Londoner Conferenzen in der schlesw.-holstein. Sache, als Secretär nach England, trat 1866 als Regierungscommissar in der hess. Zweiten Kammer entschieden für die Bundestagsbeschlüsse gegen Preußen ein und begleitete nach dem Ausgange des Kriegs im Aug. 1866 den hess. Minister von Dalwigk zu den Friedensunterhandlungen nach Berlin. Dort blieb er als hess. Gesandter und nahm als solcher an der Ausarbeitung der Verfassung des Norddeutschen Bundes und an deren Berathung im Norddeutschen Reichstage hervorragenden Antheil. Im Norddeutschen Reichstage sowol wie im Zollparlament trat H. als Mitglied des Bundesrathes bei aller Reichstreue doch auch als entschiedener Vorkämpfer der Rechte der Einzelstaaten hervor. Die Ereignisse von 1870 fanden H. als einen der entschlossensten Förderer der Gründung des Deutschen Reichs; mit Dalwigk führte er 1870 in Versailles die auf Hessens Anschluß bezüglichen Verhandlungen. Nach Berlin zurückgekehrt, blieb H. dort als hess. Gesandter und stimmführender Bevollmächtigter Hessens im Bundesrathe. Als dann im Sept. 1872 in Hessen mit dem alten System völlig gebrochen wurde, trat H. als Präsident an die Spitze des hess. Staatsministeriums. In dieser Stellung führte er eine vollständige Reform der Verwaltung, die gesetzliche Regelung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, eine neue Verfassung der evang. Landeskirche und ein neues Wahl-, Pensions- und Schulgesetz durch. Der Antheil, welchen H. daneben an allen wichtigen Verhandlungen des Bundesraths und Reichstags genommen hatte, ließ ihn, als der Reichskanzleramtspräsident Delbrück im Frühjahr 1876 zurücktrat, als dessen geeignetsten Nachfolger erscheinen, und H. wurde 1. Juni 1876 zum Präsidenten des gleichzeitig mehrfach umgestalteten und entlasteten Reichskanzleramts und zugleich zum preuß. Staatsminister ernannt.

Hofmannswaldau (Christian Hofmann von), einer der Stifter der zweiten schles. Dichterschule, geb. 25. Dec. 1618 zu Breslau, wo sein Vater kaiserl. Kammerrath war, zeigte schon dort und auf dem Gymnasium zu Danzig seine Anlage zur Poesie und studirte zu Leiden. Als Gesellschafter eines Fürsten bereiste er die Niederlande, England, Frankreich und Italien und erhielt nach seiner Rückkehr, noch ohne das erforderliche Alter erreicht zu haben, die Stelle eines Rathsherrn in seiner Vaterstadt. Er leistete derselben bei mehrern diplomatischen Sendungen, besonders am kaiserl. Hofe zu Wien, gute Dienste und starb als Präsident des Rathscollegiums und kaiserl. Rath zu Breslau 18. April 1679. Mit den umfassendsten Kenntnissen verband er die Formen und Sitten eines feinen und vollendeten Weltmanns, zeichnete sich durch seine Geschäftsthätigkeit aus und war, was mit seinen Gedichten in Widerspruch zu stehen scheint, von unbescholtenem Lebenswandel. Die verständige Einfachheit der ersten schles. Dichterschule, die freilich auch zur Nüchternheit und Plattheit ausartete, schlug in ihm und Lohenstein (s. d.) zum Extrem des Schwulstes, des Antithesen- und Bilderwustes um. Die rein sinnliche Liebe war der Gegenstand, welchen er vorzugsweise und mit einem wahrhaft erstaunlichen Aufwande von Wortspielen, Antithesen, witzigen Gleichnissen und pomphaften Bildern behandelte. So viele Verdienste er auch um die Bereicherung der deutschen Sprache und um die Ausbildung ihrer rhythmischen Fähigkeiten hat, so verursachte er doch durch seine überfüße Zierlichkeit, seinen gesuchten Bilderprunk, seine lüsternen Gleichnisse, seine oft an das Lächerliche und Possenhafte streifende falsche Erhabenheit wie durch seine geschraubten Witzspielereien in der deutschen Literatur vielen Schaden. Hierher gehören besonders seine «Galanten Gelegenheitsgedichte» und seine zum Theil dem Italiener Marini nachgebildeten Heroiden, die unter dem Titel «Curiose Heldenbriefe und andere herrliche Gedichte» (Bresl. 1673) erschienen. Auch schrieb er einen «Sterbenden Sokrates» in Prosa mit untermischten Versen und übersetzte Guarini's «Pastor fido». Eine vollständige, zugleich Gedichte von Lohenstein, Besser, Neukirch u. a. enthaltende Gesammtausgabe seiner «Werke» besorgte Neukirch (7 Bde., Lpz. 1695—1727; neue Aufl. 1734); eine Auswahl enthält die «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 14, Lpz. 1838).

Hofmeister (Wilh.), namhafter Botaniker, geb. zu Leipzig 18. Mai 1824, war ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, widmete sich aber später mit großem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik, wurde 1863 zum Professor der letztern Wissenschaft in Heidelberg ernannt und 1872 in gleicher Eigenschaft nach Tübingen berufen. Er starb 12. Jan. 1877 zu Lindenau bei Leipzig. H.'s wissenschaftliche Untersuchungen bewegten

Digitized by Google

sich wesentlich auf dem Gebiete der Physiologie der Pflanzen. In dieser Beziehung war schon seine erste größere Arbeit, «Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen» (Lpz. 1849), von Bedeutung. Seine entwickelungsgeschichtlichen Studien legte er nieder in der Schrift «Vergleichende Untersuchungen der Keimung, Entfaltung und Fruchtbildung höherer Kryptogamen und der Samenbildung der Coniferen» (Lpz. 1851). In Verein mit de Bary, Irmisch, Pringsheim und Sachs gab er das «Handbuch der physiol. Botanik» heraus, dessen ersten Band (Abth. 1: «Die Lehre von der Pflanzenzelle», Abth. 2: «Allgemeine Morphologie der Gewächse», Lpz. 1867—68) H. selbst bearbeitete. Außerdem veröffentlichte er in botan. Fachzeitschriften und in den «Abhandlungen» der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, der er seit 1852 als Mitglied angehörte, eine Reihe kleinerer Arbeiten.

Hofnarren. Schon im Alterthum gab es Leute, die es sich zur Aufgabe machten, den Großen und Reichen durch allerlei Späße, scherzhafte, witzige Reden, besonders bei Tafel, die Zeit zu vertreiben, wie z. B. Alexander d. Gr., Dionysius von Syrakus, Augustus und dessen Nachfolger sich solche Possenreißer hielten. Dem Mittelalter war es vorbehalten, diesen seltsam-unwürdigen Beruf weiter auszubilden und die Narrenschaft zu einem förmlichen unentbehrlichen Hofamt zu erheben. Zu den wesentlichen Attributen eines solchen Beamten gehörten: 1) die Narrenkappe auf geschorenem Haupte, meist bunt, mit Eselsohren und Hahnenkamm verziert; 2) der sehr verschiedenartig geformte Narrenscepter oder Narrenkolben; 3) die Schellen, vorzüglich an der Kappe, doch auch an andern Theilen des Anzugs; 4) ein großer Halskragen. Die übrigen Theile des Anzugs aber waren beliebig nach dem Geschmacke des Herrn. Außer diesen eingekleideten Possenreißern, unter denen Triboulet am franz. Hofe unter König Franz I. und sein Nachfolger Brusquet, ferner Klaus Narr, dessen gesammelte Schwänke mehrmals im Druck erschienen, bei Kurfürst Friedrich dem Weisen, und Serggan, der Hofnarr der Königin Elisabeth von England, am bekanntesten sind, gab es noch eine höhere Klasse derselben, sog. lustige Räthe, kurzweilige Räthe oder Tischräthe, meist geistreiche Männer, die sich des Vorrechts der freien Rede bedienten, um die Thorheiten und Gebrechen ihrer Zeit und ihrer Umgebungen aufs unbarmherzigste zu verspotten. Unter diesen haben sich durch Geist und Witz besonders hervorgethan Kunz von der Rosen, lustiger Rath Kaiser Maximilian's I., John Heywood, ein fruchtbarer dramatischer Dichter und Epigrammatist am Hofe Heinrich's VIII. von England, und Angely, ein feiner franz. Hofmann. Auch fehlten zu keiner Zeit an den Höfen Personen, denen, ohne daß sie die Narrenschaft zu ihrem Berufe machten, das Vorrecht zugestanden war, durch Witz und beißende Ausfälle die Gesellschaft ungestraft geiseln zu dürfen, oder die, wie besonders pedantische Gelehrte, als allgemeines Stichblatt des Witzes dienten; so der durch seine derben Späße bekannte kursächs. General Kyau und der gelehrte Jak. Paul, Freiherr von Gundling (s. d.), den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit allen möglichen Staats- und Hoftiteln überhäufte. Die Geschichte des Hofnarrenwesens bezeichnet den jedesmaligen Standpunkt der Gesittung der Höfe, und kein Reichstagsbeschluß, deren im 16. Jahrh. mehrere darüber gefaßt wurden, vermochte darin etwas zu ändern. Später, als die Derbheit der Sitten an den Höfen verschwand, ergötzte man sich an sog. Kammerzwergen, sowie an einfach blödsinnigen oder gebrechlichen Menschen, deren selbst der gewöhnliche Edelmann zu seiner Kurzweil nicht mehr entbehren zu können glaubte, eine Erscheinung, welche als letztes Stadium des Narrenwesens endlich die gänzliche Abschaffung desselben zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. zur Folge hatte. Unter den deutschen Höfen hat der kursächsische am längsten, bis in die Mitte des 18. Jahrh., besoldete H. gehalten; am russ. Hofe aber stand das Narrenwesen damals noch in seiner Blüte. Peter d. Gr. hatte deren noch so viele, daß er sie in verschiedene Klassen theilte. Vgl. Flögel, «Geschichte der H.» (Lpz. 1789); Nick, «Die Hof- und Volksnarren» (2 Bde., Stuttg. 1861).

Hofrath nannte man die Collegien, welche in deutschen Staaten seit dem 16. Jahrh. nach dem Muster des Reichshofraths behufs der Berathung von Regierungsangelegenheiten gebildet und bald auch gleich diesem mit richterlichen Functionen beauftragt wurden. Während anfangs nur die Mitglieder des Collegiums den Titel H. führten, erhielten in der Folge auch andere, nicht zu diesem Collegium gehörige höhere Staatsbeamte denselben als Auszeichnung. Erst in neuerer Zeit indeß, wo dieser Titel an die verschiedensten Personen ertheilt wurde, hat er in seinem Werthe verloren und verleiht in manchen Staaten nur noch einen untergeordneten Rang. Einigermaßen eigenthümlich stellt sich die Sache in Oesterreich. Abgesehen nämlich von dem ehemaligen Reichshofrathe, standen alle obersten Stellen des österr. Staats bis 1848 unmittelbar unter dem Kaiser und hießen sämmtliche Referenten derselben Hofräthe. Nur höchst

Digitized by Google

selten wurden auch andere Personen mit diesem Titel ausgezeichnet. Seit 1848, wo Staatsministerien in Oesterreich eingeführt wurden, beßielten den Hofrathstitel nur: die Räthe des obersten Gerichtshofs, die Räthe mehrerer höchster Hofämter, z. B. beim Oberstthofmeister- und Oberstkämmereramt. Die Referenten des Ministeriums des Aeußern und des kaiserl. Hauses führen den Titel: Hof- und Ministerialräthe. Demnach ist in Oesterreich gegenwärtig noch der H. ein wirklicher hoher Functionär; doch wird auch jetzt, und zwar noch häufiger als sonst, der Titel und Rang eines H. an Beamte höhern Ranges, Gelehrte u. s. w. ertheilt.

Hofrecht bezeichnet im deutschen Rechte die Gesammtheit der Bestimmungen, welche das Verhältniß zwischen dem Grundherrn und den von ihm abhängigen Bauern, Zinspflichtigen, Hörigen und eigenen Leuten festsetzten. In der alten Zeit hingen die Unfreien großentheils von der Gnade des Herrn ab; allmählich bildeten sich aber auch für diese Beziehungen Rechtsnormen aus, besonders seitdem viele ursprünglich Freie, um Schutz zu finden, in den Hofverband traten. Das H. ward den Hofhörigen zur Erhaltung der mündlichen Ueberlieferung auf eigenen Hoftagen in feststehenden Fragen und Antworten «gewiesen», später auch schriftlich aufbewahrt, und hinderte namentlich alle Anforderungen der Herrschaft über das von alters her bestehende Maß. Hierbei muß man unterscheiden die bäuerlichen, gemeinen oder sog. Dinghofrechte und die ritterlichen oder edeln Dienst- und Hofrechte, unter den letztern wieder das eigentliche Lehn(hof)recht als das H. der ritterlichen Lehnsleute (Vasallen) und das Dienstmannenrecht als das H. der ritterlichen Dienstleute, Ministerialen. Seit dem Eindringen der fremden Rechte ward aber jener Damm namentlich auf die Weise durchbrochen, daß einzelne Gefälligkeitsleistungen, aus denen sich früher kein Schluß auf eine bestehende Pflicht machen ließ, wenn sie sich während der nunmehr abgekürzten Verjährungszeit wiederholt hatten, die Last der Unterthanen bleibend vermehrten. Später wurden sogar die Gutsherrschaften von der Gesetzgebung in angeblich culturpolit. Absicht bei der Steigerung ihrer Ansprüche unterstützt. Außerdem verblichen die H., insofern sie über Einwerbung in die Gemeinden, Wegverheirathung aus denselben, Erbfolge u. dgl. eigenthümliche Bestimmungen enthielten, vor der sich vollziehenden Ausgleichung der Gemeinde- und Privatrechte. Vgl. G. L. von Maurer, «Geschichte der Fronhöfe, Bauernhöfe und der Dorfverfassung in Deutschland» (Erlangen 1862); Wackernagel, «Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel» (Bas. 1852); Zöpfl, «Alterthümer des Deutschen Reichs und Rechts» (3 Bde., Lpz. 1860—61).

Hofwyl, früher Wylhof, ein ausgedehntes Landgut, 10 Kilom. nördlich von Bern, das durch die bedeutenden Anlagen Fellenberg's (s. d.) berühmt wurde. Derselbe gründete hier eine Musterwirthschaft und einen damit im Zusammenhange stehenden Complex von Bildungsanstalten, die jedoch bald nach des Gründers Tode dessen Erben wieder eingehen ließen. Doch wurde die eine derselben, eine Erziehungsanstalt für Knaben, 1856 wieder aufgenommen und erfreut sich zahlreichen Zuspruchs hauptsächlich aus England, Italien und Südamerika.

Hogarth (William), einer der berühmtesten engl. Zeichner, Maler und Kupferätzer, zu London 1697 geboren, lernte anfangs das Goldschmiedgewerbe und widmete sich nach überstandener Lehrzeit, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, der Zeichenkunst; doch keine seiner damaligen Arbeiten kündigte ein besonderes Kunsttalent an. Am besten gelangen ihm die Blätter zu Butler's «Hudibras» (Lond. 1726). Hierauf versuchte er sich in der Porträtmalerei, und sein Talent, zu treffen und Familienbilder gut zu gruppiren, verschaffte ihm bald viele Arbeit. Im J. 1730 verheirathete er sich mit der Tochter des Historienmalers Jam. Thornhill. In dieser Zeit entwickelte sich sein außerordentliches Talent, die Thorheiten und Laster seines Jahrhunderts in Bildern vorzustellen. In seinem The harlot's progress, einer Folge von sechs Blättern, die 2000 Subscribenten fand und wovon fünf Gemälde 1755 durch einen Brand zerstört wurden, stellte er 1734 das Leben einer Buhlerin dar; in einer andern von acht Blättern das Leben eines Liederlichen (The rake's progress). Nächst diesen sind unter den Blättern, welche er 1733—38 lieferte, am berühmtesten: Southwark fair (der Jahrmarkt in Southwark), A modern midnight conversation (die Punschgesellschaft), The distress'd poet (der arme Dichter) und Strolling actresses in a barn (die Komödianten in der Scheune). Nicht zufrieden mit der Höhe, die er in dieser Richtung erreicht hatte, wollte er auch einen ebenso hohen Rang unter den Historienmalern einnehmen. Aber die Unrichtigkeit seiner Zeichnung und besonders ein Mangel an Würde und Grazie waren ihm zur Gewohnheit geworden, und seine Neigung zu carikiren mischte sich wider seinen Willen in seine ernsthaften Compositionen, wie dies seine Bilder: der Teich von Bethesda, der barmherzige Samariter u. s. w. beweisen. Nachdem er wieder ganz die ihm eigenthümliche Richtung eingeschlagen, erschienen von ihm:

Digitized by Google

1741 The enraged musician (der wüthende Musikant), 1745 The marriage à la mode (die Heirath nach der Mode) in sechs Blättern, wovon die Bilder für die Nationalgalerie angekauft sind; 1747 The effects of industry and idleness (die Folgen des Fleißes und des Müßiggangs), 1749 The gate of Calais (das Thor von Calais), 1750 The march to Finchley (der Marsch nach Finchley in Schottland) und 1751 The four stages of cruelty (die vier Grade der Grausamkeit) in vier Blättern. Im J. 1753 gab er seine «Zergliederung der Schönheit» (deutsch von Mylius, Berl. 1754) in Druck, worin er die Schlangenlinie als die angenehmste Form für das Auge darstellte und sogar die Linien bestimmen wollte, welche die Form des Schönen enthielten. Diese Analyse aber, statt seinen Ruhm zu vermehren, verminderte ihn, und die Zeitgenossen machten sein System lächerlich. Hierauf erschienen 1755 Four prints of an election (die Wahl eines Parlamentsglieds) in vier Blättern und 1762 The times (die Zeitläufe), eine beißende Satire auf Pitt. Sein lächerliches Bild Sigismunda (1757), das der schwach gewordene Künstler als ein Gegenstück zu einem vortrefflichen Bilde von Correggio betrachtet sehen wollte, veranlaßte ihm viele Kränkungen. Er starb 26. Oct. 1764 zu Leicesterfields und wurde zu Chiswick begraben, wo man ihm ein schönes Denkmal, welches sein Freund Garrick mit einer Inschrift versah, errichtete. H. hat in der Technik der Darstellung nur mittelmäßige Verdienste. Seine Behandlung ist zwar geistreich, doch meist nur skizzenhaft, seine Farbe manierirt und seine Zeichnung oft unrichtig; auch ist an seinen Radirungen und Kupferstichen die Ausführung meist flüchtig und unbedeutend. Seine Größe liegt im Gedanken, in der Erfindung und in der tiefen Charakteristik seiner Zeit, seines Landes und seiner Individuen. Das ist es auch, was ihm eine Berühmtheit schuf, wie sie sonst nur künstlerische Genies ersten Ranges besitzen; sie ist ihm nicht als Künstler, sondern als Erfinder einer Reihe von Charakteren ohnegleichen zutheil geworden. H.'s Gestalten grenzen oft an die Caricatur und liegen schon zum Theil außerhalb der Kunst; aber es lebt in ihnen ein ganz bedeutendes Stück Culturgeschichte, und dieses sichert ihnen einen unvergänglichen Werth. Seine Radirungen, welche übrigens oft sehr oberflächlich sind, werden von den bedeutendsten bis zum geringsten Blatte, je nach der Beschaffenheit der verschiedenen Abdrücke, zu hohen, oft ungeheuern Preisen bezahlt. Die Kupferplatten kamen nach dem Tode seiner Frau 1789 an seine Nichte Miß Lewis, die sie an Boydell verkaufte. Eine schöne Ausgabe seiner Werke nach den von Heath retouchirten Originalplatten erschien unter der Leitung von Nichols (3 Bde., Lond. 1820—22), mittelmäßige und verkleinerte Nachstiche erschienen zu Leipzig (1831—35; 3. Aufl. 1841) und in Stuttgart (1839—40). Unter den Erklärungen derselben sind zu erwähnen: John Ireland, «H. illustrated» (3 Bde., Lond. 1791—98); derselbe, «Graphic illustrations of H.» (4 Bde., Lond. 1794—99); John Trusler, «H. moralised» (Lond. 1768); Cook, «H. restored with commentaries» (Lond. 1802; 2. Ausg. mit einer «Clavis Hogarthiana», 3 Bde., Lond. 1808); Clark, «Works of H.» (2 Bde., Lond. 1810); Nichols, «Clavis Hogarthiana» (Lond. 1817); Lichtenberg, «Erklärungen der H.'schen Kupferstiche, mit verkleinerten Copien derselben von Riepenhausen» (13 Lfgn., Gött. 1794—1831; neu herausg. mit Einleitung und einer Biographie H.'s von Kottenkamp, Stuttg. 1873); «The works of H., with descriptions» (Lond. 1833—34). Von allen Erklärern steht übrigens Lichtenberg nach dem eigenen Geständniß der Engländer am höchsten. Mögen ihm auch hier und da fernliegende, nur den Zeit- und Heimatgenossen verständliche Anspielungen entgangen sein, so hat er doch den menschlichen Inhalt so scharfsinnig, witzig und voll Gemüth erläutert wie kein anderer und den Genuß der Bilder durch seine Zuthaten verdoppelt. Vgl. Sala, «William H.» (Lond. 1866).

Hogg (James), genannt der Ettrickschäfer, begabter schott. Volksdichter, geb. Anfang Dec. 1770 im Dorfe Ettrick im südl. Schottland, der Sohn eines verarmten Schafzüchters, hatte im siebenten Jahre kaum einigen Schulunterricht genossen, als er hinaus auf die Berge mußte, um Kühe, später Schafe zu hüten. Die Sagen und Lieder, welche in Schottland von Mund zu Mund gehen, nährten seine leicht erregte Phantasie. Ohne schreiben und lesen zu können, dichtete er, und als er jenes mühsam gelernt und angefangen hatte, seine Gedichte aufzuzeichnen, ließ er auf eigene Kosten eine Zahl Balladen drucken («Border ballads», Edinb. 1801), verlor aber daran sein Geld. Dagegen brachte seine nächste Dichtung «The mountain bard» sowie ein «Essay on sheep» ihm 300 Pfd. St. Gewinn. Doch bei unklug übernommenen Pachtungen setzte er das Seinige bald zu, weshalb er im Febr. 1810 nach Edinburgh ging und eine Wochenschrift, «The Spy», begann, die aber nur kurze Zeit bestand. Von ihm erschien 1813 «The Queen's wake», 1814 «The poetic mirror», 1815 «The pilgrims of the sun»

Digitized by Google

und 1816 «Mado of the moor», von denen die zuerst genannte Dichtung, eine Reihe inhaltsreicher Balladen, den meisten Beifall gewann. Hierauf schrieb er in ungebundener Rede Wunderlegenden und Schilderungen des schott. Volkscharakters, welche raschen Absatz fanden, und die er dann unter dem Titel « The shepherd's calendar » vereinigte (2 Bde., Lond. 1829). Inzwischen hatte er stets mit oft bitterer Armuth gerungen, bis die Herzogin von Buccleuch ihm zu Altrive-Lake am Yarrow eine fast zinsfreie Pachtung verlieh. Sorgenfrei schrieb er hier «A queer book», Gedichte gegen die Emancipation der Katholiken und die Reformbill (Edinb. 1832). Doch gerieth er später wieder in Geldverlegenheiten. Auch von der Sammlung seiner Schriften unter dem Titel «Altrive tales» mit beigefügter Autobiographie, seinem letzten Producte, hatte er infolge des Bankrotts seines Verlegers wenig Gewinn. Er starb zu Altrive-Lake 21. Nov. 1835. Seine gesammelten Dichtungen mit einer Biographie von J. Wilson erschienen 1850—52 in fünf Bänden zu London. Als Dichter ist H. mit Burns verglichen worden, dem er jedoch an Kraft und Tiefe des Gefühls nachsteht; er schwelgt am liebsten in den Träumen einer phantastischen Märchenwelt, denen er sich ohne Reflexion hingibt. Seine prosaischen Werke sind sehr ungleich. Er kann weder Charaktere schildern noch eine Intrigue geschickt combiniren, und sein Stil ist oft roh und überspannt. Dennoch erinnern einige seiner Erzählungen durch die Naturwahrheit und Treue der Darstellung an Defoe (s. d.). Vgl. Thompson, «James H. Poems and life» (2 Bde., Edinb. 1874).

Höhe heißt in der theoretischen Geometrie die senkrechte Gerade von dem höchsten Punkte der Figur auf die Grundlinie, resp. Grundfläche oder deren Verlängerung; in der praktischen Geometrie nennt man H. die lothrechte Erhebung eines Punktes über die Horizontalebene. Unter der H. eines Bergs kann man allerdings den verticalen Abstand seines Gipfels von seinem Fuße (die relative H.) verstehen; gewöhnlich aber, namentlich in der Geographie, versteht man darunter die Erhöhung desselben über die Meeresfläche (die absolute H.). In der Schifffahrtskunde gebraucht man H. statt Polhöhe. Wenn ein Schiff sich in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher Polhöhe, d. h. geographischer Breite mit demselben, befindet, so sagt man, es sei auf der H. dieses Ortes. Unter H. eines Gestirns versteht man den zwischen diesem Gestirn und dem Horizont enthaltenen Bogen eines Scheitelkreises, oder auch den Winkel, welchen der aus dem Gestirn in das Auge des Beobachters gelangende Lichtstrahl mit dem Horizonte macht. Jedes Gestirn erreicht seine größte H. im Meridian. — Die Kenntniß der Höhenverhältnisse des Erdbodens ist ein wichtiger Theil der physischen Geographie. Es war daher überaus wichtig, außer der trigonometr. Messung noch eine leichtere Methode der Höhenmessung oder Hypsometrie durch das Barometer und Thermometer zu erhalten. Unsere Atmosphäre nimmt nach oben hin an Dichtigkeit ab und übt im allgemeinen einen um so geringern Druck aus, je höher man kommt. Wenn die Temperatur der Atmosphäre überall und stets dieselbe wäre, so würde die Dichte der Luft oder der mit ihr proportionale Druck in geometr. Progression abnehmen, wenn die Erhebung über die Oberfläche der Erde in arithmet. Progression zunimmt. Da aber die Temperatur mit der Höhe abnimmt und überdies wechselt, so ist eine complicirtere Rechnung erforderlich, um aus dem mit der Erhebung abnehmenden Barometerstande die Höhe zu berechnen. Perrier war der erste, welcher, durch Pascal veranlaßt, 19. Sept. 1648 auf dem Puy-de-Dôme bei Clermont durch die Erfahrung bestätigte, daß, wie Pascal zuvor geschlossen hatte, das Quecksilber im Barometer sinken müßte, wenn man das letztere auf einen Berg brächte; Mariotte und Halley gaben neue Regeln an, um Berghöhen aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Allein erst durch Deluc seit der Mitte des 18. Jahrh. haben die barometrischen Messungen einige Genauigkeit erlangt, da derselbe die durch die Wärme auf die Luft und das Quecksilber hervorgebrachten Wirkungen von denjenigen unterschied, welche von ihrer Schwere abhingen. Nach ihm beschäftigte sich im Anfange des 19. Jahrh. besonders Ramond mit diesem Gegenstande. Seit Deluc's Entdeckung war die von Laplace vorgeschlagene Formel die genaueste; allein der von ihm angenommene Coëfficient, um das Verhältniß der Gewichte der Luft und des Quecksilbers darzustellen, war zu klein; durch Ramond wurde ein neuer bestimmt. Große Erleichterung bei Berechnung der Höhen nach Barometerbeobachtungen gewähren die auf Laplace's Formel gegründeten « Tables hypsométriques » (Par. 1809; deutsch in Lehmann's Werke «Vom topogr. Zeichnen und Aufnehmen», 3. Aufl., Dresd. 1820), sowie Biot's « Tables barométriques » (Par. 1811). Die bequemsten Tafeln, welche noch dazu einen sehr geringen Raum einnehmen, sind jedoch die von Gauß berechneten, die in den meisten neuern Sammlungen von physik. Tabellen, auch in vielen Logarithmentafeln sich finden. Andere barometrische Höhentafeln gaben Garth (1817), Hahn (1823) und Jahn (1832) heraus;

Digitized by Google

die barometrischen Tafeln von Bessel und Oltmans sammt den Gauß'schen Tafeln finden sich in dem «Jahrbuch» von Schumacher für 1839. Ueber die Höhenmessung mittels des Aneroidbarometers sowie über die neuern Werke über das Höhenmessen s. Barometer. Auch das Thermometer allein kann zur Bestimmung von Höhen gebraucht werden (Thermohypsometrie). In größern Höhen, wo der Luftdruck gering ist, siedet nämlich das Wasser bei geringerm Wärmegrad als in kleinern Höhen, und man kann aus der zum Sieden des Wassers erforderlichen, mit dem Thermometer beobachteten Temperatur einen Schluß auf den Luftdruck, mithin auch auf die Höhe machen. Wollaston und seitdem viele andere haben die Thermohypsometrie weiter ausgebildet; das zur Höhenmessung gebrauchte Thermometer muß sehr empfindlich sein; es wird daher eigens zu diesem Zwecke construirt.

Hoheit bedeutet im engern Sinne hohen Rang und Würde in der bürgerlichen Gesellschaft; in einem noch engern die höchste Staatsgewalt, die Hoheitsrechte (wie Regalien und Majestätsrechte), und hiervon ist die engste Bedeutung abgeleitet, wonach das Wort ein Titel fürstl. Personen ist, der aber zu verschiedenen Zeiten verschiedene Geltung gehabt hat. Im Laufe des 17. Jahrh. nahmen alle gekrönten Häupter den Titel Majestät (s. d.) an, die Kinder und nächsten Verwandten von Kaisern und Königen aber sowie auch diejenigen Fürsten, welche Anspruch auf eine Krone machten, wie z. B. Savoyen auf Cypern, Lothringen auf Jerusalem, das Prädicat Celsitudo, Königliche H., das früher nur den Königen zugestanden hatte. Nach Auflösung der deutschen Reichsverfassung nahmen nicht allein die von neuen Königen abstammenden Prinzen und Prinzessinnen, sondern auch die Großherzoge und der Kurfürst von Hessen das Prädicat Königliche H. (Altesse royale) an, während in einigen Staaten den übrigen (Nebenlinien angehörenden) Prinzen und Prinzessinnen königl. Häuser, sowie denen der großherzogl. und kurfürstl. Familien der einfache Titel H. überlassen blieb, der aber in diesem Sinne durchaus nicht mehr dem mit dem franz. Ausdrucke Altesse ehedem verknüpft gewesenen geringern Begriffe entsprach. Zufolge Beschlusses vom 26. April 1844 haben die Herzoge von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Koburg-Gotha sich dahin vereinigt, statt des Prädicats Herzogliche Durchlaucht (Altesse sérénissime) für sich und ihre jedesmaligen präsumtiven Regierungsnachfolger das Prädicat H. anzunehmen, und es sind ihnen hierin die Herzoge von Anhalt, Braunschweig und Nassau gefolgt. Ebenso haben die Prinzen des großherzogl. Hauses Hessen das Prädicat Großherzogliche H. angenommen.

Hohenasperg, ehemals starke Festung und Staatsgefängniß, gegenwärtig Garnison mit Militärstrafanstalt und 585 E., bei der Stadt und Eisenbahnstation Asperg im würtemb. Neckarkreise, 6 Kilom. nordwestlich von Ludwigsburg, auf einem 357 Mt. hohen, freistehenden Keuperhügel gelegen, bildete vor alters den Mittelpunkt einer Herrschaft, welche von den Grafen von Calw durch die Welfen an die tübinger Pfalzgrafen überging und einer Seitenlinie der letztern seit dem 13. Jahrh. den Namen «Grafen von Asperg» gab. Die Herrschaft Asperg kam 1308 durch Kauf in den Besitz des würtemb. Grafen Eberhard des Erlauchten, welcher die durch Konrad von Weinsberg 1312 zerstörte «Burg und Stadt Asperg» bedeutend fester wieder aufbaute. Zur eigentlichen Festung wurde H. erst durch Herzog Ulrich gemacht, welcher 1535 die alten Befestigungen sammt dem innerhalb derselben liegenden Städtchen abbrechen ließ, um auf dem hierdurch gewonnenen Platze starke Werke aufzuführen, während die seitherigen Bewohner des Städtchens sich am Fuße des Bergs ansiedelten. Die Festung mußte sich 1547 den Spaniern unter Herzog Alba, 1635 nach zehnmonatlicher Belagerung den Kaiserlichen und 1688 den Franzosen übergeben. Seit der Mitte des 18. Jahrh. ist die Festung H. besonders bekannt geworden durch die Staatsgefangenen, die sie in ihren Mauern beherbergte, z. B. den Juden Süß Oppenheimer, den General von Stieger und den Dichter Christian Friedr. Daniel Schubart (1777—87). Vgl. Biffart, «Geschichte der würtemb. Veste H.» (Stuttg. 1858).

Hohenelbe, Stadt im gleichnamigen böhm. Bezirk, an der Elbe und der Oesterreichischen Nordwestbahn, am südl. Abhang des Riesengebirgs, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß mit schönem Park, eine Fachschule für Weberei (1873 gestiftet) und zählt (1869) 5316 deutsche E., welche bedeutende Leinen- und Baumwoll-Industrie betreiben. Es bestehen hier eine mechan. Flachsgarnspinnerei mit 12,000 Spindeln, eine Baumwollspinnerei, drei mechan. Webereien mit 500 Stühlen, fünf Kunstbleichen, fünf Färbereien und Druckereien und acht größere Handelsunternehmungen für Leinen- und Wollwaaren.

Hohenfriedberg, Städtchen im Kreise Bolkenhain des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, mit 750 E., wurde im zweiten Schlesischen Kriege durch die Schlacht

Digitized by Google

denkwürdig, welche Friedrich II. 4. Juni 1745 über die Oesterreicher und Sachsen unter dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels gewann, und die auch die Schlacht bei Striegau genannt wird. Maria Theresia hatte mit Baiern Frieden geschlossen und nach erneuertem Bündniß mit England, Sachsen und Holland ein Manifest erlassen, welches Schlesien für eine österr. Provinz erklärte, weil der König von Preußen den Breslauer Frieden verletzt habe. Die Oesterreicher und Sachsen hatten sich bei Trautenau vereinigt, 70—80,000 Mann stark, um in Schlesien einzufallen. Friedrich zog Ende April seine Armee aus den Winterquartieren in enge Cantonnirungen zusammen; Ziethen überbrachte an der Spitze seines ganzen Regiments den Befehl dazu an den Markgrafen von Schwedt nach Oberschlesien, wo ein österr. Corps eingefallen war; er schlug sich glänzend durch. Am 28. Mai war die Armee vereinigt und marschirte nun in die Gegend von Schweidnitz, wo sie bei Striegau, General Dumoulin mit der Vorhut über das striegauer Wasser vorgeschoben, Stellung nahm. Der Feind, durch einen falschen Spion getäuscht, glaubte, daß sich Friedrich bis hinter Breslau zurückziehen werde, ging 3. Juni in acht Colonnen über das Gebirge und lagerte diesseits. Am 4. Juni früh 4 Uhr begann die preuß. Armee den Bach zu überschreiten und marschirte jenseits in Schlachtordnung auf. Dumoulin fand sächs. Truppen vor sich und begann die Schlacht. Das sächs. Corps griff in den Kampf ein, wurde jedoch von den Oesterreichern nicht unterstützt und gänzlich geschlagen. Jetzt erst befahl Prinz Karl den Aufmarsch seiner Armee, welche, statt die Preußen, die noch ihren Uebergang nicht vollendet hatten, anzugreifen, in dem durchschnittenen Terrain eine Vertheidigungsstellung nahm. Die letzten preuß. Bataillone rückten im Lauf in die Linie, welche schon im Vorgehen war. Der Cavalerie gelang es nach sechs Angriffen, die österreichische des rechten Flügels zu werfen, während der König die Truppen, welche die Sachsen besiegt, heranführte. Als die österr. Infanterie schon durch das Feuer erschüttert war, brach General Geßler mit dem Dragonerregiment Baireuth (jetzt Königin-Kürassiere) durch die eigene Infanterie vor und ritt in einer kriegsgeschichtlich berühmt gewordenen Attake 20 Bataillone nieder, wobei 66 Fahnen erobert wurden. Dies hatte den allgemeinen Rückzug der Oesterreicher ins Gebirge zur Folge.

Hohenheim bei Stuttgart, mit einer berühmten land- und forstwirthschaftlichen Akademie (Hochschule mit Universitätsrang), ist eine würtemb. Staatsdomäne, welche früher dem berühmten Adelsgeschlechte gehörte, dem Theophrastus Paracelsus entstammte. Die Besitzung fiel 1768 als eröffnetes Lehn dem Herzog Karl anheim, welcher 1782 darauf ein Schloß erbaute, dessen Größe und Umgebungen mit Versailles wetteifern sollten. Eine große Obstbaumschule, heute noch berühmt, ward durch den Vater Schiller's daselbst angelegt. Nach des Herzogs Tode zerfiel die alte Pracht H.s sehr rasch, und das alte Schloß sank bis zur Ruine herab, nachdem es zuletzt noch den Dienst eines Militärhospitals (1814) geleistet. Erst 1817 ward Schloß und Gut durch König Wilhelm zu einer landwirthschaftlichen Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt für Würtemberg bestimmt und trat als solche unter der Direction von Schwerz 1818 ins Leben. Im J. 1820 ward auch die Forstschule von Stuttgart nach H. verlegt. Nach Schwerz hatte die Anstalt zu Directoren: den Freiherrn von Ellrichshausen (1828—32), Volz (bis 1837), Weckherlin (bis 1845), Pabst (bis 1850), Walz (bis 1865), Werner (bis 1872) und Rau. Daneben wirken 11 ordentliche und 9 Hülfslehrer. Die Zahl der Studirenden beträgt durchschnittlich 80. Der programmmäßige Lehrcursus dauert vier Semester. Die Akademie hat eine Bibliothek von etwa 6000 Bänden, eine Modell- und eine Naturaliensammlung, ein chem. Laboratorium, physik. Cabinet, einen botan. und forstbotan. Garten, Versuchsfelder im Meßgehalt von 11 Hekt. 33 Aren, welche zum Anbau der verschiedenen Nutzpflanzen, zur Anstellung von Cultur- und Düngungsversuchen verwendet werden; eine Obstbaumschule, eine Seidenzucht- und Abhaspelanstalt, eine chem.-technische Fabrik mit Rübenzuckerfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei u. s. w., einen Bienenstand, eine von Wasser getriebene Mahlmühle (Kunstmühle) und eine Ackergerätheſabrik, welche vorzügliche Modelle von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen liefert. Die Gutsherrschaft wird auf einem Areal von über 300 Hekt. betrieben. Die Felder werden theils nach dem Fruchtwechselsystem mit Luzernbau, theils nach dem Wechselwirthschaftssystem mit künstlicher Schafweide (Koppelwirthschaft) umgetrieben. Sie umfaßt außerdem Wässer- und Trockenwiesen, Baumwiesen und Schafweiden, Maulbeer-, Weiden-, Rohr- und wilde Holzpflanzungen, Hopfen-, Wein- und Gemüsegärten. Die Arbeitsthiere sind Ochsen und Pferde, die Nutzthiere Rindvieh und Schafe. Zu forstlichen Unterrichtszwecken dient ein Forstrevier von mehr als 2200 Hekt., das von einem Forstlehrer verwaltet wird. Zu dem land- und forstwirthschaft-

Digitized by Google

lichen Institut gehört außer der Akademie und der Gutswirthschaft eine chem. Versuchsstation mit Versuchsstall, Laboratorium und Vegetationshaus, eine meteorolog. Beobachtungsstation, eine forstliche Versuchsstation mit Versuchsgarten und Werkstätte, eine Ackerbauschule mit dreijährigem Lehrcursus für 25 württemb. Bauernsöhne, eine Gartenbauschule mit einjährigem Cursus für sechs württemb. junge Gärtner (Baum- und Gemüsegärtner). Vgl. Fröhlich, «Das Schloß und die Akademie H.» (Leonberg 1870).

Hohenheim (Franziska Theresia, Reichsgräfin von), s. Karl Eugen.

Höhenkreis, auch Scheitel- oder Verticalkreis, nennt man in der Astronomie jeden Kreis, der durch das Zenith (s. d.) und Nadir (s. d.) geht und dessen Ebene daher zugleich senkrecht auf der Ebene des Horizonts steht; dann auch das Instrument, dessen man sich bedient, um die Höhen der Gestirne zu messen.

Hohenlinden, Dorf in Oberbaiern, im Bezirk Ebersberg, 30 Kilom. östlich von München, ist wegen des 3. Dec. 1800 von Moreau über den Erzherzog Johann errungenen Siegs merkwürdig. Nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes zu Parsdorf, 13. Nov., hatten die Armee Moreau's auf der Hochebene zwischen Isar und Inn und das österr. Heer am rechten Innufer Stellung genommen. Am 3. Dec. setzte die österr. Armee ihren Marsch in drei Colonnen fort. Die Mittelcolonne, aus dem Hauptcorps der Oesterreicher und den Baiern bestehend, rückte auf der großen, zum Theil durch Wälder führenden Hauptstraße unter Schneegestöber und auf grundlosen Wegen gegen H. vor, griff die Corps der Generale Grénier und Grouchy mit Heftigkeit an und suchte deren Stellung zu umgehen. Aber diese Corps erhielten zu rechter Zeit Verstärkung und warfen die österr. Colonne in den Wald an der Hauptstraße zurück. Ineinander verwickelt und von dem eigentlich fehlerhaft entsendeten General Richepanse zugleich in der Flanke angegriffen, fing diese Colonne an zu wanken und löste sich bei einem neuen gleichzeitigen Angriffe Ney's auf. Auch die Seitencolonnen wurden nun zum Rückzuge gezwungen; um 2 Uhr war der Sieg an allen Punkten in den Händen der Franzosen.

Hohenlohe, früher eine Grafschaft und später ein Fürstenthum im Fränkischen Kreise, welches aber 1806 durch die Rheinbunds-Acte mediatisirt und größtentheils unter württemb., zum Theil aber unter bair. Hoheit gestellt wurde und etwa 1800 QKilom. umfaßte. Das alte Herrengeschlecht, dessen Herkunft dunkel, war frühzeitig in dem fränk. Kocher-, Jaxt-, Tauber- und Gollachgau begütert. Seine Geschichte hellt sich erst mit dem Grafen Gottfried auf, dem Vertrauten Heinrich's VI. Die Söhne desselben stifteten die Linie H.-Brauneck, die aber schon im vierten Gliede erlosch, und H.-Holloch. Diese letztere spaltete sich 1340 mit den Söhnen Kraft's II. in die Linien H.-Hohenlohe und H.-Speckfeld, von denen die erstere 1412 erlosch und die Allodialgüter durch Erbtöchter dem Hause entfremdete. Erst Georg, von der allein noch übrigen Linie H.-Speckfeld, der Stammvater sämmtlicher noch blühenden hohenlohischen Linien, gab zur Verhütung solcher Fälle 1510 ein Familiengesetz. Die Söhne Georg's stifteten 1551 die gegenwärtigen beiden Hauptlinien H.-Neuenstein und H.-Waldenburg, von denen erstere 7. Jan. 1764, letztere 21. Mai 1744 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde.

Die erste Hauptlinie, H.-Neuenstein, die sich zur prot. Kirche bekennt, theilte sich wieder in die Speciallinien H.-Neuenstein-Oehringen und H.-Neuenstein-Langenburg, von denen jene sich in die Aeste H.-Weickersheim, der mit dem Stifter 1756 schon wieder einging, und H.-Oehringen spaltete, der 1805 erlosch, worauf die Besitzungen von H.-Oehringen auf die Speciallinie H.-Neuenstein-Langenburg übergingen, die außer dem Stammfürstenthume auch die obere Grafschaft Gleichen unter sachsen-koburg-gothaischer Hoheit besitzt und bis auf neuere Zeit in drei Aesten blühte: 1) H.-Langenburg, repräsentirt durch den Fürsten Hermann, geb. 31. Aug. 1832, preuß. General der Cavalerie, der infolge Familienvertrags vom 21. April 1860 und Erbtheilungsvergleichs vom 23. Oct. 1863 das Fürstenthum H.-Langenburg und die Grafschaft Gleichen besitzt. Er ist seit 1871 als Vertreter des Wahlkreises Crailsheim Mitglied des Deutschen Reichstags, wo er zur Deutschen Reichspartei gehört, und wurde auch im Jan. 1877 in demselben Wahlkreise wieder in den Reichstag und von diesem 23. Febr. 1877 zum zweiten Vicepräsidenten gewählt. 2) H.-Oehringen (sonst H.-Ingelfingen), repräsentirt durch den Fürsten Hugo von Hohenlohe-Oehringen (s. d.). Sein Oheim, Prinz Adolf von H.-Ingelfingen, geb. 29. Jan. 1797 zu Breslau, Besitzer von Koschentin im schles. Regierungsbezirk Oppeln, preuß. General der Cavalerie, Chef des 23. Landwehrregiments, früher Mitglied des preuß. Staatsraths, seit 12. Oct. 1854 des preuß. Herrenhauses, das ihn zum Präsidenten erwählte, stand vom 18. März bis 23. Sept. 1862 als Ministerpräsident an der Spitze des preuß. Cabinets und starb 24. April 1873 zu Koschentin, worauf ihm sein

Digitized by Google

ältester Sohn, Prinz Karl von H.-Ingelfingen, geb. 19. Nov. 1820, succedirte. Derselbe ist Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und vertrat 1874—76 den Wahlkreis Lublinitz-Gleiwitz im Deutschen Reichstage. 3) Die Linie H.-Kirchberg, die mit dem Fürsten Karl (geb. 2. Nov. 1780), würtemb. Generallieutenant, 16. Dec. 1861 erloschen ist.

Die zweite Hauptlinie, H.-Waldenburg, welche sich zur kath. Kirche bekennt und in der 1754 der Phönixorden gestiftet wurde, der noch gegenwärtig an Familienglieder vergeben wird, theilte sich in zwei Zweige: 1) H.-Waldenburg-Bartenstein, welchem Zweige der Fürst Ludwig Aloysius von H. (geb. 18. Aug. 1765) angehörte. Derselbe war ein entschiedener Gegner Napoleon's und trat nach dessen Falle 1814 in franz. Dienste. Als Generallieutenant und Commandeur eines von ihm geworbenen und nach ihm benannten Regiments betheiligte er sich am span. Feldzuge von 1823, nach dessen Beendigung er zum Marschall und Pair erhoben wurde. Er starb 31. Mai 1829. Schon 1806 hatte er das Fürstenthum H.-Bartenstein (385 QKilom.) seinem Sohne Karl August Theodor (geb. 9. Juni 1788) cedirt. Mit letzterm erlosch 1844 die Linie H.-Bartenstein, deren Besitz dann an die Nebenlinie H.-Bartenstein-Jagstberg kam. Dieselbe wird repräsentirt durch Fürst Albert, geb. 22. Nov. 1842, welcher unter Vormundschaft seinem Vater, dem Fürsten Ludwig zu H.-Bartenstein und Jagstberg (geb. 5. Juni 1802, gest. 22. Aug. 1850) in dem Fürstenthume H.-Jagstberg succedirte, während der ältere Sohn des Letztgenannten, Fürst Karl (geb. 2. Juli 1837), vermöge hausgesetzlicher Bestimmungen unter Vormundschaft in dem Fürstenthume H.-Bartenstein folgte. 2) Die Linie H.-Waldenburg-Schillingsfürst, welche sich mit den Brüdern Karl Albrecht (gest. 15. Juni 1843) und Franz Joseph (gest. 14. Jan. 1841) in zwei Zweige theilte. Der erstere, auf Kupferzell im Würtembergischen, wird repräsentirt durch den Fürsten Friedrich Karl von H.-Waldenburg-Schillingsfürst, geb. 5. Mai 1814 zu Stuttgart, Senior des fürstl. Gesammthauses H. und als solcher Erb-Reichsmarschall des Königreichs Würtemberg, Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers von Rußland. Derselbe hat sich literarisch durch einige vorzügliche sphragistische und heraldische Arbeiten bekannt gemacht. Der zweite Zweig, auf Schillingsfürst unter bair. Hoheit, wird vertreten durch den Fürsten Clodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (s. d.), geb. 31. März 1819, bair. erblicher Reichsrath, Kron-Oberstkämmerer und Botschafter des Deutschen Reichs in Paris. Er erbte mit seinem ältern Bruder Victor (geb. 10. Febr. 1818) von dem letzten Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rheinfels-Rotenburg 1834 das Herzogthum Ratibor, das Fürstenthum Korvei, die Herrschaft Treffurt u. s. w., worauf Victor vom König von Preußen 1840 zum Herzog, Clodwig aber zum Prinzen von Ratibor und Korvei ernannt ward. Von den übrigen Brüdern ist Prinz Gustav zu Hohenlohe-Schillingsfürst (s. d.), geb. 26. Febr. 1823, seit 1866 Cardinal, während Prinz Konstantin, geb. 8. Sept. 1828, als Feldmarschallieutenant und erster Oberhofmeister des Kaisers von Oesterreich zu Wien lebt.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst von), bekannt als preuß. General, geb. 31. Jan. 1746, nahm frühzeitig als Erbprinz preuß. Dienste und wurde 1788 Oberst. Im Kriege gegen die Franzosen befehligte er als Generallieutenant eine Division, an deren Spitze er sich 1793 bei Pirmasens und bei der Erstürmung der Weißenburger Linien auszeichnete. Im J. 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiserslautern; nach dem Frieden von Basel erhielt er den Oberbefehl des Neutralitätscordons an der Ems. In demselben Jahre folgte er seinem verstorbenen Vater als Fürst von H. in der Regierung; 1800 wurde er General der Infanterie und 1804 Statthalter der fränk. Fürstenthümer, dann Generalinspecteur der breslauer Inspection. Durch das Aussterben der Linie Hohenlohe-Langenburg-Oehringen mit seinem Vetter, dem Fürsten Ludwig Friedrich Karl, 1805, ererbte er deren Besitzungen. Bei dem Vorrücken der Preußen gegen Franken 1805 befehligte er ein Corps zwischen der Saale und dem Thüringerwalde, und im Kriege von 1806 den Heerestheil, zu welchem die Sachsen stießen. Seine Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen wurde bei Saalfeld 10. Oct., er selbst 14. Oct. bei Jena geschlagen. An demselben Tage war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig bei Auerstädt tödlich verwundet worden. H. erhielt jetzt den Oberbefehl und führte die Trümmer des preuß. Heers, die sich bei Magdeburg gesammelt hatten, der Oder zu. Auf diesem Rückzuge hielt sich Blücher mit seinem Corps entfernter von ihm, als bestimmt war, und wurde daher nicht mit in die Katastrophe von Prenzlau verwickelt. Hier nämlich, von einem überlegenen Feinde hart bedrängt, capitulirte der Fürst 28. Oct. 1806 mit seinem allerdings noch 17,000 Mann starken, aber durch Märsche und Mangel abgematteten Heere, da Blücher's Reiterei nicht erschien und er sich verloren glaubte. Er nahm bald darauf

Digitized by Google

seine Entlassung und zog sich, da er schon im Aug. 1806 die Regierung seines inzwischen mediatisirten Fürstenthums seinem Sohne August übergeben hatte, auf seine Güter nach Schlesien zurück; später mußte er seinen Aufenthalt in Frankreich nehmen. H. kehrte erst 1813 nach Deutschland zurück, ohne indeß am Befreiungskriege theilzunehmen, und lebte hierauf wieder auf seinem Gute Schlawenzütz bei Kosel in Schlesien, wo er 15. Febr. 1818 starb.

Hohenlohe-Oehringen (Hugo Friedrich Wilhelm Eugen Karl, Fürst zu), Herzog von Ujest und Graf von Gleichen, geb. 27. Mai 1816 zu Stuttgart, preuß. General der Infanterie à la suite der Armee und württemb. General, hat seine Residenz zu Schlawenzütz im oberschles. Kreise Kosel und ist seit 1870 Senior des fürstl. Gesammthauses H. Er ist Besitzer des Fürstenthums H.-Oehringen und des Herzogthums Ujest, unter welchem Namen König Wilhelm I. durch Cabinetsordre vom 18. Oct. 1861 die in Oberschlesien gelegenen Fideicommißgüter zu einer freien Standesherrschaft vereinigte. Außerdem gehören ihm noch die Fideicommißgüter Oppurg, Positz und Colba im Großherzogthum Sachsen-Weimar und die Allodialgüter Wieskowitz in Schlesien, Malinowice, Pyrsowice, Gorenice, Zawada und Rudniki im ehemaligen Königreich Polen. Fürst Hugo ist Mitglied des preuß. Herrenhauses, und zwar seitdem er (18. Oct. 1861) zum Herzog von Ujest erhoben worden ist, mit erblichem Recht. Außerdem ist er erbliches Mitglied der Kammer der Standesherren in Würtemberg, als welches er sich zur Zeit durch den am 21. März 1848 geborenen Erbprinzen Christian Kraft H., Premierlieutenant im preuß. 3. Garde-Ulanenregiment, vertreten läßt. Der Fürst war während des Deutschen Kriegs von 1866 Gouverneur von Mähren und dann Mitglied und Vicepräsident des Norddeutschen Reichstags in allen Sessionen desselben, wie auch 1871—76 Mitglied des Deutschen Reichstags. Er vertrat 1867—73 den Wahlkreis Lublinitz-Tost-Gleiwitz und 1874—76 Kosel-Großstrehlitz und gehörte der sog. Deutschen Reichspartei an. Vermählt ist Fürst Hugo seit 15. April 1847 mit des verstorbenen Fürsten Karl Egon von Fürstenberg Tochter, der Fürstin Pauline, geb. 11. Juni 1829. Aus dieser Ehe stammen neun Kinder.

Hohenlohe-Schillingsfürst (Clodwig Karl Victor, Fürst zu, Prinz zu Ratibor und Korvei), deutscher Staatsmann von echt nationaler Gesinnung, geb. 31. März 1819 als Sohn des Fürsten Franz Joseph und der Fürstin Konstanze (geb. H.-Langenburg), forderte, wie schon 1849 als bair. Reichsrath, so nach dem Deutschen Kriege von 1866, offenen und ehrlichen Anschluß Baierns an Preußen. Allianz Baierns und der südwestdeutschen Staaten mit Preußen, Stellung der Contingente unter dessen Führung im Kriegsfall und Reorganisation der Armee waren die Hauptpunkte des Programms, auf das hin er 31. Dec. 1866 zum Minister des königl. Hauses und des Auswärtigen ernannt wurde. Am 19. Jan. 1867 entwickelte H. sein ministerielles Programm vor der Abgeordnetenkammer: «die Anbahnung eines Verfassungsbündnisses mit den übrigen Staaten Deutschlands unter Wahrung der bair. Souveränetätsrechte und der Unabhängigkeit des Landes» und bis zur Erreichung dieses Ziels «die Schaffung einer achtunggebietenden Macht, nicht allein durch die Organisation des Heers, sondern auch durch den Ausbau der innern Staatseinrichtungen auf freisinniger Grundlage». Gegen den heftigen Widerstand der Klerikalen und Patrioten setzte H. die Zolleinigung der vier süddeutschen Staaten mit Preußen durch, die zur Constituirung des Zollparlaments führte, aber vom Reichsrathe erst nach langem Sträuben bestätigt wurde (10. Febr. 1868). Im Wahlkreise Forchheim als Abgeordneter zum Zollparlament gewählt, war H. drei Sessionen lang dessen erster Vicepräsident. H.'s preußenfreundliche Haltung fand scharfe Anfeindung, mehr noch seine Anregung zum Vorgehen gegen die Jesuiten und der Versuch, zunächst die kath. Staaten Deutschlands, dann alle kath. Mächte Europas zu einer gemeinsamen Abwehr des mit dem Vaticanischen Concil drohenden Angriffs von seiten Roms zu bestimmen. In der im Mai 1869 gewählten Kammer waren die Liberalen und Ultramontanen gleich stark; eine Präsidentenwahl kam nicht zu Stande; H.'s Vermittelung scheiterte an dem Starrsinn der Ultramontanen. Da wurde die Kammer 9. Oct. 1869 aufgelöst; die Neuwahlen aber ergaben eine Majorität der Ultramontanen, und deshalb gab das Ministerium 26. Nov. seine Entlassung. H. und der Kriegsminister ließen sich vom Könige persönlich bestimmen, dieselbe zurückzunehmen; aber sowol in der Kammer der Reichsräthe als in der der Abgeordneten wurden förmliche Mistrauensvoten gegen H. beantragt, die endlich nach einer leidenschaftlichen Debatte Mitte Febr. 1870 angenommen wurden. Daher gab H. seine Entlassung; der König, seine «persönlichen Motive» würdigend, nahm sie 7. März an und ernannte, auf H.'s Empfehlung, den Grafen Bray, Gesandten in Wien, zu seinem Nachfolger. Als bair. Reichsrath stimmte H. 30. Dec. 1870 für Eintritt Baierns in das Deutsche Reich. In den ersten Deutschen Reichstag trat er ebenfalls

Digitized by Google

als Abgeordneter für Forchheim ein, und wurde 23. März 1871 zum ersten Vicepräsidenten gewählt, ebenso für die Legislaturperiode 1874—77. Eine neue große Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes eröffnete sich, als er nach der Abberufung des Grafen Arnim im Mai 1874 zum Botschafter des Deutschen Reichs in Paris ernannt wurde. Im Jan. 1877 wählte ihn der Wahlkreis Forchheim abermals in den Deutschen Reichstag.

Hohenlohe-Schillingsfürst (Gustav Adolf, Prinz zu), Cardinalpriester, Bruder des Vorigen, geb. 26. Febr. 1823, erhielt seine erste Bildung auf den Gymnasien von Ansbach und Erfurt, besuchte die Universität Bonn, wo er die Rechte studirte, und wandte sich dann zum Studium der Theologie auf den Universitäten Breslau und München. Im Herbst 1846 ging er nach Rom, trat 1847 in die Academia ecclesiastica, eine höhere theol. Lehranstalt, ein und ward im Jan. 1849 in Gaëta, wohin er dem Papst gefolgt war, zum Priester geweiht. Pius IX. ernannte ihn zu seinem Geheimen Kämmerer und später zu seinem Almosenier und Bischof von Edessa. In beiden Stellungen blieb H. bis zu seiner, 22. Juni 1866 erfolgenden Ernennung zum Cardinal. Nach der Einnahme Roms durch die ital. Truppen im Sept. 1870 nahm der Cardinal Urlaub und begab sich nach Deutschland, wo er mehrere Jahre verweilte. Der im Frühjahr 1872 gefaßte Plan des Fürsten Bismarck, das Deutsche Reich durch Cardinal H. als Botschafter bei der Curie vertreten zu lassen, scheiterte an dem Widerspruche des Papstes, der diesen letzten entgegenkommenden Schritt der deutschen Regierung zurückwies. Der deutsche Gesandtschaftsposten bei dem päpstl. Stuhle blieb seitdem unbesetzt und wurde 1874 gänzlich aufgehoben. Im Febr. 1876 kehrte H. wieder nach Rom zurück.

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (Leop. Alexander, Prinz von), bekannt als Wunderthäter, geb. 17. Aug. 1794 zu Kupferzell bei Waldenburg, war das 18. Kind aus der Ehe des Erbprinzen Karl Albrecht und der Tochter eines ungar. Edelmanns, Judith, Freiin von Reviczky. Seinen Vater, der wegen Gemüthskrankheit nicht zur Regierung gelangte, verlor er schon als einjähriges Kind. Durch die Mutter bei der Geburt der Kirche geweiht, erhielt er den Exjesuiten Riel zum Lehrer und kam dann 1804 in das Theresianum nach Wien, 1808 auf die Akademie zu Bern, 1810 in das erzbischöfl. Seminar zu Wien, hierauf in das Seminar nach Tyrnau und 1814 nach Ellwangen, wo er seine theol. Studien beendete. Nachdem er ein Jahr Kanonikus in Olmütz gewesen, erhielt er im Jan. 1815 die Weihe des Subdiakonats, bald darauf auch die Priesterweihe und reiste 1816 nach Rom, wo er besonders mit den Jesuiten verkehrte und Mitglied der Herz-Jesu-Sodalität zum heil. Paul wurde; dann wandte er sich 1817 nach Baiern. Sowol in München, wo er als Priester fungirte, als in Bamberg, wo er Supernumerar-Geistlicher Rath bei dem Generalvicariat geworden war, beschuldigte man ihn des Jesuitismus und Obscurantismus; das Volk pries ihn jedoch als frommen Mann und als guten Prediger. Nachdem er 1819 an den Bekehrungsversuchen bei dem todkranken Fr. Gottlob Wetzel theilgenommen, wurde er 1820 durch den Bauer Mart. Michel, der zu Unterwittighausen, einem bad. Orte an der bair.-fränk. Grenze, durch Gebete Wundercuren unternahm, veranlaßt, auch als Wunderthäter aufzutreten. Er versuchte seine Wundercuren, die Massen Hülfsbedürftiger herbeizogen, namentlich in den Hospitälern zu Würzburg und Bamberg, auch im Bad zu Brückenau, wohin man ihn eingeladen hatte. Als auf Anordnung des Bürgermeisters von Hornthal zu Bamberg die Sanitätspolizei sich einmischte, ging er nach Wien und dann nach Ungarn. Von seinen Curen, als der Folge seiner Gebete, hatte er 1821 auch dem päpstl. Stuhle berichtet, der jedoch vorsichtigerweise darin kein Wunder zum Beweis für die Kirche fand. Von Ungarn aus ertheilte H. Scheine an Kranke in die entferntesten Gegenden, worin er denselben zu ihrer Genesung anrieth, zu einer bestimmten Stunde, wo er Messe lesen oder beten werde, sich mit ihm im Gebete zu Gott zu vereinigen. In Ungarn wurde er als Domherr in das Kapitel zu Großwardein aufgenommen, in welchem er 1829 zum Großpropst aufrückte; 1844 ward er zum Titularbischof von Sardicä ernannt. Er starb 13. Nov. 1849 zu Vöslau bei Wien. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind als die merkwürdigsten zu erwähnen: «Der im Geiste der kath. Kirche betende Christ» (Bamb. 1819; 3. Aufl., Lpz. 1824); die Rede «Was ist der Zeitgeist?» (Bamb. 1821), die an die Kaiser Franz und Alexander gerichtet war und worin nur der echt röm. Christ als treuer Unterthan dargestellt wird; «Die Wanderschaft einer Gott suchenden Seele allhier im Thränenthale» (Wien 1830); «Lichtblicke und Ergebnisse aus der Welt und dem Priesterleben» (Regensb. 1836). Seinen schriftlichen Nachlaß gab Brunner (Regensb. 1851) heraus. Vgl. (Paulus), «Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch Mart. Michel und den Prinzen von H.-Schillingsfürst unternommen worden sind» (Lpz. 1822).

Digitized by Google

Höhenmessung oder Hypsometrie, s. Höhe.

Höhenrauch oder Heiderauch ist eine Art trockener Nebel, der meist an den Gipfeln der Berge zuerst wahrgenommen wird. Er gleicht in Farbe ganz der Luft während des Moorbrandes in den Gegenden, wo Moore zu landwirthschaftlichen Zwecken gebraucht werden. Die Entstehung desselben ist noch nicht in allen Fällen hinlänglich klar; öfters scheint er mit Naturereignissen, wie heftigen Erderschütterungen, vulkanischen Ausbrüchen u. s. w., in enger Verbindung zu stehen. So verbreitete er sich in dem heißen und trockenen Sommer von 1783, in welchem ein Erdbeben Calabrien und einen Theil Siciliens mit Messina verheerte, auch die Hekla sehr arg wüthete, über die Atmosphäre von ganz Europa und eines Theils von Asien und hielt sehr lange an. Auch 1804 und 1819, wo ebenfalls Erderschütterungen stattfanden, wurde er bemerkt. Im allgemeinen kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß er, wenigstens in Mitteleuropa, meist durch das in vielen Gegenden, z. B. Deutschlands und Hollands, übliche Moor- und Rasenbrennen veranlaßt wird. In vielen Fällen ist aber auch der H. eine Folge anhaltender Trockenheit und Hitze. In allen trockenheißen Sommern, namentlich Spätsommern (August, September), erscheinen bei völlig wolkenlosem Himmel alle Fernen wie verschleiert, besonders in den Mittags- und Nachmittagsstunden. Aendert sich das Wetter, reinigt namentlich ein Gewitter die Atmosphäre, so werden die Fernen wieder klar. Im Süden Europas, insbesondere im Süden Spaniens, wo an Heidebrand nicht zu denken ist, erscheint eine Art H. alljährlich von etwa Mitte Juni bis Mitte August und darüber; die ersten Aequinoctialregengüsse stellen dann die Durchsichtigkeit der Luft wieder her. Die Spanier nennen dies Phänomen Callina, d. h. Hitzenebel, und derselbe hat wahrscheinlich in dem über den staubigen, dürren Ebenen Spaniens aufsteigenden Luftstrom seine Ursache; auch der Gobar Aethiopiens ist bezüglich der Ursache und Erscheinung der Callina ähnlich.

Hohenschwangau, königlich bair. Lustschloß im Regierungsbezirk Oberbaiern, 4 Kilom. im Südosten von Füssen am Lech, einst der Sitz der danach benannten Edlen von Schwangau, welche ihre Herrschaft vom Reich zu Lehn trugen. Bei ihrem Aussterben in der Mitte des 16. Jahrh. wurde H. durch Kaiser Karl V. an Johann von Paumgarten verliehen, dessen Söhne es 1567 an das bair. Haus veräußerten. Seitdem erhielten gewöhnlich nachgeborene Prinzen die Herrschaft zur Nutznießung, bis sie 1715 in ein Pflegamt verwandelt wurde, das im Schlosse seinen Sitz hatte. Nachdem aber dieses Amt 1804 dem Landgericht Schongau einverleibt worden, verödeten die Gebäude und im tiroler Krieg sanken sie vollends in Ruinen, bis 1832 der damalige Kronprinz, spätere König Maximilian von Baiern, sie erwarb, welcher die Burg durch Quaglio, Ohlmüller und Ziebland in ihrem ursprünglichen Stil wiederherstellen ließ und zu seinem Lieblingssitze erkor. Die innern Räume schmücken herrliche Frescobilder von Schwind, Lindenschmitt und andern Künstlern, Gegenstände der deutschen Heldensage, des mittelalterlichen Ritter- und Frauenlebens sowie auch der Geschichte des wittelsbachschen Königshauses darstellend. In prachtvollen Umgebungen krönt die Burg auf der Felsengrenze zwischen Tirol, Baiern und Schwaben den Marmorberg, dessen Fuß von dem Schwansee und dem Alpsee bespült wird. Hier nahm Konradin, der letzte Hohenstaufe, beim Antritt seines Zugs nach Italien von seiner Mutter Abschied; hier soll Luther, als er 1518 aus Augsburg entweichen mußte, eine Zuflucht gefunden haben, obwol auch das Schloß Hohenaschau am Chiemsee ebenfalls Anspruch auf Beherbergung des Reformators nach jenem Ereigniß macht. Im Schmalkaldischen Krieg setzte sich Schärtlin von Burtenbach und nach ihm Moritz von Sachsen hier fest; im Dreißigjährigen Krieg wurde das Schloß von den Spaniern und Schweden, im Spanischen und Oesterreichischen Erbfolgekrieg von den Oesterreichern hart mitgenommen. Ludwig II. begann 1869 gegenüber dem jetzt stehenden Schlosse, dem ehemaligen Schwanstein, auf steilem Fels einen großartigen Prachtbau aufzuführen, welcher in der Grundidee eine Nachahmung der Wartburg werden wird. Wie diese, besteht er aus einem Thorbau, der Capella, der Kemenate, dem Ritterhaus, der Pallas und einer Laube, welche den Thorbau mit dem Ritterhaus in Verbindung setzt. Vgl. Hormayr, «Die goldene Chronik von H.» (Münch. 1842).

Hohenstaufen, ein deutsches Fürstengeschlecht, das auf den deutschen Kaiserthron gelangte, den es von 1138—1254 besaß, und das 1268 mit Konradin in männlicher Linie erlosch. Der erste beglaubigte Ahnherr desselben ist Friedrich von Büren, so genannt von dem nordwestlich in der Nähe des Hohenstaufen im Königreich Würtemberg zwischen Gmünd und Göppingen gelegenen Dorfe Büren, jetzt Wäschenbeuren. Er lebte um die Mitte des 11. Jahrh. und vermehrte seinen Besitz durch die Vermählung mit der im Elsaß begüterten Hildegard. Sein Sohn Friedrich erbaute die Burg auf dem Staufen oder Hohenstaufen, nach

Digitized by Google

welcher von nun an das Geschlecht genannt wurde. Er war ein treuer Anhänger Heinrich's IV. und erhielt von diesem 1079 das Herzogthum Schwaben und die Hand seiner einzigen Tochter Agnes. Berthold, der Sohn des Gegenkönigs Rudolf, und Berthold von Zähringen machten dem neuen Herzog den Besitz seines Herzogthums streitig, und erst nach langen, wechselvollen Kriegen wurde 1097 zu Mainz ein Friede geschlossen, in welchem Friedrich als Herzog von Schwaben anerkannt, zugleich aber für Berthold ein eigenes Herzogthum, Zähringen, gebildet wurde und auch Welf IV. für seine Besitzungen herzogl. Recht erhielt. Herzog Friedrich hinterließ bei seinem Tode 1105 zwei Söhne, Friedrich und Konrad. Der neue König Heinrich V., um sich die Ergebenheit des ihm durch Verwandtschaft verbundenen Hauses der H. zu sichern, bestätigte sogleich den ältesten Sohn, Friedrich II. oder den Einäugigen, als Herzog von Schwaben; auch belehnte er später dessen Bruder Konrad mit dem Herzogthum Franken. Dafür bewiesen ihm die Brüder, besonders Friedrich II., in dem Investiturstreite und in den Kämpfen mit dem Herzog Lothar von Sachsen treue Anhänglichkeit und Hülfe. Nach dem Tode Heinrich's V., des letzten fränk. Kaisers, vererbten dessen Hausgüter auf die H., und Friedrich schien ebenso wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften wie durch die Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser und durch seine bedeutende Hausmacht die gerechtesten Ansprüche auf die deutsche Königskrone zu haben, um so mehr, da die allgemeine Stimmung des deutschen Volks für ihn war. Auch bewarb er sich offen darum. Allein die Furcht vor seiner Macht und der Haß einzelner Fürsten, hauptsächlich aber die Ränke des Erzbischofs Adalbert von Mainz, des Führers der hierarchischen Partei, bewirkten, daß Lothar der Sachse (s. d.), Friedrich's erbittertster Feind, zum König gewählt wurde.

Sowol dies als zunächst auch des neuen Königs Zurückforderung der durch die Erbschaft an die H. gekommenen Besitzungen entzündete nun einen heftigen Krieg zwischen den H. und dem Kaiser. Lothar, stark durch die Verbindung mit den Zähringern und mit dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, dem er seine Tochter und das Herzogthum Sachsen gab, fiel über die H. her, in der Absicht, ihre Macht mit einem Schlage zu vernichten. Lange Zeit schwankte der Kampf, 1127 nahm Konrad den Königsnamen an und 1128 wurde er vom Erzbischof von Mailand auch zum König von Italien gekrönt. Da er jedoch hier gegen die Welfen und den Papst sich nicht halten konnte und in Deutschland die Macht der Gegner täglich wuchs, so sahen die Brüder sich endlich 1135 genöthigt, die Verzeihung des Kaisers zu erflehen, welche ihnen 1135 auf den Reichstagen zu Bamberg und zu Mülhausen gewährt wurde, worauf dann beide Brüder Lothar auf dessen Zuge nach Italien begleiteten. Nach Lothar's Tode aber wurde der Herzog Konrad von Franken 22. Febr. 1138 als Konrad III. (s. d.) zum deutschen König gewählt und 6. März zu Aachen gekrönt. So war denn durch die Erwerbung der deutschen Königskrone den H. die ruhmvolle Bahn eröffnet, auf welcher sie ein Jahrhundert hindurch so glänzend fortschritten. Aber es entbrannte auch der Haß der Welfen (s. d.) gegen die H. (s. Ghibellinen), dessen erster Keim schon in jener Verbindung des welfischen Herzogs Heinrich des Stolzen von Sachsen und Baiern mit dem Kaiser Lothar lag, durch diese Erhebung des hohenstaufischen Hauses auf den Thron, den die Welfen sich entzogen glaubten, um so heftiger. Der Kampf begann, als der ghibellinische Konrad zufolge der Reichssatzungen von dem Herzog Heinrich auf dem Reichstage zu Regensburg verlangte, von den beiden Herzogthümern Baiern und Sachsen, die dieser besaß, das letztere abzutreten, und als dieser sich dessen weigerte, ihn in die Acht erklärte und seine gesammten Lehen einzog. Heinrich starb unvermuthet 1139. Sein Bruder, Welf VI., setzte den Kampf fort; doch mußte er sehen, wie nach den für seine Feinde siegreichen Schlachten bei Weinsberg 1140 und bei Flochberg 1150 die Hausmacht der H., besonders auf Kosten der den Welfen verbündeten Zähringer, bedeutend vergrößert und neu befestigt aus diesem Kampfe hervorging. Nach Konrad's Tode 1152 verhinderte das entschlossene Auftreten seines Neffen eine neue Abweichung vom Erbrecht, und die Wahl fiel auf diesen, den Sohn Friedrich's II. oder des Einäugigen, Friedrich III., der als Kaiser Friedrich I. (s. d.) Barbarossa hieß. Für die Befestigung seines Hauses war es von Wichtigkeit, daß es ihm gelang, mit der Besiegung Heinrich's des Löwen (s. d.), den er seines Herzogthums beraubte und auf Braunschweig und Lüneburg beschränkte, die Macht der Welfen in Deutschland völlig zu brechen. Unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich VI. (s. d.) erreichten die H. den Höhepunkt ihrer Macht, und wenn es ihm auch nicht gelang, die Erblichkeit der Krone durch ein Reichsgesetz zu sichern, so wurde doch 1196 sein zweijähriger Sohn Friedrich zum Nachfolger gewählt. Allein Heinrich's früher Tod 1197 entfesselte alle Feinde seines Hauses, welche unter der Leitung des Papstes sich zur Unterdrückung desselben vereinigten. Philipp von

Digitized by Google

Schwaben, der Oheim des jungen Friedrich, erkannte, daß es unmöglich sein würde, demselben die Krone zu erhalten, und nahm selbst die von der Mehrzahl der Fürsten ihm angetragene Königswürde an. Nach langem, wechselvollem Kampfe gegen den vom Papste aufgestellten Gegenkönig Otto IV. von Braunschweig ereilte ihn der Tod durch Mörderhand 1208. Philipp's Ermordung verschaffte nun zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung; allein als dieser seine Rechte in Italien geltend machen wollte, nahm sich Papst Innocenz III. des jungen, als König anerkannten Friedrich (jetzt Königs von Sicilien) an, that den Kaiser Otto in den Bann und reizte eine große Partei in Deutschland selbst gegen ihn auf. Friedrich zog nun nach Deutschland, ließ sich zu Aachen als Friedrich II. (s. d.) krönen und wurde nach Otto's IV. Niederlage bei Bovines 1214 alleiniger Herrscher in Deutschland.

Alle Umstände schienen sich im Anfange seiner Regierung zur weitern Vergrößerung seines Hauses zu vereinigen. Die Besitzungen des Zähringer Stammes fielen nach dessen Aussterben 1218 ihm zu. Er brachte auch die von seinem Oheim Philipp veräußerten Stammgüter wieder an sich, kämpfte in Italien glücklich und erlangte mit leichter Mühe 1220 die Erwählung seines Sohnes Heinrich zu seinem Nachfolger im Deutschen Reiche. Aber der Papst Gregor IX. fand in der Verzögerung des angelobten Kreuzzugs den Anlaß und Vorwand, die wachsende Macht des Kaisers mit allen Mitteln zu bekämpfen, und Innocenz IV. setzte noch rücksichtsloser und erfolgreicher den Kampf fort, durch Aufreizung der besonders in den Städten Oberitaliens mächtigen welfischen Partei, durch Aufstellung mehrerer Gegenkönige in Deutschland, durch Aufruhr, Verschwörungen selbst gegen das Leben des Kaisers und mehrmaligen Bann. Zwar hielt Friedrich II. durch den Schrecken seines Namens und die Größe seines Geistes das Ansehen des hohenstaufischen Hauses noch aufrecht; aber mit seinem Tode neigte die Macht desselben sich rasch dem Untergange zu. Noch bei Lebzeiten hatte Friedrich 1237 seinen zweiten Sohn, Konrad, in Speier zum röm. König wählen lassen, nachdem der Erstgeborene, Heinrich, durch Empörung gegen seinen Vater sich dieser Würde verlustig gemacht hatte. Konrad IV. (s. d.) wurde auch nach seines Vaters Tode 1250 von den meisten deutschen Ständen als König anerkannt; allein die Gegenkönige und die Feinde, die ihm der Papst erweckte, verbunden mit dem Bann, den letzterer gegen ihn schleuderte, lähmten Konrad's Kraft in Deutschland so, daß er nach Italien ging, um sich im Besitze seines Erbreichs, Apulien und Sicilien, zu befestigen. Doch bald fand er hier, wo ihn sein tapferer Halbbruder Manfred (s. d.) kräftig unterstützte, 1254 seinen Tod. Sein einziger Sohn Konrad, gewöhnlich Konradin (s. d.) genannt, war nun der allein übrige rechtmäßige Zweig der H. Während er unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, in Deutschland heranwuchs, war Manfred bemüht, ihm sein Erbe in Italien zu retten. Als er später, 1258, von den Reichsständen genöthigt, den Thron Siciliens selbst bestiegen hatte, rief der Papst, beharrlich in seinem Vorsatze, das Haus der H. zu stürzen, Karl von Anjou herbei, gegen den bei Benevent 26. Febr. 1266, von seinen Großen und einem Theile seines Heers verrathen, der edle Manfred Schlacht und Leben verlor. Doch Karl's grausame Regierung erweckte sehr bald wider ihn eine starke Partei, die Konradin auf den väterlichen Thron berief, der aber in der Schlacht bei Tagliacozzo 1268 seinem Gegner Karl von Anjou unterlag, gefangen genommen und 29. Oct. 1268 durch Henkershand in Neapel hingerichtet wurde. Von den übrigen Nachkommen der H. starb Friedrich's II. Sohn Enzio (s. d.), König von Sardinien, 1272 zu Bologna in Gefangenschaft, Manfred's Söhne starben nach vielen Jahren gleichfalls im Kerker. Kaiser Friedrich's II. Tochter, Margarethe, wurde die Gemahlin Albrecht's des Unartigen (s. d.), mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte, und Manfred's Tochter, Konstanze, vermählte sich mit Peter III. von Aragonien, der 1282 Sicilien eroberte und Konradin's Tod rächte. Die hohenstaufenschen Besitzungen fielen nach Konradin's Tode an Baiern, Baden und Würtemberg; die herzogl. Würde in Schwaben und Franken erlosch, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. Vgl. Raumer, «Geschichte der H. und ihrer Zeit» (6 Bde., Lpz. 1823—25; 5. Aufl. 1877 fg.).

Hohenstein, fürstl. Schönburgsche Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, im Erzgebirge und an der sächs. Staatsbahn Zwickau-Riesa, hat eine schöne Kirche, ein 1876 restaurirtes Rathhaus und ein Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 Gefallenen und zählt (1875) 5726 E., welche Weberei, Strumpfwirkerei und Bergbau treiben. Mit H. hängt die Stadt Ernstthal mit 4118 E. unmittelbar zusammen.

Hohentwiel, ein Phonolithkegel des Hegau, liegt 2 Kilom. nordwestlich der Station Singen der Linien Stuttgart-Schaffhausen und Schaffhausen-Konstanz. Zum Oberamt Tuttlingen des würtemb. Schwarzwaldkreises gehörig, bildet er eine kaum 1 QKilom. große Enclave

Digitized by Google

im Kreise Konstanz des Großherzogthums Baden. Der Berg, der eine prachtvolle Aussicht auf den Bodensee und seine Uferländer und die Alpen von Tirol bis nach Savoyen bietet, erhebt sich 691 Mt. über das Meer und 293 Mt. über den Spiegel des Bodensees; von Singen aus wird er nicht selten in einer Stunde erstiegen; auf halber Höhe befindet sich ein Wirthshaus. Den Gipfel krönen die gewaltigen Ruinen des Klosters und der Feste H., von denen ein wohlerhaltener Thurm zum Belvedere eingerichtet ist. Die Feste H. (Duellium, Alta Tuile) soll bereits im 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. von den Römern erbaut worden sein; urkundlich wird sie zuerst 806, dann im 9. und 10. Jahrh. als schwäb. Grafen- und Herzogssitz erwähnt. Im 11. Jahrh. kam die Burg an das hohenstaufische Kaiserhaus, im 13. an die Edlen von Klingenberg und von diesen 1519 durch Vertrag für zwei Jahre, 1538 definitiv durch Kauf an Ulrich von Würtemberg. Auf den Grundmauern der alten Burg erbaute dieser 1554 die Feste, deren Ruinen noch vorhanden sind. Im Dreißigjährigen Kriege wurde dieselbe 1635—44 fünfmal von kaiserl. und bair. Truppen belagert, blieb aber, von dem tapfern würtemb. Commandanten Konrad Wiederhold (geb. 1598, gest. 1667) mit Energie und Umsicht und unerschütterlicher Treue vertheidigt, unbezwungen. Nicht mehr Erfolg errang 1703 im Spanischen Erbfolgekriege eine Belagerung durch franz. und bair. Truppen. Dagegen übergab die schwache Besatzung 1800 den H. ohne Widerstand den Franzosen unter Vandamme, von denen die Festung zerstört wurde. Das Benedictinerkloster auf dem Twiel soll in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. vom Gaugrafen Hatto gestiftet worden sein, im 10. wurde es durch Hedwig, die Witwe Burkard's II. von Schwaben, erweitert, von König Heinrich II. 1005 nach Stein am Rhein verlegt. In weitern Kreisen ist der H. besonders als Schauplatz von J. V. von Scheffel's Roman «Ekkehard» bekannt. Vgl. Schönhuth, «Geschichte der ehemaligen Bergfeste H.» (Tuttlingen 1842), und von Martens, «Geschichte von H.» (Stuttg. 1857).

Hohenwart, österr. Grafengeschlecht, das seinen Ursprung von den bair. Grafen von Andechs herleitet, soll schon im 12. Jahrh. in Steiermark begütert gewesen sein. Mit dem 15. Jahrh. beginnt die historisch festgestellte Stammfolge. Andreas, um die Mitte des 15. Jahrh. Landeshauptmann in Krain, zeichnete sich als Feldherr gegen die Türken aus; Hans (gest. 1611), war hervorragender Bergmann; Cosmus, in hohem Ansehen bei König Ferdinand II., geleitete diesen zur Kaiserwahl nach Frankfurt; Franz Erasmus ist durch genealog. und histor. Forschungen bekannt. — Hervorragend ist Sigismund, Bischof von Linz, geb. zu Cilli 7. Juni 1745, gest. zu Linz 22. April 1825, thätig als Sammler und naturwissenschaftlicher Schriftsteller und Kenner der Alpenflora; ferner Sigismund Anton, Graf von H. zu Gerlachstein und Raunach, Fürst-Erzbischof von Wien, geb. 2. Mai 1730, gest. zu Wien 30. Juni 1820, ursprünglich Jesuit und Gymnasiallehrer, dann Seelsorger, Präfect am wiener Theresianum, Erzieher der Erzherzoge in Florenz, 1792 Bischof von Triest, 1794 von St.-Pölten und 1804 Erzbischof von Wien. — Karl Sigmund, Sohn des Grafen Andreas, geb. 12. Febr. 1824, war 1857 Comitatsvorstand in Fiume, dann Statthaltereirath in Trient, 1860 Landespräsident in Laibach, 1867 Statthalter in Kärnten, 1868 Statthalter in Linz, wurde 7. Febr. 1871 Ministerpräsident und Minister des Innern. Als solcher suchte er die Verfassung «verfassungsmäßig zu beseitigen» und eine Föderativverfassung einzuführen. Mit den Fundamentalartikeln und dem Rescript, welches ein selbstständiges böhm. Königreich einführen sollte, erregte er den Sturm der deutsch-österr. verfassungstreuen Opposition und trat 30. Oct. desselben Jahres von seinem Amte zurück. Seit Oct. 1873 gehört er als Abgeordneter des krainischen Landbezirks Krainburg dem Reichsrathe an, in welchem er der sog. Rechtspartei, d. h. einer Partei, welche die klerikalen, slaw.-nationalen und feudalen Oppositionselemente vereinigt, als Führer dient. (S. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.)

Hohenzollern oder Zollern, festes Bergschloß in dem jetzt preuß. Fürstenthum H.-Hechingen, 2 Kilom. südlich von der Stadt Hechingen (s. d.) auf dem 866 Mt. hohen Zollerberge, einem die Stadt 260—300 Mt. überragenden steilen Bergkegel der Alp gelegen, in alten Zeiten Zolre genannt, ist die Stammburg des fürstl. und des königl. Hauses H. Die erste Erbauung fällt in das 11. Jahrh., aus welchem nur noch die Kapelle St.-Michael vorhanden ist. Die Burg wurde 8. Mai 1423 von den schwäb. Reichsstädten erobert und zerstört, seit 21. Mai 1454 aber unter Beihülfe des Markgrafen Albrecht von Brandenburg wieder aufgebaut. Als einen strategisch wichtigen Punkt eroberten und verwüsteten sie im Dreißigjährigen Kriege die Schweden und Würtemberger, sodaß sie allmählich bis auf die Kapelle in Verfall gerieth. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ die Stammburg seines Hauses 1850—55 nach dem alten Grundriß und im Stile des 14. Jahrh. nach den Plänen Stüler's

Digitized by Google

in ein stattliches Königsschloß mit fünf Thürmen verwandeln und zugleich nach den Angaben des Generals von Prittwitz befestigen und 1856 armiren. Neuern Anordnungen zufolge hat man jedoch die Feste nicht weiter zur militärischen Position bestimmt und daher ohne Besatzung gelassen. Neben der alten kath. Kapelle, die erneuert ist, umschließt die Burg auch eine kleine evang. Kirche. Vgl. «Nachrichten über die königl. Stammburg H.» (Berl. 1863).

Hohenzollern, ein altes deutsches Fürstenhaus, dem auch das preuß. Königshaus angehört und auf das seit 18. Jan. 1871 durch König Wilhelm von Preußen die Kaiserkrone des neuen Deutschen Reichs übergegangen ist, hat seinen Namen von der alten Bergfeste Zollern oder Hohenzollern (s. d.) in Schwaben. Nach der Tradition gilt als ältester bekannter Ahnherr des Hauses der schwäb. Graf Thassilo (um 800), von dem die Stammburg gegründet sein soll. Die ersten unter ihrem Familiennamen auftretenden Grafen von Zollern sind jedoch Burchard und Wezel von Zolre, welche 1061 in den Parteikämpfen während der Minderjährigkeit Kaiser Heinrich's IV. umkamen. Von ersterm stammte Friedrich I. von Zolre (gest. um 1120), von letzterm aber Graf Adelbert von Zolre. Dieser Adelbert wird um 1095 als Mitstifter des Klosters Alpirsbach (s. d.) genannt und Friedrich I. als Vogt dieses Klosters. Von Adelbert entsprang die Nebenlinie von Haigerloch, die bereits im 12. Jahrh. erlosch. Von Friedrich's I. sechs Söhnen hatten nur zwei bleibende Descendenz, nämlich Friedrich II. (gest. nach 1142), Ahnherr der ersten zollernschen Burggrafen von Nürnberg, und Burchard (zwischen 1120—50 erwähnt), Ahnherr der zollernschen Grafen von Hohenberg, die 1387 in der Haupt- und 1486 in der Nebenlinie wieder erloschen. Graf Friedrich III. von Zolre (gest. 1200), einer der vertrauten Räthe Kaiser Friedrich's I. und Heinrich's VI., wird urkundlich zuerst 8. Juli 1192 als Burggraf von Nürnberg erwähnt und als solcher Friedrich I. genannt. Durch seine Gemahlin Sophie, die Erbtochter Konrad's, des letzten nürnbergischen Burggrafen aus der österr. Familie von Rätz, kam er in den Besitz der fränk. und österr. Allodialgüter dieser Familie. Seine zwei Söhne Friedrich II. (gest. 1218) und Konrad I. (gest. um 1230) werden beide gleichmäßig als Grafen von Zolre und Burggrafen von Nürnberg bezeichnet. Nach der Sitte der damaligen Zeit lebten die Brüder in gemeinschaftlichem Güterbesitz, selbst nach Friedrich's II. Tode auch Konrad I. mit dessen Sohne Friedrich, bis 1226 eine noch heute fortbestehende Scheidung in eine fränk. und eine schwäb. Linie stattfand, in der Konrad II. die Burggrafschaft und die wichtigen neuerworbenen Besitzungen übernahm, sein Neffe Friedrich aber die angestammte Grafschaft und die zollernschen Familiengüter erhielt.

Die fränkische Linie. Konrad's I. Sohn, Konrad II. (gest. 1260), unter den zollernschen Burggrafen von Nürnberg der erste, der sich auf diesen Burggrafentitel beschränkte, war einer der einflußreichsten Männer seiner Zeit und vermählt mit Clementia, Gräfin von Habsburg. Von seinen beiden Söhnen erhielt Friedrich III. (gest. 1297) die eigentliche Burggrafschaft, Konrad III. oder der Fromme (gest. 1314), auch Graf von Abenberg genannt, einen Theil der Allodialbesitzungen. Ersterer erhielt als Gemahl der Elisabeth, einer der Allodialerbinnen des letzten Grafen von Meran, Gelegenheit, Besitz und Ansehen durch die Erbschaft eines bedeutenden Theils der Meran'schen Güter zu mehren, wozu namentlich Baireuth gehörte. Von Rudolf von Habsburg, bei dessen Wahl zum Kaiser er thätig gewesen, erhielt er 1273 die kaiserl. Belehnung über eine Menge Gerechtsame und Güter, deren Ankauf ihm und den folgenden Burggrafen theils der in der Familie erbliche Geist weiser Sparsamkeit, theils der Ertrag der vormals sehr ergiebigen Bergwerke im Baireuthischen ermöglichte. Auf Friedrich III. folgten dessen Söhne aus zweiter Ehe mit Helene, der Tochter Albrecht's I. von Sachsen, nämlich Johann I. (gest. 1299) und Friedrich IV. (gest. 1332). Letzterer erlebte die Regierungszeit von drei deutschen Königen. Er erwarb mehrere Burgen und Güter und kaufte vom Grafen von Oettingen die Stadt Ansbach. Von seinen vier Söhnen regierten zuerst die zwei ältern, Johann (gest. 1357) und Konrad IV. (gest. 1334), gemeinschaftlich, dann nach des letztern Tode an dessen Stelle der vierte Bruder, Albrecht (gest. 1361), während der dritte, Friedrich, seit 1341 Bischof von Regensburg war und als solcher 1353 starb. Johann II. und Albrecht geriethen miteinander in Streit, der 1341 durch einen merkwürdigen Vergleich beendigt wurde, welcher als das älteste zollernsche Hausgesetz zu betrachten ist. An Johann's II. Stelle trat 1357 dessen Sohn Friedrich V. (gest. 1398), welcher wahrscheinlich mit seinem Oheim Albrecht eine Theilung vornahm. Durch klugen Parteiwechsel war es den Burggrafen gelungen, ihre Besitzungen stets zu mehren, und schon um die Mitte des 14. Jahrh. waren sie die mächtigsten Herren des Frankenlandes. Friedrich V., genannt der Eroberer, suchte den Besitzstand abzurunden und erweiterte ihn zugleich bedeutend. Mit seinem Hause wurde er

Digitized by Google

auch 15. April 1363 von Karl IV. in den Reichsfürstenstand erhoben. Kurz vor seinem Tode (1397) dankte er ab und überließ seine Besitzungen seinen beiden Söhnen Johann III. (gest. 1420) und Friedrich VI. (gest. 1440). Beide theilten 1403 in der Art, daß Johann III. das Land oberhalb des Gebirgs und das Fürstenthum Baireuth (s. d.), Friedrich VI. das Land unterhalb des Gebirgs oder das Fürstenthum Ansbach (s. d.) erhielt. Beide erweiterten noch ihr Gebiet um ein Namhaftes. Nach Johann's kinderlosem Tode vereinigte Friedrich VI. wieder alle Besitzungen, und mit ihm erstieg das Haus der H. eine neue Stufe der Größe. Von Kaiser Sigismund erhielt es 1411 den Pfandbesitz und 1415 die Kurwürde von Brandenburg (s. d.). Als Kurfürst nannte er sich nun Friedrich I.; sein elfter Nachfolger, der Kurfürst Friedrich III., war der erste König in Preußen und nannte sich als solcher Friedrich I. (s. d.).

Die Schwäbische Linie. Diese Linie wurde von dem erwähnten Grafen Friedrich von Zollern (gest. 1251) gegründet und von dessen Sohne Friedrich dem Erlauchten auf den Höhepunkt ihrer Macht erhoben. Mehrmals durch Theilungen geschwächt, gelangte sie erst seit Anfang des 16. Jahrh. wieder zu einiger Bedeutung, als Graf Eitel Friedrich IV. (gest. 1512), Geheimrath, Oberhofmeister und Kammerrichter bei Kaiser Maximilian I., durch diesen 1507 das Reichskämmereramt an sein Haus brachte. Auch erwarb derselbe vom Kaiser im Tausche für die durch Heirath an seine Familie gekommene schweiz. Landschaft Räzüns die Herrschaft Haigerloch. Sein Sohn Eitel Friedrich V. war Jugendfreund Kaiser Karl's V. und starb 1525 in Pavia. Dessen Sohn Karl I. (gest. 1576), den Kaiser Karl V. in Spanien erziehen ließ, erhielt nach dem Erlöschen der Familie Werdenberg 1529 die Grafschaften Sigmaringen und Vöhringen, wurde später Präsident des Reichshofraths und stiftete 1575 eine Erbfolgeordnung, nach welcher seine Söhne gemeinschaftlich den Titel und das Wappen der Grafschaften H., Sigmaringen und Vöhringen und der Herrschaften Haigerloch und Wöhrstein führen, das Reichserbkämmereramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauses bleiben sollte. Seine Söhne Eitel Friedrich VI. und Karl II. theilten sich in das väterliche Erbe so, daß jener H., dieser Sigmaringen und Vöhringen erhielt. Eitel Friedrich VI. erbaute das Schloß Hechingen und nahm für seine Linie den Namen H.-Hechingen an, während Karl II. die seinige H.-Sigmaringen benannte. Graf Johann Georg von H.-Hechingen, Friedrich's VI. Sohn, erhielt durch Kaiser Ferdinand II. 28. März 1623 die Reichsfürstenwürde, die 1638 auch dem Senior der sigmaring. Linie zutheil wurde, worauf Kaiser Leopold I. 1692, mit Ausnahme der sigmaring. Seitenlinie H.-Haigerloch, auch den nachgeborenen Söhnen den Fürstentitel verlieh. Das Stammland H. war nun eine gefürstete Grafschaft und mit allen Regalien, Nutzungen, Herrschaften, Zöllen ein ganz freies Eigenthum, weder vom Kaiser noch vom Reiche lehnbar; nur den Blutbann sollten die Fürsten vom Kaiser zu Lehn tragen. Mit Kurbrandenburg und den Markgrafen von Baireuth und Ansbach wurden 1695 und 1707 Erbverträge geschlossen, die gleich der Erbfolgeordnung von 1575 in das Familienstatut vom 24. Jan. 1821 übergingen, welches der König von Preußen, als Haupt des Gesammthauses H., bestätigte. Kraft dessen galt das Recht der Erstgeburt, und beim Erlöschen einer Linie im Mannsstamme sollten deren Lande an die überlebende und nach dem Aussterben beider in männlicher und weiblicher Linie an das königl. preuß. Haus heimfallen. Infolge der polit. Erschütterungen von 1848, von denen auch die beiden Ländchen heftig berührt wurden, entsagten die beiden Fürsten, Friedrich Wilhelm von H.-Hechingen (regierte seit 13. Sept. 1838) und Karl Anton von H.-Sigmaringen (succedirte infolge Cession seinem Vater 27. Aug. 1848), der Regierung 7. Dec. 1849, und die Fürstenthümer hörten hiermit auf, souveräne Staaten zu sein, indem sie kraft jener Erbverträge an die Krone Preußen übergingen, welche 12. März 1850 das Land in Besitz nahm. Die beiden Fürsten zogen sich mit den Prärogativen der nachgeborenen Prinzen des königl. preuß. Hauses und dem Prädicate «Hoheit» ins Privatleben zurück. Am 23. Aug. 1851 nahm König Friedrich Wilhelm IV. zu Hechingen die Erbhuldigung an. Im Jan. 1852 wurden die Organisationsdecrete vollzogen, wonach die hohenzoll. Lande einen preuß. Regierungsbezirk bildeten und die Justizorganisation auf preuß. Fuß eingerichtet ward. Die Fürstenthümer traten hiermit ganz in die Stellung einer preuß. Provinz ein und erhielten auch als solche ihre Vertretung in den preuß. Kammern. Die Linie H.-Hechingen starb 3. Sept. 1869 mit Friedrich Wilhelm im Mannsstamme aus, da dessen Kinder aus der Ehe mit Amalie, geb. Freiin Schenk von Geyern den Titel Grafen von Rothenburg führen. Haupt der Linie H.-Sigmaringen ist Karl Anton, geb. 7. Sept. 1811, der vom 2. Dec. 1858 bis März 1862 Ministerpräsident von Preußen war und 18. Oct. 1861 durch königl. Ordre das Prädicat «Königliche Hoheit» erhielt. Von seinen Söhnen wurde der Erbprinz Leopold (geb.

Digitized by Google

22. Sept. 1835) von dem span. Ministerrath 1870 den Cortes zum König vorgeschlagen und dadurch trotz seines Verzichts (12. Juli) der Vorwand zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71. Der zweite Sohn, Karl (s. d.), geb. 20. April 1839, wurde 20. April 1866 durch Wahl Fürst von Rumänien; der dritte, Anton, geb. 7. Oct. 1841, erlag 5. Juli 1866 seinen in der Schlacht von Königgrätz als preuß. Lieutenant erhaltenen Wunden.

Als Früchte der vom Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen angeordneten Erforschung der Urgeschichte seines Hauses durch den königl. Oberceremonienmeister von Stillfried, später unter Mitwirkung Märcker's, sind zu nennen: «Monumenta Zollerana» (Bd. 1—7, mit Gesammtregister, Berl. 1852—66); «Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses H.» (2 Bde., Berl. 1831—67); «Hohenzoll. Forschungen» (Thl. 1, Berl. 1847); vgl. ferner: Riedel, «Die Ahnherren des preuß. Königshauses» (Berl. 1854).

Hohenzollern oder die Hohenzollernschen Lande, die durch den Vertrag vom 7. Dec. 1849 dem preuß. Staatsverbande einverleibten Fürstenthümer H.-Hechingen und H.-Sigmaringen in Schwaben, bilden zusammen den Regierungsbezirk Sigmaringen, der administrativ unter dem Oberpräsidium der Rheinprovinz, in kath. Kirchensachen unter dem Erzbisthum Freiburg i. Br. steht und in judicieller Hinsicht (mit einem Kreisgericht zu Hechingen) zum Ressort des westfäl. Appellationsgerichts Arnsberg gehört. Seit 1873 ist H. zu einem Communalverbande mit provinzialständischer Vertretung vereinigt, welche in Sigmaringen tagt. Die zur Selbstverwaltung weiter erforderlichen Einrichtungen befinden sich noch im Stadium der Entwickelung. Von Würtemberg und Baden umgrenzt, hat der Regierungsbezirk mit Einschluß von neun kleinen Parcellen, die als Exclaven in den fremdherrlichen Nachbargebieten liegen, und mit Ausschluß der von ihm selbst umfaßten drei würtemb. Enclaven, ein Areal von 1142 QKilom. mit (1875) 66,466 meist kath. E. Eingetheilt wird der Regierungsbezirk in die vier Oberamtsbezirke Sigmaringen, Gammertingen, Haigerloch und Hechingen. Das Land H. zieht sich als ein langer, schmaler Landstreifen vom Neckar über die Donau bis in die Nähe des Bodensees und wird, wie ganz Schwaben, durch die Rauhe Alp, die sich in einzelnen Punkten bis gegen 1000 Mt. erhebt, in das Oberland an der Donau- oder Südseite, und das Unterland an der Neckar- oder Nordseite getheilt. Im Süden sammeln sich die Gebirgswasser in dem hochgelegenen Bett der Donau, welche hier auf ihrem 22 Kilom. langen Laufe weder schiffbar noch flößbar ist, aber mehrere wasserreiche Nebenflüsse, wie links die Schmiecha und die Lauchart, rechts die Ablach, aufnimmt. Im Norden scheidet das tiefeingesenkte, milde Neckarthal die Alp vom Schwarzwald und nimmt von jener die Eyach und Starzel, von diesem her die Glatt auf. Die Glatt und der Neckar selbst sind die einzigen Gewässer H.s, die als Wasserstraßen zum Verflößen der reichen Holzmassen der Umgegend benutzt werden. Das vielfach durchklüftete Kalkgebirge der Alp liefert an verschiedenen Stellen des Unterlandes werthvolles Eisen. Im Eyachthal hat man bei Stetten ein mächtiges Steinsalzlager erbohrt und eine Saline angelegt. Auch ist das Land reich an Mineralquellen und Bädern, von denen Imnau im Eyachthale das besuchteste. Von der Oberfläche des Landes kommen auf das Ackerland 38,53 Proc., auf Gärten, Weinberge und Plantagen 0,94, auf Wiesen 9,33, auf Weide 9,65, auf Waldungen 27,28, auf Gewässer 0,43 Proc., sodaß 13,82 Proc. dem uncultivirten Boden verbleiben. Die fruchtbarsten und zugleich industriellsten Gegenden finden sich im Unterlande, wo der ergiebige Boden und ein mildes Klima außer Ackerbau und Viehzucht auch Obst-, Hopfen- und selbst einigen Weinbau zulassen. Ein vorzügliches Eisen liefern seit alter Zeit die Hüttenwerke zu Lauchartthal und Thiergarten, und seit Eintritt des Landes (1834) in den Deutschen Zollverein hat sich, neben den gewöhnlichen Gewerben, auch eine bedeutende Fabrikthätigkeit (Baumwollspinnereien zu Lauchartthal und Karlsthal) entwickelt. Das ehemalige Fürstenthum H.-Hechingen, aus der eigentlichen alten Grafschaft H. bestehend, bildete den nördl. Theil des Gesammtgebietes, das Unterland am westl. Abhange der Alp, und umfaßte etwa 300 QKilom. mit 21,000 E. Infolge des Friedens zu Lunéville (1801) verlor es die lehnsherrlichen Rechte in den lüttichschen Herrschaften und wurde dafür im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 durch die Herrschaft Hirschlatt und das Nonnenkloster Maria-Gnadenthal im Dorfe Stetten entschädigt. Durch den Beitritt des Fürsten Hermann Friedrich Otto zum Rheinbund wurde es 1806 souverän. Die Haupt- und Residenzstadt war Hechingen (s. d.). Das Fürstenthum hatte seit 1796 eine landständische Verfassung, die 1835 revidirt wurde. Das Fürstenthum H.-Sigmaringen war aus dem sigmaring. Oberlande im Gebiete der Donau und dem sigmaring. Unterlande im Neckargebiete gebildet und umfaßte beinahe 880 QKilom. mit 41,000 E. Es bestand aus dem unmittelbaren Fürstenthum H.-Sigmaringen, aus den unmittelbaren fürstl.

Digitized by Google

Obervogteiämtern Achberg und Beuern, aus den standesherrlichen fürstl. Thurn- und Taxis'schen Oberämtern Ostrach und Strasberg und den fürstl. Fürstenberg'schen Patrimonial-Obervogteiämtern Jungnau und Trochtelfingen. Durch den Lüneviller Frieden verlor es die Feudalrechte in den niederländ. Herrschaften und die Domänen in Belgien, wofür ihm die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzighofen, Klosterbeuern und Holeschein zutheil wurden. Infolge der Aufnahme des Fürsten Anton Aloys Mainrad in den Rheinbund wurde es souverän und erhielt die Herrschaften Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habsthal, außerdem die Souveränetät über alle ritterschaftlichen Besitzungen innerhalb seines Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, sowie die Oberhoheit über die Thurn- und Taxis'schen Herrschaften Ostrach und Strasberg. Die Haupt- und Residenzstadt war Sigmaringen (s. d.). Vgl. Barth, «Hohenzoll. Chronik» (Sigmar. 1860); Cramer, «Die Grafschaft H.» (Stuttg. 1873).

Hoher Göll heißt eine steile Felskuppe der Salzburger Alpen, die sich nördlich vom Torrenerjoch (1719 Mt.) in der Kalkkette zwischen der Salzach und dem Thale von Berchtesgaden auf der Grenze von Oberbaiern und Salzburg zu 2528 Mt. erhebt und von Berchtesgaden aus mühsam über die Jägerschneid erstiegen wird; ein östl. Ausläufer des Gipfels heißt der Kleine Göll. — Wie der Hohe Göll werden auch zahlreiche andere aussichtsreiche Gipfel der Alpen und der Hochebene, oft im Gegensatz zu einem gleichnamigen niedrigern Punkte, als Hoh, Hohe, Hohen, Hoch bezeichnet: so der Hohe Peißenberg, der bair. Rigi, der sich als vereinzelter Kegel aus der Ebene zwischen Lech und Ammer im oberbair. Bezirksamt Schongau zu 989 Mt. erhebt; in den Kitzbühler Alpen die Hohe Salve, der Rigi des Unterinnthals, 1829 Mt. über dem Meere, zwischen dem Inn und der Großen Achen im Bezirk Kitzbühel des tirol. Kreises Innsbruck, und der Hochkaiser (2330 Mt.); in den Allgäuer Alpen der Hochvogel (2521 Mt.), in den Zillerthaler Alpen der Hohe Feiler (3516 Mt.), in den Hohen Tauern der Hochnarr (3259 Mt.), in den Steirischen Alpen der Hochgolling (2860 Mt.) und der Hochschwab, in den Glarner Alpen der Hochkärpf (2798 Mt.), in den Unterwaldner- und Emmenalpen der Hohstollen (2484 Mt.) und der Hohgant (2199 Mt.), in den Berner Alpen der Hohniesen (2456 Mt.), im Jura der Hohranden (914 Mt.), der Hohenzollern (760 Mt.), der Hohenstauffen (695 Mt.), der Hohe Rechberg (695 Mt.), im Hegau der Hohentwiel (s. d.), Hohenkrähen, Hohenstoffeln u. s. w.

Hohes Lied oder Lied der Lieder, d. h. das schönste Lied, ist die Ueberschrift einer unter König Salomo's Namen im alttestamentlichen Kanon enthaltenen Dichtung, welche unverschleiert, mit dem glühenden Sinne des Orients und in dessen lebensfrischen Bildern, bald idyllisch malend, bald in Wechselgesprächen die Geheimnisse und das Glück der Liebe schildert. Man wird es hiernach am richtigsten als erotisches Idyll bezeichnen können. Da man jedoch schon frühzeitig nicht begriff, wie ein weltliches Liebeslied in die Bibel gekommen sei, so wandten sich schon die ältesten Ausleger des Buchs der allegorischen Auslegung zu und deuteten es bald auf die Liebe Gottes zu dem auserwählten Volke des Judenthums, bald auf eine Sehnsucht der Reiche Juda und Israel zur Wiedervereinigung. Die religiöse Auslegung ging von den Juden zu den Christen über; doch erhielt sie hier einen mystischen Sinn. Origenes und Hieronymus fanden in Christus den geliebten Bräutigam, in der Kirche die Braut. Diese Deutung wurde seit Augustin in der Kirche die herrschende, und auch Luther erklärte es ähnlich und fand in der Allegorie die geistige Freude der Seele in ihrer Vereinigung mit Christus. Trotz der Einsprache des Erasmus behielt diese Auslegung in der prot. Kirche die Oberhand, wurde mit besonderer Vorliebe von den Herrnhutern ausgeführt und auch neuerdings wieder von Orthodoxen wie Hölemann vertreten. Eine nüchterne Auslegung, welche in der alten Kirche nur die antiochenische Schule, namentlich Theodor von Mopsvestia, versuchte, wurde erst seit Michaelis und Herder angebahnt, denen sich dann mit mehr oder weniger Modificationen die Auslegungen von Stäudlin, De Wette, Ewald, Hitzig u. a. anschlossen. An Salomo als Verfasser des Liedes ist nicht zu denken; wahrscheinlich ist es in den Zeiten des getheilten Reichs, immerhin schon ziemlich frühe, gedichtet worden. Die Annahme, daß Salomo sein Verfasser sei, scheint ihm mehr noch als die allegorische Deutung auf Jehovah als Liebenden und die hebr. Gemeinde als Geliebte seine Stelle im Kanon des Alten Testaments gewonnen zu haben.

Hoher Priester hieß der jüd. Oberpriester nach Ausbildung der jüd. Hierarchie. Diese Würde erbte in der Aaronitischen Familie vom Vater auf den Sohn fort, bis Herodes d. Gr. sie auch gemeinen Priestern übertrug und fremde weltliche Herrscher, zuletzt selbst der Pöbel, sie nach Willkür, oft für Geld ertheilten. Wenn im Neuen Testamente mehrere zugleich lebende Hohe Priester erwähnt werden, so sind darunter entweder die gewesenen Hohen Priester, oder

Digitized by Google

der Stellvertreter des jeweiligen Hohen Priesters, oder auch die Vorsteher der 24 Priesterklassen mit zu verstehen. (S. Josias.) Der Hohe Priester wurde feierlich eingeweiht, früher durch Salbung, später nur durch Anlegen der Amtskleider. Diese waren ein baumwollenes, purpurblaues Oberkleid und darüber ein prächtiger kurzer Leibrock von gezwirntem Byssus, auf der Brust ein viereckiges, doppeltes Schild, mit welchem eine Art Orakel, Urim und Thummim (s. d.), verbunden war. Das Brustschild war mit goldenen Ringen und Ketten und mit purpurblauen Schnüren festgebunden und mit zwölf hellglänzenden, in Gold gefaßten Edelsteinen, in welche die Namen der zwölf Stämme eingegraben, in vier Reihen besetzt. Am doppelten Turban war vorn ein Goldblech befestigt mit der Inschrift: «Dem Jehovah heilig». In diesem Schmuck erschien der Hohe Priester als die heiligste und höchste Person im Volke bei seinen Amtshandlungen. Ihm stand die Anordnung und Oberaufsicht des Gottesdienstes, die Verkündigung der Befehle Jehovah's an das Volk, in dessen Namen er sprach, und die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obschon die Rechtspflege besondern Richtern übertragen war, so entschied er doch in schwierigen Fällen auch weltliche Händel in letzter Instanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne seine Zustimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Seine Hauptfunction aber war, daß er, als Mittler zwischen Jehovah und der Nation, jährlich einmal, am Versöhnungstage, in das Allerheiligste der Stiftshütte oder später des Tempels ging und durch sein Gebet und Opfer das Volk der Israeliten mit Gott versöhnte. In Bezug darauf spricht man auch in der christl. Glaubenslehre von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu.

Hohe Tauern ist der Name eines Theils der Ostalpen, s. Alpen III. A. 27).

Höhlen nennt man leere oder theilweise mit Wasser angefüllte Räume unter der Erde, die entweder völlig verschlossen oder durch schmale, öfters durch Kunst erweiterte Oeffnungen zugänglich sind. Da sie meist durch die auflösende Thätigkeit des im Gebirgsinnern circulirenden Wassers entstanden sind, und Kalkstein, Dolomit und Gips in größter Menge vom Wasser aufgelöst werden, so sind Territorien, die aus den genannten Gesteinsarten zusammengesetzt werden, die hauptsächlichste Heimat der H. Dieselben bilden meist größere, zusammenhängende Höhlensysteme, die sich bald durch enge Kanäle schlauch- oder spaltenartig fortziehen, bald wieder großartig in Kammern, Hallen, hochgewölbten Domen erweitern. Nicht minder groß ist die Abwechselung in der Höhenlage der einzelnen Theile eines und desselben Höhlensystems, indem die Hohlräume streckenweise horizontal laufen, in die Höhe steigen, sich wieder senken, zuweilen jähe Abstürze bilden, und sich sehr verschiedenartig, oft viele Kilometer weit ausdehnen. So soll die Mammuthshöhle bei Greenriver in Kentucky 15 Kilom. und mit ihren Seitengängen und Verzweigungen 260 Kilom. Ausdehnung haben. Nach A. von Humboldt's Vorgange unterscheidet man: Spaltenhöhlen, Gewölbhöhlen, die man auch Grotten nennt, wenn sie geringe Tiefe oder einen weiten Eingang haben, Schlauchhöhlen, enge, gewundene Kanäle. Die meisten H. bestehen aus Combinationen dieser drei Formen. Die H. in den Kalk- und Dolomitgebirgen gewinnen besonders an Interesse durch die Bildungen von Kalksinter oder Tropfstein (s. d.), welche die Höhlenwände in der seltsamsten Weise incrustiren. Zu den berühmtesten dieser Tropfstein- oder Stalaktitenhöhlen gehören die von Adelsberg im Karstgebirge, die Baumanns-, Biels- und Scharzfelder H. im Harz, die Dechenhöhle in Westfalen, die H. in der Gegend von Muggendorf in Franken, die Nabelhöhle bei Pfullingen in Schwaben, die von Antiparos im Aegäischen Meere. Viele derselben sind zugleich Knochenhöhlen, in denen sich die Ueberreste vorweltlicher Thiere finden. Die in manchen vulkanischen Gesteinen vorkommenden H. sind meist nur kolossale Blasenräume, die durch die Entwickelung von Wasserdämpfen und Gasen bei dem ursprünglichen Hervordrängen der geschmolzenen Massen aus dem Erdinnern entstanden sind. Außerdem sind noch zu erwähnen die Eishöhlen, welche selbst in gemäßigten Klimaten das ganze Jahr hindurch Eis in größern oder kleinern Massen enthalten; ferner die sog. Krystallhöhlen oder Krystallkeller im Granit der Alpen (Schweiz, Dauphiné, Savoyen u. s. w.), an deren Wandungen Kieselsäure als Bergkrystall und Rauchtopas auskrystallisirt ist und prächtige Auskleidungen bildet, wie in der berühmten Krystallhöhle des Zinkenstocks im berner Oberlande.

Höhlenbär, untergegangene Thierart, s. Bär.

Hohlkehle ist ein sehr häufig vorkommendes Bauglied, das entweder die Form eines Viertel- oder eines Halbkreises hat oder aus zwei Viertelkreisen von verschiedenem Halbmesser zusammengesetzt ist. Sie kommt theils an einzelnen Architekturtheilen, namentlich Gesimsen, Säulenfüßen u. s. w. in Verbindung mit andern Gliedern, wie Plättchen und Rundstäben, theils als Vermittelung des Uebergangs von der Wand- zur Deckenfläche zur Anwendung. Charakteristisch

Digitized by Google

ist die H. über einem einfassenden Rundstab als bekrönendes Glied der schrägen Wandflächen und Thüren ägypt. Baudenkmäler, wo sie meist mit dem Bilde der geflügelten Sonnenscheibe oder andern Sculpturen geschmückt ist. An den Basen der griech. und röm. Säulenschäfte kommt sie entweder unter einem großen Rundstab (Wulst oder Pfühl) in zweimaliger Wiederholung, nur durch ein doppeltes Rundstäbchen getrennt (ion. Basis) oder einfach zwischen zwei Rundstäben von verschiedener Stärke vor (attische Basis). Im german. (goth.) Stile spielt die H. an den Bündelpfeilern, Gewölbrippen und Wasserschlägen oder Maßwerken eine Rolle.

Hohlmaße nennt man, im Hinblick auf ihre nothwendige Form, die für die Abmessung der trocknen und flüssigen schüttbaren Gegenstände gebräuchlichen concreten Maße (Gemäße).

Hohlspiegel, s. Brennspiegel.

Hohlwurz (Corydalis bulbosa), Pflanzenart, s. Corydalis.

Hohnstein, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, 12 Kilom. ostnordöstlich von Pirna, malerisch in der Sächsischen Schweiz an der Polenz gelegen, von einem alten Bergschloß (jetzt Correctionsanstalt) überragt, zählt (1875) 1429 E., welche Weberei und Hopfenbau treiben. Der Stadt gegenüber liegt der 110 Mt. hohe Hockstein.

Hohöfen heißen die großen Schachtöfen, welche bei der Eisenbereitung, aber auch auf Blei- und Kupferhütten gebraucht werden, um das Metall aus seinen Erzen zu gewinnen und es in einer für die weitere Bearbeitung geeigneten Gestalt darzustellen. Durch den Schmelzproceß in den H. erlangt man aus Eisenerzen das Roheisen, welches entweder in Form von Blöcken, sog. Gänsen, den weitern Bereitungsarbeiten, dem Frischen u. s. w., unterworfen, oder in Wasser gegossen als Granulireisen verbraucht, oder gleich aus dem Ofen weg in Sandformen geleitet, als grober Guß zu Ofenplatten und größern Gußstücken verwendet wird. Soll der Guß jedoch reiner und sorgfältiger gemacht werden, so muß das Roheisen in kleinern Cupolöfen noch einmal umgeschmolzen werden. In den H. werden die Erze mit ihrer Beschickung und dem Brennmaterial zusammen an der obern Mündung (Gicht) eingeschichtet und so der Schmelzproceß ununterbrochen so lange, als der Ofen brauchbar bleibt, durch immer neues Nachfüllen von beschickten Erzen im Gang unterhalten, während am untern Ende das erzeugte Metall und die entstandenen Schlacken regelmäßig abgeführt werden. Der Hohofen muß ein feuerfester, gemauerter Schacht sein, welcher unten einen Raum zum Ansammeln des geschmolzenen Metalls und eine Oeffnung zum Ablassen desselben hat. Die zur Reduction der Erze und zur Schmelzung der Metalle erforderliche sehr hohe Temperatur wird dadurch erzielt, daß man die Verbrennungsluft mittels starker Gebläse zuführt. Die ältern H. hatten durchgängig geringere Abmessungen; jetzt aber construirt man deren häufig, welche bis gegen 30 Mt. Höhe und einen Durchmesser von 3—7 Mt. (an der weitesten Stelle) haben. Zu Abführung der Feuchtigkeit dienen Kanäle in der Mauer und ein Kreuzgewölbe unter dem Ofen. Eine Campagne dauert je nach den Umständen von einem Jahr bis zu fünf und sogar acht Jahren.

Hokkovögel oder Baumhühner (Cracidae) bilden eine Familie der Hühnervögel, die in den Waldungen Südamerikas einheimisch ist und durch den spornlosen Lauf, die tief eingelenkte Hinterzehe und die Einweibigkeit sich von den Hühnern unterscheiden. Es sind große Vögel mit derbem Gefieder, abgerundeten Flügeln, starkgewölbtem Schnabel und hohen Beinen, die nur in den Waldungen leben, sich von Früchten und Sämereien nähren, ihre flachen Nester auf Bäumen in Höhlen bauen, wenige Eier legen und ein vortreffliches Fleisch besitzen, sodaß sie mit Eifer gejagt werden. Man besitzt jetzt mehrere Arten (Crax alector, rubra u. s. w.) in Thiergärten, wo es aber nur sehr schwer gelingt, sie zum Brüten zu bringen.

Hokuspokus. Die Etymologie dieser von Gauklern bei ihren Kunststücken gebrauchten Formel ist nicht sicher festgestellt, vermuthlich ist sie verderbt aus den gemisbrauchten Worten «hoc est corpus» (meum), welche in der kath. Kirche bei Weihung der Hostie gesprochen werden. Nach anderer Ansicht sind, da es ehemals Ockes Bockes oder Okes Boks geschrieben wurde, die Wörter Ochs und Bock als Namen von Opferthieren darin enthalten. Im allgemeinen bezeichnet der Ausdruck jetzt Gaukelei und Taschenspielerei.

Holbach (Paul Heinr. Dietrich, Baron von), franz. Philosoph des 18. Jahrh., der Sohn eines reichen Emporkömmlings, geb. um 1723 zu Heidelsheim in der bair. Pfalz, kam in früher Jugend nach Paris, wo er bis zu seinem Tode lebte. Er verheirathete sich jung, und da seine Frau bald starb, heirathete er mit päpstl. Dispens deren Schwester Charlotte Susanna d'Aine, die erst 16. Juni 1814 starb. Er selbst starb 21. Juni 1789. H. wird gerühmt als liebevoller Familienvater, als treuer Freund, als ein sehr wohlthätiger und geselliger Mann. An seiner Tafel versammelten sich die Denker und Schriftsteller jener Epoche, wie Condorcet,

Digitized by Google

Diderot, Duclos, Helvétius, Raynal, eine Zeit lang auch Rousseau, Buffon u. a. Er selbst war einer der geistvollsten und auf die Entwickelung der Zeit einflußreichsten Schriftsteller, ein systematischer Kopf von umfassenderm Wissen und gründlicherm Scharfsinn als die meisten seiner Genossen. Mit Eifer und Anstrengung arbeitete H. für die Ausbreitung des Naturalismus, während er zugleich das Christenthum und überhaupt jede positive Religion bekämpfte. Seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnete er 1752 mit Uebersetzung einer Reihe von naturwissenschaftlichen und technischen Schriften, vorzüglich aus dem Deutschen. Als 1759 Boulanger, ein geistvoller junger Ingenieur, starb, begann H. dessen hinterlassene Handschriften zu überarbeiten und herauszugeben. Manches schob er geradezu unter, namentlich den «Christianisme dévoilé» (zuerst in Nancy gedruckt und mit der Bezeichnung Lond. 1767 erschienen), ein für damalige Zeit sehr merkwürdiges Buch, und das «Examen critique de la vie et des ouvrages de Saint-Paul» (Lond. 1770). Diesen schloß sich 1767—70 eine Reihe von Schriften verwandten Inhalts an, wie «La contagion sacrée» (1767), «De l'imposture sacerdotale» (1767), «Lettres à Eugénie, ou préservatif contre les préjugés» (1768), «Les prêtres démasqués» (1768) und «L'esprit du judaïsme» (1770), in denen theils die Widersprüche der heiligen Schriften hervorgezogen, theils alle Religionen als Erzeugniß priesterlichen Eigennutzes dargestellt werden. Zum Theil waren diese Schriften Bearbeitungen von Werken engl. Deisten, z. B. Toland's, Tindal's, Collins'. Hierher gehört auch die Schrift «Ecce homo», die ohne Ort und Datum unter dem Titel «Histoire critique de Jésus-Christ, ou analyse raisonnée des évangiles» um 1770 herauskam (engl., Edinb. 1799 u. Lond. 1813). Im J. 1770 erschien das «Système de la nature» (deutsch, Lpz. 1843), welches man gewöhnlich als H.'s Hauptwerk ansieht. Diese «Bibel des Materialismus» ist freilich nicht von ihm allein verfaßt, sondern in mannichfacher Arbeit und Ueberarbeitung aus dem in seinem Hause verkehrenden Kreise der sog. Encyklopädisten (s. d.) hervorgegangen: es ist eine systematische, umfassende, aber im allgemeinen trockene und schwerfällige Darstellung des ausgesprochensten Materialismus, bildet aber gewissermaßen den Abschluß der Entwickelung des franz. Aufklärungszeitalters. Einen gedrängten und populär gehaltenen Auszug daraus ließ H. unter dem Titel «Le bon sens, ou idées naturelles opposées aux surnaturelles» 1772 erscheinen. In spätern Schriften bemühte sich H. zu zeigen, daß die Religion zur Moral und zum Völkerglück, das auf dieser beruhe, nicht nur entbehrlich, sondern sogar sehr nachtheilig sei. Dahin gehören: «Essai sur les préjugés» (1770), «La politique naturelle» (2 Bde., 1773), «Système social» (2 Bde., 1773), «L'éthocratie, ou le gouvernement fondé sur la morale» (1776), «La morale universelle» (1776). Alle diese Schriften erschienen theils anonym, theils unter dem Namen verstorbener Personen, theils als bloße Uebersetzungen aus dem Englischen. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland zog H. bei der Gesetzgebung zu Rathe.

Holbein, der Name einer hervorragenden schwäb. Künstlerfamilie, deren Ahnherr Michael um die Mitte des 15. Jahrh. als Lohgerber zu Augsburg lebte. Seine beiden Söhne, Hans und Sigmund wurden Maler, ohne daß man anzugeben vermöchte, wer ihre Lehrer gewesen. Der erstere, im Unterschiede zu seinem gleichnamigen berühmten Sohne, Hans H. der Aeltere genannt, war der bedeutendere. Erst der neuern Forschung ist es gelungen, wie sie überhaupt in die Verhältnisse der Familie Licht gebracht und mehrere mythische Personen, wie einen noch frühern Maler Hans H. und einen Bruno daraus entfernt hat, auch die Thätigkeit der beiden genannten zu scheiden. Hans H. der Aeltere (geb. um 1460 zu Augsburg, gest. 1524 daselbst) hat manche so treffliche Werke geliefert, daß man bisher geneigt war, sie dem jüngern Hans H. zuzuschreiben. Das älteste datirte Zeugniß seiner Kunst sind vier Bilder aus dem Leben der Maria, Altarflügel, 1493 für die Reichsabtei Weingarten ausgeführt, jetzt im Dome zu Augsburg aufgestellt. Derselben Zeit gehört ein kleines, miniaturartig ausgeführtes Bild, eine thronende Maria in der Moritzkapelle zu Nürnberg, an, welches nebst den erstgenannten unverkennbar den Einfluß der Niederländischen Schule der van Eyck aufweist. Ein ähnlich ausgeführtes Madonnenbildchen auf der Burg zu Nürnberg trägt vor dem Familiennamen des Verfertigers ein S und es dürfte deshalb wol anzunehmen sein, daß es dem jüngern Bruder Sigmund angehöre. Die wichtigsten Arbeiten führte Hans H. der Aeltere für das Katharinenkloster zu Augsburg aus, welches, seitdem in das städtische Museum verwandelt, dieselben noch bewahrt. Ein großes Altarwerk vollendete er 1506 für die Dominicanerkirche zu Frankfurt a. M., ein anderes für das Kloster Kaisheim bei Donauwörth, 1502, u. s. w., in welchen allen er sich mit Entschiedenheit der Renaissance zuwendet und einen charakterwahren, lebendigen Naturalismus zum Vortrag bringt, der eine gewisse Neigung zum Genrehaften offenbart, aber

Digitized by Google

auch der Anmuth und Hoheit nicht entbehrt. Am sichtbarsten treten die Eigenthümlichkeiten seiner Kunst auf seinem besten Werke, dem Sebastiansaltare in der münchener Pinakothek hervor. Sehr bedeutend war der ältere Hans H. bereits auch als Porträtmaler. Auf einem der augsburger Bilder hat er sich mit seinen beiden Söhnen angebracht. Ein höchst charakteristisches Selbstporträt in Silberstiftzeichnung besitzt der Herzog von Aumale. Skizzenbücher, in welche er in ähnlicher Weise Personen seiner Bekanntschaft, auch seinen Bruder einzeichnete, befinden sich zu Basel und gewähren den interessantesten Einblick in die geistige Physiognomik jener Zeit. Sie sind von der Soldan'schen Hofbuchhandlung zu Nürnberg in Lichtdruck herausgegeben. Obwol Hans H. der Aeltere viel beschäftigt gewesen zu sein scheint, starb er doch in ungeordneten Verhältnissen. Sein Bruder Sigmund siedelte nach Bern über und hinterließ seinem Neffen, Hans Holbein, genannt der Jüngere (s. d.), eine ansehnliche Erbschaft.

Holbein (Hans), genannt der Jüngere, einer der größten deutschen Maler und vorzüglichster Vertreter unserer Renaissance, geb. 1497 zu Augsburg, wurde nebst dem minder bedeutenden Bruder Ambrosius vom Vater zum Künstler herangebildet. Er wählte Basel zum Ort seiner Thätigkeit, wo er, ohne Zweifel nach zurückgelegter Wanderschaft, bereits 1515, wie 1516 auch Ambrosius urkundlich bezeugt, erscheint. Der um jene Zeit im Zusammenhange mit dem mächtigen geistigen Aufschwunge vorzugsweise auch in Basel blühende Buchdruck gab H. durch Zeichnungen für den Formschnitt den ersten Anlaß künstlerischer Bethätigung. Wenigstens bestehen seine frühesten datirten Arbeiten aus Titeleinfassungen, in welchen bereits der ganze Reichthum seines Compositionstalents sich entfaltet. Doch zeigen Aufträge geringern Belangs, wie eine bemalte Tischplatte (1515), das Aushängeschild eines Schulmeisters (1516), daß der Künstler zunächst noch jeden Verdienst wahrzunehmen hatte. Wichtig wurde für ihn seine Verbindung mit dem Verleger Joh. Frobenius, der seine Bekanntschaft mit bedeutenden Gelehrten, namentlich mit Erasmus von Rotterdam vermittelte. Der letztere schenkte ihm seine volle Gunst, nachdem H. ein Exemplar des «Lobes der Narrheit» mit geistreichen Federzeichnungen illustrirt und, wie anzunehmen, dem Verfasser geschenkt hatte. Doch ließ auch schon im letztgenannten Jahre der neugewählte Bürgermeister Jakob Meyer nebst seiner Gattin sich von dem jungen, rasch zu Ruf gelangenden Maler porträtiren. Die Bilder sind erhalten und bezeugen in sorgfältigster Ausführung bereits den hohen Beruf desselben für dieses Fach. Mit dem nächstdatirten Porträt, dem des baseler Professors Bonif. Amerbach, von 1519, gegenwärtig im baseler Museum, steht der 22jährige Jüngling ebenbürtig neben den größten Porträtmalern aller Zeiten. Doch hatte er auch vorher schon Gelegenheit gefunden, sich in größern Compositionen zu ergehen; 1517 befand er sich in Luzern, wo er den Auftrag erhalten hatte, den Neubau eines Jakob von Hartenstein außen und innen mit Wandmalereien zu schmücken. Erhaltene Skizzen, wie der berühmte Bauerntanz im berliner Museum, beweisen, daß H. für solche Decorationen mehrfach in Anspruch genommen war. Leider hat sich von den Originalen nichts erhalten. Auch lieferte er manche treffliche Entwürfe für die damals in der Schweiz in hohem Ansehen stehende Glasmalerei, meistens biblische Scenen in ornamentalen Einfassungen, aber auch Wappen mit prächtigen Figuren als Wappenhalter. Von monumentalen Arbeiten jener ersten Periode seiner Thätigkeit sind zu nennen: ein Abendmahl, ersichtlich unter dem Einflusse der großen ital. Künstler der vorhergehenden Epoche entstanden; acht Passionsbilder, ebenfalls noch den genannten Einfluß bezeugend, doch höchst lebendig, unter Erstrebung einer dramatischen Wirkung componirt, einst für des Künstlers beste Leistung gehalten; die beiden Orgelthüren des baseler Münsters mit Figuren von großer Formenschönheit, leider 1639 durch Uebermalung verdorben; zwei Altarbilder, Geburt Christi und Anbetung der Könige, später nach Freiburg i. Br. gebracht; eine Madonna, bezeichnet mit 1522, ursprünglich für den Dom zu Solothurn gemalt, ein Werk von hoher Bedeutung; vor allem aber die Madonna der Familie Meyer von 1526, die schon durch die in der Gemäldegalerie zu Dresden enthaltene Copie die Bewunderung der Welt erregte. Auf diesem Bilde hat der genannte Bürgermeister sich mit seinen beiden Frauen und seinen Kindern vor der ganz in nordischer Auffassung vorgeführten Himmelskönigin in Anbetung versunken, darstellen lassen. Das Original, das wahrscheinlich in der Hauskapelle des Bestellers dem 1529 über Basel ergehenden Bildersturm entgangen war, gerieth nach den mannichfachsten Schicksalen in Vergessenheit, aus der es, von der Zeit beschädigt und durch Uebermalung entstellt, erst in der neuesten Zeit im Besitz der Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt wieder hervorgezogen wurde. In seiner Echtheit mehrfach angezweifelt, wurde es indeß 1871 auf der zu Dresden veranstalteten Holbein-Ausstellung, auf welcher es neben dem Bilde der genannten Galerie stand, von einer großen Anzahl der

Digitized by Google

namhaftesten Kunstkritiker anerkannt. Doch ist auch die dresdener Madonna von solcher Meisterschaft der Ausführung, hat so viel von H.'schem Geiste in sich aufgenommen und in der Anordnung des Ganzen so in die Augen springende Verbesserungen erhalten, daß sie gleichfalls von vielen Kunstkritikern für ein echtes Werk H.'s gehalten wird. (Vgl. Gädertz, «Hans H. der Jüngere und seine Madonna», Lübeck 1872). Bei all diesen größern Aufgaben hörte H. nicht auf, für die Buchillustration zu zeichnen, worin er von dem trefflichen Holzschneider Hans Lützelburger unterstützt wurde. Seine bedeutendste Arbeit dieser Art ist der berühmte Todtentanz (s. d.), der, schon damals in mehrern Auflagen erschienen, auch neuerlich von Lödel copirt worden ist. Auch ein Initialenalphabet mit Todtentanzbildern existirt aus H.'s Hand. Die Ungunst der Zeiten vertrieb den Künstler endlich vom Schauplatze seiner Thätigkeit und 1526 begab er sich nach England, mit Empfehlungen von Erasmus versehen und vom Kanzler Thomas Morus, der ihn aus mehrern Porträts seines gelehrten Freundes schon kannte, wohl empfangen. Hier wandte er sich ganz der Bildnißmalerei zu, wie er denn auch bald nach seiner Ankunft ein großes Familiengemälde seines Gastfreundes ausführte, welches wir indeß nur aus einer Skizze und Studien kennen. Mit Geld reichlich versehen kehrte H. bereits 1528 in seine Heimat zurück, wo er bald darauf zwei Häuser käuflich erwarb und seine schon früher begonnenen Arbeiten im Rathhause wieder aufnahm. Aus dieser Zeit rührt auch die Porträtdarstellung seiner Frau und beiden Kinder, auf Papier in Lebensgröße ausgeführt. Die ungünstige Wendung der schweiz. Reformation nöthigte den Künstler indeß, zum zweiten male England aufzusuchen, wo er zwar, 1532 angelangt, seinen Gönner nicht mehr im frühern Ansehen fand, doch, anfänglich im Stahlhofe, dem Vereinigungspunkt der deutschen Kaufleute, zuvorkommend aufgenommen, es in der Folge zum Hofmaler König Heinrich's VIII. brachte. Von größern Compositionen hat H. in England, soviel bekannt, nur drei ausgeführt, zwei Decorationsstücke für den Stahlhof, der Triumph des Reichthums und der Armuth, und die Ausstellung des Freibriefs durch den König für die Barbier- und Chirurgengilde. Im übrigen lieferte er, in Oel- und Miniaturmalerei, Zeichnung und selbst Holzschnitt, jene zahlreichen Porträts, von welchen einzelne, wie das des Goldschmieds Morett zu Dresden, ganze Galerien aufwiegen. Kein anderer Maler hat es je so verstanden, ohne Hinzuthun aus der eigenen Persönlichkeit, die fremde Individualität voll und wahr aufzufassen und meisterhaft wiederzugeben. Bei den sorgfältiger behandelten Bildern ist die Technik, obwol sehr einfach, doch unerreichbar, die geistige Durchdringung des Vorwurfs ein Zeugniß höchster Künstlerschaft. Auch für das Kunstgewerbe lieferte H. treffliche Zeichnungen, die später Wenzel Hollar zum Theil in Radirung vervielfältigte. Noch einmal, 1538, sah er Basel und die Seinen wieder; 1543 raffte ihn zu London die Pest dahin. Werke der frühern Zeit finden sich vorzugsweise zu Basel, die spätern Porträts vor allem in England, doch auch zerstreut in den bedeutendsten europ. Sammlungen. Vgl. Woltmann, «H. und seine Zeit» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1873—76).

Holbein (Franz Ignaz, Edler von Holbeinsberg), bekannt als Dramaturg und dramatischer Dichter, geb. 1779 zu Zizzersdorf bei Wien, wurde in seinem 17. Jahre bei der Lottoadministration in Lemberg angestellt und bereiste dann Deutschland, Italien, Rußland, Frankreich und Dänemark bald als Musiker und Schauspieler, bald als Maler oder Sprachlehrer. Auf Veranlassung des Theaterdirectors Döbbelin betrat er sodann die Bühne, lebte dann einige Zeit in Berlin und nahm auf Iffland's und E. Th. A. Hoffmann's Anregung ein Engagement bei dem königl. Hoftheater. Seine Versuche in der Oper fanden Beifall, im Schauspiel aber war ihm seine österr. Mundart nachtheilig, weshalb er auf Reisen ging und als Sänger und vorzüglicher Guitarrenspieler Concerte gab. In Glogau wurde er mit der Gräfin Lichtenau (der frühern Geliebten König Friedrich Wilhelm's II. von Preußen) bekannt, vermählte sich mit dieser und sah sich nun in den Stand gesetzt, in freier Muße sich auszubilden. Nach einer fünfjährigen Verbindung ließ er sich jedoch scheiden. Er wandte sich nun in Wien wieder der Bühne zu; nachdem er an mehrern Bühnen theils als Director, theils als Regisseur fungirt hatte, ging er 1824 nach Hannover, wo er die Direction des Hoftheaters übernahm und sich mit der talentvollen Künstlerin Johanna Göhring vermählte; darauf wurde er 1841 als Director des Hofburgtheaters nach Wien berufen, welche Stellung er bis Ende 1849 behielt. Im J. 1848 hatte er außerdem die Leitung des Hofoperntheaters erhalten, von der er 1853 zurücktrat. Er starb zu Wien 6. Sept. 1855. H. war in jeder Beziehung ein tüchtiger Bühnenleiter. Er führte für Wien die Autoren-Tantième ein und bearbeitete geschickt die Dichtwerke anderer für die Bühne. Von seinen eigenen Dramen, die bühnengerecht gehalten, aber des höhern poetischen Werths entbehren, haben sich einige auf der Bühne erhalten, so «Das Turnier von Kronstein» (1820)

Digitized by Google

und «Der Doppelgänger» (Hannov. 1833). Seine Stücke erschienen zum Theil gesammelt als «Theater» (2 Bde., Rudolst. 1811), «Neuestes Theater» (4 Nummern, Pest 1820—23; neue Aufl. 1835) und «Dilettantenbühne» (Wien 1826). Die Schrift «Deutsches Bühnenwesen» (Wien 1853) bildet den ersten Band seiner Memoiren, die nicht weiter erschienen sind.

Holberg (Ludw., Freiherr von), der Schöpfer der neuen dän. Literatur, geb. 3. Dec. 1684 zu Bergen in Norwegen. Sein Vater, der sich vom gemeinen Soldaten zum Obersten aufgeschwungen hatte, starb, als H. noch ein Säugling war, seine Mutter, als er 10 J. alt war. Trotz seiner bedrängten Umstände gelang es ihm, seinem Hang zu Studien obzuliegen; er ward Student zu Kopenhagen und vermochte bald, sich durch Unterricht so viel zu erübrigen, daß er Holland, Deutschland, Frankreich und dann auch England besuchen konnte. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, lebte er wieder einige Jahre als Sprachlehrer, wurde dann außerord. Professor und erhielt den Auftrag, die deutschen Universitäten zu besuchen, ging aber nach Paris, wo er 1714—15 wissenschaftlich sehr beschäftigt lebte. Im J. 1717 wurde er Professor der Metaphysik, 1720 Consistorialassessor und Professor der Beredsamkeit und endlich 1730 Professor der Geschichte und Erdkunde zu Kopenhagen. Seine erste literarische Thätigkeit war satirischer Art. Er schrieb das heroisch-komische Gedicht in Jamben: «Peder Paars» (1719—20; deutsch von Scheibe, Kopenh. 1764), das ihn schnell in Ruf brachte. Demselben folgten «Hans Mikkelsens fire Skjemtedigte» (1722) und später «Hans Mikkelsens Metamorphoses eller Forvandlinger» (1726). Ein Zufall brachte ihn darauf, für die Bühne zu arbeiten, wo er den eigentlichen Wirkungskreis für sein großes Talent fand. Rasch hintereinander schrieb er eine große Anzahl Lustspiele, die unter dem Titel «Hans Mikkelsens Comedier» (7 Bde., 1723—54; deutsch, 5 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1759—78, und in einer Auswahl von Oehlenschläger, 4 Bde., Lpz. 1822—23) erschienen, in verschiedene Sprachen übertragen wurden und sämmtlich großen Beifall fanden. Durch sie wurde er der Begründer der komischen Bühne der Dänen. Auch sichern ihm die lebendige, kräftige Laune, der gediegene Scherz und die originellen Charaktere seiner Lustspiele überhaupt in der Reihe echter Lustspieldichter unter den Neuern einen der ehrenvollsten Plätze. Sein satirisch-humoristischer Roman «Niels Klim's unterirdische Reise», in lat. Sprache (1741), der gleich nach seinem Erscheinen in verschiedene Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Mylius, Bresl. 1788; von Wolf, Lpz. 1829; 2. Aufl. 1847; dän. von Baggesen, 1789; von Dorph, mit histor.-literarischen Erläuterungen von Werlauff, 1841), brachte ihm ebenfalls großen Ruf. Als Geschichtschreiber hat H., indem er zuerst mit daran dachte, den gehäuften Stoff in eine entsprechende Form aufzunehmen, nicht minder bleibende Verdienste sich erworben. Namentlich wird seine «Geschichte Dänemarks» (3 Bde., zuletzt 1762—63) wegen der lebendigen Darstellung sehr geschätzt. Auch seine «Allgemeine Kirchengeschichte» (2 Bde., 1738—40), die «Jüd. Geschichte» (2 Bde., 1742) und seine «Vergleichenden Lebensbeschreibungen berühmter Helden und Heldinnen in Plutarch's Manier» (4 Bde., Kopenh. 1753—57) sind noch immer zu gebrauchen. In der moralisch-populären Darstellung, wie sie damals gewöhnlich war, versuchte er sich in den sog. «Episteln» (5 Bde., 1748—54), welche treffende Reflexionen enthalten. Seit 1747 in den Freiherrnstand erhoben, starb er 28. Jan. 1754. H. war seinem Charakter nach Engländer, in Hinsicht seines Geschmacks und seiner Bildung aber Franzose. Eine kritische Behandlung der Schriften H.'s wurde zuerst von K. L. Rahbek und Nyerup versucht («Udvalgte Skrifter», 21 Bde., Kopenh. 1804—14). Auch machte sich Rahbek durch das Werk «Om H. som Lystspildigter og om hans Lystspil» (3 Bde., Kopenh. 1815—17) um H. verdient. A. E. Boye ließ sich mit großem Fleiß und mit kritischem Scharfsinn die Wiederherstellung der echten Texte in den Ausgaben von H.'s «Lustspielen» (7 Bde., 1832; neueste Aufl. in 1 Bd., 1860) und «Peder Paars» (1832) angelegen sein, und auch seine «Holbergiana, oder kleine Schriften von und über H.» (3 Bde., 1832—35) enthalten manche interessante Sachen. Eine vortreffliche histor. Erläuterung gab Werlauff in den «Historiske Antegnelser til H.'s Lystspil» (Kopenh. 1838). Eine Holberg-Gesellschaft wurde in Kopenhagen 1842 gestiftet, die eine kritisch erläuterte Ausgabe von H.'s Lustspielen (7 Bde., Kopenh. 1848—53) besorgte. Eine andere Textrecension von «Peder Paars» (Kopenh. 1863) sowie der «Comedier» (Kopenh. 1860—61) hat Liebenberg veranstaltet. Vgl. Prutz, «Ludwig H., sein Leben und seine Schriften» (Stuttg. 1857); Smith, «Om H.'s Levnet og populäre Skrifter» (Kopenh. 1858); Legrelle, «H., considéré comme imitateur de Molière» (Par. 1864); O. Skavlan, «H. som Komediforfatter» (Christiania 1872). Am 31. Oct. 1875 wurde zu Kopenhagen seine Bronzestatue enthüllt.

Holcus L., Gräsergattung aus der Familie der Gramineen, ausgezeichnet durch in dichte Rispen gestellte zweiblüttige Aehrchen, deren untere Blüte fruchtbar und grannenlos, die obere

Digitized by Google

männlich und begrannt ist. Zu ihr gehört das gemeine Honiggras oder Zuggras (H. lanatus L.), dessen bis 60 Ctmt. hoch werdende Halme sammt den Blättern und der Rispe mit einem dichten, kurzen, weichen Haarüberzug bedeckt sind, welcher ihm eine weißlich-blaugrüne Färbung verleiht. Daran kann das Honiggras schon vor dem Blühen sicher erkannt werden. Seine Aehrchen sind röthlichgelb bis rothbraun, selten (in schattigen Standorten) bleichgrün. Das Honiggras wächst auf allerhand Boden, am häufigsten jedoch auf moorigem Sandboden, und gedeiht am besten in feuchter Luft (z. B. in Küstengegenden). Ueber seinen Futterwerth sind die Meinungen sehr getheilt. Manche Landwirthe rühmen es wegen seiner Nahrhaftigkeit, während andere behaupten, das Vieh fräße es nicht nur nicht gern, sondern es nähre auch wenig. Der Name Honiggras kommt von dem nicht unbedeutenden Zuckergehalt her. Auf ihm günstigen Boden verdrängt es leicht alle übrigen Gräser, weshalb man es auf Wiesen nicht gern sieht. Die übrigen Arten von H. sind durch Europa und die Mittelmeerländer zerstreut.

Holda, in der mitteldeutschen Volksüberlieferung Frau Holle, s. Hulda.

Hölder (Jul.), einer der Gründer und Führer der deutschen (nationalen) Partei in Würtemberg, geb. 24. März 1819 zu Stuttgart, studirte auf der Universität Tübingen Staats- und Rechtswissenschaften, wurde 1842 Actuar beim Stadtgericht in Stuttgart, bald darauf Assessor beim Gerichtshof in Ellwangen und 1848 Regierungsrath in dem von dem Märzminister Duvernoy geleiteten Ministerium des Innern. Im Frühjahr 1849 wurde er vom Amte Stuttgart in die Zweite Kammer gewählt, wo er auf der rechten Seite der demokratischen Partei stand und an den Schritten wegen Anerkennung der Reichsverfassung seitens des Königs theilnahm. Unter dem reactionären Ministerium Linden, das im Juli 1850 die Geschäfte übernahm, wurde H. zum Mitgliede der Ablösungscommission ernannt, welche die Durchführung der 1848 gesetzlich ausgesprochenen Entlastung des Grundes und Bodens von Grundabgaben jeder Art zur Aufgabe hatte. Das Ansinnen des Ministeriums, sich jeder polit. Thätigkeit zu enthalten, lehnte er, soweit es sich um eine etwaige Wahl in den Landtag handeln sollte, ab und übernahm demgemäß im Dec. 1852 eine übrigens vergeblich gebliebene Candidatur für den (durch den Tod seines Freundes Schoder) erledigten Bezirk Besigheim. Infolge dessen wurde er nach Ellwangen versetzt, worauf er aus dem Staatsdienste trat und sich als Advocat in Stuttgart niederließ. Nach der Auflösung des Landtags 1855 abermals als Candidat für Besigheim aufgestellt, ward er mit großer Mehrheit gewählt und vertrat diesen Bezirk seitdem 12 Jahre lang. Bald nach Eröffnung des Landtags ließ H. es sich angelegen sein, zu gemeinsamem Kampfe gegen die Reaction eine Vereinigung aller freisinnigen Kammermitglieder ins Leben zu rufen, welche denn auch unter dem Namen Fortschrittspartei zu Stande kam. H., der sich in den Commissionsarbeiten durch Fleiß, als Berichterstatter durch Klarheit auszeichnete, nahm hervorragenden Antheil an der Opposition gegen die klerikale Politik des Ministeriums und gegen dessen Vereinbarungen mit dem Adel, sowie an den deutschen Einheitsbestrebungen, wie er sich denn auch an der Gründung des Deutschen Abgeordnetentags (in Weimar, 1862) betheiligte, in dessen Ausschuß er gewählt wurde. Die durch die schleswig-holstein. Bewegung herbeigeführte Verschärfung des Gegensatzes zwischen Oesterreich und Preußen führte auch innerhalb der Fortschrittspartei Würtembergs einen Bruch herbei: H. und die übrigen Anhänger der nationalen Richtung traten 1864 aus dem Landescomité aus, in welchem nur die Demokraten das Wort führten. Die nationale Partei, welcher H. angehörte, stimmte 1866 gegen die Verwilligung der Mittel, welche die Regierung zur Theilnahme am Kriege gegen Preußen forderte, constituirte sich nach dem Kriege als Deutsche Partei und wählte ein besonderes Landescomité, in welchem H. der Vorsitz übertragen wurde. Dieser leitete die Agitation mit gewohntem Geschick und unterstützte in der Kammer das Ministerium in der Durchbringung des Allianzvertrags (mit Preußen), des Zollvereinsvertrags und der neuen Militärorganisation. Am Vorabend des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 leitete er in einer von ihm präsidirten Massenversammlung in Stuttgart die Agitation für die Betheiligung am Kampfe gegen Frankreich ein und regte im Sept. und Oct. 1870 den Zusammentritt von Landesversammlungen an, welche die Regierung zum Eintritt in den Norddeutschen Bund drängen sollten. Der Landtag wurde aufgelöst; die Neuwahlen ergaben ein der Deutschen Partei und der nationalen Sache entschieden günstiges Resultat und führten zur Genehmigung der mit dem Nordbunde abgeschlossenen Verträge. H., seit 1868 vom Bezirk Göppingen in den Landtag gewählt, war in dieser Frage als Berichterstatter thätig. In den ersten Deutschen Reichstag ebenfalls als Vertreter Göppingens gewählt, schloß er sich den Nationalliberalen an. Im J. 1874 trat er nicht als Candidat für den Reichstag auf, nahm aber, als der Wahlbezirk Stuttgart bei der Ergänzungswahl vom

Digitized by Google

23. Sept. 1875 ihn zum Reichstagsabgeordneten wählte, die Wahl an und wurde von dem nämlichen Wahlbezirk 10. Jan. 1877 wiedergewählt. Im Landtage wurde er 31. Oct. 1872 zum Vicepräsidenten und 18. März 1875 (nach dem Tode des Präsidenten von Weber) zum Präsidenten gewählt. Bei den Neuwahlen zum Landtage 13. Dec. 1876 vom Bezirk Göppingen abermals gewählt, wurde er auch von dem neugewählten Landtage auf den Präsidentenstuhl berufen.

Hölderlin (Joh. Christian Friedr.), deutscher Dichter, wurde 20. März 1770 zu Lauffen im Würtembergischen geboren. Nachdem er in Tübingen seine theol. Berufsstudien, deren Wahl nicht mit seiner Neigung übereinzustimmen schien, vollendet hatte, lebte er als Hauslehrer bei Frau von Kalb, der frühern Geliebten Schiller's, der er von diesem empfohlen war, auf ihrem Gute Waltershausen bei Meiningen, dann in Jena und Weimar, wo er mit Schiller, Goethe und Herder in Verkehr, mit ersterm aber in engere Verbindung trat. Schiller's Versuche, ihn bleibend für Jena zu gewinnen, scheiterten. H. übernahm dagegen, schon krankhaft verstimmt, in Frankfurt a. M. 1796 eine Stelle als Hauslehrer, faßte aber eine höchst unglückliche Neigung zu der von ihm als Diotima vielfach gefeierten Mutter seiner Zöglinge, die, von gleicher Gefühlsschwärmerei hingerissen, seine Neigung begünstigte. Dieses Verhältniß mußte den krankhaften Widerspruch, in welchem sich H. zur Außenwelt befand, bis zum Aeußersten steigern und nährte in ihm jene gereizten Stimmungen, aus denen sich der noch in Frankfurt vollendete Roman «Hyperion» entwickelte. Nach der Trennung von Diotima im Herbst 1798 begab sich H. nach Homburg zu seinem Freunde Sinclair, dann nach der Schweiz und von da nach Bordeaux, wo er abermals eine Hauslehrerstelle annahm. Hier scheint er eine Art Selbstvernichtungsproceß begonnen zu haben. In Bettlertracht, ein unverkennbares Bild geistiger und körperlicher Zerrüttung, erschien H. plötzlich 1802, nachdem im Juni desselben Jahres seine Diotima gestorben war, in Deutschland, hatte jedoch, neben Anfällen von Wuth und Raserei, auch seine lichten Momente, in denen er eine Uebersetzung des Sophokles unternahm, wovon zwei Stücke: die «Antigone» und «König Oedipus» (1804), erschienen sind. An die von geistiger Abspannung zeugende, zum Theil seltsame Uebersetzung schließen sich Anhänge, in denen sich aus Tiefsinn und grauenhaftem Wahnsinn ein Chaos gestaltet hat, wie es in der Art noch nie in Wort und Schrift zur Oeffentlichkeit gefördert worden. Nach einem vergeblichen Versuch, ihn als Bibliothekar in Hamburg anzustellen, wurde er in eine Irrenheilanstalt aufgenommen, aber nach zwei Jahren als unheilbar wieder entlassen. Er lebte nun in Tübingen in dem Hause eines Tischlers, durch den höchsten Grad der Nervenzerrüttung zu einer zusammenhängenden Auffassung und Betrachtung der Dinge und Erscheinungen vollkommen unfähig, obschon fortdauernd beschäftigt, in der Form meist sehr regelrechte, dem Inhalte nach sinnlose Oden niederzuschreiben. Er starb zu Tübingen 7. Juni 1843. Das Vollendetste, was H. geschaffen, sind seine «Lyrischen Gedichte» (herausg. von G. Schwab und Uhland, Stuttg. 1826; neue Ausg., Stuttg. 1843), die durch seltene Glut der Phantasie, durch anmuthigen Zauber der Sprache, durch Tiefe und Fülle der Gedanken und geniale Anschauung ihren Werth für immer behaupten werden. Großartig der Anlage nach, voll tiefer Gedanken und erhabener Kraft, die sich jedoch bis zum Krankhaften und Gewaltsamen steigert, aber ohne künstlerische Umgrenzung und in innerlichen chaotischen Seelenzuständen wühlend, erscheint sein Roman «Hyperion, oder der Eremit in Griechenland» (2 Bde., Stuttg. 1797—99; 2. Aufl. 1822), worin sich namentlich ein wahnsinnähnlicher Haß gegen alles deutsche Wesen ausspricht. Chr. Schwab gab H.'s «Sämmtliche Werke» nebst Briefen und Lebensbeschreibung (2 Bde., Stuttg. 1846) sowie dessen «Ausgewählte Werke» (Stuttg. 1874) heraus. Vgl. Jung, «H. und seine Werke» (Stuttg. 1848).

Holland wird im weitern Sinne oft die frühere Republik der sieben vereinigten Provinzen und das gegenwärtige Königreich der Niederlande genannt, im engern Sinne aber versteht man darunter die zwei nordwestlichsten Provinzen (Nordholland und Südholland) dieses Königreichs, welche im W. und N. an die Nordsee, im O. an die Zuydersee und die Provinzen Utrecht und Gelderland, im S. an die Provinz Nordbrabant und Seeland grenzen und fast ganz dem Umfange der alten Grafschaft H. entsprechen. Dieselben zählen zusammen auf einem Areal von 5721 QKilom. (1876) 1,477,507 E. und bilden den bevölkertsten, reichsten und blühendsten Bestandtheil des Königreichs. Zum Theil tiefer als der Meeresspiegel gelegen, ist das Land völlig flach und nur durch die Dünen sowie durch kostbare Deiche gegen Ueberschwemmung des Meers geschützt, mit zahlreichen, zum Theil trockengelegten Seen (wie das Harlemer Meer), mit Moor- und Torfgründen, ausgedehnten Wiesen und Viehweiden, mit Ackerfeldern und Gärten bedeckt, von unzähligen Entwässerungs- und Schifffahrtskanälen, z. B. dem großen holländ. Kanal zwischen Amsterdam und Helder, von kleinen Flüssen und mehrern Mündungs-

Digitized by Google

armen des Rhein und der Maas durchzogen. Das Klima ist feucht, veränderlich und kühl, doch für die Einwohner nicht ungesund. Der aufs sorgfältigste bestellte Boden trägt Getreide, besonders Weizen, Gerste und Hafer. Auch baut man Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf und Krapp, gewinnt Gemüse und andere Gartengewächse in Ueberfluß. Gartensämereien, besonders Hyacinthen und Tulpenzwiebeln, bilden Ausfuhrartikel. Von größerer Bedeutung aber ist infolge des vortrefflichen Wiesenwachses die Viehzucht, verbunden mit großartiger Butter- und Käsebereitung. Auch die Geflügelzucht ist nicht unerheblich. Hauptzweige der Industrie sind: Leinwandfabrikation, verbunden mit ausgezeichneten Bleichen, berühmte Tau- und Segeltuchverfertigung, Baumwoll-, Kammgarn- und Flachsspinnerei, Wollweberei, Seidenbandfabrikation, Zucker- und Syrup-, Oel-, Papier- und Tabacksfabrikation, Genever- oder Kornbranntweinbrennerei (besonders in und um Schiedam), Wachs-, Kautschuk-, Thonwaaren-, Farbe-, Bleiweiß-, chem. Productenfabrikation, auch Salzsiederei und Ziegelbrennerei, Diamantenschleiferei, Eisengießerei und Maschinenbau, besonders aber auch Schiffbau. Dazu kommt bedeutende Fischerei, das Trocknen und Räuchern von Fischen, ausgedehnte Rhederei und der lebhafteste und einträglichste Handel. H. besitzt die größten und reichsten Städte, die besuchtesten Häfen, die bedeutendsten Anstalten, Sammlungen und Gesellschaften zur Förderung und Belebung der geistigen Cultur, der Wissenschaften und Künste. Nordholland, in frühern Zeiten auch Westfriesland genannt, hat mit den zugehörigen Inseln Terschelling, Vlieland und Texel in der Nordsee, Marken, Wieringen in der Zuyderſee und einigen kleinern ein Areal von 2730 QKilom. mit (1876) 629,345 E. und zerfällt in die nach ihren Hauptstädten benannten Bezirke Amsterdam, Harlem, Hoorn und Alkmaar. Südholland hat mit den zwischen den Maasmündungen gelegenen Inseln Yſſelmonde, Voorne, Beijerland und Overflakke einen Flächenraum von 2991 QKilom. mit 748,162 E. und zerfällt in die Bezirke von Haag, Leiden, Rotterdam, Dortrecht, Gorkum und Brielle. H. war in den ältesten Zeiten im Süden von Batavern, im Norden von Friesen bevölkert. Jene wurden schon im 5., diese erst im 8. Jahrh. von den Franken unterworfen, wobei jedoch die Friesen stets eine gewisse Unabhängigkeit bewahrten. Das Land, anfangs zu Lothringen gehörig, wurde durch Grafen regiert, unter denen die von Vlaardingen großes Ansehen gewannen, ihre Herrschaft immer weiter ausdehnten, besonders über das fries. Nordholland, bis sie zuletzt zu erblichen Herrschern von ganz H. und reichsunmittelbar wurden. Dirk I., gest. 903, soll zuerst die Grafschaft H. von Karl dem Einfältigen als erbliches Lehn erhalten haben; doch kommt erst unter dem Grafen Dirk V. der Name der Grafschaft H. urkundlich vor. Diese Grafen erwarben im Laufe der Zeit Seeland und Theile von Westfriesland und starben 1299 aus. Das Land fiel nun durch Erbschaft an Johann II. von Avesnes und Grafen von Hennegau. In der Mitte des 14. Jahrh. entstanden große innere Unruhen, veranlaßt durch den Streit zwischen Margaretha, der Gemahlin Kaiser Ludwig's des Baiern, welcher nach ihres Bruders, des Grafen Wilhelm IV., Tode das Land durch Erbschaft zugefallen war, und ihrem Sohne Wilhelm V. Es bildeten sich zwei Parteien, die Hocks und die Kabeljaus, deren Streitigkeiten nicht eher aufhörten, als bis das Land, nach vielen Kämpfen um dessen Besitz, nach dem Sturze der letzten Erbin und Besitzerin desselben aus bair. Stamme, der Gräfin Jacobäa, 1430 an Philipp den Gütigen von Burgund fiel. Von nun an theilte es die Schicksale der burgund. Lande. (S. Burgund und Niederlande.)

Holland (Henry Rich Vassall, Lord), engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 23. Nov. 1773, war der einzige Sohn von Stephen Fox, zweitem Lord H., und der Neffe des berühmten Charles James Fox (s. d.). Da er zeitig die Aeltern verloren, so übernahm seine Erziehung General Fitzpatrick, der Bruder seiner Mutter. Nach beendeten Studien zu Eton und Oxford bereiste er das Festland und machte in Italien die Bekanntschaft mit Elisabeth Vassall, der Gemahlin Sir Godfrey Webster's, die er nach einem skandalvollen Ehescheidungsprocesse auch heirathete, worauf er seinen Familiennamen Fox mit dem ihrigen vertauschte. Nachdem er 1797 seinen Sitz im Oberhause eingenommen, zeigte er sich als entschiedenen Vertheidiger und Stimmführer einer freisinnigen Politik. Gleich seinem Oheim Fox widersetzte er sich besonders dem von der Aristokratie betriebenen Kampfe gegen die Französische Revolution. Mit vielen andern liberalen Männern hielt er schon damals die Abstellung der großen Misbräuche nur durch eine Parlamentsreform für möglich. Als endlich 1802 der Friede zu Amiens geschlossen war, reiste H. nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo er während eines dreijährigen Aufenthalts die span. Literatur und Geschichte studirte. Die Früchte seiner Muße waren die trefflichen Biographien von Guillen de Castro und Lope de Vega (Lond. 1805; 2. Aufl., 2 Bde., 1817) und die Uebersetzung dreier span. Komödien (Lond. 1807). Nach seiner Rückkehr schloß

Digitized by Google

sich H. dem sog. Ministerium der Talente an. Als sich aber nach Fox' Tode (1806) die Unterhandlungen mit Frankreich zerschlugen und der König die Emancipation der Katholiken verweigerte, schied er mit seinen Collegen aus und führte nun 24 Jahre hindurch unermüdlich den Kampf gegen die toryistische Politik. An den Verhandlungen des Congresses zu Wien 1814 nahm er als Privatmann einen so lebhaften Antheil, daß ihm die Weisung zutheil wurde, sich aus Wien zu entfernen. Ohne Erfolg erhob er sich im Parlament gegen die harte Behandlung des Kaisers Napoleon auf St.-Helena. Mit dem Reformministerium Grey trat 1830 auch H. wieder in die Verwaltung ein. Seiner gestörten Gesundheit wegen konnte er jedoch kein Portefeuille übernehmen, sondern man ernannte ihn zum Kanzler des Herzogthums Lancaster, durch welche Sinecure er das Recht eines stimmfähigen Mitglieds im Cabinetsrath erhielt. In dieser Eigenschaft nahm er auch 1835 an dem Ministerium Melbourne theil. Der Kunst und Wissenschaft ebenso zugeneigt wie der Politik, war sein Haus ein Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten. H. starb 22. Oct. 1840 zu London. Er schrieb eine Biographie seines Oheims Fox, die er mit dessen Werke «History of the early part of the reign of king James II.» (Lond. 1808) veröffentlichte; auch ist er der Herausgeber der «Memoirs of Lord Waldegrave» (2 Bde., Lond. 1822). Ueber seine parlamentarische Thätigkeit vgl. Moylon's «Opinions of Lord H., as recorded in the journals of the house of Lords from 1797 to 1840» (Lond. 1841). — Sein Sohn, Henry Edward Fox, Lord H., geb. 7. März 1802, gest. 18. Dec. 1859, gab 1850 die sehr pikanten Reiseerinnerungen («Foreign reminiscences») seines Vaters und 1854 dessen «Memoirs of the Whig party» (Lond. 1854) heraus. Er starb kinderlos und der Titel erlosch mit ihm. Nach H.'s Tode erschienen seine «Fragmentary papers on science and other subjects» (Lond. 1875).

Holland (Wilh. Ludw.), ausgezeichneter Kenner der ältern deutschen und roman. Literatur, geb. zu Stuttgart 11. Aug. 1822, studirte zuerst in Tübingen, wo er von A. von Keller in das Altdeutsche und Romanische eingeführt wurde, nachher in Berlin, wo er die Vorlesungen der Brüder Grimm und Lachmann's sowie diejenigen von Hagen, Bopp, Böckh und andern bedeutenden Männern jener Zeit besuchte. Nach beendigten Universitätsstudien brachte H. ein Jahr in Paris zu, um altfranz. und span. Handschriften der Großen Bibliothek daselbst auszubeuten. Seine den verschiedenen Fächern der german. und roman. Philologie gewidmete Lehrthätigkeit begann H. 1847 zu Tübingen, wo er eine Professur für diese Fächer bekleidet. Von seinen schriftstellerischen Leistungen sind hervorzuheben: «Crestien von Troies. Eine literaturgeschichtliche Untersuchung» (Tüb. 1854), die Ausgaben der «Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig» (Stuttg. 1855), des «Buch der Beispiele der alten Weisen» (Stuttg. 1860), des «Li romans dou chevalier au lyon von Crestien von Troies» (Hannov. 1862), der «Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans» (Bd. 1—4, Stuttg. 1867—77). Im Auftrage der Witwe Uhland's hat H. dessen poetische Werke, nachdem er erst den Text derselben kritisch hergestellt, wiederholt (Stuttg. 1863—76) herausgegeben. Gemeinschaftlich mit Keller und Pfeiffer veröffentlichte H. «Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 1—8, Stuttg. 1865—73).

Hollandgänger nennt man die Arbeiter, welche aus manchen Gegenden des nordwestl. Deutschland (Oldenburg, Osnabrück, Westfalen) seit langer Zeit jeden Frühling nach Holland ziehen, wo sie als Mäher, Torfstecher und Ziegelbereiter den Sommer hindurch reichlichen Erwerb finden. In vielen Gegenden haben diese Wanderungen jetzt aufgehört, in andern bestehen sie noch und erstrecken sich auch auf andere Länder, wie Schleswig-Holstein, Mecklenburg u. s. w.

Holländische Sprache und Literatur, s. Niederländische Sprache und Literatur.

Hollar (Wenzel), einer der geistreichsten Kupferstecher, geb. 13. Juli 1607 zu Prag, war ursprünglich zum Rechtsgelehrten bestimmt, ging aber später, seiner Neigung zur Kunst folgend, 1620 nach Frankfurt zu Matthes Merian, unter dessen Leitung er sich zum Kupferstecher ausbildete. Bereits 1625 gab er seine beiden ersten Blätter: eine Jungfrau mit dem Kinde und ein Ecce homo, heraus. Dann durchreiste er Deutschland und stach Ansichten der vorzüglichsten Städte, wie Straßburg, Frankfurt, Köln, Mainz u. s. w., die allgemein bewundert wurden. In Köln traf er 1636 mit dem Grafen Arundel zusammen, der, vom brit. Hofe als Gesandter an den kaiserl. Hof geschickt, ihn als Kunstfreund in seine Dienste nahm. In London stach er nun zunächst einige Platten nach Gemälden der Arundel'schen Galerie, 1638 bei Gelegenheit des Besuchs der Maria von Medici in England verschiedene Bildnisse der königl. Familie und das des Grafen Arundel zu Pferde, 1639 die bewunderten 28 Blätter des «Ornatus muliebris Anglicanus», denen er 1642—44 die übrigen weiblichen Trachten bei den verschiedenen europ.

Digitized by Google

Völkern folgen ließ. Seine Arbeiten unterbrach der Ausbruch des Bürgerkriegs. Im J. 1640 wurde er Zeichenlehrer des Prinzen von Wales. Als Royalist 1645 gefangen gesetzt, folgte er nach seiner Befreiung dem Grafen Arundel, der sich mit seiner Sammlung nach Antwerpen gerettet hatte. Hier blieb er mehrere Jahre und stach anfangs wieder einiges aus des Grafen Galerie; als aber dieser seiner Gesundheit wegen nach Italien ging, mußte er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, zu bestellten Arbeiten für Kunsthändler seine Zuflucht nehmen. Im J. 1652 ging er zwar nach England zurück, doch gelang es ihm auch hier nicht, in eine bessere Lage zu kommen, obschon die Restauration Karl's II. wieder mehrere seiner Freunde in die Höhe brachte. Als vollends die Pest und die Feuersbrunst, welche London verwüsteten, aller Kunstübung ein Ende machten, gerieth er trotz seines unermüdlichen Fleißes ins größte Elend. Zwar wurde er mit dem Titel eines königl. Zeichners nach Afrika gesendet, um die Stadt Tanger mit ihrem Fort und der Umgegend aufzunehmen, aber der Lohn, den er dafür erhielt, bestand nur in 100 Pfd. St. Seit 1673 bereiste er den Norden Englands, wo er verschiedene Städte zeichnete. Seine letzten Jahre brachte er in dem traurigsten Zustande und in tiefster Armuth zu. Er starb 28. Mai 1677. Seine Kupferstiche, theils nach ältern und gleichzeitigen Meistern, wie Holbein und van Dyck, theils nach eigenen Zeichnungen, zeugen von Geist, Feinheit und einer mit wenigen Mitteln erreichten Naturwahrheit. Vgl. Parthey, «Wenzel H., beschreibendes Verzeichniß seiner Kupferstiche» (Berl. 1853; «Nachträge und Verbesserungen», 1858).

Hölle, abzuleiten von Hel (s. d.), der Herrscherin des Schattenreichs, bezeichnet diejenige Abtheilung der Unterwelt, in welche nach der Meinung des Alterthums die Seelen der bösen Menschen zur Bestrafung kommen sollten, und deren Beschaffenheit daher die Phantasie bei verschiedenen Völkern verschieden ausmalte. Bei den Griechen und Römern hieß diese Abtheilung der Unterwelt der Tartarus (s. d.). Die Juden nahmen ebenso wie die Griechen und Römer an, daß die Seelen aller Menschen nach dem Tode des Körpers in einen finstern Ort der Unterwelt, Scheol oder Hades genannt, herabsteigen und dort ein unthätiges, freudenloses, empfindungsloses Leben führen müßten. Seit dem Babylonischen Exil erweiterte man diese Vorstellung von dem Scheol jedoch dahin, daß man diesen in das Paradies (s. d.), den Aufenthaltsort für die Seelen der guten Menschen, und in die H. (Gehenna, eigentlich Ge-Hinnom, nach dem Thale Hinnom bei Jerusalem genannt, wo die unreinen Thiere und die Gebeine der Missethäter hingeworfen und verbrannt wurden), den Strafort für die Bösen, theilte. Als Strafe der Bösen galt besonders das Feuer, daher hielt man die H. für einen feurigen Pfuhl, für einen See voll Schwefel und Feuer, und betrachtete die Vulkane als die Eingänge zu ihr. Das Christenthum fand diese Vorstellungen vor, gestaltete sie jedoch infolge seiner Auferstehungslehre um. Während noch Paulus nur die Auferstehung der Gläubigen zu messianischer Herrlichkeit erwartet, die Ungläubigen aber im Scheol dem ewigen Tode anheimgefallen denkt, lehrte man bald eine Auferstehung der Guten und Bösen zum Weltgerichte, worauf die Frommen in das vom Himmel auf die Erde herabgekommene Messiasreich eingehen würden, die Gottlosen aber in den Feuerpfuhl geworfen werden sollten. Später wurde dann als Aufenthaltsort der Seligen der Himmel betrachtet, mit dem man nunmehr das Paradies identificirte, während die H. als Strafort für die Bösen in der Unterwelt blieb. Doch lehrte die alte Kirche, daß nicht blos die Bösen, sondern auch die Heiden in die H. kämen, weil es, wie Tertullian sagte, ebenso strafwürdig sei, Gott zu beleidigen, als ihn nicht zu kennen. Die Vorstellung über den Ort, an welchem die H. in der Unterwelt sei, ließ man meist unbestimmt. Die Beschaffenheit der H. selbst wurde nach den im Neuen Testamente gegebenen Bildern ausgemalt; dies geschah hauptsächlich seit Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrh. Basilius d. Gr., dem im wesentlichen Chrysostomus, Augustin, Gregor d. Gr. und andere beistimmten, meinte, daß die Menschen von Feuer hauchenden Engeln, von brennendem, aber nicht leuchtendem Feuer, von giftigen und fressenden Thieren und andern Martern in der H. ewig gequält werden würden. Indeß finden wir bei Irenäus und Tertullian auch geläutertere Ansichten. Obschon man aber bei der sinnlichen Darstellung über die Höllenstrafe stehen blieb, meinte man doch, daß die Strafen bei den verschiedenen Menschen nicht gleich seien; man theilte sie vielmehr in verschiedene Grade. Die härteste Strafe sollte die Nichtchristen, eine gelindere die gottlosen Christen, die gelindeste die vor der Taufe verstorbenen Christenkinder treffen. Auch über die Dauer der Höllenstrafe war man nicht einerlei Meinung. Indeß behielt seit dem 5. Jahrh. die Meinung von der Ewigkeit der Höllenstrafen die Oberhand in der Kirche. Daneben bildete sich aber noch weiter die Lehre vom Fegfeuer (s. d.). So kennt auch Dante's «Göttliche Komödie» drei verschiedene Aufenthaltsorte der Verstorbenen: das Paradies, das Fegfeuer und die H. Die griech. Kirche

Digitized by Google

verwarf die Meinung vom Fegfeuer, doch reden einige ihrer Bekenntnißschriften auch von einem Orte der Züchtigung für manche Seelen, bis diese einst zur Seligkeit gelangen könnten.

Die Ewigkeit der Höllenstrafen wurde auch von dem ältern Protestantismus als Kirchenlehre festgehalten. Erst im 18. Jahrh. begann man dieselbe zu bezweifeln, als im Widerspruche mit dem Besserungszwecke der Strafen und unvereinbar mit Gottes Weisheit, Güte und Gerechtigkeit. Die sinnlich-äußerliche Form der Vorstellung wurde allmählich auch von Supernaturalisten sehr gemildert und an die Stelle eines materiellen Höllenfeuers eine innere Unseligkeit von unendlicher Dauer gesetzt. Lessing gab als gesunden Kern der Lehre den Gedanken zu erwägen, daß der Unterschied des Guten und Bösen auf Erden auch im Jenseits einen Unterschied von höhern und niedern Graden der Vollkommenheit und Seligkeit begründen müsse, welche auch in einer endlosen Entwickelung niemals völlig ausgeglichen werden könnten. Dagegen verschaffte sich in den durch Schleiermacher beeinflußten Kreisen die Ansicht Geltung, daß die Universalität des Erlösungswerkes Christi das Erlöstwerden aller fordere, daher solange auch nur ein Theil der Menschheit noch unerlöst sei, das Erlösungswerk noch nicht völlig erreicht sei. Bei der Voraussetzung unwiderstehlicher Wirksamkeit der göttlichen Gnade erschien diese Annahme als die einzig consequente, wogegen im Interesse der menschlichen Freiheit vielfach von Vermittelungstheologen wenigstens die hypothetische Möglichkeit festgehalten ward, daß manche sich beharrlich gegen die Gnade verstocken könnten. Theisten wie Weise versuchten die ewige Verdammniß durch die Theorie definitiver Vernichtung der beharrlich Gottlosen zu ersetzen. Bedeutung hat die ganze Frage natürlich nur unter Voraussetzung des Glaubens an persönliche Fortdauer, doch muß jeder Versuch, die philos. Annahme, daß alles Böse fortschreitend ausgeschieden und geschichtlich verurtheilt oder verdammt wird, in sinnlich-zeitlicher Fassung vorzustellen, zu Widersprüchen führen, sobald man die Verwirklichung dieser Idee an allen einzelnen Personen ins Jenseits verlegt. Die grobsinnliche Vorstellung eines materiellen Ortes der Qual und physischer Strafen ist von der neuern Theologie ziemlich allgemein aufgegeben und nur von der modernen Orthodoxie, eben zugleich mit der altkirchlichen Lehre von der absoluten Ewigkeit der Höllenstrafen, wiederhergestellt worden.

Höllenfahrt Jesu. Auf Grund der Stelle 1 Petr. 3, 19 fg. bildete sich in der christl. Kirche frühzeitig die Ansicht, daß die Seele Jesu in der Zwischenzeit zwischen der Kreuzigung und der Auferstehung in die Unterwelt hinabgestiegen und dort den gefesselten Geistern gepredigt habe. Nach Ephes. 4, 9 lehrte zuerst Marcion, daß der Erlöser, um den Sieg über Tod und Teufel zu vollenden, die Gefangenen des Teufels im Triumphe habe fortführen müssen, und ganz dieselbe Anschauung ward durch Origenes auch in der kath. Kirche heimisch. Daneben erhielt sich die einfachere Ansicht, daß das Hinabsteigen Jesu in die Unterwelt zur Vollendung seines Erlösungswerks erforderlich gewesen, damit er in allen Stücken den zu Erlösenden gleich werde. Die Lehre fand allmählich auch ins apostolische Glaubensbekenntniß Aufnahme, doch war der Zusatz descendit ad inferna noch im 5. Jahrh. nur in einigen Gegenden recipirt und erlangte erst ziemlich spät allgemeine Anerkennung. In der Reformationszeit wurde die Lehre von der Höllenfahrt Christi von neuem in den Streit gezogen. Die Reformirten rechneten die Höllenfahrt noch zum Stande der Erniedrigung, da Christus nach seiner menschlichen Natur auch die Höllenstrafen habe stellvertretend erdulden müssen, um für die Sünden der Menschen vollkommen genug zu thun, verstanden aber die Höllenfahrt im bildlichen Sinne von der Erduldung der Höllenqualen am Kreuze. Dieselbe aber buchstäblich als wirkliche Höllenfahrt gefaßte, gelegentlich auch von Luther vorgetragene Ansicht (nur mit Beschränkung auf die Seele Jesu, während der Leib im Grabe verblieben) wurde in der luth. Kirche auch von dem hamburger Superintendenten Joh. Aepinus vertheidigt, gab aber zu heftigen Kämpfen Veranlassung und ward schließlich im 8. Artikel der Concordienformel ausdrücklich verworfen. Seitdem galt ebenfalls unter Berufung auf anderweite Aeußerungen Luther's als orthodox-lutherisch die Lehre, daß die ganze Person Christi nach beiden Naturen in die Hölle gestiegen, um dem Teufel und seinen Genossen Christi Sieg zu verkündigen, daher die Höllenfahrt von den Lutheranern nicht zum Stande der Erniedrigung, sondern als erster Act im Stande der Erhöhung gezählt wurde. Der neuere Supernaturalismus hat zwischen beiden Auffassungen wieder ohne rechte Entscheidung hin- und hergeschwankt, während der Rationalismus die biblischen Beweisstellen exegetisch zu entkräften suchte. Die moderne Orthodoxie hat natürlich auch dieses Dogma als wichtige «Heilsthatsache» rehabilitirt, die Vermittelungstheologie blieb bei der supernaturalistischen Halbgläubigkeit stehen, während die freie Theologie der Gegenwart in der Höllenfahrt nur eine mythische Einkleidung des Gedankens sieht, daß die Erlösungsreligion auch den Mächten

Digitized by Google

des Todes und der Finsterniß ihre Schrecknisse genommen und die siegreiche Ueberwindung aller feindseligen Gewalten durch das Evangelium von der Gnade Gottes verbürge.

Höllenmaschine heißt in der Kriegskunst ein mit Pulver, Bomben und andern Schuß- und Brandgeräthen ausgerüstetes Fahrzeug, das man gegen Brücken, Häfen, Dämme u. dgl. treiben läßt, wo es gewöhnlich durch Anstoß von selbst explodirt und Verheerungen anrichtet. Der Italiener Gianibelli (s. d.) bediente sich in der Belagerung von Antwerpen gegen den Herzog von Parma zuerst solcher Höllen- oder Sprengmaschinen. Seit dem Attentat auf das Leben des Consuls Bonaparte, 24. Dec. 1800, hat jedoch das Wort eine ganz besondere Anwendung gefunden. Seit diesem Attentat nennt man gewöhnlich jedes in ähnlicher Weise zusammengesetzte und auf die Wirkung einer gewaltigen Explosion berechnete Mordwerkzeug eine H. Einer solchen bediente sich auch 1835 Fieschi beim Attentat auf das Leben Ludwig Philipp's. Am 11. Dec. 1875 erfolgte zu Bremerhaven eine entsetzliche Explosion infolge zu frühen Wirkens einer Art H., welche ein Nordamerikaner Thomas construirt hatte, um ein Dampfschiff, welches von ihm in betrügerischer Weise hochversicherte Waaren führte, auf offener See zu vernichten. Die Ladung der H. war Dynamit, welches mittels eines Uhrwerks nach einer gewissen, zum Erreichen der hohen See genügenden Zeit zur Explosion gebracht werden sollte. Infolge Frierens des Dynamits explodirte dieses beim Verladen durch Erschütterung und führte eine für viele unschuldige Opfer unheilvolle Katastrophe herbei, bei der auch der Verbrecher zum Tode verwundet wurde. Eine Art moderner kriegsmäßiger H. bilden die Torpedos (s. d.).

Höllenstein oder Silberätzstein (Lapis infernalis, Argentum nitricum fusum, Causticum lunare) wird aus krystallisirtem salpetersauren Silberoxyd oder Silbernitrat bereitet, indem man dasselbe schmilzt, sodaß es in Stangenform gegossen werden kann, in welcher man es dann, gegen Licht geschützt, in schwarzen Gläsern aufbewahrt. Eine härtere und daher minder zerbrechliche Art stellt man durch Schmelzen eines Gemenges von 1 Theil Silbernitrat und 2 Theilen Kaliumsalpeter dar. Letzteres Präparat führt in der Pharmacopoea Germanica den Namen Argentum nitricum cum Kali nitrico. Der H. ist von weißer oder grauer Farbe und wirkt durch Gerinnung der Eiweißkörper und Bildung von Silberalbuminat zerstörend auf organische Substanzen ein, weshalb er in der Chirurgie häufig als Aetzmittel gegen Fleischwucherungen, oder um die pathol. Absonderung von Geschwürsflächen zu verbessern, seine Anwendung findet. In Wasser aufgelöst, wird er auch innerlich gegen chronische Magen- und Darmkatarrhe, sowie gegen Epilepsie und andere schwere Nervenleiden gegeben, hat aber bei längerm Gebrauch oft die unangenehme Nebenwirkung, daß sich die Haut des Körpers, besonders an den Stellen, die dem Lichte ausgesetzt sind, dunkel färbt. (S. Argyriasis.) Man benutzt ihn auch zum Färben der Haare und zum Zeichnen der Wäsche. Zum Zeichnen der letztern benutzt man zwei verschiedene Flüssigkeiten. Die eine, mit welcher man die zu beschreibende Stelle befeuchtet, besteht aus Pyrogallussäure, Weingeist und destillirtem Wasser, die andere, womit man schreibt, aus H., etwas Gummi und destillirtem Wasser. H. färbt die Haut schwarzroth; um diese Färbung zu entfernen, wäscht man die gefärbten Stellen mit einer concentrirten Lösung von Jodkalium. In neuerer Zeit wird der H. in der Photographie in großer Menge zur Herstellung der Silberbäder gebraucht. Nach neuern Berechnungen beträgt der Silberverbrauch für die Darstellung des H. in der Photographie jährlich 27 Mill. Mark. Außerdem dient der H. zur Herstellung von Silberspiegeln und zu Zwecken der Decoration von Porzellan und andern Producten der Keramik.

Hollunder oder Lilak (Syringa L.) ist der Name einer zur Familie der Oelbaumgewächse (Oleaceen) und zur 2. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörigen Pflanzengattung, welche Sträucher und Bäumchen umfaßt, die sich durch vierspaltige Blumen mit zwei Staubgefäßen und eine zweifächerige, zweiklappige Kapsel auszeichnen. Alle Arten sind Holzgewächse (Sträucher und kleine Bäume) mit gegenständigen, ganzen und ganzrandigen Blättern und mit straußförmig gruppirten Blüten. Am häufigsten wird als beliebter Zierstrauch in Europa der gemeine H. (S. vulgaris), auch türkischer H. oder spanischer Flieder und Jelängerjelieber genannt, allgemein cultivirt. Er soll angeblich im nördl. Persien einheimisch sein und ist zuerst durch den Gesandten Ferdinand's I., Busbecq, dem man auch die Einführung der Tulpe in die europ. Gärten verdankt, nach Wien gekommen, von wo er bald allgemeine Verbreitung fand, sodaß er bei uns jetzt auch halbwild in Hecken vorkommt. Wahrscheinlich ist aber der Lilak im östl. Europa ursprünglich zu Hause, denn er tritt z. B. in den Wäldern des Banat massenhaft auf, ganze Abhänge bedeckend. Die in großen pyramidalen Rispen stehenden bläulich-lilafarbenen, purpurrothen oder weißen Blumen besitzen einen sehr angenehmen Wohl-

Digitized by Google

geruch. Die Blätter werden von den Spanischen Fliegen gesucht. Das bittere Extract der unreifen Kapseln hat man gegen Wechselfieber empfohlen. Das schöngeflammte Holz dient zum Einlegen, Drechseln und andern kleinen Arbeiten. Durch Destillation kann man aus demselben ein wohlriechendes Oel erhalten. Der chinesische H. (S. Chinensis), mit größern aber minder starkriechenden Blumen, und der persische H. (S. Persica), mit schmälern Blättern, werden bei uns gleichfalls in Gärten und engl. Anlagen gezogen. Mit dem Namen H. bezeichnet man in manchen Gegenden auch die ganz verschiedene Gattung Flieder (s. d.).

Holm heißt in den skandinav. Sprachen und im Englischen (Angelsächsischen) eine kleine Insel, ein Werder. Das Wort kommt häufig in zusammengesetzten Ortsnamen vor, z. B. Insel Bornholm, Stadt Stockholm, Stadt Dunholm (jetzt Durham) in England, Landschaft Stapelholm in Schleswig, Insel Dänholm bei Stralsund u. s. w. Davon heißt Holmgang ein Zweikampf, der auf einem H. ausgefochten wurde, wie es bei den Normannen üblich war.

Holmes (Oliver Wendell), amerik. Dichter und Schriftsteller, geb. 29. Aug. 1809 in Cambridge im Staate Massachusetts, studirte erst die Rechte, dann Medicin und ging 1832 nach Paris und andern Hauptstädten Europas, um seine Studien zu vollenden. Im J. 1836 zum Doctor der Medicin promovirt, wurde er 1838 zum Professor der Anatomie und Physiologie im Dartmouth-College und 1847 zu derselben Professur im Harvard-College ernannt. Schon früh und als Student erregte er große Aufmerksamkeit als Dichter; die erste Sammlung seiner «Poems» erschien 1836 in Boston. Im bostoner «Atlantic Monthly» begann er 1857 eine Reihe von Artikeln unter dem Titel: «The autocrat of the breakfast table», auf welche 1858 «The professor at the breakfast table» und 1872 «The poet at the breakfast table» folgte. Sie zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Pathos, Ernst und Humor aus und begründeten, vielfach in Buchform aufgelegt, H.' Ruf als Humorist auch in den weitesten Kreisen. Dasselbe gilt von seinen Gedichten, von welchen einige, wie «Old Ironsides» und «Last leaf», Volkslieder geworden sind. Von seinen poetischen Werken sind noch zu erwähnen: «Elsie Venner, a romance of destiny» (2 Bde., 1861), «Songs in many keys» (1864), «Soundings from the Atlantic» (1864), «The guardian angel» (1868). Ferner veröffentlichte er die philos. Schrift: «Mechanism in thougth and morals» (Bost. 1871).

Holofernes (Olophernes), assyr. Feldherr, s. Judith.

Holothurien, Seegurken, Seewalzen, sind eine Ordnung wurmähnlicher, doch sehr verschiedenartig gestalteter, am Vorderende um den Mund mit Fühlfäden versehener Stachelhäuter (Echinodermen), die sich häufig an allen Küsten finden und in der Gefangenschaft ihre Eingeweide durch den am hintern Ende gelegenen After hervorschleudern. Getrocknet bilden mehrere in den Meeren der Südsee vorkommende Arten derselben unter dem Namen Tripang oder Trepang einen bedeutenden Handelsartikel für Indien und China, wo sie, als Aphrodisiacum betrachtet, bei keinem Gastmahle fehlen dürfen.

Holstein, ehemaliges Herzogthum, bildet jetzt den südlichsten Theil der preuß. Provinz Schleswig-Holstein (s. d.), den die Eider und der Eiderkanal vom ehemaligen Herzogthum Schleswig trennt; nur der südöstlichste Kreis Lauenburg bildete bis 1864 ein eigenes Herzogthum. H. zählte 1864 auf 8430 QKilom. 553,210 E. Vgl. Schröder und Biernatzky, «Topographie der Herzogthümer H. und Lauenburg, des Fürstenthums Lübeck und des Gebietes der freien und Hansestädte Hamburg und Lübeck» (2. Aufl., 2 Bde., Oldenb. in H. 1855—56).

Geschichtliche Uebersicht bis zur Vereinigung H.s mit Schleswig. Erst um das J. 800 tritt H. in die Geschichte ein. Dasselbe war damals in vier Gaue eingetheilt: im Westen Dithmarschen (ursprünglich Dietmar's Gau), in der Mitte das eigentliche H. (der Gau der Holsten oder Holtsaten, d. h. Waldbewohner), im Süden Stormarn (d. h. die große Niederung), im Nordosten Wagrien, wozu die Insel Femern (s. d.) gehörte. Nachdem Kaiser Karl d. Gr. ganz Sachsen unterjocht, bezwang er auch die Nordelbinger. Wagrien überließ er der slaw. (wendischen) Völkerschaft der Abodriten, welche als Bundesgenossen gegen die Sachsen gedient hatten (804). Ihre Hauptstadt Oldenburg, wendisch: Stargard, war als wichtiger Stapelplatz des Ostseehandels weit berühmt. Dagegen wurden die andern drei Gaue Stormarn, H. und Dithmarschen der fränk. Herrschaft und dem Christenthum unterworfen. Karl d. Gr. erbaute 809 die Burg auf dem Esesfelde an der Stör (das spätere Itzehoe) und organisirte zwei Marken (Militärgrenzen), eine an der Eider gegen die Dänen, die andere an der Schwentine gegen die Wenden. Sein Sohn Ludwig der Fromme stiftete 834 das Erzbisthum Hamburg, das zuerst der Apostel des Nordens, Ansgar, erhielt; aber schon nach einem Jahrzehnt und definitiv seit 858 wurde dasselbe mit dem Bisthum Bremen vereinigt. Die christl.

Digitized by Google

Civilisation machte indeß in H. nur langsame Fortschritte; dazu kam, daß unter den schwachen Karolingern wiederholt die heidnischen Dänen und Wenden verheerend in das Land eindrangen. Unter Heinrich I. ward die verfallene dän. Mark zwischen Eider und Schlei wieder aufgerichtet (934); aber Kaiser Konrad II. überließ dieselbe 1026 an den dän. König Knud d. Gr., und seitdem bilden die Eider und die Levensau, in deren Bett jetzt der Schlewig-Holsteinische Kanal fließt, die Nordgrenze H.s. In Wagrien versuchten wiederholt einheimische Fürsten, das Christenthum einzuführen; doch die Wenden widerstrebten hartnäckig. Endlich verlieh Kaiser Lothar Wagrien als deutsches Lehn an den Herzog Knud Lawards von Schleswig und krönte denselben 1129 zum König oder Knäs der Abodriten. Schon 1131 kam Knud um, und darauf ward nochmals das Heidenthum in Wagrien wiederhergestellt.

Die drei andern holstein. Gaue bildeten in dieser Zeit fortdauernd einen Bestandtheil des Herzogthums Sachsen, und zwar gehörte Dithmarschen der Grafschaft Stade an, mit der es an das Erzbisthum Hamburg-Bremen kam, während die sächs. Herzoge H. und Stormarn durch eigene Vicegrafen verwalten ließen. Der Herzog, später Kaiser Lothar verlieh dieses Amt 1110 an Adolf I. von Schauenburg (gest. 1128), welcher der Stammvater eines blühenden und hochbegabten Fürstengeschlechts wurde. Unter Adolf II. (1128—64) ward Wagrien erobert und bekehrt und zum Theil mit fremden Colonisten aus Friesland, Holland und Westfalen besetzt. Die Stadt Lübeck (s. d.) wurde damals auf holstein. Gebiet begründet, aber bald von H. getrennt. Adolf III. (geb. 1164, gest. 1225) erlangte auch die Herrschaft über Dithmarschen, aber seine Regierung ward gestört durch innere Zwietracht und durch die damaligen Wirren im Deutschen Reiche. Dazu gab es Hader mit dem dän. König Knud VI. und dessen Bruder Waldemar II. Nach manchem Glückswechsel ward Adolf III. von den Dänen besiegt und 1202 gefangen und mußte seine Freiheit durch einen vollständigen Verzicht erkaufen, worauf er sich nach Schauenburg zurückzog. Nun gehörten alle vier holstein. Gaue über 20 Jahre zu dem großen Reiche des Königs der Dänen und Slawen, Waldemar's II. des Siegers. Erst als dieser durch den Grafen Heinrich von Schwerin gefangen worden, konnte Adolf IV. von Schauenburg (gest. 1261) das väterliche Erbland 1224 wieder in Besitz nehmen, behauptete dasselbe auch siegreich in der Entscheidungsschlacht bei Bornhöved 22. Juli 1227. Doch seine Herrschaft umfaßte nur die Gaue H., Stormarn und Wagrien; Dithmarschen (s. d.) dagegen kam wieder an das Erzbisthum Bremen. Auch die Haseldorfer Marsch an der Elbe blieb damals im Besitz des bremischen Hochstifts. Erst nach anderthalb Jahrhunderten wurde dies kleine Gebiet den holstein. Grafen überlassen (1375—79) und nicht wieder eingelöst. Die Insel Femern, 1248 von den Dänen erobert, wurde 1326 dän. Lehn des holstein. Grafenhauses.

Für H. begannen zur Zeit Adolf's IV. die Landestheilungen. Derselbe theilte zuerst das Land unter seine beiden Söhne, Johann zu Kiel (1239—63) und Gerhard zu Itzehoe (1239—90). Nach deren Tode entstanden sogar fünf Linien, von denen jedoch die Segeberger schon 1308, die Kieler 1321 und die Plöner 1390 ausstarben; länger blühten die Rendsburger (bis 1459) und die Schauenburger Linie (bis 1640). Letztere besaß außer der Stammgrafschaft an der Weser nur einen Theil von Stormarn, nämlich die sog. Herrschaft Pinneberg, welche die jetzigen Kreise Pinneberg und Altona umfaßte. Doch während dieser Zersplitterung des Gebietes blieb immer eine gewisse Gemeinschaft des ganzes Landes bewahrt; die Ritterschaft hielt eng zusammen, und allmählich entwickelte sich auch ein gemeinsamer holstein. Landtag, der während des Mittelalters regelmäßig zu Bornhöved abgehalten wurde. Endlich vereinigte die Rendsburger Linie, außer Pinneberg, das ganze übrige Land unter ihrer Herrschaft und erwarb dazu noch das Herzogthum Schleswig (s. d.). Das holstein. Grafenhaus ward zunächst durch eine Familienverbindung in die Verhältnisse des Nachbarlandes hineingezogen. Die Tochter Adolf's IV., Mechthild, heirathete 1237 den Herzog Abel von Schleswig, welcher später (1250—52) auch als König über Dänemark herrschte. Nach seinem Tode kam die dän. Krone an ein anderes Haus, und von dort her sahen Abel's Nachkommen sich im Besitz des Herzogthums Schleswig bedroht. In diesen Fehden leisteten die holstein. Grafen den verwandten schlesw. Herzogen wiederholt tapfern und glücklichen Beistand gegen die dän. Könige. Außerdem benutzten sie die Gelegenheit, um sowol in Schleswig wie in Dänemark ausgedehnte Besitzungen und Pfandherrschaften zu erwerben. So gerieth das dän. Reich in völlige Auflösung; am Ende gebot dort Graf Gerhard d. Gr. (1304—40), von der Rendsburger Linie, als unumschränkter Herr. Derselbe setzte seinen Schwestersohn, den unmündigen Herzog Waldemar von Schleswig, 1326 als König ein und regierte in dessen Namen als Vormund das Reich Dänemark. Zugleich erhielt er das Herzogthum Schleswig als erbliches Lehn. Nach Waldemar's Wiederabdankung

Digitized by Google

1330 gab Gerhard ihm allerdings Schleswig zurück; aber er behauptete die Herrſchaft in Jütland und Fünen. Dazu erlangte er für ſich und ſeine Nachkommen die Anwartſchaft auf Schleswig, für den Fall, daß Abel's Geſchlecht ausſterben würde. Endlich ward Gerhard, welchen die Dänen den «kahlköpfigen Grafen» nennen, von einem jütländ. Ritter, Niels Ebbeſen, zu Randers 1340 ermordet. Seine Söhne, Heinrich der Eiſerne (geſt. 1385) und Klaus (geſt. 1397), vermochten die großartige Stellung des Vaters nicht zu behaupten, und das dän. Reich ward durch Waldemar IV. Atterdag wiederhergeſtellt. Aber ein großer Theil von Schleswig blieb in den Händen der holſtein. Grafen, und als der letzte Nachkomme Abel's, Herzog Heinrich, 1375 ſtarb, nahmen ſie das ganze Herzogthum in Beſitz. Um dieſelbe Zeit war König Waldemar IV. geſtorben. Seine Tochter Margaretha, welche als Vormünderin ihres Sohnes Olaf die Regierung in Dänemark und Norwegen übernahm, hatte im eigenen Lande mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, ſodaß ſie, um ihre hochfliegenden ſkandinav. Plane ungeſtört verfolgen zu können, mit den ſüdl. Nachbarn Frieden ſchloß. Zu Nyborg auf Fünen, im Aug. 1386, kam der Vertrag zu Stande, kraft deſſen das Herzogthum Schleswig als ein erbliches dän. Fahnenlehn den holſtein. Grafen von der Rendsburger Linie zur geſammten Hand überlaſſen wurde, und der älteſte Sohn Heinrich's des Eiſernen, Gerhard VI., empfing die Belehnung als Herzog von Schleswig. So ward Schleswig-Holſtein (ſ. d.) zuerſt conſtituirt.

H., in Vereinigung mit Schleswig, ſtand 1386—1459 unter dem ſchauenb. und 1460—1863 unter dem oldenb. Fürſtenhauſe. In ſtaatsrechtlicher Hinſicht waren die Grafſchaften H. und Stormarn (nebſt Wagrien) ein Afterlehn des Herzogthums Sachſen; doch gerieth das Verhältniß in Verwirrung, ſeit das Herzogthum zwiſchen Sachſen-Wittenberg (Kurſachſen) und Sachſen-Lauenburg getheilt ward. Kaiſer Sigismund übertrug dann dem Biſchof von Lübeck das Recht, die holſtein. Grafen zu belehnen (1433). Kaiſer Friedrich III. endlich vereinigte die Grafſchaften H. und Stormarn (nebſt Wagrien) und das denſelben incorporirte Land Dithmarſchen zu einem Herzogthum H., 14. Febr. 1474, und dies neue Herzogthum galt als ein unmittelbares Reichsland (Fahnenlehn). Die Belehnung der Herzoge von H. geſchah anfangs noch mehrmals durch den Biſchof von Lübeck, aber ſeit 1548 bis zur Auflöſung des röm.-deutſchen Reichs 1806 von den Kaiſern. Vgl. Waitz, «Schleswig-H.s Geſchichte» (Bd. 1 u. 2, Gött. 1851—52); Handelmann, «Geſchichte von Schleswig-H.» (Kiel 1873).

Holſten (Karl Chriſtian Joh.), hervorragender prot. Theolog, geb. 31. März 1825 zu Güſtrow in Mecklenburg-Schwerin, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt und bezog Oſtern 1843 die Univerſität zu Leipzig, um Philologie und Theologie zu ſtudiren. Das Intereſſe für die Philoſophie Hegel's führte ihn Oſtern 1844 nach Berlin, von wo er Oſtern 1845 nach Roſtock ging. Nachdem H. 1849 ſein theol. Examen beſtanden hatte, zwang ihn der Widerſpruch gegen das hierarchiſche Kirchenregiment Kliefoth's, dem Lebensideal ſeiner Jugend, ein mecklenb. Landpfarrer zu werden, zu entſagen. Der Verſuch, ſich in Roſtock als Privatdocent der Theologie zu habilitiren, ſcheiterte an dem Widerſtande der theol. Facultät gegen ſeine Richtung; an eine andere deutſche Univerſität zu gehen, dazu fehlten die Mittel, und ſo ward H. Oſtern 1852 Lehrer am Gymnaſium zu Roſtock. Seine erſte Schrift ging aus einer Reihe kleiner theol. Arbeiten hervor, zuſammengefaßt in: «Zum Evangelium des Paulus und Petrus. Altes und Neues» (Roſt. 1868). Dieſe Arbeiten waren für das Verſtändniß der Pauliniſchen Lehre von ſo bahnbrechender Bedeutung, daß ſie nothwendig die Aufmerkſamkeit der Theologen erregen mußten. Infolge deſſen ward H. Oſtern 1870 als Lehrer der alten Sprachen am Gymnaſium und als außerord. Profeſſor der Theologie an der Univerſität nach Bern berufen und Juni 1871 als ord. Profeſſor für neuteſtamentliche Exegeſe und Zeitgeſchichte ganz an die Hochſchule gezogen. Hier wirkte H. als Lehrer an der Hochſchule, als Mitglied von Schulcommiſſionen für die Schule, als Genoſſe der Reformpartei für die Kirche und im Volk, bis er im Herbſt 1876 einem Rufe an die Univerſität zu Heidelberg folgte.

Holtei (Karl von), namhafter deutſcher Dichter, geb. 24. Jan. 1798 zu Breslau, trat 1815 als Freiwilliger in das preuß. Heer und begann nach dem Pariſer Frieden ſeine akademiſchen Studien auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Infolge ſeiner Neigung für das Theater gab er jedoch dieſelben bald wieder auf und debutirte als Mortimer auf der breslauer Bühne. Später entſagte er der ausübenden Kunſt, verheirathete ſich mit der beliebten Schauſpielerin Luiſe Rogée und wurde nun in Breslau als Theaterſecretär und Theaterdichter angeſtellt. Er ging darauf nach Berlin, wo ſeine Frau ein Engagement an dem königl. Hoftheater erhielt. Hier verfaßte er ſeine mit größtem Beifall aufgenommenen Liederſpiele «Die Wiener in Berlin» und «Die Berliner in Wien»; auch gab er «Gedichte» (Berl. 1826) heraus. Nachdem er ſeine

Digitized by Google

Gattin durch frühen Tod verloren, schloß er sich der königsstädter Bühne an, für die er eine große Anzahl von Stücken lieferte, darunter namentlich «Der alte Feldherr» und «Lenore». In dieser Zeit gab er eine Sammlung «Schles. Gedichte» (Berl. 1830; 9. Aufl., Bresl. 1865; Prachtausg., Bresl. 1866) in schles. Mundart heraus, die den schles. Volkston ausgezeichnet trafen und durch ihre originelle Naivetät in der deutschen Dialektdichtung ihren Platz behaupten, und hielt öffentliche Vorlesungen classischer Trauer- und Lustspiele. Mit seiner zweiten Frau, einer geborenen Holzbecher, nahm er sodann ein Doppelengagement in Darmstadt an, kehrte jedoch bereits 1831 wieder nach Berlin zurück. Hier machte er den eigenthümlichen Versuch, in seinem Stücke «Ein Trauerspiel in Berlin» den berliner Jargon zu Grunde zu legen. Auch lieferte er dem Componisten Gläser den Text zu dessen beliebter Oper «Des Adlers Horst» und schrieb für Ludw. Devrient das Schauspiel «Der dumme Peter». Er entschloß sich 1833 wieder die Bühne zu betreten und schrieb zum Zwecke einer Kunstreise mit seiner Gattin eine Reihe kleiner Possen und rührender Schauspiele, unter denen namentlich die Dramen «Lorberbaum und Bettelstab» und «Shakspeare in der Heimat» Glück machten. Nachdem er 1837—39 das Theater zu Riga geleitet, wo er seine zweite Gattin verlor, lebte H. an verschiedenen Orten, bis er die Direction der breslauer Bühne übernahm. Aber auch dieses Verhältniß löste sich bald wieder, und er lebte nun theils zu Gratz, wo seine einzige Tochter verheirathet ist, theils auf Reisen durch ganz Deutschland, durch seine seltene Gewandtheit als Vorleser dramatischer Gedichte sowie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit sich zahlreiche Freunde erwerbend. Im J. 1870 siedelte H. wieder nach Breslau über und nahm im Dec. 1876 seinen Aufenthalt im Kloster der Barmherzigen Brüder daselbst, um sich fernerhin der Pflege des Ordens anzuvertrauen. In den «Briefen aus und nach Grafenort» (Altona 1841) sowie in den Werken «Vierzig Jahre» (8 Bde., Berl. 1843—50; 3. Aufl. 1864) und «Noch ein Jahr in Schlesien» (2 Bde., Berl. 1864) gab er treffliche Bemerkungen über das deutsche Bühnenwesen und interessante Erfahrungen aus seinem vielbewegten Leben, das er lebendig und mit Offenheit schildert. Von H.'s poetischen Werken sind noch besonders hervorzuheben eine zweite Sammlung seiner «Gedichte» (Berl. 1844; 5. Aufl. 1859; Volksausg. 1861), die «Stimmen des Waldes» (Bresl. 1848; 2. Aufl. 1856), poetische Naturbilder, sowie eine Reihe durch Lebenswahrheit und Natürlichkeit ausgezeichneter Romane, von denen namentlich «Die Vagabunden» (4 Bde., Berl. 1852; 5. Aufl. 1862), «Christian Lammfell» (5 Bde., Bresl. 1852; 4. Aufl. 1862), «Ein Schneider» (3. Aufl., Bresl. 1862), «Noblesse oblige» (2. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1862), «Die Eselsfresser» (3. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1862) u. a. Beifall gefunden haben. Dieselben sind zum größten Theil nebst «Criminalgeschichten» und «Kleine Erzählungen» auch in die Sammlung seiner «Erzählenden Schriften» (34 Bde., Bresl. 1861—62) aufgenommen worden. Seine dramatischen Arbeiten ließ er in Einem Bande als «Theater» (Berl. 1845), später in einer Auflage in sechs Bänden (1867) erscheinen. Außerdem hat H. allerlei vermischte Schriften herausgegeben: «Charpie» (2 Bde., Bresl. 1866), «Nachlese. Erzählungen und Plaudereien» (3 Bde., Bresl. 1871), «Simmelsammelsurium» (2 Bde., Bresl. 1872). Einer weichen, zuweilen in Sentimentalität übergehenden Grundstimmung hielt in seinen Schriften eine frische Auffassung des wirklichen Lebens und eine echte Naivetät reichlich die Wage. Als Dichter hat er das Verdienst, das Vaudeville in Form des deutschen gemüthlichen Liederspiels in Deutschland eingebürgert zu haben. Viele seiner Lieder sind mit Recht populär geworden.

Hölty (Ludw. Heinr. Christoph), einer der vorzüglichsten deutschen Lyriker, geb. zu Marienssee bei Hannover 21. Dec. 1748, der Sohn eines Predigers, entwickelte früh das Talent der poetischen Darstellung. Nachdem er seit 1765 das Gymnasium in Celle besucht, bezog er 1769 die Universität zu Göttingen, wo er sich der Theologie widmete und dem Göttinger Dichterbund (s. d.) beitrat, der ihm zu seinen besten Gedichten die nächste Veranlassung gab. Mit Johann Martin Miller (s. d.) machte er im Herbst 1774 eine Reise nach Leipzig, und im Aug. 1775 besuchte er mit seinem Bruder die Dichterfreunde zu Hamburg und Wandsbeck. Schon damals war seine Gesundheit untergraben. Dazu kam noch seines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte. Im Spätherbst 1775 ging er nach Hannover, um eine Nachcur zu brauchen, aber vergebens. Im Vorgefühl des nahen Todes dichtete er noch mehrere schwermüthige Elegien und war mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt, als ihn in Hannover der Tod 1. Sept. 1776 abrief. H. charakterisirt sich in seinen Gedichten durch Weichheit des Gefühls, das gleichsam in den Vers überfließt und selbst in der metrischen Form mit sanfter, kunstloser Grazie anspricht, durch liebliche Schwärmerei und Wehmuth, Innigkeit und liebenswürdige Naivetät, durch eine ruhige und mehr schmückende als erfindungsreiche Phantasie. Tiefe, stille Liebe und

Digitized by Google

Sinn für Freundschaft, süße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens bilden die Hauptbestandtheile seiner Idyllen und Elegien. Daher gelang ihm auch das sanfte elegische oder idyllische Lied vorzüglich, weniger dagegen gelangen Balladen, Romanzen und die antikisirende Ode, obgleich erstere schon deshalb beachtenswerth sind, weil sie zu den frühesten Versuchen in der deutschen Balladenpoesie gehören. Seine «Gedichte» wurden von Voß und Stolberg (Hamb. 1783) und dann vermehrt von Voß mit einer musterhaften Biographie H.'s (Hamb. 1804 u. öfter; neugeordnet, Lpz. 1847; neue Ausg. von Voigts, Hannov. 1857; neueste Ausg. von Karl Halm, Lpz. 1869, und mit Einleitung und Anmerkungen, Lpz. 1870) herausgegeben. — Hermann H., lyrischer Dichter, Großneffe des Vorigen, wurde 4. Nov. 1828 in Uelzen geboren, studirte in Göttingen 1849 Theologie, woselbst er zuerst mit zwei Dramen: «Das Gelübde, ein Mysterium» (1862) und «König Saul» (1865) hervortrat. Lyrische Dichtungen sind: «Irrwege eines jungen Dichters» und «Lieder und Balladen» (Hamb. 1856), «Alpenzauber und italische Gebilde», «Ostseebilder und Balladen» (Kiel 1863). H. ist seit 1863 Pastor an der St.-Johanniskirche in Hannover.

Holtzendorff (Franz von), ausgezeichneter Criminalist, geb. 14. Oct. 1829 zu Vietmannsdorf in der Ukermark, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulpforta und widmete sich seit Ostern 1848 zu Berlin, Heidelberg und Bonn juristr. Studien. Nachdem er 1852 promovirt, trat er in die Gerichtspraxis ein, der er vier Jahre hindurch angehörte. Seit 1857 lehrte er dann mit bestem Erfolg als Privatdocent, seit 1861 als außerord. Professor (1873 als ord. Professor) an der Universität zu Berlin. Seine Vorträge erstreckten sich zunächst auf Encyklopädie, die strafrechtlichen Fächer, Staats- und Völkerrecht. Daneben hielt er jedoch auch vielfach Vorlesungen über Fragen und Gegenstände von einem allgemeinern Zeitinteresse, wie über Deportation und Strafcolonisation, Gefängnißwesen, über Abschaffung des Duells, über Staatsanwaltschaft und Criminalpolizei, über Criminalpolitik u. s. w. Im Herbst 1873 folgte H. einer Berufung als ord. Professor der Rechtswissenschaft nach München. Den Mittelpunkt seiner Bestrebungen bildet die Reform des Strafwesens und der Gefängnißanstalten, deren Zustände er auf vielfachen Reisen ins Ausland kennen zu lernen suchte. Von H.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Franz. Rechtszustände, insbesondere die Resultate der Strafgerichtspflege in Frankreich und die Zwangscolonisation von Cayenne» (Lpz. 1859), «Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit» (Lpz. 1859), sein umfangreichstes Werk; «Das irische Gefängnißsystem, insbesondere die Zwischenanstalten vor Entlassung der Sträflinge» (Lpz. 1859), «Die Kürzungsfähigkeit der Freiheitsstrafen» (Lpz. 1861). Später erschienen «Die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland» (Berl. 1864), «Die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft vom Standpunkt unabhängiger Strafjustiz» (Berl. 1865) und «Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzugs» (Berl. 1865). Mit den kleinern Schriften «Gesetz oder Verwaltungsmaxime?» (Berl. 1861), «Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein prot. Orden im Staatsdienst» (1. bis 4. Aufl., Berl. 1861) und «Der Bruderorden des Rauhen Hauses und sein Wirken in den Strafanstalten» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1862) griff H. die unter Leitung Wichern's stehende Gefängnißverwaltung Preußens unmittelbar an und veranlaßte dadurch den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 2. Oct. 1862, durch welchen die Regierung aufgefordert ward, die Verträge mit dem Curatorium des Rauhen Hauses bei deren Ablauf nicht wieder zu erneuern. Von seinen größern literarischen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Die Principien der Politik» (Berl. 1869), die «Encyklopädie der Rechtswissenschaft» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1873—76), das «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Berl. 1872), «Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe» (1875), «Handbuch des deutschen Strafproceßrechts» (1876), «Ein engl. Landsquire» (1876). Von 1861—74 gab er die «Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung», seit 1866 in Gemeinschaft mit Virchow die «Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge», seit 1872 mit W. Oncken die «Deutschen Zeit- und Streitfragen» und seit 1871 das «Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs» heraus. An der Begründung des Deutschen Juristentags (1860), der berliner Volksküchen, des Lette-Vereins für Förderung der Erwerbsfähigkeit und höhern Bildung des weiblichen Geschlechts, des Deutschen Protestantenvereins und des Vereins für Verbreitung von Volksbildung hat H. hervorragenden Antheil. H. war einer der Präsidenten des internationalen Gefängnißcongresses zu London (1872). Im Dec. 1874 trat er als Vertheidiger des Grafen Harry von Arnim (s. d.) auf.

Holtzmann (Adolf), verdienter Sprachforscher, geb. 2. Mai 1810 zu Karlsruhe, widmete sich erst zu Berlin theol., dann zu München unter Schmeller altdeutschen Studien und ging

Digitized by Google

hierauf nach Paris, wo er sich unter Burnouf mit Sanskrit beschäftigte. Nach seiner Rückkehr bekleidete er seit 1837 die Stelle eines Erziehers der jungen Prinzen von Baden, bis er 1852 als ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur nach Heidelberg berufen ward, wo er 3. Juli 1870 starb. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben die Ausgabe der altfränk. Uebersetzung von Isidor's Werk «De nativitate» (Karlsr. 1836), die Abhandlungen «Ueber den Umlaut» (Karlsr. 1843), «Ueber den Ablaut» (Karlsr. 1844), «Ueber das Verhältniß der Malberger Glosse zum Text der Lex Salica» (Karlsr. 1852) und «Ueber den griech. Ursprung des ind. Thierkreises» (Karlsr. 1844). Diese Arbeiten, obschon wenig umfänglich, bekunden sowol den Scharfsinn wie die gründliche und umfängliche Sprachkenntniß ihres Verfassers. Als Frucht seiner altind. Studien erschien unter anderm «Ind. Sagen» (3 Bde., Karlsr. 1845—47; 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1854), Uebersetzungen aus dem «Ramayana» und «Mahabharata» enthaltend. Nicht ohne Erfolg hat sich H. der Entzifferung und Erklärung der Keilinschriften zugewendet und die Ergebnisse seiner Untersuchungen in den «Beiträgen zur Erklärung der pers. Keilinschriften» (Karlsr. 1845) und mehrern Abhandlungen in den «Heidelberger Jahrbüchern» und der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» mitgetheilt. In neuerer Zeit erregte H. besonders durch die beiden Schriften «Celten und Germanen» (Stuttg. 1855) und «Untersuchungen über das Nibelungenlied» (Stuttg. 1854) Aufsehen, in welchen er den herrschenden Ansichten über diese Fragen scharf gegenübertrat. Außer zahlreichen Beiträgen zu Pfeiffer's «Germania» sind noch seine kritischen Ausgaben des «Nibelungenliedes» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1863), der «Klage» (Stuttg. 1859) und des «Großen Wolfdieterich» (Heidelb. 1865) hervorzuheben. Sein letztes Werk war eine auf drei Bände berechnete «Altdeutsche Grammatik» (Bd. 1, Abth. 1: «Die specielle Lautlehre», Lpz. 1870; Abth. 2: «Vergleichung der deutschen Laute untereinander», Lpz. 1874). Aus seinem Nachlaß gab Holder heraus: «German. Alterthümer» (Lpz. 1873), «Deutsche Mythologie» (Lpz. 1874) und «Die ältere Edda» (Lpz. 1875). — Von H.'s Brüdern starb der jüngste, Georg H., 1864 als Buchhändler in Karlsruhe. — Der vorletzte, Karl Heinrich Alexander H., geb. 23. Oct. 1811 zu Karlsruhe, gest. 25. April 1865 als Director der Polytechnischen Schule zu Stuttgart, hat sich literarisch durch mehrere mathem., physik. und technische Arbeiten, insbesondere durch «Grundzüge der Mechanik und Maschinenlehre» (Stuttg. 1851; 2. Aufl. 1853) bekannt gemacht. — Der älteste der Brüder, Karl Julius H., geb. 6. Mai 1804 zu Karlsruhe, war erst Professor am Lyceum daselbst und wirkte dann seit 1847 als Stadtpfarrer und Lehrer am evang. Predigerseminar zu Heidelberg, bis er 1861 als Prälat in den erneuerten evang. Oberkirchenrath in Karlsruhe eintrat. Schon vorher (1856) hatte er von der theol. Facultät zu Heidelberg die Doctorwürde erhalten. Als Mitglied der Generalsynoden von 1861, 1867, 1871 und 1876 wirkte er für das Zustandekommen und die Erhaltung der neuen bad. Kirchenverfassung. Er starb 23. Febr. 1877 zu Karlsruhe. — Heinrich Julius H., Sohn des letztern, geb. 17. Mai 1832 zu Karlsruhe, seit 1861 außerord., seit 1865 ord. Professor der Theologie zu Heidelberg sowie auch Doctor der Theologie, seit 1874 in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Straßburg, hat sich literarisch bekannt gemacht durch die Schriften «Kanon und Tradition» (Ludwigsb. 1859), eine dogmengeschichtliche Arbeit; «Die synoptischen Evangelien, ihre Entstehung und ihr geschichtlicher Charakter» (Lpz. 1863) und die «Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe» (Lpz. 1872) sowie durch die Herausgabe der neutestamentlichen Partien in Bunsen's «Bibelwerk». Auch veröffentlichte er zwei Sammlungen «Predigten» (Elberf. 1865 u. Lpz. 1873) und zahlreiche Abhandlungen, besonders in der «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie» und in der «Prot. Kirchenzeitung». H. ging ursprünglich von der sog. Vermittelungstheologie aus, befreite sich aber mehr und mehr von den Voraussetzungen derselben und gilt gegenwärtig, bei aller Mäßigung seines Auftretens, als einer der geachtetsten Vertreter der freisinnigen Richtung.

Holyhead, Marktstadt, Hafenplatz und volkreichster Ort der zum engl. Fürstenthum Wales gehörigen Insel und Grafschaft Anglesey (s. d.), an deren Westseite auf dem durch einen Damm und eine Eisenbahn mit ihr verbundenen Eiland Holy gelegen, ist unregelmäßig gebaut und zählt 5916 E., die hauptsächlich Küstenhandel und Schiffbau betreiben. Der Ort hat Wichtigkeit als der Irland am nächsten gelegene Hafen, wohin auch, und zwar nach Howth bei Dublin, ein 104,6 Kilom. langer unterseeischer Telegraphendraht gelegt ist. Es findet hier die Hauptüberfahrt nach Kingstown, dem Hafen von Dublin, statt. Das Dampfboot schließt sich an die von London kommenden Eisenbahnzüge an, und die ganze Fahrt zwischen London und Dublin dauert so 11 Stunden. Von 1847—73 wurde zu H. ein großer Zufluchtshafen gebaut. Der-

Digitized by Google

selbe wird von zwei 2397 und 610 Mt. langen Wellenbrechern gebildet und umschließt ein Areal von 132 Hekt., das ein 457 Mt. langer Damm zum Anlegen der Packetboote durchzieht. Die Insel Holy oder Holyhead steigt an ihrem Nordwestende in Holyhead-Mount 210 Mt. empor und schließt an der Nordseite mit Anglesey die Holyheadbai ein.

Holyrood, d. i. heiliges Kreuz, der alte Königspalast zu Edinburgh, hat seinen Namen von dem ihm gegenüberliegenden Kloster Holyrood-Abbey, das 1128 vom schott. König David I. gegründet und mit reichen Ländereien beschenkt wurde. Im 14. und 15. Jahrh. diente das Kloster den schott. Monarchen öfters zur Residenz, und die meisten von ihnen wurden in seinen Gewölben beigesetzt. Der eigentliche Palast ward jedoch erst 1528 von Jakob V. erbaut und blieb, nachdem das Kloster 1544 durch die Engländer bis auf das Schiff der Kirche niedergebrannt worden, der gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin Maria Stuart und ihres Sohnes, Jakob's VI., bis derselbe als Jakob I. 1603 den engl. Thron bestieg. Durch die Truppen Cromwell's arg verwüstet, lagen Palast und Kloster größtentheils in Ruinen, bis unter der Regierung König Karl's II. 1671 der Neubau des gegenwärtigen Palastes begann, bei welchem man den nordwestlichen, von König Jakob V. erbauten Theil in seiner ursprünglichen Gestalt erhielt. Der neue Palast ist nach der Zeichnung Sir William Bruce's aus Stein in Form eines Vierecks aufgeführt, jede Seite ungefähr 73 Mt. lang und die Fronte auf beiden Ecken mit starken Thürmen versehen. In der Galerie auf der Nordseite desselben, welche 44 Mt. lang, 7,5 Mt. breit und 5,5 Mt. hoch ist, befinden sich die Bildnisse von 111 meistens fabelhaften schott. Königen, gemalt vom Niederländer de Witt. In dem alten Theile des Palastes ist das Zimmer der Königin Maria ganz in seiner damaligen Gestalt erhalten, mit allen von ihr gebrauchten Geräthschaften und einigen ihrer Stickereien. Auch findet man hier noch das Cabinet, in welchem im Beisein der Königin deren Günstling Rizzio durch die Verschworenen Darnley's, der mit ihnen durch eine Fallthüre auf dem daranstoßenden Gange eingedrungen war, niedergestochen wurde. Das Zimmer der Königin bewohnten 1745 kurze Zeit der Prätendent Karl Eduard und gleich darauf nach der Schlacht bei Culloden der Herzog von Cumberland. Später war der Palast zweimal, 1795—99 und 1830—32, der Zufluchtsort der aus Frankreich vertriebenen Bourbons. Diese historisch merkwürdigen Räume sind namentlich aus Walter Scott's Schilderungen bekannt. Seit 1842, seitdem die Königin Victoria auf ihren Herbstreisen nach den Hochlanden hier abstieg, sind die Staatsgemächer zum Theil wieder in Stand gesetzt worden, aber von ihr sehr selten gebraucht.

Holz nennt man im gewöhnlichen Leben die innere, feste, unter der Rinde liegende Hauptmasse des Stammes, der Aeste und Wurzeln der Bäume und Sträucher. Die bei uns einheimischen oder im Freien ausdauernden fremden Holzarten gehören insgesammt zu den dikotylen und gymnospermen Gewächsen, bei welchen der Stamm oder Stengel auf dem Querschnitt von außen nach innen aus einem Rindencylinder, der zugleich die Basttheile der Gefäßbündel enthält, aus einem sehr dünnen Cambiumcylinder (Cambium- oder Verdickungsring), durch dessen Thätigkeit alljährlich vom Frühling bis zum Herbst neue Holz- und Rindensubstanz gebildet wird, aus dem Cylinder der Gefäß- oder Holzbündel (dem eigentlichen Holzkörper), welcher bei mehrjährigen Stämmen aus Jahrringen zusammengesetzt erscheint, und dem Mark besteht. Der eigentliche Holzkörper ist aus senkrecht (der Längenachse des Stammes parallelen) langgestreckten Elementarorganen (Holzfasern und Holzröhren nach der Ausdrucksweise der Laien) und aus horizontal in radialer Richtung von innen nach außen sich erstreckenden und deshalb mit erstern sich rechtwinkelig schneidenden Zellenschichten zusammengesetzt, welche Markstrahlen genannt werden, weil dieselben (wenigstens die größern im Stamme der Laubhölzer) vom Mark ausgehen und sich durch den ganzen Holzkörper hindurch bis in die Rinde erstrecken. Letztere heißen in der Pflanzenanatomie große oder primäre Markstrahlen oder Spiegel, im Gegensatz zu den kleinen oder secundären, d. h. denjenigen, welche im Innern des Holzkörpers, und zwar der einzelnen Jahresringe sich bilden und nach der Rinde gehen. Alle Markstrahlen bestehen aus mauerförmigen (einer Ziegelmauer gleichenden) Zellgeweben, deren Zellen in radialer Richtung mäßig gestreckt sind. Sie werden im gewöhnlichen Leben und von den Holztechnikern als Spiegelfasern bezeichnet, weil sie, ihrer Länge nach senkrecht durchschnitten, als spiegelnde Querstreifen erscheinen. Durch die großen Markstrahlen wird der Holzkörper, im Querschnitt betrachtet, in keilförmige Partien abgetheilt. Die feinere Structur des H. ist zunächst wesentlich danach verschieden, je nachdem dasselbe von Nadel- oder Laubholzbäumen abstammt. Bei den Nadelhölzern besteht das H. aus lauter sehr langen, enge prismatische Röhren bildenden, an beiden Enden lang zugespitzten und mit diesen Enden gleichsam ineinandergekeilten Zellen

Digitized by Google

(prosenchymatiſche Holzzellen) und lauter kleinen Markſtrahlen. Die den letztern zugekehrten Wandungen der Holzzellen zeigen unter dem Mikroſkop eine (höchſt ſelten zwei, dann parallele) Längsreihe kreisrund ausgebildeter heller Flecken (Tüpfel), die ſich auf den den Markſtrahlen zugekehrten Wandungen befinden und daher im Radialſchnitte en face, im Tangentialſchnitte im Profile ſichtbar ſind. Es ſind zwiſchen je zwei aneinanderliegenden Zellen kleine, runde, linſenförmig zuſammengedrückte Zellen (Tüpfelzellen, Tüpfelräume, Porenbläschen) eingefügt, welche den Stoffwechſel zwiſchen den ſonſt dickwandigen und wegen der Incruſtation mit Lignin undurchlaſſenden Holzzellen vermitteln. Die Markſtrahlen beſtehen in der Regel nur aus einer einzigen Schicht dickwandiger Zellen, in deren Wandungen ſich zahlreiche, trichterförmig vom Innenraume der Zelle aus in die Wandung eindringende Gänge (Tüpfel- oder Porenkanäle) befinden, die ebenfalls zur Vermittelung des Stoffwechſels beſtimmt ſind.

Die Mehrzahl der Nadelhölzer beſitzt in jedem Jahrringe, beſonders in der äußern Zellenſchicht eines jeden ſolchen Rings oder Cylinders mikroſkopiſche Harzbehälter (Harzporen), kleine von dünnwandigen, harzabſondernden Zellen umgebene Hohlräume im Gewebe der Holzzellen. Nur das H. der Weißtanne, der Wachholderarten, der Lebensbäume und des Eibenbaums enthält keine oder ſehr wenig Harzporen. Bei den Laubhölzern iſt das H. aus langen, mehr oder weniger weiten Röhren (Gefäßen) mit ſehr verſchieden conſtruirten Wandungen, aus prosenchymatiſchen Holzzellen, welche jedoch keine Tüpfelräume zwiſchen ſich haben, oft auch noch aus parenchymatiſchen Holzzellen, d. h. kurzgeſtreckten, mit geraden (wagerechten) Endflächen aufeinanderſtehenden Holzzellen, ſowie aus großen und kleinen Markſtrahlen (bisweilen aber auch nur aus kleinen Markſtrahlen) zuſammengeſetzt. Wegen der mehr oder weniger zahlreichen Gefäße erſcheint hier das H. auf dem Querſchnitt durch den Stamm unter dem Mikroſkop als ein ſehr ungleiches Maſchenwerk kleiner und großer Zellen oder wie durchlöchert, während das H. der Nadelbäume ein ziemlich gleichförmiges Maſchenwerk zeigt. Sind die Gefäße ſehr weit, ſo ſtellen ſich dieſelben auf dem Querſchnitt ſchon dem unbewaffneten Auge als kleine Löcher dar (ſo z. B. beim Eichenholz). Das H. der zahlreichen Laubholzarten unterſcheidet ſich namentlich durch die verſchiedenartige Anordnung oder Gruppirung der Gefäße in jedem Jahrringe. Harzporen finden ſich bei den meiſten Laubhölzern nicht (bei keinem der einheimiſchen); häufiger kommen kleine, ebenfalls mikroſkopiſche Behälter vor, welche mit flüſſigem Gummi angefüllt ſind (Gummigänge). Dergleichen findet man z. B. im H. faſt aller zur Familie der Papilionaceen gehörigen Laubhölzer (z. B. der Akazien, der Cytiſus- und Ginſterarten). Die Jahrringe ſind ſowol bei den Laub- als Nadelhölzern das Product der periodiſchen, alljährlich vom Frühling bis zum Herbſt währenden Thätigkeit des Cambiumcylinders. Ihre mehr oder weniger deutliche Abgrenzung oder Markirung beruht darauf, daß zu Anfange einer jeden Vegetationsperiode bei den Nadelhölzern weite und dünnwandige Holzzellen, bei den Laubhölzern ebenſolche Zellen, aber vorzugsweiſe Gefäße, und zwar weite und dünnwandige, gebildet werden, am Ende der Vegetationsperiode dagegen bei erſtern enge und dickwandige Holzzellen, bei letztern entweder blos ſolche oder auch nebenbei noch Gefäße, die jedoch ebenfalls eng und dickwandig ſind. Die Jahresringe ſind am deutlichſten ſichtbar bei den Nadelhölzern und bei den «ringporigen» Laubhölzern. Letztere ſind ſolche, bei denen ſich die Hauptmaſſe der Poren in das Frühjahrsholz zuſammendrängt (z. B. Eiche, Eſche, Ulme u. ſ. w.). Einen unbedingt richtigen Schluß auf die Qualität des H. geſtattet die verſchiedene Breite der Jahresringe nicht. Da jedoch bei den Nadelhölzern meiſt mit der Breite der Ringe vorzugsweiſe das Frühjahrsholz wächſt, die dichte Herbſtholzſchicht aber mehr oder weniger conſtant bleibt, ſo iſt das engringige H. wegen der größern Menge ſeiner Herbſtholzſchichten ſchwerer, für die meiſten techniſchen Zwecke werthvoller. Gerade umgekehrt verhalten ſich die ringporigen Laubhölzer, denn bei ihnen wechſelt mit der Breite der Jahresringe beſonders das dichte Herbſtholz, während die poröſe Frühjahrsſchicht mehr oder weniger conſtant bleibt. Bei den «zerſtreutporigen» Laubhölzern hat die Breite der Ringe einen bemerkbaren Einfluß auf das Holzgewicht nicht. Unter allen Umſtänden iſt bei Nadel- und Laubholzbäumen das junge H. (der ſog. Splint) weicher als das alte innere H. (Kernholz), weil in erſterm die einzelnen Zellen und Gefäße noch nicht oder erſt unvollkommen verholzt (von Holzſtoff incruſtirt) ſind. Das H. der monokotylen Bäume (Palmen, Pandanen, baumartige Liliaceen und Gräſer) und der Baumfarrn beſitzt eine ganz andere Structur. H., parallel der Richtung der Faſern heißt Langholz, eine Holzfläche, die mit der Ebene der Faſern einen rechten Winkel bildet, Hirn oder Hirnholz. Knorrige Stammauswüchſe, Wurzeln und unterſte Stammestheile ſind immer krummfaſerig, hierdurch entſteht jene geſchätzte Zeichnung des H., die man Maſer oder Flader nennt.

Digitized by Google

Durch die so äußerst verschiedenartige Structur und Art des Wachsthums des H. theils verschiedener Baumarten, theils einer und derselben Holzart werden die mannichfachen physik. Eigenschaften des H. bedingt, welche für dessen technische Benutzung maßgebend sind, nämlich die Spaltbarkeit, Dichtheit, Härte, Zähigkeit, Elasticität und Festigkeit. Die verschiedenen Grade der Spaltbarkeit beruhen auf dem mehr oder weniger geraden oder geschlängelten Verlauf der zwischen den Markstrahlen befindlichen Holz- und Gefäßbündel. Da alle Nadelhölzer ziemlich geradlinig verlaufende Holzbündel besitzen, so ist das Nadelholz im allgemeinen gut spaltbar (besonders Tannen- und Fichtenholz). Bei den Laubhölzern verlaufen die Gefaßbündel immer geschlängelt, weshalb sich deren H. weniger gut spaltet (am besten dasjenige der Eiche, Rothbuche, des Ahorns und der Erle, weniger gut dasjenige der Esche, Aspe, Linde, am schwierigsten dasjenige der Weißbuche, Birke, Ulme, Weide, Pappel, Platane und der Obstbäume). Alles H. spaltet ferner besser in radialer Richtung (in der Richtung der Markstrahlen) als in tangentialer (parallel den Grenzen der Jahrringe). Die Dichte oder das specifische Gewicht der Hölzer hängt von der Weite der Zellen und Gefäße und der Dicke der Wandung derselben ab, Eigenschaften, die ihrerseits nicht allein durch die Holzart, sondern durch die Art des Wachsthums bedingt werden. Grobjährige Hölzer sind im allgemeinen weniger dicht als wie feinjährige. Mit der Dichtigkeit des H. gehen Hand in Hand die Härte und Schwere desselben. Die Härte oder der Widerstand gegen schneidende oder andere Werkzeuge, die in das H. einzudringen streben, ist wieder abhängig von der Menge der zu durchschneidenden Holzfasern oder von der besondern Verbindungsart (Structur) derselben. Sehr schwere, dichte Hölzer haben im lufttrockenen Zustande ein specifisches Gewicht von 0,75 und darüber, die leichten ein solches von 0,55 und weniger. Harte Hölzer sind unter den einheimischen: die Weißbuche, Eibe, Ahorn, Akazie, Rothbuche, Eiche, Esche, Rüster, altes Kiefernkernholz; mittelharte: Birke, Ebereſche, Hasel, Kiefer; weiche: Erle, Aspe, Tanne, Fichte, junge Kiefer, Linde, Pappel, Weide. Viel härtere Hölzer als in der gemäßigten Zone gibt es in den wärmern Ländern. So ist das Oliven- und Cypressenholz, ferner das H. der Korneliuskirsche, des Mandelbaums, des Hartriegels ungemein hart, noch härter aber das Eben-, Guajak- und Eisenholz, welches sich nur mühsam mit schneidenden Instrumenten bearbeiten läßt. Dergleichen H. sinkt im Wasser sofort unter. Aber auch alles übrige H. ist an und für sich specifisch schwerer als Wasser und verdankt seine Eigenschaft, auf oder in dem Wasser zu schwimmen, blos seiner mehr oder weniger bedeutenden Porosität. Je porös̈er das H., desto leichter und besser schwimmt es. Treibt man unter einer Glasglocke durch eine Luftpumpe alle Luft aus den Poren des H. heraus, so sinkt auch das leichteste H. im Wasser unter. Die Zähigkeit und Elasticität des H. beruhen nicht allein auf der Länge, sondern auch auf der Biegsamkeit der Holzfasern. Denn je starrer die Holzfaser, desto spröder ist sie auch. Man beurtheilt die Zähigkeit bekanntlich nach dem Widerstande, den Balken, Breter u. s. w. bei Belastung leisten, bevor sie zerbrechen. Es kommt hier auch das Alter des H. in Betracht, denn junge Hölzer sind im allgemeinen zäher als alte. Die Festigkeit wird vorzüglich durch ein inniges Verbundensein der Elementarorgane untereinander bedingt; sie kann verschiedener Art sein, nämlich 1) in Hinsicht auf die Kraft oder Last, welche erforderlich ist, das H. in der Mitte zu zerbrechen (relative Festigkeit); 2) in Bezug auf das Zerreißen des aufgehängten H. (absolute Festigkeit); 3) in Hinsicht auf eine Verkürzung der Länge oder ein Zusammendrücken des Holzkörpers (rückwirkende Festigkeit). Unter Biegsamkeit und Zähigkeit des H. versteht man dessen Fähigkeit, durch äußere Eindrücke hervorgerufene Formenänderungen anzunehmen, ohne Rücksicht auf die Rückkehr zur frühern Form (Unterschied von der Elasticität). Sehr verschieden ist endlich auch die Brenn- und Heizkraft des H. Die meiste Brennkraft pflegt man bekanntlich unter den einheimischen Holzarten dem Rothbuchenholz zuzuschreiben.

Auf den verschiedenen physik. Eigenschaften des H. beruht dessen Verwendung als Bau- und Brennmaterial, zur Anfertigung von allerlei Geräthschaften, Maschinen, Instrumenten u. s. w. (S. Holzwaaren.) Alles zum Bauen zu verwendende H. muß mit großer Sorgfalt ausgewählt werden. Als die geeignetste Zeit für das Fällen des Nadelholzes in technischer wie ökonomischer Beziehung hat man die Winterzeit, insbesondere den Monat December, erkannt, während man Laubhölzer, des Entrindens und Austrocknens wegen, in der Saftzeit fällt. Die gefällten Stämme werden gezäpft, d. h. die zu Bauholz nicht benutzbare Spitze oder das Wipfelende wird abgeschnitten. Das Bauholz wird eingetheilt in: Rund- oder Stammholz, Kantholz oder beschlagenes (geschnittenes) H., Schnittholz und Spaltholz. Das erstere wird je nach seiner Stärke als extrastarkes, Stark-, Mittel- und Kleinbauholz bezeichnet; bisweilen kommt auch Halb- und Kreuzholz vor, wenn das ursprünglich runde oder Ganzholz durch einen oder

Digitized by Google

zwei Sägenschnitte der Länge nach getrennt wird. Die verschiedenen Sorten und Benennungen des Schnittholzes sind: Bohlen oder Pfosten, Bretер (Mittel-, Spünde-, Schal- und Verschlagbretер), Fourniere, Latten, Schwarten, Säumlinge u. s. w.; doch kommen hier noch vielfache andere (provinzielle) Bezeichnungen vor. Eine überaus wichtige neuere Verwendung ist die des H. (als Holzstoff und als Holzcellulose, s. Holzmasse) in der Papierfabrikation. Nicht minder geschätzt ist aber auch das H. wegen seiner chem. Eigenschaften, indem man daraus durch verschiedene Processe Kohlen, Kienruß, Theer, Pech, Pottasche u. a. m. gewinnt oder die in manchen Hölzern enthaltenen Farbestoffe, Gerbstoffe und gewisse Körper im Cambialsafte der Coniferen, Substanzen in der Färberei und zur Darstellung des Vanillins benutzt. Die chem. Bestandtheile des H. zerfallen in solche, welche die Wand der Holzzellen und Gefäße bilden, und in solche, welche als Zelleninhalt in den Elementarorganen eingeschlossen sind. Die Zellenwände bestehen in der Hauptsache aus Cellulose und Lignin (Holzstoff), welcher die Zellenwand überzieht und durchdringt. Der Zelleninhalt ist, solange das H. Saft führt (in allem Splintholz), vorzugsweise aus Wasser gebildet, welches organische und unorganische Substanzen, die nach der Jahreszeit sehr verschieden sind, enthält. Im Frühjahr führt das H. mehr Saft als zu irgendeiner andern Jahreszeit. Die Zellen des vollkommen ausgebildeten H., zumal des alten Kernholzes, enthalten entweder blos Luft (Gase) oder feste Substanzen, die zum Theil schon ein Product der begonnenen Zersetzung der (todten) Zellenwandung sind. Am besten ist, nur vollkommen ausgetrocknetes H. zu verarbeiten. Da an der Luft ausgetrocknetes (lufttrockenes) H. durchschnittlich immer noch 18 Proc. Wasser enthält, so muß man dasselbe durch Anwendung künstlicher Wärme seines Wassergehalts berauben (dörren), was nur bei einer Temperatur von 110—120° C. möglich ist. Bei Anwendung noch höherer Temperatur bräunt sich das H. allmählich; steigert sich die Wärme im geschlossenen Raume (bei Luftabschluß) bis 300° C. und darüber, so findet eine durchgreifende Zersetzung des H. statt und es verwandelt sich in Kohle. Darauf beruht das Verkohlen des H. in Meilern. Bei diesem Proceß, den man auch die trockene Destillation des H. nennt, entweichen aus dem verkohlenden H. zahlreiche Stoffe, welche technisch benutzt und deshalb auch für sich allein dargestellt werden, nämlich Leuchtgas, Holzessig, Holzgeist, Aceton, Allylalkohol, Coerulignon, Kreosot, Theer u. a. m. Eine ganz ähnliche chem. Umwandlung erleidet das H. in stagnirendem Wasser unter Abschluß der Luft und Einwirkung von Druck: es verwandelt sich in Braunkohle (Humus) und Torf. Ein anderer Vorgang ist die Fäulniß des H., nämlich eine freiwillige Zersetzung, welche mit todtem (grünem und trockenem H., besonders aber mit erstem) unter dem Einfluß von Feuchtigkeit, Luft und Wärme vor sich geht. Man unterscheidet die trockene und nasse Fäule. Erstere, auch Vermoderung oder Verstockung genannt, tritt ein, wenn das H. nur von feuchter Luft umgeben ist, letztere, wenn es vom Wasser sehr häufig oder beständig durchnäßt wird. Bei beiden Vorgängen spielen verschiedene Pilze eine hervorragende Rolle; ja, es leidet kaum noch einen Zweifel, daß die in der Luft schwebenden unsichtbaren Sporen oder Keime gewisser Schimmel, indem sie in das feuchte H. eindringen und hier unter dem Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme sich weiter entwickeln, erst die Holzzersetzung veranlassen. (S. Fäulniß, Gärung und Holzconservation.) Aber auch große, sichtbare Pilze nehmen an der Zerstörung solchen feuchtliegenden H. Antheil. (S. Hausschwamm.) Auch tritt die Fäulniß nicht allein bei geschlagenem und verarbeitetem, also todtem H. ein, sondern oft genug schon im lebenden Baum, in den Wurzeln, dem Stocke und Stamme (Wurzel-, Stock-, Stammfäule). Auch dieser Zersetzungsproceß wird eingeleitet durch eindringende Pilzsporen, begünstigt durch äußere Verletzungen (Entastungen, Harzscharren, Wildschälen), tritt häufig auch im unverletzten Stamme als Krankheit auf. Vgl. Nördlinger, «Die technischen Eigenschaften des H.» (Stuttg. 1860); J. Wiesner, «Einleitung in die technische Mikroskopie» (Wien 1867); L. Dippel, «Das Mikroskop und seine Anwendung» (Braunschw. 1869); W. Exner, «Die mechan. Technologie des H.» (2 Bde., Wien 1871—75); Mayer, «Chem. Technologie des H. als Baumaterial» (Braunschw. 1872); Gottgetreu, «Physische und chem. Eigenschaften der Baumaterialien» (2 Bde., Berl. 1874) und Hartig-Karmarsch, «Handbuch der Technologie» (Hannov. 1877).

Holzbock oder Zecke (Ixodes) nennt man eine Gattung milbenartiger Insekten, die einen lederartigen Körper mit einem Hornschilde und Füße mit zwei Klauen und einer Heftscheibe besitzen, der Augen entbehren und sich in lichten Wäldern oder auf trockenen Weiden aufhalten. Die Männchen nehmen im vollkommenen Zustande keine Nahrung zu sich; die Weibchen dagegen benutzen jede Gelegenheit, sich an Menschen und Thieren anzusaugen, wo sie, obschon anfangs platt, dann mit Blut erfüllt, bis zur Größe einer Erbse anschwellen können. Ihr mit

Digitized by Google

Widerhaken besetzter Saugrüssel bleibt so fest in die fremde Haut versenkt, daß durch gewaltsames Abreißen des Parasiten, der, mit Oel bestrichen, stirbt und von selbst abfällt, schwerheilende Wunden veranlaßt werden können. Im tropischen Amerika gibt es viele und große Arten, die auch für den Menschen eine gewaltige Plage sind. Zu dieser Gattung gehört der gemeine H. (I. Ricinus), mit einem nur kleinen Hornschilde, der sich bei uns überall in Gebüschen findet und an Menschen, Hunden u. s. w. ansaugt. Der gerandete H. (I. marginatus) mit großem Schilde ist ebenfalls häufig. Mit demselben Namen belegt man übrigens auch manche andere Insekten, namentlich die Bockkäfer (s. d.).

Holzconservation. Da der Verbrauch des Holzes als Baumaterial in fortwährendem Steigen begriffen ist und die Production mit diesem nicht Schritt zu halten vermag, muß man entweder darauf denken, das Holz durch eine andere Substanz, wie z. B. Eisen, zu ersetzen, oder es längere Zeit hindurch brauchbar zu machen: man muß Mittel suchen, es zu conserviren. Bei der Benutzung des Holzes zu Landbauten, wo es vor Feuchtigkeit geschützt liegt, hat das Holz nur einen Feind, den jedem Laien bekannten Wurm (s. Holzwürmer), welcher zahlreiche Gänge durch das Holz arbeitet und dasselbe in Staub (Wurmmehl) verwandelt, wovon man oft auf der Oberfläche kaum Spuren bemerkt. Wenn sich der Wurm einmal eingenistet hat, so ist er kaum mehr auszurotten, und alle in dieser Beziehung vorgeschlagenen Mittel sind unzureichend. Wo das Holz feucht liegt, oder wenn feuchtes Holz beim Bau angewendet wird, da findet oft eine schleunige Zerstörung statt: es stellt sich die Fäule des Holzes (das Vermodern, Vermorschen, Verstocken, Gären, Mumificirung) ein, wodurch dasselbe seine Härte, Biegsamkeit und Festigkeit verliert, und es erzeugt sich auf der Oberfläche der Holz- oder Hausschwamm (s. d.), der im Stande ist, in kurzer Zeit neue Gebäude vollständig zu vernichten. Mehr als auf dem Lande leidet das Holz, welches dem unmittelbaren Einfluß des Seewassers ausgesetzt ist; hier ist aber ebenfalls der Bohrwurm (Teredo navalis, eine Muschelart) der gefährlichste Feind; halbmeterdicke Stämme sind in einem Monat zu einer schwammähnlichen Masse zernagt. Um die Schiffe gegen dieses gefährliche Thier zu sichern, beschlägt man sie, soweit sie im Wasser gehen, mit Kupfer oder streicht sie mit rothem Queckſilberoxyd an. Alle Mittel, die Fäulniß des Holzes, insbesondere der Eisenbahnschwellen, zu verhüten, lassen sich, je nach dem bei ihrer Anwendung zu Grunde liegenden Princip, in folgende Abtheilungen bringen: 1) Möglichste Austrocknung des Holzes vor seiner Verwendung. Führt man dies auf die Weise aus, daß es zugleich geräuchert wird, indem man die Abfälle des Holzes als Brenn- und als Räuchermaterial verwendet und Oefen damit speist, welche die Aufbewahrungsräume heizen und zugleich den Rauch in dieselben hineinströmen lassen, so hat man den größten Vortheil mit möglichst geringen Kosten. Das getrocknete Holz muß, wenn es nachher einem feuchten Raum übergeben wird, mit Substanzen überzogen werden, die das Eindringen der Feuchtigkeit in das Innere des Holzes zu verhindern im Stande sind. In diesem Sinne wirkt das Bestreichen des getrockneten Holzes mit Rohparaffin, Pech, Steinkohlentheer u. s. w. 2) Entfernung der die Fäulniß bedingenden Saftbestandtheile aus dem Holze. Als solcher Bestandtheil tritt zuerst der Saft auf, theils weil sich derselbe leichter zersetzt als die feste Zellenwand, theils weil er den etwa von außen eingedrungenen Keimen mikroskopischer Pilze die Möglichkeit, sich weiter zu entwickeln, darbietet. Das Dörren des Holzes behufs der Entfernung alles Wassergehalts oder das Auslaugen des Holzes mit Wasser und das Verdrängen des Safts im frischen Holze durch Wasser ist aber bei größern Holzmassen nicht ohne Weitläufigkeiten ausführbar, daher bleibt es einfacher, 3) diese Saftbestandtheile chemisch zu verändern und sie dadurch in einen Zustand überzuführen, in welchem sie weniger leicht in Fäulniß überzugehen fähig sind. Hierher gehört das Mittel, Holzwerk, das der Nässe ausgesetzt werden soll, z. B. in die Erde zu rammende Pfähle, durch Erhitzen oberflächlich zu verkohlen (Ankohlen oder Carbonisiren), wodurch das Holz mit einer Schicht von Kohle bedeckt wird, welche schon an und für sich fäulnißwidrig wirkt. Die Ankohlung des Holzes, wozu von de l'Apparent ein besonderer Apparat construirt wurde, hat als Conservirmittel vielfache Fürsprecher, aber auch heftige Gegner gefunden. Alle Metallsalze, welche die Fäulniß im allgemeinen verhindern, wie Queckſilbersublimat, Kupfervitriol, Cuprameron, Chlorzink, können zur Conservation des Holzes angewendet werden, ebenso auch das in den Imprägniranstalten benutzte Kreosot. Das Tränken der Eisenbahnschwellen mit Queckſilberchlorid (das Kyanisiren) ist als unzureichend erkannt worden. Lösungen von Chlorzink haben sich dagegen bewährt und werden bereits auf mehrern Eisenbahnen benutzt. Ein erster Anstrich mit einer Auflösung von Kupfervitriol (1 Pfd. auf 4 Lit. Wasser) und, wenn dieser eingetrocknet, darüber ein zweiter Anstrich mit einer Auflösung

Digitized by Google

von Blutlaugensalz (1 Pfd. auf 4 Lit. Wasser) schützt Bretterplanken, Lattenzäune u. dgl. vor Moos, Flechten, Pilzen, Wurmfraß u. s. w. Vgl. Mayer, «Chem. Technologie des Holzes» (Braunschw. 1872); Paulet, «Traité de la conservation des bois» (Par. 1877); Rottier, «Recherches sur la conservation du bois» (Gent 1874); R. von Wagner, «Jahresberichte der chem. Technologie» (Lpz. 1855—77).

Holzessig oder Holzsäure ist eins der kräftigsten fäulnißwidrigen Mittel und ihrem Hauptbestandtheile nach eine verdünnte, aber mit vielen andern Producten der trockenen Destillation des Holzes (Ameisensäure, Propionsäure, Buttersäure, Aceton, Allylalkohol, Brenzcatechin, Kreosot, Theerbestandtheilen) verunreinigte Essigsäure. Der H. wird durch Destillation aus Holz, am besten aus Eichenholz gewonnen; 100 Theile Eichenholz geben 20—36 Theile H. In seinem ursprünglichen Zustande hat er die Farbe des weißen Weins, einen scharfsauern, etwas zusammenziehenden Geschmack und einen brenzlichen Geruch. Wenn man den H. 8—10 Tage ruhig stehen läßt, wird er, indem sich ein schwärzlicher Theer absetzt, beinahe farblos; noch mehr kann man ihn von dem mit ihm verbundenen Theer durch eine abermalige Destillation befreien. Der H. bewahrt das Fleisch nicht nur vor der Fäulniß, sondern gibt ihm auch jenen rauchigen Geschmack, der dem geräucherten Fleisch eigen ist. Nach den Versuchen, namentlich durch Meinecke und Stoltze, ist minutenlanges Eintauchen des Fleisches hinreichend, die verlangte Wirkung hervorzubringen. Legt man das Fleisch zu lange in die Säure, so werden dessen Fasern aufgelöst. Fleisch mit H. bestrichen, trocknet indeß zu einer harten und zähen Masse aus, die kaum noch genießbar ist, weshalb die Methode, das Fleisch damit zu behandeln (die Schnellessigräucherung), wenig Eingang gefunden hat. Es läßt sich aber vermuthen, daß diese ungünstige Wirkung hauptsächlich in der zu großen Concentration des H. seinen Grund hat, und daß man bei angemessener Verdünnung desselben mit Wasser das Fleisch in einem vollkommen genießbaren Zustand erhalten und dadurch das Räuchern ersetzen kann. Mehr Anwendung findet der H., besonders auch das mittels H. dargestellte essigsaure Eisenoxyd, um Holzwerk u. s. w. vor Fäulniß zu schützen und gegen Wurm und Schwamm zu bewahren. Auch in der Medicin, um von gewissen Wunden, namentlich von Krebsschäden, die Fäulniß abzuhalten, benutzt man die fäulnißwidrige Eigenschaft des H.; seine fäulnißwidrige und mumificirende Wirkung verdankt derselbe dem ihm beigemischten Kreosot (s. d.). Der H. dient jetzt zur Darstellung von reiner Essigsäure, Speiseessig und den essigsauren Salzen (Bleizucker, Grünspan, essigsaures Natron, essigsaures Kali u. s. w.), welche in der Medicin, zur Bereitung von Mineralfarben, sowie in der Färberei und Zeugdruckerei in großer Menge Anwendung finden. Der franz. Kräuteressig wird nur aus H. gefertigt; um ihn dem durch Gärung gewonnenen ähnlicher zu machen, mischt man ihn mit etwas Essigäther, Glycerin und Zuckercouleur.

Holzgeist, Holzspiritus, Methylalkohol oder Carbinol, ist ein dem gewöhnlichen Alkohol sehr ähnliches Product, das sich durch trockene Destillation des Holzes bildet. Es entsteht hierbei neben Holzessig, Aceton, essigsaurem Methyl, kleinen Mengen von Allylalkohol, von welchen Bestandtheilen der H. erst durch Rectification und Destillation über gebranntem Kalk getrennt wird. Derselbe wurde zuerst 1812 von Taylor in den wässerigen Destillationsproducten des Holzes bemerkt, aber erst 1835 von Dumas und Pelizot genauer charakterisirt und untersucht. Der reine H. ist eine farblose Flüssigkeit von eigenthümlichem, gleichzeitig dem Alkohol und Aceton ähnlichen Geruche. Er läßt sich mit Wasser, Alkohol, Aether, fetten und flüchtigen Oelen in allen Verhältnissen mischen. Sein specifisches Gewicht beträgt 0,814 bei 20° C.; er siedet bei 66,5° C. und brennt mit blaßblauer Farbe. Hinsichtlich seiner Hauptbestandtheile, seiner Brennbarkeit, seines Auflösungsvermögens u. s. w. hat der H. große Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Alkohol und kann daher für manche Zwecke diesen in der Anwendung ersetzen. Seine hauptsächlichste Anwendung beruht auf seiner Brennbarkeit, wie in Großbritannien, wo er als Ersatzmittel des dort zu kostspieligen Alkohols vielfach benutzt wird; er steht jedoch als solcher dem Leuchtgas beträchtlich nach. Man verwendet ihn außerdem zur Tischlerpolitur und zu Firnissen, in der Färberei zur Auflösung des Alkanna-Farbestoffs u. s. w. In England soll man ihn auch als berauschendes Mittel versucht haben, ohne daß er Unbequemlichkeiten verursacht habe. Seit einigen Jahren verwendet man den H. in großer Menge in der Theerfarbenfabrikation (z. B. Methylanilinviolett), sodaß der H. eine große Wichtigkeit erlangt hat und eine der werthvollsten Producte der Holzdestillation geworden ist. Er dient ferner in Form von Methyläther zur Kälte- und Eiserzeugung.

Holzlaus, Bücherlaus (Psocus pulsatorius), ein kleines, kaum 2 Mmt. langes, ungeflügeltes, einer langgestreckten Laus ähnliches Thierchen mit sehr großem Kopf, zehngliederigen

Digitized by Google

Fühlern, braunen Augen und verdickten Schenkeln, das zwischen Papier und Büchern, besonders aber in Insektensammlungen und Herbarien häufig ist und die weichern Theile sowie den Kleister und den Leim benagt und dadurch schädlich wird. Man verjagt es leicht durch Licht und Luft. Fälschlich ist die H. des klopfenden Geräusches, welches dem Bohrkäfer (s. d.) gehört, öfters beschuldigt und deshalb auch Todtenuhr genannt worden.

Holzmasse. Der Papierverbrauch in Europa ist seit Anfang des 19. Jahrh. auf mehr als das Dreifache gestiegen. Da die Papierfabrikation aber nur gewisse Abfälle von vegetabilischen und animalischen Gespinstfasern, meist von abgetragenen Kleidern und Wäsche herrührend, verarbeitet, so mußte ein Mangel an Rohmaterial eintreten, für welchen die sog. Lumpensurrogate aufkommen mußten, die man als mineralische Surrogate oder Füllstoff (Barytweiß, Thon und Gips) und organische unterscheidet. Unter den unzähligen vorgeschlagenen organischen Stoffen sind aber nur zwei wohlfeil genug und in hinreichender Quantität zu beschaffen, um mit Vortheil zur Herstellung gewisser Papiersorten Anwendung finden zu können, nämlich das Stroh, das in Form von sog. pâte-paille als Lumpensurrogat vielfache Verwendung gefunden, und dann das Holz gewisser Nadel- und Laubhölzer. In der Papierfabrikation finden zwei Arten von H. Anwendung, nämlich 1) der geschliffene oder mechan. Holzstoff und 2) der chem. Holzstoff oder die Holzcellulose. Ersterer, der geschliffene Holzstoff, wurde bereits 1840 durch Keller im kleinen hergestellt, aber erst seit etwa 20 Jahren, insbesondere durch die Bemühungen von Heinr. Völter in Heidenheim (Würtemberg), ist er ein überaus wichtiges Lumpensurrogat geworden, das aber so wenig wie das Stroh als absolutes Ersatzmittel der Lumpen, sondern in der Regel nur als Zusatz auftritt, indem das aus reiner H. gefertigte Papier in der Regel zu geringe Festigkeit besitzt. Die Vermengung der H. mit dem aus Lumpen dargestellten Ganzstoffe geschieht in Quantitäten von 15—80 Proc. Für gewöhnlich beträgt die Mitverwendung der H. 15—16 Proc. für mittelfeine Schreib-, Druck- und ordinäre Postpapiere; 50—70 Proc. für ordinäre Schreib-, Druck-, Affichen-, Seiden-, Flaschen- und Packpapiere; 50—80 Proc. für ordinäre Tapetenpapiere, Cartons u. s. w.; 100 Proc. für Cartons, Pappen u. s. w. Alle weichen Nadel- und Laubhölzer eignen sich zur Fabrikation der H., besonders Zitterpappel, Linde, Aspe, Fichte und Tanne. Die durch Absägen und Spalten auf passende Größe und Stärke gebrachten und von der Rinde und den Aesten befreiten Holzstücke werden auf einem vertical stehenden, feinkörnigen, rasch rotirenden Mühlstein unter stetem Zufluß von Wasser ausgefasert (abgeschliffen). Dieser Apparat heißt der Défibreur. Die losgerissenen Fasern werden auf Siebwerke geführt, wo sie nach ihrer Feinheit gesondert werden und dann in den Raffineur, einen Mühlgang mit Läufersteinen, gelangen, um endlich noch einmal durch Drahtgewebe sortirt zu werden. Die nasse Masse wird durch Pressen ausgepreßt dergestalt, daß das Gewicht der lufttrockenen Masse, die indessen immer noch zwei Drittel Wasser enthält, 32—40, in der Regel 35—36 Proc. vom Gewicht der nassen Masse beträgt. Das Bleichen der H. erfordert einen ziemlich großen Aufwand von Chemikalien und ist auf eine genügend billige Weise bisher in erwünschter Form noch nicht ausgeführt worden. Vor etwa zehn Jahren (zur Zeit der Industrieausstellung in Paris 1867) suchte man nach den Vorschlägen von Bachet und Machard mit der Fabrikation von H. die Bereitung von Spiritus zu verbinden, indem man die incrustirende Substanz des Holzes durch Behandeln desselben mit Salzsäure in Zucker überführte, welcher durch Gärung in Alkohol umgewandelt wurde, während die zurückgebliebene, aus Cellulose bestehende H. zur Papierfabrikation Verwendung fand. Die Fabrikation des geschliffenen Holzstoffs, welcher letztere nicht nur zur Papierbereitung, sondern auch im nitrirten Zustande zur Darstellung gewisser Sorten von Schieß- und Sprengpulver Verwendung findet, außerdem in großer Menge zu Holzimitationen (insbesondere zu decorativen Zwecken) angewendet wird, ist bereits ein blühender Industriezweig geworden, der indessen noch einer großartigen Entwickelung nach verschiedenen Richtungen hin fähig ist.

Der chemische Holzstoff oder die Holzcellulose besteht, wie schon aus der beschriebenen Darstellung des Holzschleifstoffs hervorgeht, aus der in Wasser unlöslichen Masse des Holzes, die infolge ihrer faserigen Structur durch mechan. Mittel in kurze Fasern zertheilt wurde. Die so erzeugte Faser ist aber starr und unbiegsam, eine Eigenschaft, die durch die in den Zellwänden eingelagerte incrustirende Substanz, durch die die Zellen umgebende Intercellularsubstanz verursacht wird. Man hat sich deshalb seit längerer Zeit mit Erfolg damit beschäftigt, die reine Holzfaser aus dem Holze abzuscheiden, um so auf chem. Wege der Papierfabrikation ein Material zugänglich zu machen, welches als ebenbürtiges Ersatzmittel des Hadernstoffs auftritt. Das gegenwärtige Fabrikationsverfahren besteht darin, daß man das Holz (in

Digitized by Google

Deutschland meist Coniferenholz) in halbzolldicke Späne verwandelt, welche durch geriefte Quetschwalzen in kleinere Stücke zerbrochen werden. Diese Stücke werden in schmiedeeisernen Cylindern mit Aetznatronlauge von 1,055 specifischem Gewicht sechs Stunden lang bis auf 152° C. erhitzt. Die beim Entleeren der Cylinder ablaufende braune und bei Anwendung von Tannenholz nach Vanillin riechende Lauge wird abgedampft und der Rückstand auf Aetznatron verarbeitet. Die braungefärbten Späne werden nach dem Auswaschen mit Wasser mit Chlor gebleicht und sind so vollkommen zerfasert, daß eine weitere Behandlung im Holländer (s. Papier) nicht nöthig ist. 100 Theile Tannenholz geben 32—34 Theile Holzcellulose. Das nur aus Cellulose dargestellte Papier ist etwas durchscheinend, daher eine Beimischung von Lumpenstoff in den meisten Fällen nothwendig. Vgl. C. Hofmann, «Treatise of the manufacture of paper» (Lond. 1873); Müller, «Die Pflanzenfaser und ihre Aufbereitung für die Technik» (Braunschw. 1876); R. von Wagner's «Jahresberichte der chem. Technologie» (Lpz. 1855—77); L. Müller, «Die Fabrikation des Papiers» (4. Aufl., Berl. 1877).

Holzminden, Kreisstadt im Herzogthum Braunschweig, am rechten Ufer der Weser, der hier die Holzminde zugeht, an der Bergisch-Märkischen, der Braunschweiger und der Westfälischen Eisenbahn, am Fuße des Solling in einem freundlichen Thale gelegen, ist Sitz der Kreisdirection, des Kreis- und eines Amtsgerichts sowie einer Generalsuperintendentur und zählt (1875) 6887 gewerbfleißige E., die sich theils mit Ackerbau, theils mit Fabrikation von Eisen-, Stahl- und andern Kurzwaaren beschäftigen. Auch bestehen Etablissements für Eisenguß und mechan. Weberei sowie Töpfereien und Schwerspatmühlen. Die bei H. gebrochenen, weithin bekannten Sollinger Sandsteine werden in vielen Schleifmühlen zu Platten geschliffen oder zu Quadern und Bauornamenten verarbeitet. Der Ort treibt, besonders vermittels der schiffbaren Weser, einen lebhaften Handel mit den Erzeugnissen seiner Industrie sowie auch mit Leinwand, deren Weberei für die braunschw. Lande im Holzmindener Kreise ihren Hauptsitz hat. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu H. ein Gymnasium und eine 1832 begründete Baugewerkenschule (mit über 1000 Schülern), die eines guten Rufs genießt. Die Stadt gehörte ehedem den Grafen von Eberstein, kam aber 1410 an Braunschweig. — Der Kreis H. umfaßt ein Areal von 574 QKilom., zählt (1875) 42,732 E. und begreift die vier Aemter H., Stadtoldendorf, Eschershausen und Ottenstein.

Holzschneidekunst oder Xylographie heißt der Zweig der vervielfältigenden graphischen Künste, welcher das abzudruckende Bild mit hochstehenden Linien aus einer Holzplatte herausschneidet, sodaß dasselbe erhaben auf letzterer steht. In den ersten Jahrhunderten der H. bediente man sich des Birnbaumholzes und schnitt aus der Länge der Faser, später und auch gegenwärtig des Buxbaums, und zwar des quergesägten und polirten Stocks, den man, statt wie früher mit dem Messer, mit dem Grabstichel bearbeitet. In der auf weiße Grundirung aufgetragenen Zeichnung werden mit Schonung der Linien alle Zwischenräume zu solcher Tiefe ausgehoben, daß sie beim Einschwärzen der Platte von der Farbe nicht berührt werden. Das letztere geschieht mittels der Walze; der Abdruck wird auf mäßig angefeuchtetes Papier, seltener auf Pergament, Zeug und andere Stoffe gemacht. Vorzüglich eignet sich der Holzschnitt zur Illustrirung von Büchern, da der Stock in den Letternsatz eingeschoben und mit diesem abgedruckt werden kann. Die frühesten Spuren der H. will man in China finden, wo sie noch gegenwärtig zum Bücherdruck benutzt wird; es leitet aber keine Spur darauf, daß ihre Kenntniß von dort in das Abendland gelangt sei. Die Römer besaßen Stempel von Bronze mit erhaben aufstehenden Buchstaben; solche mit Hausmarken versehen, den sog. Hausbrand, kannte auch das Mittelalter und fertigte sie später aus Eisen und Holz. Sie gaben vielleicht den ersten Anlaß zur Entstehung des Formschnittes, der als Modellschnitt noch nach anderer Seite hin zur Ausbildung kam. Der Holzschnitt im engern Sinne scheint zuerst angewandt worden zu sein, um statt der oft schwer zu erlangenden Zeichnungen die Umrisse für Stickereien auf Leinwand, vorzugsweise in Nonnenklöstern, herzustellen. Proben einer derartigen Verwendung gehen bis in das 14. Jahrh. zurück und weisen auf Frankreich. Die Spielkarten, von welchen man sonst den Ausgang des Holzschnittes ableitete, stehen den erhaltenen Documenten nach erst in zweiter Reihe. Spuren eingepreßter Zeichnungen auf Pergament aus dem 12. Jahrh. können um so weniger als Anfang des Holzschnittes angesehen werden, als sie in ihrer Vereinzelung keinen Hinweis auf allgemeine Uebung liefern und die ältesten Erzeugnisse dieses Kunstzweigs, die sog. Reiberdrucke, eine ganz verschiedene Technik erkennen lassen. Denn diese sind entstanden, indem man das feuchte Papier auf die mit dem Ballen geschwärzte Platte legte und so lange bearbeitete, bis der Abdruck sich vollzogen hatte.

Digitized by Google

Die ältesten Holzschnitte behandeln fast ausschließlich religiöse Vorwürfe, erscheinen mit dicken, unbeholfen hergestellten Umrissen, ohne Schraffirung, und nachträglich leicht colorirt, da man ohne Zweifel die längst bekannten Andachtsbilder in Miniaturmalerei dadurch zu ersetzen oder vielmehr populär zu machen beabsichtigte. Der früheste datirte Holzschnitt, ein heil. Christoph, aufgefunden in der Karthause zu Buxheim, gegenwärtig im Besitz des Lord Spencer, trägt die Jahreszahl 1423. Bald schritt man zum Druck ganzer Bücher vermittels geschnittener Holzplatten, wobei eine und dieselbe Platte Text und Bilder umfaßte: der erste Schritt zu Gutenberg's Erfindung der Buchdruckerkunst, dessen Verdienst bekanntlich nur darin bestand, die Lettern beweglich herzustellen. Unter den alten Plattendrucken treten mit vielen Auflagen die lat. Armenbibel («Biblia pauperum»), die Kunst zu sterben («Ars moriendi»), der Heilsspiegel («Speculum salvationis») u. a. in den Vordergrund. Auch nach Einführung des spätern Buchdrucks blieb der Holzschnitt dessen getreuer Begleiter und das 15. Jahrh. sah noch viele illustrirte Werke, selbst solche naturwissenschaftlichen Inhalts. Das bedeutendste Buch dieser Art ist die von Hartmann Schedel zu Nürnberg herausgegebene, von Michael Wohlgemuth und Hans Pleydenwurf mit Holzschnitten versehene «Weltchronik» (1493). Bis zu dieser Zeit hatte auch die Technik des Holzschnittes Fortschritte gemacht; die Schraffirung war aufgenommen worden und selbst Kreuzlagen der Linien wurden mit Geschick behandelt. Auf eine bisher unbekannte Höhe und zu wahrhaft künstlerischer Bedeutung hob ihn aber erst Albrecht Dürer in seinen Bildern zur «Apokalypse» (1498), welchen seine übrigen Folgen und Einzelblätter mit stets wachsender Meisterschaft der Ausführung sich anreihten, so die große und die kleine Passion, das Leben der Maria (sämmtlich 1511 herausgegeben), die Ehrenpforte Kaiser Maximilian's (1515), die Prachtsäule (1517) u. a. Von den Zeitgenossen und Schülern Dürer's betraten manche mit Glück und außerordentlicher Productivität die von jenem eröffnete Bahn, so Hans Burgkmair von Augsburg, welcher für Maximilian I. einen großen Triumphzug zeichnete und dessen Schriften, den «Theuerdank» und «Weißkunig», mit Illustrationen versah, Hans Holbein der Jüngere, berühmt durch seinen Todtentanz, Hans Springinklee, Hans Baldung Grün, Hans Schäufelein, Hans Guldenmundt, Hans Sebald Beham, Albrecht Altdorfer, Erhard Schöse, Anton Wornsam von Worms, Georg Werftlin u. a. Die sächs. Schule war hauptsächlich durch Lukas Cranach vertreten, der Norden Deutschlands durch Heinr. Aldegreiner und Melchior Lorch. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zeichneten sich aus Virgilius Solis zu Nürnberg, die Schweizer Jost Amman, Tobias Stimmer, Christoph Maurer und Nikolaus Manuel, genannt Deutsch, welche indeß zum Theil auch in Deutschland ihr Arbeitsfeld fanden. In den Niederlanden war ebenfalls schon früh der Formschnitt eifrig cultivirt worden. Lukas von Leiden bearbeitete ihn in Nachahmung Dürer's in einigen Blättern; zu einer eigenthümlichen Blüte gelangte er daselbst aber erst gegen Ausgang des Reformationszeitalters, als die bedeutendsten Künstler, selbst Peter Paul Rubens, für ihn zu zeichnen begannen. Sein eigentliches Gebiet war hier das Clairobscur oder der Tondruck, welcher nur die Umrisse und Hauptschatten in schwarzen Linien, die weitern Abstufungen des letztern in meistens grauen oder bräunlichen Tönen gibt, die mit besondern Platten aufgesetzt werden, während die Lichter meist ausgespart stehen bleiben. Von hervorragenden Künstlern sind hier zu nennen: Heinr. Goltzius, Abraham Bloemart, Paul Moreelse, Jan Lievens u. a. Die Italiener, im ganzen in der Kunst des Holzschnittes weniger ausgezeichnet, schreiben sich die Erfindung des Clairobscur zu, so namentlich Hugo da Carpi in einer Schrift von 1516, während die Deutschen, z. B. Burgkmair, L. Cranach u. a., viel früher schon Treffliches auf diesem Gebiete leisteten. Auch Rafael und Tizian zeichneten für den Holzschnitt. Sonst sind zu nennen: Antonio Fantuzzi, Nicolo Boldrini, Andrea Andreani u. s. w. Uebrigens arbeiteten auch Deutsche in Italien, wie ebenfalls in Frankreich, wo namentlich in Lyon sich eine Schule tüchtiger Holzschneider herausbildete. Pariser Drucke enthalten schon um 1500 Illustrationen, namentlich Randeinfassungen von großer Feinheit der Ausführung. Auch der spätere franz. Holzschnitt beschränkt sich fast gänzlich auf dieses Gebiet, ebenso der englische und der anderer europ. Länder, so weit er gepflegt wurde.

Die eigentliche Heimat dieser Kunstübung blieb aber immer Deutschland. Hier lieferte sie von miniaturartiger Ausführung bis zur derben Behandlung großer Tableaux, auch auf den Gebieten des Porträts, des Prospects und selbst der Kartographie die meisten selbstständigen und viele bewunderungswürdige Arbeiten. Die früher viel behandelte Frage wegen der eigenhändigen Ausführung der Holzstöcke von seiten der Künstler ist mit Sicherheit dahin zu entscheiden, daß diese nur ausnahmsweise statthatte. Berühmte Xylographen der ältern Zeit sind

Digitized by Google

Hieronymus Andre (Reſch), der für Dürer, Hans Lützelburger, welcher für Holbein, und Joſt Dienecker, welcher unter anderm für Burgkmair ſchnitt. Im Laufe des 16. Jahrh. wurde der Holzſchnitt immer populärer und verbreiteter. Nicht nur wurden mehr und mehr Bücher, außer Bibeln und Andachtsbüchern auch Chroniken, Bearbeitungen der Claſſiker, Romane, Natur- und Reiſebeſchreibungen mit Abbildungen verſehen, auch Einzel-, ſog. Fliegende Blätter, Berichte wichtiger Ereigniſſe, Kalender, namentlich Caricaturen, wurden darin ausgeführt.

Inzwiſchen hatte aber der Kupferſtich eine Ausbreitung und eine Gunſt gewonnen, die dem Holzſchnitt raſch gefährlich werden ſollten. Das Zeitalter wendete ſich ihm wie mit einem Schlage zu, und ſchnell ſank der Holzſchnitt von ſeiner Höhe herab. Von den Büchern gingen zuerſt die Titel an den Kupferſtich über, dann auch die größern innern Bilder, und nur Culs-de-Lampe und Vignetten blieben dem Holzſchnitt, der nun meiſt handwerksmäßig gearbeitet wurde, da alle beſſern Kräfte ſich dem Kupferſtich zugewendet hatten. Mit dem Dreißigjährigen Kriege ging der Holzſchnitt faſt völlig unter und beſchränkte ſich wieder auf das, womit er 200 Jahre früher begonnen, auf Fibeln, Spielkarten, Kalender und Buchdruckerzierathen. Nur ſeine Fähigkeit, eine ſehr große Anzahl von Abdrücken zu erleiden und ſich in den gewöhnlichen Letternſatz zu ſchmiegen, hielt ihn überhaupt. Erſt mit dem 19. Jahrh. begann ſeine Wiederaufnahme, und zwar durch die praktiſchen Engländer, welchen die großen Vortheile dieſer Illuſtration zuerſt wieder einleuchteten, und die für das Skizzenhafte und typographiſche Alterthümer eine Liebhaberei haben. Als der Vater der neuern H. in England gilt Thomas Bewick (ſ. d.), auf welchen zunächſt die Geſchwiſter Byfield folgten. Durch die ſehr vervollkommnete Methode des Abklatſchens oder Clichirens (ſ. d.) wurde es möglich, nicht nur die Platten illuſtrirter Werke an ähnliche Unternehmungen auf dem Continent abzutreten, ſondern auch der Originalausgabe, und wenn ſie auch bis auf viele tauſend Exemplare ſtieg, ſtets ſcharfe und gute Abdrücke zu ſichern. In Frankreich hat ſich ſeit der Reſtaurationszeit ein eigener Illuſtrationsſtil gebildet, der mit der größten Gewandtheit gehandhabt wird. Deutſchland, lange Zeit von den engl. und franz. Holzſchneidern noch ſehr abhängig, hat ſich neuerdings durchaus emancipirt. Schon im 18. Jahrh. hatten Unger Vater und Sohn in Berlin die Bahn gebrochen; ihnen waren Gubitz und Unzelmann daſelbſt mit den ſchönſten Leiſtungen nachgefolgt. Aus ihrer Schule ſind mit Auszeichnung noch die Brüder Vogel zu nennen, die Hauptverfertiger der Abbildungen zu den Werken Friedrich's d. Gr., die Menzel zeichnete. In Wien übte Blaſius Höfel die H. mit großer Virtuoſität, in Leipzig Eduard Kretſchmar, in Darmſtadt Pfnorr. In Dresden hat zuerſt Hugo Bürkner eine ausgezeichnete Anſtalt eingerichtet, und neben ihm beſtand die Gaber'ſche. Bürkner's Schnitte nach Ludw. Richter'ſchen Zeichnungen gehören zu den vollendetſten. Bald befanden ſich tüchtige Künſtler und xylographiſche Anſtalten in allen deutſchen Städten, wo Kunſt gepflegt wird.

Die Hauptverbeſſerungen, welche die H. und die Herſtellung von Abdrücken der Holzſchnitte in neuerer Zeit erfahren, ſind techniſcher Art und beſtehen hauptſächlich in vollkommenern Werkzeugen, Hülfsmaſchinen und zweckmäßig conſtruirten Druckpreſſen. Die Klippe aber, an welcher auch geſchickte Künſtler nicht immer vorbeiſteuern mögen, iſt die Nachahmung des Kupfer- und Stahlſtichs, welchen die H. in dem, was jenen eigen iſt, doch nie erreichen kann, während früher ihre Aufgabe darin erblickt wurde und, in Gemäßheit ihrer kräftigen Einfachheit, ihrer breiten und tiefen Schatten und ihrer derben Contraſte, immer die bleiben wird, jeden Gegenſtand auf charakteriſtiſche, in die Augen fallende Weiſe zu veranſchaulichen. Dieſe Weiſe der H. vertritt zumeiſt die dresdener und münchener Schule, während andere wieder ſich mehr zur Virtuoſität in der Nachahmung der freien Radirung hinneigen. Stuttgart, Düſſeldorf und Leipzig ſind ſämmtlich in beiden Schulen gerecht und leiſten in dem Schnitte feiner und in engen Strichlagen ausgeführter Xylographien das Mögliche; in Braunſchweig gelangte der Schnitt von techniſchen Darſtellungen zu großer Vollendung. Die Ausbreitung und Verwerthung der Holzſchnitt-Illuſtration iſt durch die Erfindung, anſtatt der weniger haltbaren Blei-Clichés ſehr ſcharfe und originalgetreue Kupfer-Clichés durch galvaniſche Ablagerung herzuſtellen, noch weſentlich gefördert worden. Mit der Geſchichte der H. haben ſich hauptſächlich Brulliot, Laborde, Heller, Rumohr, Sotzmann, Rud. Weigel, Young und Amb. Firmin Didot beſchäftigt. Vgl. Schaßler, «Die Schule der H.» (Lpz. 1866), und «Holzſchnitte des 14. und 15. Jahrh. im Germaniſchen Nationalmuſeum» (2 Bde., 164 Tafeln, Nürnb. 1875).

Holzwaaren. Im weiteſten Sinne des Wortes verſteht man hierunter nicht nur alle aus Holz gefertigten Gegenſtände, ſondern das Holz als Arbeitsmaterial ſelbſt, ſofern es durch vorbereitende Zurichtung in eine der eigentlichen Verarbeitung bequeme Geſtalt gebracht iſt. Dies

Digitized by Google

nun geschieht theils durch Zerspalten, theils durch Zerschneiden mittels Handsägen oder auch durch Dampf getriebene Sägemaschinen. Hiernach unterscheidet man Spaltholz und Schnittholz. Die vorzüglichsten Spalthölzer sind: Latten, Bühnen (halbrunde Dachlatten, durch einmaliges Aufspalten dünner Nadelholzstangen gewonnen), Rahm- oder Riegelholz (zu Fensterstöcken und Fensterrahmen), Zaunstöcke und Weinpfähle, Schachtel- und Siebränder, Faßstäbe, Faßreifen und Faßbodenholz, Wagenachsen, Felgen und Speichen zu Wagenrädern, Klaviaturholz oder Resonanzholz (zu Pianofortes, Violinen, Guitarren u. s. w.), Schuhmacher- und Buchbinderspäne, Schienen (dünne, schmale Streifen) zu hölzernen Siebböden. Schnitthölzer werden in breite und kantige unterschieden, je nachdem ihre Breite die Dicke bedeutend übertrifft oder nicht. Zu erstern gehören Bohlen, Dielen, Parkets und Fourniere; zu letztern die Latten, die Stollen oder Säulen und verschiedenes kleines, zum Theil krummes Schnittholz für Wagner, Böttcher u. s. w., als Radfelgen, Radspeichen, Faßstäbe u. dgl. m. Die durch eigentliche Verarbeitung des Holzes hervorgehenden, mehr oder weniger künstliche Arbeitsmethoden erfordernden H. lassen sich am bequemsten nach den Klassen der mit ihrer Darstellung beschäftigten Gewerbsleute abtheilen. Es sind zu nennen die Arbeiten des Zimmermanns, Böttchers, Wagners, Tischlers (Bautischler und Möbeltischler), Drechslers, Instrumentenmachers, Bildhauers, Büchsenschäfters, Holz- und Formschneiders, Holzknopfmachers, Parketfabrikanten, Fässerfabrikanten, der Marqueterie (oder Holzmosaik), ferner die gröbern und feinern geschnitzten Waaren, welche sich zum Theil den Erzeugnissen des Holzbildhauers anreihen, endlich die Korbmacherarbeiten, welche man als grobe Korbflechterei (im Fichtelgebirge besonders ausgebildet) und feine Korbflechterei (mit ihrem Hauptsitz in Berlin) unterscheidet. In dem engern und gebräuchlichsten Sinne umfaßt der Ausdruck H. nur zwei Kategorien von Erzeugnissen der Holzverarbeitung, nämlich einerseits die gröbern und einfachern Artikel, welche durch Spalten, Sägen, Behauen, Schnitzen, Drechseln und Raspeln hergestellt werden, als Schindeln, Löffel, Teller, Milchgefäße, Schuhe, Schaufeln, Mulden, Wasch- und Backtröge, Hühnerbauer, Vogelbauer, Rechen und Heugabeln, Peitschenstiele, Spazierstöcke u. s. w.; andererseits jene zahllosen feinern und kleinern Geräthschaften, welche aus Holz geschnitzt oder gedrechselt und meistentheils zu Kinderspielzeug bestimmt sind, häufig mit Farben angestrichen gebeizt, lackirt, vergoldet, überhaupt auf mannichfaltige Art verziert werden. Die Fabrikation hölzerner Spielwaaren blüht in Thüringen (Sonneberg), Nürnberg-Fürth, Sachsen (Erzgebirge) und Würtemberg. Eine moderne Art H. sind die Holzgalanteriewaaren (Geldkassetten, Handschuhkästchen, Schreibpulte, Photographierahmen, Lichtschirme), in deren Anfertigung Nürnberg mit Wien und Paris wetteifert. In der feinern Holzschnitzerei macht sich in neuerer Zeit der Einfluß des kunstgewerblichen Moments geltend, so in der Schnitzwaarenfabrikation von Reichenhall und Oberammergau in Baiern, so in der Uhrkastenfabrikation im Schwarzwalde. Einen hervorragenden Zweig der deutschen Holzverarbeitung bietet noch die Fabrikation der Goldleisten und Goldrahmen und der Holzdrähte (aus Fichten-, Kiefern- und Tannenholz) für die Zündholzfabriken. Eine neue und zukunftsvolle Verwendung des Holzes ist die zu Holzstoff (s. Holzmasse), aus dem man jetzt künstliches Holz zu Decorationen, Imitationen von Holzschnitzereien u. s. w. darstellt. Vgl. die Berichte über die Industrieausstellungen in München (1854), London (1851 und 1862), Paris (1855 und 1867), Wien (1873) und Philadelphia (1876); ferner Exner, «Die Technologie des Holzes» (Wien 1876).

Holzwespen (Urocerida) nennt man meist große Bohrwespen mit kugeligem, dicht an die Brust gedrücktem Kopfe, kleinen, rundlichen Augen, großem, meist vorn abgestutztem ersten Brustringe und langem, an der Brust festsitzendem Hinterleibe, an dessen Ende die Weibchen eine starke, drehrunde Legeröhre tragen, die weit vorsteht und einen Sägestachel birgt. Mittels dieses bohrt das Weibchen tiefe Löcher in Baumrinden bis in das Holz und legt dann seine Eier. Die aus denselben entstehenden Larven sind drehrund, dick, mit kleinem Kopfe und sechs kurzen Füßen. Sie bohren im Holze und werden dadurch den Waldungen und Zierbäumen schädlich. Die Riesenholzwespe (Sirex gigas) wird 4 Ctmt. lang und ist besonders im Norden häufig; die Kieferholzwespe (Sirex juvencus) schadet in unsern Kiefernwäldern.

Holzwürmer nennen die Forstleute im allgemeinen alle Insektenlarven, welche in dem Holze, dem Splinte und der Rinde lebender Bäume bohren und häufig durch massenhaftes Auftreten empfindlichen Schaden verursachen, indem sie das Absterben der Bäume und ganzer Waldungen bedingen. Da die bohrenden Larven und meist auch die Puppen im Holze selbst verborgen hausen und die Insekten im vollkommenen Zustande theils ebenfalls in Bohrgängen sich aufhalten, theils nur kurze Zeit im Freien leben, so ist begreiflicherweise die Macht des

Digitized by Google

Menschen gegen diese Verwüstungen nur eine geringe und kann meistens nur darin bestehen, die angegriffenen Bäume zu fällen und Lockbäume herzurichten, nämlich Bäume im Safte zu fällen und eine Zeit lang liegen zu lassen, indem die meisten Arten lieber in schon angegriffenen Bäumen bohren, sich also in diese ziehen und dann mit dem Holze verbrannt werden können. Die Spechte sind die natürlichen Feinde dieser Thiere, welche sie aus Rinde und Holz heraushacken. Außerdem nennt man im gewöhnlichen Leben H. alle Larven und Insekten, welche auch im trockenen Werkholze bohren. Alle diese H. gehören den Schmetterlingen, Hautflüglern und besonders den Käfern an. Unter den erstern sind die bekanntesten: die Weidenraupe (Cossus ligniperda) und die Raupen der Glasschwärmer (Sesia), beide mehr in weichen Holzarten, wie Weiden und Pappeln; unter den Hautflüglern oder Hymenopteren die Holzwespen (s. d.) und einige hummelartige Bienen, welche ihre Nester gern in trockenem Zimmerholz ausnagen, wie z. B. die Zimmermannsbiene (Xylocopa violacea); unter den Käfern sind es: die ganze Familie der Bohrkäfer (s. d.), der Borkenkäfer (s. d.), unter welchen auch namentlich die Verwüster der trockenen Hölzer sich finden; der Prachtkäfer (Buprestida), welcher besonders in südl. Gegenden häufig ist, und der Bockkäfer (s. d.); endlich die Larven der Schröter oder Hirschkäfer (s. d.).

Homann (Joh. Bapt.), der Begründer des nach seinem Namen benannten Landkartenverlags zu Nürnberg, war zu Kamlach, im jetzigen bair. Kreise Schwaben, 20. März 1663 geboren und besuchte, von seinen Aeltern für das Kloster bestimmt, die Jesuitenschule zu Mindelheim. Dem Kloster zu entgehen, entwich er heimlich nach Nürnberg, wo er zur prot. Kirche übertrat und 1687 Notar wurde. Theils um sich einen bessern Verdienst zu schaffen, theils aus Neigung fing er an, sich auf das Kupfer- und Landkartenstechen zu legen, und sein Eifer für diese Arbeiten stieg mit dem Beifall, der ihnen zutheil wurde. Im J. 1702 begründete er endlich einen förmlichen Landkartenhandel, der sehr bald eine große Ausbreitung gewann. Er lieferte allmählich gegen 200 Karten, die sich im allgemeinen durch Brauchbarkeit, besonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten, darunter den großen Atlas über die ganze Welt in 126 Blättern (1716) und den «Atlas methodicus» in 18 Blättern (1719). Auch fertigte er kleine Globen, Armillarsphären und andere mechan. Kunstwerke. Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin erwählte ihn 1715 zu ihrem Mitgliede, der Kaiser Karl VI. sendete ihm eine goldene Ehrenkette und ernannte ihn zu seinem Geographen, und der Zar Peter d. Gr. bestellte ihn 1722 als seinen Agenten. H. starb 1. Juli 1724. Der Besitz des Instituts ging auf seinen Sohn, Johann Christoph H. (geb. 1703, gest. 1730), über, der seinen bisherigen Geschäftsführer Joh. Georg Ebersberger und seinen Universitätsfreund Joh. Mich. Franz zu Erben der Handlung einsetzte, die unter der Firma «Homann'sche Erben» fortgeführt wurde. Im J. 1755 ging dieselbe an Franz' Bruder, Jak. Heinr. Franz, über, der den Buchhändler Georg Peter Monath, den Schwiegersohn Ebersberger's, zum Compagnon annahm. Monath's Sohn, Friedr. Albrecht Monath, verkaufte 1804 seinen Antheil am Geschäft an Georg Christoph Franz Fembo, der 1813 auch den Antheil der Franz'schen Familie an sich brachte. Mit des letztern Tode (11. Sept. 1848) erlosch die Handlung, welche sich unter ihrem Begründer, namentlich aber unter Joh. Mich. Franz, um die Förderung der Geographie in Deutschland die größten Verdienste erworben hatte.

Homburg vor der Höhe, so genannt, weil es an und vor der Höhe oder dem Taunus liegt, Kreisstadt des Obertaunuskreises im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, bis 1866 Hauptstadt der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg (s. d.), 18 Kilom. im Nordnordwesten von Frankfurt a. M., an der Eschbach und an der von Frankfurt nach H. führenden Eisenbahn gelegen, zählt (1875) 8294 E., die Woll- und Leinweberei sowie besuchte Jahrmärkte unterhalten. Nächst dem auf einer Anhöhe liegenden Residenzschloß, das 1680—1703 erbaut, 1835 erweitert wurde, sind ansehnliche Gebäude: das palastähnliche Curgebäude, die prot. Stadtkirche, die kath. (ehemals franz.-reform.) Stadtkirche, die neue Synagoge. H. hat eine Realschule mit Progymnasium, eine Mittelschule, drei Töchterschulen, eine Bibliothek, ein Armen-, ein Waisen- und ein Versorgungshaus, ein allgemeines und ein christl. Krankenhaus, eine Kleinkinderbewahranstalt. Seit 1834 ist H. auch in die Reihe der Taunusbäder getreten. Es hat fünf eisenhaltige salinische Heilquellen: Ludwigsbrunnen, Elisabethenbrunnen, Kaiserbrunnen, Stahlbrunnen, Luisenbrunnen, von denen der Elisabethenbrunnen die bedeutendste ist. Das Bad hat sich schnell gehoben und vielen Verkehr erzeugt. Das großartige Curhaus mit ausgedehnten schönen Parkanlagen und einem Theater wurde 1841—43 von den damaligen Bankhaltern, Gebrüder Blanc, erbaut. Im 12. Jahrh. waren die Dynasten von Eppstein Besitzer des Schlosses und der Herrschaft H., von deren Burg

Digitized by Google

der noch stehende hohe weiße Thurm herrühren mag. Vgl. Schäfer, «Bad H. und seine Umgebungen» (Darmst. 1864); Friedlieb, «Der Curort H.» (Frankf. a. M. 1867); Schudt, «H. und seine Umgebungen» (11. Aufl., Homb. 1876).

Home (Henry), berühmter philos. Schriftsteller, geb. 1696 zu Kames in der Grafschaft Berwick, wurde in Edinburgh 1724 Advocat, 1752 Assisenrichter und 1763 mit dem Titel Lord Kames einer der Oberrichter von Schottland. Er starb 27. Dec. 1782. Von seinen zahlreichen Schriften sind am bemerkenswertheften: «Essays on the principles of morality and natural religion» (Edinb. 1751; deutsch von Rautenberg, 2 Bde., Braunschw. 1768), in welchen er den von den engl. Philosophen angenommenen Grundsatz des moralischen Sinnes weiter verfolgte; «Historical law» (Edinb. 1759) und «The principles of equity» (Edinb. 1760), worin er die Grundsätze der Philosophie und Politik auf die Rechtswissenschaft anwendete; «Elements of criticism» (3 Bde., Edinb. 1762—65; deutsch von Meinhard, Lpz. 1765; 3. Aufl. von Schatz, 3 Bde., 1790—91), ein Werk, das eine psychol. Theorie des Geschmacks im Geiste seines Zeitalters und der philos. Schule in England ist und auch in Deutschland viel Einfluß ausübte; «Sketches of the history of man» (2 Bde., Lond. 1774; 3 Bde., 1807; deutsch von Klausing, 2 Bde., Lpz. 1775—83); endlich «Loose hints on education» (Edinb. 1781). Sein Leben hat Lord Woodhouselee beschrieben (2 Bde., Edinb. 1807—10).

Homer (griech. Homeros) ist der Name des griech. Dichters, welcher nach der fast einstimmigen Tradition des Alterthums an der Spitze der griech. Literaturgeschichte steht. Abgesehen nämlich von der unbedeutenden Sekte der Chorizonten (d. h. Trennenden), hielten die Alten allgemein einen Dichter dieses Namens für den Verfasser der beiden großen epischen Gedichte Ilias (worin Scenen aus dem Kampfe der Griechen vor Troja, um den Mittelpunkt des Zornes des Achilles gruppirt, geschildert werden) und Odysseia (worin die Irrfahrten und endliche glückliche Heimkehr des Odysseus [s. d.] sowie der Sieg desselben über die Freier seiner treuen Gattin Penelope erzählt werden). Die gewöhnliche Volksansicht schrieb sogar demselben Dichter noch eine ganze Anzahl anderer Gedichte zu, theils Hymnen auf verschiedene Götter (von denen uns noch eine 5 größere und 28 kleinere Hymnen umfassende Sammlung erhalten ist), theils ein komisches Epos, dessen Held ein Kolophonier, Margites, eine Art Till Eulenspiegel des Alterthums, war, und ein parodisches Epos, «Der Krieg der Frösche und Mäuse» (Batrachomyomachie), theils endlich mehrere größere Epen, wie die Thebais und andere Gedichte des sog. epischen Cyklus. (S. Cyklische Dichter.) Was von der Persönlichkeit dieses Dichters berichtet wird, trägt freilich einen durchaus sagenhaften Charakter. Sieben oder mehr Städte stritten sich um die Ehre, seine Geburtsstätte zu sein (nach dem bekannten Hexameter: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athenä; aber auch das kleinasiat. Kyme und die Insel Jos nahmen wenigstens die Aeltern des Dichters für sich in Anspruch). Nach der verbreitetsten Tradition soll ihn eine Nymphe Kretheis mit dem Flußgott Meles (bei Smyrna) erzeugt haben. Später soll er blind geworden und so als fahrender Sänger in der Welt umhergezogen sein, auch bei diesen Wanderungen auf der Insel Jos, wo man noch in spätern Zeiten sein angebliches Grabmal zeigte, seinen Tod gefunden haben. Als histor. Kern dieser Tradition kann man nur die Thatsache betrachten, daß die den Namen des H. tragenden Gedichte, speciell die Ilias und Odyssee, bei den kleinasiat. Joniern, etwa im 10. und 9. Jahrh. v. Chr., entstanden und von da einige Zeit später (nach der Tradition besonders durch Vermittelung des Spartaners Lykurgos) nach dem europ. Griechenland herübergebracht worden sind. Hier wurden einzelne Stücke dieser Dichtung, die bis zu einem gewissen Grade ein Ganzes bildeten, bei Götterfesten oder sonstigen Veranlassungen, bei welchen sich eine grössere Volksmenge zusammenfand, von den sog. Rhapsoden (Sängern oder Declamatoren) vorgetragen, wie z. B. Solon solche Vorträge für Athen ausdrücklich anordnete. Erst Pisistratus (s. d.) ließ durch eine Commission von vier Männern, an deren Spitze der Athener Onomakritos stand, die einzelnen Stücke, deren es jetzt welche gab, auch wenn die Gedichte ursprünglich als Ganze componirt waren, da dieselben jedenfalls im Laufe der Zeit durch große Partien erweitert worden waren, zu zwei großen Ganzen vereinigt niederschreiben, wobei natürlich von den Anordnern (Diaskeuasten) manche Zusätze, besonders verbindende Uebergänge, hinzugedichtet, auch einzelne Verse zur Verherrlichung Athens eingeschoben wurden. Diese auf Anordnung des Pisistratus erfolgte Sammlung und Aufzeichnung der bis dahin fast ausschließlich durch den mündlichen, stückweisen Vortrag der Rhapsoden dem griech. Volke bekannten Dichtungen war die erste vollständige Ausgabe der Ilias und Odyssee, der bald andere nachfolgten, die man theils nach den Städten, in welchen, theils nach den Männern,

Digitized by Google

durch welche sie veranstaltet wurden, benannte. Unter den letztern ist die berühmteste die von Aristoteles für Alexander d. Gr. besorgte. Eine neue Epoche für das Studium der Homerischen Gedichte begann in Alexandria, wo die bedeutendsten Gelehrten, wie Zenodotos von Ephesos, Aristophanes von Byzanz und vor allen Aristarchos von Samothrake, den Text der beiden Gedichte (die sie in je 24 Bücher theilten) nach den besten frühern Ausgaben und nach den durch Beobachtung von ihnen aufgefundenen Regeln der Sprache und des Versbaues kritisch festzustellen sich bemühten. Aehnliche Studien, aber mit weniger sicherer Methode, wurden auch in Pergamos, besonders durch Krates von Mallos, den Gegner des Aristarchos, gepflegt. Die mit kritischen Zeichen versehene Ausgabe des Aristarchos verschaffte sich bald allgemeine Geltung, und seine in verschiedenen Schriften (Commentaren zu den einzelnen Büchern der Ilias und Odyssee und Dissertationen über einzelne schwierigere Fragen) niedergelegten Ansichten wurden erläutert und weiter ausgeführt durch zahlreiche unmittelbare und mittelbare Schüler, unter denen Aristonikos, Didymos, Nikanor und Herodianos die bedeutendsten sind. Die Schriften dieser vier Männer bilden die Grundlage der trefflichen Scholien zur Ilias, welche uns in dem berühmten Codex der Bibliothek zu Venedig erhalten sind (zuerst bekannt gemacht von Villoison, Veneb. 1788). Daneben besitzen wir noch meist recht weitschweifige Scholien und Commentare zu Ilias und Odyssee aus der byzant. Zeit, unter denen die des Eustathios, Erzbischofs von Thessalonike (seit 1160), die wichtigsten sind.

Mit dem Wiedererwachen der humanistischen Studien und der Verbreitung der Kenntniß des Griechischen im Abendlande begann auch das eifrige Studium der Homerischen Gedichte, deren erste gedruckte Ausgabe, von Demetrios Chalkondylas besorgt, in Florenz 1488 in zwei Foliobänden erschien; zahlreiche andere Ausgaben folgten bald nach. Der aus dem Alterthum überkommene Glaube an einen persönlichen H., der mit bewußter Kunst die beiden großen Epen Ilias und Odyssee allein gedichtet habe, wurde nach manchen vereinzelten Zweifeln Früherer, wie des engl. Philologen Bentley und des ital. Philosophen Giambattista Vico, zuerst wissenschaftlich bekämpft von F. A. Wolf in seinen berühmten «Prolegomena ad Homerum» (Bd. 1, Halle 1795; neuer Abdruck, ebend. 1859 und Berl. 1873; 2. Aufl. 1876; vgl. auch Volkmann, «Geschichte und Kritik der Wolf'schen Prolegomena», Lpz. 1874). Dieser stellte die Ansicht auf, daß Ilias und Odyssee weder beide von ein und demselben Dichter noch überhaupt jede von *einem* Dichter verfaßt, sondern ein Aggregat von Bestandtheilen verschiedener Zeiten und Verfasser, das Gemeingut der an den mythischen Namen des H. sich knüpfenden Sänger- oder Rhapsodenschulen seien; daß die einzelnen Stücke jahrhundertelang nur durch mündlichen Vortrag fortgepflanzt und dabei mannichfach umgestaltet und erweitert und erst unter Pisistratus zu den beiden größern Epen, die wir noch als einheitliche Ganze besitzen, vereinigt worden seien. Diese alsbald von mehrern der bedeutendsten Geister unserer Nation, wie von Goethe (der freilich später seine Ansicht darüber geändert hat), Herder, den Gebrüdern Schlegel, W. von Humboldt, Fichte u. a. mit Bewunderung aufgenommene, von andern Seiten mit dem heftigsten Widerspruch zurückgewiesene Ansicht ist dann durch eine Reihe hervorragender Gelehrter gründlich geprüft und namentlich durch eingehendere Untersuchungen über das Wesen der Volkslieder und der Volkspoesie überhaupt weiter ausgebaut und fester bestimmt worden, wie dies für die Ilias besonders Lachmann und Köchly, für die Odyssee Kirchhoff und neuestens wiederum Köchly gethan haben. Diesen Vertretern der Liedertheorie, d. h. der Ansicht, daß Ilias und Odyssee aus einer größern Anzahl ursprünglich selbstständiger Volkslieder zusammengesetzt seien, stehen freilich immer noch zahlreiche Vertheidiger der ursprünglichen Einheit und planmäßigen Anlage der beiden Gedichte gegenüber, unter denen Nitzsch («Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen», Lpz. 1862) und, mit mannichfach von diesem abweichenden Ansichten, F. G. Welcker («Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter», 2 Bde., Bonn 1835—49) hervorzuheben sind. Eine vermittelnde Ansicht, wonach die Odyssee ein einheitliches Ganzes, die Ilias aber ursprünglich nach einem relativ engern Plane (als eine Achilleis) angelegt und nachmals durch eine eingeschobene kleinere Ilias und andere Zusätze erweitert worden wäre, hat Grote in seiner «Geschichte Griechenlands» vorgetragen. Neuerdings hat Bergk («Griech. Literaturgeschichte», Bd. 1, Lpz. 1872) sich für die ursprüngliche Einheit von Ilias und Odyssee in dem Sinne ausgesprochen, daß die Odyssee wie die Ilias, nur jene etwas weniger als diese, durch Fortsetzer und Diaskeuasten wesentlich erweitert und verändert worden seien. Zuletzt hat Kammer («Die Einheit der Odyssee, nach Widerlegung der Ansichten von Lachmann-Steinthal, Köchly, Hennings und Kirchhoff dargestellt», Lpz. 1873) mit großer Entschiedenheit sich im Anschluß an Lehrs dafür ausgesprochen, daß die

Digitized by Google

Homerischen Gedichte von Haus aus große, in großen Hauptsituationen entworfene Ganze waren, und dies für die Odyssee zu beweisen unternommen, freilich ebenfalls nicht ohne zahlreiche und zum Theil umfangreiche Zusätze und Einschaltungen, Umstellungen und Lücken anzunehmen. Auch Gladstone behauptet in seiner Schrift «Homeric Synchronism» (Lond. 1876), daß H. keine Mythe sei und die streitige Periode innerhalb chronol. Grenzen festgestellt werden könne. Uebersichten über diese in zahllosen Einzelschriften zerstreuten Forschungen geben: Friedländer, «Die Homerische Kritik von Wolf bis Grote» (Berl. 1852); G. Curtius, «Ueber den gegenwärtigen Stand der Homerischen Frage» (Wien 1854); Bonitz, «Ueber den Ursprung der Homerischen Gedichte» (4. Aufl., Wien 1874); Düntzer, «Homerische Abhandlungen» (Lpz. 1872); derselbe, «Die Homerischen Fragen» (Lpz. 1874).

Auch die kritische Feststellung des Textes der Homerischen Gedichte ist durch F. A. Wolf wesentlich gefördert worden, indem derselbe die hauptsächlich aus den Scholien zu eruirende Textesrecension des Aristarchos als Norm dafür aufgestellt hat. Nach dieser Norm ist auch die neueste kritische Ausgabe der Ilias und Odyssee von La Roche (Lpz. 1867—76) gearbeitet, während Bekker in seiner letzten Ausgabe (2 Bde., Bonn 1858) und Nauck in einer Ausgabe der Odyssee (Berl. 1874) den Versuch machten, darüber hinauszugehen; unter den Textausgaben ist die von W. Dindorf (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1855—56), unter den Schulausgaben sind die von Faesi (4 Bde., Ilias, 5. Aufl., besorgt von Franke, Berl. 1871 fg.; Odyssee, 6. Aufl., besorgt von Kayser, Berl. 1873 fg.) und Koch (zum Theil in 2. Aufl. erschienen, Hannov. 1870 fg.), sowie die der Odyssee von Ameis (6. Aufl., besorgt von Hentze, Lpz. 1874 fg.) hervorzuheben. Für die Kenntniß des Homerischen Sprachgebrauchs sind besonders wichtig: Nitzsch's «Erklärende Anmerkungen zu H.'s Odyssee» (3 Bde., Hannov. 1826—40), Nägelsbach's «Anmerkungen zur Ilias» (3. Aufl., bearbeitet von Autenrieth, Nürnb. 1864), Döderlein's «Homerisches Glossarium» (3 Bde., Erlangen 1850—58) und Bekker's «Homerische Blätter» (Bonn 1863); zur sachlichen Erläuterung: Friedreich's «Die Realien in der Iliade und Odyssee» (2. Aufl., Erlangen 1856), Buchholz' «Die Homerischen Realien» (Bd. 1, Abth. 1 u. 2, Lpz. 1871—73) und Nägelsbach's «Die Homerische Theologie» (2. Aufl., herausg. von Autenrieth, Nürnb. 1861). Von den Homerischen Hymnen hat zuletzt Baumeister eine Ausgabe mit kritisch-exegetischem Commentar (Lpz. 1860) geliefert; eine kritische Ausgabe der Batrachomyomachie lieferte derselbe (Gött. 1852) und Draheim (Berl. 1874); eine Textausgabe der Hymnen, Epigramme und Batrachomyomachie hat ebenfalls Baumeister (Lpz. 1858) besorgt. Unter den deutschen Uebersetzungen sind die gelungensten die von Voß (4 Bde., Altona 1793; zuletzt Stuttg. 1876), von Wiedasch (Stuttg. 1830 fg.), von Donner (4 Bde., Stuttg. 1855—59; 3. Aufl. 1874 fg.), von Jordan (Odyssee, Frankf. a. M. 1875), in Prosa von Minckwitz (2 Bde., Lpz. 1854—56) und von Zauper (3. Aufl., 4 Bde., Prag 1852—55). Die kleinern dem H. beigelegten Gedichte, Hymnen u. s. w. mit Resten der sog. cyklischen Epen sind neuerdings von Thudichum (Stuttg. 1870) übersetzt worden.

Homeriden, ein Geschlecht auf der Insel Chios, welches den Dichter Homer (s. d.), der nach chiotischer Sage auf dieser Insel einheimisch gewesen sein sollte, als seinen Ahnherrn betrachtete. In diesem Geschlecht pflanzte sich wahrscheinlich der mündliche (rhapsodische) Vortrag der Homerischen Gesänge Generationen hindurch erblich fort. Im weitern Sinne wurden dann von den Griechen nicht blos diejenigen, welche als Rhapsoden die Homerischen Gedichte öffentlich vortrugen, sondern alle, welche in Homerischer Sprache und nach dem Muster der Homerischen Gesänge dichteten oder überhaupt als besondere Verehrer Homer's sich ihm mehr oder weniger ausschließlich widmeten, H. genannt.

Homiletik (griech.) nennt man die wissenschaftliche Anweisung zur kirchlichen Beredsamkeit oder zum Abfassen und Halten kirchlicher Reden, Homilien (s. d.) und Predigten. Sie ist der wichtigste Theil der praktischen Theologie und enthält, nächst der Lehre über die Bedeutung und Aufgabe der Predigt im Cultus überhaupt, die speciellen Regeln über die Wahl und Auffindung des Rede- und Predigtstoffs (Heuristik, meditatio), über dessen Anordnung (die Disposition) und Ausführung in seinen Theilen, wie auch über Vortrag, Declamation (oratio) und Gesticulation. Der H. liegen die Regeln der allgemeinen Rhetorik zu Grunde, obschon sich deren Anwendung nach dem Inhalte und Zwecke der Predigt eigenthümlich modificirt. Nächst der Anweisung zur eigentlichen Predigt pflegt die H. auch Anleitung zu anderweiten kirchlichen Vorträgen, wie Bibelstunden, Casualreden u. s. w., zu geben. Die Geschichte der H. umfaßt zugleich die Geschichte des Predigtwesens. Hand- und Lehrbücher der H. haben in neuerer Zeit geliefert Niemeyer, Hüffel, Nitzsch, Schleiermacher, Gaupp, Vinet, Palmer

Digitized by Google

(4. Aufl., Stuttg. 1857) und Schweizer (Lpz. 1848). Die Geschichte der H. behandelten Ammon (Gött. 1804) und Paniel (Bd. 1, Lpz. 1839—40). Vgl. außerdem Stiebritz, «Zur Geschichte der Predigt in der evang. Kirche» (Bd. 1, Gotha 1875).

Homilie (griech.), soviel wie Rede, wurde seit dem 4. Jahrh. die stehende Bezeichnung für die kirchliche Auslegung eines Schriftabschnitts in zusammenhängender Rede, oder für die Predigt. Heutzutage bezeichnet man damit nur eine bestimmte, zuerst in der Kirche aufgekommene Predigtgattung. Dieselbe macht den Text selbst zum Thema und bringt, ohne sich an eine schulgerechte Zerlegung des Themas in bestimmte scharfgesonderte Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, wie sie sich aus dem Text ergeben, nacheinander zur Sprache, um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden.

Homilius (Gottfr. Aug.), einer der ausgezeichnetsten Organisten und Kirchencomponisten des 18. Jahrh., geb. 2. Febr. 1714 zu Rosenthal an der sächs.-böhm. Grenze, wurde 1742 Organist an der Frauenkirche zu Dresden, 1755 Cantor an der dasigen Kreuzschule und Musikdirector und starb 1. Juni 1785. Er zeigte im Orgelspiel Reichthum an Gedanken, tiefe Kenntniß der Harmonie, ungemeine Fertigkeit und zweckmäßige Wahl im Registriren. Von seinen trefflichen Kirchencompositionen sind nur wenige gedruckt. Dahin gehören eine «Passionscantate» (1775), eine «Weihnachtscantate» (1777), «Sechs deutsche Arien im Klavierauszuge» (1786) und einige Motetten in den von Hiller herausgegebenen «Motetten». Als Manuscripte wurden verbreitet mehrere Passionen und Cantaten, die Kirchenmusiken auf alle Sonn- und Festtage, eine große Anzahl Motetten für Singstimmen, ein einstimmiges Choralbuch in 167 Chorälen, mehrere variirte und fugirte Choräle und ein Choralbuch.

Hommel (Karl Ferd.), berühmter Rechtslehrer, der Sohn des namentlich durch seine «Anleitung zum Referiren» (7. Aufl., Halle 1808) verdienten leipziger Professor Ferdinand August H. (gest. 1765), war zu Leipzig 6. Jan. 1722 geboren, wo er anfangs Medicin, dann die Rechte studirte, 1744 Doctor, 1750 außerord., 1756 ord. Professor der Rechte, 1763 Ordinarius der jurist. Facultät wurde und reich begütert und in hohem Ansehen 16. Mai 1781 starb. H. war ebenso einheimisch in der theoretischen wie in der praktischen Rechtsgelehrsamkeit und gehörte zu den ersten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wissenschaft Geist und Leben brachten. Er bearbeitete nicht nur mehrere Gegenstände der philos. Rechtslehre, sondern auch das positive Recht mit philos. Scharfsinn und trug so besonders zur Verbreitung einer humanern Auffassung des Strafrechts bei. Er suchte eine reinere, zweckmäßigere und geschmackvollere jurist. Schreibart in den deutschen Gerichten einzuführen, für die er in mehrern in deutscher Sprache verfaßten jurist. Werken das Muster aufstellte, und wußte die Rechtswissenschaft mit Kritik, Geschichte, Alterthumskunde u. s. w. in Verbindung zu setzen, wovon seine «Oratio de jure arlequinizante» (Bair. 1761), die «Bibliotheca juris rabbinica et Saracenorum Arabica» (Bair. 1792), seine «Jurisprudentia numismatibus illustrata» (Lpz. 1765; 2. Aufl. 1778) und seine mannichfaltigen akademischen Schriften zeugen, die sich zum Theil in der von Rössig besorgten Ausgabe von H.'s «Opuscula juris universi» (Bd. 1, Bair. 1785) gesammelt finden. Seine vorzüglichsten Arbeiten aber sind sein «Deutscher Flavius, oder vollständige Anleitung, sowol bei Civil- als Criminalfällen Urtel abzufassen» (4. vermehrte und verbesserte Ausg. von Klein, 2 Bde., Bair. 1800) und «Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc.» (4. Aufl., 7 Bde., Bair. 1783—87). Auch sind zu erwähnen die Schrift «Ueber Belohnung und Strafe, nach türk. Gesetzen» (Bair. 1772), die er unter dem Namen Alex. von Joch herausgab, die Uebersetzung von Beccaria's Schrift «Von Verbrechen und Strafen» (2 Bde., Bresl. 1788), die «Oblectamenta juris feudalis» (Lpz. 1755).

Homogen (griech.) oder gleichartig ist ein Körper, der in allen Punkten gleiche Qualität (Dichtigkeit, chem. Zusammensetzung) hat. Homogene Function (Form) mehrerer Unbestimmten von n Dimensionen heißt in der Mathematik eine Formel, deren Werth, wenn die Unbestimmten einzeln mit t multiplicirt werden, mit t^n multiplicirt wird. Z. B. $ax + by$ ist eine Form ersten Grades (von einer Dimension, linear) der x, y mit den Coëfficienten a, b u. s. w.

Homonymen, Wörter von gleichem Laute, aber verschiedener Bedeutung, s. Synonymen.

Homöopathie (von ὅμοιος, ähnlich, und πάθος, das Leiden) ist der Name des von Hahnemann (s. d.) aufgestellten Systems der Heilkunst, welches auf dem Satze beruht, «Aehnliches durch Aehnliches zu heilen» (similia similibus curare, abgekürzt S. S.). Hahnemann wurde auf dieses Princip dadurch geführt, daß er, nachdem er bei gesundem Körper Chinarinde eingenommen, einen wechselfieberartigen Frostanfall erduldete, und kam so auf den Gedanken,

Digitized by Google

die China heile Wechselfieber, weil sie ähnliche Symptome hervorbringe. Er verfolgte diese Idee hinsichtlich anderer Arzneimittel und veröffentlichte zuerst 1796 einen Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen in Hufeland's «Journal der praktischen Heilkunde». Später führte er dieses Thema, verknüpft mit andern, zum Theil sehr paradoxen Sätzen über Krankheit, Heilung und Arzneiwirkung, weiter aus in seinen «Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore observatis», dann in dem populär geschriebenen, sehr weitverbreiteten, auch fast in alle lebende Sprachen übersetzten «Organon der Heilkunde», in der «Reinen Arzneimittellehre» und den «Chronischen Krankheiten». Er stützte sich in diesen Schriften auf zahlreiche, immer neu an sich selbst und andern gemachte oder auch aus ältern Schriftstellern zusammengetragene Beobachtungen über die Wirkungsweise vieler Arzneien und Gifte. Die außerordentlich schroffe Art, mit welcher Hahnemann in diesen Schriften gegen die frühere Medicin und gegen das Verfahren aller gleichzeitigen Aerzte auftrat (wobei er erstere die Allopathie, letztere Allopathen nannte), bewirkte einen heftigen literarischen Streit. Die neue Lehre fand indeß aus verschiedenen Gründen alsbald zahlreiche Anhänger im Publikum. Hierzu trugen, außer einigen, wol vorzugsweise der Heilkraft der Natur und der Einhaltung strenger Diät zuzuschreibenden Heilerfolgen, wesentlich bei die Neigung des großen Publikums, insbesondere der Halbgebildeten, für alles Mystische, sowie die äußere Annehmlichkeit der von Hahnemann eingeführten Arzneiformen (Pülverchen, Tröpfchen, Streukügelchen, Riechfläschchen, anstatt der bisher üblichen großen Arzneiflaschen, Pillen- und Pulverschachteln u. dgl.); die Verbannung der äußern, zum Theil abschreckenden und schmerzhaften Heilmittel (z. B. Aderlassen, Schröpfen, Blutegel- und Blasenpflasterlegen, Brennen, Umschläge u. s. w.); die strenge, gegen die derzeitige Unmäßigkeit ankämpfende, von den bisherigen Ansichten abweichende Diät (Verbot des Kaffees, der Gewürze, des Kalbfleisches u. s. w.); vor allem aber das von Hahnemann und vielen seiner Schüler beanspruchte und trotz alles Widerstandes der medicinalpolizeilichen Behörde ausgeübte Selbstbereiten und Selbstverabreichen der homöopath. Arzneimittel.

Obschon die jetzigen homöopath. Aerzte von den ursprünglichen Lehrsätzen Hahnemann's nur noch sehr wenige als richtig gelten lassen, so ist doch als das Wesentliche und Charakteristische der homöopath. Lehre und Praxis der Grundsatz, «Aehnliches mit Aehnlichem zu heilen», stehen geblieben. Um Krankheiten gründlich zu heilen, schreibt die homöopath. Schule vor, soll man solche Heilmittel wählen, welche im gesunden lebenden Körper ähnliche Symptome hervorzurufen vermögen, wie diejenigen sind, welche von der Krankheit hervorgerufen werden. Da ein Symptom nichts anderes ist als eine Veränderung irgendeines Organs (wie z. B. Nieskitzel durch Reizung des Gefühlsnerven in der Nase, Husten durch Zusammenziehung bestimmter Ausathmungsmuskeln, Erbrechen durch die des Magens, Stuhlgang durch die des untern Darmkanals entsteht), so soll man bei Krankheiten bestimmter einzelner Organe solche Mittel wählen, die eben auf das kranke Organ wirken, die einen bestimmten Nervenast, eine bestimmte Haargefäßgruppe, eine bestimmte Drüse u. s. w. afficiren: dies sind die sog. Organheilmittel oder Localspecifica, die Electivmittel oder Eigenmittel der Organe, wie sie von manchen neuern ärztlichen Schulen genannt werden. Ein solches Verfahren, örtliche Uebel durch örtlich wirkende Mittel zu heilen (localia localibus sanare), war zum Theil schon in den ältesten Zeiten üblich, wie dies bereits Hahnemann selbst bemerkte. Aber die Erfahrung lehrte zugleich, daß solches Verfahren nicht in allen Fällen heilsam, in manchen vielmehr schädlich sei. So mußten z. B. Brechmittel einen entzündeten Magen stets nur noch mehr verletzen, mußte das Hineinstürmen mit stark wirkenden Arzneien in ein ohnehin krankes Organ in vielen Fällen nur das Uebel ärger machen. Diese Thatsache wußte auch Hahnemann recht wohl, und zwar um so mehr, als er sich sehr bald überzeugte, daß ein erkranktes Organ viel leichter und heftiger von einem specifischen Arzneimittel afficirt wird als im gesunden Zustande. Er gab daher sehr zeitig die Vorschrift: man solle das homöopathische (d. h. nach dem Grundsatz der Symptomenähnlichkeit gewählte) Mittel in äußerst geringen Gaben geben, die er dann noch mehr, zuletzt bis ins Unendliche verkleinerte (die sog. Potenzirungen der Arzneien, d. h. Verdünnungen von 1 zu 100, und dieser wieder von 1 zu 100 u. s. f.). Dies erreicht man durch einen eigenthümlichen Verdünnungs- und Schüttelungsproceß, am besten mit Weingeist; je größere Verdünnung, desto größere potentielle Kraft. Thut man einen Tropfen der dreißigsten Verdünnung (ein Decilliontel Gran des Medicaments) auf ein Stück Zucker, so braucht man oft nur an diesen zu riechen, um von der betreffenden Krankheit geheilt zu werden. Später stellte Hahnemann sogar das wahrscheinlich auf ähnliche oberflächliche Beobachtungen gegründete Gesetz

Digitized by Google

auf, daß der Heilung durch homöopath. Mittel oft eine Steigerung sämmtlicher Krankheitserscheinungen vorhergehe (die sog. homöopathische Verschlimmerung). Daß die Arzneimittel in sehr kleinen Gaben oft ganz andere, sogar anscheinend entgegengesetzte Zufälle im lebenden Körper hervorbringen als in großen Gaben, ist ein weiterer Cardinalsatz der H., welcher schon zur Zeit Hahnemann's von den Aerzten und Naturforschern auf das lebhafteste bekämpft wurde. Jetzt glauben die Homöopathen diese scheinbaren Contraste zwischen großen und kleinen Gaben auf naturwissenschaftlichem (physik.-chem. oder physiol.) Wege lösen zu können. Sie berufen sich unter anderm darauf, daß z. B. Säuren das Eiweiß des lebenden Körpers, wenn sie concentrirt darauf wirken, zum Gerinnen bringen, während sie verdünnt das Geronnene wieder auflösen. Kochsalz, in trockenem Zustande aufgestreut, wirkt durch Wasserentziehung reizend, beißend auf die Schleimhäute, bei gehöriger Verdünnung aber lösend und kühlend. Viele Gifte und Reizmittel, die bei kleinen Mengen das Gehirn oder andere Nervenpartien lebhaft reizen, lähmen solche bei großen Mengen, u. s. w. Diese Thatsache beschränkt sich aber nicht blos auf die Wirkung der Arzneimittel, sondern sie kommt allen möglichen Einwirkungen auf den menschlichen Körper zu; sie findet sogar bei dessen eigenen Processen, bei gesunden und krankhaften Vorgängen statt. Hohe Grade von Zorn lähmen z. B. Zunge und Sprache, niedere beleben dieselben Theile. Leichter Schlaf regt das Gehirn zu Träumen auf, dagegen tiefer, fester Schlaf verbannt die Träume, u. s. w.

Diese von der neuern Physiologie und Pathologie tausendfältig bewahrheiteten Beobachtungen zeigen erstens, daß es sich hier nicht um Eigenschaften handelt, die den Arzneien als solchen innewohnen, sondern um Gesetze des lebenden Organismus. Sie zeigen zweitens, daß das, was Hahnemann als entgegengesetzte Dinge betrachtete, keine Gegensätze sind, sondern bloße Modificationen einer und derselben Grundfunction. Hahnemann nämlich lehrte, daß die alte Medicin nach dem Princip curire: contraria contrariis, d. h. solche Mittel gebe, welche die der Krankheit entgegengesetzten Symptome hervorrufen (z. B. bei Durchfall verstopfende, bei Schmerz betäubende, bei Krämpfen lähmende u. s. w.); er stellte dagegen auf, daß ein solches Verfahren falsch sei: man müsse vielmehr ein ähnliches Leiden (ὅμοιον πάθος) hervorrufen. Aus den hier gegebenen Erklärungen leuchtet aber ein, wie beim jetzigen Stande der Physiologie diese beiden Sätze nicht mehr als Gegensätze bestehen. Denn beide besagen dasselbe, nämlich: daß man Mittel geben müsse, welche auf das kranke Organ wirken. Diese Ueberzeugung hat auch die in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. unter Landärzten sehr verbreitete Schule Rademacher's (s. d.) an die Spitze gestellt. Die Hauptaufmerksamkeit dieser Schule geht auf Erforschung von Organheilmitteln, z. B. Leber-, Milz-, Magen-, Hirnmitteln. Dieselbe Tendenz verfolgt in der That auch eine bedeutendere Fraction der neuern Homöopathen, die sog. Specifiker oder Idiopathiker. (Vgl. Arnold, «Das rationell-specifische oder idiopathische Heilverfahren», Heidelb. 1851.) Ein unbefangener Blick auf das gewöhnliche praktische Leben zeigt übrigens, daß keins dieser drei Heilprincipe (similia similibus, localia localibus, contraria contrariis) als solches allein ausreicht. Man müßte sonst den größten Theil der chirurgischen, geburtshülflichen, orthopädischen, gymnastischen, der diätetischen und anderer Heilungsweisen ausschließen und sich blos auf einige starkwirkende Arzneien beschränken.

Ein Hauptverdienst der Hahnemann'schen Lehre bestand unbestreitbar darin, daß sie einen Theil der Aerzte veranlaßt hat, sich viel mit Prüfungen der Arzneien an gesunden Menschen und Thieren zu beschäftigen. Ein zweites, obschon negatives Verdienst der H. ist, daß sie das Treiben mit vielfach zusammengesetzten oder giftigen Arzneien sowie die barbarischen Eingriffe in den Gang der Krankheiten durch Aderlässe, Blutegel, Blasenpflaster, Glüheisen, Brech- und Abführmittel u. dgl. sehr bedeutend eingeschränkt hat. Die Homöopathen wagten es, gestützt auf die Ueberzeugung von der Kraft ihrer verdünnten Arzneien, den Krankheiten ihren natürlichen Verlauf zu lassen, und in der Mehrzahl bewährte sich auch, wie allenthalben, die Natur als die beste Meisterin. Die Fälle verliefen beim homöopath. Verfahren meist glücklicher als bei dem gewaltsamen Verfahren der Allopathen. Jetzt ist aber auch jenes Resultat, das die Natur bewirkt, ein Allgemeingut geworden. Die physiol. Aerzte behandeln und heilen gegenwärtig eine Menge Krankheiten auf rein diätetischem Wege, wobei diese physiol. Schule vor allen noch das voraus hat, daß sie die natürlichen Vorgänge des Organismus am sorgfältigsten und ausdauerndsten studirt. Aus diesem Grunde haben auch zum großen Theil die neuern Homöopathen es für nöthig gehalten, den Forschungen dieser Richtung nicht fremd zu bleiben.

Unter den ältern Anhängern Hahnemann's wirkten besonders für die Verbreitung seiner Lehre, wenn sie auch von ihm charakteristisch genug nicht als vollkommene Homöopathen an-

Digitized by Google

erkannt wurden, Mor. Müller in Leipzig, W. Groß in Jüterbogk, Stapf in Naumburg, Rau, Wolf, Trinks, Noack, Grießelich u. a. Einzelne Homöopathen, wie Lux und G. Fr. Müller, verstiegen sich zu der abenteuerlichen, wegen ihrer abschreckenden Consequenzen niemals zu allgemeiner Geltung gekommenen Lehre der sog. Isopathie, nach welcher Gleiches mit ganz Gleichem geheilt werden soll, z. B. Pocken mit Pockeneiter, Tripper mit Trippereiter, Bandwurm durch verzehrte Bandwurmglieder u. dgl., jedenfalls die unreinlichste und verkehrteste Theorie von allen jemals erfundenen. Die Mehrzahl der jetzigen homöopath. Aerzte verwirft fast alle Lehrsätze Hahnemann's mehr oder minder, obschon dieselben in Laienkreisen noch immer große Autorität genießen. Nicht blos die physiol. Medicin nennt das ganze Lehrgebäude Hahnemann's ein Gemisch von Sophistik und Irrthum, sondern auch die dem Grundsatze Hahnemann's similia similibus noch immer beistimmenden Aerzte bezeichnen die Deductionen des Begründers der H. als unwissenschaftlich, indem sie ihre eigene Theorie die «wissenschaftliche H.» nennen. Allein den hohen grundlegenden Werth der Physiologie und pathol. Anatomie für die gesammte Heilkunde hat auch die jetzige H. keineswegs vollgültig anerkannt und daher auch auf deutschen Universitäten trotz vieler Agitationen noch keinen Lehrstuhl erhalten.

Die H. zählt vorzugsweise in Amerika viele Anhänger, wo auch 1876 eine internationale Versammlung homöopath. Aerzte zu Washington stattfand. Sie verleitet viele Laien zu dem Versuche, sich selbst zu curiren, wozu insbesondere zahlreiche populäre Schriften Anlaß bieten. Zu diesem Zwecke werden homöopath. Haus- und Reiseapotheken verbreitet, und es bestehen sogar mehrere sich nur mit dem Verlag und Vertrieb homöopath. Schriften beschäftigende Buchhandlungen. Ueber Wesen und Tendenz der H. vgl. außer den Schriften Hahnemann's Altschul, «Systematisches Lehrbuch der H.» (Sondersh. 1859); Kafka, «Die homöopath. Therapie auf Grundlage der physiol. Schule» (2 Bde., Sondersh. 1865); Graubogel, «Lehrbuch der H.» (2 Bde., Nürnb. 1866); Lutze, «Lehrbuch der H.» (7. Aufl., Sondersh. 1871); Clotar Müller, «Homöopath. Haus- und Familienarzt» (9. Aufl., Lpz. 1874); Hirschel, «Der homöopath. Arzneischatz in seiner Anwendung am Krankenbett» (11. Aufl., Lpz. 1876). Unter den Zeitschriften sind am verbreitetsten Hirschel's «Zeitschrift für homöopath. Klinik» (Lpz.), welche besonders die neuere Fraction der H. vertritt, die «Internationale homöopath. Presse» (Bd. 7, Lpz. 1876) sowie die «Populäre Zeitschrift für H.» von Schwabe (7. Jahrg., Lpz. 1876). Ueber die Geschichte der H. vgl. Kleinert, «Geschichte der H.» (Lpz. 1862).

Hompesch (Ferd., Freiherr von), der letzte Großmeister des Johanniterordens und der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete, war der Sohn des kurpfälz. Geheimraths Johann Wilhelm von H. und wurde 9. Nov. 1744 zu Düsseldorf geboren. In seinem 12. Jahre kam er nach Malta, wo er vom Pagen des Großmeisters nach und nach zum Großkreuz aufstieg, lange Zeit die Gesandtenstelle des wiener Hofs bei seinem Orden bekleidete und 1797 durch den überwiegenden Einfluß Oesterreichs zum Großmeister gewählt ward. Als Bonaparte 10. Juni 1798 vor Malta erschien, verweigerte H. die Einfahrt in den Hafen und ließ seine Truppen unter die Waffen treten. Diese wurden jedoch durch einige ans Land gesetzte Abtheilungen der Franzosen sehr bald über den Haufen geworfen. Doch die Hauptstadt und Festung Lavalette hätte sich längere Zeit gegen die franz. Truppen zu behaupten vermocht, wenn nicht zwischen Bonaparte und einigen Rittern eine verrätherische Capitulation zu Stande gekommen wäre, welche gegen die Uebergabe der Festung dem Orden sein Eigenthum, seine Religion und seine Privilegien garantirte. Doch kaum waren die Franzosen im Besitz der ganzen Insel, als sie den Großmeister mit Strenge behandelten und, unter dem Versprechen einer jährlichen Pension, ihn zwangen, mit den Rittern die Insel zu verlassen. H. schiffte sich nach Triest ein, wo er später seine Würde in die Hände des Kaisers Paul von Rußland niederlegte, der sie bis zu seinem Tode bekleidete und H. eine Pension aussetzte. Nach Paul's Tode, als die russ. Pension nicht mehr gezahlt wurde, gerieth H. in große Verlegenheit. Er begab sich nach Montpellier, um wenigstens einen Theil der rückständigen franz. Pension zu erhalten, und starb daselbst Anfang 1803. — Sein Neffe, Johann Wilhelm von H., der Sohn des 1801 verstorbenen kurbair. Staats- und Conferenzministers Franz Karl von H., geb. 1761, gest. als bair. Finanzminister 9. Dec. 1809, erwarb sich von 1806 an große Verdienste um sein Vaterland.

Hondekoeter (spr. Hondekuter) ist der Name einer berühmten holländ. Malerfamilie. — Aegidius H., geb. zu Utrecht 1583, der Sohn eines Marquis von Westerloo, der, in Brasilien reich begütert, der Inquisition wegen sein Vaterland verlassen hatte, zeichnete sich besonders durch wahre Farbe und sorgfältige Ausführung seiner Bilder aus. Seine Landschaften gehören noch der ältern, phantastischen Richtung an, wie sie sich, etwas gemäßigt, in Roland

Digitized by Google

Savery und David Vinckebooms darstellt. Er lebte später zu Amsterdam, wo er auch starb. — Sein Sohn Gijsbert oder Gilles H., geb. zu Amsterdam oder zu Utrecht 1613, war ein ebenfalls berühmter Maler und starb zu Utrecht 1653, wohin er sich gewendet, als ein Mädchen, welches er zärtlich liebte, seinen Vater, einen stattlichen, kräftigen Mann, ihm vorzog und demselben ihre Hand bot. In seinem Stile war er Nachfolger seines Vaters. — Gijsbert's Sohn, Melchior H., geb. zu Utrecht 1636, der die Malerkunst bei seinem Vater und in der Folge bei seinem Onkel, Joh. Bapt. Weenix, erlernte, wurde der berühmteste seiner Familie. Er starb in Amsterdam 3. April 1695. Mit bewundernswürdiger Kunst malte er Thiere, hauptsächlich Vögel, deren Gefieder er aufs täuschendste nachahmte, namentlich Hühner, Truthühner, Enten, Gänse, Pfauen. Den Hintergrund bilden bei ihm meist wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit; täuschend ahmt er den Wurf der Federn nach. Gleichwol war ihm in Ton und Harmonie sein Oheim Weenix überlegen.

Hondûras, einer der fünf Freistaaten von Centralamerika (s. d.), grenzt im NO. an das Antillenmeer, im N. an dessen westlichsten Theil oder die wegen ihrer vielen Sandbänke, Klippen und heftigen Strömungen sehr gefährliche Honduras bai, im NW. und W. an Guatemala, im SW. an San-Salvador, im S. an die Südsee, im SO. an Nicaragua und umfaßt ein Areal von 121,964 QKilom. Am Atlantischen Meer hat die Küste eine Entwickelung von 650 Kilom. und in den Bay-Inseln (s. d.) eine wahre Bereicherung. An der Südsee umfaßt die Küstenlänge der Fonsecabai etwa 100 Kilom., und von deren vier zu H. gehörigen Inseln besitzt Tigre den vortrefflichen Hafen Amapala (s. d.). H. trägt durchgängig den Charakter eines Gebirgslandes. Die Hauptcordillere, welche gegen WNW. gerichtet und die Wasserscheide zwischen beiden Oceanen bildet, stellt sich als ein großer, breiter Gebirgskörper mit vorherrschend plateauartiger Oberfläche dar. Die mittlere Höhe der westl. Cordillere beträgt nicht über 2000 Mt., die Höhe des Plateau etwa 1000 Mt. Das Land, reich bewässert, hat mehrere größere Flüsse, welche jedoch als Wasserstraßen der künstlichen Nachhülfe bedürfen. In die Fonsecabai fließen der Grenzfluß Goascoran und der Choluteca oder Rio Grande de Tegucigalpa, in die Hondurasbai unter andern der Chamelicon, der Ulua (im obern Laufe Humuya), welcher fast ein Drittel von H. bewässert, der Roman oder Aguan, Rio Tinto oder Negro (im Innern Soyas, der Patuca und der Wanks oder Segovia, an der Grenze gegen Nicaragua, der längste Fluß Centralamerikas. Der bedeutendste See ist die 650 Mt. über dem Meere gelegene Laguna da Yoyoa oder de Taulabe. Das Klima des Landes ist, mit Ausnahme der heißen Küstenebenen, gesund. Der größte Theil des Hochlandes gehört zur Tierra Templada, in der fast überall neben den Früchten der gemäßigten Zone noch die der tropischen Zone gedeihen. Der Boden zeigt sich durchgängig fruchtbar. Mit ausgedehnten Savannen wechseln im Hochlande noch größere Waldungen, besonders Fichtenwälder. Die Wälder des Küstenstrichs bieten außer der Fichte die schönsten Nutzhölzer, namentlich Mahagoni und Farbeholz, und enthalten zugleich die meisten andern Bäume und Sträucher Centralamerikas, namentlich Vanille, Sassaparille, Guayac, Ipecacuanha u. s. w. Der sehr fruchtbare Boden der Ebenen im Norden und Osten eignet sich zum Anbau von Baumwolle, Reis, Zucker, Cacao, Taback u. s. w. Die Zucht von Pferden, Maulthieren und Rindvieh sowie die Bereitung von Käse bildet in einem großen Theile des Landes den fast ausschließlichen Gewerbszweig. Zugleich ist H. reich an Metallen, insbesondere an Gold und Silber. Die Schätzungen der Bevölkerung von H. schwanken zwischen 350,000 und 400,000 E., welche in 184,000 Indianer, 205,000 Mestizen, 5750 Weiße und 5250 Neger zerfallen. An der Nordküste wohnen etwa 20,000 Karaiben, welche von den 1796 von den Engländern nach der Insel Ruatan deportirten Ureinwohnern der Antilleninsel St.-Vincent abstammen und durch Arbeitstüchtigkeit, Intelligenz und Zuverlässigkeit sich auszeichnen. Die Haupterwerbszweige bilden die Landwirthschaft und der Bergbau. Doch liegen beide so sehr danieder, daß H. gegenwärtig als der ärmste der centroamerik. Staaten gilt. Außerdem fehlt es in H. an aller eigentlichen Industrie, und ebenso ist der Handel, dessen Centrum Tegucigalpa, die volkreichste Stadt des Landes (mit 12,000 E.), von geringer Bedeutung. Die Ausfuhr, auf jährlich 1,805,000 Doll. geschätzt, besteht hauptsächlich in Vieh, Holz, Gold, Silber, Indigo und Leder. Der auswärtige Handel vertheilt sich ungefähr zu gleichen Theilen auf die Häfen Truxillo und Omoa an der Nordküste und auf die an und in der Fonsecabai gelegenen Häfen San-Lorenzo oder La Paz, Pedeyral und besonders Amapala. Von der Interoceanischen Eisenbahn, welche von Puerto-Caballos (s. d.) nach Amapala gehen soll, ist seit 1871 die Strecke von Puerto-Caballos bis San-Jago (90 Kilom.) in Betrieb. Die geistige Cultur der Bevölkerung ist eine sehr geringe. Die zwei Universitäten von Comayagua

Digitized by Google

und Tegucigalpa unterscheiden sich wenig von gewöhnlichen Schulen. Die kirchlichen Verhältnisse liegen noch mehr im argen. Der Klerus, durchgängig arm, unwissend und ungebildet, in neuerer Zeit immer mehr durch Neger repräsentirt, besteht aus 66 Weltgeistlichen, deren Oberhaupt der Bischof von Comayagua ist. Die Verfassung der Republik datirt vom Nov. 1865. Der Präsident wird auf vier Jahre gewählt durch die beiden Kammern, nämlich die Gesetzgebende Versammlung von 11 Deputirten und den Senat von 7 Mitgliedern. Derselbe hat ein absolutes Veto, und zur Seite steht ihm ein von den Ministern und 7 andern Mitgliedern gebildeter Staatsrath. Die Finanzen des Staats sind unentwickelt. Die Hauptquellen der Einnahmen, die auf 388,000 Doll. geschätzt werden, sind die Einfuhrzölle, das Branntwein- und Tabacksmonopol und gezwungene Anleihen. Die auswärtige Schuld belief sich 1875 auf 7,220,272 Pfd. St. und gründet sich auf drei in den J. 1867 in London, 1868 in Paris und 1870 wieder in London gemachte Anleihen zum Bau der Interoceanischen Eisenbahn. Das stehende Heer beträgt 600, die Miliz 6000 Mann. Der Staat ist gegenwärtig in sieben Departements, Gracias oder Llanos de Gracias, Sta.-Barbara, Comayagua, Choluteca, Tegucigalpa, Olancho und Yoro, eingetheilt. Die Hauptstadt ist Comayagua (s. d.).

H. wurde schon 1502 von Columbus entdeckt, aber erst 1523 von den Spaniern in Besitz genommen. Man erhob die Colonie zu einer Audienza des Generalcapitanats Guatemala, verwandelte sie aber 1790 in eine bloße Intendantur desselben, bis sie sich 1824 zu einer unabhängigen Republik constituirte. Der Staat war in dem langen Kampfe um das Föderativsystem ein Hauptsitz der liberalen oder Föderalistenpartei. Unter der Präsidentschaft des Generals Cabañas brach ein Krieg mit Guatemala aus, bis 1855 Cabañas nach der Niederlage durch Carrera gestürzt und exilirt wurde. Der folgende Präsident, General Santos Guardiola, ein Zambo aus Tegucigalpa, schloß darauf 13. Febr. 1856 mit Guatemala einen Friedens- und Allianzvertrag, und seitdem trat endlich für H. wenigstens äußere Ruhe ein. Guardiola, der Tiger von Centralamerika genannt, wurde 11. Jan. 1862 bei einer Revolte der Soldateska, mit deren Hülfe er sich emporgeschwungen, ermordet. An seiner Stelle übernahm der zeitige Vicepräsident Vittoriano Castellaños und nach dessen Tode 1863 der Senator José Francisco Montes die Präsidentschaft. Als dieser in dem zwischen H. und San-Salvador einerseits, Guatemala und Nicaragua andererseits ausgebrochenen Kriege durch die Erfolge der feindlichen Truppen im Juli 1863 sich zur Flucht genöthigt sah, wurde General José Maria Medina provisorisch eingesetzt und im Febr. 1864 neu erwählt. Wenn nach der Verfassung die Wahl des Präsidenten auch auf vier Jahre erfolgen soll, so ist dieser Termin doch noch nie eingehalten worden, sodaß noch keine regelmäßige Präsidentenwahl stattgefunden hat. Medina 1870 neu gewählt, floh im Mai 1872, sein Nachfolger C. Arias wurde 1874 durch den Einfall der Truppen von San-Salvador vertrieben, P. Leiva blieb nur 1874—76 im Amte, denn schon 16. Juni 1876 ward C. Gomez an seiner Stelle erwählt.

Honfleur, lebhafte Seestadt im franz. Depart. Calvados, in der Normandie, südlich an der Seinemündung, gegenüber von Harfleur (s. d.), und durch eine Zweigbahn nach Pont l'Evêque mit der Französischen Westbahn verbunden, in schöner Umgebung am Ausgange eines Thals gelegen, zählt 9061 E. und hat ein Communalcollége, ein Handelsgericht und eine Handelskammer, eine Navigationsschule, eine Börse, eine öffentliche Waarenniederlage und einen Hafen, der aus drei Bassins und einem großen Vorhafen besteht und durch zwei Dämme geschützt wird. Die an den Hafen stoßenden Straßen sind eng und schmuzig, die meisten öffentlichen Gebäude auffallend durch ihre alte bizarre Architektur. Die neuern Stadttheile zeichnen sich jedoch durch Freundlichkeit aus, und fortwährend ist man bemüht, dem Orte eine moderne Physiognomie zu geben. Außer dem Seehandel, welcher sich auf 300,000 Tons Ein- und Ausfuhr beläuft, der Kabeljaufischerei bei Neufundland, dem Herings- und Walfischfang in den nordischen Gewässern unterhält H. einige Fabrikationszweige; ferner beschäftigt man sich mit Schiffbau und dem Anbau von Melonen, die, wie Getreide, Cider, Bau- und Brennholz, Pökelfleisch, Salzfische, Schiffszwieback, Eier (nach England), Steinkohlen und chem. Producte, zu den Hauptgegenständen des Handels gehören. Auch besitzt die Stadt Seebäder. H. war einst sehr blühend und trieb besonders starken Handel nach Spanien. Die Erbauung und das Aufstreben von Havre vernichtete diese Blüte. Die Stadt wurde 1440 von Karl VII. den Engländern entrissen; 1562 ward sie von den Hugenotten, bald darauf von dem Herzoge von Aumale eingenommen. Unter allen Städten der Normandie ergab sie sich zuletzt an Heinrich IV.

Hongkong, eigentlich Hiang-Kiang, heißt eine den Briten gehörige Insel an der Südküste Chinas, vor der Bocca-Tigris oder dem Mündungsgolf des Stroms von Kanton,

Digitized by Google

142 Kilom. im Südsüdosten von der Stadt Kanton, 62 Kilom. östlich von Macao (s. d.) gelegen und durch einen schmalen, als Hafen dienenden Meeresarm vom Festlande getrennt. Die Insel, kaum 15 Kilom. lang, stellenweise 10—12 Kilom. breit und 83 QKilom. groß, ist uneben, unfruchtbar und baumlos. Indeß hat sie nicht nur einen der besten Häfen des Chinesischen Reichs, sondern kann auch, da sie aus einem uneinnehmbaren Granitfelsen besteht, als das insulare Gibraltar des Ostens angesehen werden. H. wurde seit Ende 1839, als die Engländer die Insel Macao verlassen mußten, der Sammelplatz ihrer Streitkräfte und der Ausgangspunkt ihrer Kriegsexpeditionen gegen Kanton und das östl. China. In den Verträgen vom 20. Jan. und 27. Mai 1841 ward die Insel den Engländern abgetreten, definitiv aber erst im Frieden vom 26. Aug. 1842. Als Sitz der engl. Oberbehörde in China, als Station für die brit. Kriegsflotte und Entrepôt für europ. Waaren hat H. rasch eine große Bedeutung erlangt, und zählte 1876 bereits 128,000 E. Die Hauptstadt Victoria oder H. dehnt sich etwa 6,5 Kilom. längs der Nordküste zwischen dem Meere und dem bergigen Hintergrunde aus und zieht sich zum Theil an dessen minder steilen Abhängen hinauf. Dieselbe ist ganz europäisch gebaut und hat breite Straßen, schöne große Häuser und elegante Villen, großartige Waarenspeicher sowie starke Festungswerke. Die durch Vertrag vom Jan. 1861 an England abgetretene, der Stadt gegenüberliegende steile und felsige Halbinsel Kau-lung (engl. Cowloon), d. h. Neun Drachen, etwa 10 QKilom. umfassend, ist insofern eine wichtige Dependenz von H., weil verschiedene öffentliche Anstalten, wie Spitäler für Matrosen und Soldaten, Arsenale, Werfte u. s. w., nach derselben verlegt werden konnten, sodaß in Victoria mehr Räumlichkeiten für Privatbauten gewonnen wurden. Mit der Regierung der Colonie sind betraut ein Gouverneur, ein Vicegouverneur, der zugleich Platzcommandant ist, ein Oberrichter und ein gesetzgebender Rath von Fünfen nebst einer Anzahl untergeordneter Beamten und Secretäre. Der Gouverneur von Victoria hat zugleich die Oberaufsicht über den brit. Handel. Die Lage der Insel war besonders für den Opiumhandel geeignet, solange derselbe den Charakter des Schleichhandels trug. Seit 1842 wurde sie der Centralpunkt des europ.-chines. Handels. Der neueste Umschwung der Dinge hat dies Verhältniß wesentlich geändert. H. ist jetzt nur der Hauptmarkt für die Südprovinzen Chinas, wie Schanghai für die nördlichen, und vermittelt hauptsächlich den Handel mit Kanton, welches als der eigentliche Handelsplatz anzusehen.

Honig nennt man vorzugsweise die süße Substanz, welche die Bienen aus den Nectarien der Blumen und von reifen Früchten sammeln, in ihrem Organismus verarbeiten und in ihren aus Wachs verfertigten Zellen oder Waben aufbewahren. Die Güte des H. hängt ab von den Kräutern und Blumen, von denen er gesammelt ist. So hat z. B. der polnische H., welcher vorzugsweise aus Lindenblüten hervorgeht, einen ungleich angenehmern Geschmack als der norddeutsche oder Heidehonig (friesländischer und lüneburger), der hauptsächlich aus den Blüten des Heidekrauts stammt. Nicht selten bewahrt der H. das Arom der Pflanze, von deren Blüten er gesammelt wurde. So duftet der narbonner und spanische H. nach Rosmarin, Thymian, Lavendel u. s. w. Wachsen in der Gegend, wo Bienenzucht getrieben wird, viele giftige Pflanzen mit nektarreichen Blüten (z. B. Sturmhut, Aconitum oder, wie in den Alpen an vielen Orten, die Alpenrosen, Rhododendron), so kann der H. sogar giftige Eigenschaften bekommen. Der ungereinigte H. ist stets ein Gemenge von mehrern Zuckerarten (Traubenzucker und Schleimzucker oder Chylariose) und Säuren, wie es scheint etwas Ameisensäure. Aus neuern Untersuchungen folgt, daß die Bienen die Beschaffenheit des Zuckers, den sie zu H. verarbeiten, nicht zu verändern vermögen, es sei denn, daß der von den Bienen gesammelte Zucker eine Spaltung in Rechtstraubenzucker und Linksschleimzucker erlitte. Die beste Sorte ist der weiße oder Jungfernhonig, der ohne Pressung ausläuft. Der ausgepreßte und durch Blumenmehl gefärbte und verunreinigte wird als gemeiner H. bezeichnet. Beide Sorten bilden den ausgelassenen oder geseimten H., im Gegensatz zu dem Scheiben- oder Zeidelhonig, der mit den Waben in den Handel kommt. Guter H. muß dick, aber klar und rein sein; sehr häufig wird er verfälscht, namentlich mit Stärkezucker und Stärkezuckermelasse. Man gewinnt den H. aus den Waben durch Erwärmen und Auspressen. In hohem Rufe standen im Alterthum des Wohlgeschmacks wegen der H. vom Berge Hybla in Sicilien und der vom Berge Hymettos in Attika. Obschon fast überall H. gewonnen wird, so ist derselbe doch nur in den Heidegegenden Norddeutschlands, in der Schweiz, Rußland, Polen, auf Malta, in Spanien und Frankreich ein bedeutender Handelsartikel. Aus dem H. kann man einen guten Wein, Branntwein, Essig und Syrup bereiten; auch dient er zur Speise, zum Einmachen verschiedener Speisen und zum Versüßen des Danziger Liqueurs, des Marasquins von Zara und des Rosoglio. In neuerer

Digitized by Google

Zeit wird der H. auch zu einer besondern Art der Malerei, Honigmalerei, verwendet; er vertritt bei dieser Aquarellmanier das Gummi-arabicum oder den Lack. Bleibt der H. lange Zeit ruhig stehen, so geht mit dem in ihm enthaltenen Krümelzucker eine Art Krystallisationsproceß vor sich, sodaß er in harten Körnern erscheint. Solchen H. nennt man Steinhonig, die Körner aber Honigzucker. Seine größte Verwendung findet der H. in der Fabrikation der Labkuchen (Lebkuchen im Volksmunde) oder Pfefferkuchen und in der Bereitung des Meth. In vielen Fällen muß er gereinigt werden, um ihn für gewisse Zwecke (z. B. zur medic. Anwendung) tauglich zu machen. Man hat sehr verschiedene Reinigungsmethoden; die beste besteht im Sieden des zuvor in reinem Wasser aufgelösten H. in einem Kessel über nicht zu starkem Feuer, Abschäumen der an der Oberfläche der kochenden Flüssigkeit sich ansammelnden Unreinigkeiten, Entfernen der Säuren durch Zusatz von geschlemmter Kreide, anderer den Geschmack verschlechternder Substanzen durch Zusatz von Kohlenpulver, Filtriren der gewonnenen Flüssigkeit und Abklären derselben mittels Eiweiß und endlich Eindicken des gereinigten H. bis zur Syrupsconsistenz durch Abdampfen. Dergleichen gereinigter H. (Mel depuratum oder despumatum der Apotheken), welcher klar, durchsichtig und weingelb sein muß, hält sich unter gutem Verschluß jahrelang. In der Medicin verwendet man denselben bei Brustübeln und zu Salben. Mit Essig gekocht liefert der H. den Sauerhonig oder Oxymel der Apotheken.

Honiggras oder Zuggras (Holcus lanatus), Pflanzenart, s. Holcus.

Honigstein (Mellit), ein gelbes, dem Honig ähnlich aussehendes fettglänzendes Mineral, welches bei Artern in Thüringen und bei Luschitz in Böhmen in Braunkohlenlagern gefunden wird. Es krystallisirt in tetragonalen Pyramiden, die oft auch noch basische und prismatische Flächen zeigen; sein specifisches Gewicht beträgt 1,5, es ist so hart wie Gips. Chemisch besteht H. aus 40,5 Honigsteinsäure (oder Mellitsäure), 14,3 Thonerde und 45,2 Proc. Wasser; man benutzt ihn daher zur Darstellung der Honigsteinsäure.

Honigthau nennt man die bisweilen an den Blättern und Zweigen von Sträuchern, Bäumen und Kräutern, vorzugsweise an Lindenbäumen auftretende wasserhelle, klebrige, gelbliche, süß schmeckende, unangenehm riechende Substanz, die man früher für einen meteorolog. Thau hielt. Seine Entstehung ist eine doppelte. Der eine H. besteht aus der süßen, honigartigen Ausscheidung vieler Blattlausarten (animalischer H.), der andere ist ein pathol. Product der Pflanze selbst (vegetabilischer H.). Ersterer überzieht vorzugsweise die obere Fläche der Blätter, weil er von den meist an der untern Fläche von Blättern saugenden Blattläusen auf die tieferstehenden Blätter tropfenweise herabfällt; der vegetabilische H. dagegen findet sich vorzugsweise an der untern Blattfläche. Die Bildung desselben scheint von einer unverhältnißmäßigen Bildung stickstofffreier Substanz im Vergleich zu der stickstoffhaltigen herzurühren. Dieser H. ist besonders bei anhaltender Trockenheit zu bemerken. Der süße Geschmack rührt von Traubenzucker und Mannit her. Bisweilen scheint der vegetabilische H. in ursachlichem Zusammenhange mit dem Auftreten parasitischer Pilze zu stehen; so geht der Bildung des Mutterkorns (s. d.) stets die Entwickelung von H. an den Getreideähren voraus. Aller H. kann der Vegetation schädlich werden infolge der Verstopfung der Spaltöffnungen.

Honneurs werden bei der Armee und Marine die Ehrenbezeigungen genannt, welche von Untergebenen, von Posten, Wachen, Fahnen, Festungen und Kriegsschiffen den Vorgesetzten, beziehentlich fremden Kriegsschiffen erwiesen werden. Einzelne grüßen durch Handanlegen an die Kopfbedeckung oder Frontmachen, Abtheilungen fassen das Gewehr an oder präsentiren, die Fahnen werden gesenkt. Festungen und Kriegsschiffe salutiren durch Abfeuern von Kanonenschüssen, wobei letztere gleichzeitig Flaggen aufhissen und die Raaen bemannen, wenn die Ehrenbezeigung den höchsten Vorgesetzten gilt.

Honolulu, Hauptstadt der Sandwichinseln (s. d.).

Honorar hießen bei den Römern die Geschenke an Getreide, Wein u. s. w., welche den eine Provinz verwaltenden obrigkeitlichen Personen von den Einwohnern der Provinz, ohne daß diese dazu verpflichtet gewesen wären, ehrenhalber gegeben wurden. Indessen wurden dergleichen Geschenke in den spätern Zeiten der Republik oft nicht nur gefordert, sondern auch erpreßt. Gegenwärtig bezeichnet man mit H. oder Ehrensold Vergütungen in Geld für Arbeiten und Bemühungen höherer, besonders geistiger Art, welche nicht ständige Gehalte oder Besoldungen sind, und für die der Ausdruck Arbeitslohn nicht angemessen erscheint. So spricht man von einem H. des akademischen Lehrers, des Schriftstellers und des Arztes.

Honorius, der Sohn des Kaisers Theodosius I., geb. 384 n. Chr., zum Augustus ernannt 393, nach seines Vaters Tode 395 Kaiser des Weströmischen Reichs, während seinem ältern

Digitized by Google

Bruder Arcadius (s. d.) das östliche zufiel, residirte anfangs zu Mailand, seit 403 aber zu Ravenna. Sein Vormund Stilicho (s. d.), der für ihn die Regierung mit Kraft und Klugheit führte, die Empörung des Gildo in Afrika 398 unterdrückte, dem Alarich in Griechenland 396 und in Italien 403 mit Erfolg entgegentrat und 406 die zahlreichen german. Scharen, die unter Radagais in Italien eingebrochen waren, bei Florenz überwand, fiel 408 als Opfer der Intriguen des Olympius. Seitdem hatte Alarich die Oberhand in Italien, das die Westgothen erst nach dessen Tode 412 unter Athaulf (der 414 des Kaisers Schwester Placidia, sehr wider Willen des H., heirathete) verließen und nach Gallien zogen. Dieses war seit 407 durch Vandalen, Sueven, Alanen und Burgunder überschwemmt worden, von denen die letztern zunächst am Rhein sich niederließen, während die erstern Völker 409 sich nach Spanien wendeten. In Britannien traten seit 407 mehrere Gegenkaiser auf, von denen Konstantin seine Herrschaft auch nach Gallien ausdehnte. Zwar besiegte ihn 411 der Illyrier Konstantius, der 417 zum Gemahl der seit 415 verwitweten Placidia und 421 zum Mitkaiser erhoben worden, doch gab H. die röm. Herrschaft über Britannien auf. Als H. im Aug. 423 starb, bemächtigte sich der Oberhofnotar Johannes der Herrschaft, die er 424 an Valentinian III. (s. d.), verlor, als dieser mit seiner von H. nach Konstantinopel verwiesenen Mutter Placidia zurückkehrte.

Honorius ist der Name von vier Päpsten. — H. I., 625—638, billigte in den monotheletischen Streitigkeiten die Ansicht der sog. Monotheleten, daß Christus zwar zwei Naturen, aber nur Einen Willen gehabt habe, und wurde deshalb auf dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel 680, also erst lange nach seinem Tode, als Ketzer verdammt. Leo II. und spätere Päpste haben den Bannfluch über ihn wiederholt. Kath. Schriftsteller, wie Baronius und Bellarmin, suchten die Rechtgläubigkeit des H. dadurch zu retten, daß sie behaupteten, die Acten des Concils seien gefälscht, andere, wie Pagi und Garnier, daß H. nicht wegen Ketzerei, sondern wegen Nachlässigkeit (propter negligentiam) verdammt worden sei. H. stiftete (628) das Fest der Kreuzerhöhung. Vgl. Hefele, «H. und das sechste allgemeine Concil» (Tüb. 1870); derselbe, «Honorius-Frage» (aus dem Lateinischen von Rump, Münst. 1870). — H. II., vorher Peter Cadolaus, Bischof von Parma, wurde während der Minderjährigkeit Heinrich's IV. unter dem Einflusse deutscher Großen als Gegenpapst Alexander's II. in Basel 1061 gewählt und zog auch in Rom ein. Als aber Hanno, Erzbischof von Köln, die Reichsverwaltung (1062) an sich gezogen, traten die deutschen Großen auch zu Alexander über. H., von ihnen auf der Synode von Augsburg (1062) verlassen, blieb nun auf Parma beschränkt, gab aber seine Ansprüche nie auf. Er starb 1072. Sofern Peter Cadolaus als Gegenpapst in der Reihe der Päpste nicht gezählt wird, bezeichnet man Lambert von Fagnan aus Bologna, Bischof von Velletri und Cardinal von Ostia, als Papst H. II. (1124—30). Derselbe mischte sich nach Heinrich's V. Tode nicht ohne Erfolg in die deutsche Königswahl und belegte, um dem Kaiser Lothar dem Sachsen sich willfährig zu beweisen, den Herzog Konrad von Franken, der sich als Gegenkönig hatte krönen lassen, mit dem Bann. Weniger glücklich war er gegen Roger von Sicilien, der, ohne nach dem Papst zu fragen, die päpstl. Lehen Apulien und Calabrien in Besitz nahm. Unter diesem H. setzte das Concil von Toulouse (1129) fest, daß kein Laie das Alte oder Neue Testament, höchstens nur die Psalmen, aber nicht in der Muttersprache, lesen dürfe. Von ihm erhielten (1121) die Prämonstratenser und durch die Synode zu Troyes (1128) die Tempelherren die kirchliche Bestätigung. — H. III., 1216—27, vorher Cencio Savelli, Cardinal von St.-Johann und St.-Paul zu Rom, der Nachfolger von Innocenz III., dem er an Geist und Willenskraft bei weitem nachstand, war mild und nachgiebig, krönte Friedrich II. zum Kaiser und widersprach diesem nicht, als derselbe seinen Sohn Heinrich, der schon König von Sicilien war, zum König von Deutschland wählen ließ. Friedrich konnte selbst in Sicilien seine bisher fast vergessenen Rechte der Krone wiederherstellen, dessen Versuche zur Wiederunterwerfung der Lombardei dagegen veranlaßten auch H. zum Widerstand. Dagegen konnte es H. dem Grafen Raimund VI. von Toulouse nicht vergessen, mit dem päpstl. Stuhle früher gebrochen zu haben. H. reizte den König Ludwig VIII. von Frankreich, den Sohn jenes Grafen, Raimund VII., mit einem Kreuzheere anzugreifen und Toulouse zu erobern. Ueberdies war H. ein großer Förderer der Bettelorden, von denen er den der Dominicaner 1216 und den der Franciscaner 1225 bestätigte, und ein warmer Freund des Deutschen Ordens. — H. IV., vorher Cardinal Giacomo Savelli, Papst vom 2. April 1285 bis 3. April 1287. Nachfolger Martin's IV., war er gleich diesem fortwährend in sicil. Händel verwickelt.

Hont, Comitat im diesseitigen Donaukreise des Königreichs Ungarn, an Nógrád, Gran, Pest, Bars und Sohl grenzend, zählt auf 2552 QKilom. (1870) 112,195 größtentheils kath.

Digitized by Google

E., zur Hälfte Slawen, die andere Hälfte Magyaren nebst 5—6000 Deutschen und 1200 Juden, ist vorherrschend gebirgig und sowol wegen seiner Naturschönheiten als wegen seiner mannichfachen Erzeugnisse einer der gesegnetsten Landstriche Ungarns. Es hat trefflichen Wein- und Tabacksbau und liefert unter allen Comitaten die meisten Bergwerksproducte (Gold, Silber, Blei, Eisen). Der Bergbau wird vorzüglich von Deutschen betrieben und beschäftigt wenigstens ein Zehntel der Bevölkerung. Hauptort des Comitats ist der Marktflecken Ipoly-Ságh (mit 2413 E.), der bedeutendste Ort aber die Stadt Schemnitz (s. d.), nach welcher auch die gesammten honter Bergwerke gewöhnlich benannt werden.

Hontheim (Joh. Nikol. von), der berühmte Weihbischof von Trier, geb. daselbst 27. Jan. 1701 aus einem alten patricischen Geschlechte, besuchte, nachdem er in der Jesuitenschule zu Trier vorbereitet worden war, mit seinem Bruder die Universitäten zu Löwen und Leiden und promovirte 1724 zu Trier als Doctor der Rechte. Aus Vorliebe für seine Studien und aus Hang zur Einsamkeit wählte er den geistlichen Stand und machte bald darauf eine Reise nach Rom, wo er die röm. Curialpraxis und Politik und die Misbräuche der Priesterregierung durch den Augenschein kennen lernte. Nach seiner Rückkehr wurde er von dem gelehrten Kurfürsten Franz Georg zu Trier zum geistlichen Rath des Consistoriums und bald darauf zum Professor der Pandekten und des Codex ernannt, auch mit der Besorgung mehrerer wichtiger Landes- und Kirchengeschäfte beauftragt und 1748 zum Weihbischof des Erzbisthums erhoben. Hierauf ließ er seine «Historia Trevirensis diplomatica» (3 Bde., Trier 1750) erscheinen, ein Werk von tiefer und fleißiger Forschung, dem er später einen «Prodromus» (2 Bde., Trier 1757) nachschickte. Sein Werk «De statu ecclesiae liber singularis» (Frankf. 1763) schrieb er zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christl. Kirche, unter dem Namen Justinus Febronius. Dieses Buch, in welchem H. sich als einen kühnen Gegner der päpstl. Anmaßungen und Vertheidiger der Freiheit der Kirche bekundete, das er als ein aufrichtiger Verehrer des kath. Glaubens aus reinem Eifer dem Papste sogar gewidmet hatte, traf die Kirche auf einer so wunden Stelle, daß die strengsten Verbote von seiten des Papstes dagegen ergingen, die aber dessen Verbreitung nur noch mehr förderten. Gegen die Einwürfe und angeblichen Widerlegungen seiner Schrift vertheidigte sich H. wieder in mehrern Schriften, sodaß diese nach und nach auf fünf Bände anwuchs. Dem röm. Hofe gelang es sehr bald, den Verfasser auszuspüren, ohne ihm jedoch wegen des mächtigen Schutzes, dessen er genoß, etwas weiter anhaben zu können. Indessen ermüdete man doch durch ununterbrochene Quälereien den beinahe 80jährigen Greis dergestalt, daß dieser sich endlich 1778 zu einem schriftlichen Widerruf seines Systems überreden ließ. H. starb zu Montquintin 2. Sept. 1790.

Honthorst (Gerhard), ausgezeichneter Maler der niederländ. Schule, geb. 1592 zu Utrecht, bildete sich bei Abrah. Bloemaert und in Rom und Neapel bei Michel Angelo da Caravaggio. Hier eignete er sich jene scharfen, grellen, besonders nächtlichen Lichteffecte an, weshalb ihn die Italiener Gherardo dalle notti nannten. Er gehörte zu den Künstlern seiner Zeit, die, vom höchsten Grade des Manierirten und den willkürlichsten Ausschweifungen der Phantasie mehrerer ihrer Zeitgenossen sich abwendend, nach dem Beispiele des Caravaggio einer derb-realistischen Auffassungsweise huldigten. Jedoch entlehnte er vom Caravaggio nur die Carnation, das Leben und die großen Schatten- und Lichtmassen; in den Umrissen war er genauer, in den Formen gewählter und in den Bewegungen graziöser, in dem Colorit des Meisters herrscht ein brauner Ton vor. Er arbeitete eine Zeit lang in England für Karl I. und war dann Maler des Prinzen von Oranien, wohnte im Haag und malte viel auf dem Lustschlosse im Bosch bei Haag, wo noch jetzt viele seiner schönsten Bilder sich befinden. Seine Hauptblätter sind die Enthauptung des heil. Johannes, eine Allegorie auf Karl I. von England und Christus vor Pilatus. H. lebte noch 1662. Sein Schüler war Joachim von Sandrart (s. d.). — Ein Bruder H.'s, Wilhelm H., gest. 1666, arbeitete in ähnlichem Stil, besonders für den brandenb. Hof.

Honvéd (d. i. Vaterlandsvertheidiger) hießen in Ungarn zuerst 1848 jene freiwilligen Kämpfer, die auf einige Wochen oder «a' győzelmig» (bis zum Sieg) angeworben und in den Süden gegen die Raitzen und Serben geschickt wurden. Als sich jedoch später der Kampf hauptsächlich gegen Oesterreich richtete, viele der alten regulären Regimenter unter die ungar. Fahne traten, auch jene Freiwilligen ebenfalls diesen Regimentern einverleibt oder in neue regelmäßige Regimenter gebracht wurden, diente der Name H. fortan zur allgemeinen Bezeichnung für die ganze nationale Streitkraft, wenn auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter H. meist nur die Infanterie begriffen wurde. Bei der Neugestaltung der österr.-ungar. Armee nach den Ereignissen von 1866 und dem Ausgleich mit Ungarn ist der Name H. auf die Landwehr der

Digitized by Google

Länder der ungar. Krone übertragen worden. Dieselbe steht einerseits unter dem ungar. Landesvertheidigungsministerium, während das Landwehr-Obercommando den militärischen Befehl über dieselbe führt. Sieben Landwehr-Districtscommandos bilden die Mittelstellen zwischen dem Ministerium, resp. Obercommando und den Landwehrtruppen. Diese zählen an Infanterie: 7 Truppendivisionen zu 2 Brigaden, 14 Brigaden zu 6—7 Bataillonen, 92 Bataillone zu 4 Compagnien; an Cavalerie: 10 Regimenter zu 2 Divisionen zu 2 Escadrons. Artillerie besitzt die Honvédarmee nicht, seitdem im Oct. 1875 die bestehenden 20 Mitrailleusen-Abtheilungen aufgelöst worden sind. Die Landwehr ergänzt sich durch Einreihung der Reserven nach vollendeter Heerespflicht; durch Einreihung der Ersatzreserven, die das 30. Lebensjahr überschritten haben; durch unmittelbare Einstellung Wehrpflichtiger; durch Freiwillige, welche ihrer Stellungspflicht genügt haben, nicht landwehrpflichtig, aber noch kriegsbrauchbar sind. Die Einberufung zum activen Dienst und die Mobilmachung der Landwehr erfolgt nur auf Befehl des Königs, die Einberufung zu den periodischen Waffenübungen durch die Landwehrbehörden.

Hood (Samuel, Viscount), berühmter brit. Admiral, geb. 12. Oct. 1724, war der Sohn eines Pfarrers. Seine Laufbahn als Schiffsjunge in der königl. Marine beginnend, hatte er sich beim Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs bereits zum Kapitän der Flotte emporgeschwungen. Im J. 1758 wurde er Befehlshaber der Fregatte Vestalin. Er lief von Portsmouth als Kreuzer aus und nahm nach langem Kampfe die franz. Fregatte Bellona, worauf er das Commando des Linienschiffs Afrika von 64 Kanonen erhielt. Als der Krieg mit den amerik. Colonien begann, stationirte H. in den dortigen Gewässern. Nachdem er 1778 zum Baronet und 1780 zum Admiral erhoben worden, schlug er den franz. Admiral Grasse bei der Insel St.-Christoph 21. Febr. 1782, aber noch weit entscheidender bei Guadeloupe 14. April im Verein mit dem Oberadmiral Rodney. Ueberdies nahm er einige Tage später noch zwei franz. Linienschiffe und zwei Fregatten an der Durchfahrt von Mona weg. König Georg III. erhob ihn nach dem Frieden von 1783 zum irländ. Peer als Baron H. von Catherington. Im folgenden Jahre trat er ins Unterhaus, wo er durch freimüthige Opposition gegen die Regierung große Popularität gewann, die er jedoch verlor, als er sich 1786 durch die Ernennung zum Lord der Admiralität vom Ministerium gewinnen ließ. Beim Beginn des Kampfs mit der franz. Republik erhielt er den Oberbefehl im Mittelmeer. Hier nahm er mit dem span. Admiral Langara 27. Aug. 1793 das gegen den Convent empörte Toulon in Besitz. Von dem republikanischen Belagerungsheer durch die Energie des jungen Napoleon Bonaparte gedrängt, mußte H. 18. Dec. die Rhede von Toulon verlassen. Ein furchtbarer Sturm jedoch nöthigte H., mit seiner durch Royalisten überladenen Flotte bei den Hièrischen Inseln zu ankern. Von da segelte er in die ital. Gewässer und eroberte im Mai 1794 Corsica. Nach England zurückgekehrt, wurde er 1796 mit dem Titel eines Viscount H. von Whitley Gouverneur des Hospitals zu Greenwich. Er starb zu Bath 27. Jan. 1816. — Sein Bruder, **Alexander H.**, der ebenfalls engl. Admiral und Peer war, starb 3. Mai 1814 als Viscount Bridport.

Hood (Thomas), einer der originellsten engl. Humoristen, geb. 23. Mai 1798 zu London, wurde für den Kaufmannsstand bestimmt, ging jedoch zu seinen Verwandten nach Dundee, wo er zuerst entschiedenen Hang für die Literatur an den Tag legte, indem er sich an dem «Dundee Magazine», einem belletristischen Blatte, betheiligte. Nach London zurückgekehrt, ward er zu einem Kupferstecher in die Lehre gethan, bei dem er lange genug blieb, um sich die technischen Kenntnisse anzueignen, die ihm später bei der Illustration seiner Schriften sich nützlich erwiesen. Von 1821 an wendete er sich ausschließlich der Schriftstellerei zu und übernahm die Leitung des «London Magazine». In der Folge gab H. eine eigene Zeitschrift als «Hood's Magazine» heraus. Seine erste Gedichtsammlung «Whims and oddities» fand beim Publikum großen Anklang. Ihr eigenthümlichster Zug war der Gebrauch, den der Verfasser von Wortspielen machte, einer Gattung des Witzes, die in seinen Händen eine Quelle echten Humors, oft selbst des Pathos wurde. Seine «National tales» (1827) und der Roman «Tylney Hall» (1828) bewiesen, daß sich H.'s Talent nicht für diese Sphäre eignete. Um so gelungener waren seine poetischen Arbeiten, namentlich der 1829 in dem Almanach «The Gem» erschienene «Dream of Eugene Aram» und «The plea of the midsummer fairies», eine phantastische Schöpfung von großem Liebreiz. Seinen Ruf als Humorist behauptete er durch die Herausgabe des «Comic Annual» und durch sein «Up the Rhine» (Lond. 1842), eine Satire auf die engl. Touristen. Die «Whimsicalities, a periodical gathering» (2 Bde., Lond. 1843) waren der Lesewelt zum größten Theil schon aus dem «New Monthly Magazine» bekannt. Sein letztes erwähnenswerthes Gedicht ist der «Song of the shirt», der zuerst im «Punch» mitgetheilt wurde. H. starb

Digitized by Google

3. Mai 1845. Seine «Poems» haben zahlreiche Auflagen erlebt; eine «People's edition» derselben erschien 1866 in zwei Bänden. Seine «Memorials» gab seine Tochter (2 Bde., Lond. 1860) heraus. Eine vollständige Ausgabe seiner «Works» (7 Bde., Lond. 1864) wurde von seinem Sohne, Thomas H. dem Jüngern (geb. 19. Jan. 1835, gest. 20. Nov. 1874), besorgt, der sich gleichfalls als humoristischer Schriftsteller durch «Quips and cranks» (Lond. 1861) sowie durch die Romane «A golden heart» (Lond. 1867), «The lost link» (Lond. 1868), «Love and valour» (3 Bde., Lond. 1871) u. s. w. bekannt gemacht hat.

Hooft (Pieter), holländ. Geschichtschreiber, geb. zu Amsterdam 16. März 1581, der Sohn des Bürgermeisters Cornelis H., bildete sich durch das Studium der alten Classiker und durch Reisen in Italien. Nach seiner Zurückkunft bekleidete er von 1609 an bis zu seinem Tode, der im Haag 21. Mai 1647 erfolgte, das Amt eines Drosten von Muiden. Tacitus, den er ins Holländische übertrug, war ihm als Geschichtschreiber Muster und das Ziel seines Strebens. Als solcher lieferte er «Het leven van Koning Hendrik IV.» (Amsterd. 1626—52) und eine «Geschichte des Hauses Medici» (Amsterd. 1649); doch den größten Werth hat seine «Nederlandsche historien» (2 Bde., Amsterd. 1642—54; neuere Ausg. von Hecker, 5 Bde., Grön. 1843—46), die von 1556—87 geht. Als Dichter glänzte er besonders in der erotischen Gattung. Seine «Gedichten» (Amsterd. 1656 u. öfter) wurden von Bilderdijk (3 Bde., Leid. 1823) und seine Briefe, die ebenfalls als Muster betrachtet werden, von Huydecoper (1738), seine Uebersetzung des Tacitus von Brandt (1684) herausgegeben.

Hooghe (Pieter de), einer der besten holländ. Genremaler, geb. in Utrecht um 1643, nach andern 1659, soll ein Schüler des Berghem gewesen sein, folgte später aber auch der Richtung des Metsu, Mieris und Slingeland. Er malte mit ausgezeichnetem Glück niederländ. häusliche Scenen, wobei er die Wirkung des Sonnenlichts durch die Fenster auf eine höchst natürliche und angenehme Weise darzustellen wußte. Fast alle seine Bilder stellen Interieurs von Zimmern mit einfallendem Sonnenlicht dar, und die stillen Personen, welche er in diese Räume versetzt, machen das festtägliche Stillleben vollständig. Sein Pinsel ist weniger zart, aber oft nicht minder geistreich als der von Dow und Mieris, und als Colorist gehört er zu den Meistern seines Fachs. Seine Bilder sind ziemlich selten. Er starb 1722. — Nicht zu verwechseln ist er mit Romein de H., einem geistreichen niederländ. Kupferstecher, geb. um 1638, der bis 1704 arbeitete.

Hoogstraeten (Dijrk van), niederländ. Maler, geb. in Dordrecht 1595, wendete sich als Lehrling in der Goldschmiedekunst der Kupferstecherei und später der Malerei zu, in der er sich namentlich im histor. Fache und durch anmuthiges Colorit den Ruf eines trefflichen Künstlers erwarb. Er starb zu Dordrecht 1640. — Sein Sohn, Samuel van H., genannt der Batavier, geb. zu Dordrecht 1627, wurde theils durch seinen Vater, theils durch Rembrandt in die Kunst eingeführt. Er malte viele Bildnisse, auch histor. Stücke, Prospecte, Blumen und Früchte, vorzugsweise aber gelangen ihm Stillleben. Von Wien, wohin er noch sehr jung kam, ging er nach Rom, später auch nach London; im Vaterlande starb er 1678. Seine Abhandlung über die Malerei, mit eigenhändig radirten Blättern, gilt für eins der besten Werke dieser Gattung in jener Zeit. — Samuel's Bruder und Begleiter auf seinen Reisen, Jan van H., gest. 1654 zu Wien, malte ebenfalls histor. Stücke.

Hoogstraten (Jak. van), berüchtigter Oberketzerrichter in Köln und einer der heftigsten Gegner Reuchlin's, geb. um 1454 in dem Flecken Hoogstraten in Brabant, studirte in Köln, wo er 1485 Magister wurde, bald darauf in den Dominicanerorden trat und eine Priorstelle erhielt. Nachher zum Professor der Theologie an der kölner Hochschule ernannt, wurde er, als auf Betrieb des Papstes Leo X. und Kaiser Karl's V. die Inquisition auch in Deutschland eingeführt werden sollte, zum Oberketzerrichter (Haereticae pravitatis inquisitor) ernannt. Als Opfer seines Eifers erwählte sich H. zunächst Erasmus von Rotterdam und Reuchlin, welches letztern Schriften er öffentlich verbrennen ließ. Doch Reuchlin gab ihn dafür dem Hohngelächter der ganzen gebildeten Welt preis; namentlich wurde er auch in den «Epistolae obscurorum virorum» hart mitgenommen. Um Reuchlin zu Grunde zu richten und auf die humanistischen Studien den Bann zu leiten, ging er nach Rom; doch auch hier wollte ihm das nicht gelingen, was er anstrebte. Er starb zu Köln 21. Jan. 1527. Unter seinen lat. Streitschriften (gesammelt, Köln 1526) finden sich auch sehr leidenschaftlich abgefaßte gegen Luther und die Reformation.

Hook (Theodore Edward), engl. Romanschreiber, geb. zu London 22. Sept. 1788, war der Sohn eines Componisten und erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Harrow. Begabt mit allezeit fertigem Witze und ein gewandter Improvisator, trat er schon 1805 als Bühnendichter auf. Dem Prinz-Regenten vorgestellt, wußte er sich durch heitere Laune und Unter-

Digitized by Google

haltungsgabe die Gunst desselben zu erwerben und ward 1812 zum Generaleinnehmer und Schatzmeister auf der Insel Mauritius ernannt. Nachdem er diesen Posten bereits sechs Jahre bekleidet hatte, nöthigte ihn der Misbrauch seines in einen Unterbeamten gesetzten Vertrauens zur Vertretung eines bedeutenden Kassendefects. Als er 1819 nach England zurückkehrte, leitete man eine Untersuchung gegen ihn ein, die erst 1823 durch einen Urtheilsspruch beendet wurde, der ihn zur Erstattung einer Summe von 12,000 Pfd. St. verpflichtete. Unterdessen war H. Redacteur der Zeitung «John Bull» geworden, in der er die Grundsätze der Hochtorypartei verfocht. Trotzdem mußte er die ihm zuerkannte Gefängnißstrafe antreten. Im Schuldthurm schrieb er nun seine ersten Erzählungen, welche unter dem Titel «Sayings and doings» (Lond. 1824) erschienen und vom Publikum mit solchem Beifall aufgenommen wurden, daß sie ihm einen Gewinn von 2000 Pfd. St. eintrugen. Eine Fortsetzung derselben ward 1825 veröffentlicht, und bald darauf erhielt H. seine Freiheit wieder, worauf er sich fast ausschließlich der Novellistik widmete. H. gab 1828 eine dritte Serie von «Sayings and doings» heraus, 1830 «Maxwell», 1833 «The parson's daughter» und «Love and pride». Im J. 1836 übernahm er die Redaction des «New Monthly Magazine», für welches er «Gilbert Gurney» und dessen weit schwächere Fortsetzung «Gurney married» schrieb, welche später auch einzeln in drei Bänden erschienen. Dann folgten 1837 «Jack Brag», 1839 «Births, deaths and marriages» und 1840 «Fathers and sons». Sein letzter Roman: «Peregrine Bunce» (3 Bde., Lond. 1842), erschien erst nach seinem Tode und soll zum Theil von einer andern Hand herrühren. Sämmtliche Arbeiten H.'s zeichnen sich durch Menschenkenntniß, durch Humor und gewandte Darstellung aus, aber sie verrathen die Hast, mit der sie geschrieben sind, und treiben die Komik bis zur Caricatur. Er starb zu Fulham 24. Aug. 1841. Vgl. Barham, «Life of Theodore H.» (Lond. 1852). — Sein älterer Bruder, James H., Dechant von Worcester und Archidiakonus von Huntingdon, geb. 1771, gest. 1828, war ebenfalls ein Mann von Geist und Talent. Man hat von ihm zwei Romane: «Pen Owen» (Edinb. 1822) und «Percy Mallory» (Edinb. 1823), in welchen er die polit. Ereignisse des Tags berührte, sowie mehrere Flugschriften und Predigten. — Dessen Sohn, Walter Farquhar H., geb. 1798, studirte in Oxford Theologie und wurde nach und nach Domherr in Lincoln, Kaplan der Königin und 1859 Dechant von Chichester. Als Schriftsteller hat er sich durch sein «Church Dictionary» (9. Aufl., Lond. 1864), «An ecclesiastical biography» (8 Bde., Lond. 1845—52) und besonders durch die «Lives of the Archbishops of Canterbury» (9 Bde., Lond. 1861—74) einen geachteten Namen erworben. Er starb 20. Oct. 1875.

Hooker (Jos.), nordamerik. General, geb. 1815 in Hadley im Staate Massachusetts, wurde auf der Militärakademie in Westpoint erzogen und trat 1837 als Unterlieutenant in die Artillerie ein. Er diente als Adjutant und in verschiedenen sonstigen Stellungen in der genannten Akademie bis 1846, wo der mexic. Krieg ihm Gelegenheit gab, sich mehrfach auszuzeichnen. Nachdem er 1853 zum Oberstlieutenant avancirt war, kaufte er sich ein Stück Land an der Bai von San-Francisco in Californien, welches er bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs als Farmer bewirthschaftete. Bei der Nachricht von dem Angriff auf Fort Sumter eilte H. in den Osten, wurde 17. Mai 1861 zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt und stand erst unter Heintzelmann, dann im Winter 1861—62 unter M'Clellan auf dem linken Potomac-Ufer. Beim Vorrücken des letztern trieb er an der Spitze einer Division den Feind aus Yorktown und lieferte ihm in Gemeinschaft mit Kearney die blutige Schlacht bei Williamsburg. An der sog. Siebentageschlacht und besonders bei Malvern-Hill, wo er seine anfängliche Niederlage in einen schließlichen Sieg verwandelte, nahm er thätigen Antheil. Ebenso zeichnete er sich in dem Augustfeldzuge am Rappahannock durch ungestümen Angriff, glänzende Tapferkeit und gute Vertheidigung aus. Am 5. Mai 1862 zum Generalmajor ernannt, commandirte H. bei Antietam den rechten Flügel und trug durch seinen gelungenen Angriff auf Stonewall Jackson wesentlich zum Erfolge des Tags bei, mußte aber wegen Verwundung noch vor errungenem Siege das Schlachtfeld verlassen. Er traf erst wieder bei der Armee ein, als Burnside den Oberbefehl an Stelle M'Clellan's führte, und wurde Commandeur einer der von jenem geschaffenen großen Divisionen, mit welcher er sammt den übrigen vor Fredericksburg 13. Dec. 1862 zurückgeschlagen wurde. Im Jan. 1863 folgte H. dem General Burnside im Oberbefehl. Ende April eröffnete er den neuen virgin. Feldzug, der jedoch bereits 3. Mai mit seiner totalen Niederlage bei Chancellorsville endigte. H., der es nicht verstand, große Truppenmassen zu handhaben, ging über den Rappahannock zurück, den Feind fortan beobachtend. Letzterer drang aber Ende Juni unter Lee durch das Shenandoahthal in Maryland und Pennsylvanien ein. H. folgte ihm in Eil-

Digitized by Google

märschen und stand im Begriff, ihm eine Schlacht zu liefern, als er 28. Juni 1863 den Oberbefehl an Meade abgeben mußte, welcher Lee, auf H.'s Dispositionen hin, einige Tage später bei Gettysburg schlug. Fortan war H. nur als Corpscommandant thätig und wurde als solcher im Herbst 1863 mit dem 11. und 12. Corps nach Chattanooga beordert, wo er an den Siegen Thomas' und Sherman's wesentlichen Antheil hatte. Nachdem er Ende 1864 Militärgouverneur des Depart. Ohio geworden, erfolgte nach dem Frieden seine Versetzung nach Neuyork als höchster militärischer Befehlshaber, in welcher Eigenschaft er 1865 das Departement des Ostens und 1866 das der Seen erhielt. Am 1. Sept. 1866 verabschiedet, erhielt er 15. Oct. 1868 seine Ernennung zum Brevet-Generalmajor der Vereinigten-Staaten-Armee und lebte seitdem als Privatmann an verschiedenen Orten des Nordens.

Hooker (Sir William Jackson), ausgezeichneter Botaniker, geb. zu Exeter 1785, faßte frühzeitig eine Vorliebe für die Naturwissenschaften und machte 1809 eine botan. Reise nach Island, die er in «A tour in Iceland» (Yarmouth 1811; 2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1813) beschrieb. Im J. 1815 heirathete er die Tochter Dawson Turner's, eines verdienstvollen Botanikers und Archäologen und erbte die nicht unbedeutenden Güter seines Pathen William Jackson zu Canterbury. Dies hinderte ihn jedoch nicht, den ihm von der Universität Glasgow angebotenen Lehrstuhl der Botanik anzunehmen. Zugleich entwickelte er eine unermüdliche literarische Thätigkeit. Er setzte das 1787 von Curtis gegründete «Botanical Magazine» fort, wovon 1845 nach Erscheinen des 70. Bandes eine dritte Serie begann, und gab außerdem ein «Botanical Miscellany» und das «London Journal of botany» (seit 1834) heraus. Von seinen andern Werken sind zu nennen: «Muscologia Britannica» (Lond. 1818; 2. Aufl. 1833), «Flora Scotica» (Lond. 1821), «Flora Boreali-Americana» (2 Bde., Lond. 1833—40), ferner «The British Flora» (2 Bde., Lond. 1830—36; 8. Aufl. 1864), «A century of orchidaceous plants» (Lond. 1846 fg.) und das Prachtwerk über die «Victoria regia» (Lond. 1851). Wegen seiner der Wissenschaft geleisteten Dienste erhielt H. 1836 die Ritterwürde und ward einige Jahre später zum Director des königl. botan. Gartens in Kew ernannt, der unter seiner Leitung das erste Institut dieser Art in der Welt geworden ist. Er hat darüber in einer eigenen Schrift: «Kew gardens, or a popular guide to the royal botanic gardens at Kew» (Lond. 1847) Bericht erstattet. H. starb zu Kew 12. Aug. 1865. — Sein Sohn, Joseph Dalton H., ebenfalls namhafter Botaniker, geb. 1817 zu Glasgow, begleitete den Kapitän Roß als Arzt und Naturforscher auf dessen antarktischer Expedition 1839—43, deren botan. Ausbeute er in der «Flora antarctica» (2 Bde., Lond. 1845—48), «Flora Novae Zelandiae» (Lond. 1852) und «Flora Tasmanica» (Lond. 1855) niederlegte. Im J. 1847 unternahm er eine botan. Reise nach Indien, auf der er über den Himalaja bis nach Tibet vordrang, wo er eine große Anzahl neuer Pflanzen, unter anderm 37 bisher unbekannte Species Rhododendron, entdeckte. Die Beschreibung der letztern enthält das Prachtwerk «The rhododendrons of the Sikkim Himalaya» (3 Thle., Lond. 1849—51). Ende 1851 nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er seinen Reisebericht in den «Himalayan Journals» (2 Bde., Lond. 1854; deutsch, Lpz. 1857) und wurde 1855 zum Gehülfen seines Vaters am botan. Garten ernannt. Nach dessen Tode folgte er ihm als Director des botan. Gartens. Im J. 1871 bereiste H. zu botan. Zwecken Marokko und bestieg den Großen Atlas, von dessen Abhängen er eine reiche Pflanzensammlung nach Kew zurückbrachte. Außerdem erschienen von ihm: «The students' Flora of British Islands» (1870) und «The Flora of British India» (1872).

Hoorn, Stadt und Bezirkshauptort der niederländ. Provinz Nordhölland, 34 Kilom. im Nordosten von Amsterdam, in freundlicher Umgebung, an dem Hoornerhop, einer als Rhede dienenden Bucht der Zuyderse gelegen, hat einen guten Hafen, eine Lateinschule sowie eine klinische und eine Zeichenschule, ein schönes Stadthaus, ein Gerichtsgebäude, ein großes Correctionshaus (früher Magazin der Admiralität) und zehn Kirchen, darunter die Große Kirche mit dem Grabmal des berühmten Contreadmirals Floriszoon. Die Stadt zählt 9600 E., welche Schiffbau, Fischerei, Sardellensalzereien, Gold- und Silberschmiedereien sowie sehr bedeutenden Handel mit Ackerbauproducten, Vieh, Butter und Käse betreiben. H. war einst eine der blühendsten und reichsten Städte Hollands durch die Thätigkeit seiner Kaufmannschaft, seiner Seefahrer und Walfischfänger. Hier wurden 1416 die großen Netze zum Heringsfang erfunden; 1580 ward hier Wilh. Schouten, der erste Umsegler des Cap H., geboren. Nach einer furchtbaren Ueberschwemmung infolge des Deichbruchs 1557 litt die Stadt in den folgenden Kriegen mit Spanien. Die frühern Festungswerke sind jetzt in Promenaden umgewandelt.

Hoorn (Cap), die südlichste Spitze Amerikas, s. Feuerland.

Digitized by Google

Hoorn, auch Hoorne oder Hornes (Philipp II. von Montmorency-Nivelle, Graf von), Freund und Schicksalsgenosse Egmond's, geb. 1522, war der Sohn Joseph's von Montmorency-Nivelle und der Anna von Egmond und Stiefsohn des Grafen H., der ihn nebst seinem Bruder Floris unter der Bedingung, seinen Namen zu führen, zu Erben einsetzte. Dergestalt einer der reichsten Herren in den Niederlanden, wurde H. nach und nach mit Ehren und Würden überhäuft. Er war Reichsoberjägermeister und Ritter des Goldenen Vließes, Kammerherr und Kapitän der vläm. Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsraths der Niederlande, Admiral von Flandern und Gouverneur von Geldern und Zütphen. In der Schlacht bei St.-Quentin 1557 zeichnete er sich durch glänzende Thaten aus, und auch an dem Siege von Gravelingen hatte er einen vorzüglichen Antheil. Die Bande des Blutes, die ihn mit dem berühmten Egmond (s. d.) vereinigten, ließen ihn auch dessen polit. Haltung theilen. An dem Sturze des Cardinals Granvella, den er seit seinem Aufenthalte in Spanien (1559) glühend haßte, wirkte er voll Eifers mit. Auch nach der fruchtlosen Sendung Egmond's nach Spanien hielt er es gleich diesem mit den Unzufriedenen. Doch trennte er sich schließlich, gleichwie Egmond, von der entschiedenern Richtung, wie sie der Prinz von Oranien vertrat. Vergebens bemühte sich dieser, beiden einleuchtend zu machen, wie sie entweder sich unter die Willkür beugen oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit suchen müßten. So blieben sie beim Herannahen Alba's, während Oranien das Land verließ, vertrauensvoll zurück. Gleichwol ließ sie Alba im Sept. 1567 verhaften, ihnen den Proceß machen und sie 5. Juni 1568 zu Brüssel enthaupten. H. hinterließ eine Witwe, aber keine Kinder; sein einziger Sohn war schon zwei Jahre zuvor gestorben. — Auch H.'s Bruder, Floris H., wurde 1570 im Gefängniß zu Simancas enthauptet oder vergiftet, und mit ihm erlosch der Stamm der Montmorency-Nivelle sowie die durch Adoption in ihnen fortgesetzte Linie der alten Grafen von H.

Hope (Thom.), engl. Kunst- und Alterthumsfreund, geb. zu London 1774, entstammt aus dem jüngern, in Holland blühenden und dem Handel gewidmeten Zweige des altschott. Stammes H. of Craig-Hall, bereiste jung für Kunstzwecke einen Theil Europas, Asiens und Afrikas und sammelte auf seinen Reisen viele Zeichnungen meist nach Bauwerken und Sculpturarbeiten. In England erregte er zuerst Beachtung durch ein offenes Sendschreiben an J. Annesley, worin er den von Wyatt für das Downing-College in Cambridge entworfenen Bauplan einer strengen, aber sachkundigen Kritik unterwarf. Weiteres Aufsehen erregten die Einrichtung und Ausschmückung seines Hauses in London und seiner Villa zu Deepdene bei Dorking. Von ersterm findet sich eine Abbildung in Britton und Pugin's «Public buildings of London»; er selbst veröffentlichte die Zeichnungen zu seinem Hausgeräthe in «Household furniture and internal decorations» (Lond. 1805). Nachdem er außerdem die Werke «The costumes of the ancients» (2 Bde., Lond. 1809) und «Designs of modern costumes» (Lond. 1812) herausgegeben, trat er mit dem Roman «Anastasius, or the memoirs of a modern Greek» (3 Bde., 1819) hervor, der ungewöhnlichen Beifall fand und das Talent eines Novellisten ersten Rangs offenbarte. Auch seine Abhandlung «On the origin and prospects of man» (Lond. 1831), die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, enthält neben manchen barocken und paradoxen Ansichten Stellen von hoher Beredsamkeit und Gedankenfülle. Er starb zu London 3. Febr. 1831. — Von seinen Söhnen war der älteste, Henry Thomas H., geb. 1808, zuerst 1830 Parlamentsmitglied für East-Looe, dann 1833—41 und 1847—52 für Gloucester und starb zu London 4. Dec. 1862. — Der jüngere, Alexander James Beresford H., geb. 1820, gehörte zu der unter dem Namen des «Jungen England» bekannten Partei und machte sich durch seinen Eifer für die Wiederherstellung der altengl. Kirchendenkmäler bemerkbar. Seit 1841 Parlamentsmitglied für Maidstone, fiel er 1852 und 1859 bei den Neuwahlen durch, wogegen es ihm 1865 glückte, ein Mandat für Stoke zu erlangen. Seit 1868 vertritt er im Parlament die Universität Cambridge. Hochconservativ in allen seinen Ansichten, stand H. unter den leidenschaftlichsten Vorkämpfern der Sache der amerik. Sklavenstaaten voran. Zugleich besitzt die engl. Hochkirche an ihm einen ihrer ausdauerndsten, unnachgiebigsten Vertreter. Man hat von ihm «Essays» (Lond. 1844), «English cathedrals in the 19th century» (Lond. 1861), «The social and political bearings of the American disruption» (1863), «Cathedrals in their missionary aspects» (1872), «Hints towards peace in ceremonial matters» (1874), «Worship in the church of England» (1874) u. s. w.

Hopfen (Humulus Lupulus L.), eine perennirende, diöcische Pflanze aus der Familie der Urticeen, welche sich in fast ganz Europa in Hecken und Gebüschen auf steinigem Boden wild findet, jedoch angeblich aus Asien stammen soll. Sie hat schlingende, kantige, sehr scharf-

Digitized by Google

haarige Stengel und gegenständige, langgestielte, fünflappige, am Grunde herzförmige, übrigens grobgesägte und auch scharfhaarige Blätter. Die Pflanzen mit männlichen Blüten (tauber oder wilder H.) sind gänzlich von der Verwendung ausgeschlossen, welche sich nur auf die weiblichen Individuen ausdehnt, die darum in großem Maßstabe cultivirt werden. Die männlichen Blüten stehen in achselständigen, straußförmigen Rispen. Sie haben eine grünliche, fünftheilige Blütenhülle und fünf Staubgefäße. Die weiblichen Blüten sind das eigentliche, gewöhnlich als H. bezeichnete Material. Sie erscheinen zur Blütezeit (im August) als kleine, grünliche Kätzchen, verwandeln sich aber später in eiförmig-walzige, zapfenartige Gebilde (Hopfenzapfen oder Dolden), indem ihre anfangs kleinen, dünnhäutigen Deckschuppen zu großen runden, dachziegelförmig übereinanderliegenden Blattorganen auswachsen. In den Achseln dieser Deckblätter stehen zwei bis vier kleine Blüten mit ganzblätteriger, den Fruchtknoten becherartig umgebender Hülle. Aus dem mit zwei langen, fadenförmigen Griffeln gekrönten Fruchtknoten entwickelt sich eine kleine, einsamige Schließfrucht. In den Hopfenzapfen befinden sich theils auf der Fruchthülle, theils auf den Deckblättern selbst zahlreiche gelbe, klebrige Drüschen, welche das Hopfenmehl oder Lupulin enthalten, einen eigenthümlich gewürzigen Bitterstoff, der dem Bier sein Arom verleiht und als Glandulae Lupuli auch officinell ist. Außerdem enthalten die Deckblattdrüsen ein ätherisches Oel, das Hopfenöl, die Deckblätter und Stiele aber Gerbsäure. Letztere sowie das ätherische Oel nehmen hauptsächlich an den Veränderungen theil, welche die Bierwürze (s. Bier) durch den Hopfenzusatz (das Hopfen) erleidet. Diese Bestandtheile tragen zur Haltbarkeit des Biers bei und ertheilen ihm ihren Geruch und Geschmack. Die Quantität des Lupulin im H. ist aber sehr verschieden nach Cultur, Jahrgang, Boden u. s. w.; einzelne Orte und Gegenden sind besonders berühmt wegen ihres H., so z. B. Nürnberg, Spalt in Baiern, Saaz und Auscha in Böhmen, Manheim und Schwetzingen in Baden, die Grafschaft Kent in England, Flandern u. s. w. Man vermehrt die Hopfenpflanzen durch Zertheilung der Wurzelstöcke im Frühling oder Herbst. Die Setzlinge (Fechser) legt man in Abständen von 1,3 bis 1,8 Mt. im Quadrat, sodaß auf den Hektar 5883 oder 3125 Pflanzen kommen, auf 1 Mt. tief in das gut rigolte, stark gedüngte Land, und steckt nach dem Austreiben der Pflanze eine mindestens 6,5 Mt. hohe, dünne Fichtenstange in jede Grube. Der Pflanze läßt man nur zwei bis drei Ranken, welche mit Bast angebunden und im Mai bis auf 0,5 Mt. Höhe vom Boden ihrer Blätter beraubt werden. Bei der Ernte schneidet man die Stengel 30—60 Ctmt. über dem Boden ab und hängt sie im Luftzug auf, damit sie trocknen. Die Qualität des H. läßt sich zum Theil aus seinen äußern Eigenschaften erkennen. Er muß aus großen, reinen Zapfen bestehen, entweder hellröthlich oder grüngelblich sein. Ist der H. überreif, so sind die Blüten roth; unreif sind sie ganz grün. Er muß ferner reichlich Lupulin enthalten, und dieses soll schwefelgelb, aber nicht braun aussehen. Zwischen den Fingern oder auf der Hand gerieben, muß er einen harzigen, klebrigen Fleck erzeugen und den starken angenehmen und reinen Hopfengeruch wahrnehmen lassen. Da der H. durch Verflüchtigung und Oxydation des ätherischen Oels mit der Zeit an Güte verliert, so ist die Art der Aufbewahrung von Wichtigkeit. Um den Luftzutritt möglichst zu erschweren, wird der hinreichend getrocknete H. recht fest zusammengepreßt. In Deutschland stampft man ihn mit den Füßen in Säcke ein; in Nordamerika und England wendet man hydraulische Pressen an, um den H. in festgenähte Säcke einzupressen. Auf diese Weise soll sich der H. mehrere Jahre lang unverändert aufbewahren lassen. Die Hopfenhändler pflegen häufig altem, braungewordenem H. durch Bleichen mit schwefeliger Säure das Ansehen von frischem H. zu geben. Diese Verfälschung des H. ist jedoch auf chem. Wege leicht zu erkennen. Anstatt des H. oder zugleich mit dem H. wendet man häufig andere Substanzen, wie Rinden der Pinusarten, Fichtensprossen, Tausendgüldenkraut, Enzian, Buchsbaum, Bitterklee, Wermuth, Colchicum, Taback, Bertramwurzel, Aloë, Pikrinsäure, Sumpfporst u. s. w. an. Abgesehen davon, daß mehrere dieser Substanzen geradezu einen nachtheiligen Einfluß auf den Organismus ausüben, können diese Körper wol dem Bier einen bittern Geschmack ertheilen, aber keineswegs das Aroma des H. ersetzen. Vgl. Lamprecht, «Der H.» (Bresl. 1874); Wirth, «Der Hopfenbau» (Stuttg. 1875).

Hora canonica (Hora regularis) oder nur Hora (Stunde) heißt in der kath. Kirche die bestimmte Stunde, zu welcher in den Klöstern gewisse Betgesänge gehalten werden, die man selbst auch Horae zu nennen pflegt. Diese Betgesänge bestehen in Psalmen, Abschnitten aus dem Alten und Neuen Testamente und aus den Kirchenvätern, in Responsorien, Antiphonien u. dgl. Dieselben sind im Brevier (s. d.) enthalten, richten sich nach den Festen und Tagen und werden von denen, die einzeln für sich beten, nur recitirt, d. h. laut abgebetet. Die Regeln

Digitized by Google

und Observanzen der einzelnen Orden enthalten besondere Bestimmungen über die Abhaltung der Horen. Diese ist aber ein wesentlicher Theil des Chordienstes, der acht kanonische Stunden oder Gebete enthält: 1) das Morgengebet (Mette), das gewöhnlich den Abend vorher, d. h. anticipando, stattfindet, früher aber meist nur um Mitternacht gehalten wurde; 2) die gewöhnlich mit dem Morgengebete verbundenen Laudes oder Lobgebete; 3) die Prime (1. Stunde); 4) Terz (3. Stunde); 5) Sexte (6. Stunde); 6) None (9. Stunde); 7) die Vesper und 8) das Completorium. Von diesen wird die Prime und Terz meist bei Tagesanbruch, die Sexte und None Vormittags abgehalten; Vesper und Completorium bilden die Abendandacht.

Horatius ist der Name eines alten patricischen röm. Geschlechts. Ihm gehörten an die drei Horatier, von denen die röm. Sagengeschichte erzählt, daß sie unter König Tullus Hostilius zur Entscheidung des Kampfs zwischen Rom und Albalonga den drei alban. Curiatiern, die ebenso wie sie Drillingsbrüder waren, entgegengestellt worden seien. Zwei der Horatier waren gefallen, der überlebende aber, von Livius Publius, von andern Marcus genannt, gewann den Kampf, indem er klug die Gegner voneinander trennte und einzeln überwand. Als er siegreich zurückkehrte, empfing ihn seine Schwester, die dem einen Curiatier verlobt war, mit Wehklagen; im Zorn stieß sie der Bruder nieder. Die Richter, die der König über ihn bestellte, verurtheilten ihn zum Tode. Das Volk, an das er von dem Richterspruch provociren durfte, sprach ihn aber frei, und durch den Vater oder durch die Priester wurde die Entsühnung vollzogen, bei der er unter einem Joch durchschreiten mußte. Als dieses Joch galt das bei den Altären der Juno Sororia und des Janus Curiatius stehende sog. tigillum sororium, welches auf Staatskosten fortwährend bis in späte Zeit erhalten wurde. Auch die Gräber der gefallenen Horatier und Curiatier und die Trophäen des Horatius wurden noch lange gezeigt. Nachkommen dieses H. heißen Marcus H. Pulvillus, der nach Dionys bei der Vertreibung der Tarquinier mitgewirkt haben soll und von Polybius als der eine der beiden ersten Consuln der Republik, 509 v. Chr., von andern als Nachfolger des Spurius Lucretius im Consulat genannt wird, und Publius H. Cocles, von dem die Sage erzählt wird, er habe, als Porsenna 507 Rom angriff, die Pfahlbrücke (Pons sublicius), die über die Tiber zur Stadt führte, gegen die andringenden Feinde erst mit zwei Genossen, dann allein so lange vertheidigt, bis sie hinter ihm abgebrochen gewesen, und sich dann durch Schwimmen zu den Seinen hinübergerettet, die ihn durch ein Standbild auf dem Comitium ehrten und mit so viel Land, als er an einem Tage umpflügen konnte, beschenkten. Von den übrigen Horatiern, die in dem 3. und 4. Jahrh. der Stadt theils als Consuln, theils als Consulartribunen angeführt werden, ist namentlich Marcus H. Barbatus erwähnenswerth, der mit Lucius Valerius Publicola nach dem Sturz der Decemvirn das Consulat, das er schon vorher zweimal bekleidet hatte, 449 v. Chr. erhielt und mit seinem Collegen die wichtigen Gesetze (Leges Valeriae Horatiae) durchbrachte, durch welche den Beschlüssen der Tributcomitien Geltung fürs ganze Volk gegeben, die Wahl von Obrigkeiten ohne Provocation verboten und nun auch von Staats wegen (wie durch den erneuten Schwur der Plebs) Person und Vermögen dessen, der die plebejischen Obrigkeiten verletze, für den Göttern verfallen erklärt wurde. Seit 378 v. Chr. verschwindet das patricische Geschlecht der Horatier aus den Fasten.

Horaz, Quintus Horatius Flaccus, einer der im Alterthum wie in der Neuzeit berühmtesten und gelesensten röm. Dichter, wurde 8. Dec. des J. 65 v. Chr. als Sohn eines Freigelassenen in Venusia in Apulien geboren. Schon als Knabe kam er mit seinem Vater, der sein kleines Grundstück verkaufte, nach Rom, wo er eine vorzügliche Erziehung und denselben Unterricht wie die Söhne vornehmer und reicher Leute, darunter den des strengen und tüchtigen Grammatikers Orbilius Pupillus genoß. Im J. 45 ging er nach Athen, das eine Art Hochschule besonders für die Studien der Philosophie und Rhetorik geworden war. Als nach Cäsar's Ermordung Brutus die röm. Jugend zur Vertheidigung der sinkenden Republik unter die Waffen rief, trat auch der junge Horatius in jugendlicher Begeisterung in das Heer desselben ein (43 v. Chr.) und nahm als Kriegstribun (Stabsoffizier) an den Feldzügen in Asien und Macedonien und an der für die republikanische Partei verhängnißvollen Schlacht bei Philippi (42) theil, aus welcher er sich durch die Flucht rettete. Als er ziemlich ernüchtert nach Rom zurückgekehrt war, kaufte er sich mit dem Reste seines väterlichen Vermögens das Amt eines Schreibers oder Registrators bei den Quästoren (scriba quaestorius), wandte sich aber bald (wol schon seit dem J. 41) theils, wie er selbst sagt, aus Armuth, theils aus innerm Berufe der Poesie und zwar zunächst der iambischen (Epoden, nach dem Vorbilde des Archilochos) und satirischen zu. Seine poetischen Erzeugnisse las er zunächst in kleinern Kreisen vor, wurde

Digitized by Google

dadurch in den literarischen Cirkeln Roms bekannt und gewann sich bald die Freundschaft zweier der angesehensten Dichter jener Zeit, des Varius und Vergilius, die ihn beim Mäcenas (s. d.) einführten. Auch diesem trat der Dichter bald näher und hatte sich seiner besondern Gunst zu erfreuen, welche Mäcenas einige Zeit später durch die Schenkung eines Landgütchens im sabinischen District und durch Empfehlung des Dichters beim Augustus bethätigte. Im J. 35 v. Chr. gab er das erste Buch seiner Satiren oder, wie er sie selbst betitelte, «Sermones» (d. h. Gespräche, weil sie in ihrer ganzen Haltung an den Gesprächston anklingen) heraus und begann gleich darauf die Abfassung eines zweiten Buchs, das im J. 30 vollendet und veröffentlicht worden zu sein scheint. Um dieselbe Zeit hat er wol auch die Sammlung seiner Epoden (oder, wie er selbst sie nennt, «Jamben») herausgegeben. Von nun an wandte sich H. in heiterer und durch die Anerkennung, die ihm bereits zutheil geworden, gehobener Stimmung der lyrischen und Liederpoesie zu und veröffentlichte im J. 24 oder 23 die drei ersten Bücher seiner Oden oder, wie er sie betitelte, «Carmina», d. h. Gedichte, die er seinem Gönner Mäcenas widmete. Hierauf kehrte er wieder zu der didaktischen Richtung, aber ohne die Herbe und Bitterkeit seiner Jugendzeit zurück, indem er eine Reihe von poetischen Episteln verfaßte, worin er in ruhigem, wenn auch oft schalkhaftem Tone seine Lebensphilosophie und seine literarischen Grundsätze darlegt. Das erste Buch derselben gab er wol 19 v. Chr. heraus und ließ diesem in seinen letzten Lebensjahren noch ein zweites folgen, dessen dritte, sehr umfangreiche Epistel (476 Hexameter) gewöhnlich als besonderes Gedicht unter dem Titel «Ars poetica» (weil er darin die Grundsätze der dramatischen Dichtung nach griech. Mustern entwickelt) oder auch nach dem Namen der Adressaten als «Brief an die Pisonen» (L. Calpurnius Piso, Consul im J. 15 v. Chr., und dessen Söhne) bezeichnet wird. Im J. 17 v. Chr. dichtete H. im Auftrage des Augustus zur Feier der von diesem veranstalteten Säcularspiele das sog. «Carmen saeculare» und in den J. 17—13 v. Chr., ebenfalls auf Andrängen des Augustus, ein viertes Buch der Oden. Ob er außer diesen uns sämmtlich erhaltenen Gedichten noch andere verfaßt hat, ist nicht zu bestimmen. Er starb 27. Nov. des J. 8 v. Chr. und wurde im äußersten Theile des Esquilinischen Hügels neben dem kurz vorher verstorbenen Mäcenas bestattet.

H. gehört wesentlich zu den reflectirenden Dichtern, d. h. die Reflexion, der klare, nüchterne Verstand überwiegt bei ihm nicht nur das Gefühl, sondern auch die Phantasie. Daher ist er vor allem für die satirisch-didaktische Dichtung geeignet. Seine Productionen auf diesem Gebiete zeigen zwar nicht die Kühnheit des Lucilius, seines Vorgängers auf dem Felde der Satire (wozu auch die veränderten Zeitverhältnisse beitrugen, die den H. nöthigten, sich polit. Anspielung ganz zu enthalten), auch nicht gerade bedeutende sittliche Tiefe, aber sie zeichnen sich durch feine Beobachtung, Klarheit und Schärfe der Charakterzeichnung, anmuthigen Witz und ruhige Eleganz der Darstellung aus, Vorzüge, die nur in seinen frühesten Werken, den Epoden und einigen Satiren des ersten Buchs, durch persönliche Bitterkeit und derbe Obscönität oft verdunkelt werden. In der Lyrik gelingen ihm am wenigsten die erhaben gehaltenen Gedichte, denen man fast durchgängig eine gewisse Anstrengung anmerkt. Auch er selbst hatte gar wohl erkannt, daß dies nicht sein Element war, und verfaßte daher solche Gedichte nur auf das Andringen seiner Gönner und Freunde, des Augustus, Mäcenas u. a. Wo er sich dagegen in der mittlern Sphäre bewegt, da zeigt er im Scherz wie im Ernst eine bewunderungswürdige Anmuth, feine Maßhaltung und ruhige Klarheit. Ueberall aber bewährt er sich als Meister der sprachlichen wie metrischen Form, die er nach strengen Grundsätzen, den besten griech. Mustern folgend, behandelt. In dieser Beziehung ist er der Hauptvertreter der neuern röm. Dichterschule, die mit selbstbewußtem Lächeln auf ihre weniger formgewandten, aber freilich vielfach an Originalität und Tiefe der Empfindung sie überragenden Vorgänger herabblickt. Uebrigens ist H. in Bezug auf den Inhalt seiner Dichtungen in den Satiren und Episteln durchaus original-römisch, in den Oden dagegen hat er mehrfach griech. Originale, besonders des Alcäus, ziemlich treu nachgebildet. Zur Kritik und Erklärung der H.'schen Gedichte haben wir aus dem spätern Alterthum mehrere Scholiensammlungen (herausg. von F. Hauthal, Berl. 1859 fg.), unter denen die des Porphyrio (herausg. von Meyer, Lpz. 1874) die wichtigste ist. Fast zahllos sind die Ausgaben seit der Editio princeps (um 1470). Hervorzuheben sind für die Kritik die von Bentley (zuerst Cambr. 1711) sowie die Textausgaben von Meineke (2. Aufl., Berl. 1854), von Haupt (3. Aufl., Lpz. 1871) und von L. Müller (zuletzt Lpz. 1874); als brauchbare Handausgabe für die Erklärung die von Orelli (3. Aufl., 2 Bde., Zür. 1850) und als gute Schulausgabe die von Dillenburger (6. Aufl., Bonn 1875); von Specialausgaben der Oden die von Hofmann Peerlkamp (2. Aufl., Amsterd. 1862) und die neueste mit einem reichen

Digitized by Google

kritischen Apparat versehene Ausgabe von Keller und Holder (Lpz. 1864—70) und die Schulausgabe von Nauck (8. Aufl., Lpz. 1874); der Satiren die von Heindorf (3. Aufl. von Döderlein, Lpz. 1859), von Kirchner und Teuffel (Lpz. 1854—57), von Döderlein (lat. und deutsch, Lpz. 1860) und von Fritzsche (Lpz. 1875—76); der Episteln von Döderlein (lat. und deutsch, Lpz. 1856—58) und die Schulausgabe der Satiren und Episteln von Krüger (8. Aufl., Lpz. 1876). Von Uebersetzungen mögen die von Günther (Lpz. 1854) und Strodtmann (2. Aufl., Lpz. 1860), für die Satiren und Briefe außer der Döderlein'schen (ohne Text, Lpz. 1862) auch die von Wieland (Satiren, 4. Aufl., Lpz. 1819; Briefe, Dessau 1782) erwähnt werden. Vgl. Teuffel, «Charakteristik des H.» (Lpz. 1842); derselbe, «H. Eine literarhistor. Uebersicht» (Tüb. 1843); derselbe, «Ueber H.» (Tüb. 1868); Weber, «H. als Mensch und Dichter» (Jena 1844); Walckenaer, «Histoire de la vie et des poésies d'Horace» (2. Ausg., 2 Bde., Par. 1858); Jacob, «H. und seine Freunde» (Berl. 1852 fg.); Noël de Bergers, «Vie d'Horace» (Par. 1855); Beck, «H. als Kunstrichter und Philosoph» (Mainz 1875).

Horb, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreis, am Neckar und an der königl. württemb. Obern Neckarbahn, von der hier die Nagoldbahn abzweigt, hat eine große Kirche, drei ehemalige Klöster und ein Chorherrenstift, eine Bildhauerwerkstätte und zählt (1875) 2043 meist kath. E., welche Obst- und Hopfenbau betreiben und Säge- und Gipsmühlen unterhalten. Auf einer Anhöhe steht ein alter Wartthurm und eine Wallfahrtskapelle.

Hörde, Stadt im Landkreise Dortmund des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, an der Emscher und an den Bahnlinien Dortmund-Soest der Bergisch-Märkischen und Osterath-H. der Rheinischen Eisenbahn, hat drei Kirchen, ein sehr bedeutendes Eisenwerk (Hermannshütte) des Hörder Bergwerks- und Hüttenvereins, Steinkohlenbergwerke, Eisensteingruben, Fabriken für Eisen- und Blechwaaren und zählt (1875) 12,852 E.

Horeb, früher die nördl. Gruppe des Sinaigebirgs, später das ganze Gebirge, s. Sinai.

Horen erscheinen bei Homer, der jedoch weder ihre Zahl noch ihre Aeltern angibt, als die Pförtnerinnen des Himmels, dessen Wolkenthor sie öffnen und schließen, und dann als Dienerinnen der Götter, namentlich der Aphrodite. Was die verschiedenen Zeiten des Jahres in ihrer natürlichen und gesetzmäßigen Folge und Ordnung, in ihrem regelmäßigen Wechsel bringen, das glaubten die Griechen diesen freundlichen, vielerfreuenden Göttinnen zu verdanken. In Athen wurden seit alten Zeiten zwei H. verehrt, Thallo, d. i. die H. des blütenbringenden Frühlings, und Karpo, die des früchtetragenden Herbstes. Mit der Zeit wurden die H. speciell Vorsteherinnen der Jahreszeiten, deren Wechsel und verschiedene Erzeugnisse sie herbeiführen. Auf den Bildwerken erscheinen die H. bald in der Dreizahl, bald in der Vierzahl oder, wie namentlich die vor den andern gefeierte H. des Frühlings, auch einzeln, tanzend oder Geschenke bringend, mit Blumen, Früchten oder Thieren. Drei H. nennt zuerst Hesiod, bei dem sie Eunomia, d. i. gesetzliche Ordnung, Dike, d. i. Gerechtigkeit, und Eirene (Irene), d. i. Friede, und Töchter des Zeus und der Themis heißen. Hier und auch sonst zuweilen in Poesie und Kunst erscheinen sie also vielmehr als Vertreterinnen der Ordnung und Gesetzmäßigkeit in geistigem als in physischem Sinne. In späterer Zeit dagegen werden sie immer mehr Vorsteherinnen der Zeiten des Jahrs, hier und da auch der Stunden des Tags. Vgl. Lehrs in den «Populären Aufsätzen» und die Abbildungen bei Müller-Wieseler, «Denkmäler der alten Kunst» (Bd. 2), und Conze, «Heroen- und Göttergestalten der griech. Kunst».

Hören, s. Gehör.

Horgen, Marktflecken im schweiz. Canton Zürich, Hauptort des Bezirks H., liegt 15 Kilom. südlich von Zürich auf dem linken Seeufer 479 Mt. über dem Meere und zählt (1870) 5200 meist prot. E., deren Haupterwerbszweige die Seidenindustrie und der Weinbau sind. Der Ort ist wohlhabend, stattlich gebaut, von Wiesen und Weinbergen umgeben, besitzt eine schöne Kirche mit Fresken von Barzaghi und einen Hafen mit lebhaftem Verkehr. Von H. 1,5 Kilom. entfernt liegen die Braunkohlengruben von Käpfnach, welche jährlich 90,000—100,000 Ctr. Kohlen liefern. Mit Zürich ist H. durch eine Poststraße und die Dampferlinie auf dem See verbunden, ferner seit 1875 durch die linksuferige Bahnlinie Zürich-Wesen, deren Bahnhof H. kurz nach der Eröffnung im See versank und seither nur provisorisch hergestellt wurde. Von H. nach Südwesten führt eine 23 Kilom. lange Poststraße über die Höhe (736 Mt.), welche den Zürchersee vom Sihlthal scheidet, und durch den fruchtbaren Baarerboden nach Zug und eine andere, von der Höhe südöstlich abzweigend, zur Schindellegi und nach Einsiedeln.

Hörigkeit bezeichnet den in früherer Zeit mannichfach abgestuften Zustand zwischen vollkommener Leibeigenschaft und Freiheit. Gewöhnliches Merkmal war die Stellung nach den

Digitized by Google

Freien, in deren Gericht der Hörige sich durch den Herrn vertreten lassen mußte, das Gebundensein an die Scholle, von welcher ihn aber der Herr nicht willkürlich entsetzen konnte, Zins- und Dienstpflicht, eine Abgabe aus dem Nachlaß und Beschränkung in der Vererbung des abhängigen Grundbesitzes. Eine ausgezeichnete Klasse der Hörigen bildeten noch im 12. und 13. Jahrh. die Ministerialien (s. d.), welche zuletzt den Vasallen oder freien Lehnsleuten völlig gleichkamen. (S. Leibeigenschaft.)

Horizont (vom griech. ὁρίζειν, begrenzen). Wenn wir uns auf einer ganz freien Ebene, wo nichts die Aussicht beschränkt, oder auf dem hohen Meere befinden, und zwar so, daß unser Auge nur wenig über der Oberfläche der Erde oder des Meers erhoben ist, so erscheint uns die Oberfläche der Erde, soweit wir sie übersehen können, als eine kreisrunde Ebene, welche von dem gleichsam darauf ruhenden Himmelsgewölbe begrenzt wird. Diese Ebene heißt die Horizontalebene oder die Ebene des H., und der Kreis, wo sie das Himmelsgewölbe trifft oder in welchem Erde und Himmel zusammenzustoßen scheinen, heißt der H., d. i. der begrenzende Kreis; doch sagt man sehr häufig auch H., wo man eigentlich die Horizontalebene meint. Offenbar hat jeder Ort der Erde seinen besondern H. Derselbe ist einer der größten Kreise der Himmelskugel und theilt diese in die sichtbare und unsichtbare Halbkugel, da nur diejenigen Gegenstände des Himmels sichtbar sind, die sich über jener Ebene befinden. Dies gilt jedoch nur dann, wenn unser Auge die vorhin angegebene Stellung hat. Denn sobald wir uns einigermaßen über die Oberfläche der Erde erheben, übersehen wir mehr als die Hälfte der Himmelskugel, und die scheinbare Grenzlinie zwischen Himmel und Erde liegt nun unter demjenigen Kreise, in welchem eine die Erdkugel in unserm Standpunkte berührende Ebene das Himmelsgewölbe trifft. Auch die Strahlenbrechung verursacht, daß wir mehr als die Hälfte der Himmelskugel übersehen. Man unterscheidet den scheinbaren und den wahren H. Der erstere ist der oben erklärte; der wahre ist eine Ebene, die wir uns parallel mit der Ebene des scheinbaren H. durch den Mittelpunkt der Erde gelegt denken. Beide Ebenen stehen voneinander um den Halbmesser der Erde ab. Gegen die unermeßliche Entfernung der Fixsterne kommt aber dieser Abstand gar nicht in Betracht, und man betrachtet daher die Kreise, die durch den Durchschnitt beider gedachter Ebenen mit dem Himmelsgewölbe entstehen, als völlig zusammenfallend. Der Horizontalpunkt auf dem Rande eines astron. Meßinstruments, insbesondere eines Mauerkreises oder eines Meridiankreises, ist der dem himmlischen H. entsprechende oder mit dem Kreismittelpunkte in einer genauen Horizontallinie liegende Punkt des Randes. Er wird dadurch bestimmt, daß man einen Stern bei seiner Culmination theils unmittelbar, theils aber das Spiegelbild desselben Sterns, welches auf der Oberfläche einer in Ruhe befindlichen Flüssigkeit erscheint, mit dem Fernrohr beobachtet und den auf dem Rande des Kreises zwischen dem Stern und seinem reflectirenden Bilde enthaltenen, durch die Lagen des Fernrohrs bei beiden Beobachtungen abgeschnittenen Bogen halbirt. Die hierbei gebrauchte reflectirende Fläche einer Flüssigkeit (wozu man am geeignetsten Queckſilber nimmt) heißt ein künstlicher H. Außerdem können auch das Bleiloth und die Wasserwage zur Bestimmung des Horizontalpunkts dienen.

Horizontal, wage- oder wasserrecht, heißt das, was dem Horizont des Ortes parallel, also gegen eine lothrechte Gerade, d. i. gegen eine durch ein Gewicht gespannte Schnur (Vertical) senkrecht ist. Zur Bestimmung einer horizontalen Ebene dient oft die Wasseroberfläche, weil das Wasser und alle flüssigen Körper im Gleichgewichte eine Lage annehmen, bei welcher ihre Oberfläche horizontal ist, wobei jedoch von der am Rande der Gefäße stattfindenden höhern oder tiefern Stellung der Flüssigkeit abzusehen ist; für genaue Bestimmungen der Horizontallage gebraucht man die Wasserwagen (s. d.). Oft dient die Verticallinie zur Bestimmung der Horizontalebene, da erstere auf letzterer senkrecht steht, z. B. bei Blei-, Schrot- und Setzwagen.

Hörmaschine, s. Hörrohr.

Hormayr (Jos., Freiherr von), deutscher Geschichtsforscher, geb. zu Innsbruck 20. Jan. 1781, war der Enkel Joseph von H.'s (geb. 1705, gest. 1781 als Geheimrath und tirol. Kanzler zu Innsbruck), studirte 1794—97 zu Innsbruck die Rechte, diente 1799 und 1800 in der tirol. Landwehr, avancirte zum Major und kam 1801 nach Wien, wo er im Ministerium des Auswärtigen angestellt, 1803 zum Wirkl. Hofsecretär ernannt und überdies noch mit der Direction des Geh. Staats-, Hof- und Hausarchivs beauftragt wurde. Im Dec. 1805 begleitete er den Fürsten Liechtenstein auf den Friedenscongreß zu Preßburg. Als einer der eifrigsten Gegner Napoleon's I. unternahm er es, in Tirol einen allgemeinen Aufstand vorzubereiten, und wurde 1809 zur Armee von Inneröſterreich unter den Befehl des Erzherzogs Johann gesendet, um den Aufstand in Tirol, Vorarlberg und später im Salzburgischen zur

Digitized by Google

Ausführung zu bringen, was ihm auch vollständig gelang. Abgeschnitten von aller Communication mit der österr. Armee, hatte er nun allein die Landesverwaltung zu führen und setzte die im Besitzergreifungspatente (zu Udine 13. April 1809) vorgeschriebene Organisation beharrlich durch. Auch übernahm er die Oberleitung der Landesvertheidigung in allem, was nicht directe militärische Operationen betraf, und führte beides bis zu der infolge des Znaimer Waffenstillstandes erfolgten Räumung Tirols und Vorarlbergs durch. Nach der Rückkehr in seinen frühern Wirkungskreis widmete sich H. historischen Arbeiten, bis polit. Verwickelungen ihn nebst vielen andern Tirolern und Vorarlbergern 1813 einige Zeit in Staatsgefangenschaft brachten. Im J. 1815 wurde er vom Kaiser zum Historiographen des Reichs und des kaiserl. Hauses ernannt und lebte nun in Wien, bis er 1828 einem Rufe des Königs Ludwig von Baiern nach München folgte. Hier wurde er Ministerialrath im Departement des Auswärtigen und erhielt die inländischen Referate in Lehnssachen, in Adels- und geistlichen Gegenständen, auch im Ministerium des Innern das Referat sämmtlicher Archive und Conservatorien, sowie der auf Kunst und Alterthum bezüglichen Gegenstände. Im J. 1832 wurde er bair. Ministerresident in Hannover und 1839—46 bei den Hansestädten in Bremen. Später erhielt er die Direction des Reichsarchivs zu München, in welcher Stellung er 5. Nov. 1848 starb. Unter seinen zahlreichen histor. Schriften sind zu erwähnen: «Kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter» (2 Bde., Innsb. 1802—3; neue Aufl., Wien 1805), «Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol» (2 Bde., Tüb. 1806—8), «Oesterr. Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten des österr. Kaiserstaats» (20 Bde., Wien 1807—20), «Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst» (20 Bde., Wien 1809—28), das 1811 begründete, 1820—29 in Verbindung mit Mednyanski und dann wieder allein herausgegebene «Taschenbuch für die vaterländische Geschichte» (20 Bde.; neue Folge, 17 Bde., Wien 1811—48), «Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrich's d. Gr. bis zum zweiten Pariser Frieden» (3 Bde., Wien 1817—19; 2. Aufl. 1831), «Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten» (9 Bde., Wien 1823—25, mit Urkunden, Plänen und Kupfern), die Sammlung seiner «Kleinen histor. Schriften und Gedächtnißreden» (Münch. 1832), die vielfach angefochtenen, aber höchst anziehenden «Lebensbilder aus dem Befreiungskriege» (3 Abth., Jena 1841—44), «Die goldene Chronik von Hohenschwangau» (Münch. 1842), «Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809» (2 Bde., Lpz. 1845), eine Umarbeitung seiner «Geschichte Andreas Hofer's» (Lpz. u. Altenb. 1817), «Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809» (Lpz. u. Altenb. 1817; 2. Aufl., Lpz. 1848).

Horn nennt man den Auswuchs an den Köpfen mancher Thiere, welcher denselben als Schutz- und Trutzwaffe dient. Namentlich haben die wiederkäuenden Thiere Hörner; doch sind bei einigen Klassen nur die Männchen gehörnt, bei andern wenigstens die Hörner der Weibchen anders gestaltet als die der Männchen. Von den eigentlichen Hörnern unterscheidet man das Geweih oder Gehörn, welches wahre Knochensubstanz ist und massiv auf einer Art von Stuhl am Stirnbein, z. B. bei den Hirschen und Rehen u. s. w., ruht, jährlich abgeworfen und durch ein neues ersetzt wird. Auch bei Fischen und Insekten findet man hier und da hornartige Auswüchse, deren man sogar, obwol krankhaft, bei Menschen beobachtet hat. Die Hufe mancher Thiere und Schnabel und Klauen der Vögel bestehen ebenfalls aus Hornstoff. Die Substanz der Hörner von Rindvieh, Büffeln, Widdern, Ziegen u. s. w. ist, chemisch betrachtet, eine modificirte Form der Proteïnsubstanz und identisch mit der Materie, woraus alle Arten thierischen Haars, die Nägel, Klauen, Hufe, Schildkrötenschalen, Vogelfedern, die Epidermis und die Epithelien höherer Thiere bestehen. Man nennt diesen Stoff Keratin. Im H. insbesondere erscheint dieselbe mäßig hart, biegsam, elastisch, spaltbar, mehr oder weniger durchscheinend, verschieden (von weiß und gelbgrau bis ins Schwarze) gefärbt, durch Wärme erweichend und in diesem Zustande mittels Biegens und Pressens zu beliebigen Gestalten formbar, welche sie nach dem Erkalten beibehält. Die Hörner sitzen wie ein Schlauch auf einem knochigen, mit dem Schädel verwachsenen Kern, sind demnach, von diesem abgezogen, hohl und nur von der Spitze an auf einen gewissen Theil der Länge massiv. Auf alle genannten Eigenschaften gründet sich die Art ihrer Verarbeitung. Aus den massiven Hornspitzen macht man Pfeifenmundstücke, Hämmer, Stockknöpfe, Griffe an Regen- und Sonnenschirme und allerlei Kleinigkeiten, welche meist durch Drechseln hergestellt werden. Der hohle Theil kann im ganzen zu Bechern, Pulverhörnern u. dgl. verarbeitet werden, weil seine Rohrgestalt durch Pressen im erwärmten Zustande sich runden oder abglätten läßt, wie der Zweck es erfordert; der Länge nach aufgeschnitten, ausgebreitet und flachgepreßt, liefert er Platten, woraus Kämme, Laternen-

Digitized by Google

scheiben, Brillengestelle, Löffel, Wagschalen u. a. m. verfertigt werden. Durch Beizen mit Bleioxyd-Natron läßt sich dem H. eine braune Farbe ertheilen. Die beim Zersägen, Beschneiden, Schaben, Raspeln und Drechseln des H. abfallenden Späne liefern ein brauchbares Material zu Stockgriffen, Kleiderknöpfen, Tabacksdosen u. s. w., wozu man sie in heiße, metallene Formen preßt. Indem hierbei die Substanz in hohem Grade erweicht, vereinigen sich die einzelnen Theile zu einem dichten und haltbaren Ganzen, welches jedoch nicht die Zähigkeit des natürlichen H. hat, weil ihm dessen faserige Structur fehlt. In dem Hartgummi (Ebonit) und der Guttapercha ist dem H. für viele Anwendungen ein gefährlicher Concurrent erstanden. Die Abfälle von Hörnern sowie die Hufe der Thiere geben auch einen vortrefflichen Dünger, werden indessen auch ihres großen Stickstoffgehalts wegen zur Fabrikation von Blutlaugensalz (Ferrocyankalium) verwendet.

Horn (ital. corno, franz. cor), bekanntes Blasinstrument, bestehend aus einer messingenen, inwendig verzinnten Röhre, die am einen Ende ein kesselartig ausgetieftes Mundstück hat, am andern in einen Schalltrichter, Becher oder Stürze genannt, ausläuft. Die Röhre ist in Form eines Cirkels mehrfach zusammengewunden und, damit die nebeneinanderliegenden Theile nicht aus ihrer Richtung weichen, verlöthet. Man unterscheidet zwei Arten von Hörnern: das einfache Natur-, Wald- oder Jagdhorn (corno di caccia, cor de chasse) und das Ventilhorn, welche darin voneinander abweichen, daß die Mannichfaltigkeit von Tönen auf dem Naturhorn nur mittels der Lippenstellung und Art des Anblasens, auf dem Ventilhorn jedoch unter Mitwirkung einer mechan. Vorrichtung hervorgebracht wird. Die Röhre des H. (beim Naturhorn durchaus ohne Tonlöcher) ist nicht von durchgehend gleicher Weite, sondern hat am Mundstück weniger als 1 Ctmt. Durchmesser, erweitert sich von da allmählich bis auf 1,3 Ctmt., und läuft in dieser Weise fort bis ungefähr 1 Mt. vor dem Rande der Stürze, von wo ab ihr Durchmesser allmählich bis zum Ansatz der Stürze sehr merklich wächst. Die Stürze selbst nimmt dann sehr schnell bis auf etwa 2,6 Ctmt. Durchmesser an ihrem Rande zu. Die Röhrenlänge beträgt beim C-Horn 6 Mt., ihr Grundton ist das 16füßige C der Orgel; die sehr starke Verjüngung nach dem Mundstück hin mag die Ursache sein, daß die Körperlänge um 1 Mt. über das Tonmaß hinausreicht. Ohne Anwendung anderer Mittel als der verschiedenen Art des Anblasens und der Lippenstellung erscheint auf dem H., wie auch auf allen übrigen Blechinstrumenten, diejenige Tonreihe, welche man an Saiten als mitklingende oder harmonische Obertöne kennt, nämlich C, c g c e g b c d e f (fis) g a b h c d u. s. w. (die man alle aber eine Octave tiefer klingend sich denken muß). Neben diesen dem H. natureigenen, offenen oder natürlich offenen Tönen lassen sich aber noch andere erzeugen, und zwar entweder durch bloßen Lippendruck: künstlich offene, oder indem der Schallbecher mehr oder weniger, für gewisse Töne nur um die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel, für andere wiederum ganz mit der Hand geschlossen (gestopft) wird: Stopftöne. Die Stopftöne aber unterscheiden sich sehr merklich von den offenen durch einen gepreßten, dumpfen Klang, machen daher eine völlig gleichmäßig gefärbte chromatische Scala über den ganzen Umfang des Instruments auch für den geübtesten Bläser unmöglich. Durch solche Unvollkommenheit ist man genöthigt, in Tonstücken, die in verschiedenen Tonarten stehen, oder andauernd in verschiedenen Tonarten moduliren, auch Hörner von entsprechend verschiedenen Grundtönen oder Stimmungen zu gebrauchen. Die gewöhnlichsten dieser Stimmungen sind die in tief B, C, D, Es, E, F, G, As, hoch A, B und C. Die Scala jeder dieser Stimmungen kann durch Anschiebung eines Bogens (Krummbogens oder Satzstückes), wodurch die Röhre verlängert wird, um einen halben Ton tiefer gemacht werden, woraus dann die noch fehlenden Tonarten sich ergeben. Sämmtliche Stimmungen werden, von dem Normalhorn in C ausgehend, in C-dur, ohne Vorzeichnung am Schlüssel notirt, und zwar stets im Violinschlüssel; nur bei wenigen der tiefsten Töne bringt man den Baßschlüssel in Anwendung. Da die für ein Tonstück erforderliche Stimmung nicht aus der Notirung zu erkennen ist, so wird sie ausdrücklich angemerkt, z. B. Corno in F, C, B alto, B basso u. s. w. Das hohe C-Horn ist das einzige, dessen Tonhöhe mit der Notirung übereinkommt; alle übrigen klingen tiefer als die Notenschrift. Erfunden ist das Waldhorn gegen 1680 in Paris, von wo aus es der Graf Spörken kurz darauf nach Böhmen einführte. Allmählich kam es dann zuerst in die Militärmusik, in die Oper im ersten Viertel des 18. Jahrh. Die Ventile, wodurch das einfache Waldhorn eben zum chromatischen oder Ventilhorn (corno cromatico) wird, sind 1814 von Stölzel erfunden, und vermöge ihrer können alle Töne der chromatischen Scala offen, ohne Beihülfe des Stopfens, hervorgebracht werden, indem der Gebrauch eines oder mehrerer

Digitized by Google

Ventile etwa ein F-Horn in ein E-, Es- oder D-Horn umwandelt und die Tonstufen dieser Stimmungen alsdann zur chromatischen Scala sich ergänzen. Stölzel brachte zuerst zwei Ventile an; C. A. Müller in Mainz fügte 1830 noch ein drittes hinzu. Läßt man die Ventile außer Thätigkeit, so verwandelt man das Ventilhorn wieder in ein einfaches Naturhorn. Die mittlern Hornstimmungen sind für Anwendung von Ventilen die geeignetsten, Ventilhörner in F die gebräuchlichsten, demnächst in E und Es. Notirt wird auch für das Ventilhorn stets in C-dur. Ganz unbeeinträchtigt bleibt der Klangcharakter des Naturhorns durch Anbringung von Ventilen freilich nicht, weshalb feinfühlende Künstler den Naturhörnern, trotz der unvollkommenen Scala, noch jetzt, und nicht mit Unrecht, den Vorzug vor den Ventilhörnern geben.

Horn (Franz Christoph), belletristischer Schriftsteller, geb. zu Braunschweig 30. Juli 1781, besuchte das dasige Carolinum, studirte seit 1799 in Jena die Rechte und dann in Leipzig Philosophie, Geschichte und Aesthetik. Er wurde 1803 Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, folgte 1805 dem Rufe als Lehrer an das Lyceum zu Bremen, wandte sich aber 1809 wieder nach Berlin. Er starb 19. Juli 1837. Seine Romane «Guiscardo» (Lpz. 1801; neue Aufl. 1817), «Die Dichter» (3 Bde., Berl. 1801; neue Aufl. 1817), «Kampf und Sieg» (Brem. 1811) und «Liebe und Ehe» (Berl. 1819), wie seine «Novellen» (2 Bde., Berl. 1819—20), unter welchen der «Ewige Jude» die meiste Theilnahme fand, geriethen bald in Vergessenheit. Dasselbe Schicksal theilten auch seine lyrischen und epigrammatischen Dichtungen. H.'s literarhistor. Verdienste bestehen darin, daß er die kritischen Ansichten einer neuen Literaturrichtung popularisirte, und viel dazu beitrug, das Urtheil über ältere und neuere Schriftsteller und ganze literarische Gruppen zu berichtigen. Hierher gehören seine «Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands von 1790—1818» (Berl. 1819; 2. Aufl. 1821) und die «Geschichte und Kritik der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart» (4 Bde., Berl. 1822—29). Auch zur gerechtern Würdigung Shakspeare's trug er bei durch sein umfangreiches Werk «Shakspeare's Schauspiele» (5 Bde., Lpz. 1823—31). Eine willkürliche Deutungssucht in der Weise der romantischen Schule, sowie Breite und Geschwätzigkeit des Raisonnements haften an fast allen literarischen Arbeiten H.'s. G. Schwab und F. Förster besorgten eine Auswahl aus seinem Nachlasse unter dem Titel «Psyche» (3 Bde., Lpz. 1841). Vgl. «Franz H., ein biographisches Denkmal» (Lpz. 1839).

Horn (Gustaf, Graf von), schwed. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1592 zu Oberbyhus in Upland, studirte zu Rostock, Jena und Tübingen. Nachdem er unter Gustav Adolf Kriegsdienste genommen, eroberte er 1625 Dorpat, 1630 Kolberg und führte dann beim Vordringen Gustav Adolf's gegen Frankfurt a. O. die eine Hälfte des schwed. Heers. In der Schlacht bei Breitenfeld commandirte er den linken Flügel; auch nahm er theil an der Schlacht am Lech. In der Schlacht bei Lützen erhielt er den Befehl, den geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, während der König an der Spitze des Stenbock'schen Regiments der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen suchte. Nach Gustav Adolf's Tode unterstützte er die Plane seines Schwiegervaters Oxenstjerna und vereinigte sich mit dem Herzog Bernhard von Weimar in Schwaben, der gegen seinen Rath 1634 die Schlacht von Nördlingen lieferte. In dieser gefangen genommen, wurde er erst 1642 ausgewechselt. Im J. 1644 führte er sodann wieder ein Heer nach Schonen und nöthigte die Dänen zum Frieden. Auch unter der Königin Christine und unter Karl X. stand er in großem Ansehen. Er war zuletzt Reichsmarschall, verwaltete Livland und Schonen als Statthalter und starb 1659.

Horn (W. O. von), Pseudonym für Philipp Friedrich Wilhelm Oertel (s. d.).

Hornbaum, der bei den Forstmännern gebräuchliche Name der Weißbuche. (S. Buche.)

Hornblende oder Amphibol, ein aus Kieselsäure, Kalk, Magnesia und Eisenoxydul, auch wol etwas Thonerde bestehendes, halbdurchsichtiges bis undurchsichtiges Mineral, welches im monoklinen System mit einem prismatischen Spaltungswinkel von 124° 30′ krystallisirt, und grün, grau, schwarz, weiß in mehrern Nuancen gefärbt erscheint. Das Mineral findet sich in Krystallen, krystallinischen Massen, derb und eingesprengt und schmilzt vor dem Löthrohre unter Aufwallen zu schwarzem, grünlichbraunem und grünlichweißem Glase. Man unterscheidet 1) Strahlstein oder Actinolith, der berg-, oliven-, öl-, lauch-, gras-, schwärzlichgrün, grünlichgrau und braun vorkommt und namentlich in den Talkschiefern und Chloritschiefern der Hochalpen lange platte Prismen sowie krystallinische Massen mit verworrener, büscheliger, strahliger, faseriger und stängeliger Zusammensetzung bildet; 2) Grammatit oder Tremolit, meist in Dolomit und körnigem Kalke (z. B. zu Campo-Longo am St.-Gotthard), auch auf Gängen und Lagern mit Erzen, gelblich-, röthlich-, grünlich-, graulichweiß, rauchgrau

Digitized by Google

und blaßviolett; 3) eigentliche oder gemeine H., raben- und pechschwarz, bräunlichschwarz, schwärzlichgrün, bläulichgrün; die gemeine H. ist allgemein verbreitet und ein Gemengtheil vieler Felsarten, wie Syenit, Diorit, Andesit, Hornblendegneis u. s. w. Für sich allein bildet sie den Hornblendefels und Hornblendeschiefer; accessorisch findet sie sich in Basalt, Lava, Melaphyr u. s. w. und in losen Krystallen in manchem vulkanischen Tuff. Der nelkenbraune Anthophyllit besitzt den Prismenwinkel und die chem. Zusammensetzung der H., gehört aber nach den optischen Untersuchungen nicht in das monokline, sondern in das rhombische System.

Horne-Tooke (John), ausgezeichneter engl. Sprachforscher, geb. zu Westminster 25. Juni 1736, studirte Theologie und kaufte sich dann eine Pfründe in der Grafschaft Kent. Als Schriftsteller machte er sich 1765 zuerst dadurch bemerkbar, daß er für den Volksmann Wilkes gegen die Regierung in die Schranken trat. Infolge seiner Parteinahme für die im Kampfe mit England begriffenen Amerikaner wurde er 1777 zu einjährigem Gefängnisse verurtheilt. Nachdem er diese Strafe bestanden, widmete er sich der Rechtswissenschaft, durfte sie jedoch als Geistlicher nicht ausüben, ergriff daher wieder die polit. Feder und schrieb viele Flugschriften, die ihm 1794 die Anklage des Hochverraths zuzogen, von der er aber freigesprochen ward. Im J. 1801 wurde er als Abgeordneter für Old-Sarum ins Parlament gewählt; seine Wahl wurde indeß für ungültig erklärt. Er starb 18. März 1812 zu Wimbledon, wo er seine letzten Lebensjahre zugebracht hatte. Unter seinen Schriften werden die geistvollen «Επεα πτερόεντα, or the diversions of Purley» (2 Bde., Lond. 1786—1805 u. öfter) von den Engländern hochgeschätzt. Vgl. Stephens, «Life of H.-T.» (2 Bde., Lond. 1813).

Horneck (Ottokar von), s. Ottokar von Steiermark.

Hornhaut, s. Auge.

Hornisse (Vespa Crabro) nennt man eine Art der Wespen (s. d.), welche sich schon durch ihre Größe auszeichnet, indem sie 30—35 Mmt. lang ist. Die Fühler, Schildchen und Kopf sind braunroth, der Thorax nur am Vorderrande und in der Mitte, der Hinterleib am Grunde braunroth, die letzten Hinterleibringe gelb, am Vorderrande schwarz mit zwei bis drei nach hinten auslaufenden Punkten. Die H., welche ihr papierartiges, aus zerschrotenen Holzsplittern zusammengeleimtes Nest in hohlen Bäumen und in Mauern anlegen, können mit ihrem Giftstachel sehr heftig verwunden und eine sehr bedeutende Geschwulst erregen, gegen welche man Salmiakgeist, geriebene Kartoffeln, Baumöl oder Bleiessig anwendet. Sie schaden jungen Baumpflanzungen, besonders Eschen, durch Abnagen der Rinde, verzehren aber auch andere Insekten und saugen reife Weinbeeren aus. Man vertilgt sie am besten durch Ausschwefeln der Nester am frühen Morgen, bevor die H. ausgeflogen sind.

Hornsilber oder Chlorsilber nennt man die Verbindung von Chlor mit Silber, die in der Natur als Silberhornerz hier und da in kleiner Menge in Südamerika, in großer Quantität aber im Territorium Utah, unweit des Salzsees vorkommt, künstlich aber sich leicht darstellen läßt, indem man eine Kochsalzauflösung mit einer Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd versetzt, wo es in unauflöslichem Zustande niederfällt. Frisch niedergeschlagen hat das H. ein großes Volumen und ist käseähnlich; durch Austrocknen verwandelt es sich in eine schwere weiße Masse. In der Wärme wird es zuerst rosenroth und schmilzt dann zu einer klaren gelblichen Flüssigkeit, welche beim Erkalten weiß wird und an Consistenz dem Horne ähnelt, woher auch der Name H. entstanden ist, der indeß vorzugsweise dem geschmolzenen Chlorsilber gegeben wird. Das Chlorsilber färbt sich am Lichte allmählich violett, mit organischen Stoffen, wie Leim, Eiweiß u. s. w., gemengt, braunroth, bronzefarbig bis schwarz. Diese Reaction wird zur Darstellung positiver photographischer Bilder auf mit Eiweiß (Albumin) und Chlorsilber präparirtem, sog. Albuminpapier benutzt. Man bedient sich der Entstehung des H. zur Abscheidung des Silbers aus seinen Auflösungen im kleinen wie im großen. Aus dem H. wird dann durch Schmelzen mit Fluß das Silber metallisch wiedergewonnen. Die Bildung von H. erfolgt in der Metallurgie bei der chlorirenden Röstung geschwefelter Silbererze. Seine Eigenschaft, sich in einer concentrirten Lösung von Kochsalz, Chlorcalcium, Chlormagnesium und von unterschwefligsaurem Natron zu lösen, findet in der Silbergewinnung auf nassem Wege (z. B. in der sog. Augustin'schen Kochsalzlaugerei und in der Patera'schen Silbergewinnung) Anwendung. Das trockene und pulverförmige H. findet in neuerer Zeit als Putzpulver für Neusilber, Alfénide und Chinasilber vielfache Anwendung.

Hornstein ist dichter mikroskopisch-feinkrystallinischer Quarz, der sich meist derb, selten in Pseudomorphosen, z. B. nach Kalkspatform, auch tropfsteinartig in Geschieben, großen Kugeln mit schaliger Absonderung und als Versteinerungsmittel findet und mit splitterigem oder musche-

Digitized by Google

ligem Bruche grau, gelb, roth, braun, grün u. s. w., zuweilen gefleckt, gestreift oder gewölkt vorkommt. Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar, auch gibt er am Stahle stark Funken. Eine Abänderung desselben ist der Holzstein, ein Verkieselungsmaterial von Hölzern, welches oft noch sehr ausgezeichnet die vegetabilische Structur zeigt (am Kyffhäuser, Gegend von Chemnitz). Manche H. nehmen eine schöne Politur an und werden wie Achat verarbeitet.

Horoskop, s. Nativität.

Hörrohr. Die Hörmaschinen und H. sind Instrumente, deren sich hochgradig Schwerhörige zur Verbesserung ihres geschwächten Hörvermögens bedienen. Die Hörmaschinen erreichen ihren Zweck dadurch, daß sie die Aufnahmefläche für die andringenden Schallwellen zu vergrößern, oder außerdem auch noch die Zuleitung derselben zu erleichtern oder zu ermöglichen suchen. Hierzu dienen die die Ohrmuschel von der Seitenwand des Schädels nach vorn abdrängenden Apparate (die Ohrklemmer, Ohrkissen, Schallfänger, Hörschalen) und die kleinen goldenen oder silbernen Ohrröhrchen (die sog. Abrahams), welche fast unsichtbar im äußern Gehörgange getragen werden. Die Fälle jedoch, in welchen letztere einigen Vortheil zu gewähren vermögen, sind verschwindend wenige gegenüber der großen Zahl derjenigen, in welchen sie nichts nützen oder sogar nachtheilig sind. Die mit einem kleinen Röhrchen für den äußern Gehörgang verbundenen Schallfänger bilden den Uebergang zu den eigentlichen H., welche durch ihre Form und durch das Material, aus welchem sie bestehen, die Schallwellen nicht nur in größerer Quantität aufzunehmen, sondern sie auch concentrirt dem eigentlichen schallempfindenden Theile des Gehörorgans zuzuleiten dienen. Sie zeigen die verschiedensten Formen (trichter-, posthorn-, trompeten-, röhrenförmige) und Größen und werden aus den verschiedensten Stoffen (Holz, Horn, Elfenbein, Papiermaché, Guttapercha u. s. w.) gefertigt. Das eine Ende derselben, für die Aufnahme der Schallwellen bestimmt, ist verhältnißmäßig weit, das andere dagegen, zur Einfügung in den Gehörgang bestimmt, entsprechend eng. Am häufigsten sind zwei Arten von H. in Gebrauch. Die eine Art besteht aus den beiden eben genannten Endstücken aus Horn, welche durch eine 60—90 Ctmt. lange mit Leder überzogene spiralig gewundene elastische Drathröhre verbunden sind. Die andere Art ist aus einer Guttaperchamasse gefertigt und hat annähernd die Gestalt einer kurzen zusammengedrückten Trompete; sie heißt Göppert'sches H. Keines der bisjetzt construirten H. entspricht jedoch allen den an diese zu stellenden Anforderungen (Verstärkung der Schalleindrücke ohne gleichzeitige Beeinträchtigung der Deutlichkeit derselben). Den Vorzug verdient dasjenige H., welches gar keine oder möglichst wenige Nebengeräusche erzeugt. Bei der Wahl eines H. muß der Versuch entscheiden und das Hülfsmittel gleichsam dem betreffenden Gehörorgane angepaßt werden. — Ein anderes, zu medic. Zwecken (zur Auscultation, s. d.) dienendes H. ist das Stethoskop (s. d.).

Horsa, s. Hengist und Horsa.

Hörsel, der stärkste Zufluß der Werra, in Thüringen, entspringt als Leina über Finsterbergen, empfängt aus dem Grunde von Friedrichroda das Schilfwasser und nimmt bei dem gothaischen Pfarrdorf Hörselgau, wo das aus dem Thale von Reinhardsbrunn herkommende Badewasser zuströmt, den Namen H. an. Die H. begleitet in einem reizenden Thal den nordwestl. Abhang des Thüringerwaldes und empfängt aus demselben unter andern die Laucha, Emse, Ruhla oder Wutha («Erbstrom») und unterhalb Eisenach die gleich starke Nesse, mit welcher sich der Leinakanal vorher vereinigt. Hörselberge heißt ein Höhenzug kahler, schroffer Muschelkalkberge, welcher sich östlich von Eisenach nach dem Herzogthum Gotha, und zwar bis zum Dorfe Sättelstedt an der H. wie eine lange Mauer hinzieht. Der Große Hörselberg, 480 Mt. hoch, am rechten Ufer der H. aufsteigend, ein ausgezeichneter Punkt dieses Zugs, dacht sich gegen Norden sanft ab, gegen Süden ist er aber in schroffen, abenteuerlichen Formen abgekantet. Sein Gipfel, gerade dem Inselberge und dem Thale der Emse nördlich gegenüber, gewährt einen schönen Blick auf den Thüringerwald. Der originell geformte, dazu kahle, öde Berg ist zugleich auch ein Sagenmittelpunkt. Aus einer Kalkspalte, dem Hörselloch, wollte der Volksglaube wimmernde Stimmen aus dem Fegfeuer vernehmen. Andere vernahmen Liederstimmen und Mädchengekicher, und man hielt deshalb das Innere des Bergs für die Residenz der Frau Venus, der bestrickenden Zauberin des Mittelalters. (S. Venusberg.) Vom Hörselberge beginnt auch die Wilde Jagd (s. d.), die im Schwarzwald wiederkehrt, und in ihm verschwand Tanhäuser (s. d.). Am 26. Oct. 1813 fand am Hörselberge ein Gefecht zwischen den Preußen und Franzosen statt, worauf General York die Stadt Eisenach besetzte.

Horsens, Stadt im dän. Amte Aarhuus, auf der Ostküste Jütlands, am Horsensfjord und an der Bahnlinie Fridericia-Langaa, zählt (1870) 10,501 E., welche Webereien, Eisen-

Digitized by Google

gießereien und Maschinenwerkstätten, Schiffswerfte, Holzwaarenfabriken und Kalkbrennereien unterhalten. Dicht an der Stadt liegt eins der größten dän. Strafgefängnisse.

Horten, Hafenstadt im norweg. Amte Jarlsberg-Laurvig, am Westufer des Christianiafjordes, seit 1818 Hauptetablissement der norweg. Marine mit Werften, Docks, mechan. Werkstätten, technischen und militärischen Schulen, einem Observatorium, Magazinen, einem Krankenhaus, einem nautischen Museum und einer Bibliothek; das Ganze wird durch Befestigungen, Carl-Johanns-värn, auf dem Festlande sowie auf den Inseln geschützt. Die Umgegend gehört zu den anmuthigsten und fruchtbarsten im ganzen Norwegen. Der Platz treibt nicht unbedeutenden Handel sowie auch Schifffahrt und zählt (1875) 5457 E.

Hortense (Eugenie Beauharnais), s. Bonaparte (Ludwig).

Hortensia, Pflanzenart, s. Hydrangea.

Hortensius (Quintus H. Hortalus), berühmter röm. Redner und etwas älterer Zeitgenosse des Cicero, begann bereits in seinem 19. Lebensjahre die rednerische Laufbahn und wurde 70 v. Chr. zum Consul ernannt. Die Alten rühmen an seinen Reden den Schmuck sowie die Feinheit und Schärfe in der Auffassung und Eintheilung des Stoffs, wobei ihn eine außerordentliche Gedächtnißkraft unterstützte. H. galt für den ersten Redner seiner Zeit, bis ihn Cicero überholte. Im Besitz eines großen Vermögens und äußerm Glanz und Wohlleben ergeben, ließ er in seinem früher außerordentlichen Eifer und Fleiße nach, und zudem paßte seine Art und Weise der Rede und des Vortrags weniger gut für den ältern großen Herrn, als für den jüngern Mann. Er hatte den blühenden und brillanten, zierlichen und weichlichen sog. asiatischen Stil und eine diesem entsprechende Vortragsweise sich angeeignet, während Cicero im Anschluß an die rhodischen Meister zu einem strengern und reinern Stil zurückkehrte. Auch im Leben zeigt sich H. weich bis zur Verschwommenheit, aber gutmüthig und wohlwollend, namentlich auch stets gegen Cicero. H. hat wenigstens einen Theil seiner Reden herausgegeben, sie sind aber so wenig erhalten als seine Schrift über Fragen aus dem Gebiete der Beredsamkeit, seine Annalen und erotischen Gedichte. Er starb 50 v. Chr. Auch seine Tochter Hortensia wird von den Alten als Beispiel weiblicher Beredsamkeit gepriesen.

Horuk, eigentlich Arudsch, bekannter unter dem Beinamen Barbarossa, der erste türk. Herrscher in Algier, geb. um 1473 auf der Insel Metelino oder Lesbos, war der Sohn eines zum Islam übergetretenen Rumelioten. H. kämpfte zur Seite seines Vaters frühzeitig gegen die Christen mit und erwarb sich bald den Ruf eines kühnen Seemanns. Nachdem er erst ägypt., dann türk. Schiffe befehligt, trat er mit seinem Bruder Kheir-eddin in die Dienste des Sultans von Tunis und machte sich durch glückliche und tollkühne Unternehmungen bald zum Schrecken des Mittelmeers. Im Besitz eines ansehnlichen eigenen Geschwaders, bestürmte er 1512 Bugie und eroberte 1514 Dschirdschelli. Im J. 1515 vom Scheikh Selim Eutémi, dem damaligen Beherrscher von Algier, gegen die Spanier zu Hülfe gerufen, erschien H. bald darauf vor der Stadt und verjagte die span. Flotte, ließ aber zugleich auch den Eutémi erdrosseln und sich selbst zum Herrscher Algiers ausrufen. Er unterwarf sich hierauf die benachbarten Landschaften und theilte das neubegründete Reich mit seinem Bruder Kheir-eddin, der den Westen mit der Residenz Tedles erhielt, während H. selbst den Osten mit dem Hauptorte Algier behielt. Nach wiederholten Kämpfen theils mit den vertriebenen Häuptlingen des Landes, theils mit den Spaniern, fiel H. 1518 in einem Treffen bei Tlemcen. In der Herrschaft über Algier folgte ihm nun sein Bruder Kheir-eddin (Hair-eddin), von den Abendländern ebenfalls Barbarossa zubenannt. Derselbe stellte sich 1519 durch Vertrag unter die Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen und erweiterte bald darauf seine Herrschaft durch die Unterwerfung von Tunis. Seine Piratenzüge gegen die Christenheit überstiegen nun alles Maß, sodaß endlich Kaiser Karl V. die Vernichtung des Furchtbaren beschloß. Am 18. Juli 1535 landete Karl V. mit 500 Schiffen und 30,000 Mann Landtruppen an der Küste von Tunis, erstürmte bereits 25. Juli das hartnäckig vertheidigte Goletta, wobei er die feindliche Flotte von 86 Fahrzeugen erbeutete, und brach dann gegen Tunis selbst auf. Kheir-eddin rückte dem Kaiser muthig entgegen, wurde aber geschlagen und mußte sich nach Bona zurückziehen. Karl V. gab nun Tunis dem vertriebenen Fürsten zurück. Kheir-eddin, obgleich auf Algier beschränkt, setzte jedoch unter dem Namen eines türk. Admirals seine Kriegs- und Raubzüge fort. Er führte die Einwohner von Mahon auf Minorca hinweg, schlug im Golf von Arta selbst Andrea Doria, eroberte 1539 nach harter Belagerung Castelnuovo an der dalmat. Küste, vernichtete 1540 eine christl. Flotte bei Candia, zog 1542 mit einer starken Seemacht König Franz I. zu Hülfe und wirkte bei der Einnahme Nizzas mit. Er starb 1547 in Konstantinopel.

Digitized by Google

Horus, Name eines ägypt. Gottes, der hieroglyphisch Her, Har, Hor lautete und von dem altägypt. und semit. Stamme Hur, das Licht, herzuleiten ist. H. wird schon von Herodot mit dem griech. Apollo identificirt, daher auch der griech. Doppelname Horapollo. Sein Symbol war der Edelfalke oder Sperber, daher der Gott häufig unter seinem Bilde oder doch mit Sperberkopf dargestellt, auch sein Name mit diesem Vogel geschrieben wurde. Nach dem ägypt. Mythus gab es einen doppelten H., erstens den Har-uer, d. i. Horus den ältern, griech. Haroeris genannt, den zweiten Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea) und Bruder des Osiris, und zweitens H. den jüng n, als Kind Harpokrates genannt, den Sohn des Osiris und der Isis. In beiden Formen, die überhaupt ursprünglich nicht gesondert waren, galt H. meistens als ein Symbol der Sonne, namentlich der aufgehenden Tagessonne. Nach einer spätern Auffassung sollte der jüngere H. von seinen Aeltern schon erzeugt worden sein, als sie noch im Mutterleibe waren. Als Osiris, welcher nach dem Mythus früher selbst als oberweltlicher Sonnengott regierte, von seinem Bruder Set (Typhon) getödtet und der Herrschaft beraubt worden war, wurde er durch H. gerächt, welcher den Set besiegte und sich nun an dessen Stelle der überirdischen Herrschaft bemächtigte, während Osiris fortan als oberster Richter die untere Welt beherrschte. H. galt daher auch vorzugsweise als Vorbild und Gleichniß für die ägypt. Könige. Er beschloß den Kreis der obersten Götter, welcher als die erste der drei Götterdynastien aufgeführt wird, und regierte nach dem cyklischen Systeme der Priester 300 Jahre über Aegypten.

Horváth (Michael), ungar. Geschichtschreiber und Politiker, geb. 20. Oct. 1809 zu Szentes im Comitat Csongrad, besuchte das Gymnasium zu Szegedin und widmete sich seit 1825 auf dem geistlichen Seminar zu Waitzen theol. und philos. Studien. Nachdem er den philos. Doctorgrad und 1830 die Priesterweihe erlangt, war er 10 Jahre hindurch an verschiedenen Orten in der Seelsorge sowie als Erzieher in den Häusern der Grafen Keglevich und Erdödy thätig. Er erhielt 1844 die Professur der ungar. Sprache und Literatur am Theresianum zu Wien, folgte aber nach einem dreijährigen Wirken an dieser Anstalt 1847 einem Rufe als Propst nach Hatvan. An diesem Pest naheliegenden Orte kam er mit den ungar. Liberalen in häufige persönliche Berührung, infolge dessen er nach dem März 1848 zum Bischof von Csanád und dadurch auch zum Mitglied des Oberhauses ernannt wurde. Die rege Thätigkeit, welche er in diesen beiden Stellungen entfaltete, verschaffte ihm eine große Popularität, sodaß er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 das Portefeuille des Cultus und des öffentlichen Unterrichts erhielt. Mit dem Ausgange der Revolution gelang es ihm, nach dem Auslande zu entkommen. Er lebte seitdem theils in Paris und Brüssel, theils in der Schweiz und Italien dem Studium der vaterländischen Geschichte. Im J. 1866 erhielt er die Erlaubniß, nach Ungarn zurückzukehren, schloß sich dann dem durch Deák vermittelten Ausgleich an und wurde wiederholt von der Stadt Szegedin, und nach Deák's Tode auch von der Innerstadt Budapest zum Abgeordneten in den Reichstag gewählt, wo er sich zur gemäßigten Deák-Partei hielt. Seine literarischen Productionen begann H. mit zwei von der Ungarischen Akademie gekrönten Preisschriften, von denen die erstere eine Parallele zwischen dem Culturzustande der Magyaren bei ihrer Einwanderung und dem der übrigen europ. Völker zieht, die zweite eine Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn unter den Arpadischen Königen gibt. Die Aufgabe der letztern Schrift führte er einige Zeit darauf in dem ebenfalls mit dem großen Preis ausgezeichneten Werke «Az ipar és kereskedés története Magyarországban az utolsó három század alatt» («Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn während der letzten drei Jahrhunderte», Ofen 1840) weiter aus. H.'s bedeutendste Arbeiten sind jedoch «A' Magyarok' története» («Geschichte der Ungarn», 4 Bde., Pápa 1842—46; deutsch, 2 Bde., Pest 1851—55; neue Aufl. 1861), die «Monumenta Hungariae historica» (4 Bde., Pest 1857 fg.), eine Sammlung von Urkunden und Actenstücken zur ungar. Geschichte (meist aus dem Landesarchiv und der Bibliothek zu Brüssel), sowie eine eingehendere Geschichte von Ungarn (6 Bde., Pest 1859—63; neue Aufl., 8 Bde., Pest 1871—73). Sein kürzeres Lehrbuch der ungar. Geschichte erschien auch in deutscher Sprache (2 Bde., Pest 1865). Hierzu kamen noch «Huszonöt év Magyarország történelméből» («Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns», 2 Bde., Genf 1863; neue Aufl., 3 Bde., Pest 1868; deutsch, Lpz. 1866) und «Magyarország függetlenségi harczának története 1848 és 1849-ben» («Geschichte des Unabhängigkeitskriegs in Ungarn 1848 und 1849», 3 Bde., Genf 1865; neue Aufl., 3 Bde., Pest 1871—72). Seine kleinern Werke erschienen gesammelt in vier Bänden (Pest 1868). H. ist Präsident der zweiten (philos.-staatswissenschaftlichen und histor.) Section der Akademie, der Historischen Gesellschaft und des Landesunterrichtsraths. — Nicht verwandt

Digitized by Google

mit H. ist Stephan H., geb. 3. Mai 1784, gest. 13. Juni 1846 zu Pest, der sich als Geschichtsforscher einen Namen erworben hat.

Hosea, ein hebr. Prophet, war der Sohn eines gewissen Beeri, wahrscheinlich aus dem Reiche Israel. Er soll unter den jüd. Königen Usia, Jotham, Ahas und Hiskia (d. h. mindestens 60 Jahre) und unter dem israel. Jerobeam II., genauer in der letzten Regierungszeit Jerobeam's II. und unter dessen nächsten Nachfolgern, also in der ersten Hälfte des 8. Jahrh. v. Chr., geweissagt haben. Das Buch seiner Weissagung steht im Kanon des Alten Testaments an der Spitze der sog. zwölf Kleinen Propheten. H. eifert gegen die innere Verderbniß des Reichs Ephraim und dessen Hinneigung zu Bündnissen mit Assyrien. Seine Darstellung ist anfangs symbolisch-prosaisch; aber fortgerissen von seinem warmen Herzen, erhebt er sich bald zu einer rhythmischen, bilderreichen, obwol abgebrochenen und ziemlich schwerfälligen Schreibart. — H. hieß auch der letzte König in Israel, der mit dem besten Theile seiner Unterthanen von Salmanassar ins Exil geführt wurde (722 nach gewöhnlicher Zeitrechnung).

Hosemann (Theod.), namhafter deutscher Genremaler und Zeichner, geb. 24. Sept. 1807 in Brandenburg, kam mit seinen Aeltern frühzeitig nach Düsseldorf, wo er schon als Knabe von 12 Jahren ohne Wissen der Seinigen die Akademie besuchte und Gelegenheit fand, in der Kunstanstalt von Arnz u. Comp. zu arbeiten. Im 14. Jahre versuchte er sich mit vielem Erfolg im Steinzeichnen. Nachdem er im 15. Jahre die Schule verlassen, trat er als Zeichner in die Anstalt von Arnz und Winckelmann ein. Um diese Zeit kam Cornelius nach Düsseldorf, und unter der Leitung dieses Meisters begann nun H., meist in den Feierabendstunden, ein ernstes, geregeltes Studium, welches er auch unter Schadow noch fortsetzte. Dann schloß er sich dem nach Berlin übersiedelnden Winckelmann an und erwarb sich als dessen Hauptzeichner um die Illustrationen der von jenem in bedeutender Anzahl verlegten Kinderschriften ein unbestreitbares Verdienst, indem durch ihn allmählich, statt der hergebrachten geschmacklosen Bilder, natur- und lebenswahre Darstellungen in die Hände der Kinderwelt kamen. Im Umgange mit Meyerheim, Elsholtz u. a. machte er auch jetzt die ersten Versuche in der Oelmalerei. Als er sich später von Winckelmann trennte, wurde er, durch den Grafen Brühl eingeführt, in den höchsten Kreisen ein allgemein beliebter Lehrer, und seine Aquarelle und kleinen Oelbilder theilten diese Gunst. Sein Hauptbild sind die politisirenden Arbeiter. Seine Oelbilder stellen komische Volksscenen dar. Er hat nach ihnen mehrere Hefte herausgegeben. Ungemein zahlreich sind seine Illustrationen. Außer sämmtlichen Winckelmann'schen Kinderschriften illustrirte er E. T. A. Hoffmann's Werke, den «Renommisten» von Zacharia, den «Münchhausen», die Schriften von Jeremias Gotthelf, die «Geheimnisse von Paris», Glaßbrenner's Schriften, eine Unzahl von Kalendern, den «Neuen Kinderfreund» u. s. w. In den letzten Jahren hat sich H. vorzugsweise der Oelmalerei zugewandt. Im J. 1857 wurde er zum Professor und 1860 zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt. H. starb zu Berlin 15. Oct. 1875.

Hosen waren schon ein Kleidungsstück der Babylonier, bei denen sie Hüfte, Schenkel und Füße zugleich bedeckten. In Europa finden sich diese Art H. zuerst bei den Galliern, weshalb auch die Römer einen Theil Galliens Gallia braccata, d. i. das behosete Gallien, nannten. Bei den Römern wurden dieselben erst im 4. Jahrh. allgemeiner. Von ihnen nahmen sie dann auch die Germanen an und zwar wird vom König der Longobarden Adelwald erzählt, daß er sie zuerst getragen habe. Im Mittelalter gehörten diese langen H., bald eng, bald weit, zu den gewöhnlichen Kleidungsstücken. Erst im 16. Jahrh. fing man an, die langen H. in zwei Stücke zu theilen, indem man davon die Strümpfe trennte. Bei den Franzosen, die nun die Mode angaben, wurden sie unter Franz I. so kurz getragen, daß sie noch nicht das Knie erreichten. Eine äußerst unanständige Form erhielten sie unter Karl IX. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wurden sie zu beiden Seiten von außen zugeknöpft und unter dem Knie mit Schleifen zugebunden. Erst unter Ludwig XIV. erhielten sie die Form, die dann die gewöhnliche blieb, bis sie durch die sog. Pantalons verdrängt wurde. Gegen die Pluderhosen, die im 15. Jahrh. aufkamen, und zu denen Reiche oft mehrere hundert Ellen Zeug verwendeten, während minder Begüterte ihre engern H. ungebührlich ausstopften, eiferten besonders Osiander in seinem «Hoffahrtsteufel» und Musculus im «Hosenteufel».

Hosenbandorden (Order of the Garter), der ausgezeichnetste engl. Orden, wurde von König Eduard III. gestiftet. Seine Entstehung ist ungeachtet der Bemühung engl. Geschichtsforscher dunkel. Einst, erzählt man, war Eduard mit seiner Geliebten, der Gräfin Salisbury, auf einem Ball, wo dieselbe beim Tanze ihr linkes blaues Strumpfband verlor. Der König wollte es schnell aufheben, ergriff aber dabei das Kleid der Gräfin, die er so dem Spotte der

Digitized by Google

Anwesenden aufsetzte. Um denselben zu beschwichtigen, rief er aus: «Honni soit qui mal y pense!» (Ein Schelm, wer Böses dabei denkt), und schwor, das Band zu solchen Ehren zu bringen, daß selbst die Spötter danach geizen würden. Darauf soll Eduard 1344 den Hosen- oder vielmehr Kniebandorden gestiftet haben. Nach einer andern Erzählung trat der Orden 1346 nach dem Siege Eduard's III. bei Crecy, wo ein blaues Band auf einer Lanze das Zeichen zur Schlacht und der Ritter Georg das Losungswort gewesen war, ins Leben. Den Registern des Ordens zufolge wurde derselbe aber 19. Jan. 1350 zur Ehre Gottes, der Heiligen Jungfrau und des Märtyrers Georg gestiftet. Nur regierende Fürsten und Eingeborene von hohem Adel können in den Orden aufgenommen werden. Die Zahl der Mitglieder mit Einschluß des Königs ist nach dem 28. Juni 1831 bestätigten Statut 26; doch sind die Prinzen des Hauses und die auswärtigen Mitglieder dabei nicht inbegriffen. Am 23. April wird jährlich in der Kapelle zu Windsor ein Ordenskapitel gehalten. Außer den eigentlichen Rittern ernennt der König noch 26 andere sog. arme Ritter, die gewöhnlich alte Hofdiener sind und, da sie nicht mehr Kriegsdienste verrichten können, die Pflicht haben, gegen eine jährliche Pension von 300 Pfd. St. für die andern Ritter zu beten. Die Aufnahme neuer Ritter geschieht unter großem Pomp. Fremden Fürsten, wenn sie bei ihrer Aufnahme nicht anwesend sind, werden die Ordenszeichen durch den Wappenkönig überbracht. Die Decoration besteht aus einem dunkelblausammtnen Bande, das mittels einer goldenen Schnalle unter dem linken Knie befestigt wird und das Motto trägt: «Honni soit qui mal y pense». Ein anderes, gleichfarbiges breites Band wird von der linken Schulter nach der rechten Hüfte getragen; an demselben hängt die Figur des Ritters Georg, mit dem Drachen kämpfend, in Gold und mit Brillanten verziert. Auf der linken Brust endlich tragen die Ritter einen achtstrahligen silbernen Stern, der das rothe Kreuz Georg's und das Kniebund mit dem Motto enthält. Die Ordenskleidung besteht aus einem rothen Rock mit weißem Futter und weißem Unterzeuge, einem rothsammtnen, mit Gold verzierten Mantel, einem schwarzen Baret mit weißer Feder und einer goldenen Kette.

Hosianna, d. i. gib Heil! gib Segen! war bei den Juden ein ähnlicher Ausbruch der Freude, wie unser Hoch! und der Willkommenruf für Könige oder Helden des Volks.

Hospital oder Spital (vom lat. hospes, Fremdling, Gast) nennt man überhaupt eine Anstalt, in welcher Hülfsbedürftige aufgenommen und verpflegt werden. Namentlich begreift man in Deutschland unter diesem Namen sowol Armen- und Versorgungshäuser als auch eigentliche Krankenanstalten, während die Franzosen erstere als hospices, letztere als hôpitaux unterscheiden. Die Hospitäler als allgemeine Einrichtung sind erst in der christl. Zeit entstanden. In den frühesten christl. Gemeinden legten die wohlhabendern Gemeindeglieder milde Beiträge zur Verpflegung der Armen und Kranken in die Hände der Bischöfe, denen die Sorge der Verwendung oblag, wobei es sich bald als zweckmäßig herausstellte, daß die Hülfsbedürftigen in Einem Hause vereinigt wurden. Einem solchen Hause wurde ein Hospitalmeister vorgesetzt, dessen Pflichten und nothwendige Eigenschaften schon auf dem Concilium zu Nicäa 325 einer Berathschlagung unterlagen. Das erste namhafte H. wurde von Basilius d. Gr. bei Cäsarea 370 gegründet und vom Kaiser Valens reich ausgestattet, worauf nach und nach mehrere andere entstanden, sodaß es in Rom allein im 9. Jahrh. schon 24 Hospitäler gab. Die Aufsicht über dieselben, welche bisher die Bischöfe selbst geführt hatten, erhielten später die Diakonen. Nach Entstehung der geistlichen Orden wurden damit häufig Klöster verbunden, sodaß nun Mönche und Nonnen die Wartung und Pflege der Armen und Kranken übernahmen. Eine bedeutende Vermehrung der Hospitäler bewirkte zur Zeit der Kreuzzüge die Einschleppung des Aussatzes in das Abendland. Im J. 1225 zählte man in Frankreich allein an 2000 Aussatzhäuser (leprosoria). Seit dieser Zeit und infolge der schweren Epidemien im Mittelalter machte sich mehr und mehr das Bedürfniß nach einem vollkommenern Hospitalwesen geltend. Während früher die Begründung von Hospitälern jeder Art fast nur von Vermächtnissen und frommen Stiftungen abhing, gelangte man allmählich dahin, daß die Gemeinden planmäßig aus ihren Mitteln für Errichtung und Unterhaltung solcher Anstalten sorgten und daß endlich auch die Staatsregierungen im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und Ordnung sich in der verschiedensten Weise an dem Hospitalwesen des Landes betheiligten. Gegenwärtig ist daher keine bedeutende Stadt der civilisirten Welt mehr ohne Hospitäler. Auch scheidet man in unserer Zeit die Hospitäler nach ihrem Zwecke streng in Versorgungsanstalten (s. d.), in denen nur Verlassene, Schwache, Gebrechliche oder Unheilbare Aufnahme finden, und in eigentliche Heilanstalten, welche nur solche Kranke aufnehmen, deren Zustand eine ärztliche Behandlung zuläßt. Ueber die Hospitäler im Sinne von Heilanstalten s. Krankenhäuser.

Digitized by Google

Hospiz (hospitium), d. h. Fremdenhaus, heißen insbesondere die auf der Höhe wichtiger Alpenpässe von Mönchen angelegten frommen Stiftungen, welche den Zweck haben, die in diesen unwirthbaren Gegenden Reisenden aufzunehmen und zu verpflegen, oder ihnen, wenn sie sich verirren, Hülfe zu leisten. Das älteste dieser H. ist das auf dem Großen St.-Bernhard, 962 von Bernhard de Menthon gegründet und 1822 bedeutend erweitert. Auf dem St.-Gotthard befindet sich seit dem 13. Jahrh. ein H., das ebenfalls ärmere Reisende unentgeltlich verpflegt. Auch sind H. auf dem Mont-Cenis, dem Simplon, dem Kleinen St.-Bernhard u. s. w.

Hospódar (slaw., d. i. Herr; altslaw. und russ. gospodarj) wurde früher der Fürst der Walachei und der Moldau von den Fremden genannt, im Lande selbst hieß und heißt er nur Domnu. In älterer Zeit bezeichnete in den slaw. Sprachen das Wort bald den Hausherrn und Familienvater, bald den Wirth und freien Grundeigenthümer. Auch die litauischen Fürsten nannten sich hospodari, und selbst die poln. Könige bis auf Sobiesti legten sich in diplomatischen Verhandlungen mit Rußland diesen Titel bei. Gosudar (Herrscher, Monarch) ist noch jetzt der Titel des Kaisers von Rußland und bedeutet in der russ. Umgangssprache so viel wie Herr.

Höst (Jens Kragh), dän. Geschichtschreiber, geb. auf St.-Thomas 15. Sept. 1772, wurde 1801 Assessor des Hof- und Stadtgerichts, verlor aber 1808 diese Stelle infolge zu freier Aeußerungen und widmete sich nun insbesondere der Literatur und Geschichte. Er war einer der ersten, die Idee zu ergreifen, durch schriftstellerische Annäherung in Schweden und Dänemark beide Nationen einander näher zu bringen. Zu diesem Zwecke gründete er 1796 mit Nyerup, Pram und Baggesen die Skandinavische Literaturgesellschaft, welche das «Skandinav. Museum» erscheinen ließ. Ebenso gab er eine schwed. Sprachlehre und ein schwed. Handwörterbuch für Dänen heraus; auch hielt er 1812—15 Vorlesungen über die schwed. Sprache und Dichtkunst. Unter seinen geschichtlichen Werken sind besonders zu erwähnen: «Gustav IV. Adolf's Leben und Regierung» (1808—9), «Merkwürdigkeiten des Lebens und der Regierung Christian's VII.» (1812), «Beitrag zu einer Uebersicht des dän. Staats bei dem Regierungsantritt Christian's VII.» (1812), «Entwurf einer Geschichte der dän. Monarchie unter Christian VII.» (1813), «Merkwürdigkeiten des Lebens und der Regierung Friedrich's V.» (1820), «Letztes Lebensjahr der Königin Karoline Mathilde» (1820), «Politik und Geschichte» (5 Bde., 1820—22), «Leben Corfitz Ulfeld's und seiner Gemahlin Eleonora Christina Ulfeld» (1825); endlich sein wichtigstes Werk: «Der Geh. Cabinetsminister Graf Struensee und dessen Ministerium» (3 Bde., Kopenh. 1824; deutsch, umgearbeitet und mit Zusätzen, 2 Bde., Kopenh. 1826—27), welches zuerst die Geschichte der Struensee'schen Periode gründlich und unparteiisch dargestellt hat. Seine letzten Jahre verlebte er auf Islegaard unweit Kopenhagen, wo er auch 26. März 1844 starb. Einige Mittheilungen über sein Leben hat er in «Erindringer om mig og mine Samtidige» (1835) gegeben.

Hostien heißen die aus ungesäuertem Weizenteig gebackenen, meist mit dem Lamm und der Kreuzesfahne, als Symbol des gekreuzigten Erlösers versehenen Scheiben, deren man sich in der prot. und röm.-kath. Kirche bei der Communion statt des Brotes bedient. Früher brauchte man beim heiligen Abendmahle gewöhnliches Brot, dann aber eigens zu diesem Zwecke bereitete Brote, bis im 4. Jahrh. große runde Oblaten in Anwendung kamen, die man nach geschehener Weihung in so viele Stücke zerbrach, als Communicanten waren. Erst im 12. Jahrh. wurden die H., die man ebenfalls häufig Oblaten (vom lat. oblata, d. i. dargebrachtes Brot) nennt, eingeführt. Der Name H. ist daher entstanden, daß die röm.-kath. Kirche den Leib Christi, in welchen sich das Brot nach ihrer Lehre durch die Consecration verwandelt, durch den Meßpriester als ein unblutiges Opfer (hostia) darbringen läßt. Bei der Reformation behielten die Lutheraner die H. bei; die Reformirten wählten wieder gewöhnliches Brot, welches bei der Communion gebrochen wird. Die griech. Kirche bedient sich gesäuerten Brotes.

Hotel, s. Gast- und Wirthshäuser.

Hotho (Heinr. Gust.), ausgezeichneter Aesthetiker und Kunsthistoriker, geb. 22. Mai 1802 zu Berlin, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium und studirte sodann auf der Universität seiner Vaterstadt anfangs die Rechte, später Philosophie. Frühe Kunstliebe, eine längere Reise nach Paris, London und den Niederlanden bestimmten ihn, das Lehrfach zu ergreifen und namentlich Aesthetik und Kunstgeschichte zum Hauptstudium zu wählen. Nachdem er 1826 promovirt, habilitirte er sich 1827 zu Berlin, übernahm 1828 das Lehramt der allgemeinen Literaturgeschichte an der Kriegsschule, wurde 1829 außerord. Professor an der Universität und 1830 Directorialassistent der Gemäldegalerie im königl. Museum. Seit 1859 war er Director der Kupferstichsammlung des königl. Museum. H. starb zu Berlin 24. Dec. 1873. An der Universität

Digitized by Google

wirkte H. seit Hegel's Tode durch ästhetische Vorlesungen. Seine literarische Thätigkeit begann er 1826 mit jahrelang fortgeführten und ausgezeichneten Correspondenzen in dem «Morgenblatt». Seit 1827 nahm er Antheil an den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik». Großes Verdienst erwarb er sich besonders durch die Bearbeitung und Herausgabe der Hegel'schen «Vorlesungen über Aesthetik» (3 Bde., Berl. 1835—38). Seine eigene Auffassung des Lebens und der Kunst zeigen am besten die von ihm herausgegebenen und auch wol selbst verfaßten «Vorstudien für Leben und Kunst» (Stuttg. 1835). H.'s Hauptwerke bilden jedoch seine kunsthistor. Arbeiten, unter denen die unvollendet gebliebene «Geschichte der deutschen und niederländ. Malerei» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1840—43), «Die Malerschule Hubert's van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen» (2 Bde., Berl. 1855—58) und «Die Meisterwerke der Malerei vom Ende des 3. bis Anfang des 18. Jahrh. in photo- und photolithographischen Nachbildungen» (Berl. 1865 fg.) die bedeutendsten sind. Vortrefflich sind auch seine Texte zu dem Eyck-Album (Berl. 1861) und zum Dürer-Album (Berl. 1863). H.'s kunsthistor. Arbeiten bekunden neben philos. Durchdringung die umfassendste Sachkenntniß, wahrhaft histor. Sinn und das Bestreben, die Geschichte der Kunst in steter Verbindung mit den jedesmaligen staatlichen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen eines Volks oder eines Zeitalters zu entwickeln.

Hotomann oder Hottomann (Franz), berühmter Jurist und Kenner der lat. Sprache im 16. Jahrh., geb. 23. Aug. 1524 zu Paris, begab sich, nachdem er zur reform. Kirche übergetreten, 1547 nach Lyon. Später lehrte er zu Lausanne, Straßburg, Valence und Bourges theils die classische Literatur, theils die Rechte; auch hielt er sich einige Zeit am Hofe des Königs von Navarra auf. Nach der pariser Bartholomäusnacht flüchtete er in die Schweiz, wo er 12. Febr. 1590 zu Basel starb. Unter seinen vielen Schriften verdienen eine besondere Erwähnung die noch jetzt geschätzten Commentare zu den Reden des Cicero, zu den «Institutionen», die «Observationes juris Romani» und die unter dem Titel «Papae fulmen brutum in Henricum regem Navarrae» (Leid. 1586) veröffentlichte Satire über den gegen Heinrich IV. von Sixtus V. geschleuderten Bannstrahl. Sein Sohn, Johann H., besorgte eine Gesamtausgabe seiner Schriften (3 Bde., Genf 1599).

Hottentotten heißen ursprünglich bei den Holländern die Ureinwohner der Südspitze Afrikas, welche sich selbst Khoi-khoi-n, d. i. «Menschen der Menschen» (Menschen κατ' ἐξοχήν) nennen und insgesammt eine isolirte, nach Sprache und zusammen mit den Buschmännern (s. d.) auch nach physischer Beschaffenheit von den übrigen Völkern des afrik. Continents geschiedene Rasse bilden. Die H. zerfallen in drei Abtheilungen: die sog. Colonialhottentotten im Capland, die Korana, auch Kora und Koraqua (d. i. Koramänner) genannt, und die Nama oder Namaqua. Die schmuzig-olivengelbe Gesichtsfarbe, der niedrige Schädel, die durch meist breite, sehr hervortretende Backenknochen fast eckige Gesichtsform, die dicken Lippen, eine platte, zwischen kleinen Augen liegende Nase sowie der kleine Wuchs machen die H. zu einer überaus häßlichen Rasse. Die Gesichtszüge der meisten, namentlich älterer Individuen sind höchst widerlich und wegen des stark vorstehenden Mundes sogar affenartig. Nur die Korana unterscheiden sich durch höhern Wuchs, körperliche Stärke, belebte Augen, wohlgebildetere Gesichter und größere Intelligenz. Ihre Sprache besitzt eine Menge ziemlich schnell und mit heiserer Stimme aus hohler Brust hervorgestoßener, scharf aspirirter Kehllaute, sowie mehrere ganz eigenthümliche Schnalzlaute (clicks), weshalb dieselbe mit der Sprache der an Kröpfen leidenden Alpenbewohner, wol auch mit dem Geschrei des Truthahns u. s. w. verglichen worden ist. (Vgl. über deren Bau Fr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft», Bd. 1, Abth. 2, Wien 1877.) Rein finden sich die H. nur in den nördl. Gegenden, namentlich unter den Namas, während die innerhalb der Grenzen der ehemals holländ. Capcolonie wohnenden sog. Colonialhottentotten, die 1828 durch eine Acte des brit. Gouverneurs Burke den Weißen gesetzlich gleichgestellt wurden, sich mannichfach mit Europäern, Kaffern, Malaien, Negern und andern Einwanderern verbunden haben, sodaß auch ihre Sprache zu einem aus hottentottischen, holländ. und kafferschen Worten gemengten Patois geworden ist. Obgleich unreinlich, dem Trunke im höchsten Grade ergeben und äußerst leichtsinnig, werden sie doch auch, da sie willig, gefällig, gutmüthig und meist ehrlich sind, von den Bauern gern als Hirten und Wagenlenker in Dienst genommen. Ihre Zahl innerhalb der Capcolonie beträgt (1875) 98,561, die der nördlich davon wohnenden wird auf 20,000 geschätzt. Aus Vermischung von Europäern und Hottentottenfrauen ist eine eigene Varietät, die Bastards, auch Griquas genannt, hervorgegangen, welche die eigentlichen H. an körperlicher Entwickelung bedeutend überragt und viel Anlage zu den Künsten des gesitteten Lebens zeigt. Sie bilden eine eigenthümliche, im Laufe der Zeit bis auf 20,000 Köpfe angewachsene Volks-

Digitized by Google

masse, deren erste Glieder schon während des 18. Jahrh. nach dem Norden ausgewandert sind und hier in den Savannen zwischen Nu- und Kay-Garip mit großen Rinder- und Schafheerden nomadisiren. Der größere Theil ihres Gebietes wurde infolge der Entdeckung reicher Diamantlager 27. Oct. 1871 der Capcolonie einverleibt unter dem Namen **Westgriqualand**. Dieses Gebiet zählt auf 43,076 QKilom. 25,447 E.; **Ostgriqualand**, südlich von der Colonie Natal, wurde 16. Oct. 1874 mit dem brit. Gebiet vereinigt. Vgl. Fritsch, «Die Eingeborenen Südafrikas. Ethnographisch und anatomisch beschrieben» (Bresl. 1873).

Hottinger (Joh. Heinr.), berühmter Gelehrter des 17. Jahrh., geb. zu Zürich 10. März 1620, besuchte seit 1638 die Universität zu Genf, bereiste hierauf Frankreich und studirte dann in Grüningen und Leiden besonders orient. Sprachen. Nachdem er zuvor England besucht, kehrte er 1641 nach Zürich zurück, wo er 1642 als Professor angestellt wurde. Durch seine zahlreichen Schriften, welche meist die semit. Sprachen, orient. Geschichte und Alterthümer, Kirchengeschichte u. s. w. betrafen, erwarb er sich sehr bald einen solchen Ruf in der gelehrten Welt, daß der Kurfürst von der Pfalz ihn 1655 nach Heidelberg berief. H. begleitete 1658 den Kurfürsten auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er unter andern auch Hiob Ludolf kennen lernte und mit diesem den Plan faßte, einige in der orient. Literatur erfahrene junge Leute auf öffentliche Kosten zur Erforschung des Zustandes der afrik., besonders der äthiop. Kirchen reisen zu lassen. Im J. 1661 kehrte er nach Zürich zurück, wo ihm die Würde eines beständigen Rectors der Universität übertragen wurde. Im J. 1667 wollte er endlich einem wiederholten Rufe an die Universität zu Leiden folgen; allein bei der Abreise ertrank er mit dreien seiner Kinder in der Limmat, indem der zu volle Kahn umschlug. Von seinen Schriften haben noch gegenwärtig den meisten Werth der «Thesaurus philologicus, seu clavis scripturae» (Zür. 1644; 3. Aufl. 1696) und das «Etymologicum orientale, sive lexicon harmonicum heptaglotton» (Frankf. 1661). — Von seinen Söhnen überlebten ihn: **Johann Heinrich H.**, geb. 1647, gest. 1692 als Professor der orient. Sprachen in Zürich; **Salomon H.**, geb. 1649, gest. 1713 als Professor der Medicin und Physik in Zürich; **Johann Konrad H.**, geb. 1655, gest. 1730; **Johann Jakob H.**, geb. zu Zürich 1652, gest. 18. Dec. 1735 als Professor der Theologie zu Zürich; der zuletztgenannte ist der berühmteste. Von dessen zahlreichen Schriften wird die «Helvetische Kirchengeschichte» (2 Bde., Zür. 1708—20) noch immer geschätzt. — Ein Urenkel des letztern, **Johann Jakob H.**, geb. 1750, gest. 4. Febr. 1819 als Professor und Chorherr zu Zürich, machte sich rühmlich bekannt als Philolog durch seine Ausgaben des Sallust und des Cicero: «De divinatione», sowie als Aesthetiker und Literator. Nächst seiner Preisschrift «Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern» (Manh. 1789) sind zu erwähnen: «Bibliothek der neuesten theol., philos. und schönen Literatur» (3 Bde., Zür. 1784—86), «Ueber Bodmer» (Zür. 1785), «Ueber Salomon Geßner» (Zür. 1796), «Opuscula oratoria» (Zür. 1816). Mit Wieland und Jacobs vereinigte er sich zur Herausgabe des «Neuen attischen Museum». — **Johann Jakob H.**, namhafter histor. Schriftsteller, geb. 18. Mai 1783 zu Zürich, studirte hier und zu Leipzig Theologie, erhielt darauf eine Lehrerstelle an der Töchterschule und dann eine Professur an der Kunstschule zu Zürich; zugleich schrieb er viel an Erziehungsschriften und einiges Belletristische. Nach dem Tode von Rob. Glutz-Blotzheim entschied er sich zur Fortsetzung der «Schweizergeschichte» Joh. von Müller's, die unter dem Titel «Geschichte der schweiz. Kirchentrennung» (Bd. 1 u. 2, Zür. 1825—27) erschien. Als Erziehungsrath, Mitglied des Großen Raths und Regierungsraths war seine Thätigkeit für die Umgestaltung des Erziehungswesens in Anspruch genommen; auch ward er später zum außerord., 1844 zum ord. Professor der Geschichte an der Universität ernannt. Er starb 18. Mai 1859. Von H.'s Schriften, die von einem gründlichen Quellenstudium zeugen, sind besonders hervorzuheben: «Huldreich Zwingli und seine Zeit» (Zür. 1841), «Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der Eidgenossenschaft und der 13 Orte» (Zür. 1844), «Hans Konrad Escher von der Linth» (Zür. 1852). Mit Vögeli gab er Bullinger's «Reformationsgeschichte» (Bd. 1—3, Frauenf. 1840), mit Escher das «Archiv für schweiz. Geschichte und Landeskunde» (3 Bde., Zür. 1827—29), mit Wackernagel und Gerlach das «Schweiz. Museum für histor. Wissenschaften» (3 Bde., Frauenf. 1837—39) heraus.

Hotze (Joh. Konr.), österr. General, geb. 20. April 1739 zu Richterswyl in der Schweiz, Sohn eines Arztes, studirte zu Tübingen, trat 1757 in die deutsche Reichsarmee, wurde gefangen, nahm dann preuß., nachher russ. Dienste, wo er bis zum Major avancirte, trat 1779 in die österr. Armee, kämpfte 1789 gegen die Türken, 1792 am Rhein und nahm 1793 hervorragenden Antheil an der Erstürmung der Weißenburger Linien, wofür er das Maria-Theresien-

Digitized by Google

Kreuz erhielt. Nachdem H. 1795 Feldmarschalllieutenant geworden, kämpfte er unter Erzherzog Karl in Franken, später gegen Masséna in der Schweiz und fiel 25. Sept. 1799 in der Schlacht bei Zürich. Im J. 1851 wurde ihm ein Denkmal zu Bregenz errichtet. Vgl. «Johann Konrad H.» (von dem Verfasser der «Kriegerischen Ereignisse in Italien», Zür. 1853).

Houbraken (Arnold), talentvoller niederländ. Zeichner und Maler, geb. zu Dordrecht 28. März 1660, gest. zu Amsterdam 14. Oct. 1719, beschäftigte sich besonders mit Porträtmalerei, stach aber auch mehreres in Kupfer. Am bekanntesten wurde er durch das schätzbare Werk «Groote schouburgh der nederlandsche konstschilders en schildressen etc.» (Amsterd. 1718 fg.). — Sein Sohn, Jakob H., ausgezeichneter Maler und Kupferstecher, geb. zu Dordrecht 25. Dec. 1698, nach andern 1685, gest. zu Amsterdam 14. Nov. 1780, nahm sich Edelinck und Nanteuil zum Muster und stach mehr als 200 Porträts, die fast durchgehends sowol in Hinsicht der Leichtigkeit, mit der sie ausgeführt sind, wie in Hinsicht der Kraft der Köpfe Werth haben. Vgl. Ver Huell, «Jacobus H. et son œuvre» (Par. 1875).

Houdetot (Elisabeth Françoise Sophie de Lalive de Bellegarde, Gräfin von), eine der gebildetsten und geistreichsten Französinnen ihrer Zeit, geb. 1730, gelangte besonders durch ihren Umgang mit Rousseau, der ihrer oft in seinen Schriften bald mit, bald ohne Nennung ihres Namens gedenkt und ihr viele poetische Anregungen verdankt, zu einer literarischen Berühmtheit. Von ihrem Geliebten Saint-Lambert gefesselt, verschmähte sie die Bewerbungen Rousseau's und starb nach mancherlei durch die Revolution herbeigeführten Wechselfällen 22. Jan. 1813 als die letzte aus dem liebenswürdig-geistreichen Kreise der Encyklopädisten.

Houdon (Jean Antoine), franz. Bildhauer, geb. zu Versailles 1741, gest. zu Paris 16. Juli 1828, hatte keinen eigentlichen Lehrer, sondern bildete sich nach den Meisterwerken der franz. Bildhauer des 17. Jahrh. und gewann den großen Preis für Sculptur. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Italien kehrte er nach Frankreich zurück, wo die Marmorstatue Morphens (jetzt in der pariser Kunstschule) ihm die Aufnahme in die Akademie verschaffte. Eine Vestalin, eine Minerva und die große anatom. Studie, die unter dem Namen L'Ecorché in den Schulen Musterbild für die Muskelstructur des menschlichen Körpers wurde, begründete seinen Ruf, der sich bald über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitete. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertrugen ihm die Verfertigung einer Bildsäule von Washington, zu welchem Behuf er sich mit Franklin nach Philadelphia begab und hier die Büste modellirte, welche er später als Marmorstatue (jetzt im Sitzungssaal des nordamerik. Congresses) ausführte. Die im leichten Lauf hinschwebende nackte Diana, auf Bestellung der Kaiserin Katharina II. von Rußland für die Eremitage in Petersburg gearbeitet (eine Wiederholung in Bronze ist im Museum des Louvre zu Paris), das kleine Mädchen mit dem naiven Ausdruck des Frierens, La Frileuse genannt und den Winter vorstellend (kam in den Besitz des Königs von Preußen), und das Seitenstück dazu: Der Sommer, versinnbildlicht durch ein reizendes, blumenbekränztes Mädchen, steigerten seinen Ruf aufs höchste. H. ist wesentlich Naturalist und frei von der leeren akademischen Manier seiner Zeit. In seinen zahlreichen Porträtköpfen stellt er die Natur dar, wie er sie findet, mit bewundernswürdiger Wahrheit, mit meisterhafter Geschicklichkeit und im glücklichsten Moment der Aehnlichkeit. Von diesem Talent zeugen die Büsten der Kaiserin Katharina II. von Rußland, des Prinzen Heinrich von Preußen, Ludwig's XVI., Voltaire, Rousseau, Diderot, D'Alembert, Buffon, Gluck, Franklin, Lafayette, Mirabeau u. a. Auch seine Porträtstatuen haben gleiche Vorzüge. Besonders berühmt ist die im Foyer des Théâtre Français zu Paris befindliche sitzende Marmorstatue Voltaire's, in welcher das Lebhafte, Hämische und Eigenthümliche der Gesichtsbildung des Originals ausgedrückt sind.

Houwald (Christoph Ernst, Freiherr von), dramatischer Dichter, geb. 29. Nov. 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, wurde im Hause seines Vaters, welcher Besitzer dieser Herrschaft war, unterrichtet, bis er 1793 auf das Pädagogium nach Halle kam, wo er dann seit 1799 Kameralwissenschaften studirte und im engsten Verkehr mit dem jüngern Contessa (s. d.) lebte, dessen Freundschaft auf sein ganzes Leben von großem Einfluß war. Nach der Rückkehr von der Universität widmete er sich dem ständischen Dienste seiner Provinz, bis er sich 1815 infolge der neuen Organisation der an Preußen abgetretenen Niederlausitz in die Einsamkeit seines Landgutes Sellendorf zurückzog, wo ihm das Schicksal seinen Jugendfreund Contessa wieder zuführte. Nachdem er 1821 von den niederlausitzischen Landständen zum Landsyndikus erwählt worden, lebte er zu Neuhaus bei Lübben, wo er 28. Jan. 1845 starb. H. hatte früher unter den Namen Ernst und Waluhdo (dem Anagramm seines Namens) einige Dichtungen in Zeitschriften und Sammlungen veröffentlicht, wandte sich aber erst seit 1815 entschieden der Dicht-

Digitized by Google

kunft zu. Seinen von Contessa herausgegebenen Erzählungen «Romantische Accorde» (2 Bdchn., Berl. 1817 fg.) folgte das «Buch für Kinder gebildeter Stände» (3 Bde., Lpz. 1819—24; neue Ausg., Lpz. 1869). Außer den kleinern tragisch-dramatischen Dichtungen: «Die Freistatt» und «Die Heimkehr», ließ er seit 1821 «Das Bild», «Der Leuchtthurm» und «Fluch und Segen» erscheinen, welche seinen Ruf begründeten; ferner das Gelegenheitsstück «Der Fürst und der Bürger» (Lpz. 1823) und die Trauerspiele: «Die Feinde» (Lpz. 1825) und «Die Seeräuber» (Lpz. 1830). Außerdem sind zu erwähnen seine «Vermischten Schriften» (2 Bde., Lpz. 1825) und die «Bilder für die Jugend» (3 Bde., Lpz. 1829—32; neue Ausg., Stuttg. 1874). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 5 Bänden (Stuttg. 1858—60).

Hoverbeck (Leop., Freiherr von), hervorragendes Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses wie des Norddeutschen und Deutschen Reichstags, geb. 25. Juli 1822, studirte in Königsberg und Berlin die Rechte, besuchte nach Ablegung des ersten juristischen Examens die Landwirthschaftliche Akademie zu Regenwalde, bewirthschaftete nachher sein Rittergut Quetz bei Gutstadt, dann Nickelsdorf bei Allenstein in Ostpreußen und wurde 1862 zum Landschaftsdirector der Ostpreußischen Landschaft gewählt. Als Abgeordneter vertrat H. von Nov. 1858—70 den Wahlkreis Allenstein im preuß. Landtage, wo er anfangs der Fraction Vincke angehörte, 1860 aber mit Forckenbeck, Behrend u. a. die neue Fraction Jung-Litauen stiftete, aus welcher 1861 die Fortschrittspartei hervorging. H. gehörte seitdem bis zu seinem Tode zu deren bedeutendsten Mitgliedern und spielte namentlich in der Budgetcommission wie bei allen Budgetfragen im Plenum des Abgeordnetenhauses eine wichtige Rolle. Bei den Neuwahlen im Nov. 1870 verzichtete er auf ein ferneres Mandat. Im Norddeutschen Reichstage vertrat H., nachdem er bei den Wahlen zum Constituirenden Reichstag unterlegen, 1867—70 den zweiten berliner Wahlkreis und im Deutschen Reichstage von 1871 bis zu seinem Tode den Wahlkreis Sensburg-Ortelsburg. Er starb zu Gersau am Vierwaldstättersee 12. Aug. 1875.

Howaldt (Georg), Bildhauer und Bildgießer, geb. 8. April 1802 in Braunschweig als Sohn eines Goldschmiedes, in dessen Gewerbe er seit dem 14. Jahre thätig war. Der Modellirunterricht, welchen er während dieser Lehrzeit genoß, erweckte sein Verlangen, sich der Bildhauerei ausschließlich zu widmen. Nach fünf Jahren zum Gesellen gesprochen, blieb H. noch sechs Jahre Goldarbeiter, und zwar in Nürnberg, wo er unter dem Einflusse Burgschmiet's allmählich zur Bildhauerei und Bildgießerei überging und von wo aus ihn 1829 Heideloff für den Bau des Schlosses Reinhardsbrunn bei Gotha behufs Ausführung von Bildhauerarbeiten verwendete. Nach Nürnberg zurückgekehrt, erhielt er 1835 eine Lehrstelle am Polytechnikum, 1836 aber bereits einen Ruf nach Braunschweig, wo er nun, fleißig weiterstrebend, eine bedeutende Thätigkeit als Plastiker entwickelte. Seine hervorragendsten Leistungen waren: im J. 1848 eine in Bronze gegossene Statue Lessing's nach dem Modelle von Rietschel, der Bürgermeister Franke für Magdeburg nach Bläser's Entwurf. Große Ehre erwarb der Meister durch sein kühnes Unternehmen, die gewaltige Quadriga für das Residenzschloß seiner Vaterstadt, welche nach Rietschel's Modell dem Herzog 1855 zur Feier seines 25jährigen Regierungsjubiläums überreicht worden war, in Kupfer zu treiben, da ein Erzguß das Dachgestühl zu sehr belastet haben würde. Der Plan gelang trefflich, die Gruppe wurde 1858 begonnen, 1863 vollendet, 1865 aber bei dem Brand des Schlosses zerstört, jedoch 1868 mit Verbesserungen neu angebracht. Bis 1865 fertigte H. auch noch die Statuen des Nationalökonomen Friedr. List für Reutlingen und Arndt's nach Affinger's Modell für Bonn; 1869 entstanden die Reiterfiguren der Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, nach den Entwürfen Pönninger's in Wien und Hähnel's in Dresden; sie wurden doppeltlebensgroß in Kupfer getrieben und 1875 errichtet. Ferner lieferte er ein Denkmal Heinrich's des Löwen, als Brunnenmonument gedacht, in Bronzeguß ausgeführt, ein Kriegerdenkmal für Weimar nach Härtel's Modell, ein Standbild des jugendlichen Friedrich II. (nach Sußmann-Hellborn in Berlin), einen Erzengel Michael als Kuppelaufsatz nach Engelhard in Hannover für die Cadettenanstalt Lichterfelde bei Berlin. H.'s Technik im Guß- und Treibfach ist in ganz Deutschland als meisterhaft bekannt.

Howard (Frederick, Graf von Carlisle), s. Carlisle.

Howard (John), engl. Philanthrop, geb. 2. Sept. wahrscheinlich 1726 zu Hackney in der Nähe von London, der Sohn eines reichen Kaufmanns, verließ nach seines Vaters Tode die kaufmännische Laufbahn und bereiste zunächst Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr 1752 beschäftigte er sich in London mit Meteorologie, Physik und Medicin. Das Erdbeben in Lissabon veranlaßte ihn, sich nach Portugal einzuschiffen; allein das Schiff wurde von einem franz. Kaper genommen und er kriegsgefangen nach Brest gebracht. Hier Augenzeuge von den

Digitized by Google

Leiden der Kriegsgefangenen, war er kaum auf Ehrenwort nach England entlassen worden, als er seiner Regierung Vorschläge machte, das Los derselben zu verbessern, die dann auch durchgingen. H. ging 1765 auf sein väterliches Gut Cardington, in der Nähe von Bedford, und wurde 1773 trotz seines calvinistischen Bekenntnisses zum Sheriff der Grafschaft Bedford gewählt. Nachdem er als solcher den Zustand der dortigen Gefängnisse genau hatte kennen lernen, erstattete er darüber 1774 einer Parlamentscommission Bericht, was zwei Gesetze zu Gunsten der Gefangenen zur Folge hatte. Hierauf setzte er seine Untersuchungen über die Gefängnisse in England und auf dem europ. Continente fort; das Ergebniß derselben veröffentlichte er in seinem «State of the prisons in England and Wales» (Warrington 1777; verbesserte Ausg. 1784; deutsch im Auszuge von Köster, Lpz. 1780). Zu gleichem Zwecke besuchte er von 1775 an viermal Deutschland, fünfmal Holland, dreimal Frankreich, zweimal Italien; auch bereiste er deshalb Spanien, Portugal, die nordamerik. Staaten und die Türkei. Demnächst ließ er sich die Untersuchung der Pesthäuser und Lazarethe angelegen sein, besuchte aus diesem Grunde 1785 nochmals Italien und die Türkei und gab dann seinen wichtigen «Account of the principal lazarettos in Europe» (Lond. 1789; deutsch mit Zusätzen von Ludwig, Lpz. 1791) heraus. Um auch in Asien die Pest kennen zu lernen, unternahm er 1789 eine neue Reise. Zu Cherson im südl. Rußland von einer epidemischen Krankheit angesteckt, starb er daselbst 20. Jan. 1790. Ein kleiner Obelisk in der Nähe von Cherson bezeichnet sein Grab. Auch in der Paulskirche zu London ist ihm ein Denkmal errichtet. Delille hat ihm ein Ehrengedächtniß in dem Gedicht «La pitié» gestiftet. Noch jetzt besteht zur Erinnerung an H. ein für die Verbesserung der Gefängnisse und die Abschaffung der Todesstrafe wirkender Verein: die Howard-Association. Vgl. Dixon, «H. and the prison world of Europe» (5. Aufl., Lond. 1854); Field, «Correspondence of H.» (Lond. 1855) und J. B. Brown, «Memoirs of the public and private life of John H., the philanthropist» (2. Aufl., Lond. 1823).

Howard (Katharina), s. Heinrich VIII., König von England.

Howard (Luke), berühmter engl. Meteorolog, geb. 28. Nov. 1772 zu London, besuchte die Gelehrte Schule zu Burford bei Oxford, kam dann in eine Drogueriehandlung und wurde 1798 Associé des um die Bell-Lancaster-Schulen und andere milde Anstalten hochverdienten Quäkers William Allen in London. Schon in dieser Zeit schrieb er den Aufsatz «Essay on the modifications of clouds» (3. Aufl., Lond. 1865). Als Allen sich 1805 zur Ruhe setzte, trat H. mit Jewell und Gibson in Verbindung und errichtete zu Stratford in Essex ein Laboratorium. Mit besonderer Vorliebe und großem Eifer widmete er sich später meteorolog. Beobachtungen. Seine Berichte hierüber erschienen bis 1809 im «Athenaeum», bis 1813 in Nicholson's «Philosophical Journal» und dann in Thomson's «Annals of philosophy». Die Resultate seiner Beobachtungen gab er in dem Werke «The climate of London» (2 Bde., 1818—20), das in Deutschland besonders durch Goethe bekannt wurde, und in seinen «Seven lectures on meteorology» (Lond. 1837; 2. Aufl. 1843) heraus. Er starb zu Tottenham 21. März 1864.

Howe (Rich., Graf), brit. Admiral, geb. 1725, trat 1736 in den Seedienst, beschiffte mit Anson das Stille Meer und wurde 1746 Kapitän. In dem Kriege gegen Frankreich hatte er unter Sir Edward Hawke 1757 theil an der Eroberung der Insel Aix und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Im J. 1770 wurde er zum Contreadmiral und Oberbefehlshaber im Mittelländischen Meere ernannt und zeichnete sich dann vielfach im amerik. Kriege aus. Im Oct. 1782 verproviantirte er das belagerte Gibraltar. Nach dem Frieden wurde er erster Lord der Admiralität, ein Amt, das er 1788 niederlegte und später wieder annahm, und dann zum Grafen erhoben. Als Admiral der weißen Flagge erhielt er 1793 den Befehl über die Flotte im Kanal, blokirte eine Zeit lang den Hafen von Brest, schlug die Franzosen bei Ouessant 1. Juni 1794 und wurde 1795 General der Seetruppen. Obschon er bereits das Commando der Flotte abgegeben hatte, so gelang es ihm doch durch das Ansehen, in welchem er bei den Matrosen stand, den Aufstand derselben auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth zu stillen. Er starb 5. Aug. 1799. Vgl. Barrow, «Life of Lord H.» (Lond. 1838). — Sein Enkel, Richard Penn, Viscount Curzon, der Sohn seiner Tochter Sophie, geb. 11. Dec. 1796, 1821 zum Grafen H. erhoben, war Oberkammerherr bei der Königin Adelaide, Gemahlin Wilhelm's IV., die er auf ihren Reisen nach Malta und Madeira begleitete und bei der er bis zu ihrem 1849 erfolgten Tode in hoher Gunst stand. Er starb zu London 13. Mai 1870.

Howitt (William und Mary), ein engl. Dichterpaar, das sich theils durch eigene Arbeiten, theils durch Uebersetzungen aus dem Deutschen und andern Sprachen einen ehrenvollen Namen in der Literatur erworben hat. William H. wurde 1795 zu Heanor in Derbyshire geboren.

Digitized by Google

Da seine Aeltern Mitglieder der Quäkergemeinde waren, so ward er in den Dogmen dieser Sekte erzogen. Schon als Knabe zeigte er poetisches Talent, widmete sich später mit Eifer dem Studium der Chemie, Botanik, Physik und Moralphilosophie und lernte auch die Literatur Frankreichs und Italiens kennen. Im J. 1822 heirathete er seine Glaubensgenossin Mary Botham aus Uttoxeter in Staffordshire, welche seine literarischen Neigungen theilte, und beide Gatten traten 1823 gemeinschaftlich mit einer Sammlung von Gedichten unter dem Titel «The forest minstrel» auf, die im Publikum Beifall fand. Kurz darauf unternahmen sie eine Fußreise nach Schottland, nach deren Beendigung William sich in Nottingham als Apotheker niederließ. Inzwischen wurde er seiner Lieblingsbeschäftigung nicht untreu. Er gab wieder ein gemeinschaftlich mit seiner Gattin geschriebenes lyrisches Werk: «The desolation of Eyam», heraus und veröffentlichte 1831 sein «Book of the seasons», welches zahlreiche Auflagen erlebte. Seine «History of priestcraft» (Lond. 1833; 8. Aufl. 1852) erregte bei den Anhängern der Hochkirche großen Anstoß, erwarb ihm jedoch im Volke solche Popularität, daß er zum Alderman von Nottingham erwählt wurde. Er zog dann nach Esher in Surrey, wo er drei Jahre in ununterbrochener literarischer Thätigkeit verbrachte. Er gab hier unter anderm «Rural life in England» (2 Bde., Lond. 1836) und «Visits to remarkable places, old halls, battle-fields and scenes illustrative of English history and poetry» (2 Bde., Lond. 1840—41) heraus. Die beiden Gatten begaben sich jetzt zur Erziehung ihrer Kinder nach Deutschland und ließen sich in Heidelberg nieder, wo sie bis 1844 lebten. Die Frucht ihres Studiums der deutschen Sprache und Zustände war von seiten William's «The student life of Germany» (Lond. 1841), «Rural and domestic life of Germany» (Lond. 1842) und die etwas carikirt gehaltenen «German experiences» (Lond. 1844). Mary hingegen stellte sich vorzugsweise die Aufgabe, ihre Landsleute mit den neuesten Producten der deutschen, schwed. und dän. Novellistik bekannt zu machen. Außerdem schrieb sie Gedichte, Erzählungen und Kinderschriften, die sich durch Leichtigkeit der Darstellung und reine Moralität auszeichnen. Ihr Gatte veröffentlichte «Hall and hamlet, or scenes and characters of country life» (2 Bde., Lond. 1847) und «Homes and haunts of the British poets» (2 Bde., Lond. 1847), die viel Beifall fanden. Sein Roman «Madam Dorrington of the Dene» (3 Bde., Lond. 1851) gibt ein schönes Bild von dem Leben einer engl. Edeldame von altem Schrot und Korn. Noch größeres Interesse erregte die von dem Ehepaar ausgearbeitete «Literature and romance of Northern Europe» (2 Bde., Lond. 1851—52), worin das Skandinaventhum auf Kosten der Deutschen hervorgehoben wurde. Im Frühjahr 1852 schiffte sich William H. nach Australien ein, um in den dortigen Goldgruben sein Glück zu suchen, kehrte aber enttäuscht im Dec. 1854 nach England zurück, wo er «Land, labour and gold, or two years in Victoria» (2 Bde., Lond. 1855) erscheinen ließ, dem die austral. Erzählung «Tallangetta» (Lond. 1857) und der Roman «The man of the people» (3 Bde., Lond. 1860) folgte. Später wendete sich H. dem Spiritualismus zu, welche Richtung in seiner «History of the supernatural in all ages and nations» (2 Bde., Lond. 1863) vertreten ist. Unter seinen neuesten Erzeugnissen sind zu nennen: «Woodburn Grange. A story of English country life» (3 Bde., 1867), «The northern heights of London» (1869) und «Jack of the Mill, a fireside story» (1871). Seine Gattin veröffentlichte den Roman «The cost of Caergwyn» (3 Bde., Lond. 1864), ferner: «Pictures from nature. With illustrations» (1869), «Vignettes of American history» (1869; 2. Ausg. 1876), «Birds and their nests» (1871) und «Natural history stories» (1875). — Anna Mary H., Tochter der Vorigen, hielt sich zu ihrer künstlerischen Ausbildung mehrere Jahre in Deutschland auf und gab in «The art student in Munich» (2 Bde., Lond. 1853) ein anziehendes Bild des deutschen Künstlerlebens.

Höxter, Kreisstadt und Garnisonsplatz im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, am linken Ufer der seit 1833 von einer 190 Mt. langen Steinbrücke überspannten Weser und an der Westfälischen Eisenbahn, 68 Kilom. im Südsüdosten von Minden, ist der Sitz eines Landrathamts, eines Kreisgerichts und hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Baugewerkschule und ein evang. Gymnasium. Die gewerbfleißige Stadt zählt (1875) 5649 E., die Leinen- und Baumwollzeuge und Cement fertigen, auch Handel und Schifffahrt betreiben. H. ist ein sehr alter Ort und hat in seiner Umgegend viele Erinnerungsstellen an die Sachsenkriege Karl's d. Gr. aufzuweisen, wie in der Nähe den berühmten Brunsberg mit einem alten Wartthurm, dem angeblichen Ueberrest der sehr festen Sachsenburg, welche Wittekind's Bruder Bruno hatte aufführen lassen. Früher gehörte die Stadt zu dem Stift Korvei und war einst eine blühende Hansestadt. Ihre Stadtmauern und Thor-

Digitized by Google

thürme sind theilweise verschwunden. Im März 1632 wurde H. von den Kaiserlichen unter Pappenheim den Schweden entrissen, 20. April 1634 von den Ligisten erobert, im Oct. 1640 vom Erzherzog Leopold und Grafen Piccolomini und 25. April 1648 von den Schweden unter Wrangel eingenommen. — Der Kreis H. zählt (1875) auf 716,44 QKilom. 50,850 E. Vgl. Kampschulte, «Chronik der Stadt H.» (Höxter 1872).

Hoya, alte Grafschaft im Landdrosteibezirk Hannover der preuß. Provinz Hannover, zwischen der Weser und Hunte gelegen, im N. von Bremen und Oldenburg, im O. von Verden und Kalenberg, im S. vom Regierungsbezirk Minden, im W. von Diepholz und Oldenburg begrenzt, besteht theils aus Moor-, Heide- und Sand-, theils aus Marschboden, welcher reiche Ernten gewährt und sich trefflich zur Viehzucht eignet. Der Umfang der alten Grafschaft wird zu 3000 QKilom. angegeben. Die einzige Stadt der Grafschaft ist Nienburg, rechts an der Weser und an der Bahnlinie Hannover-Geestemünde, mit einer höhern Bürgerschule, einer Baugewerk- und einer Ackerbauschule, chemischen, Leim-, Dünger-, Glas- und Stärkefabriken, zählt (1875) 5662 E. und ist Hauptstadt des Kreises Nienburg (1240 QKilom. mit 50,695 E.). Der 20 Kilom. nördlicher an der Weser gelegene alte Flecken H. hat 1993 E., ein sehr altes, 1295 erneuertes Schloß, mehrere Tabacksfabriken und lebhafte Flußschifffahrt und ist Hauptort des gleichnamigen Kreises (810 QKilom. mit 44,431 E.). Die Grafen von H. kommen zuerst Anfang des 13. Jahrh. vor, vergrößerten ihre Herrschaft durch verschiedene Erwerbungen, namentlich der Grafschaft Bruchhausen, und wußten nach Auflösung des welfischen Herzogthums Sachsen lange Zeit ihre Reichsunmittelbarkeit zu bewahren. Als indessen Kaiser Maximilian 1502 die erledigte niedere Grafschaft an Herzog Heinrich den Mittlern von Braunschweig verlieh, verstanden sich die Besitzer der obern Grafschaft dazu, nicht nur diese, sondern 1512 auch die obere Grafschaft von dem Hause Braunschweig zu Lehn zu nehmen. Demzufolge fielen beide Theile, als 1582 das alte Grafengeschlecht ausstarb, dem Landesherrn anheim und theilten seitdem alle die dynastischen Wechselfälle, welche die braunschw. Lande erfuhren.

Hoyerswerda, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, an der Schwarzen Elster und der Oberlausitzer Eisenbahn, ist Sitz eines Landrathamts und einer Kreisgerichtsdeputation und zählt (1875) 2614 E., welche hauptsächlich Schuhmacherei treiben. Hier nahm 25. Sept. 1759 Prinz Heinrich von Preußen den österr. General Vehla gefangen. — Der Kreis H. zählt auf 867 QKilom. (1875) 31,629 E.

Hoym (Karl Georg Heinr., Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 20. Aug. 1739 zu Poploz in Hinterpommern, machte seine Studien auf dem königsberger Gymnasium und der Universität zu Frankfurt a. O., nahm 1761 Militärdienste, trat aber sehr bald in das Finanzfach ein. Er stieg schnell empor, wurde 1762 Kriegs- und Domänenrath und 1767 Geheimrath und zweiter Kammerdirector, 1769 Regierungspräsident in Kleve und 1770 dirigirender Minister in Schlesien, wo er sich durch segensreiche Verwaltung einen bleibenden Namen erwarb. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn 1786 in den Grafenstand, ließ sich durch ihn 1796 bei der Huldigung in Südpreußen repräsentiren und übertrug ihm die Verwaltung auch dieser neuen Erwerbung. Nach dem Frieden zu Tilsit wurde er seines hohen Alters wegen in Ruhestand versetzt und starb 26. Oct. 1807 auf seinem Gute zu Dyhrnfurt bei Breslau.

Hrabanus Maurus, einer der ausgezeichnetsten Männer im Zeitalter Karl's d. Gr., hochverdient um die erste Bildung der Deutschen, war 776 in Mainz geboren und genoß den Unterricht im Benedictinerkloster zu Fulda, worauf er nach Tours ging, um seine Studien unter Alcuin zu vollenden, der ihm nach Benedict's Lieblingsschüler den Beinamen Maurus gab, wol auch mit Anspielung auf seinen deutschen Namen (Rabe). Nach seiner Rückkehr 804 wirkte er in Fulda als Vorsteher der Klosterschule, die er, der erste einheimische bedeutende Gelehrte, zu hoher Blüte erhob; Otfried hat sie besucht und Walafried die dort erhaltene Bildung nach Reichenau übertragen. Nach manchen Widerwärtigkeiten wurde H. 822 zum Abt von Fulda geweiht, wo er nun während der 20 Jahre, in denen er diese Würde bekleidete, die Freude hatte, den wohlthätigen Einfluß seiner gelehrten Schule immer mehr steigen zu sehen, und auch höchst wohlthätig für echt christl. Kirchenzucht wirkte. Misvergnügt über die Unruhen der Zeit, legte er 842 sein Amt nieder, um sein Leben in der Stille auf dem Petersberg bei Fulda in gelehrter Muße zu beschließen. Doch der König Ludwig der Deutsche vermochte ihn, 847 als Erzbischof von Mainz wieder in Thätigkeit zu treten, in welcher Würde er 856 zu Winkel im Rheingau starb. Den Parteikämpfen der Zeit sich fernhaltend, widmete er sich ganz den Pflichten seines Amts, eifrig bemüht für Herstellung der kirchlichen Zucht und Verbesserung der Lehre. Seine vorzüglich der Erklärung der Bibel gewidmeten Schriften waren

Digitized by Google

für jene Zeit ausgezeichnet. Auch Verse und grammatische Werke hat er hinterlassen; besonders galten seine Bemühungen auch der Ausbildung der deutschen Sprache. Er erneute das Gebot, daß in der Volkssprache gepredigt werden sollte, und eine Sammlung deutscher Glossen wird auf seine Vorträge zurückgeführt. Seine Werke, größtentheils theol. Inhalts, gab Colvenerius (6 Bde., Köln 1627) heraus, wiederholt in Migne's «Patrologie» (Bd. 107—112). Sein Leben hat der sehr unzuverlässige Abt Joh. von Trittenheim im Anfang des 16. Jahrh. beschrieben. Vgl. Bach, «Hrabanus Maurus, der Schöpfer des deutschen Schulwesens» (Fulda 1835); Kunstmann, «Hrabanus Magnentius Maurus» (Mainz 1841); Spengler, «Leben des heil. Rhabanus Maurus» (Regensb. 1856).

Hradschin, der die königl. Burg, die Domkirche u. s. w. enthaltende Theil Prags (s. d.).

Hrotsvitha, berühmte niedersächs. Dichterin, s. Roswitha.

Huarte (Juan), der einzige span. Schriftsteller, welcher über sein Vaterland hinaus als Philosoph bekannt geworden, geb. um 1520 in Niedernavarra, war um 1590 praktischer Arzt in Madrid. Sein um 1557 geschriebenes «Examen de ingenios para las sciencias» (Pamplona 1578 u. öfter; letzte Ausg. in «Obras escogidas de filósofos», Madr. 1873), das ihn in Europa berühmt machte und in viele Sprachen (deutsch von Lessing; 2. Aufl., Wittenb. u. Zerbst 1785) übersetzt wurde, zeigt ihn als einen praktischen, kenntnißreichen Denker und enthält scharfsinnige Beobachtungen über die geistigen Verschiedenheiten des Menschen, ist aber voll von Paradoxien. Vgl. Guardia, «Essai sur l'ouvrage de Juan H.: Examen des aptitudes diverses pour les sciences» (Par. 1855).

Huasco, Stadt von 1500 E. in der Provinz Atacama der südamerik. Republik Chile, am Flusse H., 2 Kilom. von seiner Mündung, an welcher der Hafenort Puerto-Huasco mit etwa 400 E. liegt. H. besitzt ein Zollamt und wird regelmäßig von den Dampfern der Küstenlinien besucht. Seine Ausfuhr, welche namentlich in Silber- und Kupfererzen besteht, ist zum Theil an Carrizal übergegangen seit Eröffnung der dortigen Bahn ins Innere.

Huber, Familienname zweier ausgezeichneter Naturforscher. Der Vater, Franz H., geb. zu Genf 2. Juli 1750, erblindete bereits im Jünglingsalter, zum Theil infolge angestrengten Studirens, fand aber an Aimée Lullin eine ausgezeichnete Gattin, mit welcher er 40 Jahre in der glücklichsten Ehe lebte. Durch Charl. Bonnet auf die Dunkelheiten in der Naturgeschichte der Bienen aufmerksam gemacht, unternahm es der Blinde, dieselbe aufzuklären, indem er seinem Bedienten, Franz Burnens, und später seinem Sohne die schwere Kunst des Beobachtens lehrte. Sinnreich ausgedachte Bienenstöcke von Glas dienten dazu, die Thierchen zu belauschen. Aus den übereinstimmenden Beobachtungen seines Bedienten und anderer Freunde, die an seinen Studien theilnahmen, zog er die Ergebnisse, die er zuerst in Briefen an Bonnet unter dem Titel «Nouvelles observations sur les abeilles» (1792) veröffentlichte. Als Burnens eine anderweite Versorgung erhielt, übernahmen zunächst H.'s Gattin und dann Burnen's Sohn das Geschäft des Beobachtens. Mit Sennebier, den er bei den Untersuchungen über das Athemholen der Biene zu Rathe zog, machte er dann die Beobachtungen über das Keimen der Samen, die in dem «Mémoire sur l'influence de l'air et des diverses substances gazeuses dans la germination de différentes plantes» (Genf 1801) niedergelegt sind. Seine spätern Beobachtungen über die Bienen finden sich in der neuen Ausgabe der erwähnten Schrift (2 Bde., Par. u. Genf 1814). In Genf gründete H. die Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte. Die letzten Jahre lebte er bei seiner Tochter in Pregny bei Genf, wo er 21. Dec. 1831 starb. — Jean Pierre H., Sohn des Vorigen, geb. 23. Jan. 1777 in Genf, gest. 22. Dec. 1840 in Yverdon, hat eine Reihe von Beobachtungen über die Lebensart verschiedener Insekten (Hummeln, wilde Bienen, Käfer, Blattwespen u. s. w.) veröffentlicht und sich seinem Vater gleichgestellt durch seine «Untersuchungen über die Lebensart der einheimischen Ameisen», «Recherches sur les mœurs des Fourmis indigènes» (Par. 1810), die noch heute die Grundlage unsers Wissens über diesen Gegenstand bilden.

Huber (Johs.), Philosoph und Führer der Altkatholiken, geb. zu München 18. Aug. 1830, Sohn einfacher Bürgersleute, sollte nach deren Wunsch Priester werden und studirte deshalb Philosophie und Theologie an der Universität München. Seine Neigung trieb ihn zur Philosophie. H. absolvirte 1853 den theol. Cursus und promovirte im Juli 1854 auf Grund seiner Abhandlung «Ueber die cartesianischen Beweise vom Dasein Gottes» zum Doctor der Philosophie. Auf Thiersch's Veranlassung habilitirte sich H. als Docent der Philosophie mit der Schrift «Ueber Plato's Lehre von einem persönlichen Gott» (Münch. 1855). Nachdem er zu Thiersch's Jubiläum die Abhandlung «Ueber die Willensfreiheit» (Münch. 1858) ver-

Digitized by Google

öffentlicht, wurde er Ende 1859 zum außerord. Professor an der philos. Facultät in München ernannt und gab seine «Philosophie der Kirchenväter» (Münch. 1859) heraus, welches Buch 1860 auf den Index gesetzt wurde. Als sich H. nicht unterwarf, suchte man die Theologen von seinen Vorlesungen fernzuhalten. Im J. 1861 erschien «Johannes Scotus Erigena, ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Theologie im Mittelalter». Auf der Versammlung kath. Gelehrten in München 1863 war H. der einzige Opponent, welcher den Standpunkt der freien Forschung gegenüber dem Autoritätsglauben festhielt. Im J. 1864 erschien seine «Idee der Unsterblichkeit», worin er die Idee der individuellen Fortdauer wissenschaftlich zu rechtfertigen sucht. H. wurde 1864 ord. Professor der Philosophie und Pädagogik. In demselben Jahre erschien sein Schriftchen «Der Proletarier» zur Orientirung in der socialen Frage, in der er ziemlich stark zu Lassalle's Ansichten neigt. Gleichzeitig gerieth er in eine Polemik mit dem Neuscholastiker Stöckl und schrieb «Professor Stöckl in Münster» und «Offener Brief an Professor Stöckl». H. gehört zu den eifrigsten Vorkämpfern gegen den in Deutschland um sich greifenden Jesuitismus; auch war derselbe Mitverfasser des «Janus» (Lpz. 1869) und bekämpfte Hergenröther's «Antijanus» in der Schrift «Das Papstthum und der Staat» (Münch. 1870). Aus derselben Zeit stammen H.'s «Freiheiten der franz. Kirche» (Münch. 1870); auch war er Mitarbeiter an den «Röm. Briefen vom Concil» in der augsburger «Allgemeinen Zeitung». Im J. 1870 gab er ein Buch über die Lehre Darwin's heraus, die er entschieden bekämpft; 1871 erschienen seine «Kleinen Schriften» und die Schrift «Das Verhältniß der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung» (Berl. 1871). Seit dem 10. April 1871, an welchem Tage er die sog. Museumsadresse gegen die Unfehlbarkeitslehre vertheidigte, stand H. an der Spitze der altkath. Bewegung in Baiern, erließ 24. April ein offenes Sendschreiben an den Erzbischof von München-Freising und präsidirte einer Reihe von Volksversammlungen. Im J. 1873 publicirte H. das Buch «Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte» (Berl. 1873), welches eine lebhafte Besprechung in der Presse fand und in franz. Ausgabe rasch vier Auflagen erlebte. In demselben Jahre trat er auch David Strauß entgegen in der Schrift «Der alte und der neue Glaube, kritisch gewürdigt» (Nördl. 1873). In den J. 1875—76 erschien von H. noch eine Reihe philos. Arbeiten, in denen er religiöse und wissenschaftliche Zeitfragen behandelt.

Huber (Ludw. Ferd.), geistreicher deutscher Schriftsteller, Sohn von Michael Huber (s. d.), geb. in Paris 14. Sept. 1764, kam in seinem zweiten Jahre mit seinen Aeltern nach Leipzig. Schon in seinem 15. Jahre trat er als Uebersetzer auf. Bald darauf wurde er mit Christian Gottfr. Körner und durch diesen 1785 mit Schiller in Leipzig befreundet. Nachdem er in Dresden im Bureau des Ministers von Stutterheim einige Zeit gearbeitet, wurde er 1788 Legationssecretär bei der sächs. Gesandtschaft zu Mainz. Mit Aufopferung seiner bürgerlichen Verhältnisse, die ihm eine glänzende Laufbahn versprachen, nahm er sich seit 1793 der verlassenen Familie seines Freundes Johann Georg Forster (s. d.) an, dessen geistreiche Witwe Therese er 1794 heirathete. Um seinen Unterhalt zu gewinnen, wendete er sich, in dem Dorfe Bosle bei Neuchâtel wohnend, der Schriftstellerei, besonders der politischen zu, bis er 1798 nach Stuttgart ging, wo er an Posselt's Stelle die Redaction der «Allgemeinen Zeitung» übernahm. Im J. 1803 wandte er sich nach Ulm und wurde 1804 Landesdirectionsrath in der Section des Schulwesens der neuen bair. Provinz Schwaben. Doch starb er bereits 24. Dec. 1804. Seine geistreichen und leichtgehaltenen Schriften bestehen zum größern Theile nur in Bearbeitungen und Kunstkritiken. Früh zog ihn besonders die engl. Literatur an, und bereits 1785 gab er das Schauspiel «Ethelwolf», mit Bemerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere engl. Theater heraus. Auch bereicherte er die deutsche Bühne mit guten Bearbeitungen franz. Lustspiele. Dahin gehören «Offene Fehde» (Manh. 1788), «Der tolle Tag, oder Figaro's Hochzeit» (Lpz. 1785), «Die Abenteuer einer Nacht» (Manh. 1789) und andere in seinem «Neuern franz. Theater» (3 Bde., Lpz. 1795—97; 2. Aufl., Frankf. 1819). Von seinen Originalschauspielen hatte «Das heimliche Gericht» (neue Aufl., Berl. 1795) so lange Erfolg, als der Stoff in der Mode blieb. Glücklicher war H. in seinen «Erzählungen» (3 Sammlungen, Braunschw. 1801—2), welche zu den bessern Erzeugnissen der Deutschen in diesem Fache gehören; doch hatten die seit 1793 unter seinem Namen erschienenen meist seine Gattin zur Verfasserin. Seine «Sämmtlichen Werke seit 1802» (4 Bde., Tüb. 1806—19) wurden von seiner Gattin herausgegeben und mit seiner Biographie begleitet. In der Kunstkritik nahmen seine Recensionen in der «Allgemeinen Literaturzeitung», welche in seinen «Vermischten Schriften» (2 Bde., Berl. 1793) wieder abgedruckt wurden, einen ehrenvollen Rang

Digitized by Google

ein. Von den übrigen Schriften sind noch zu erwähnen: «Friedenspräliminarien» (10 Bde., Berl. 1793—96). Auch war er Herausgeber der «Klio» und der «Europ. Annalen».

Huber (Victor Aimé), bekannt als Literarhistoriker und politisch-socialer Schriftsteller, Sohn des Vorigen, geb. 10. März 1800 zu Stuttgart, erhielt seine Bildung 1805—16 im Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl und widmete sich zu Würzburg und Göttingen medic. Studien; 1821 hielt er sich in Paris auf und bereiste dann bis 1823 Spanien, Portugal, Schottland und England. Seiner Berufswissenschaft völlig entsagend, war er hierauf einige Jahre für die Cotta'schen Journale, besonders die «Allgemeine Zeitung» thätig. Seit 1826 nahm er wieder einen längern Aufenthalt in Frankreich, wo er die Anschauungen über den franz. Constitutionalismus gewann, die ihn nach der Julirevolution vom Republikanismus zum Monarchismus hinüberführten, wirkte dann 1828 und 1829 als Lehrer an der Handelsschule und dem Gymnasium zu Bremen, folgte 1833 einem Rufe als Professor der Literaturgeschichte und neuern Geschichte an die Universität zu Rostock und ging 1836 als Professor der abendländ. Sprachen und Literaturen nach Marburg, von wo er 1843 in gleicher Eigenschaft nach Berlin übersiedelte. Hier nahm er 1850 seinen Abschied, zog sich 1851 nach Wernigerode am Harz zurück und starb 19. Juli 1869 in dem nahe gelegenen Flecken Nöschenrode. H. gehört zu den gründlichsten Kennern der roman., insbesondere der span. wie auch der engl. Literatur in Deutschland. Außer dem «Span. Lesebuch» (Brem. 1832) und dem «Engl. Lesebuch» (Brem. 1833) bekunden dies vor allem «Die Geschichte des Cid» (Brem. 1829) und die «Chronica del Cid» (Marburg 1844). Seine «Skizzen aus Spanien» (4 Thle., Gött. 1828—35; Thl. 1, 2. Aufl. 1845) gehören zu dem Besten, was in neuerer Zeit über Spanien und die Spanier geschrieben worden. Unter seinen übrigen literarhistor. Arbeiten verdienen namentlich «Die neuromantische Poesie in Frankreich» (Lpz. 1833) und «Die engl. Universitäten» (2 Bde., Kass. 1839—40) besondere Auszeichnung. Als einer der ersten und entschiedensten Wortführer der damaligen conservativen Partei in Preußen begründete er die Zeitschrift «Janus. Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That» (1845—48). Denselben Interessen dienten auch eine Reihe kleinerer Schriften, wie z. B. «Die conservative Partei» (Halle 1841), «Die Opposition» (Halle 1842), «Suum cuique» (Berl. 1849), «Berlin, Erfurt und Paris» (Berl. 1850) u. s. w. Insoweit es der Bekämpfung der Revolution von 1848 und 1849 galt, war H. auch einer der thätigsten Mitarbeiter an der «Neuen preuß. Zeitung» (Kreuzzeitung). Als es ihm nicht gelungen war, in den Reihen der conservativen Partei Interessen für die socialen Fragen zu wecken, sagte er sich offen von derselben los und griff sie in mehrern Broschüren («Bruch mit der Revolution und Ritterschaft», Berl. 1852) lebhaft an. Je mehr das Interesse für die socialen Fragen erwachte, um so mehr beschäftigte sich H. mit derselben und bethätigte seine Theilnahme besonders als Leiter der Gemeinnützigen Baugesellschaft und im Dienste der Innern Mission. Vgl. Elvers, «Victor Aimé H. Sein Werden und Wirken» (2 Thle., Brem. 1872—74).

Huber (Maria), namhafte franz. Schriftstellerin von theol.-ethischer Tendenz, wurde als die Tochter eines angesehenen Kaufmanns zu Genf 1695 geboren. Aus ihren Werken läßt sich ersehen, daß sie eine streng wissenschaftliche Erziehung erhielt. In den «Systèmes des théologiens anciens et modernes, conciliés par l'exposition des différents sentiments sur l'état des âmes séparées des corps» (Genf 1731; sehr vermehrte Aufl., 1739), die ihr zuerst in der gelehrten Welt einen Namen machten, bekämpfte sie die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen; dagegen nahm sie nach dem irdischen Leben eine Art von Mittelzustand der Reinigung an. Obschon diese Lehre bei Protestanten und Katholiken gleiche Misbilligung fand, ließ sie sich doch nicht abhalten, ihre Ansichten noch in andern Schriften zu entwickeln. Am umfassendsten findet man ihre Lehren dargelegt in den «Lettres sur la religion essentielle à l'homme» (Genf 1739; 6 Bde., 1754), die ins Deutsche und Englische übersetzt wurden. Nach ihrem Tode, der 13. Juni 1753 zu Lyon erfolgte, erschien ein «Recueil de diverses pièces, servant de supplément aux Lettres sur la religion essentielle à l'homme» (1754).

Huber (Michael), deutscher Literarhistoriker und Uebersetzer, der Vater von Ludwig Ferdinand Huber (s. d.), geb. 27. Sept. 1727 zu Frankenhausen in Niederbaiern, lebte lange Zeit in Paris und wurde 1766 Lector der franz. Sprache an der Universität zu Leipzig, wo er 15. April 1804 starb. Er machte die Franzosen, deren Sprache er vollkommen beherrschte, mit vielen der vorzüglichern Werke seiner Nation bekannt und erwarb sich das Verdienst, durch seine einsichtsvollen Uebersetzungen wie durch die beigegebenen kritischen Bemerkungen der deutschen Literatur bei den Franzosen Eingang verschafft zu haben. Auch nützte er viel durch Unterricht, übersetzte die Werke Geßner's (Zür. 1768—72 u. öfter) und in seinem «Choix de

Digitized by Google

poésies allemandes» (4 Bde., Par. 1766) Poesien von Klopstock, Wieland, Leſſing, Kleiſt u. a.; ferner Thümmel's «Wilhelmine», Meiners' «Philoſ. Briefe über die Schweiz», Campe's «Robinſon» und Winckelmann's «Kunſtgeſchichte» (3 Bde., Lpz. 1781) und gab «Notices générales des graveurs et des peintres» (Dresd. 1787; neue Aufl. 1797) heraus.

Huber (Sam.), prot. Theolog, war zu Bern 1547 geboren, wo er auch ſeine Bildung erhielt, und wurde im Canton Bern als Pfarrer angeſtellt. Als heftiger Polemiker zeigte er ſich ſchon 1582, wo er mit dem Dekan Musculus in Bern wegen der Sitte des Brotbrechens im Abendmahl in Streit gerieth und die Beibehaltung der Oblaten durchſetzte. Seine Hauptſtreitigkeiten aber begannen 1586, indem er Musculus wegen deſſen von Calvin's Lehre abweichenden Lehrſätzen über die Gnadenwahl und das Abendmahl angriff. Seiner offenen Hinneigung zur luth. Lehre wegen 1588 ſeines Amts entlaſſen, ging er nach Tübingen, wo er durch Unterſchreibung der Concordienformel förmlich zum Lutherthum übertrat. H.'s Werk über die Allgemeinheit der Gnade verſchaffte ihm 1592 einen Ruf als Profeſſor nach Wittenberg; doch hier gerieth er durch ſeine Anſicht, daß alle, auch die Ungläubigen, zur Seligkeit erwählt ſeien, mit Hunnius, Polyk. Leyſer und Salom. Geßner in ſo heftige und ärgerliche Streitigkeiten, daß ihm Stillſchweigen geboten und er 1594 als Profeſſor entlaſſen werden mußte. Nachdem er 1595 aus Kurſachſen förmlich ausgewieſen worden, zog er, namentlich in Niederſachſen, von Ort zu Ort, um ſeinen Anſichten Eingang zu verſchaffen, bis er zu Oſterwiek bei ſeinem Schwiegerſohne 25. März 1624 ſtarb. Sein Glaubensbekenntniß hatte er 1594 im Druck erſcheinen laſſen. Von Calvin's doppelter Prädeſtination, der Gläubigen zur Seligkeit, der Ungläubigen zur Verdammniß, zurückgeſtoßen, wollte er auch Luther's Lehre nicht annehmen, daß die Frommen wegen ihres vorausgeſehenen Glaubens zur Seligkeit erwählt ſeien, ſondern lehrte eine allgemeine Erwählung der Gläubigen und Ungläubigen. Statt aber daraus die Conſequenz zu ziehen, daß alle Menſchen ſelig würden, macht er (pelagianiſch) die Seligkeit davon abhängig, ob der Menſch die Erwählung annimmt oder nicht. Seine und ſeiner Gegner Streitſchriften ſind vergeſſen, dagegen hat ſein «Anti-Bellarminus» (6 Bde., Gosl. 1607), worin er Luther's Lehre gegen den Katholicismus vertheidigte, bleibenden Werth. Seine Gegner ließen die «Acta Huberiana» (2 Bde., Tüb. 1597—1613) erſcheinen.

Huber (Thereſe), die Gattin von Ludwig Ferdinand und Mutter von Victor Aimé H., geb. 7. Mai 1764 in Göttingen, war die Tochter des berühmten Humaniſten Heyne (ſ. d.). Die Kränklichkeit ihrer Mutter nebſt manchen andern Umſtänden verkümmerten ihre Jugend und beraubten ſie einer ſorgfältigen Erziehung. Als ſich der Vater nach dem Tode ihrer Mutter wieder verheirathete, kam ſie in Penſion, und erſt in ihrem 15. Jahre kehrte ſie in das väterliche Haus zurück. In ihrem 20. Jahre verheirathete ſie ſich mit Johann Georg Forſter (ſ. d.), folgte dieſem nach Polen und drei Jahre ſpäter nach Mainz. Als 1792 die Heere der franz. Republik in Deutſchland einbrachen und Forſter im Intereſſe Frankreichs zu wirken begann, ſendete er ſeine Gattin mit ihren beiden Kindern nach Straßburg, die von hier aus nach Neuchâtel ging. Forſter, der ſich als Deputirter des neuen franz. Rheindepartements nach Paris begeben hatte, ſah ſie und ſeine Kinder noch einmal am Schluſſe des J. 1793 zu Motiers-Travers an der franz. und ſchweiz. Grenze und übergab ſie ſeinem Freunde L. F. Huber, der bei dieſer Zuſammenkunft zugegen war und nach Forſter's Tode 1794 ſich mit der Witwe verheirathete. Wie ihr Gatte, ſo mußte auch Thereſe in jener Zeit allgemeinen Mangels etwas zu verdienen ſuchen. Sie begann ebenfalls, ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu beſchäftigen; doch kannte ſie weder Grammatik noch Orthographie, und ihr erſter Ueberſetzungsverſuch mußte faſt ganz von ihrem Gatten umgearbeitet werden. Der gelungene Schluß, welchen ſie Louvet's Roman «Le divorce nécessaire» hinzufügte, veranlaßte ſie, ſelbſt als Schriftſtellerin aufzutreten, jedoch erſchien alles, was ſie bis zu ihres Gatten Tode arbeitete, unter deſſen Namen. Der Tod deſſelben 1804 zerſtörte ein häusliches Glück, welches wenige Monate vorher durch eine ſichere bürgerliche Stellung noch feſter begründet worden war. Hierauf lebte ſie bis 1814 bei ihrem Schwiegerſohne, einem angeſehenen Beamten in Baiern, wo ſie zum Unterhalte der Ihrigen ihre literariſchen Arbeiten fortſetzte. Dann wendete ſie ſich nach Stuttgart, übernahm hier 1819 die Redaction des «Morgenblattes» und ſiedelte 1824 nach Augsburg über, wo ſie 15. Juni 1829 ſtarb. «Forſter's Briefwechſel» gab ſie nebſt Nachrichten von ſeinem Leben (2 Bde., Lpz. 1828—29) heraus. Ihre «Erzählungen» erſchienen nach ihrem Tode in einer von ihrem Sohne veranſtalteten Sammlung (6 Bde., Lpz. 1830—33).

Hubertus, der Heilige, Biſchof zu Lüttich, aus einem erlauchten Geſchlecht Aquitaniens entſproſſen, war anfangs Hofmeiſter des fränk. Königs Theoderich und vermählt mit der herr-

Digitized by Google

lichen Floribane, welche ihm einen Sohn Floribert gebar, der in der Folge sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhle wurde. Aus Trauer über den Tod Floribane's und auf Zureden seines Freundes und Lehrers, des Bischofs Lamprecht von Mastricht, zog er sich in das Stift Stablov zurück. Als Lamprecht in Lüttich den Märtyrertod erlitten hatte, wurde H. zu dessen Nachfolger gewählt. In Lüttich errichtete er zu Ehren des heil. Lamprecht eine Kathedrale. Er starb 727. Viele Jahre später wurde sein Körper noch unversehrt gefunden und 827, nachdem H. heilig gesprochen worden, in dem Benedictinerkloster Ardenne, welches seitdem den Namen St.-Hubert erhielt, beigesetzt. Zum Patron der Jäger wurde H. infolge der Sage, daß er selbst früher ein leidenschaftlicher Jäger gewesen, sich aber später, durch die Erscheinung eines Hirsches mit einem goldenen Kreuze zwischen dem Geweih gewarnt, einem beschaulichen Leben zugewendet habe. An seinem Namenstage, 3. Nov. (Hubertustag), wurden, als zum Schlusse der hohen Jagd, ehedem an Fürstenhöfen große Jagdfeste (Hubertusjagden) veranstaltet. Auch wurden ihm zu Ehren im spätern Mittelalter mehrere Ritterorden, z. B. der bairische (1454 durch den Herzog Gerhard V. von Jülich), der böhmische und der kurkölnische, gestiftet. Vgl. Heggen, «Des heiligen H. Leben und Wirken» (Elberf. 1875).

Hubertusburg, früher kurfürstl. Jagdschloß nahe bei dem Dorfe Wermsdorf, in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, wurde 1721 vom nachmaligen König und Kurfürsten August III. noch als Prinz mit großem Aufwande erbaut, 1748 von diesem erweitert und verschönert, im Siebenjährigen Kriege aber 1760, gleichsam zur Sühne für die Verwüstung des Schlosses Charlottenburg, durch die Preußen bis auf die kath. Kapelle größtentheils zerstört, nachher zwar wiederhergestellt, doch nicht in seiner frühern Pracht. Die darin 1774 angelegte königl. Steingutfabrik ward 1834 verkauft. In den Napoleonischen Kriegen benutzte man das Schloß als Lazareth. In neuerer Zeit verlegte man in die weiten Räume desselben verschiedene Straf- und Versorganstalten, errichtete neue Gebäude dazu und umgab das ganze, etwa 2 Kilom. umfassende Gebiet mit einer Mauer. Gegenwärtig steht das eigentliche Jagdschloß, welches bis in die neueste Zeit noch als Militärmagazin benutzt wurde, ganz leer; in den Nebengebäuden und Neubauten befinden sich, nachdem 1874 die Strafanstalten weggelegt wurden, folgende Landesanstalten: das Versorgungshaus für unheilbare Irre weiblichen Geschlechts, das Krankenhaus mit Siechhaus, ein Hospital für ältere Leute beiderlei Geschlechts, das Pfleghaus zur Unterbringung unheilbar Gebrechlicher, eine Erziehungsanstalt für bildungsfähige, sowie eine Pflegstation für bildungsunfähige, blödsinnige Kinder und eine Vorschule zur sächs. Hauptblindenanstalt in Dresden. Die Zahl der in der großartigen Anstalt Untergebrachten beträgt über 1600; zur Unterhaltung des den Namen Vereinigte Landesanstalten führenden Ganzen werden aus sächs. Staatsmitteln jährlich über 300,000 Mark verausgabt. Vgl. Bergsträßer, «Die königl. sächs. Strafanstalten. Insbesondere die Strafanstalten zu H., nebst einer Geschichte des Schlosses u. s. w.» (Lpz. 1844). — Einen europ. Namen erlangte das schon früher in weiten Kreisen durch die daselbst abgehaltenen glänzenden Jagdfeste und Parforcejagden berühmt gewordene Schloß H. infolge des daselbst 15. Febr. 1763 von Preußen, Oesterreich und Sachsen unterzeichneten sog. Hubertusburger Friedens, welcher den Siebenjährigen Krieg beendigte, nachdem zu Paris 10. Febr. 1763 zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und Portugal der Friede zu Stande gekommen war. Der Hubertusburger Friede befestigte die Stellung Preußens unter den ersten Mächten Europas. Maria Theresia entsagte in demselben allen ihren Ansprüchen auf die in den Friedensschlüssen zu Breslau und Berlin 1742 an Preußen abgetretenen Provinzen Schlesien und Glatz; Friedrich d. Gr. gab dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen sein Kurfürstenthum zurück; der Dresdener Friede von 1745 wurde bestätigt und das Deutsche Reich namentlich in den Vertrag mit eingeschlossen.

Hübner (Emil), namhafter Philolog, Sohn des Malers Rudolf Julius H., geb. 7. Juli 1834 zu Düsseldorf, erhielt seine Vorbildung auf dem Blochmann-Bitzthum'schen Gymnasium zu Dresden und studirte 1851—54 in Berlin und Bonn Philologie, hauptsächlich unter Ritschl. In Bonn promovirte er im Sommer 1854 mit der Dissertation «Quaestiones onomatologicae Latinae». In den J. 1855—57 durch einen Aufenthalt in Breslau bei Th. Mommsen und auf einer Studienreise durch Italien und Sicilien vorbereitet, bereiste er nach längern Aufenthalte in Frankreich 1860 und 1861 im Auftrage der berliner Akademie der Wissenschaften Spanien und Portugal; ausführliche «Epigraphische Reiseberichte» dorther erschienen in den «Monatsberichten der Akademie» aus den genannten Jahren. Als Früchte dieser Reisen erschienen ferner «Die antiken Bildwerke in Madrid, nebst einem Anhange, enthaltend die übrigen antiken Bildwerke in Spanien und Portugal» (mit 2 Tafeln, Berl. 1862), der 2. Band des

Digitized by Google

berliner «Corpus inscriptionum Latinarum», die «Inscriptiones Hispaniae Latinae» (Berl. 1869) und die «Inscriptiones Hispaniae christianae» (Berl. 1871). In den J. 1866 und 1867 bereiste er für das gleiche wissenschaftliche Unternehmen England, Schottland und Irland. Die Ergebnisse dieser Reisen sind niedergelegt im 7. Band des «Corpus inscriptionum Latinarum», den «Inscriptiones Britanniae Latinae» (Berl. 1873) und den «Inscriptiones Britanniae christianae» (Berl. 1876). Seit Dec. 1859 an der berliner Universität habilitirt mit der Schrift «De senatus populique Romani actis» (Lpz. 1859), 1863 außerord., seit 1870 ord. Professor der classischen Philologie, sowie Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission daselbst, hat er für die Zwecke seines akademischen Unterrichts, welcher sich vorzugsweise über das Gesammtgebiet des röm. Alterthums erstreckt, erscheinen lassen den «Grundriß zu Vorlesungen über die röm. Literaturgeschichte» (3. Aufl., Berl. 1872), sowie die «Grundrisse zu Vorlesungen über die lat. Grammatik und über die Geschichte und Encyklopädie der classischen Philologie» (Berl. 1876). Seit 1866 redigirt er, unter Mitwirkung von R. Hercher, A. Kirchhoff und Th. Mommsen, seit 1873 auch von J. Vahlen, die Zeitschrift für classische Philologie «Hermes» (bisjetzt 12 Bde., Berl. 1866—76); in den J. 1868—73 gab er auch die «Archäol. Zeitung» als Secretär der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin heraus.

Hübner (Joh.), verdienter Schulmann und Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Türchau unweit Zittau 17. März 1668, studirte zu Leipzig, wo er sich auch habilitirte, und wurde 1694 Rector der Schule in Merseburg, 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg, wo er 31. März 1731 starb. Aus der Menge der Auflagen, welche seine Schriften erlebten, läßt sich auf das Bedürfniß derselben zu ihrer Zeit schließen. So erhielten z. B. seine «Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie» (zuerst 1693) noch bei seinem Leben 36 Auflagen, wurden auch in die meisten neuern Sprachen übersetzt. Auch seine «Kurzen Fragen aus der polit. Historie», die «Ganze Historie der Reformation in funfzig Reden», die «Genealog. Tabellen» und die «Kurzen Fragen aus der Genealogie»; ferner sein kleiner «Atlas scholasticus» und die mit Richey und Fabricius bearbeitete hamburgische «Bibliotheca historica» fanden vielen Beifall und große Verbreitung. Von seinen «Zweimal 52 auserlesenen biblischen Historien» (zuerst Lpz. 1714) erschienen, abgesehen von den vielen Nachdrucken, weit über hundert Auflagen und in neuerer Zeit eine große Zahl von Bearbeitungen. H.'s zweckmäßige Erfindung, die Landkarten methodisch zu illuminiren, wurde zuerst von Homann (s. d.) in Nürnberg seit 1702 in Anwendung gebracht. — Sein Sohn, Johann H., gest. als Advocat in Hamburg 26. März 1753, hat mehrere Schriften des Vaters fortgesetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das «Museum geographicum» (Hamb. 1746), ein brauchbares Verzeichniß der besten Landkarten. Von eigenen Werken desselben sind zu erwähnen die «Bibliotheca genealogica» (Hamb. 1729) und die «Vollständige Geographie» (3 Bde., Hamb. 1730 u. öfter).

Hübner (Jos. Alexander, Freiherr von), österr. Diplomat, geb. 26. Nov. 1811 zu Wien, machte seine Studien auf der dortigen Universität, trat schon 1833 bei der Staatskanzlei ein und wurde alsbald zu Arbeiten im Cabinet des Staatskanzlers Fürsten Metternich verwendet. Nachdem er seit 1837 ein Jahr hindurch als Attaché der österr. Gesandtschaft in Paris gelebt, gelangte er wieder in die Nähe Metternich's, der ihn 1841 dem Baron Marschall, dem kaiserl. Gesandten in Portugal, als ersten Gesandtschaftssecretär beigab. H. ging 1844 nach Leipzig, wo er die Stelle eines österr. Generalconsuls für Sachsen übernahm und zugleich die diplomatischen Geschäfte an den anhaltinischen Höfen besorgte. Nach Ausbruch der franz. Februarrevolution ward er dem Erzherzog Rainer, dem damaligen Statthalter der Lombardei zu Mailand, zur Führung der diplomatischen Correspondenz beigegeben, sah sich aber während der blutigen Kämpfe der Märztage von den Aufständischen gefangen genommen und einige Monate in Haft behalten. Nachdem das Ministerium Schwarzenberg-Stadion gebildet, redigirte H. alle die Manifeste, Aufrufe und sonstigen öffentlichen Urkunden, die theils auf die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph, theils auf die Neugestaltung des Kaiserstaats Bezug nahmen. Sodann arbeitete er an der Seite des Fürsten Schwarzenberg, der ihn mit der diplomatischen Correspondenz im auswärtigen Amte betraute. Im März 1849 erhielt er eine außerordentliche Mission nach Paris, und einige Monate darauf erfolgte seine Ernennung zum bevollmächtigten Minister bei dem Präsidenten der franz. Republik, welche Stellung er auch nach Errichtung des neuen Kaiserthrons bis zum Kriege von 1859 behielt. Mit dem Ausbruche des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich kehrte H. nach Wien zurück, erhielt aber bald darauf eine außerordentliche Mission nach Neapel. Nachdem er sodann einige Monate als österr. Gesandter zu Rom gewirkt, trat er 22. Aug. 1859 als Polizeiminister in das neugebildete Cabinet

Digitized by Google

ein, aus welchem er jedoch schon nach zwei Monaten wieder schied, weil er sich in wichtigen Fragen der innern Politik mit Goluchowski nicht zu verständigen vermochte. Unter dem Ministerium Schmerling-Rechberg hielt sich H. zurückgezogen. Erst Ende Sept. 1865 übernahm er an Stelle des Freiherrn von Bach wieder den Gesandtschaftsposten zu Rom, trat jedoch 1868 von dieser Stelle zurück und damit aus dem Staatsdienste. Seit jener Zeit hat H. ein großes Werk «Sixtus IV.» (2 Bde., Lpz. 1871) herausgegeben und dann eine Reise um die Erde unternommen, deren Erlebnisse er in dem auch französisch erschienenen Werke niedergelegt hat: «Ein Spaziergang um die Welt» (2 Bde., Lpz. 1874; 2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1875).

Hübner (Karl), vorzüglicher Genremaler, geb. 14. Juni 1814 zu Königsberg in Preußen als Sohn eines armen Bauhandwerkers, zeigte schon frühzeitig entschiedene Neigung für die Kunst, indem er sich im Copiren übte. Nachdem er das Gymnasium verlassen, begann er beim Porträtmaler J. Wolf, der eben als Schüler David's von Paris kam, das Malen und unter August Hagen's förderndem Einflusse das Studium der Antike. Sein Fleiß befähigte ihn bald, durch Bildnißmalerei zu seinem Unterhalte beizutragen. Die ersten Bilder der Düsseldorfer Schule, welche durch die Ausstellungen des Kunstvereins nach Königsberg kamen, richteten seine ganze Sehnsucht auf die rhein. Akademie. Ein edler Gönner befriedigte sie, indem er den Unterhalt für das erste Jahr hergab. So fand sich H. 1837 an die genannte Kunstschule und unter die Leitung Karl Sohn's versetzt. Er war bis 1839 Zögling, dann bis 1841 in der Meisterklasse, worauf er ein Privatatelier einrichtete. Den Grund zu seinem ausgebreiteten Rufe legte er durch die Schlesischen Weber (1845), in welchem Bilde er eine tendenziöse Richtung einschlug, die mit der damaligen Bewegung zusammentraf. Zugleich aber steht dieses Bild auch in künstlerischer Ausführung weit höher als alles bis dahin von ihm Geleistete. Dieselbe Richtung verfolgen in gleich tüchtiger Darstellung und mit gleichem Erfolge: das Jagdrecht (1846), die Auswanderer (1847), die Verlassene, die Auspfändung (1847) u. s. w. Seine kunstgeschichtliche Bedeutung besteht in der oppositionellen Stellung seiner Kunst zu der süßlich-idyllischen Richtung der gleichzeitigen Düsseldorfer. Im J. 1854 trug ihm das durch den Stich sehr bekannt gewordene größere Gemälde: Rettung aus Feuersgefahr, auf der Ausstellung in Brüssel bei der Preisvertheilung den Leopoldsorden ein. Seitdem ist er besonders in Amerika sehr beliebt geworden, sodaß fast alle seine Bilder dorthin gehen. Im J. 1864 wurde er zum Professor ernannt. H. ist einer der productivsten und fleißigsten Künstler, dessen Stärke in der meist glücklichen Composition, einer kräftigen, zuweilen aber derben Farbe und wirkungsvollen Beleuchtung besteht. Für die Scenerie kommt ihm Tüchtigkeit im Landschaftlichen zu statten.

Hübner (Otto), Statistiker und Nationalökonom, geb. 22. Juli 1818 zu Leipzig, absolvirte das Gymnasium zu Augsburg, widmete sich dann dem Handelsstande, wandte sich aber nach London, wo er sich mit Eifer volkswirthschaftlichen Studien ergab und für handelspolit. Zeitschriften arbeitete. Zugleich errichtete er hier mit dem Major Thornton von der Ostindischen Compagnie ein Contor für den Oesterreichischen Lloyd. Im J. 1847 leitete er für die letztgenannte Gesellschaft die Verhandlungen wegen Durchfuhr der engl.-ostind. Ueberlandpost und schloß zu dem Zwecke Verträge mit den betheiligten continentalen Eisenbahngesellschaften ab. Im J. 1848 war H. in Triest, und als die polit. Bewegungen auch hier ausbrachen, wurde er von Oesterreich nach Frankfurt a. M. in den Funfziger-Ausschuß gesandt. Jedoch wegen seiner freiheitlichen Haltung aus Oesterreich ausgewiesen, ging er nach Berlin und begründete daselbst das «Statist. Centralarchiv». Ferner gehörte H. hier zu den Begründern der Preußischen Hypotheken-Versicherungsgesellschaft, deren hauptsächlicher Leiter er bis zu seinem 4. Febr. 1877 erfolgten Tode blieb. Unter seinen volkswirthschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: «Die Zolltarife aller Länder» (Lpz. 1852; 2. Aufl., 2 Abth., Iserlohn 1866—69) und «Die Banken» (Lpz. 1853—54), in welchem Werke er nicht nur eine Theorie des Bankwesens, sondern auch eine detaillirte Geschichte seiner Entwickelung gibt. Sehr bekannt ist H.'s «Statist. Tafel aller Länder» (Lpz. 1851; 25. Ausg., Frankf. a. M. 1876). Im J. 1848 redigirte H. die «Allgemeine Oesterr. Zeitung» und 1854—61 den «Deutschen Botschafter».

Hübner (Rud. Jul. Benno), Historienmaler, geb. zu Oels in Schlesien 27. Jan. 1806, begann seine Kunststudien 1821 in Berlin unter der Leitung W. Schadow's, welchem er 1826 mit Hildebrandt, Lessing und Sohn nach Düsseldorf folgte. Noch in Berlin war er unter dem genannten Meister mit seinem ersten Bilde, Boas und Ruth, aufgetreten. Von Düsseldorf aus lieferte er zuerst den Fischer (nach Goethe's Ballade), welches Bild durch die Lieblichkeit der Formen und des Ausdrucks großes Aufsehen erregte, und die berühmte Scene aus Ariosto: Roland, der die Prinzessin Isabella aus der Räuberhöhle befreit. Während einer Reise in

Digitized by Google

Italien malte er den Abschied der Naemi (1833, in der Nationalgalerie zu Berlin). Eine neue, noch kräftigere Entwickelung bezeichnen sein Simson, der die Säulen einreißt, und ein treffliches Altarblatt: Christus und die Evangelisten (1835), in der Kirche zu Meseritz. Von H.'s Bildern aus den folgenden Jahren zeichnen sich besonders aus: Hiob und seine Freunde, das Liebespaar des Hohen Liedes, das Goldene Zeitalter, Christus an der Säule, die im Walde schlafenden Kinder und ihre Schutzengel. Von der größten Lieblichkeit und Schönheit ist Felicitas und der Schlaf, aus Tieck's «Octavianus», (1842, jetzt im Städel'schen Institut zu Frankfurt). Zu dem Fenster der Kapelle auf dem Weinberge des Königs von Sachsen lieferte H. höchst anmuthige Cartons, die Scheinert in Meißen vortrefflich ausführte. Für den Römersaal in Frankfurt a. M. malte und schenkte H. das Bildniß von Kaiser Friedrich III. Für den Altar der Stadtkirche zu Meißen malte er einen auf Wolken stehenden Christus, eine Auferstehung für die Kirche zu Dommitzsch. Ein schönes, von der dresdener Galerie angekauftes Bild, das Goldene Zeitalter (fünf Knabengestalten in heiterer Landschaft), das er 1851 zu Brüssel ausstellte, brachte ihm von dort die große goldene Medaille. Unter seinen Werken aus neuerer Zeit sind hervorzuheben eine Reihe von Cartons zu Glasgemälden für die Dominicanerkirche in Krakau, die Krypta der Kathedrale von Glasgow und die neue Kirche von Oschatz; ferner von Oelbildern Karl V. in San-Yuste und Friedrich d. Gr. in Sanssouci. Seine 1866 vollendete Disputation Luther's mit Eck betrachtet H. selbst als das bedeutendste Werk seines Lebens. Neben diesen größern Gemälden hat er auch viele kleine Bilder sowie auch zahlreiche Porträts gemalt. Von seinen Zeichnungen ist besonders zu erwähnen: das Albumblatt für König Ludwig, eine Figur der Germania, voll Schmerz am Boden liegend, mit der vom Haupte gefallenen Krone; eine Originalradirung davon auf Stahl mit Tondruck wurde zum Besten der Schleswig-Holsteiner verkauft. Literarisch hat sich H. durch das «Verzeichniß der königl. Gemäldegalerie zu Dresden» (Dresd. 1856; 4. Aufl. 1874) und das «Bilderbrevier der dresdener Galerie» (Dresd. 1857—59) bekannt gemacht. Von seinen dichterischen Productionen sind zu nennen: «Helldunkel. Sonette und Lieder» (Braunschw. 1871) und «Zeitspiegel» (Dresd. 1871). H. lebt seit 1839 in Dresden und ist seit 1841 Professor an der dortigen Akademie. Im J. 1871 (nach Schnorr's Tode) wurde er zum Director der königl. Gemäldegalerie ernannt.

Hübsch (Heinr.), einer der namhaftesten deutschen Baumeister der neuern Zeit, geb. 9. Febr. 1795 zu Weinheim, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Darmstadt und widmete sich hierauf zu Heidelberg drei Jahre hindurch philos. Studien. Seiner Neigung folgend, entschied er sich für die Baukunst. Er besuchte deshalb die Bauschule in Karlsruhe, die damals unter Weinbrenner's Leitung stand, und unternahm sodann zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Rom, Griechenland und Konstantinopel. Nachdem er 1820 seine Prüfung im Baufache mit Auszeichnung bestanden, wandte er sich wieder nach Rom zurück. Nach der Rückkehr in sein Vaterland trat H. 1827 als Architekt der Residenz Karlsruhe und Mitglied der Baucommission in den Staatsdienst. Im J. 1829 wurde er sodann zum Baurath, 1831 zum Oberbaurath, 1842 zum Baudirector und später zum Oberbaudirector befördert. Auch leitete er längere Zeit die Bauschule am Polytechnischen Institut zu Karlsruhe. H. neigte sich vorzugsweise dem Rundbogenstil zu und ward für Baden der Begründer einer neuen Epoche im Baufach. Eine lange Reihe mehr oder minder umfänglicher Bauwerke, namentlich in Baden, aber auch in andern deutschen Ländern, bekunden seine hohe künstlerische Befähigung und sichern seinem Namen ein ehrenvolles Andenken. In Karlsruhe selbst wurden von ihm das Gebäude des Finanzministeriums, das Polytechnische Institut, die Kunsthalle, das Hoftheater, die Gebäude im botan. Garten ausgeführt. Hieran reihen sich die Zollhäuser und der Freihafen in Manheim, die kath. Kirchen zu Bulach, Stahringen, Rottweil, Waitzen u. s. w. Die neue Trinkhalle und das Theater in Baden-Baden sind ebenfalls nach den Entwürfen H.'s ausgeführt. Seine letzten größern Arbeiten waren die Wiederherstellung der Hauptfaçade des Kaiserdoms zu Speier und die Pfarrkirche zu Ludwigshafen. Seine theoretischen Kunstprincipien entwickelte er besonders in den Schriften: «In welchem Stile sollen wir bauen?» (Karlsr. 1828) und «Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Sculptur» (Stuttg. u. Tüb. 1847). Ueber einen Theil der von ihm entworfenen und ausgeführten Bauten berichtete er in «Bauwerke» (Karlsr. 1838 fg.; neue Folge 1852 fg.). Einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der Baukunst gab er endlich in dem Werke: «Die altchristl. Kirchen nach den Baudenkmalen und ältern Beschreibungen» (Karlsr. 1859—62). H. starb zu Karlsruhe 3. April 1863.

Huchen oder Heuch (Salmo hucho) heißt ein zur Forellenfamilie gehöriger großer Fisch, welcher in dem Becken der Donau und ihrer Nebenflüsse die Stelle des Rheinlachses vertritt.

Digitized by Google

Er wird 1—2 Mt. lang und nicht selten 20—30 Kilogr. schwer, ist oben grünlich-braun, auf den Seiten und am Bauche hell silberweiß und verliert im Alter die schwärzlichen Punkte und wenigen schwarzen Flecken, die er in der Jugend hat. Der H. ist weit gestreckter als der Lachs, nährt sich, wie dieser, von kleinern Fischen und Gewürm, selbst von Wasserratten und Fröschen, steigt im März und April in die seichten Gewässer auf, um im Sande zu laichen und wühlt dazu tiefe Gruben auf, die er mit seinen erbsengroßen, hellgelben Eiern besetzt. Man fängt ihn mit Fliegen- und Wurmangeln und mit dem künstlichen Silberfisch, auch wird er harpunirt oder geschossen. Die Eier schlüpfen nach sechs Wochen aus; die ausschlüpfenden Jungen haben einen runden Dottersack. Das Fleisch ist weiß und sehr wohlschmeckend. In neuester Zeit hat man den H. vielfach in andern Stromgebieten gezüchtet.

Huddersfield, Marktstadt und Parlamentsborough, einer der bedeutendsten Manufactur- und binnenländischen Handelsorte Englands, im West-Riding der Grafschaft York unweit Halifax und 56 Kilom. im Südwesten von York, an der Eisenbahn, in einer gebirgigen Gegend am linken Ufer des Colne und an dem mittels eines 5,5 Kilom. langen Tunnels über das Grenzgebirge zwischen York- und Lancashire nach Stalybridge geführten Huddersfield- oder Manchester-Huddersfield-Kanal gelegen, der von da unter dem Namen Hebble-Navigation in den Calder geht und mehrere Seitenzweige hat. H. hat viele schöne Häuser, 14 Kirchen und Kapellen, ein Krankenhaus, zwei Colleges, eine im Juni 1873 enthüllte Statue Robert Peel's, eine Philosophische Gesellschaft und ein Handwerkerinstitut. Es ist ein Hauptsitz der Wollindustrie, insbesondere für Tuch, Sarsche, Cord und Shawls, obwol auch gemischte Stoffe, leinene und seidene Waaren hergestellt werden. Die Fabrikate werden nach der Einrichtung zu Leeds in der großen, 1765 erbauten Tuchhalle ausgelegt, und die wöchentlichen Märkte ziehen die Kaufleute von Leeds, Halifax und Wakefield in Menge herbei. Der Ort selbst hat 70,253 E., aber das Kirchspiel H., mit den Ortschaften Almondbury, Kirkburton, Kirkheaton, Morfield u. s. w. in einem langen, bis zu dem durch seine Wollfabriken, Seidenspinnereien und Dampfmaschinenbau wichtigen Dorfe Marsden sich hinziehenden Thale, zählt wol 200,000 E., die fast ausschließlich mit der Fabrikation von Tuch, Kasimir u. s. w. beschäftigt sind. In der Nähe von H. liegen die Bäder von Longwood-Spa.

Hudson (Henry), berühmter Seefahrer, ein Engländer von unbekannter Herkunft, unternahm seine erste auf Entdeckung einer nordöstl. Durchfahrt gerichtete Reise 1607 in einem kleinen Fahrzeuge mit 10 Matrosen, mußte aber, nachdem er weit im Polarmeer vorgedrungen, im September nach England zurückkehren. Auf einer zweiten Reise 1608 kam er bis Nowaja-Semlja. Eine dritte Reise unternahm er 1609 auf Kosten der Holländisch-Ostindischen Compagnie von Amsterdam aus. Die Hoffnung aufgebend, eine nordöstl. Durchfahrt zu finden, segelte er nach der Davisstraße, kam aber an das amerik. Festland unter 44° nördl. Br., und fand, südwärts steuernd, die Mündung des nach ihm benannten Hudsonflusses. Seine letzte Reise trat er wieder mit einem engl. Schiff im April 1610 an und erreichte im Juni Grönland. Westlich steuernd, fand er die Meerstraße, die ebenfalls seinen Namen führt (Hudsonsstraße), und gelangte durch dieselbe an die Küste von Labrador, welcher er den Namen Neubritannien gab, endlich in die große Bai, die gleichfalls nach ihm Hudsonsbai genannt wird. Hier überwinterte er, um im folgenden Frühling seine Entdeckungen weiter verfolgen zu können. Dieses geschah auch, bis sein Proviant so zusammengeschmolzen war, daß er zur Rückkehr sich genöthigt sah. Die Aeußerung in seiner bedrängten Lage, daß er einige seiner Leute werde zurücklassen müssen, brachte ihm den Tod. Durch einen gewissen Green, dem er in London das Leben gerettet, angeregt, bemächtigten sich (Juni 1611) die Matrosen seiner bei Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken und gaben ihn so nebst seinem Sohne und einigen andern, die ihm anhingen, in seiner Schaluppe der Willkür der Wellen oder den Anfällen der Wilden preis. Sein Schicksal wurde durch Pricket, den Schiffsschreiber und Mittheilnehmer des Complots, bekannt. Vergebens waren alle Nachsuchungen, welche die Engländer um H.'s willen durch Button anstellten. Die Hakluyt-Gesellschaft gab heraus «A collection of documents forming a monograph of the voyages of Henry H.» (Lond. 1860). Vgl. noch Asher, «H. the navigator» (Lond. 1861), und Read, «Historical inquiry concerning Henry H.» (Albany 1866).

Hudson Lowe (Sir), s. Lowe (Hudson).

Hudson, der Hauptfluß des nordamerik. Staates Neuyork, benannt nach Henry Hudson (s. d.), der ihn 11. Sept. 1609 entdeckte, entsteht in dem Adirondac-Gebirge (s. d.) in etwa 1200 Mt. Seehöhe aus zwei Zweigen, die sich ungefähr 65 Kilom. unterhalb ihrer Quellen vereinigen. Nach einem südl. Laufe nimmt der Fluß den von Südwesten kommenden Sacan-

Digitized by Google

daga auf, wendet sich dann bei den Jessupsfällen ostwärts und nimmt, nachdem er bei den Hadleyfällen abermals einen großen Bogen beschrieben, bei den Glensfällen eine südl. Richtung an, die er bis zu seiner Mündung in die Bai von Neuyork beibehält. Der H. ist ein verhältnißmäßig kleiner, etwa 500 Kilom. langer Strom, aber eine der wichtigsten Wasserstraßen der Vereinigten Staaten und unterscheidet sich sehr wesentlich von den übrigen Flüssen der Atlantischen Küstenterrasse. Von den Glensfällen an läuft er in der merkwürdigen Erdspalte, welche die Acadian-Mountains oder die Berge von Neuengland von den übrigen Appalachen (s. d.) trennt und sich nordwärts durch den Champlainsee und das Thal des Richelieu bis zum St.-Lorenzstrom geradlinig fortsetzt. Von den Glensfällen bis Troy zeigt er noch viele Stromschnellen, dann aber tritt er als breiter, tiefer Strom auf, der von Albany an 550—600 Mt., an vielen Stellen viel breiter wird und im untern Laufe seeartige Erweiterungen hat. Sein Fall ist in dieser Erdsenke so gering, daß Ebbe und Flut bis über Albany (240 Kilom. von der Mündung) hinaufreichen. Bis zur Stadt H. (mit 8615 E.), 195 Kilom. oberhalb Neuyork, ist er für Seeschiffe fahrbar, und große Dampfschiffe können bis Albany hinaufgehen, Schaluppen sogar bis nach Troy, 255 Kilom. von der Mündung, und mittels einer Schleuse noch 13 Kilom. weiter bis nach Waterford an dem Einfluß des von Westen kommenden Mohawk, des einzigen beträchtlichen Nebenflusses, den der H. außer dem Sacandaga aufnimmt. Der Mohawk verbindet den H. mittels des Erie- und Onondagakanals mit dem Erie- und Ontariosee, während ein anderer Kanal die Verbindung mit dem Champlainsee und Canada, der Delaware- und Hudsonkanal mit der Kohlenregion Pennsylvaniens und dem Delaware herstellen. Vor seiner Mündung in den Atlantischen Ocean bildet er die geräumige und tiefe innere und äußere Bai von Neuyork, welche dieses zu einem der ersten Häfen der Welt macht. Die Stadt Neuyork liegt an seinem linken Ufer und wird im Osten von einem seiner Arme, dem sog. East-River, bespült; sie verdankt dem H. den größten Theil ihrer Blüte.

Hudsonsbai, Binnenmeer in Nordamerika, zwischen Labrador, Neuwales und den Polarländern, etwa 1,266,000 QKilom. groß, 1500 Kilom. lang, bis 940 Kilom. breit, hängt im O. durch die 750 Kilom. lange Hudsonsstraße mit dem Atlantischen Ocean zusammen und steht durch den Foxkanal mit den Polargewässern in Verbindung. Die Bai hat mehrere große Buchten, südlich die Jamesbai, im W. die Button- und im NW. die Chesterfieldbai, und ist voll von Sandbänken, Klippen und Inseln, unter welchen letztern Southampton zwischen dem Foxkanal, der Roß-Welcome- und Frozenstraße die bedeutendste ist. Zahlreiche Flüsse gehen in die Bai, von denen der Churchill, Nelson, Severn, Albany, Moose, Rupert, East-Main und Great-Whale die bedeutendsten sind. Obgleich ganz außerhalb des nördl. Polarkreises gelegen, hat dieses Binnenmeer doch einen nur wenig von dem Arktischen Meere verschiedenen Charakter. Nur etwa vier Monate kann es beschifft werden; die übrige Zeit ist es von Treibeis erfüllt. Entdeckt wurde die Hudsonsstraße, wo nicht die Bai selbst schon, von Seb. Cabot 1517; beide aber wurden befahren und benannt 1610 von Henry Hudson (s. d.). Weitere Entdeckungen machten in dieser Gegend 1612 Button und Ingram, 1615 Bylot mit Baffin, der in den Foxkanal und bis zur Insel Southampton gelangte, 1619 der Däne Munk, 1631 Fox und James, später Parry u. a.

Hudsonsbai-Länder nannten die Engländer ursprünglich alles rings um die Hudsonsbai, nördlich und westlich von Canada gelegene Land, dessen Besitz ihnen im Utrechter Frieden 1713 zugesprochen wurde, und das sie in Labrador im O. der Bai, in Neuwales im W. und in die westlichern Binnenländer eintheilten. Später wurde durch den Petersburger Vertrag vom 25. Febr. 1825 als nordwestl. Grenze gegen Russisch-Amerika (jetzt Territorium Alaska der Vereinigten Staaten) der 123. Meridian westl. L., durch den Vertrag zu Washington vom 20. Oct. 1818 als südl. Grenze gegen die Vereinigten Staaten der 49. Parallelkreis westwärts bis zu dem Felsengebirge bestimmt. Durch den Oregonvertrag vom 15. Juni 1846 ward sodann diese Südgrenze bis an die Fucastraße fortgesetzt. Zugleich wurde das Gebiet auch über das Felsengebirge hinaus bis an den Stillen Ocean erweitert und so um diesen Theil des alten Nordwestgebietes oder Neucaledonia vermehrt. Die H. umfaßten demnach nach jenen Bestimmungen sieben Achtel von Britisch-Amerika, nämlich alles außer den colonisirten Provinzen (Settled provinces) im Südosten (Canada, Neuschottland u. s. w.), ungerechnet die ihrem Umfange nach noch unbestimmten Inseln des Arktischen Archipels. Im J. 1858 wurde indeß das Nordwestgebiet oder Neucaledonia unter dem Namen Britisch-Columbia (s. d.) nebst der vorliegenden Insel Vancouver und im Mai 1870 die südlichste Provinz Manitoba davon abgetrennt. Der Rest bildet jetzt einen Theil der Dominion of Canada unter dem Namen

Digitized by Google

Nordwest-Territorium und zählt auf 7,599,000 QKilom. 85,000 E., ungerechnet den östl. Theil von Labrador, der unter der Jurisdiction von Neufundland steht. Dies ungeheuere Gebiet besteht theils aus Küstenländereien, welche von nomadisirenden Völkerschaften bewohnt werden, oder aus weiten Jagdrevieren, die noch im Besitze der Ureinwohner sich befinden. Durch die Hudsonsbai wird das Gebiet in zwei natürliche Abtheilungen zerlegt, in Labrador (s. d.) und in das Hudsonsbai-Territorium.

Das Hudsonsbai- oder Nordwest-Territorium, auch Rupertsland genannt, hat im ganzen eine sehr einfache geognost. Constitution. Die Urgebirgsarten herrschen in dem östl. und nördl. Theile desselben entschieden vor. Der östl. Urgebirgsdistrict ist jedoch durchgängig niedrig, aber durch viele ausgestreckte Felsenkämme und Klippenreihen uneben. Nur im nördlichsten, dem Eismeere benachbarten Theile erhöht es sich zu einem Plateau, dem Arktischen Hochlande, mit gleichfalls unebener Oberfläche. Der westl. Urgebirgsdistrict, in dem Uebergangsgebirgsarten vorherrschen, ist noch ebener als der östliche und besteht meist aus Prairien. Besondern Einfluß übt dieser geognost. Unterschied des östl. und westl. Districts auf die hydrogr. Verhältnisse des Territoriums aus, indem auf der Berührungslinie beider eine merkwürdige Reihe von Flüssen und Seen auftritt, die für die Verkehrsverhältnisse von großer Wichtigkeit sind. Nur der Verzweigung dieser großen Binnengewässer ist es zu verdanken, daß die ungeheuere Öde Wildniß ihrer ganzen Ausdehnung nach durch Anlage von Handelsposten, die untereinander in geregeltem Verkehr stehen, in den Bereich europ. Civilisation hat gezogen werden können. In der zur Hudsonsbai abfallenden Ebene sind die bedeutendsten Wassersysteme der Wasserzug des 23,000 QKilom. großen Winipegsees, der den Saskatschewan und Red-River aufnimmt und durch den Nelson ausmündet, und weiter im Norden das des Churchill oder Missinippi. Die nördliche, gegen das Eismeer sich verflachende Ebene bildet größtentheils das Becken des Mackenziestroms, zu dessen 3225 Kilom. langem Wasserzuge unter anderm der Athapascasee (8260 QKilom.), der Große Sklavensee (30,000 QKilom.) und der Große Bärensee (20,000 QKilom.) gehören. Oestlicher mündet der Kupferminenfluß, und gegen Nordosten fließt der Große Fischfluß in das Eismeer. Das Klima zeigt überall sehr strenge Winter und kalte Frühlinge, bei verhältnißmäßig heißen Sommern und schönen Herbsten, und in fast allen Jahreszeiten große Unbeständigkeit der Witterung. In Bezug auf die Vegetation zerfällt das Territorium in drei Regionen, in die der Prairien, der Wälder und der Barren-Grounds. Die Region der Prairien, im Westen, ist außer der Steppennatur durch das Vorkommen von reichen Salzlagern und vielen salzigen Seen charakterisirt. Die Region der Wälder liegt im Osten auf dem wasserreichen Gebiete der Urgebirgsarten. Der nördlichste Baum ist die Weißtanne; die wichtigste Nahrungspflanze der sog. wilde Reis, der aber nur im südl. Theile auf sumpfigem Boden wächst. Die Region der Barren-Grounds, d. h. der öden oder unfruchtbaren Strecken, liegt im Norden der Waldregion, in durchgängig felsigen, unebenen Gegenden. Hier bilden nur noch niedrige Sträucher und Zwergbäume die höhere Vegetation. Moose und Flechten bedecken oft weite Strecken ganz ausschließlich. Nahrungspflanzen werden nur in den Umgebungen der Ansiedelungen angebaut, jedoch wegen der Nachtfröste in geringer Menge. Ernten von Getreide sind selbst im Süden unsicher. Die Thierwelt liefert die Hauptnahrungs- und Bekleidungsmittel sowie die einzigen Ausfuhrproducte des Territoriums: vortreffliches Pelzwerk und Häute. Unter den Pelzthieren sind die wichtigsten der Biber und die Bisamratte. Dazu kommen Füchse verschiedener Farbe, Wölfe, Bären, der canad. Luchs, der Wolverene, verschiedene Arten Marder, Ottern u. s. w. Nahrung geben vornehmlich das amerik. Rennthier (Cervus Tarandus), das amerik. Elenthier (Moose-Deer), der Buffalo oder amerik. Bison, der Bisamstier oder Musk-Ox, der Wapiti und andere Hirscharten, der amerik. und der Polarhase, mehrere Arten von Wald- und Schneehühnern und andern Vögeln. Wichtiger noch ist der außerordentliche Reichthum an Fischen in den unzähligen Seen und Flüssen. Die Bevölkerung des großen Territoriums besteht, außer den wenigen Europäern in den Forts und Posten der Compagnie und in der Colonie am Red-River, aus Ureinwohnern. Obgleich ihre Zahl nur sehr gering ist, so zerfallen sie doch in sehr viele kleine Stämme, wesentlich aber in Eskimos (s. d.), im äußersten Norden längs der Küste, und in Indianer, deren Gesammtzahl im ganzen Territorium kaum 40,000 übersteigen dürfte.

Die Hudsonsbai-Compagnie oder «Company of adventurers of England trading into Hudsonsbay» erhielt 2. Mai 1670 einen Freibrief, welcher den Theilhabern und ihren Nachkommen den Alleinhandel in der Hudsonsbai und Hudsonsstraße gewährte und ihnen Hoheitsrechte, die bürgerliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit über alles Land und alle daran-

Digitized by Google

grenzenden Gegenden verlieh, die nicht etwa schon im Besitze anderer christl. Fürsten oder Staaten sich befänden. Diese Compagnie entwickelte seitdem mit ungeheuerm Gewinn den Pelzhandel in jenen Gegenden und wußte auch ihre Vorrechte zu bewahren. Eine Rivalin erstand der Gesellschaft in der Nordwest-Compagnie, welche 1783 in Montreal canad. Pelzhändler gründeten, und die ihren Handel nach jenen westl. Gegenden betrieb, auf welche sich der Freibrief der alten Gesellschaft nicht erstreckte. Handelseifersucht führte endlich zu Streitigkeiten, 1814 sogar zu einem Kriege zwischen der Hudsonsbai- und der Nordwest-Compagnie, sodaß die engl. Regierung zuletzt vermittelnd einschritt und 1821 beide Gesellschaften vereinigt wurden. Diese vereinigte Gesellschaft erhielt durch brit. Parlamentsacte eine auf 17 Jahre gültige Bestätigung ihres Handelsmonopols in allen von ihr besetzten Ländern. Nach Ablauf dieser Bestätigung wurde die Gesellschaft abermals durch Parlamentsacte vom 30. Mai 1838 auf 21 Jahre erneuert, dabei aber ausdrücklicher, als vorher geschehen, das Monopol der Gesellschaft blos auf den Handel mit den Indianern beschränkt. Die Angelegenheiten der Compagnie führten ihre Directoren in London. Wiewol sich die Pelzthiere allmählich verminderten, manche Bezirke sich ganz erschöpften, war doch die Compagnie immer noch eine mächtige und reiche Körperschaft. Das Privilegium der Compagnie lief 30. Mai 1859 ab und nach langen Verhandlungen ging 1863 die alte Hudsonsbai-Compagnie an einen Verein von Kapitalisten (International Financial Company) über, welcher den bisherigen Eigenthümern die Originalactien abkaufte und außerdem neue Actien zur Höhe des frühern Kapitals creirte. Dieser Verein übertrug durch Vertrag vom 9. März 1869 alle seine Regierungs- und Eigenthumsrechte in Nordamerika an die Dominion of Canada gegen Zahlung von 300,000 Pfd. St. Vgl. MacLean, «Notes of a twenty five years service in the Hudson's Bay Territory» (2 Bde., Lond. 1849); Martin, «The Hudson's Bay Territories» (Lond. 1849); Dawson, «Exploration of the country between Lake Superior and the Red River Settlement» (Toronto 1859); Taché, «Esquisse sur le Nord-Ouest» (Montréal 1869); Butler, «The great lone-land» (Lond. 1872); derselbe, «The wild north land» (Lond. 1873).

Hué, auch Hué-fu genannt, die Hauptstadt des Reichs Annam (s. d.) in Hinterindien, zugleich Haupthandelsplatz der Provinz Dangtrong oder Cochinchina an der Ostküste derselben, ungefähr 15 Kilom. von der Mündung des Flusses Hué gelegen, hat eine stark fluctuirende Bevölkerung, welche von einigen nur auf 30,000, von andern bis auf 100,000 Seelen geschätzt wird. Dieselbe treibt beträchtlichen Handel und beschäftigt sich mit verschiedenen Manufacturen. Der Ort ist aus früherer Zeit durch franz. Ingenieure stark befestigt, mit starken Außen- und Innenwerken, einer Citadelle, 20 Mt. hohen Mauern, breiten Gräben, einer Kanonengießerei, Magazinen, Arsenalen und Werften versehen, welche letztern an einem die Stadt durchziehenden Schifffahrtskanal liegen. Auf den Werften werden Kriegsschiffe zum Theil nach europ. Mustern gebaut. Der König bewohnt einen weiten, befestigten Palast. Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind meistens aus Bambus errichtet. Vor dem Hafen liegt eine Morastbank, auf welcher das Wasser bei Springfluten nur 4—5 Mt. Tiefe hat.

Huelva, Hauptstadt der gleichnamigen, im S. an das Atlantische Meer, im W. an Portugal grenzenden span. Provinz (10,676 QKilom. mit [1870] 196,469 E.), das alte Onoba, im Mittelalter bekannt als die arab. Festung Welba oder Wuelba, auf einer Halbinsel zwischen den Mündungsbuchten des Tinto und Odiel gelegen, ist eine Cindad von 8423 E. und Sitz eines Vicars des Erzbischofs von Sevilla und eines Militärcommandanten. Der Ort hat breite Straßen, gutgebaute moderne Häuser, zwei Pfarrkirchen, ein ehemaliges Mönchskloster (jetzt Kaserne), zwei Spitäler, sieben Elementarschulen, eine höhere Unterrichtsanstalt unter dem Namen Academia Onubense, ein Theater, eine schöne Promenade und einen alten Aquäduct. H. treibt einen lebhaften Küstenhandel, steht durch Segelfahrzeuge in regelmäßigem Verkehr mit Cadix und Sevilla und ist der Hauptausfuhrplatz der Orangen und Citronen der Provinz. Außerdem sind Haupterwerbszweige des Ortes die Espartoflechterei, Fischfang und Gewinnung von Seesalz, das in Menge zur Ausfuhr kommt. Wegen der ausgedehnten Salzmoräste der Umgegend gilt H. als eine sehr ungesunde Stadt, und der als Hafen dienende, fast 4 Kilom. breite Kanal, in dem sich der Tinto und Odiel verbinden, ist zwar ein vorzüglicher Ankerplatz, läßt aber nur kleine Seefahrzeuge ein.

Huerta (Vicente Garcia de la), span. Dichter und Kritiker, geb. 1734 zu Zafra, studirte zu Salamanca und machte sich, von einem hochgestellten Gönner nach Madrid berufen, bald durch sein poetisches Talent einen Namen. Neid, sein hochfahrender Charakter und seine Tragödie «Raquel» zogen ihm eine Verbannung nach Oran zu, aus der, trotz seiner Unbeugsam-

Digitized by Google

keit nach Madrid zurückgerufen, er zum Oberbeamten der königl. Bibliothek ernannt, bald auch Mitglied der Königlich Spanischen Akademie sowie der königl. Akademien der Geschichte und von San-Fernando wurde. Er trat als Verfechter des altspan. Nationalgeschmacks gegen den franz. Classicismus auf, als letzterer in seiner höchsten Blüte stand; doch verfuhr er zu taktlos, als daß seine Ansichten hätten durchdringen können. H. starb zu Madrid 12. März 1787. Im Druck erschienen von ihm die «Biblioteca militar española» (Madr. 1760), «Obras poeticas» (2 Bde., Madr. 1778—79) und «Teatro español» (17 Bde., Madr. 1785—86). Er hat sich als Dichter im Lyrischen und Dramatischen versucht und in allen seinen Poesien als ein bedeutendes Talent, besonders in Rücksicht auf Sprache und Versbau, gezeigt. Seine Tragödie «Raquel» (1778), welche die Liebe des Königs Alfons VIII. zu der schönen Jüdin Rahel zum Gegenstande hat, gilt als eine der besten unter den neuern Tragödien der Spanier.

Huesca, Hauptstadt der gleichnamigen, im Norden an Frankreich grenzenden, ganz dem Ebrobecken angehörenden span. Provinz (15,224 QKilom. mit [1870] 274,623 E.), Eindad und Sitz eines Bischofs, liegt in einer durch das Wasser der Isuela künstlich bewässerten, mit Reben und Olivenpflanzungen bedeckten Ebene. Der Ort zählt 10,069 E., ist alterthümlich gebaut, mit Mauern umgeben und hat eine sehr schöne goth. Kathedrale, ein Priesterseminar, ein Instituto, zwei Colegios, ein Theater, einen Stiergefechts-Circus und zwei Kasernen. H. ist das alte Osca im Lande der Bescitani. Sertorius errichtete daselbst 76 v. Chr. griechische und lat. Schulen und ward hier 72 ermordet. Cäsar gab der Stadt den Beinamen der Siegreichen; die Araber eroberten sie 713 und nannten sie Weschka oder Waschaka. Diesen entriß sie Pedro I., dessen Vater Sancho Ramirez bei der Belagerung 4. Juli 1094 gefallen war, durch seinen Sieg vom 27. Nov. 1096 auf der nahen Ebene von Alcoraz. Derselbe erhob sie zu seiner Residenz und verlegte das Bisthum von Jaca dahin. Auf dem Reichstage 1247 wurde hier das Gesetzbuch des Königs Jayme I. bekannt gemacht. Die 1354 von Pedro IV. gestiftete Universität ist in neuerer Zeit eingegangen.

Huet (Pierre Dan.), lat. Huetius, ausgezeichneter Gelehrter und Dichter, geb. zu Caen 8. Febr. 1630, erhielt seine Bildung durch die Jesuiten und begleitete 1652 Bochart an den Hof der Königin Christine von Schweden. Später wurde er mit Bossuet am Hofe Ludwig's XIV. Lehrer des Dauphin, für den er mit Bossuet die Ausgaben der alten Classiker in usum Delphini besorgte. Nachdem er 1676 die Weihen empfangen, erhielt er 1678 die Abtei Aunay und 1685 das Bisthum Soissons, das er nachher gegen das von Avranches vertauschte. Doch gab er 1699 sein Bisthum auf und erhielt dafür die Abtei Fontenay bei Caen. Um ganz den Studien zu leben, zog er sich später in das Profeßhaus der Jesuiten zu Paris zurück, wo er 26. Jan. 1721 starb. Seit 1674 war er Mitglied der Akademie. H. stand als Charakter wie als Gelehrter in allgemeiner Achtung. Um die Hermeneutik und Geschichte der Literatur machte er sich durch die Schriften «De optimo genere interpretandi et de claris interpretibus» (Par. 1661) und «Sur l'origine des romans» (Par. 1670; neue Ausg. von Deseſſarts, 1799) verdient. In seiner «Demonstratio evangelica» (Par. 1679), der «Censura philosophiae Cartesianae» (Par. 1689) und den «Mémoires pour servir à l'histoire du Cartésianisme» (Par. 1692; neue Ausg. 1698 u. Par. 1711) bekämpfte er die Philosophie, besonders die Cartesianische, welcher er vorher anhing. Als seine Gegner traten besonders Silv. Regis und Ant. Muratori auf. Außerdem gab H. «Carmina latina et graeca» (Utr. 1664), «Histoire du commerce et de la navigation des anciens» (Par. 1716; neue Ausg., Lyon 1763) und vieles andere heraus. Seine «Dissertations sur diverses matières de religion et de philosophie» wurden von Tillabet (2 Bde., Par. 1712) herausgegeben; seine philos. und literarischen Bemerkungen sammelte Olivet in den «Huetiana» (Par. 1722). Sein Leben beschrieb er selbst in den «Commentarii de rebus ad eum pertinentibus» (Amsterd. 1718; franz., Par. 1853). Vgl. die Charakteristiken von Bartholmèß (Par. 1850) und Barach (Wien 1862).

Huf nennt man bei den Thieren die Hornbedeckung (den Nagel) des Endgliedes der Zehen, wenn sie kurz und stumpf ist und das ganze Nagelglied schuhartig umhüllt. Eine genaue Kenntniß des H. ist besonders für den Hufbeschlag der Pferde nöthig. Man unterscheidet hier an dem hornigen Theile des H.: 1) die Hornwand, welche den äußern, gewölbten, das Hufbein von vorn und von beiden Seiten umgebenden Theil ausmacht, dessen unterer Rand (Tragrand) bedeutend dicker ist und frei über die Hornsohle vorragt; 2) die Hornsohle, welche den untersten Theil des H. bildet; 3) den Hornstrahl, welcher keilartig zwischen den beiden Eckstreben der Hornwand an der Hufsohle eingeschoben ist und aus elastischern, weichern Hornfasern besteht. Der H. der Pferde, welcher eigentlich die Gestalt eines schief abgestutzten Cylinders haben soll,

Digitized by Google

wird durch Vernachlässigung, schlechten Beschlag oder Weiche des Horns oft niedrig, breit und platt. — Hufthiere, Hufer oder Huffäugethiere (Ungulata) bilden diejenige Abtheilung der Säugethiere, deren Zehen mit H. umgeben sind. Sie sind Pflanzen- oder Allesfresser, leben gern gesellig und bringen größtentheils nicht viel Junge. Unter ihnen befinden sich die wichtigsten Hausthiere des Menschen. Man unterscheidet jetzt, auch mit Berücksichtigung der fossilen Gattungen: 1) Ungleichhufer (Perissodactyla), bei welchen die Mittelzehe sich allmählich auf Kosten der andern Zehen entwickelt und schließlich allein ausgebildet wird. Von den jetzt lebenden Familien gehören dazu die Nashörner, die Tapire und die Einhufer oder Pferde (Solidungula). 2) Gleichhufer (Artiodactyla), deren Füße ursprünglich vierzehig sind (der Daumen fehlt stets), bei welchen aber die zweite und fünfte Zehe allmählich zurückgebildet werden und entweder nicht den Boden berühren (Afterhufe) oder ganz schwinden, sodaß nur die Mittel- und vierte Zehe den Körper tragen. Hierher gehören die Flußpferde, Schweine und Wiederkäuer. Die Gattungen der ausgestorbenen Hufthiere sind von den ältesten Tertiärzeiten (Eocän) an außerordentlich zahlreich und mannichfaltig.

Hufe (althochdeutsch huoba, mittellat. seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. mansus) hieß bei den alten Deutschen im engern Sinne das Ackerlos, welches einem jeden Familienhaupt in der Markgenossenschaft (vicus) zur Bebauung überwiesen war. Im weitern Sinne gilt jedoch das Wort für den Inbegriff von Hof, Ackerlos und Nießbrauch an dem uneingetheilt gelassenen, allen einzelnen Genossen gemeinschaftlich verbliebenen Theile der Mark (Wald, Weide, Wiese, Wasser und Unland). Es bildete somit die H. die Grundlage für die wirthschaftlichen wie die rechtlichen Verhältnisse des Grundbesitzes bei den alten Deutschen. Die H. im engern Sinne, oder das Ackerlos, befaßte im allgemeinen so viel Land, als mit einem Pfluge oder Gespann bestellt werden kann und demnach der Arbeitskraft einer Familie entspricht. Ihr durchschnittliches Maß betrug gewöhnlich 30, zuweilen aber auch 20 oder 40 Morgen (s. d.). Wie der Morgen, so konnte natürlich auch die H. je nach den verschiedenen Gegenden oder Bodengattungen mehr oder minder verschieden ausfallen. Allmählich consolidirte sich jedoch der Begriff des Morgens wie auch der H. in verschiedenen Gegenden oder selbst einzelnen Orten und wurde auf diese Weise zu einer Art von Ackermaß, nach dem die Größe der Bauerngüter (Ein-, Zwei-, Anderthalbhüfner u. s. w.) bestimmt oder auch solches Land, das nicht der Cultur unterlag (Wasserhufen, Waldhufen u. s. w.) bemessen wurde. In einigen Gegenden Deutschlands kamen auch fingirte H. (Schattenhufen) vor, wonach Einwohner eines Dorfs, die keinen Acker hatten, ihre Steuern entrichten mußten. Vgl. Waitz, «Ueber die altdeutsche H.» (Gött. 1854).

Hufeland (Christoph Wilh.), einer der ausgezeichnetsten Aerzte der neuern Zeit, geb. 12. Aug. 1762 zu Langensalza in Thüringen, wurde in Weimar, wohin sein Vater als Leibarzt der Herzogin Amalie berufen worden, durch Privatunterricht für die akademischen Studien vorbereitet, die er, nach dem Beispiele seines Vaters und Großvaters, der gleichfalls weimarischer Leibarzt gewesen, der Heilkunde sich widmend, 1780 in Jena begann und von 1781 an in Göttingen fortsetzte, wo er 1783 die medic. Doctorwürde erhielt. Sodann begab er sich nach Weimar, um seinen erblindeten Vater zu unterstützen, und lebte hier, bis ihm 1793 eine ord. Professur der Medicin in Jena mit dem Titel eines weimarischen Leibarztes und Hofraths übertragen wurde. Indeß ging er 1798 als Director des Collegium medicum, Vorstand der Oberexaminationscommission, königl. Leibarzt, erster Arzt am Charité-Krankenhause und Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit dem Titel eines Geheimraths nach Berlin, wo er bei der Gründung der Universität 1809 die Professur der speciellen Pathologie und Therapie übernahm, 1810 als Staatsrath in die Medicinalsection eintrat und 25. Aug. 1836 starb. H. gehört zu den edelsten Erscheinungen, sowol als Arzt wie als Mensch. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich fast über alle Theile der Heilkunde; als praktischer Arzt wie als Lehrer und Schriftsteller stand er im ehrenvollsten Ansehen. Seine hohe allgemeine Bildung, seine erschöpfende Kenntniß des Gesammtwesens der Medicin, sein tiefer Blick in die Natur, verbunden mit einer geistreichen Auffassung und einem scharfen, treffenden Urtheile, leiteten ihn bei Behandlung der Kranken, bei seinem Unterrichte und bei Abfassung seiner Schriften, von denen viele auch Nichtärzten eine lehrreiche Lektüre gewähren. Vor allen ist hier zu nennen die «Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern» (Jena 1796; neuere Aufl., Berl. 1873), die fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Ueber die Ungewißheit des Todes» (Halle 1791; neue Aufl. 1824), «Vollständige Darstellung der Kräfte und des Gebrauchs der salzsauren Schwererde» (Berl. 1794), «Ueber die Natur, Erkenntnißmittel und Heilart der Skrofelkrankheit» (Jena 1795;

Digitized by Google

3. Aufl., Berl. 1819), «Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren» (Berl. 1799; 11. Aufl., herausg. von Haake, Lpz. 1869; 12. Aufl., Halle 1875), «Geschichte der Gesundheit» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1816), «Praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands» (Berl. 1815; 4. Aufl. von Osann, 1840), «System der praktischen Heilkunde» (3 Thle., Berl. 1828), «Enchiridion medicum, oder Anleitung zur medic. Praxis, Vermächtniß einer 50jährigen Erfahrung» (Berl. 1836; 10. Aufl. 1857). Ein Theil seiner weniger umfangreichen Schriften und Journalaufsätze findet sich gesammelt in seinen «Kleinern medic. Schriften» (4 Bde., Berl. 1822—28) und in einer neuern Auswahl unter demselben Titel (Bd. 1, Berl. 1834). Außerdem verdankte ihm das «Journal der praktischen Heilkunde» seine Begründung (1795) und seine Bedeutung. Von seinen Verdiensten um das Medicinalwesen sind zu erwähnen die Einführung der Leichenhäuser, von denen das erste in Weimar unter seiner speciellen Aufsicht errichtet wurde, und seine Bemühungen um die Schutzpockenimpfung. Alle, die ihm näher standen, rühmten seine gewissenhafte Uneigennützigkeit. H.'s Selbstbiographie gab Göschen (Berl. 1863) heraus. Vgl. Augustin, «H.'s Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat und Menschheit» (Potsd. 1837); A. de Stourdza, «Christoph Wilhelm H.» (Berl. 1837).

Hufeland (Gottlieb), ausgezeichneter Rechtsgelehrter, geb. zu Danzig 19. Oct. 1760, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1780 zu Leipzig und gleichzeitig mit Hugo seit 1783 in Göttingen. In Jena, wo er sich habilitirte, wurde er 1788 außerord. und 1793 ord. Professor. Seine Vorlesungen über Naturrecht, Rechtsgeschichte, deutsches Recht fanden außerordentlichen Beifall, wie denn auch sein «Versuch über den Grundsatz des Naturrechts» (Lpz. 1785) von Kant sehr ausgezeichnet wurde. Als Loder, Paulus, Schütz, Erich u. a. Jena verließen, ging auch H. 1803 als Professor nach Würzburg. Nachdem aber das Bisthum Würzburg an den Großherzog Ferdinand von Toscana abgetreten worden, folgte er einem Rufe nach Landshut. Im J. 1808 ließ er sich bewegen, als Präsident und erster Bürgermeister nach Danzig zurückzukehren; doch gab er 1812 diese Stelle wieder auf und ging nach Landshut zurück. Im J. 1816 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Halle, wo er aber schon 25. Febr. 1817 starb. Seine wesentlichsten Schriften sind: «Lehrbuch des Naturrechts» (Jena 1790; 2. Aufl. 1795), «Institutionen des gesammten positiven Rechts» (Jena 1798; 2. Aufl. 1803), «Abriß der Wissenschaftskunde und Methodologie der Rechtsgelehrsamkeit» (Jena 1797), das unvollendete «Lehrbuch der Geschichte der Encyklopädie aller in Deutschland geltenden positiven Rechte» (Abth. 1, Jena 1796), «Lehrbuch des in den deutschen Ländern geltenden gemeinen und subsidiarischen Rechts» (2 Bde., Gieß. 1806—14), «Ueber den eigenthümlichen Geist des röm. Rechts» (2 Bde., Gieß. 1815—17), «Einleitung in die Wissenschaft des deutschen Privatrechts» (Jena 1796), «Die Lehre vom Gelde und Geldumlaufe» (Jena 1798; neue Aufl., Gieß. 1820), «Handbuch der Staatswirthschaftskunst» (2 Bde., Gieß. 1807—13; 2. Aufl. 1820). Mit Erich (s. d.) hatte er sich zur Herausgabe der «Allgemeinen Encyklopädie» verbunden; an seine Stelle trat dann Gruber (s. d.).

Huflattich ist der Name einer zur 19. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen gehörenden perennirenden Pflanze (Tussilago Farfara L.), welche in fast ganz Europa, in Deutschland sehr häufig auf thonigem und thonigsandigem Boden wild wächst und seit alter Zeit, namentlich beim Volk, für ein Mittel gegen allerhand Brustleiden, insbesondere Husten und Lungenschwindsucht, gilt. Die Pflanze treibt aus ihrem fleischigen, vielköpfigen Wurzelstocke im ersten Frühling (März) büschelförmig stehende, blattlose, hohle, weißfilzige, mit grünlichen Schuppen besetzte Stengel von 10—20 Ctmt. Höhe, welche ein aufrechtes, nach der Blütezeit nickendes Blütenkörbchen mit grüner zweireihiger Hülle und zahlreichen goldgelben Blüten tragen, von denen die peripherischen (weiblichen) schmal zungenförmig gestaltet sind. Die kleinen Früchte haben eine Haarkrone. Nach der Blütezeit entwickeln sich die Blätter, welche alle grundständig, langgestielt, herz-eiförmig und unregelmäßig buchtig gezähnt sind. Sie haben eine weiche Textur, oberseits eine dunkelgrüne Farbe, unterseits anfangs einen spinnwebartigen Filzüberzug. Alle Theile der Pflanze, besonders Blätter und Wurzelstock, enthalten Bitterstoff, Gummi und Schleim, weshalb sich der H. als Stärkungs- und Beruhigungsmittel bei katarrhalischen Affectionen der Schleimhäute eignet. Die Blätter sind als Folia farfarae officinell, werden aber fast nur noch als Zusatz zu sog. Brustthee angewendet. Das Volk hält noch viel auf diese Pflanze, welche übrigens auf thonigem Boden oft als ein sehr lästiges und schwer ausrottbares Unkraut auftritt. Mit dem Namen H. (großer H.) wird oft auch die Pestwurz (s. Petasites) belegt.

Digitized by Google

Hüfte (coxa) nennt man die Gesammtheit der Theile, welche das Hüftgelenk zusammensetzen und zunächst umgeben. Man bezeichnet daher mit diesem Namen äußerlich den Theil auf beiden Seiten des Körpers, welcher sich von dem obern Rande des Hüftknochens (os innominatum oder anonymum) bis dahin erstreckt, wo sich der Oberschenkel vom Rumpfe abscheidet. In der Anatomie heißt dieser Theil die Hüftgegend (regio coxae oder infrailiaca). Das Hüftgelenk wird gebildet von dem halbkugelförmigen obern Ende (Kopf) des Oberschenkelbeins und der Gelenkhöhle für dasselbe (Pfanne), welche an dem untern Ende des Beckens (s. d.) da sitzt, wo die drei Stücke des Beckenknochens (das Darmbein, Sitzbein und Schambein) zusammentreffen. Durch Bänder und durch den äußern Luftdruck wird der Schenkelkopf in der Gelenkhöhle festgehalten und durch die vom Becken zum Oberschenkel gehenden Muskeln bedeckt. Das Hüftgelenk ist ein vollkommenes Kugelgelenk und gestattet die allseitigen Bewegungen des Oberschenkels. Hüftweh (ischias oder ischiagra) ist eine häufige, meist hartnäckige Krankheit, die sich hauptsächlich durch heftige, in periodischen Anfällen auftretende Schmerzen in der Hüftgelenksgegend und von da abwärts im Beine offenbart und in einer krankhaften Affection des an der Hinterseite gelegenen Hüftnerven (nervus ischiadicus) ihren Grund hat (dann auch ischias postica oder neuralgia femoropoplitea genannt wird), seltener aber in dem vorn gelegenen Schenkelnerven (nervus cruralis) sitzt (neuralgia cruralis oder ischias antica). In beiden Fällen sind die Ursachen, der Verlauf und die Behandlung wie bei andern Neuralgien (s. d.). Insbesondere erweisen sich kräftige Hautreize, narkotische Einreibungen und Einspritzungen sowie die Anwendung des galvanischen Stroms erfolgreich. Eine andere Art des Hüftschmerzes beruht auf Entzündung des Hüftgelenks oder Coxitis (auch coxalgia oder coxarthrocace), bei welcher der Gebrauch des Beins mit lebhaften Schmerzen verbunden ist und infolge deren als eins der ersten Symptome Hinken (s. d.) eintritt. Diese Krankheit, welche am häufigsten bei Kindern und jungen Leuten meist infolge von Erkältung oder nach einem Schlag oder Fall auf die Hüftgegend entsteht, ist von sehr langer Dauer und ihre Behandlung (hauptsächlich durch Ruhe des Beins) erfordert große Geduld. Wird die Krankheit vernachlässigt, so können die Pfanne und der Gelenkkopf zerstört werden, der Kopf aus der Pfanne treten. Es hinterbleibt so ein kurzes Bein und die Gefahr, daß die Entzündung von neuem beginnt und endlich durch Erschöpfung oder Jauchevergiftung des Blutes zum Tode führt. Bisweilen kann nur durch die operative Entfernung (Resection) des vereiternden Schenkelkopfs das Leben des Kranken erhalten bleiben. Bei der Hüftkrankheit der Greise (malum coxae senile) tritt im Verlauf langer Zeit eine Entartung (Schwund) des Gelenkkopfs und der Pfanne ein, die oft mit Knochenauswüchsen (Exostosen) verbunden ist und das Bein schwer- oder selbst unbeweglich macht.

Hügel (Ernst Eugen, Freiherr von), verdienter würtemb. General, geb. zu Ludwigsburg 26. März 1774, war der Sohn des 1801 in den Reichsfreiherrnstand erhobenen würtemb. Generalfeldzeugmeisters Johann Andreas von H. (geb. 1734, gest. 1807), dessen edler Humanität Schubart in seinen «Gedichten aus dem Kerker» ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Von früher Jugend an zum Militärstande bestimmt, trat er 1785 als Fahnenjunker ein, machte die Feldzüge 1792—1800 mit, wurde 1793 Oberlieutenant, 1800 Hauptmann und 1806 Major und Bataillonscommandant. Während des Feldzugs von 1806 auf 1807 war er als Militärcommissar in das franz. Hauptquartier commandirt. Im J. 1807 würde er innerhalb sechs Monaten Oberstlieutenant, Oberst und Generalquartiermeister-Lieutenant. Bei dem Ausbruche des Kriegs von 1809 abermals in das Hauptquartier Napoleon's gesendet, wohnte er den Schlachten von Abensberg, Landshut, Eckmühl, Aspern und Wagram bei und kehrte als Generalmajor zurück. Am Feldzuge von 1812 nahm H. als Brigadier theil; vor Smolensk commandirte er die erste Linieninfanterie-Brigade und stürmte 17. und 18. Aug. die beiden Vorstädte am linken und rechten Ufer des Dnjepr. Nach seiner Rückkehr in die Heimat nahm H. wegen seiner geschwächten Gesundheit im Aug. 1813 seine Entlassung. Im Kriege von 1815 trat er wieder in Activität, wurde als Militärcommissar in das Hauptquartier Wellington's commandirt, machte die Schlacht bei Waterloo mit, zog dann mit dem Herzog in Paris ein und fungirte während der Friedensunterhandlungen als würtemb. Gesandter bei den verbündeten Monarchen in Paris. Nach seiner Rückkehr wurde er 1816 Generallieutenant und Vicepräsident des Kriegsdepartements und nach dem Regierungsantritte des Königs Wilhelm 1817 Präsident des Kriegsministeriums. Im J. 1820 wurde er vom König zum Mitglied der Kammer der Standesherren, 1829 zum Kriegsminister ernannt, 1842 jedoch in Ruhestand versetzt. Später zog er sich nach Kirchheim unter Teck zurück, wo er 30. März 1849 starb. — Von seinen Söhnen war Freiherr Karl von H., geb. 24. Mai 1805, längere Zeit (Oct. 1855 bis Oct. 1864)

Digitized by Google

württemb. Minister des königl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten; er war ein eifriger Vertreter der mittelstaatlichen Politik und starb zu Stuttgart 29. Mai 1870.

Hügel (Karl Alexander Anselm, Freiherr von), Reisender und Naturforscher, geb. 25. April 1796 zu Regensburg, studirte seit 1811 zu Heidelberg die Rechte und trat dann als Offizier in die österr. Armee, focht 1814 und 1815 mit in Frankreich und Italien, nahm 1821 an der Expedition nach Neapel theil und blieb hier als Attaché der österr. Gesandtschaft bis 1824. Darauf trat H. als Major aus der Armee, um sich zu Wien und Hietzing ausschließlich dem Studium der Naturwissenschaften und den Vorbereitungen zu einer großen Reise, insbesondere Ostindien, zu widmen. Nachdem er 1830 erst England, dann Frankreich besucht, ging er 1831 über Griechenland und Kreta nach Aegypten. Von Antiochia aus durchwanderte er Syrien und Palästina und wandte sich dann über Aden nach Ostindien, dessen westl. und südl. Theil er nach verschiedenen Richtungen hin bereiste. Im Oct. 1833 reiste H. durch den Indischen Archipel nach Australien und Neuseeland, von wo aus er über Manila, Macao und Kanton nach Kalkutta zurückkehrte. Er drang nun durch den Himalaja und Kaschmir bis nach dem westl. Tibet vor, durchreiste das Pendschab und ging dann von Attok aus über Lahore und Ludiana nach Delhi, von wo er, durch wenig besuchte Gegenden ziehend, sich wieder nach Bombay wandte. Nach einem kurzen Aufenthalte am Cap und auf St.-Helena kehrte er 1837 nach Europa zurück. Seine ungemein reichhaltigen naturwissenschaftlichen, ethnogr., numismatischen u. s. w. Sammlungen wurden den kaiserl. Cabineten und der Hofbibliothek zu Wien einverleibt. Einen Theil seiner Reise schilderte H. selbst in «Kaschmir und das Reich der Sikhs» (4 Bde., Stuttg. 1840—42). Die naturgeschichtlichen Ergebnisse derselben wurden ebenfalls nur theilweise von Endlicher, Heckel u. a. bearbeitet. Später gab H. noch «Das Becken von Kabul» (2 Bde., Wien 1851—52) heraus. Seit der Rückkehr von seiner großen Reise lebte er vorzugsweise der Horticultur, und seine Villa in Hietzing bei Wien, gegenwärtig im Besitz des Herzogs von Braunschweig, ist ihrer Blumenzucht wegen berühmt. Im Dec. 1850 ging er als österr. Gesandter nach Florenz, wo er bis zur Vertreibung des Großherzogs (1859) verblieb, und nahm dann den Gesandtschaftsposten in Brüssel an, den er jedoch 1869 niederlegte. Seitdem lebte er erst in England, später in Brüssel, wo er 2. Juni 1870 starb.

Hugenotten (Huguenots) nannte man früher in Frankreich spottweise die Anhänger der Kirchenreformation. Der Name hat nichts gemein mit Hugo, sondern ist verstümmelt aus Ignots, Iguenots (Eidgenossen), wie sich die Reformirten in Genf nannten, weil sie es mit der schweiz. Eidgenossenschaft hielten. Gleich mit Beginn der Reformation in Deutschland zeigten sich auch Anhänger derselben in Frankreich. Unter dem Schutze der Königin Margarethe von Navarra verbreitete seit 1523 Melchior Wolmar, ein Schweizer, im Süden die Lehren Luther's, und Gerhard Roussel und Jakob Lefevre stifteten luth. Gemeinden. Als später Calvin (s. d.) auftrat, griff unter dem Adel und dem Mittelstande der Abfall von der röm. Kirche noch gewaltiger um sich. Aber schon Franz I. unterdrückte die Bewegung durch Strafgesetze und ließ viele Ketzer verbrennen. Die Verbindung Heinrich's II. mit den deutschen Protestanten leistete anfangs der Reformation einigen Vorschub. Dies änderte sich, als das Haus der Guise (s. d.) bei Hofe gegen die prot. Bourbons die Oberhand gewann. Seit 1555 bedrohte ein Edict die Ketzer mit dem Feuertode. Unter Franz II. erfüllten Hinrichtungen, Confiscationen und Verbannungen das Reich mit Blut und Jammer. Solcher Gewaltmisbrauch trieb endlich die Protestanten zur Empörung, und sie wählten den Prinzen Ludwig I. Condé (s. d.) zu ihrem Haupte. Am 1. Febr. 1560 wurde zu Nantes beschlossen, den König um Religionsfreiheit und Entfernung der Guisen zu bitten; im Weigerungsfalle sollte der König in Gewahrsam genommen und Condé zum Generalstatthalter proclamirt werden. Doch der Hof, der den Plan erfuhr, floh von Blois nach Amboise und ernannte den Herzog François von Guise zum Generalstatthalter. Als einige Scharen bewaffneter Protestanten vor Amboise rückten, wurden sie geschlagen und gefangen; 1200 starben durch Henkershand. Die Guisen betrieben jetzt die Wiedereinführung der Inquisition, bewirkten aber nur, daß durch das Edict von Romorantin (1560) den Parlamenten die Ketzerverfolgung abgenommen und den Bischöfen übertragen wurde. Während die Guisen mit der Ermordung der prot. Häupter umgingen, bestieg der unmündige Karl IX. den Thron. Die Königin-Mutter, Katharina von Medici (s. d.), entfernte die herrschsüchtigen Guisen vom Staatsruder und machte den schwachen Anton von Bourbon zum Generalstatthalter. Die Guisen stifteten eine Gegenverbindung, das sog. Triumvirat, wodurch Katharina genöthigt wurde, ihre Stütze in den Protestanten zu suchen. Im Juli 1561 erschien ein Edict, das die Todesstrafe der Ketzer sowie den Schimpfnamen H. abschaffte. Zur völligen Beilegung des

Digitized by Google

Streites eröffnete der Hof auf den 3. Sept. ein Religionsgespräch zu Poissy. Der Cardinal von Lothringen und gegen ihn Theodor Beza (s. d.) waren die Hauptkämpfer. Die Unterredung hatte nur zur Folge, daß sich sämmtliche Protestanten unter dem Namen der Calvinisten vereinigten und nun mit größerer Kühnheit auftraten. Zugleich sah sich Katharina durch die Umtriebe der Triumvirn genöthigt, mehr als je mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache zu machen. Am 17. Jan. 1562 erschien ein Edict, das ihnen Gewissensfreiheit und dem Adel auf seinen Gütern freie Religionsübung gewährte.

Die Wuth der Guisen und ihres fanatischen Anhangs war grenzenlos. Am 1. März 1562 entstand zu Vassy zwischen dem Gefolge des Herzogs von Guise und den Protestanten, die in einer Scheune Gottesdienst hielten, eine blutige Metzelei, welche die Protestanten als Friedensbruch ansahen. Condé warf sich nach Orléans und rief seine Glaubensgenossen zu den Waffen, während sich die Guisen des Königs und seiner Mutter bemächtigten und die Protestanten für Aufrührer erklärten. Nachdem die Hoftruppen 11. Sept. 1562 unter großem Blutvergießen Rouen erobert, kam es 19. Dec. zur Schlacht bei Dreux, wo die Protestanten nach heftigem Kampfe das Feld räumten. Der Herzog von Guise zog nun vor Orléans, um durch die Einnahme dieses Waffenplatzes dem Feinde den Todesstoß zu versetzen, verlor aber daselbst 18. Febr. 1563 das Leben. Die Königin-Mutter schloß eiligst 19. März den Frieden von Amboise, der den Protestanten, mit Ausnahme gewisser Bezirke und Städte, freie Religionsübung verschaffte. Katharina indessen haßte den neuen Glauben und hatte sich der Protestanten nur zur Vernichtung der Guisen bedient. Sie schloß jetzt zur Ausrottung der Ketzerei ein enges Bündniß mit Spanien, beschränkte die kaum gewährte Freiheit im Aug. 1564 durch das Edict von Roussillon und trachtete Condé und dem Admiral Coligny (s. d.) fortwährend nach Freiheit und Leben. Die beiden Häupter der prot. Sache faßten endlich den Entschluß, sich auf den 29. Sept. 1567 des Königs zu Monceaux zu bemächtigen. Der Hof floh jedoch nach Paris, das Condé einen Monat einschloß. Am 10. Nov. kam es zwischen dem Prinzen und dem Connétable Montmorency bei St.-Denis zur Schlacht, wobei sich 2700 Protestanten gegen den siebenmal stärkern Feind aufs heldenmüthigste schlugen. Condé zog hierauf nach Lothringen, vereinigte sich mit einem 10,000 Mann starken Hülfscorps, das ihm der kurpfälz. Prinz Johann Kasimir aus Deutschland zuführte, und bedrohte neuerdings Paris. Katharina schloß daher den Frieden zu Longjumeau 27. März 1568, der den Vertrag von Amboise wiederherstellte. Dessenungeachtet fuhr sie fort, die Protestanten zu verfolgen; 3000 wurden unter der Hand ermordet oder hingerichtet. Condé und Coligny konnten sich kaum der Anschläge erwehren. Beide flohen deshalb nach Rochelle, wo auch die Königin Johanna von Navarra mit ihrem 15jährigen Sohne, dem spätern Könige Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich, eintraf. Nachdem sich die Protestanten aus Deutschland durch Mannschaft, aus England durch Geld und Geschütz verstärkt, begannen sie den dritten Religionskrieg. Am 13. März 1569 verloren sie aber gegen den Herzog von Anjou, den nachherigen König Heinrich III. (s. d.), bei Jarnac eine heiße Schlacht, wobei auch Condé durch Meuchelmord fiel. Mit dem Verluste dieses Hauptes fiel den Protestanten der Muth. Die Königin von Navarra suchte ihre Glaubensgenossen auf einer Versammlung zu Cognac in einer feurigen Rede wieder aufzurichten und stellte ihren Sohn als das Haupt der prot. Sache auf, dem man auch den Treueid leistete. Coligny hingegen übernahm die Leitung des Kampfs. Nachdem er sich 15. Juni 1569 mit einem Corps von 11,000 Deutschen, das ihm der Herzog Wolfgang von Zweibrücken und, als dieser unterwegs starb, der Graf Volrad von Mansfeld zuführte, vereinigt, belagerte er Poitiers, wurde aber 3. Oct. von Anjou bei Moncontour geschlagen. Der Hof benutzte jedoch den Sieg nicht, und Coligny zog aus England, der Schweiz und Deutschland bedeutende Verstärkung an sich, eroberte noch 1569 Nimes und entsetzte Rochelle, während Lanoue die Hoftruppen bei Luçon besiegte. Unter diesen Verhältnissen suchten Katharina und ihr Sohn Frieden, den die Protestanten zu ihrem Nachtheil bewilligten. Der zu St.-Germain-en-Laye 8. Aug. 1570 geschlossene Vertrag gab den Protestanten Amnestie, freie Religionsübung, mit Ausnahme von Paris, und zahlreiche Sicherheitsplätze.

Katharina versuchte jetzt die Reformation, die sie im offenen Felde nicht zu bewältigen vermochte, auf den Rath der Guisen durch Mord und Verrath zu vernichten. Nachdem die prot. Großen durch die Vermählung Heinrich's von Navarra mit des Königs Schwester und durch Vorspiegelung eines beabsichtigten Kriegs mit Spanien nach Paris gelockt und daselbst durch Schmeichelei sicher gemacht worden waren, schritt der Hof in der Nacht des Bartholomäusfestes, vom 24. zum 25. Aug. 1572, zu einer allgemeinen Niedermetzelung der Ketzer. (S. Bartholomäusnacht.) Gegen 5000 Protestanten, darunter Coligny, wurden zu Paris,

Digitized by Google

30,000 binnen zwei Monaten in den Provinzen gemordet. Durch diese ungeheuere Frevelthat ihrer Führer beraubt, griffen die Protestanten dessenungeachtet zu den Waffen. Sie verschlossen den Hoftruppen ihre wichtigsten Städte und vertheidigten dieselben mit Hartnäckigkeit. Der Herzog von Anjou, nachdem er vor Rochelle sein Heer eingebüßt, benutzte seine Berufung auf den poln. Königsthron und schloß 24. Juni 1573 Frieden, nach welchem die Protestanten freie Religionsübung in ihren Sicherheitsplätzen: Montauban, Nimes und Rochelle, übrigens sog. Gewissensfreiheit erhielten. Eine kath. Adels- und Hofpartei, die Politiker, an deren Spitze der Herzog von Alençon, der jüngste Sohn Katharina's, stand, traten jetzt mit den Protestanten zum gemeinsamen Widerstande gegen das Regiment der Königin-Mutter und der Guisen in Verbindung. Katharina bewog deshalb nach dem Tode Karl's IX. ihren dritten Sohn, den König Heinrich III., sogleich den Kampf gegen die Protestanten wieder zu beginnen. Gegen Erwarten nahm indessen im Laufe des J. 1575 die prot. Sache die günstigste Entwickelung: die Königlichen verloren viele feste Plätze, wurden bei Gordes von Montbrun besiegt und boten vergebens den Frieden an. Der Prinz Heinrich I. Condé (s. d.) führte mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir ein starkes Corps aus Deutschland herbei und vereinigte sich im März 1576 zu Moulins mit dem unzufriedenen Herzoge von Alençon, sodaß das prot. Heer 35,000, das königliche unter dem Herzoge von Mayenne nur 18,000 Mann zählte. Ueberdies machte Heinrich von Navarra in Guyenne kräftige Fortschritte. Der Hof schloß deshalb 8. Mai zu Beaulieu einen Frieden, der den Protestanten endlich volle Religionsfreiheit und sehr viele Sicherheitsplätze gewährte. Zugleich bezahlte der König die deutschen Hülfsvölker. Der Herzog Heinrich I. Guise rief jetzt in seiner Erbitterung einen kath. Bund, die Heilige Ligue (s. Liga), ins Leben. Auch der König, um der Bewegung Herr zu bleiben, mußte 6. Nov. 1576 auf dem Reichstage zu Blois dem Bunde beitreten und demzufolge den sechsten Religionskrieg eröffnen. Jedoch schon im Sept. 1577 wurde vom Könige zu Bergerac auf Grund der frühern Bedingungen Friede geschlossen, und Katharina, um die Plane des Herzogs von Guise niederzudrücken, trat mit Heinrich von Navarra zu Nerac in geheime Unterhandlungen, die den Protestanten noch einige Sicherheitsplätze eintrugen. Da indeß der treulose Hof diesen Vertrag verletzte, so eröffnete Condé im Nov. 1579 den Krieg wieder mit der Einnahme von Lafère, Heinrich von Navarra im April 1580 mit der Eroberung von Cahors. Unter Vermittelung des Herzogs von Anjou (Alençon) schlossen aber die Protestanten, die diesen Krieg im allgemeinen für unnöthig hielten, 12. Sept. 1580 zu Fleix Frieden, der ihre alten Gerechtsame anerkannte.

Die langersehnte Waffenruhe dauerte nun bis ins J. 1584, wo durch den Tod des Herzogs von Anjou Heinrich von Navarra die nächsten Ansprüche auf den franz. Thron erhielt. Die Guisen schritten bei diesem Ereignisse aufs neue zur Errichtung der Ligue, verbanden sich mit Spanien und dem Papste zur Ausrottung der Ketzerei, erklärten den Cardinal von Bourbon zum Thronfolger und begannen den Kampf gegen den König und die Protestanten zugleich. Auf Betrieb seiner Mutter mußte Heinrich III. nach einem zu Nemours 7. Juli 1585 geschlossenen Vergleich die Protestanten aller ihrer Rechte verlustig erklären. Zugleich entwickelte eine zu Paris unter dem Namen der Sechzehner zusammengetretene Ligue den furchtbarsten Fanatismus. Nachdem die Protestanten aus England Geld, aus Deutschland Heeresmacht herbeigezogen, begannen sie den achten Religionskrieg. Von den drei Armeen des Hofs wurde die eine unter dem Herzoge von Joyeuse 8. Oct. 1587 von Heinrich von Navarra bei Coutras gänzlich geschlagen. Heinrich benutzte jedoch diesen wichtigen Vortheil nicht, und der Hof durfte ruhig das deutsche Heer aus Frankreich vertreiben. Der Herzog von Guise, der alle Gewalt an sich gerissen, zwang den König 19. Juli 1588 zum sog. Reunionsedicte von Rouen, welches die Ausrottung der Ketzer durchs Schwert und die Thronausschließung Heinrich's von Navarra proclamirte. Indessen traten die Absichten des Herzogs von Guise auf eine Thronrevolution so deutlich hervor, daß der König den Herzog und dessen Bruder, den Cardinal, im Sept. 1588 auf dem Reichstage zu Blois ermorden ließ. Von der kath. Partei, die besonders die Hauptstadt beherrschte, nunmehr verlassen, mußte sich der König den Protestanten in die Arme werfen. Heinrich III. zog inmitten der prot. Truppen gegen das im Aufruhr begriffene Paris, wurde aber während der Belagerung 1. Aug. 1589 von dem Mönche Clement (s. d.) ermordet, sodaß die franz. Krone jetzt dem Haupte der Reformation, Heinrich von Navarra, zufiel. Die Lage der Protestanten veränderte sich zwar hiermit, wurde aber nicht sehr gebessert. Als der König, um in den völligen Besitz seiner Krone zu gelangen, im Juli 1593 zur kath. Kirche übertrat, hielten sich die Protestanten im Ernst verrathen; sie entzogen dem Könige ihre Hülfe und dachten an die Wahl eines neuen Hauptes. Endlich unterzeichnete Heinrich, nachdem er die Ligue

Digitized by Google

gebrochen, während der Friedensunterhandlung mit Spanien 13. April 1598 das berühmte Edict von Nantes, das in 91 öffentlichen und 51 geheimen Artikeln die Rechte der Protestanten sicherte und erweiterte. Dieselben erhielten freie Religionsübung, mit Ausnahme einiger Städte, wie Rheims und Soissons, wo besondere Verträge entgegenstanden; auch durften sie fortan Synoden, selbst unter Zuziehung auswärtiger Protestanten, halten. Der Staat gewährte jährlich die Summe von ungefähr 45,000 Thlrn. zur Unterhaltung ihrer Geistlichkeit; ihre Söhne konnten gleich den Katholiken auf franz. Schulen studiren. Ebenso wurde den Protestanten der Zutritt zu allen Aemtern und Würden und die Besetzung der bei den Parlamenten schon früher zur Schlichtung der Parteihändel errichteten Tribunale (Chambres miparties) zur Hälfte gestattet. Die Sicherheitsplätze endlich sollten sie noch acht Jahre behalten. Das Parlament bestätigte das Edict erst 25. Febr. 1599. (Vgl. Benoit, «Histoire de l'édit de Nantes», 2 Bde., Delft 1693.)

Unter Heinrich IV., dessen Minister Sully (s. d.) selbst der Reformation angehörte, lebten nun die Protestanten ohne Kränkung. Als sich jedoch Marie de' Medici, die Gemahlin Heinrich's IV., während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. der Regierung bemächtigte, erweckte die Unabhängigkeit, deren sich die Protestanten vermöge des Edicts erfreuten, den Haß und die Furcht des nach Absolutismus strebenden Hofs. Zwar beschwor der König 1614 das Edict von Nantes; die Heirathsbündnisse mit dem span. Hofe aber steigerten die Besorgnisse der Protestanten in dem Grade, daß sie im Nov. 1615 mit dem im Aufruhr begriffenen Prinzen Heinrich II. Condé (s. d.) gemeinschaftliche Sache machten. Obschon sie nochmals im Vertrage zu Loudun (4. Mai 1616) die Freiheit des Cultus bestätigt erhielten, wartete doch nur der Hof auf die Gelegenheit, wenigstens ihre polit. Stellung zu brechen. Schon im Juni 1617 befahl der schwache König durch ein Edict die Unterdrückung der prot. Kirche und der polit. Privilegien der Landschaft Béarn. Die Kanzlei zu Pau verweigerte die Einregistrirung des Edicts, und die Sache blieb liegen. Auf Anstiften der Jesuiten und des Günstlings de Luynes wurde 1620 das Edict durch Waffengewalt in Vollzug gesetzt. Die prot. Kirchen wurden niedergerissen, die geistlichen Güter confiscirt, der Katholicismus eingeführt und die Provinz der Krone einverleibt. Die Protestanten erklärten den Gewaltstreich für eine Verletzung des Edicts von Nantes und hielten zu Rochelle eine Versammlung, die der Hof als aufrührerisch verbot. Doch gaben die Protestanten, an deren Spitze jetzt die beiden Brüder Herzog von Rohan (s. d.) und Prinz Soubise (s. d.) standen, nicht nach, und der Hof eröffnete im Mai 1621 den Krieg, der ihnen zum Nachtheil ausschlug. Allmählich fielen alle prot. Städte durch Gewalt, List und Bestechung in die Hände des Königs. Endlich nach der Capitulation von Montpellier (21. Oct. 1622) erfolgte ein allgemeiner Friede, in welchem den Protestanten das Edict von Nantes bestätigt, das Recht zur Abhaltung von Versammlungen aber genommen wurde. Der Hof hielt die nähern Bedingungen des Vertrags so wenig, daß die Protestanten die Verwickelungen der Regierung in Italien benutzten und zu Anfang 1625 wieder zu den Waffen griffen. Soubise überwältigte mit einer von der Stadt Rochelle ausgerüsteten Flotte die allerdings schwache königl. Marine mehrmals. Der Cardinal Richelieu (s. d.), der jetzt das Staatsruder führte, mußte sogar den Frieden anbieten, der indeß zurückgewiesen wurde. Der Cardinal beschloß daher die Eroberung Rochelles, des wichtigsten Bollwerks der Protestanten. Nachdem er aus geliehenen engl. und niederländ. Schiffen eine Seemacht gebildet, erfocht Montmorency im Sept. 1625 über die von allen Bundesgenossen entblößten Rocheller einen entscheidenden Seesieg, dem 5. Febr. 1626 unter Englands Vermittelung ein Friede folgte. Bald merkten jedoch die Rocheller, daß sich Richelieu insgeheim zu ihrer völligen Unterwerfung rüste. Sie baten Karl I. von England um Unterstützung, und dieser sendete ihnen im Juli 1627 unter dem Herzog von Buckingham (s. d.) eine Flotte von 100 Schiffen mit 10,000 Mann. Am 10. Aug. wurde die berühmte Belagerung von Rochelle in Gegenwart des Königs und des Cardinals eröffnet. Nachdem die Engländer 8. Nov. von der Insel Ré vertrieben worden, ließ Richelieu die Stadt auch von der Seeseite durch einen mit unermeßlichen Kosten ins Meer gebauten Damm einschließen. Die Belagerten vertheidigten sich zwar tapfer, litten aber bald den furchtbarsten Mangel. Im Mai 1628 erschien unter dem Grafen Denbigh eine engl. Flotte, die nach einigen Tagen wieder absegeln mußte; die 140 Segel starke Expedition unter dem unfähigen Grafen Lindsey im September konnte ebenso wenig ausrichten. Die Noth zwang endlich 28. Oct. 1628 die Rocheller zur Unterwerfung. Von 24,000 waren noch 4000 mit dem Hungertode ringende Einwohner übrig, die völlige Amnestie erhielten. Die Stadt hingegen verlor ihre Privilegien und ihre Festungswerke. Noch hatte Rohan viele wichtige Plätze, wie Nimes, Montauban und Castres, inne; auch er mußte sich in einem Vertrage 27. Juni 1629 zu Alais auf gleiche Bedingungen

Digitized by Google

unterwerfen. Die aller Sicherheitsplätze beraubten wehrlosen Protestanten hingen nun ganz von der Willkür des Hofs ab, der jedoch ihre Gewissensfreiheit wenig beeinträchtigte. Erst als Ludwig XIV. in seinen spätern Jahren sich zur Frömmelei neigte, ließ er sich durch die Frau von Maintenon und den Beichtvater Lachaise zur Verfolgung der Protestanten verleiten. Allmählich entzog er ihnen die bürgerliche Rechtsgleichheit, und nach Colbert's Tode (1684) begann er mit dem Kanzler Letellier ihre Vertilgung. Truppenabtheilungen, mit Mönchen im Gefolge, durchzogen die südl. Provinzen, zwangen die Einwohner zur Verleugnung ihres Glaubens, rissen die Kirchen nieder und ermordeten die Prediger. Hunderttausende von Protestanten flohen nach der Schweiz, den Niederlanden, England, Deutschland, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Am 23. Oct. 1685 hob zuletzt Ludwig, nachdem er die Ketzer vernichtet glaubte, das Edict von Nantes auf. (Vgl. Rulhière, «Éclaircissements historiques sur les causes de la révocation de l'édit de Nantes», 2 Bde., Par. 1788.) Hiermit begann eine neue Flucht und zugleich eine noch furchtbarere Verfolgung. Aus der Gegend von Nimes, wo sie immer noch sehr zahlreich waren, warfen sich Tausende von Protestanten in die Cevennen (s. d.) und übten hier insgeheim ihren Gottesdienst. Gegen diese wurde 1702 der sog. Cevennenkrieg eröffnet, der unter großen Opfern und Greueln bis 1706 dauerte. Der Hof, durch den Spanischen Erbfolgekrieg gedrängt, gab endlich die Verfolgung auf, bewilligte Amnestie und störte die Protestanten nicht mehr in der heimlichen Religionsübung. Frankreich hatte mehr als eine Million seiner fleißigsten und wohlhabendsten Bürger verloren; gegen zwei Millionen jedoch waren trotz der Verfolgung ihrem Glauben treu geblieben.

Die Ruhe, deren sich die Protestanten nun länger als ein Jahrzehnt erfreuten, beförderte ihr Hervortreten, besonders in der Provence und Dauphiné, aufs neue. Im J. 1724 erließ daher Ludwig XV. auf Antrieb der Jesuiten gegen sie ein hartes Edict; allein die Blutbefehle widerstritten schon dem Zeitgeiste. Ein Edict von 1752 erklärte die prot. Trauung und Taufe für ungültig und befahl die Wiederholung derselben durch kath. Geistliche. Die Auswanderungen, die sich hiermit erneuerten, empörten selbst die Katholiken so heftig, daß der Hof das Edict zurücknahm und die Protestanten fortan wenigstens nicht mehr verfolgte. Die Wissenschaft und Literatur der Aufklärung traten nun in die Schranken; Männer wie Montesquieu und Voltaire befestigten im Volke die Toleranz. Ludwig XVI. endlich ertheilte durch ein Edict von 1787, das freilich erst 1789 einregistrirt wurde, den Trauungen und Taufen der Protestanten Gültigkeit und gab denselben die bürgerlichen Rechte, mit Ausnahme der Erlangung öffentlicher Aemter und Würden, zurück. Zwar wurde 1789 ein Antrag auf völlige Emancipation der Protestanten von der Nationalversammlung verworfen; dessenungeachtet nahm sie Protestanten, selbst Prediger ohne Widerrede als Mitglieder auf, und 1790 verfügte sie in einem Decrete die Restitution aller seit Ludwig XIV. confiscirten Güter der Nichtkatholiken. Der Code Napoléon ertheilte den Protestanten in Frankreich gleiche bürgerliche und polit. Rechte mit den Katholiken. Obschon auch die von den Bourbons verliehene Charte die Freiheit des prot. Cultus anerkannte und den Staat selbst zur Besoldung der Pfarrer verpflichtete, so sahen sich doch die Protestanten unter der Restauration mannichfach gekränkt und verfolgt. Erst die durch die Julirevolution reform. Charte Frankreichs proclamirte überhaupt die Freiheit des Gewissens und des religiösen Cultus, die denn auch in den Verfassungen seit 1848 aufrecht erhalten worden ist. Vgl. Beza, «Histoire des églises réformées en France» (3 Bde., Antw. 1580); Thuanus, «Historia sui temporis» (7 Bde., Par. 1620 u. öfter); Davila, «Storia delle guerre civili di Francia» (Veneb. 1630; deutsch von Reith, 5 Bde., Lpz. 1792—95); Court de Gébelin, «Histoire des troubles des Cevennes» (3 Bde., Villefranche 1760); Lacretelle, «Histoire de France pendant les guerres de la religion» (4 Bde., Par. 1814—16; deutsch von Kiesewetter, 2 Bde., Lpz. 1815); Felice, «Geschichte der Protestanten Frankreichs» (deutsch von Pabst, Lpz. 1855); Weiß, «Histoire des réfugiés protestants de France» (2 Bde, Par. 1853); Polenz, «Geschichte des franz. Calvinismus bis zur Nationalversammlung im J. 1789» (4 Bde., Gotha 1857—69); Schäffer, «Les Huguenots du 16e siècle» (Par. 1870); Smiles, «The Huguenots in France after the revocation of the edict of Nantes» (Lond. 1873).

Huggins (William), engl. Astronom und Physiker, geb. 7. Febr. 1824 in London, besuchte die City of London School und wurde dann von Privatlehrern vorzugsweise in der Mathematik und den Naturwissenschaften unterrichtet, Studien, die er später auf eigene Hand fortsetzte. Im J. 1852 zum Mitglied der Mikroskopischen Gesellschaft gewählt, beschäftigte H. sich mehrere Jahre mit mikroskopischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Thier- und Pflanzenphysiologie, errichtete 1855 ein Observatorium in seiner Wohnung in Tulse Hill,

Digitized by Google

einer der londoner Vorstädte, und widmete sich von nun an astron. Beobachtungen. Eine entscheidende Richtung erhielten seine Arbeiten durch Kirchhoff's Entdeckung der Spectralanalyse, deren weitere astron. Ausbildung das Hauptziel von H.' wissenschaftlichen Forschungen wurde. Als Vorbereitung dazu untersuchte er die Spectren einer bedeutenden Anzahl chem. Elemente und veröffentlichte 1864 die Resultate dieser Arbeit mit Abbildungen der Spectren in den «Philosophical Transactions». Während der folgenden Jahre beschäftigte ihn die Spectralanalyse der Nebelflecke. Er fand, daß manche derselben nur einige helle Linien in ihrem Spectralbilde zeigten, woraus hervorging, daß ihr Licht von erhitzter Materie in gasförmigem Zustand ausströme; er fand ferner, daß die Hauptbestandtheile dieser gasförmigen Materie Stickstoffgas und Wasserstoffgas seien, und zog daraus den Schluß, daß die Annahme, der zufolge jene Nebelflecken aus Sternhaufen beständen, nicht haltbar sei. Seine fernern Untersuchungen erstreckten sich auf die Spectralanalyse der Sonne und der Kometen und die Ermittelung der Bewegung der Sterne durch Veränderungen in den Linien ihrer Spectralbilder. Auch gelang es H., die Wärmegrade festzustellen, welche der Erde von mehrern Fixsternen mitgetheilt werden.

Hugi (Franz Jos.), schweiz. Naturforscher, geb. 23. Jan. 1796 zu Grenchen im Canton Solothurn, erhielt seine erste Bildung daselbst, studirte darauf vier Jahre zu Landshut kath. Theologie und verweilte dann eine Zeit lang in Wien. Er gründete das an Petrefacten aus dem benachbarten Jura reiche naturhistor. Museum, das er 1830 an die Stadt Solothurn abtrat. Nachdem er eine Zeit lang Director des Waisenhauses und Lehrer an der Realschule zu Solothurn gewesen, erhielt er 1833 die Professur der Physik und 1835 die der Naturgeschichte am Lyceum daselbst, wurde aber 1837 entlassen, weil er zum Protestantismus übergegangen war. Seine Beobachtungen vorzüglich über die Firn- und Gletscherwelt benutzte er zu einer seitdem gänzlich aufgegebenen Theorie über die Gletscher, der die Schriften «Ueber das Wesen der Gletscher» (Stuttg. 1842) und «Die Gletscher und die erratischen Blöcke» (Soloth. 1843) gewidmet sind. Andere Schriften von ihm sind: «Die Erde als Organismus» (Soloth. 1841) und «Naturhistor. Alpenreisen» (Soloth. 1830). H. starb 25. März 1855.

Hugo (Gust.), einer der berühmtesten Romanisten der neuern Zeit und nebst Savigny Begründer der histor. Rechtsschule in Deutschland, geb. zu Lörrach im Badischen 23. Nov. 1764, erhielt seine akademische Vorbildung zu Montbéliard und zu Karlsruhe, studirte 1782—85 zu Göttingen neben der Jurisprudenz mit großer Liebe Philosophie und Geschichte und wurde 1786 Lehrer des Erbprinzen Leopold Friedrich Franz von Dessau. Seinen Ruf begründete er durch die Ausgabe der «Fragmenta» des Ulpian (Gött. 1788). Im J. 1788 wurde er in Göttingen außerord., 1792 ord. Professor der Rechte, erhielt später den Titel eines Geh. Justizraths und starb daselbst 16. Sept. 1844. Er war einer der ersten, die nach Leibniz' und Pütter's Vorschlag das heutige röm. Recht nicht nach der Titelfolge, wie es damals noch auf den meisten Universitäten Sitte war, vortrugen, sondern die Rechtsgeschichte nach Zeiträumen darstellten und die Philosophie des positiven Rechts in den civilistischen Lehrcursus aufnahmen. Ihm, Haubold und Savigny verdankt das röm. Recht seine tiefere Ausbildung. Sein durch Scharfsinn, Forschung und Gelehrsamkeit gleich-ausgezeichnetes Hauptwerk ist das «Lehrbuch des civilistischen Cursus», welches sieben Bände unter nachfolgenden Titeln umfaßt: 1) «Lehrbuch der juristi. Encyklopädie» (Berl. 1811; 8. Aufl. 1835), 2) «Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philosophie des positiven Rechts» (Berl. 1809; 4. Aufl. 1819), 3) «Lehrbuch der Geschichte des röm. Rechts bis auf Justinian» (Berl. 1810; 7. Aufl. 1826), 4) «Lehrbuch des heutigen röm. Rechts» (Berl. 1811; 7. Aufl. 1826), 5) «Chrestomathie von Beweisstellen für das heutige röm. Recht» (Berl. 1807; nebst «Zusätzen», Gött. 1812; 3. Aufl. 1820), 6) «Lehrbuch der Geschichte des Rechts seit Justinian» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1830), 7) «Lehrbuch der Digesten» (Berl. 1822; 2. Aufl. 1828). Daran schließt sich sein in den einzelnen Bänden wiederholt neu aufgelegtes «Civilistisches Magazin» (6 Bde., Berl. 1814—37), welches treffliche literarisch-kritische Beiträge zur röm. Rechtsgeschichte und andern Fächern enthält. Eine Beilage zu jenen wie zu diesem bilden seine «Beiträge zur civilistischen Bücherkenntniß der letzten 40 Jahre» (2 Bde., Berl. 1828—29; Bd. 3, 1845).

Hugo (Victor Marie), berühmter franz. Dichter, geb. 26. Febr. 1802 zu Besançon, wo sein Vater, damals Oberst, später General und von Napoleon I. in den Grafenstand erhoben, in Garnison stand, verbrachte seine erste Jugend theils in einem Nonnenkloster zu Paris bei seiner Mutter, einer Vendéerin, theils in Italien und Spanien bei seinem Vater, der ihm seit 1815 einen für die militärische Laufbahn berechneten Unterricht geben ließ. Während der junge H. Mathematik trieb, machte sich aber auch seine poetische Natur und feurige Phantasie

Digitized by Google

in Versen geltend. Schon 1817 behandelte er das bei der akademischen Preisbewerbung aufgegebene Thema «Les avantages de l'étude» und ließ in sein Gedicht eine Anspielung auf seine kaum zurückgelegten 15 Jahre einfließen. Die Preisrichter sahen darin eine Mystificirung und ertheilten ihm, anstatt des Preises, nur eine Belobung. Doch erhielt er hiermit von seinem Vater die Einwilligung, den militärischen mit dem literarischen Beruf zu vertauschen. In den J. 1822—24 veröffentlichte H. die beiden ersten Bände seiner «Odes et ballades», die in der Form noch classisch, aber in der Empfindungs- und Auffassungsweise schon romantisch, durch den Vollklang der Verse überraschten; 1826 folgten der Roman «Bug Jargal» und der dritte Band seiner «Odes et ballades», in welchen die classische Form seiner ersten Gedichte immer mehr zurücktritt und die beliebte Redefigur des Dichters, die Antithese, sich stark geltend macht. Sein Bruch mit dem Classicismus entschied sich durch das 1827 herausgegebene Drama «Cromwell». Die dazu geschriebene Vorrede entwickelte die ästhetische Theorie der neuen Richtung, die dahin lautete, daß es sich in der Kunst nicht anders als im Leben verhalte. Das Drama entspringe aus der Verbindung des Erhabenen mit dem Grotesken und sei der Ausdruck der neuern Zeit. «Cromwell» war nicht für die Bühne geschrieben, wurde aber als literarisches Werk Gegenstand der heftigsten Polemik. Im J. 1828 erschien eine neue Sammlung Oden, «Les Orientales», die bewies, bis zu welchem wunderbaren Grade der Dichter Form und Rhythmus in seiner Gewalt hatte. Man zweifelte nicht, daß die moderne franz. Lyrik hiermit ihren Ausdruck gefunden, aber tiefer blickende Kritiker bemerkten freilich, wie sich hinter all der Farben- und Bilderpracht weder ein lebendiger Gedanke, noch ein wahrhaft ergriffenes Herz, noch eine tiefere Stimmung erkennen ließe. Die Parteigänger des Dichters wünschten zu diesem lyrischen Bravourstück ein Bühnenstück hinzu, welches ebenso der neuen Dramatik die maßgebende Kunstform verschaffen könnte. H. schrieb 1829 das Drama «Marion Delorme», dessen Aufführung die Theatercensur untersagte. Das Drama «Hernani» wurde 26. Febr. 1830 auf dem Théâtre Français aufgeführt. Hierauf erschien der histor. Roman «Notre-Dame de Paris» (1831), welchen die scheinbare Treue der Zeit- und Ortsfarbe, das absichtliche Gemisch von Schönem und Unschönem, von Einfachem und Seltsamem, die Originalität einzelner Charaktere, das dramatische Interesse des Ganzen zum Hauptwerk unter H.'s prosaischen Dichtungen machen. Das Drama «Le roi s'amuse» (1832) veranlaßte stürmische Auftritte im Théâtre Français und wurde nach der ersten Vorstellung auf ministeriellen Befehl verboten. Sodann folgten die Dramen «Lucrèce Borgia» und «Marie Tudor» (1833), «Angelo» (1835), «Ruy-Blas» (1838), «Les Burgraves» (1843), und neue Sammlungen lyrischer Gedichte: «Feuilles d'automne» (1831), «Chants du crépuscule» (1835), «Voix intérieures» (1837), «Les rayons et les ombres» (1840), unter welchen die erste und die dritte die Meisterstücke seiner poetischen Leistungen in Versen sind. Er wurde 1841 in die Akademie aufgenommen und 1843 zum Pair ernannt.

H. trieb unter allen Regierungen eifrig Politik, je nach seiner zeitweiligen poetischen Stimmung. Royalistisch und katholisch gesinnt oder vielmehr gestimmt, kämpfte er für die Sache des bourbonischen Throns und der Staatsreligion in den Oden, in welchen er die Rückkehr der Bourbonen und die Helden der Vendée besang. Unter Karl X. und Ludwig Philipp beförderte er mit seiner «Ode à la colonne» und «Napoléon II» die Ausbildung der napoleonischen Partei und Legende und verlangte in der Pairskammer die Zurückberufung der Bonaparte. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er zu Paris in die Constituante gewählt, wo er sich zur monarchisch-reactionären Majorität hielt und durch das Wunderliche und die Inconsequenz seines Verhaltens beim Abstimmen über die wichtigsten Fragen bemerklich machte. Nach seiner Wiederwahl in die Legislative verleugnete er seine Vergangenheit und wurde der Wortführer der demokratisch-socialen Partei. Als Ludwig Napoleon's Wiederernennung zur Sprache kam, eiferte er aufs heftigste gegen «Napoleon den Kleinen», gegen den «Augustodulus», sodaß nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 H.'s Name auf der Proscriptionsliste obenangesetzt wurde. Er flüchtete zuerst nach Belgien, sodann nach der Insel Jersey, von wo man ihn wegschickte, weil er in Betreff eines zum Aufhängen verurtheilten Verbrechers einen unehrerbietigen Brief an die Königin von England geschrieben hatte, und bewohnte nachher die Insel Guernsey, den «Felsen», wo er sich ein fürstl. Haus (Hauteville-House) bauen ließ und auch wohnen blieb, obgleich ihm die Amnestie vom 15. Aug. 1859 die Rückkehr nach Frankreich gestattete. Aus der Verbannung datirte er ein mit aller Bitterkeit persönlichen Grolls geschriebenes Pamphlet «Napoléon le Petit» (Brüss. 1852) und einen gleich maßlos leidenschaftlich abgefaßten Band Gedichte «Les châtiments» (Brüss. 1852). Hierzu kamen

Digitized by Google

später ruhigere Werke: «Les contemplations» (2 Bde., Par. 1856 u. öfter), Erinnerungen aus dem frühern Leben des Dichters und Ergebnisse seiner spätern Weltansicht; «La légende des siècles» (2 Bde., Par. 1859), eine umfassende Sammlung von Gedichten; «Les misérables» (10 Bde., Par. 1862), ein großer socialer Roman, worin er die gesellschaftlichen Ungleichheiten in farbenreicher Weise schildert; die Abhandlung «William Shakespeare» (1864), «Les chansons des rues et des bois» (1865), «Les travailleurs de la mer» (1866) und «L'homme qui rit» (4 Bde., Par. 1869; deutsch von Büchmann, 4 Bde., Berl. 1869), ein Roman der seltsamsten Art. Etliche Tage nach dem 4. Sept. 1870 kehrte H. nach Paris zurück, und eine von seinen ersten Handlungen war, daß er den siegreich vorrückenden Deutschen in einem glühenden Aufruf zumuthete, ohne weiteres umzukehren und den gottlosen Gedanken der Belagerung einer Stadt wie Paris aufzugeben. Bei den Wahlen 8. Febr. 1871 wurde er vom Seine-Departement in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm und 8. März seine Entlassung gab. Am 18. März, im Moment des Ausbruchs der Commune, brachte H. die Leiche seines plötzlich am Schlagfluß gestorbenen ältesten Sohnes, Charles Victor H., von Bordeaux nach Paris, begab sich sodann nach Brüssel und trat in einem 26. Mai an den Redacteur der «Indépendance belge» gerichteten Briefe für die Commune ein, mußte aber, infolge feindseliger Zusammenrottungen vor seinen Fenstern, die Stadt verlassen und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in London nach Paris zurück, wo er bei den Senatorwahlen 30. Jan. 1876 für das Seine-Departement gewählt wurde. Die Schreckniſse des Deutsch-Französischen Kriegs schilderte er in grell poetischer Form in «L'année terrible» (Par. 1872); darauf folgte der Revolutionsroman «Quatre-vingt-treize» (3 Bde., Par. 1874; deutsch von Schneegans, 3 Bde., Straßb. 1874), und unter dem Titel «Actes et paroles» (3 Bde., Par. 1875—76; deutsch im Auszug, Stuttg. 1876) gab er ein Memoirenwerk über sein öffentliches und intellectuelles Leben von 1841 ab heraus; diesem folgte «L'art d'être grand-père» (Par. 1877). Obgleich in seinen spätern Erzeugnissen die Denkungsweise in Bezug auf Staat und Gesellschaft eine ganz andere ist, hat doch sein Stil in den prosaischen Werken dieser Periode das Glänzende, Lebhafte und Gewaltige seiner frühern Diction durchgängig behalten; dagegen verrathen seine letzten Poesien die Stufe des Verfalls, nämlich ausschweifende Phantasie, grelles Colorit und argen Verstoß gegen die Hauptregeln der franz. Metrik. Als Haupt der romantischen Schule in Frankreich hat H. an die Stelle literarischer Tradition, die von classischen Mustern nur noch den äußern Zuschnitt bewahrte, die freie Wahl des Stoffs und die ungehinderte Bewegung des Geistes gesetzt und so in die Dichtkunst wieder Kraft und eigenes Leben gebracht. Daß diese Reaction gegen die fesselnde Regel und Convenienz bei dem Meister und zumal bei dessen Schülern zu Uebertreibungen führte, war fast unvermeidlich. Der Haß gegen conventionelle Schönheit und abstracte Charakteristik verleitete zur Verleugnung des Schönen und Idealen, sodann zur Ehrenrettung und Verherrlichung des Unschönen und Ungeheuerlichen physischer und moralischer Art. Dennoch hat die von H. durchgesetzte literarische Umwälzung bleibende Bedeutung als eine Epoche der franz. Literaturgeschichte. H.'s sämmtliche Werke sind in vielen Ausgaben erschienen, die vollständigste in 26 Bänden (Par. 1858 fg.; deutsch, 21 Bde., Stuttg. 1858—62). Interessante biographische Nachrichten findet man in der Schrift (von seiner 1868 zu Brüssel gestorbenen Frau): «Victor H., raconté par un témoin de sa vie» (6. Aufl., 2 Bde., Par. 1865; deutsch von Diezmann, 2 Bde., Lpz. 1863).

Zwei Brüder H.'s haben sich ebenfalls als Schriftsteller bekannt gemacht. Der erste, Eugène H., geb. 1801 und Verfasser einiger Gedichte, starb 1837; der zweite, Jules Abel H. (gest. 1855), veröffentlichte zahlreiche histor. und malerisch-geogr. Werke, unter anderm «Histoire de la campagne d Espagne en 1823» (2 Bde., Par. 1824) und «Histoire de l'empereur Napoléon» (Par. 1833). — Des Dichters Söhne, Charles Victor H. und François Victor H., geb. zu Paris, der erste 2. Nov. 1826, der zweite 22. Oct. 1828, traten nach der Februarrevolution als Journalisten auf. Bis 1851 arbeiteten sie für das von ihrem Vater begründete Tageblatt «L'Événement», und nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. theilten sie freiwillig dessen Verbannung. Charles schrieb «Le cochon de Saint-Antoine» (3 Bde., Par. 1857), ein großes pantheistisches Phantasiegemälde, «La Bohème dorée» (2 Bde., Par. 1859), «La chaise de paille» (Par. 1859) u. s. w. François verfaßte histor. Werke, z. B. «L'Isle de Jersey» (1857), und lieferte Uebersetzungen aus dem Englischen, darunter eine von Shakspeare's sämmtlichen Werken (13 Bde., Par. 1860 fg.). Zur Zeit der allgemeinen Wahlen 1869 begründeten beide Brüder in Gemeinschaft mit Baguerie ein dem Kaiserreich

Digitized by Google

äußerst feindliches radical-polit. Journal «Le Rappel», welches seitdem ein stetiger Vertheidiger der ultrademokratischen und socialistischen Partei geblieben ist. Charles H. starb, vom Schlag gerührt, in Bordeaux 16. März 1871. François H. verschied 26. Dec. 1873 zu Paris.

Hugo Capet, s. Capetinger.

Hugo von Trimberg, von einem Dorfe im Würzburgischen so genannt, das wahrscheinlich sein Geburtsort war, seit 1260 Magister und Rector der Schulen an dem Collegiatstift Maria's und Gangolf's in der Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, ist bekannt als der Verfasser des «Renner», eines seinerzeit sehr beliebten, in vielen Handschriften erhaltenen Lehrgedichts, das er 1300 vollendete. Auf die Besserung und Belehrung der Zeitgenossen gerichtet, enthält es eine Schilderung des Zustandes und der Lebens- und Sinnesweise derselben, namentlich eine Rüge ihrer Gebrechen und Laster. Sehr wichtig für die Sittengeschichte, zeugt es wenigstens in den zahlreich eingewebten Beispielen und Erzählungen von poetischer Begabung, mehr freilich noch von der wackern treuen Gesinnung, dem heitern Ernst des Verfassers, der von umfassender theol. und altclassischer Bildung erscheint und den deutschen Ausdruck mit Kraft und großer, auch in zahlreichen Wortspielen sich kundgebender Gewandtheit handhabt. «Renner» hat er es genannt, weil es durch alle Lande rennen sollte, aber auch mit Beziehung theils auf die Mannichfaltigkeit des Inhalts, durch den er «vürbaz rennet», theils auf den Mangel an festem Plan in demselben. Auch auf ein Büchlein, «Der Samener» (Sammler), das er schon 1266 abgefaßt, aber aus Verdruß über den Verlust eines Theils der Handschrift nicht beendet hatte, hat er dabei Rücksicht genommen, wenn er sagt: «Jenz loufet vor, diz rennet nach». Vollständig wurde der «Renner» zuerst herausgegeben aus einer 1347 geschriebenen erlanger Pergamenthandschrift von dem bamberger Historischen Verein (3 Hefte, Bamb. 1833—36); in der Sebast. Brant mit Unrecht beigelegten Bearbeitung (Frankf. 1549) ist das Gedicht mit großer Willkür umgestaltet. Vgl. Janicke in Pfeiffer's «Germania» (Bd. 2 u. 5).

Hugtenburgh (Jan van) oder Huchtenburg, ausgezeichneter Schlachtenmaler, geb. zu Harlem 1646, hatte in Rom seinen früh verstorbenen Bruder Jakob van H. und dann in Paris van der Meulen zu Lehrern; seine Hauptmuster aber waren die Werke Phil. Wouverman's. Prinz Eugen von Savoyen ließ von ihm seine 1708 und 1709 mit dem Herzog von Marlborough gelieferten Schlachten malen, die auch in einem Kupferwerke (Haag 1725) erschienen. Im J. 1711 ging H. an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz, wo er mehreres arbeitete und in großen Ehren stand. Sein Greisenalter brachte er meist im Haag zu und starb zu Amsterdam 1733. Er übertraf van der Meulen und näherte sich Wouverman in Zartheit der Behandlung und Lebendigkeit der Darstellung, ja selbst in der Luftperspective. Seine Charakteristik der verschiedenen Leidenschaften, Individuen und Völker erregte die Bewunderung der Zeitgenossen. Auch seine radirten Blätter und Kupferstiche haben Verdienst. — Sein Bruder, Jakob H., ein Schüler Bergham's, hat sich ebenfalls einen Namen gemacht.

Huhn (Gallus), die typische Gattung der Hühnervögel (s. d.), unterscheidet sich von seinen nächsten Verwandten, wie z. B. den Fasanen, durch nackte, schlaffe Hautlappen, die am Kinn herabhängen, einen Fleischkamm oder Federbüschel auf dem Kopfe, schmale Spitzfedern am Halse, Sporen beim Männchen an den starken Füßen, deren Hinterzehe den Boden nur mit dem Nagel berührt. Die wilden Arten dieser Gattung, die den Naturforschern erst seit dem Ende des 18. Jahrh. bekannt wurden, leben alle in Ostindien und auf den Sunda-Inseln in den Wäldern, an deren Saume sie sich namentlich gern aufhalten. Wie unser Haushuhn bilden sie Familien, aus einem Hahn, zwanzig und mehr Hennen und den Küchlein derselben bestehend, und sind sehr scheu und flüchtig, indem der durch Größe und Federschmuck ausgezeichnete Hahn die Wacht hält, während die Familienglieder fressen. Im übrigen scheint die Lebensweise dieser wilden Hühner ganz derjenigen unserer Haushühner ähnlich, auch lassen sich die meisten derselben leicht zähmen, wenn sie als Küchlein weggefangen werden. Von Bedeutung für die Geschichte unsers Haushuhns scheinen besonders vier Arten: 1) das Jagohuhn (G. giganteus) in den Wäldern des südl. Sumatra und östl. Java, von den Europäern Kulmhuhn genannt, die größte Art, mit doppeltem, kronenförmigem Kamme; 2) das Bankivahuhn (G. Bankiva) von Java und Sumatra, von der Größe unsers gewöhnlichen Haushuhns, mit langen, zerschlissenen Federn am Halse, Kamm und Lappen wie unser H.; 3) das Sonnerathuhn (G. Sonnerati), dessen untere Halsfedern in eine glänzende runde Platte enden, kommt in Indien vor, wird dort zu Hahnenkämpfen gezüchtet und hat weder Kamm noch Lappen; als Leschenault es zuerst entdeckte, hielt man es fälschlich für die Urart unsers Haushuhns; 4) das Wallikilihuhn (G. ecaudatus) in den Wäldern Ceylons, ohne

Digitized by Google

Schwanz, durchaus braun-goldglänzend. Unser Haushuhn (G. domesticus) ist in unzähligen Rassen und Spielarten über die ganze bewohnte Erde verbreitet, mit Ausnahme der hohen Gebirge und der Polargegenden, wo es unfruchtbar und deshalb nicht mehr gezüchtet wird. Es verräth überall seine südl. Abstammung durch seine Vorliebe für warme, sonnige Plätze, die Scheu vor Kälte und die Schwierigkeit der Züchtung in kältern Gegenden. Die Nachforschungen in den Pfahlbauten beweisen, daß es in der Urzeit in Europa nicht existirte, sondern offenbar mit andern Arten erst zur Zeit der Metalle dort eingeführt und wahrscheinlich vom Mittelmeere aus verbreitet wurde. Nach den Philippinen und Oceanien wurde es von den Malaien, nach den übrigen Welttheilen, wo es ursprünglich nicht existirte, von den Europäern eingeführt. Die gegenwärtigen Rassen sind höchst wahrscheinlich durch Züchtung der wilden und durch Kreuzung derselben nach und nach entstanden. So schreibt man die großen Rassen, wie das Sarsevese- oder Paduahuhn, das persische, das Astrachan- und Peguhuhn sowie das Hollen- oder Haubenhuhn, dem wilden Jagohuhne zu, während der europ. Kampfhahn, das gewöhnliche Haushuhn, das hamburgische und ähnliche Rassen dem Bankiva, das Kluthuhn oder virginische H. dem Wallikili zugetheilt werden. Außer diesen Rassen hat man noch in neuerer Zeit die Rassen von Cochinchina und Brahmaputra eingeführt, welche ebenfalls wilden Arten zu entsprechen scheinen. Die Zwerghühner mit nackten oder befiederten Füßen (Bantamhuhn), das friesländ. Strupphuhn mit zerschlissenen, aufgesträubten Federn, das Negerhuhn mit schwarzer Haut und schwarzen Kielen und einige andere Rassen scheinen hingegen aus der Züchtung von abnormen Individuen hervorgegangen zu sein. Die Lebensweise des Haushuhns ist bekannt. Die Züchtung kann nach verschiedenen Richtungen hin ausgebildet werden. (S. Geflügelzucht.) In Indien, Spanien und England werden noch jetzt besondere Rassen zu Hahnenkämpfen gezüchtet, wozu eine specielle Nahrung, mit vielem Fleisch vermischt, und Pflege gehören. Für den ökonomischen Gebrauch können zwei Richtungen der Zucht besonders in das Auge gefaßt werden: die Eier- und die Fleischproduction. Für erstere werden die mittlern und kleinen Rassen vorgezogen, da sie weit mehr Eier legen, während man die großen Rassen mehr zur Mästung verwendet. In beiden Zweigen sind die Franzosen und Briten Meister. Frankreich schickt jährlich für viele Millionen Eier nach England und gemästete Hühner, Kapaunen und Poularden in die ganze Welt. Gut und zweckmäßig gefütterte Hühner legen von Februar bis October täglich ein Ei; die Fruchtbarkeit währt bis zum 10. Jahre. Zu besserer Mästung werden Hähne wie Hühner verschnitten; erstere heißen Kapaunen, letztere Poularden. Hauptbedingungen der Zucht sind: warme, sonnige Plätze und Schlafstellen; Sand, in welchem die Hühner sich einscharren und den sie aufpicken können; Kalk, der ihnen zum Bau der Eierschalen nothwendig ist; gutes Trinkwasser. Die hühnerologischen Vereine, die für Poultromanie, die zoolog. Gärten haben in neuester Zeit viel zur Züchtung reiner Rassen und deren Verbreitung beigetragen. Vgl. Wegener, «Das Hühnerbuch» (2. Aufl., Lpz. 1877).

Hühnerauge (verdorben aus dem altdeutschen hörnin ouge, hörnernes Auge), Krähenauge oder Leichdorn (clavus oder helos) nennt man die Verdickung der hornartigen Masse der Oberhaut, welche durch einen anhaltenden Druck auf eine bestimmte Hautstelle entsteht, besonders wenn zwischen dieser und dem darunterliegenden Knochen nur ein schwaches Polster von Fett oder Fleisch sich befindet. Daher erscheint diese Verdickung am häufigsten an den Füßen, insbesondere auf dem Rücken der Zehen bei Personen, welche enge Fußbekleidung tragen, selten an andern Körperstellen, z. B. auf dem Knie bei Personen, die viel knien, am obern Rande des Hüftknochens durch den Druck einer Schnürbrust. Die Hornmasse bildet gewöhnlich einen in die Tiefe der Lederhaut hineinragenden Keil oder Zapfen, an dessen Ende öfters infolge der Quetschung Blut austritt und meist lebhafter Schmerz stattfindet. Nicht selten bildet sich unter dem H. ein kleiner Schleimbeutel im Unterhautzellgewebe, welcher sich gelegentlich entzündet, auch wol vereitert. Das H. verschwindet meist von selbst, nach Aufhebung des Drucks, durch den es entstand. Gefensterte Pflaster (ein Stück Feuerschwamm mit einem Loch in der Mitte, ein Filzring, beide auf der Unterseite mit Gummi oder Heftpflaster bestrichen) schützen das H. gleichfalls vor Druck und bringen es bei consequenter Anwendung zum Verschwinden; gegen H. auf der Fußsohle trägt man Filzsohlen mit einem ebensolchen Loch. Warme Bäder, Pflaster irgendwelcher Art erweichen das H., und es läßt sich dann mit einem stumpfen Instrument ausheben oder wenigstens leicht abschaben. Mit dem Gebrauch des Messers muß man vorsichtig sein, weil ein zu tiefer Schnitt gefährliche Folgen nach sich ziehen kann. Aehnliche Hypertrophien der Oberhaut sind die Hautschwielen und das Haut-horn, welche am zweckmäßigsten mit dem Messer entfernt werden.

Digitized by Google

Hühnerdarm, Pflanzenart, s. Stellaria.

Hühnerhund. Diejenigen Hunderassen, die vorzüglich Federwild aufsuchen und vor demselben stehen bleiben, nennt man H. oder Vorstehhunde. Die Hauptanforderungen an diese Hunde sind folgende: sie sollen das Wild, besonders Feldhühner, Wachteln, Schnepfen, Fasanen, Enten und auch Hasen, die Nase hoch haltend unter stetem Hin- und Herrevieren vor dem Jäger, leicht wittern; sich demselben behutsam nähern; ihm langsam nachziehen, wenn es vor ihnen hinläuft; da wo es sich drückt, in einiger Entfernung vor demselben stehen; dem gesunden Hasen nicht nachjagen, noch dem vor ihnen hinstreichenden Federwild flüchtig folgen; angeschossenes Wild sogleich, ohne es zu drücken oder zu zerreißen, apportiren. Das Wasser sollen sie zu keiner Zeit scheuen, sondern an jedem von dem Jäger bezeichneten Orte hineinfahren, überhaupt dem leisesten Winke des Jägers folgen. Diese Eigenschaften sind zum Theil angeboren, zum Theil werden sie dem H. durch die Dressur beigebracht. Am häufigsten wendet man die Parforcedressur an, bei der dem Hunde durch Strenge und harte Strafen die pünktliche Folgsamkeit gelehrt wird. Durch strenge Dressur gelingt es zuweilen, auch andere Hunderarten vollkommen für die Jagd auf Federwild abzurichten. Zu den besten H. zählt man: die englischen (pointers, glatthaarige, setters, langhaarige), die gewöhnlich im Galop revieren und sehr flüchtig sind; die deutschen, langsamer, im kurzen Trabe suchend, hart in der Dressur; die podolischen, stark, schwer, häufig mit gespaltener Nase, im kurzen Galop revierend, leichter in der Dressur; die dänischen, mit ziemlich langem Bockshaar oder rauhem Flockhaar und einer langen Fahne an der Ruthe, leicht in der Dressur; die französischen, meist langhaarig, weiß mit bunten Flecken, weich, u. s. w. In England gebraucht man bei der Hühnerjagd neben dem H. noch die sog. Retrivers zum Apportiren des erlegten Wildes.

Hühnervögel oder Scharrvögel (Gallinacei, Rasores) nennt man eine große Ordnung, die unter den nestflüchtenden Vögeln oder Pippeln, bei welchen die Jungen nicht im Neste genährt werden, den ersten Rang einnehmen. Es sind meist auf dem Boden lebende, verhältnißmäßig schwere Vögel mit kurzem, breitem, meist kuppig herabgebogenem Schnabel, nackten oder schwieligen Stellen an Kopf und Hals, aus denen oft Kappen und Kämme hervorwachsen, kräftigen, beschildeten, hohen, vierzehigen Füßen, deren Hinterzehe indeß meist über dem Boden eingelenkt ist, während die drei vordern Zehen kurze, breite und stumpfe, zum Scharren der Erde geeignete Krallen tragen; mit derbem, straffem, oft in den schönsten Farben spielendem Gefieder, kurzen, dichten, gewölbten Flügeln und häufig sehr entwickeltem Schwanze. Die H. leben meist an der Erde, fliegen schwer mit rauschendem Flügelschlage, nähren sich von allem, was an und in dem Boden zu finden ist, am liebsten von Samen, aber auch von Insekten, Würmern und Knospen, machen ein kunstloses, offenes Nest am Boden, in dem sie viele Eier bebrüten, und leben meist in Vielweiberei. Das Männchen ist in diesem Falle weit größer und schöner gefärbt als die Weibchen. Man kennt über 300 Arten, welche über die ganze Erde verbreitet sind und in mehrere Gruppen zerfallen: die eigentlichen Hühner (Phasianidae), die Feldhühner (Tetraonidae), die Steißhühner (Crypturidae), die Flughühner (Pteroclidae), die Großfußhühner (Megapodidae), die Laufhühner (Turnicidae) und die Baumhühner (Cracidae), von welchen die erstern meist Hausthiere geworden sind.

Huissier (gebildet aus dem altfranz. huis, welches Thür bedeutet, sich aber jetzt nur noch in der franz. Gerichtssprache: huis clos bei verschlossenen Thüren, erhalten hat) bezeichnet im buchstäblichen Sinne soviel als Thürsteher oder Thürschließer. Huissiers de la chambre du roi hießen die Hofdiener, welchen die Aufsicht über die Thüren im Innern des Schlosses anvertraut war; sie gehörten zu den ältesten Dienstmännern des königl. Hauses. Die H. des Staatsraths und der Staatskanzlei hießen Huissiers de la chaîne, weil sie eine goldene Kette um den Hals trugen. Früher nannte man Huissiers d'armes die Diener, die im Zimmer des Königs standen und den Eintretenden die Thüren aufmachten. Jetzt heißen H. die Bedienten, die sich im Vorzimmer der Minister oder anderer hoher Staatsbeamten aufhalten, um die Personen, welche sie empfangen, einzuführen. Auch führen diesen Namen die Pedelle, die bei den Sitzungen gewisser Körperschaften, z. B. des Instituts, des Senats, des Gesetzgebenden Körpers u. s. w., den Dienst versehen. In der Gerichtssprache wird das Wort, obschon es in gewissen Fällen seine ursprüngliche Bedeutung behält, doch meist in einem andern Sinne genommen. Der H. ist hier ein Gerichtsdiener, Gerichtspedell, der allerdings vor den Magistratspersonen die Thüren auf und sie hinter ihnen wieder zumacht, dabei aber gewöhnlich und ganz besonders beauftragt ist, die Vorladungen, Mahnungen, kurz alle in Form Rechtens ausgefertigte Urkunden, die sog. exploits, den streitenden Parteien anzusagen und auszurichten. Bei jedem Polizei-,

Digitized by Google

Handels- und Friedensgericht ist eine gewisse Anzahl solcher H. angestellt. Es gibt deren zwei Arten: einfache H. und sog. Huissiers audienciers, die bei den Audienzen zugegen sein müssen, um daselbst Ordnung zu halten, die Streitsachen aufzurufen und die Befehle des Gerichtspräsidenten zu vollstrecken. Die Hussiersstellen sind wirkliche Aemter, die wie ein Eigenthumsrecht abgetreten werden. Wie die Advocaten, Notare u. s. w. sind die H. zunftgemäß organisirt.

Hulda oder Holda, ein Beiname der großen germ. Göttin, von ihrer Huld gegen die Menschen entnommen, und wie Berchta zum scheinbar selbstständigen Namen geworden, der in der Frau Holle der mitteldeutschen Volksüberlieferung fortlebt. Sie waltete über dem Segen der Erde und des Hauses; darum sind die elbischen Geister ihr Volk und die Seelen der ungeborenen Kinder bei ihr, in ihren Quellen oder in ihren Höhlen, und zu ihr kehren auch die Seelen der sterbenden Kinder zurück. Bei der spätern Vermengung der Hexen mit den Elben wurden auch die Hexen zu ihrem Gefolge gerechnet und Hexenfahrt an vielen Orten Hollenfahrt genannt.

Huldigung nennt man die feierliche und eidliche Gelobung (homagium), dem Lehns- und Landesherrn «treu, hold und gewärtig zu sein», besonders aber die Landes- oder Staatshuldigung, d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorsams von seiten der Unterthanen gegen ihren Landesregenten. Die Landeshuldigung gilt dem Staatsvereine überhaupt und unterscheidet sich dadurch von dem Lehnseid (vasallagium), dem Bürgereid, dem Erbeid und dem Amts- oder Diensteid, in welchen sie jedoch mitenthalten zu sein pflegt. Die Landeshuldigung ist zwar das äußere Zeichen der Landeshoheit auf der einen und der Landesunterthänigkeit auf der andern Seite, nicht aber die Bedingung derselben; beide werden vorausgesetzt, und man ist nicht darum Unterthan, weil man huldigt, sondern man huldigt darum, weil man Unterthan ist. Wer die H. annimmt, erklärt sich dadurch für den wirklichen Landesherrn, und wer sie leistet, erkennt die Rechtmäßigkeit des Regenten an und unterwirft sich demselben. Ein neuer Regent pflegt eine allgemeine H. anzunehmen, welcher nach der Staatsverfassung gewöhnlich ein förmlicher Eid oder doch die ausdrückliche Erklärung vorangeht, die Verfassung treulich zu beobachten. Sodann schwören die Civil- und Militärbeamten in Person, die obersten in die Hände des Souveräns, die übrigen in die Hände ihrer Vorgesetzten, die Einwohner öffentlich in Masse. Jetzt wird seitens der Regenten auf die förmliche H. der Unterthanen meist verzichtet; man pflegt sich mit der Eidesleistung und H. des Militärs zu begnügen.

Hülfsgesellschaften (engl. Friendly Societies) sind Vereinigungen meist unbemittelter Leute zum Zweck gegenseitiger Unterstützung oder Versicherung bei solchen Schäden, welche die Person der Mitglieder treffen, insbesondere bei Krankheit, Invalidität, Altersschwäche und Todesfall, also Schädigungen durch natürliche Ursachen. Die Unterstützung kann aber auch als Reisegeld, Hülfsgeld bei Arbeitslosigkeit, Erziehungsgeld für Kinder u. dgl. gewährt werden, was mehrfach mit den erstern Zwecken verbunden wird. Die H. unterscheiden sich einerseits von den Wohlthätigkeitsgesellschaften durch die ausschließliche oder doch überwiegende Selbsthülfe, welche die Betheiligung nur zahlender, sog. Ehrenmitglieder, nicht ausschließt; andererseits von den Genossenschaften im engern Sinne (Vorschuß-, Consum-, Rohstoffvereine u. a.) durch den vorwiegenden Charakter der Versicherung; zu den Genossenschaften im weitern Sinne sind aber die H. zu zählen, ja sie bilden die natürlichsten und daher die ältesten Genossenschaften. Schon im Alterthum, besonders als Begräbnißkassen vorkommend, entfalteten sie sich seit dem frühen Mittelalter im engsten Anschluß an religiöse, Standes- und Berufsvereinigungen (Gilden, Innungen, Gesellenbruderschaften, besonders ausgebildet bei den bergmännischen Knappschaften Deutschlands). Diese H. verknöcherten besonders in Norddeutschland in der Zeit der polizeilichen Bevormundung zu den sog. Zwangskassen, indem durch Ortsstatut oder Anordnung der Behörden nicht nur sämmtliche gewerbliche Arbeitnehmer zu Beiträgen an H. überhaupt, sondern an bestimmte Kassen verpflichtet wurden, womit vielfach eine entsprechende Verpflichtung der Arbeitgeber verbunden war. Solcher Gebundenheit gegenüber entwickelten sich seit dem 18. Jahrh. hauptsächlich in Großbritannien die freien H., welche vermöge der Selbstverwaltung und dem Anschmiegen an die Eigenschaften und Bedürfnisse der untern Klassen eine immer wachsende Verbreitung und Ausbildung erlangt, die Zwangskassen weit überflügelt haben. Die engl. Gesetzgebung war seit 1793 bemüht, durch Normativgesetze den freien H., welche sich in mannichfaltigster Weise gestalteten, Schutz und Förderung zu gewähren; Eingriffe in die Selbstständigkeit der H., die zeitweise versucht wurden, erwiesen sich als schädlich, während andererseits die H. aus freiem Antriebe mehr und mehr die rationellen Einrichtungen auf Grund zuverlässiger Krankheits- und Sterblichkeitstafeln annahmen und erkannte Misbräuche abstellten. Hierin zeichnen sich vor allen die großen verzweigten H. oder «Orden» aus, von denen z. B. eine

Digitized by Google

einzige Gesellschaft der Odd Fellows Anfang 1873 4003 Logen (Zweigkassen) in England, Schottland, Irland, den Colonien und dem Auslande mit 470,043 Mitgliedern und 64½ Mill. Mark Vermögen besaß; die Jahreseinnahme dieser H. betrug 11¼ Mill. Mark. Nach glaubwürdiger Berechnung existiren allein in England und Wales rund 32,000 H. mit 4 Mill. Mitglieder und 240 Mill. Mark Vermögen; bei weitem die größte Zahl dieser H. gewähren nur Kranken- und Sterbegeld. Auch in der Schweiz haben sich die H. bei vollständiger Freiheit außerordentlich verbreitet; in Frankreich und Belgien dagegen sind dieselben zurückgeblieben.

Für Preußen und andere deutsche Staaten wurde das Zwangskassensystem zuerst durch die Reichsgewerbeordnung von 1869 durchbrochen, indem dieselbe den Arbeitnehmern die Wahl zwischen den Hülfskassen freistellte. Obgleich diese Freigebung von den Landes- und Communalbehörden durch engste Auslegung in hohem Grade beschränkt wurde, nahmen die freien H., besonders in Verbindung mit den Berufsvereinigungen, einen bedeutenden Aufschwung; die Gewerkvereine errichteten zuerst nationale H., wodurch das Risico auf größere Kreise übertragen und zugleich die Freizügigkeit und Unabhängigkeit der Arbeiter gewahrt wurde. Welche Bedeutung die freien Kassen auch in Deutschland bereits erlangt, ergibt sich daraus, daß infolge einer privaten Aufforderung von Volksfreunden 2136 solche H. ihre Angaben machten, wonach dieselben im J. 1874 bereits 541,507 Mitglieder, 5⅓ Mill. Mark Jahreseinnahme und 16⅓ Mill. Mark Vermögen besaßen: die Zahlen für die wirklich vorhandenen freien H. waren noch sehr viel bedeutender, da nur ein Theil sich bei der Enquête betheiligte. Nach lebhaftem Kampfe zwischen den Anhängern des Zwangs und der Freiheit siegte schließlich in der Hauptsache das letztere Princip. Die Hülfskassengesetze für das Deutsche Reich vom 7. und 8. April 1876 gestatten zwar auch ferner den Communen, die gewerblichen Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu Kassenbeiträgen zu verpflichten (Kassenzwang), dieser Verpflichtung wird aber genügt, wenn der Arbeiter an irgendeine «eingeschriebene» Hülfskasse steuert, d. h. an eine H., die den im ganzen liberalen Normativbedingungen des Gesetzes genügt. Die Zugehörigkeit der H. zu andern, besonders Gewerkvereinen und ihre nationale Verzweigung, sowie ein bedeutendes Maß von Selbstverwaltung sind durch das neue Gesetz gewährleistet. Dasselbe bezieht sich aber nur auf Krankenkassen, denen auch die Gewährung von Sterbegeld in beschränkter Höhe erlaubt ist; dagegen sollen die speciellen Sterbe- und Begräbnißkassen, die Witwen- und Waisenkassen und die wichtigsten H., die Invaliden- und Alterversorgungskassen, durch ein anderes Reichsgesetz demnächst geregelt werden. Die H. bilden nicht nur direct eine unentbehrliche Stütze der arbeitenden Klasse, sondern auch eine feste Grundlage für die friedliche Reform der Arbeiterverhältnisse, indem sie zur genossenschaftlichen Selbsthülfe erziehen und durch Ansammlung bedeutender Reserven einen gesunden, erhaltenden Sinn nähren. Vgl. Max Hirsch, «Die gegenseitigen Hülfskassen und die Gesetzgebung» (Berl. 1875); Kinkelin, «Die gegenseitigen H. der Schweiz» (Bern 1868); Hardwick, «Manual for patrons and members of friendly societies» (Manchester 1869).

Hülfsvollstreckung, s. Execution.

Hull oder Kingston upon H., ehemals Wyke upon H., Municipalstadt und Parlamentsborough, einer der wichtigsten Seehäfen Englands, im Ost-Riding der Grafschaft York, an der Mündung des Hull in den Humber, 37 Kilom. vom Meere, liegt in flacher Gegend und wird durch Eindeichungen geschützt. Das flache Land unterhalb H. ist die durch ihr Hornvieh berühmte Landschaft Holderneß. Der älteste Theil der Stadt zieht sich westlich der Mündung des Hull hin und ist im N. und W. von dem Alten Dock, dem Junction-, Eisenbahn- und Humberdock eingeschlossen. Außerhalb dieser vier (14 Hekt. umfassenden) Docks liegt der neuere Stadttheil, im O. des Hull die den Hafen und Fluß beherrschende Citadelle, von den neuen Victoriadocks umgeben, und die Vorstadt Witham, die mit der Altstadt durch eine Brücke verbunden. Die Altstadt, unregelmäßig und schlecht gebaut, ist der Sitz des Handels, während die Neustadt, besonders das Quartier Myton, mit ihren prächtigen Straßen, den Quais am Humber, den zahlreichen Hotels und schönen Gebäuden den Luxus repräsentirt. Unter den 28 Kirchen ist die Dreifaltigkeitskirche seit 1270 aus Backsteinen erbaut, ein schönes Denkmal mittelalterlicher Kunst. Bedeutende öffentliche Gebäude sind das Stadthaus, der Gerichtshof, die Börse, die 1856 eröffnete Kornbörse, das Zollhaus, die Post. H. besitzt ein Zuchthaus, eine Irrenanstalt, ein Krankenhaus, zwei Versorgungsanstalten, nämlich das Charter- und das 1369 gestiftete Trinity-Hospital, letzteres für Seeleute und deren Witwen, öffentliche Bäder, eine Pilotenschule, eine Lateinische und eine Medicinische Schule, einen botan. und einen zoolog. Garten mit großer Musikhalle, eine Säule zum Andenken des 1759 hier geborenen Wilberforce, mehrere Musikvereine, zwei Theater u. s. w. Die Stadt zählte 1801 erst 22,161, 1871 bereits

Digitized by Google

121,892 E. und schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Die Industrie ist besonders thätig in Schiffbau, Fabrikation von Baumwoll- und Leinenwaaren, Tauen und Segeltuch, Dampfmaschinen, Chemikalien und Topfwaaren, in Unterhaltung von Ketten- und Ankerschmieden, Korn-, Knochen-, Oel- und Sägemühlen, Seifensiedereien, Zuckerraffinerien und Gerbereien. Im Handel nimmt H. nach London und Liverpool den ersten Rang ein und ist der Haupthafen der Nordseeküste Englands. Während der Binnenverkehr durch Kanal-, Fluß- und Eisenbahnverbindungen mit allen wichtigen Fabrik- und Handelsplätzen Großbritanniens gefördert wird, findet namentlich durch die Hull-Steam-Packet-Company eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Edinburgh und London, mit Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Dünkirchen, mit Bergen, Christiania und Gothenburg, mit Hamburg, Bremen und über Kopenhagen mit Stettin, Königsberg und Petersburg statt. Auch befindet sich hier eine Filiale der londoner Bank. Die Stadt besitzt (1873) 725 Schiffe von 175,072 Tons Gehalt. Der Werth der Einfuhr belief sich auf 15,908,603 Pfd. St., der der Ausfuhr auf 25,788,832 Pfd. St. Der Hauptverkehr ist der mit den Ostseeländern und Hamburg. H. wurde im 14. Jahrh. von Eduard I. unter dem Namen Kingstown erbaut und befestigt und erhielt von Heinrich VI. Stadtrecht.

Hullin (Pierre Augustin, Graf), General des ersten franz. Kaiserreichs, war 6. Sept. 1758 zu Genf geboren. Als Uhrmachergeselle kam er 1787 nach Paris, legte daselbst einen Uhrenhandel an, wurde aber bald bankrott. Ehrgeizig und freiheitliebend, stürzte er sich in den Strudel der Revolution und wurde von dem Volke wiederholt als Deputirter an den Convent gesendet, benahm sich aber an den Schranken stets mit Anstand und Mäßigung. Robespierre fürchtete ihn und ließ ihn ins Gefängniß bringen, woraus ihn nur der Sturz der Schreckensmänner 9. Thermidor rettete. H. betrat nun in der ital. Armee die militärische Laufbahn und wurde schon 1796 Generaladjutant Bonaparte's. Mit dem Grade eines Divisionsgenerals erhielt er 1802 den Oberbefehl über die Consulargarde. Bei Errichtung des Kaiserreichs zum Baron und 1809 zum Grafen erhoben, führte er in den Feldzügen Napoleon's eine Division und wurde gewöhnlich da verwendet, wo der Kaiser auf besondere Klugheit, Ergebenheit und Festigkeit rechnete. So war er namentlich Gouverneur von Berlin und von Wien. Während des russ. Feldzugs übertrug ihm Napoleon die Commandantur zu Paris. Ungeachtet seiner Wachsamkeit gelang es den Gegnern der Napoleonischen Regierung, die sog. Verschwörung Malet's (s. d.) anzustiften. Mallet erschien in der Nacht vom 20. zum 21. Oct. 1812 vor H., brachte ihm die angebliche Nachricht von dem Tode des Kaisers und bot ihm den Befehl über die bewaffnete Macht an, wenn er anders zu einer Verfassungsveränderung beitragen wollte. Da indeß H., um Zeit zu gewinnen, mit seiner Erklärung zögerte, zerschmetterte ihm Mallet durch einen Pistolenschuß die untere Kinnlade. H. hatte noch die Kraft, den Mörder zu überwältigen; auch wurde er glücklich geheilt. Er behielt die Commandantenstelle bis zum März 1814 und begleitete dann die Kaiserin nach Blois. Nach der Abdankung Napoleon's wurde er seines Postens entsetzt, weshalb er auch mit der Rückkehr des Kaisers wieder in dessen Dienste trat. Bei der zweiten Restauration verlor er seine Freiheit und mußte im Jan. 1816 in die Verbannung wandern. Von Brüssel ging er nach Hamburg. Seine Gattin verschaffte ihm 1819 Begnadigung; halb erblindet kehrte er nach Frankreich zurück, wo er bald gänzlich das Gesicht verlor. Der Streit um die Verurtheilung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien, wobei H. im Kriegsgericht den Vorsitz geführt hatte, veranlaßte ihn noch 1824, sich darüber in einer Schrift zu rechtfertigen und Savary als den Schuldigen zu bezeichnen. Er starb 9. Jan. 1841.

Hüllmann (Karl Dietr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 10. Sept. 1765 zu Erdeborn im Mansfeldischen, war nach vollendeten Studien zuerst an der Schule zu Kloster-Bergen und dann an der Realschule in Berlin angestellt, worauf er als Professor nach Frankfurt a. O. und 1808 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg kam. Im J. 1818 an die neubegründete Universität zu Bonn versetzt, wurde er erster Rector dieser Hochschule und machte sich insbesondere um deren innere Einrichtung verdient. H. starb daselbst 12. März 1846. Seiner schriftstellerischen Thätigkeit gaben die Ereignisse der Zeit vorzugsweise die Richtung auf das polit. Leben, namentlich auf die geschichtliche Behandlung des Staatshaushalts, des Handels, der städtischen Betriebsamkeit und der Städteverfassungen. Von seinen Schriften in dieser Hinsicht sind zu nennen: «Deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters» (Berl. 1805) und der Nachtrag dazu: «Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland» (Frankf. 1806), «Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland» (3 Bde., Frankf. 1806—8; 2. umgearbeitete Aufl., Berl. 1830), die beiden Preisschriften «Geschichte der Domänenbenutzung in Deutschland» (Frankf. 1807) und «Geschichte des byzant. Handels» (Frankf. 1808), «Ursprünge der Besteuerung»

Digitized by Google

(Köln 1818), «Staatsrecht des Alterthums» (Köln 1820), «Städtewesen des Mittelalters» (4 Bde., Bonn 1825—29), «Ursprünge der Kirchenverfassung des Mittelalters» (Bonn 1831), «Röm. Grundverfassung» (Bonn 1832), «Staatsverfassung der Israeliten» (Lpz. 1834), «Ursprünge der röm. Verfassungen» (Bonn 1835), «Handelsgeschichte der Griechen» (Bonn 1839), «Geschichte des Ursprungs der deutschen Fürstenwürde» (Bonn 1842).

Hülse (legumen) heißt in der Botanik eine aus einem oberständigen Fruchtknoten hervorgegangene Frucht, deren Schale sich zur Zeit der Reife der Länge nach von der Spitze bis zur Basis in zwei Hälften (Klappen) spaltet, welche beim Austrocknen sich oft spiralig rollen und die Samen in dem einen verdickten Rande (an der Bauchnaht) tragen. Eine Scheidewand ist im Innern der Frucht nicht vorhanden und daher diese selbst einfächerig. Man findet die H., deren äußere Gestaltung sehr variirt, als charakteristische Fruchtform besonders in der großen Familie der Schmetterlingsblütler. Hier, noch häufiger aber in den zunächst verwandten Familien der Cäsalpinien und Mimosaceen kommt auch eine eigenthümliche Modification der H. vor, wo der Innenraum des Fruchtgehäuses durch eine Menge von Querscheidewänden in oft viele Fächer abgetheilt erscheint, deren jedes nur einen Samen enthält. Sind die Scheidewände äußerlich durch quere Streifen oder Einschnürungen angedeutet (z. B. bei Coronilla, Ornithopus, Hedysarum), so erscheint die Frucht gegliedert. Ueberhaupt nennt man die gefächerte H. Gliederhülse (lomentum). Sie springt nicht auf, sondern sie bleibt entweder geschlossen oder zerspringt zur Reifezeit in so viele Stücke, als Fächer vorhanden sind.

Hülsenfrüchte nennt man die Culturpflanzen aus der Familie der Schmetterlingsblütler, weil deren Frucht eine Hülse (s. d.) bildet. Die H. sind lauter krautartige Pflanzen, welche theils in Gemüsegärten, theils auf dem Felde angebaut werden; sie dienen sowol zur menschlichen Nahrung, als zur Viehfütterung. Ihre Samen enthalten neben Stärkemehl das stickstoffhaltige Legumin, welches mit Kalksalzen ein Coagulum bildet, weshalb die Samen der H. in kalkhaltigem Wasser sich hart kochen. Die in Europa cultivirten H. sind: Ackerbohne (Faba), Speisebohne (Phaseolus), Heilbohne (Dolichos), Erbse (Pisum), Wicke (Vicia), Linse (Ervum), Kicher (Cicer), Platterbse (Lathyrus) und Lupine (Lupinus). Als Nahrungsmittel verwendet, erfordern die H. eine kräftige Verdauung. Sie sind wegen ihres Stickstoffgehalts viel nahrhafter als die vorzugsweise stärkemehlhaltigen Nahrungspflanzen, wie z. B. die Kartoffeln.

Hülße (Jul. Ambrosius), namhafter Technolog und Statistiker, wurde 2. Mai 1812 zu Leipzig geboren, studirte seit 1830 auf der Universität Leipzig, sowie auf der Bergakademie zu Freiberg Mathematik und Naturwissenschaften und erhielt bereits 1834, nachdem er promovirt, eine Lehrerstelle an der Handelslehranstalt seiner Vaterstadt. In diesem Wirkungskreise verblieb H., bis er 1840 einem Rufe als Professor und Director der königl. Gewerbe- und Baugewerkenschule nach Chemnitz folgte. Diese Anstalt wurde unter seiner Leitung wesentlich erweitert und mit einer Abtheilung für landwirthschaftlichen Unterricht versehen. Von 1850—73 wirkte H. als Director der Polytechnischen Schule zu Dresden, wo er vorzugsweise mechan. Technologie und Nationalökonomie vortrug. Nachdem er schon 1844 und 1845 von der sächs. Regierung zu den Ausstellungen nach Paris und Berlin gesendet worden, ging er auch 1851 als Mitglied der Berichterstattungscommission des Zollvereins zur Industrieausstellung nach London. Außerdem war er 1850 Mitglied der Commission für die Industrieausstellung in Leipzig. Im J. 1858 wurde er stellvertretender Vorsitzender der Normalaichungscommission, 1863 mit dem Prädicate eines Geh. Regierungsraths Vorsitzender der technischen Deputation, welche sich das Ministerium des Innern zur Berathung technischer Fragen beiordnete. In den J. 1861 und 1865 wirkte er als Mitglied der Bundescommission von Sachverständigen für Einführung gleichen Maßes und Gewichts in Deutschland. Im Mai 1873 wurde H. als vortragender Rath in das sächs. Ministerium des Innern berufen, wo ihm die gewerblichen Angelegenheiten, das technische Unterrichtswesen und das Statistische Bureau zugetheilt waren. H. starb zu Dresden 26. Juni 1876. Unter H.'s literarischen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: die «Allgemeine Maschinen-Encyklopädie» (2 Bde., Lpz. 1839—44) und die «Sammlung mathem. Tafeln» (Lpz. 1840; 2. Aufl. 1849), denen später «Die Technik der Baumwollspinnerei» (2. Aufl., Stuttg. 1863) und «Die Kammgarn-Fabrikation» (Stuttg. 1861) folgten. Auch besorgte er die neue Stereotypausgabe der Vega'schen «Logarithmen» (Lpz. 1839 u. öfter). Seit 1835 betheiligte er sich an der Herausgabe des «Polytechnischen Centralblatt».

Hultsch (Friedr. Otto), verdienter Philolog und Alterthumsforscher, geb. zu Dresden 22. Juli 1833, erhielt seine Gymnasialbildung 1846—51 auf der Kreuzschule daselbst und widmete sich dann vier Jahre hindurch auf der Universität zu Leipzig philol. Studien, wo er

Digitized by Google

sich besonders an Westermann anschloß. Seine Thätigkeit als Gymnasiallehrer begann H. 1857 an der Nikolaischule zu Leipzig, siedelte aber bald nach Zwickau über, von wo er nach dreijährigem Wirken an die Kreuzschule zu Dresden berufen wurde. Letzterer steht H. seit 1868 als Rector vor, als welcher er die altberühmte Lehranstalt in ein Doppelgymnasium von 16 Klassen umwandelte. H.'s literarische Thätigkeit erstreckte sich bisher auf griech. und röm. Metrologie und Texteskritik der Autoren der gemeingriech. Schriftsprache sowie der alten Mathematiker; doch zog er in Aufsätzen für die «Jahrbücher der Philologie und Pädagogik» u. s. w. auch andere Gebiete der Alterthumswissenschaft in seinen Bereich. Seine Hauptwerke sind: «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862) und die Ausgabe der «Scriptores metrologici» (Lpz. 1864—66); ferner die kritischen Bearbeitungen von Hero's «Geometrica et stereometrica» (Berl. 1864), von des Censorinus «De die natali» (Lpz. 1867), der «Historiae» des Polybius (Berl. 1867—72), der «Mathem. Sammlung» des Pappus, deren Originaltext zur größern Hälfte bisher noch unedirt war (Bd. 1 u. 2, Berl. 1876 u. 1877).

Humaitá, die Hauptfestung der südamerik. Republik Paraguay, am Rio Paraguay, 42 Kilom. oberhalb seiner Mündung in den Paraná, und 350 Kilom. unterhalb Asuncion, wurde 1855 an einer großen 1,5 Kilom. langen Biegung des Flusses angelegt und später infolge der fortwährend zunehmenden Reibungen mit dem Auslande rasch verstärkt. Sie enthielt innerhalb der Befestigungen zahlreiche Magazine, ein Hospital, eine Kirche, aber wenig ständige Civileinwohner. In dem Kriege von 1866—70 spielte H. eine äußerst wichtige Rolle, indem es die Alliirten hinderte, ihre Landmacht auf dem Flusse gegen Asuncion vorrücken zu lassen, obgleich es im Febr. 1868 drei brasil. Monitors gelang, den Durchgang zu erzwingen und die Hauptstadt zu beschießen. Erst nachdem es den Brasilianern gelungen war, jenseit des Paraguay auf dem Gebiete des Gran-Chaco H. zu umgehen, wurde es von seiner Besatzung verlassen und fiel im Juli 1868 den Verbündeten in die Hände. (S. Paraguay.)

Humanität (lat.) bezeichnet im allgemeinen Sinne den Charakter der Menschlichkeit im Gegensatze zur Versunkenheit ins Thierische (Bestialität oder Brutalität). Sie besteht in der Ausbildung der den Menschen als solchen auszeichnenden ethischen und intellectuellen Eigenschaften, vorzüglich der erstern, und fällt daher zusammen mit dem Begriffe der höhern Gesittung. Was den gesitteten Menschen vor dem ungesitteten und rohen auszeichnet, ist auf der einen Seite Selbstbeherrschung und Besonnenheit, auf der andern ein lebendiges Interesse am allgemeinen Wohlergehen seiner Mitmenschen. Aber schon im Alterthum, besonders durch Cicero, hat sich mit diesem ursprünglichen Begriff der H. die Nebenbedeutung einer Kundgebung des humanen Charakters durch die Zeichen einer hervorstechenden Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Feinheit, Höflichkeit und Artigkeit im Benehmen verknüpft, sodaß oft unter einem humanen Verfahren auch blos ein sanftes und schonendes verstanden wird, im Gegensatze zu einem schonungslosen und durchgreifenden. Aus einem durch Zeitumstände eigenthümlich gefärbten Streben nach H. entsprang im Reformationszeitalter der Humanismus, im Gegensatze zu der mit geoffenbarten oder göttlichen Dingen ausschließlich beschäftigten Scholastik oder Klostergelehrsamkeit. Man begriff unter ihm alle Bemühungen um eine rein menschliche Bildung von der Art, wie ihre Züge aus den Werken der classischen Schriftsteller des Alterthums hervorleuchteten. Man nannte diese Studien die menschlichern oder Humaniora und die sich ihnen Widmenden die Humanisten. Weil zu solchen Studien der unentbehrliche und einzige Schlüssel in einem bessern Verständnisse der alten Schriftsteller und einer genauern Kenntniß der alten Sprachen bestand, so wurde damit zugleich der Begriff des Humanismus auf die wissenschaftliche Kenntniß dieser Sprachen nicht nur ausgedehnt, sondern sogar häufig beschränkt und allmählich das Erziehungssystem, welches die Bildung hauptsächlich auf die Philologie als die gründliche Erlernung des Lateinischen und Griechischen baute, der Humanismus genannt. Dieses System war seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occidente das herrschende. Das im 15. und 16. Jahrh. neu angeregte Studium der classischen Literatur und Sprache wurde die Grundlage der neuern gelehrten Bildung, und die Humanisten hatten seitdem bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrh. einen außerordentlichen Einfluß. Daß hierbei der Zweck über den Mitteln oft aus den Augen gesetzt, daß die Beschränkung des Begriffs der H. auf den Gesichtskreis der Philologie bei der Erweiterung der Wissenschaften und der Ausbildung der Künste allmählich verderblich wurde, daß der philos. Scharfsinn der Scholastiker mit seinen Kleinlichkeiten in den grammatischen und kritischen der Humanisten überging und daß die Humanisten zuletzt über dem todten Buchstaben den Geist der Alten verloren: das alles waren Verirrungen, welche diesen beschränkten Humanismus mit der Zeit verdächtig und nicht

Digitized by Google

selten zum Gegenstande der Satire machten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. trat daher dem classischen Humanismus ein Streben nach H. im philos. Sinne (Humanitarismus) entgegen, und zwar in Betreff des Unterrichtswesens als der Philanthropie (s. d.), deren Wortführer Basedow und Campe eine offene Fehde gegen die humanistischen Studien begannen. (Vgl. Niethammer, «Streit des Humanismus und Philanthropismus», Jena 1808.) Die Philanthropen gingen von der Ueberzeugung aus, daß die Wissenschaft des classischen Alterthums schon lange nicht mehr den ganzen Reichthum der Bildung und des Wissens umfasse, daß vielmehr die moderne Bildung mit ihren Wissenschaften und Künsten weit über die Welt der Griechen und Römer hinausgeschritten und demnach das ausschließende Studium der lat. und griech. Sprache in den gelehrten Schulen ein verderblicher Misbrauch sei. Diese Ansichten gewannen mit Recht sehr bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des höhern Unterrichtswesens. Man blieb zwar allenthalben bei der Ueberzeugung, daß die Kenntniß des Alterthums und seiner Sprachen immer noch einen wesentlichen Bestandtheil der gründlichen wissenschaftlichen Bildung ausmache, daß man aber auch zugleich bei dem Unterrichte die wissenschaftlichen Schätze der Neuzeit in Geschichte, in den Naturwissenschaften, in der Mathematik, in Sprachen und Literaturen der modernen Völker zu erschließen habe. In den verschiedenen Fachschulen, wo keine allgemeine humane Bildung, sondern eben nur Fachkenntnisse für den praktischen Beruf erzielt werden, hat man daher auch den Unterricht in den alten Sprachen gänzlich fallen lassen. Was die Philanthropen auf dem Felde des Unterrichtswesens durchsetzten, gehörte aber nur als ein einzelner Zweig zu dem allgemeinen philos. Humanismus, wie er sich seitdem unserer Literatur in ihren höchsten dichterischen und philos. Erzeugnissen durchaus siegreich bemächtigt hat, und als dessen Vorkämpfer besonders Lessing und Herder genannt zu werden verdienen.

Humann, eine elsass. Familie, deren Ruf und Reichthum begründet wurde durch Jean George H. Dieser, 6. Aug. 1780 zu Straßburg von unvermögenden Aeltern geboren, gründete ein Handelshaus, das bald bedeutend wurde, und ward früh Mitglied der straßburger Handelskammer und des Generalraths des niederrhein. Departements, dem er später häufig präsidirte. Von 1820 ab war H. fast stets Deputirter des Niederrheins; 1831 wurde er auch im Depart. Aveyron gewählt, welches Mandat er jedoch ablehnte. In den J. 1829 und 1832 Berichterstatter für das Budget, ward er 11. Oct. 1832 Finanzminister; er behielt das Portefeuille mit einer achttägigen Unterbrechung bis zum 18. Jan. 1836. Im J. 1837 zum Pair ernannt, wurde er 29. Oct. 1840 wiederum Finanzminister, als welcher er 25. April 1842 zu Paris starb. Als Finanzminister war sein Bestreben hauptsächlich auf die Verbesserung der Communicationsmittel und auf die Herstellung des Gleichgewichts im Budget gerichtet; in ersterer Beziehung förderte er insbesondere den Bau der ersten franz. Eisenbahnen, den Bau des Rhein-Rhône-Kanals und rief neue Dampfschiffslinien, so die von Marseille nach der Türkei und Aegypten, hervor; in letzterer Beziehung gelang es ihm wol, die außerordentlichen Ausgaben der Juliregierung und selbst ältere Staatsschulden zu tilgen, die ordentlichen Staatsausgaben zu vermindern und die indirecten Einnahmen zu heben, jedoch nicht das Gleichgewicht zu erreichen; sein Plan, die fünfprocentige Rente in eine dreiprocentige zu convertiren, führte 1836 den Sturz des Ministeriums herbei. (S. Frankreich.) — Des Vorgenannten ältester Sohn, Theodor H., zu Straßburg 1805 geboren, wurde 1834 Mitglied des Generalraths des Niederrheins und zuerst in Straßburg, dann in Rouen Receveur général des finances, auf welche Stelle er 1846 resignirte. Von 1846—48 Deputirter, alsdann Präsident der Handelskammer und des Handelsgerichts in seiner Vaterstadt, stets streng klerikal und ein eifriger Anhänger der Julidynastie, bewarb er sich nach dem Tode der Herzogin von Orléans um die Stelle als Maire von Straßburg, die er auch im Dec. 1864 erhielt und bis zum 14. Sept. 1870 bekleidete, an welchem Tage in Straßburg die Proclamirung der franz. Republik bekannt wurde. Er verwaltete das Bürgermeisteramt in hervorragender Weise; bei seinem Ausscheiden aus demselben hatte die Stadtkasse einen Baarbestand von 1 Mill. Frs. H. blieb bis Juli 1871 Mitglied der straßburger Municipalcommission, optirte alsdann jedoch für die franz. Nationalität, verließ Straßburg Ende 1872 und starb zu Paris im Juni 1873.

Humbert (Rainer Karl Emanuel Joh. Maria Ferd. Eugen), Kronprinz von Italien, Herzog von Piemont, geb. 14. März 1844, ältester Sohn des Königs Victor Emanuel II. von Italien aus dessen Ehe mit Maria Adelaide, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich bis zum erreichten Mannesalter classischen, staatswissenschaftlichen und militärischen Studien. Er hatte regen Antheil an den Bestrebungen der ital. Patrioten, die Einigung Italiens zu bewirken, nahm, erst 15 J. alt,

Digitized by Google

1859 als Secondelieutenant am Feldzuge gegen Oesterreich theil und befehligte in der Schlacht bei Custozza (24. Juni 1866) eine Division. Nach beendetem Feldzuge wirkte er mit an der Reorganisation der ital. Armee und wurde 1871 Generalcommandant des Armeecorps von Rom. Seit 22. April 1868 ist H. vermählt mit seiner Cousine Margaretha Maria Theresia (geb. 20. Nov. 1851), Tochter seines Oheims Ferdinand, Herzogs von Genua und der Prinzessin Elisabeth von Sachsen. Aus dieser Ehe wurde ihm 11. Nov. 1869 ein Sohn geboren, welcher den Namen Victor Emanuel und den Titel Prinz von Neapel erhielt.

Humboldt (Friedr. Heinr. Alexander, Freiherr von), der vielseitigste und bedeutendste Naturforscher des 19. Jahrh., geb. 14. Sept. 1769 zu Berlin, verlor schon im 10. Jahre den Vater, der im Siebenjährigen Kriege Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, nachher königl. preuß. Kammerherr war, und genoß gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder, Wilhelm von Humboldt (s. d.), einen überaus sorgfältigen Privatunterricht. Nachdem er Herbst und Winter 1787—88 die Universität Frankfurt a. O. besucht, lebte er den folgenden Sommer und Winter wieder in Berlin, theils um Technologie, auf das Fabrikwesen angewendet, zu studiren, theils um Griechisch zu lernen. Damals schloß er sich dem Botaniker Willdenow an, botanisirte viel und übersetzte Thunberg's Abhandlung «De arbore macassariensi» ins Französische («Sur le Bohon-Upas par un jeune gentilhomme»). Dies ist seine erste gedruckte literarische Arbeit. Im Frühjahr 1789 bezog er die Universität Göttingen, frequentirte mit seinem Bruder die philol. Collegien des Heyne'schen Seminars und schrieb eine kleine Schrift über die Webereien der Griechen, die jedoch nie im Druck erschienen ist. Die Liebe zu naturhistor. Studien wurde in Göttingen mannichfach genährt durch den Unterricht von Blumenbach, Beckmann, Gmelin, Lichtenberg und Link sowie durch Reisen in den Harz und an die Rheinufer. Als Frucht der letztern Excursion erschien H.'s erstes selbstständiges Buch: «Ueber die Basalte am Rhein, nebst Untersuchungen über Syenit und Basanit der Alten» (Berl. 1790). Im Frühjahr und Sommer 1790 begleitete H. von Mainz aus Georg Forster auf einer schnellen, aber überaus lehrreichen Reise durch Belgien, Holland, England und Frankreich, eine Begleitung, die so wie das Wohlwollen Sir Joseph Banks, die Leidenschaft für das Seewesen und den Besuch ferner tropischer Länder weckte und den belebendsten Einfluß auf die auch später von ihm ausgeführten Entschlüsse äußerte. Im Juli 1790 aus England zurückgekehrt und damals noch zu einer praktischen Laufbahn im Finanz- und Kameralfach bestimmt, ging er nach Hamburg auf die Handelsakademie von Büsch und Ebeling, wo er im Sommer und Herbst die günstigste Gelegenheit zur Uebung in lebenden Sprachen fand. Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt im mütterlichen Hause bezog er im Juni 1791 die Bergakademie zu Freiberg. Hier genoß er den Privatunterricht Werner's und die Freundschaft Freiesleben's, Leopold von Buch's und Andreas Del Rio's. Die literarische Frucht eines achtmonatlichen Aufenthalts im Erzgebirge war die «Flora subterranea Fribergensis et aphorismi ex physiologia chemica plantarum» (Berl. 1793). Durch Minister von Heinitz schon im Febr. 1792 zum Assessor im Bergdepartement ernannt, begleitete er letztern im Juli 1792 in das Markgrafthum Baireuth, ward alsbald Oberbergmeister in den fränk. Fürstenthümern, ein Amt, das er bis 1797 mit vielen verschiedenen Unterbrechungen verwaltete. Damals schrieb er über die Natur der Grubenwetter und construirte eine nicht verlöschende Lampe und eine Respirationsmaschine nach dem Principe von Beddoes. Schon seit 1792, wo er in Wien Nachricht von Galvani's Entdeckung erhalten, sammelte H. das Material zu seinem größern Werke «Ueber die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chem. Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt» (2 Bde., Berl. 1797—99).

Der Tod der Mutter im Nov. 1796 reifte in H. den Entschluß zu großen wissenschaftlichen Reisen, wobei ihn von Zach zum Studium praktischer Astronomie zu geogr. Ortsbestimmungen ermunterte. Nachdem er im März 1797 seine amtlichen Verhältnisse gelöst, verbrachte er zunächst drei Monate in inniger Verbindung mit Goethe und Schiller zu Jena, wo er unter Loder seine Kenntnisse in der Anatomie vervollständigte, und trat dann über Dresden, Prag und Wien die Reise nach Italien an, um hier die noch thätigen Vulkane kennen zu lernen. Doch der Krieg störte jede wissenschaftliche Reise, und H. entschloß sich, mit Leopold von Buch den Winter in Salzburg und Berchtesgaden mit meteorolog. Beobachtungen zuzubringen. Unterdessen erhielt er von Lord Bristol die Einladung, sich ihm auf acht Monate einer Expedition nach Oberägypten anzuschließen. Er wollte folgen und war schon nach Paris gereist, um Instrumente anzukaufen, als Bonaparte im Mai 1798 nach Aegypten abging und Lord Bristol in Mailand verhaftet wurde. In Paris erfuhr H. die zuvorkommendste Aufnahme seitens der

Digitized by Google

berühmtesten Gelehrten; unter anderm wurde ihm von dem Directorium gestattet, sich der Expedition Baudin's anzuschließen und die Schiffe zu verlassen, wo und wann er wollte. Auch befreundete sich hier H. mit dem ausgezeichneten jungen Botaniker, Aimé Bonpland (s. d.), der später schwere Schicksale mit ihm getheilt hat. Da H. sich durch den Aufschub jener Expedition in seinen Hoffnungen getäuscht sah, wollte er infolge eines Anerbietens des schwed. Consuls Skiöldebrand sich über Algier und Tunis der franz. Expedition nach Aegypten anschließen. Aber auch dieser Plan scheiterte und H. mußte mit Bonpland den Winter in Spanien zubringen. Allein die außerordentliche Gunst, deren H. sich an dem span. Hofe in Aranjuez drei Monate lang durch Vermittelung des sächs. Gesandten Baron von Forell und des ersten Staatssecretärs, Don Mariano Luis de Urquijo, zu erfreuen hatte, änderte alle seine bisherigen Lebenspläne, sie öffnete ihm alle span. Besitzungen in Amerika und dem Indischen Ocean und gestattete ihm die weitesten wissenschaftlichen Beobachtungen, Sammlungen und Studien.

Mitte Mai verließ H. Madrid, ging nach Corunña, schiffte sich mit Bonpland 5. Juni 1799 auf der Fregatte Pizarro ein und landete 19. Juni im Hafen von Sta.-Cruz auf Teneriffa. H. und Bonpland erstiegen den Pic und sammelten zahlreiche Beobachtungen über die damals wenig gekannte Natur der Insel. Obgleich in der Nähe der Küste Paria ein heftiges nervöses Fieber an Bord des Pizarro ausgebrochen war, betraten sie doch in voller Gesundheit zum ersten mal 16. Juli 1799 den Boden Amerikas bei Cumana. Eine Forschungsreise durch die Provinzen des jetzigen Freistaates Venezuela währte 18 Monate, dann ging es von Caracas und Puerto-Cabello nach Süden, über die Grassteppen von Calabozo zum Apure und Orinoco. Auf Indianerkähnen (ausgehöhlten Baumstämmen) drangen H. und Bonpland durch die Kataraкten von Atures und Maypures bis zum südlichsten Grenzposten der Spanier, dem kaum zwei Breitengrade vom Aequator entfernten Fort San-Carlos am Rio Negro, durch den Tuamini und die Wälder von Pimichin, wo die Kähne über Land gezogen werden mußten, und gelangten durch den Cassiquiare wiederum in den Orinoco. Sie fuhren sodann den Strom bis Angostura hinab und erreichten Cumana am Ende einer Reise, die, 2810 Kilom. lang, nur durch unbewohnte Wildnisse geführt und zuerst auf astron. Bestimmungen gegründete Kenntniß von der so lange bestrittenen Bifurcation des Orinoco geliefert hatte. H. und Bonpland schifften sich im Aug. 1801 nach Havana ein, lebten dort einige Monate und eilten auf die falsche Nachricht, Baudin, dem sie sich anzuschließen versprochen, werde an der Westküste Südamerikas erscheinen, von Batabano, auf Cuba, im März 1801 nach Cartagena, um von da aus nach Panama zu gehen. Die Jahreszeit störte diesen Plan und so ging es 54 Tage auf dem Magdalenenstrom bis Honda und von da nach Bogota. Sept. 1801 bis 6. Jan. 1802 ging trotz der Regenzeit die Reise nach Süden fort, über Ibague, die Cordillera de Quindiu, Cartago, Popayan, den Paramo de Almaguer und die große Hochebene von Los Pastos nach Quito. Andere vier Monate, vom 6. Jan. bis 9. Juni 1802, vergingen hier mit Untersuchungen im Hochthale von Quito. Der Chimborasso wurde 23. Juni 1802 bis zur Höhe von 5810 Mt. erstiegen, also um 1050 Mt. höher als Condamine 1738 am Nevado de Corazon gekommen war. H. stand hier auf dem höchsten, je vorher von Menschen erstiegenen Punkte der Erde, und wurde nur durch eine tiefe Schlucht an der Erklimmung der äußersten, noch um 500 Mt. höhern Spitze gehindert. In Quito schloß sich Carlos Montufar den Reisenden an und begleitete sie durch Peru und Mexico nach Paris. Ueber den Andenpaß des Paramo de Assuay, über Cuença und die Chinawälder von Loxa stiegen sie in das Thal des obern Amazonenflusses bei Jean de Bracamoros hinab und erreichten über die Hochebene von Caramarca die Bergstadt Micuipampa und den westl. Abfall der Cordillera von Peru. Hier, von einer Höhe von 3000 Mt., erblickten sie zuerst die Südsee, gelangten bei Truxillo an die Küste und reisten durch die wasserarme Sandwüste von Niederperu bis Lima. Nach Beobachtung des Mercurdurchgangs schifften sie sich Ende Dec. 1802 von Callao nach Guayaquil ein und landeten am Schlusse einer zweiten ermüdenden Fahrt in Acapulco 23. März 1803. Ueber Tasco und Cuernavaca erreichten sie im April die Hauptstadt Mexicos, wo sie einige Monate verweilten und dann, nach Norden gewendet, Guanaxuato und Valladolid besuchten, die Provinz Mechoacan durchstreiften, nochmals der Küste des Großen Ocean nahe, den Vulkan von Jorullo maßen und über Toluca nach Mexico zurückkehrten. Ein abermaliger Aufenthalt in dieser damals sehr reichen und durch die Bildung der höhern Einwohnerklassen ausgezeichneten Stadt wurde zur Ordnung der reichen Sammlungen und Zusammenstellung der vielseitigen Beobachtungen verwendet. Im Jan. 1804 gingen die Reisenden, nachdem sie vorher den Vulkan von Toluca (4578 Mt.) und den Cofre de Perote (4041 Mt.) bestiegen und gemessen, durch die Eichenwälder von Xalapa nach Vera-

Digitized by Google

cruz und den 7. März 1804 nach Havana. Zwei Monate dauerte hier H.'s Vervollständigung der Materialien zu seinem «Essai politique sur l'isle de Cuba» (Par. 1826). Hierauf schiffte er sich mit Bonpland und Montufar nach Philadelphia ein, erfreute sich einige Wochen zu Washington der freundschaftlichen Aufnahme Jefferson's, verließ den neuen Continent 9. Juli in der Mündung des Delaware und landete 3. Aug. 1804 in Bordeaux, reich an Sammlungen, besonders aber an Beobachtungen aus dem weitesten Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie, Statistik und Ethnographie.

H. blieb zunächst in Paris, um seine Sammlungen und Manuscripte zu ordnen, und mit Gay-Lussac über die Bestandtheile der Atmosphäre zu arbeiten. Dann begleitete ihn der letztere 1805 nach Rom, zum Besuch des Bruders. Mit Leop. von Buch eilten sie zum Vesuv, endlich über die Alpen nach Berlin. Von hier begleitete er den Prinzen Wilhelm von Preußen im Spätherbst 1807 auf seiner schwierigen polit. Mission nach Paris. Der Aufenthalt des Prinzen dauerte bis Herbst 1808, und da Paris H. am geeignetsten schien, hier seine vielumfassenden Werke herauszugeben, so erhielt er vom König die Erlaubniß, zu bleiben. Seitdem hatte er seinen dauernden Wohnsitz bis 1827 zu Paris, wo auch sein großes Reisewerk erschien. Obschon H. 1810 die oberste Leitung des Unterrichtswesens im preuß. Staate von Hardenberg dringend angetragen wurde, zog er es doch vor, dieselbe abzulehnen und sich seine unabhängige Lage als Gelehrter zu erhalten, zumal da er den Wunsch hatte, eine wissenschaftliche Expedition nach Oberindien, dem Himalaja und Tibet zu unternehmen. Bereits war alles geordnet, sich einer russ. Expedition nach dem tibetan. Hochlande anzuschließen, als der Krieg mit Frankreich alles vereitelte. Die großen polit. Ereignisse zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden boten H. Gelegenheit zu mehrern Reisen nach England und 1818 nach Aachen, wo ihn der König und Hardenberg während des Congresses in ihrer Nähe zu haben wünschten. Auch begleitete er den König zum Congreß nach Verona, Rom und Neapel. Der Wunsch des Monarchen, H. in seiner Umgebung zu behalten, wurde erst 1827 erfüllt. Im Winter 1827—28 hielt H. in der Universität und in der Singakademie die berühmten Vorlesungen über physische Weltbeschreibung.

Im April 1829 unternahm H. mit Ehrenberg und G. Rose die auf Befehl des Kaisers Nikolaus großartig ausgestattete Expedition nach dem nördl. Asien (Ural und Altai, der chines. Dsongarei und dem Kaspischen Meere). Bergmännische Untersuchung der Gold- und Platinlagerstätten, die Entdeckung von Diamanten außerhalb der Wendekreise, astron. Ortsbestimmungen, magnetische Beobachtungen, geognost., botan. Sammlungen, neue Ansichten über die Richtung der Gebirge, über die Bodenplastik des centralen Erdtheils waren die Hauptresultate der Reise, auf welcher in neun Monaten 17,400 Kilom. zurückgelegt wurden. Diese Resultate sind in Rose's «Mineralogisch-geognost. Reise nach dem Ural, Altai und dem Kaspischen Meere» (2 Bde., Berl. 1837—42) und H.'s «Fragments de géologie et de climatologie asiatique» (2 Bde., Par. 1831; deutsch von Löwenberg, Berl. 1832) und in «Asie centrale, recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée» (3 Bde., Par. 1843; deutsch von Mahlmann, 2 Bde., Berl. 1843—44) beschrieben. Die Reise hatte auch noch die Folge, daß die kaiserl. Akademie magnetische und meteorolog. Stationen von Petersburg bis Peking und später durch H.'s Vorstellung an den Herzog von Sussex in der südl. Halbkugel anlegte.

Unter mehrfachen störenden polit.-diplomatischen Reisen und Missionen (mit dem Kronprinzen von Preußen im Mai 1830 nach Warschau, mit dem König nach Teplitz, dann nach Paris, um Ludwig Philipp von Friedrich Wilhelm III. die Anerkennung der Thronbesteigung zu überbringen und polit. Berichte nach Berlin einzusenden) fällt die Herausgabe des «Examen critique de la géographie du Nouveau Continent» (5 Bde., Par. 1835—38; deutsch von Ideler, 5 Bde., Berl. 1836—39). Außer einem abermaligen Besuch zu Paris vom Oct. 1847 bis Jan. 1848 machte H. seitdem nur noch zwei kürzere Reisen außerhalb Deutschlands, und zwar als Begleiter König Friedrich Wilhelm's IV., nach England 1841, nach Dänemark 1845. Sein ständiger Wohnort blieb Berlin, wo er trotz weit vorgerückten Alters mit noch frischem Geiste sein Hauptwerk, den «Kosmos», verfaßte. (S. Kosmos.) H. starb zu Berlin 6. Mai 1859 im 90. Lebensjahre. Bis zu seinem Tode nahm er an allem auf das lebhafteste theil, was Literatur und Wissenschaft, die Gesellschaft, den Staat und die Menschheit bewegte. Seine Beziehungen zu dem preuß. Hofe blieben auch unter Friedrich Wilhelm IV. innig, obschon er seine freie Ueberzeugung in Religion und Staat nicht verleugnete. Mit großer Selbstverleugnung suchte er wissenschaftliche Unternehmungen, vielversprechende junge Männer in ihrem Emporkommen, alles Gute und Schöne zu fördern. Da er sein ererbtes bedeutendes Vermögen seinen Forschungen und deren Veröffentlichung geopfert, hinterließ er keine Reich-

Digitized by Google

thümer. Mit Ausnahme der Tagebücher seiner amerik. Reise, die der berliner Sternwarte verblieben, und weniger anderweitigen Geschenke vermachte er Bibliothek, Naturalien und andere Sammlungen, seine «ganze fahrende Habe» seinem langjährigen Diener Seifert. Die Bibliothek wurde bei einem Brande des Auctionslocals in London zum größten Theil vernichtet, während der übrige Nachlaß einzeln in Berlin versteigert wurde.

Weit über zwanzig Jahre dauerte die Bearbeitung und Herausgabe des amerik. Reisewerks in Paris, welches die berühmtesten Fachmänner (Oltmanns, Kunth, Cuvier, Latreille, Valenciennes, Gay-Lussac, Vauclin, Thenard u. a.), die besten Künstler, Maler und Kupferstecher, hülfreich förderten. Es ist aber ein Irrthum, von zwei Ausgaben, einer «großen» in Folio und einer «kleinen» in Octav zu reden. Es gibt nur eine vollständige Ausgabe, die sog. «große» in 30 Bänden (20 in Fol. und 10 in 4.); die sog. «kleine» Ausgabe enthält nur einige einzelne Werke der «großen» Ausgabe in wiederholtem Abdruck in Octav, oft mit Kürzungen und Zusätzen. Der Gesammttitel der vollständigen Ausgabe ist: «Voyage au régions équinoxiales du Nouveau Continent, fait en 1799—1804 par Alexandre de H. et Aimé Bonpland, redigé par Alexandre de H. Grand édition etc.» Sie zerfällt in folgende sechs Abtheilungen: I. «Relation historique» (3 Bde., 4., Par. 1811—29, oder 13 Bde., 8., Par. 1816—32); sie blieb unvollendet, reicht nur bis zur Reise nach Peru (April 1801) und erschien deutsch von Therese Huber (6 Bde., Stuttg. 1815—32). Zur Originalausgabe gehören: «Atlas géographique et physique» (39 Platten, Fol.) und «Atlas pittoresque» oder «Vues de Cordillères etc.» (1810, 60 Platten, Fol.). II. «Observations de zoologie et d'anatomie comparée» (2 Bde. und 55 Platten, Par. 1805—32; mit Beihülfe von Cuvier, Latreille und Valenciennes). III. «Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne» (2 Bde., Par. 1811; deutsch, Stuttg. 1811; 2. Aufl., vermehrt durch «Essai politique sur l'isle de Cuba», 6 Bde., Par. 1826—27). Hierzu gehört noch: «Atlas géographique et physique du royaume de la Nouvelle Espagne» (1 Bd., Fol. u. 21 Platten, Par. 1812). IV. «Observations astronomiques, opérations trigonométriques et mesures barométriques, rédigées et calculées par Jabbo Oltmanns» (2 Bde., Par. 1808—10). Die «Untersuchungen über die Geographie des Neuen Continents gegründet auf die astron. Beobachtungen und barometrischen Messungen Alexander von H.'s und von Jabbo Oltmanns» (2 Bde., Par. 1810) wurden vernichtet und existiren nur in wenigen Exemplaren. V. «Physique générale et géologie: essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau» (Par. 1807; deutsch, Goethe gewidmet, Stuttg. 1807). VI. 1) «Plantes équinoxiales, rédigées par A. Bonpland» (2 Bde., Fol. mit 144 Platten, Par. 1809—18); 2) «Melastomes et autres genres du même ordre, rédigés par A. Bonpland» (2 Bde., Fol. mit 120 Platten, Par. 1806—23); 3) «Nova genera et species plantarum etc. adumbraverunt A. Bonpland et Alexandre de H., in ordinem digessit C. S. Kunth» (7 Bde., Fol. mit 700 Platten, Par. 1815—25). Hierzu gehört von H. die Einleitung: «De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium» (Par. 1817); 4) «Mimoses et autres plantes légumineuses, rédigées par C. S. Kunth» (1 Bd., Fol. mit 60 Platten, Par. 1819—24); 5) «Révision des graminées par C. S. Kunth» (2 Bde., Fol. mit 220 Platten, Par. 1829—34); 6) «Synopsis plantarum; auctor C. S. Kunth» (4 Bde., Par. 1822—26). Von der großen Zahl der kleinern Schriften H.'s sind vor allem die «Ansichten der Natur» (2 Bde., Stuttg. 1808) zu nennen, die seitdem in zahlreichen Auflagen und auch in franz., engl., holländ., russ. Uebersetzungen erschienen sind; nächstdem der erste (und einzige) Band «Kleinere Schriften, geognost. und physik. Erinnerungen» (Stuttg. 1853). Eine vollständige «Bibliogr. Uebersicht von H.'s Werken, Schriften und zerstreuten Abhandlungen» gibt J. Löwenberg im zweiten Bande von Bruhns' «Alexander von H., eine wissenschaftliche Biographie» (Lpz. 1872). Eine Auswahl seiner Werke erschien in 5 Bänden (Stuttg. 1874). Umfangreich ist der Briefwechsel H.'s, der nach seinem Tode erschien: mit Varnhagen (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860), mit einem jungen Freunde (Althaus, Berl. 1861), mit Heinr. Berghaus (3 Bde., Jena 1863), mit Bunsen (Lpz. 1869), Cancrin (Lpz. 1869), mit Marc. Aug. Pictet (in «Le Globe», Bd. 7, 1868), «Correspondance scientifique et littéraire», herausgegeben von De la Roquette (Par. 1865), mit Friedr. von Raumer in dessen «Literarischem Nachlaß» (Bd. 1, Berl. 1869), mit Goethe, herausgegeben von Bratranek (Lpz. 1876), mit Gauß, herausgegeben von Bruhns (Lpz. 1877), mit Joach. Heinr. Campe in dessen «Lebensbild» von Leyser (Braunschw. 1877). Die Herausgabe der Briefe H.'s mit den Jugendfreunden Wegener, Freiesleben, mit Bessel, Encke, Schumacher u. a. wird vorbereitet.

Digitized by Google

H. hat während seines langen und arbeitsvollen Lebens auf die gesammte Naturwissenschaft einen bedeutenden fördernden Einfluß ausgeübt. In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit vereinigte er zwei Richtungen, die nur selten beisammen gefunden werden, aber erst in ihrer Vereinigung das Genie bekunden. Er war groß in der Aneignung und Erörterung des Einzelnen, doch ebenso groß auch in der Auffassung und Begründung der allgemeinen Gesetze. Wie kein anderer hat er ein unermeßliches Material auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft, ja selbst der histor. Forschung angehäuft, daneben aber auch jederzeit die Aufgabe festgehalten, den innern Zusammenhang, die «Gesetzlichkeit» der Dinge zu ergründen und die Specialitäten zu einer empirischen Gesammtanschauung zusammenzufassen. Schon aus einem seiner frühesten Werke: «Ueber die gereizte Muskel- und Nervenfaser» (1797), spricht dieser Geist, und nach Verlauf von einem halben Jahrhundert erkennt die inzwischen weit vorgeschrittene Physiologie die Genauigkeit und Schärfe jener Versuche über Galvanismus und die Wahrheit der meisten aus ihnen gezogenen Folgerungen. Auf seinen Reisen Höhenmessungen mit Untersuchung der thermometrischen Verhältnisse und der Beschaffenheit des Bodens verbindend, und neben diesen tiefern Arbeiten es nicht verschmähend, Herbarien zu sammeln, gelangte H. zu einem reichen Material, durch dessen geistvolle Combination unter seinen Händen eine neue Wissenschaft, die Pflanzengeographie, entstand. Zwar hatten schon Linné und einige seiner Nachfolger manche der hervorstechendsten Erscheinungen in der Verbreitung der Pflanzenwelt bemerkt, doch ohne Höhenangaben und Betrachtung der Temperaturen. Es blieb H. das große Verdienst, eine sehr große Menge von Thatsachen, die zum Theil in den entlegensten Orten der Erde beobachtet worden waren, mit den eigenen Erfahrungen in Zusammenhang zu bringen, ihre Verbindung mit den Lehren der Physik nachzuweisen und die Gesetze zu erläutern, nach welchen die unendlich formenreiche Pflanzenwelt über den weiten Erdkreis vertheilt ist. Es gelang ihm ferner nachzuweisen, welche Einwirkung die Pflanzenwelt auf Bildung des Bodens, auf den Zustand der Völker und auf die geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts seit der Urzeit geübt hat. Zu der sachlichen Gediegenheit der H.'schen Leistungen gesellen sich als nicht unbedeutende Nebeneigenschaften die poetische Auffassung der Natur da, wo es darauf ankommt, anschauliche Gesammtbilder zu entwerfen, neben dem Geschmackvollen der Form doch «immer wahr beschreibend, bezeichnend, selbst scientifisch wahr zu sein».

Die Arbeiten H.'s in einzelnen Fächern sind staunenswerth durch ihren Umfang und die Mannichfaltigkeit ihrer Richtung. Sie sind am gründlichsten von einzelnen Fachmännern gewürdigt in K. Bruhns': «Alexander von H., eine wissenschaftliche Biographie» (3 Bde., Lpz. 1872). Es erörtern hier seine Leistungen: K. Bruhns in Mathematik, Astronomie und mathem. Geographie; G. Wiedemann in Erdmagnetismus, einzelnen physik. und chem. Forschungen; H. W. Dove in Meteorologie; Jul. Ewald in Geologie; O. Peschel in Erd- und Völkerkunde, Staatswirthschaft und Geschichtschreibung; A. Grisebach in Pflanzengeographie und Botanik; J. V. Carus in Zoologie und vergleichender Anatomie und W. Wundt in Physiologie. Vortreffliches von Peschel über H. findet sich noch in Peschel's «Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde» (Lpz. 1877). Populäre Bearbeitungen seiner Reisen verfaßten Klettke, Löwenberg, Wimmer; Biographie lieferten Wittwer, Klencke, Ule. Von den zahlreichen bei seinem Tode und seinem säcularen Geburtstage erschienenen Gelegenheitsgedichten und Denkreden sind die besten von Agassiz, Bastian, A. Bernstein, von Dechen, H. W. Dove, Ehrenberg, Encke, Gerland, Martius, Peschel, Quetelet, Virchow, Weber. Die Kunst, Malerei und Plastik, haben ihn oft dargestellt, die vorzüglichsten Bilder sind von Gérar, Wach, Begas, Hildebrand; Büsten von David, Rauch, Bläser, die bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier der Unabhängigkeitserklärung der Union, 4. Juli 1876, im Fairmount-Park zu Philadelphia enthüllte kolossale Bronzestatue ist von Drake; auch für Berlin ist die Errichtung eines Erzdenkmals projectirt. Die schönsten und im Sinne des großen Mannes fruchtreichsten Denkmale sind die, welche seine Vaterstadt ihm errichtet, der «Humboldtshain», ein großer, schöner Park mit Anlagen zur unentgeltlichen Belehrung des Volks in den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaft, und die Humboldt-Stiftung unter dem Curatorium der Akademie der Wissenschaften, welche die Aufgabe hat, Förderung der Naturwissenschaften und wissenschaftlicher Reisen.

Humboldt (Karl Wilh., Freiherr von), älterer Bruder des Vorigen, einer der geistvollsten Gelehrten und edelsten Staatsmänner, geb. zu Potsdam 22. Juni 1767, erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters mit seinem Bruder auf dem älterlichen Schlosse Tegel und zu Berlin durch treffliche Lehrer, wie Campe, Kunth, Fischer, Löffler, Engel, von Dohm, eine ausgezeichnete wissenschaftliche Vorbildung und studirte dann zu Frankfurt a. O. und Göttingen

Digitized by Google

die Rechte, woneben er aber der Alterthumswissenschaft, der Aesthetik und dem Studium der Kant'schen Philosophie wenigstens gleichen Eifer widmete. Nachdem er auf Reisen durch das westl. Deutschland, nach Paris und in die Schweiz reiche Weltkenntniß gewonnen und mit G. Forster und F. H. Jacobi innig befreundet worden war, lebte er 1789 und 1790 in Erfurt und Weimar und trat hier rasch in ein engeres Verhältniß zu dem Coadjutor von Dalberg und zu Schiller, dem in spätern Jahren ein nicht minder nahes zu Goethe sich anschloß. Mit dem Titel Legationsrath, zu dem er sich während eines kurzen Aufenthalts in Berlin befähigt, kehrte H. ohne Neigung zu amtlicher Thätigkeit nach Erfurt zurück, vermählte sich 1791 mit der ihm an Geist ebenbürtigen Karoline von Dacheröden (gest. 26. März 1829) und lebte anfangs meist auf den thüring. Gütern seiner Frau, seit 1794 aber in Jena, um hier mit Schiller und einem kleinen Freundeskreise ein Leben voll regster Geistesthätigkeit und des idealsten Gehaltes zu theilen, als dessen Frucht theils eigene dichterische und wissenschaftliche Arbeiten, theils eine vielfache Einwirkung auf Schiller's Dichtwerke hervorgingen. Ein dauerndes Denkmal dieser bis zu Schiller's Tode nie unterbrochenen Freundschaft bildet der später von H. veröffentlichte «Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von H.» (Stuttg. u. Tüb. 1830; 2. Aufl., von Wollmer besorgt, Stuttg. 1876). Von 1797—99 lebte H. nach mannichfachen Reisen mit seiner Familie in Paris und ging dann zu längerm Aufenthalt nach Spanien, von wo er mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute zurückkehrte. Im J. 1801 nahm er auf Wunsch der preuß. Regierung die Stelle eines Ministerresidenten in Rom an. Hier verweilte er, seit 1806 als bevollmächtigter Minister, bis 1808, bei wenigen diplomatischen Geschäften seine Zeit zwischen eigenen wissenschaftlichen und künstlerischen Studien und der liberalsten Förderung junger Gelehrter und Künstler theilend. Von Rom aus als Geh. Staatsrath in das Ministerium des Innern berufen und mit Leitung der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten beauftragt, wurde die geistige Wiedergeburt Preußens hauptsächlich H.'s Werk; insbesondere ist die berliner Universität seine Schöpfung. Doch verließ er auch diese Stellung schon 1810, um mit dem Range eines Geh. Staatsministers als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Wien zu gehen. Seit dieser Zeit ist H.'s Name aufs engste mit den bedeutendsten Ereignissen der neuern preuß. und deutschen Geschichte verwebt. So war er 1813 während des Waffenstillstandes auf dem Friedenscongresse in Prag, 1814 auf dem Congresse zu Châtillon und bei Abschluß des ersten Pariser Friedens, den er mit Hardenberg unterzeichnete, 1815 auf dem Wiener Congreß, seit 1816 aber in Frankfurt a. M. bei Ordnung der deutschen Gebietsfragen und bei Gründung des Bundestags thätig. Bald nachher wurde er Mitglied des Staatsraths, dann Gesandter in London, sowie 1818 bei dem Congresse von Aachen zugezogen. Ueberall wirkte er im Geiste einer hochherzigen und liberalen Politik. H. ward 1819 wirkliches Mitglied des preuß. Staatsministeriums; unter anderm erhielt er die Leitung der ständischen Angelegenheiten übertragen. Doch noch in demselben Jahre nahm er mit Boyen und Beyme seinen Abschied, da er ein freieres und mehr constitutionelles System als das des Ministers von Hardenberg befolgt wissen wollte. Erst seit 1830 ward er wieder zu den Sitzungen des Staatsraths berufen, nachdem er das Jahr vorher an die Spitze einer Commission zur Leitung des Baues und der Einrichtung des königl. Museums gestellt worden war. Seit 1819 lebte er mit geringen Unterbrechungen zu Tegel, das er durch treffliche Anlagen, mehr noch durch eine auserlesene Sammlung von Meisterwerken der Bildhauerkunst verschönerte. Auch in seiner Zurückgezogenheit von amtlichen Geschäften bewegte sich H. in ununterbrochener geistiger Thätigkeit bis zu seinem Tode, der 8. April 1835 erfolgte.

H.'s früheste literarische Arbeiten wurden von ihm selbst gesammelt in den «Aesthetischen Versuchen» (Bd. 1, Braunschw. 1799), welche unter anderm die über Schiller's «Spaziergang», über Goethe's «Hermann und Dorothea» (dieser auch besonders in 3. Aufl., Braunschw. 1861 mit einem Vorwort von Hettner erschienen), über «Reineke Fuchs» u. s. w. enthalten. Seine «Sämmtlichen Werke» (7 Bde., Berl. 1841—52) umfassen auch einen Theil seiner zahlreichen Gedichte. Unter denselben ragt besonders die Elegie «Rom» (Berl. 1806) hervor; seine Sonette sind durch Vollendung der Form und tiefe Sinnigkeit ausgezeichnet. Von Bedeutung für Erforschung der griech. Sprache und Metrik ist die Uebersetzung des Aeschyleischen «Agamemnon» (Lpz. 1816; 2. Aufl. 1857). Mit Vorliebe und großer Umfänglichkeit widmete sich H. der vergleichenden Sprachforschung. Als Früchte seines Studiums der baskischen Sprache sind zunächst die «Berichtigungen und Zusätze zu Adelung's Mithridates über die cantabrische oder baskische Sprache» (Berl. 1817) und die mustergültige «Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittels der baskischen Sprache» (Berl. 1821) zu nennen.

Digitized by Google

In die Zeit des Aufblühens der altind. Studien in Deutschland fallen unter anderm die größern, in der berliner Akademie gelesenen Abhandlungen: «Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata» (Berl. 1826), «Ueber den Dualis» (Berl. 1828) und «Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen» (Berl. 1830). H.'s Hauptwerk aber auf diesem Gebiete: «Ueber die Kawisprache auf der Insel Java» (3 Bde., Berl. 1836—40; neu herausg. unter dem Titel «Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues» und erläutert von Pott, 7 Bde., Berl. 1875—76), wurde erst nach seinem Tode von Eduard Buschmann, der sich ebenfalls diesen Studien gewidmet und H. seit 1829 unterstützt hatte, der Oeffentlichkeit übergeben. Namentlich ist die Einleitung zu diesem Werke, die auch unter dem Titel «Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts» (Berl. 1835) besonders erschien, in der Geschichte der Sprachwissenschaft epochemachend geworden. Sein «Vocabulaire inédit de la langue taïtienne» wurde ebenfalls durch Buschmann in dessen «Aperçu de la langue des îles Marquises et la langue taïtienne» (Berl. 1834) veröffentlicht. Noch später erschien das schon vor 1800 ausgearbeitete, aber lange verlorene Fragment: «Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen» (Berl. 1851). Herausgeber war E. Cauer. Schiller hatte sich vergebens bemüht, einen Verleger dafür zu finden. Sein Urtheil über das Werk sowie interessante Mittheilungen über die Geschichte desselben findet man bei Goedeke, «Geschäftsbriefe Schiller's» (Lpz. 1875). Seine die Sprachwissenschaft betreffende handschriftliche Sammlung und die ausländische Literatur seiner Bibliothek vermachte er der königl. Bibliothek zu Berlin. Daß H. neben dem großen Gelehrten und Staatsmann auch der zarteste und fürsorglichste Freund, der edelste Mensch gewesen, erfuhr das größere Publikum eigentlich erst aus «Wilhelm von H.'s Briefen an eine Freundin» (2 Bde., Lpz. 1847; 6. Aufl. 1856; in Einem Bande, 4. Aufl., 1874), die einen Reichthum der feinsten Beobachtungen und Urtheile und der zartesten Gefühle aussprechen; diese Briefe sind an eine nach manchem Schicksalswechsel in Kassel verstorbene Dame, Charlotte Diede, gerichtet, welche H. 1788 in Pyrmont kennen gelernt hatte und mit der er bis zu seinem Tode ununterbrochen in brieflichem Verkehr blieb. Vgl. Schlesier, «Erinnerungen an Wilhelm von H.» (2 Bde., Stuttg. 1843—46); Elisa Maier, «Wilhelm von H. Lichtstrahlen aus seinen Briefen» (Lpz. 1850; 5. Aufl. 1865), und besonders Haym, «Wilhelm von H.» (Berl. 1856). Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von H. 1795—1832 veröffentlichte Bratranek (Lpz. 1876).

Humbug, ein aus dem engl. Slang oder Rothwälsch in die Umgangs- und auch in die Schriftsprache übergegangenes Wort, das sowol einen Schwindel, eine Aufschneiderei oder Mystification als einen Schwindler oder Charlatan bedeutet. Der Ursprung des Wortes ist zweifelhaft. Nach einigen soll es dadurch entstanden sein, daß in den Kriegszeiten zahlreiche falsche Nachrichten über Hamburg nach England gelangten, sodaß man allmählich dahin kam, mit dem Worte Hamburg, corrumpirt in H., die Idee des Trugs und der Täuschung zu verbinden. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt es jedoch von dem Zeitwort to hum, jemand foppen, ihm etwas aufbinden. Im Druck soll das Wort zum ersten mal um das J. 1735 in Killigrew's «Universal Jester» vorkommen; im allgemeinen Gebrauch ist es erst seit dem Anfang des 19. Jahrh. Ein H. ist ein Mann, der auf Kosten seiner Nebenmenschen lebt und ihre Leichtgläubigkeit misbraucht. Er ist in allen Ländern und in allen Ständen vertreten; sein genialster Repräsentant aber war in neuester Zeit der Amerikaner Barnum (s. d.).

Hume, auch Home (Daniel Dunglas), bekannter spiritistischer Abenteurer, wurde 1835 auf den Orkney-Inseln geboren und stammt aus einem alten schott. Geschlecht. Im Alter von vier Jahren wurde H. nach Amerika gebracht, wo er seine Kindheit und erste Jugendzeit verlebte. Seine Fähigkeit eines zweiten Gesichts offenbarte sich zuerst 1850, worüber näher Rogers in der «Philosophy of mysterious agents» (Bost. 1853) berichtet. Im J. 1855 ging H. nach Europa und erneuerte dort seine vorgeblichen Wunder, welche bereits Amerika in Erstaunen gesetzt hatten. So z. B. in Florenz, wo sich Möbeln in seiner Gegenwart bewegt und musikalische Instrumente unter unsichtbaren Fingern harmoniöse Melodien gespielt haben sollen. Im folgenden Jahre besuchte er Rom, wo er dem Papste vorgestellt wurde und zum Katholicismus übertrat. Von Rom begab er sich nach Paris, fing dort an, Medicin zu studiren, unterlag jedoch beinahe einem Anfalle von Katalepsie, dem eine heftige Krise folgte. Wiederhergestellt, fuhr er in seinen angeblichen Beziehungen zu den unsichtbaren Mächten fort und gab vor der höchsten Gesellschaft in Paris Sitzungen. Nachdem er 1864 noch einmal Rom besucht hatte, aber von hier durch die päpstl. Behörden ausgewiesen worden war, ging er nach London, wo

Digitized by Google

er eine Witwe, Namens Lyon, vermochte, ihm, auf den angeblichen Befehl des Geistes ihres verstorbenen Ehemannes, 60,000 Pfd. St. auszuhändigen, die er aber nach einem 22. Mai 1868 gegen ihn angestrengten Processe wieder herausgeben mußte. In seiner Autobiographie (Lond. 1863) sucht er das «Rationelle» des Spiritismus darzulegen.

Hume (David), der größte Philosoph und einer der classischen Historiker Englands, geb. zu Edinburgh 26. April 1711, war der jüngere Sohn eines schott. Landedelmanns aus dem Geschlechte der Grafen von Home. Früh schon fühlte er sich zur classischen Literatur und zur Philosophie hingezogen; doch seine durch anhaltende Studien geschwächte Gesundheit und die beschränkten Vermögensverhältnisse seiner Familie veranlaßten ihn, in Bristol die Kaufmannschaft zu erlernen. Sehr bald aber dieser neuen Beschäftigung überdrüßig, ging er nach Frankreich, um unabhängig der wissenschaftlichen Ausbildung seines Geistes zu leben. In Frankreich schrieb er seine geniale psychol.-kritische Abhandlung «Treatise upon human nature» (3 Bde., Lond. 1738—40; deutsch von Jakob, 3 Bde., Halle 1790—91), machte jedoch damit vollständig Fiasco. Erst die «Essays moral, political and literary» (Edinb. 1742; neue Aufl., Lond. 1748; deutsch von Tennemann, Jena 1793) begründeten seinen schriftstellerischen Ruhm. Er wurde 1745 Führer des jungen geisteskranken Marquis von Annandale und sodann Secretär des Generals Sinclair auf dessen Expedition an die franz. Küste und der Gesandtschaftsreise nach Wien und Turin, nachdem seine Bewerbung um das Lehramt der Moralphilosophie zu Edinburgh am Widerstande der Geistlichkeit gescheitert war. In Turin arbeitete er den ersten Theil der obengenannten Abhandlung um und ließ ihn unter dem Titel «Enquiry concerning the human understanding» (Lond. 1748; deutsch von Tennemann, Jena 1793, und von Kirchmann, 2. Ausg., Berl. 1875) und als zweiten Band der «Essays» erscheinen. Im J. 1751 nach Schottland zurückgekehrt, gab er seine «Enquiry concerning the principles of morals» (Edinb. 1751) heraus, ein Jahr darauf die glänzend aufgenommenen «Political discourses» (2 Bde., Lond. 1752), ferner eine Sammlung seiner «Essays and treatises on several subjects» (4 Bde., Lond. 1755; neue Aufl., 2 Bde., 1810) und die «Natural history of religion» (Lond. 1755). Der Umstand, daß er 1752 Aufseher der Advocatenbibliothek in Edinburgh geworden war, veranlaßte ihn zu geschichtlichen Forschungen. Er schrieb zunächst 1754—56 die Geschichte Englands seit der Thronbesteigung des Hauses Stuart, 1759 die des Hauses Tudor und 1761 die Darstellung der frühern Perioden. Das Gesammtwerk erschien dann als «History of England from the invasion of Julius Cæsar to the revolution of 1688» (6 Bde., Lond. 1763 u. öfter; in einer Prachtausgabe von Bowyer, 10 Bde., Lond. 1794; mit Smollett's Fortsetzung, 13 Bde., Lond. 1796; neueste Aufl., 8 Bde., Lond. 1865; deutsch von Dusch, 6 Bde., Bresl. 1762—71). Dasselbe ist noch jetzt die beste Geschichte Englands und nimmt durch Schönheit der Sprache und philos. Geist eine hohe Stelle unter den histor. Werken aller Zeiten ein. H. begleitete 1763 den Grafen von Hertford als Gesandtschaftssecretär nach Paris, wo er begeistert aufgenommen ward. Nach seiner Rückkehr wurde er 1767 Unterstaatssecretär, legte aber zwei Jahre darauf dieses Amt nieder und starb zu Edinburgh 25. Aug. 1776. Nach seinem Tode erschienen seine Autobiographie (engl. von Adam Smith herausgegeben, Lond. 1777; lat. 1787), «Dialogues concerning natural religion» (Lond. 1779; deutsch, Lpz. 1781) und «Essays on suicide and immortality of soul» (Lond. 1783). Seine gesammelten Werke erschienen in Edinburgh (1827) und London (1856). Neuere Ausgaben seiner philos. Schriften existiren von Green (4 Bde., Lond. 1876) und seiner «Essays» von Green und Grose (2 Bde., Lond. 1875). Eine deutsche Uebersetzung von H.'s nationalökonomischen Abhandlungen erschien von Niedermüller (Lpz. 1877).

H. ist der abschließende Geist des Zeitalters der Aufklärung in England und zeigt dessen größte speculative Vertiefung. In der theoretischen Philosophie ist seine Lehre der vollendetste Ausdruck der von Bacon und noch mehr von Locke angelegten empiristischen und erkenntnißtheoretischen Richtung: er verzichtet auf Grund der Untersuchungen von Locke und Berkeley auf jede Uebereinstimmung der menschlichen Vorstellungen mit einer vorausgesetzten absoluten Wirklichkeit und sucht den Nachweis zu führen, daß alle sog. Ideen nur abgeschwächte Copien der ursprünglichen «Impressionen», der Wahrnehmungen des äußern und des innern Sinnes, sind. Die Beziehungen der Substantialität und der Causalität, nach denen wir unsere Vorstellungen zu ordnen pflegen, sind ihm deshalb nur Abbilder einer constanten Verfahrungsweise des dieselben Vorstellungen theils stets gleichzeitig, theils stets in derselben Zeitfolge bildenden Geistes, und er spricht ihnen die objective Gültigkeit ab. Alle Wissenschaften haben deshalb nur soweit Gewißheit, als sie entweder das immanente Verhältniß gewisser Vorstellungen demonstrativ

Digitized by Google

entwickeln, wozu nur die Mathematik im Stande sei, oder als sie die thatsächlichen gewisser Impressionen constatiren. Die Ueberzeugung von einer die Erfahrung hervorrufenden und außerhalb unserer Vorstellungen bestehenden Wirklichkeit ist nie beweisbar, sondern nur die Sache eines mehr oder minder wahrscheinlichen Glaubens. Deshalb und weil seine Lehre die Geltung jeder die Erfahrung überschreitenden Metaphysik bestreitet, hat man ihn meistens als Skeptiker charakterisirt: noch mehr aber geschah dies aus dem Grunde, weil er auf religionsphilos. Gebiete lediglich den psychol. Gesichtspunkt geltend machte, alle Religionen aus dem psychol. Bedürfniß und dem Vorstellungsmechanismus der Menschen ableitete und die so behandelten Lehren aller Religionen einer schonungslosen Kritik ihrer moralischen Folgen unterzog. Die moralische Beurtheilung selbst endlich gründet er in gleichfalls rein psychol. Weise auf die Wirksamkeit des moralischen Gefühls, das er mit andern Lust- und Unlustgefühlen in Parallele setzt, und entwickelt aus demselben die Reihe der Tugenden, welche er in natürliche, das Wohl des Individuums befördernde, und gesellige, der ganzen menschlichen Gesellschaft zugute kommende, eintheilt. Lange Zeit durch die orthodoxen Vorurtheile seiner Landsleute zurückgesetzt, ist H. erst im 19. Jahrh. auch in England zur vollen Würdigung seiner eminenten Bedeutung durchgedrungen, wozu die rückhaltlose Anerkennung, welche ihm durch Kant und die deutsche Philosophie zutheil wurde, nicht wenig beitrug. Vgl. F. H. Jacobi, «David H. über den Glauben, oder Idealismus und Realismus» (Bresl. 1787); Burton, «Life and correspondence of H.» (2 Bde., Lond. 1846); Jodl, «Leben und Philosophie David H.'s» (Halle 1872); Pfleiderer, «Empirismus und Skepsis in David H.'s Philosophie» (Berl. 1874).

Hume (Joseph), engl. Reformer, geb. 1777 zu Montrose in Schottland, erhielt den ersten Unterricht in der Stadtschule seines Geburtsortes, lernte hier etwas Latein und kam dann zu einem Wundarzt in die Lehre. Später besuchte er die medic. Vorlesungen an der Universität zu Edinburgh und bestand 1796 sein Examen vor dem College of Surgeons, worauf er sich 1799 als Chirurgus im Dienste der Ostindischen Compagnie nach Bengalen begab. Hier legte er sich mit solchem Eifer auf das Studium der ind. Sprachen, daß er nach dem Ausbruch des Mahrattenkriegs 1803 das Amt eines Dolmetschers bei der Division des Generals Powell in Bundelkund übernehmen konnte. Diese neuen Pflichten verwaltete er, ohne seine ärztliche Stellung aufzugeben, und binnen kurzem wurde er auch zum Zahlmeister der Truppen und zum Feldpostmeister ernannt. Im J. 1808 kehrte er in sein Vaterland zurück. Nach kurzer Ruhe beschloß H. jetzt, auch die Zustände Europas aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er durchreiste 1809 Großbritannien und Irland und unternahm alsdann einen zweijährigen Ausflug nach dem Mittelländischen Meer und der Levante. Er gelangte 1812 für den Flecken Weymouth ins Unterhaus, ward jedoch nach der bald darauf erfolgten Parlamentsauflösung nicht wieder gewählt. Er widmete sich nun hauptsächlich der Beförderung des Lancaster'schen Unterrichtssystems und seinen Amtspflichten als Director der Ostindischen Compagnie, zu welchem Posten man ihn 1813 ernannt hatte. Erst 1818 erschien er als Vertreter seiner Vaterstadt Montrose wieder im Parlament, wo er nach und nach eine immer größere Wichtigkeit gewann. Besonders machte er sich durch seine strenge Kritik aller Staatsausgaben den am Ruder stehenden Tories sehr verhaßt. Im J. 1830 von der Grafschaft Middlesex gewählt, wurde H. im reformirten Unterhause ein Haupt der Radicalen und erdrückte durch sein Gewicht 1835 den Orangebund, der mit dem Plane umging, die in liberalen Grundsätzen auferzogene Prinzessin Victoria von der Thronfolge auszuschließen und diese dem Herzog von Cumberland zuzuwenden. Dafür verfolgten ihn auch die Tories mit unversöhnlichem Haß, und bei den Wahlen von 1837 gelang es ihnen, in Middlesex seinem Gegner die Majorität zu verschaffen. Auf O'Connell's Verwendung wurde er von der irischen Stadt Kilkenny gewählt, doch entzweite er sich bald mit dem irischen Agitator und ward bei den Wahlen von 1841 übergangen. Im J. 1842 sandte ihn indeß der District Montrose von neuem ins Parlament und wiederholte diese Wahl auch 1847 und 1852. Mit ungeschwächtem Eifer betheiligte H. sich während dieser ganzen Zeit an dem Kriege gegen das Monopol und das Privilegium und an dem Kampfe für die Erweiterung der polit. Freiheiten. Als Finanzreformer hatte er im Unterhause nicht seinesgleichen. Seinen Anstrengungen verdankt man es, daß die öffentlichen Rechnungen des engl. Staatshaushalts jetzt in verständlicher Form vorgelegt werden und das verderbliche Tilgungsfondssystem aufgegeben wurde. H. starb 20. Febr. 1855 zu Burnley-Hall in Norfolk; 1859 wurde ihm in seiner Vaterstadt Montrose eine Bildsäule errichtet.

Hummel (Bombus) heißt eine zu den Bienen (Melittiden) gehörende Insektengattung, welche den eigentlichen Honigbienen sehr nahe verwandt ist, von diesen sich aber durch den dicht-

Digitized by Google

zottig behaarten Leib und die mit Endstacheln versehenen Hinterschienen unterscheidet. Die H. leben, wie die Bienen, gesellig in einem Baue, in welchem Weibchen, Männchen und Arbeiter sich befinden. Nur die Weibchen überwintern, die übrigen sterben gegen den Winter. Von den bei uns einheimischen ist die Erdhummel (B. terrestris) am gemeinsten; sie ist etwa 20 Mmt. lang, dick, schwarz, am After weiß; der Vordertheil des Thorax und eine breite Binde auf dem zweiten Hinterleibsringe ist gelb. Die Erdhummeln bauen ihr Nest, in dem sich etwa 100—200 Individuen befinden, unter die Erde. Sie haben genießbaren Honig, der aber stets nur in geringer Menge vorhanden, da nur kleine Gesellschaften einen Bau bewohnen, auch, wenn er von giftigen Pflanzen, z. B. Sturmhut, gesammelt wurde, schädliche Folgen hat. Die Weibchen können zwar empfindlich stechen, thun dies aber nicht leicht, auch dann nicht, wenn ihr Nest zerstört wird. Die kleinere Mooshummel (B. muscorum) wohnt gleichfalls in einer etwa 15 Ctmt. breiten Erdhöhle, über welcher sie einen Haufen von Moos, trockenem Gras und Pflanzenfasern aufthürmt. Die Steinhummel (B. lapidarius) ist schwarz, das Weibchen nur am After roth; bei den Männchen ist außerdem Gesicht und Thorax vorn und hinten gelb. Die Feldmäuse und die Füchse stellen des Honigs wegen den Nestern begierig nach. In der Landwirthschaft sind die H. indirect besonders nützlich, indem sie, wie Darwin nachgewiesen hat, die Befruchtung vieler Blumen, z. B. des Klees, dadurch vermitteln, daß sie den Blumenstaub vertragen, der an ihrem zottigen Leibe hängen bleibt.

Hummel (Joh. Nepomuk), einer der ausgezeichnetsten Klavierspieler und Componisten der neuern Zeit, geb. zu Preßburg 14. Nov. 1778, erhielt den ersten musikalischen Unterricht durch seinen Vater, Joseph H. Als letzterer 1785 von Schikaneder als Kapelldirector nach Wien gezogen wurde, erregte des Knaben Talent Mozart's Interesse in dem Grade, daß er ihn in sein Haus und unter seine Leitung nahm. Schon 1788 machte er mit seinem Vater Kunstreisen durch Deutschland, England und Holland. Zum Jüngling gereift, kehrte er 1795 nach Wien zurück und machte nun unter Albrechtsberger's besonderer Leitung und in Salieri's bildendem Umgange seine Studien in der Composition, deren Früchte verschiedene Sonaten, Rondos und Trios waren, die indeß, durch H.'s spätere Werke verdunkelt, sich überlebt haben. Als Kapellmeister in des Fürsten Esterházy Diensten, fand er Anlaß, sich auch in der kirchlichen und dramatischen Musik zu versuchen. Nachdem er die Stelle 1811 aufgegeben, widmete er sich, ohne öffentlich zu spielen, dem Unterricht und der Composition. Erst in Stuttgart, wohin er 1816 als Kapellmeister berufen wurde, trat er wieder als Klavierspieler öffentlich auf, und zwar mit einer das allgemeinste Staunen erregenden Meisterschaft und namentlich mit vollendeter Improvisationsgabe. Im J. 1820 ging er als Kapellmeister nach Weimar, wo er, mehrere große Reisen, namentlich nach Rußland und England, abgerechnet, bis zu seinem Tode, 17. Oct. 1837, blieb. In H. erreichte ein Zweig Seb. Bach'scher Kunst, der aufgezogen war durch Ph. Em. Bach, Clementi und Cramer, und zu deren Klarheit, Correctheit und harmonischer Tüchtigkeit der an Mozart's und Haydn's Feuer erwärmte H. das regere Gemüthsleben der sog. Wiener Schule brachte, seinen Höhepunkt und Abschluß. Seine Erfahrungen und Grundsätze hat H. in einer großen «Pianoforteschule» und in Studienstücken dargelegt, die freilich zu einer Zeit erschienen, wo bereits eine neue Richtung sich Bahn zu brechen begonnen hatte, und die nun nicht mehr die Bedeutung erlangen konnten, die sie früher hätten ansprechen können. H.'s Compositionen bestehen in Concerten, Trios, Sonaten, vielen kleinern Klavierstücken und mehrern kirchlichen und dramatischen Werken. Letztere, darunter die Oper «Mathilde von Guise», waren ohne Erfolg, wogegen seine zwei großen Messen, die Sonate in Fis-moll, die beiden Concerte in H-moll und A-moll, das Septett in D-moll, einige Trios und andere Sachen bleibenden Werth haben.

Hummer (Homărus) heißt eine Gattung der Seekrebse, welche dem Flußkrebse sehr nahe verwandt ist. Am bekanntesten ist der gemeine H. (H. vulgaris), welcher eine Größe bis zu 45 Ctmt. erreichen kann. Seine Scheren sind sehr groß und ungleich, und die größere ist mit starken Höckerzähnen besetzt; der Stirnfortsatz hat jederseits 3—4 Zähne. Er ist an Gestalt dem Flußkrebse sehr ähnlich, aber im Leben blau und gelb gefleckt, wird auch ebenso durch Kochen roth und liefert eine wohlschmeckende, jedoch für viele Personen schwerverdauliche Speise. Der Hummerfang geschieht meist mittels Hummerkörben und wird besonders in der Nordsee um Helgoland, an der südl. Küste Norwegens, im Kanal und in der Bretagne schwunghaft betrieben. In den letztgenannten Gegenden hat man Hummerparke, in welchen, je nach der Größe, bis zu 100,000 H. im Sommer angesammelt und bis zur Verschiffung im Herbst und Winter mit dem Fleische werthloser Fische, besonders Haifische, ernährt werden. Die Verschiffung

Digitized by Google

geschieht in eigens dazu eingerichteten Fahrzeugen mit doppeltem Boden, worin die Thiere selbst 14 Tage lebend erhalten werden können. Bei Versendungen landeinwärts werden die H. in den Seestädten, z. B. in Hamburg, zuvor gekocht oder marinirt. Im Winter können sie auch lebendig versendet werden. Man hat berechnet, daß in Nordeuropa allein jährlich an 5 Mill. H. verzehrt werden. Wie groß die Fruchtbarkeit der H. übrigens ist, ergibt sich aus Baster's Beobachtungen, welcher an einem einzigen Weibchen 12,444 dem Hinterleibe angehängte Eier zählte. Der amerikanische H. (H. Americanus) ist dem gemeinen sehr ähnlich; der südafrikanische H. (H. capensis) wird nur 15 Ctmt. lang.

Humor (lat.) heißt ursprünglich Feuchtigkeit, von deren richtigem Verhältniß im menschlichen Körper die alten Aerzte das geistige und körperliche Wohlsein wesentlich bedingt hielten. So bekam das Wort die Bedeutung von guter Stimmung, heiterer Laune und wurde endlich am Ende des 18. Jahrh. der allgemein übliche Ausdruck für die höchste Form des Komischen. Der H. ist Komik, aber eine Komik, deren Vater der Schmerz. Wo der Unbefangene ein Uebel als einzelnes und vorübergehendes verschmerzt, wo der Witzige vom Aerger sich befreit durch einen Witz, da geht der Humorist weiter und sieht im Einzelnen das Ganze. Der Schmerz des Humoristen ist Weltschmerz, wenn man den Begriff des Weltschmerzes von allen unreinen Nebenbedeutungen frei läßt. Es gibt für den Humoristen keine einzelne Thorheit, sondern nur eine allgemeine Tollheit. Aber der Humorist selbst gehört zu dieser tollen Welt, die ihn ärgert. Das weiß der Humorist; deshalb ist er gutmüthig und liebevoll und lacht sich über seinen Schmerz selbst aus. Er lächelt, wie Jean Paul geistreich gesagt hat, durch Thränen. Diese Rührung, die durch das Lachen selbst hindurchschimmert, gehört wesentlich zum H.; wo diese liebevolle Rührung nicht vorhanden ist, da ist nicht H., sondern nur Witz und Satire. Humoristen sind daher verhältnißmäßig selten. Das classische Alterthum kannte den H. als abgesonderte Kunstart wenig oder gar nicht; es hatte dazu zu wenig Sentimentalität und Weltschmerz. Erst die Zeit des beginnenden Verfalls erzeugte den H. des Aristophanes. Das Mittelalter, obgleich voll des lustigsten Schwanks, erhebt sich zum reinen H. nicht. Erst der Anfang der neuern Geschichte erzeugte Rabelais und Fischart, im Drama Shakspeare, im Roman Cervantes. Das 18. Jahrh. brachte namentlich in England den humoristischen Roman hervor und diese Form ist, wie namentlich Boz-Dickens beweist, von den Engländern bis in die neueste Zeit mit großer Vorliebe gepflegt worden. Aus der Anregung der engl. Humoristen sind auch vornehmlich die deutschen humoristischen Romane hervorgegangen, die am Ende des 18. Jahrh. massenhaft auftauchten, von denen aber nur die von Hippel und von Jean Paul bleibenden Werth haben; der H. der Romantiker, namentlich Tieck's und Clemens Brentano's, ist nicht selten gequält; in neuester Zeit hat sich Fritz Reuter (s. d.) als ein Humorist ersten Ranges bewährt. Große Verdienste um die Theorie des H. hat sich Friedrich Theodor Vischer (s. d.) erworben.

Humus (lat.) heißt im weitern Sinne die oberste pflanzentragende Schicht der Erde, ein Gemenge verwitterter oder durch Anschwemmung zusammengehäufter unorganischer Massen mit den Producten der Verwesung vegetabilischer und animalischer Reste oder auch enger begrenzt das kohlenstoffreiche braune oder schwarze, mit den mineralischen Bestandtheilen theils chemisch, theils mechanisch verbundene Gemenge der letztern. Der H. oder Moder erscheint als eine leicht zerreibliche, lockere, braune bis schwarze Masse, welche nach der Dauer des Verwesungsprocesses verschiedenartige physik. Eigenschaften und Zusammensetzung zeigt. Er bildet die Hauptmasse der Torf- und Moorablagerungen, die durch einen Proceß, in welchem der Zutritt der Luft gehemmt oder gänzlich abgeschnitten war, aus unter Wasser gesetzten Vegetabilien entstanden sind. Die in der Entwickelung begriffene Humussubstanz heißt Ulmin oder Baumerde; in reifem Zustande wird sie zum Humin; letztere mit Thon innig vermischt, bildet die fruchtbare Dammerde. Aus der Humussubstanz entwickelt sich unter dem Einflusse von Alkalien in den verschiedenen Stadien der Zersetzung eine Reihe von Säuren: die Ulminsäure, die Humussäure, die Quellsäure, die Quellsatzsäure, endlich Kohlensäure. Mit der Bildung der letztern ist die Zersetzung des H. und die Säurebildung geschlossen. Die somit erzeugten kohlensauren Alkalien nehmen die Pflanzen direct als Nahrung auf und bilden daraus die Säfte und Gewebe der Grundmasse ihres Körpers. Darauf also beruht die wichtige und unerläßliche Wirkung des H. im Culturboden, abgesehen von seinem physik.-mechan. Einflusse auf die Aggregatzustände desselben. Früher hielt man die Humussäuren für unmittelbare Pflanzennährstoffe, allein dieselben können selbst im Verbande mit den Alkalien nicht als solche von der Pflanze benutzt werden; sie würden als Gärungs- und Verwesungsproducte gleich Fermenten auf den Saft und die innern Organe der Vegetabilien einwirken und deren Zersetzung ver-

Digitized by Google

anlassen; sie sind nur die Mittel, welche die absterbende Pflanze sich schafft, um aus ihrem mineralischen Standorte diejenigen Salze zu gewinnen, welche ihren lebenden Nachkommen zur Nahrung dienen können. Dies ist die einzig richtige «Humustheorie» gegenüber den unklaren Ansichten der frühern sog. rationellen Schule der Bodencultur sowie der irrthümlichen Hypothesen der ältern Agriculturchemiker. — Humusboden (humoser Boden) heißt ein Boden mit reichem Humusgehalt; Humusdecke der Abfall von Pflanzen, der den Boden bedeckt, z. B. in Wäldern, und demselben die entzogene Nahrung großentheils wieder erstattet. Daher die Schädlichkeit der Entnahme der Waldstreu aus den Forsten.

Hund (Canis), eine artenreiche Gattung von Säugethieren aus der Familie der reißenden oder Raubthiere. Das Gebiß der H. zeigt 42 Zähne, nämlich oben und unten 6 Schneidezähne, 4 große Eckzähne, oben 3, unten 4 Lückenzähne, jederseits 1 großen Reißzahn und dahinter oben 4, unten 2 Höckerzähne. Es zeigt also geringere Raubgier an als dasjenige der Katzen, von denen sie sich zugleich durch die nicht zurückziehbaren Krallen und die glatte Zunge unterscheiden. In der That sind auch die H. weder so blutgierig noch auf animalische Nahrung so ausschließlich hingewiesen wie die Katzen. Die über die ganze Erde verstreut vorkommenden Hundearten haben zwar ein gemeinsames Familienansehen, indessen vermag man sie in zwei gut unterschiedene Gruppen, die Füchse und die eigentlichen H. mit runden Pupillen und kürzerm Schwanze, zu theilen. Zur letztern Abtheilung gehört der Haushund (C. familiaris), der treueste Freund, den der Mensch unter den Thieren jemals auffand, und daher ebenso weit verbreitet als dieser. Ueber das Stammthier dieses nirgends im eigentlichen wilden, aber hin und wieder im verwilderten Zustande vorkommenden Geschöpfs ist man jetzt durch die Untersuchungen von Prof. Jeitteles dahin aufgeklärt, daß die verschiedenen Rassen auch von verschiedenen wilden Arten stammen. Fragt man die Vorgeschichte, so findet sich, daß der H. das erste Hausthier war, welches der Mensch in Europa besaß, und daß in der Steinzeit überall, von Dänemark bis zu den Alpen, nur eine einzige, scharf charakterisirte, eher kleine als große Hunderasse vorkam, welche, nach Rütimeyer's Untersuchungen zwischen dem Wachtelhunde und dem Hühnerhunde, doch dem erstern näher stand. Diese ursprüngliche Hunderasse war also gewiß eine wilde, vom Menschen zuerst gezähmte Art. Die Vergleichung der Schädel zeigt, daß dieser Torfhund und seine Nachkommen, wohin die Spitze, Pommer, Dachs- und Wachtelhunde, Pinscher und Rattenfänger gehören, von dem noch jetzt wilden Schakal (C. aureus) abstammen. Erst in denjenigen Pfahlbauten, welche auch Gegenstände von Metall (Bronze) finden lassen, zeigt sich ein großer, ebenfalls gezähmter Wolfshund, der mit den Schweiß-, Jagd-, Schäfer-, Wind- und Vorstehhunden von dem indischen Wolfe (C. pallipes) herstammt. Die auf den ägypt. Denkmälern dargestellten Doggen und der Straßenhund des Orients stammen von dem großen Schakal oder Dib (C. lupartes), die ägypt. Windhunde von dessen schlankerer Varietät (C. Anthus) ab. In Amerika fanden die Entdecker schon zahme H., die, nach Tschudi, von den europäischen verschieden sein und eine eigene Art bilden sollen. In Australien und Neuseeland fand man ebenfalls bei der Entdeckung zahme oder halbwilde H. (Dingo) vor. Da, wo keine wilden H. auf dem alten Continent vorkommen, gibt es auch keine zahmen, und da, wo die H. verwildern, wie im Orient, werden sie einander sehr ähnlich und durch ihre spitzen Ohren, den steifgetragenen Schwanz, das struppige Haar dem Schakal ähnlich.

Die Frage hinsichtlich der Abstammung unserer Haushunde ist also für die Rassen des alten Continents dahin gelöst, daß weder Wolf noch Fuchs an ihrer Bildung theilhatten, daß sie aber wenigstens drei wilden Hundearten entstammen, dem Schakal, dem Dib (in seinen Varietäten) und dem ind. Wolfe, Bheriah oder Landgah genannt, die sich leicht von dem Menschen zähmen ließen und später durch ihre Kreuzungen die verschiedenen Rassen erzeugten, die also alle mehr oder minder Bastarde und Blendlinge wären. Man hat vielfach versucht, diese einzelnen Rassen systematisch zu ordnen, jedoch mit unzureichendem Erfolge, indem der allseitigen Uebergänge zu viele sind und Individuen von völlig reiner Rasse weit seltener vorkommen als man gemeinhin annimmt. Die auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Körperbaues, besonders des Schädels, gegründete Eintheilung Cuvier's ist die einfachste und brauchbarste. Sie hat folgende drei Gruppen: Windhunde, Spitz- und Jagdhunde und Doggen. Unter diese Abtheilungen bringt man gegen 70 deutlich verschiedene Spielarten, zu welchen aber die ganz veränderlichen und charakterlosen Straßenhunde großer Städte nicht gerechnet werden können. Sehr abweichende Varietäten sind unter andern: der durch Nacktheit ausgezeichnete schwarze ägyptische H.; der oben ganz schwarze, unten weiße Polarhund der Eskimos; der an Größe alle andern übertreffende und sehr seltene irländ. Wolfshund; der sehr gelehrige und

Digitized by Google

scharfsinnige Schäferhund; der durch scharfes Auge und feine Nase ausgezeichnete Dachshund; der besondere Zuneigung gegen den Menschen bezeigende Pudel; der berüchtigte Schweiß- oder Bluthund; der überaus wilde australische H. oder Dingo u. s. w. Merkwürdigerweise gehört die Gattung H. zu den ältesten unserer heutigen Thierwelt, denn schon in den ältesten Tertiärschichten (Eocän) finden sich echte H. Auch ist die Familie mit mehr als 50 Arten über die ganze Erde verbreitet. Der Gebrauch des H. ist ebenso mannichfach als die Völker verschieden sind, unter welchen er lebt. Unter arktischen Völkern wird er als Zugthier benutzt, auf vielen Südsee-Inseln gemästet und gegessen. Dem Feuerländer steht er bei im Fischfange und im Aufsuchen von Muscheln, und unter andern Völkern wird er zu den verschiedensten Arten von Jagd oder auch zu ungewöhnlichen häuslichen Diensten abgerichtet. In vielen Ländern so geschätzt als Hausthier, daß man durch Gesetze gegen seine Vermehrung einschreiten mußte, gilt er anderwärts für ein unreines Geschöpf, dessen Nähe man sorgfältig meidet. Kein anderes Hausthier entwickelt eine gleich große Abrichtungsfähigkeit und keins überrascht in demselben Verhältnisse wie der H. durch Spuren von Intelligenz und durch große Sinnenschärfe; wenige sind aber auch so zahlreichen Krankheiten wie der H. unterworfen, unter denen die Hundswuth (s. d.) eine der furchtbarsten ist. Vom H. übertragen sich Eingeweidewürmer, namentlich der Bandwurm, auf Menschen und Thiere; die Drehkrankheit der Schafe entsteht nur auf diese Weise; auch haftet ihm mancherlei Ungeziefer und Unreinlichkeit an. Leicht lernt der H. stehlen, wird den Gespannen, dem Geflügel u. s. w. gefährlich, jagt für sich auf eigene Faust u. s. w. Kurz seine allgemeine Haltung ist mit so manchen, in die Civilisation nicht recht mehr passenden Unannehmlichkeiten verbunden, daß man sie durch Steuern, ja sogar durch Gesetze zu beschränken gesucht hat. Durch die Zeitfortschritte ist der H. seiner ursprünglichen Bestimmung vielfach entfremdet und mehrentheils zum bloßen Spielzeuge des Menschen geworden. Seine Zucht wird gewöhnlich ohne besondere Wahl, nur gelegentlich, selten gewerbsmäßig betrieben. Doch gibt es in Deutschland einige Hundezüchtereien, welche bestimmte Rassen in Reinzucht heranziehen, so z. B. zu Leonberg in Würtemberg, Mittweida in Sachsen u. s. w. Der männliche H. heißt Rüde, der weibliche Hündin oder Petze. Letztere wird zweimal im Jahre «läufisch» und wirft gewöhnlich drei bis sechs Junge, welche blind zur Welt kommen und binnen einem Jahre ausgewachsen sind. Die Lebensdauer des H. ist, je nach der Rasse und Körpergröße, 7—15, auch sogar 20 Jahre. Nicht selten verfällt er in seinen letzten Lebensjahren marastischen Krankheiten, insbesondere der Raude. Die Naturgeschichte des H. ist so vielfach bearbeitet worden, daß sie ein eigenes Fach der zoolog. Literatur bildet. Vgl. neben Buffon's bekannten Schriften Walther, «Der H., seine verschiedenen Zuchten, Varietäten und Geschichte» (Gieß. 1817); Reichenbach, «Der H.» (Lpz. 1835); Giebel, «Tagesfragen aus der Naturgeschichte» (Berl. 1857); Berjeau, «The varieties of dogs» (Lond. 1863); Leo, «Der H.» (Karlsr. 1875); Fitzinger, «Der H. und seine Rassen» (Tüb. 1876); Zeitteles, «Die Stammväter unserer Hunderassen» (Wien 1877); Schmiedeberg gibt eine Zeitschrift «Der H. Organ u. s. w.» (Lpz. 1875 fg.) heraus. Die deutschen Rassen wurden am besten von Riedinger, die französischen von Buffon, die englischen von Landseer abgebildet.

Hundert Tage, die letzte Herrschaftsepoche Napoleon's I., s. Cent-Jours.

Hundeshagen (Joh. Christian), namhafter forstwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 10. Aug. 1783 zu Hanau, besuchte 1802—4 die Forstschulen zu Waldau und Dillenburg und 1804—6 die Universität Heidelberg. Im J. 1818 begann er seine akademische Thätigkeit als Lehrer an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen und ging 1821 als Forstmeister und Director der dortigen Forstlehranstalt nach Fulda; 1824 als Professor der philos. Facultät an die Universität Gießen berufen, gründete er dort 1825 ein Forstlehrinstitut, welches 1831 mit der Universität verbunden wurde. Hier starb er 10. Febr. 1834. Von seinen forstwissenschaftlichen Schriften sind vorzüglich zu nennen: «Encyklopädie der Forstwissenschaft» (2 Bde., Tüb. 1821; 2. Aufl. 1828), als dritter Band: «Lehrbuch der Forstpolizei» (Tüb. 1831; 2. Aufl. 1859, von Klauprecht herausgegeben), «Die Forstabschätzung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen» (Tüb. 1826; 2. Aufl. von Klauprecht, 1848).

Hundeshagen (Karl Bernh.), verdienter prot. Theolog, geb. 30. Jan. 1810 zu Friedewald bei Hersfeld, Sohn des Vorigen, besuchte die Gymnasien zu Tübingen, Fulda und Gießen und widmete sich seit Herbst 1825 an der Universität der letztern Stadt zuerst vorzugsweise philol., dann theol. Studien. Nachdem er dieselben seit Ostern 1829 zu Halle unter Ullmann und Thilo vollendet, kehrte er 1830 nach Gießen zurück, wo er im Oct. 1831 promovirte und sich für die Fächer der Kirchengeschichte und Exegese habilitirte. Im Herbst 1834 folgte er

Digitized by Google

einem Rufe als außerord. Professor nach Bern, in welcher Stellung er, bald mit Schneckenburger innig befreundet, durch seine Betheiligung am praktisch-kirchlichen Leben für seine histor. Studien den realistischen Hintergrund gewann. Hier veröffentlichte H. unter anderm «Die Conflicte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche 1532—58» (Bern 1842) und «Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen» (Frankf. 1846; 3. Aufl. 1849). Im J. 1847 ging H. als ord. Professor nach Heidelberg, wo er seitdem «Die Bekenntnißgrundlage der vereinigten evang. Kirche im Großherzogthum Baden» (Frankf. 1851), «Das Princip der freien Schriftforschung in seinem Verhältniß zu den Symbolen und der Kirche» (Darmst. 1852), «Ueber die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee» (1852) und «Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus» (Bd. 1, Wiesb. 1864) veröffentlichte. Auch gab er unter dem Titel «Der Weg zu Christo» (Frankf. 1853) eine Sammlung von Missionsvorträgen heraus. Im J. 1865 übernahm H. in Gemeinschaft mit Riehm in Halle die Redaction der «Theol. Studien und Kritiken». Michaelis 1867 als Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte in die evang.-theol. Facultät zu Bonn berufen, starb er daselbst 2. Juni 1872. Christlieb veröffentlichte aus H.'s Nachlaß «Ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen» (2 Bde., Gotha 1874—75).

Hundetragen war eine ursprünglich bei den Franken und Schwaben und dann im ganzen Deutschen Reiche übliche Strafe adeliger Landfriedensbrecher. Dieselben mußten nämlich, bevor das Todesurtheil an ihnen vollstreckt wurde, einen Hund, gleichwie in demselben Falle der Dienstmann einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad und der Pfaffe einen Codex, aus einem Gau in den andern tragen, wodurch symbolisch angedeutet werden sollte, daß sie besser gethan hätten, bei ihrem Geschäft zu bleiben, als unberufen Kriegswirren anzustiften. Auf diese Weise ließ 938 Kaiser Otto I. die Anhänger des aufrührerischen Herzogs Eberhard und Kaiser Friedrich I. 1155 den rhein. Pfalzgrafen Hermann und dessen Genossen Hunde tragen.

Hundred ist der angelsächs. Ausdruck für das deutsche Hundertschaft (s. Gau), ward aber in vielfach wechselndem Sinne gebraucht. Wie nämlich die deutsche Hundertschaft in der Zeit, wo wir sie historisch kennen lernen, nicht mehr eine Vereinigung von genau 100 Kriegern oder grundbesitzenden Familienhäuptern bedeutet, sondern eine Abtheilung des Gaues, ein Mittelglied zwischen Orts- und Gaugemeinde, so bezeichnet H. in der angelsächs. Zeit eine Abtheilung der Grafschaft (shire) und die innerhalb derselben wohnende angelsächs. Bevölkerung. Ferner wird so genannt die Versammlung der freien Männer eines solchen Landesbezirks, welche zu Zwecken freiwilliger oder contentiöser Gerichtsbarkeit nach uralter Sitte monatlich stattfand und sehr lange im Brauch blieb. Zum Zweck gegenseitiger Rechtshülfe gestalteten sich auch freiwillige Verbindungen oder Gilden, Friedensbürgschaften (fridhborgs), in Abtheilungen von 10 und 100 Genossen, welche die Verpflichtung übernahmen, diejenigen ihrer Mitglieder, welche ein Verbrechen begingen, vor Gericht zu stellen und, sobald sie nicht genügend nachweisen konnten, daß es nicht in ihrer Macht gelegen habe, weder das Verbrechen noch die Entweichung des Verbrechers zu hindern, dann subsidiarisch für den Schaden einzustehen. In der normann. Zeit wurde die H. gesetzlich für haftbar erklärt für heimliche Tödtungen und Friedensbrüche in ihrem Bezirk, eine Polizeieinrichtung, aus der wichtige Gerichts- und Communalinstitutionen späterer Zeit hervorgegangen sind. Jetzt sind die Polizeiverwaltungsbezirke der Friedensrichter (divisions) an die Stelle der H. getreten.

Hundsgrotte (Grotta del cane), eine wegen ihrer Mofetten oder Gasaushauchungen berühmte Höhle zwischen Neapel und Pozzuoli, am Rande des Kratersees Agnano (s. d.). Die Höhle ist etwa 3 Mt. tief, 1 Mt. breit und 3 Mt. hoch und hat das Eigenthümliche, daß kleinere Thiere, welche hineingebracht werden, sogleich erstiken und brennende Lichter am Boden verlöschen. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Kohlensäure, die darin aufsteigt, am Boden in einer gewöhnlich 40—50 Ctmt. hohen Schicht sich ansammelt, indem sie sich wegen ihrer größern specifischen Schwere mit der darüberstehenden atmosphärischen Luft nicht vermischt. Die Grotte war schon den Alten bekannt und wurde von Plinius beschrieben. Ihren Namen hat sie davon, daß man gewöhnlich mit Hunden den Erstickungsversuch in ihr anzustellen pflegt; diese kommen aber, wenn man sie schnell ins Wasser wirft, wieder zum Leben.

Hundsrück, richtiger Hunsrücken, d. h. der hohe Rücken, ein Kalkschiefergebirge in den Regierungsbezirken Koblenz und Trier der preuß. Rheinprovinz, von den vier fruchtbaren, dichtbevölkerten und weinreichen Flußthälern des Rhein, der Mosel, Saar und Nahe umgeben, durch den Rhein von dem Taunus, durch die vielfach gewundene Felsengasse der Mosel von

Digitized by Google

der Hauptmasse des niederrhein. Berglandes geschieden, gleicht dem letztern durch die Plateauform seiner 420—460 Mt. hohen Bergflächen, durch die felsige Beschaffenheit und steile Einfurchung seiner untern Thäler, wird aber durch mehrere Reihen waldiger, fast zusammenhängender Bergkämme charakterisirt, welche von SW. gegen NO. streichen und die platte Grundfläche des Gebirgs zum Theil um 330 Mt. überragen. Sie beginnen im W. mit den Höhen, welche dem Saarthale oberhalb Saarburg ungemein steile Felsenwände geben, und streichen unter dem Namen des Hochwaldes etwa 44 Kilom. weit bis zur Straße von Birkenfeld nach Bernkastel, dann als Idarwald bis in die Nähe von Kirn an der Nahe und Kirchberg 22—30 Kilom. weit, endlich als Soonwald oder eigentlicher H. von dort bis gegen Stromberg und bis Bacharach am Rhein 30 Kilom. weit. Die Höhe dieser mehrfach unterbrochenen Waldkämme nimmt in der Hauptrichtung des ganzen Gebirgs von SW. gegen NO. ab; denn die höchste Kuppe des Hochwaldes, der Erbes- oder Walderbeskopf, nordnordwestlich von Birkenfeld, liegt 814 Mt., der Springenkopf 793 Mt., der Idarkopf, nordwestlich von Kirn, 771 Mt. über dem Meere, und die höchsten Rücken des Soonwaldes erreichen nur 642 Mt. absoluter Höhe. Die Abfälle gegen das Saar- und das Nahethal sind sehr steil und an letzterm durch die Form isolirter Kegelberge charakterisirt. Die Abdachung nach dem Rhein und der Mosel bilden kleine Thalweitungen, die aber vielfach durch engere Schluchten und vorspringende Höhen unterbrochen werden. Da, wo sich die Ebenen den Flüssen zuneigen, wird treffliches Wintergetreide gebaut; in den höhern steinigen Regionen gedeihen Gerste und Hafer, vorzüglich aber guter Flachs und Hanf. Auch baut man in neuerer Zeit viel Klee um des Samens willen, der über Holland nach England versendet wird. Die Bäche sind reich an Krebsen und Forellen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch desselben aber wohlschmeckend. Die mineralischen Schätze beschränken sich auf Eisengruben. An und auf dem H. liegen eine Menge Dörfer. Die Bewohner sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, rein deutschen Blutes und die Ortschaften tragen deutsche Namen. Zur Zeit der Römer führte vom Rhein her über Stromberg, Argenthal und Denzen bei Kirchberg in gerader Richtung nach Neumagen und Trier eine Heerstraße von sehr dauerhafter Construction, die noch im 17. Jahrh. zu sehen war und deren Pflaster man noch 1763 bei der Anlage einer neuen Straße zu Simmern benutzte. Ein Ueberrest röm. Stationen und Befestigungen ist auch der Stumpfe Thurm, der bei Wederath, 7 Kilom. südöstlich von Bernkastel, 668 Mt. hoch liegt.

Hundsstern, Fixstern im Sternbilde des Großen Hundes, s. Sirius.

Hundstage nennt man die Zeit vom 24. Juli bis zum 24. Aug., und zwar darum, weil die entsprechende Jahreszeit, bei den Griechen Opora genannt, durch den kosmischen Aufgang des Hundssterns oder Sirius bestimmt wurde. Diese Zeit ist in Griechenland durch große Hitze ausgezeichnet; auch in Deutschland gilt sie für die heißeste Zeit des Jahres, wiewol gegen ihr Ende die Abnahme der Wärme öfters sehr merklich wird.

Hundswuth, Wuth oder Tollheit (lyssa, rabies canina), Wasserscheu (hydrophobia), ist eine eigenthümliche, schon im Alterthum bekannte und bereits von Aristoteles und Celsus meisterhaft beschriebene acute Infectionskrankheit, welche ursprünglich die Hunde und die dem Hundegeschlechte angehörenden Thiere, die Wölfe, Hyänen und Füchse, befällt, aber von diesen auf den Menschen, die Katze, auf Hornvieh, auf Pferde, Schweine, Meerschweinchen und Kaninchen, vielleicht selbst auf Vögel übertragen werden kann. Die Symptome der Tollheit an Hunden sind nach Rasse, Temperament, Alter, Geschlecht u. s. w. verschieden; man faßt aber dieselbe richtig auf, wenn man sie als eine fieberhafte, mit Delirien und andern Functionsstörungen verbundene Erkrankung des Centralnervensystems betrachtet. Den hauptsächlichsten Krankheitszeichen nach lassen sich jedoch die schon längst angenommenen zwei Hauptformen des Uebels, die rasende und die stille Wuth, beibehalten, obschon sich diese nur in seltenen Fällen streng scheiden. Die erstere gibt sich besonders dadurch kund, daß die Hunde mit dem Anfange der Krankheit ihr bisheriges Betragen (besonders auffällig gegen Personen, denen sie sonst zugethan sind) ändern, eine wechselnde Gemüthsstimmung und große Unruhe zeigen, ungewöhnlich herumschweifen, viel an kalten Gegenständen lecken, die Eßlust verlieren oder fremdartige Gegenstände, wie Holz, Stroh u. s. w., verschlingen, weder bellen noch in der Art der gesunden Hunde heulen, sondern einen eigenthümlichen heisern Ton von sich geben, der zwischen jenen ziemlich mitteninne steht, früher oder später eine sehr heftige Neigung zum Beißen, erst gegen Katzen, dann gegen Hunde und zuletzt gegen Menschen zeigen, oft auch in die bloße Luft schnappen, in ihrem äußerlichen Ansehen zwar im Anfange weniger verändert sind, nach einigen Tagen aber geröthete und dazu sehr matte Augen bekommen, in kurzer Zeit infolge der stetigen Aufregung

Digitized by Google

sehr abmagern und ein rauhes, struppiges Aeußere erhalten (sog. maniakalisches Stadium). Die stille Wuth (melancholisches Stadium) unterscheidet sich von der rasenden hauptsächlich dadurch, daß der Unterkiefer vermöge einer Lähmung seiner Muskeln herabhängt, weshalb alles, was in die Mundhöhle gebracht wird, gleichwie auch der Speichel, wieder herausfließt, daß der Trieb zum Beißen und Umherlaufen nicht so heftig ist, daß die veränderte Stimme nur selten gehört wird, daß bald Unempfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen, Lähmung der Hinterbeine und des Schwanzes, Theilnahmlosigkeit und Betäubung hinzutritt (sog. paralytisches Stadium). Ihren Herrn erkennen die kranken Hunde in den spätern Stadien der Krankheit häufig erst, wenn sie angerufen (aus den Delirien erweckt) werden. Wasserscheu, Abneigung gegen glänzende Gegenstände zeigen die Hunde nicht immer. Das Licht scheuen sie nur, wenn die Augen entzündet sind, und den Schwanz ziehen sie ein (lassen ihn hängen) nur bei Lähmung der hintern Körperhälfte. In allen Fällen erfolgt der Tod sechs bis acht Tage nach dem ersten Auftreten der Krankheit; die Fälle von angeblichen Heilungen beruhen meist auf Verwechselungen mit andern ähnlichen Erkrankungen. Bei den Sectionen finden sich keine charakteristischen Veränderungen, am häufigsten noch starke Blutüberfüllung innerer Organe, namentlich des Schlundes und Darmkanals. Häufig finden sich auch ungenießbare Gegenstände (Leder, Holz, Nägel), welche die Thiere in ihrer Wuth verschluckt haben, im Magen. Die Section bestätigt nur dann die Annahme der Wuth, wenn sie im Körper sonst nichts findet, was die schwere Erkrankung erklärt. Die Erkennung der Tollheit ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur sorgfältige fortgesetzte Beobachtung sichert die Diagnose. Die Wuth wird nur durch Ansteckung fortgepflanzt, durch Uebertragung eines specifischen, seinem Wesen nach noch ganz unbekannten Contagiums, des sog. Wuthgiftes, eines fixen, niemals flüchtigen oder verschleppbaren, sich nur im kranken Thierkörper vervielfältigenden Infectionsstoffs, welcher am Speichel und Geifer der kranken Thiere, am Blut und an den Speicheldrüsen haftet und bei seiner Uebertragung auf zahlreiche andere Thiergattungen und den Menschen unter gewissen Bedingungen wiederum die tödliche Wuthkrankheit erzeugt. Große Hitze und Kälte, Mangel an Wasser und guter Nahrung, Behinderung der Befriedigung des Geschlechtstriebes u. dgl. können vielleicht einen günstigen Boden für die Krankheit schaffen, sie aber nicht hervorrufen. Ebenso wenig können die Einflüsse der Domestication, der Zähmung und der Dressur als ursächliches Moment der Wuth hingestellt werden, da die Krankheit sich ebenso häufig in Gegenden entwickelt, wo die Hunde, wie z. B. im Orient, in Algier, in China, sehr große Freiheit genießen. Oft mag die Krankheit von Füchsen und Wölfen auf die Hunde und umgekehrt übertragen werden.

Die Uebertragung der H. erfolgt durch Einführung des Speichels in eine Wunde und geschieht auch, wenn eine wunde Stelle von einem kranken Thiere geleckt wird; doch erfolgt die Ansteckung nicht immer. Bei künstlichen Ansteckungsversuchen mit Speichel erfolgte dieselbe zu 23 Proc., und von 100 von tollen Hunden gebissenen Menschen erkranken gleichfalls etwa nur 20. Weniger ansteckend als der Speichel ist das Blut. Auf die unversehrte Schleimhaut des Verdauungskanals gebracht, ist das Wuthgift unwirksam, weshalb Milch und Fleisch wuthkranker Thiere in der Regel ohne allen Nachtheil verzehrt und verfüttert werden können. Die Krankheit bricht in der Regel zwei bis sieben Wochen nach der Ansteckung aus, doch sind auch sichere Fälle bekannt, wo sie sich erst nach einem Jahre und später zeigte. Erkältungen, Gemüthserregungen u. dgl. geben oft die Gelegenheitsursache zum Ausbruche ab. Bei den von einem tollen Hunde gebissenen Menschen nimmt die Wunde oder die Narbe einige Tage vor dem Ausbruch der Krankheit ein bläuliches Ansehen an und wird oft schmerzhaft; die Narbe bricht häufig wieder auf. Dann zeigen die Kranken eine auffällige Verstimmung, suchen die Einsamkeit, bekommen Angst und Beklemmung, der Schlaf wird unruhig und die Respiration nimmt einen krampfhaften Charakter an. Endlich bricht die Krankheit selbst aus, die sich besonders dadurch charakterisirt, daß die Kranken beim Versuch, namentlich Flüssigkeiten zu schlucken, das Gefühl haben, als schnüre sich ihnen Brust und Kehle zusammen; daher die immer intensiver werdende Wasserscheu. Dabei verbreitet sich der Krampf der Athmungsmuskeln auch auf andere Muskeln, die düstere Gemüthsstimmung bleibt erhalten und wechselt, insbesondere bei roher Behandlung, mit Anfällen von Raserei. Die Krampf- und Wuthanfälle kehren zwei bis drei Tage immer häufiger wieder, verlieren sich dann mit der zunehmenden Schwäche des Kranken, und endlich tritt der Tod unter den Erscheinungen der Lähmung und Erschöpfung ein. Bei dem Verdachte, von einem tollen Thiere gebissen worden zu sein, ätzt, brennt man die Wunde, schneidet sie aus und läßt sie eitern. Das verdächtige Thier soll man nicht tödten, sondern zur Beobachtung einsperren. Wuthkranke beruhige man psychisch oder durch narkotische Mittel, Chloroform, Chloral

Digitized by Google

und Morphium, und lasse ihnen überhaupt eine humane Behandlung zutheil werden. Bei der schlimmen Prognose der Wuthkrankheit und der vollkommenen Unwirksamkeit aller therapeutischen Methoden gegen die ausgebrochene Krankheit ist die allgemeine staatliche, sowie die individuelle Prophylaxis von der größten Bedeutung. Die Verminderung der Hundezahl durch möglichst hohe Versteuerung der Luxusthiere, die strenge polizeiliche Beaufsichtigung aller herumstreifenden Hunde, bei vorkommenden Wuthfällen die Anordnung des allgemeinen Tragens von Maulkörben für längere Zeit, sowie die Beseitigung der wüthenden und wuthverdächtigen Hunde und die Vernichtung aller von den kranken Thieren mit Speichel u. dgl. besudelten Gegenstände haben sich als die einzig zweckmäßigen und erfolgreichen Mittel erwiesen. Vgl. Hertwig, «Die Krankheiten der Hunde und deren Heilung» (Berl. 1853); Zürn, «Die Wuthkrankheit der Hunde» (Lpz. 1876); Rueff, «Die H., ihr Wesen, ihre Erkennung und Ursachen» (Stuttg. 1876).

Hundszunge, Pflanzenart, s. Cynoglossum.

Hûne oder **Heune** (mittelhochdeutsch Hiune) bezeichnete ursprünglich einen Hunnen, d. i. Magyaren, Avaren oder Pannonier. Seit dem 13. Jahrh. läßt es sich als Benennung der Riesen nachweisen. Mit dieser Bedeutung hat es sich noch in Norddeutschland erhalten, wozu besonders der dortige Name der heidnischen Steindenkmäler, **Hünengräber**, **Hünenbetten** (auch Hünenberge, Hünenstätten, Hünentritte, Hünenkirchhöfe), beigetragen hat. Das Wort Hûn erscheint auch angelsächsisch und altnordisch als Name german. Stämme. In seiner Beziehung verdunkelt, mochte es leicht auf die Riesen übertragen werden, die unsere Vorzeit für ein zurückgedrängtes, abgestorbenes Volk hielt. Die Etymologie des Wortes ist nicht genügend gefunden. Die Bedeutung «Todter» wird ihm irrthümlicherweise gegeben; sie ist erst aus dem Worte Hünengrab, Hünenbett fälschlich abgeleitet worden. Auch gehört hierher weder das gröningische heneklêd (Leichenkleid), noch das von Matth. Claudius 1774 zuerst gebrauchte «Fremd Hain».

Hunfalvy (Paul), verdienter ungar. Sprachforscher, geb. 12. März 1810 zu Nagy-Szálok in der Zips, besuchte die Schule zu Käsmark und zu Miskolcz und widmete sich dann, erst auf dem käsmarker Lyceum, dann auf der Universität zu Pest dem Studium der Jurisprudenz. Im J. 1838 erhielt er das Advocatendiplom und 1842 die Professur der Rechte am Collegium zu Käsmark. Zum Abgeordneten eines Bezirks des Zipser Comitats für den ungar. Landtag 1848 gewählt, gab er seine Lehrkanzel auf und harrte als Mitglied der Nationalversammlung bis zur Katastrophe von Világos aus. Hierauf wandte er sich nach Pest, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Schon frühzeitig beschäftigte sich H. neben seinen Berufsarbeiten mit dem Studium der altclassischen, der neuern abendländ. und auch der orient. Sprachen, wodurch er zu linguistischen Forschungen über seine eigene Muttersprache geführt wurde. Bereits 1841 correspondirendes Mitglied der Ungarischen Akademie, begann er nach Wiedereröffnung der akademischen Sitzung (1850) das Studium der dem Magyarischen verwandten uralisch-altaischen Sprachen in einer Reihe von größern und kleinern Arbeiten als unumgänglich nothwendig für die wissenschaftliche Erkenntniß der ungar. Sprache zu empfehlen. Im J. 1856 begründete er zu diesem Zwecke die sprachwissenschaftliche Zeitschrift «Magyar Nyelvészet» («Ungar. Sprachwissenschaft», 6 Bde., Pest 1856—61), die seit 1862 in den «Nyelvtudományi Közlemények» («Sprachwissenschaftliche Mittheilungen») fortgesetzt ward. Zur Erleichterung des Studiums des Finnischen ging er auch an eine umfangreiche «Chrestomathia Fennica» (Bd. 1, Pest 1861), während sein Schüler Stephan Fábian bereits 1859 eine Grammatik der finn. Sprache veröffentlicht hatte. Sodann begann H. die Herausgabe des wissenschaftlichen Nachlasses des ungar. Reisenden Reguly mit den Schriften «Egy vogul monda» (Pest 1859) und «A' vogul nép» («Das Volk der Wogulen», Bd. 1, Pest 1863). Seitdem erschienen von ihm: «Utazás a Balt-tenger vidékein» («Reise durch die baltischen Länder», Pest 1871) in zwei Bänden, von denen der erste auch deutsch herausgegeben wurde, «Reise in den Ostseeprovinzen Rußlands» (Lpz. 1873); «A Kondai Vogul nyelo» («Die Sprache der Konda-Wogulen», Grammatik, Text und Lexikon, Pest 1872), «Az éjszaki Osztják nyelo» («Die Sprache der nördl. Ostjaken», ebenfalls mit Texten und Lexikon, Budapest 1875) und «Magyarország Ethnographiája» (Budapest 1876; deutsch von Schwicker: «Ethnographie von Ungarn», Budapest 1877), in welchem Werke die Urgeschichte der Magyaren nach den neuesten Resultaten beschrieben wird. H. ist durch seine Forschungen und Arbeiten der Begründer und der Mittelpunkt der neuen sprachwissenschaftlichen Schule für Ungarn geworden; 1859 wurde er als ordentliches Mitglied in die Ungarische Akademie aufgenommen. Im Auftrage derselben veröffentlichte er: «Literarische Berichte aus Ungarn» (Budapest 1877). — Johann H., Bruder des Vorigen, geb. 8. Juni 1820 in Groß-Schlagendorf in der Zips, wurde 1846 Professor der Statistik

Digitized by Google

und Geschichte am Lyceum zu Käsmark und nahm 1848 als Mitglied des Comitatsausschusses an den polit. Debatten jener Zeit lebhaften Antheil. Nachdem er sich eine Zeit lang in Haft befunden, kehrte er im Herbst 1850 zu seinem Lehramt nach Käsmark zurück, sah sich aber alsbald, weil er die Autonomie der prot. Schulen vertheidigt, suspendirt und später von jedem Lehramte in ganz Ungarn ausgeschlossen. Seit 1853 lebt H. ebenfalls zu Pest, wo er 25. März 1866 die ord. Professur der Statistik, Geographie und Geschichte am Josephspolytechnikum zu Ofen erhielt, im Sept. 1870 aber auf den an der Universität zu Pest für allgemeine und vergleichende Geographie neu creirten Lehrstuhl berufen wurde. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Egyetemes történelem» («Allgemeine Weltgeschichte», 3 Bde., Pest 1850—51; 2. Aufl. 1862), «Ungarn und Siebenbürgen in Originalansichten» (Darmst. 1856 fg.) und vor allem «A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása» («Physische Geographie des ungar. Reichs», 3 Bde., Pest 1863—66). Im J. 1859 bearbeitete H. im Auftrage der Ungarischen Akademie, die ihn 1858 zum correspondirenden, 1865 zum ordentlichen Mitgliede erwählte, die Reisen Ladislaus Magyar's, die er auch ins Deutsche (Pest 1859) übertrug.

Hunger (fames), das Gefühl des Bedürfnisses der Nahrung, entsteht entweder bei leerem Magen und äußert sich als leichte schmerzhafte, nagende Empfindung in der Magengegend, wird aber auch bei vollem Magen wahrgenommen, wenn der vorher erschöpfte Körper durch die eingeführte Nahrung noch keinen Ersatz für die verbrauchte Substanz gefunden hat. Das Hungergefühl des Magens wird durch gewisse Veränderungen der vom nervus vagus abstammenden sensiblen Magennerven, und zwar durch die mangelnde Blutzufuhr zum leeren Magen bedingt. Alles, was die Blutmenge des Körpers überhaupt vermindert, erzeugt normal auch H.; Muskelanstrengungen, Stoffverluste aller Art (Samen-, Milch-, Eiterverlust), Wachsthum, Ansatz nach Krankheiten, wogegen jede stärkere Anfüllung der Magenschleimhaut mit Blut, welche die Magengefäße ausdehnt, das Hungergefühl unterdrückt, bei krankhafter Congestion ebenso wie durch Anfüllung des Magens mit Speisen, welche die Drüsennerven reizen und stärkern Blutzufluß erzeugen. Auch durch die Einführung gewisser narkotischer Genuß- und Arzneimittel (Tabak, Opium, Alkohol) kann das Hungergefühl gestillt werden. In leichterm Grade, als bloße Eßlust oder Appetit, ist der H. keine unangenehme Empfindung, und nur wenn die Eßlust nicht befriedigt wird, der Mangel an Nahrung lange anhält, beginnt die Empfindung unangenehm zu werden, und es zeigen sich nun heftigere nervöse Erscheinungen (Ohnmachtsgefühl, Mattigkeit, Muskelschwäche u. s. w.). Bei gänzlicher Nahrungsenthaltung treten heftige Kopfschmerzen, Fieber, Abmagerung, Delirien und Tobsucht, Ohnmachten, Krämpfe und endlich der Tod durch Verhungerung ein. Die Länge der Zeit, welche der Mensch oder ein Thier ohne Nahrungsmittel zubringen kann, ist sehr verschieden; kaltblütige Thiere ertragen den H. viel länger als warmblütige; so kann man Wassersalamander und Schildkröten jahrelang ohne Nahrung erhalten, wogegen Vögel nur 5—28 Tage, Hunde 25—36 Tage ohne Speise und Trank leben können. Bei einem übrigens gesunden Menschen tritt der Hungertod bei vollkommenem Nahrungsmangel ungefähr nach einer Woche ein, bei noch fortbestehendem Genusse von Wasser später, etwa nach 14 Tagen. Monate- oder jahrelanges Fasten ist Betrug; dagegen ist bei manchen Krankheitszuständen, insbesondere Rückenmarksleiden, das Nahrungsbedürfniß ungemein herabgesetzt. Heißhunger (s. d.) nennt man den H. nicht nur dann, wenn dieser schon einen hohen Grad erreicht hat, sondern auch, wenn er seiner Natur und seinen Ursachen nach krankhaft ist. Jähhunger ist ein starkes, aber nicht krankhaftes Verlangen nach Speise.

Hungercur (cura per inediam; nestotherapia) oder Entziehungscur nennt man im engern Sinne dasjenige ärztliche Verfahren, welches hauptsächlich durch die Entziehung eines Theils der dem Körper nöthigen Nahrungsmenge eine Verminderung oder gänzliche Aufhebung des Stoffansatzes und dadurch die Heilung von Krankheiten, insbesondere von entzündlichen und dyskrasischen Zuständen herbeizuführen sucht. Noch eingreifender wirkt die Verbindung einer H. mit gleichzeitiger Wasserentziehung, wie z. B. bei der Schroth'schen Cur, bei welcher der Patient wochenlang nur mit trockener Semmel ernährt wird. In früherer Zeit legte man derartigen Entziehungscuren einen großen Werth bei, namentlich in der Behandlung der Syphilis. Gegenwärtig ist man der Ansicht, daß ein Körper eine Krankheit um so schwieriger überwindet, je geschwächter derselbe ist, und man sorgt daher selbst in Krankheiten, bei denen man sonst am liebsten gar nichts genießen ließ, wie z. B. beim Typhus, für eine zeitige Zufuhr gutnährender und leichtverdaulicher Speisen (Milch, weiche Eier u. s. w.), um der Erschöpfung vorzubeugen, und hat sich damit der besten Erfolge zu rühmen. In der Fettsucht (s. d.), wo die H. noch den meisten Erfolg zu versprechen scheint, hat sie sich als völlig unzweckmäßig erwiesen.

Digitized by Google

Dagegen hat man durch Verabreichung von reiner Fleischkost und Entziehung aller Fettbildner (Fett, Stärkemehl, Zucker) einen ausgiebigen Fettschwund bewirkt. (S. Bantingcur.)

Hungertyphus. Im Volke glaubt man mit dem Worte «Hungertyphus» eine bestimmte epidemische Erkrankungsform zu bezeichnen, deren Entstehung und Verbreitung vor allem in Zeiten der Noth und Theuerung durch Mangel an Nahrung bedingt sein soll. Allein diese Vorstellung ist insofern nicht gerechtfertigt, als man hiermit nicht eine einzelne, vielmehr mehrere überaus ansteckende Typhusformen bezeichnet, welche nicht blos Hungernde befallen, sondern auch solche Personen, die in recht guten Ernährungsverhältnissen leben. Allerdings entwickeln sich diese Typhusformen, insbesondere das sog. Fleckfieber (Typhus exanthematicus) und das Rückfallfieber (Typhus recurrens) ebenso wie der Unterleibstyphus (Typhoid) vorzugsweise dort, wo schlechte, feuchte, durch faulende Exhalationen verdorbene Luft das Blut der Menschen in einen krankhaften, d. h. typhösen Zustand versetzen; auch verbreiten sich diese Krankheiten am leichtesten und häufigsten unter den in Schmuz und Elend lebenden ärmern Bevölkerungsklassen. Allein die Ansteckung verschont keineswegs die besser situirten Klassen. So mag es wol auch mit dem sog. Kriegstyphus sein, der gewiß ebenfalls als gleichzeitig herrschendes Fleck- und Rückfallfieber im Gefolge der Noth und des Elends bei verschiedenen Kriegen in den Heeren und in der Bevölkerung auftrat. Diese beiden Krankheitsformen haben, wie wir ausdrücklich hervorheben, nur die gemeinsamen Kennzeichen, daß sie sich in schlechten, unreinlichen, nicht ventilirten, überfüllten und von schlecht ernährten Individuen bewohnten Quartieren entwickeln, daß sie sich entschieden als Typhusformen darstellen und daß sie schließlich ein specifisches Contagium erzeugen, unter dessen Einfluß sie als höchst gefährliche Volksseuchen nicht selten eine große Verbreitung gewinnen. Die Maßregeln, welche die Sanitätspolizei gegen die Ausbreitung der beiden, als sogenannter H. auftretenden Krankheiten, das Rückfall- und das Fleckfieber, zu treffen hat, sind ganz andere als die gegen die Cholera und andere Krankheiten, da bei ihnen die Ansteckung durch unmittelbare Berührung und die Verunreinigung der Luft in den Krankenzimmern zu berücksichtigen sind. Hier sind vor allem schnelle Absonderung der Kranken von Gesunden (Transport in das Krankenhaus), Isolirung der von Kranken bewohnten Zimmer und schleunige Räumung stärker inficirter Quartiere (Evacuation), sowie regelmäßige Beaufsichtigung bedrohter Oertlichkeiten (Visitation) geboten. Dann hat man für Lüftung evacuirter Räume, für Desinfection der von Kranken benutzten Kleider und Betten, für Herstellung besonderer Krankenanstalten und später für einen Umbau der unzweckmäßig construirten, namentlich durch Mangel an Luft und Licht die Bewohner gefährdenden Pestherde zu sorgen. Da Nahrungsmangel in zweiter Linie insofern auch für die Sanitätspolizei in Frage kommt, indem heruntergekommene Individuen gegen das Contagium weniger widerstandsfähig sind als kräftige, so hat die Verwaltung auch die Aufgabe, Mittel zu beschaffen, welche theils der augenblicklichsten Noth möglichst abhelfen, theils die Lebensverhältnisse der ärmern Bevölkerungsklassen allmählich zu verbessern im Stande sind. (S. Febris recurrens, Typhus.)

Hüningen, Cantonshauptort im Kreise Mülhausen des deutsch-reichsländischen Bezirks Oberelsaß, am linken Rheinufer und am Hüninger Zweigkanal, 4 Kilom. unterhalb Basel gelegen, zählt (1875) 2210 E. Bei H. ist neben der seit 1843 bestehenden Schiffbrücke über den Rhein 1877 eine feste Eisenbahnbrücke im Bau und befindet sich seit 1852 eine ausgedehnte staatliche Fischzuchtanstalt. H. gelangte 1680 durch Kauf an Ludwig XIV., der den Ort des dortigen bequemen Rheinübergangs wegen durch Vauban stark befestigen ließ. Die damals gleichzeitig erbaute Rheinbrücke und der auf dem rechten Rheinufer bei Kleinhüningen an der Mündung der Wiese angelegte Brückenkopf mußten infolge des Ryswijker Friedens beseitigt werden. Nach dem Rückzuge Moreau's, der 26. Oct. 1796 hier über den Rhein gegangen war, belagerten die Oesterreicher H., wurden jedoch anfangs von Abbatucci, der selbst bei einem Ausfalle blieb und dessen Andenken ein in H. errichtetes Denkmal ehrt, zurückgeschlagen, zwangen aber schließlich Abbatucci's Nachfolger, Dufour, zur Räumung der äußern Werke. Am 17. Dec. 1813 überschritten die Oesterreicher und Baiern den Rhein bei H. und erlangten 14. April 1814 die Capitulation der bisher noch nie eroberten Festung. Auch 1815 mußte H., nach tapferer Vertheidigung durch General Barbanègre, 26. Aug. vor den Oesterreichern unter Erzherzog Johann capituliren, der die Festungswerke schleifen ließ, deren Wiederaufbau innerhalb eines Umkreises von 3 Lieues um H. der zweite Pariser Friede den Franzosen untersagte. Vgl. Latruffe, «Huningue et Bâle devant les traités de 1815» (Par. 1863).

Hunnen, ein asiat. Volk, das unter Anführung Balamir's nach Besiegung der Alanen mit diesen vereint 375 den Don überschritt, das goth. Reich Ermanarich's zertrümmerte und

Digitized by Google

damit in die abendländ. Geschichte eintrat. In viele Stämme eingetheilt, die in großer Unabhängigkeit voneinander lebten, nahmen sie vorerst die Ebenen zwischen der Wolga und Donau ein. Später ward die Theißebene der Mittelpunkt ihrer Herrschaft. Schon 395 unternahmen sie große Raubzüge in Asien, vom Kaukasus bis nach Syrien. In Europa war zuerst Thrazien ihren Verheerungen ausgesetzt, wo hunn. Scharen unter Uldin, einem ihrer Fürsten, bis in die Nähe von Konstantinopel schweiften. Die Zeit von 433—453, unter der Regierung Attila's (s. d.), bildete die Glanzperiode der hunn. Macht. Unter Attila's gewaltigem Scepter waren außer den ugrischen Stämmen auch die Akatziren oder die Vorfahren der Chasaren, welche türk. Abkunft, die slaw. und ein großer Theil der german. Völker vereinigt. Nach Attila's Tode, 453, erhob sich Streit zwischen seinen Söhnen. Die unterworfenen Völker befreiten sich, voran die Gepiden, gegen welche Ellak fiel, derjenige von Attila's Söhnen, dem dieser die Herrschaft zugedacht hatte. Das Land an der Donau und Theiß wurde hierauf von den H. geräumt, die sich über den Pruth und Dnjepr zurückzogen, wo sie wieder unter einzelnen Fürsten standen. Einer von diesen, Dengizik, Attila's Sohn, fand den Tod um 468 gegen die Ostgothen, und damit verschwindet der Name des hunn. Reichs. In röm. Kriegsdienste kommen hunn. Scharen noch in dem Heere vor, das Narses gegen die Ostgothen führte. Das Volk selbst erscheint nun unter dem Namen der Kuturguren oder Kutriguren westlich und der Uturguren oder Utriguren östlich vom Don, von denen namentlich die erstern im 6. Jahrh. dem Oströmischen Reiche durch ihre Einfälle furchtbar waren. Sie scheinen identisch zu sein mit den Bulgaren, welche sich nach dem Abzuge der Ostgothen im Römischen Reiche festsetzten und im Laufe der Zeit slawisirt sind. Ueber die Nationalität der H. herrschen verschiedene Ansichten. Während Deguignes und Neumann dieselben für die Hiongnu der chines. Schriftsteller und demnach für mongol. Stammes halten, erklären sie andere, wie Klaproth, für Finnen im allgemeinen und somit auch für die Vorfahren der Magyaren im besondern. Nach A. Thierry vereinigte die hunn. Herrschaft mit finn. Völkern im Westen und türkisch-tatarischen im Osten auch einen herrschenden mongol. Stamm. Die ungar. Tradition, welche in den H. geradezu die Vorfahren der Magyaren findet, ist wahrscheinlich erst im 12. Jahrh. durch die Einflüsse der deutschen Heldensage, insbesondere der Nibelungen, entstanden. Da die H. aus den Gegenden zwischen dem Ural und Irtisch kamen, in denen von jeher ugrische Völker wohnten, so war wol der Grundstock derselben auch ugrischen (finnischen) Stammes. Es ist jedoch dadurch noch nicht erwiesen, daß die ebenfalls zur ugrischen Völkergruppe gehörigen Magyaren die directen Abkömmlinge der H. sind; denn wie noch jetzt, so gab es auch schon früher mehrere ugrische Völker. Vgl. Deguignes, «Histoire générale des Huns, des Turcs, etc.» (3 Bde., Par. 1756—58); Neumann, «Die Völker des südl. Rußland» (Lpz. 1847); Cassel, «Magyar. Alterthümer» (Berl. 1848); A. Thierry, «Histoire d'Attila et de ses successeurs» (4. Aufl., Par. 1874; deutsch von Burckhardt, 4. Ausg., 2 Bde., Lpz. 1874).

Hunold (Christian Friedr.), unter dem Namen Menantes ein Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 1680 in Wandersleben unweit Arnstadt, studirte zu Jena die Rechte und kam 1700 flüchtig nach Hamburg, wo er Unterricht in der Rede- und Dichtkunst gab und für einen Advocaten arbeitete. Die Noth trieb ihn endlich zur Schriftstellerei. Sein erster Roman: «Die verliebte und galante Welt» (2 Bde., Hamb. 1700), obgleich im schlechtesten Geschmack der Lohenstein'schen Schule geschrieben, machte so großes Glück, daß er noch ähnliche, wie «Der europ. Höfe Liebes- und Heldengeschichte» (Hamb. 1704) und «Satirischer Roman» (Hamb. 1705 u. 1732), folgen ließ. Letzteres Werk nöthigte ihn aber, Hamburg zu verlassen, weil er darin vieles aus der dortigen Chronique scandaleuse ans Licht gezogen hatte. Außerdem schrieb er zahlreiche Gedichte, Operntexte, Lehrbücher der Stilistik, Rhetorik, Poetik, Uebersetzungen und anderes. Wichtiger ist sein Streit mit Wernike, als erstem Vorläufer der bald so mächtigen literarischen Kritik. Wernike hatte in seinen Epigrammen den Hoffmannswaldau'schen und Lohenstein'schen Geschmack nach Verdienst gegeißelt. Gegen ihn trat zuerst ein Freund H.'s, Postel, auf, und nachdem Wernike diesen zum Schweigen gebracht, H. selbst mit seiner gemeinen Posse «Der thörige Pritschmeister oder schwärmende Poet» (Koblenz, eigentlich Hamb. 1704). Nach mehrfach wechselndem Aufenthalt ließ er sich 1714 in Halle nieder und trat hier als Docent der Rechte auf. Er starb daselbst 6. Aug. 1721. Vgl. Wedel, «Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes' Leben und Schriften» (Köln 1731).

Hunt (George Ward), engl. Staatsmann, Sohn des Predigers George H., wurde 30. Juli 1825 in Buckhurst in Berkshire geboren, besuchte die Schule in Eton, studirte im Christ-Church-College in Oxford, wo er 1851 den Grad eines Master of Arts erlangte, und prakticirte dann

Digitized by Google

mehrere Jahre als Advocat. Zweimal bewarb er sich vergeblich um einen Parlamentssitz, wurde aber endlich Dec. 1857 als conservativer Abgeordneter für Northamptonshire gewählt. Durch Redetalent, Geschäftskenntniß und praktische Energie unter den jüngern Mitgliedern seiner Partei hervorragend, erlangte H. 1866 im Ministerium Derby den Posten des Finanzsecretärs der Schatzkammer, von dem D'Israeli ihn Febr. 1868 zum Schatzkanzler beförderte. Nach der Niederlage der Conservativen im Dec. 1868 folgte er seinen Collegen in die Opposition. Bei der Bildung des zweiten Ministeriums D'Israeli im Febr. 1874 wurde ihm das Marineministerium übertragen. Seine Verwaltung war jedoch durch eine Reihe von Misgriffen und Misgeschicken bezeichnet, deren ungünstiger Eindruck für das conservative Ministerium nicht ohne erheblichen Nachtheil geblieben ist.

Hunt (James Henry Leigh), engl. Schriftsteller, der Sohn eines amerik. Flüchtlings, geb. zu Southgate bei London 19. Oct. 1784, zeichnete sich schon in der Christ-Hospitalschule zu London durch Sprach- und Schreibgewandtheit aus und ließ mehrere «Essays and juvenile poems» im «Juvenile Preceptor» abdrucken. Nachdem er längere Zeit bei einem Attorney gearbeitet, erhielt er eine einträgliche Staatsanstellung, die er aber wieder aufgab, um sich vorzugsweise der Journalistik zu widmen. Schonungslos in Besprechung kirchlicher und polit. Verhältnisse und Personen, war er derjenige, welcher damals den Radicalismus am geistreichsten in die londoner Presse einführte, besonders in dem von ihm gemeinschaftlich mit seinem Bruder John H. 1808 gegründeten und im radical-whiggistischen Geiste geschriebenen «Examiner». Sehr bald Gegenstand leidenschaftlicher Verhetzungen und gerichtlicher Anklagen, wurde er 1812 wegen eines Libells auf den Prinz-Regenten, nachherigen König Georg IV., zu zweijähriger Gefängnißhaft verurtheilt. Nach seiner Freilassung wendete er sich rein poetischen Productionen zu und gründete durch die «Story of Rimini» (1816) seinen Ruhm als Dichter. Alle seine übrigen Dichtungen stehen diesem echt romantischen Gedichte nach. Seine Vierteljahrsschrift «The Reflector» und eine andere, «The Liberal», mislangen, dagegen machte sein «Lord Byron and some of his contemporaries, with recollections of the author's life and of his visit to Italy» (1828), eine Sammlung interessanter Episoden aus Byron's Leben, großes Aufsehen. Nachdem er Tasso's «Aminta» übersetzt und eine Auswahl seiner in verschiedenen Journalen zerstreuten prosaischen Schriften (2 Bde., Lond. 1834) herausgegeben hatte, trat er 1840 mit dem Drama «A legend of Florence» und 1842 mit dem erzählenden Gedicht «The palfrey» hervor, in welchen die üppige Einbildungskraft, ungewöhnliche Sprachgewandtheit und pittoreske Darstellungsgabe H.'s sich von der vortheilhaftesten Seite zeigen. Seine spätern Werke, wie «A jar of honey from Mount Hybla» (1847), «A book for a corner» (2 Bde., 1849), «Readings for railways» (1850), bestehen zum Theil in Auszügen aus ältern Dichtern, Novellisten u. s. w., welche H. der unverdienten Vergessenheit entriß und mit interessanten literarischen Anmerkungen begleitete. In der «Religion of the heart» (1853) legte er seine Ansichten von der natürlichen Religion nieder, und in «The old court suburb» (2 Bde., Lond. 1855) gab er eine Beschreibung der londoner Vorstadt Kensington, mit besonderer Rücksicht auf die mit derselben verknüpften literarischen Erinnerungen. Auch machte er sich durch Ausgaben der dramatischen Schriften Wycherley's, Congreve's und Farquhar's verdient. In seiner «Autobiography and reminiscences» (3 Bde., Lond. 1850; neue Aufl. 1860) hat er ein anziehendes Bild von einem Leben voller Kampf und Mühe entworfen. Er starb zu Putney 28. Aug. 1859. Sein Sohn veröffentlichte H.'s «Correspondence» (2 Bde., Lond. 1862).

Hunter (William), berühmter Anatom, Chirurg und Geburtshelfer, geb. 23. Mai 1718 zu Long-Calderwood in der schott. Grafschaft Lanark, besuchte die Schule zu Glasgow und begann daselbst Theologie zu studiren. Seine Bekanntschaft mit Cullen führte ihn zum Studium der Heilkunde, dem er sich von 1737 an in Cullen's Hause zu Hamilton widmete, worauf er zu weiterer Ausbildung 1740 nach Edinburgh und 1741 nach London ging, wo er zunächst Unterarzt am St.-Georgshospital wurde und 1746 medic. Vorlesungen begann. Im J. 1747 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland und Frankreich und beschäftigte sich dann in London vorzugsweise mit Geburtshülfe und Anatomie. Nach der glücklichen Entbindung der Königin wurde er 1764 zum Leibarzt, bei der Errichtung der Akademie der schönen Künste 1768 zum Professor der Anatomie ernannt. Sein bedeutendes Vermögen wendete er dazu an, ein schönes Gebäude aufzuführen, in welchem er ein anatom. Theater für seine Vorlesungen einrichtete und seine bedeutenden Sammlungen an anatom. Präparaten, Büchern, Mineralien und Münzen aufstellte, die nach seinem Tode, 30. März 1783, erst an seinen Neffen und dann in den Besitz der Universität zu Glasgow gelangten. Das Hauptwerk H.'s ist die «Anatomia

Digitized by Google

humani gravidi uteri» (Birmingh. 1774; engl., Lond. 1794; deutsch von Froriep, Weim. 1802). Außerdem schrieb er viele Abhandlungen in den «Philosophical Transactions», in den Schriften der Medicinischen Gesellschaft in London und in seinen «Medical commentaries» (Lond. 1762, nebst Supplement 1764), welche von Kühn gesammelt und übersetzt (2 Bde., Lpz. 1784—85) wurden. — Sein jüngerer Bruder, John H., als Anatom und Chirurg ebenfalls berühmt, geb. 14. Juli 1728, widmete sich unter Leitung seines Bruders anatom. Studien. Dabei trieb er sehr eifrig die Chirurgie, studirte dann in Oxford und wurde 1756 Wundarzt am St.-Georgshospital. Im J. 1760 nahm er als Stabschirurg Dienste in der Armee und wohnte der Expedition nach Belle-Isle und dem Feldzuge der Engländer in Portugal bei. Nach London zurückgekehrt, widmete er sich der chirurg. Praxis und dem Studium der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Er wurde 1768 dirigirender Wundarzt am St.-Georgshospitale, 1776 Wundarzt des Königs, 1786 zweiter und 1790 erster Generalchirurg der Armee und Generalinspector der Militärhospitäler und 1792 Vicepräsident des neuerrichteten Thierarzneicollegiums in London. H. starb 16. Oct. 1793. Seine große Sammlung anatom. Präparate wurde nach seinem Tode von der Regierung angekauft. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften lieferte Palmer (4 Bde., Lond. 1838). Die bemerkenswertheften davon sind: «Natural history of the human teeth» (1771—78), «On the venereal disease» (1786), «On the nature of the blood, inflammation and gunshot wounds» (1794). Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Rich. Owen «Essays and observations on natural history, anatomy, physiology, etc.» (2 Bde., Lond. 1861).

Huntingdon, eine der östl. und nach Rutland und Middlesex die kleinste der Grafschaften Englands, umgrenzt von Northampton, Cambridge und Bedford, besteht in ihrem südl. und westl. Theile aus einer schönen, wellenförmigen und fruchtbaren Ebene. Der nordöstl. Theil aber gehört zu der großen Niederung der Fens oder Moräste und Sümpfe, welche mehrere Seen, wie das Whittlesea- und das Ramseymeer enthält, doch theilweise durch Drainage in Grasungen verwandelt worden ist. Die schiffbare Ouse durchfließt den Südosten, der Nene bildet die Nordwestgrenze. Von den 928,8 QKilom. des Areals sind 840 QKilom. zu Feldern, Wiesen und Hutungen benutzt. Die Einwohner, deren Zahl sich (1871) auf 63,708 beläuft, treiben meist Landwirthschaft und liefern besonders viel Butter und Käse. Der feinste und theuerste engl. Käse, der Stilton, wird zwar auch in dem gleichnamigen Kirchspiel (21 Kilom. im Norden der Hauptstadt), in größerer Menge aber und ursprünglich in Leicestershire bereitet. Die Grafschaft und ihre Hauptstadt schicken je zwei Mitglieder in das Parlament. — Die Hauptstadt H., links an der Ouse gelegen, über welche drei Brücken nach der Vorstadt Godmanchester führen, ist nur klein, hat ein alterthümliches Ansehen, fünf Kirchen, ein Theater, eine Lateinschule, ein literarisch-wissenschaftliches Institut mit Museum und Bibliothek, zählt 4243 E. und treibt bedeutenden Woll- und Kornhandel. Sie war einst viel größer, hatte 15 Kirchen, ein Schloß und mehrere Klöster und ist berühmt geworden als Geburtsort Cromwell's.

Hunyad, siebenbürg. Comitat, im Lande der Ungarn gelegen, im N. an Zaránd, im O. an Unterweißenburg und den Brooser Stuhl der Sachsen, im S. an die Walachei und im W. an Ungarn grenzend, ist das größte Comitat Siebenbürgens und zählt auf einem Flächenraume von 6320,9 QKilom. (1869) 188,991 E., meist Walachen und griechisch-katholisch. Das Land ist größtentheils gebirgig. Namentlich bestehen die südl. und südwestl. Theile aus hohen, mit ungeheuern Waldungen bedeckten und fast ganz unbewohnten Gebirgen, welche man in die Hunyader Alpen und die Pareng-, Vulkan- und Retyesátgruppen eintheilt. Die höchsten Punkte derselben sind der Sklávoi (2421 Mt.), Kürsia (2412 Mt.), Retyesát (2496 Mt.), an dessen Fuß die Ruinen des alten Sarmizegetusa im Dorfe Grediştye liegen. Die westl. Gebirge des Comitats gehören zur Godjan-Sarko oder Cserna-Gruppe, die nördlichen aber zu dem siebenbürg. Erzgebirge. Der Vulkanpaß, dessen höchster Uebergang 944 Mt. ist, führt aus dem Comitat in die Walachei, während der in den Kämpfen gegen die Türken berühmt gewordene Eiserne Thorpaß (Marmura) nach Ungarn führt. Der Maroſch durchströmt den nördl. Theil des Comitats in ostwestl. Richtung. Das zweite Hauptthal mit dem wegen seiner röm. Denkmäler berühmten Hátszeger Becken wird vom Strehl und seinen Nebenflüssen bewässert. Parallel damit streicht das Csernathal, in dessen Gebirgen unerschöpfliche Eisensteinmassen abgelagert sind. Im Süden befindet sich das Schilbecken mit ungeheuern Braunkohlenflötzen in Petrozsen. Die Trachytgebirge nördlich vom Maroſch enthalten die berühmten Gold- und Silbererzstätten mit ihren merkwürdigen Tellurerzen, besonders bei Nagyág. In den tiefergelegenen Thälern gedeiht der Wein. Hauptort des Comitats ist der am Zusammenflusse der

Digitized by Google

Cserna und der Zalásd gelegene Marktflecken Bajda-H., mit einem schönen, vom Gubernator Joh. Hunyad erbauten Schlosse, welches 1854 abbrannte, aber restaurirt wurde. Größer ist der Marktflecken Déva am Maroſch mit einem 1849 zerstörten Schlosse und 3277 E. Vgl. Schmidt, «Die Stammburg der Hunyade in Siebenbürgen» (Hermannst. 1865).

Hunyad (Joh.), berühmter ungar. Held, über dessen Ursprung die Sage vielerlei erzählt, wurde 1387 zu Hunyad in Siebenbürgen geboren. H. zeichnete sich schon unter Sigismund aus. Kaiser Albrecht ernannte ihn 1438 zum Banus von Severin, wo er Gelegenheit fand, sich Ruhm gegen die Türken zu erwerben. Nach Albrecht's Tode erklärte sich H. für Wladislaw I. gegen die Königswitwe Elisabeth. Er wurde 1442 mit Nikolaus Ujlaki Wojwode von Siebenbürgen und erfocht einen glänzenden Sieg über die Türken. Mit noch größerm Ruhm kämpfte er gegen diese 1443, indem er sie über den Balkan zurückdrängte. Der Papst meinte nun, die Türken aus ganz Europa vertreiben zu können, aber Wladislaw I. schloß mit denselben einen zehnjährigen Waffenstillstand, den auch H. billigte. Der päpstl. Legat fand darin einen Verrath an der Christenheit, und der Waffenstillstand wurde gebrochen. H. führte das ungar. Heer bis Varna am Schwarzen Meere, wo er die christl. Hülfstruppen zu finden hoffte, statt deren aber auf das türk. Lager stieß; denn die christl. Flotte hatte unterdessen die türk. Macht von Asien nach Europa übergesetzt. Die Schlacht, die H. 10. Nov. 1444 lieferte, ging verloren. Wladislaw I. fiel und H. übernahm als Reichsstatthalter für den nachgeborenen Sohn Elisabeth's, Wladislaw V., die Verwaltung Ungarns, das er mit großem Geschick gegen die wiederholten Einfälle der Türken vertheidigte. Zwar wurde er im Oct. 1448 in Serbien gänzlich geschlagen und gefangen. Nachdem er aber auf Fürsprache der ungar. Stände seine Freiheit wiedererlangt, ließ er zunächst den serb. Despoten seine ganze Rache empfinden, bis die Stände 1451 einen Frieden vermittelten. Nachdem Wladislaw V. 1453 die Regierung selbst übernommen, sah sich H. in arge Händel mit dem ihm feindlichen Grafen Cilley verwickelt. Indessen bewährte er noch einmal seinen alten Ruhm gegen die Türken durch die heldenmüthige Vertheidigung Belgrads und einen kühnen Ueberfall des türk. Lagers, der den Sultan Mohammed II. zum Rückzuge zwang. H. starb zu Semlin 11. Aug. 1456. Er hegte den Plan, die Türken ganz aus Europa zu vertreiben; doch die Lauheit der europ. Höfe und die Ränke seiner Neider hinderten ihn daran. — Sein ältester Sohn, Wladislaw H., wurde, weil bei einem Streite mit dem Erzfeinde seines Vaters, dem Grafen Cilley, seine Diener diesen erschlugen, zu Ofen 16. März 1457 hingerichtet. Der zweite Sohn, Matthias H., gelangte 1458 als Matthias I. (s. d.) auf den ungar. Thron. Vgl. Teleki, «A Hunyadiah Kora» («Das Zeitalter der Hunyady», Pest 1852—56). Die Thaten und Schicksale des Geschlechts der Hunyady sind vielfach von ungar. und deutschen Schriftstellern behandelt worden.

Hupfeld (Herm.), verdienter Sprachforscher und Theolog, geb. 1796 zu Marburg, studirte 1813—17 Theologie und Philologie daselbst und wirkte seit 1819 als Professor am Gymnasium zu Hanau. Nachdem er diese Stellung 1822 niedergelegt, wandte er sich wieder den theol. Studien zu und habilitirte sich 1824 an der Universität zu Halle. Doch kehrte er 1825 nach Marburg zurück, wo er alsbald außerord. Professor der Theologie, 1827 ord. Professor der morgenländ. Sprachen und 1830 auch der Theologie wurde. Im J. 1843 folgte er dem Rufe an Gesenius' Stelle nach Halle. Er starb daselbst 24. April 1866. H.'s wissenschaftliche Arbeiten sind theils den semit., insbesondere der hebr. Sprache, theils der alttestamentlichen Auslegung und Kritik zugewandt. Er suchte die hebr. Sprache nach den Grundsätzen der heutigen Sprachforschung als Reste einer semit. Ursprache vermittels der Analogie und geschichtlicher Spuren auf ihren ursprünglichen Organismus zurückzuführen. Die Früchte dieser Forschungen haben entschiedene Wirkung gehabt. Dahin gehören, außer der unvollendet gebliebenen «Ausführlichen hebr. Grammatik» (Thl. 1, Marb. 1841), die «Exercitationes Aethiopicae» (Lpz. 1825) und «De emendanda ratione lexicographiae semiticae» (Marb. 1827), denen sich später (1846—48) Untersuchungen über die älteste Geschichte der hebr. Grammatik bei den Juden anschlossen. H.'s exegetisch-kritisches Hauptwerk ist die «Uebersetzung und Auslegung der Psalmen» (4 Bde., Gotha 1855—61), neben welchem noch hervorzuheben sind: «Die Quellen der Genesis aufs neue untersucht» (Berl. 1853), «Untersuchungen über die Feste der Hebräer» (4 Hefte, Halle 1851—64), «Ueber Begriff und Methode der sog. biblischen Einleitung» (Marb. 1844), «Die heutige theosophische und mythol. Theologie und Schrifterklärung» (Berl. 1861). Auch hat sich H. vielfach an den polit. und kirchlichen wie akademischen Fragen der Zeit im Geiste einer gemäßigten Freiheit in Staat und Kirche betheiligt. Vgl. Riehm, «Dr. Hermann H. Lebens- und Charakterbild» (Halle 1867).

Digitized by Google

Hurdwar, genauer Hardwar (d. i. Thor des Hari), auch Gangadwara (Gangesthor) genannt, eine gutgebaute Stadt in dem Districte Mirut (Meerut) der gleichnamigen Division der brit.-ind. Lieutenants-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen, liegt 355,5 Mt. über dem Meere am südl. Fuße der Sewalik-Höhen und am rechten Ufer des Ganges, der hier aus dem Gebirge in das Hochland hinaustritt. Die Stadt, als solche unbedeutend, zählt kaum 5000 E., ist aber ein sehr berühmter Wallfahrts- und Meßort. Jährlich kommen daselbst über 2 Mill. Pilger aus allen Theilen Indiens (gleichzeitig oft über 300,000) an, um das heilige Bad an der Flußtreppe Harika-Pairi zu nehmen, wobei man das Wasser namentlich an geweihten, durch Astrologen bestimmten Tagen zu erreichen sucht. Um den sonst ebenso häufigen wie ungeheuern Unglücksfällen vorzubeugen, ließ die brit. Regierung 1819 eine 30 Mt. breite und 60 Stufen haltende Treppe an dem Flusse anlegen. In H. selbst finden nur die Reichen Unterkunft, die übrigen Pilger campiren in Zelten oder im Freien. Fast jeder Pilger sucht zugleich Handelsgeschäfte zu machen. Jährlich im April findet eine große Mela oder Messe, alle elf Jahre eine besonders feierliche, Cumba-Messe genannt, statt, die ein buntes Gewirr von Nationen und Costümen darbietet. Pferde aus Kabul, Persien, Arabien, Turkestan und Buchara bilden den Hauptgegenstand des Handels, doch ist überhaupt alles auf dem Markte zu finden.

Huris, d. i. die blendend weißen, heißen die Jungfrauen, welche in Mohammed's Paradiese eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Koran, von blendender Schönheit, keiner Unreinigkeit unterworfen, und ihre schmachtenden Blicke gehören blos dem einzigen Geliebten. In immer grünenden, reichbewässerten Gärten ruhen sie in Lauben, auf grünen Kissen und den schönsten Teppichen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Seligen in ihren Armen, ohne daß sie jemals aufhören, jungfräulich zu sein.

Huronen, ein vormals mächtiger Indianerstamm Nordamerikas, zur großen huronisch-irokesischen Sprachfamilie gehörig, nahmen im 17. Jahrh., etwa 30,000 Seelen stark, einen ungefähr 6000 QKilom. großen Landstrich an den östl. Ufern des nach ihnen benannten Sees ein. Die H. waren ein aus vier aneinandergrenzenden Nationen gebildeter Bund, zu dem später noch eine fünfte hinzukam. Der Stamm wurde in Clans getheilt und von Sachems oder Häuptlingen regiert, welche durch weibliche Erbfolge bestimmt wurden. Im J. 1632 setzten die Jesuiten die bereits von Franciscanern begonnene Mission bei ihnen fort. In der letzten Hälfte des 17. Jahrh. wurden die H. durch Hungersnoth und einen Krieg mit den Irokesen (s. d.) theils vernichtet, theils versprengt. Einige ergaben sich ihren Feinden und wurden ihnen einverleibt, andere von den Jesuiten in die Umgegend von Quebec geführt, wo sie sich unvermischt nur in sehr geringer Zahl erhalten haben. Sie zählten 1736 60 oder 70 waffenfähige Männer; 1872 war der Stamm 264 Seelen stark. Die Tionnontates, jene fünfte, später hinzugekommene Nation des Bundes, flohen nach Wisconsin, nahmen jedoch nach ihrer Uebersiedelung nach Sandusky in Ohio den Namen Wyandot an und wanderten 1832 in der Stärke von 687 Köpfen nach Kansas aus, wo sie 1855 das Bürgerrecht erhielten. Wie die Irokesen, nannten sich die H. Ontwaonwes, d. h. «wahre Männer», und als Stamm Wendat; ihren Namen erhielten sie von den Franzosen wegen ihrer eigenthümlichen Haartracht (hures, Wildschweinsköpfe). Ihre Götterlehre steht auf der niedrigsten Stufe des Polytheismus. Vgl. Parkman, «The jesuits in North-America» (Boston 1867; deutsch, Stuttg. 1877).

Huronsee (engl. Huron Lake), der dritte der fünf großen canad. Seen, halb zu Canada, halb zu den Vereinigten Staaten gehörig, von jenem im O., von diesen, und zwar vom Staate Michigan, im W. begrenzt, ist 410 Kilom. lang und, mit Einschluß der im NO. durch die Halbinsel des Cap Hurd und die Gruppe der Manitoulin-Inseln von ihm fast getrennten fjordenreichen und hochuferigen Georgianbai, 310 Kilom. breit. Bei einer sehr unregelmäßigen Gestalt hat der See einen Umfang von 1875 Kilom. und bedeckt eine Fläche von 52,300 QKilom. Derselbe liegt 177 Mt. über dem Meere und ist 240—310 Mt. tief; an manchen Stellen will man sogar bei 550 Mt. noch keinen Grund gefunden haben. Im NW. steht der See durch die Straße von Mackinac oder Michili-Mackinac mit dem Michigansee und durch die schmale, 75 Kilom. lange und wegen ihrer Stromschnellen gefährliche Straße von St.-Marie mit dem Obern See (Lake superior) in Verbindung. Im S. führt der 52 Kilom. lange und für Schoner fahrbare Strom St.-Clair in den St.-Clairsee, der eine kreisförmige Gestalt, etwa 50 Kilom. Durchmesser und geringe Wassertiefe hat, jedoch in seinem Hauptkanal tief genug ist für kleine Schoner und Dampfschiffe. Aus diesem kleinen Seebecken führt an der Stadt Detroit (s. d.) vorüber der Detroit-Strom, eine 52 Kilom. lange Wasserstraße mit dem trefflichen Hafen Amherstburgh auf der canad. Seite, südwärts in den

Digitized by Google

Eriesee (s. d.). Der H. hat keine guten Häfen, aber die Fischerei in seinen Gewässern ist bedeutend. Gegenwärtig führen an den H. in Canada mehrere Eisenbahnen.

Hurter (Friedr. Emanuel von), ultramontaner Geschichtschreiber, geb. 19. März 1787 zu Schaffhausen, besuchte das dortige Collegium und bezog 1804 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Schon von seiner Jugend an zeigte er sich als Gegner aller freiern staatlichen Entwickelungsformen. In den polit. Fragen Europas zeigte er sich als Legitimist, in den cantonalen Verhältnissen seines Vaterlandes als einen den Reformen durchaus widerstrebenden Aristokraten. Nachdem er mehrere geistliche Aemter bekleidet, wurde er 1825 Antistes und Dekan in Schaffhausen. Bald gerieth H. mit den ihm untergebenen prot. Geistlichen, die ihn des Jesuitismus und Papismus beschuldigten, in Streitigkeiten, die ihrerzeit viel Aufsehen machten. In seiner «Geschichte Papst Innocenz' III. und seiner Zeitgenossen» (4 Bde., Hamb. 1834—42), einem sonst durch gediegene Forschung und geistreiche Darstellung ausgezeichneten Werke, rechtfertigte er die päpstl. Hierarchie und verherrlichte das Mittelalter. Mit den Repräsentanten des Ultramontanismus, wie Görres und Jarcke, stand H. im vertrauten Verkehr. Da sich gegen ihn der Verdacht des Kryptokatholicismus immer dringender geltend machte, forderten ihn endlich seine theol. Collegen in Schaffhausen auf, sich über seine Stellung zur reform. Kirche offen zu erklären. Seine von Leidenschaftlichkeit übersprudelnde Vertheidigung: «Der Antistes H. von Schaffhausen und seine sog. Amtsbrüder» (Schaffh. 1840), vermochte ihn nicht zu rechtfertigen, sodaß er sich endlich 1841 veranlaßt sah, seine Stelle niederzulegen. Doch erfolgte erst 1844 zu Rom sein wirklicher Uebertritt zur kath. Kirche. In einer eigenen Schrift: «Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben» (2 Bde., Schaffh. 1845—46), suchte H. diesen Schritt zu erklären. Im J. 1846 folgte er einem Rufe als k. k. Historiograph nach Wien. Die Ereignisse des J. 1848 verdrängten ihn zwar hier als Vertreter des gestürzten Systems aus seiner Stellung, doch erhielt er dieselbe nach einiger Zeit wieder zurück. Er starb 27. Aug. 1865 zu Gratz. H.'s bedeutendstes Werk aus der letztern Zeit ist die «Geschichte Ferdinand's II. und seiner Aeltern» (Bd. 1—11, Schaffh. 1850—64), ein mit Fleiß gearbeitetes und stoffreiches, aber durchaus einseitiges Buch. Sonst sind noch zu nennen: «Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrh.» (Schaffh. 1840), «Philipp Lang, Kammerdiener Rudolf's II.» (Schaffh. 1851), «Zur Geschichte Wallenstein's» (Freiburg i. Br. 1855), «Wallenstein's vier letzte Lebensjahre» (Wien 1862). Vgl. Heinr. von Hurter, «Friedrich von H. und seine Zeit. Vom J. 1787—1844» (Bd. 1, Gratz 1876).

Husaren (ungar. huszár, von husz, d. i. zwanzig, weil unter König Matthias I. von je 20 Häusern ein Reiter zum Heere gestellt werden mußte) sind eine leichte, nach ungar. Vorbilde gekleidete, mit Säbel, Pistol, Carabiner bewaffnete Cavalerie, welche besonders zu den Leistungen des Kleinen Kriegs, zum Sicherheits- und Kundschaftsdienst, zur Beunruhigung des Feindes, zu Handstreichen aller Art u. s. w. verwendet wird, aber auch zur geschlossenen Attake vollständig geeignet und selbst schwerer Cavalerie durch größere Beweglichkeit gewachsen ist. Der Name kommt zuerst in Ungarn unter Matthias Corvinus Ende des 15. Jahrh. vor. Ihre Kleidung war die ungar. Nationaltracht (Dolman) und oft sehr kostbar. Sie leisteten in den österr. Heeren des 16. und 17. Jahrh. treffliche Dienste, daher in Frankreich 1692 nach ihrem Muster ein Husarenregiment errichtet wurde, 1721 ein Husarencorps in Preußen, 1723 ein zweites; auch in Rußland wurden die H. 1723 eingeführt. Friedrich II. vermehrte die 9 Escadrons H., welche sein Vater errichtet hatte, allmählich auf 10 Regimenter von 10 Escadrons, und die preußischen H., für deren Ausbildung besonders Seydlitz und Ziethen sorgten, erwarben sich bald einen hohen Ruhm. Auch in kleinern Armeen wurden Husarenregimenter organisirt, von denen aber manche später in Dragoner oder Chevauxlégers verwandelt wurden. Die deutsche Armee zählt 20 Husarenregimenter, und zwar 17 preußische (1 Gardehusarenregiment und die Regimenter Nr. 1—16), 2 königl. sächsische (Nr. 18 und 19) und 1 braunschweigisches (Nr. 17). Die ungarischen H. gelten noch immer als Muster einer guten leichten Cavalerie.

Huschke (Georg Philipp Eduard), verdienter Forscher auf dem Gebiete des röm. Rechts, geb. zu Münden 26. Juni 1801, besuchte die Gymnasien zu Gotha und Ilefeld und studirte von 1817 an in Göttingen, dann in Berlin, trat 1821 in Göttingen als Privatdocent im Fache des röm. Rechts und der röm. Rechtsgeschichte auf und folgte 1824 dem Rufe als ord. Professor der Rechte nach Rostock. Nachdem er eine Reise nach Paris gemacht hatte, wurde er 1827 an die Universität zu Breslau berufen. Im J. 1836 wurde er Senior und Ordinarius des Spruchcollegiums, später erhielt er den Titel eines Geh. Justizraths. Eine 1835 infolge der damaligen kirchlichen Streitigkeiten (Vorfälle in Hönigern) gegen ihn eingeleitete Criminal-

Digitized by Google

untersuchung endete mit völliger Freisprechung von der in erster Instanz über ihn verhängten halbjährigen Festungsstrafe. Im J. 1841 trat er als Director an die Spitze des Oberkirchencollegiums der 1845 auch vom Staat anerkannten evang.-luth. Kirche in Preußen. In seinen rechtshistor. Studien und Forschungen verfolgt H. vorzugsweise die histor.-philol. Richtung. Außer mehrern andern Monographien und zahlreichen Abhandlungen in Zeitschriften sind von seinen Arbeiten besonders hervorzuheben: die mit Excursen versehene Ausgabe von Cicero's neuentdeckter «Oratio pro Tullio» in J. G. Huschke's «Analecta literaria» (Lpz. 1826), «Studien des röm. Rechts» (Bd. 1, Bresl. 1830), «Die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage einer Geschichte der röm. Staatsverfassung» (Heidelb. 1838), die Ausgabe von des Flavius Syntrophus «Instrumentum donationis» (Bresl. 1838), «Ueber den zur Zeit der Geburt Jesu gehaltenen Census» (Bresl. 1840), «Ueber das Recht des Nexum und das alte röm. Schuldrecht» (Lpz. 1846), «Ueber den Census und die Steuerverfassung der frühern röm. Kaiserzeit» (Bresl. 1847). Diesen schlossen sich später an: «Gajus. Beiträge zur Kritik und zum Verständniß seiner Institutionen» (Lpz. 1855) und «Jurisprudentiae antejustinianae quae supersunt» (Lpz. 1861; 3. Ausg. 1874), sowie «Die oskischen und sabellischen Sprachdenkmäler» (Elberf. 1856), «Die Iguvischen Tafeln nebst den kleinern umbrischen Inschriften» (Lpz. 1859) und «Zu den altitalischen Dialekten» (Lpz. 1872). Ferner erschienen: «Das alte röm. Jahr und seine Tage» (Bresl. 1869), «Die Multa und das Sacramentum» (Lpz. 1874), «Das Recht der Publicianischen Klage» (Stuttg. 1874), «Zur Pandektenkritik» (Lpz. 1875). Von H.'s kirchenpolit., im altluth. Sinne gehaltenen Schriften sind zu nennen: «Was lehrt Gottes Wort über die Ehescheidung» (Lpz. u. Dresd. 1860; «Beleuchtung der Einwürfe gegen diese Schrift» (Lpz. u. Dresd. 1861), «Die streitigen Lehren von der Kirche, dem Kirchenamt, dem Kirchenregiment und den Kirchenordnungen» (Lpz. 1863), «Letztes Wort über die Ehescheidungsfrage» (Bresl. 1875).

Huskisson (William), engl. Staatsmann, geb. zu Birch-Moreton in der Grafschaft Worcester 11. März 1770, kam jung nach Paris, wo er an der Erstürmung der Bastille theilnahm und als Mitglied des Clubs von 1789 sich durch mehrere Reden über staatsökonomische Gegenstände bemerklich machte. Im J. 1792 ging er als Privatsecretär des engl. Gesandten, Lord Gower, mit diesem nach London und wurde daselbst 1793 im Emigrantenbureau angestellt. Hier knüpfte sich seine Bekanntschaft mit Canning und Pitt. Der Kriegsminister Dundas wählte ihn 1795 zu seinem ersten Secretär und auf Pitt's Verwendung der Flecken Morpeth zum Parlamentsmitgliede. Hierauf machte ihn Pitt zum Unterstaatssecretär, Generalsteuereinnehmer des Herzogthums Lancaster und Commissar des Handelsbureau. Bei Pitt's Austritt 1801 legte er seine Aemter nieder. Auch verlor er nach der Auflösung des Parlaments 1802 seinen Sitz im Unterhause. Als Pitt 1804 von neuem an die Spitze der Verwaltung trat, wurde H. vom Flecken Liskeard wieder ins Unterhaus gewählt und von Pitt zum Secretär der Schatzkammer ernannt. Unter dem Ministerium Grenville mußte er 1806 diesen Posten aufgeben, den er indeß durch Percival 1807 wiedererhielt. Seitdem saß er ununterbrochen im Unterhause, zuletzt seit 1823 für Liverpool. Als Canning 1809 aus dem Ministerium trat, schied auch H. aus der Schatzkammer, und nur nachdem jener 1814 Gesandter in Portugal geworden war, ließ er sich bewegen, Generaldirector der Forsten und Mitglied des Geheimen Raths zu werden. Nach Castlereagh's Tode 1822 wurde er Präsident des Handelsamts, nach Canning's Tode 1827 Staatssecretär für die Colonien, bis er im Mai 1828 sich zurückzog. Als Mitglied des Cabinets begründete er die neue Handelspolitik Englands. Als Handelsminister gewährte er allen Ländern an dem Handel mit den früher auf den Verkehr mit dem Mutterlande beschränkten Colonien die unmittelbare Theilnahme; auch hob er mehrere Einfuhrzölle auf und milderte die Verfügungen der Navigationsacte. Bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester (15. Sept. 1830) hatte er das Unglück, beim Einsteigen zu fallen. Er kam dabei unter den Wagen und starb infolge der Verletzungen noch an demselben Tage. Eine Auswahl seiner «Speeches» erschien 1831 zu London in drei Bänden.

Huß (Johs.), richtiger **Hus**, in Verbindung mit Hieronymus von Prag (s. d.) der Reformator der Kirche in Böhmen, wurde 6. Juli 1369 zu Hussinetz bei Prachatitz im südl. Böhmen geboren. Auf der Universität zu Prag, wo er seit 1389 mit Unterstützung seines Grundherrn Nikolaus und anderer Gönner studirte, erwarb er sich eine gelehrte philos.-theol. Bildung. Er wurde 1396 Magister, begann 1398 öffentliche Vorlesungen, gelangte 1401 zur Würde des Dekans der Artistenfacultät, 1402 zum Rectorate der Universität. Als Prediger an der Bethlehemskapelle in Prag war er um ernstlichen Volksunterricht und christlichere Seelsorge bemüht;

Digitized by Google

durch seine Predigten in der Landessprache gewann er den Beifall der Studenten und des Volks und als Beichtvater der Königin Sophia auch Eingang bei Hofe. In dieser Zeit lernte er Wiclisse's (s. d.) Schriften kennen, die großen Einfluß auf ihn übten. In der Philosophie Realist, gerieth er in Streit mit den nominalistischen deutschen Professoren, welche zugleich Wiclisse's Schriften verdammten. Der gelehrte Zwiespalt nahm bald nationalen Charakter an, und 1409 erlangte H. vom Könige Wenzel IV. ein Edict, durch welches die drei Nationen der Polen, Sachsen und Baiern zu Gunsten der Böhmen in ihren bisherigen Rechten empfindlich gekürzt wurden, weshalb die meisten Professoren mit 6000 Studenten die Universität verließen und zumeist nach Leipzig wanderten. Reinern religiösen Interessen folgte H. in seinem Kampfe mit den Mönchen und dem Klerus, gegen deren Verderbtheit er immer kühner zu eifern begann. Vom Erzbischof Zbinko, der 1410 gemäß einem Breve Alexander's V. Wiclisse's Schriften verbrannte, in Rom verklagt, als Wiclissit nach Rom gefordert, nahmen sich das Volk, der Hof und die Universität thatsächlich des Verfolgten dermaßen an, daß jener ihm nicht nur das Predigen, das er ihm untersagt, wieder gestatten, sondern sich auch 1411 mit ihm wieder aussöhnen mußte. Im J. 1412 widersetzte sich H. der Ablaßbulle Papst Johann's XXIII., in welcher zum Kreuzzuge gegen Ladislaus von Apulien für das päpstl. Lehn Neapel aufgefordert wurde, und erklärte ein solches Büßungswerk für unchristlich, während Hieronymus von Prag eine öffentliche Verspottung der Bulle und der Ablaßprediger veranlaßte. Es erfolgte nun 1413 ein Interdict gegen ihn. H. aber appellirte vom Papst an ein allgemeines Concil und an Christus und schrieb hierauf sein Werk «Ueber die Kirche» gegen die Misbräuche des Papstthums, in welchem er zwischen der idealen Kirche oder der Gemeinde der Erwählten, deren Haupt nur Christus sein könne, und der Papstkirche unterschied, die durch die Verderbniß der Curie, des Klerus, der Mönche und Laien entehrt worden sei. Der Papst sei nur bedingterweise Petrus' Stellvertreter und ohne dessen Tugenden der Bote des Antichrist; jeder Act geistlicher oder weltlicher Amtsgewalt erlange erst Vollgültigkeit durch Nachweisung aus der Heiligen Schrift.

Als er sich in Prag nicht mehr für sicher hielt, zog er sich aufs Land zurück, wo er unter gewaltigem Zulaufe predigte. Mit einer Bedeckung des Königs Wenzel und dem Geleitsbrief des Kaisers Sigismund wie im Vertrauen auf seine Rechtgläubigkeit ging er 1414 nach Konstanz zum allgemeinen Concil. Nachdem er 3. Nov. daselbst angelangt, wurde er am 28. trotz der Einsprüche des böhm. und poln. Adels verhaftet und nun der Ketzerei und des Ungehorsams gegen seine geistlichen Vorsteher angeklagt und in langwierigen Sitzungen verhört. Im Hauptverhöre (6. Juli 1415) wurden ihm 30 Sätze aus seinen Schriften vorgelesen, die er als die seinigen anerkannte, deren Widerruf er aber, bis er aus der Heiligen Schrift widerlegt sei, standhaft verweigerte. Darauf erfolgte die feierliche Verdammung seiner Seele, seines Leibes, seiner Schriften zum Scheiterhaufen. Der kaiserl. Geleitsbrief, der nur ein politischer war, konnte ihn gegen die Kirchenstrafe nicht schützen; wol aber hätte ihn Sigismund durch seine Machtvollkommenheit retten können. H. wurde 6. Juli lebendig verbrannt und seine Asche in den Rhein geworfen. Er starb wie ein wahrer Glaubensheld und wurde in Böhmen lange als Heiliger verehrt. Die Tragweite seiner reformatorischen Ansichten ist oft überschätzt worden. Sie schließen sich an die Bestrebungen Wiclisse's und anderer, auf ein einfach praktisches, biblisches Christenthum hinwirkender Männer des spätern Mittelalters an, tragen aber noch keinen streng evang. Charakter im spätern Sinne der deutschen Reformation. Abgesehen von der Erwählungslehre und dem wesentlich schon prot. Kirchenbegriff, hat H. eine eigentliche Erneuerung der Kirchenlehre nicht angestrebt, am wenigsten aus dem Mittelpunkte der Erlösungsreligion, der Lehre vom rechtfertigenden Glauben heraus. Sein Eifer für das Recht der Landessprache in der Kirche ging ebenso sehr wie aus religiösem aus polit.-nationalem Interesse hervor. Aber sein Kampf gegen die Hierarchie und deren Misbräuche, seine Mahnung zur apostolischen Einfachheit und Sittenstrenge und seine Bemühungen für Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem Volke sichern ihm unter den Vorläufern der Reformation einen der ehrenvollsten Plätze. Eine Sammlung seiner böhm. Schriften (Prag 1866—68) hat Erben besorgt. Vgl. «Historia et monumenta Johannis Hussi atque Hieronymi Pragensis» (2 Bde., Nürnb. 1558); Zitte, «Lebensbeschreibung des Magister Johannes H.» (2 Bde., Prag 1789—95); Wendt, «Geschichte von H. und den Hussiten» (Magdeb. 1845); Helfert, «H. und Hieronymus» (Prag 1853, ultramontan); Böhringer, «Die Kirche Christi und ihre Zeugen» (Bd. 2, Abth. 4, Zür. 1858); Krummel, «Johannes H., eine kirchenhistor. Studie» (Darmst. 1863); Höfler, «Magister Johannes H.» (Prag 1864); Krummel, «Geschichte der böhm. Reformation» (Gotha 1866); Palacky's einschlägige Partien in seiner «Geschichte von Böhmen» (besonders in der

Digitized by Google

czech. Ausgabe); derselbe, «Geschichte des Hussitenthums und Prof. Höfler» (Prag 1868); Höfler, «Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen» (3 Bde., Wien 1856—66); Berger, «Johannes H. und König Sigismund» (Augsb. 1872).

Huß (Magnus von), berühmter schwed. Arzt, wurde in der Pfarre Torp in Medelpad 22. Oct. 1807 geboren. Nachdem er 1835 zu Upsala seine philos. und medic. Studien beendigt hatte, ward er zum Lehrer an dem Karolinischen Institute zu Stockholm berufen und erhielt 1840 den Posten eines Oberarztes an dem Serafimer-Lazareth daselbst. Im J. 1846 wurde er zum Professor ernannt und 1860—64 war er als Chef des Medicinalcollegiums und 1860—76 als Generaldirector der schwed. Irrenheilanstalten thätig. Im J. 1857 erfolgte seine Erhebung in den Adelsstand. Von seinen rühmlichen wissenschaftlichen Leistungen sind folgende Schriften besonders hervorzuheben: «Alcoholismus Chronicus» (2 Bde., Stockh. 1849—51), «Om Sveriges endemiska sjukdomar» (1851), «Om Typhus och Typhoidfeberns statistiska förhållanden och behandling» (1855), «Sällsyntare sjukdoms fall» (1856), «Om Lungenflammationens statistiska förhållanden och behandling» (1860). Diese sämmtlichen Schriften sind ins Deutsche und auch in andere Sprachen übertragen.

Hussiten nannte man die Bekenner der Lehren des zu Konstanz 1415 verbrannten Johs. Huß, die sich weder den Anordnungen des Konstanzer Concils, noch den Befehlen des Königs Wenzel (gest. 1419), noch seines Nachfolgers Sigismund fügten. Letztern erkannten sie nicht einmal als rechtmäßigen König von Böhmen an, und gegen ihn wie gegen die Kirche und ihre deutschen Bundesgenossen führten sie seit 1419 die blutigsten Kämpfe. Sie werden auch Utraquisten genannt, von der für die Laien zuerst von Jak. von Mieß verlangten Communion unter beiden Gestalten. Die gemäßigten Utraquisten hießen Calixtiner oder Kelchner, während eine extreme Partei unter ihnen, die alle Satzungen der Kirche, die sich nicht aus der Heiligen Schrift beweisen ließen, verwarf, nach ihrem befestigten Platze Tabor den Namen Taboriten sich beilegte. Nach außen hin bewahrten beide Parteien stramme Einigkeit, und es gelang ihnen, sämmtliche Versuche der Römischen Curie in sog. Kreuzzügen die ketzerische Bewegung zu unterdrücken, siegreich zurückzuweisen. Die meist aus deutschen Truppen bestehenden Kreuzheere wurden am Witkowberge, seitdem Zizkaberg genannt (1420), bei Pankratz (1420), bei Deutschbrod (1422), bei Aussig (1426), bei Mieß (1427) und bei Tachau (1431) entscheidend geschlagen. Die bedeutendsten Kriegshelden der H. waren Zizka von Trocznow (gest. 1424) und nach dessen Tode Procop der Kahle. Nach langjährigen furchtbaren, mit religiösem und nationalem Fanatismus geführten Kämpfen, in denen das Land Böhmen beispiellos verwüstet, insbesondere alle Klöster und deutschen Städte niedergebrannt und die benachbarten Länder durch Streifzüge der Taboriten verheert wurden, brachte das Concil von Basel einen Ausgleich durch die Gewährung der sog. vier «Compact-Acten» (1433) zu Stande. Da sich der größere Theil der Taboriten dem mit der Kirche geschlossenen Compromiß widersetzte, so kam es zwischen diesen und den übrigen Utraquisten zum erneuerten Kampfe, der mit der Schlacht bei Lipan, der vollständigen Niederlage der H. (1434), endigte. Der religiöse Hader dauerte allerdings noch lange fort, bis 1485 auf dem kuttenberger Landtag eine Versöhnung der streitenden Parteien stattfand. Später nahmen die Utraquisten die Reformation an; die strengen Lehren der Taboriten wurden von den sog. Böhmischen Brüdern fortgepflanzt. Dreifach war die Strömung in der hussitischen Bewegung: religiös, national und social. Die Erfolge in religiöser Beziehung stellten sich als geringfügig heraus; denn der in sich nicht lebensfähige Utraquismus erstarb allmählich und wich nachher vollständig der deutschen Reformation. Die socialen Tendenzen der Taboriten aber, die den Aufbau der Gesellschaft auf demokratischer Grundlage mit etwas communistischem Beigeschmack anstrebten, realisirten sich am allerwenigsten. Nach den Hussitenkriegen gerieth nämlich das böhm. Volk in die schmählichste Leibeigenschaft und die Herrschaft des Feudaladels blühte mehr als vor- oder nachher. Am ehesten noch befriedigte sich der czech.-nationale Fanatismus; denn das deutsche Bürgerthum mit seinen blühenden Städten wurde großentheils vernichtet und konnte sich jahrhundertelang nicht erholen. Ueber die Literatur s. Huß; vgl. ferner: Palacky, «Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs 1419—36» (2 Bde., Prag 1872—74); die einschlägige Partie in Schlesinger's «Geschichte Böhmens»; Bezold, «Zur Geschichte des Hussitenthums» (Münch. 1874); derselbe, «Sigismund und die Reichskriege gegen die H.» (Münch. 1872); Grünhagen, «Die Hussitenkriege der Schlesier 1420—35» (Bresl. 1872).

Husten (tussis) nennt man ein hastiges, meist krampfhaft, d. h. durch Reflexreizung erfolgendes Ausstoßen der Luft aus den Lungen und obern Luftwegen, wobei in der vorher krampfhaft verengten Stimmritze das Hustengeräusch entsteht. Meist geht eine tiefere und kräftigere

Digitized by Google

Inspiration voraus; ist dies nicht der Fall, so entsteht das Hüsteln. Der H. wird verursacht (ausgenommen bei rein willkürlichem Hüsteln) durch eine Reizung der vom nervus vagus abstammenden Empfindungsnerven an einer beschränkten Stelle der Unterseite der Stimmbänder, durch den sog. Hustenkitzel. Diese Reizung theilt sich dann dem Reflexcentrum im obern Rückenmark mit und ergreift von da die Bewegungsnerven der Ausathmungsmuskeln des Brustkastens und der Bauchwände. Der Hustenreiz wird bei gesunden Athmungswerkzeugen durch Eindringen fester oder ätzender Körper in den Kehlkopf und die Luftröhre hervorgebracht (Staub, Flüssigkeit beim Verschlucken, reizende Gase, Tabacksrauch, Schleim), kommt aber auch bei Entzündung und geschwürigen Processen der Luftwege zu Stande. In einzelnen Fällen wird er durch die bloße Mitleidenschaft der Athmungswerkzeuge bei Leiden anderer, in der Nähe liegender Organe hervorgerufen. Sind die Luftwege schon an sich krank, so bringt schon ein sehr leichter Reiz, z. B. die Anhäufung des Schleims, H. zu Wege. Sonach ist der H. keine eigenthümliche Krankheit, sondern nur das Symptom eines regelwidrigen Zustandes, der manchmal nach Hinwegnahme der Ursachen schwinden, oft aber auch nicht entfernt werden kann, wie bei der Lungenschwindsucht und den andern Zerstörungskrankheiten der Respirationsorgane. Hält der H. längere Zeit an, z. B. 8—14 Tage, ohne sich zu vermindern, so ist er immer als ein ernstlicher Zufall zu betrachten, da jeder Katarrh in Lungenentzündung (oder Tuberkulose) übergehen oder zu allerlei bedenklichen Uebeln, wie Emphysem der Lungen, auch Lungenblutungen, Blutandrang nach einzelnen Theilen, besonders nach dem Kopfe, bisweilen auch Berstung von Gefäßen (Nasenbluten, Schlagfluß), Eingeweidebrüchen führen kann. Daher gibt es viele Fälle, wo man allerdings den H. symptomatisch bekämpfen muß, was theils durch milde, laue, schleimigölige Dinge geschieht (z. B. durch warme Milch, Leinthee, Brustthee, Malzbonbons, Emulsionen), theils durch narkotische, den Hustenkitzel und die Reflexreizbarkeit mildernde Mittel (besonders Morphium, Opium, Blausäure, Bilsenkraut, Belladonna, Chloralhydrat u. s. w.), theils durch schleimlösende Mittel (wie die kohlensauren Alkalien, die meisten Mineralwässer), theils durch Ableitungen auf die Haut (z. B. Pechpapier, Pechpflaster, Pustelsalben, Blasenpflaster, Senfteige), welche man meist vorn auf der Brust anbringt. Am entschiedensten tritt der krampfhafte und schädliche Charakter des H. bei dem sog. Keuchhusten (s. d.) hervor.

Husum, Kreis- und Seestadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, im Hintergrunde einer der Insel Nordstrand gegenüber geöffneten Bucht, an der kanalisirten Husum-Aue, 4 Kilom. von dem Heverstrom, einem im Süden von Nordstrand hinziehenden Tief, und 6 Kilom. von der sichern Rhede in demselben gelegen, an der Altona-Kieler Eisenbahn, durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit Sylt, Föhr und England verbunden, hat einen kleinen Hafen, ein Schloß, ein Gymnasium und eine Bürgerschule und zählt 5765 E., welche neben einiger Industrie hauptsächlich Rhederei und Handel mit Vieh treiben. In der Nähe werden viel Austern gefangen. H. erhielt im 16. Jahrh. Wisbyer Seerecht und ward 1582, als Herzog Adolf den Bau des Schlosses beendigte, zum Marktflecken und 1608 zur Stadt erhoben; 1634 und 1717 wurde es durch Wasserfluten verheert. — Der Kreis H. zählt (1875) auf 867 QKilom. 35,635 E.

Hut nennt man die in den verschiedensten Formen auftretenden Kopfbedeckungen der Männer und Frauen. Zur Anfertigung von Hüten dienen sehr verschiedenartige Stoffe. Aus Haaren und Wolle werden Filzhüte, aus seidenem Felbel, den man auf Pappe oder groben Filz zieht, Seidenhüte, aus Stroh vom Weizen und Reis Strohhüte gefertigt. Zu groben Filzhüten wird Schaf- und Lammwolle, zu feinen hauptsächlich Hasen- und Kaninchenhaar angewendet. Die Sitte, den Kopf mit irgendetwas zu bedecken, stammt schon aus dem frühesten Alterthum. Bei den Griechen thaten dies indeß zunächst nur kränkliche Leute und die niedrigste Volksklasse; auch hatte ihre Kopfbedeckung, mit Ausnahme des aus Filz gefertigten sog. thessalischen H., den insbesondere die Epheben zum Schutz gegen die Sonne trugen, mit den nachherigen Hüten sehr wenig gemein. Runde, auch spitze Hüte kamen zuerst bei den Römern in Gebrauch, die sie bei Schauspielen, Festen und bei Begehung heiliger Gebräuche führten und die den H. zum Symbol der Freiheit erhoben, weshalb auch die Sklaven bei ihrer Freilassung einen H. erhielten. Nach Cäsar's Ermordung wurde der H. als Zeichen der Freiheit zwischen zwei Schwertern auf die Münzen gesetzt, was später die Republik der Vereinigten Niederlande nach der Abwerfung des span. Jochs nachahmte. Allgemeiner wurde die Sitte, Hüte zu tragen, bei den Römern nach Nero's Tode. In Deutschland kommen die Hüte zuerst im 10. Jahrh. vor; mannichfaltig war ihre Form bereits im 12. und 13. Jahrh., und 1360 gab es in Nürnberg Hutmacher; etwas später werden sie in Frankreich erwähnt. In Deutschland, Holland und der Schweiz trug man im 16. Jahrh. hohe, spitz zulaufende Hüte mit breiter Krämpe, wie man sie in der Schweiz

Digitized by Google

und in Tirol noch gegenwärtig findet. In Frankreich, wo ſie unter den vornehmen Ständen um dieſe Zeit ebenfalls ſchon etwas Gewöhnliches waren, wurde bereits ſeit Heinrich's IV. Zeit die eine Krämpe aufgeſchlagen. Als man unter Ludwig XIV. auch die andere Krämpe aufzuſchlagen anfing, entſtanden nun die ſog. dreieckigen Hüte, die faſt ein ganzes Jahrhundert in der Mode blieben und allgemeine Verbreitung fanden. In England kamen in den achtziger Jahren des 18. Jahrh. zuerſt die runden Hüte in der noch gegenwärtigen Form auf, die, nachdem man die ſeit 1796 in Frankreich eingeführten dreieckigen Hüte mit ungeheuern Krämpen, die ſog. Bonapartes oder Incroyables, wieder beiſeitegelegt, auch hier und gleichzeitig in Deutſchland Eingang fanden. — Wie die Kleidung überhaupt, iſt auch die Form und Farbe der Hüte, namentlich in neuerer Zeit, oft das Symbol polit. Parteien geweſen. So galten ſchon vor 1848 weiße Filzhüte oft als das Kennzeichen demokratiſcher Geſinnung. Beſonders war das Tragen der ſog. Heckerhüte, von meiſt weißer Farbe, breiter Krämpe und kleinem runden oder ſpitzen Kegel, nach 1849 häufig Gegenſtand polizeilicher Verfolgung. — Geweihte Hüte, vom Papſt in der Chriſtnacht geweiht, wurden ehedem von demſelben an Fürſten und Feldherren, die ſich Verdienſte um die röm. Kirche erworben, oder die man für dieſelbe zu gewinnen ſuchte, gleich den weißen Roſen, verſchenkt. Den letzten erhielt nach der Schlacht bei Hochkirch 1758 der General Daun. — Bankrottirer wurden ſonſt in Frankreich mit grünen, in Deutſchland mit gelben Hüten ausgeſtellt; auch die Juden mußten ſonſt in Spanien und anderwärts gelbe Hüte tragen. — In der Heraldik nennt man H. diejenige Wappenverzierung, welche bei beſtimmten geiſtlichen ſowol als weltlichen Ständen die Stelle des Helms oder der Krone vertritt. — Beim kath. Klerus führen die Protonotarien der päpſtl. Curie ſchwarze Hüte mit 3 Quaſten; die Cardinäle rothe Hüte mit 15 Quaſten. — Bei weltlichen Herren iſt der Fürſtenhut ausgezeichnet, der zwiſchen der Grafen- und Königskrone mitteninne ſteht. Derſelbe beſteht aus dem metallenen Ringe der Königskrone, auf dem ſich aber nur einfache Spangen erheben, in denen eine Mütze von rothem Sammt, auch mit Hermelin beſetzt, ſich befindet. — Das Zeichen der ehemaligen deutſchen Kurfürſten, der Kurhut, wich von dem Fürſtenhut inſofern ab, als an demſelben keine Metallſpangen befindlich waren.

Hutchéſon (Francis), der bedeutendſte Vertreter der Schule der ſog. ſchottiſchen Moralphiloſophie, die nach dem Vorgange Cumberland's ihr Syſtem auf das Princip des Wohlwollens, d. h. auf das ein uneigennütziges Wohlwollen fordernde moraliſche Gefühl baſirte, war im nördl. Irland 8. Aug. 1694 geboren, ſtudirte in Glasgow, ging dann nach Irland zurück, wo er einige Zeit als Prediger einer Diſſentergemeinde wirkte, und wendete ſich hierauf nach Dublin, um eine Lehranſtalt zu gründen. Im J. 1720 wurde er Profeſſor zu Glasgow, wo er 1747 ſtarb. Seine Anſichten laufen darauf hinaus, zu zeigen, daß, während wir unter den unſern Willen beſtimmenden Motiven die beiden großen Gruppen der ſelbſtſüchtigen und der wohlwollenden unterſcheiden, wir nur den letztern und den aus ihnen hervorgegangenen Handlungen unſern Beifall geben, und daß dies nur auf einem urſprünglichen, von der Natur uns eingepflanzten «moraliſchen Sinn» beruhen kann. Dies Princip iſt verwandt mit dem von Shaftesbury (ſ. d.) begründeten «moraliſchen Geſchmack». H. begründete es in ſeinem «Enquiry into the original of our ideas of beauty and virtue» (Lond. 1720; deutſch, Frankf. 1762) und in ſeinem «Essay on the nature and conduct of passions and affections» (Lond. 1728); er führte es näher aus in ſeinem, poſthum von Leechman herausgegebenen «System of moral philosophy» (Glasg. 1755). Außerdem ſchrieb er lat. Compendien der Metaphyſik und der Moralphiloſophie. Seine Werke erſchienen zu Glasgow (5 Bde., 1772).

Hutchinſon (John), engl. theologiſcher Schriftſteller, geb. 1674, war Haushofmeiſter beim Herzog von Somerſet, den er auf ſeinen Reiſen durch Europa begleitete. Um ſeinen theol. Studien obzuliegen, verließ er die Dienſte des Herzogs, der ihm bei Georg I. eine Sinecure von 200 Pfd. St. jährlich auswirkte. Im J. 1724 veröffentlichte er den erſten Theil von «Moses' principia», in welchem er die moſaiſche Kosmogonie vertheidigte und die von Newton aufgeſtellte Gravitationstheorie angriff; der zweite Theil erſchien 1727. Außerdem gab H. bis zu ſeinem Tode (28. Aug. 1737) noch mehrere Werke heraus, die von 1749—65 in 13 Octavbänden geſammelt erſchienen. Sein Religionsſyſtem, welches viele Anhänger fand, die Hutchinſonians genannt wurden, iſt am beſten in den «Thoughts concerning religion» (Edinb. 1743) entwickelt. Die Hauptidee deſſelben beſteht darin, daß die Heilige Schrift die Elemente ſowol aller rationalen Philoſophie als der wahren Religion enthalte.

Hutchinſon (John Hely-), berühmter engl. General, geb. 15. Mai 1757, war der zweite Sohn des John Hely-H., Staatsſecretärs für Irland, und deſſen Gattin Chriſtiana, Baronin

Digitized by Google

von Donoughmore. Im J. 1774 trat er als Cornet in ein Dragonerregiment, war schon nach zwei Jahren Rittmeister und wurde, noch ehe er seine Majorennität erreicht hatte, zum Mitgliede des irischen Parlaments für die Stadt Cork gewählt. Zum Oberstlieutenant aufgerückt, machte er 1792 den Feldzug in der Champagne im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig mit und hob 1794 auf eigene Kosten ein Regiment aus, zu dessen Chef er ernannt wurde. Nachdem er zur Unterdrückung der irischen Rebellion beigetragen, ward er 1796 Generalmajor und kämpfte 1799 mit Auszeichnung in Holland. H. schiffte sich 1801 nach Aegypten ein und übernahm nach der tödlichen Verwundung des Generals Abercromby in der Schlacht von Alexandria (21. März) das Obercommando der brit. Armee. Er eroberte Damiette und Ramanieh, umzingelte Kairo und nöthigte den General Belliard 22. Mai zur Capitulation. Dann wandte er sich gegen Alexandria, schlug alle Ausfälle Menou's zurück und zwang diesen endlich 31. Aug., sich mit seiner ganzen 10,000 Mann zählenden Armee zu ergeben. Für diesen glänzenden Feldzug ward H. 16. Dec. 1801 zum Lord H. von Knocklofty erhoben. Nachdem er 1803 den Rang eines Generallieutenants erhalten, wurde er 1806 als außerordentlicher Botschafter nach Rußland gesandt und wohnte im Gefolge des Kaisers Alexander der Schlacht von Friedland bei. Mit dem Frieden von Tilsit war seine Mission beendet, und er kehrte nach England zurück. Er ward 1813 zum wirklichen General befördert. Im J. 1825 folgte er seinem ältern Bruder Richard in dem Titel eines Grafen von Donoughmore und starb 6. Juli 1832. — Sein Neffe, John Hely-H., dritter Graf von Donoughmore, geb. 1787, war Kapitän in der brit. Armee und machte sich 1815 durch die Rettung des zum Tode verurtheilten Lavalette (s. d.) bekannt, den er mit Beihülfe Sir Robert Wilson's und des Kapitäns Bruce in engl. Offiziersuniform über die belg. Grenze brachte. Er starb als Lordlieutenant von Tipperary zu Palmerston-House in der Grafschaft Dublin 12. Sept. 1851. Ihm folgte sein ältester Sohn, Richard John Hely-H., Viscount Suirdale, geb. 4. April 1823, als vierter Graf von Donoughmore. Derselbe wurde Febr. 1858 im Ministerium Derby Vicepräsident und später Präsident des Handelsamtes, welche Stelle er bis zur Auflösung des Ministeriums im Juni 1859 bekleidete. Er starb 22. Febr. 1866.

Hutten (Ulrich von), einer der muthigsten Kämpfer für geistige Freiheit im Reformationszeitalter, stammte aus einem alten fränk. Geschlechte. Auf der jetzt in Ruinen liegenden Stammburg seiner Familie, Steckelberg bei Fulda, 21. April 1488 geboren, kam H., 10 J. alt, ins Stift nach Fulda, floh jedoch, um nicht Mönch werden zu müssen, 1504 nach Erfurt, wo er mit mehrern Gelehrten und Dichtern in genaue Bekanntschaft trat. Eine ansteckende Seuche trieb ihn im nächsten Jahre nach Köln, von wo aus er 1506, als Rhagius, einer der aufgeklärtesten Lehrer dieser Hochschule, verwiesen ward, demselben nach Frankfurt a. O. folgte, wo im nämlichen Jahre die neue Universität eingeweiht wurde. In dieser Zeit wurde er von einer bösen, damals epidemisch auftretenden Krankheit ergriffen. Von ihr gepeinigt, ging er 1509 nach dem nördl. Deutschland, wo er überall und namentlich in Greifswald und in Rostock als Dichter willkommene Aufnahme und durch seine Arbeiten die nöthige Unterstützung fand. Im J. 1511 kam er auch nach Wittenberg, wo er über die Verskunst ein Werk herausgab; dann ging er nach Pavia, um die Rechte zu studiren. Gerade in die Zeit seines Aufenthalts fiel Pavias Eroberung durch die in Kaiser Maximilian's I. Diensten stehenden Schweizer; hierbei aller seiner Habe beraubt, sah er sich genöthigt, nach Bologna zu wandern. Gänzlicher Mangel veranlaßte ihn endlich, 1513 kaiserl. Kriegsdienste zu nehmen, in denen er indeß nur ein Jahr blieb. In Deutschland machte er sich nun zunächst dadurch bekannt, daß er seinem Unwillen gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, der einen von H.'s Vettern gemordet hatte, in Gedichten, Briefen und Reden freien Lauf ließ. Noch berühmter wurde er in den Reuchlin'schen Händeln mit dem Dominicaner Hoogstraten in Köln, in denen er sich des gelehrten, redlichen und darum so verfolgten Reuchlin in Schriften, besonders in satirischen, aufs kräftigste annahm. Seinem Vater zu Gefallen ging er 1515 noch einmal nach Italien, um Doctor der Rechte zu werden. Er besuchte zuerst Rom, dann Bologna; allein schon 1517 kehrte er über Venedig ins Vaterland zurück, wo er in Augsburg vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt wurde. In Italien hatte er das Leben der Mönche in seiner ganzen Verworfenheit kennen und die Klerisei vollends verachten lernen. Nachdem er die in einem Kloster aufgefundene Schrift des Laurentius Valla «De falso credita et ementita donatione Constantini» herausgegeben hatte, die er vielleicht nur aus Spott dem Papste Leo X. widmete, trat er 1518 in die Dienste des gebildeten Erzbischofs Albrecht von Mainz, in dessen Angelegenheiten er mehrere Reisen, unter anderm auch nach Paris, machte. Noch in demselben Jahre begleitete er den Erz-

Digitized by Google

bischof auf den Reichstag nach Augsburg, wo Luther mit Cajetan seine bekannte Unterredung hatte, und wo H. in einer eindringenden Rede die deutschen Fürsten zu einem Kriege gegen die Türken anfeuerte; doch sehr bald des Hoflebens überdrüßig, schloß er sich dem Schwäbischen Bunde an, mit dem er 1519 gegen seinen alten Feind, den Herzog Ulrich von Würtemberg, zog, bei welcher Fehde er nun auch Franz von Sickingen (s. d.) kennen lernte. Nach Beendigung derselben ging er wieder nach Mainz, sehr bald aber nach Steckelberg, wo er eine eigene Handdruckerei errichtete und, den Uebermuth und die Schlechtigkeit der röm. Klerisei in vollem Lichte zu zeigen, eine Schrift nach der andern erscheinen ließ. Von Rom aus deshalb bei dem Erzbischof Albrecht von Mainz angeklagt und der Gunst desselben verlustig, trat er nun mit Luther, den er als einen Mönch bisher nicht hoch geachtet hatte, in unmittelbare Verbindung. Auch begann er nun alles deutsch zu schreiben, statt daß er vorher nur der lat. Sprache sich bedient hatte. Nirgends mehr sicher vor seinen Feinden fand er bei Franz von Sickingen eine Freistätte auf der Ebernburg. Nach dem unglücklichen Ausgange der Fehde Sickingen's mit dem Erzbischof Richard von Trier mußte H. fliehen. Er ging nach Basel, aber Erasmus, mit dem er jetzt verfeindet war, ließ ihn nirgends Ruhe gewinnen, sodaß er von Ort zu Ort wandern mußte, bis er endlich, von seiner alten, neuausbrechenden Krankheit überwältigt, auf der Insel Ufenau im Zürichersee 23. Aug. 1523 starb. H. war einer der freimüthigsten, kühnsten Männer seiner Zeit, ein Vorläufer und Beförderer der Reformation, ein Beispiel und Gehülfe für Luther, den er nie näher kennen lernte, für den er aber in der spätern Zeit, wie schon früher für Reuchlin, von der größten Achtung durchdrungen war. Könnte man ihm etwas Tadelnswerthes zum Vorwurf machen, so wäre es eine Art Leichtsinn, der ihn so manche Verhältnisse übersehen ließ, die schonender behandelt werden mußten. Unrecht, Betrug, Heuchelei und Tyrannei empörten ihn, und so entlarvte er sie mit aller Kraft der Feder, die ihm wie wenigen, besonders in der lat. Sprache, unter allen Gestalten zu Gebote stand. Sein gerader, muthiger Sinn ließ ihn, wenn auch alle seine Freunde zitterten, nichts fürchten. Wir besitzen von ihm 45 Schriften, mehrere ungerechnet, bei welchen es nicht mit Gewißheit ausgemittelt ist, ob sie von ihm herrühren. Eine vollständige Sammlung derselben hat Böcking (Bd. 1—5, Lpz. 1859—62) begonnen, welcher ein «Index bibliographicus Huttenianus» (Lpz. 1858) vorausgegangen war. Seine «Jugenddichtungen» wurden von Münch (Stuttg. 1838), seine «Gespräche» (Lpz. 1860) von Strauß ins Deutsche übertragen. Außer den ältern Biographien von Burckhard (3 Thle., Wolfenb. 1717—23), Schubart (Lpz. 1791), Wagenseil (Nürnb. 1823) und Bürck (Lpz. 1846) ist besonders die von Strauß («Ulrich von H.», 2 Bde., Lpz. 1857; 2. Aufl. 1871) hervorzuheben. Vgl. H. Prutz, «Ulrich von H.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 4, Lpz. 1876); Reichenbach, «Ulrich von H.» (Lpz. 1877).

Hüttenkunde ist jener Theil der technischen Chemie, welcher die verschiedenen Verfahrungsarten zur Gewinnung, Ausscheidung und Ausbringung der nutzbaren Metalle aus ihren natürlichen Verbindungen, den Erzen (s. d.), lehrt. Sie zerfällt in die allgemeine H., welche die Grundsätze für Ausscheidung der in den Erzen aufgefundenen Stoffe umfaßt und die chem. und mechan. Processe zur Erreichung der verschiedenen Zwecke anwendet. Die specielle H. beschreibt die verschiedenen Verfahrungsarten und Vorrichtungen zur Abscheidung und Darstellung der einzelnen Metalle: Blei, Kupfer, Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Zink, Cadmium, Zinn, Wismuth, Eisen, Nickel, Kobalt, Antimon, Arsen, Mangan, Uran, Chrom und Schwefel; sie handelt von den Erscheinungen und Resultaten in den Hütten. Sie ist ein Theil der Metallurgie (s. d.), welche vorzugsweise die wissenschaftlichen Grundsätze für Abscheidung der in den Erzen aufgefundenen Stoffe behandelt. In nächster Beziehung zu ihr steht die Probirkunst oder Dokimasie, welche die quantitative Ermittelung über den Gehalt der Erze im kleinen lehrt, die man im großen gewinnen will und somit eine Controle der verschiedenen Hüttenprocesse abgibt; sie wird auch die mercantilische Probe genannt, weil die Resultate derselben die Einlösungswerthe oder den Kaufpreis der Erze bestimmen. Die auf den Hüttenwerken mit den Erzproben beschäftigten Personen heißen Probirer, Wardeine oder Guardeine. Das Verfahren oder die Operation zur Benutzung eines Erzes auf das darin befindliche Metall nennt man das Zugutemachen der Erze oder den Hüttenbetrieb; das aus den Erzen dargestellte Metall heißt das Ausgebrachte; die Dauer des Betriebes: die Hüttenzeit, Blasezeit, Umlaß oder die Schmelzcampagne; die Gebäude, in welchen die Operationen vorgenommen werden: die Hütte oder das Hüttenwerk; denjenigen, welcher die Operation selbst leitet: den Hüttenmann; ein Verein von solchen Männern, welche eine Hütte auf eigene Rechnung betreiben: eine Hüttengewerkschaft; und unter Hüttenwesen wird der Umfang aller zur Anlage

Digitized by Google

und zum Betriebe von Hütten erforderlichen Kenntnisse sowol, als auch der Inbegriff der dazu nöthigen Personen und Anstalten verstanden.

Die Geschichte des Hüttenwesens verliert sich bis in die ältesten Zeiten der Aegypter, Phönizier, Hebräer, Griechen und Römer, denen es bekannt war, aus den Erzen Gold, Silber, Quecksilber, Eisen, Kupfer, Zinn und Blei zu gewinnen. Schon Aristoteles beschreibt unter anderm das Verfahren, aus Roheisen den Rohstahl zu fabriciren. Namentlich aber machten die Römer bedeutende Fortschritte mit dem Bergbau (s. d.) und dem Hüttenwesen, wie aus den Schriften des Strabo, Diodor, Plinius u. a. hervorgeht. Beide Zweige des Wissens gewannen an Vervollkommnung später in Böhmen, Ungarn, Mähren, Sachsen, dem Oberharze und in Deutschland überhaupt durch viele nützliche Erfindungen und Entdeckungen, durch die Fortschritte der Mechanik, Physik und Chemie. Im J. 1540 erschien zu Venedig die erste Metallurgie, und 1546 faßte Agricola seine berühmte Abhandlung «De re metallica» ab, in welcher sich die ersten Anfänge einer wissenschaftlichen H. vorfinden. Aber erst im 18. und meist im 19. Jahrh. finden wir erhebliche Fortschritte in den Hüttenprocessen, denen die aus der Hand des Bergmanns überlieferten Erze behufs Darstellung der Metalle überliefert werden, seitdem hauptsächlich mit Lavoisier's wichtigen Entdeckungen 1784 die Chemie sich zur Wissenschaft erhob, Theorie und Praxis Hand in Hand gehen. Eine wissenschaftliche Bearbeitung des bis dahin noch ungeordnet vorhandenen großen hüttenmännischen Materials hat zuerst Lampadius in Freiberg in seinem «Handbuch der allgemeinen H.» (1801—10; 2. Aufl. 1817—27) geliefert. Die Hauptgrundlage der ganzen neuern Metallurgie bilden Karsten's «System der Metallurgie» (5 Bde., Berl. 1831) und Wehrle's «Lehrbuch der Probir- und Hüttenkunde» (2 Bde., Wien 1841). Seitdem sind von Berthollet, Berthier, Combes, Chevalier, Berzelius, Davy, Le Play, Plattner, Ebelmen, Scheerer, Kerl, Lesoinne, Gillon, Gurlt u. a. ausgezeichnete Werke über die vorgeschrittenen Kenntnisse der Hüttenleute und Chemiker gefolgt.

Sowie die Verarbeitung der Hüttenproducte zu verschieden gestalteten Waaren, durch welche eine Veränderung der Form bezweckt wird, die Grenzen der H., den Uebergang in die Technologie bildet, so gibt die Aufbereitung (s. d.) der Erze die Einleitung für den Hüttenproceß. Die reichen Erze, vorzüglich die der edeln Metalle, werden meist in zerkleinerter Gestalt zu den Hütten abgeliefert, und nur z. B. die Eisenerze werden in großen Stücken mit Vortheil verschmolzen. Das Zerkleinern der Erze geschieht in Pochwerken durch Stempel; auch Walzwerke werden hierzu angewendet. Gewöhnlich erhalten die Erze durch die Aufbereitung die zur hüttenmännischen Verarbeitung nöthige Form und Größe. Das Product der trockenen Scheidung wird Scheiderz, Guterz; das der nassen Aufbereitung aber Schlich, gewaschenes Erz, oder aufbereitete Pochgänge, Wascherz genannt. So verschieden auch die Constitution der Erze ist, so hat man es im allgemeinen doch nur entweder mit gediegenen (nicht weiter in chem. Verbindung befindlichen) Metallen, oder mit Metalloiden (Nichtmetalle, metallähnliche Körper), zu denen auch die Metallsalze (gesäuerte Erze) gehören, oder endlich mit Schwefelmetallen (geschwefelte Erze) zu thun. In der Mehrzahl der Fälle wird beim Zugutemachen der Erze der «heiße» oder «trockene Weg», d. h. die Schmelzung unter Gebrauch von Brennmaterialien angewendet, wohin auch zuvor das Rösten und das Brennen der Erze gehören, d. h. das Erhitzen derselben bis zu einer die Schmelzung noch nicht herbeiführenden Temperatur, wol aber bis zu einer chem. Einwirkung der Wärme oder gasförmigen Substanzen oder festen Zuschläge. Die Zuschläge (Kiesel-, Kalk- oder Thonfossilien, Alkali- und Erdensalze, Kohle u. a.) wirken als Fluß- oder aber als Scheidungsmittel und bilden später die Schlacke. Erze und Zuschläge machen zusammen die Beschickung aus. Die Zuschläge werden zuweilen durch Vermengung (Gattirung) verschiedener Erze umgangen oder an Menge vermindert. Unter den Metallen dient besonders das Blei als Auflösungsmittel bei gold- und silberhaltigen Schwefelungen. Die Röstung der Erze ist ein bloßer Oxydationsproceß; sie geschieht in freien Haufen, in Röstgruben oder in Stadeln, und hat den Zweck, das Erz bis zu einem Wärmegrade zu erhitzen, bei welchem noch keine Schmelzung erfolgt. Das «Brennen» ist das Erhitzen der Erze und mineralischen Substanzen, um hygroskopisch gebundenes Wasser zu verflüchtigen. Man rechnet auch die Calcination (s. d.) hierher, welche ursprünglich soviel wie Oxydation bedeutet.

Das Schmelzen selbst ist ein Reductionsproceß, durch welchen die Metalloxyde ihres Sauerstoffs beraubt (desoxydirt, reducirt) werden. Die gewöhnlichsten Reductionsmittel sind Kohle, Kohlenoxyd-, Kohlenwasserstoff- und Wasserstoffgas, welche drei Gase durch Verbrennung der angewendeten Brennmaterialien entwickelt werden. Das Schmelzen ist daher diejenige hüttenmännische Operation, welche das Tropfbarflüssigmachen von Erzen, Hüttenproducten,

Digitized by Google

starren Metallverbindungen überhaupt mit den Zuschlägen bezweckt. Die Processe hierbei resultiren in der vollkommenen oder theilweisen Abscheidung eines oder mehrerer der Bestandtheile des der Schmelzung unterworfenen Erzes. Die Behandlung der letztern mit wässerigen Flüssigkeiten ist unter dem Namen des «kalten» oder «nassen Wegs» erst in neuesten Zeiten eingeführt und bezweckt, Verbindungen des Metalls in Flüssigkeiten zu lösen und daraus das Metall auszufällen. Nicht selten sind beide Arten der Zugutemachung vereinigt, da bei beiden stets die Wärme sowol in den gasförmigen als in den tropfbar flüssigen Körpern die Beweglichkeit der kleinsten Theile (Molecule) hervorbringt.

Die Gewinnung der «gediegenen» Metalle ist die einfachste; sie geschieht theils durch Saigerung (s. Saigern), welcher Proceß darauf beruht, ein Gemenge von Körpern verschiedener Schmelzbarkeit einer Temperatur durch Erhitzen auszusetzen, bei welcher einer oder mehrere derselben schon flüssig werden, während die übrigen festbleiben, wie z. B. beim Wismuth, bei Trennung silberhaltigen Bleies vom bleihaltigen Kupfer. Sie geschieht ferner durch Amalgamation (s. d.), Verquickung, Anquickung, ein Proceß, welcher die Bildung eines Amalgams oder Verbindung eines Metalls mit Quecksilber bezweckt, um dadurch das eine Metall von andern zu trennen, wodurch z. B. Gold und Silber aus Erzen und metallurgischen Producten extrahirt werden. Das in den Erzen und metallurgischen Producten enthaltene Silber wird jedoch gewöhnlich durch ein chlorirendes Rösten in Chlorsilber (Silberchlorid) umgewandelt. Gold und Platin werden sehr häufig nur durch mechan. Waschарbeiten, denen allenfalls eine Reinigung auf nassem Wege folgt, gewonnen. Die «Krystallisation» ist ein metallurgischer Proceß neuerer Zeit von Pattinson, bei welchem sich ein Bestandtheil in mehr oder weniger krystallinischer Gestalt ausscheidet, wenn man das zuvor flüssig gemachte Gemenge allmählich abkühlt, wie z. B. aus silberarmem Blei ein silberreicheres Blei zu gewinnen. «Solution» und «Präcipitation» sind nahe zueinander stehende metallurgische Processe auf nassem Wege, um unter anderm Cementkupfer, Silber nach der Augustin'schen und Bocquerel'schen Methode durch Auflösungsmittel (Kochsalzlauge) zu extrahiren, Gold vom Silber zu scheiden.

Die sämmtlichen hüttenmännischen Processe erlangen dadurch eine große Complication, daß man es mit Gemengen der Erze verschiedener Metalle, also nicht nur mit der Abscheidung fremder Stoffe, sondern auch mit der Trennung der Metalle voneinander zu thun hat. Sie finden nur durch Beihülfe einer höhern Temperatur statt, welche die chem. Verwandtschaftskräfte der Körper erhöht, daher die Ausscheidung oder Verbindung derselben beschleunigt. Jene Stoffe, welche hierzu benutzt werden, nennt man Brennmaterialien, die von den brennbaren Körpern, wie Schwefel, Phosphor, Wasserstoff u. a. zu unterscheiden sind. Für den Hüttenmann ist die Kenntniß derselben von größter Wichtigkeit, da ökonomische Rücksichten ihre zweckmäßigste Erzeugung und Benutzung zum vortheilhaften Fortgang eines Hüttenbetriebes entscheiden. Es dienen hierzu: Holz (selten), Holzkohlen, Steinkohlen, Coks, Torf und Torfkohle. Braunkohle ist für die Metallurgie von geringer Bedeutung, aber in neuerer Zeit zur Darstellung gasförmiger Brennmaterialien angewendet. Letztere sind gewisse brennbare Gasgemenge (Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoff und Wasserstoff), welche aus den Oefen (Hohöfen, Herdöfen u. a.) nach irgendeinem Feuerherde geführt, hier entzündet und zur Feuerung benutzt werden. Namentlich haben die außerordentlichen Bemühungen Faber du Faur's auf dem Eisenhüttenwerke Wasseralfingen dazu beigetragen, den brennbaren Gasen eine wichtige Stelle unter den Brennstoffen des Metallurgen einzuräumen, da es erwiesen ist, daß sich aus den flammbaren festen Brennmaterialien durch trockene Destillation die größte Menge gasförmigen Brennstoffs entwickelt. Es gehören hierher die «Gichtgase», welche aus den Hohöfen abgeleitet werden, ehe sie die Gicht erreichen, d. h. ehe sie verbrennen. Von noch größerer Bedeutung sind die «Generatorgase», welche in eigens dazu construirten Apparaten, Generatoren, besonders erzeugt und mit und ohne Gebläsevorrichtungen angewendet werden. Zu letztern Vorrichtungen, welche eine möglichst große Wärmemenge und einen möglichst hohen Wärmegrad bezwecken, gehören: die Kasten- und Cylindergebläse, Kolben-, Ventilator-, hydraulischen, Ketten-, Wassersäulen- und Windradgebläse. Die alten Balgengebläse kommen kaum noch in Anwendung. Alle diese Gebläse haben miteinander gemein, die Luft in sich aufzusaugen, dieselbe mehr oder weniger zu comprimiren und in diesem Zustande von sich zu blasen.

Oefen im Sinne der H. sind alle von mehr oder weniger feuerfesten Materialien begrenzten Räume, in welchen die Erze oder Hüttenproducte einer höhern Temperatur ausgesetzt werden. Die Zuleitung der zum Verbrennen der Brennmaterialien erforderlichen Luft geschieht entweder durch natürlichen Zug, Roste und Essen, oder durch einen comprimirten Luftstrom: Gebläse,

Digitized by Google

welche nach der erforderlichen Pressung und Quantität des Windes, der Beschaffenheit des Brennmaterials und der Höhe der Aufschichtung verschiedene Constructionen haben. Eine Esse (Schornstein, Schlot, Kamin) ist ein gewöhnlich senkrechter, seltener schräg aufsteigender Kanal, welcher die gasförmigen Verbrennungsproducte von einer Feuerstätte wegleiten und zugleich ein Zuströmen frischer, unverbrennter Luft auf das Brennmaterial bewirken soll. Der Rost besteht aus mehrern nebeneinander angebrachten Eisenstäben, deren Zwischenräume weit genug zum hinreichenden Durchzug der Luft sind. Nach der Art und Weise, wie das Erz die Einwirkung des Brennmaterials erfährt, unterscheidet man: 1) Herdöfen oder Herde, kastenförmige Feuerstätten, in denen eine unmittelbare Berührung des Brennmaterials und der Erze stattfindet, wie bei dem Silbertreibeherd, dem Frischherd, dem Rostfeuer und dem Saigerherd. Es sind entweder völlig offene oder nur von zwei Seiten mit meist niedrigen Seitenwänden versehene Feuerstätten ohne oder mit Gebläsevorrichtung; letztere wird namentlich beim Frischen des Eisens, beim Garmachen des Kupfers und Feinbrennen des Silbers, also bei oxydirenden Schmelzungen angewendet, welche die Reinigung der betreffenden Metalle von beigemischten fremden Bestandtheilen zum Zwecke haben. 2) Schachtöfen bestehen aus einem gemauerten, mehr hohen als weiten Raume (Schachtraum, Schacht) von der verschiedensten Gestalt, in welchem eine Schmelzung der Erze u. s. w. vorgenommen wird. Die Erze sind hierbei entweder mit dem Brennmaterial in unmittelbarer Berührung, in welchen Fällen beide Stoffe schichtweise übereinander gelegt oder auch gemengt werden; oder aber die Erze finden allein Aufnahme, in welchen Fällen das Brennmaterial sich außerhalb des Schachtraums befindet, während die Flamme desselben in den Schacht geleitet wird. Bei den meisten Schachtöfen wird der Luftwechsel durch ein Gebläse bewirkt, und je nachdem solche Gebläseschachtöfen zur Zugutemachung der Eisen-, Kupfer-, Silber-, Blei- oder Zinnerze angewendet werden, ist ihre Construction eine sehr verschiedene. So findet man beim Verschmelzen der Eisenerze: Eisenhohöfen (kurzweg Hohofen oder Hochofen) und Blauöfen; bei den Kupfer-, Silber-, Blei- und Zinnerzen: Hohöfen, Halbhohöfen und Krummöfen, welche Gruppen aber besser in Tiegelöfen, Sumpföfen und Augenöfen getheilt werden. Die obere Mündung der Schachtöfen heißt die Gicht (Aufgebeöffnung); die am tiefsten Punkte des Schachtes gelegene Oeffnung (Stichöffnung, Stich, Auge) dient zum Ausziehen oder Ablassen der im Ofen befindlichen Massen. Eine etwas höher als diese gelegene Oeffnung ist die Formöffnung, welche zum Einführen der durch Gebläse oder durch natürlichen Luftzug erzeugten Verbrennungsluft dient. Die einzelnen, abwechselnd in den Ofen gebrachten (an der Gicht aufgegebenen) Mengen von Brennmaterial und von Beschickung (von Erzen und von den zur Abscheidung des Metalls erforderlichen, später in der Schlacke enthaltenen Zuschlägen) heißen Gichten oder Sätze. 3) Flammöfen (Reverberiröfen) sind mehr weite als hohe Räume, in welchen das Röst- oder Schmelzgut nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Brennmateriale sich befindet, sondern nur von dessen Flamme getroffen wird. Sie lassen nur die Anwendung von unverkohlten Brennmaterialien zu, und haben deshalb einen geringern pyrometrischen Wärmeeffect. 4) Gefäßöfen nähern sich in ihrer Construction bald den Flammöfen, bald den Schachtöfen ohne Gebläse. In ihnen werden die zu behandelnden Substanzen in feuerfesten Gefäßen durch Glühe- oder Flammfeuer erhitzt. Je nach der Form der Gefäße und den metallurgischen Processen theilt man sie ein in: Tiegelöfen, Röhrenöfen, Retortöfen und Muffelöfen; oder auch: Gefäßöfen zur Röstung, zur Schmelzung, Saigerung, Sublimation, Destillation und Cementation.

In Bezug auf die durch Ofenconstruction bedingte Entwickelung eines möglichst hohen Wärmeeffects und die möglichst vollständige Benutzung desselben nehmen die Schachtöfen mit Gebläse den ersten Rang ein; darauf folgen die Flammöfen, die Gefäßöfen und zuletzt die Herdöfen. In letzterm ist die Nutzleistung am geringsten, die erzeugte Temperatur aber mitunter höher als in den Gefäß- und Flammöfen. Die Auswahl des zweckmäßigsten Brennmaterials in den verschiedenen Arten der Oefen hat daher in ökonomischer Hinsicht einen großen Einfluß auf den Betrieb. Aus der zahlreichen Literatur über H. sind hervorzuheben: «Berthier, «Traité des essais par la voie sèche, ou des propriétés de la composition et de l'essai des substances métalliques» (1834 u. 1847); Plattner, «Ueber die Bestimmung der Schmelzpunkte mehrerer Hüttenproducte» (1840); «Atlas du mineur et de métallurgiste» (1837); Peclet, «Traité de la chaleur» (1842); Schubarth, «Handbuch der technischen Chemie» (4. Aufl., 3 Bde., Berl. 1851); Scheerer, «Lehrbuch der Metallurgie» (2 Bde., Braunschw. 1846—53); Plattner und Richter, «Vorlesungen über allgemeine H.» (2 Bde., Freiberg 1859—63); Kerl, «Handbuch der metallurgischen H.» (2 Aufl., 4 Bde., Freiberg 1861—65); derselbe,

Digitized by Google

«Grundriß der allgemeinen H.» (Lpz. 1872); derselbe, «Grundriß der Metallhüttenkunde» (Lpz. 1873); derselbe, «Grundriß der Eisenhüttenkunde» (Lpz. 1875).

Hüttenrauch, Hüttennicht, Fluggestübbe, Flugstaub sind synonyme Bezeichnungen für die bei Röst- und Schmelzprocessen verflüchtigten Substanzen, welche durch die Zug- und Gebläseluft als feine Erz- und Kohlentheilchen aus den Oefen mit fortgerissen werden und denen sich meist in oxydirtem Zustande Metalldämpfe beigesellen. Sie setzen sich in den Oefen theils als Pulver, theils als geflossene Massen ab, theils entweichen sie durch die Essen in die Luft und üben auf die Vegetation der Umgegend eine schädliche Wirkung aus, sobald Metalloxyde und deren Salze, als Blei-, Zink-, Antimonoxyd, arsenige Säure, Chlorgas, Salzsäure, Schwefelsäure und schweflige Säure die Bestandtheile sind. Die darin enthaltenen Säuren bewirken eine directe Vergiftung der Pflanzen und gehen mit den Humusbestandtheilen der Ackererde unlösliche, den Humus als solchen allmählich vernichtende Verbindungen ein. Auch auf den thierischen Organismus wirkt der H. sehr schädlich ein, sobald er einen Bleigehalt hat, wofür die chronische Bleivergiftung der Hüttenarbeiter, die sog. Hüttenkatze (tabes saturnina) als allgemeiner Austrocknungs- und Verschrumpfungsproceß spricht. In der Luft vertheilte arsenikalische Dämpfe wirken, sobald nicht gleichzeitig schwefligsaure und Bleidämpfe im Spiele sind, auf den thierischen und vegetabilischen Organismus ungleich milder ein, als weißer Arsenik in Substanz oder als Staub oder Auflösung. Die im Handel in durchscheinenden, farblosen oder schwachgelblichen Stücken, geruchlos mit schwachem styptischen süßlichen Geschmack vorkommende arsenige Säure (s. Arsenik), ein als Arsenikmehl, Giftmehl, Rattenpulver berüchtigtes Gift, wird häufig als H. bezeichnet, da sie sich in Gestalt eines weißen oder grauen Pulvers als Nebenproduct an den Wänden und am Boden der Kanäle und Kammern (Giftfänge) auf Hüttenwerken ansetzt, wo arsenhaltige Silber-, Zinn-, Nickel- und Kupfererze, oder Kobalterze behufs Darstellung der Smalte (Blaufarbe) abgeröstet werden. Als Gegengift wird allgemein Eisenoxydhydrat mit Magnesia angewendet.

Hutter (Leonhard), prot. Theolog, geb. in dem Dorfe Nellingen bei Ulm im Jan. 1563, machte seine theol. Studien in Straßburg, Leipzig, Heidelberg und Jena. Im J. 1596 als Professor der Theologie nach Wittenberg berufen, wendete er sein gelehrtes Wissen vornehmlich dazu an, den durch die Concordienformel festgestellten Lehrbegriff gegen die Calvinisten zu vertheidigen. So schrieb er gegen Hospinian's «Concordia discors» seine «Concordia concors» (Wittenb. 1614), und als der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg 1604 zur reform. Kirche übertrat, ließ er seinen «Calvinista aulico-politicus alter» (Wittenb. 1614) erscheinen. Den meisten Beifall erhielt jedoch sein auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen, Christian's II., verfaßtes, an die Concordienformel sich eng anschließendes «Compendium locorum theologicorum» (Wittenb. 1610), das nachher unzählige Auflagen erlebte (neuester Abdruck von Twesten, 2. Aufl., Berl. 1863). Er starb 23. Oct. 1616. H. kann als Repräsentant der strengen Symbolgläubigkeit angesehen werden, weshalb auch Hase (s. d.) seiner Darstellung der altluth. Dogmatik den Titel «Hutterus redivivus» gab.

Hutungsrecht oder Weideservitut. Ein großes Hinderniß für den Landbau (Ackerbau und Wiesencultur) und eine Quelle von Belästigungen und Streitigkeiten bildet das aus den frühern Grundverhältnissen fließende H., wonach der Besitzer eines Grundstücks berechtigt ist, auf den Feldern und Grundstücken des andern vor der Aussaat und nach der Ernte, sowie während der Brachzeit seine Heerden zu weiden. Anfangs anscheinend eine unbedeutende und selbst nothwendige und nützliche Concession, wurde das H. höchst nachtheilig, als die Inhaber desselben verlangten, daß es fortwährend in alter Weise müsse ausgeübt werden können und keine Aenderung erleiden dürfe. Die Inhaber forderten deshalb, daß die Bewirthschaftung stets die gleiche bleiben, der gleiche Theil des Grundstücks brach liegen, die Aussaat nicht früher, die Ernte nicht später als hergebracht vorgenommen werden solle u. s. w. So kam es dahin, daß das H., welches den Berechtigten sehr wenig einbrachte, den Verpflichteten außerordentlich schadete. Die Verpflichteten mußten auf alle Verbesserungen des Wirthschaftssystems verzichten und den Anbau mancher Fruchtarten unterlassen u. s. w. Auch dem Waldbau brachte das H. oft empfindlichen Nachtheil. Fast überall ist man daher nach und nach, des Widerspruchs der Berechtigten ungeachtet, zur Aufhebung und Ablösung des H. geschritten (s. Grundlasten), und man konnte dies um so unbedenklicher thun, als das System der Stallfütterung mehr und mehr Eingang fand und sich als vortheilhaft erwies. Namentlich ist auch der Einwand, daß die Schafzucht nur bei dem Bestehen des H. erhalten werden könne, durch die Erfahrung widerlegt worden. Besonders nachtheilig erscheinen die Koppelhutungen und Koppelweiden, bei denen mehrere

Digitized by Google

Grundeigenthümer ihr Vieh gemeinschaftlich auf ihre Grundstücke treiben. Nicht nur endlose Streitigkeiten gingen daraus hervor, sondern es wurden auch Viehkrankheiten verbreitet.

Huxley (Thomas Henry), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher Englands, wurde 4. Mai 1825 zu Ealing in Middlesex geboren, erhielt seine Bildung in der dortigen Schule, studirte dann Medicin an einem londoner Hospital und bekam eine Anstellung in der Marine. Als Hülfsarzt des Kriegsschiffs Rattlesnake betheiligte er sich 1846—50 an einer Expedition nach dem Stillen Meere und dem Indischen Archipel, die er zu Beobachtungen über die Thier- und Pflanzenwelt des Oceans, namentlich über Mollusken und Akalephen benutzte. Nach England zurückgekehrt, wurde er 1851 zum Mitglied der Königlichen Gesellschaft gewählt, der er schon während seiner Reise naturwissenschaftliche Arbeiten zugeschickt hatte, gab 1853 seine Stellung als Schiffsarzt auf und folgte 1854 Edward Forbes auf dem Lehrstuhle der Naturgeschichte an der königl. Bergschule zu London. Die Resultate der auf seiner Reise gemachten Untersuchungen legte er in der «History of the oceanic hydrozoa» (Lond. 1858) und in zahlreichen Abhandlungen nieder, welche in den «Transactions» der Königlichen, der Zoologischen, der Linnäischen und anderer gelehrter Gesellschaften enthalten sind. Auch zu den «Memoirs of the geological survey of Great Britain» lieferte er wichtige Beiträge. Er zeigte sich darin als ein Gesinnungsgenosse Charles Darwin's (s. d.) und erregte besonders durch seine kühnen Theorien über den Ursprung des Menschengeschlechts in «Man's place in nature» (Lond. 1863; deutsch von V. Carus, Braunschw. 1863) Aufsehen. Diesem Werke folgten die «Lectures on comparative anatomy» (Lond. 1864), «Lessons in elementary physiology» (Lond. 1866; deutsch von Rosenthal, Lpz. 1871); die berühmte Abhandlung «The physical basis of life» (Lond. 1868), worin er seine Protoplasma-Theorie entwickelte; eine Sammlung seiner kleinern Schriften und Vorlesungen unter dem Titel «Lay sermons» (Lond. 1870), «A manual of the anatomy of vertebrated animals» (1871; deutsch von Ratzel, Bresl. 1873) und «Practical instruction in elementary biology» (Lond. 1875). Als Schriftsteller durch Originalität der Ideen, Muth der Ueberzeugung und Klarheit des Stils ausgezeichnet, hat H. sich auch als Redner einen wohlverdienten Ruf erworben. Von 1863—69 fungirte er als Professor der Anatomie an dem College of Surgeons, 1869—70 als Präsident der Geologischen und der Ethnologischen Gesellschaften, 1870 als Präsident der British Association for the promotion of Science, 1870—72 als Mitglied des londoner Schulraths und seit 1870 als Mitglied der königl. Commission für Förderung des wissenschaftlichen Unterrichts.

Huy, Stadt in der belg. Provinz Lüttich, an beiden Ufern der Maas und des hier in die Maas mündenden Hoyoux und an der Bahnlinie Lüttich-Namur, hat 11,348 E., ein Gericht erster Instanz, ein Gymnasium und bedeutende Fabriken, besonders in Papier und Eisenblech, sowie Eisengießerei und Branntweinbrennerei. In der Nähe befinden sich mehrere Mineralquellen, Eisen-, Zink- und Steinkohlengruben, mit deren Erzeugnissen die Bewohner Handel treiben. Von den Gebäuden sind blos die 1311 begonnene goth. Stadtkirche mit einer Einsetzrose von seltener Farbenpracht und die gegenwärtig als Staatsgefängniß dienende, die ganze Gegend malerisch beherrschende und 1817 errichtete Citadelle nennenswerth. Letztere, ein bastionirtes, stark kasemattirtes Viereck bildend und mit Terrassenbatterien zum Thale abfallend, steht an der Stelle der alten, 1718 von den Holländern geschleiften Festung. Die Stadt H. wurde 1595 von Haraugnière im Namen der Generalstaaten, 1675 von den Franzosen unter Marschall Crequi, 1693 abermals von diesen unter Villeroi, endlich 22. Aug. 1703 durch den Herzog Marlborough und Coehoorn erobert. In einer der Vorstädte stand früher die Abtei Neufmoustier (Neumünster), von Peter dem Einsiedler gegründet, welcher hier auch begraben wurde. Im Garten der alten Abtei ist ihm 1858 ein Standbild errichtet worden.

Huydecoper (Balthazar), holländ. Sprachforscher und Dichter, geb. 1695 aus einem patricischen Geschlechte zu Amsterdam, bekleidete in seiner Vaterstadt das Amt eines Schöffen und starb daselbst 21. Sept. 1778. Als Dichter versuchte er sich in vier Trauerspielen: «De triompherende standvastigheid, of verijdelde wraakzucht» (Amsterd. 1717), nach Calprenède's Roman Kleopatra; «Edipus» (1720), nach P. Corneille, den er auch in einer eigenen Broschüre auf Kosten Voltaire's erhob; «Achilles» (1719 u. öfter); «Arsaces» (1722 u. öfter). In den letztgenannten beiden Stücken, die zugleich seine besten sind, legte er lyrische Monologe zu moralischer Nutzanwendung ein. Ferner lieferte er 1726 eine prosaische und 1737 eine metrische Uebersetzung von Horaz' «Satiren» und «Briefen». Eine Sammlung seiner Gedichte erschien nach seinem Tode (Amsterd. 1788). Zehn lat. Gedichte von ihm hat van Santen in die «Deliciae poeticae» (Leid. 1796) aufgenommen. Weit bedeutendere Verdienste hat H. sich um

Digitized by Google

seine Muttersprache als Sprachforscher erworben. Seine Anmerkungen zu Vondel's Uebersetzung von Ovid's «Metamorphosen» («Proeve van taalen dichtkunde, in vrijmoedige aanmerkingen op Vondel's herscheppingen van Ovidius», Amsterd. 1730; neue verbesserte Ausg. durch Lelijveld und Hinlopen, 4 Bde., Leid. 1782—91) und seine Ausgabe und Erläuterung der Reimchronik des Melis Stoke (3 Bde., Leid. 1772) enthalten einen reichen Schatz gründlicher Kenntnisse und dürfen neben den Arbeiten Lambert ten Kate's als der Anfang und die Grundlage der wissenschaftlich nationalen Sprachforschung in den Niederlanden gelten.

Huygheus (Christian), lat. Hugenius, einer der größten Forscher und Entdecker in den Gebieten der Mathematik, Physik und Astronomie, geb. 14. April 1629 im Haag, wo sein als Dichter bekannter Vater, Konstantin H. (geb. im Haag 1596, gest. 1687), Rath und Secretär des Prinzen von Oranien war, erhielt durch diesen den ersten Unterricht und besuchte seit 1645 die Universität in Leiden, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Sehr bald aber wendete er sich der Mathematik zu, der er nun sein ganzes Leben widmete. Im J. 1649 begleitete er den Grafen von Nassau nach Dänemark. Nachdem er 1651 die vorgebliche Quadratur des Kreises, die Grégoire de Saint-Vincent angegeben, gründlich widerlegt hatte, ließ er noch in demselben Jahre seine eigene Quadratur des Kreises und der Hyperbel erscheinen. Hierauf machte er 1655 eine Reise nach Frankreich, wo er sich nebst seinem Bruder Konstantin vorzüglich mit dem Schleifen und Poliren der Linsen zu den Fernröhren beschäftigte. Nachdem er 1656 seine Abhandlung «De ratiociniis in ludo aleae», das erste wahrhaft wissenschaftliche Werk über die Wahrscheinlichkeitsrechnung, hatte erscheinen lassen, machte er in den folgenden Jahren mehrere Reisen nach England und Frankreich. In Paris erhielt er durch den Minister Colbert einen ansehnlichen Gehalt und eine Wohnung in der königl. Bibliothek; auch wurde er Mitglied der Akademie. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes verließ er Paris und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er fortan in stiller Zurückgezogenheit ganz den Wissenschaften lebte. H.'s Entdeckungen erstrecken sich beinahe über alle Zweige der obengenannten Wissenschaften. Die Optik verdankt ihm die Verbesserung der Fernröhre; er verfertigte eine Anzahl derselben von ungewöhnlicher Größe und schenkte selbst der königl. Akademie in London zwei, deren eins 38 Mt. und das andere 41 Mt. Focallänge hatte. In seiner Abhandlung «Von dem Lichte» stellte er die Undulationstheorie des Lichts auf; auch gab er eine sinnreiche Erklärung der doppelten Brechung des Lichts im isländ. Krystalle. Im J. 1655 entdeckte er den größten der sieben Satelliten des Saturn, dessen Umlaufszeit er berechnete, und nachher auch den frei schwebenden Ring, von welchem der Saturn umgeben ist. Um die Mathematik und Geometrie machte er sich verdient durch seine Complanation der Konoide und Sphäroide, seine Methode, die Rectification der Curven auf die Quadratur derselben zurückzuführen, durch seine Quadratur der Cissoide; ferner durch die Auffindung der wahren Gestalt der Kettenlinie, durch die Auffindung der Tautochrone, durch die so wichtige Erfindung und Ausbildung der Theorie der Evoluten und durch die Propositionen über die Centrifugalkraft derjenigen Körper, die sich in der Peripherie eines Kreises bewegen. Sein Hauptverdienst aber besteht in der zuerst von ihm vorgeschlagenen und ausgeführten Anbringung des Pendels an die Räderwerke der Uhren, wodurch diese einen sichern und gleichförmigen Gang erhielten. Er war es auch, der die Länge des einfachen Secundenpendels als Normallängenmaß vorschlug und zugleich zeigte, daß die Länge dieses Pendels das einfachste Mittel gibt, den Weg zu bestimmen, welchen die auf der Oberfläche der Erde frei fallenden Körper in der ersten Secunde zurücklegen. H. starb im Haag 8. Juni 1695. Seine Werke gab Gravesande (4 Bde., Leid. 1724; 2 Bde., Amsterd. 1728) heraus.

Huysum (Jan van), der ausgezeichnetste Blumen- und Fruchtmaler des 18. Jahrh., geb. zu Amsterdam 1682, wurde von seinem Vater, Justus H., einem Gemäldehändler und mittelmäßigen Maler (1659—1716), vorzugsweise zum Landschaftsmaler gebildet und folgte als solcher der Manier des in Holland sehr geschätzten Nic. Piemont, jedoch in idealerer Auffassung als dieser Meister vorgeht. Erst im reifern Alter fing er an, Blumen- und Fruchtstücke zu malen. In seinen Blumen, die er, abweichend von der bisherigen Manier, zuerst auf hellem Grunde darstellte, und die noch schöner und wahrer sind als seine Früchte, übertraf er an Weichheit und Frische, an Durchsichtigkeit und Lebendigkeit der Farben, an Feinheit des Pinsels im Ausdrucke des Saftigen und in den treffendsten Abstufungen des Lichts alle seine Vorgänger. In den Thautropfen und Insekten, die er dazu malte, wußte er die Natur in der höchsten Wahrheit und Lebendigkeit wiederzugeben. Seine spätern Arbeiten sind aber fast insgesammt flüchtiger als die frühern. Auf die Bereitung seiner Farben und Oele wendete er eine außerordentliche Sorgfalt und hielt dieselbe sehr geheim. Unglückliche häusliche Verhältnisse machten ihn

Digitized by Google

in den letzten Lebensjahren tiefsinnig. Er starb zu Amsterdam 1749. Meisterstücke von ihm finden sich in den Galerien zu Wien, München, Dresden, und besonders in Petersburg. H. hatte drei Brüder, die ebenfalls Maler waren. — Justus van H. war Schlachtenmaler und starb schon im 22. Lebensjahre. — Nikolaus van H., von dessen Lebensumständen nichts Näheres bekannt ist, war ebenfalls ein guter Künstler. — Jakob van H., der 1721 nach London ging, wo er 1740 starb, copirte die Blumen- und Fruchtstücke seines Bruders Jan in so täuschender Weise, daß sie zu hohen Preisen bezahlt wurden.

Hyacinth nennt man einen Edelstein, eine orangefarbige oder gelbe Abänderung des Zirkon, welche aber auch in etwas anderer Formentwickelung krystallisirt. Derselbe ist durchsichtig, mit doppelter Strahlenbrechung, wird durch Reiben positiv-elektrisch und entfärbt sich häufig vor dem Löthrohre, ohne zu schmelzen. Sein specifisches Gewicht beträgt 4,4, die Härte liegt zwischen Quarz und Topas. Seine Bestandtheile sind Zirkonsäure und Kieselsäure nebst Eisenoxyd als Pigment. Er war schon den Alten bekannt und wurde früher mehr als jetzt zu Verzierungen an Uhren, Dosen, Nadeln und Ringen verwendet; auch braucht man ihn, wie Zirkon, zu Unterlagen der Zapfen feiner Wagen, zu Hülsen für die Spindelenden feiner Uhren u. s. w. Die schönsten H. findet man in dem Flußsande von Ceylon, bei Expailly in der Auvergne und im Basalt des Siebengebirgs. Der sogenannte H. von Compostella ist nur ein rother Eisenkiesel.

Hyacinthe (Hyacinthus Tourn.) ist der Name einer Pflanzengattung aus der 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Liliaceen. Ihre Arten sind Zwiebelgewächse mit schaliger Zwiebel, aus welcher lineale, rinnige Blätter und ein nackter Blütenschaft hervorwachsen, welcher eine Traube von glockig-trichterförmigen Blumen mit sechsspaltiger Blütenhülle (Perigon) und sechs in der Röhre befestigten Staubgefäßen trägt. Die Frucht ist eine dreikantige, dreifächerige, meist sechssamige Kapsel. Die von den Blumisten mit unzähligen Spielarten vermehrte orientalische H. (H. orientalis L.), mit sehr wohlriechenden blauen, violetten, weißen, rothen und gelben Blüten in verschiedenen Nuancen, wächst in Kleinasien, Syrien und Persien, jetzt auch im südl. Frankreich und in Piemont wild und ist seit länger als einem Jahrhundert Gegenstand einer sehr beliebten Cultur. Die Zucht im Topfe ist nicht schwer, noch leichter die in mit Wasser gefüllten Gläsern. Die Zwiebeln müssen aber in beiden Fällen, bei der Zucht in Töpfen im Spätsommer, bei der in Gläsern mindestens im November eingesetzt werden, die Töpfe möglichst lang, unten mit einem guten Abzug versehen und mit guter Hyacinthenerde (Sand, Holzerde, Lehm und Kuhdünger untereinander gemengt oder alte Mistbeeterde von Kuhdünger mit Lehm, Humus und Holzerde zu gleichen Theilen) gefüllt sein. Bei der Zucht in Gläsern ist es gut, das Wasser etwa alle sechs bis acht Tage zu erneuern und die sich entwickelnden Wurzeln durch eine Papierhülle um das Glas gegen einen zu starken Lichtreiz zu schützen. Die unveränderte Erhaltung bestimmter Varietäten, sowie die Erzeugung neuer kann aber erfahrungmäßig nur durch die Zucht im freien Lande erzielt werden. Die schönsten, aber auch theuersten H. kommen aus Holland, wo deren Cultur, besonders um Harlem betrieben wird und weltberühmt ist; geringer sind die in Berlin gezogenen Sorten, wo die Zucht gleichfalls im großen betrieben wird. Die früher hierher gezählte Traubenhyacinthe und die Kugelhyacinthe, welche häufig in Gärten gezogen werden, gehören jetzt zur Gattung Muskathyacinthe (Muscari), welche sich durch ein sechszähniges Perigon unterscheidet.

Hyacinthe (Pater), mit seinem Familiennamen Charles Loyson genannt, berühmter franz. Kanzelredner, ward 10. März 1827 zu Orléans geboren. Seit 1845 im Priesterseminar zu St.-Sulpice, dann im Seminar zu Paris gebildet, wurde er 17. Juni 1851 zum Priester geweiht, dann zum Professor der philos. Klasse am Großen Seminar zu Avignon und 1854 zum Lehrer der Dogmatik in Nantes ernannt. Auf seinen Wunsch jedoch ward ihm ein Vicariat an der Kirche zu St.-Sulpice übertragen, wo er zuerst seine glänzende Beredsamkeit bethätigte. Vier Jahre später in den Orden der Predigermönche (Dominicaner) zu Flavigny, dann in denjenigen der Karmeliter eingetreten, trat er an verschiedenen Orten, zuletzt in Paris als gefeierter Kanzelredner auf, zu dessen hinreißenden Vorträgen zuerst in der Madeleinekirche, dann in Notre-Dame, besonders die höhern Gesellschaftsklassen der Kaiserstadt sich drängten. Noch größeres Aufsehen als seine glänzende Beredsamkeit machte der Freimuth, mit dem er kirchliche Misbräuche geißelte. Anfangs schützte ihn der Erzbischof Darboy gegen die Denunciationen der Jesuiten, bis (Juli 1869) nach seinem Auftreten in der Friedensliga der Ordensgeneral ihm Schweigen gebot. Darauf antwortete H. mit jenem berühmten Briefe (20. Sept. 1869), in dem er zunächst seinen Verzicht auf die Kanzel von Notre-Dame und seinen Austritt aus dem Kloster anzeigte, zugleich aber im Hinblick auf das bevorstehende Vaticanische Concil als

Digitized by Google

ein «Prediger des Evangeliums» seine Stimme für eine gründliche Reform der Kirche und gegen die ultramontanen und jesuitischen Tendenzen erhob. Die Kirche antwortete auf diesen Angriff mit der Excommunication. H. verließ Paris und hielt sich längere Zeit still; erst die Beschlüsse des Concils und der Sturz der weltlichen Macht des Papstes riefen ihn wieder an die Oeffentlichkeit. Im Jan. 1871 erließ H. einen Brief an die franz. Bischöfe, in dem er sie beschwor, ihre Streitigkeiten einzustellen, um vereint eine Reform der Kirche zu erstreben. Zugleich spricht er gegen die Unfehlbarkeit, bezeichnet die letzten Encykliken und den Syllabus als der Bibel unwürdig und als Richtschnur der Völker unzulässig, fordert neben der Abstellung anderer Misbräuche auch die Aufhebung des Cölibats, erklärt aber dennoch, dem kath. Glauben treu bleiben zu wollen. Im April 1871 sandte H. ein ermunterndes Schreiben an Döllinger, in dem er gegen die Mahnung, durch den Widerstand gegen das neue Dogma kein Schisma herbeizuführen, protestirte. Am Altkatholikencongreß in München betheiligte sich H. (Sept. 1871) lebhaft, bezeichnete es jedoch noch Nov. 1871 als seine und Döllinger's Absicht, mit Verwerfung des letzten Concils als eines unfreien, in der Kirche bleiben zu wollen. Nach längerm Aufenthalt in Rom ging H. 1872 nach Genf, vermählte sich und las die Messe in franz. Sprache. Er wurde hierauf excommunicirt, aber schon wenige Tage später ward er gemäß dem neuen schweiz. Cultusgesetz von der altkath. Gemeinde Genfs zum Pfarrer gewählt und 26. Oct. 1873 eingeführt. Während aber H. trotz aller Proteste der kath. Kirche durchaus ergeben blieb, daher gegen eine demokratische Kirchenverfassung ebenso eiferte, wie gegen die liberalen Protestanten, kamen in seiner Gemeinde die entschieden freien Elemente immer mehr zur Herrschaft, sodaß der Bruch unvermeidlich ward. Im Aug. 1874 zeigte H. dem Staatsrath seinen Rücktritt vom Pfarramte an, blieb jedoch in Genf und predigte in kleinen Cirkeln seiner Freunde und Anhänger.

Hyacinthus (griech. Hyakinthos), der Sohn des spartan. Königs Amyklas und der Diomede, war ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit und wurde vom Apollo und Zephyros oder Boreas geliebt. Um sich für seine Zurücksetzung zu rächen, lenkte Zephyros (oder Boreas) den vom Apollo geworfenen Diskus gegen den Kopf des H., sodaß dieser entseelt zu Boden stürzte. Da ihn Apollo nicht mehr ins Leben zurückzurufen vermochte, ließ er, um wenigstens das Andenken an den Geliebten zu verewigen, eine Blume, bezeichnet mit den Klagelauten αἰ αἰ, aus seinem Blute entsprießen. Unter dieser Blume, welche nach andern auch aus dem Blute des Ajax entstanden sein soll, ist jedoch nicht unsere Hyacinthe (s. d.) zu verstehen, sondern die blaue Schwertlilie, der Gartenrittersporn oder der Türkenbund. H. zu Ehren feierte man zu Amyklä in Lakonien ein dreitägiges Fest, Hyakinthia genannt, welches auch noch in röm. Kaiserzeit mit großem Pomp begangen wurde. — H. hieß auch ein Sohn des Pieros und der Muse Klio und Liebling des thraz. Sängers Thamyris, welcher damit das erste Beispiel von Knabenliebe gab. Auch von ihm wird die Mythe von dem Ende des spartanischen H. erzählt.

Hyaden (griech. und lat. Hyädes), Nymphen, deren Zahl und Abstammung verschieden angegeben werden. Hesiod führte fünf H. als den Chariten ähnliche Nymphen an, Thales zwei, Pherekydes sechs oder sieben, welche vom Zeus den Bacchus zur Pflege erhielten und später von ihm unter die Sterne versetzt wurden. Nach Euripides sind sie die Töchter des Erechtheus, drei an Zahl; nach andern soll die Okeanide Aethra oder Pleone dem Atlas zwölf Töchter und einen Sohn Hyas geboren haben. Als dieser auf der Jagd von einer Schlange oder einem Löwen getödtet worden war, wurden aus Mitleid von Zeus fünf Schwestern unter dem Namen H. unter die Sterne versetzt. Den Namen H. nämlich führt eine Sterngruppe am Kopfe des Stiers.

Hyälit oder Glasopal heißt ein Mineral, welches eine Art des Opals bildet, glasglänzend, wasserhell, durchsichtig und halbdurchsichtig, weiß, gelblich oder grau ist und traubig, nierig, rindenartig, tropfsteinartig als Ueberzug vorkommt, besonders auf Klüften basaltischer oder trachytischer Gesteine, z. B. zu Waltsch in Böhmen, am Kaiserstuhl in Ungarn; es besteht aus etwas wasserhaltiger amorpher Kieselsäure und ist offenbar ein Auslaugungsproduct aus dem Gestein. H. heißt auch eine vom Grafen Buquoy erfundene sehr harte, undurchsichtige, glänzendschwarze Glasgeschirrmasse, welche Temperaturveränderungen verträgt und glatt geschliffen, mit und ohne Vergoldung verfertigt wird; doch soll sie mit der Zeit von selbst springen.

Hyäne (Hyaena) ist der Name einer zu den Raubthieren gehörigen Säugethiergattung, welche früher zu den Hunden gerechnet wurde, aber durch den kurzen Katzenkopf, den Mangel eines untern Höckerzahns, durch abschüssigen Rücken, nur vier Zehen an den Vorderfüßen und einem Drüsensack unter dem Schwanze unterschieden ist, sodaß sich die Gattung zwischen Hunde und Katzen mitteninne stellt. Die Kiefer- und Halsmuskeln der H. sind sehr stark, weshalb sie große Knochen zermalmen und ziemlich schwere Thiere mit Leichtigkeit wegtragen können.

Digitized by Google

Sie sind nächtliche, gefährliche, sehr gefräßige, doch feige Raubthiere, welche auch lebende Thiere anfallen, hauptsächlich aber von Aas leben und Leichen, die nicht tief vergraben sind, ausscharren. Sie haben ein widerliches, tückisches Ansehen, das noch vermehrt wird, wenn sie die Haare sträuben. Die bekannteste, fast in allen Menagerien zu findende Art ist die gestreifte H. (H. striata), in Südasien und Nordafrika einheimisch, graubraun, mit unregelmäßigen dunkelbraunen oder schwarzen Querstreifen und einer kurzen Mähne auf Hals und Rücken. In manchen Gegenden, wie in Abessinien, ist sie sehr häufig; sie läßt sich jedoch vollständig zähmen. Ihr ähnlich, nur gefleckt, ist die gefleckte H. (H. maculata), der sog. Tigerwolf am Cap der Guten Hoffnung. Die braune H. (H. brunnea), welche von den Capbauern Strandwolf genannt wird, ist weit weniger häufig; sie hält sich vorzüglich am Strande auf und nährt sich vorzugsweise von Meerthieren. Wie häufig einst die H. gewesen sein müssen, bezeugt die Menge der fossilen Knochen der untergegangenen Höhlenhyäne (H. spelaea), wie in den Höhlen des Baireuther Gebirgs, auch in den Höhlen von Kirkdale, selbst in Tibet. Eigentliche H. finden sich schon in den mittlern Tertiärgebilden (Miocän) von Griechenland und Indien.

Hybriden oder Hibriden, s. Bastardpflanzen.

Hydaspes (aus dem Sanskrit Vitastā) ist der alte Name des westlichsten Flusses des Pendschab (Fünfwasserland) in Vorderindien, der heute Behat und Djelum genannt wird. Er fällt in den heutigen Tchināb, der früher in Sandrophagos helleniſirt wurde, aber durch Alexander, der in dem Sanskritnamen Tschandrabhāgā das Wort «Alexanderfresser» zu erkennen glaubte, den Namen Akesines erhielt. Der heutige Name Tschināb (Sammelwasser) kommt von der Vereinigung des Tschandrabhāgā (Mondtheil) und des Sūryabhāgā (Sonnentheil). Der H. und der Akesines vereinigen sich mit dem östlichern Rawī (sanskr. Irāvati, griech. Hyarotis); dieser zuweilen Tschināb genannte dreifache Strom vereinigt sich weiter südlich mit dem Byas oder Beja (sanskr. Bipāçā, griech. Hyphasis), der schon lange vor dem Zusammenflusse den am östlichsten fließenden Setledsch (sanskr. Satadru, griech. Hesydrus) aufgenommen hat. Die Vereinigung des Akesines und des Hyphasis nun heißt Fünfstrom (sanskr. Pantschanada) und fällt bei Mutton in den Indus. Alle diese Ströme erlangten durch den Zug Alexander's (327—326 v. Chr.) eine histor. Bedeutung. Alexander (s. d.) überschritt den Indus, H., Akesines, Hyarotis, Hyphasis und wurde bei der Vereinigung des letztern mit dem Hesydrus von dem Heere genöthigt, nordwestlich bis an den H. umzukehren und von da aus dem Laufe des H. und dem Indus bis an das Meer zu folgen. Ein Theil des Heers segelte auf etwa 2000 auf dem H. erbauten Schiffen durch den Indus in den Indischen Ocean.

Hyderabad, richtiger Haiderabad, heißt die Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen brit.-ostind. Vasallenstaats oder des Staats des Nizam (Nisamgebiet) im Dekan. Der Ort liegt am rechten Ufer des Mussi, eines Nebenflusses des Kistnah, über den seit 1831 eine schöne Granitbrücke führt, deren Bau 10,200 Pfd. St. kostete, und ist von wilden, höchst malerischen Granithöhen umgeben. Die Stadt, von einer Festungsmauer umgeben, welche europ. Belagerungsgeschütz nicht zu widerstehen vermag, hat bedeutenden Umfang, aber meist enge Straßen. Außer den im ind. Stile erbauten Palästen des Nizam und anderer Großen ist noch das großartige Wohngebäude des engl. Residenten bemerkenswerth. Von den zahlreichen Moscheen ist die vornehmste nach dem Muster der Kaaba zu Mekka gebaut. Auch bestehen zu H. mehrere Hindutempel. H. zählt über 200,000 E., größtentheils Mohammedaner, hat bedeutende Baumwollmanufacturen und Papierfabriken und war früher der Hauptmarkt für Diamanten und Edelsteine, die in dem benachbarten Golkonda (s. d.) geschliffen wurden. In der Nähe der Stadt liegen schöne Gärten und verschiedene künstliche Teiche oder Tanks. An einem der größern Teiche, dem Hussain-Sagar, liegt 7 Kilom. im Norden der Stadt und links am Mussi Sekanderabad oder Iskanderabad, eine brit. Militärstation mit 34,357 E. — Ein anderes H., die Hauptstadt von Sindh, liegt 29 Kilom. von dem östl. Ufer des Indus entfernt, auf einer von diesem und einem Arme desselben, dem Fulaili, gebildeten Insel, auf einer der felsigen Gandscha-Höhen. Die Stadt umfaßt die an der Südseite gelegene Felsenfestung und mehrere Vorstädte mit (1872) zusammen 41,152 E. In der Festung befinden sich der Palast der ehemaligen Emire und ein als Schatzkammer dienender massiver Thurm, große Vorrathsgebäude, ein Zeughaus, eine Kaserne, eine prot. Kirche, ein Gefängniß u. s. w. Der Bazar, eine lange, durch die ganze Stadt gehende Straße, ist sehr belebt. H. ist seit alter Zeit berühmt durch seine Waffenfabriken und unterhält auch Seide- und Baumwollmanufacturen. Der Handel ist lebhaft nach Multan im Norden, besonders seitdem 1861 die Eisenbahn eröffnet worden, welche von dem westlich gegenüber gelegenen Kotri 185 Kilom. weit nach Karatschi (s. d.) im Südwesten

Digitized by Google

führt. Etwa 8 Kilom. im Norden der Stadt liegt am Fulaili das Dorf Miani, berühmt durch den Sieg Sir Charles Napier's über die Sindh-Armee 17. Febr. 1843, sowie durch einen zweiten Sieg am Fulaili 24. März, welcher dem Staate von Sindh ein Ende machte.

Hyder-Ali, eigentlich Hyder-Ali Khan Behaudur, mohammed. Beherrscher (Sultan) von Mysore, einer der bedeutendsten ind. Fürsten in neuerer Zeit, geb. 1722 als Sohn des Gouverneurs der mysor. Bergfestung Bangalore, trat 1749 als Freiwilliger in die Armee von Mysore und erhielt schon 1752 ein bedeutendes Commando, wurde später Gouverneur von Dindigal und endlich Oberbefehlshaber der Armee. Er organisirte dieselbe nach franz. Muster und wußte sie so für sich zu gewinnen, daß er sich 1759 zum factischen Beherrscher von Mysore aufwerfen konnte, indem er den Radscha zwar den Titel und ein glänzendes Einkommen ließ, ihn aber fern von allen Staatsgeschäften in Gefangenschaft hielt. Er eroberte hierauf Calicut, Bednor, Onor, Cananor und andere kleinere Staaten, sodaß das Reich Mysore 1766 bereits 174,800 QKilom. groß war. In demselben Jahre starb auch der Radscha von Mysore und H. wurde vollständig Herrscher dieses Reichs. Der erbittertste Feind der Engländer und in gleichem Maße den Franzosen, welche damals unter ihrem Befehlshaber Lally Tollendal den Engländern die Herrschaft über Indien streitig machten, zugethan, führte er, von den Franzosen unterstützt, mit abwechselndem Glück zwei Kriege mit erstern. Er dictirte 29. März 1769 den Engländern vor den Thoren von Madras die Artikel eines Friedens. Auch mit den Maharatten führte er verschiedene Kriege. Oftmals hart bedrängt und scheinbar selbst vernichtet, wußte er doch stets neue Hülfsmittel sich zu verschaffen, um endlich als Sieger aus dem Streite hervorzugehen. Er starb 7. Dec. 1782 zu Tschitore. Sein Sohn und Nachfolger war Tippo-Saib (s. d.). Die Engländer entwarfen von dem Charakter H.'s ein viel zu ungünstiges, die Franzosen dagegen ein allzu günstiges Bild. Er war tapfer, unternehmend und staatsklug, ohne religiösen Fanatismus sowie auch nicht grausam, scheute dessenungeachtet aber auch keine unedeln Mittel, wenn es die Erreichung wichtiger Ziele für ihn galt.

Hydra, im Alterthum Hydrea genannt, griech. Insel nahe der Südostküste von Argolis, besteht aus einem von Südwest nach Nordost streichenden Bergzuge, der fast überall den nackten Fels zeigt oder mit unfruchtbarem Geröll bedeckt, daher fast ganz baumlos ist; nur im westl. Theile findet sich eine kleine, etwas fruchtbarere Strecke. Im Alterthum gehörte die nur sehr schwach bewohnte und ganz unbedeutende Insel den Bewohnern der Stadt Hermione, denen sie aber von samischen Piraten entrissen und den Trözeniern übergeben wurde. Im 15. und 16. Jahrh. bevölkerten die vor den Türken flüchtigen Albanesen die Inseln H., Spezzia, Poros und die gegenüberliegenden Küsten Moreas. Die Schifffahrt, wodurch sich die Hydrioten ihren Unterhalt zu verschaffen suchen mußten, erweiterte sich nach und nach zum Küstenhandel, und bald galten die Hydrioten als die geschicktesten und kühnsten Matrosen des Mittelländischen Meers. Die eigenthümlichen Marineverordnungen, der Charakter und die ganze Lebensweise der Einwohner begünstigten den Handel der Insel, sodaß die Hydrioten ihre Geschäfte sogar nach Italien und Frankreich, selbst bis in die Ostsee und nach Amerika ausdehnten. Nach Ausbruch des griech. Unabhängigkeitskampfes (1821) ward die zur Kriegsflotte umgewandelte Handelsmarine der griech. Inseln H., Spezzia und Psara das wichtigste Werkzeug zur Befreiung Griechenlands; insbesondere nahmen die Hydrioten am Befreiungskampfe den wärmsten und lebhaftesten Antheil und brachten auch der Nationalsache ungeheuere Geldopfer. — H., die gleichnamige Stadt der Insel, erhebt sich ungefähr an der Mitte der Nordküste amphitheatralisch über dem für sehr sicher geltenden Hafen und zeichnet sich durch reinliche, jedoch enge und steile Straßen, durch schöne, zum Theil mit Marmorarbeiten geschmückte Häuser aus. Sie hat viele Kirchen, eine hellenische und mehrere Gemeindeschulen, ist der Sitz eines griech. Bischofs und eines Friedensgerichts und zählt (1870) 7380 E., welche Baumwoll- und Seidenweberei, Gerberei, Seifensiederei sowie Schiffbau und bedeutenden Handel treiben.

Hydrangea, Linné'sche Pflanzengattung aus der 10. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Steinbruchgewächse (Saxifrageen). Ihre Arten, Sträucher und Halbsträucher Nordamerikas, Ostindiens, Chinas und Japans, zeichnen sich durch gegenständige, nebenblattlose, einfache Blätter und in schirmförmig zusammengesetzte Trugdolden gestellte Blüten aus, von denen die peripherischen geschlechtslos und mit einem vergrößerten blumenkronenartigen Kelchrand (ähnlich wie beim Schneeball) versehen sind. Die viel kleinern Zwitterblüten haben einen halbkugeligen, fünfzähnigen, zehnrippigen Kelch, fünf Blumenblätter und Staubgefäße und zwei getrennte Griffel auf dem im Kelch eingeschlossenen Fruchtknoten, aus welchem sich eine zweifächerige Kapsel entwickelt, die zwischen den Griffeln mit einem Loche aufspringt

Digitized by Google

und netzhäutige Samen enthält. Die berühmteste Art dieser Gattung ist die aus Japan stammende Hortensie (H. hortensis Willd.), ein Kleinstrauch mit gesägten, elliptischen, spitzen, kahlen Blättern und großen, gewölbten Trugdolden, deren geschlechtslose, anfangs grünliche, später rosenrothe oder blaue Blüten zuletzt die kleinen Zwitterblüten ganz verdecken. Die blaublühende Varietät wird durch Eisen erzielt. Man setzt zu diesem Behuf dem Boden, welcher aus guter, mit Lehm und Flußsand vermengter Gartenerde bestehen muß, eisenschüssige Moorerde zu und begießt sie mit eisenhaltigem Wasser, welches man sich durch Mengung des Wassers mit eisenhaltigem Alaun und Eisenfeilspänen verschafft. Während der warmen Jahreszeit gedeiht die Hortensie am besten im freien Lande in guter Gartenerde an einem nicht zu sonnigen Standort; im Herbst muß sie herausgenommen und im Orangeriehause oder Keller oder einer frostfreien Stube überwintert werden. Die Vermehrung geschieht durch Ablösung von Wurzelsprossen oder durch Stecklinge, die von jungem Holz genommen werden müssen. Die nordamerik. Arten halten bei uns im Freien aus. Am häufigsten sieht man in Gärten und Parkanlagen die H. arborescens L. Sie ist ein fast mannshoher Strauch mit ovalen, gesägten, feinbehaarten Blättern und flachen Trugdolden weißer Blüten.

Hydrarchos, vorweltliches Thier, s. Zeuglodon.

Hydrat ist nach der ältern chem. Anschauungsweise eine chem. Verbindung von Wasser mit einer Base (Kalihydrat), einer Säure (Schwefelsäurehydrat), einem einfachen, nicht metallischen Körper (Chlorhydrat) oder einer organischen Verbindung (Chloralhydrat). Nach den Anschauungen der modernen Chemie versteht man darunter eine Verbindung, welche man sich dadurch entstanden denken kann, daß im Wasser die eine Hälfte des Wasserstoffs durch ein Element oder ein zusammengesetztes Radical ersetzt worden ist, der Wasserrest, das Hydroxyl, ist dann mit dem Metall der Base u. s. w. verbunden. Das, was man früher Eisenoxydhydrat nannte, nennt man heute Eisenhydroxyd; Kalihydrat ist Kaliumhydroxyd.

Hydraulik (griech.), auch Hydrodynamik genannt, ist ein Theil der angewandten Mathematik und im besondern der Hydromechanik (s. d.). Der Name wird in einem weitern und einem engern Sinne gebraucht: im erstern begreift H. die wissenschaftliche Betrachtung alles dessen, was auf die Bewegung tropfbarer Flüssigkeiten Bezug hat; im letztern beschäftigt sie sich nur mit den praktischen Anwendungen, welche von der Bewegung des Wassers gemacht werden, umfaßt also die Wasserbaukunst (Regulirung der Flüsse, Uferbefestigungen, Eindeichungen, Kanal-, Hafen-, Wehr- und Schleusenbau, Ent- und Bewässerung der Ländereien, Anlage von Teichen und Wasserleitungen), ferner die Untersuchung der Quellen, die Wasserhebung, den Bau und die Kenntniß der Wasserräder, Wassersäulenmaschinen u. s. w.

Hydraulischer Mörtel, s. Cement.

Hydraulische Presse oder Bramahpresse, von dem engl. Mechaniker Joseph Bramah (geb. 2. April 1749, gest. 9. Dec. 1814 zu London) 1795 erfunden, ist gegenwärtig eins der verbreitetsten Hülfsmittel zur Ausübung großer Drucke. Sie beruht auf dem Lehrsatz der Hydrostatik, daß innerhalb eines tropfbar flüssigen Körpers die Fortpflanzung des Drucks nach allen Richtungen gleichmäßig erfolgt. In der Ausführung besteht diese Presse aus einem stehenden oder liegenden, an einem Ende verschlossenen Metallcylinder, in welchem ein Kolben dicht anschließend sich schieben kann, und aus einer Druckpumpe, durch welche Wasser (oder Oel) in den Raum zwischen Cylinderboden und Kolben eingepreßt wird. Der dadurch zum Fortschreiten genöthigte Kolben dient sodann zur Ausübung des Drucks ebenso wie die Schraube bei einer Schraubenpresse. Die Druckpumpe kann durch Menschenhand mittels eines Hebels oder durch eine Dampfmaschine betrieben werden. Der von dem Preßkolben auszuübende Druck ist in demselben Verhältniß größer als der auf den Pumpenkolben wirkende, wie die Querschnittsfläche des erstern im Vergleich zur Querschnittsfläche des letztern. Dieses Verhältniß läßt sich ohne Schwierigkeit sehr groß machen, daher es hydraulische Pressen gibt, welche einen Druck von 50—60,000 Ctr. ausüben. Außer zur Zusammenpressung zu verpackender Materialien (Baumwolle, Heu, Papier u. s. w.) findet die hydraulische Presse vorzugsweise Verwendung bei der Appretur der Gewebe (Erzeugung von Glätte und Glanz), bei der Bearbeitung bildsamer Materialien (Schmiedeeisen, Thon u. s. w.) und bei den Untersuchungen über die Festigkeit der Materialien. Auch zur Hebung sehr großer Lasten ist sie oft verwendet worden, so bei der Montirung der Röhrenbrücke über den Menaikanal.

Hydrocarbür, auch Photogen, Mineralöl und Schieferöl genannt, ist eine zur Beleuchtung mittels Lampen dienende, farblose oder gelbliche Flüssigkeit, welche aus Kohlenstoff mit Wasserstoff besteht und aus dem bei der trockenen Destillation der bituminösen Schiefer,

Digitized by Google

der Braunkohlen, des Torfs und der Bogheadkohle entstehenden Theer abgeschieden wird. Seine Bereitung und Anwendung datirt von Versuchen, welche Selligue in Paris seit 1834 anstellte. Seine große Flüchtigkeit und Leichtentzündlichkeit macht das H. in bedeutendem Grade feuergefährlich; durch seinen unangenehmen, den Kopf einnehmenden Geruch kann es unter Umständen beschwerlich fallen. Es ist identisch oder mindestens nahe verwandt den bei der Raffinerie des Petroleums gewonnenen flüchtigern Antheilen, die im Handel den Namen Naphtha oder Gasolin führen. Infolge der allgemeinen Einführung des Petroleums als Lampenbrennöl hat das H. viel von seiner sonstigen Bedeutung eingebüßt.

Hydrodynamik, ein Theil der Hydromechanik, s. Hydraulik.

Hydrogen (Hydrogēnium), s. Wasserstoff.

Hydrographie (griech.), d. h. wörtlich Beschreibung des Wassers, hat als ein Theil der physik. Geographie die Physik des Wassers der Erdoberfläche überhaupt zum Gegenstande und wird dann auch wol Hydrologie (Wasserkunde) genannt. Als ein Theil der beschreibenden Geographie beschäftigt sie sich theils mit der Beschreibung der Landgewässer, der Quellen, Flüsse und Seen, und unter hydrographischen Karten versteht man alsdann nichts anderes als Flußkarten, theils mit der Beschreibung des Meers, des Oceans, welche jedoch auch den besondern Namen Oceanographie erhalten hat. Insbesondere aber bezeichnet H. die Beschreibung der Meere mit Rücksicht auf alles dasjenige, was für die Nautik oder Schifffahrtskunde von Wichtigkeit ist, namentlich insofern die Anfertigung von Seekarten und darauf bezüglicher Tabellen auf ihr beruht. In Frankreich und andern Ländern heißen daher Navigations- oder Schifffahrts- und Steuermannsschulen auch hydrographische Schulen. Die neueste Zeit hat seit M. F. Maury's (s. d.) epochemachenden Arbeiten namentlich durch die wichtigen Forschungen des engl. Schiffs Challenger, des deutschen Schiffs Gazelle und des amerik. Schiffs Tuscarora große Fortschritte in der H. des Meers gemacht. Für eine genauere Kenntniß der Flüsse, ihrer Schiffbarkeit und ihrer Kanäle ist Band 15 der «Statistik des Deutschen Reichs» (Berl. 1876), die deutschen Wasserstraßen enthaltend, von Bedeutung.

Hydromechanik wird diejenige Wissenschaft genannt, welche unter Anwendung der Mathematik die Einwirkung von Kräften auf tropfbare Flüssigkeiten untersucht. Sie zerfällt in zwei Haupttheile: die Hydraulik (s. d.) und die Hydrostatik (s. d.).

Hydrooxygēngas, s. Knallgas.

Hydrooxygēngas-Mikroskop ist eine Art von Mikroskopen, bei welchen man sich der Flamme einer Mischung von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, nämlich des sog. Knallgases, als Beleuchtungsmittel bedient. Bei den gewöhnlichen Mikroskopen ist die Vergrößerung nur immer für einen Beobachter auf einmal sichtbar. Zu vergrößerten Darstellungen der mikroskopischen Bilder vor einer Versammlung eignet sich dagegen das Sonnenmikroskop, wenn nur die Gegenstände, deren Bilder vergrößert erscheinen sollen, hinlänglich durchsichtig oder durchscheinend sind. Bei diesen Mikroskopen werden die Gegenstände durch das von einem Planspiegel reflectirte und durch eine Glaslinse concentrirte Sonnenlicht beleuchtet und ihr Bild durch ein achromatisches System mikroskopischer Linsen stark vergrößert, auf eine weiße Wand oder auf eine gespannte, durchscheinende, weiße Leinwand geworfen und dadurch einer größern Menge von Beobachtern gleichzeitig sichtbar. Da jedoch durch die Vergrößerung das anfänglich sehr intensive Sonnenlicht bedeutend geschwächt wird, so erscheinen die Bilder um so undeutlicher, je stärker die Vergrößerung ist. Zugleich ist die Darstellung solcher Bilder immer an das Sonnenlicht gebunden, also bei trübem Wetter oder am Abend unmöglich. Dies führte darauf, das Sonnenlicht durch künstliches Licht zu ersetzen. Die Entdeckung Drummond's, daß die Leuchtkraft einer Weingeistflamme, in welche ein Strom Sauerstoff geblasen wird, bedeutend verstärkt wird, wenn man diese Flamme auf ein Stückchen gebrannten Kalk leitet, gab ein Mittel zur Hervorbringung eines solchen Lichts, und letzteres wurde dadurch noch verstärkt, daß man statt des Weingeistes Wasserstoffgas anwendete. Wird die Flamme eines solchen Knallgasgebläses auf einen kleinen Kalkcylinder geleitet, so erzeugt sich ein Licht, welches das Licht einer gewöhnlichen Kerze mehr als hundertmal an Stärke übertrifft. Ausgerüstet mit diesem höchst intensiven Licht, construirte nun Cary 1832 das erste H., indem er in zwei abgesonderten Gasometern Sauerstoffgas und Wasserstoffgas aufbewahrte, beide Gase im Verhältniß von eins zu zwei in einem Sammelrohr mischte und beide dann gegen einen kleinen Kalkcylinder, der jedoch nach einiger Zeit erneut werden muß, leitete; später wurde diese Gaszuleitungsröhre von Daniell verbessert (Daniell'scher Hahn). Als H. bedient man sich nun eines wie die Sonnenmikroskope construirten Apparats, indem man das Licht durch eine

Digitized by Google

Sammellinse auf den Gegenstand leitet und von diesem letztern durch ein System mikroskopischer und achromatischer Gläser auf einer weißen Wand ein stark vergrößertes Bild erzeugt, welchem jedoch Schärfe und Deutlichkeit fehlt.

Hydrostatik ist derjenige Theil der Hydromechanik, welcher die Einwirkung von Kräften auf Flüssigkeiten betrachtet, wenn letztere dabei im Zustande der Ruhe des Gleichgewichts bleiben; sie erörtert also die Gesetze des Wasserdrucks in Gefäßen und Röhren, das Verhalten des Wassers gegen darin eingetauchte Körper, das specifische Gewicht der Flüssigkeiten, deren Zusammendrückbarkeit und deren Ausdehnung durch die Wärme. Die H. hat zum Gegenstande alle Erscheinungen und Gesetze bei der Bewegung von Flüssigkeiten, namentlich beim Ausfluß aus Gefäßen, beim Strömen in Röhrenleitungen, Gerinnen, Kanälen und Flüssen, beim Stoße gegen feste Körper, welche von bewegten Flüssigkeiten getroffen werden, und beim Widerstande der Flüssigkeiten gegen darin sich bewegende feste Körper.

Hydrostatische Wage, s. Aräometer.

Hyères, Stadt im franz. Depart. Var (Provence), 18 Kilom. östlich von Toulon, an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und 5 Kilom. vom Meere, amphitheatralisch auf und an einer kegelförmigen, 204 Mt. hohen und ehemals von einem Schlosse gekrönten Anhöhe gelegen. Der Ort zählt 11,212 E., hat in seinem alten obern Theile ein finsteres, in dem neuern ein freundlicheres Ansehen und ist seiner herrlichen Lage und des milden Klimas wegen berühmt, deshalb auch ein Sammelplatz vieler, besonders brust- und gemüthskranker Nordländer, die hier sehr oft Heilung finden. Orangen, Citronen, Granatäpfel, Oliven und andere Südfrüchte gedeihen hier im Freien, Wein und Obst aller Art werden in Menge gewonnen. Von drei Seiten durch Gebirge gegen rauhe Winde geschützt, hat die Gegend ein selbst für die Provence auffallend warmes Klima, das im Winter noch angenehmer als im Sommer ist. Der Haupterwerbszweig der Einwohner ist Gartenbau und die Cultur von Südfrüchten, namentlich Orangen, ferner Seidenraupenzucht und Seidenspinnerei, Fabrikation von Olivenöl, Branntwein, Parfumerien, Korkpfropfen und Töpferwaaren, sowie die Ausbeutung der benachbarten Küstensalinen, die jährlich etwa 40,000 Tonnen Salz liefern. Mit den Producten wird ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. H., vielleicht das alte Olbia, eine Gründung der Griechen von Massilia (Marseille), im Mittelalter Hiedera genannt, hat noch Ueberreste mittelalterlicher Befestigungen, zwei Kirchen aus dem 12. und 13. Jahrh., ein Stadthaus (ehemals Comthurei der Tempelherren), vor welchem das Standbild des hier geborenen Kanzelredners Massillon steht, und in der Umgebung eine Menge moderner Gebäude und Villen sowie Trümmer uralter Orte und Anlagen. An der Küste hat man durch die seit 1843 veranstalteten Nachgrabungen Reste von Mauern, Gewölben, Brunnen, Wasserleitungen, Fresken, Sculpturen einer röm. Stadt gefunden. Die Rhede von H., im W. von der Halbinsel von Giens, im O. von einem mit dem Cap Benat endigenden Küstenvorsprung, im S. von den Hyèrischen Inseln begrenzt, dient den Geschwadern der franz. Mittelmeerflotte gewöhnlich zu ihren Seemanövern. Die **Hyèrischen Inseln** (Iles d'H.), bei den Alten Stoechades Insulae, im Mittelalter Areae oder Aureae genannt, erfreuen sich, da die Seelüfte die Hitze des südl. Himmelsstrichs kühlen, eines ewigen Frühlings. Es sind drei größere Inseln, mehrere kleine Eilande und Klippen mit sehr wenig Bewohnern, aber vielen Kaninchen und Vögeln. **Ile de Levant** oder **du Titan**, die östlichste und größte, 8 Kilom. lang und 5,5 Kilom. breit, bis 139 Mt. hoch, dicht bewaldet und mineralogisch interessant wegen des Vorkommens von Krystallen, Granaten, Turmalin, Asbest, Titan, Rutil u. s. w., hat ein Leuchtfeuer und eine Colonie von jungen Strafgefangenen. **Portcros**, die mittlere, unebenste und wildeste, bis 200 Mt. hoch, hat 20 E., mehrere Batterien und den tiefen Hafen Port-Maye. **Porquerolles**, die westlichste, hat starke Befestigungen, einen Leuchtthurm und 300 E., sowie lebhaften Verkehr der Küstenfahrer. Franz I. erhob die Inseln 1531 als Iles d'Or zu einem Marquisat.

Hygiea, griech. Hygieia, die Göttin der Gesundheit, Tochter des Aesculap, wurde von den Griechen vielfach, wenn auch nicht schon in der ältern Zeit, und zwar gewöhnlich mit ihrem Vater zusammen verehrt. Sie ward von mehrern ausgezeichneten Künstlern dargestellt. Auf erhaltenen Bildwerken erscheint sie als eine Jungfrau von blühenden Formen, welche gewöhnlich eine Schlange, das Symbol der Gesundheit, aus einer Schale in ihrer Linken trinken läßt. — H. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Hygieine (griech.) oder **Gesundheitslehre**, **Gesundheitskunde** ist derjenige Theil der Medicin, welcher lehrt, wie man den physiol. (Natur-) Gesetzen gemäß leben, somit die Gesundheit erhalten und die Lebensdauer verlängern soll. Die allgemeine H. oder öffentliche

Digitized by Google

Gesundheitspflege, die Sorge für die Gesundheit der bürgerlichen Gesellschaft, ist Gegenstand der Staatsarzneikunde und beschäftigt sich mit den Gegenständen, welche Einfluß auf den Gesundheitszustand der ganzen Bevölkerungsmasse haben, insonderheit auf die Entstehung, Ausbreitung und Bekämpfung der Volkskrankheiten oder Seuchen (s. Gesundheitspflege), wohingegen die besondere oder private H., welche auch den Namen Orthobiotik oder Eubiotik (d. h. die Kunst, richtig zu leben), weniger gut Makrobiotik (d. h. die Kunst, lange zu leben) führt, die den einzelnen Menschen treffenden und von diesem selbst abhängigen Ursachen der Gesundheitsstörung (wie Unmäßigkeit, mangelhafte Reinlichkeit u. dgl.) erforscht und im wesentlichen mit der Diätetik (s. Diät) zusammenfällt. Ueber die private H. vgl. Hufeland, «Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern» (Berl. 1796; 8. Aufl. 1860; neu bearbeitet von Steinthal, 1873); Hartmann, «Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen» (Wien 1808; neu bearbeitet von Schreber, 10. Aufl., Lpz. 1875); Oesterlen, «Handbuch der H., der privaten und öffentlichen» (3. Aufl., Tüb. 1876); Riant, «Leçons d'hygiène» (Par. 1873; deutsch von Albu, Berl. 1874).

Hyginus (Cajus Julius), ein gelehrter röm. Grammatiker im Zeitalter des Augustus, Schüler des Alexander Polyhistor und Freund des Ovid, war ein Freigelassener des Kaisers, der ihn sehr hoch schätzte und zum Vorsteher der Palatinischen Bibliothek ernannte. Er ist der Verfasser verschiedener gelehrter Schriften. Gegenwärtig tragen seinen Namen zwei Compilationen: die «Fabulae», eine Sammlung mythолog. und vermischter Notizen aus griech. Quellen, werthvoll durch Auszüge aus der dramatischen Literatur, und ein Werk, welches in ältern Ausgaben «Poeticon astronomicon», vom neuesten Herausgeber «Astronomica» betitelt wird, ein Werk über Sternsagen, die Elemente der Himmelskunde und der Sternbilder, ebenfalls nach griech. Lehrbüchern (Eratosthenes u. s. w.). Erstere Schrift benutzte man bis tief ins Mittelalter hinein als Schulbuch; es ist aber in sehr verstümmelter Form auf uns gekommen. Das letztere ward im Mittelalter fleißig gelesen und hat sich etwas besser erhalten. Am besten wurden beide Werke in den «Mythographi latini» von Muncker (2 Bde., Amsterd. 1681) und van Staveren (2 Bde., Leid. 1742), zuletzt wurden beide Werke von Bunte (die «Fabulae», Lpz. 1857, die «Astronomica», 1875) und die «Fabulae» allein mit kritisch berichtigtem Text von M. Schmidt (Jena 1872) herausgegeben.

Hygrometer (griech.) sind physik. Apparate, die zur Bestimmung der Wasserdunstverhältnisse in unserer Atmosphäre dienen. Man unterscheidet drei Hauptarten: 1) solche, deren nächster Zweck die Bestimmung der absoluten Menge des an einem Orte der Atmosphäre vorhandenen Wasserdampfs ist; 2) solche, welche die locale Feuchtigkeit der Luft angeben, d. h. das Verhältniß der wirklich in der Atmosphäre befindlichen Dunst- oder Dampfmenge zu derjenigen Menge, welche bei voller Sättigung der Luft, unter Beibehaltung der gerade vorhandenen Temperatur, enthalten sein könnte; 3) solche, die auf den Veränderungen beruhen, welche eine größere Anzahl von Materien (Haare, gewisse Pflanzenfasern, Darmsaiten u. s. w.) in der Feuchtigkeit erleiden und welche zunächst nur als Hygroskope den größern oder kleinern Feuchtigkeitsgrad anzeigen, sich aber, unter eigenen Vorsichten, als H. benutzen lassen. Zur ersten Klasse zählen die chemischen H., bei welchen man durch gemessene Lufträume den Wasserdunst von wassergierigen Stoffen (Schwefelsäure, Chlorkalium, gebranntes Gipspulver u. s. w.) aufnehmen läßt und aus der Gewichtszunahme die absolute Wasserdunstmenge bestimmt. Zu der zweiten Klasse gehört das Daniell'sche H. und das Psychrometer von August nebst analogen Vorrichtungen. Zu der dritten Klasse dagegen gehört das Haarhygrometer von Saussure, das Fischbeinhygrometer von de Luc und diesem analoge Vorrichtungen. Das Daniell'sche und alle mit demselben im Princip übereinstimmenden H. (z. B. von Körner, Regnault) gründen sich darauf, daß man die Temperatur am H. künstlich so weit erniedrigt, daß die dem H. anliegenden Wasserdünste der Luft bei dieser erniedrigten Temperatur sich gerade auf dem Maximum ihrer Spannkraft befinden, sodaß eine weitere Erniedrigung der Temperatur sogleich ihren Niederschlag bewirkt; man nennt die so ermittelte Temperatur, bei welcher sich diese H. mit Thau beschlagen, den Thaupunkt. Wenn man nun gleichzeitig die eben stattfindende Lufttemperatur ermittelt, so geben die Spannkraftstabellen für Wasserdünste die Spannkraftsmaxima für jene Thautemperatur und die Lufttemperatur, woraus man die Luftfeuchtigkeit berechnet. Bei dem sog. Psychrometer von August genügt die Beobachtung des Standes zweier in freier Luft aufgehangenen Thermometer, deren eins im gewöhnlichen Zustande bleibt, während die Kugel des andern mit Musselin umwunden und fortwährend feucht erhalten wird. Durch die Verdampfung des Wassers von der feucht gehaltenen Kugel wird nämlich Wärme

Digitized by Google

gebunden und dieſe der Kugel des Thermometers entzogen, weshalb der Stand des letztern niedriger wird. Dieſe Erniedrigung beträgt aber um ſo mehr, je mehr Dämpfe in einer beſtimmten Zeit gebildet werden, je raſcher alſo die Verdampfung geſchieht. Die Verdampfung erfolgt aber um ſo raſcher, je weniger Dämpfe in der Luft ſchon enthalten ſind, je höher die Temperatur der Luft und je niedriger der Barometerſtand (der Luftdruck) iſt. Wird nun an dem trockenen Thermometer die Temperatur der Luft, an dem Barometer der Luftdruck beobachtet und aus dem Unterſchied in dem Stande des naſſen und trockenen Thermometers die Erniedrigung der Temperatur hergeleitet, ſo läßt ſich aus dieſen Angaben die Feuchtigkeit der Luft berechnen. Die dritte Klaſſe der H. gründet ſich auf die Aenderung der Dimenſionen organiſcher Subſtanzen durch Aufnahme von Waſſerdämpfen. Sauſſure bediente ſich als hygrometriſcher Subſtanz eines Menſchenhaars, das er durch Kochen mit ſchwacher Natronlöſung (viel beſſer iſt ein Behandeln mit Aether) von Fett befreite und in einem kleinen Rahmen ſo ausſpannte, daß es bei Verlängerungen und Verkürzungen, infolge der Veränderungen der Feuchtigkeit der Luft, einen Zeiger über einer Scala, welche die Zahlen 0—100 enthielt, bewegte. Man graduirt das Inſtrument ſo, daß der Zeiger unter einer ganz feuchten Glasglocke auf 100, dagegen in einem abgeſchloſſenen Gefäß, das auf ſeinem Boden concentrirte Schwefelſäure, welche die Luft in demſelben völlig austrocknet, enthält, auf 0 ſteht. Derartige Inſtrumente müſſen, wie ſchon erwähnt, mit großer Vorſicht behandelt werden, wenn ihre Angaben wiſſenſchaftliche Geltung haben ſollen. Die Wiſſenſchaft, welche die in einer beſtimmten Luftmaſſe vorhandene Menge des Waſſerdunſtes mittels der H. meſſen lehrt, heißt **Hygrometrie**.

Hykſos (d. i. Hirtenkönige) heißen in der Geſchichte des alten Aegypten die Könige der 15. und 16. Dynaſtie des Manethôs, welche nicht einheimiſchen, ſondern ſemit. Urſprungs waren. Eine wahrſcheinlich weit verbreitete Völkerbewegung in Vorderaſien veranlaßte die Aegypten zunächſt wohnenden ſemit. Stämme um 2100 v. Chr. zu einem Einfall in das fruchtbare Nilland. Unter ihrem Führer Salatis eroberte eine ſtarke Streitmacht raſch nicht nur das ganze Delta, ſondern auch die damalige Reichshauptſtadt Memphis, welche die Eindringlinge zum Mittelpunkt ihrer Herrſchaft machten. Die einheimiſchen Dynaſtien in Oberägypten (Theben), die 13. und 14. des Manethôs, ſcheinen, wenigſtens zeitweilig, ebenfalls von den H. abhängig geweſen zu ſein. Erſt mit dem Eintritt der 17. Dynaſtie, um 1680 v. Chr., ermannten ſich die oberägypt. Fürſten, auf Aethiopien geſtützt, und begannen von Theben aus den langjährigen Kampf mit den H. um den Beſitz des unterägypt. Landes. Die Eindringlinge wurden genöthigt, Memphis zu verlaſſen und ſich nach Hauaris, in der Nähe des ſpätern Peluſium, zurückzuziehen. Auch dieſes wurde erobert; doch hielten ſich die H. (Schaſu) wahrſcheinlich noch während der ganzen Dauer der 17. Dynaſtie, ſoweit ſie ſich nicht den neuen Herrſchern unterwarfen, in dem unzugänglichen Sumpflande des nördl. Delta, bis ſie von Thuthmoſis III. im Beginn der 18. Dynaſtie um 1500 völlig vertrieben und nach Paläſtina zurückgeworfen wurden. So nur ſind die Nachrichten der Monumente mit dem Bericht des Manethôs zu vereinigen, der uns, wenn auch nicht aus erſter Hand, von Joſephus aufbewahrt iſt. Die H. haben vielfach das Intereſſe der Bibelforſcher erregt, welche entweder in ihnen die Pharaonen erblickten, zu deren Zeit die Iſraeliten in das Land Goſen einwanderten, oder dieſelben wol gar ſelbſt iſrael. Urſprungs ſein laſſen, obgleich dieſe erſt lange nach der Vertreibung der H. in Aegypten einwanderten und erſt in der 19. Dynaſtie, wie uns gleichfalls aus Manethôs' Geſchichtswerk berichtet wird, Aegypten verließen. Eine andere, ſehr verbreitete Anſicht über die völlige Vertreibung der H. ſchon unter dem erſten König der 17. (18.) Dynaſtie, Amaſis I., vertreten beſonders de Rougé und Brugſch.

Hylas, der ſchöne Sohn des Theiodamas, war der Liebling des Herakles, den er auf dem Argonautenzuge begleitete. Durch ſeine Schönheit entzückt, zogen ihn die Najaden, als er bei Kios an der Propontis (Marmarameer) ans Land geſtiegen war, um Waſſer aus dem Askaniosfluß oder aus einer Quelle zu ſchöpfen, in ihre Fluten hinab. Wehklagend ſuchte Herakles den Geliebten überall; unterdeß aber ſetzte das Schiff Argo die Reiſe fort und ließ jenen zurück. Die Einwohner von Kios feierten alljährlich ein Feſt, an dem ſie ins Gebirge zogen und H. riefen. Auch wird erzählt, daß der Prieſter an der Quelle opferte und dreimal H. rief, worauf das Echo antwortete. Die Sage iſt von griech. und röm. Dichtern mehrfach behandelt worden; auch gibt es, namentlich auf pompejaniſchen Wandgemälden, Darſtellungen derſelben.

Hyle bezeichnet bei den griech. Philoſophen den Urſtoff, die Materie, welche auf dem Höhepunkte des griech. Denkens bei Plato und Ariſtoteles als das unendliche Reich der Möglichkeiten dem bildenden Formprincip des Geiſtes gegenübergeſtellt wurde. Die älteſte griech. Philoſophie

Digitized by Google

kannte diesen Dualismus nicht und schrieb dem Urwesen, der Materie, die Selbstständigkeit der Bewegung und des Lebens zu, daher man diese Ansicht Hylozoismus nannte.

Hymen oder Hymenäos hieß bei den Griechen der Hochzeitsgesang, den die Begleiter der Braut sangen, wenn diese aus dem väterlichen Hause in das des Bräutigams geführt wurde; dann personificirt der Hochzeitsgott selbst, der zuerst bei der Sappho vorkommt und nachher der Sohn verschiedener Musen, der Urania, Klio, Terpsichore, Kalliope, genannt wird. Nach einigen war er ein sehr schöner Jüngling, welcher vor der Zeit starb, oder bei der Vermählung des Dionysos und der Ariadne nach Absingung des Brautliedes die Stimme oder auch das Leben verlor. Auch wird von ihm erzählt, er sei ein schöner, aber armer athenischer Jüngling gewesen, welcher eine Jungfrau aus vornehmer Familie hoffnungslos liebte. Um ihr nahe zu sein, folgte er derselben in Mädchenkleidung zum Demeterfeste nach Eleusis. Hier entführten ihn nebst den dort versammelten Jungfrauen Seeräuber, welche H. tödtete, als sie auf einer Insel gelandet einschliefen. Hierauf kehrte er nach Athen zurück und versprach, die Geraubten zurückzubringen, wenn man ihm die Geliebte gäbe. Dieses geschah, und von nun an gedachte man seiner in allen Brautgesängen. Dargestellt wird er als geflügelter und bekränzter Knabe, als ein ernsthafterer und größerer Eros, mit einer Brautfackel und einem Kranz in den Händen.

Hymenoptēren (Hymenoptĕra), Hautflügler oder Aderflügler, eine sehr umfassende Ordnung der Insekten, zu welcher die Bienen und Ameisen, die Blatt-, Holz-, Raub- und Schlupfwespen gehören. Sie besitzen vier scheinbar nackte, mit wenigen ästförmig verzweigten Adern durchzogene Flügel, welche nur sehr selten fehlen, und von denen die Vorderflügel länger und breiter sind. Die Mundtheile sind kauend, die Oberkiefer namentlich stets stark entwickelt und meist mit Zähnelungen versehen. Durch Verlängerung der gegliederten Unterlippe und Zunge können viele auch saugen oder vielmehr Säfte schlappen. Der Brustkasten ist mit harter Horndecke versehen. Ihre Verwandlung ist eine vollkommene. Meist haben sie nur eine Generation, manche Blattwespen eine doppelte, und während manche Ichneumonen nur zwei bis drei Wochen zu ihrer Entwickelung brauchen, dauert diese bei den Holzwespen zwei Jahre. Die Weibchen besitzen entweder einen Legestachel (Bohrer), mit dem sie die Oberhaut der Thiere und Pflanzen durchstechen oder durchsägen, um ihre Eier hineinzulegen, oder sie sind (wie Bienen, Wespen) mit einem verborgenen Wehrstachel versehen, mit dem sie sehr empfindlich stechen können, indem durch den Stachel aus einem mit demselben in Verbindung stehenden Bläschen zugleich ein ätzender Saft in die Wunde gebracht wird. Die H. haben einen bewundernswürdigen Instinct und gutgeordneten Haushalt, zu welchem sich öfters viele verbinden, und wo häufig die Einrichtung besteht, daß bei den meisten Weibchen, den Arbeiterinnen, die Geschlechtstheile verkümmern. Manche von ihnen bringen allerdings Schaden, so die Ameisen und die meisten Wespen; andere bringen indessen auch Nutzen, so die Honigbiene durch Honig und Wachs, die Eichengallwespe durch Galläpfel, die Ichneumonen oder Schlupfwespen durch Vertilgung vieler schädlicher Insekten. Die Larven der H. sind gewöhnlich fußlos, weiß und weich, selten gefärbt und mit 6, 8 oder 18—22 Füßen versehen. Im letztern Falle heißen sie Afterraupen. Die Larven der Ameisen, Hummeln, Bienen und Wespen hausen in künstlichen Wohnungen, aus sehr verschiedenartigen Materialien bereitet; die Larven der Raubwespen leben von thierischen und vegetabilischen Stoffen, die der Gallwespen in Pflanzengallen, die der Holzwespen im Kerne des Holzes, die der Blattwespen frei auf Pflanzenblättern, die der Schlupfwespen im Innern anderer Insekten, vorzüglich der Raupen. Man schätzt die Zahl der bekannten H. auf 15,000, deren größter Theil den wärmern Breiten angehört.

Hymettos, ein schon im Alterthume durch seine Bienenkräuter und trefflichen Marmor berühmter Berg in Attika, jetzt Telowuni, liegt südöstlich von Athen und nimmt seine Richtung von Westen nach Nordosten. Der hier gewonnene, überaus wohlschmeckende Honig, der den Alten für eine besondere Quelle des Reichthums galt, hat bisjetzt seinen Ruhm behauptet.

Hymne oder Hymnus nannten die Griechen einen Preis- oder Lobgesang, welcher zu Ehren der Götter oder Heroen bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik und unter Tänzen gesungen wurde und nach den Gottheiten verschiedene Namen und Charaktere, z. B. Dithyrambus, Päan u. s. w., erhielt; dann auch jedes feierlich schwunghafte Loblied. Die Psalmen der Hebräer sind auch H., nur dem morgenländ. Charakter zufolge noch feuriger und erhabener als die H. der Griechen. Die frühesten H. sind noch fast ganz episch, wie z. B. die unter dem Namen des Homer bekannten; sie erzählen die Mythen der Götter. Die spätern, wie die des Pindar und Kallimachos, sind schon mehr lyrischer Art. Die christlichen H. sind ganz lyrisch und sprechen das Gefühl des Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren erhebt.

Digitized by Google

Sie werden gewöhnlich nur mit figurirter Musik gesungen, denn die langsame und gleichförmig fortschreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus. Die ersten H. in der morgenländ. Kirche soll der Bischof Hierotheus, in der abendländischen der heil. Hilarius verfaßt haben; spätere Hymnendichter waren der heil. Ambrosius und die Päpste Gelasius und Gregor d. Gr. Der Gebrauch derselben in der Kirche wurde durch das vierte Concil zu Toledo 633 bestätigt. Bekannt sind besonders der Ambrosianische Lobgesang, der Lobgesang der Engel und der Marianische Lobgesang. Das evang. Kirchenlied gab mit der lat. Sprache auch den Hymnencharakter auf, obgleich Luther und P. Gerhardt einzelne alte H. in Choräle umdichteten. Fast nur Klopstock nähert sich in seinen religiösen Liedern wieder dem Schwunge der H. Neuere Dichter wenden die H. weniger auf eigentlich religiöse Gegenstände an als auf eine philos.-didaktische Ausströmung tief ergreifender Fragen und Gefühle; so Goethe in Gedichten, wie «Prometheus», «Schwager Kronos» und ähnlichen. H. dieser Art besitzen wir namentlich von Hölderlin; auch Herder's H. und Platen's Oden haben zum Theil einen verwandten Charakter. (S. Ode.) — Hymnologie nennt man insbesondere die Kenntniß der Kirchenlieder und der Kirchenlieddichter. (S. Kirchenlied.)

Hypallāge (griech.), d. h. Verwechselung, Vertauschung, heißt eine grammatisch-rhetorische Figur, die in der oft nur scheinbaren Vertauschung einzelner Theile des Satzes besteht, z. B. wenn der Begriff eines Beiwortes in ein Hauptwort verwandelt wird, neben welches dann das eigentliche Hauptwort als Genitiv tritt, z. B. «Die Pracht dieser Bäume» statt «Diese prächtigen Bäume»; oder wenn Beziehungsformen der Nomina vertauscht werden, z. B. «Die wichtigern Anfänge der Begebenheiten» statt «Die Anfänge der wichtigern Begebenheiten».

Hypatia aus Alexandria, die Tochter des Mathematikers Theon und die Gattin des Philosophen Isidorus, ebenso berühmt wegen ihrer Schönheit und Sittenreinheit wie wegen ihrer Gelehrsamkeit, widmete sich in Athen dem Studium der Philosophie und trat nach der Rückkehr in ihre Vaterstadt daselbst als Lehrerin in dieser Wissenschaft auf, wobei sie namentlich den Neuplatonismus mit der Lehre des Aristoteles in eine innige Verbindung zu bringen suchte. Ihr Haus war ein Sammelplatz der gebildetsten und angesehensten Männer Alexandrias. Bei einem blutigen Volksaufstande, den die Vertreibung der Juden, welche Cyrillus, der Patriarch von Alexandrien, 415 n. Chr. veranlaßte, hervorrief, wurde sie auf die grausamste Weise ermordet. Ihr Schicksal ist von Kingsley (s. d.) zum Gegenstande eines gleichnamigen culturhistor. Romans (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1858) gewählt worden.

Hyperämie (griech.) heißt die Ueberfüllung der Gefäße des Körpers mit Blut. Sind sämmtliche Gefäße mit Blut überfüllt, so handelt es sich um allgemeine H. (Plethora, Vollblütigkeit), findet sich aber die H. nur an einzelnen Körperstellen, so nennt man sie eine örtliche. Bei den örtlichen H. sind nur die Haargefäße mit den angrenzenden kleinen Arterien und Venen betheiligt, und zwar in zweierlei Art, entweder durch Erschlaffung der Gefäßwände (active H.) oder durch Wachsen der Widerstände in den Venen (passive H.). Die active H. heißt auch, weil sie durch einen Lähmungszustand der Arterien zu Stande kommt, Lähmungshyperämie (paralytische, atonische, relaxative), und weil sie am häufigsten die Arterien betrifft, arterielle. Früher nannte man sie Congestion, Wallung. Aus ähnlichen Gründen wird die passive H. auch mechanische oder venöse, Blutstauung, Blutstockung genannt. Die arterielle oder congestive H. entsteht entweder durch allgemeine oder örtliche Steigerung des Blutdrucks, wie z. B. bei erhöhter Herzthätigkeit, bei der sog. collateralen Fluxion, bei welcher das Blut durch gewisse, in die Blutbahn eingeschaltete Hindernisse gezwungen wird, nach den benachbarten Gefäßen hin auszuweichen und diese zu überfüllen, oder durch Abnahme des Widerstandes, welchen der Blutstrom unter normalen Verhältnissen seitens der Gefäßwände erfährt, wie z. B. nach Entfernung des Luftdrucks bei der Anwendung des Schröpfkopfs oder des Junod'schen Schröpfstiefels, nach der Ausschälung großer Geschwülste aus gefäßreichen Gegenden, bei gewissen Gefäßkrankheiten, welche die Elasticität der Gefäßwand vermindern u. s. w. Hierher gehören auch die durch Lähmung oder Erschlaffung der Gefäßmuskulatur entstehenden Blutwallungen, wie sie am ausgesprochensten nach der Durchschneidung gewisser Gefäßnerven und auf reflectorischem Wege durch Reizung sensibler Nerven (Schmerz) sowie durch psychische Vorgänge (Schamröthe u. dgl.) beobachtet werden. Die passiven oder Störungshyperämien entstehen dagegen umgekehrt durch Abnahme des Blutdrucks und Zunahme der Widerstände, welche sich dem strömenden Blut seiten der Gefäßwände entgegenstellen (mechan. Druck, Wirkung der Schwerkraft bei der Senkungshyperämie oder Hypostase, bei welcher es infolge lang anhaltender Rückenlage und geschwächter Herzthätigkeit zu Verlangsamung des Blutstroms und hochgradiger Blutstauung in

Digitized by Google

den Lungen kommt, weiterhin Verschluß der Venen durch Geschwülste und Gerinsel, erschwerter Abfluß des Venenblutes in das rechte Herz, wie bei den meisten Lungen, und Herzkrankheiten u. s. w.). Die H. kann nur kurze Zeit anhalten (acut) oder lange dauern (chronisch) sein, eine Krankheitserscheinung oder einen normalen Zustand bilden. Die Magenschleimhaut z. B. wird während der Verdauung regelmäßig hyperämisch. In ihren Erscheinungen sind die active und die passive H. verschieden. Bei der arteriellen H. röthen sich die befallenen Theile, werden heißer, schwellen an, klopfen, Schmerz ist gering oder fehlt ganz, es kommt zu Ausschwitzungen und Blutungen. Die venöse H. verursacht eine dunkle, bläuliche Färbung des Körpertheils, seine Temperatur wird niedriger, Blutungen, Ausschwitzungen, Anschwellungen kommen gleichfalls zu Stande. Bei beiden H. wird die Thätigkeit der erkrankten Organe gestört, jedoch je nach der Art der H. und je nach dem Organ in eigenthümlicher Weise. Die active H. bedingt vorzugsweise Entzündungserscheinungen (erhöhten Stoffwechsel), die passive Erscheinungen der Wassersucht (daniederliegenden Stoffwechsel), auf Schleimhäuten chronische Katarrhe. Bei der Behandlung sind vorerst die der H. zu Grunde liegenden Ursachen zu erforschen und zu beseitigen.

Hyperbel (griech.) heißt in der Geometrie eine bestimmte Linie zweiten Grades, einer der drei Kegelschnitte, der entsteht, wenn die schneidende Ebene nicht nur die eine Kegelfläche, sondern zugleich die Oberfläche des entgegengesetzten Kegels trifft. Sie besteht aus zwei voneinander getrennten symmetrischen Zweigen, die man sonst entgegengesetzte oder conjugirte H. nannte; jede derselben hat zwei symmetrische, ins Unendliche fortlaufende Aeste. Die beiden Punkte, in denen sich beide Hyperbelzweige am nächsten kommen, heißen Scheitelpunkte, die sie verbindende Gerade die Achse, auch Hauptachse; ihr Mittelpunkt ist der Mittelpunkt der H. Eine zweite Achse der H. schneidet dieselbe nicht in realen Punkten. Die H. sind im allgemeinen nicht ähnlich; bei einer besondern Gestalt heißt die H. gleichseitig. In den Verlängerungen der großen Achse gibt es zwei vom Mittelpunkte gleichweit abstehende Punkte, die Brennpunkte genannt, welche die Eigenschaft haben, daß der Unterschied ihrer Entfernungen von irgendeinem Punkte der H. immer gleich der großen Achse ist. Hierauf beruht auch ein einfaches Verfahren, die H. zu construiren. Jede von irgendeinem Punkte der H. nach einem der beiden Brennpunkte gezogene Linie heißt ein Radius Vector oder Leitstrahl (Leitlinie). Durch den Mittelpunkt der H. gehen zwei Gerade, die Asymptoten der H., welche die H. umschließen und welchen die H. sich mehr und mehr nähert; ohne sie in endlicher Ferne zu erreichen. Ist die H. gleichseitig, so bilden die beiden Asymptoten einen rechten Winkel miteinander. Die mit den Asymptoten parallelen Coordinaten eines Hyperbelpunktes haben ein constantes Product. Wenn bestimmte Potenzen dieser Coordinaten ein constantes Product haben, so heißt die entsprechende Linie eine H. höhern Grades, während die H. zweiten Grades die Apollonische H. genannt wird. — In der Poetik und Rhetorik nennt man H. oder Hyperbole (griech., d. h. Uebertreibung) eine Figur des Ausdrucks, nach welcher man ein Object übermäßig vergrößert oder verkleinert, z. B. «Sein Ruhm reicht an die Sterne», oder «Der eingepreßten Brust entstürzten Felsenblöcke»; im andern Falle dient sie durch den Contrast der hyperbolischen Form und der Kleinheit des Inhalts zur Darstellung des Lächerlichen. Hyperbolisch heißt überhaupt alles Uebertriebene.

Hyperboreer, der etymolog. Grundbedeutung nach die Leute jenseit der Berge, hieß in der griech. Mythologie ein sagenhaftes Volk, von welchem man glaubte, daß es ein paradiesisches Land in ewigem Lichte und Frieden, sowie im Genuß steter Jugend und Gesundheit bewohnte, und als das geliebte priesterliche Volk Apollo's, dem es mit Musik und Opfern diente, in fortwährenden Festen und Lustbarkeiten ein glückliches Leben führte. Ursprünglich dachte man die H., wie es scheint, im fernsten Westen, später, wo man die Namen der H. als der über den Boras oder Nordwind hinaus Wohnenden deutete, im hohen Norden.

Hypēricum, Pflanzengattung aus der 18. Klasse des Linné'schen Systems, Hauptgattung einer besondern pleiopetalen Familie (der Hypericineen), welche aus Bäumen, Sträuchern, Halbsträuchern und Kräutern mit gegenständigen Blättern und vielbrüderigen Staubgefäßen besteht. Die Arten der Gattung H., der Mehrzahl nach Kräuter, haben runde oder vierkantige Stengel, einfache, fiedernervige, aber ganze und meist auch ganzrandige, seltener drüsig-gesägte Blätter, welche oft zahlreiche Oeldrüsen enthalten und dann bei durchfallendem Lichte wie durchstochen aussehen, und in meist rispig gruppirte Trugdolden gestellte Blüten mit fünftheiligem Kelch, fünf gelben Blumenblättern, zahlreichen, in drei nur undeutlich geschiedene Bündel verwachsenen Staubgefäßen und einem obenständigen Fruchtknoten mit drei bis fünf Griffeln. Die Frucht ist eine drei- bis fünffächerige, vielsamige Kapsel. Bei manchen Arten sind die Kelchzipfel am Rande drüsenartig gewimpert, bei andern die Blumenblätter und selbst die Staubbeutel

Digitized by Google

schwarz gestrichelt oder punktirt. Die verbreitetste und bekannteste Art ist das gemeine Johanniskraut oder Hartheu (s. d.). Sehr schöne Arten dieser über die ganze Erde verbreiteten Gattung wachsen in Südeuropa, Nordafrika, dem Orient, Nord- und Südamerika, auf den Canarischen Inseln und am Cap. Einige, wie das sehr großblumige H. pyramidatum Act. und das H. macrocarpum Mixch., beide aus Canada, das H. calycinum L. aus der Türkei, die großblumigste Art, u. a. m., eignen sich zu Ziergewächsen der Gärten.

Hyperides (griech. Hypereides), einer der bedeutendsten Redner Athens und ein begabter und patriotischer Staatsmann, war der Sohn des Glaukippos aus dem attischen Demos Kollytos. Nachdem er durch philos. und rhetorische Studien sich vorgebildet (er soll bei Plato und Isokrates gehört haben), begann er, ebenso wie sein wenig älterer Zeitgenosse Demosthenes, seine Laufbahn als Anwalt, betheiligte sich aber bald auch am polit. Leben und zwar, ebenso wie Demosthenes, mit welchem er bis zum Harpalischen Processe befreundet war, im entschieden antimacedon. Sinne. Nach der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) betrieb er eifrig die Vertheidigung Athens. Nach dem Friedensschlusse mit Philipp bekämpfte er an der Seite des Demosthenes in der Volksversammlung und vor Gericht die Umtriebe der macedon. Partei und trieb selbst den Demosthenes, als dieser es nicht um des Harpalos und seiner Schätze willen zum Bruche mit Macedonien kommen ließ, mittels der Beschuldigung, Demosthenes habe von jenem Geld genommen, in die Verbannung. Nach Alexander's Tode feuerte er besonders die Athener zu dem Versuche, durch den sog. Lamischen Krieg das macedon. Joch abzuschütteln, an und hielt am Ende des J. 323 im atheniſchen Kerameikos die Leichenrede zu Ehren des gefallenen Feldherrn Leosthenes und seiner Genossen. Als nach der unglücklichen Schlacht bei Krannon (322) Antipater die Auslieferung der antimacedon. Redner zur Bedingung des Friedens für die Athener machte, flüchtete H. nach der Insel Aegina, ward aber dort ergriffen, zu Antipater gebracht und auf dessen Befehl hingerichtet. Er war ein Mann von Geist und Geschmack, in der Beredsamkeit feurig, aber ohne die Tiefe der Gedanken und den sittlichen Ernst des Demosthenes und Lykurgos, sondern eine sinnliche Natur und ausschweifend. Von seinen zahlreichen Reden (52 erkannten die Alten als echt an) waren nur Fragmente erhalten, bis seit 1847 durch die Engländer Harris und Arden einige Reden theils in bedeutenden Bruchstücken (Rede gegen Demosthenes, Vertheidigungsrede für Lykophron, Grabrede), theils vollständig (Rede für Euxenippos) auf Papyrusrollen in ägypt. Gräbern entdeckt und veröffentlicht wurden. Die besten Ausgaben einzelner Reden besorgten Babington (Lond. 1850 u. öfter), Cobet (Leid. 1858), Sauppe (Gött. 1848 u. 1858, und in den «Oratores Attici», 1858) und Comparetti (Pisa 1861, 1869); alles Erhaltene findet sich in Müller's «Oratores Attici» (Bd. 2, Par. 1858) und ist zuletzt herausgegeben von Blaß (Lpz. 1869); eine deutsche Uebersetzung lieferte Teuffel (Stuttg. 1865). Vgl. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (Bd. 2, Lpz. 1856); Böhnecke, «Demosthenes, Lykurgos, H. und ihr Zeitalter» (Bd. 1, Berl. 1864); Girard, «Études sur l'éloquence attique. Lysias, Hypéride, Demosthène» (Par. 1874).

Hyperopie, Hypermetropie (griech., Uebersichtigkeit), ist diejenige Form der Ametropie, d. h. des von der Norm abweichenden Refractionszustandes des Auges, bei dem im Ruhezustande der Accommodation parallel einfallende Lichtstrahlen nicht, wie beim normalen Auge, auf der Netzhaut, sondern erst hinter derselben ihre punctuelle Vereinigung finden. Ein hyperopisches Auge vermag während der Accommodationsruhe also nur convergent einfallende Strahlen zu einem scharfen Bildpunkte auf seiner Netzhaut zu vereinigen, d. h. Strahlen eines homocentrischen Strahlenbüschels, welche scheinbar von einem hinter dem Auge gelegenen Lichtpunkte ausgehen. Da dieser Punkt unter den gemachten Voraussetzungen der Fernpunkt der Accommodationsbreite ist (s. Accommodation), so kann man also auch die H. als denjenigen Refractionszustand definiren, bei welchem der Fernpunkt jenseits unendlich liegt, d. h. ein negatives Vorzeichen hat. Das positiv brechende Glas, welches, dicht vor dem Auge (genauer in seiner Knotenpunktsregion) befindlich, den parallelen Strahlen denjenigen Convergenzgrad gibt, dessen es vermöge seiner H. zur punctuellen Vereinigung der Strahlen bedarf, bezeichnet den Grad der H. Tritt in der H. mithin ein pathol. Refractionsdeficit zu Tage, so ist dies doch nur ein relatives. Die Brechungsverhältnisse nämlich sind hier ganz dieselben wie bei dem normalen Auge (s. Emmetropie), doch ist die optische Achse des hyperopischen Auges kürzer als die des letztern: die H. ist somit lediglich ein Fehler im Bau des Auges. Während das normale Auge beim Sehen in die Ferne seine Accommodation ruhen läßt, muß das hyperopische dieselbe unter allen Umständen, für Ferne und Nähe, in einem mit dem Grade der H. proportional wachsenden Maße zur Deckung jenes relativen Refractionsdeficits gebrauchen: dies führt zur

Digitized by Google

Asthenopie (s. d.), welche durch Tragen derjenigen Convexgläser als Brillen zu vermeiden ist, welche den Grad der H. ausdrücken. Es liegt in dieser Refractionsanomalie übrigens auch der bei weitem häufigste Causalmoment für die Entwickelung des Schielens nach innen. Accommodationsanspannung und Convergenzstellung der Sehlinien sind nämlich zwei Functionen, welche sich innerhalb gewisser Grenzen gegenseitig bestimmen. So kann die Accommodationsanspannung, deren der an H. Leidende zum deutlichen Sehen bedarf, häufig nur mit Einleitung einer vermehrten, nicht mehr durch die Lage des Gesichtsobjects, sondern lediglich durch das Accommodationsbedürfniß bestimmten Convergenz erreicht werden. Es ergibt sich hieraus, daß die die H. corrigirenden Convexgläser in sehr vielen Fällen ein ausgezeichnetes Mittel zur nicht operativen Beseitigung der in Rede stehenden Form des Schielens bilden.

Hypertrophie (griech., d. i. Uebernährung) nennt man die Massen- und Gewichtszunahme eines Organs, die entweder, wie bei der echten oder wahren H., auf einer Vermehrung der ursprünglichen Gewebselemente (z. B. Muskelgewebe, Fett, Drüsengewebe) beruht oder, wie bei der falschen H., auf einer Neubildung fremdartiger (z. B. Fett, Bindegewebe). In letzterm Falle geht dabei häufig das Organ (z. B. der Muskel) zu Grunde. Bei der echten H. sind entweder die Gewebstheile in normaler Menge vorhanden, aber vergrößert (sog. einfache H.), oder es haben alle oder die wesentlichen Gewebselemente an Zahl zugenommen (sog. numerische H., Hyperplasie). Beide Arten gehen vielfach ineinander über. Die H. betreffen bald das ganze Organ, bald nur einen Theil desselben, und dann ist es unentschieden, ob man das Gebilde H. oder Geschwulst (s. d.) nennt. Die Wachsthums-, Circulations- und Ernährungsgesetze der H. sind ganz dieselben wie die der normalen Gewebe. Die echte H. bewirkt in der Regel eine Steigerung, die falsche dagegen eine Vernichtung der Functionen des betreffenden Organs. Die Ursachen der H. sind vermehrte Functionirung (z. B. Herzhypertrophie durch anhaltende Steigerung der Herzthätigkeit), chem. und mechan. Reize aller Art, vicariirende Verrichtung (z. B. H. der einen Niere bei Untergang der andern), erbliche Anlage, epidemische und endemische Verhältnisse (wie z. B. beim Kropf) u. s. w.

Hyphäsis oder Hypanis, s. Hydaspes.

Hypnotismus (griech.) ist der schlafähnliche Zustand, welcher durch die Einverleibung gewisser Substanzen (Narkotica, Alkohol, Blei u. s. w.) oder infolge krankhafter Zustände (bei Gehirnkrankheiten, im Typhus, Scharlach u. s. w.) eintritt. Die schlafenden Personen empfinden äußere Eindrücke nur schwach oder gar nicht und können aus dem Schlafe nur schwer oder nicht erweckt werden, schlafen auch sogleich wieder ein. Den Zustand führt man künstlich durch Inhalation von Chloroform- oder Aetherdämpfen, das sog. Anästhesiren (s. d.), herbei, wenn man Operationen schmerzlos ausführen will. Während der Operation äußern die Kranken zwar oft Schmerz und verfolgen den Gang derselben, als wenn sie bei Bewußtsein wären, leisten aber keinen Widerstand und wissen nach dem Erwachen nichts von dem Geschehenen. In einen leichten, ohnmachtähnlichen Schlaf verfallen auch manche, insbesondere nervöse Menschen, wenn sie die Augen stark nach innen und oben richten, z. B. einen kleinen glänzenden, in der Entfernung weniger Centimeter vor das Gesicht gehaltenen Körper eine Viertelstunde oder etwas länger unausgesetzt fixiren. Diese auf der Ueberanstrengung der Augennerven beruhende Methode der Betäubung wurde in der Mitte des 19. Jahrh. von Braid, Esdaile in Kalkutta und einzelnen franz. Chirurgen als Anästheticum bei Operationen benutzt, indessen bald wieder infolge ihrer Unzuverlässigkeit sowie der Entdeckung zweckmäßigerer und sicherer Anästhetica (Aether, Chloralhydrat und Chloroform) gänzlich verlassen.

Hypnum, Astmoose, eine zu den pleurokarpischen Moosen gehörige Laubmoosgattung, deren ungemein zahlreiche, über die ganze Erde verbreitete Arten einen ästigen, dichtbeblätterten Stengel haben, aus dessen Seiten (meist gegen die Spitze der Aeste hin) die langen Stiele der Fruchtkapseln (Büchsen) entspringen. Diese sind eiförmig-länglich oder walzenförmig, mehr oder weniger gebogen, mit gewölbt-kegelförmigem, fast zitzenförmig zugespitztem oder kurzgeschnäbeltem Deckel und vollständig entwickeltem Mundbesatz, welcher aus einer äußern Reihe von 16 quergerippten Zähnen und einer innern gefurchten und gezähnten Membran besteht. Auf dem Deckel der Frucht sitzt anfangs eine halbirte Mütze. Die Astmoose wachsen namentlich auf feuchtem, beschattetem Boden, an schattigen Baumstämmen und Felsen. Der dicke Moosteppich schattiger Fichten- und Tannenwälder, besonders in nebelreichen Gebirgen (Harz, Thüringerwald, Erzgebirge, Fichtelgebirge, Riesengebirge, Böhmer- und Schwarzwald u. s. w.), besteht vorzugsweise aus solchen, oft nur aus Millionen Individuen weniger Arten. Die meisten Astmoose fructificiren selten. Sie sind sehr hygroskopisch und dienen daher mehr als andere

Digitized by Google

Moose dazu, die atmosphärischen Wasser aufzusaugen und festzuhalten. Dadurch bewahren sie dem unter ihnen befindlichen Boden die Frische, tragen auch unmittelbar bei ihrer Verwesung zur Humusvermehrung des Bodens bei und gewähren, wenn sie nicht zu dicke Polster bilden, dem aufgehenden Nadelholzsamen ein geeignetes Keimbett. Dieselben sind zugleich nutzbar, da sie getrocknet zu Streu, zum Ausstopfen von Matratzen, Kissen u. s. w. verwendet werden können.

Hypochondrie (griech. ὑποχόνδρια, der Unterleib, die Unterrippengegend), **Milzsucht**, ist eine meistens allmählich entstehende Geisteskrankheit, welche sich charakterisirt durch die nicht oder nicht hinlänglich begründete, den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechende Sorge, die Gesundheit verloren zu haben oder sie bald zu verlieren. Daher hat man die Krankheit geradezu als Pathophobie bezeichnet. Die Hypochonder besitzen infolge einer psychischen Verstimmung ein allgemeines unbestimmtes Krankheitsgefühl, zeigen das Bestreben, die Ursache desselben zu ergründen, und verfallen dabei, wegen Mangels bestimmter Krankheitszeichen, auf die verschiedensten Annahmen. Bald halten sie sich für herzkrank, bald für schwindsüchtig, bald für syphilitisch, bald fürchten sie Rückenmarks- oder Gehirnkrankheiten, Impotenz, alles abwechselnd hintereinander. Je länger sie diesen trüben Gedanken nachhängen, um so mehr führen sie sich der geistigen Zerrüttung entgegen. Häufig finden sich neben dieser abnormen Thätigkeit der psychischen Functionen Störungen im Verdauungsapparat. Die Krankheit tritt meist bei Männern zwischen dem 20. und 40. Jahre auf; manchmal ist sie angeboren, entsteht aber auch infolge von Schwächung, Entbehrung frischer Luft, sitzender Lebensweise, Uebersättigung, Unthätigkeit, getäuschten Hoffnungen, verfehlten Speculationen. Chronische Magen- und Darmkatarrhe, Geschlechtskrankheiten, das Lesen populärer medic. Bücher, die Beschäftigung mit Krankengeschichten, Todesfällen sowie der Umgang mit Hypochondern befördern den Ausbruch der Krankheit. Das Leiden hat einen langwierigen Verlauf und bleibt häufig in wechselnder Intensität während des ganzen Lebens bestehen. Geheilt wird die Krankheit nur dadurch, daß man dem Kranken das Krankheitsgefühl in der einen oder andern Weise nimmt, und insofern erweisen sich oft Bäder, diätetische Vorschriften, Einwirkungen auf den Darm, Körperbewegungen, Wechsel des Aufenthaltsortes, vor allem aber auch psychische Einflüsse, Zerstreuung und Ablenkung, Kräftigung des Selbstvertrauens, des Muths u. s. w., von Nutzen.

Hypotenuse (griech.) nennt man in einem rechtwinkeligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite, im Gegensatz der beiden andern Seiten, welche Katheten (s. d.) heißen.

Hypothek (vom griech. ὑποθήκη, d. i. Untersatz, Unterlage, Unterpfand). Während der wesentlich an der Person haftende Credit (s. d.), der Personalcredit, sich erst in neuerer Zeit mächtig gehoben hat, war der vorzugsweise am Unterpfande haftende Credit, der Realcredit, bereits früher stark entwickelt. Hierbei besaß der Gläubiger ein Pfandrecht, sei es, daß dasselbe sich auf eine bewegliche oder auf eine unbewegliche Sache bezog. Im letztern Falle namentlich bezeichnete man jenes Recht als H. Die H. des modernen Rechts unterscheidet sich wesentlich von der des röm. Rechts. In dem letztern, völlig abhängig von der durch sie gesicherten Schuld, gab sie nur ein in subsidium geltend zu machendes Recht, gegenwärtig ein principales. Der Pfandgläubiger kann nicht mehr, wie im röm. Recht, im Fall der Nichtzahlung den Besitz der Sache fordern, um sie zu verkaufen, vielmehr nur durch Vermittelung des Gerichts seine Befriedigung verlangen. Eine wesentliche Aenderung des bis dahin geltend gewesenen Hypothekenrechts wurde bewirkt durch die mecklenb. Gesetzgebung von 1848 und 1857, die in der Abstreifung des accessorischen Charakters der Hypothekenschuld einen großen Einfluß auf die hochwichtige neuere preuß. Gesetzgebung, d. h. die Gesetze über Eigenthumserwerb und dingliche Belastung von Grundstücken, Bergwerken und selbstständigen Gerechtigkeiten, sowie Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872 ausgeübt hat. Hiernach steht neben der H., welche mit Angabe des Schuldgrundes und unter Vorlegung der Schuldurkunde von dem Eigenthümer bewilligt wird, die sog. Grundschuld, bei welcher keine Angabe des Schuldgrundes stattfindet. Die Grundschuld soll nur auf den Namen des Eigenthümers eingetragen werden können; nur sie soll ein selbstständiges Werthobject (ein Werthrecht) sein, welches gegen oder ohne Entgelt veräußerlich ist, auch in blanco cedirbar sein, übrigens aber, trotz formeller Selbstständigkeit, materiell zur Versicherung einer persönlichen Forderung dienen können. Bei der Grundschuld können auf gestellten Antrag vom Grundbuchamt Zinsquittungsscheine ausgestellt werden, deren Besitz zur Zinserhebung ermächtigt. Diese Einrichtung scheint sich in Mecklenburg, auch in Zürich bewährt zu haben.

Die H., vorkommend für Grundstücke, Gerechtigkeiten, Bergwerke und Seeschiffe, entsteht jetzt durch Buchung im Grund-(Hypotheken-)Buche und setzt gewöhnlich die Einwilligung des

Digitized by Google

Grundeigenthümers (Consensprincip) oder deren Ersetzung durch Richterspruch (Judicathypothek) voraus. Die frühern vielfachen Bestellungsgründe sind, mit wenigen Ausnahmen, lediglich zu Titeln behufs Erzwingung oder Ersetzung jener Eintragsbewilligung geworden. Die Schuldsumme muß genau angegeben werden, bei Cautions- (sog. Ultimat-) Hypotheken in einem Höchstbetrag. Die H. und die Grundschuld ergreift außer dem Grundstück und den zur Zeit der Eintragung oder später zugeschriebenen unbeweglichen Zubehörstücken (Pertinenzien) und Gerechtigkeiten vor allem natürliche An- und Zuwüchse, dann bewegliches Zubehör des Grundstücks, soweit es dem Grundeigenthümer gehört und Zubehör bleibt, ferner Früchte, falls sie dem Eigenthümer gehören und zur Zeit der Beschlagnahme ungetrennt auf dem Grundstück stehen oder unveräußert auf demselben lagern, auch an deren Stelle Pacht- (Mieth-) Zinsen, endlich, nach neuerm Recht, auch die dem Eigenthümer zufallenden Versicherungsgelder für Früchte, bewegliches Zubehör, abgebrannte oder beschädigte Gebäude, wenn solche Gelder nicht statutengemäß zur Wiederherstellung der Gebäude verwandt werden müssen oder verwendet worden sind. Das verpfändete Grundstück kann mit mehrern Pfandrechten belastet werden. Hier sind die Rechte des ersten und der spätern Pfandgläubiger nach röm. Recht ihrer Art nach verschieden. Jetzt dagegen sind die Rechte aller Pfandgläubiger ihrer Art nach gleiche, nur ist der Erfolg ihrer Geltendmachung durch ihren Rang beeinflußt. Dieser Rang richtet sich nicht mehr, wie dort, nach der Rücksicht des Alters des Pfandrechts, der Verwendung auf die Sache oder eines Privilegs, sondern jetzt ausschließlich, bei dem Formalcharakter der H. und Grundschuld, nach der Reihenfolge der Eintragungen im Grundbuche. Mit dem öffentlichen Glauben des Grundbuchs steht die Oeffentlichkeit desselben im Zusammenhang für alle, die ein rechtliches Interesse, die Einsicht desselben zu fordern, nachweisen. Wenn vorstehende H. gelöscht werden, so rücken nacheingetragene Hypothekengläubiger, an sich, in die Höhe. Dies wird jedoch in einzelnen Gesetzen nicht als ein unantastbares Recht derselben betrachtet; vielmehr wird dem Bucheigenthümer das Recht beigelegt, die Tilgung einer H., zu welcher er durch Befriedigung des Gläubigers, durch Beerbung oder Erlaß einen Rechtstitel erhalten, zu hindern und somit das in der H. liegende bedingte Verwerthungsrecht ohne Veränderung der Bedingungen (des «locus») entweder auf einen andern Gläubiger durch Cession zu übertragen oder sich selbst auf den Fall des Grundstückverkaufs vorzubehalten (Specialhypothek des Eigenthümers). Der Eintritt des Verwerthungsrechts liegt in der Nichterfüllung der obligatorischen Verpflichtung, wobei die Revenuen- oder Kaufgeldervertheilung sich nach der Rangordnung der Einschreibungen richtet. (S. Subhastation.) Dieses Verfahren erfolgt getrennt von der Ausübung des allgemeinen Pfandrechts, das im Concursverfahren statthat. (S. Concurs.)

Von der größten Bedeutung sind gegenwärtig die die Belastung eines Grundstücks genau angebenden Hypotheken- oder Grundbücher. Schon im Alterthum kannte man solche öffentliche Bücher oder öffentliche Beurkundung auf in das Grundstück befestigten Steinen in Chios, Smyrna und an andern Orten, nicht in Rom. In Deutschland schuf Karl d. Gr. für Stifts- und Klostergüter Lagerbücher (Polyptica) mit Bezeichnung des Inhabers, der Abgaben und Dienste, was für das Lehns- und Allodialeigenthum nachgeahmt wurde. Etwas später scheinen sich wirkliche Grundbücher in Mähren gebildet zu haben, die sog. Landtafel (vgl. Demuth, «Geschichte der mähr. Landtafel», Brünn 1857), wie man auch noch in neuerer Zeit in Oesterreich-Ungarn nach dem Gesetze vom 25. Juli 1871 von Land- und Lehentafeln, sowie von «Tabularwesen» spricht. Zu Anfang des 13. Jahrh. wurden im nordwestl. Deutschland, in Köln, Hamburg, Lübeck u. s. w. nach Vorbildern in Belgien, Frankreich und der Schweiz Bücher eingeführt, die die Bedeutung von Schuld- und Pfandbüchern hatten und war hiermit der Grund zu unsern modernen Grundbüchern gelegt, von denen in einzelnen Staaten noch besondere, im Gegensatz zum Pfande, lediglich das Eigenthum betreffende Bücher unter den verschiedensten Namen geschieden werden. Gewöhnlich werden dieselben als Realfolien angelegt, wonach jedes selbstständige Grundstück ein besonderes Blatt erhält, doch kommen auch Personalfolien vor, da oft ein und derselbe Eigenthümer viele, vielleicht sehr kleine selbstständige Grundstücke besitzt. Solche auf einem Blatte nur äußerlich vereinte Grundstücke nannte man «walzende Grundstücke» oder «Wandeläcker» und die preuß. Grundbuchordnung von 1872 kennt daneben noch für den zersplitterten Grundbesitz den sog. Artikel, welcher, auf Antrag des Eigenthümers ausgefertigt, sämmtliche demselben Eigenthümer gehörige Grundstücke mit ihren Belastungen aufnimmt. Die Realfolien enthalten 1) ein sog. Titelblatt, welches das Grundstück nach seinen Bestandtheilen, deren Größe, Lage, Nummer in der Grundsteuermutterrolle, dem Reinertrage, wol auch der Culturart verzeichnet; etwaige Zu- und Abschreibungen werden

Digitized by Google

in Nebenrubriken sichtbar gemacht. Die erste Abtheilung bezeichnet sodann den Eigenthümer, Zeit und Grund des Erwerbs und enthält Werthbestimmungen, die zweite Abtheilung dauernde Lasten und Einschränkungen des Eigenthums nebst Veränderungen und Löschungen, die dritte Abtheilung H. und Grundschulden, ebenfalls mit Veränderungen und Löschungen. Durch diese Einrichtung kann das gegenüber den General- und stillschweigenden Hypotheken des röm. Rechts wohlthätige Princip der Specialität der Pfandverschreibung, welches Bestimmtheit derselben nach Gegenstand und Forderung verlangt, erreicht werden. Gefährdet ist dasselbe, wo, was nicht überall zulässig ist (z. B. nicht in Hamburg, Mecklenburg), auch Correal- Simultan- Gesammtverband-, Hypotheken bestellt werden.

Die Grundbuchämter entsprechen räumlich abgegrenzten Sprengeln, deren Grundstücke einzeln gebucht sind. Die Buchbehörde besteht meist aus einem Richter (auch wol aus einem Magistratsmitgliede) und einem das Schreibwesen besorgenden Beamten. Diese Beamten sind vielfach subsidiär haftbar für die Folgen jedes Versehens bei den Eintragungen und haftet in letzter Linie der Staat. Die vereidigten rhein.-franz. Hypothekenbewahrer stehen unter Aufsicht der Steuerbehörden und sind cautionspflichtig. Sie besorgen jedoch nur getreue Abschriften der eingereichten Urkunden in das Transscriptionsregister als öffentliches Contractsabschriftsbuch und das Inscriptionsregister bezüglich der Hypothekeneinschreibungen. Der Grundbuchrichter hat zu untersuchen, ob das Recht, dessen Einschreibung verlangt wird, eintragungsfähig, ob der Antrag von einer zur Abgabe solcher Erklärung befähigten und der berechtigten Person herrührt, kann aber die Eintragung oder Löschung wegen Mängeln des zu Grunde liegenden Rechtsgeschäfts nicht ablehnen (Princip der Legalität). Nach preuß. Recht werden als Beurkundungen der Eintragungen Hypotheken- und Grundschuldbriefe ausgefertigt.

Um den Realcredit wesentlich zu fördern und zu heben, hat man in der neuesten Zeit auch Hypothekenbanken errichtet oder zu begründen gesucht. Der Zweck derselben ist, denjenigen, welche die genügende Sicherheit zu bieten vermögen, hypothekarische Darlehne zu möglichst günstigen Bedingungen zu verschaffen, sie von den einzelnen Kapitalisten unabhängig zu machen, vor Kündigungen, welche sie in Verlegenheiten bringen können, sicherzustellen, u. s. w. Namentlich treten die Hypothekenbanken da auf, wo ein gesetzlicher Maximalzinsfuß und Wuchergesetze bestehen und infolge dessen die Kapitalisten ihr Kapital, ohne es auf längere Zeit festzulegen, besser ausnutzen können als in Hypothekendarlehnen. Die Hypothekenbanken gewähren den Grundbesitzern hypothekarische Darlehen unter festen Bedingungen. Die dazu erforderlichen Mittel verschaffen sie sich durch Ausgabe von Obligationen, für deren Sicherheit die in ihrem Besitz befindlichen H. haften, und welche, auf kleinere Summen meist au porteur lautend, leicht veräußert werden können. Die Zweckmäßigkeit gutorganisirter Hypothekenbanken ist nicht abzuleugnen; ungerechtfertigt ist aber die nicht selten gestellte Forderung, daß der Staat ihnen bedeutende Summen zur Gewährung hypothekarischer Darlehne zur Disposition stellen solle. Weniger wichtig sind Hypothekenversicherungsanstalten, welche gegen Zahlung einer Prämie die Hypothekengläubiger gegen mögliche Verluste und verspätete Rückzahlung sicherstellen sollen. Diese Anstalten versichern nämlich nur H., welche ohnehin sicher zu sein pflegen, also bei denen der Werth des Unterpfandes die Hypothekenschuld weit übersteigt. Allerdings sind auch bei solchen H. infolge großer, allgemeiner Landescalamitäten Verluste möglich; aber man wird sich nicht verhehlen, daß, wenn plötzlich allgemein der Grundbesitz sehr beträchtlich im Werthe sinkt (z. B. infolge eines Kriegs), die Hypothekenversicherungsanstalten ihren Verpflichtungen schwerlich werden genügen können. In einer solchen Zeit werden gewöhnlich viele H. gekündigt, können aber wegen Knappheit des Geldmarktes nicht zurückgezahlt werden. Die nothwendige Folge davon sind zahlreiche Verkäufe der Unterpfänder, die man billig losschlagen muß, sodaß massenhafte Verluste eintreten, welche die Hypothekenversicherungsanstalt mit den ihr zufließenden verhältnißmäßig geringen Prämien nicht zu decken vermag. Vgl. Dernburg, «Das Pfandrecht nach den Grundsätzen des heutigen röm. Rechts» (2 Bde., Lpz. 1860—64); Bremer, «H. und Grundschuld» (Gött. 1869); Jonas, «Studien aus dem Gebiete des franz. Civilrechts und Civilproceßrechts» (Berl. 1870); Förster, «Preuß. Grundbuchrecht» (Berl. 1873); «Deutsches Hypothekenrecht» (herausg. von B. von Meibom, Bd. 1—7, Lpz. 1871—76 fg.); Roscher, «System der Volkswirthschaft» (7. Aufl., Bd. 2, Stuttg. 1873).

Hypothese (griech.), d. i. Unterlage, heißt im allgemeinen soviel als Voraussetzung oder Bedingung. Das Anknüpfen eines Gedankens an einen ihm vorausgesetzten erscheint am einfachsten in dem hypothetischen Urtheile von der Form: Wenn A ist, so ist B, wo die Gültigkeit des Nachsatzes (θέσις) durch die des Vordersatzes (ὑπόθεσις) bedingt ist. H. im

Digitized by Google

engern Sinne nennt man Voraussetzungen, welche man macht, um für eine Menge von Erscheinungen die Einheit eines Gesetzes und eines Erkenntnißgrundes zu finden, oder Versuche, die Lücken der Erfahrung durch Begriffe zu ergänzen und durch diese jene zu erklären. Dabei ist jedoch der Unterschied zu machen zwischen solchen Annahmen zur Erklärung von Thatsachen, welche selbst wieder Gegenstand einer möglichen Erfahrung sein können, und solchen, welche selbst niemals durch unmittelbare Erfahrung zu bestätigen sind und deshalb ihre Bewährung nur darin finden können, daß sie alle bekannten Erscheinungen ausnahmslos erklären, wie z. B. die Annahme der Atome in der neuern Naturwissenschaft. Je einfacher der zum Zwecke der Erklärung vorausgesetzte Gedanke ist, je leichter, vollständiger und consequenter sich aus ihm die zu erklärenden Erscheinungen ableiten lassen, desto besser und brauchbarer ist eine H. **Hülfshypothesen** nennt man solche Annahmen, die selbst wieder zur Sicherstellung einer H. dienen sollen; sie vermindern die Wahrscheinlichkeit der ganzen Erklärung. H., welche ihrem Zwecke vollständig genügen, können geradezu in den Rang wissenschaftlicher Lehrsätze eintreten, wie z. B. die H. der Bewegung der Planeten um die Sonne und der Gravitation der erstern gegen die letztere, auf welchen das System der modernen Astronomie ruht, während es der Physik in andern Gebieten noch nicht hat gelingen wollen, ihre H. über Licht, Wärme, Elektricität u. s. w. bis zu einer gleichen Evidenz und Genauigkeit auszubilden. Es liegt in der Natur der H., daß ihre Aufstellung oft auf einer glücklichen Combination, einem mehr oder weniger richtigen Blicke oder sog. Aperçu beruht, daher jede H. ihre Richtigkeit erst in ihrer Anwendung zu erproben hat. Solange sie diese Probe nicht bestand, oder eine solche Probe noch gar nicht mit ihr gemacht ist, bleibt sie von blos problematischem oder fraglichem Werthe. In diesem Sinne bedeutet **hypothetisch** so viel als ungewiß oder zweifelhaft, d. h. auf bloßen Voraussetzungen beruhend.

Hypsometrie oder **Höhenmessung**, s. Höhe.

Hyrkanien (zend. Behrkâna, altpers. Varkâna), eigentlich Wolfsland, hieß im Alterthum der schmale südl. Küstenstrich des Kaspischen Meers, am Nordabhange des Elbrus, einst Coronus. Unter den alten pers. Königen bildete es einen Theil Parthiens, wie dieses die Inschriften beweisen. Das Land wird von vielen kleinen Strömen und Bächen durchflossen, von denen der Syberis (jetzt Askar) und der Ochus (jetzt Dehasch) hervorzuheben sind; die durch die vom Gebirge in das Kaspische Meer strömenden Wasser machten die Thäler und Niederungen höchst ergiebig an Obst, Getreide und Wein. Die Berggegenden waren dagegen rauh und unfruchtbar. Die Bewohner waren wegen ihrer Wildheit verrufen. H. bildete einen Theil des Meder- und später des Perserreichs, riß sich unter den Parthern los, wurde einige Zeit unabhängig und behauptete seine Freiheit in vielen Kämpfen. Die Hauptstädte H.s waren Zadracarta, Hyrcania (vielleicht das heutige Djurdjân), Cusape (vielleicht Nischapur). H. ist das heutige pers. West-Gilan und Masenderan; die bedeutendste Stadt ist Asterabad am Kaspischen Meere.

Hyrkanus ist der Name zweier jüd. Hohenpriester und Fürsten aus dem Hasmonäischen Geschlechte. **Johannes H.**, Simon's Sohn, der 135—105 v. Chr. regierte, war anfangs von den Syrern abhängig. Bald wurde er jedoch selbstständig und unterwarf sich die Samaritaner; auch zwang er die Idumäer, sich an das Judenthum anzuschließen. Er knüpfte mit den Römern ein Bündniß, baute die starke Burg Baris an der nordwestl. Ecke des Tempelbergs und erweiterte sein Gebiet fast wieder bis an die alten Grenzen des Davidischen Reichs. Auch scheint er den Grund zu dem Synedrium (s. d.) gelegt zu haben. Ursprünglich ein Pharisäer, trat er später auf die Seite der Sadducäer. Er hinterließ bei seinem Tode fünf Söhne, von denen Aristobul und Alexander unter dem Titel von Königen regierten. — **H. II.**, Enkel des Vorigen, Alexander's Sohn, wurde 69 v. Chr. in Jerusalem zum Könige ausgerufen, trat aber, von seinem Bruder, Aristobul II., bekämpft, bald ins Privatleben zurück. Von dem Idumäer Antipater angereizt, suchte er nachmals mit Hülfe des Aretas von Petra den Thron wieder zu gewinnen, jedoch erfolglos, bis ihn Pompejus 63 v. Chr. zum Hohenpriester und Ethnarchen ernannte. H. besorgte nun den Tempel, Antipater die Regierung. Cäsar bestätigte ihm 47 v. Chr. seine erbliche Hoheprieſterwürde und machte den Antipater zum Procurator Judäas. Als Antigonus, Aristobul's Sohn, mit Hülfe der Parther König und Hoherpriester geworden, verstümmelte er H. durch einen Biß das Ohr, um ihn zum Hohenpriesteramte untauglich zu machen. Die Parther führten ihn 40 v. Chr. mit sich nach Seleucia.

Hyrtl (Jos.), ausgezeichneter Anatom, geb. 7. Dec. 1811 zu Eisenstadt in Ungarn, studirte zu Wien, wo er aus Liebe zu den Naturwissenschaften sich besonders mit Anatomie beschäftigte, sodaß er bereits 1833 als Prosector an der Universität Anstellung erhielt. Während der vier Jahre, die er diesen Posten bekleidete, arbeitete er fleißig an der Bereicherung des wiener

Digitized by Google

anatom. Muſeums, und nachdem er 1835 promovirt, wurde er ſchon 1837 zum Profeſſor der Anatomie in Prag ernannt, 1845 aber in gleicher Eigenſchaft nach Wien zurückberufen. Seit Mai 1847 zählt H. zu den Mitgliedern der kaiſerl. Akademie. Seine wiſſenſchaftlichen Arbeiten betreffen die Anatomie des Gehörorgans, verſchiedene Partien der feinern Gefäßlehre und der vergleichenden Anatomie, insbeſondere der Fiſche. Außer zahlreichen Abhandlungen in den «Medic. Jahrbüchern des öſterr. Kaiſerſtaats» u. ſ. w. gehören hierher die «Vergleichenden anatom. Unterſuchungen über das Gehörorgan des Menſchen und der Säugethiere» (Prag 1845), «Lepidosiren paradoxa» (Prag 1845), «Beiträge zur vergleichenden Angiologie» (Wien 1850), «Beiträge zur Morphologie der Urogenitalorgane der Fiſche» (Wien 1850), «Das uropoëtiſche Syſtem der Knochenfiſche» (Wien 1852) u. ſ. w. Die weiteſte Verbreitung unter ſeinen Schriften haben jedoch gefunden das faſt in alle lebenden Sprachen überſetzte «Lehrbuch der Anatomie des Menſchen» (1. Aufl., Prag 1846; 13. Aufl. 1875) und das «Handbuch der topogr. Anatomie» (2 Bde., Wien 1847; 6. Aufl. 1871), mit dem er dieſe Richtung der Anatomie in Deutſchland begründete. Außerordentliche Verdienſte hat ſich H. ferner um den techniſchen Theil der anatom. Wiſſenſchaft erworben. Sehr geſchätzt iſt ſein «Handbuch der praktiſchen Zergliederungskunſt» (Wien 1860). Seine mikroſkopiſchen Injectionspräparate, die alles in dieſem Fach Geleiſtete an Schönheit übertreffen, ſind außerordentlich verbreitet; ebenſo berühmt ſind ſeine Gehör- und Hodenpräparate geworden. Das ausgezeichnete Muſeum für vergleichende Anatomie zu Wien wurde von H. gegründet und auch beſchrieben (Wien 1869). Als Rector der wiener Hochſchule veröffentlichte er bei deren 500jähriger Jubelfeier die Feſtſchrift «Cryptobranchus Japonicus» (Wien 1865).

Hyſterie (vom griech. ὑστέρα, Gebärmutter), Mutterplage, Mutterſtaupe, iſt eine Krankheit mit Störung der Empfindlichkeit (Senſibilität), der Bewegung (Motilität), der geiſtigen Functionen und der Ernährung, welche faſt nur bei Frauen und zwar in der Zeit der Geſchlechtsreife eintritt. Die Senſibilitätsſtörung zeigt ſich entweder als allgemeine Erhöhung der Reizbarkeit (Hyperäſtheſie) in einer Steigerung der Schärfe der Sinne, die häufig Quelle großen Unbehagens wird, ferner in Idioſynkraſien oder auch in einem Zuſtande anhaltender Erregung gewiſſer Nervengebiete. Andererſeits macht ſich häufig Empfindungsloſigkeit geltend. Die Hyperäſtheſie, welche gewöhnlich als Nervenſchwäche bezeichnet wird, verleiht den Kranken eine oft außerordentliche, ans Wunderbare grenzende Schärfe der Sinne. Dieſelben nehmen durch den Geruch, das Gefühl, das Gehör Unterſchiede wahr, welche Geſunden völlig entgehen; Licht iſt ihnen zu hell, eine Farbe zu grell, ein Geruch zu ſtark, ein Geräuſch unerträglich, die Geſunde gewöhnlich finden. Außerdem lieben ſie Sinneseindrücke (z. B. Gerüche), die Geſunden zuwider ſind, während ſie ſolche, die Geſunden angenehm, widerlich finden. In (meiſt einſeitigem) Kopfſchmerz, oft heftigſtem Gelenkſchmerz, Flimmern vor den Augen, Brauſen in den Ohren, anhaltenden unangenehmen Geruchsempfindungen macht ſich die Nervenerregung geltend. Aber auch die Empfindungsloſigkeit iſt oft ſo groß, daß ſich dieſe Kranken ohne Schmerzensäußerung ſtechen, brennen laſſen. Daneben haben ſie eine verkehrte Wahrnehmung von innern Organen: Herzklopfen, erſchwertes Athmen, abnorme Gefühle im Magen, Durſt. Krämpfe und Lähmung ſind nicht ſelten, ſchwinden aber oft überraſchend ſchnell. Mit großer Leichtigkeit tritt bei ihnen Wechſel der Stimmung ein, doch ſind ſie meiſt traurig. Als eigenthümliche pſychiſche Erſcheinung macht ſich auch eine Neigung zu Uebertreibungen und zu Betrug geltend, während das Denkvermögen ſich in geſunder Weiſe äußert. Im Somnambulismus (ſ. d.) findet die Krankheit den höchſten Grad ihrer Ausbildung. Neben der H. kommen oft Krankheiten der Geſchlechtsorgane vor, und dieſe ſind häufig die Urſache derſelben. Doch iſt dies nicht immer der Fall, und auch nicht jede Geſchlechtskrankheit macht hyſteriſch. Man findet die H. häufig bei kinderloſen, unglücklich verheiratheten Frauen, Witwen und alten Jungfrauen, und hier iſt, wenn nicht Geſchlechtskrankheiten vorliegen, das niederſchlagende Bewußtſein eines verfehlten Lebens als Urſache anzuſehen. Die Nichtbefriedigung oder unnatürliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes trägt an der Krankheit viel ſeltener die Schuld, als oberflächliche Aerzte behaupten. Oft iſt die Anlage zur H. angeboren, auch wird dieſe allgemeine Störung des Nervenlebens durch Blutarmuth hervorgerufen. Wo ſich die Grundurſache nicht heben läßt, iſt verſtändiger Zuſpruch, geregeltes, thätiges Leben oft von großem Vortheil; der Krankheit wird in vielen Fällen durch eine vernünftige Erziehung vorgebeugt.

Hyſteron Proteron (griech., d. h. das ſpätere vorn) heißt eine grammatiſch-rhetoriſche Figur, die darin beſteht, daß Satztheile und die durch ſie ausgedrückten Begriffe nicht in ihrer natürlichen oder richtigen zeitlichen Anordnung aufgeführt werden, ſondern was der natürlichen

Digitized by Google

Anordnung oder Zeit nach an zweiter Stelle stehen sollte, vorangestellt wird; es geschieht dies häufig dann, wenn der in einfach logischer Folge zuletzt kommende Begriff für den Sprechenden der wichtigere und deswegen mehr hervorzuhebende ist. Ein Beispiel gibt der homerische Vers: «Beide, nachdem sie erzog und gebar die göttliche Mutter.»

J.

J, der neunte Buchstabe unsers Alphabets, ist das Zeichen eines Vocals, der mit a und u zu den Grundvocalen des indogerman. Vocalsystems gerechnet wird (a, i, u); jedoch entspricht bei weitem nicht jedes i der vorhandenen einzelnen Sprachen diesem Grundvocal i: so ist jedes lange i unursprünglich, entweder in der Entwickelung der Sprache aus kurzem i gedehnt oder aus dem Diphthongen ai, ei entstanden, z. B. lateinisch dīco aus deico, mittelhochdeutsch beliben, blîben (unser «bleiben») = goth. bileiban. Aber auch die kurzen i sind vielfach erst aus weiterer Schwächung eines e, das seinerseits immer auf ursprünglichem a beruht, hervorgegangen; so ist z. B. im Deutschen jedes i, dem in andern Formen des Wortes ein a gegenübersteht, aus e hervorgegangen (z. B. «binden», «band»); die vergleichende Grammatik untersucht daher in jedem einzelnen Falle den Ursprung des i. Das i wirkt von allen Vocalen am meisten auf umgebende Laute, namentlich auf Vocale; so bringt es in vielen Sprachen mittels der sog. Exantheſe in die vorhergehende Silbe ein und bewirkt Diphthongisirung oder Umlaut des Vocals dieser Silbe: auf diese Weise sind im Deutschen die Vocale e, ä aus a, ö aus o, ü aus u, äu aus au entstanden. Dieselbe Wirkung übt das mit i häufig wechselnde und ihm nahe verwandte consonantische jod; daher z. B. althochdeutsch mahtîg, mittelhochdeutsch mehtic, unser «mächtig», goth.-althochdeutsch huljan, unser «hüllen». In manchen Sprachen bewirkt i (mit andern sog. palatalen Vocalen, namentlich e) auch eine Verwandlung der Consonanten (z. B. italienisch cibo, sprich tschibo, aus lat. cibus, welches die Römer kibus sprachen). Der Buchstabe i unsers Alphabets ist wie alle unsere Buchstaben aus der lat. Schrift entnommen; da diese aus der griechischen, die griechische aus der phönizischen stammt, geht es also im letzten Grunde auf das phöniz. jod zurück, das sowol den Consonanten jod, wie den Vocal i ausdrückt. — Als Abbreviatur steht I für imperator; I. C. bei den Römern für Julius Cäsar, bei den Christen für Jesus Christus; i. e. für id est; i. p. (i.) für in partibus (infidelium); I. U. D. für Juris utriusque doctor; ICtus für Juris consultus; ICti für Juris consulti. In der Chemie ist I das Zeichen für Jod, In für Indium, Ir für Iridium. Auf deutschen Reichsmünzen bezeichnet I den Münzort Hamburg, auf ältern franz. Münzen: Limoges.

Jamblichus, neuplatonischer Philosoph, aus Chalcis in Cölesyrien, war ein Schüler des Porphyrius und starb um 330 n. Chr. Durch ihn artete die neuplatonische Philosophie in Dämonologie und Theurgie aus, weshalb er auch bei seinen Schülern den Ruf eines Geisterbeschwörers und Wunderthäters erhielt. An dem Kaiser Julian fand er, als Vertheidiger des alten Götterglaubens, einen begeisterten Verehrer, was dazu beitragen mochte, ihm den Beinamen des Göttlichen zu geben. Von seinen vielen Schriften sind nächst einigen mathematischen noch übrig ein Bruchstück des Lebens des Pythagoras, über den er manches Seltsame und Fabelhafte berichtet, und eine Ermahnung zur Philosophie, beide von Kießling (Lpz. 1813 u. 1815) herausgegeben. Auch wird ihm eine Schrift über die ägypt. Mysterien, herausgegeben von Parthey (Berl. 1857), beigelegt, deren Echtheit aber verdächtig ist.

Jambus (griech.) heißt in der Metrik ein aus einer kurzen und langen Silbe (⏑ –) bestehender Versfuß, als dessen Erfinder der griech. Dichter Archilochus galt, der ihn schon völlig ausgebildet in seinen Schmähgedichten angewendet hat. Die Versthebung (Arsis) liegt auf der Länge. Jambische Verse werden nach Dipodien (Doppelfüßen ⏑ ⏓ ⏑ ⏓) gemessen. Der bekannteste iambische Vers ist der Trimeter (nach den drei Dipodien benannt) oder Senarius (nach den sechs Füßen), der Vers des Dialogs im antiken Drama. Die gewöhnliche Cäsur liegt nach der Thesis des dritten Fußes (⏑ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑ | ⏓ ⏑ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑ ⏓), doch kann sie auch nach der Thesis des vierten fallen. Statt des J. kann im ersten Fuße jeder Dipodie, also in allen Versfüßen ungerader Zahl (1, 3, 5) der Spondeus (– –) stehen; außerdem hat der iambische Vers, einer der beweglichsten unter den antiken Versarten, noch manche andere Freiheiten: der J. kann durch den Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑), der Spondeus wieder durch den Daktylus (– ⏑ ⏑) oder Anapäst (⏑ ⏑ ⏓) vertreten werden.

Digitized by Google

Janthe ist der Name eines Asteroiden, s. Planeten.

Japetus, Titane, Sohn des Uranos und der Gäa, zeugte mit der Tochter seines Bruders Okeanos, Klymene (nach Apollodor mit Asia), den Atlas, Prometheus, Epimetheus und den Menötios. Als Vater des Prometheus steht er an der Spitze der hellenischen Stammtafel.

Jason, ein Heros des alten Griechenland, war der Sohn des Aeson, Königs von Iolkos in Thessalien, und der Polymede, nach andern der Polymele, Alkimede oder Polypheme, und hatte den Centaur Chiron zum Lehrer. Schon als Jüngling wohnte er der Eberjagd bei Kalydon bei. Als sein Vater, noch ehe J. volljährig geworden, die Regierung niederlegte, übernahm sie als Vormund Pelias, J.'s Oheim. Die Veranlassung zu J.'s Zuge nach Kolchis war der gewöhnlichen Sage nach folgende: Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Poseidon (Neptun) alle seine Verwandten, folglich auch den J. einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Iolkos an den Fluß Anauros kam, fand er die Here (Juno) in Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. J. that dies, ließ aber den einen seiner Schuhe im Schlamme zurück. So kam er zum Pelias, der sich darüber entsetzte, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den J., was er wol mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Here antwortete J., er würde ihn nach Kolchis schicken, um das Goldene Vlies wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt J. nun selbst vom Pelias. Nach andern hatte Pelias seinem Bruder Aeson den Thron geraubt. Als J. volljährig geworden, ging er in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Iolkos an den Hof des Pelias. Auch nach dieser Sage kam J. nur mit einem Schuh bei dem Pelias an. Als Pelias, der ihn nicht kannte, sich nach seiner Herkunft erkundigte, antwortete er freimüthig, er sei Aeson's Sohn, ließ sich dann die Wohnung seines Vaters zeigen und feierte daselbst mit seinen Verwandten Pheres, Amythaon, Admetos und Melampus fünf Tage lang das Fest des Wiedersehens. Hierauf gingen sie zu Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias antwortete, daß er bereit sei, dasselbe J. zu überlassen, wenn dieser zuvor das Goldene Vlies wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde. Auf der Fahrt dahin (s. Argonauten) zeugte J. mit der Hypsipyle auf Lemnos zwei Söhne. Von Medea (s. d.) unterstützt, vollführte er dann seine Aufgabe und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Umherirren in die väterliche Heimat zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Aeltern und seines Bruders durch den von Medea listig bewirkten Tod des Pelias. Dennoch gelangte er nicht auf den Thron von Iolkos. Freiwillig oder gezwungen überließ er denselben dem Akastos, dem Sohne des Pelias, und zog mit seiner Gemahlin nach Korinth. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichsten Ehe, bis J., der Medea überdrüßig, sich entschloß, Glauke, nach andern Kreusa, die Tochter des korinth. Königs Kreon, zu heirathen und seine Gemahlin und Kinder zu verstoßen. Doch Medea rächte sich schrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als J. sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum König Aegeus in Athen, nachdem sie zuvor ihre mit J. erzeugten Kinder getödtet hatte. Nach einigen soll J. hierauf sich aus Verzweiflung getödtet haben. Nach andern wurde er am Meeresufer von einem auf ihn herabstürzenden Stück der Argo, des Schiffs, welches ihn nach Kolchis gebracht hatte, erschlagen. Noch andere erzählen, er sei später mit Medea ausgesöhnt, mit ihr nach Kolchis zurückgekehrt und habe nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Thron bestiegen.

Jatrochemiker oder Chemiatriker nennt man die Anhänger eines medic. Systems, welches die Vorgänge im gesunden und kranken Körper sowie die Wirkungen der Heilmittel auf chem. Vorgänge zurückzuführen strebt. Eine solche ärztliche Schule wurde schon im 16. und 17. Jahrh. von Paracelsus und Helmont vorbereitet, von Franz Sylvius sowie von G. E. Stahl eigenartig weitergebildet. Man versuchte die chem. Vorgänge im Thierkörper auf Gärungsprocesse zurückzuführen, war aber wegen der mangelhaften Kenntniß der chem. Processe und des Wesens der Gärung nicht im Stande, die aufgestellten Theorien sicher zu begründen. Die gewaltigen Fortschritte jedoch, welche die Neuzeit in der Chemie überhaupt und in der Zoochemie im besondern gemacht hat, bahnen endlich eine Lösung des großen Problems der Erklärung der chem. Erscheinungen im lebenden Thiere mit Erfolg an. Die physiol. und pathol. Chemie ist daher die natürliche Ergänzung der physiol. und pathol. Physik.

Jatromathematiker nannte man im Alterthum diejenigen Aerzte, welche noch neben ihrem eigentlichen Berufe mathem. Wissenschaften, besonders Astronomie und Astrologie trieben und wol auch diese beiden Wissenschaften aus eigenem Aberglauben oder, um sich mehr Ansehen zu

Digitized by Google

verschaffen, mit der Medicin verbanden, ohne gerade in die Klasse der Magier zu gehören. In der neuern Zeit bedeutet dieser Name, welchem der der Iatromechaniker oder Iatrophysiker gleichsteht, die Anhänger einer eigenen medic. Schule, welche die Gesetze der Physik im lebenden gesunden und kranken menschlichen Körper als das hauptsächlich wirksame Moment nachzuweisen suchte. Die ältere Schule dieses Namens feierte ihren Haupttriumph in der durch Harvey gemachten Entdeckung des Blutkreislaufs. Schon Santorio Santori in Venedig, gest. 1636, stellte physiol. Versuche zur Entdeckung der physik. Gesetze im thierischen Körper, insbesondere zahllose genaue Messungen und Wägungen zur Bestimmung der Hautausdünstung, der thierischen Wärme, des Stoffumsatzes und des Kreislaufs an, und nach ihm erklärte Borelli in dem nach seinem Tode (1679) erschienenen Buche «De motu animalium» (Rom 1680) die Processe im lebenden Organismus nach den Gesetzen der Statik und Hydraulik, indem er ihn mit einer einfachen Maschine verglich. Borelli's System fand seine meisten Anhänger in Italien, unter denen besonders Bellini, gest. 1713, und Baglivi, gest. 1706, zu nennen sind, und in England, wo besonders James Keil, Jurin, Georges Cheyne begeisterte Verbreiter der neuen Lehre waren. In Frankreich wurde dieselbe von Einzelnen nur zum Theil angenommen und in Deutschland nur der Hauptidee nach andern Systemen, z. B. dem von Boerhaave, F. Hoffmann, zu Grunde gelegt. Doch war die damalige Physik noch zu arm an Thatsachen, als daß sie Ausreichendes und Dauerndes für die Begründung der ärztlichen Wissenschaften hätte liefern können. Die neuere, durchaus auf unzweifelhafte mathem. Sätze begründete Physik bietet dessen um so mehr und ist daher auch zu diesem Zwecke allseitig angewendet worden. Die medic. Wissenschaft der Gegenwart constatirt, daß eine Menge der wichtigsten Vorgänge im gesunden und kranken menschlichen, thierischen (und pflanzlichen) Organismus rein auf physik. (beziehentlich chemischen) Vorgängen beruht und nach physik. Gesetzen vollständig erklärbar ist.

Jaxartes, der alte Name für den Sir-Darja (s. d.).

Ibarra (Joachim), geb. zu Saragossa 1726, gest. in Madrid als Hofbuchdrucker 23. Nov. 1785, erwarb sich das Verdienst, in Spanien die Buchdruckerkunst auf eine sehr hohe Stufe der Vollkommenheit zu erheben. Aus seinen Pressen gingen Prachtausgaben der Bibel, des «Mozarabischen Missals», der «Geschichte Spaniens» von Mariana (2 Bde., 1780), des «Don Quixote» (2 Bde., 1780) und der span. Uebersetzung des Sallust (1772), welche den Infanten Don Gabriel zum Verfasser hatte, hervor. Da er Spanien nie verlassen hatte, so war er zumeist auch der Erfinder aller seiner Verbesserungen im Buchdruck.

Ibarra, Hauptstadt der Provinz Imbabura in der südamerik. Republik Ecuador, liegt auf einer schönen Hochebene mit mildem Klima, 2225 Mt. über dem Meere, 15 Kilom. im Süden des Rio Chota. Die Stadt besitzt vier Kirchen, eine höhere und drei Elementarschulen in ehemaligen Klöstern, ein Regierungsgebäude und ein Hospital und zählt ungefähr 13,000 E., die sich mit Landbau, Viehzucht und Woll- und Baumwollweberei beschäftigen. Die Stadt wurde 1597 durch den Präsidenten von Quito, D. Alvaro de Ibarra, angelegt.

Ibbenbüren, Stadt im Kreise Tecklenburg des Regierungsbezirks Münster der preuß. Provinz Westfalen an der Zweigbahn Osnabrück-Rheine der Hannoverischen Staatsbahn, ist Sitz einer Berginspection und zweier Kreisgerichtscommissionen und zählt (1875) 3752 E. Die Stadt liegt zwischen Ausläufern des Teutoburgerwaldes, die hier eine reiche Ausbeute an Steinkohlen, Kohlensandstein, Eisenerz, Galmei, Bleierz und Kalkstein gewähren. Außerdem sind daselbst vorhanden eine Stärkefabrik, zwei Glashütten für Hohlglas und zwei mechan. Staffelwebereien. I. gehörte früher zur Diöcese Osnabrück, kam als zur Grafschaft Lingen gehörig 1555 durch Schenkung an Philipp von Spanien, wurde 1632 von Friedrich Heinrich von Oranien erobert und fiel 1703 an Preußen. — Die Landgemeinde I. hat 5306 E.

Iberer (lat. Ibēri, Ibēres) hieß im Alterthum ein Volk, welches nicht nur ganz Spanien und Lusitanien, sondern auch das südl. Gallien (Aquitanien) und die nordwestl. Küsten und Inseln des Mittelmeers bis zum untern Rhône hin bewohnte und mit seinen verschiedenen Unterabtheilungen einen ganz selbstständigen und eigenthümlichen Völker- und Sprachstamm bildete, als dessen letzte Reste die heutigen Basken (s. d.) zu betrachten sind. Wie die Untersuchungen von W. von Humboldt und neuerdings von Kiepert bekundet haben, läßt sich der größte Theil der auf uns gekommenen iber. Orts- und Personennamen noch zur Genüge aus dem Baskischen erklären. Auf der Pyrenäischen Halbinsel (von den Alten auch häufig Iberia genannt) zerfielen die I. in eine bedeutende Anzahl kleiner theils monarchisch, theils republikanisch regierter Völkerschaften, deren Culturstufe jedoch eine sehr verschiedene war. Ackerbau und Viehzucht stand in vielen Gegenden in Blüte. Unter den Industriezweigen hatte namentlich die künst-

Digitized by Google

lerische Bearbeitung der Metalle eine hohe Stufe erreicht, und der Bergbau wurde ziemlich schwungvoll betrieben. Die I. hatten eine weitverbreitete nationale Schrift, die sich in zwei Hauptarten spaltete und deren Ursprung in sehr frühe Zeit hinaufzureichen scheint. Für die gebildetste iber. Völkerschaft galten die Turdetaner im untern Andalusien, welche geschichtliche Aufzeichnungen, alte Heldenlieder und geschriebene Gesetze besaßen. Auch die Turduler, die einen Theil Lusitaniens innehatten, standen auf einer ziemlich hohen Bildungsstufe. Für den kriegerischsten Stamm galten die Cantabrer im Norden Altcastiliens, welche durch ihre letzten Kämpfe mit den Römern (24—18 v. Chr.) berühmt geworden sind. Als die Vorfahren der Basken sind die Vasconen mit den Vardulern und Caristiern zu betrachten. Die Celtiberer waren durch Mischung von I. mit eingewanderten Celten entstanden. Mit den Karthagern standen die I. in einem lebhaften Handelsverkehr, durch welchen ihnen auch mancherlei fremde Culturelemente zugeführt wurden. Iber. Söldner bildeten einen bedeutenden Theil der karthaginiens. Heere. Die röm. Cultur fand bei den civilisirtern Völkerschaften bald festen Fuß, sodaß die Latinisirung der Pyrenäischen Halbinsel verhältnißmäßig rasch vor sich ging. Unter den auf uns gekommenen Resten der altiber. Cultur sind besonders eine ziemliche Anzahl Münzen hervorzuheben, die Boudard in der «Numismatique ibérienne» (Par. 1859) beschrieben hat. — Iberia hieß bei den Alten auch die fast rings von Gebirgen umschlossene, vom Flusse Cyrus, jetzt Kur, durchströmte, an Getreide, Oel und Wein fruchtbare Ebene des kaukas. Isthmus, die im N. durch den Kaukasus vom Lande der Sarmaten geschieden, im W. an Kolchis, im S. an Armenien, im O. an Albania grenzte und die jetzt den Namen Georgien (s. d.) oder Gruſien trägt. Die Einwohner, die Iberer, trieben vornehmlich Ackerbau und schieden sich in vier Kasten: Edle, Priester, Krieger, Ackerbauer und Sklaven. Bekannt wurde ihr Land durch den Feldzug des Pompejus 65 v. Chr. Dauernd stand es unter röm. Herrschaft von Trajan bis nach dem Tode Julian's, wo es im 4. Jahrh. n. Chr. der pers. König Sapor II. unterwarf.

Iberische Halbinsel wird die Pyrenäische Halbinsel (Spanien und Portugal) nach dem Volke der Iberer (s. d.) genannt.

Ibis nennt man eine Gattung storchartiger Stelzvögel mit langem, nach unten gebogenem Schnabel und nacktem Kopfe, deren zahlreiche, meist schön gefärbte Arten nur in warmen Gegenden wohnen. Am bekanntesten ist der heilige I. (Ibis religiosa), etwa 40 Ctmt. hoch, ganz weiß bis auf die Flügelspitzen, Schnabel, Kopf, Hals und Füße, welche schwarz sind. Er wurde von den alten Aegyptern heilig gehalten und nach dem Tode einbalsamirt. Er war das Symbol des Thoth, des ägypt. Hermes, des Gottes der Weisheit und aller Kenntniß, daher dieser Gott auch häufig unter dem Bilde des I. verehrt oder mit einem Ibiskopfe dargestellt wurde, wie auch sein hieroglyphischer Name jederzeit mit diesem Vogel geschrieben wird. In den Tempeln des Thoth pflegten mehrere I. unterhalten zu werden, und die Schonung dieser Vögel war so allgemein, daß sie, wie berichtet wird, in den Städten unbeläſtigt auf den Straßen umherliefen. Gegenwärtig sind sie im ganzen Lande äußerst selten, dagegen südlich von Chartum häufig. Der Vogel nährt sich vorzugsweise von Insekten.

Ibrahim-Pascha, der adoptirte Stiefsohn Mehemed-Ali's (s. d.), geb. 1789, hatte als wichtigster Feldherr desselben einen bedeutenden Antheil an der Befestigung und Erweiterung des in Aegypten begründeten Vasallenstaats. Nachdem er 1819 die Wechabiten gezüchtigt, und später die von seinem Vater dem Sultan gegen die aufständischen Griechen der Morea gesandten Hilfstruppen geführt, besiegte er in einem Kriege gegen die Pforte 1832 die türk. Armeen bei Homs, Beilan und Konieh und erzwang 1833 einen Frieden, durch den die Pforte Syrien an Mehemed-Ali abtreten und ihn selber zum Administrator von Cilicien ernennen mußte. Auch als nach acht Jahren der Krieg von neuem ausbrach, schlug I. das türk. Heer bei Nisſib dergestalt aufs Haupt, daß ohne die Einmischung der Mächte der Krieg sofort sein Ende gefunden haben würde. Da aber I. als Statthalter Syriens sich keine Sympathien im Volke erworben, so gelang es, die Bewohner gegen ihn aufzuwiegeln. Seine Stellung wurde ganz unhaltbar, als eine engl.-österr.-türk. Flotte an der syr. Küste erschien, und nur mit der größten Anstrengung brachte er einen kleinen Rest seiner Armee nach Aegypten zurück, worauf sämmtliche Früchte des Friedens von 1833 verloren gingen. Er starb zu Kairo 9. Nov. 1848, ein Jahr vor Mehemed-Ali, welcher ihm von der Pforte die Thronfolge im Vicekönigthum erwirkt hatte.

Ibraila, Stadt in Rumänien, s. Braila.

Ibsen (Henrik), namhafter norweg. Dichter, wurde zu Skien 20. März 1828 geboren. Seine hohe dichterische Begabung hatte sich schon durch das Drama «Catilina» kundgegeben, als er 1850 seine Stellung als Pharmaceut aufgab um in Christiania den Studien obzuliegen.

Digitized by Google

Im folgenden Jahre erhielt er eine Anstellung als Instructeur an dem von Ole Bull gegründeten Nationaltheater zu Bergen, die er 1857 mit einem ähnlichen Posten in Christiania vertauschte. Während dieser Zeit erschienen in rascher Folge die Dramen «Gildet paa Solhoug» (1856), «Fru Inger til Österaad» (1857), «Härmändene paa Helgeland» (1858) und «Kjärlighedens Comoedie» (1862). Er unternahm 1863 mit öffentlicher Unterstützung eine Reise ins Ausland, die sich bis nach Rom erstreckte; seit 1866 genießt er eine vom Storthing bewilligte Dichtergage. Dieser Periode gehören die Dramen: «Kongsemnerne» (1864), «Brand» (1866), «Peer Gynt» (1867) und «De Unges Forbund» (1869) an, von denen mehrere auch im Auslande zur Aufführung kamen. Eine Sammlung schöner «Lyriske Digte» erschien 1871; sein neuestes Werk war «Keiser og Galiläer» (1875). J. ist ein Geist voller Zweifel, Kummer und unbefriedigter Sehnsucht. Namentlich zeigt er dies in seinen jüngsten Dramen, wo er mit Menschenkenntniß die Zustände der Gegenwart behandelt und mit Ironie die Fehler der Zeit geißelt.

Ibykus, griech. Lyriker und Zeitgenosse des Anakreon, zu Rhegium in Unteritalien geboren, kam in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr. an den glänzenden Hof des Polykrates nach Samos. Einer Sage nach, die auch Schiller in seiner schönen Ballade «Die Kraniche des I.» behandelt hat, wurde er auf einer seiner Reisen von Räubern überfallen und ermordet. Seine Drohung, daß die Kraniche, welche während dieser ruchlosen That in der Luft vorbeizogen, ihn einst rächen würden, ging zu Korinth in Erfüllung. Als nämlich dort ein Zug Kraniche sich sehen ließ, sprach einer der Mörder zum andern: «Siehe da die Rächer des I.!» Einer der Umstehenden hörte dies und zeigte es der Obrigkeit an, welche die Räuber, nachdem sie die That gestanden, hinrichten ließ. Von I. erwähnen die Alten sieben Bücher lyrischer Gedichte in dem dorisch gefärbten epischen Dialekte, welche heroisch-erotischen Inhalts waren und sich durch Glut der Phantasie und Leidenschaft auszeichneten, wie die noch vorhandenen Bruchstücke beweisen. Sie finden sich am besten gesammelt und kritisch bearbeitet in Bergk's «Poetae lyrici Graeci» (3. Aufl., Thl. 3, Lpz. 1867); mit deutscher Uebersetzung hat sie Hartung, «Griech. Lyriker» (Bd. 5, Lpz. 1856) herausgegeben.

Ich bezeichnet im allgemeinen das Selbstbewußtsein der sich selbst als solche erkennenden geistigen Person. Während das Kind anfänglich von sich wie von jedem Andern in der grammatisch sog. dritten Person spricht, beginnt es plötzlich die Einheit des Subjects und des Objects in diesem einzigen Falle zu begreifen und sein eigenes Selbst zu erfassen, von welchem Augenblick an es sich als eine sich selbst gleichbleibende Person dem Wechsel seiner Zustände gegenüberstellt. Den Inhalt dieser Ichvorstellung bildet bei jedem Einzelnen das System seiner constanten Vorstellungen, unter welchen anfangs diejenige des eigenen Körpers die wichtigste ist, später aber die festgewordenen Formen des geistigen und sittlichen Lebens die Hauptrolle spielen. Das Ich ist somit das letzte und höchste, das concentrirteste und innerlichste Product der psychol. Bewegung, und es bildet seinerseits wieder den vielseitigsten und mächtigsten Ausgangspunkt aller höhern Formen des psychischen Lebens. Diesem «empirischen Ich» gegenüber hat die deutsche Philosophie in Kant und namentlich in Fichte (s. d.) von einem «absoluten oder transscendentalen Ich» gesprochen und darunter das gesetzmäßige Wesen der Weltvernunft verstanden, welche, sich selbst der einzige Gegenstand ihrer Thätigkeit, der Urquell alles vernünftigen Lebens, d. h. des gesammten Weltprocesses, sein sollte. (S. Deutsche Philosophie.)

Ichneumon, auch Pharaonsratte (Herpestes Ichneumon), zu der Familie der Stinkratzen gehörig, findet sich an der ganzen Nordküste von Afrika, besonders in Aegypten, wo das Thier arabisch Nims genannt wird. Es führt seinen griech. Namen von dem Aufsuchen (ἰχνεύεσθαι) und Nachstellen kleiner Thiere, wie Vögel, Mäuse, Schlangen, welche dieses mit dem Schwanze etwa 1 Mt., ohne ihn nur 60 Ctmt. lange Raubthier mit vieler Geschicklichkeit fängt und verzehrt. Auch Eier liebt es. Die alten Aegypter fabelten, daß es besonders den Krokodileiern nachstelle und den Krokodilen selbst in den offenen Rachen schlüpfe und sie so tödte. Nach Diodor und Strabo wurde es an einzelnen Orten deshalb verehrt und einbalsamirt. Heute ist es den Fellahs als Hühner- und Eierdieb ebenso verhaßt, wie unsern Landleuten der Marder. In den ältesten memphitischen Gräbern ist es häufig abgebildet, wie es den jungen Vögeln in ihren Nestern nachstellt. — I. heißen auch unter den Insekten gewisse Wespenarten, die andere Insekten, besonders Raupen, anstechen und ihre Eier hineinlegen, sodaß die sich entwickelnden Larven die innern Organe verzehren.

Ichthyophagen (griech., d. i. Fischesser) hießen bei den Alten namentlich zwei Völker, eins in Gedrosien, dem heutigen Balutschistan, am Arabisch-Persischen Meere, und ein anderes in Aethiopien am Arabischen Meerbusen. Den Namen erhielten sie ohne Zweifel von ihrer

Digitized by Google

Ernährungsweise, sowie man noch gegenwärtig Völker, die sich hauptsächlich von Fischen und andern Wasserthieren ernähren, in culturhistor. Hinsicht unter diesem Namen begreift.

Ichthyosaurus (griech., d. i. Fischechse), eine ausgestorbene Gattung von Reptilien, deren Ueberreste namentlich in der Liasformation Deutschlands und Englands vielfach vorkommen. Der Kopf dieser Thiere ist sehr groß, die langen Kiefer mit mehrern hundert gefalteten Kegelzähnen bewaffnet, die ungeheuern Augen in ähnlicher Weise wie die der Vögel mit einem Knochenringe umgeben, der Hals sehr kurz, der Bauch dick, der Schwanz sehr lang. Statt der Füße besaßen diese Thiere Flossen, in ähnlicher Weise wie die der Wale gestaltet. Sie lebten im Meere, nährten sich von Fischen und erreichten 10 und mehr Meter Länge. Man findet im Lias ganze Schichten, die beinahe nur aus versteinerten Excrementen (Koprolithen) dieser Thiere bestehen, und in denen man noch die Schuppen und die Gräten von den Fischen erkennen kann, die sie gefressen haben. Die wichtigsten Fundstätten von Ichthyosaurier-Resten sind: Boll in Würtemberg, Banz bei Bamberg und Lyme-Regis an der Südküste von England.

Icolmkill, eine kleine Hebrideninsel, s. Iona.

Iconium, griech. Ikonion, im Alterthum die Hauptstadt der kleinasiat. Landschaft Lycaonien, in der röm. Kaiserzeit als Colonie bezeichnet, im Mittelalter vom 11. bis 13. Jahrh. Mittelpunkt des gleichnamigen Seldschuken-Sultanats oder des Reiches Rum, gegenwärtig unter dem Namen Kónia oder Konija Hauptstadt des Vilajets Karaman (s. Karamanien), auf der großen, weithin verödeten Lycaonischen oder Hochebene von Konia, in 1200 Mt. Seehöhe, 340 Kilom. im Südosten von Kjutahia, auf der Straße vom Bosporus nach Syrien gelegen, ist durch diese Lage als Karavanenstation sowie als Sitz des türk. Generalgouverneurs noch immer ein bedeutender Ort mit etwa 35,000 E. und erscheint auch äußerlich durch die zahlreichen Moscheen und andere öffentliche Gebäude noch imposant. Gleichwol gehört auch dieser Ort zu den verfallenen Städten Kleinasiens und hat von seiner frühern Herrlichkeit nur weite Trümmermassen aufzuweisen. Der jetzige Ort liegt zur Hälfte außerhalb der alten Ringmauern und besteht nur aus einstöckigen Lehmhäusern ohne Anstrich. Der Bazar, aus ärmlichen Breterbuden zusammengesetzt, bietet fast nur engl. und schweiz. Kattune, nürnberger Waaren u. s. w. Die Industrie ist längst erstorben. Der schönste Bau ist die ehemalige Hofmoschee, mit einem hohen, schlanken, porzellanbekleideten Minaret. Groß ist die Zahl der Gräber von Heiligen und Scheikhs, darunter das wunderthätige Grüne Grabmal des Mevlana Dschelâl-eddin-Rûmi, des großen mystischen Dichters und Stifters der drehenden Derwische, ein weitläufiges Gebäude mit Kuppeln und hoher Porzellanspitze, inmitten schattiger Gärten und Arcadengänge, welche zahllosen Derwischen zur Wohnung dienen. Von der Burg oder der alten Residenz, die auf einem Hügel noch innerhalb der Stadt liegt, ist wenig mehr vorhanden. Unter der Burg liegt noch ziemlich wohlerhalten eine zweite Citadelle von schönster Construction, die früher als Staatsgefängniß diente. Die Stadt J. spielte namentlich im Mittelalter eine Rolle. In ihr predigten Paulus und Barnabas das Evangelium, und 235 fand hier eine christl. Synode statt, die sich vornehmlich mit der Gültigkeit der Ketzertaufe beschäftigte. Die Stadt wurde 708 von den Arabern erobert und dem Khalifat einverleibt. Seit 1097 machte Kilidsch-Arslan, der zweite Beherrscher des Seldschukenreichs Rum, J. zu seiner Residenz. Am 7. Mai 1190 erfocht hier Kaiser Friedrich Barbarossa einen Sieg über die Seldschuken und nahm 18. Mai die Stadt, nicht aber die Burg ein. Seit 1244 wurden die Sultane von J. von den Mongolen ein- und abgesetzt; der letzte, Masud II., starb 1308. Während die osman. Türken sich in Kleinasien ausbreiteten, behauptete sich die Dynastie Karaman, deren Stifter Schems-eddin Mohammed Bei sich 1277 J.s bemächtigt hatte, in Lycaonien, Kappadocien und Pamphylien. Doch 1392 mußte sie die Oberhoheit der Pforte anerkennen und 1473 wurde das ganze Land dem Osmanischen Reiche einverleibt. Während dieser Zeit und noch später war die Stadt sehr häufig der Schauplatz verheerender Kriege und gerieth immer mehr in Verfall. In neuerer Zeit wurde sie bekannt durch die Schlacht vom 20. Dec. 1832, in welcher Ibrahim-Pascha von Aegypten das türk. Heer unter dem Großvezir Redschid-Pascha schlug.

Ida, ein ursprünglich wahrscheinlich nicht griech., sondern phrygischer Bergname, mit welchem im Alterthum zwei bedeutende Gebirge bezeichnet wurden: 1) ein quellen- und waldreicher Gebirgszug im nordwestl. Kleinasien, der den südl. Theil der Landschaft Troas einnimmt und dessen höchster, von den Alten Gargara, jetzt Kas-Dagh genannter Gipfel sich 1752 Mt. über das Meer erhebt. An das im Alterthum der phrygischen Göttermutter Rhea-Kybele (die danach auch die «Idäische Mutter» genannt wurde) geweihte Gebirge knüpften sich zahlreiche Mythen, wie die vom Raube des Ganymedes (s. d.) und vom Urtheil des Paris (s. d.).

Digitized by Google

2) Die mittlere Gruppe der die Insel Kreta (s. d.) in ihrer ganzen Länge von West nach Ost durchziehenden Gebirge. Der höchste Gipfel dieses gegen Süden und Südwesten sich abstürzenden, gegen Norden und Nordosten in niedrigern Rücken und Terrassen allmählich absteigenden Gebirgs, welches jetzt Psiloriti genannt wird, ist 2460 Mt. hoch. Unterhalb dieses Gipfels zeigte man eine Grotte, in welcher der nach kretischer Sage auf dem östlichern Gebirgszuge, der Dikte, geborene Zeus von den idäischen Nymphen ernährt und von den Kretern bewacht worden sein sollte. Auch der kretische J. ist reich an Quellen und wenigstens theilweise noch bewaldet; an landschaftlicher Schönheit wird er von wenigen Gegenden übertroffen. Sowol der kretische als der troische J. galt in der griech. Sage als Wohnsitz der Idäischen Daktylen, dämonischer Wesen, welche als Zauberer und Erfinder der Kunst, die Metalle zu bearbeiten, betrachtet wurden.

Idaho, ein 3. März 1863 organisirtes Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen dem 42.° und 49.° nördl. Br. und 112.° bis 117.° 10′ westl. L., umfaßte ursprünglich alles zwischen dem 42. und 49. Breitengrade liegende und östlich von Dakota, westlich vom Territorium Washington und dem Staate Oregon begrenzte Land. Seit aber durch Congreßbeschlüsse von 1864 und 1865 ein großer Theil dieses Gebietes im Osten zu Dakota (s. d.) geschlagen und seitdem außerdem die Territorien Montana und Wyoming aus ihm gebildet wurden, beschränkt sich J. auf den westlich von den Felsengebirgen liegenden Theil seines frühern Gebietes von 223,492 QKilom., auf denen (1870) ohne Indianer 14,999 E. leben, darunter 4274 Chinesen und 599 Deutsche. J. bildet in seiner äußern Gestalt fast ein rechtwinkeliges Dreieck, dessen Hypotenuse von NW. nach SO. den Felsengebirgen ziemlich parallel läuft und an Montana und Wyoming grenzt, während die Schenkel des durch seine südwestl. Grenze gebildeten rechten Winkels westlich vom Territorium Washington und von Oregon, südlich von Nevada und Utah begrenzt werden. Das Land zeichnet sich besonders durch seinen Gold- und Silberreichthum aus und ist recht eigentlich zum Schutz der Goldgräber organisirt worden. Seine Production an Gold, welches zuerst 1860 entdeckt wurde, ward bis 1873 auf 75 Mill. Doll. geschätzt. Anfangs war das an der westl. Grenze gelegene Lewistown, da die ersten Ansiedler von Westen herkamen, die Hauptstadt. Seit Mitte 1865 ist es aber Boise-City, welches (1870) 995 E. und eine ziemlich centrale und prachtvolle Lage hat.

Idalium, ein Vorgebirge und eine Stadt auf der östl. Seite der Insel Cypern, wird von den alten Dichtern häufig erwähnt, weil hier ein Tempel und ein heiliger Hain der Aphrodite waren, die deshalb auch den Beinamen Idalia erhielt.

Idar, Stadt im oldenb. Fürstenthum Birkenfeld, am südl. Abhange des Hundsrück, ist Sitz eines Gewerberaths, hat eine Realschule zweiter Ordnung und eine höhere Töchterschule und zählt (1875) 3536 E., die sich hauptsächlich mit Achat- und Steinschleiferei beschäftigen.

Ideal heißt das der Idee Entsprechende, das vollkommene Einssein von Idee und sinnlicher Erscheinung. Im Begriff des J. liegt daher die Forderung, das Einzelne der Idee gemäß zu gestalten; man spricht ebenso von sittlichen und staatlichen wie von wissenschaftlichen und künstlerischen J. Im Reich der natürlichen Wirklichkeit, die den mannichfachsten Zufällen und Trübungen ausgesetzt ist, findet sich diese volle Verkörperung der Idee in der sinnlichen Erscheinung nirgends; sie findet sich nur im Reich der Kunst, deren Wesen darin besteht, uns aus den Schranken der Wirklichkeit zu erheben, indem sie wenigstens im freien Spiel der schöpferischen Phantasie eine Gestalt (sinnliche Erscheinung) erzeugt, die der volle und reine Ausdruck ihres Gehalts (Idee) ist. Dies ist der tiefe Sinn des Schiller'schen Gedichts: «Das J. und das Leben» und des Schiller'schen Ausspruchs: «Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst». Wie die Ideen, so wechseln auch die J. je nach den verschiedenen Epochen des Menschen und der Menschheit. Nicht mit Unrecht hat man die Geschichte der Kunst die Geschichte der menschlichen J. genannt. Idealisiren heißt daher, das Naturschöne in das Kunstschöne erheben. Es ist kein Vorwurf, wenn man vom Porträtmaler sagt, er schmeichele; es kommt nur darauf an, ob er fremde Züge in das Bild hineinlegt oder die vorhandenen nur verklärt und vergeistigt.

Idealismus als Kunstausdruck für die allgemeine Charakterisirung philos. Systeme hat einen verschiedenen und zu Misverständnissen leicht Veranlassung gebenden Sinn, je nachdem man ihm die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Idee (s. d.) oder den Begriff des Ideals zu Grunde legt. Bezieht man J. auf den franz., engl. und in der allgemeinen Sprache auch deutschen Gebrauch des Wortes Idee, so bedeutet er eine Weltanschauung, welche aus erkenntnißtheoretischen Gründen behauptet, daß, was wir für Dinge anzusehen gewohnt sind, nur Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen sind. In diesem Sinne steht dem J. der Realismus (s. d.), resp. der Materialismus entgegen. Dieser J. heißt dogmatischer J., wenn

Digitized by Google

er behauptet, daß die Welt der absoluten Wirklichkeit nur aus Vorstellungen und vorstellenden Wesen bestehe, wie dies Berkeley that; er heißt transscendentaler oder kritischer I., wenn er nur behauptet, daß alles, was wir Menschen von der absoluten Wirklichkeit oder den Dingen an sich wissen, nur Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen sind, wie es durch Kant geschah. Eine zweite Anwendung des Terminus I. beruht auf dem platonischen Begriffe der Idee als des Allgemeinen, und I. in diesem Sinne ist jede Weltanschauung, welche die Welt der sinnlichen Wirklichkeit nur als einen Abglanz der ewigen Ideenwelt betrachtet; dahin gehören die Lehren Plato's, der sog. mittelalterliche oder scholastische Realismus, die Philosophie von Malebranche u. s. w. Drittens endlich weist die Anwendung des Terminus I. auf den sittlichen Begriff des Ideals zurück, wie man auch im gewöhnlichen Leben jemand einen Idealisten nennt und ihm I. zuspricht, wenn er, unbeirrt durch äußere Rücksichten, lediglich einem seiner Ueberzeugung vorschwebenden Ziele zustrebt. In dieser Beziehung ist I. eine Weltauffassung, welche in dem ganzen Universum nichts als die Arbeit zur Realisirung der sittlichen Ideale sieht, wie sie von Fichte aufgestellt und von Spätern unrichtig als subjectiver I. bezeichnet worden ist. In der Verschmelzung endlich des transscendentalen, des Platonischen und des Fichte'schen I. ist von Schelling und Hegel der sog. absolute I. aufgestellt worden, der den Weltproceß in den beiden Richtungen des Realen und des Idealen, d. h. des Physischen und des Psychischen, als eine stufenweise Verwirklichung der göttlichen Ideenwelt auffaßt.

Idealität bezeichnet im Sprachgebrauche der Philosophie seit Kant die Eigenschaft, nur der idealen, d. h. der geistigen Welt anzugehören. So spricht Kant von der transscendentalen I. von Raum und Zeit im Gegensatze zu ihrer empirischen Realität, womit gemeint ist, daß Raum und Zeit innerhalb der Erfahrung als positive und gegebene Elemente gelten, daß ihnen aber außerhalb der Erfahrungsthätigkeit, d. h. mit Rücksicht auf die Dinge an sich, keine Geltung zukommt. (S. Kant und Transscendent.)

Idealrealismus haben sich in neuerer Zeit mit Vorliebe diejenigen philos. Systeme genannt, welche in ihren metaphysischen Anschauungen der physischen und psychischen Welt gleich gerecht werden und zwischen dem Materialismus und dem Spiritualismus dadurch hindurchsteuern wollten, daß sie die sinnliche und die geistige Welt aus einem höhern gemeinsamen Grund herzuleiten dachten. Von Spinoza angelegt, findet sich dies Streben schon in dem sog. absoluten I. Als I. pflegt das System Schopenhauer's und besonders dasjenige bezeichnet zu werden, wofür in neuester Zeit noch der Ausdruck Monismus in Gebrauch gekommen ist.

Idee ist ein philos. Kunstausdruck, der in der Geschichte mancherlei Wandlungen seiner Bedeutung erfahren hat. Sein Ursprung liegt in der Platonischen Philosophie, welcher die allgemeinen (Gattungs-) Begriffe als das wahre Erkenntnißobject und deshalb auch als das wesenhaft Seiende galten. Für die Bezeichnung derselben wählte Plato die Ausdrücke εἶδος und ἰδέα, welche ursprünglich Form, Gestalt bedeuten. Er nahm deshalb der wechselnden Welt der sinnlichen Erscheinungen gegenüber eine wandellose Welt der I. an, an welcher jene nur einen unvollkommenen Theil haben oder von der sie nur eine Nachahmung sein sollte. Dieser platonische Sinn des Wortes I., gegen welchen übrigens namentlich Aristoteles (s. d.) polemisirte, erhielt bei den Neuplatonikern eine pantheistische, bei den Kirchenvätern und den christl. Scholastikern eine theistische Wendung, vermöge deren die I. als die «reinen Formen», als die «vollkommenen Urbilder» angesehen wurden, nach denen die einzelnen Dinge aus dem Wesen, resp. aus dem Willen Gottes hervorgegangen, resp. geschaffen wären. Während aber der scholastische Realismus diese Urgedanken Gottes wiederum nur in den Gattungsbegriffen suchte, neigte der Nominalismus mehr und mehr dazu, diese Ideenwelt als die Urbilder der einzelnen Dinge anzusehen, und indem man sich so gewöhnte, für jedes wirkliche Ding eine I. anzunehmen, schliff sich allmählich die specifische Bedeutung des Wortes ab, und dasselbe fing an, für jeden beliebigen Vorstellungsinhalt gebraucht zu werden. Die roman. Sprachen und die davon abhängige Ausbildung des wissenschaftlichen Lateinisch fügten sich dieser Umwandlung, und seit Descartes und Spinoza auf der einen, seit Hobbes und Locke auf der andern Seite wurde lateinisch, französisch und englisch: idea, idée, idea, allgemein für den Begriff gebraucht, den wir im Deutschen am besten durch «Vorstellung» ausdrücken. Auch der Sprachgebrauch der deutschen Popularphilosophie des 18. Jahrh. acceptirte dies und ließ das Wort in diesem allgemeinen Sinne in eine Menge von Redewendungen des alltäglichen Lebens übergehen: «Ich habe keine I. davon» u. dgl. Während aber das Englische und das Französische noch heute an diesem abgeblaßten Gebrauch des Wortes festhalten, ist die Sprache der deutschen Philosophie unter dem Einfluß Kant's zwar nicht ganz zu dem platonischen, aber doch zu einem demselben

Digitized by Google

naheſtehenden Sinne zurückgekehrt. Kant nämlich verſtand unter I. diejenigen Erkenntnißbegriffe, welche zwar ohne einen in möglicher Erfahrung aufweisbaren Gegenſtand und deshalb der demonſtrativen Erkenntniß unzugänglich, doch aus dem innerſten Weſen der Vernunft als Principien der Weltauffaſſung hervorgehen. Seine Nachfolger haben dieſen Sprachgebrauch zwar nach manchen Seiten hin modificirt und auch dem platoniſchen noch mehr zu nähern geſucht; das Weſentliche davon aber iſt allgemein feſtgehalten worden, und daraus iſt auch in den allgemeinern Uſus der Sprache die Gewöhnung hinübergefloſſen, auf allen Gebieten des menſchlichen Denkens unter I. principielle Geſichtspunkte und Betrachtungsweiſen zu verſtehen, deren Werth in ihrem urſprünglichen Hervorgehen aus dem Weſen der Vernunft wurzle. Vgl. Heyder, «Die Lehre von den I.» (Bd. 1: «Zur Geſchichte der Ideenlehre», Frankf. a. M. 1874).

Ideenaſſociation heißt in der Pſychologie diejenige Grundthatſache, welche darin beſteht, daß Vorſtellungen ſich miteinander derartig vergeſellſchaften und zu gemeinſamen Gruppen oder zu Reihenbildungen verknüpfen, daß die erneuerte Bewußtwerdung der einen auch diejenige der andern mit ſich führt. Der größte Theil des ſog. unwillkürlichen Vorſtellungsverlaufs beruht auf der Aſſociation: der größere Theil ungewollter Erinnerungen, der Spaziergänge der Phantaſie, die abenteuerlichen Wendungen des Traumlebens, die raſtloſe Ideenflucht des Irren, ſie alle ſtehen unter der Herrſchaft von Aſſociationen. Aber auch die abſichtlichen Denkbewegungen, die willkürliche Erinnerung und das Nachdenken, können ihr Ziel nur dadurch erreichen, daß ſie Proceſſe der Reproduction vermöge der Aſſociationen auslöſen. Auf die Bedeutung dieſer Thatſache aufmerkſam geworden zu ſein, iſt das Verdienſt der von Locke angeregten pſychol. Denkbewegung der Engländer des 18. Jahrh., und ſoweit in der Erklärung derſelben Hartley und Prieſtley, die ſog. Aſſociationspſychologen, andererſeits Reid und in noch anderer Weiſe Hume auseinandergehen mochten, ſo waren ſie doch einig in der Aufſtellung von vier Grundgeſetzen, nach denen ſich die Vorſtellungen verſchmelzen ſollten: 1) im Verhältniß ihrer Aehnlichkeit, 2) auf Grund ihres Contraſtes, 3) infolge ihrer zeitlichen oder räumlichen Contiguität, 4) infolge von begrifflichen Beziehungen, z. B. der Cauſalität, der Inhärenz u. ſ. w. Die Pſychologie des 19. Jahrh. hat dieſem Gegenſtande beſonderes Intereſſe zugewendet, und namentlich haben die Unterſuchungen von Stuart Mill und von Herbart viel neues Licht darüber verbreitet. Als ſicheres Reſultat kann die Vereinfachung jener vier Geſetze auf zwei Grundformen angeſehen werden: einerſeits verſchmelzen die Vorſtellungen durch Aehnlichkeit, d. h. durch Gleichheit von Elementen ihrer Zuſammenſetzung; andererſeits verſchmelzen unverwandte Vorſtellungen durch Gleichzeitigkeit, d. h. durch zufällig gemeinſames Auftreten in demſelben Subjecte. Die letztere Form iſt von Herbart als Complication bezeichnet worden. Für beide Formen, namentlich aber für die letztere, gilt das Geſetz, daß die Aſſociation um ſo feſter und ſicherer wird, je öfter ſie wiederholt wird, was jeder beim Auswendiglernen erfährt. Beiden Formen gegenüber möchte noch auf die wichtige Thatſache hingewieſen werden, daß zwei Vorſtellungen, welche, gleichviel auf welche Weiſe, mit einer dritten verſchmolzen ſind, dann auch miteinander in eine derartige directe Verſchmelzung treten können, daß ſie einander ohne Bewußtwerdung der vermittelnden Vorſtellung zu reproduciren vermögen. Bei der Aſſociation durch Aehnlichkeit endlich iſt hervorzuheben, daß die letztern nicht nur in Vorſtellungselementen, ſondern auch in begleitenden Gefühlen beſtehen können, wie denn überhaupt für den geſammten Vorgang der aſſociativen Reproduction die Mitwirkung der Gefühle von der allergrößten Bedeutung iſt. So wichtig aber dieſer Vorgang der Aſſociation für die elementaren Proceſſe des Seelenlebens iſt, ſo verfehlt war die Tendenz des 18. Jahrh., alle pſychiſchen Erſcheinungen aus Aſſociationen abzuleiten, und ſo richtig war die Leibniz'ſche Lehre, daß der Aſſociation die Apperception (ſ. d.) als eine eigenartige und noch viel wichtigere Function gegenüberſteht. Aus dem Proceß der Apperception freilich ergeben ſich dann neue und zwar die beſten und feſteſten Aſſociationen, aber diejenigen durch Beziehungsbegriffe, welche indeß nicht allein durch bloße Aſſociation zu erklären ſind. (S. Gedächtniß.)

Ideler (Chriſtian Ludw.), verdient als Aſtronom und Chronolog, geb. 21. Sept. 1766 zu Groß-Breſe bei Perleberg, wurde 1794 als Aſtronom für die Berechnung der Kalender im preuß. Staate angeſtellt. Von 1816—22 war er Lehrer der Prinzen Wilhelm Friedrich und Karl, dann Studiendirector des Cadettencorps. An der Univerſität wurde er 1821 Profeſſor und, nachdem ihm ſchon früher die berliner Akademie der Wiſſenſchaften die Mitgliedſchaft verliehen, 1839 auswärtiges Mitglied des Franzöſiſchen Inſtituts. Als gründlicher Forſcher zeigte er ſich bereits in ſeinen «Hiſtor. Unterſuchungen über die aſtron. Beobachtungen der Alten» (Lpz. 1806) und in der «Unterſuchung über den Urſprung und die Bedeutung der

Digitized by Google

Sternnamen» (Berl. 1809). Sein Hauptwerk bildet jedoch das noch unübertroffene «Handbuch der mathem. und technischen Chronologie» (2 Bde., Berl. 1825—26), das er auch als «Lehrbuch der Chronologie» (Berl. 1831) bearbeitete, und das dem Geschichtsforscher wie dem Astronomen eine klare Uebersicht der Zeitrechnung älterer und neuerer Völker gewährt. Eine Ergänzung dazu bildet «Die Zeitrechnung der Chinesen» (Berl. 1839). Eine noch jetzt vielfach in Schulen gebrauchte Chrestomathie ist das von J. mit Nolte herausgegebene «Handbuch der franz. Sprache und Literatur» (Bd. 1, 14. Aufl.; Bd. 2, 8. Aufl.; Bd. 3, 6. Aufl., Berl. 1874), welchem sein Sohn einen vierten Band (2. Aufl., Berl. 1842) sowie einen Einleitungsband («Geschichte der altfranz. Literatur bis auf Franz I.», Berl. 1842) hinzufügte. Auch zu dem «Handbuch der engl. Sprache und Literatur» (ebenfalls mit Nolte, Bd. 1, 6. Aufl., Berl. 1844; Bd. 2, 4. Aufl. 1852) verfaßte letzterer einen dritten Theil (Berl. 1838). J. starb 10. Aug. 1846 zu Berlin. — Sein erwähnter ältester Sohn, Julius Ludwig J., geb. 3. Sept. 1809 zu Berlin, studirte seit 1828 anfangs Medicin, später Naturwissenschaften zu Berlin, dann Mathematik zu Königsberg. Nachdem er sich zu Berlin habilitirt, verfolgte er seit 1833 mit Eifer die durch Champollion gemachten Entdeckungen auf dem Gebiete der ägypt. Alterthumskunde. Ein zu wenig geordnetes Leben brachte ihm einen frühen Tod. Er starb in Berlin 17. Juli 1842. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind zunächst die «Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum» (Berl. 1832) und die Ausgaben der «Meteorologia» des Aristoteles (2 Bde., Lpz. 1834—36) sowie der «Physici et medici Graeci minores» (2 Bde., Berl. 1841—42) hervorzuheben. Seine bedeutendsten Arbeiten auf altägypt. Gebiete sind «Hermapion» (2 Bde., Lpz. 1841) und eine Ausgabe des kopt. Psalters (Berl. 1837). Sonst sind noch die histor.-kritische Abhandlung «Die Sage vom Schuß des Tell» (Berl. 1836) und die Ausgabe von Eginhard's «Leben und Wandel Karl's d. Gr.» (2 Bde., Hamb. 1839) zu nennen. — Karl Wilhelm J., ein Verwandter der Vorigen, geb. 25. Oct. 1795 zu Benditsch in der Mark, Geh. Medicinalrath und Professor zu Berlin, zugleich Director der Abtheilung für Geisteskranke in der Charité, gest. 29. Juli 1860 zu Kamlosen, hat sich besonders als Psychiatriker einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke sind: «Grundriß der Seelenheilkunde» (2 Bde., Berl. 1835—38), «Biographien Geisteskranker» (Berl. 1841), «Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns» (2 Bde., Halle 1848—50), «Lehrbuch der gerichtlichen Psychologie» (Berl. 1857).

Identität (lat.) ist ein philos. Kunstausdruck für das Verhältniß der Gleichheit. Der Satz der logischen J. (principium identitatis) heißt: Jeder Begriff ist sich selbst gleich, A = A, und enthält die Forderung, daß jeder Begriff mit sich selbst durchgängig übereinstimme. Als erster physik. Grundsatz behauptet er die Voraussetzung, daß jedes Ding trotz des Wechsels seiner Zustände in seinem Wesen stets dasselbe sei und bleibe. — In der Mathematik nennt man identisch oder einerlei das, was in Größe und Form übereinstimmt. So sind zwei Ausdrücke identisch, wenn sie beide aus denselben Größen bestehen und auf eine und dieselbe Form gebracht werden können. Eine Gleichung zwischen zwei solchen Ausdrücken nennt man eine identische Gleichung. In der Geometrie braucht man statt identisch den Ausdruck congruent. — Identitätsphilosophie wird die Philosophie Schelling's und Hegel's genannt, weil diese Systeme das absolute Wesen oder Princip alles Daseins als die J. der tiefsten Grundbegriffe definirt haben, nämlich der Begriffe des Subjects und Objects, des Ideellen und Reellen, des Geistes und der Natur, des Denkens und des Seins.

Ideologie (griech.), eigentlich Ideenlehre, nennen die Franzosen die Wissenschaft, welche sie an die Stelle der Metaphysik gesetzt haben, und die eine Art philos. Eklekticismus bezeichnet, dessen Vertreter Destutt de Tracy («Éléments d'idéologie», 5 Bde., Par. 1801—15), Royer-Collard und Cousin (s. d.) waren. Außerdem bezeichnete man mit dem Worte jedes unfruchtbare systematische Denken und Grübeln, namentlich über polit. und sociale Verhältnisse. Besonders pflegte Napoleon I. diejenigen, welche seine Politik kritisirten, Ideologen zu nennen.

Idiom (griech. ἴδιωμα) bedeutet im allgemeinen die Eigenheit, Besonderheit, Eigenthümlichkeit und findet besonders in Hinsicht auf die Sprache Anwendung, in welchem Falle es entweder die Bedeutung von Dialekt, Mundart annimmt oder im Sinne von Sprechweise gebraucht wird. So stellt man das J. des gemeinen Mannes dem des Gebildeten gegenüber und spricht von den verschiedenen J. oder Mundarten der deutschen, italienischen u. s. w. Sprache.

Idiopathisch (griech.) nennt man diejenigen krankhaften Erscheinungen, die unmittelbar aus den Krankheitsursachen hervorgehen, im Gegensatz von sympathisch. Wenn z. B. nach einer Ueberladung des Magens außer Ekel und Erbrechen auch Kopfschmerzen und Schwindel

Digitized by Google

erscheinen, so sind erstere Erscheinungen die idiopathischen (d. h. die des kranken Organs), letztere hingegen die sympathischen (d. h. die eines mitleidenden fernen Organs). Das Umgekehrte findet statt, wenn Blutandrang nach dem Gehirn, bei Kopfverletzungen und andern schädlichen Einwirkungen auf dieses Organ, mit Uebelkeit und Erbrechen verbunden ist.

Idiosynkrasie (griech.) nennt man eine eigenthümliche Empfindlichkeit des Organismus, die sich auf die Art, nicht auf die Stärke des Reizes bezieht. Mit I. Behaftete empfinden Reize in anderer Art als Gesunde, finden Gerüche, welche Gesunden widerlich sind, wie den verbrannter Federn, eines glimmenden Lichts, angenehm, während ihnen Wohlgerüche unausstehlich sind. Auch für andere Sinne (Geschmack z. B.) bestehen I. Wenn dagegen Reize in ihrer eigenthümlichen Art, aber mit veränderter Stärke empfunden werden, wenn Hysterische bei dem starken Geruche von Blumen in Ohnmacht fallen, so ist dies keine Erscheinung von I., sondern die Folge einer Hyperästhesie, einer krankhaft gesteigerten Empfindlichkeit der Nerven, wiewol beide Abänderungen der Sinnesempfindlichkeit nebeneinander vorkommen können. Die I. findet sich vorzugsweise bei der Hysterie (s. d.).

Idiot (griech.), ursprünglich ein jeder Einzelne gegenüber dem Staat, hieß bei den Griechen vorzugsweise jeder, der an den Staatsgeschäften keinen Antheil nahm, mithin einerseits der Privatmann im Gegensatz zum Staatsmann, andererseits der Unkundige, der Laie, im Gegensatz zum Kundigen, Eingeweihten, der Ungebildete im Gegensatz zu dem Gebildeten. Die Römer verstanden demnach unter I. unwissende und unerfahrene Menschen, Stümper und Pfuscher in Wissenschaft und Kunst. In diesem Sinne wird das Wort auch gegenwärtig gebraucht. In der Sprache der Medicin dient das Wort I. (Idiotismus, Idiotie) zur allgemeinen Bezeichnung der von Geburt (oder frühester Kindheit) an Blöd- und Schwachsinnigen im Gegensatz zu den im spätern Alter schwach- oder blödsinnig Gewordenen. Das Wort Idiotismus bezeichnet aber auch die Eigenart der Ausdrucksweise, namentlich der syntaktischen Fügung, welche dieser oder jener Sprache oder einem Dialekt ausschließlich oder vorzugsweise zukommt, und durch die sie sich von andern unterscheidet. So spricht man von Idiotismen der griech., der lat., der franz. und engl. Sprache; von Idiotismen der Oesterreicher, Baiern, Sachsen u. s. w. Ein Wörterbuch solcher Idiotismen, namentlich wenn sie einer gewissen Mundart oder auch einem Zweige dieser Mundart angehören, nennt man ein Idiotikon. Ein unübertroffenes Muster solcher lexikalischen Darstellung von Mundarten hat Schmeller in seinem «Cimbrischen Wörterbuch» (herausg. von Bergmann, Wien 1855) geliefert.

Idokras, ein zur Klasse der Amphoterolithen gehörendes Mineral, s. Vesuvian.

Idōl (griech.) bezeichnet überhaupt einen verehrungswürdigen Gegenstand oder Symbolum, dann aber insbesondere soviel als Abgott, Götze, Götzenbild; daher Idololater ein Abgötterei Treibender, Idololatrie oder Idolatrie Abgötterei, Götzendienst, insofern die Abgötterei in Verehrung eines bildlich dargestellten Gottes besteht.

Idoměneus, König von Kreta, ein Enkel des Minos, Sohn des Deukalion, war sehr schön und nach spätern Mythographen einer der Freier der Helena. Er führte mit Meriones, dem Sohne seines Halbbruders, die Kreter in 80 Schiffen gegen Troja und war hier einer der tapfersten Helden. Nach Beendigung des Kriegs kehrte er glücklich mit Meriones in die Heimat zurück. Spätere Sagen berichten von ihm noch Folgendes. Von einem Sturme auf dem Meere ergriffen, habe er dem Poseidon gelobt, ihm, wenn er glücklich nach Hause zurückkehre, dasjenige zu opfern, was ihm auf dem heimatlichen Boden zuerst begegnen werde. Dieses war sein Sohn. Weil er nun diesen opferte und darauf eine Pest ausbrach, vertrieben ihn die Kreter. Er begab sich nach Italien, hierauf aber nach Kolophon und wurde auf dem Berge Kerkaphos begraben. Nach Diodor wurde sein Grab zu Knosos gezeigt und er dort als Heros verehrt.

Idria, eine wegen ihrer ergiebigen, 1497 entdeckten Quecksilbergruben berühmte Bergstadt im Bezirke Loitsch des Herzogthums Krain (Oesterreich), der Sitz eines Bezirksgerichts und eines Bergamtes, liegt in einem tiefen, kesselartigen Thale, welches die Idrizza bewässert, ziemlich zerstreut auf einzelnen Hügeln, und hat (1869) 3813 E., von denen etwa 600 zum Bergwerkspersonal gehören, während die übrigen sich mit Leinwandweberei, Spitzenklöppeln sowie mit dem Brennen von Wachholderbranntwein beschäftigen. I. hat eine Hauptschule und ein Theater. Unter den Gebäuden zeichnet sich aus das 1527 von den Gewerken während der Herrschaft der Republik Venedig mitten in der Stadt erbaute Schloß Gewerkenegg oder Gewerkenburg, in welchem gegenwärtig das Bergamt ist. Bei demselben ist das Mundloch des St.-Antons-Hauptstollen, durch den man das Bergwerk befährt. Dies ist seiner Einrichtung wegen eins der sehenswürdigsten der österr. Monarchie. Die Ausbeute an Quecksilber beträgt

Digitized by Google

369,729 Kilogr. (1875). Unter den hier vorkommenden Mineralien ist der Idrialit, in welchem man einen neuen Kohlenwasserstoff, Idrialitin genannt, entdeckte, zu erwähnen.

Idrisi (Abu Abdallah Muhammed, al-Scherif el-Idrisi), auch el-Edrisi, einer der bedeutendsten arab. Geographen. Ueber sein Leben wird von den arab. Schriftstellern wenig berichtet. Aus fürstl. Geschlechte, wurde er in Ceuta, wo sein vom Throne gestoßener Ahn Edrîs II. eine Zuflucht gefunden hatte, geboren. Schon in früher Jugend kam er nach Cordova, wo er sich mit Eifer den Studien hingab, durchwanderte einen Theil von Spanien, Nordafrika und Kleinasien und folgte später einer Einladung des Königs von Sicilien, Roger II. Eines Tags sprach der König den Wunsch aus, eine Erdbeschreibung zu besitzen, deren Text nicht auf den Angaben geogr. Schriftsteller beruhe, sondern für dessen Abfassung nur die mündlichen Berichte von Reisenden benutzt würden. I. stimmte dem Plane zu und suchte tüchtige und wissenschaftlich gebildete Männer aus, die man in die verschiedenen Gegenden der damals bekannten Erde schickte. Bei ihrer Rückkehr mußten sie dann I. ihre Beobachtungen mittheilen, und so entstand das berühmte Werk, die Geographie des I., welches derselbe 1154 vollendete, nach dem Urtheile eines der gewiegtesten Kenner der arab. Literatur, M. Amari, das bedeutendste geogr. Werk des Mittelalters. Die europ. Welt hat dies Werk erst durch die freilich an vielen Mängeln leidende franz. Uebersetzung A. Jaubert's (2 Bde., Par. 1836—40) genauer kennen gelernt; denn die von zwei Maroniten, Gabriel Sionita und Johs. Hesronita, veranstaltete Bearbeitung des größern Werks, welche in Rom 1592 und in Paris 1619 (unter dem Titel «Geographia Nubiensis») erschien, ist nur ein dürftiger Auszug. Einzelne Theile des arab. Textes haben J. M. Hartmann («Africa», Gött. 1796, und «Hispania», 3 Bde., Marburg 1802—18), E. F. C. Rosenmüller («Syria», Lpz. 1828), R. Dozy und M. de Goeje («Description de l'Afrique et de l'Espagne», Leid. 1866) herausgegeben. Das Todesjahr des I. ist unbekannt.

Idstedt, Dorf im preuß. Regierungsbezirke Schleswig, 8 Kilom. nördlich der Stadt Schleswig, ist denkwürdig geworden durch die Schlacht, in welcher 24. und 25. Juli 1850 die Schleswig-Holsteiner (26,000 Mann) unter dem preuß. General Willisen den Dänen (37,000 Mann) unter Krogh das Schlachtfeld überließen. (S. Schleswig-Holstein.)

Idstein, Stadt im Kreise Untertaunus des Regierungsbezirks Wiesbaden in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, hat ein schönes Schloß, worin sich das nassauer Landesarchiv befindet, eine Baugewerkschule, Saffianfabriken und zählt (1875) 2462 E.

Idumäer oder Edomiter, ein den Israeliten verwandter semit. Volksstamm, welcher seinen Ursprung von Esau, dem Bruder Jakob's, ableitet, bewohnten das kleine, von Felsklüften durchschnittene Gebirgsland Idumäa an der südöstl. Grenze Palästina's, nachdem sie die Horiten, d. i. Höhlenbewohner, aus demselben vertrieben hatten. Unter Hyrkanus wurde ihr Land dem jüd. Reiche einverleibt, dem sie später in den Herodianern eine Herrscherdynastie gaben. Nach dem letzten jüd. Kriege verfließt der Name ihres Landes in die Benennung Arabia.

Iduna, richtig Idhun, eine Göttin des nordgerman. Heidenthums, Tochter des Zwerges Ivald, Gattin von Bragi, dem Gotte der Dichtkunst, ist vornehmlich als Hüterin der Aepfel bekannt, von deren Besitz die ewige Jugend der Götter abhing. Der Riese Tiassi zwang den von ihm gefangenen Loki, I. sammt den Aepfeln ihm zu verrathen; doch gewann sie Loki bald darauf für die Asen zurück. Von andern ihrer Mythen haben sich nur Andeutungen erhalten.

Idus, s. Kalender.

Idylle (griech. εἰδύλλιον, d. i. ein kleines Bild) nennt man die dichterische Darstellung einfach-patriarchalischer Lebenszustände. Je mehr die Menschen von dem Naturleben und der Sitteneinfalt der frühesten Zeiten sich entfernten und je stärker der Gegensatz der beengenden Verhältnisse der bürgerlichen Convenienz hervortrat, um so sehnsüchtiger mußten sie auf das ursprüngliche Naturleben als ein verlorenes ideales Dasein, als ein Leben voll Einfalt und Ruhe zurückblicken, das in der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse Glück und Genüge fand. In der That gehört daher die I., als eigenthümliche Dichtform, überall einer solchen Zeit an, in welcher das einfache Naturleben der Wirklichkeit gegenüber als ein idealer Zustand bereits in eine poetische Ferne zurückgetreten war. Darum wählten die Idyllendichter von jeher am liebsten Menschen, Scenen und Vorgänge des ländlichen Daseins, insbesondere des Hirten-, Schäfer-, Fischer- und Jägerlebens, zu ihren Gemälden, und namentlich gab das harmlose Hirtenleben der alten Völker mit dem Ideal eines Goldenen Zeitalters oder einer Unschuldswelt zu solchen Schilderungen reichen Stoff. Diese Hirtendichtungen werden auch (vom griech. βουκόλος) als Bukolische Poesie bezeichnet. Die ersten Spuren dieser Dichtgattung findet man im Orient, nur daß sie hier noch nicht als für sich bestehende Gattung ausgeprägt ist,

Digitized by Google

sondern bald mehr als Epos, wie das Buch Ruth, bald wie Kalidasa's «Sakuntala» mehr als Drama mit idyllischem Charakter erscheint. Auch bei den Griechen war sie anfangs mehr epischer Art, doch schon mit Beimischung eines lyrischen Elements, wie bei Stesichorus, welcher die Leiden des Daphnis zum Gegenstand wählte. Als selbstständige Gattung tritt bei ihnen die J. erst zu Anfang des alexandrinischen Zeitalters mit Theokrit (s. d.) auf, der in sorgfältig ausgeführten Bildern vorzugsweise das Naturleben scil. Hirten zur Anschauung bringt. Ihm schließen sich Bion und Moschus an. Unter den röm. Dichtern nimmt Virgil die erste Stelle ein. Aus der Nachahmung Virgil's entsprang die J. der ital. Renaissancedichtung, die dialogische Form entwickelte sich zur dramatischen, zum Schäferspiel (Pastorale) von Tasso, Guarini, Sannazaro, Alamanni. Und dieses Schäferspiel wanderte nach Spanien, Frankreich, Deutschland und England, mit kokettem Raffinement das naiv Anmuthige in das widerlich Affectirte und süßlich Sentimentale verzerrend. Diese Unnatur hat fast zwei Jahrhunderte geherrscht, bis die neu erstehende Blüte der deutschen Literatur eine kräftige Reaction brachte. Während Salomon Geßner (s. d.) noch ganz in der alten verzopft-sentimentalen Richtung wurzelt, führte der offene Sinn der sog. Sturm- und Drangperiode für das Volksthümliche und Ursprüngliche wieder zurück zum naiv Gesunden, naturwirklich Wahren. Die Wendung wird besonders durch die pfälzer J. des Maler Müller bezeichnet; Voß in seiner «Luise» und in seinen andern J. und besonders Goethe in dem classisch vollendeten, idyllischen Epos von «Hermann und Dorothea» wußte diese J. sogar auf die Höhe echt antiker Formenhoheit zu heben. In neuerer Zeit hat die J. besonders nach zwei Seiten hin eine wesentliche Umbildung erfahren. Einerseits eine Steigerung nach dem Volksthümlichen durch Aufnahme der Localfarbe des Volksdialektes; der Begründer dieser Richtung ist Hebel mit seinen «Alemannischen Gedichten» und seinem «Rheinischen Schatzkästlein». Andererseits eine Steigerung nach dem conflictvoll handelnden Leben, welches das Gebiet des Romans und Dramas ist; der Begründer dieser Richtung ist Immermann in seinem «Münchhausen» und dann besonders Auerbach und dessen zahllose Nachahmer.

If, vollständig: L'île du château d'If, ist die im Westen des Hafen von Marseille der Küste zunächst gelegene befestigte Felsinsel, welche auch durch Alexander Dumas' Roman «Monte-Christo» bekannt ist. Auf dem dort durch Franz I. erbauten Schlosse, das ehemals Staatsgefängniß war, zeigt man das Zimmer, in welchem Mirabeau gefangen saß.

Ifferten, Stadt im schweiz. Canton Waadt, s. Yverdon.

Iffland (Aug. Wilh.), berühmt als Schauspieler, Theaterdichter und Dramaturg, geb. 19. April 1759 zu Hannover, wo sein Vater Registrator bei der Kriegskanzlei war, war für das Studium der Theologie bestimmt. Aus Abneigung gegen dasselbe und um der durch die Vorstellungen der Ackermann'schen Gesellschaft in ihm erweckten Neigung für die Bühne Genüge zu thun, ging er in seinem 18. Jahre heimlich nach Gotha, bildete sich hier unter Leitung des großen Eckhof und wurde 1779 Mitglied des damals berühmten manheimer Theaters. Hier legte er den Grund zu seinem Ruhme, den er durch Gastvorstellungen bald über ganz Deutschland ausbreitete. Zerwürfnisse mit dem Intendanten, namentlich aber die Kriegsereignisse führten ihn 1796 nach Berlin als Director des dortigen Nationaltheaters, woselbst er 1811 zum Generaldirector aller königl. Schauspiele ernannt wurde und 22. Sept. 1814 starb. Als Schauspieler nahm J. einen hohen Rang ein, weniger durch poetische Auffassung, geniales Feuer und Macht der Phantasie als durch das kritische Bewußtsein, womit er seine Darstellung bis ins einzelnste beherrschte, sodaß jedes Detail in derselben berechnet war. Er erwies sich daher meisterhaft in chargirten und hochkomischen wie auch in gemüthvoll-rührenden Rollen, welche der Familiensphäre und dem bürgerlichen Leben angehörten. In Partien hochtragischen und heroischen Stils dagegen vermißte man an ihm Schwung der Phantasie und Wärme des Gefühls, da bei ihm stets kritische Abwägung an die Stelle der Inspiration trat. Goethe lernte J. in seinen zwanziger Jahren kennen und beschreibt ihn als einen jungen Mann von mittlerer Größe, wohlproportionirtem Körperbau, runden, vollen und heitern Gesichts, in seiner ganzen Erscheinung behaglich. Als Theaterdichter zeichnete sich J. als tüchtiger Sittenmaler aus. Seine Stücke erscheinen zwar breit, moralisirend, schwunglos, empfindsam, an die engste Häuslichkeit gebunden; aber sie zeugen dabei von vollendeter Bühnenpraktik, großer Menschenkenntniß und gemüthlich-sittlichem Streben. Durch wahre Charakteristik und einfache Natur anziehend, sind sie noch jetzt als Prüfstein für die echte Darstellungskraft schätzbar. Von seinen Stücken haben sich namentlich «Die Jäger», «Dienstpflicht», «Die Advocaten», «Die Mündel» und «Die Hagestolzen» auf dem Repertoire erhalten. Als Dramaturg hat er in den theoretischen Abhandlungen und Aufsätzen seines «Almanach für das Theater» (Berl. 1807, 1808 u. 1813)

Digitized by Google

tiefe Blicke in das Wesen der dramatischen Darstellung gethan und dem sich bildenden Schauspieler fruchtbare Winke gegeben. An die Sammlung seiner «Dramatischen Werke» mit einer Selbstbiographie (16 Bde., Lpz. 1798—1802) schlossen sich die «Neuen dramatischen Werke» (2 Bde., Berl. 1807—9). Eine Auswahl derselben enthalten die Ausgaben in 11 Bändchen (Lpz. 1827—28) und in 10 Bänden (Lpz. 1844 u. Stuttg. 1858—60). Nachrichten über J.'s Leben lieferte Z. Funck (Kunz), «Aus dem Leben zweier Schauspieler, J.'s und Ludwig Devrient's» (Lpz. 1838). Vgl. K. Duncker, «J. in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der berliner Bühne» (Berl. 1859), und Koffka, «J. und Dalberg» (Lpz. 1865).

Igel (Erinaceus), eine zu den insektenfressenden Raubthieren gehörige Säugethiergattung, Typus einer Familie, ist besonders merkwürdig durch die Stacheln, welche die obere Körperseite vom Scheitel an bedecken. Diese Stacheln sind eigentlich zusammengewachsene Haarbündel und dienen dem Thiere als Schutzwehr, indem der eigene Bau seiner Hautmuskeln ihm gestattet, sich dergestalt zusammenzurollen, daß er dem angreifenden Feinde nach allen Richtungen sich kreuzende Spitzen entgegenstellt. Der in ganz Mittel- und Südeuropa einheimische **gemeine I.** (E. Europaeus) wird sehr nützlich, indem er meist von Schnecken, Würmern, Insekten, besonders aber von Mäusen lebt. Versuche haben bewiesen, daß ihm der Genuß Spanischer Fliegen ebenso wenig nachtheilig ist wie der Biß der giftigen Kreuzotter, die ihm vielmehr, gleich andern Schlangen, Fröschen und Kröten, eine willkommene Nahrung bietet. Daß der I. den Obstgärten gefährlich werde, indem er die abfallenden Früchte auf seine Stacheln gespießt in seine Magazine trage, ist eine längst widerlegte Fabel; nur bei Mangel an animalischer Nahrung nimmt er zu Obst seine Zuflucht. Die nackten Jungen sind schon nach 24 Stunden mit kleinen Stacheln bedeckt, die anfangs weiß sind. Die zum Karden des Tuchs von den Römern angewendeten Igelfelle machten ehedem einen wichtigen Handelsartikel aus. Den Winter bringt der I. schlafend hin. Er ist leicht zu zähmen und mit eingeweichtem Brot und Gemüsen zu ernähren. Die übrigen Arten sind über ganz Europa, das Festland Asiens und Südafrika verbreitet, fehlen aber in Amerika und Australien. Auf den Sunda-Inseln kommt eine eigenthümliche Gattung (Gymnura) mit langem nackten Schwanze vor. Ausgestorbene Arten werden im Miocän Europas gefunden.

Iglau, eine der ältesten und nach Brünn die volkreichste Stadt in Mähren, an der böhm. Grenze, an der Oesterreichischen Nordwestbahn und an der Iglawa, über welche hier eine steinerne Brücke führt, ist der Sitz eines Kreisgerichts, eines städtisch delegirten Bezirksgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft und einer Finanzbezirksdirection, zählt mit den drei Vorstädten 20,200 deutsche E. (1870 ohne Militär), hat ein Obergymnasium, eine Landesoberrealschule, eine Mädchenbürgerschule (mit einem weiblichen Fortbildungscurs) und vier Knaben- und drei Mädchenvolksschulen. Der etwas bergab gehende schöne Stadtplatz ist 328 Mt. lang und 113,79 Mt. breit. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die altdeutsche St.-Jakobspfarrkirche mit einem vortrefflichen Altarblatt und einer 6440 Kilogr. schweren Glocke, die St.-Ignazkirche, die 1376 erbaute evang. Pauluskirche, das Rathhaus, die aus einem von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Dominicanerkloster (zum Heiligen Kreuz) hergestellte große Kaserne, das Tuchmeisterhaus und das kleine Kirchlein am Johanneshügel, dessen Erbauung ins J. 799 verlegt wird. Die Industrie ist sehr schwunghaft, es bestehen daselbst zahlreiche Tuchmacherwerkstätten, Spinnereien, Färbereien und Wollzeugwebereien, eine große Bierbrauerei, eine k. k. Cigarrenfabrik mit über 2500 Arbeiterinnen, eine Dampfglasschleiferei, zwei Dampfmühlen und Thonwaarenfabriken. Der Handel mit Tuch- und Schafwollzeugen, Flachs und Bauholz ist ziemlich bedeutend. Die Stadt hält vier Jahrmärkte und ist auch ein bedeutender Platz für den Getreidehandel. I. war ehedem eine Bergstadt; uralt ist ihr Stadt- und Bergrecht, welches schon 1250 von König Wenzel I. erneuert und bestätigt wurde. Am 5. Juli 1436 wurde der Iglauer Vergleich abgeschlossen, in dem Kaiser Sigismund die Prager Compactaten beschwor. Im J. 1523 wurde die ganze Stadt ein Raub der Flammen, und während des Dreißigjährigen Kriegs wurde sie zweimal eine Beute der Schweden. Am 4. Dec. 1805 siegte hier der Erzherzog Ferdinand d'Este über ein bair. Corps unter Wrede.

Iglesias, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cagliari, nahe an der Westküste der Insel Sardinien, mit Cagliari durch eine Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines Bischofs und der Mittelpunkt der aufblühenden Montan-Industrie auf Blei, Zink, Galmei u. s. w. Die Stadt hat eine technische Schule und zählt (1871) 9816 E.

Iglesias de la Casa (José), einer der besten span. Dichter des 18. Jahrh., geb. am 1753 zu Salamanca, schloß während seiner Studienzeit auf der dortigen Universität mit

Digitized by Google

seinem Freunde Melendez und andern durch poetisches Talent ausgezeichneten Jünglingen jenen Dichterbund, der unter dem Namen der Salamantinischen Schule so einflußreich wurde, und bildete sich fast ausschließend nach den classischen Dichtern seines Vaterlandes, vorzüglich nach Balbuena und Quevedo. Nach vollendeten Studien wurde er Pfarrer im Bisthum von Salamanca, starb aber schon 26. Aug. 1791. Erst sieben Jahre nach seinem Tode wurden seine Gedichte gesammelt (2 Bde., Salamanca 1798), seitdem aber sehr oft wieder aufgelegt. J. gehört unter die Lieblingsdichter der Nation, und viele von seinen Gedichten leben selbst im Munde des Volks. Dies gilt jedoch nur von den scherzhaften Gedichten aus seiner Jugendperiode, in welchen er bald mit anmuthiger Schalkheit geißelt, bald mit dem von ihm meisterhaft benutzten Reichthum der span. Sprache an witzigem Doppelsinn die Lächerlichkeiten seiner Nation geißelt. Dabei ist seine Sprache von classischer Reinheit, sein Versbau von ungemeiner Leichtigkeit und seine Gesinnung durch und durch national, sodaß die span. Kritiker ihn nicht mit Unrecht den modernen Quevedo genannt haben. Minder gelungen sind seine ernsten Gedichte.

Ignatius der Heilige, Bischof von Antiochien, war angeblich noch ein Schüler des Apostels Johannes und wird deshalb zu den Apostolischen Vätern gerechnet. Er führt den Beinamen Theophoros, d. h. der Gott im Herzen trägt, weil er das Kind gewesen sei, das Jesus seinen Jüngern als Muster hingestellt habe. Sein Leben und Sterben ist in Sagen gehüllt. Nach der zuverlässigsten Ueberlieferung ist er zur Zeit des Trajanischen Partherkriegs zu Antiochien selbst während der Anwesenheit des Kaisers im Circus von Löwen zerrissen worden (20. Dec. 115). Eine andere Angabe läßt ihn dagegen nach Rom transportirt und dort unter dem Consulat des Suburranus und Marcellus (103 n. Chr.) den Löwen vorgeworfen werden. Letztere Ueberlieferung findet sich in den röm. Märtyreracten des J., welche neuerdings Dressel im Vatican aufgefunden hat, wogegen sie in den bisher bekannten Acten mit der Angabe, J. sei zur Zeit des Partherkriegs des Trajan Märtyrer geworden, unklar vermischt ist. Die röm. Kirche, welche den Heiligen für sich beanspruchte, feiert, abweichend von den Griechen, sein Fest 1. Febr. Die Sage von der Märtyrerreise des J. von Antiochien nach Rom liegt auch den unter seinem Namen aufbewahrten Briefen zu Grunde. Dieselben sind besonders für die Geschichte des Episkopats im 2. christl. Jahrh. wichtig, aber die übertriebene Hochschätzung der bischöfl. Würde erregte schon seit dem 17. Jahrh. begründeten Verdacht. Die Briefe liegen uns in dreifacher Gestalt vor. Die weiteste Recension von dreizehn Briefen wurde allgemein als theils unecht, theils interpolirt erkannt, seit eine kürzere Gestalt von sieben Briefen (an die Epheser, Magnesier, Philadelphener, Trallianer, Smyrnäer, Römer und an den Polykarp), welche schon dem Eusebius bekannt, wieder aufgefunden worden war. Doch wurde auch ihre Echtheit schon von Dalläus, danach von Semler, Heumann, Ernesti und neuerdings besonders von Baur und Hilgenfeld bestritten. Eine noch kürzere Gestalt von nur drei Briefen (an die Römer, Epheser und an Polykarp, und auch diese drei in kürzerer Recension) wurde 1845 von Cureton in syr. Text herausgegeben (mit reicherm Apparat im «Corpus Ignatianum», Lond. 1849). Der Herausgeber und mehrere deutsche Gelehrte (Bunsen, Ritschl, Lipsius, Weiß) vertheidigten die Echtheit der letztern und suchten die bisherige kürzere griech. Gestalt von sieben Briefen als interpolirt zu erweisen. Indessen ist gegenwärtig so ziemlich allgemein (auch von Lipsius) anerkannt, daß wir in den drei syr. Briefen nur ein Excerpt aus den sieben griechischen vor uns haben. Die Unechtheit der letztern steht aber darum nicht weniger sicher. Schwerlich sind dieselben früher als um 170 n. Chr. entstanden. Eine armen. Uebersetzung, welche dreizehn Briefe umfaßt, wurde von Petermann (Lpz. 1849) herausgegeben. Eine neuere Ausgabe seiner Briefe findet sich im zweiten Heft der von Harnack, Gebhardt und Zahn herausgegebenen «Patrum Apostolicorum opera» (Lpz. 1876). Vgl. Zahn, «J. von Antiochien» (Gotha 1873). — J., Patriarch von Konstantinopel, Sohn des Kaisers Michael, geb. um 790, ward durch Leo den Armenier entmannt, wurde nun Mönch und 847 Patriarch. Er kämpfte mächtig gegen die Willkürherrschaft und Sittenlosigkeit des Kaisers Bardas, seines Oheims, der die heiligen Gebräuche der Kirche in Trinkgelagen parodirte, wurde deshalb abgesetzt und Photius an seine Stelle zum Patriarchen erhoben (858). Die hieraus entstandene Kirchenspaltung suchte der Hof durch den Papst Nikolaus I. zu beseitigen. Indem aber dieser für J. sich erklärte (863), ward dadurch der erste Grund zu der Trennung der griech. von der röm. Kirche gelegt. Kaiser Basilius setzte den J. als Patriarchen wieder ein (867); als solcher starb er 878.

Ignatiusbohnen (Fabae sancti Ignatii, Fabae febrifugae) heißen die Samen eines auf den Philippinen einheimischen strauch- oder baumartigen Holzgewächses aus der Familie der Loganiaceen, der Strychnos Ignatii Bey. (Ignatia amara L. fil.) Dasselbe hat gegen-

Digitized by Google

ständige, spitz-eiförmige Blätter, in deren Achseln drei- bis fünfblütige Trugdolden stehen. Aus den weißen Blumen entwickelt sich eine große birnförmige Beere mit weißlicher Rinde, welche bis 2,5 Ctmt. lange, 2 Ctmt. breite und 1,3 Ctmt. dicke, planconvexe, dünnhäutige Samen enthalten. Diese sind sehr giftig und werden zu denselben Zwecken angewendet wie die Krähenaugen oder Brechnüsse (s. d.).

Ignatjew (Nikol. Pawlowitsch), russ. General und Diplomat, geb. 29. Jan. 1832 in Petersburg, erhielt seine Erziehung im Pagencorps und in der Nikolai'schen Militärakademie, trat 1849 in die Garde ein, avancirte sehr rasch von Rang zu Rang, sodaß er noch in den jüngern Mannesjahren stand, als er (1858) General wurde. Während des Krimkriegs war er dem Armeecorps des Generals Berg in den Ostseeprovinzen zugetheilt und leitete 1857—58 eine Expedition nach Khiwa und Buchara. Nachdem er schon 1856 kurze Zeit als Militärbevollmächtigter in London und Paris diplomatisch thätig gewesen war, ging er 1859 ganz in diese Carrière über, indem ihm der neugegründete Gesandtschaftsposten in Peking übertragen wurde. Hier gelang es ihm, einen für Rußland sehr günstigen Handelsvertrag mit China abzuschließen. Nach seiner Rückkehr von dort 1863 wurde er zum Director des Asiatischen Departements im Ministerium des Aeußern und darauf (26. Juli 1864) zum Gesandten in Konstantinopel ernannt. In der Geschichte der russ. Orientpolitik ist J.'s Amtsführung dadurch folgenreich geworden, daß der anfangs von ihm begünstigte Candiotenaufstand (1866) und Griechenlands Theilnahme für denselben von der russ. Regierung schließlich desavouirt wurden und daß er in Sachen des griech.-bulgar. Kirchenstreits entschieden für die Bulgaren Partei ergriff, dadurch aber zu einer völligen Abwendung des Hellenenthums von der Sache Rußlands Veranlassung gab. In den Gang der orient. Ereignisse von 1875 und 1876 griff J. nachhaltig ein, indem er die Interessen der Bosnier und Bulgaren entschieden begünstigte und zu der Politik Midhat-Paschas in schroffem Gegensatz stand. Nach der Conferenz der Großmächte vom Dec. 1876 und Jan. 1877 zeitweise abberufen, unternahm J. im März desselben Jahres eine Rundreise an die Höfe von Berlin, Paris, London und Wien, die zu dem Abschluß des Londoner Protokolls vom 31. März erheblich beigetragen hat. Vgl. «Aus der petersburger Gesellschaft» (4. Aufl., Lpz. 1875); Sigm. Hahn, «Russ. Staatsmänner und Diplomaten der Gegenwart» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1877, 1. Hälfte).

Ikarius, ein Heros der Athener, der den nach Attika kommenden Bacchus freundlich aufnahm, wofür ihm dieser die Kenntniß des Weinbaues mittheilte. Nachdem er den ersten Wein gekeltert, fuhr er denselben in Schläuchen umher, um ihn zu verschenken. Da aber einige davon berauscht wurden, so tödtete man ihn in der Meinung, daß er sie vergiftet habe, und warf ihn in einen wasserlosen Brunnen oder vergrub ihn unter einem Baume. Aus Betrübniß darüber erhängte sich seine Tochter Erigone an diesem Baume. Zeus oder Bacchus versetzte sie hierauf als die Jungfrau unter die Gestirne, desgleichen ihren treuen Hund Mära als den Hundsstern und ihren Vater als Bootes. Ueber die undankbaren Athener aber kam eine Pest oder, wie andere erzählen, eine Raserei über die Jungfrauen, daß sie sich wie Erigone erhängten. Zum Andenken ward eine Feier jährlich begangen. Es gibt noch in mehrern Wiederholungen ein Relief mit der Darstellung des Besuchs von Bacchus bei J.

Ikărus (griech. Ikaros), Sohn des Dädalus (s. d.), ward mit seinem Vater im Labyrinth zu Kreta gefangen gehalten. Er floh mit dem Vater vermittels künstlich aus Wachs gefertigter Flügel nach Athen, stürzte aber unterwegs, weil er der Sonne zu nahe flog und diese seine Flügel schmolz, unweit der Insel Samos ins Meer. Sein Vater begrub ihn auf der kleinen, fortan nach ihm benannten Insel Ikaria (eine der Sporaden, jetzt Nikaria), westlich von Samos, und das Meer in der Gegend jener Insel hieß seitdem das Ikarische Meer. Es gibt Darstellungen der Sage unter andern namentlich in einem in der Villa Albani zu Rom zweimal vorhandenen Relief und einem neugefundenen pompejanischen Wandgemälde. — Icariens, Ikarier, nennen sich nach dem Fluge des J. die Anhänger des franz. Communisten Cabet (s. d.).

Ikon (griech.), das Bild, Abbild; ikonisch, ein gleiches Bild darstellend; ikonische Statue, Statue in Lebensgröße, im Gegensatz zu Kolossalstatue, auch zu Idealstatue. Ikonodulie, gleichbedeutend mit Ikonolatrie. Ikonograph, Bildschreiber, einer, der über Porträts berühmter Personen schreibt oder Auskunft gibt; auch ein dem Storchschnabel (s. d.) ähnliches Instrument; Ikonographie, gleichbedeutend mit Ikonologie. Ikonoklast, Bilderzerbrecher, Bilderstürmer; Ikonoklasmus, Bilderstürmer (s. Bilderstreit und Bilderstürmer). Ikonolaten, Bilderverehrer; Ikonolatrie, Bilderverehrung, Bilderanbetung (s. Bilderdienst und Bilderverehrung). Ikonologie, Bildnißwissenschaft, Kenntniß

Digitized by Google

der Bilder, Büsten, Bildsäulen, Münzen, Gemmen u. s. w. des Alterthums; auch Kenntniß der Attribute der Götter und Heroen und sonstiger mythol. Gegenstände; auch Kenntniß der Darstellung der christl. Heiligen. Ikonomachie, Bilderstreit, Kampf wegen Verehrung der Heiligenbilder. Ikonoman, Bilderschwärmer, einer der für Malerei schwärmt, auch ein schwärmerischer Verehrer von Heiligenbildern.

Ilex L., Hauptgattung einer kleinen, den Celastrineen verwandten Familie aus der 4. Klasse, 4. Ordnung, des Sexualsystems, deren namentlich in Amerika und Südafrika heimische Arten, Bäume oder Sträucher, immergrüne Belaubung haben. Ihre achselständigen, einzeln oder in Trugdolden stehenden Blüten haben einen gezähnten Kelch, eine radförmige, bald getrennt-, bald ganzblätterige Blumenkrone; ihre Frucht ist eine vier bis fünf Steinkerne enthaltende Beere. In Europa findet sich blos eine Art, der Hülsen oder die Stechpalme (I. Aquifolium L.), ein schöner Strauch oder kleiner Baum mit glänzend grünen, am Rande stachelig gebuchteten (seltener ganzrandigen, wehrlosen) Blättern, welcher von Pommern an bis Portugal in den Küstenländern vorkommt, namentlich häufig in den Niederlanden, Nord- und Westfrankreich und Nordspanien ist und in manchen Ländern (z. B. Holland und England) allgemein als Zierstrauch in vielen Varietäten (z. B. mit ganzrandigen, mit krausen, mit weiß- und gelbgefleckten Blättern) cultivirt wird. Er hat weiße Blüten, scharlachrothe Beeren, ein sehr feinfaseriges, hartes, dichtes, gelbliches Holz und liebt den Schatten. Von I. Paraguayensis St.-Hil. in Südamerika werden die gesägten, lanzett- oder keilförmigen Blätter gleich denen der chines. Theepflanze als Thee benutzt und unter dem Namen Paraguay- oder Matethee überall verbraucht und ausgeführt. Sie enthalten Coffein und Kaffeegerbsäure.

Ilfeld, Flecken in der Grafschaft Hohnstein der Landdrostei Hildesheim der preuß. Provinz Hannover, an der Südseite des Harzes, 9 Kilom. nördlich von Nordhausen, am Eingang des Behrethals, mit (1875) 1280 E., verdankt seine Entstehung dem Grafen Ilger II. zu Hohnstein und seinen Ruf der Klosterschule, welche aus dem vom Grafen Ilger III. 1190 daselbst gestifteten Prämonstratenser-Mönchskloster hervorging. Der letzte Abt Thomas Stange verwandelte 1546 das Kloster in eine evang. Schule und berief 1550 zum Lehrer Michael Neander, damals Conrector zu Nordhausen, einen Schüler Luther's und Melanchthon's, welcher 1559 Stange's Nachfolger, Rector der Schule und zugleich Stifts- und Kloster-Administrator wurde und der Begründer des Ruhms der ilfelder Schule ist. Nachdem 1629—31 unter Nihusius infolge des Restitutionsedicts ein Mönchskloster in I. eingerichtet war, wurde 1634 die Schule wieder ins Leben gerufen und 1867 reorganisirt. F. A. Wolf hat hier 1779—82 gewirkt und seinen Ruf begründet. Etwa 4 Kilom. von I. liegt der Hohnstein, die größte Burgruine des Harzes. Vgl. J. G. Leuckfeld, «Antiquitates Ilfeldenses» (Quedlinb. 1709); Havemann, «Mittheilungen aus dem Leben Michael Neander's» (Gött. 1841); Förstemann, «Monumenta rerum Ilfeldensium» (Nordh. 1843).

Ilgen (Karl Dav.), ausgezeichneter Schulmann, geb. 26. Febr. 1763 zu Burgholzhausen in der preuß. Provinz Sachsen, widmete sich zu Leipzig dem Studium der Theologie und Philologie und erwarb sich in der classischen und orient. Literatur bald einen so ehrenvollen Namen, daß ihm 1790 das Rectorat der Stadtschule zu Naumburg und 1794 eine ord. Professur der orient. Sprachen an der Universität zu Jena übertragen wurde, worauf er 1802 dem Rufe als Rector der Landesschule zu Pforta folgte. Hier trat er als kräftiger und strenger Reformator der in jener Zeit verfallenen Schulzucht auf und hat in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet. Nachdem er 1830 seine Entlassung genommen, wendete er sich 1831 nach Berlin und starb dort erblindet 17. Sept. 1834. I.'s vorzüglichste philol. Werke sind die «Hymni Homerici» (Halle 1796) und die «Scolia sive carmina convivalia Graecorum» (Jena 1798). Von seinen theol. Schriften erregten seine freimüthigen Forschungen über das Buch Hiob: «Natura atque virtutes Jobi» (Lpz. 1789), und die «Urkunden des ersten Buchs Mosis in ihrer Urgestalt» (Halle 1798) zu ihrer Zeit vieles Aufsehen. Seine kleinern Abhandlungen erschienen als «Opuscula varia philologica» (2 Bde., Erf. 1797).

Ili ist der Name eines Steppenflusses, einer frühern chines., 1863 abgefallenen Provinz von Thian-schan Pelu oder der Dsongarei (s. d.) und der vormaligen Hauptstadt derselben. Der Fluß I., einer der Hauptflüsse Innerasiens, entspringt unter dem Namen Teke am Nordabhange des Thian-schan oder Himmelsgebirgs östlich von dem 6860 Mt. hohen Tengrithan (Geisterkönig) und dem 3470 Mt. hohen Tekespasse. Der Fluß durchströmt zuerst in nordöstl. Richtung den südl. Theil der Dsongarei und biegt sich, nachdem er den Namen I. erhalten hat, gegen Westen, indem er südlich von dem westlich streichenden Arme des Alatau-

Digitized by Google

gebirgs verläuft, wendet sich hierauf mehr gegen Nordwesten und ergießt sich, nach einem Laufe von 1150 Kilom., mit einer dreiarmigen, 52 Kilom. langen und 22 Kilom. breiten Deltamündung in den Balkaschsee (s. d.). In seinem obern und mittlern Laufe ist er reißend, im untern aber verliert er an Kraft und bietet der Schifffahrt keine Hindernisse. Das Thal des I. ist historisch merkwürdig als Passageland der gegen Westen strömenden Völkerwanderungen seit den ältesten Zeiten bis auf die Mongolen im 13. und die Kalmücken im 17. Jahrh. — Die frühere chines. Gouvernementshauptstadt I., auch Küre oder Kura, Guldscha oder Kuldscha oder auch Houei-Yüen genannt, 1 Kilom. nördlich vom I. gelegen, wurde 1760 von den Chinesen an der Stelle der schon im 13. und 14. Jahrh. vorkommenden und später als Residenz der Dsongaren-Khane blühenden Ortschaft Almalig oder Armalig (Armalico) gegründet. Die Stadt war vor dem Abfall der Dsongarei von China blühender und bevölkerter als jetzt, zählt aber noch gegen 50,000 E., Dsongaren, Bucharen, Tadschiks und Chinesen, letztere nicht mehr in so vorherrschender Zahl als früher. Ihre frühern Festungswerke verfallen mehr und mehr. Die Stadt ist schlecht gebaut, die Straßen sind eng und schmutzig und von den öffentlichen Gebäuden, wie die chines. Tempel, die Moscheen, Kasernen, Schauspielhäuser u. s. w., sind nur wenige bemerkenswerth. Der Ort entwickelt viele Handwerksthätigkeit und ist ein wichtiger Handels- und Meßort Mittelasiens, welchen selbst Kaufleute aus Kaschmir und Indien besuchen. Die Stadt wurde 4. Juli 1871 von den Russen besetzt und ist seitdem Hauptstadt des neugebildeten russ. Gouvernements Kuldscha.

Ilias, episches Gedicht, den Kampf der Griechen vor Troja besingend, s. Homer.

Ilische Tafel (Tabula iliaca) heißt ein kleines, in einer Palombino genannten Marmorart gearbeitetes Basrelief, welches man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bei den Ruinen des von Tiberius gestifteten Heiligthums des Julischen Geschlechts an der Appischen Straße unweit der Osteria delle Frattocchie fand und deshalb mit dem Namen belegte, weil darauf die Hauptbegebenheiten des Trojanischen Kriegs abgebildet sind. Das Ganze war in eine Anzahl von Streifen und Feldern eingetheilt und war durch zwei Pilaster in drei Hauptabtheilungen geschieden; fast die Hälfte mit dem ersten Pilaster ist indessen davon verloren gegangen. Dargestellt waren laut den in kleiner Schrift beigefügten Angaben außer der Ilias nach Homer, welche auch den Stoff für den größten Theil der Darstellungen lieferte, die Aethiopis, die kleine Ilias und die Iliupersis, welche letztere auf dem Hauptbilde in der Mitte dargestellt ist. Auf den beiden Pfeilern stand, wie der noch rechts erhaltene zeigt, in winzigen Buchstaben eine kurze Inhaltsangabe der Bücher der Ilias. Die beste und treueste Abbildung des jetzt im Capitolinischen Museum befindlichen Reliefs gibt O. Jahn, «Griech. Bilderchroniken» (Bonn 1873), wo auch die übrigen bekannten Fragmente ähnlicher Art behandelt und abgebildet sind. Ein in Taranto befindliches Bruchstück einer Tabula iliaca ist von C. Robert in den «Annali dell' Instituto» (Rom, Jahrg. 1875) veröffentlicht worden.

Ilithyia oder Eileithyia heißt in der griech. und röm. Mythologie die Geburtsgöttin. Homer spricht sowol von der einen Eileithyia, als von Eileithyien in der Mehrzahl. Er nennt dieselben Töchter der Here, wie Eileithyia auch sonst heißt. Auch erscheint Eileithyia als bloßes Attribut der Here (Juno) selbst oder der Artemis (Diana). Es gab viele und alte Culte der Eileithyia und große Künstler machten Bildsäulen von ihr, namentlich finden sich auf Bildwerken mit der Geburt von Athena und Dionysos mehrfache Darstellungen derselben.

Ilium (griech. Ilion), eine von der griech. Sage mit der mythischen Stadt Troja (s. d.) identificirte Ortschaft, welche, wie die von Schliemann (s. d.) 1871—73 veranstalteten Ausgrabungen bewiesen haben, seit uralter Zeit die nur 64,500 QMt. umfassende obere Fläche des über dem östl. Rande der troischen Ebene gelegenen Hügels von Hissarlik einnahm. Ursprünglich wahrscheinlich ein bloßes Anhängsel des Heiligthums einer von den Griechen mit ihrer Athene identificirten und daher Athene-Ilias genannten troisch-phryg. Gottheit, wurde die Ortschaft nach wiederholter Zerstörung durch Feuer um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. von griech. Ansiedlern wiederhergestellt. Alexander, welcher nach der Schlacht am Granikus in dem Heiligthum der Athene-Ilias Opfer und Weihgeschenke darbrachte, versprach den Bewohnern, ihre Ortschaft zu einer großen, prächtigen und wohlbefestigten Stadt umzuwandeln; dieser Plan wurde aber erst gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. durch Lysimachus ausgeführt; damals wurde jedenfalls auch der Tempel des Apollo errichtet, von welchem Schliemann bei seinen Ausgrabungen eine sehr schöne Metope aus weißem Marmor, die in sehr hohem Relief den Sonnengott auf einem Viergespann darstellt, entdeckt hat. Diese von den neuern Geographen (aber nicht von den Schriftstellern des Alterthums) gewöhnlich Neu-Ilion (Ilium novum) genannte

Digitized by Google

Stadt wurde im Mithridatischen Kriege (85 v. Chr.) durch den röm. Legaten C. Flavius Fimbria nach 11tägiger Belagerung erobert, erholte sich aber von den dabei erlittenen Beschädigungen allmählich wieder und bestand noch bis in die spätere röm. Kaiserzeit fort.

Ille-Vilaine, ein nach zwei Flüssen benanntes und aus dem nordöstl. Theile der Ober-Bretagne gebildetes Departement Frankreichs, grenzt im N. an den Kanal und das Depart. Manche, im O. an Mayenne, im S. an Loire-Inférieure, im W. an Morbihan und Côtes du Nord und hat ein Areal von 6725,88 QKilom. Die 40 Kilom. lange Ille fließt südwärts in die Vilaine. Letztere kommt von Osten aus dem Depart. Mayenne, geht über Vitré, wendet sich, bereits schiffbar, bei Rennes nach Süden, verstärkt sich durch die Flume, den Meu, die Seiche, den Canut, Samnon und Cher und bildet, mit dem Cher westlich strömend, die Südgrenze. Durch den Don verstärkt, tritt dann die Vilaine bei Redon in das Depart. Morbihan, nimmt den wegen des Kanals von Nantes nach Brest wichtigen Oust auf, fließt nach Südwesten und ergießt sich bei Pénestin unterhalb La Roche-Bernard, nach einem Laufe von 220 Kilom., wovon 144 schiffbar, in den Atlantischen Ocean. Gegen Norden fließen in den Kanal der wenig schiffbare Couesnon und die Rance, welche durch den 84 Kilom. langen Ille-Rance-Kanal die Städte Rennes und Dinan verbindet. Das Departement ist ein im ganzen einförmiges Granitplateau, im Norden von einem Höhenzuge durchschnitten, welcher nirgends die absolute Höhe von 260 Mt. erreicht und die Wasserscheide zwischen dem Kanal und der Vilaine bildet. Fast zur Hälfte ist das Land mit Heiden, Weiden und Wäldern bedeckt, auch hat es viele kleine Seen, Moräste und an der Küste Salzteiche. Die fetten Triften an den Flußufern und die fruchtbare Ebene von Dol geben reichen Ertrag. Die Ausbeutung und Fabrikation des Eisens, die Leinwandweberei und die besondere Sorgfalt, womit die Landwirthschaft betrieben wird, verbreiten einen gewissen Wohlstand auf dem Lande. Dabei besteht mancherlei Industrie, Schiffbau, Fischerei, Austernfang bei Cancale (s. d.) und Handel in den Städten. Das Departement zählt (1872) 589,532 E. (gegen 592,609 im J. 1866 Abnahme 0,5 Proc.), hat zur Hauptstadt Rennes, zerfällt in die sechs Arrondissements Rennes, St.-Malo, Montfort, Redon, Vitré und Fougères, und enthält 43 Cantone und 350 Gemeinden.

Illinois, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen dem Mississippi, Ohio und Wabash, im S. begrenzt von Kentucky, im O. von Indiana, im N. von dem Michigansee und Wisconsin und im W. von Iowa und Missouri, umfaßt einen Theil des alten Ohiolandes, wo sich seit dem Anfang des 18. Jahrh. franz. Einwanderer aus Canada niederließen, und die von diesen 1803—16 den Indianern abgekauften Ländereien. Der Staat erhielt den Namen von dem gleichnamigen, ihn durchströmenden Flusse, wurde 1809 zum Gebiet erhoben und 1812 als Staat in die Union aufgenommen. Die Bevölkerung hat sich sehr schnell vermehrt. Dieselbe betrug auf 143,506 QKilom. 1810 nur 12,282 E., 1830: 157,445, 1850: 851,570 und 1870: 2,539,891 E., mit Ausnahme von 28,762 freien Farbigen insgesammt Angehörige der weißen Rasse, welche Ackerbau und Viehzucht treiben, auch mit Manufacturen, namentlich in Eisen und Wolle, sich beschäftigen. In neuerer Zeit haben sich hier viele Deutsche angesiedelt, sodaß diese mit ihren Nachkommen auf ein Fünftel der Gesammtbevölkerung angeschlagen werden können. Der Boden ist meist flach, im Norden hügelig, gerade hier aber sehr fruchtbar. Im Süden ist J. meist trefflich bewaldet. Der Norden besteht aus theils trockenen, theils nassen Prairien und fetten Marschen. Im allgemeinen erweist sich J. als ein sehr ergiebiges Land, das besonders Waizen und Mais sowie Hülsenfrüchte und Taback, Hanf und Flachs, Heu und Ahornzucker liefert und, obwol das Klima schon etwas streng, doch noch den Weinbau begünstigt. Die Prairien bedecken große Heerden von Rindern, Schweinen und Schafen, und die Production von Wolle, Butter und Käse ist bedeutend. Ueberaus ergiebige Bleigruben wurden im äußersten Nordwesten des Staats entdeckt. Auch gehört derselbe nebst Indiana, Iowa und Kentucky zu dem großen Illinois-Kohlengebiet, welches von Kentucky aus gegen Nordwesten bis an den Mississippi zieht und 110,000 QKilom. umfaßt. Die Schifffahrtslinie des Mississippi, Ohio, Wabash, Illinois und anderer Flüsse, die Begrenzung durch den Michigansee begünstigen den Verkehr. Eisenbahnen hatte J. 1850 nur erst 177 Kilom., 1872 aber bereits 10,237 Kilom., darunter die den ganzen Staat von Süden nach Norden durchschneidende und in zwei Armen bei Chicago und Dubuque auslaufende, wichtige Illinois-Centralbahn. Nach dem Census von 1870 hat J. mehr unter Cultur befindliches Farmland, producirt mehr Weizen, Mais und Gerste als irgendein anderer Staat der Union; es zählte 1870 im ganzen 202,803 Farmen, deren Werth auf 920,506,346 Doll. berechnet wurde. Seit 1862 hat es auch Ohio als Schweine züchtender und schlachtender Staat überholt. Die

Digitized by Google

Staatseinnahmen beliefen sich für die beiden 1. Dec. 1872 endenden Jahre auf 9,899,062 Doll. und die Ausgaben in derselben Zeit auf 12,351,746 Doll. Die Staatsschuld betrug 1875 nur noch 1,481,000 Doll. Der Schulfonds bestand 1872 aus 6,382,248 Doll. Zu derselben Zeit gab es 11,376 öffentliche Schulen, 436 Privatschulen, 26 Colleges, 32 Akademien (beide im Rang unserer höhern Bürgerschulen), 2 juriſt., 2 medic., 9 theol. und 2 kaufmännische Bildungsanstalten. Die Gesammtzahl sämmtlicher Unterrichtsanstalten belief sich auf 11,825 mit 24,056 Lehrern und 767,775 Schülern. J. hat (1870) 4298 kirchliche Anstalten mit 3459 Gebäuden und einem Vermögen von 22,664,283 Doll. (wovon die Katholiken 4,010,650 Doll. besitzen) und 137 Nationalbanken mit 20,843,000 Doll. Kapital. Zum Nationalcongreß sendet J. zur Zeit 19 Repräsentanten. Der Gouverneur und die 51 Senatoren werden auf vier, die 173 Repräsentanten auf zwei Jahre gewählt. Jeder weiße Bürger, der sechs Monate vor der Wahl im Staate wohnte, ist stimmfähig. Hauptstadt und Sitz der Regierung ist Springfield mit 17,364 E., die wichtigste Stadt aber Chicago (s. d.). Nächstdem sind zu erwähnen: Galena in der äußersten Nordwestecke in der großen Bleiregion, 1826 gegründet, mit 7019 E.; Belleville, nicht weit von St.-Louis, eine deutsche Ansiedelung, mit 8146 E.; Peoria mit 22,849 E.; Quincy mit 24,052 E. und Nauvoo, am Mississippi, einst Hauptort der Mormonen (s. d.), welche gewaltsam von hier vertrieben wurden. Ihr einst prächtiger, dann zerstörter Tempel wurde später von franz. Ikariern erworben, deren communistische Ansiedelung jedoch wieder zerfallen ist. Vgl. Davidson und Stuve, «History of Illinois 1673—1873» (Chicago 1874).

Illo (Christian von), General im Dreißigjährigen Krieg, s. Ilow.

Illuminaten (lat.), d. i. Erleuchtete. Unter diesem Namen bestanden vier verschiedene Gesellschaften: zu Ende des 16. Jahrh. der Verein der Alombrados in Spanien; um 1654 der Verein der Guerinets in Frankreich, Schwärmer und Geisterseher; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ein Verein von Mystikern in Belgien, und seit 1. Mai 1776 der Illuminatenorden, der sich von Ingolstadt aus zumeist über das kath. Deutschland verbreitete. Letzterer ist es, den man vorzugsweise unter diesem Namen versteht, wenn ihn auch sein Stifter anfangs noch den Orden der Perfectibilisten nannte. Adam Weishaupt (s. d.), Professor des kanonischen Rechts in Ingolstadt, ein tiefer Denker, faßte, angeregt von Haß gegen den Jesuitismus, den Gedanken, in einem weitverzweigten Männerverein ein Bündniß der Edelsten, eine heilige Legion unüberwindlicher Streiter für Weisheit und Tugend zu bilden. Dieser Verein sollte die Vernunft zur Herrschaft bringen, religiöse und polit. Aufklärung befördern durch Erschütterung des kirchlichen Dogmenglaubens und Cultus, durch Verbreitung des Deismus oder der natürlichen Religion und durch Bildung zu einer republikanischen Denk- und Sinnesart. Der Orden gewann, besonders als Knigge's (s. d.) Theilnahme ihm gewidmet war und der Freimaurerbund in das Interesse gezogen wurde, so viele Anhänger, daß er in seiner Blütezeit mehr als 2000 der gebildetsten Männer Deutschlands zu Mitgliedern hatte. Wie edel und uneigennützig Weishaupt aber auch war, so verleitete ihn doch sein Studium der Verfassung und der Erziehungsweise des Jesuitenordens zu dem Gedanken, sich der nämlichen Mittel zum Guten zu bedienen, mit welchen die Jesuiten so viel Schlimmes ins Werk gesetzt hätten. Zwar sollten nicht Anstalten zur Bildung der Mitglieder für den Orden errichtet werden, wie die Jesuiten ihre Erziehungshäuser haben; aber bewachen sollten die J. einander, ausspähen, beichten, kurz alle die geistigen Mishandlungen, Beschränkungen und Bevormundungen sollten eintreten, die des freien Mannes unwürdig sind. Lag aber in der Wahl der Mittel der Keim des Todes für den Orden, so erfolgte auch bald die Entzweiung seiner Häupter, Weishaupt's und Knigge's. Oeffentliche Stimmen erhoben sich gegen den Orden, und 22. Juni 1784 hob ein Befehl des Kurfürsten von Baiern, der 2. März 1785 erneuert wurde, die J. auf. Weishaupt wurde abgesetzt und verbannt; mehrere andere Mitglieder traf harte Strafe.

Illusion (lat.) heißt im Gebiete der schönen Künste die Täuschung, vermöge welcher man sich der angenehmen Einbildung hingibt, als wäre das Dargestellte die Sache selbst, obschon wir wissen, daß wir es nur mit einer Nachbildung des Wirklichen zu thun haben. Sie ist nur dann ästhetisch, wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen, und nicht etwa die Verwechselung des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst zur Absicht hat. Aus diesem Grunde wendet man bei theatralischen Vorstellungen nicht wirkliche Bäume, wirkliches Wasser u. s. w. an, sondern künstliche Mittel, welche in uns die Vorstellung solcher Naturgegenstände erwecken und uns in eine ästhetische J. versetzen. Ein Hauptgrund dieses Wohlgefallens beruht in der Mitthätigkeit, wozu sich unsere Phantasie aufgefordert fühlt, indem sie den Anreiz bekommt, sich in eine

Digitized by Google

sinnliche Umgebung von edlern Formen, wohllautenderer Rede, interessantern Begegnungen oder bedeutungsvollern Begebenheiten hineinzuträumen, als sie die alltägliche Gegenwart zu bieten pflegt. Die I. hat in allen Künsten, vorzugsweise aber in den bildenden und darstellenden, ihren Spielraum. So z. B. werden uns die Chöre, Arien und Recitative in einer Oper oder einem Oratorium um so stärker afficiren, je mehr in uns die I. erweckt wird, als sei für Gefühlszustände dieser Gewalt und dieses Zaubers der Gesang nicht ein künstlich gewähltes Mittel, sondern der unmittelbare Ausdruck der sich in überschwenglicher Fülle aussprechenden Natur.

Illusion, eine Art von Sinnestäuschung, s. Hallucinationen.

Illustrationen nennt man gegenwärtig die Holzschnittbilder zur Erläuterung eines gedruckten Textes, in welchen sie gewöhnlich eingeschaltet werden. Schon in der ersten Zeit der Buchdruckerkunst veranlaßte das Interesse an bildlicher Darstellung, welches im Volke bereits durch die Vorläufer der Typographie, die sog. xylographischen Drucke, geweckt worden, die Buchdrucker, ihre Erzeugnisse mit I. in Holzschnitt auszustatten; oft erhielten wenigstens die Titel arabeskenartige Verzierungen, und besonders pflegte man die Initialen zu figuriren. Einen neuen Anstoß erhielt die illustrirte Literatur im Zeitalter der Reformation. Außer Volksbüchern und Volksblättern wurden nun auch histor., geogr. und naturgeschichtliche Werke im 16. Jahrh. mit Holzschnitten ausgestattet, wie unter anderm die Verlagswerke Sigmund Feyerabend's in Frankfurt a. M. Seit dem Verfall des Holzschnitts sank auch der Sinn für I. Zwar wurden noch poetische und wissenschaftliche Drucke mit bildlichen Darstellungen versehen, man bediente sich aber dazu des Kupferstichs, der für diese Zwecke bis ins zweite Viertel des 19. Jahrh., in der letzten Zeit gemeinschaftlich mit der Lithographie, die Herrschaft behielt. Der Holzschnitt, roh und handwerksmäßig geübt, verblieb nur für die Bilder in Kalendern, Volksbüchern und ähnlichen Schriften. Umfassendere illustrirte Werke in Holzschnitt finden sich erst wieder, wenn auch sehr vereinzelt, im letzten Viertel des 18. Jahrh. Die Reihe derselben eröffnen in England die Arbeiten Thomas Bewick's (s. d.). Mit dem zweiten Viertel des 19. Jahrh. beginnt die eigentliche illustrirte Literatur, zunächst in England, bald darauf auch in Frankreich und Deutschland; später hat sie sich rasch über alle civilisirten Länder verbreitet. Je nach dem Zwecke kann man drei Klassen der illustrirten Literatur unterscheiden. Die I. in mathem., naturhistor., physik., geolog., technischen und verwandten Werken, deren Holzschnitte die Tafeln in Kupferstich oder Lithographie fast ganz verdrängten, sowie die Porträts, Wappen, Autographen, die Pläne u. s. w. in historischen, die Abbildungen von Gegenständen der Kunst und des Kunstfleißes in kunst- und culturgeschichtlichen Werken verfolgen vorwiegend didaktische Zwecke. Anders verhält es sich mit den Schriften, denen das Bild mehr zur Zierde als zur Erläuterung dient, den eigentlich sog. illustrirten Werken. Abgesehen von den Kinder- und Jugendschriften gehören hierher diejenigen Erzeugnisse, bei denen die von Künstlerhand gezeichneten Bilder die Hauptsache, der Text mehr oder minder Nebensache ist, dann aber auch die illustrirten Ausgaben hervorragender Literaturwerke. Die I. sind in diesen Fällen künstlerische Leistungen, welche den Genuß der poetischen Schöpfungen erhöhen. In Frankreich haben geschickte Zeichner, die Brüder Devéria und Johannot, Gavarni, Grandville, Meissonnier, Raffet, Bertal, Doré u. a. eine große Fülle geistreicher Erfindungen in illustrirten Büchern und Zeitschriften niedergelegt. In Deutschland lieferten hervorragende Maler auch Zeichnungen zu I. in Holzschnitt, besonders für bedeutende Dichtwerke, wie Ludwig Richter, Adolf Menzel, Schnorr von Carolsfeld, Hosemann, Eugen Neureuther, Kaulbach, Führich, Schrödter, Jordan, Hübner, Bendemann, Andreä, in neuester Zeit Bautier, Thumann, Burger, Diez, Scheuren, Grot Johann u. a. Während bei I. rein künstlerischer Art neben dem Holzschnitt auch noch der Kupfer- und Stahlstich sowie die Lithographie ihr Recht behaupten, herrscht der Holzschnitt unbedingt auf dem Gebiete der journalistischen I.; ja dieselbe ist erst mit und durch den technischen Fortschritt der Xylographie möglich geworden. Die ersten illustrirten Zeitschriften wurden in England begründet, wo das «Penny Magazine» (1832) und einige Zeit darauf die «Illustrated London News» (1842) die Vorbilder für die beiden Hauptklassen aller illustrirten Blätter der Folgezeit geworden sind. In Deutschland erschien 1833—55 das «Pfennig-Magazin»; 1843 wurde die «Illustrirte Zeitung» von Weber in Leipzig begonnen, neben welcher 1857 das von Hallberger zu Stuttgart begründete Blatt «Ueber Land und Meer» erstand. Das «Pfennig-Magazin» wurde der Vorläufer einer großen Anzahl von Blättern für Unterhaltung und Belehrung, unter denen die «Gartenlaube» (Lpz., seit 1853) die größte Popularität erlangte. Andere Arten von illustrirten Blättern bilden die humoristischen und satirischen, deren Reihe in Deutschland mit den «Fliegenden Blättern»

Digitized by Google

(München), begann, sowie die illustrirten Muster- und Modezeitungen, unter denen der «Bazar» und die «Modenwelt» (Berlin) die ersten Stellen einnehmen.

Illyrien, ein zum Cisleithanischen Theile der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie gehöriges Königreich, grenzt im N. an Salzburg und Steiermark, im O. an Kroatien und das Adriatische Meer, im S. an das Adriatische Meer, im W. an Italien und Tirol und enthält auf 28,350 QKilom. (1869) 1,494,553 Slaw., deutsche und (einschließlich der friaulischen, ital., meist kath. E. Es zerfällt seit 1849 in drei, fünf Kronländer umfassende Verwaltungsgebiete: das Herzogthum Kärnten (s. d.), das Herzogthum Krain (s. d. und das Küstenland, d. i. die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska (s. d.), nebst der Markgrafschaft Istrien (s. d.) und der reichsunmittelbaren Stadt Triest (s. d.) sammt Gebiet. Das Land ist nach den alten Illyriern benannt. Dieselben waren die Stammgenossen der Thrazier und bewohnten das ganze Küstenland auf der Ostseite des Adriatischen Meers bis Epirus. Der südl. Theil bis zum Flusse Drilon (jetzt Drina) wurde an der Küste von korinth.-corcyräischen Colonien besetzt, seit Philipp II. und Alexander zeitweise mit Macedonien verbunden und von den Römern Illyris Graeca genannt. Illyris Barbara erstreckte sich vom Flusse Arsia (jetzt Arsa) in Istrien bis an den Drilon und war in Japydia, Liburnia und Dalmata eingetheilt. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der Illyrier, deren Könige deshalb mit den Römern schon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche endlich die Besiegung der Königin Teuta 228 v. Chr. zur Folge hatten. Südillyrien blieb seither von Rom abhängig und wurde 168 v. Chr. der Provinz Macedonien einverleibt; Dalmater, Liburner und Japyder wurden zwischen 177 und 129 v. Chr. unterjocht, aber erst durch Octavianus 35—33 v. Chr. vollkommen gebändigt. In der Konstantinischen Reichsordnung unterstanden dem prätorischen Präfecten im Illyricum, wie jetzt das Land genannt wurde, die osteurop. Provinzen, mit Ausnahme Thraziens und des eigentlichen Illyricum, seither Illyricum occidentale genannt, welches dem prätorischen Präfecten von Italien zugewiesen wurde und dem Abendländischen Kaiserthum verblieb, bei dessen Verfall (476) es an Odoaker und Theodorich, nach dem Falle des Ostgothischen Reichs aber an die morgenländ. Kaiser fiel. Im 7. Jahrh. wurde die Bevölkerung durch einwandernde slaw. Völker, Kroaten und Serben, wieder aufgefrischt, denen es sehr bald gelang, sich von der schwachen byzant. Regierung unabhängig zu machen. Unter Karl d. Gr. fielen die Kroaten vorübergehend unter fränk. Herrschaft, machten sich aber bald wieder unabhängig und bildeten ein Königreich, welches auch das ganze dalmat. Binnenland umfaßte und endlich 1090 mit Ungarn vereinigt wurde, während die Seestädte in Abhängigkeit von Venedig geriethen. Aber nach langen Kriegen mit den Türken behielt Venedig nur die Küste von Dalmatien, und Ungarn nur Slawonien und einen Theil von Kroatien, Ragusa wurde bald osman., bald venet. Schutzstaat. Der Friede von Campo-Formio 1797 brachte das venet. Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Oesterreichs Herrschaft; 12 Jahre später trat J. aufs neue in die Geschichte ein, indem Napoleon I. nach dem Frieden zu Schönbrunn 14. Oct. 1809 die zu J. gehörenden und an Frankreich abgetretenen Länder zu einem besondern Staate unter dem Namen Illyrische Provinzen constituirte. Nachdem noch ein Theil des von Baiern abgetretenen Deutschtirol (Pusterthal) hinzugekommen war, wurde durch ein kaiserl. Decret vom 15. April 1811 die Organisation der illyr. Provinzen in militärischer und finanzieller Hinsicht definitiv regulirt. J. blieb nun unter franz. Herrschaft bis zum Sturze Napoleon's, worauf es 1815 als Königreich an Oesterreich kam, aber von Dalmatien getrennt wurde. Seitdem wurde 1822 das ungar. Littorale nebst dem mit J. vereint gewesenen Theile von Kroatien davon abgetrennt und wieder zu Ungarn geschlagen, dagegen 1825 auch der Klagenfurter Kreis dem Königreiche J. einverleibt und 1849 aus dem Lande die genannten fünf Kronländer gebildet.

Ilm, Fluß in Thüringen, entsteht auf der Nordseite des Thüringerwaldes bei dem Dorfe Stützerbach in 575 Mt. Meereshöhe aus der Vereinigung dreier Waldbäche: dem Freibach, dessen Hauptquellen bei der Schmücke 920, am Mordfleck 821 Mt. hoch liegen, dem Taubach, der am Finsterberg in 798 Mt. Höhe entspringt, und der Lengwitz, deren Quelle am Hader 706 Mt. hoch liegt. Das vereinigte Bergwasser durchfließt hierauf auf weimarischem Gebiete (Amt Ilmenau) den schönen Manebacher Grund, berührt die Stadt Ilmenau (s. d.), bewässert sodann schwarzb.-sondersh. (Langenwiesen) und schwarzb.-rudolst. (Stadtilm) Landestheile und tritt bei Dienstädt wieder ins Weimarische ein. Nachdem die J. bald darauf eine kurze Strecke dem meining. Bezirk Kranichfeld angehört, durchfließt sie den ganzen östl. Haupttheil des Großherzogthums, berührt hier die Städte Tannroda, Berka, Weimar und Sulza und mündet endlich nach einem 120 Kilom. langen Laufe bei Großheringen unweit der preuß. Grenze in 116 Mt. Meeres-

Digitized by Google

höhe in die Saale. Das Thal der I. ist meist von waldigen Anhöhen eingeengt und bildet höchst anmuthige Partien, so besonders in der Umgebung des Badeortes Berka. Der schöne Park zu Weimar sowie der Park zu Tiefurt verdanken der I. einen großen Theil ihrer Reize. Wegen der Erinnerungen an die Glanzepoche der deutschen Literatur, die sich an Weimar und dessen Umgebungen knüpfen, hat man diese Stadt wol auch als Ilm-Athen bezeichnet.

Ilmenau, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar, an der Nordseite des Thüringerwaldes und an der Ilm 477 Mt. über dem Meere reizend gelegen, ist Sitz eines Justiz- und Bergamts, eines Rechnungsamts sowie einer Superintendentur und zählt (1875) 3764 E. Die Stadt hat zwei Kirchen, Fabriken für Porzellan, Papiermachéwaaren, Terralithfiguren, Attrapen, Buch- und Steindruckfarben, Schuhe, Handschuhe; ferner eine Glashütte, mehrere Glasbläsereien (Thermometer, Barometer, chem. und physik. Geräthe), Gerbereien und Leimsiederei. Früher trieb I. bedeutenden Bergbau auf silberhaltigen Kupferschiefer; jetzt werden noch in der Nähe Braunstein, Flußspat und Steinkohlen gewonnen. Eine andere Erwerbsquelle hat sich dem Orte in der 1838 begründeten Kaltwasserheilanstalt eröffnet, zu welcher 1851 Kiefernadelbäder gekommen sind; 1866 wurde ein neues Badehaus erbaut, mit Pension für Kaltwassercuren, Kiefernadelbäder, künstliche Mineralbäder und Anwendung der Elektricität. I. gehörte einst den Grafen von Käfernburg. Die Burg I. wurde 1290 auf Befehl Kaiser Rudolf's von Habsburg zerstört. Der Ort gehörte 1343—1585 zur Grafschaft Henneberg und seit 1660 zu Sachsen-Weimar. Von dem 1854 erbauten Thurme auf dem südwestlich über I. sich erhebenden Kikelhahn (Gickelhahn), einer 831 Mt. hohen Kuppe des Thüringerwaldes, genießt man eine schöne Rundsicht. Das unweit nordwestlich des Gipfels gelegene alte Jagdhäuschen, in welchem Goethe oft verweilte und 7. Sept. 1783 an die Holzwand mit Bleistift sein Lied «Ueber allen Gipfeln ist Ruh» schrieb, brannte im Aug. 1870 nieder, wurde aber im Aug. 1874 ganz in der alten Form wieder hergestellt und auch das Lied photographisch-autographisch wieder an seiner frühern Stelle angebracht. Etwa 5 Kilom. westnordwestlich von I. liegt das durch seine Kaltwasserheilanstalt bekannte gothaische Dorf Elgersburg (s. d.). Vgl. Fils, «Bad I. und seine Umgegend» (2. Aufl., Hildburgh. 1873).

Ilmenium wurde in der Chemie ein von Hermann in Moskau in der Mitte des 19. Jahrh. vermeintlich entdecktes neues Metall genannt, dessen Vorkommen er in einem Mineral vom Ilmengebirge nachgewiesen zu haben glaubte. Neuere Untersuchungen zeigten jedoch, daß I. nur mit etwas Wolfram und geringen Mengen anderer Metalle verunreinigtes Niobium (s. d.) ist.

Ilmensee, See im russ. Gouvernement Groß-Nowgorod, 918,5 QKilom. groß. An dem nördlichsten Gestade desselben, 15 Kilom. von Nowgorod, da, wo der Wolchowfluß aus ihm heraustritt, liegt das prächtige St.-Georgs- oder Kloster des heil. Jurii, das in seinem einfach-edeln Baustil und mit seinen durch wahre Kunstschätze wichtigen Sammlungen sich vor den meisten übrigen Klöstern Rußlands auszeichnet. Der I. hat trübes, nirgends tiefes Wasser, ist durch viele Ströme genährt und für den Fischfang sehr ergiebig, der hier besonders zur Winterszeit betrieben wird. Seine drei beträchtlichen Zuflüsse sind im Norden die 450 Kilom. lange Mesta, im Süden der 490 Kilom. lange Lowat mit seinem verwickelten Delta und vielen wasserreichen Zuflüssen und im Westen der 220 Kilom. lange Schelon, während der Wolchow den 220 Kilom. langen Abfluß des Sees bildet, der sein Wasser dem Ladogasee zuführt. Der See und seine Kanäle bilden zwei der wichtigsten russ. Wasserstraßen, indem der Wyschnyi-Wolotschok-Kanal die Msta mit dem Wolgazufluß Twerza und so Petersburg mit Astrachan, sowie der Kanal von Welikie-Luki mittels der Düna und des Lowat Riga mit Petersburg verbindet. Im Sommer gehen Dampfschiffe von Nowgorod längs dem Wolchow bis zu den Mündungen des Schelon.

Ilow (Illo, Ihlow, Christian von), General des Dreißigjährigen Kriegs und Gefährte Wallenstein's, auf Leichholz in der Neumark geboren, mit der hussitischen Tochter des Grafen von Fürstenberg 1628 vermählt, hatte es im kaiserl. Heere bereits bis zum Generalfeldmarschallieutenant gebracht und den Freiherrnstand erworben, als er sich durch seine Abneigung gegen das Kaiserhaus und vielleicht auch durch gekränkten Ehrgeiz verleiten ließ, die Plane Wallenstein's (s. d.) zu begünstigen. Er war es, der 12. Jan. 1634 in einer Versammlung der Obersten zu Pilsen diese bestimmte, zu Wallenstein zu halten und zu dem Ende beim Banket einen Revers zu unterschreiben, in welchem sie auf das feierlichste gelobten, sich in keiner Weise von Wallenstein zu trennen, noch trennen zu lassen. Nachdem I. 23. Febr. mit Wallenstein nach Eger gezogen war, wurde er dort mit den andern Vertrauten desselben am 25. abends, nach Verabredung der Anhänger des Kaisers, namentlich des Commandanten Gordon und des Obersten Buttler, beim Banket auf dem Schlosse ermordet.

Digitized by Google

Ilse, ein Flüßchen des nördl. Harzes, mündet in der Landdrostei Hildesheim der preuß. Provinz Hannover in die Ocker. Das Ilsethal beginnt auf der Ostseite des Brocken in einer Höhe von etwa 1000 Mt., an der rauhen Schlucht des sog. Schneelochs, wohin das Wasser des auf dem Gipfel in 1128 Mt. Seehöhe gelegenen Hexenbrunnens abfällt, und stürzt so rasch abwärts, daß auf einer horizontalen Entfernung von 2000 Mt. der Fall 330 Mt. beträgt. Die bald über Rollsteine springende, bald über Felsblöcke schäumend und tosend hinabstürzende I. bildet überaus malerische Gruppen von Cascaden und erhöht dadurch die Reize des herrlich bewaldeten Thals, welches zu den romantischsten des Harzes gehört und den schönsten Weg auf den Brocken darbietet, in drei Stunden von Ilsenburg, hinauf zuerst sanft und bequem bis an den Ilsenstein, zuletzt sehr steil, treppenartig und über Felsblöcke. Der Ilsenstein oder Ilsestein ist der beträchtlichste Granitfelsen des Brockengebirgs (436 Mt. über dem Meere) und ragt aus dem Thale zu einer Höhe von 71 Mt. senkrecht empor, umgeben von finstern, furchtbaren Schlünden und Klüften, oben mit einem kolossalen eisernen Kreuze geziert, welches 19. Oct. 1814 Graf Anton von Stolberg-Wernigerode als Denkmal für seine in dem Freiheitskampfe gefallenen Freunde errichtete. Der Fels äußert eine stark ablenkende Wirkung auf die Magnetnadel. Ihm gegenüber starren die verwitterten Felsmassen des Westerbergs und der Bäumlersklippe aus dem Dunkel hoher Tannen empor. Die Anwohner haben an den Ilsenstein eine Sage geknüpft, wonach derselbe als Sitz einer verzauberten, Schätze bewahrenden Prinzessin erscheint. Die Sage ist von Blumenhagen dramatisirt und in neuerer Zeit vielfach behandelt worden. — Der Marktflecken Ilsenburg in der Grafschaft und im Kreise Wernigerode des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg (9 Kilom. nordwestlich von Wernigerode) liegt 238 Mt. über dem Meere an der I., wo sie aus dem Gebirge tritt, am nordnordöstl. Fuße des Brockens, in romantischer Umgebung, hat ein in neuerer Zeit theilweise neu aufgeführtes gräflich stolbergisches Schloß (Bothobau genannt) mit Schloßkirche und schönem Park, Eisenhütten- und Hammerwerke, Kunstgießerei, Maschinenfabrikation, ein Walzwerk und Drahthütten, Papier- und andere Mühlen, Eisenschlacken- und Dampfbäder, eine Trink- und Molkenanstalt und zählt (1875) 3429 E. Von Ilsenburg führt eine Chaussee nach dem Gipfel des Brocken; im Sommer besteht eine tägliche Omnibusverbindung mit dem Brockenhotel. — Das Schloß, wahrscheinlich von Heinrich I. erbaut, war einst kaiserl. Burg, kam 1003 durch Schenkung an das Bisthum Halberstadt und wurde dann in eine Benedictinerabtei verwandelt, deren Klosterschule besonders zu Ende des 11. Jahrh. in hohem Rufe stand. Nachdem das Kloster 1572 in den Besitz der Grafen von Stolberg gelangt war, verwandelten diese es wieder in ein Schloß um und residirten hier bis 1710. Vgl. Jacobs, «Urkundenbuch des Klosters Ilsenburg» (Halle 1875).

Iltis oder Ratz (Putorius foina), ein zur Gattung der Marder (s. d.) gehöriges Raubthier von 45 Ctmt. Länge, mit 15 Ctmt. langem Schwanze, dunkelbraunem Bauche, hellerm Rücken, weißer Schnauze und Ohrspitze, ist im gemäßigten Europa einheimisch. Der I. stellt den jungen Hasen, Kaninchen und dem wilden Geflügel nach und ist ein gefährlicher Feind der Hühnerhöfe und Taubenhäuser, die er in Einer Nacht oft völlig leert. Besonders sind seine Räubereien im Winter zu fürchten, wo er in der Nähe der Dörfer einen Schlupfwinkel sucht. Seine Beute schleppt er sowie auch die Eier nach seiner Höhle. Sowol wegen des Schadens, den er anrichtet, wie wegen seines Balgs, der ein gutes Pelzwerk abgibt, wird er eifrig verfolgt.

Imagination, s. Phantasie.

Imâm (arab.), d. i. Vorsteher oder Lehrer, nennt man in den mohammed. Ländern die Mitglieder der dritten oder niedrigsten Klasse der Ulema oder Geistlichen, nämlich die Moscheebeamten, den eigentlichen I. oder Vorbeter, den Wa'iz oder Prediger, den Chodja oder Lehrer und den Muezzin oder Gebetausrufer. Sie beziehen ein meistens dürftiges Einkommen aus der Dotation der betreffenden Moscheen und gelten für unwissend, da die begabtern «Softa» oder Schüler, aus denen der Ulemastand sich rekrutirt, in die höhern Klassen, die Mufti (s. d.) und Kadi (s. d.), einzutreten vorziehen. Da ursprünglich das öffentliche Vorbeten eine Function der Khalifen war, so führten auch diese früher, und folgemäßig noch jetzt der türk. Sultan, den Titel I. Ebenso werden gewisse ausgezeichnete Dogmatiker I. genannt.

Imbert (Barthélemy), einer der vorzüglichsten franz. Fabeldichter, geb. 1747 zu Nimes, widmete sich nach freier Wahl fast ausschließlich der Literatur und machte sich durch sein «Jugement de Paris» (Amsterd. u. Par. 1772) zuerst als Dichter vortheilhaft bekannt. Obschon er in der Folge nicht alle Erwartungen erfüllte, so sicherten ihm doch seine anmuthigen Fabeln bleibenden Ruf. Eine Auswahl derselben enthalten seine «Oeuvres poétiques» (2 Bde., Haag 1777). Sein Lustspiel «Le jaloux sans amour» erhielt sich sehr lange auf der Bühne. Außer-

Digitized by Google

dem sind noch von ihm zu nennen das Lustspiel «Le jaloux malgré lui» und die Tragödie «Marie de Brabant». J. starb zu Paris 23. Aug. 1790.

Imeretien, s. Georgien.

Immanent (lat.), im Gegensatze theils zu dem Transeunten, theils zu dem Transscendenten (s. d.), heißt alles das, was innerhalb einer Sache oder eines Begriffs bleibt und nicht über sie hinausgeht. Die Philosophie bedient sich daher dieses Ausdrucks in mehr als einer Beziehung. Man unterscheidet z. B. äußere, transeunte Ursachen von innern, immanenten, d. h. solchen, die, wie bei der Selbstbestimmung, in dem sich verändernden Dinge selbst liegen. So nannte Spinoza Gott die immanente Ursache der Welt, um dadurch zu bezeichnen, daß Gott dem Sein nach nicht von der Welt verschieden ist. Kant sprach von einem immanenten Vernunftgebrauche, d. h. einem solchen, der sich auf die Grenzen der gegebenen Erscheinungswelt beschränkt, im Gegensatze zu dem transscendenten, d. h. dem diese Grenze überschreitenden. Ebenso spricht man von einer immanenten Methode, d. h. einer solchen, welche sich durch den Gegenstand der Untersuchung selbst bestimmen läßt, immanenter Entwickelung einer Wissenschaft, einem immanenten, d. h. nicht äußerlichen, sondern in den Gegenstand selbst vertieften Wissen.

Immediät, unmittelbar, bezeichnet besonders in öffentlichen Verhältnissen das Unterbrochensein der gewöhnlichen Gliederung und die selbsteigene Beziehung zur höchsten Spitze oder Stelle. So spricht man von Immediatsachen und Immediatvorstellungen, welche mit Uebergehung der nächstzuständigen Behörde gleich bei der höchsten Instanz oder selbst dem Regenten vorgebracht und erledigt werden, besonders aber im ehemaligen Deutschen Reiche von Immediatständen (-städten, -stiftern), d. h. dem Kaiser ohne Zwischenlehnsherrn untergebenen reichsunmittelbaren Ständen. In ähnlicher Weise werden in den Territorien die der Staatsgewalt oder doch den höhern (mittlern) Verwaltungsstellen unmittelbar unterstehenden Immediatstädte von den zunächst in gutsherrlicher Abhängigkeit oder in Unterordnung zu den untersten Verwaltungsbehörden sich befindenden Städten unterschieden.

Immergrün oder Sinngrün (Vinca), eine zur Familie der Apocyneen und zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörende Pflanzengattung, besitzt einen fünfspaltigen Kelch und eine tellerförmige, am Schlunde erweiterte Blumenkrone mit fünf schief abgestutzten Zipfeln. Die Blätter sind gegenständig, lederartig, ausdauernd und die Blüten stehen einzeln oder paarweise in den Blattwinkeln. In Gebüschen und Wäldern Europas wächst das kleine J. (V. minor), mit ganz kahlen Blättern, das aber auch häufig in Gärten zu Einfassungen und auf kleinen Hügeln cultivirt wird und uns schon im ersten Frühlinge mit seinen Blüten erfreut, die hellblau, selten weiß oder röthlich-violett, zuweilen auch gefüllt sind. Durch Größe der Blumen und gewimperte Blätter ist das große J. (V. major) und durch Blütenreichthum das krautige J. (V. herbacea) ausgezeichnet, welche beide bei uns ebenfalls als Zierpflanzen in den Gärten cultivirt werden und in Südeuropa heimisch sind. Das aus dem tropischen Asien stammende rosenrothe J. (V. rosea), dessen rosenrothe oder auch weiße Blumen einen sammthaarigen Schlund besitzen, wird bei uns in Töpfen gezogen.

Immermann (Karl Lebr.), hervorragender dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, wo sein Vater Kriegs- und Domänenrath war. Zu der ernsten Lebensrichtung, die er der väterlichen Erziehung verdankte, gesellte sich früh als heilsamer Gegensatz die Neigung zur Poesie und dichterischen Versuchen. Von seinem Vater zum Juristen bestimmt, erhielt er auf dem Gymnasium zu Magdeburg seine akademische Vorbildung. Seine auf der Universität zu Halle 1813 begonnenen Studien unterbrach er, indem er in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger trat; ein heftiges Nervenfieber gestattete ihm jedoch nur, am Feldzuge von 1815 theilzunehmen. Nachdem er nach Halle zurückgekehrt, verwickelte er sich in die unter den Studenten bezüglich der Burschenschaft ausgebrochenen Zwiste, namentlich in der Schrift «Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studirenden in Halle» (Lpz. 1817), die bei dem Wartburgsfeste mitverbrannt wurde. Bald darauf trat er als Referendar in Magdeburg in den Staatsdienst, wurde 1819 Auditeur in Münster, 1822 Criminalrichter in Magdeburg und 1827 Landesgerichtsrath in Düsseldorf, wohin ihm auch die von ihrem Gatten, dem Freicorpsführer von Lützow, geschiedene Gräfin Elisa von Ahlefeldt (s. d.) folgte. Hier übernahm er die Verwaltung des Theaters, welches er zu einer deutschen Musteranstalt zu erheben gedachte. In der That gelang es ihm, aus zum Theil schwachen Kräften ein vorzüglich geschultes Ensemble zu bilden. Dennoch scheiterte das Unternehmen und J. trat in seine amtliche Stellung zurück. Beschäftigt mit der Abfassung seiner «Memorabilien» (Bd. 1, Hamb. 1840), starb er plötzlich 25. Aug. 1840. Im Anfange und in der Mitte seiner literarischen

Digitized by Google

Laufbahn machte sich J. besonders durch seine dramatischen Dichtungen einen Namen. In seinen Trauerspielen lassen sich die tiefen Studien, die er den dramatischen Dichtungen Shakspeare's gewidmet, nicht verkennen. Groß in der Anlage, bedeutsam in der Charakteristik, tief in der Gedankenentwickelung, haben sie etwas Herbes und Schroffes und entbehren einer eigentlich humoristischen Auffassung und des Zaubers der Lyrik, die er im Drama, um dieses von allen fremdartigen Elementen freizuhalten, möglichst vermied. Seinen Lustspielen fehlt es nicht an sinnreichen Wendungen. Im allgemeinen sind jedoch seine dramatischen Dichtungen, die in der deutschen Literatur einen ehrenvollen Platz einnehmen, mehr für die Lektüre als für die theatralische Wirkung berechnet. Nacheinander erschienen: «Die Prinzen von Syrakus», ein Lustspiel (1821); die drei Trauerspiele: «Das Thal von Ronceval», «Edwin» und «Petrarca» (1822); «Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten» (1822), veranlaßt durch Pustkuchen's «Wanderjahre»; «König Periander», ein Trauerspiel (1823); das Lustspiel «Das Auge der Liebe» (1824); die Tragödie «Cardenio und Celinde» (1826); das dramatische Gedicht «Trauerspiel in Tirol»; das Trauerspiel «Kaiser Friedrich II.»; die Lustspiele «Die Verkleidungen» (1828) und «Die Schule der Frommen» (1829); die Trilogie «Alexis» (1832) und die tiefsinnig-phantastische Mythe «Merlin» (1832), seine beiden gepriesensten dramatischen Dichtungen, und das Trauerspiel «Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens» (1839). Gleichzeitig ließ er den Halbroman «Das Papierfenster eines Eremiten» (1822), «Miscellen» (Stuttg. 1830) und das «Reisejournal» (Düsseld. 1833) erscheinen. Selbst im Lyrischen, was ihm ferner lag, versuchte er sich in seinen «Gedichten» (Hamm 1822) und der neuen Folge seiner «Gedichte» (Stuttg. 1830). Ein lieblich-drolliges Märchen: «Tulifäntchen» (Hamb. 1830; illustrirt von Hosemann, Berl. 1861), verdient weit mehr Anerkennung, als es gefunden zu haben scheint. In eine unerquickliche Fehde mit dem Grafen Platen verwickelt, schrieb er «Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier» (Hamb. 1829). Seine mannhafte, ernste Gesinnung läßt sich am besten aus dem von E. Schenk herausgegebenen «Briefwechsel Mich. Beer's (Lpz. 1837) erkennen. Eine eigenthümliche Stellung nimmt J. als Romanschriftsteller ein durch seine «Epigonen» (3 Bde., Düsseld. 1836; 2. Aufl., Berl. 1854), die in der Nachwirkung des Goethe'schen «Wilhelm Meister» befangen und trotz einzelner Vorzüge keine ganze Composition sind, namentlich aber durch seinen komischen, jedoch auch an ernsten Partien und meisterhaften Schilderungen aus dem westfäl. Dorfleben reichen «Münchhausen» (4 Bde., Düsseld. 1838—39; 2. Aufl. 1841). In sorgfältiger Auswahl erschienen seine «Gesammelten Schriften» (14 Bde., Düsseld. 1835—43). Putlitz gab J.'s «Theaterbriefe» (Berl. 1851) heraus und veröffentlichte «Karl J. Sein Leben und seine Werke» (2 Bde., Berl. 1870). Vgl. Freiligrath, «Karl J. Blätter der Erinnerung an ihn» (Stuttg. 1842); W. Müller von Königswinter, «Erzählungen eines rhein. Chronisten» (Bd. 1, Lpz. 1860).

Immobilien (lat.) nennt man im Gegensatze von Mobilien (s. d.) alles unbewegliche äußere Besitzthum, das nicht fortgeschafft werden kann (res soli), weil es in einem Theile des Bodens selbst besteht oder doch mit dem Boden so verbunden ist, daß es, ohne seinen Charakter im ganzen zu verlieren, sich nicht von ihm trennen läßt, z. B. ein Gebäude. Das Immobiliarvermögen gewährt dieser Unbeweglichkeit wegen und weil die damit vorgehenden Veränderungen meist sogleich in die Augen fallen, in verschiedener Hinsicht eine größere Sicherheit als das Mobiliarvermögen, die nach vielen Particularrechten noch dadurch erhöht wird, daß Veräußerungen und Verpfändungen nur unter gerichtlicher Autorität vorgenommen werden können. Auch lassen sich J. erst innerhalb längerer Zeit ersitzen. Durch positive Gesetze sind manche an sich bewegliche Gegenstände den J. gleichgestellt worden, z. B. Schiffmühlen, Nutzungsrechte an unbeweglichen Sachen, hypothekarische Forderungen und Realgerechtsame, auch Staatsrenten, welche im Staatsschuldbuche als unveräußerlich eingetragen stehen.

Immortellen (lat.), d. h. unsterbliche, nennt man solche Blumen oder Blütengruppen, die wegen trockenhäutiger Hüllblätter ihre Form und ihr frisches Ansehen auch im todten, völlig ausgetrockneten Zustande behalten und daher zu Bouquets und Kränzen im Winter, namentlich aber zum Schmuck der Särge und Gräber verwendet werden. Es gibt mehrere Pflanzengattungen, deren Arten dergleichen unverwelkliche Blumen haben. Fast alle gehören der Familie der Compositen an. Unter diesen ist die von Decandolle aufgestellte Gattung Helichrysum die wichtigste. Ihre zahlreichen, der Mehrzahl nach in Südafrika vorkommenden Arten haben Blütenkörbchen mit dachziegelförmig angeordneten, trockenhäutigen, meist glänzend goldgelb, selten weiß gefärbten Hüllschuppen und auf den Früchtchen einen einfachen haarigen Pappus. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man meist nur die Arten mit kleinen kugeligen Blütenkörbchen

Digitized by Google

als J., während man die großköpfigen mit flach ausgebreiteter Hülle Strohblumen nennt. Zu erstern gehört H. arenarium, die Sandimmortelle oder das Fuhrmannsröschen (weil die Fuhrleute sich gern ihren Hut mit seinen goldgelben Blütenkörbchen schmücken), welches auf Sandboden ebener Gegenden sehr häufig wild wächst und bisweilen auch orangerothe Blütenkörbchen besitzt (noch häufiger färbt man dieselben orangeroth, wenn man sie zu Kränzen u. dgl. verwenden will). Die etwas größern Blütenkörbchen einiger südeurop. Arten (H. angustifolium, Stoechas, serotinum) kommen unter dem Namen französische J. in den Handel. Manche Arten sind durch einen gewürzhaften Geruch ausgezeichnet, wie die am Cap einheimische wohlriechende J. (H. odoratissimum) und das in Australien wachsende H. odorum, dessen Blumen frisch wie Tonkabohnen riechen, während das ebenfalls capische, in unsern Gärten als Sommergewächs häufig angebaute H. foetidum einen widrigen Geruch verbreitet. Andere J. sind die Arten der Compositengattung Xeranthemum mit rosenrothen Strahlblüten, ferner das austral. Ammobium alatum R. Br. mit weißen Blütenköpfen, das nordamerik. Gnaphalium margaritaceum L. mit ebenfalls weißen Blütenköpfchen, unser gemeines Katzenpfötchen (Gnaphalium dioicum L.) mit weißen, rosen- oder purpurrothen Köpfchen, die Arten der capischen Gattung Heliptarum und andere Compositen, endlich der Kugelamaranth (Gomphrena globosa L.) mit purpurrothen Blütenköpfen aus der Familie der Amaranthaceen und der bekannte, in verschiedenen Farben vorkommende Hahnenkamm (Celosia cristata L.) aus derselben Familie.

Immunität, abgeleitet vom lat. immunis, d. h. frei von Verpflichtungen gegen den Staat, war im frühen Mittelalter das Privilegium vieler geistlicher, weiterhin auch mancher weltlicher Würdenträger, vermöge dessen sie den Reichsbeamten jeden Eintritt in ihr Gebiet verwehren und neben der Gerichtsbarkeit über ihre Gutsunterthanen auch die Grafengerechtsame hinsichtlich der dazwischenwohnenden Reichsfreien verwalten konnten. In den J. liegen die Anfänge der spätern Territorien. Jetzt nennt man J. die dem Begriff des Rechtsstaats widerstrebenden, aber doch gewissen privilegirten Ständen zustehende Befreiung von bestimmten öffentlichen Pflichten, insbesondere die früher allgemeine, jetzt theils aufgehobene, theils sehr beschränkte Befreiung der Geistlichkeit (immunitas ecclesiastica) von der Militär- und Steuerpflicht, von der Einquartierungslast, von Staatsfronen und deren Exemtion von dem gewöhnlichen Gerichtsstande.

Imola, Stadt in der ital. Provinz Bologna und Hauptort des gleichnamigen Kreises, an der Straße von Bologna nach Faenza und an der Italienischen Südbahn, auf einer kleinen, vom Santerno gebildeten Insel, in höchst reizenden Umgebungen, soll das vom Dictator Sulla erbaute Forum Cornelii der Römer sein. Noch gegenwärtig ist der Ort mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben, der Sitz eines Bischofs und hat (1871) 28,398 E., ein Gymnasium und eine technische Schule, ein altes Schloß und mehrere ansehnliche Kirchen, darunter die im modernen Geschmack restaurirte Kathedrale und die Kirchen der Dominicaner und der Brüderschaft von San-Carlo. Hauptnahrungszweig der Bewohner ist der Weinbau. Der hier bereitete Weinstein kommt unter dem Namen Tartaro di Bologna in den Handel.

Imola (Innocenzo da), eigentlich Innocenzo Francucci aus Imola, geb. um 1494, erlernte die Malerei bei Franc. Francia, dann in Florenz bei Mariotto Albertinelli und wurde in der Folge einer der eifrigsten Nachahmer Rafael's, sodaß er sogar einzelne Rafael'sche Figuren und Partien geradezu in seine Gemälde aufnahm. Seine Composition ist meist ziemlich einfach und anspruchslos, auch sein Colorit nicht ohne Härte; dagegen läßt sich in dem oft schönen und kräftigen Ausdruck der Köpfe die Anmuth des Francia erkennen. Seine Hauptwerke sind Fresken zu San-Michele in Bosco bei Bologna, ein Gemälde im Dom zu Faenza und einige Altarblätter in der dortigen Pinakothek. Er lebte meist in Bologna und starb um 1550.

Impatiens, von Linné benannte, zur 5. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und zur Familie der Balsamineen gehörende Pflanzengattung, welche sich von der ihr zunächststehenden Gattung Balsamine (s. d.) nur durch die fünflappige Narbe und die schotenförmige Kapsel unterscheidet. Ihre Arten sind saftvolle einjährige Kräuter mit einfachen Blättern und achselständigen Stielen, welche mehrere Blüten tragen. Bei uns kommt nur eine Art vor: das an schattigen, feuchten Orten, namentlich in Buchenwäldern häufig, oft massenhaft wachsende, gelbblühende Springkraut oder Rührmichnichtan (I. nolitangere L.), dessen reifende Kapsel bei gelindem Druck elastisch aufspringt und die Samen von sich schleudert. Mehrere ausländische Arten sind Zierpflanzen geworden, z. B. I. tricornis, glandulifera und candida Lindl. aus Indien, welche sich durch ihre Samen leicht vermehren lassen. Man säet dieselben im Frühjahre in Mistbeete oder Töpfe und versetzt die jungen Pflanzen im Juni ins freie Land, wo sie mit ihren saftgrünen Stengeln und schöngefärbten Blumen hübsche Gruppen bilden.

Digitized by Google

Imperativ (lat.) heißt diejenige Form des Verbums, durch welche ein Befehl ausgesprochen wird. In der gewöhnlichen Grammatik rechnet man diese Form zu den Modus; sie kann indeß nur uneigentlich so bezeichnet werden, da ihr ein bestimmtes Kennzeichen, welches den Modus als solchen andeutet, wie z. B. beim Conjunctiv und Optativ, fehlt. Die Personalendungen des I., welche vocativisch aufzufassen sind, unterscheiden sich zum Theil in ihrer Form von denen des Indicativs; indeß hat die zweite Person des Singulars meistens keine Endung, sondern weist nur den reinen Stamm des Verbums auf. Das Deutsche hat nur noch die zweite Person im Singular und Plural, Sprachen auf älterer Stufe, wie Sanskrit, Griechisch und Lateinisch (z. B. legito, er soll lesen; legunto, sie sollen lesen), besitzen auch die dritten Personen. Wo in der Grammatik erste Personen des I. aufgeführt werden, sind es stets imperativisch gebrauchte Conjunctiv- oder Optativformen. Nicht alles, was auf der heutigen Entwickelungsstufe der Sprachen I., nach seiner Bedeutung, genannt wird, ist wirklich die alte Imperativform; so ist z. B. der I. der slaw. Sprachen seiner Bildung nach ein Optativ.

Imperator konnte bei den Römern im weitern Sinne jeder Magistrat heißen, der das Imperium (s. d.) besaß, besonders wenn er den Oberbefehl im Felde führte. Regelmäßig pflegten den Titel die Feldherren nach erfochtenem Siege anzunehmen, gewöhnlich nachdem sie von den Soldaten als solche unter allgemeinem Zuruf begrüßt worden waren. Dann führte Cäsar diese Bezeichnung als regelmäßigen ständigen Titel vor seinen andern unmittelbar hinter dem Namen. Nach ihm nahm ihn (zuerst 40 v. Chr.) Octavian als Theil des von seinem Adoptivvater ererbten Namens an, und zwar als Vornamen, und hierauf führten ihn so außer August's nächsten Nachfolgern alle Kaiser, und zwar, nachdem bei Nero und seinen nächsten Nachfolgern in der Stellung des Namens noch einiges Schwanken geherrscht hatte, als einziges Pränomen oder auch vor ihrem sonstigen Vornamen. Da dieser Name die Kaiser als Inhaber des Imperiums bezeichnet, so wird er auch als Bezeichnung der kaiserl. Gewalt betrachtet, während daneben der frühere Brauch noch immer in der Art fortbestand, daß die Kaiser jedesmal nach erfochtenen Siegen den Titel I. zum ersten, zweiten, dritten mal u. s. w. noch außerdem sich beilegten.

Imperatoria, Pflanzenart, s. Meisterwurz.

Imperfectum (lat.) heißt eine der Formen des Zeitwortes, durch welche die Handlung als in der Vergangenheit liegend dargestellt wird. Die Form und Bildung dessen, was man jetzt in den verschiedenen Sprachen I. nennt, ist eine ganz verschiedene. Das eigentliche ursprüngliche I. der indogerman. Sprachen, wie Sanskrit und Griechisch es besitzen, ist eine vom Stamme des Präsens durch bestimmte Kennzeichen, z. B. verkürzte Endungen, Augment, abgeleitete Bildung; das Lateinische bildet sein I. durch Zusammensetzung mit einem Hülfsverbum (ama–bam); von dieser Form stammt das Imperfect (imparfait u. s. w.) der heutigen roman. Sprachen. Was man in der Grammatik des Neuhochdeutschen oder in andern german. Sprachen I. nennt, ist eigentlich das alte Perfectum, daher das deutsche I. der Form nach dem griech. und lat. Perfectum entspricht. Die ursprüngliche Bedeutung des I. ist, die in der Vergangenheit andauernde Handlung auszudrücken oder die Handlung als eine im Verhältniß zu einer andern dauernde darzustellen (so im Griechischen und Lateinischen). In Sprachen, deren sogenanntes I. ursprünglich ein anderes Tempus war wie im Deutschen, hat dasselbe auch andere Functionen, dient z. B. im Deutschen als Tempus der Erzählung.

Imperial ist der Name einer russ. Goldmünze im Werthe von 10 Goldrubeln, die 1755 in ganzen und halben Stücken ausgemünzt wurde. Seit 1817 ist jedoch die Ausprägung von ganzen I. eingestellt und der halbe I. zu 5 Goldrubeln zur russ. Hauptgoldmünze gemacht. Der Halbimperial hat gegenwärtig gesetzlich ein Gewicht von 6,5440 Gramm, eine Feinheit von 916 2/3 Tausendtheilen oder von elf Zwölfteln und demnach ein Feingewicht von 5,9987 Gramm, sodaß sein Werth 16,7364 deutschen Mark entspricht. Im allgemeinen stimmt daher der Halbimperial mit der frühern deutschen Pistole überein, indem er nur etwa 1/2 Proc. geringer als die preuß. und sächs. und etwa 2/3 Proc. besser als die hannov. Pistole ist. Der Halbimperial hat die gesetzliche und thatsächliche Geltung von 5 Rubeln 15 Kopeken Silberwährung, genießt also gegen die letztern ein Aufgeld von 3 Proc. In der gegenwärtig im russ. Verkehr herrschenden entwertheten Papiergeldvaluta ist natürlich die Geltung eine bedeutend höhere, aber wechselnde (im Jan. 1877 6 2/3 Rubel). — Imperialdukaten (I. zu 3 Rubeln oder russ. Dukaten) heißt eine russ. Goldmünze im Werthe von 3 Goldrubeln (oder 20 frühern poln. Gulden), welche seit 1834 geprägt wird. (S. Dukaten.)

Imperium hieß die den röm. Königen, dann in der Republik den höhern Magistraten, namentlich den Consuln und Prätoren, vom Volke durch eine Lex curiata übertragene höchste

Digitized by Google

militärische, richterliche und executive Gewalt. Unterschieden war das J. von dem Begriffe potestas (Macht, Gewalt) insofern, als letzteres Wort die Macht bezeichnete, welche jedem Magistratus seinem Amte gemäß zukam. Das J., als dessen wesentliches Zeichen die Lictoren galten, war mit dem Recht zur Anstellung der höhern Auspicien verbunden und zeigte sich vornehmlich in der Ausübung der höchsten militärischen und richterlichen Gewalt. In den spätern Zeiten der röm. Republik ward den Consuln und Prätoren nach Niederlegung ihres Amts das J. prorogirt oder verlängert, damit sie als Proconsuln oder Proprätoren die Provinzen verwalten konnten. Die Juristen der röm. Kaiserzeit unterschieden das imperium merum, d. i. das reine J., das die gladii potestas enthielt, die Criminalgewalt über Leben und Tod, welche der Kaiser den Provinzstatthaltern und den Präfecten der Stadt und des Prätoriums übertrug, und das sich wesentlich auf die Civiljurisdiction beziehende imperium mixtum.

Impfung oder *Inoculation* nennt man die zufällige oder beabsichtigte Uebertragung eines Krankheits- oder Ansteckungsstoffs durch eine kleine Verletzung (einen Schnitt, Stich, eine Excoriation) der äußern Haut oder einer Schleimhaut auf ein gesundes Individuum. Man bedient sich der J. in verschiedener Absicht: entweder aus rein wissenschaftlichen Interessen, um experimentell den Nachweis zu führen, ob und durch welche Substanzen (Speichel, Blut, Schleim, Eiter u. dgl.) eine Krankheit auf ein anderes Individuum übertragen werden kann, oder zu diagnostischen Zwecken, um Gewißheit darüber zu erhalten, ob ein krankhafter Proceß, z. B. ein Geschwür, durch Aufnahme eines contagiösen Stoffs entstand oder nicht; im ausgedehntesten Maße aber als eines prophylaktischen Mittels gegen die Blattern, insofern man durch die künstliche Uebertragung des Ansteckungsstoffs der Kuhpocke auf den Menschen die Empfänglichkeit des Organismus für das Contagium der Menschenpocken und damit einen wirksamen Schutz gegen die Ansteckung dieser Seuche zu gewähren vermag.

Schon sehr früh machte man die Beobachtung, daß die Blattern (s. d.) zur Zeit epidemischen Auftretens besonders gefährlich, in spontan auftretenden Fällen sowie bei der Uebertragung des Blatterngiftes durch kleine Hautverletzungen dagegen ungleich milder und gutartiger verliefen, weshalb die künstliche *Einimpfung der Menschenblattern* oder *Variolation* schon im frühen Alterthum vielfach geübt wurde. Schon bei den Indern wird ihrer in dem «Atharva-Veda» erwähnt; bei den Chinesen wurde das sog. «Pockensäen» schon sehr frühzeitig derart geübt, daß den Kindern entweder mit Blatterneiter imprägnirte Hemden angezogen oder verkleinerte Pockenschorfe in die Nase gesteckt wurden. Aehnliches ist von den Circassiern, Arabern und einigen andern afrik. Völkerschaften bekannt. In die Culturstaaten Europas wurde die natürliche Blatternimpfung durch Lady Montague, die Gemahlin des engl. Gesandten in Konstantinopel, 1718 eingeführt und fand hier rasch durch Sutton, Tissot, Hensler, Portal, Hufeland u. a. große Verbreitung. Freilich stellte sich gar bald heraus, daß die Variolation weder eine ungefährliche Operation war, noch die Zahl der Blatternkranken in der Gesammtbevölkerung zu vermindern vermochte; im Gegentheil wurde durch sie periodisch die Sterblichkeit in den großen Städten vermehrt, weil jeder Geimpfte leicht eine Quelle der Ansteckung für alle noch nicht Geimpften oder Geblatterten, die in seine Nähe kamen, wurde, weshalb die künstliche Blatternimpfung Ende des 18. Jahrh. immer seltener geübt und schließlich völlig verlassen wurde. Da wurde Edward Jenner (s. d.), Arzt in Berkeley in Gloucestershire, durch die Beobachtung, daß durch Kuhpocken Angesteckte von Blattern nicht befallen wurden, zu der wichtigen Entdeckung geführt, daß die Ueberimpfung der Kuhpocken auf den Menschen als zuverlässiges Schutzmittel gegen die so gefürchteten Menschenblattern wirkt. Nachdem er zuerst 14. Mai 1796 einen Knaben mit der Kuhpocke eines Milchmädchens geimpft und darauf zweimal vergeblich der Variolation unterworfen hatte, erfolgte rasch nach weitern Prüfungen die allgemeine Verbreitung der Kuhpockenimpfung in England, wo bereits 1799 das erste öffentliche Impfinstitut errichtet wurde, und waren bis Ende 1800 bereits über 12,000 Menschen mit humanisirter Lymphe geimpft. In Deutschland wurde die Vaccination 1799—1800 hauptsächlich durch die Aerzte Ballhorn, Stromeyer, Heim, Hufeland, Sömmering u. a., in Frankreich durch Aubert, in Italien durch Sacco eingeführt; durch de Carro in Wien gelangte auch Kuhpockengift über Konstantinopel, Bagdad und Bassora nach Ostindien und Ceylon.

Im Laufe der Zeit hat sich die *Kuhpocken- oder Schutzpockenimpfung*, *Vaccination* (vaccinatio), als die großartigste und folgenreichste Leistung auf medic. Gebiet, als eine segensreiche Wohlthat für das gesammte Menschengeschlecht erwiesen. Nicht nur, daß in Blattern-Epidemien die Sterblichkeit eine außerordentlich große war (so starben z. B. 1796 allein im Königreich Preußen an dieser Krankheit weit über 30,000 Menschen), sondern die

Digitized by Google

dem Tode Entgangenen blieben oft in schrecklicher Weise verstümmelt, blind, taub, des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt. In der Geschichte der Medicin ist keine Thatsache so fest begründet als der Erfolg der Vaccination, namentlich durch die Bemühungen der engl. Regierung, welche alle einschlägigen Erfahrungen und statist. Erhebungen hierüber zusammengestellt, die Gutachten vieler der größten Aerzte gesammelt und die Resultate in einem berühmten Blaubuch («Papers relating to the history and practice of vaccination») niedergelegt hat, welches 1857 dem engl. Parlament vorgelegt wurde und zum gesetzlichen Impfzwang in England führte. Einen absoluten Schutz gewährt die J. allerdings nicht. Es bleibt immerhin möglich, daß ein Geimpfter ausnahmsweise noch von echten Pocken befallen wird; ebenso wenig ist aber auch jemand nach dem Ueberstehen der wahren Pocken vor einer neuen Erkrankung an denselben gesichert. Die J. gewährt ferner nur auf eine gewisse Zeit Schutz, und zwar im allgemeinen auf 10—12, höchstens 15 Jahre; nach dieser Zeit ist zur weitern Sicherung des Individuums die Wiederholung der J., die Revaccination, nothwendig. Bei Ausbruch einer Pockenepidemie namentlich sollten sich alle diejenigen nochmals impfen lassen, bei welchen die frühere J. bereits länger als 8—10 Jahre zurückliegt. Erkrankt eine geimpfte Person während einer Pockenepidemie an den Menschenpocken, so treten diese jedoch in außerordentlich milder Form, als Varioloiden, auf. Außer dem Zweifel an der Wirksamkeit machen die Impfgegner, welche hauptsächlich aus Naturärzten, Wundärzten, Vegetarianern, Pietisten, einzelnen Geistlichen und den Socialdemokraten bestehen, gegen die Vaccination insbesondere noch geltend, daß auch andere Krankheiten durch die J. auf den Impfling übertragen werden können, insbesondere die Skrofulose und die Syphilis. Die Annahme der Uebertragung der Skrofulose durch das Impfen ist indessen nachweislich falsch. Kinder, von ausgezeichnet skrofulösen Kindern geimpft, bleiben auch nach der J. gesund, und andere, welche von ganz gesunden Kindern geimpft wurden, werden skrofulös, wie nach dem Ueberstehen anderer fieberhafter Krankheiten oder nach andersartigen Hautreizen (Blasenpflaster, Einstechen von Ohrringen). Fällt die J. zusammen mit der Entwöhnung oder mit dem Durchbruch der Zähne, so kann man das Auftreten der Skrofulose in diesem Falle mindestens mit demselben Rechte jenen Verhältnissen zuschreiben, die sie allein hervorzurufen im Stande sind, als der J. Schwächliche Kinder sollen daher erst in spätern Lebensjahren, etwa im zweiten oder dritten Jahre, geimpft werden, falls nicht eine ausbrechende Pockenepidemie die J. dringlich macht. Auch die Bedeutung des Impfrothlaufs, der von der Impfstelle aus auf verschieden große Strecken sich verbreiten und dann wirklich eine ernste Gefahr bedingen kann, haben die Impfgegner weit überschätzt, denn unter den vielen Millionen von glücklich verlaufenen J. ist die Zahl der in dieser Weise gefährlich oder tödlich gewordenen Fälle eine verschwindend geringe. Die Möglichkeit einer Uebertragung der Syphilis gleichzeitig mit den Kuhpocken ist hingegen nicht absolut in Abrede zu stellen, aber leicht zu vermeiden, wenn man nur von gesunden Kindern aus gesunden Familien impft; in der That fallen die wenigen, sicher beglaubigten Fälle von wirklicher Impfsyphilis (kaum 30—40 Fälle unter einigen hundert Millionen J.) nicht der J. als solcher, sondern der schlechten und nachlässigen Handhabung derselben zur Last. Auch der weitere Einwand der Impfgegner, daß mehr Kinder an Masern, Scharlach, Croup u. dgl. erkranken als vor der Einführung der Schutzpockenimpfung, ist hinfällig, denn da seit der Austilgung der verheerenden Menschenpocken die Zahl der Kinder überhaupt größer geworden ist, so hat auch nothwendig die Zahl jener Erkrankungen zugenommen. In derselben Weise läßt sich der nämliche Einwand in Bezug auf den Typhus entkräften.

Bezüglich der Ausführung der J. ist große Vorsicht in der Auswahl des Impfstoffs erforderlich. Man impft entweder mit frischer Kuhpockenlymphe, die von spontan erkrankten Kühen (s. Kuhpocke) entlehnt oder in eigenen Impfinstituten durch Rückimpfung (Retrovaccination) vom Menschen auf das Kalb regenerirt wird (animale J.), oder man impft nur vermittels humanisirter Lymphe von gesunden, zum ersten mal geimpften Kindern. Die alte Streitfrage, welche Methode besser und wirksamer sei, ist noch nicht endgültig entschieden; J. mit der wirklichen Kuhlymphe schlagen häufiger fehl und erregen vielfach viel heftigere örtliche Erscheinungen als die mit humanisirter Lymphe, wogegen die letztere nach der Ansicht vieler Aerzte, nachdem sie durch mehrere Generationen hindurchgegangen, mehr und mehr von ihrer Schutzkraft verliert und deshalb durch zeitweise Rückimpfung auf die Kuh der Auffrischung bedarf. Die Lymphe von revaccinirten Individuen ist in ihrer Wirkung unsicher und wird deshalb ungern benutzt; auch läßt sich beim Abimpfen von Erwachsenen die Uebertragung von andern Krankheiten (Syphilis) nicht so leicht vermeiden als beim Abimpfen von Kindern. Die Lymphe muß dem Eiterbläschen am siebenten oder achten Tage entnommen und soll womöglich frisch,

Digitized by Google

direct von Arm zu Arm, übertragen werden; doch kann man sich auch, wo dies nicht möglich ist, der conservirten Lymphe bedienen, die man nach dem Aussickern aus dem Eiterbläschen entweder unvermischt oder mit Glycerin und Wasser verdünnt (Müller'sche Glycerinlymphe) in fein ausgezogenen und luftdicht durch Zuschmelzen oder durch Siegellack verschlossenen Glasröhrchen aufbewahrt. Die I. selbst wird mit der Lanzette oder mit der Impfnadel, einem reißfederähnlichen Instrumente, entweder am Oberarm oder, wie dies zumal bei den Töchtern der bessern Stände in Frankreich und Nordamerika vielfach geschieht, am Oberschenkel vorgenommen; in der Regel macht man mehrere, 6—10 Impfstellen in einer gewissen Entfernung voneinander, damit die einzelnen Pusteln nicht ineinander überfließen. Auf die geimpfte Stelle legt man etwas Pflaster. Wenn keine Pockenepidemie herrscht, impft man nur gesunde Kinder, kranke erst nach der Genesung, schwächliche mindestens erst nach Ablauf des ersten Jahres. Am dritten Tage nach der I. entsteht an der Impfstelle ein kleines rothes Knötchen, das am fünften bis sechsten Tage zum Bläschen wird, welches am achten Tage linsengroß ist und in der Mitte einen deutlichen Eindruck (Nabel) hat. Vom neunten Tage an wird der vordem klare Inhalt des Bläschens trübe und eiterig, und dieses trocknet später zum braunen Schorf ein, der in der dritten Woche, ausnahmsweise auch erst nach Monaten abfällt und eine anfangs leicht geröthete, später weiße strahlige oder streifige Narbe hinterläßt. Während des Ausbruchs der Pocken besteht ein leichtes Fieber, welches jedoch mit Beginn der Abtrocknung rasch vorübergeht. Das Jucken in der Impfstelle macht die Kinder zum Kratzen geneigt, woran sie indeß zu hindern sind. Bei der Revaccination sind die Reactionserscheinungen in der Regel weit geringer.

Eine Maßnahme, die eine so wichtige und wirksame Waffe gegen die Blatternseuche in die Hand gibt, wie die Schutzpockenimpfung, darf nicht dem guten Willen der Einzelnen überlassen bleiben; vielmehr hat der Staat unzweifelhaft das Recht und die Pflicht, für die geeignetste Ausführung derselben Sorge zu tragen. Ein gesetzlich geregelter Impfzwang erscheint in der That um so gerechtfertigter, als durch den Widerstand einzelner Individuen, welche sich aus Unverstand oder egoistischen Interessen dem Verfahren entziehen, die Wirksamkeit dieser wichtigen Schutzmaßregel wesentlich beeinträchtigt und abgeschwächt wird. In Deutschland wurde aus diesem Grunde zuerst (in Baiern 1807, in Baden 1815, in Hannover 1821) die gesetzliche I. in ausgedehntem Maße eingeführt, dann auch in andern Ländern, während man sich in England, dem Vaterlande Jenner's, bis 1857 der Zwangsimpfung erwehrte, bis auch hier das mächtige Gewicht der in dem obenerwähnten Blaubuch enthaltenen Documente die Einführung der Impfbill veranlaßte. Im Deutschen Reiche ist trotz lebhafter Agitation der Impfgegner durch das Impfgesetz vom 8. April 1874 die allgemeine zwangsweise I. und Wiederimpfung gesetzlich eingeführt worden, wonach jedes nicht vorher durchblatterte Kind vor Ablauf des ersten Lebensjahres impfpflichtig, und jeder Schüler einer öffentlichen oder Privatlehranstalt innerhalb des Jahres, in dem er das 12. Lebensjahr zurückgelegt hat, der Revaccination zu unterwerfen ist. Vgl. Hoffert, «Kritik der hauptsächlichsten gegen die I. angeführten Einwürfe» (Danz. 1868); Kußmaul, «Zwanzig Briefe über Menschenpocken- und Kuhpockenimpfung» (Freib. i. Br. 1870); Bohn, «Handbuch der Vaccination» (Lpz. 1875); Demme, «Nutzen und Schaden der Schutzpockenimpfung» (Bern 1876); Jacobi, «Das Reichsimpfgesetz vom 8. April 1874. Nach den Materialien des Reichstags dargestellt» (Berl. 1875).

Imponderabilien (lat.) oder unwägbare Stoffe nannte man in der Physik die unbekannten Ursachen, durch welche man die Erscheinungen des Lichts (s. d.), der Wärme (s. d.), der Elektricität (s. d.) und des Magnetismus (s. d.) erklären zu können glaubte. Man nahm für jede Klasse dieser Erscheinungen die Existenz einer eigenen oder, wie bei der Elektricität und dem Magnetismus, gar zweier polar entgegengesetzter, sehr feiner, nicht schwerer, specifischer Materien an, durch deren Bewegung oder Ruhe, Mangel oder Ueberfluß u. s. w. unter verschiedenen äußern Bedingungen jene Erscheinungen hervorgebracht würden. Neuere Untersuchungen haben aber darauf geführt, daß die Annahme solcher imponderabler Stoffe als Ursache der genannten Erscheinungen nicht statthaft ist, weil die Erscheinungen des Lichts und der strahlenden Wärme sich als schwingende Bewegungen eines als höchst fein und höchst elastisch vorausgesetzten, im ganzen Weltraume und in den Poren der Körper verbreitet angenommenen Stoffs, d. i. des sog. Aethers, ableiten lassen. Und da die Erscheinungen des Lichts und der Wärme vielseitig mit jenen der geleiteten Wärme, der Elektricität und des Magnetismus zusammenhängen und sich manche Erscheinungen des einen Gebietes in solche des andern umwandeln lassen, so müssen auch alle Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus theils auf periodischen Bewegungen jenes Aethers, theils auf Bewegungen der kleinsten Körpertheilchen beruhen.

Digitized by Google

Impost (vom mittellat. impostus) nennt man eine Auflage auf das Erzeugen, Verbrauchen und Einbringen von Salz, Getränken, Getreide u. s. w., also eine indirecte Abgabe, deren Object alles sein kann, was im Verkehr ist. Eine bestimmtere Bedeutung bekommt das Wort dann, wenn man damit einzelne, in einem Lande eingeführte, neben der Steuer auf gewissen Waaren lastende Abgaben bezeichnet, wie es denn sonst J. und Trankſteuer von Wein und Bier nebeneinander gab, die sich nicht nur durch die verschiedene Zeit der Einführung, sondern auch durch die Erhebungsweise voneinander unterschieden.

Impotenz (lat.) oder das Unvermögen, den Act der Begattung auszuüben (impotentia coëundi), ist wohl zu unterscheiden von der Unfruchtbarkeit oder der Unfähigkeit, zu zeugen, zu befruchten oder befruchtet zu werden (impotentia generandi). Die J. kommt bei beiden Geschlechtern vor, weit häufiger jedoch bei dem männlichen als bei dem weiblichen. Sie kann angeboren oder erworben, beständig vorhanden oder nur momentan, heilbar oder unheilbar sein. Die Ursachen der J. sind theils körperliche (impotentia physica), theils geistige (impotentia psychica), namentlich gemüthliche Zustände. Bei Behandlung der J., die nur als symptomatische Erscheinung gelten kann, ist die Heilung der sie bedingenden Grundkrankheit, die Entfernung der diese veranlassenden oder unterhaltenden Ursachen die Hauptaufgabe. Sind diese durch diätetische, arzneiliche, operative oder psychische Einwirkungen absolut oder wegen besonderer Umstände nicht zu beseitigen, so ist auch die J. unheilbar.

Imprägnation, so viel als Durchdringung, wird besonders von gewissen, auf der Grenze der mechan. und chem. Vorgänge stehenden Erscheinungen gebraucht, und in den meisten Fällen bedient man sich dafür bezeichnender und richtiger des Wortes Absorption (s. d.), da meist die hierher gehörigen Erscheinungen unter die Adhäsionserscheinungen und Capillarwirkungen gehören. So werden z. B. poröse Körper, wie Wolle u. s. w., von Oel und Fett imprägnirt und Flüssigkeiten von Salzen, die sich darin auflösen, oder von Gasarten. Auch von Riech- und Ansteckungsstoffen, welche gewisse poröse Körper, besonders animalischen Ursprungs, durchdringen und diesen fest anhaften, braucht man den Ausdruck J. Von besonderer technischer Wichtigkeit ist die J. des Holzes mit verschiedenen die Fäulniß verhindernden Substanzen, wie Kochsalz, Kupfervitriol, Zinkchlorid, Eisenvitriol, Queckſilberchlorid, Kreosot u. s. w., zur Verhinderung der Fäulniß, Schwammbildung und Zerstörung durch Insekten. Die J. geschieht meist in besondern Etablissements (Imprägniranstalten), indem man die conservirende Flüssigkeit mit Gewalt in die Holzporen treibt, oft wol auch, nachdem man vorher in geschlossenem Gefäß die Luft aus den Poren ausgesaugt hat. (S. Holz und Holzconservation.)

Impresário (ital.) heißt in Italien der Director einer Schauspielergesellschaft, welcher zugleich der Unternehmer auf eigene Gefahr und Kosten zu sein pflegt. Er erhält von den einzelnen Städten umsonst oder gegen Pacht ein Schauspielhaus eingeräumt, wirbt seine Truppe, deren Mitglieder nur von ihm abhängen, und vereinigt in seiner Hand meist sowol die artistische als technische und ökonomische Leitung des Ganzen. Solange in Italien das improvisirte Lustspiel, die sog. commedia dell' arte, blühte, entwarf der J. auch meist die Scenarien zu denselben, welche die einzelnen Schauspieler bei der Darstellung ausführten.

Imprimátur (lat., d. i. es kann oder mag gedruckt werden), bei der Censur von Druckschriften durch Behörden oder bei der Correctur die Erlaubniß des Drucks einer Schrift oder eines Bogens.

Impromptu (franz.), von dem lat. in promptu, im Deutschen Stegreifwitz, nennt man eine unvorbereitete sinnreiche, den Bedingungen des Augenblicks angemessene Aeußerung in Prosa oder in Versen, bestehe sie nun in einem einzelnen Witzworte (bon mot) oder in einer zusammenhängenden, abgerundeten Darstellung. Am effectvollsten ist das J., wenn es entweder einzelnen Individuen gegenüber als schnelle Entgegnung (riposte) oder der ganzen Gegenwart gegenüber mit treffenden Beziehungen auf allgemein bekannte Verhältnisse hervortritt. Veranlassung zu J. letzterer Art geben besonders die Tribüne und die Bühne; auf beiden zeichnen sich die Franzosen darin vorzüglich aus. Die deutsche Literatur hat, ohne den Reichthum der französischen an Stegreifgedichtchen zu besitzen, doch in dem, was von den sog. Spruchsprechern auf uns gekommen, Meisterhaftes aufzuweisen. Zahlreiche gute Schlag- und Witzworte enthalten auch Zinkgref's «Deutsche Apophthegmata» (2 Bde., Straßb. 1626—31).

Improvisatóren (improvisatori) heißen in Italien Dichter, die aus dem Stegreif (ex improviso) jedes aufgegebene Thema sogleich ausführen, ihre Verse declamiren oder unter Begleitung eines Instruments absingen. Bei Völkern von lebhafter und fruchtbarer Phantasie kommt die Gabe des Improvisirens, besonders durch Musik angeregt, häufig vor, z. B. bei Negerstämmen und unter den Arabern. Das lebhafteste Interesse im Abendlande für die im-

Digitized by Google

proviſirte Poeſie, und zwar in lat. Sprache, herrſchte von jeher in Italien, an den Höfen von Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Als die griech. Gelehrten, welche im Laufe des 15. Jahrh. von Konſtantinopel nach Italien flüchteten, daſelbſt mit dem Geſchmack an ihrer Sprache und Literatur auch ihre Gebräuche verbreiteten, führte man die Sympoſien ein, bei denen die Freuden der Tafel durch die des Geiſtes erhöht wurden. Leo X. liebte ſie ſehr, und unter den an ſeiner Tafel verſammelten Gelehrten zeichnete ſich beſonders Andr. Marone (geb. 1474, geſt. 1527) als I. aus. Nach Leo's Tode fingen auch die I. an, ſtatt in lat. Sprache in der lingua volgare zu improviſiren. Großen Ruf erlangte Silvio Antoniano (geb. 1540 zu Rom); einer der berühmteſten I. aber war Bernardino Perfetti (geb. 1680 zu Siena, geſt. zu Rom 1747), von deſſen improviſirten Gedichten 1748 zwei Bände erſchienen. Auch Metaſtaſio (ſ. d.) zeigte von früher Jugend an ein ſeltenes Improviſationstalent. Andere berühmte italieniſche I. waren Zucco (geſt. 1764 zu Verona), der an dem Abbate Lorenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ; der Advocat Bernardi in Rom; Ludov. Serio und Ludov. Roſſi, beide Opfer der neapolit. Umwälzungen von 1799; ferner Francesco Gianni (geb. 1760, geſt. 1822), wegen ſeines Republikanismus von den Ruſſen in Cattaro eingeſperrt, nach ſeiner Befreiung aber 1800 von Bonaparte mit einer Penſion von 6000 Frs. beſchenkt und wegen ſeiner literariſchen Fehden mit Monti vielleicht ebenſo ſehr als durch ſeine Verſe bekannt; Tommaſo Sgricci (geb. zu Arezzo 1798, geſt. zu Florenz 23. Aug. 1836), der ſich im dramatiſchen Fach wie im lyriſchen auszeichnete; Cicconi, der zu Rom 1829 eine ganze Epopöe improviſirte; der auch in Deutſchland durch ſeine Reiſen bekannt gewordene Bindocci aus Siena. Unter den mit Improviſationstalent begabten Frauen wurde keine mehr gefeiert als Maddalena Moralli Fernandez aus Piſtoja (geſt. 1800), in der Akademie der Arkadier Corilla Olimpica genannt. Nächſtdem ſind noch als Improviſatricen zu erwähnen Tereſa Bandettini (geb. 1763, geſt. 1837), Fortunata Sulgher-Fantaſtici aus Livorno, Roſa Taddei aus Rom, beſonders aber Mazzei, geborene Lanti, welche an Ergiebigkeit der Phantaſie, Reichthum und Reinheit des Ausdrucks wie im Wohlklange und in Regelmäßigkeit der Verſe alle überragte, und neuerdings die Sicilianerin Giovannina Milli. Von jeher aber erſchienen die gedruckten Werke der bewundertſten I. nicht über dem Mittelmäßigen. Auffallend iſt es, daß die meiſten I. in Toscana oder Venedig, namentlich in Siena und Verona, geboren ſind, und daß dieſes Talent ſich bis auf die Gegenwart an dieſen Orten fortgepflanzt hat. In Deutſchland, wo Volkscharakter und Sprachform der Improviſation nicht günſtig ſind, findet ſich faſt nur in Steiermark und Tirol einiges Talent für die Stegreifdichtung. Unter den wenigen, die damit öffentlich auftraten, iſt als der vorzüglichſte hervorzuheben O. L. B. Wolff aus Altona (geſt. 1851 als Profeſſor in Jena), der bei ſeinem erſten Auftreten 1825 vieles Aufſehen erregte. Ferner ſind zu nennen M. Langenſchwarz, K. Richter, Frau Karoline Leonhardt-Lyſer, Ed. Beermann aus Osnabrück und Wilh. Herrmann aus Braunſchweig. In Frankreich verſuchte ſich als I. ſeit 1824 Eugène de Pradel, dem beſonders kleine Gedichte, namentlich die ſog. bouts rimés, trefflich gelangen, und in Holland Willem de Clercq.

Imputation, ſ. Zurechnung.

Imſt, Marktflecken und Hauptort eines Bezirks in Tirol (Oberinnthal), nach dem Brande von 1822 neu aufgebaut, 50 Kilom. weſtlich von Innsbruck, vom Malchbache durchſtrömt und von nackten Felſen überragt, Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Unterrealſchule, eine Holzſchnitzſchule, ein Kapuzinerkloſter, ein Inſtitut der Barmherzigen Schweſtern, die das Spital verſehen, einen Calvarienberg mit prachtvoller Ausſicht, und zählt (1869) 2236 E., welche eine Papier- und Holzſtofffabrik, zwei Baumwollwebereien, Druckereien, Färbereien, eine große Gerberei und Bierbrauereien unterhalten. In der Nähe ſind bemerkenswerth das Hochthal Gungelgrün, die Königskapelle zum Andenken an Friedrich Auguſt, König von Sachſen, der bei Brennbüchl 9. Aug. 1854 verunglückte, die lange Brücke am Eingang in das Pitzthal und das Schloß Starkenberg mit ſehr ſchöner Ausſicht. Die Umgebung beherrſchen der pyramidenförmige, 2300 Mt. hohe, ausſichtsreiche Tſchergant und der leicht erſteigbare, nicht minder umfaſſende Muttekopf (2767 Mt.) mit Alpenvereinshütte.

Inauguration bedeutet die feierliche Einweihung einer Perſon zu einem Amte, eines Ortes zu einem beſtimmten Zwecke u. dgl., beſonders durch Vornahme religiöſer Handlungen. Sie wurde bei den Römern durch Einholung der Auſpicien (ſ. d.), die den göttlichen Willen offenbarten, vorgenommen und fand, wie es heißt, bei den Königen ſtatt, um ihnen, nachdem ſie vom Volke erwählt waren, die religiöſe Sanction für das oberſte prieſterliche Amt, das ſie hatten, zu gewähren. Unter der Republik beſtand ſie nur für mehrere Gattungen von Prieſtern.

Digitized by Google

Incarnāt (lat.), wahrscheinlich eine Abkürzung der lat. Worte in granatis, heißt die hochrothe, keineswegs aber fleischfarbene Farbe, obschon dies eine sehr gewöhnliche Annahme ist. Incarnatin nennen die Engländer die etwas bläßere Farbe als J. Auch pflegt man wol das tiefe Erröthen des Antlitzes bei Affecten der Leidenschaft, der Scham u. s. w. Incarnat zu nennen; misbräuchlich wird der Ausdruck sogar statt Carnation (s. d.) angewendet.

Incest, s. Blutschande.

Incident, Incidentsachen, d. i. Nebensachen, heißen besonders im Civilproceß diejenigen Rechtssachen, welche bei Gelegenheit einer bereits anhängigen Hauptsache nachträglich in Frage kommen und mit der Hauptsache zugleich in denselben Acten verhandelt werden, z. B. Gesuche um Fristverlängerung, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bei Versäumnissen. Die dadurch oder auf deshalb eingewendete Rechtsmittel veranlaßte Verhandlung heißt Incidentverfahren.

Inclination, d. i. Neigung, bezeichnet physische Zuneigung oder Anhänglichkeit. In der Mathematik versteht man darunter die Neigung zweier Ebenen gegeneinander oder einer Linie gegen eine Ebene. Die Astronomie bezeichnet mit J. die Winkel, welche die Planeten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn machen. Im Magnetismus heißt J. der Winkel, den die magnetische Achse einer Magnetnadel mit einer wagerechten Ebene bildet. Incliniren heißt ein Geschütz oder Gewehr so richten, daß die Mittellinie der Seele sich vorn nach dem Horizont zuneigt.

Incolat, s. Indigenat.

Incommensuräbel (lat.) heißen zwei Größen, welche kein gemeinschaftliches Maß haben, und deren Verhältniß sich daher durch Zahlen nicht genau ausdrücken läßt, wie z. B. bei der Seite eines Quadrats und dessen Diagonale, oder beim Durchmesser eines Kreises und dessen Peripherie.

Incompatibilität, s. Compatibilität.

Incompetenz (lat.), Unzuständigkeit, in der Gerichtssprache der Mangel an denjenigen Bedingungen, von welchen das Recht abhängt, eine gewisse Handlung, zumal der öffentlichen Autorität, vorzunehmen, Recht zu sprechen, Befehle zu erlassen u. s. w. (S. Competenz.)

In coena domini oder Nachtmahlsbulle, die merkwürdigste aller päpstl. Bullen, rührt in ihrem ersten Entwurfe aus sehr früher Zeit und namentlich von Urban V. (1362—70) her; durch Pius V. wurde sie 1567 und durch Urban VIII. 1627 erneuert und abgeändert. Sie enthält die vollständige Darlegung aller Rechte der röm. und der gesammten Hierarchie und die Verwahrung derselben gegen die weltlichen Fürsten, die Kirchenversammlungen und die Laien, verbunden mit der feierlichen Excommunicirung und Verfluchung aller Ketzer. Der Anordnung Pius' V. zufolge sollte sie jährlich am Grünen Donnerstag in allen Kirchen verlesen werden, was sich aber des Widerstandes wegen, den sie nicht nur in Frankreich, wo deshalb 1568 große Unruhen ausbrachen, sondern auch in Deutschland und anderwärts fand, nur in Rom bewerkstelligen ließ, wo sie auch gegenwärtig noch verlesen werden soll. Vgl. Lebret, «Pragmatische Geschichte der Bulle In coena domini» (4 Bde., Lpz. 1769).

In contumaciam verurtheilen, s. Contumaz.

Incrustiren nennt man das rindenartige Ueberziehen organischer oder auch unorganischer Körper durch Steinkrusten, wie es durch viele kalk- oder kieselerdehaltige Quellen hervorgebracht wird. So finden sich in den Tuffablagerungen kalkhaltiger Quellen oder Bäche und der heißen, kieselerdereichen Quellen Islands eine Menge Pflanzentheile oder Schneckenhäuser von kohlensaurem Kalk oder von Kieselerde incrustirt. Man macht von dieser Eigenschaft der Quellen Gebrauch, um allerlei Gegenstände, z. B. ganze Blumenbouquets, absichtlich incrustiren zu lassen, wie dies z. B. in Karlsbad geschieht. Auch in den Gradirhäusern der Salinen läßt man zuweilen derartige Objecte, wie Immortellen, Vogelnester u. s. w., incrustiren. In der Glasdecoration versteht man unter Incrustationen in der Glasmasse eingeschlossene Reliefgegenstände aus weißem Thon oder Speckstein, die ganz das Ansehen haben, als wenn sie von mattem Silber wären. Dieser silberartige Glanz rührt von einer geringen Menge Luft her, welche sich zwischen der Thonfläche und dem Glase befindet.

Incubation (lat.; griech. ἐγκοίμησις) nannte man im Alterthum das Schlafen in Tempeln und an geweihten Stätten auf den Fellen der eben geopferten Thiere, um divinatorische Träume zu erhalten. Namentlich geschah dieses bei den Griechen wie bei den Römern in den Tempeln des Asklepios (Aesculap) und anderer Heilgottheiten, in denen sich die Leidenden zum Schlafe niederlegten, um im Traume eine Offenbarung über das anzuwendende Heilmittel zu erlangen. Meist leiteten die Priester die J. ein und legten die Träume der Kranken aus, oder träumten wol auch selbst für diese. — Incubus (d. i. Beischläfer) war bei den Römern die Bezeichnung für nächtliche Geister und Kobolde (Faune und Silvanen), welche die Frauen

Digitized by Google

beschlichen. Die Aerzte verstehen darunter den Alp (s. d.). Die Asceten des Mittelalters brachten den Incubus mit unreinen Traumanwandlungen in Verbindung. Insbesondere hieß der Teufel, mit welchem die Hexen buhlten, deren Incubus.

Inculpat wird im Inquisitionsprocesse (s. d.) der eines schwerern, von Amts wegen zu untersuchenden Verbrechens Beschuldigte so lange genannt, bis rücksichtlich seiner auf das artikulirte Verhör oder die Specialinquisition erkannt ist, wo er dann den Namen Inquisit erhält. Bei leichtern Vergehen, namentlich bei den nur auf Anzeige des Verletzten strafbaren, braucht man die Bezeichnung Denunciat.

Incunabeln, auch Paläotypen oder alte Drucke, ist die in Deutschland üblichste Benennung für diejenigen Bücher, welche bis zum J. 1500 gedruckt sind, und deren Zahl wol ungefähr auf 15,000 anzuschlagen ist. Der Name Incunabel stammt von dem lat. Worte incunabula, d. i. Wiege und dann überhaupt Anfang oder Ursprung, daher man sie auch zuweilen Wiegendrucke nennt. Die Kenntniß der J. ist wichtig, weil sie die zuverlässigsten Urkunden und oft die einzigen Quellen für die specielle Geschichte der Buchdruckerkunst sind. Außerdem sind viele derselben theils für die Kunstgeschichte durch die beigegebenen Decorationen mancherlei Art, theils in wissenschaftlicher Hinsicht, weil nach Handschriften abgedruckt, wichtig und interessant. Zu letzterer Art gehören vorzüglich die ersten, dem Kritiker wichtigen Ausgaben, die sog. editiones principes, der ältern und neuern Classiker. Folgendes sind ungefähr die Hauptrücksichten, welche den Sammler von J. zu bestimmen haben: 1) Die Vorspiele und ersten Anfänge der Buchdruckerkunst überhaupt, wohin zuvörderst die xylographischen Producte und die ersten datirten wirklichen Drucke gehören. 2) Die ersten Drucke einzelner Länder und Orte, welche in der Regel von nicht geringerer Seltenheit sind als die vorigen. 3) Die ersten in einer gewissen Sprache oder mit besondern Typenarten gedruckten Bücher. 4) Drucke aus Officinen, welche wenig geliefert haben, z. B. H. Bechtermünze zu Eltville, Adam Rot zu Rom, Arnold de Bruxella zu Neapel, Kune in Memmingen, sowie aus andern thätigen Officinen gewisse Arten Bücher, z. B. Mentelin'sche Drucke von alten röm. Classikern. 5) Drucke, in denen technische Vervollkommnungen der Buchdruckerkunst zuerst vorkommen. So ist «J. Nideri praeceptorium divinae legis» (Köln, Koelhof, 1472) das erste gedruckte Buch mit Signatur; der «Sermo ad populum praedicabilis» (Köln, ther Hoernen, 1470) das erste mit Blattzahl, Cicero's Schrift «De officiis» von 1465 das erste in Quart und das «Officium beatae Mariae virginis» (Veneb., Jenson, 1473) das erste im kleinsten Formate. Titelblätter erschienen erst seit 1485. 6) Drucke mit den ersten oder sehr vorzüglichen Versuchen, die Kunst zur Decoration der Bücher anzuwenden. Das erste gedruckte Buch mit Kupferstichen ist Antonio's da Siena «Monte santo di Dio» (Flor. 1477). Die vorzüglichsten Holzschnitte, von denen besonders der straßburger Drucker Grüninger ein großer Freund war, finden sich in deutschen und ital. Drucken. Auch kann man hierher Exemplare mit ausgezeichneten Miniaturen rechnen. 7) Einzelne Exemplare, welche durch besondere andere Ausstattungen eine vorzügliche Auszeichnung erhalten haben, z. B. Pergamentdrucke, Golddrucke, deren einige bereits das 15. Jahrh. aufzuweisen hat, u. s. w. 8) Einzelne Collectionen oder Suiten, z. B. die von Alopa zu Florenz 1494—96 mit Capitälchen gedruckten sechs griech. Werke (die Anthologie, Apollonius Rhodius, Euripides, Kallimachus, die Gnomiker und Musäus), oder die mailänder griech. Drucke mit einer merkwürdigen runden Schrift. Auch werden die Drucke von berühmten Officinen des 15. Jahrh., z. B. die von Schweynheim und Pannarz, welche bei ihren Auflagen überdies nie die Zahl von 275 Exemplaren überschritten, eifrig gesammelt. Anfangs war das Format der J. Folio und dieselben waren meist auf Pergament, später fast ausschließlich auf Papier gedruckt; die Lettern in den ältesten Drucken sind die gothischen, später werden die runden röm. Lettern gewöhnlich. Die größern Anfangsbuchstaben wurden gewöhnlich nicht eingedruckt, sondern in andern Farben (meist roth) eingeschrieben. Die ältesten J. haben keine Titelblätter, sondern am Ende eine Schlußschrift, in welcher gewöhnlich der Name des Druckers, sowie der Ort und das Jahr des Drucks angegeben sind. Was die Hülfsmittel zur Incunabelnkunde betrifft, so enthalten Panzer's «Annales typographici», verbunden mit dessen «Annalen der ältern deutschen Literatur», die vollständigste Nomenclatur bis 1536. Weit unvollständiger, aber mit etwas mehr Detail ausgestattet und etwas weiter fortgeführt sind Maittaire's «Annales typographici». Ein brauchbares Werk über die interessantesten J. ist Serna Santander's «Dictionnaire bibliographique choisi du 15e siècle» (3 Bde., Brüss. 1805—7), welches, zumal von spanischen und niederländischen J., vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Das Hauptwerk aber ist Hain's «Repertorium bibliographicum» (2 Bde. in 4 Thln., Stuttg.

Digitized by Google

1826—38). Von französischen J. speciell handelt G. Brunet in «La France littéraire au XVe siècle» (Par. 1865), einem an literarhistor. Materiale sehr reichhaltigen, aber in Bezug auf Titelangaben weniger genauen Werke.

Incus (Amboß) nennt man das mittlere der drei Gehörknöchelchen, zwischen Hammer und Steigbügel, in der Paukenhöhle gelegen. (S. Ohr.)

Indemnität (lat.), d. i. Straflosigkeit, spielt (namentlich in der Zusammensetzung Indemnity-bill) im engl. Verfassungsleben eine wichtige Rolle. Wenn die Regierung irgendetwas gethan hat, wozu ihr nach der Verfassung ein formelles Recht nicht zustand, was sie aber im Interesse des Landes für geboten hielt, so kommen die Minister beim nächsten Parlamente um eine Indemnitäts-Bill ein, weil sie sonst auf Grund ihrer Verantwortlichkeit zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Die der englischen nachgebildeten Verfassungen haben Aehnliches für die Fälle festgesetzt, wo die Regierung gewisse Acte ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Landesvertretung vornehmen würde. In neuerer Zeit ist die J. historisch bedeutungsvoll geworden, welche das Ministerium Bismarck nach Beendigung des Deutschen Kriegs von 1866 beim preuß. Landtage einholte wegen des während der Conflictszeit ohne Zustimmung der Landesvertretung geführten Staatsbudgets. (S. Preußen.)

Independenten (lat.) heißen die Glieder einer kirchlichen Partei, welche seit 1610, besonders durch John Robinson, aus den Browniſten (s. Brown) entstand und namentlich auch in England eine große polit. Bedeutung gewann. Zuerst trat die Sekte in Holland, in Leiden, Arnheim, Rotterdam und Geldern auf, dann aber verbreitete sie sich nach und in England unter den dortigen bürgerlichen Stürmen, während die geistliche Commission aufgelöst war (1641), die ernstliche Verfolgungen über sie verhing. Sie verpflanzte sich auch nach Amerika, wo sie jetzt noch besteht und seit 1805 mit den Presbyterianern und Baptisten zu einem gemeinschaftlichen, für das Wohl der Kirche sorgenden Collegium sich verbunden hat. Als Grundeigenthümlichkeit der J. kann man die einseitige Betonung des Gemeindeprincips und der subjectiven Gläubigkeit in Verbindung mit starrer Buchstäblichkeit des Bibelglaubens bezeichnen. Ihren Namen hat sie von der Behauptung, daß jede Einzelgemeinde eine selbstständige Kirche sei, die unmittelbar unter der Leitung Christi stehe, daher auch sich selbst ordnen und leiten müsse, ohne einer andern Gemeinde oder einem größern kirchlichen Ganzen Rechenschaft zu geben (independens quoad alias ecclesias). Aus demselben Grundsatze folgt ferner die Verwerfung jeder gemeinsam festgestellten, für die einzelnen Gemeindeglieder bindenden Kirchenlehre, da die Heilige Schrift für sich selbst schon hinlänglich sei, um die Gläubigen in alle Wahrheit zu leiten. Die Folge dieser Anschauung ist ein radicales Brechen mit aller geschichtlichen Entwickelung der Kirche und, ähnlich wie bei den ältern Wiedertäufern, die schwärmerische Neubelebung alttestamentlicher Anschauungen und Formen gewesen, welche man mit fanatischer Energie bald auch aus dem kirchlichen Gebiete auf das politische zu übertragen suchte. Im Laufe der Zeit haben jedoch auch allerlei moderne Ansichten bei den J. Eingang gefunden. Als Diener ihrer kirchlichen Angelegenheiten wählten sie Seelsorger, Lehrer, regierende Aelteste und Diakonen, in deren Händen auch die kirchliche Strafgewalt lag, welche bei kleinern Vergehen in Erinnerung und Ermahnung, bei größern in der Ausschließung aus der Gemeinde bestehen sollte. Die Ordination wendeten sie nicht an, weil ihre Theorie vom allgemeinen Priesterthum keinen eigenen geistlichen Stand gestattete. Die ältern Grundsätze der Partei sind niedergelegt in Robinson's «Apologia justa et necessaria» (Leid. 1619) und im sog. «Savoy-Bekenntniß» (Leid. 1658); beide Schriften haben aber natürlich keine symbolische Autorität bei ihnen. Ueber die polit. Wirksamkeit der J. während der engl. Revolution s. Großbritannien. Vgl. Fletcher, «History of Independency in England» (neue Aufl., 4 Bde., Lond. 1862).

Index oder Index librorum prohibitorum heißt das Verzeichniß derjenigen Bücher, welche die kath. Kirche wegen der angeblich darin befindlichen ketzerischen Meinungen oder wegen ihres unsittlichen oder die Gemüther verwirrenden Inhalts namentlich den Laien verbietet. Den Namen der Indices expurgatorii oder Indices librorum expurgandorum führen die Verzeichnisse der Schriften, welche nur gebraucht werden dürfen, wenn sie von Stellen gereinigt sind, die der Kirchenlehre zuwiderlaufen. Schon in der frühern Zeit gab es kirchliche Bücherverbote. Als sich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die Zahl der Bücher mehrte, war man jedoch um so eifriger bedacht, die Verbreitung kirchenfeindlicher Schriften zu hindern (s. Censur), und nach der Reformation suchte man alle der neuen Lehre günstigen Schriften gänzlich zu unterdrücken. Bereits 1546 ließ die Universität Löwen ein Verzeichniß verbotener Bücher drucken, 1557 und dann wieder 1559 ließ Papst Paul IV. durch die Inquisition in

Digitized by Google

Rom, unter die er überhaupt das Bücherwesen stellte, ein Verzeichniß der verbotenen Bücher bekannt machen, welches der erste eigentliche römische J. ist. Gleichzeitig (1558) untersagte er selbst den Theologen und Gelehrten das ihnen früher gestattete Lesen ketzerischer Bücher. Während bisher nur ketzerische Bücher verurtheilter Schriftsteller verboten waren, zerfiel der J. nun in drei Klassen. In der ersten standen die Gelehrten, selbst der kath. Kirche, deren sämmtliche Werke dem Verbote unterlagen; in der zweiten die verbotenen Werke derjenigen Schriftsteller, deren übrige Bücher nicht untersagt waren; in der dritten die anonymen Werke, namentlich alle seit 1519 erschienenen Bücher dieser Art. Auch bezog sich das Verbot auf alle Bücher, worin die Rechte der weltlichen Obrigkeit gegen die Geistlichkeit und die Gerechtsame der Bischöfe und Concilien im Gegensatze zu dem päpstl. Stuhle vertheidigt wurden. Zugleich wurden scharfe Strafen für das Lesen der verbotenen Bücher bestimmt, z. B. Amtsentsetzung, Infamie u. s. w., überhaupt die Strafe des großen Banns, der sog. Excommunicatio latae sententiae. Eine geregeltere Form erhielt der J. durch die Kirchenversammlung zu Trient, nachdem derselbe wegen seiner Strenge und Härte von Pius IV. widerrufen worden war. In der 18. Sitzung (1562) ernannte die Kirchenversammlung einen Ausschuß, der das Verfahren gegen ketzerische Bücher bestimmen und ihr darüber Bericht erstatten sollte. Das Ergebniß der Arbeiten dieses Ausschusses war aber so umfassend, daß die Kirchenversammlung in ihrer letzten Sitzung diese Angelegenheit dem Papste zur Erledigung überließ. Pius IV. genehmigte nun 1564 durch eine Bulle das Verzeichniß der zu verbietenden Bücher, und so entstand der sog. «Index Tridentinus», welchem zehn Regeln zur Beurtheilung ketzerischer Bücher vorgesetzt waren; er wurde unter dem Titel «Index librorum prohibitorum» von 1564—81 öfter gedruckt. Später von Sixtus V. und Clemens VIII. vermehrt, welche zugleich die Beurtheilungsregeln genauer bestimmten, erschien er 1593 in einer neuen, seit 1596 wiederholt gedruckten Ausgabe. Zugleich stiftete Sixtus V. eine eigene Congregation des J., die das Verzeichniß der verbotenen Bücher fortsetzen, gelehrten und frommen Männern aber das Lesen derselben zu löblichen Zwecken verstatten sollte. Uebrigens behielt auch die röm. Inquisition das Recht, Bücher zu verbieten. So mehrte sich nach und nach die Menge der Verbote ungeheuer, und allmählich ging der Name Index Tridentinus in den des römischen J. über. Merkwürdig war das Verzeichniß, welches Joh. Maria Brasichelli (eigentlich Wenzell von Brisigella) zu Rom 1607 mit Hülfe des gelehrten Dominicaners Thom. Malvenda herausgab, das aber, nachdem der erste Theil erschienen war, wegen einiger darin vorkommender Stellen vom Papste 1612 unterdrückt, jedoch nachmals nach einem geretteten Exemplar wieder abgedruckt wurde. Eine sehr vollständige Ausgabe ließ der span. Großinquisitor Antonio a Sotomayor unter dem Titel «Novissimus index librorum prohibitorum et expurgandorum» (Madr. 1648) erscheinen. Der neueste römische J. ist von 1819, welcher seitdem 1835 und 1841 in neuen vermehrten Ausgaben erschien. Vgl. Peignot, «Dictionnaire critique, littéraire et bibliographique des principaux livres condamnés au feu, supprimés ou censurés» (2 Bde., Par. 1806); Petzoldt, «Bibliotheca bibliographica» (Lpz. 1865). In neuerer Zeit ist mit dem Abnehmen der Autorität der päpstl. Hierarchie auch das Ansehen des J. gesunken.

Indiana, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen Michigan, Ohio, Kentucky, Illinois und dem Michigansee, kam schon 1783 unter den Schutz der Union und wurde, nachdem die Pflanzer seit 1795 von den Eingeborenen das Land am Wabash erkauft hatten, 1811 zum Gebiet erhoben und 1816 als Staat in den Bund aufgenommen. J. hat ein Areal von 87,562 QKilom. und zählte 1820 eine Bevölkerung von 147,178 und 1870 von 1,680,637 E., worunter 24,500 freie Farbige. Nur die Gegend am Ohio ist hügelig, alles übrige meist flach und großentheils Prairieland. Das Klima ist bei einer Lage zwischen 37° 45′ und 41° 52′ nördl. Br. gemäßigt, der Boden fruchtbar und für alle Producte des mittlern Amerika geeignet. Der Ohio bildet auf einer Strecke von 600 Kilom. die Süd- und der Wabash auf 195 Kilom. die Südwestgrenze. Letzterer ist bis Lafayette (mit 13,506 E.) für Dampfboote fahrbar. Ein Schienennetz überdeckt den ganzen Staat nach allen Richtungen; 1850 waren nur 365 Kilom. gebaut; seit 1873 sind 26,580 Kilom. im Betrieb. Nur fünf von den 92 Counties des Staats sind ohne Eisenbahn; an Telegraphendrähten zählte man 1873 11,110 Kilom. J. schickt jetzt 13 Repräsentanten zum Nationalcongreß. Der Gouverneur wird auf vier, die 50 Senatoren auf vier, die 100 Repräsentanten auf zwei Jahre gewählt. Die fundirte Staatsschuld betrug 1873 die Summe von 4,898,657, der Schulfonds 8,616,931 Doll., welch letzterer durch den Verkauf der Schulländereien so bedeutend geworden ist. Die Hauptstadt ist Indianapolis am White-River mit einer Medicinischen Schule und

Digitized by Google

48,244 E. Andere wichtige Orte sind: Neu-Albany mit 15,396 E.; Neu-Harmony, eine schöne von Rapp 1815 begründete Stadt, in einem unsern vom Flusse Wabash gelegenen Thale. In der Nähe derselben errichtete Owen (s. d.) eine Colonie, in der er sein System einzuführen gedachte, die sich aber 1826 auflöste. Ferner sind bemerkenswerthe Orte: Vevay am Ohio, von Auswanderern des schweiz. Cantons Waadt angelegt; Evansville am Ohio mit 21,830 E.; Fort Wayne mit 17,718 E.; Terrehaute, ein wichtiger Eisenbahn-Knotenpunkt mit 16,103 E. Die Staatsuniversität wurde 1839 in Indianapolis gegründet und hat ein medic. College. In St.-Joseph-County befindet sich die große kath. Erziehungsanstalt Notre-Dame, in St.-Meinrad das St.-Meinrads-College, in Bloomington die Indiana-Universität, in Greencastle die Indiana-Asbury-Universität, in Hannover das Hannover-College nebst presbyterianischem Seminar und in Crawfordsville das Wabash-College.

Indianer, früher häufig auch Indier, ist der Name für die Ureinwohner Amerikas. Sie erhielten denselben in Uebereinstimmung mit der Ansicht der ersten Entdecker der Neuen Welt, die in derselben das äußerste Ende Indiens (s. d.) gefunden zu haben glaubten. Die J. bilden eine eigene, von den übrigen scharf gesonderte Menschenrasse, die nach ihrer Farbe auch die Rothe Rasse (red race), nach ihrer Heimat die Amerikanische Rasse genannt wird. In physischer Beziehung ist dieselbe durch ihre kupferbraune Farbe, das schlichte schwarze Haar, das breite, aber nicht platte Gesicht mit scharfen Zügen, die nach hinten eingedrückte, kurz erscheinende, äußerlich durch tief herabgehenden Haarwuchs beschränkte Stirn charakterisirt. Natürlich erleiden diese Unterscheidungszeichen nach den einzelnen Nationen und bei der großen Raumerstreckung Amerikas durch alle Zonen die mannichfachsten Modificationen. Doch tragen alle Völkerstämme mit Ausnahme der Eskimos (die auch nicht zur amerik. Rasse gezählt werden), von den Küsten des Arktischen Oceans bis hinab zum Feuerlande einen und denselben Typus, nicht blos in der Constitution des Körpers, sondern auch in der Physiognomie, den psychischen Eigenschaften, der Sprache, den Bethätigungen ihres Geistes. Aus dem Antlitz des Rothen Mannes spricht überall, im Süden wie im Norden, ein düsterer, theilnahmloser Ernst, Trauer und Gedrücktheit. Die Gesichtszüge beleben sich unter dem Einflusse gewöhnlicher Erregungen auf kaum bemerkbare Weise; sie werden völlig stumpf oder finster, selbst bei den edlern Nationen voll kriegerischen Muthes und Liebe zur Freiheit, sobald bei Mangel äußerer Reizung jener Zustand des Hinbrütens entsteht, in den der J. so leicht verfällt, und der ihm stets willkommen zu sein scheint. Je roher die Stämme, je mehr sie unter dem Drucke rother oder weißer Feinde zu leiden haben, um so scheuer und unsteter schweift ihr Blick, um so niedriger wird der Ausdruck ihrer Physiognomie. Bei Stämmen, die in Dienstbarkeit leben, tritt an Stelle des Strengen und Rohen, das in den Zügen der unabhängigen J. lebt, etwas Melancholisches.

Während über diese Punkte die Berichte fast aller übereinstimmen, wichen die Ansichten der Forschenden von jeher schroff voneinander ab in Betreff der geistigen Eigenschaften der amerik. Autochthonen. Nicht lange nach der Entdeckung der Neuen Welt mußte sogar durch eine päpstl. Bulle (1537) der Zweifel gelöst werden, ob die J. überhaupt zum Menschengeschlechte zu rechnen seien. Genauere Beobachtungen Neuerer haben gezeigt, daß der J. allerdings mit dem Kaukasier in geistiger Beziehung nicht auf gleicher Stufe steht. Das Begriffsvermögen der Rothen Rasse ist beschränkter und langsamer, die Phantasie stumpfer, das Gemüth viel weniger erregbar. Der J. lebt nur der Gegenwart und berechnet nie für die Zukunft. Weil er die Zukunft nicht zu erfassen vermag, sieht er auch in allen Fällen gleichgültig den Tod herannahen, geht der Kriegsgefangene dem unvermeidlichen Untergange ohne Klage entgegen. Es erklärt sich hieraus auch seine Faulheit und seine Sorglosigkeit. Ebenso sind das Schwelgen im Ueberflusse und die Ruhe, mit welcher er den Mangel erträgt, die Gleichgültigkeit gegen Verbesserung der eigenen Lage, gegen Eigenthum und bürgerliche Verfassung aus seiner Kurzsichtigkeit zu erklären. Seine Unerregbarkeit sucht er durch künstliche Gewöhnung und Selbstbeherrschung noch weiter auszubilden. Hat sich jedoch des J. einmal der Gedanke erlittenen Unrechts bemächtigt, so verfolgt er den Feind unermüdlich. Rachgier ist die Ursache der grausamen Hinrichtungen unter nordamerik. Stämmen, des Systems der Blutrache, der endlosen Kriege, der greulichen Gewohnheit der Anthropophagie (Botocuden, Puris u. s. w.). Die Freude des J., wenn er sich zu solcher durch die kräftigsten Mittel gereizt, ist wild und gemüthlos. Ein warmes und tiefes Gefühl haben selbst die eifrigsten Vertheidiger der J. vermißt.

Wie der durchdringende Verstand, so fehlt dem J. auch Lebhaftigkeit der Einbildungskraft. Dies ergibt sich aus den Sagen und Mythen, den religiösen Begriffen, ihren Poesien und Reden. Nur die nordamerikanischen J. stehen hierin etwas höher als die übrigen Stämme.

Digitized by Google

Selbst die religiösen Ideen der alten Mexicaner und Peruaner waren von keiner ihrer sonstigen Bildung angemessenen Bedeutung. Bei Betrachtung der Bauten und Kunstwerke dieser Culturvölker zeigt sich ebenfalls Mangel an Schwung und Phantasie, an Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit der Formen. Der Amerikaner vermag sich mit abstracten Begriffen nicht vertraut zu machen, daher seine Gleichgültigkeit gegen höhere Religionslehren, die Rohheit ihrer kosmogonischen Ansichten. Obgleich Eingeborene höhern Standes im 16. Jahrh. sich mit europ. Wissenschaft beschäftigten und selbst Schriften verfaßten, so ist doch von Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik nichts bekannt. Zahlenverhältnisse werden von dem J. nur sehr schwer begriffen. Eine niedrige Stufe des Denkvermögens zeigt sich auch in den Sprachen der Amerikaner, die sämmtlich vom nördl. Ufer Grönlands bis zur Südspitze Patagoniens demselben Typus folgen. Sie gehören zur Klasse der sog. synthetischen Sprachen, bei denen der Verstand nur lose zusammenknüpft, die mühsam die einzelnen Begriffe zergliedern, dabei häufig doch zweideutig und unklar bleiben und somit von einem nur langsam arbeitenden Geiste zeugen. Wie eine synthetische Sprache nie zu einer organischen Sprache vorschreiten kann, ebenso wenig dürfte der J. selbst auf eine höhere Stufe des Geisteslebens gelangen. Dies beweist auch hinlänglich die Geschichte der J. Das Beispiel der Weißen wie die Bemühungen der Missionare um höhere Civilisirung sind stets nur von einem verhältnißmäßig geringen Erfolg begleitet gewesen. Die vereinzelten Fälle eines freiwilligen Emporschwingens, wie z. B. das der Tschirokesen, waren nur einseitig und unvollständig.

Bei dem heutigen Stande der Ethnographie und Linguistik Amerikas ist es noch nicht möglich, die große Anzahl von noch bestehenden, zertrümmerten, ganz oder theilweise erloschenen Völkerschaften nach ihrer Verwandtschaft in Gruppen und Familien zu ordnen. Das meiste in dieser Beziehung ist bisher noch durch Gallatin, Buschmann, Hale, Turner, Hayden, Radloff, F. Müller u. a. für die nördl. Hälfte des Welttheils geschehen. Man unterscheidet hier jetzt auf Grund sprachlicher Untersuchungen etwa folgende Völker- und Sprachfamilien: die Athapaskischen Völker (s. d.); die zahlreichen Völker der weitverbreiteten Algonkin-Lenape-Familie (s. Algonkin); die Familie der Irokesen (s. d.), fast ganz von Völkerschaften der Algonkin-Lenape-Familie umgeben, im Süden an das Gebiet der Cherokees (s. d.) oder Tschirokesen und an das der Catawba und Woocans grenzend. Eine selbstständige Gruppe, mit den beiden vorigen bisweilen unter dem gemeinschaftlichen Namen Appalachen oder Floridavölker zusammengefaßt, bilden die Choctaw-Muskogee-Völker, zu denen außer den Muskogee oder Creeks auch die Chickasaw, Choctaw, Hitschitee, Seminolen und andere Völkerschaften von Florida gehören. Wahrscheinlich waren ihnen auch die alten Alibamas und Coosadas stammverwandt. Dagegen bildeten die Uchee und die Natchez ganz selbstständige Völkerschaften. Diese sämmtlichen südl. Indianerstämme wurden in neuerer Zeit nach dem Westen des Mississippi verpflanzt. Den weiten Raum zwischen Mississippi und dem Felsengebirge, im Westen und Süden der Algonkinvölker bis herab zum Arkansas bevölkern noch gegenwärtig die Völker der Sioux oder Dakotafamilie. Zu ihnen gehören zunächst die sieben zwar verbündeten, aber voneinander unabhängigen Stämme der eigentlichen Sioux (s. d.) oder Dakotas (auch Nadoweſſier genannt), nebst den getrennt davon wohnenden Winnebagoes und Assiniboins (Stein-J.); dann als eine zweite Gruppe die drei Minetaristämme (die fast ausgestorbenen Mandans, die Minetaris oder Gros-Ventres und die Crow-J. oder Upsarokas), und als dritte Gruppe die südl. Sioux, welche aus acht Stämmen (Ioways, Puncas, Omahas, Ottoes, Missouris, Kansas, Osages und Quappas) bestehen. Ihre südwestl. Nachbarn sind die Pawnivölker am Platte und Kansas, zu denen die Pawnies, die Riccaras oder Arikkara, die Witschita, Waco (Hueco) und Keechies gehören.

Weiter südlich in den Tiefebenen, zwischen Felsengebirge, Mississippi und dem Mexicanischen Golf, wohnten noch im Anfange des 19. Jahrh. viele einzelne, sprachlich ganz isolirt stehende Völker, die jetzt meist bis auf geringe Reste untergegangen sind. Dahin gehören die Kioway (mit höchst eigenthümlicher Sprache) im Quellgebiet des Platte, die Caddo am Red-River, die im Anfange des 18. Jahrh. das herrschende Volk in Texas waren und zu denen auch die Texas gehörten, ferner die Towiaches, Towacanies, Carancahuas sowie am untern Mississippi die Nachitoches, Arkansas, Taensas, Chetimaches, Attacapas, Adnizes u. s. w. Auch die Pueblo-J. in Neumexico sprechen fünf gänzlich untereinander verschiedene Sprachen (Quera, Tesuque, Picoris, Jemes, Zuñi). Die indian. Bevölkerung des nordamerik. Küstenlandes am Großen Ocean zeigt sich in zahllose, nur theilweise in Verwandtschaft zueinander stehende Völkerschaften zersplittert. Die wichtigsten unter denselben sind im Norden die Koloschen oder Tlinkiten (zum großen Theil im russ. Amerika), südlich davon die Naß oder Chim-

Digitized by Google

meshyan, die Haida mit den Kaigani auf den Königin-Charlotte-Inseln und dem Prinz-Wales-Archipel, die Hailtsa oder Haeeltzuk an der Festlandsküste des brit. Nordamerika, die Nutkavölker auf der Vancouversinsel. Einen großen Theil von Britisch-Columbia und das ganze Washington-Territorium bewohnt eine Gruppe verwandter Völker, unter denen die Tshihaili oder Chikailis, die Selish oder Flatheads, die Shushwap oder Atnah, die Skitsuish oder Coer d'Alène, die Piscous, Nasqually, die Cowelits und die Killamuks (im Süden des Columbia) die bekanntesten sind. In Oregon bilden die Sahaptin (Nez-Percés) und die Wallawallas (mit den Pelouses, Yakimas und Klikatats), ferner die Waiilatpu (Willetpoos oder Cayuse) und die Molele, die Tschinuks mit ihren Abzweigungen, die Kalapuya, die Jakon und die Latuami (Tlamat oder Clamats) eigene selbstständige Völker- und Sprachengruppen. Gleiche Verschiedenheit zeigt Californien, in dessen nördl. Theilen unter andern die Tschokoyem, Copeh, Shasta, die Kalanapo (mit Yukai, Chowesshak u. s. w.) einander ganz fremde Sprachen reden. In Obercalifornien wohnen drei ganz verschiedene Völkergruppen, die Cochimi oder Leymones, die Pericu und die Loreto-J. oder Guaicuros (Waikuren).

Die südwestl. Gebiete der Union und den ganzen Nordwesten von Mexico bewohnen Völker des großen Sonorischen Stammes. Die erste Gruppe desselben bilden die Tarahumara, Tepeguana, Cora, Cahita nebst den Tubar, Hiaqui, Eudeve und Opata in Sonora und den benachbarten Districten; eine andere die Pima, Papagos, Sobaipuris; eine dritte die Kechi, Netela, Cahuillo, Chemehuevi, Kizh; eine vierte die Comanche mit den Moqui, Yuta (Utah), Piede, Paduca, denen sich noch die Schoschonen, Wihnasht und Bonnaks anschließen. Im Gebiete des untern Colorado bilden die Yuma mit den Cocomaricopa, Cocopas, Mohave u. a. einen eigenen Völker- und Sprachenstamm. Eine ungemeine Mannichfaltigkeit zeigt sich auch im übrigen Mexico. Nach Orozco y Berra wurden 1864 im ganzen Umfange dieses Landes 51 Idiome mit 69 Dialekten gesprochen, abgesehen von 62 ausgestorbenen Sprachen. Die erste Stelle nehmen noch jetzt die Nachkommen des alten Culturvolks der Azteken (s. d.) ein, deren Sprache, auch vorzugsweise die mexicanische genannt, noch gegenwärtig als die eigentliche Landessprache betrachtet werden kann. Nächst derselben ist die der Otomi die verbreitetste. Von den übrigen mehr oder minder cultivirten Völkern, welche die Spanier bei der Eroberung vorfanden, sind viele erloschen, von mehrern nur noch Reste vorhanden. In Oaxaca bildeten die Zapoteken einen blühenden Staat, dessen Königssitz Teozapotlan oder Zachila war. Demselben benachbart war das Königreich Mixtecapan mit der Hauptstadt Tlaxiaco; von seinen Bewohnern, den Mixtecen, sind noch beträchtliche Reste übrig. Das von den Azteken stets unabhängige Königreich Mechoacan war von den Tarascos bevölkert, deren Nachkommen noch immer in der Provinz Mechoacan leben. Noch gegenwärtig gesprochen werden die Sprachen der Mazateken, Yopa, Matlazinken, Totonaken, Huaxteken, Cuicateken, Chinanteken, Tlapaneken u. a. m., denen sich im äußersten Südosten nach Guatemala hinein noch die Chiapaneken, Tzendalen, Zoque, Tzotzil u. s. w. anschließen. Die Bewohner von Yucatan sind die einst hoch cultivirten Mayas. Die verbreitetste Sprache in Centralamerika ist die der Quiche.

Die J. Südamerikas, über deren linguistische Beziehungen nur erst verhältnißmäßig wenig bekannt ist, haben neuere Ethnographen in etwa folgende Gruppen geordnet: die Cundinamarcaner mit den sprachlich ganz verschiedenen Nationen der Muiscas oder Moscas, zur Zeit der Eroberung ein seßhaftes, ackerbautreibendes und civilisirtes Volk, deren Sprache auch die Chibchasprache heißt und früher über das ganze Reich verbreitet war, ferner der Panches und der Goahiros. Die Indianervölker im Westen von Neugranada, Popayan, Choco, Neiva hatten alle ihre eigenen Sprachen, die Reste aber, welche die Eroberer übrigließen, haben die span. Sprache angenommen. Die Peruaner gehören nach Tschudi drei ganz verschiedenen Nationen an, unter denen die Quichuas zur Zeit der Eroberung ein mächtiges, hochcivilisirtes Volk waren und das Inkareich gestiftet hatten. Die Quichua- (Ketschua-) oder Inkasprache wurde durch die Missionare zu einer Schriftsprache erhoben und ist noch gegenwärtig die allgemeine Landessprache im Hochlande und Küstenstrich von ganz Peru und eines Theils von Bolivia, Ecuador und der nordwestl. Provinzen der Argentinischen Republik. Nicht minder civilisirt waren die Aimaras in den aneinanderstoßenden Grenzprovinzen von Peru und Bolivia; ihre Sprache ist von dem Quichua verschieden. Eine selbstständige Stellung nehmen die Antisaner ein, unter welcher Benennung man etwa 60 Völker zusammenfaßt, deren Wohnplätze über die heißen und feuchten Regionen des östl. Abfalls der Andes in Bolivia und Peru verbreitet und deren gänzlich verschiedene Sprachen noch unerforscht sind. Eine weitere Gruppe bilden die Araucanier mit den Pehuenches und den übrigen Verwandten. Verschieden von ihnen

Digitized by Google

sind die Pampavölker, welche die weiten Steppen und Einöden des östl. Südamerika vom Südrande des Continents bis zur Mündung des La-Plata-Stroms erfüllen. Zu ihnen zählen etwa 10 Nationen, welche ebenso viele radical verschiedene Sprachen reden. Bekannt sind namentlich die Puelches, die Abiponer und die Guaycurus. Die Chiquitosvölker, benannt nach dem ansehnlichsten derselben, den in 36 Stämme mit verschiedenen Mundarten zerfallenden Chiquitos, waren von Anfang an Ackerbauer und sind frühzeitig dem Christenthum gewonnen worden. Körperlich und moralisch nahe stehen ihnen die Moxosvölker, ebenfalls nach der Hauptnation benannt. Den Norden Südamerikas bewohnen die Karaiben (s. d.), die sich vom Continent aus auch auf die westind. Inseln verbreiteten. In Guiana wohnen die Arowaken mit ihren Verwandten. Verschieden von ihnen sind die zahlreichen Orinocovölker, von unbestimmter ethnogr. Stellung, unter denen die Maypures, Otomaken und Salivas am bekanntesten. Die Guaranivölker breiten sich, obgleich in zahlreiche Stämme gespalten, vom La-Plata durch ganz Brasilien bis nach Guiana hin aus und reden nur Dialekte einer einzigen Sprache, die im ganzen Brasilien als lingoa geral das allgemeine Verständigungsmittel bildet. Die Stämme des Südens führen vorzugsweise den Namen Guaranivölker, die in Brasilien Tupivölker. Eine besondere Gruppe scheinen die Omaguas mit ihren Verwandten zu bilden, welche am Marañon und dessen Zuflüssen oberhalb der Einmündung des Putumayo wohnen. Eine selbstständige Stellung nehmen ein die brasil. Völker, ein gemeinschaftlicher Name für die zahlreichen stammfremden Völker innerhalb des Gebietes der Guarani-Tupi, unter denen die Botocuden (s. d.), die Puris und Kiriris am bekanntesten geworden sind.

Zeigen auch alle diese Völker in Bezug auf ihre physische Constitution einen gemeinschaftlichen Typus und alle ihre Sprachen einen gemeinschaftlichen Charakter, so bleibt doch die große Menge und Verschiedenheit der einzelnen Idiome bei der verhältnißmäßig geringen Gesammtzahl der Ureinwohner Amerikas eine merkwürdige Erscheinung. Man schätzt die Zahl der letztern mit Inbegriff solcher Mestizen, die ihnen näher stehen als den Weißen, auf $9\frac{1}{2}$ Mill., die Zahl der von ihnen gesprochenen Sprachen auf 5—600, von denen ein Drittheil radical verschieden sind. Nur wenige dieser Sprachen, wie etwa das Aztekische, das Cree, das Quichua, das Muysca, das Quiché, das Guarani, haben eine größere Verbreitung auch unter nicht gleichstammigen Nationen. Viele andere Sprachen, wie z. B. bei den brasilischen und Orinocovölkern, sind nur auf kleine, aus wenigen Familien bestehende Stämme beschränkt. Dieser Mangel hat die Civilisirung durch die Missionare außerordentlich erschwert. Die Zahl der noch heidnischen J. mag auf $2\frac{1}{2}$ Mill. geschätzt werden. In Bezug auf den Grad ihrer Civilisation lassen sich die J. in drei Klassen eintheilen. Die erste Klasse wird durch die einheimische Bevölkerung der Länder gebildet, in denen zur Zeit der Eroberung schon Staaten bestanden; die zweite umfaßt diejenigen Nationen, deren Zustände durch die Weißen in einem gewissen Grade Veränderungen erlitten haben; die dritte Klasse sind die sog. wilden Stämme, die dieselbe Lebensart beibehalten haben, welche sie zur Zeit der Eroberung führten. Die erste Klasse ist die zahlreichste und umfaßt mehr als die Hälfte der rothen Bevölkerung Amerikas; in einzelnen Ländern überwiegt sie die eingewanderte weiße, ja in einzelnen Gebieten, wie in Puebla und Oaxaca, beträgt sie neun Zehntheile der Gesammtbevölkerung. Sie trieben schon Jahrhunderte vor der Eroberung Ackerbau und blieben in Verbindung mit ihrem Boden. Der Wechsel der Herrscher und die Einführung des Christenthums blieb ohne wesentlich umgestaltenden Einfluß auf ihre Sitten, Sprache, Gesetze und Lebensart. Auch wurde ihnen die Berührung mit den Europäern bei weitem nicht so gefährlich wie den Jägervölkern Nordamerikas. Als die span. Eroberung vollendet war, vermehrte sich sogar die einheimische Bevölkerung in demselben Grade wie die Weißen. Zur Zeit der Freiwerdung der span.-amerik. Republiken schätzte man diese eingeborene Bevölkerung auf 6 Mill., von welcher Höhe sie jedoch seitdem infolge der blutigen Bürgerkriege bedeutend herabgesunken ist. In Nordamerika, wo der Weiße nicht als Eroberer, sondern als Colonist festen Fuß faßte, schmilzt die eingeborene, ausschließlich von der Jagd lebende Bevölkerung, unaufhaltbar hin, namentlich seit auch die Küstenländer des Großen Oceans und theilweise selbst die binnenländischen Territorien der europ. Cultur anheimgefallen sind. Dagegen haben sich in Südamerika auch die wilden, unangesessenen J., wenigstens in den von Europäern noch nicht cultivirten Strecken, eher vermehrt als vermindert. Der Grund liegt theils darin, daß dieselben nicht allein von Jagd leben, sondern auch Mandioka und Pisang bauen, theils haben hier die christl. Orden, namentlich die Jesuiten, mit Erfolg die Civilisirung vieler Stämme bewirkt und dieselben seßhaft gemacht. Doch fielen nach Vertreibung der Jesuiten viele Stämme wieder vollständig in den Zustand der Barbarei zurück.

Digitized by Google

Die Zahl zum Theil umfassender Werke über die physische Constitution, die Geschichte und Alterthümer, die Sitten und Gebräuche, die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse der J. ist nicht blos in Amerika selbst, sondern auch in Europa in stetem Zunehmen begriffen. Die Hauptwerke sind, mit Uebergehung derer über Amerikanische Alterthümer (s. d.) sowie der ethnogr.-linguistischen Arbeiten von Gallatin (s. d.), Schoolcraft (s. d.) und Buschmann (s. d.), besonders, zunächst in anthropol. Hinsicht: Morton, «Crania Americana» (Philad. 1839, mit 78 Kupfern); über die nordamerikanischen J.: Mac Kenney und Hall, «History of the Indian tribes» (3 Bde., Washingt. 1838—44, mit 120 Porträts); Catlin, «Letters and notes on the manners and conditions of the North-American Indians» (deutsch von Berghaus, 2 Bde., Lpz. 1846—48); derselbe, «North-American Indian portfolio» (Lond. 1844, Fol., mit 25 Kupfern); Drake, «Biography and history of the North-American Indians» (8. Aufl., Boston 1848); Moore, «History of Indian wars of the United States» (Neuyork 1849); Waitz, «Die J. Nordamerikas» (Lpz. 1865); Foster, «Prehistoric races of the United States» (Chicago 1873); Bancroft, «The native races of the Pacific-States of North-America» (5 Bde., Lond. u. Lpz. 1875); über die Völker und Sprachen Mexicos: Pimentel, «Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenes de Mexico» (2 Bde., Mexico 1863—65), und Orozco y Berra, «Geografia de las lenguas y carta ethnografica de Mexico» (Mexico 1864); über die Eingeborenen des mittlern und südl. Amerika: die Reisewerke von A. von Humboldt, Stephens, Squier, Tschudi, Spix und Martius, Schomburgk, d'Orbigny, Prinz Maximilian von Neuwied u. a., sowie Rivero's und Tschudi's Prachtwerk «Antiguedades Peruanas» (Wien 1852). Vgl. noch: Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 3 u. 4, Lpz. 1862—63); F. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (Wien 1873); J. G. Müller, «Geschichte der amerik. Urreligionen» (Bas. 1855).

Indian Territory oder Indianergebiet, eins der noch nicht organisirten Territorien der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt von 33° 35′ bis 37° nördl. Br. und 94° 20′ bis 103° westl. L. (Meridian von Washington) zu beiden Seiten des Arkansasflusses, im O. begrenzt von den Staaten Missouri und Arkansas, im N. von Kansas und Colorado, im W. von Neu-Mexico und im S. von Texas. Das Gebiet, ein von unzähligen Flüssen durchschnittenes Hügel- und Prairieland von 178,679 QKilom., wird von den Osages, Cheerokees, Creeks, Choctaws, Seminolen, Chickasaws und andern Indianerstämmen theils bewohnt, theils durchstreift und zählte 1870 eine Bevölkerung von 2407 Weißen, 6378 Farbigen und 59,367 Indianern, von welchen letztern 24,907 angesiedelt und 34,400 Nomaden waren. Die Missouri-Kansas-Texas- und die Atlantic-Pacific-Eisenbahn durchziehen in einer Totallänge von 430 Kilom. das Territorium, dessen Verwaltung unter 11 Indianer-Agenturen getheilt ist.

Indicativ (lat.) ist diejenige Form des Zeitwortes, welche entsteht durch unmittelbare Verbindung des Stammes, der nach den verschiedenen Tempora verschieden modificirt ist, mit den Personalendungen. In der Grammatik rechnet man diese Form in der Regel zu den Modis, wie Conjunctiv, Optativ. Doch hat der J. nicht, wie die ebengenannten eigentlichen Modi, ein besonderes Moduszeichen, kann also nur uneigentlich zu diesen gerechnet werden.

Indicator, ein von James Watt erfundenes Instrument zur Untersuchung der Wirkungsweise der Steuerungsmechanismen bei Dampfmaschinen und zur Messung der vom Dampf in denselben entwickelten Arbeitsgröße, besteht aus einem ausgebohrten Hohlcylinder von Bronze oder Messing, in welchem ein dampfdicht eingepreßter Kolben leicht verschiebbar ist; auf die obere Seite desselben wirkt der atmosphärische Druck, auf die untere die im Dampfcylinder herrschende (veränderliche) Dampfspannung. Der Indicatorkolben ist mit einer Feder (Schraubenfeder) verbunden, deren entgegengesetztes Ende sich gegen den Cylinderdeckel stützt; dieselbe erfährt eine dem Dampfdruck proportionale Zusammenpressung, deren Betrag ein Schreibstift auf ein Papierblatt aufzeichnet; indem man dem letztern eine horizontale Verschiebung von dem Kolbenstangen-Querhaupt aus ertheilt, entsteht eine geschlossene Figur (J.-Diagramm), welche ebenso wol die Art der Ein- und Ausströmung des Dampfes, d. h. die Wirkungsweise der Steuerung, erkennen läßt, als auch die Unterlage zur Berechnung der entwickelten Dampfleistung bildet. Durch Verbindung des J. mit dem Planimeter hat man ein Instrument hergestellt, welches die in längern Zeiträumen producirten Arbeitswerthe registrirt (totalisirender J.). Zur Untersuchung der Einflüsse, welche durch Abnutzung der Steuerungstheile in der Dampfvertheilung herbeigeführt werden, ist der J. ein höchst werthvolles Instrument.

Indicien (lat. indicia, Anzeichen) sind Nebenumstände, welche sich mit den Hauptgegenständen einer Beweisaufnahme (s. Beweis, juristisch) in einen derartigen Zusammenhang

Digitized by Google

bringen lassen, daß aus ihrem Vorhandensein ein Schluß auf die Wirklichkeit der eigentlich in Frage befangenen Thatsachen gemacht werden kann. Die Verwerthung der I. für den Zweck eines künstlichen (apagogischen, circumstantiellen) Beweises, namentlich im Strafverfahren, hat die Processualisten viel beschäftigt. Man unterscheidet Anzeichen der Schuld und Unschuld (Gegenanzeichen), desgleichen «allgemeine» Anzeichen, welche (wie z. B. vorherige Drohungen, die Anwesenheit des Verdächtigen am Orte und zur Zeit der That) mit Verbrechen jeder Art in Verbindung stehen können, und «besondere» Anzeichen, die auf den Thatbestand eines bestimmten einzelnen Verbrechens hinweisen, wie z. B. der heimliche Besitz von Prägevorrichtungen auf Münzfälschung, Schwangerschaftssymptome, die nachher plötzlich und ohne daß ein Kind zum Vorschein gekommen ist, wieder aufhörten, auf Verheimlichung der Niederkunft oder selbst Kindestödtung. Umstände, welche die nothwendige Voraussetzung des Verbrechens bilden oder auf die Geneigtheit einer gewissen Person zur Begehung der sträflichen That schließen lassen, wie schlechter Lebenswandel, gute Gelegenheit und eine besonders mächtige Versuchung zur Verübung, liefern «vorhergehende» Anzeichen, während die Spuren der Gegenwart des Verdächtigen am Orte der That oder unmittelbare Ergebnisse der letztern, wie Blutflecken an den Kleidern des einer Tödtung Angeschuldigten, zu den «gleichzeitigen», ferner alle Verdachtsmomente, die sich aus einer Benutzung der durch das Verbrechen zu erzielen gewesenen Vortheile ergeben oder auf ein Schuldbewußtsein hindeuten, zu den «nachfolgenden» Anzeichen gehören. Nach dem Grade des dadurch begründeten Verdachts sind die Anzeichen nahe oder entfernte. Bei der Trüglichkeit des bloßen Scheins und bei der Unmöglichkeit, einmal vollzogene Straferkenntnisse wieder rückgängig zu machen, muß dem Richter, welcher auf I. sein Urtheil gründen will, die größte Vorsicht und Zurückhaltung zur Pflicht gemacht werden. Nach der Carolina (s. d.) rechtfertigte das Vorhandensein von «genugsamen und redlichen» Anzeichen lediglich die Anwendung der Marter, um durch das Geständniß einen directen Schuldbeweis zu erlangen, und die Gesetze, welche seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mit Abschaffung der Folter vorgingen, geboten bei blos künstlicher Ueberführung nur eine gelindere «außerordentliche» Strafe zu verhängen. Erst in der neuern Zeit und seitdem die gewissenhafte Ueberzeugung der Richter durch die Gesetzgebung von dem Zwange beengender Beweisregeln befreit wurde, ist auch in Deutschland der Indicienbeweis allgemein als gleichwichtig anerkannt. Zu einem vollen Beweise dieser Art gehört jedoch ein solches Zusammentreffen und Ineinandergreifen der Anzeichen, daß es sich nur aus deren Zusammenhange mit dem Verbrechen erklären läßt, und daß die Zurückführung der Verdachtsgründe auf unverfängliche Verhältnisse blos mit Hülfe der unwahrscheinlichsten Annahmen zu ermöglichen wäre. Die neue Strafproceßordnung für das Deutsche Reich bestimmt im §. 260: Ueber das Ergebniß der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriffe der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung.

Indiction nennt man den Cyklus von je 15 Jahren, nach welchem bei den Römern in der Kaiserzeit auf vorausgegangene Abschätzung die Erhebung gewisser Staatsabgaben erfolgte. Konstantin d. Gr. rechnete in seinen Decreten nicht mehr nach Olympiaden oder nach Jahren der Erbauung Roms, sondern nach Jahren dieses 15jährigen Steuercyklus, und setzte mit Rücksicht darauf, daß Kaiser Augustus im J. 3 v. Chr. eine Steuerausschreibung auf 15 Jahre angeordnet hatte, den Anfang seiner Indictionsrechnung in dieses Jahr. Obgleich die Kirchenversammlung von Nicäa (325 n. Chr.) diese Zeitberechnungsweise sanctionirte, kam dieselbe doch bald außer Gebrauch, bis Justinianus bestimmte, daß von den Behörden und Tabellionen in Acten und Urkunden nach dem Regierungsjahre des Kaisers und der Namen der amtirenden Consuln die I. und zuletzt der Monatstag gesetzt werden sollte. An dieser Bestimmung hielten nun auch von Karl d. Gr. an die deutschen Kaiser als Inhaber der röm. Kaiserkrone, solange sie diese besaßen, fest. In den Urkunden des Mittelalters kommen drei verschiedene I. vor. Die erste ist die von Konstantin eingeführte, die Indictio Constantinea (auch imperatoria oder caesarea), welche den 24. Sept. zum Anfangstermin hat; die zweite, die Indictio Constantinopolitana, wird dem Kaiser Justinianus I. zugeschrieben und beginnt mit dem 1. Sept.; die dritte führten die Päpste ein; sie beginnt mit dem 1. Jan. und heißt Indictio Romana oder pontificia, Römer-Zinszahl. Sie wird noch jetzt in den Kalendern, wiewol zwecklos, unter den chronol. Kennzeichen des Jahres mit aufgeführt. Soll für ein bestimmtes christl. Jahr die I. gefunden werden, so hat man zu demselben die Zahl 3 zu addiren und in das Facit mit 15 zu dividiren, worauf der Rest die gesuchte I. anzeigt. Bleibt kein Rest, so ist 15 die I.

Indien nannten die Griechen und Römer das am meisten gegen Osten gelegene und die Erde, soweit dieselbe ihnen bekannt war, in dieser Richtung abschließende Land. Sie verbanden

Digitized by Google

mit diesem Namen keinen begrenzten geogr. Begriff, sondern umfaßten mit ihm die ganze jenseit des Indus gelegene Ländermasse, sowol Vorderindien als auch Hinterindien und sogar China, ohne von diesen Ländern selbst das mindeste Nähere zu kennen. Die Aegypter dagegen und Phönizier standen schon in sehr alter Zeit mit der Westküste von Vorderindien in Schifffahrts- und Handelsverbindungen. Daß die Ophirfahrten von Salomo und Hiram sich auf I. und nicht auf die Ostküste Afrikas beziehen, ist keineswegs unwahrscheinlich. Das Wenige, was die Griechen in älterer Zeit von I. wußten, erfuhren sie ziemlich entstellt und übertrieben auf Umwegen über Persien, wie z. B. durch Ktesias (s. d.). Herodot nennt die dunkelgefärbten ind. Hülfstruppen im Heere des Xerxes «Aethioper von dem Sonnenaufgange», unterscheidet sie aber ganz richtig durch ihr glattes Haar von den afrik. Negern. Zu einer ersten wesentlichen Erweiterung ihres Wissens von I. gelangten die Griechen und durch sie die Römer erst durch den Zug Alexander's d. Gr. bis in das ind. Fünfstromland (Pantschanada). Unter den Dynastien der Ptolemäer in Aegypten und den Seleuciden in Syrien, namentlich durch den Zug des Stifters der letztern, Selencus Nicator, bis an den Ganges, sowie durch die Berichte seines Gesandten Megasthenes am Hofe des Königs Sandrokottas (Chandragupta) zu Pataliputra wurde nicht nur dieses Wissen immer größer, sondern es gelangten auch ind. Naturerzeugnisse und Kunstproducte in zunehmender Menge, namentlich über Aegypten nach Europa. Eratosthenes (276—193 v. Chr.) kannte schon die Zuspitzung von Vorderindien gegen Süden sowie Ceylon (Taprobana), verlegte aber den Ganges als östl. Grenzfluß von I. weit nach Nordosten in nur geringe Entfernung südlich von Thinae (China). Unter dem Kaiser Claudius kam eine Gesandtschaft des Königs Rochias von Ceylon nach Rom und unter Marcus Aurelius Antoninus gelangten röm. Gesandte über Hinterindien nach China. Claudius Ptolemäus (s. d.) beschrieb bereits Vorder- und Hinterindien, Ceylon, die Malaiische Halbinsel (Chersonesus aurea), Java und andere ind. Inseln. Im Mittelalter gelangten Erzeugnisse I.s theils auf dem Karavanenwege durch Innerasien nach der Küste des Kaspischen und Schwarzen Meers, theils durch die Araber, welche schon in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed alle ind. Seen befuhren und selbst chines. Häfen besuchten, nach Aegypten, und von dort hauptsächlich durch die Schiffe der handeltreibenden ital. Republiken Genua, Pisa, Florenz und Venedig weiter nach dem europ. Westen. Durch die Reiseberichte von Marco Polo (s. d.), der 1290 von allen Europäern zuerst Sumatra besuchte, von Oderich von Portenau, der 1330 dort war, und von Nicolo di Conti, einem Landsmanne von Polo, der 1449 von seiner ind. Reise nach Venedig zurückkehrte, lenkte sich die Aufmerksamkeit wieder mehr auf I. und die von Polo beschriebenen goldreichen Länder Kathay (China) und Zipangu (Japan) hin, welche für Theile von I. gehalten wurden. Der Gedanke, daß I. durch eine Fahrt gegen Westen erreicht werden könne, gewann um so mehr Raum, als die Ostküste des Landes der Thinae oder Serer (Chinesen) von Ptolemäus um 51, von Marinus Tyrius gar um 96 volle Grade zu weit gegen Osten versetzt wurde, und Toscanelli, Zeitgenosse von Columbus, die Entfernung zwischen Portugal und China nur auf 52 Grade schätzte. Als Columbus 12. Oct. 1492 zuerst die Insel Guanahani (San-Salvador) betrat, glaubte er sich auf einer ind. Insel unweit der Gangesmündung zu befinden. Erst als 1498 Vasco da Gama (s. d.) den Seeweg nach dem I. des Alterthums gefunden und Balboa (s. d.) 1515 zuerst den Großen Ocean erblickt hatte, wurde das Getrenntsein der neu entdeckten Länder des Westens von den Ländern der Inder und Serer im äußersten Osten zur Gewißheit. Der Name I. ist den von Columbus entdeckten Inseln Centralamerikas verblieben, man unterschied dieselben aber als Westindien (s. d.) von dem asiat. Ostindien (s. d.). Der Name «Indianer» wurde später auf alle Urbewohner des neuen Continents, ja selbst auf die Bewohner der Inseln der Südsee und Australiens ausgedehnt. Erst in neuerer Zeit hat sich in zweckmäßiger Weise der Unterschied zwischen den Wörtern «Indianer» und «Indier» oder «Inder» als Völkernamen herausgebildet und werden die letztern beiden jetzt nur ausschließlich zur Bezeichnung der Bewohner von Ostindien gebraucht. Der Name I. ist wahrscheinlich von dem des westl. Grenzflusses, des Indus (s. d.), abgeleitet.

Indifferentismus bezeichnet diejenige Denkart, welche bei Gegenständen, die andern von höchstem Interesse sind, unentschieden bleibt und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt sein läßt, weil sie für keinen derselben eine überwiegende Neigung hat oder überhaupt keine Kenntniß davon nimmt. Als ein objectiver Vorwurf gilt der I. da, wo es sich um Dinge handelt, für welche jeder Mensch unbedingt Interesse haben sollte; so gibt es einen politischen, philosophischen, religiösen, moralischen und ästhetischen I. Der vornehme I., welcher es unter der Würde hält, in die Wissenschaften einzugehen, deren Cultur das Verdienst eines geringern

Digitized by Google

Standes sei, verdient den Vorwurf der Inhumanität. Den I. der Unkunde in dem, was allen Menschen wichtig ist, muß man bemitleiden, wenn er von Trägheit und Unfähigkeit des Geistes, über den Kreis der sinnlichen Erfahrung hinauszugehen, herrührt; von ihm unterschieden ist der I. der Gesinnungslosigkeit. Verwerflich ist der totale I., wo man überhaupt nichts mehr liebt oder haßt; denn mit der warmen Theilnahme für oder wider irgendetwas stirbt auch das Leben und die Thatkraft selbst ab. Je mehr hingegen der Mensch an wahrer Bildung zunimmt, desto mehr schärft sich sein höheres Interesse und weitet sich sein geistiger Gesichtskreis, indem er von allen Fortschritten allgemeiner Cultur wie von Angelegenheiten seiner eigenen Person berührt wird. — Eine ganz andere Bedeutung hat das Wort I. in der Lehre von der moralischen Freiheit, wo es die Theorie des sog. arbitrium indifferentiae bezeichnet, wonach der Wille des Menschen sich gegen alle denkbaren Bestimmungsgründe vollkommen indifferent verhält, sodaß durch keinen solchen ihm der geringste Zwang aufgelegt werden kann.

Indig oder Indigo, ein schon den Römern und Griechen bekannter, schön blauer, sehr dauerhafter Farbestoff, der aber erst seit dem 16. Jahrh. in Europa zum Färben Anwendung fand. Er wird aus verschiedenen Pflanzen, namentlich aus mehrern Arten einer in den Tropenländern einheimischen Pflanzengattung gewonnen, welche gleichfalls den Namen I. oder Indigstaude (Indigofera L.) führt und Schmetterlingsblumen trägt, deren Schiffchen auf beiden Seiten mit einem pfriemigen Sporn versehen sind. Die Blätter der sehr zahlreichen Arten sind bald gefiedert, bald drei- bis fünfzählig, die oft sehr schön gefärbten Blüten in achselständige Trauben gestellt, die Hülsen vielsamig, oft gefächert. Besonders wird in Ost- und Westindien, in Süd- und Centralamerika, in Aegypten der Färberindig (Indigofera tinctoria), der Anilinindig (I. Anil), der blaue I. (I. caerulea) und der silberfarbige I. (I. argentea) im großen zur Gewinnung des I. angebaut. Man bereitet aus diesen Pflanzen, die nicht das Indigblau fertig gebildet, sondern einen farblosen, in Wasser löslichen Stoff, das Indican, enthalten, den I., indem man sie zur Blütezeit abschneidet, in besondern Cisternen mit Wasser übergießt und einige Zeit maceriren läßt, wobei durch die warme Luft der Tropenländer sehr bald Gärung eintritt, durch welche die Flüssigkeit gelb wird. Hierauf wird die Flüssigkeit in andere Cisternen abgelassen und stark mit Schaufeln durchgearbeitet, damit die Kohlensäure daraus entfernt und zugleich die Flüssigkeit möglichst viel mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung gebracht wird, da der I., wie schon bemerkt, nicht schon in der Pflanze als blaue Farbe vorhanden ist, sondern erst durch Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft blau wird. Bald färbt sich nun die Flüssigkeit blau, blaue Körner und Flocken schlagen sich nieder, und dieser Niederschlag wird mit Wasser ausgekocht, abgepreßt und zu größern Stücken oder Kuchen zusammengeknetet und getrocknet. Der so gewonnene I. ist dunkelblau mit einem Stich ins Purpurfarbene und nimmt beim Reiben mit glatten Körpern Kupferglanz an. Er enthält vorzüglich den stickstofthaltigen Indigleim, dann etwa die Hälfte seines Gewichts Farbestoffe, welche aus Indigblau, Indigroth und Indigbraun bestehen, außerdem noch Thonerde, Eisenoxyd, Kalk, Magnesia und Kieselsäure. Das reine Indigblau oder Indigotin, welches nach Extraction des Indigbrauns und Indigroths zurückbleibt, zeichnet sich durch seine tief purpurblaue Farbe und den kupferfarbenen Strich aus. Es verwandelt sich bei 290° in einen purpurfarbenen Rauch und in concentrirter Schwefelsäure wird es mit blauer Farbe zu Indigschwefelsäure aufgelöst. Durch leicht oxydirbare Stoffe (Eisenvitriol, Zinnsalz, Operment u. s. w.) wird bei Gegenwart von Alkalien das Indigblau schnell reducirt. Dieser reducirte I. oder das Indigweiß schlägt sich aus seinen Lösungen allmählich in weißen oder weißgrauen Flocken und Krystallen nieder, wird aber an der Luft sogleich wieder oxydirt und blau. Zum Färben des I. auf Zeuge, besonders Wolle, wird eine Lösung, die man in der Färberei und dem Zeugdruck mit dem Namen Indigküpe bezeichnet, entweder durch Reduction des I. oder durch Auflösung mit Schwefelsäure bereitet. Zur Reduction benutzt man entweder faulenden Harn (Harnküpe) oder Pottasche, Soda, Kalkhydrat und Operment (Opermentkülpe), oder Eisenvitriol und Kalk (Vitriolküpe), oder man erhitzt den I. mit Waid, Krapp, Kalkhydrat, Pottasche und vielem Wasser bis auf 90° (warme Küpe). Letztere liefert die schönsten und dauerhaftesten Farben, erheischt aber große Sorgfalt und ist deshalb unter allen am schwierigsten durchzuführen. Am meisten im Gebrauch ist die Vitriolküpe. Zur Auflösung des I. bedient man sich der rauchenden Schwefelsäure und verdünnt sie mit Wasser (Sächsisches Blau). Durch Auflösung des I. in rauchender Schwefelsäure entsteht unter Wärmeentwickelung eine dunkelblaue Flüssigkeit, welche an der Luft allmählich an Intensität verliert und Indigschwefelsäure, Indigunterschwefelsäure und Indigpurpur (Phönicin) enthält, welcher

Digitized by Google

letztere dunkelblau und in Wasser etwas löslich ist. Durch Sättigung der Indigschwefelsäure mit Kali erhält man den Indigkarmin, der in der Flüssigkeit zu Boden fällt und, in Vermischung mit Stärke in Täfelchen geformt, früher als Wasch- oder Neublau zum Bläuen der Wäsche Anwendung fand. Die in neuerer Zeit versuchte synthetische Darstellung des Indigblaues hat vorderhand für die Technik kein Interesse. Es enthalten aber auch andere Pflanzen denselben Farbestoff, z. B. die Blätter von Wrightia tinctoria in Ostindien, das Kraut von Baptisia tinctoria in Nordamerika, Tephrosia tinctoria in Malabar und andere. In China und Japan wird aus zwei Arten des Knöterichs (Polygonum tinctorium und Chinense), von denen die erstere auch in Europa (namentlich in Frankreich) hier und da in neuerer Zeit angebaut worden ist, der J. bereitet. In frühern Zeiten, wo der ostindische J. noch nicht durch den Handel verbreitet war, wurde in Deutschland aus dem Waid (s. d.) der J. gewonnen, der deshalb auch den Namen Deutscher J. erhalten hat. In geringen Mengen findet sich derselbe Farbestoff auch in einigen bei uns wildwachsenden Pflanzen, z. B. dem Bingelkraut (s. d.). Das chemisch reine Indigblau (Indigotin), welches durch Verdichtung des erwähnten purpurnen Rauchs als feine, glänzend purpurrothe Nadeln gewonnen wird, besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff ($C_{16} H_{10} N_2 O_2$). Die Production von J. beläuft sich gegenwärtig auf 4,450,000 Kilogr.; davon kommen auf Ostindien und Java 3,800,000 Kilogr., Süd- und Centralamerika 550,000 Kilogr., Aegypten und übrige Länder 100,000 Kilogr.

Indigenat (vom lat. indigĕna, eingeboren) ist je nach dem Sprachgebrauche bald gleichbedeutend mit Staatsangehörigkeit, Staatsbürger- oder Unterthanenrecht, bald soviel als Ortsangehörigkeit, worauf auch die nebenhergehende Bezeichnung Incolat hindeutet. Beide Eigenschaften werden durch die Abkunft von einheimischen Aeltern, durch ausdrückliche Verleihung an Fremde (Naturalisation, wenn damit die Staatsangehörigkeit gewährt wird), Berufung Auswärtiger zu öffentlichen Aemtern, Verheirathung mit einheimischen Männern erworben. Durch den bloßen Aufenthalt an einem Orte erlangen Fremde noch nicht das J. Die Staatsangehörigkeit ist die unentbehrliche Voraussetzung für die polit. Rechte in einem Staat und zur Erwerbung von Aemtern und Würden. In ihr liegt aber auch die Pflicht, den Gesetzen zu gehorchen, dem Staate seine Kräfte zu widmen, zu den Abgaben beizutragen und vornehmlich zur Landesvertheidigung sich verwenden zu lassen. Die Ortsangehörigkeit ist Vorbedingung des Gemeindebürgerrechts, namentlich der Wahlfähigkeit zu Gemeindeämtern, sowie der Mitbenutzung der dazu bestimmten Gemeindegüter und gewährt auch die von Landesgesetzen oder örtlichen Statuten den Einheimischen etwa vorbehaltenen gewerblichen Vortheile. Auch ist damit gewöhnlich das Heimatsrecht oder die Befugniß verbunden, an diesem Orte im Falle der Verarmung Obdach und den unentbehrlichsten Unterhalt zu beanspruchen. (S. Heimat.) Nach Art. 3 der Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871 besteht für ganz Deutschland ein gemeinsames J. mit der Wirkung, daß der Angehörige (Unterthan, Staatsbürger) eines jeden Bundesstaats in allen Bundesstaaten als Inländer zu behandeln ist. Damit im Zusammenhang steht das Gesetz über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870.

Indigestion (lat.), Verdauungsbeschwerde, bezeichnet im weitern Sinne jede Störung der Verdauung, im engern Sinne eine solche, die aus Ueberfüllung des Magens oder aus Aufnahme unverdaulicher Stoffe in denselben entspringt. Die gewöhnlichern Erscheinungen in letztern Fällen sind: Unbehaglichkeit mit Gefühl von Schwere im Magen, Auftreibung desselben, Unbehagen oder Schmerz beim Eindrücken in die Magengegend, Mangel an Eßlust, Ekel vor Speisen, Aufstoßen, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfall. Im höhern Grade kommen hinzu: Beengung der Respiration mit gestörter Circulation des Blutes und Symptome der Mitleidenschaft des Gehirns, welche sich vom Kopfschmerz bis zur Ohnmacht und zum Hirnschlagfluß steigern können. Diese Zufälle beweisen, daß hier der Magen (die Schleimhaut) wirklich erkrankt ist. Bei chronischem, noch mehr bei acutem Magenkatarrh sind Verdauungsbeschwerden gewöhnliche Erscheinungen; ihre Behandlung fällt mit der des Magenkatarrhs zusammen.

Indigo, blauer Farbestoff, s. Indig.

Indischer Archipel, ostindischer oder südostasiatischer Archipel, auch Australasia oder Notasia, ist der Collectivname für die zahllose Menge größerer und kleinerer Inseln, welche, theils isolirt gelegen, theils zu Gruppen vereinigt, sich zwischen dem 92. und 132.° östl. L. (von Greenwich) und dem 11.° südl. und 20.° nördl. Br. ausbreitet und den Meeresraum zwischen dem südöstl. Asien und Australien ausfüllt. Der Indische Archipel bildet einen Theil der östl. Begrenzung des Indischen Oceans (s. d.) und das Meer zwischen den einzelnen Inseln desselben gehört dem Stillen Weltmeer als dessen westlichster Theil an. Das

Digitized by Google

Areal aller Inseln des Indischen Archipels, von denen einige zu den größten der Erde gehören, läßt sich auf 2,050,000 QKilom. schätzen. Westlich wird der Indische Archipel durch Sumatra und dessen Nebeninseln Babi, Nias, Sibiru, die Mentawi und Poggi-Inseln, Engano, Billiton, Banca, die Gruppen der Linga und Bintanginseln, Singapore u. s. w. abgeschlossen; südlich durch Java, Madura, Bali, Lombok, Sumbawa, Sumbah oder Tschindana, Flores, Rotti, Timor-Wetter, Timor-Laut, die Tenimberinseln und viele andere kleinere; östlich durch die fast zahllose Menge der Molukken (s. d.), sowie gegen Nordosten durch die Philippinen, welche nicht selten als selbstständiger Archipel betrachtet werden. Einen Uebergang von diesen zu Borneo und mit diesem zugleich den nördl. Abschluß des Indischen Archipels bilden Palawan und die Sulu-Inseln. In der Mitte zwischen Borneo und den Molukken, den Philippinen und der sich östlich von Java erstreckenden Kette kleinerer Inseln liegt Celebes. Seit alter Zeit hat man diese Insel mit Borneo, Sumatra und Java, die «Großen», die Kette von Inseln ostwärts von Java bis Timor-Laut aber die «Kleinen Sunda-Inseln» genannt. Kein anderes Land ist von der Natur, namentlich was das Thier- und Pflanzenreich betrifft, so verschwenderisch ausgestattet. Von Mineralien kommen Gold, Eisen, Zinn, Kupfer, Diamanten und Steinkohlen vor. In geolog. Beziehung sind diese Inseln sehr bemerkenswerth, weil sich durch sie die lange Vulkanenreihe hinzieht, welche das südl. und östl. Asien, von Hinterindien bis Kamtschatka umgibt. Die Flora des Indischen Archipels erzeugt die feinsten und kostbarsten Gewürze, eine Unzahl der edelsten Früchte, unter denen die des Durian und Mangustanbaums alle andern auf der Erde an Wohlgeschmack übertreffen, die dauerhaftesten und schönsten Holzarten, viele Farbehölzer, die Indigopflanze, die Cocos-, Sago-, Saguwer- und Arecapalme sowie eine Menge anderer, allen möglichen ökonomischen und technischen Zwecken genügender Gewächse. Mit Bezug auf die Fauna läßt sich der Indische Archipel durch eine zwischen Bali und Lombok anfangende, sich zwischen Borneo und Celebes bis zu den Philippinen fortsetzende Linie in eine westliche oder indomalaiische und eine östliche oder australomalaiische Hälfte trennen. In der erstern herrscht durch das Vorkommen des Elefanten, des Tapir, zweier Rhinocerosarten, des Tigers, des Bären, mehrerer Panther- und vieler Affenarten, unter denen aber der Orang-Utang Borneo und Sumatra ausschließlich angehört, eine große Uebereinstimmung mit der continental ind., speciell hinterind. Fauna, während sich die australomalaiische Region hauptsächlich durch das Verschwinden der Affen und das Auftreten der Beutelthiere charakterisirt. Der Indische Archipel ist das eigentliche Stammland und der vornehmste Wohnsitz der malaiischen Völkerfamilie, welche sich daselbst in eine Anzahl von Zweigen vertheilt, die sowol durch physische Bildung wie durch die Elemente ihrer Sprachen verbunden sind. Papuas (s. d.), deren Hauptsitz Neuguinea mit den ihm zunächst gelegenen Inseln richtiger zu Australien als zu dem Indischen Archipel zu rechnen ist, finden sich nur auf den Philippinen unter dem Namen «Negritos». Fremde Einwanderer überall, namentlich aber auf den Philippinen und Java, sind die Chinesen. Mit Ausnahme der Spanien gehörenden Philippinen, des portug. Gouvernements Delli auf Timor, der Gruppen der Anambas und Natunhasinseln, sowie der Inseln Labuan nördlich von Borneo und der Insel Singapore im östl. Eingange der Malakkastraße ist gegenwärtig der ganze Indische Archipel, zum größern Theile direct und nur zum kleinern indirect, dem niederländ. Scepter unterworfen.

Indische Literatur, s. Sanskrit.

Indischer Ocean oder Indisches Meer heißt der zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean gelegene Theil des Weltmeers. Seine Grenzen sind gegen N. die Südküste von Persien, Vorderindien und der westlichste Theil von Hinterindien; gegen W. Arabien, die Ostküste Afrikas von dem Vorgebirge Guardafui bis zur Südspitze sowie der 20. östl. Meridian bis zum südl. Polarkreise; gegen S. der letztere. Seine östl. Grenze stellt sich als durch die Westküste von Hinterindien, die Insel Sumatra und eine von der Südwestspitze der Insel Java längs der Westküste von Australien gezogene, bis zum südl. Polarkreise verlängerte Linie gebildet dar. Innerhalb dieser Grenzen umfaßt er ein Areal von etwa 72,300,000 QKilom., welches, fast ganz innerhalb der südlichen gemäßigten und heißen Zone der östl. Halbkugel gelegen, sich nur mit seinem nordwestlichsten Theile über den Wendekreis des Krebses, bis gegen 30.° nördl. Br., in die nördlich gemäßigte Zone hinein erstreckt. Der südl. Wendekreis theilt den Indischen Ocean in eine nördl. und südl. Hälfte. Haupttheile desselben sind der Meerbusen von Aden, aus dem die Straße Bab-el-Mandeb in das Rothe Meer führt, welches durch den Suezkanal (s. d.) mit dem Mittelländischen Meere in Verbindung steht; der durch die Meerenge von Ormuz mit dem Golf von Persien verbundene Golf von Oman; der Golf von Cambay

Digitized by Google

zwischen der Halbinsel Guzerat und der Nordwestküste von Vorderindien; der sich nordöstlich zu der Palkstraße verengernde Golf von Manaar zwischen der Südspitze von Vorderindien und Ceylon, sowie der Meerbusen von Bengalen zwischen Vorder- und Hinterindien. Der Indische Ocean in seiner hier angenommenen Begrenzung gegen Osten ist nicht reich an Inseln. Die meisten derselben liegen in der Nähe des ihn begrenzenden Festlandes. Hierzu gehören Madagascar (s. d.), die Mascarenhas (s. d.) Mauritius, Réunion und Rodriguez; weiter nördlich die Gruppe der Amiranten und Sechellen und noch weiter östlich der Chagos-Archipel, nördlich von diesen die Malediven und Lakediven; östlich von der Nordostspitze Afrikas die Insel Socotora; an der Südspitze von Vorderindien Ceylon (s. d.) und westlich von Hinterindien die Gruppen der Andaman- und Nicobarinseln; die südwestlich von Java gelegenen Cocos- oder Keelinginseln, sowie noch weiter gegen Süden Amsterdam, St.-Paul, Kerguelen und die Crozet- und Macdonaldinseln. Die Hauptflüsse, welche sich in den Indischen Ocean ergießen, sind von Afrika der Zambesi, von Asien die Vereinigung des Euphrat mit dem Tigris, die Nerbudda, die Kistnah, der Godaweri, der Mahanaddy, der Ganges und Brahmaputra, der Irawadi und der Salween. Die Schifffahrt zwischen Europa und dem östl. Asien findet um das Vorgebirge der Guten Hoffnung oder, seit der Eröffnung des Suezkanals, durch diesen statt, während die Straße von Malakka zwischen der Malaiischen Halbinsel und der Insel Sumatra, sowie die Sundastraße zwischen Sumatra und Java die Hauptverbindungswege zwischen der nördl. Hälfte des Indischen Oceans und dem westl. Theile des Stillen Oceans darstellen und daher für die Schifffahrt und den Handelsverkehr von größter Wichtigkeit sind.

Indische Religion. Auf Grund der zugänglich gewordenen Quellen lassen sich vornehmlich folgende allmählich eingetretene Entwickelungen der Religion der Indier annehmen: 1) Die alte Lehre der Vedas. Nach den Hymnen, welche die Vedas enthalten, wurden unter andern Naturkräften, die man als himmlische Wesen mit Ehrfurcht und Andacht begrüßte, namentlich Sonne, Mond und Indra, d. i. das sichtbare Firmament und die Region der Wolken, die der Erde den fruchtbaren Regen spenden, in hervorragender Weise verehrt. Ueber die Verehrung dieser Naturkräfte, welche vielleicht bei dem größern Theile des Volks den Hauptbestandtheil der Religion ausmachte, erhebt sich aber schon frühzeitig der höhere Gedanke eines einzigen unendlichen Urhebers der Welt, durch welchen die als Gottheiten gedachten Naturkräfte walten, und gegen welchen sie nur als untergeordnete, vergängliche Wesen erscheinen. Dieser unendliche Urheber der Welt ist der Brahmâ (s. d.). Durch sein Wort traten die Wesen der sichtbaren Welt in das Dasein, und eine seiner vorzüglichsten Manifestationen ist die Sonne. Durch Tugend, Schuldlosigkeit und Andacht soll der Mensch seine Seele auf Erden läutern. Nach dem Tode wird die Seele nach Maßgabe ihres frühern Betragens in einen neuen Körper versetzt. Zuletzt kehrt die völlig geläuterte Seele in den Schos des Urwesens zurück, aus welchem sie hervorging. 2) Die spätere Naturverehrung der Epos und der Purânas, die sich allmählich aus der einfachern Lehre der Vedas entwickelte. Auch hier erscheinen einzelne Naturkräfte, Elemente und Naturwesen als Gottheiten oder als von göttlichen Vorstehern regiert. Die Sagen und Dichter trugen die Geschichte dieser zahlreichen Naturgötter in weitausgedehnten Kreisen von Mythen vor. Die drei Hauptgottheiten, welche besonders hervortreten, sind der Brahmâ, Siva und Vischnu. Siva, d. h. der Glückliche, wahrscheinlich die Feuerkraft, als Belebering und Zerstörerin des Weltalls gedacht, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der zahlreichen Religionspartei der Sivaiten, welche ursprünglich im nördl. Indien ihren Sitz gehabt zu haben scheint, aber nachher auch weiter sich verbreitete. Siva führt die Beinamen Isvara, d. i. Herrscher, Mahâdeva, d. i. großer Gott, Rudra, d. i. Fürchterlicher, Sthanu, d. i. der Beständige, u. s. w. Er wird dargestellt mit weißer Hautfarbe, drei Augen, vier Armen und einen Dreizack tragend, zur Bezeichnung seiner Herrschaft über die drei Welten. Symbole desselben sind der mit der Spitze nach oben gekehrte Triangel (△), welcher die Flamme andeutet, und das Linga oder Phallus (s. d.) zur Bezeichnung der belebenden, zeugenden Naturkraft Siva's. Seine Gattin erscheint in verschiedenen Gestalten und heißt bald Bhavânî, d. i. Natur, bald Pârvatî, Tochter des Bergs, weil Siva im Gebirge wohnt; bald Durgâ, d. i. Schwernahbare, bald Kâlî, als schreckliche Zerstörerin des Weltalls. Abtheilungen der Sivaiten sind die Saktas, welche vorzüglich die Bhavânî oder weibliche Naturkraft, die Lingis, die das Linga oder die männliche Naturkraft, und diejenigen welche den Siva als Ardhanârî, d. i. Mannweib, oder als männliche und weibliche Kraft in sich vereinigend verehren. Vischnu, d. i. der Durchdringer, wahrscheinlich der Aether, als belebendes Princip des Weltalls, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der Religionspartei der Vischnuiten, welche gegenwärtig die weitverbreitetste in

Digitized by Google

Indien zu sein scheint. Vischnu hat einen mildern Charakter als Siva. Auch er führt zahllose Beinamen; einer der häufigsten ist Hari, d. i. der Grüne; wie er denn auch dunkelblau oder grünfarbig dargestellt wird. Ein Hauptattribut desselben ist die Lotosblume. Oft scheint unter Vischnu auch das Wasser gedacht zu sein, und hierauf bezieht sich vielleicht sein Symbol, der Triangel mit der Spitze nach unten (▽), als Zeichen des Wassers. Seine Gattin heißt Srî, d. i. Glückseligkeit, oder Lakschmî, d. i. Schönheit. Die Verehrung desselben scheint besonders bei dem gebildetern Theile des Volks Eingang gefunden zu haben, und der größte Theil der ind. Literatur ist von Vischnuiten geschrieben. Der den Vischnu betreffende Mythenkreis erzählt vorzüglich die Verkörperungen desselben oder seine körperlichen Erscheinungen in der Welt, Avatâra, d. i. Hinabsteigung, genannt, welche er annahm, um das Böse zu überwältigen, und mit denen die Purânas sich viel beschäftigen. Die zehn berühmtesten Verkörperungen desselben sind die als Fisch bei der großen Flut; als Schildkröte bei der Aufsuchung des Unsterblichkeitstranks; als Eber bei der Tödtung des Riesen Hiranjâkscha; als Mannlöwe bei der Tödtung des Riesen Hiranjakasipu; als Zwerg bei der Ueberwältigung des Tyrannen Mahâbali; als Held Balarâma oder Parasurâma bei dem Kriege gegen die Kschatrijas oder den Kriegerstand; als Held Râmatschandra oder Râma bei dem Feldzuge gegen den Tyrannen Ravana auf Ceylon; als Gott Krischna, d. i. der Schwarze, in welcher Verkörperung er die Nymphe Râdhâ liebt und den Drachen Kalija tödtet; als Buddha oder Stifter des Buddhismus, und als Kalki, welche Verkörperung noch zukünftig ist, und in der er, auf einem weißen Rosse reitend, erscheinen wird, um die Welt zu zerstören und alle Seelen von der Sünde zu befreien. Diese Verkörperungen enthalten theils physische und religiöse Ideen, theils histor. Sagen. Unter dem Namen Dschagan-nâtha, d. i. Weltherrscher, wird Vischnu auf der Küste Koromandel und anderwärts verehrt. Neben ihnen erscheint im Volksglauben und in den Sagen der Dichter noch eine große Anzahl Untergötter, welche meist Personificationen physischer Gegenstände sind. Dahin gehören zuvörderst die acht Welthüter: Indra, d. i. das sichtbare Firmament; Agni, d. i. das Feuer; Jama, d. i. die Unterwelt; Sûrja, d. i. die Sonne; Varuna, d. i. das Wasser; Baju, d. i. der Wind; Prithivî, d. i. die Erde, und Soma, d. i. der Mond; ferner Kartikeja, der Führer der Götterheere; Ganesa, der Gott der Klugheit und Gelehrsamkeit; Kâma, der Gott der Liebe, und Gangâ, die Nymphe des Ganges. Diesen folgt eine lange Reihe Halbgötter, Dämonen, heilige Wesen und Helden, z. B. die Gandharvas oder himmlischen Sänger, die Apsarasas oder himmlischen Nymphen, die Jakschas oder Schatzhüter im Gebirge, die Râkschasas oder Kobolde und die Kinnaras oder Waldmenschen. Die äußere Verehrung dieser Götter bestand und besteht noch gegenwärtig bei den Indiern in Opfern, Gebeten, Waschungen, Wallfahrten zu heiligen Orten und Büßungen. Doch herrscht hierin in den verschiedenen Landschaften und Städten große Verschiedenheit, sowie denn auch an den einzelnen Orten bald dieser, bald jener Gott vorzugsweise verehrt wird, und zwar bald in dieser, bald in jener speciellen Darstellung und Form. Uebrigens ist die polit. Eintheilung der ind. Bevölkerung mit den religiösen Mythen eng verknüpft und durch dieselben geheiligt. Nach den Priestern der Indier, den Brahmanen (s. d.), wird die nationale ind. Religion von den Europäern gewöhnlich **Brahmanismus** genannt. 3) Der Buddhismus oder die Lehre des Buddha (s. d.). 4) Die Religion der **Dschainas** oder der Anhänger des Dschina, die eine der ältesten Abzweigungen des Buddhismus zu sein scheint. Etwa im 5. Jahrh. v. Chr. entstanden, scheint sie vom 8. bis 11. Jahrh. n. Chr. im südl. Indien weit verbreitet gewesen zu sein, wo noch jetzt ihr Hauptsitz ist. Prachtvolle alte Marmortempel der Dschainas findet man besonders in der Provinz Guzerate und den Staaten der Radschputs. Sie nehmen die ind. Götterwelt an in Art und Weise der Vischnuiten; hauptsächlich verehren sie ihre 24 ältesten Lehrer, Tirthakâras, d. i. Erretter, genannt, und Bildsäulen derselben sind in den Tempeln aufgestellt. Das Ansehen der Vedas verwerfen sie; doch lesen sie die Purânas. Ihre heiligen Bücher sind zum Theil in der Prâkritsprache abgefaßt. Gleich den Buddhisten empfehlen sie ein schuldloses und ascetisches Leben; nicht das geringste lebende Wesen darf getödtet werden, weshalb sie auch Thierhospitäler für alle Arten der Thiere unterhalten. Durch reines Leben wird nach ihrer Ansicht die Seele endlich so geläutert, daß sie zum Nirvâna, d. h. zur vollständigen Identificirung mit der Weltseele, gelangen kann. Der Hauptort ihres Cultus ist jetzt Balligota, nicht weit von Seringapatam in Mysore, wo auch ihr Oberpriester seinen Sitz hat. Uebrigens theilen sie sich in Srâvakas, d. i. Hörende oder Laien, und Jatninas, d. i. Strebende oder Priester. Außerdem gibt es in Indien eine unzählige Menge von Religionssekten, die seit einer Reihe von Jahrhunderten sich entwickelt haben. Ihrem Grundwesen nach sind dieselben gegenwärtig insgesammt monotheistisch und von dem Streben

Digitized by Google

durchdrungen, die Anhänger der verschiedenen religiösen Systeme in Indien zu verschmelzen und zu vereinigen. Die wichtigste unter ihnen ist die Sekte der Sikhs (s. d.), die auch eine Zeit lang eine bedeutende polit. Rolle gespielt hat. Eine befriedigende Darstellung der ind. Religion, der leitenden Ideen derselben, des Cultus und der Mythologie in der histor. Entwickelung fehlt noch. Das beste Material dazu lieferten die Engländer Colebrooke («Essays on the religion and philosophy of the Hindus», 2. Aufl., Lond. 1858) und Wilson in zerstreuten Abhandlungen. Vgl. ferner Moore, «Hindu Pantheon» (Lond. 1810; neue Aufl. von Simpson, Madras 1864); Coleman, «Mythology of the Hindus» (Lond. 1832); Muir, «Original Sanscrit texts, etc.» (Bd. 4, Lond. 1863; 2. Aufl. 1873), und die Arbeiten von Lassen, Benfey, Roth, Max Müller, Weber, Adalb. Kuhn, Spiegel, de Gubernatis u. s. w.

Indische Sprachen nennt man gewöhnlich die beträchtliche Anzahl der im vordern Indien einheimischen Sprachen, in der Wissenschaft jedoch faßt man unter dieser Benennung nur diejenigen ind. Sprachen zusammen, welche dem indogerman. Sprachstamme zugehören und eine der acht Hauptgruppen desselben bilden. An ihrer Spitze steht das Sanskrit (s. d.), zu dessen ältester Stufe sie sich sämmtlich wie die Töchter zu ihrer Mutter verhalten. Zunächst entwickelte sich aus derselben die von den Indiern mit dem Namen Prâkrit bezeichnete Vulgärsprache, welche schon im 3. Jahrh. v. Chr., wie Inschriften aus der Zeit des Asoka beweisen, in wenigstens drei Hauptdialekten die Sprache des gewöhnlichen Lebens geworden war, gegenüber dem Sanskrit, das, durch die Grammatiker fixirt, von nun an als Hochsprache nur in den Schulen und in den Werken der Wissenschaft und Literatur fortlebte. Daher sprechen in den ind. Dramen auch nur Personen von Rang, Fürsten und Brahmanen, in Sanskrit, während sich die Personen aus dem Volk und die Frauen verschiedener Prâkritmundarten bedienen. Namentlich diese Anwendung des Prâkrit in der dramatischen Literatur mag Veranlassung zu der frühzeitigen grammatischen Bearbeitung desselben gegeben haben. Der gefeiertste Prâkritgrammatiker ist Vararutschi (herausg. von Cowell, Lond. 1854; 2. Abdruck, Lond. 1868). Die heiligen Bücher der Dschainas sind in einer Mundart des Prâkrit abgefaßt; von andern Sprachdenkmälern ist noch des umfänglichen Gedichts «Setu-bandha» zu gedenken. Vgl. Lassen, «Institutiones linguae Pracriticae» (Bonn 1837); A. Weber, «Ueber ein Fragment der Bhagavati» (2 Thle., Berl. 1866—67); derselbe, «Ueber das Saptaçatakam des Hâla» (Lpz. 1870); Paul Goldschmidt, «Specimen des Setubandha» (Gött. 1875); Hematschandra's «Prâkrit-Grammatik» (Bombay 1873 und herausg. von Pischel, Halle 1877); Pischel, «De grammaticis Prâcriticis» (Bresl. 1874); Ed. Müller, «Beiträge zur Grammatik des Jaina-Prâkrit» (Berl. 1876). Aus einer der zur Zeit des erblühenden Buddhismus gesprochenen Prâkritmundarten entwickelte sich das Pâli, welches, von den Buddhisten mehrfach zur Abfassung ihrer heiligen Schriften verwendet, so zur heiligen Schriftsprache für die Buddhisten wurde und sich mit dem Buddhismus nach Ceylon und Hinterindien verbreitete. Noch gegenwärtig entspricht die Anwendung des Pâli daselbst ganz der des Lateins in Europa in den frühern Jahrhunderten; Schriften, welche auf eine weitere Verbreitung berechnet sind, besonders die, welche religiöse Gegenstände behandeln, werden in dieser Sprache geschrieben. Unter den einheimischen Grammatiken ragt die des Katschtschayana hervor («Introduction to Katschtschayana's grammar» von d'Alwis, Colombo 1863); am populärsten ist die vielfach in Pâli und in singhales. Sprache commentirte des Bâlâvatâra, unter den Wörterbüchern die «Abhidhâna-ppadîpikâ» des Moggalana (erstere bearbeitet, letztere herausg. von Clough, Colombo 1824; neue Aufl. des Wörterbuchs von Waskaduwe Subhûti) am geschätztesten. Neben den heiligen Schriften der Buddhisten, zu welchen Buddhaghosa weitläufige Commentare schrieb, umfaßt die Pâli-Literatur unter anderm noch Legendensammlungen, wie die «Rasavâhini», und wichtige histor. Werke in Versen, unter denen vor allen der von Mahanama verfaßte und von Dhammakitti fortgesetzte «Mahâvansa», dann der «Dîpavansa» und auch der «Dâthâdhâtuvansa» (die Geschichte des heiligen Zahns) in Ansehen stehen. In Europa haben sich namentlich Lassen, Burnouf, Spiegel, Fausböll, Grimblot, Childers, L. Feer, Joh. Minajeff, H. Kern, Senart, Ernst Kuhn um Erforschung des Pâli Verdienste erworben. Vgl. Burnouf und Lassen, «Essai sur le Pali» (Par. 1826); Fausböll, «Dhammapadam» (Kopenh. 1855); «Five Jatakas» (1861); «Dasarathajâtakam» (1871); «Ten Jâtakas» (1872); «The Jâtaka together with its commentary» (Lond. 1875); Childers, «Dictionary of the Pali language» (Lond. 1872—75); Joh. Minajeff, «Grammaire Palie» (Par. 1874); Senart, «Grammaire de Kaccayana» (Par. 1871); E. Kuhn, «Kaccayanappakaranae specimen» (Halle 1871); derselbe, «Beiträge zur Pâli-Grammatik» (Berl. 1875); Paul Grimblot, «Sept suttas Palis» (Par. 1876).

Digitized by Google

Schon vor dem 10. Jahrh. hatte sich aus den Prâkritmundarten das Hindûi, die noch mit Devanagaribuchstaben geschriebene Sprache des ind. Mittelalters, vergleichbar dem Romanischen als Tochter des Lateinischen, gebildet. Das von den Hindu selbst modernisirte, aber gewöhnlich auch noch das Devanagari beibehaltende Hindui führt den Namen Hindi, das gegenwärtig die Literatursprache vorzugsweise der nichtmohammed. Bewohner Indiens bildet, während sich die Moslems des meist mit dem arab.-pers. Alphabet geschriebenen Hindustani bedienen. Das Hindustani ist ganz eigentlich eine moslem. Sprache, im Gegensatz zu dem nationalen Hindi, dem Khârî boli (d. i. reine Sprache). Das Hindustani, ein stark mit pers. und arab. Worten gemischtes Hindi, entstand seit Ende des 12. Jahrh. nach Gründung der Patanischen Dynastie in Delhi, bildete sich aber erst vollständig aus, seit Timur in dieser Stadt sein Heereslager (Urdu) aufgeschlagen hatte. Deshalb wird sie häufig auch Urdu oder Urdusprache genannt; im höhern Stil führt sie auch den Namen Rekhta (d. i. die bunte, gemischte). Gleichzeitig entstand im südl. Indien (Dekhan) durch Einfluß der moslem. Eroberer aus dem Hindi eine ähnliche ind.-moslem. Mischsprache, das Dakhni. In neuerer Zeit hat das von den Briten sehr begünstigte Hindustani das Persische als Sprache der Administration und der Diplomatie fast ganz verdrängt. Im nördl. Indien war erst Delhi, dann seit Ende des 18. Jahrh. Lucknow der Mittelpunkt der neuen moslem.-ind. Literatur. Ihre Glanzepoche bildet das 18. Jahrh. Dieselbe ist zwar sehr reich, besteht aber zum großen Theil nur aus mehr oder minder freien Uebertragungen aus dem Persischen, Arabischen und Sanskrit. Mehrere Sektenstifter, wie Kabîr, Nanak, Dadu u. a., verfaßten ihre Werke in Hindi oder Hindustani. Die namhaftesten Dichter im nördl. Indien sind Saudâ, aus Delhi, gest. 1780, von den Hindu König der hindustan. Dichter genannt, von den Engländern mit Juvenal verglichen, und Mir-Mohammed-Taqui, gest. nach 1801. Unter den Dichtern Dekhans, wo namentlich der Roman einen günstigen Boden fand, ist vor allen Wali («Oeuvres», herausg. von Garcin de Tassy, 2 Bde., Par. 1837—39) berühmt, nächst diesem Uslat, Sirâdsch und Azsâd. In Hindui aus dem Ende des 12. Jahrh. ist das wichtige histor. Gedicht des Tschand über Prithwi-Râdscha, den letzten König von Delhi, verfaßt; zwischen 1488—1516 fallen die begeisterten Werke des Reformers Guru-Kabir oder Dschnani. Die Literatur des Hindui und Hindi zählt viele poetische Chroniken, von denen namentlich die «Chatra-prâkasch» (engl. von Pogson, Kalkutta 1828) des Lal-Kavi, die Geschichte der alten Radschas von Bundelkhund enthaltend, zu erwähnen ist. Um 1600 fällt die Abfassung von des heil. Nabhadschi «Bhaktamâlâ», eine Sammlung legendenartiger Lebensbeschreibungen berühmter Heiligen. Andere berühmte Dichtungen in Hindi sind Sri-Lalludschi-Lal Kavi's «Premsâgar» (d. i. «Ocean der Liebe»), ein fast in alle lebenden ind. Sprachen übersetztes Lieblingsbuch; das «Sat-sai» des Bihari-Lal (um 1500); das «Râmâyana» des Tulçidâs (gest. 1624), in Indien weit populärer als das gleichnamige große Sanskrit-Epos. Ueber mehr als 700 Schriftsteller in Hindi und Hindustani berichtet Garcin de Tassy in der «Histoire de la littérature hindoui et hindoustani» (Bd. 1 u. 2, Par. 1839—47; 2. Aufl., 3 Bde., Par. 1871); vgl. auch desselben «La langue et la littérature hindoustanique de 1850 à 1869» (2. Aufl., Par. 1874) und seine «Revue annuelle» über ind. Sprache und Literatur (Par. 1872 fg.). Unter den Hülfsbüchern zur Erlernung dieser Sprachen sind hervorzuheben Garcin de Tassy's «Rudiments de la langue hindoustani» (Par. 1829) und «Rudiments de la langue hindoui» (Par. 1847), die Grammatiken von Shakespear (5. Aufl., Lond. 1846), Forbes (Lond. 1846) und Duncan (für das Dekan, Madras 1863), Kellogg's vergleichende «Grammar of the Hindi language» (Allahabad u. Lond. 1876), die Wörterbücher von Shakespear (5. Aufl., Lond. 1846), Forbes (Lond. 1848 u. 1861) und Yates (Kalkuttta 1847) über das Hindustani; über das Hindi das Wörterbuch von Thompson (Kalkutta 1846).

Die locale Grundlage des Hindi und Hindustani bildet die Braj-bhâkhâ, eine Tochter des çûraseni̇schen Prâkrit, noch jetzt die Sprache des Landes Braj (Bradsch) in Bundelkhund, aber zur Literatursprache erhoben und namentlich von Dichtern dem gewöhnlichen modernen Hindi vorgezogen. Dasselbe, wenn auch in geringerm Grade, gilt auch von der Pûrbî-bhâkhâ, dem im Osten (purb) von Delhi gesprochenen Dialekt. Unter den zahlreichen andern Provinzialsprachen Indiens, sämmtlich Enkeln des Sanskrit, aber grammatisch zu diesem in demselben Verhältnisse stehend, wie die lebenden roman. Sprachen zum Latein, haben sich ebenfalls mehrere eine Literatur gebildet, deren Hauptbestandtheile jedoch fast nur Uebersetzungen aus dem Sanskrit sind, wozu in den letzten Decennien auch Uebersetzungen aus dem Arabischen, namentlich aber dem Persischen, Hindustani und europ. Sprachen gekommen sind, sowie eine ziemliche

Digitized by Google

Anzahl von Europäern und Eingeborenen verfaßter Schriften für den Zweck des Unterrichts und der Mission. Die wichtigsten dieser neuind. Sprachen sind: 1) Das Bengali im östl. Theile von Indien, von dem Haughton Grammatik (Lond. 1821) und ein Wörterbuch (Lond. 1834), Yates (Kalkutta 1847) eine Grammatik lieferte, und in das Ram-Comal-Sen Johnson's engl. Wörterbuch (2 Bde., Serampore 1834) übersetzte. 2) Das Orissa, auch Uriya und Utkala genannt, das Sutton grammatisch (Kalkutta 1831) und lexikalisch (3 Bde., Kuttack 1841—43) bearbeitete. 3) Das Maharatti, von dem Stevenson (Bomb. 1843) eine Grammatik, Molesworth (Bomb. 1831; engl. und maharattisch, Bomb. 1847) und Padmanji (Bomb. 1863) Wörterbücher lieferten. 4) Das Guzerati im nordwestl. Indien, welches grammatisch von Drummond (Bomb. 1808), lexikalisch von Mirza-Mohammed-Kazim (Bomb. 1846), Karsandas Mulji (Bomb. 1862) und Shapurji Edalji (Bomb. 1863; 2. Aufl. 1868) bearbeitet wurde. 5) Das Sindhi in den Gebieten des untern Indus, für welches Stack sowol Grammatik (Bomb. 1849) als Wörterbuch (2 Bde., Bomb. 1849—55) lieferte (vgl. auch Ern. Trumpp, «Grammar of the Sindhi language», 1872). 6) Das Penjabi, das von Leach (Bomb. 1838) grammatisch, von Starkey (Kalk. 1850) lexikalisch behandelt worden ist. Vgl. John Beames, «Comparative grammar of the modern Aryan language of India, Hindi, Penjabi, Sindhi, Gujarati, Marathi, Oriya and Bangali» (2 Bde., Lond. 1872—75). Auch die Sprache der Zigeuner gehört hierher. Das Kavi, d. i. Dichtersprache, dessen man sich in Gedichten auf Java und den Nachbarinseln bediente, ist seiner grammatischen Structur nach eine malaiische Sprache, hat aber seinen Wörterschatz wie die Stoffe seiner Literatur meist dem Sanskrit entlehnt. Vgl. W. von Humboldt, «Ueber die Kawisprache» (3 Bde., Berl. 1836—40). In neuerer Zeit ist es besonders von Heinrich Kern (s. d.) wissenschaftlich gepflegt worden.

Die Sprachen des südl. Indien weichen in ihrem grammatischen Bau völlig von denen sanskritischen Ursprungs ab und bilden einen eigenen, vom indogermanischen verschiedenen sog. Dekhanischen oder Dravidischen Sprachstamm. Die wichtigsten Sprachen sind: 1) Das Tamil, auch das Malabarische genannt, auf den Küsten Koromandel und Malabar. Es hat eine alte und reiche Literatur. Vgl. John Murdoch, «A classified catalogue of Tamil printed books» (Madras 1865). Berühmt ist vor allem der «Cural» des Tiruvalluver, eine ethische Dichtung (herausg. von Graul, Lpz. 1866). Von den vielen Hülfsmitteln sind zu nennen die Grammatiken von Beschi (Madras 1822; neu herausg. von A. Burnell, Trankebar 1876) und Rhenius (Madras 1836; 2. Aufl. 1846), die Wörterbücher von Rottler (4 Bde., Madras 1834—41) und Winslow (Madras 1862). 2) Das Telugu oder Telinga in der Mitte des Dekhan mit Grammatiken von Campbell (Madras 1816; 3. Aufl. 1849) und Brown (Madras 1840), einem Wörterbuche von Campbell (Madras 1821; 2. Aufl. 1848). Von der ebenfalls reichen Telugu-Literatur gilt dasselbe wie von der tamulischen. Vgl. Brown, «On the language and literature of the Telugu» (2 Thle., Madras 1839—40). 3) Das Kanaresische in der Provinz von Karnatik, in der Gegend von Mysore. Die ältere Sprache, das Halakanara, hat ebenfalls eine reiche Literatur, doch ist die Zahl der in der gewöhnlichen Sprache abgefaßten Schriften ziemlich gering. Eine Sammlung der hervorragendsten Werke besorgte der Missionar Mögling (6 Bde., Mangalore 1850); Grammatiken sind vorhanden von Mackerrell (Madras 1821) und Hodson (Bangalore 1864), ein Wörterbuch von Reeve (4 Bde., Madras 1824—32). Vgl. Kittel, «Kesirâja's Jewel Mirror of grammar» (Mangalore 1872) und «Nâgavarma's Canarese prosody, with an essay on Canarese literature» (Mangalore 1875). 4) Das Malayalam, auf Malabar vom Cap Comorin bis Dilli gesprochen, hat nur eine unbedeutende Literatur. Grammatiken davon schrieben Peet (Cottayam 1841) und Spring (Madras 1839), ein Wörterbuch Bailey (Cottayam 1846). 5) Das Singhalesische auf der Insel Ceylon, von dem die Sprache der Malediven nur dialektisch verschieden ist. Die singhales. Literatur, die sich in demselben Ideenkreise wie die des Pâli bewegt, ist in einer eigenen Schriftsprache, dem Elu, geschrieben, das sich von der Sprache des gewöhnlichen Lebens durch reichliche Einmischung von indischen, namentlich von Sanskritwörtern unterscheidet. Der berühmteste singhales. Dichter war Gasco, ein Portugiese von Geburt. Eine Grammatik lieferte Chater (Colombo 1815), ein Lexikon Clough (2 Bde., Colombo 1821). Vgl. Alwis, «Introduction to Singhalese grammar» (Colombo 1859); derselbe, «Sidath Sangarawa» (Colombo 1852); «Attanagaluwansa» (Colombo 1866); «Selalihinisandese» (Colombo 1865). Nach Childers gehört das Singhalesische vielmehr zu den sanskritischen Sprachen. Von geringerer Bedeutung sind die Sprachen der Tulu (Grammatik von Brigel, Mangalore 1872) oder Tuluva, der Tuda, der Kota, der Gond, welche eben-

Digitized by Google

falls dravidischen Charakter tragen. Ob die Sprachen einiger Völkerreste im Innern Vorderindiens, wie z. B. der Chonds, mit den dekhanischen Sprachen in Verbindung stehen, ist noch nicht ermittelt. Vgl. noch Caldwell's «Comparative grammar of the Dravidian languages» (Lond. 1855; 2. Aufl. 1875); Burnell, «Elements of South Indian palaeography» (Mangalore 1874), sowie dessen «Specimens of South Indian dialects» (Mangalore 1873).

Indische Vogelnester oder Eßbare Nester, ehedem als Zeichen des Reichthums Indiens häufig angeführt, sind die fälschlich so genannten löffelartigen Consolen oder Untersätze, womit mehrere an der Seeküste der ostind. Inseln sich aufhaltende Arten der Gattung Salangane (Collocalia) aus der Familie der Cypseliden oder Mauerschwalben ihre eigentlichen Nester an den Felsen befestigen. Die in den Handel kommenden Nester stammen vorzugsweise von zwei Arten, der Labet (C. nidifica) und der Lintjih (C. fuciphaga). Sie gleichen einem halben Ellipsoid aus einer der weißen Hausenblase ähnlichen Masse, sind 2—3 Ctmt. hoch und 5—7 Ctmt. breit, etwa je 10 Gr. schwer (man rechnet 100 Stück auf 1 Kilogr.), hart, spröde und lösen sich durch Kochen in eine zähe Gallerte von einem faden oder höchstens schwach salzigen Geschmacke auf, welche blos durch Gewürze einige Schmackhaftigkeit erhält. Die Nester bestehen nur aus dem kleberigen Speichel, der aus zahlreichen, in der Mund- und Rachenhöhle des Vogels angebrachten Drüsen abgesondert wird. Sie hängen in dichten Reihen in Felsenhöhlen, zu denen man nicht selten nur durch Herablassen an einem Seile gelangen kann, weshalb auch das Geschäft des Einsammelns sehr gefährlich ist. Die Vögel brüten viermal im Jahre; um sie nicht zu vertreiben oder gar auszurotten, sammelt man ihre Nester jedoch nur dreimal und läßt ihnen eine Brut. Auf den ind. Inseln werden die Nester nirgends als Nahrung verwendet, sondern nur in China als Leckerbissen der Reichen. Sie werden, ohne jeden Grund, für stimulirend gehalten. Der Stapelplatz des Vogelnesthandels ist die Stadt Kanton. Die jährliche Gesammteinfuhr wird auf 1200 Pikuls oder ungefähr 85,000 Kilogr. veranschlagt. Der Pikul enthält ungefähr 7000 Stück und wird in bester Sorte mit 3—4000 Doll. bezahlt, geringere Qualitäten sind mit 1600—2800 Doll., die schlechtesten mit 200 Doll. zu haben. Die feinsten Sorten werden nur für den kaiserl. Hof in Peking geliefert.

Indium ist der Name eines vom Oberbergrath Theodor Richter in Freiberg in den dortigen Zinkerzen entdeckten metallischen Elements. Seine Entdeckung ist eine Folge der Anwendung des Spectroskops in der chem. Analyse, denn es wurde bei der Untersuchung gewisser Zinkblenden und später auch im Wolfram von Zinnwald durch das Auftreten einer charakteristischen indigblauen Linie (daher sein Name) im Farbenspectrum aufgefunden. Sein Aussehen ist ähnlich dem des Platins (nach Schrötter dem des Kadmiums); es ist weicher als Blei und färbt stark auf Papier ab. An der Luft verliert es seinen Glanz und verbrennt schon vor der Rothglühhitze mit schön violettem Licht zu Oxyd, das sich als gelber Beschlag an kalten Körpern ansetzt. Das specifische Gewicht des J. ist = 7,362 und sein Atomgewicht = 35,9. Es schmilzt bei 176° C. Das Indiumoxyd löst sich leicht in Säuren und bildet mit diesen Salze. Alle Verbindungen des J. sind dadurch charakterisirt, daß sie entweder für sich oder nach dem Befeuchten mit Salzsäure die nichtleuchtende Flamme schön blau färben.

Individuell heißt dasjenige, was bei einem einzelnen Gegenstande seine Natur als besonderes Ding ausmacht. Individualität nennt man daher den Inbegriff der Merkmale, wodurch sich ein Ding von andern seiner Art unterscheidet. Das Individuelle ist Gegenstand der Anschauung und kann nur durch diese erkannt werden. Das Allgemeine oder Generelle dagegen läßt sich nur durch Reflexion und Abstraction finden. Je vielfältigern Bestimmungen eine Klasse von Dingen zugänglich ist, desto reicher entfaltet sich innerhalb derselben die Individualität, am reichsten da, wo das geistige Leben einer selbstständigen Ausbildung fähig ist. Obgleich daher unter Individuum ein Einzelwesen überhaupt verstanden wird, so bezeichnet das Wort doch vorzugsweise das geistige Einzelwesen oder die Person, und die Individualität den Inbegriff der geistigen Eigenthümlichkeiten, die eine Person von allen andern ihrer Gattung unterscheiden. Die Ursachen einer bestimmten Individualität liegen theils in der Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens, theils in dem variirenden Verhältnisse des Geistigen zum Körperlichen. Die Frage nach dem Princip der Individualität (principium individuationis) hat die Metaphysik, namentlich bei den Scholastikern, lange Zeit beschäftigt und wurde die Veranlassung sehr verschiedener Lehrmeinungen. Sie entstand dadurch, daß man nach Platonischer Art die allgemeinen Begriffe für den Ausdruck des wahren Wesens der Dinge erklärte und dadurch in Verlegenheit gerieth, wie man sich die Entstehung der individuellen Bestimmungen, durch welche sich alles Wirkliche thatsächlich zu erkennen gibt, zu denken habe.

Digitized by Google

Indogermanen ist gegenwärtig in Deutschland der fast allgemein angenommene Gesammtname für die große Völkerfamilie, welche das ganze westl. Asien und Europa mit nur sehr geringen Ausnahmen bevölkert und seit einigen Jahrhunderten in einzelnen Gliedern sich auch nach Amerika, Australien und einzelnen Gebieten des nördl. und östl. Asien, Afrika und Polynesien verpflanzt hat. Die nähere und fernere Verwandtschaft der einzelnen Sippen und Glieder des großen Stammes zeigt sich zwar auch in der verhältnißmäßigen Aehnlichkeit des physischen Typus und in vielen Zügen des Charakters, wie sich dieser in den geistigen, sittlichen und religiösen Schöpfungen der einzelnen Nationen, überhaupt in deren Geschichte widerspiegelt, das sichere Kriterium der Verwandtschaft dieser Völker ist aber die Verwandtschaft ihrer Sprachen, und erst durch die Entdeckung dieser wurde es klar, daß, wie die indogerman. Sprachen aus Einer Ursprache hervorgegangen sind, so auch die indogerman. Völker auf Ein Urvolk zurückgehen. Diese Sprachverwandtschaft, im 18. Jahrh. entdeckt, ist von deutschen Sprachforschern wissenschaftlich begründet und erläutert worden, vor allen nach einigen Vorläufern, zu denen namentlich Friedrich Schlegel gehört (von welchem der Name «Indogermanen» herrührt), von Franz Bopp (s. d.) und dessen Schule. Neben der Bezeichnung I., indogerman. Völker und Sprachen finden sich auch öfters noch die Namen indoeuropäisch (bei Bopp und den engl. Gelehrten, weniger in Deutschland gebräuchlich) und arisch (wie namentlich bei franz. Gelehrten); die Bezeichnungen sanskritisch (W. von Humboldt), japetisch (Hupfeld, Görres) und mittelländisch (Ewald) haben sich keine allgemeinere Geltung verschaffen können. Nach den neuesten Forschungen lassen sich sämmtliche lebende und ausgestorbene Glieder (soweit sie bekannt) des großen indogermanischen Sprachstammes in acht Unterabtheilungen (Sippen, Familien oder Aeste) gruppiren, deren jede aus Sprachen besteht, die, wie die Völker, welche sie sprechen, wieder in engerer Verwandtschaft untereinander als mit denen anderer Gruppen stehen. Zwei dieser Unterabtheilungen bilden die asiatische, die übrigen sechs die europ. Gruppe der Sprachen indogerman. Stammes. Die asiat. Gruppe, auch wol vorzugsweise Arische Gruppe genannt, umfaßt 1) die Indischen Sprachen (s. d.), an deren Spitze das Sanskrit steht, welches in seiner ältern Form (als Sprache der Veden) überhaupt die weitaus alterthümlichste und daher für die Sprachforschung wichtigste Sprache des gesammten Sprachstammes ist. 2) Die Iranischen (Eranischen) Sprachen (s. d.), nach der Hauptsprache auch pers. Sprachen genannt, als deren beide älteste Glieder das Altpersische der achämenidischen Keilschriften und das Altbaktrische oder Zend zu betrachten sind. Der europ. Gruppe des ganzen Sprachstammes gehören an: 3) Die griech. Familie, über deren älteste Sprachformen nichts bekannt ist, die aber vielleicht schon frühzeitig in dem alten Illyrisch-Thrazischen einen selbstständigen Seitenast getrieben hat. Als Rest desselben ist das heutige Albanesische zu betrachten. 4) Die Italischen Sprachen (s. d.), als deren wichtigste Vertreterin das Lateinische gelten muß. Dieses ist wiederum die Mutter der neuern Romanischen Sprachen (s. d.). 5) Die im Erlöschen begriffenen Sprachen der Celten (s. d.). 6) Die Slawischen Sprachen (s. d.), deren älteste, der Grundsprache am nächsten stehende Form das Kirchenslawische ist. 7) Die Litauische, Lettische oder Baltische Familie, zu welcher außer dem eigentlichen Litauischen und dem Lettischen auch das Altpreußische gehörte. 8) Die Germanischen Sprachen (s. d.).

Wo der Sitz des indogermanischen Urvolks zu suchen sei, ist zweifelhaft und die Ansichten darüber gehen ziemlich weit auseinander; während die meisten Gelehrten geneigt sind, denselben nach Mittelasien, etwa in die Hochländer am obern Oxus und Jaxartes zu verlegen, sprechen andere Forscher (z. B. Benfey) sich für Mitteleuropa aus. Jedenfalls hatte das Urvolk bereits einen verhältnißmäßig hohen Culturgrad erreicht und lebte, wie die Untersuchungen von Kuhn, Max Müller u. a. ergeben haben, in geregelten Familienverhältnissen, trieb Ackerbau und Viehzucht und besaß feste Ansiedelungen. Die Religion, entsprungen aus einer Verehrung des Lichts, war ein einfacher Naturcultus. Auch über die Art, wie man sich die Verzweigungen des ganzen Sprachstammes in die einzelnen Familien zu denken habe, gehen die Meinungen auseinander. Nach den Forschungen Schleicher's löste sich von diesem Urvolke zuerst derjenige Hauptast los, der sich dann wieder in die Germanen, Litauer und Slawen verzweigte. Der zweite Hauptast, welcher sich von den Ursitzen der I. loslöste, begriff die spätern Familien der Celten, Griechen (mit den thraz.-illyr. Stämmen) und Italer in sich. Die letzte Gruppe, welche von den gemeinschaftlichen Ursitzen auswanderte, war die arische Gruppe: die Inder und die Iranier. Erstere zogen über den Himalaja in das Pendschab, wo die ältesten Hymnen der Veda entstanden, und verbreiteten sich dann weiter über das Gangesland. Die Iranier scheinen von dem alten Baktrien aus das ganze iran. Hochland eingenommen zu haben.

Digitized by Google

Schleicher nimmt demnach drei Gruppen, die nordöstlich-europäische, die südwestlich-europäische und die asiatische, an. Dem gegenüber sind jetzt die meisten Sprachforscher der Ansicht, daß der Sprachstamm sich zunächst in zwei Gruppen, die asiatische (Inder und Iranier) und die europäische, gespalten habe, letztere sich dann erst weiter auflöste. (Vgl. A. Fick, «Die ehemalige Spracheinheit der I. Europas», Gött. 1873). Beide Ansichten gehen aber von der Voraussetzung aus, daß die einzelnen Gruppen und Familien durch Auswanderung und factische Trennung vom Urvolke oder einem Theile desselben entstanden seien. Neuerdings hat eine ganz andere Ansicht (begründet von Joh. Schmidt in «Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerman. Sprachen», Weim. 1872), nach welcher zwischen den einzelnen indogerman. Familien keine scharfen Trennungen, sondern nur allmähliche Uebergänge anzunehmen sind, einige Verbreitung, doch keine allgemeine Anerkennung gefunden. Eine tief begründete Durchforschung des gesammten Sprachstammes hat man den Bemühungen Bopp's in dessen «Vergleichender Grammatik» (6 Thle., Berl. 1833—52; 3. Aufl., 3 Bde., Berl. 1868—71) und Schleicher's im «Compendium der vergleichenden Grammatik» (4. Aufl., Weim. 1876) zu verdanken. Mit der Bearbeitung einzelner Sprachfamilien haben sich besonders Jak. Grimm (german. Sprachen), Miklosich (slaw. Sprachen), Schleicher (Litauisch und Slawisch), Zeuß (Celtisch), Benfey, Pott, G. Curtius (Griechisch), Spiegel, Haugk (Iranisch) u. a. beschäftigt. Seit 1850 gibt Kuhn eine «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der deutschen, griech. und lat. Sprachen» und gab 1856—76 (mit Schleicher) «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celt. und slaw. Sprachen» zu Berlin heraus, sowie Bezzenberger seit 1876 zu Göttingen: «Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen». Die erste vollständige Uebersicht über den indogerman. Sprachstamm hat Pott in Ersch und Gruber's «Allgemeiner Encyklopädie» (Sect. 2, Bd. 18, Lpz. 1841) geliefert.

Indolenz (lat.), eigentlich Schmerzlosigkeit, bezeichnet überhaupt Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit und Trägheit oder Apathie, also den Zustand, wo wir weder von angenehmen noch unangenehmen Ereignissen leicht zum Handeln erregt werden und daher am liebsten in einer trägen Ruhe ausharren. Dieser Zustand, welcher entweder von Natur angelegt oder durch Abstumpfung der Empfindungen (in Anstrengungen, Kummer oder Ausschweifungen) entstanden sein kann, beruht darauf, daß eine geringe geistige Erregbarkeit von Unentschlossenheit und Langsamkeit im Handeln, sowie umgekehrt ein hoher Grad geistiger Lebensthätigkeit von einer großen Regsamkeit im Handeln begleitet zu sein pflegt. Von solcher I. und Apathie ist wohl zu unterscheiden die auf Ueberlegung beruhende leidenschaftlose Ruhe.

Indore oder Indur (ind. Indrawar), Hauptstadt der Besitzungen der Maharattenfürsten Holkar in Britisch-Indien, in einer Ebene am linken Ufer des Katki gelegen und erst 1767 gegenüber von Dschemnah oder Alt-Indore erbaut, zählt etwa 15,000 E., hat schlechte Häuser aus Lehmziegeln, enge, unregelmäßige Gassen, mehrere Moscheen und zahlreiche Hindutempel, aber keinen einzigen Bau von Interesse. Dagegen hat das 22 Kilom. südlicher gelegene Mhau oder Mô, wo sich, unweit einer Stadt gleichen Namens ein Campement für 3828 eingeborene und 2728 engl. Truppen befindet, ein ganz europ. Ansehen, mit Kirche, Bibliothek, Lesehalle und Theater. Das Gebiet des Maharadscha Holkar-Indore, eines Vasallen der brit. Regierung, bildet eine Residentschaft der unter einem polit. Agenten stehenden, zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Provinz Centralindien. Dasselbe besteht aus einem, von der Nerbudda und dem Vindhya durchzogenen Haupttheile und vier davon getrennt in den Assistent-Agentschaften Bhopal, Westmalwa, Bhopapur und Manupur gelegenen Nebentheilen, zusammen mit einem Areal von 20,913 QKilom. und 635,450 Bewohnern, hauptsächlich Maharatten und neben diesen andere Hindu, Mohammedaner, Gônds und Bhils. Das Land ist allenthalben fruchtbar und erzeugt Weizen und andere Getreidearten, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Baumwolle, Taback und besonders Opium in großer Menge. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich auf 300,000 Pfd. St. Die Militärmacht beträgt 24,800 Mann Infanterie, 3300 Cavalerie und 24 Feldgeschütze. Gründer des Staats war der Maharatte Malhar Rao, ein Sudra aus der Schäferkaste, welcher während der ersten Invasion der Maharatten in Nordhindostan sich zum General in der Armee des Peischwa emporschwang und von diesem 1733 die Stadt I. als Lehn empfing. Der bedeutendste unter seinen Nachfolgern war Dscheswant Rao, der 1804 mit bedeutender Macht in das eigentliche Hindostan einfiel, aber 27. Nov. bei Farrakhabad vom brit. General Lake völlig geschlagen wurde und im Dec. 1805 einen Theil seines Gebietes an die Engländer abtrat, während er in den übrigen Besitzungen bestätigt wurde. Ihm folgte 1811 sein natürlicher und Adoptivsohn Malhar Rao, der 1817 den Krieg mit

Digitized by Google

den Engländern von neuem begann, aber 21. Dec. desselben Jahres bei Mahidpore völlig geschlagen wurde und im Vertrage von Mundessore 18. Jan. 1818 mit seinen Besitzungen in die Reihe der brit. Schutzstaaten trat. Als er 1833 kinderlos starb, fanden Thronstreitigkeiten und Verwickelungen mancherlei Art statt, bis endlich 1844 Tukadschi Rao Holkar auf den Thron gelangte. Derselbe blieb den Engländern während des Sipahi-Aufstandes 1857 treu, und erhielt 1862 unbeschränktes Recht, sich einen Nachfolger zu adoptiren.

Indossament oder Indosso, vom ital. indossare, d. i. auf dem Rücken übertragen, nennt man die Uebertragung eines Wechsels, einer Anweisung, eines Connossements auf einen Andern mittels einer vom Remittenten oder dem weitern Inhaber auf die Rückseite des Papiers gebrachten Bemerkung. Gleichbedeutend gebraucht man gewöhnlich den Ausdruck Giro (s. d.). Die Handlung jenes Uebertragens heißt Indossiren. Indossant ist der, welcher den Wechsel überträgt, Indossatar derjenige, auf welchen er übertragen wird. Der Indossatar wird, wenn er seinerseits das Papier auf die nämliche Weise weiterbegibt, dadurch selbst zum Indossanten. Der Indossant haftet seinen Nachmännern für den richtigen Eingang des Wechsels und kann, wenn dessen Annahme oder Bezahlung nicht erfolgt, im Wege des Regresses wechselrechtlich in Anspruch genommen werden, sofern er sich nicht durch eine Clausel im J. ausdrücklich davon befreit hat. Ueber das Blanco-Indossament s. Blanket und Giro.

Indra, eine ind. Gottheit, die das sichtbare Firmament und die Region der Wolken, die der Erde den Regen spenden, repräsentirt; sie wird besonders in den Hymnen des Veda verehrt. In der spätern Religion des Epos und der Purana ist er einer der acht Welthüter.

Indre, ein linker, 245 Kilom. langer, nicht schiffbarer Nebenfluß der Loire, nach welchem zwei Departements im mittlern Frankreich benannt sind, entsteht unweit St.-Priest la Marche im Depart. Cher in 436 Mt. Höhe, fließt gegen Nordwesten über La Châtre, Châteauroux, Buzançais, Châtillon, Loches und Montbazon durch schöne Wiesengründe, treibt viele Werke und mündet 30 Kilom. unterhalb Tours in zwei Armen. — Das Departement J., gebildet aus dem westl. Theil der alten Provinz Berry und kleinern Stücken von Orléannais und Marche, umfaßt 6795,3 QKilom. und ist ein flacher Landstrich, dessen höchster Punkt sich im Süden nur 313 Mt. hoch erhebt und der mit seinen Gewässern Cher, J. und Creuse mit der Claise ganz zum Becken der Loire gehört. Das rechte Ufer des J. ist von Teichen und Morästen bedeckt, welche die Luft feucht und ungesund machen. Im übrigen Lande ist das Klima mild und angenehm, der Boden meist sandig und, abgesehen von ausgedehnten Heiden und Waldungen, im ganzen fruchtbar. Doch befindet sich der Ackerbau in wenig entwickeltem Zustande. Die Wiesen und Hutungen sind von großer Ausdehnung, sodaß die Vieh-, besonders die Schafzucht blüht. An der Spitze der Industrie stehen die Eisenerzeugung und die Tuchfabrikation. Außerdem sind Papier-, Baumwollzeug- und Hutfabriken sowie Baumwoll-, Lein- und Wollspinnereien, Lohgerberei, Töpferei u. s. w. im Gange. Der Verkehr wird nur durch die über Châteauroux führende Eisenbahn (von Orléans nach Agen) gefördert. Das Departement gehört zur Erzdiöcese Bourges, hat zur Hauptstadt Châteauroux (s. d.), zerfällt in die vier Arrondissements Châteauroux, Le Blanc, La Châtre und Issoudun und zählt (1872) in 23 Cantonen und 245 Gemeinden nur 277,693 E. (gegen 277,860 im J. 1866 Abnahme 0,1 Proc.). — Das Departement J.-Loire, aus der alten Provinz Touraine nebst kleinern Theilen von Orléannais, Poitou und Anjou gebildet, umfaßt 6113,7 QKilom., ist fast ganz flach und gehört ebenfalls zum Bassin der Loire, welche es beinahe halbirt und hier links den Cher, den J. und die Vienne, rechts die kleinern Flüsse Branle, Brenne, Roumer und Authion aufnimmt. Die Gegend zunächst der Loire mit ihren fetten Alluvionen, besonders im Süden, ist sehr fruchtbar und hat vorzugsweise der Touraine zu dem Namen des «Gartens von Frankreich» verholfen. Die höher liegenden Gegenden sind reich an Wald und Wein, haben aber auch ausgedehnte sandige Heiden, die erst nach und nach dem Pfluge mit Erfolg unterworfen werden. Fast ein Sechstel der Bodenfläche ist unproductiv. Die Haupterzeugnisse sind Getreide (doch kaum zur Genüge), Hanf, Flachs, Obst, namentlich die beliebten Pflaumen von Tours, vor allem aber Wein, dessen Anbau etwa ein Sechzehntel der Bodenfläche gewidmet ist. Auch baut man im großen Anis und Koriander, Bohnen, sowie Runkelrüben zur Zuckerfabrikation. Unbedeutend ist die Viehzucht, dagegen die Industrie sehr erheblich. Man unterhält Gerbereien, Woll-, Seidenzeug-, Porzellan-, Stahl-, Gewehr-, Bijouterie- und andere Fabriken. Der Handel, begünstigt durch die Loire, einen Theil des Kanals von Berri, die Eisenbahn von Paris nach Nantes und gute Landstraßen, führt jedoch mehr Bodenerzeugnisse als Manufacturen aus, besonders Wein, Hanf, getrocknetes Obst, Gemüse u. s. w. Das

Digitized by Google

Departement gehört zum Erzbisthum Tours, hat zur Hauptstadt Tours (s. d.), zerfällt in die drei Arrondissements Tours, Chinon und Loches und zählt (1872) in 24 Cantonen und 281 Gemeinden 317,027 E. (gegen 325,193 im J. 1866 Abnahme 2,6 Proc.).

Induction (lat.) heißt in der Logik das Verfahren, durch welches man aus der thatsächlichen Erkenntniß des gleichen Verhaltens einer Anzahl von Arten, resp. Exemplaren eines Gattungsbegriffs zu dem allgemeinen Urtheil hinstrebt, es sei dieses Verhalten in dem Wesen des Gattungsbegriffs begründet und käme deshalb allen Arten, resp. Exemplaren desselben zu. Was deshalb in der formalen Logik als vollständige J. bezeichnet zu werden pflegt, der (häufig in der Mathematik angewendete) Fall nämlich, daß man sich vorher der Geltung des Prädicats für alle Arten, resp. Exemplare versichert hat, kann nicht mehr eigentlich als Inductionsschluß bezeichnet werden, weil es keine neue Erkenntniß bringt, sondern nur die schon vorhandene in einen übersichtlichen Ausdruck zusammenfaßt. Die wahre oder sog. unvollständige J. ist überall da erforderlich, wo die Fülle der Arten, resp. Exemplare eines Gattungsbegriffs aus irgendeinem Grunde nicht überschaubar ist; vor allem also in den Naturwissenschaften, sei es, daß es sich um Feststellung von Gattungscharakteren, sei es, daß es sich um Aufsuchung von Naturgesetzen handle. Die Gültigkeit dieses Inductionsschlusses ist nun niemals eine absolut demonstrative, sondern beruht in letzter Instanz immer auf der Annahme, mit welcher der menschliche Geist der Auffassung der Dinge entgegentritt, es müsse ein constant Wirkliches aus einer constanten und gemeinsamen Ursache hervorgehen. Die Mittel, die Wahrscheinlichkeit eines Inductionsschlusses zu erhöhen und dieselbe möglichst der Gewißheit zu nähern, sind theils quantitativ, theils qualitativ: erstere bestehen in der Vermehrung der einzelnen Fälle, letztere, die werthvollern, in dem (analytischen oder begrifflichen) Nachweise, daß den untersuchten Fällen nichts weiter gemeinsam ist, als der Gattungscharakter und das Prädicat, welches man demselben allgemein zuschreiben will. In dieser Beziehung wird die Möglichkeit eines Inductionsschlusses aus nur einer Prämisse möglich, sobald man sicher sein darf, alle Nebenbedingungen entfernt und den Gattungstypus rein dargestellt zu haben; solche Fälle heißen reine Fälle oder prärogative Instanzen. Die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, bedient sich derselben sehr häufig zur Aufsuchung der Gesetze. Zur zweifellosen Gewißheit aber wird das auf inductivem Wege Gefundene erst dadurch erhoben, daß es zu gleicher Zeit auf deductivem Wege aus höhern Begriffen oder Gesetzen abgeleitet wird. Die höchsten Gesetze der Naturwissenschaft sind danach nur inductiv bis zu hoher Wahrscheinlichkeit zu erweisen, finden aber ihre an Gewißheit grenzende Bestätigung eben darin, daß das aus ihnen deductiv Abgeleitete seinerseits wieder auf inductivem Wege bestätigt wird. Eine Methode, welche sich ausschließlich auf J. gründet, nennt man inductorisch; Wissenschaften, die auf diesem Verfahren wesentlich beruhen, inductive. Vgl. Apelt, «Die Theorie der J.» (Lpz. 1854); Mill, «System der deductiven und inductiven Logik» (aus dem Englischen von Gomperz, 3 Bde., Lpz. 1873).

Induction (elektrische). Als elektrische J. bezeichnet man diejenige Erregung von Elektricität auf einem Leiter oder diejenige Aenderung in den auf demselben vorhandenen elektrischen Verhältnissen, welche eintritt, sobald entweder seine Abstände von den in seiner Umgebung vorhandenen elektrischen Körpern oder die elektrischen Zustände dieser letztern geändert werden. Es entsteht eine solche J., obgleich in verschiedener Form, sowol wenn die erregenden Körper mit ruhender (freier) Elektricität bedeckt sind, als auch wenn sie elektrische Ströme (bewegte Elektricität) führen. Nähert man einen mit ruhender Elektricität bedeckten Körper einem Leiter, so wird sogleich in dem Leiter Elektricität in einer den jedesmaligen Umständen angemessenen Weise in Bewegung gesetzt, und diese Elektricität verharrt, wenn der erregende Körper in einem gewissen Abstande von dem Leiter zur Ruhe kommt, in dem zuletzt eingetretenen Zustande. Man bezeichnet diesen nur in der Nähe jenes elektrischen Körpers fortdauernden elektrischen Zustand des Leiters mit dem Namen J. oder Vertheilung. (S. Elektricität.) Wird der Leiter aus dem Bereiche des erregenden Körpers entfernt, so entsteht wieder eine J., indem gerade der umgekehrte Vorgang von jenem bei der Annäherung eintritt. Wird ein Körper, in welchem die Elektricität in Bewegung ist, z. B. ein von einem galvanischen Strome durchflossener Leiter, einem nicht elektrischen Leiter genähert (oder auch der letztere dem erstern), so entsteht in diesem letztern während der Dauer der Annäherung ein elektrischer Strom, aber in entgegengesetzter Richtung als im erregenden Leiter. Der Strom hört auf, sobald der angenäherte Leiter zur Ruhe kommt. Wird der inducirte Leiter aus dem Bereiche des stromführenden Leiters entfernt, so entsteht in ihm der umgekehrte Vorgang wie bei der Annäherung, also ein Strom, welcher mit dem erregenden gleich gerichtet ist. Ebenso entsteht in einem Leiter, wenn in seiner Nähe

Digitized by Google

ein elektrischer Strom entsteht, oder ein schon vorhandener an Stärke zunimmt, ein dem entstehenden oder wachsenden Strom entgegengesetzt gerichteter, und andererseits, wenn in seiner Umgebung ein bis dahin vorhandener Strom schwächer wird oder ganz aufhört, ein diesem Strome gleich gerichteter elektrischer Strom. Das Quantum von Elektricität, welches durch diese Ströme in dem Leiter in Bewegung gesetzt wird, entspricht jedesmal dem Betrage der in den elektrischen Verhältnissen aller in seiner Nähe befindlichen Körper eingetretenen Veränderungen. Da ein Magnet nur ein System von parallel gerichteten elektrischen Strömen darstellt, so muß auch die Annäherung oder die Entfernung eines Magnets und ebenso auch das Entstehen oder das Verschwinden, das Verstärken oder das Vermindern von Magnetismus in einem nahen Leiter einen elektrischen Strom erzeugen, dessen Dauer so lange währt als die Aenderung der magnetischen Verhältnisse, dessen Größe dem Betrage dieser Aenderung der magnetischen Verhältnisse entspricht und dessen Richtung nach den obigen Gesetzen bestimmt wird, sobald die Richtung der elektrischen Ströme, welche den Magnet bilden oder bei seiner Vernichtung verschwinden, bekannt ist. Diese letzte Art der J., welche durch die Aenderungen der sog. magnetischen Verhältnisse entsteht, nennt man magnetelektrische J.; im Gegensatz davon heißt dann die durch galvanische Ströme erzeugte Volta-J.

Indulgenz, s. Ablaß.

Indult (lat. Indultum, Nachsicht, Zugeständniß) bezeichnet in der Rechtssprache im allgemeinen die Frist, die jemand zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet wird (so z. B. als Lehnsindult wegen Erneuerung der Lehen durch den Nachfolger), dann insbesondere so viel als Anstandsbrief oder Moratorium (s. d.). In der Kirchensprache heißt J. das an Fürsten, Cardinäle oder andere hochstehende Kirchenmitglieder verliehene Recht, den Genuß einer geistlichen Pfründe zu überweisen oder hohe geistliche Aemter mit den Einkünften nach Gefallen zu verleihen. Ein solches J. gelangte z. B. durch Leo X. an König Franz I., durch Alexander VII. an Ludwig XIV. Die Cardinäle haben das J. kraft eines mit Paul IV. abgeschlossenen Vertrags, der sie selbst berechtigt, eine Pfründe in commendam (s. Commende) zu bestimmen. Die deutschen Bischöfe besaßen ehedem das J. lebenslänglich; seit der Mitte des 17. Jahrh. aber müssen sie es stets nach Ablauf von fünf Jahren erneuern lassen. In einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Kiel und München, braucht man das Wort J. oder Dult für Jahrmarkt oder Messe, angeblich wegen der mit Messen und Ablässen verbundenen Kirchenfeste.

Indus oder Sind, Sindhu, der Hauptstrom des westl. Vorderindien, mit einer Stromlänge von 2897 Kilom. und einem Flußgebiete von 852,500 QKilom., entspringt in Tibet unter 32° nördl. Br. und 81° 30′ östl. L. (von Greenwich), in 6500 Mt. Meereshöhe, in unbeträchtlicher Entfernung nördlich von den Landseen Lakas-Tal und Manasarowar, von welchem westlich der Setledsch, östlich der Brahmaputra seinen Ursprung nimmt, an dem nördl. Abhange des Bergs Kailasa, dem Paradiese Siva's nach der ind. Mythologie. Er nimmt gleich zu Anfang die Richtung gegen Nordwesten an, verbindet sich 252 Kilom. unterhalb seiner Quelle, links mit dem von dem Westabhange des Kailasa herabkommenden Gartop oder Ikang-Scho-Flusse, durchströmt, unter dem Namen Sing-Kabab (Löwenmaul), zuerst ein Hochplateau, dringt bei dem Passe La-Gans-Kiel in eine enge, die Kette des Kuen-lün (s. d.) oder Mustagh von dem Himalaja trennende Thalspalte, fließt durch Ladakh oder Mitteltibet, nimmt unterhalb dessen Hauptstadt Leh, in 3753 Mt. Meereshöhe, den reißenden Zanskar, weiter unten aber den Dras auf und tritt in Baltistan oder Kleintibet ein, wo der von dem Karakorumgebirge herabkommende Schai-yuk auf seiner rechten Seite in ihn einmündet und er den Namen Aba-Sind, d. h. eigentlicher J. erhält. Ungefähr 40 Kilom. weiter unten und westwärts nimmt er gegenüber der an ihm liegenden Hauptstadt Iskardo oder Skardo, an seiner rechten Seite den Schai-ghur und weiter unten noch verschiedene andere Gebirgsströme auf. Von Skardo fließt er weitere 135 Kilom. gegen Nordnordwesten, worauf er bei Makpou-i-Schagaron, unter 35° 48′ nördl. Br. und 74° 30′ östl. L. (von Greenwich), den Gilghit aufnimmt, sich nach Süden umbiegt, indem er, sich einen Weg durch die untere Himalajakette bahnend, die erst in neuester Zeit näher erforschte Gegend nördlich von der brit. Festung Attok in einer Strecke von 297 Kilom. durchströmt. Unmittelbar oberhalb von Attok ergießt sich, in 320 Mt. Meereshöhe, an seiner westl. Seite der von dem Hindu-kho herabkommende Kabulfluß in ihn. An dieser Stelle hat der J. eine Breite von 250 Mt. und bei hohem Wasserstande 20—25, bei niedrigem 10—12 Mt. Tiefe. Bis zu Attok erstreckt sich die Schifffahrt auf dem J. stromaufwärts. Von seiner Quelle bis dahin fällt er in jeder Strecke von 1,5 Kilom. 6—7 Mt., von dort bis zum Meere, 1515,50 Kilom., nur noch 0,33 Mt. Unterhalb Attok tritt der J. in das Salzgebirge

Digitized by Google

(Salt-Range), durchbricht dasselbe bei Ghora-Trup in einem sich bis zu 90 Mt. verengenden, 60 Mt. tiefen Felsenbette, um sich bei Kala-bagh, 185 Kilom. unterhalb Attok, mit einer Wassermasse von 450 Mt. Breite aus dem Gebirge in die Ebene zu begeben. Nun fängt er an, während er bis dahin hauptsächlich zwischen Felsen strömte, sich durch Abspülung seiner flachen, erdigen Ufer zu trüben und nach heftigem Sturzregen letztere zu überschwemmen. Ungefähr 5 Kilom. oberhalb Mitankoti verbindet sich an seiner östl. Seite mit ihm der aus dem Zusammenflusse des Dschilam, Dschenab, Rawi und Setledsch, welche in ihrem obern Laufe mit dem des J. das berühmte ind. Pendschab (Fünfstromland) bilden, entstandene Pendschnad, dessen Breite 1700 Mt., dessen Tiefe 4—5 Mt. beträgt, während der J. selbst bei gleicher Tiefe nur 600 Mt. breit, aber noch einmal so schnellfließend ist. Nach seiner Vereinigung mit dem Pendschnad beträgt die Breite des J. bei niedrigem Wasserstande 2000 Mt. Oberhalb der Stadt Rori, in der Landschaft Sindh, trennt sich von ihm der Ost-Narra, welcher gegen SO. durch die Wüste läuft und nur bei hohem Wasser das Meer in der östlichen oder sog. Korimündung erreicht. Er durchbricht alsdann ein niedriges Kalkgebirge, worauf sich 29,5 Kilom. unterhalb Rori der West-Narra, ein großer permanenter Fluß von ihm abzweigt, der sich 190 Kilom. weit hinwindet und, nachdem er sich zu dem See Mantschur ausgeweitet, mit dem Hauptstrom wieder vereinigt. Alsdann zweigt sich 22 Kilom. oberhalb von Hyderabad (s. d.) der breite, aber jährlich wasserärmer werdende Stromarm Fulaili oder Gonni gegen SO. ab, und bald findet die Deltabildung statt, indem der Fulaili als östl. Arm sich in die Korimündung des J. genannte Meereseinbucht ergießt. Unterhalb Tatta tritt die Hauptspaltung in zwei große Arme ein, in den Baggar gegen W. und den Sata oder Wanjani gegen SSW. Dieselben spalten sich jedoch wiederholt. Im ganzen zählt man ohne die Zwischenkanäle und unbedeutenden Arme 13 Aestuarien. Die breiteste, tiefste, allezeit schiffbare ist gegenwärtig die Mündung Pitti. Die Ausdehnung des Deltas längs der Küste beträgt 250 Kilom.; die Spitze bei Tatta liegt 126 Kilom. von der See, und ebensoweit steigt die Flut. Bei Hochwasser ist das ganze Delta Ueberschwemmungen ausgesetzt. Der J. verliert sowol auf seinem Laufe durch dürre und wüste Gegenden als auch durch Abzüge viel Wasser, sodaß er eine weit geringere Wassermasse ins Meer sendet als der Ganges. Er ist sehr fischreich, aber im ganzen für Schifffahrt weniger günstig als der Ganges und Irawadi. Das erste brit. Dampfschiff befuhr den Strom 1835, und seitdem nahmen Handel und Verkehr rasch zu. Nachdem 1843 Sindh, 1849 das Reich der Sikh brit. Provinzen geworden waren, wurde die große Wichtigkeit des J., des westl. Grenzstromes der brit.-ind. Besitzungen, in commerzieller, strategischer und polit. Beziehung richtig begriffen und ist die engl. Regierung seit einer Reihe von Jahren bemüht gewesen ihn nach allen diesen Richtungen so nutzbar als möglich zu machen. Zu dem Zwecke entstand mit großem Kostenaufwande ein weitläufiges System sowol von Bewässerungs- als von Trockenlegungskanälen. Auch verdankt diesen Bestrebungen der stets wichtiger werdende Küsten- und Hafenplatz Karatschi (s. d.) sein Entstehen.

Industrial partnership, s. Partnerschaft.

Industrie (vom lat. Industria, Fleiß, Betriebsamkeit) bezeichnet, im weitesten Sinne, den Inbegriff aller menschlichen Bestrebungen und Arbeiten, die Menge der vorhandenen Güter zu vermehren und umzugestalten, namentlich aber solcher Bestrebungen, die zugleich den Zweck haben, denen, welche sich mit ihnen dauernd gewerbsmäßig befassen, einen Verdienst zu gewähren. Als Zweig der J. kann mithin alles gelten, was Güter schafft oder deren Werth erhöht, also nicht allein die eigentlichen Gewerbe, welche Naturproducte bearbeiten, sondern auch der Ackerbau, der Bergbau, Jagd und Fischerei sowie jede andere Sammlung von Rohproducten, selbst die Transportgewerbe und der Handel, insofern letztere den Werth der Güter dadurch erhöhen, daß sie dieselben von einem Orte an einen andern zur Consumtion hinschaffen. In rein persönlicher Beziehung nennt man wol auch J. jede lohnbringende gewerbsmäßige Beschäftigung, ohne Rücksicht darauf, ob sie neue Werthe erzeugt oder nicht, und man spricht sogar von einer J. der Spieler, Diebe u. s. w., indem man ausschließlich die Seite der Gewerbsmäßigkeit ins Auge faßt. Im engern Sinne pflegt man aber, wenn man von der J. einer Stadt, eines Landes oder Volks spricht, darunter nur diejenigen gewerbsmäßigen und auf Erwerb gerichteten Bestrebungen zusammenzufassen, welche sich auf die behufs der Werthserhöhung stattfindende Umgestaltung der Naturproducte und Halbfabrikate durch technische Operationen richten, die Handwerks- und die Fabrikindustrie. Da der Mensch von den Rohproducten allein nicht leben und diese auch nicht einmal in ausreichendem Maße ohne Hülfe gewerblicher Erzeugnisse produciren und beschaffen kann, so entsteht die J. schon auf der ersten Culturstufe der

Digitized by Google

Völker. Doch ist dieselbe natürlich im Anfange in jeder Beziehung gering und unbedeutend und wächst erst mit der fortschreitenden Cultur, für deren Entwickelung sie einen ziemlich sichern Maßstab abzugeben vermag. Zunächst sucht das noch rohe Volk, der noch barbarische Stamm seine Bedürfnisse an Waffen, Geräthen, Werkzeugen, Kleidung in den Familien selbst durch deren Glieder herzustellen. Allmählich überzeugt man sich aber, daß gewisse Dinge von einer bestimmten Person besser und mit weniger Aufwand von Zeit und Arbeit gefertigt werden als von andern, die wieder andere Gegenstände besser und zweckmäßiger produciren. Es beginnt hiermit die Theilung der Arbeit und zugleich der Austausch der beiderseitigen Producte, der Handel. So entsteht nach und nach das Handwerk, aus welchem durch weitere Theilung der Arbeit und reichlichere Anwendung von Maschinenkräften die Fabrikindustrie hervorgeht. Neben der Handwerks- und Fabrikindustrie spielt in sehr vielen Ländern auch die sog. Hausindustrie noch eine wichtige Rolle. Dieselbe zerfällt a) in eine alte traditionelle, für den Bedarf der Hausgenossen sorgende oder auch sog. nationale Hausindustrie, welche von der landwirthschaftlichen Bevölkerung als Nebenbeschäftigung betrieben wird, und b) in eine neue oder Fabrikhausindustrie, welche im Auftrage von Fabrikanten und Kaufleuten für den Weltmarkt arbeitet.

Faßt man die einzelnen Länder ins Auge, so findet man, daß in dem einen Ackerbau und Viehzucht, im andern die industriellen Beschäftigungen in bedeutendem Maße überwiegen, während in andern zwischen diesen beiden Extremen Mittelstufen vorhanden sind. Diese Verschiedenheit der industriellen Entwickelung ist sowol in den natürlichen als auch in den histor.-polit. Verhältnissen des einzelnen Landes begründet. Allgemein macht sich jedoch in der Geschichte der I. das Gesetz geltend, daß dieselbe regelmäßig von dem Kleinen zum Großen übergeht. Schreitet die Cultur fort, so beginnen auch die Bedürfnisse zu wachsen, und die Handwerke, um letztere zu befriedigen, müssen ebenfalls fortschreiten, wozu sie durch den Handel kräftig angespornt werden. Denn der Handel bringt industrielle Erzeugnisse anderer Länder herein, welche die einheimische I., wenn sie bestehen will, zu ersetzen und zu verdrängen suchen muß. Je weniger ihr dies in allen Zweigen gelingen kann, desto mehr wird sie genöthigt, sich auf diejenige Production zu werfen, in welcher sie infolge eigenthümlicher günstiger Verhältnisse die Concurrenz des Auslandes zu überwinden vermag, und bald erreicht sie hier eine Stufe der Vollkommenheit, die ihr gestattet, ihre Erzeugnisse andern Ländern, welche dieselben nicht in gleicher Güte und zu gleichem Preise zu liefern vermögen, zum Austausch anzubieten. Die I. beginnt auf dieser Stufe die Massenproduction, die aber mit dem Handwerk in der Regel nicht möglich ist und zur Anwendung von Maschinen, zur Fabrikindustrie nöthigt. Je weniger diese Entwickelung von Staats wegen beeinflußt wird, desto leichter, schneller und normaler geht sie vor sich, und es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß Staatsmaßregeln, wie z. B. Schutzzölle, Ausfuhrprämien, Staatsunterstützungen, Monopole u. s. w., jenen Zweck zu erreichen vermögen. Ebenso fruchtlos sind auch Staatsmaßregeln, welche die Entwickelung der I. hemmen sollen, da alle Bemühungen für den Schutz der alten Handwerke und gegen die Ausbreitung des Maschinenwesens den natürlichen Lauf der Dinge, wenn auch stören, doch nicht hindern können.

Die Frage, welche Verhältnisse es einem Lande möglich machen, auf dem industriellen Gebiete Großes zu leisten, läßt sich nur schwer erschöpfend beantworten. Wichtig ist es zunächst, daß die zu bearbeitenden Rohstoffe in guter Qualität und hinreichender Menge vorhanden und bequem zur Hand sind. Denn die Beschaffung derselben aus andern Ländern ist nicht nur schwierig, sondern auch kostspielig, und erschwert mithin durch die Steigerung der Preise der fertigen Producte die Concurrenz auf dem Weltmarkt. Ferner müssen in genügender Menge gewerbfleißige, tüchtige, geschickte, intelligente Arbeiter zur Verfügung stehen, auch die großen Kapitalien, welche eine hochentwickelte I. bedarf, zu geringem Zins erlangt werden können. Außerdem kommen das reichliche Vorhandensein der Hülfsmittel der I., der Wasserkräfte und des Brennmaterials, sowie die Verkehrseinrichtungen sehr wesentlich in Betracht. Alle günstigen Bedingungen finden sich aber nirgends vereinigt, und ein Land, welches weniger günstig gestellt ist als ein anderes, kann unter Umständen dennoch mehr leisten als das andere. Dies zeigt namentlich England, das in vielen Fällen Rohproducte, die es mit großen Kosten von weither beziehen muß, besser und billiger verarbeitet als diejenigen Länder, aus welchen es dieselben nimmt, sodaß es selbst in diesen mit seinen Fabrikaten auf den Märkten erscheinen kann. Durchweg ist in England der Arbeitslohn infolge der höhern Lebensmittelpreise höher als auf dem Continent, aber die Engländer wissen diesen Nachtheil noch immer auszugleichen durch erhöhte Arbeitskraft, bessere Brauchbarkeit ihrer Arbeiter und größere Vervollkommnung der Maschinen. Obschon fast überall Wasserwerke billiger sind als Dampfmaschinen, so müssen letztere doch oft

Digitized by Google

vorgezogen werden, sei es, weil mit Dampfkraft die Arbeit ohne Unterbrechung jahraus jahrein fortgesetzt werden kann, sei es, weil sich bei Anwendung des Dampfs die geeignetste Localität für die Fabrikanlage frei wählen läßt, wo entweder die Rohproducte zur Hand sind, oder wo die Arbeitskräfte am besten gefunden werden, oder auch wo der Absatz oder die Ausfuhr erleichtert sind. Von größter Wichtigkeit für die Entwickelung der J. eines Landes erweist es sich, daß sowol seine Unternehmer als seine Arbeiter gebildet und intelligent sind. Endlich übt auch der Handel, je mehr er in einem Lande entwickelt ist, um so größern Einfluß auf die J. Derselbe hat nicht nur der J. die Rohproducte, Maschinen u. s. w., deren sie bedarf, zu beschaffen und ihre Erzeugnisse abzusetzen, sondern er muß ihr auch neue Absatzgebiete erobern und sie zugleich von dem in Kenntniß setzen, was nach Art, Form, Gehalt, Geschmack und Preis von den Consumenten verlangt wird. Je vollkommener der Handel dies leistet, um so mehr fördert er die J.

Es ergibt sich auf den ersten Blick, daß der Charakter, der den einzelnen J. beiwohnt, ein sehr verschiedenartiger ist. Die Producte der J. unterscheiden sich nicht nur nach ihrer Art, sondern auch vielfach noch in anderer Weise, indem ihnen der Stempel des Nationalcharakters aufgedrückt ist. In Frankreich ist die Eleganz des Fabrikats von der höchsten Bedeutung, und die franz. Arbeiten zeichnen sich darum durch zierliche Arbeit, gefällige Formen, glänzende Außenseite aus. Das engl. Fabrikat dagegen strebt vorzugsweise nach Zweckmäßigkeit und allgemeiner Brauchbarkeit für die große Masse der Bevölkerung aller Staaten, wobei die Schönheit nur daneben in Betracht kommt. Etwa mitteninne steht die deutsche Arbeit, welche freilich einerseits niemals so elegant, andererseits niemals ganz so zweckmäßig zu sein pflegt, die aber fast durchweg als gut, ansehnlich und zugleich als verhältnißmäßig billig erkannt wird. Daß diese Verschiedenheit der industriellen Producte sich vorfindet, ermöglicht den Consumenten, sich gerade nach Wunsch und Bedürfniß zu versehen, und fördert außerdem den industriellen Fortschritt, der da unterbleibt, wo, wie z. B. in China, die industriellen Producte uniform sind.

Für die Beurtheilung der industriellen Verhältnisse ist die industrielle Statistik von größtem Belang, deren Ausbildung freilich noch große Hindernisse entgegenstehen. Die Thatsachen, welche diese Disciplin zur Grundlage bedarf, können ihr zum großen Theil nur von den Industriellen selbst zufließen, und diese scheuen sich noch vielfach, die Ausdehnung und andere Verhältnisse ihrer Production zur allgemeinen Kenntniß des Publikums und des Auslandes gelangen zu lassen. Selbst das Verhältniß der industriellen Bevölkerung zur Gesammtbevölkerung ist nicht einmal sicher festgestellt; nur so viel steht fest, daß alle Länder eine bedeutende Zunahme ihrer industriellen Thätigkeit in den letzten 50 Jahren erlebt haben, und daß diese Zunahme besonders in der jüngsten Zeit bedeutender als je gewesen ist. Vorzugsweise hat sich die Großindustrie ausgedehnt. Doch auch die Klein- und die Hausindustrie beschäftigen gegenwärtig, trotz der stärkern Einführung der Maschinen, eine weit größere Anzahl von selbstständigen und unselbstständigen Arbeitern als früher, weil alljährlich wieder neue Stoffe und Artikel und Betriebszweige aufkommen und der Güterverbrauch unendlich gewachsen ist. Veranlaßt hat dies zum Theil die Aufhebung zunftmäßiger Beschränkungen, während für die Großindustrie die Annäherung an den Freihandel und die wenigstens theilweise Aufhebung und Milderung der Schutzzölle von dem weitgreifendsten Einfluß geworden ist. Vgl. Grothe, «Bilder und Studien zur Geschichte der J.» (Berl. 1870); Haushofer, «Der Industriebetrieb» (Stuttg. 1874).

Industrie-Ausstellungen nennt man diejenigen temporären öffentlichen Ausstellungen von Producten der industriellen Thätigkeit im ausgedehntesten Sinne, welche ein übersichtliches Bild derzeitiger Leistungen eines Landestheils, eines Landes, mehrerer verbundener Länder oder noch weiterer Kreise geben sollen. Für Ausstellungen von kleinerm Umfange findet neuerdings häufig der Name Gewerbeausstellung Anwendung. Man kennt gegenwärtig locale, provinzielle, nationale, internationale und Welt-Ausstellungen. Die erste Idee einer Gewerbeausstellung ging zur Zeit des Directoriums der franz. Republik vom Marquis d'Avèze aus, welcher dadurch den unter seiner Aufsicht stehenden, infolge der Zeitumstände leidenden Gobelinsfabriken neue Absatzquellen verschaffen wollte. Das Unternehmen wurde indeß durch die bald darauf erfolgte Verbannung aller Adeligen aus Paris gestört, und erst Napoleon führte dasselbe in den J. 1798, 1801 und 1806 aus. Dieser kam auch zuerst auf die Idee, die für die Aussteller bestimmten Preise durch eine Jury vertheilen zu lassen. Die spätern franz. Ausstellungen fanden 1819, 1823, 1827, 1834, 1839, 1844 und 1849 statt. Nach Wiederherstellung des Friedens entstanden auch in Deutschland J. einzelner Länder, z. B. für Baiern in München 1818, für Sachsen in Dresden 1824, für Preußen in Berlin 1822 und 1827, für Oesterreich in Prag 1828 und in Wien 1845. An diese schlossen sich Ausstellungen

Digitized by Google

der Industrie des Zollvereins (die erste erfolgte im Sept. 1842 zu Mainz, es nahmen an ihr 715 Aussteller theil), welche nicht wenig dazu beitrugen, die einzelnen Zollvereinsstaaten inniger miteinander zu verknüpfen. Bedeutungsvoll ward 1844 die von 3040 Ausstellern benutzte und stark besuchte J. zu Berlin durch die sich an sie anschließende Bewegung für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen. Polen hatte bereits 1818 eine Ausstellung in Warschau, Rußland folgte 1825 in Moskau, Spanien 1841 in Madrid. Dagegen zögerte England sehr lange, augenscheinlich weil es einsah, daß die J. die Industrie der andern Staaten heben und seinem industriellen Uebergewicht Abbruch thun sollten. Erst seit 1843 veranstaltete die Anti-Cornlaw-League J., zum Theil wol in der Absicht, der Industrie im Kampfe gegen das vermeintliche Ackerbauinteresse ein großartiges Relief zu geben, zum Theil aber auch, um dem Auslande zu zeigen, daß noch immer die engl. Industrie die Concurrenz der festländischen nicht zu fürchten habe. Die Resultate der Ausstellungen von Manchester 1843 und London 1845 waren in der That sehr günstige, und fortwährend wuchs das allgemeine Interesse an diesen Ausstellungen (1847 und 1849), das schließlich zu der großen Weltausstellung, der ersten internationalen J., zu London von 1851 im Krystallpalast im Hydepark unter dem Patronat des Prinzen Albert führte. Fast alle civilisirten Länder betheiligten sich eifrig an diesem Unternehmen, und der Besuch überstieg noch die gehegten Erwartungen, denn 17,062 Aussteller nahmen theil, wobei freilich Großbritannien mit 6861 Ausstellern prädominirte. Nachdem 1850 der Zollverein zu Leipzig eine allgemeine deutsche mit 1440 Ausstellern und in demselben Jahre auch Italien eine Ausstellung zu Florenz veranstaltet, folgte Nordamerika 1854 in Neuyork, erreichte jedoch trotz der 7000 Aussteller keine nennenswerthen Resultate. Dagegen war die allgemeine deutsche J. zu München (1854 in dem prächtigen Glaspalast mit 6588 Ausstellern) von reichem Interesse, sowie die große, von Staats wegen hervorgerufene Weltausstellung 1855 zu Paris in jeder Hinsicht glänzend. Dieselbe zählte mehr als 18,000 Aussteller, und während zu London bei den ausgestellten Gegenständen überall die Rücksicht auf Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit hervorgetreten war, bot Paris im reichsten Maße eine Uebersicht alles dessen, was der Luxus erfunden und geschaffen. Auch die schweiz. Ausstellung von 1857 (zu Bern) verdient mit Rücksicht auf den Gewerbfleiß der Eidgenossenschaft der Erwähnung. Die von der Regierung des Königreichs Italien 1861 zu Florenz veranstaltete J. wirkte auf die industrielle Entwickelung des neu aufblühenden Staats mehrfach fördernd ein. Hierauf folgte die zweite Weltausstellung zu London 1862 (in Kensington), zu welcher über 25,000 Aussteller beigesteuert hatten. Diese Ausstellung hatte indessen nicht den erwünschten Erfolg und allgemein gab sich die Ansicht kund, daß sich das internationale Ausstellungswesen überlebt habe und bei dem Stande der Industrie und des Handelsverkehrs nicht mehr zeitgemäß sei. Trotzdem kündigte schon nach wenigen Jahren Frankreich eine neue internationale J. für 1867 in Paris an. Nicht eine Förderung der Industrie galt es, sondern ein polit. Ereigniß wurde beabsichtigt. Nachdem die Politik des zweiten Kaiserreichs in Mexico und auf den Schlachtfeldern Böhmens Niederlagen erlitten, sollte das erschütterte Prestige und der wankende Thron durch eine große friedliche That befestigt werden. An Stelle eines Förderungsmittels der Industrie wurde eine große Haupt- und Staatsaction vorbereitet, neben den Rohstoffen und den Producten der Industrie und der Kunst traten sociale und humanitäre Elemente in den Vordergrund. Die Anzahl der Aussteller betrug 42,217. Im allgemeinen stellte sich heraus, daß die meisten Industriellen, die sich an der pariser J. von 1867 betheiligt, die aufgewendeten Kosten bedauerten, die ihnen in den meisten Fällen gar keine Früchte getragen. Nichtsdestoweniger betrug die Anzahl der Aussteller auf der internationalen J. im Prater zu Wien 1873 mehr als 70,000. Die wirthschaftlichen Erfolge auch dieser Ausstellung erscheinen äußerst gering. Die mit der Centennialfeier der Vereinigten Staaten Nordamerikas 1876 in Philadelphia abgehaltene J. war die besuchteste aller J. und ist für Amerika jedenfalls von ersprießlichem Erfolg. Für das J. 1878 hat die franz. Republik eine in Paris abzuhaltende J. ausgeschrieben und die Culturstaaten der Welt zur Betheiligung eingeladen. Die deutsche Reichsregierung hat abgelehnt, sich zu betheiligen, sie hat im wohlverstandenen Interesse der deutschen Industrie den thatsächlichen Beweis geführt, daß die Industrie keineswegs abhängig ist von der Laune jedes Staats, der gerade ein Interesse daran hat, die Industriellen aller Länder zu einer Schaustellung in seine Hauptstadt zu entbieten; so hat sie durch ihre Ablehnung eine Krisis des Ausstellungswesens herbeigeführt und damit seine Reformen vorbereitet.

Faßt man die Resultate, welche die J. bisher gewährt, näher ins Auge, so findet man, daß die kleinern Ausstellungen der ursprünglichen Idee, ein treues und vollständiges Bild der

Digitized by Google

industriellen Thätigkeit ihrer Länder zu geben, noch am meisten nachgekommen sind. Da ihnen für den engern Kreis ein verhältnißmäßig größerer Raum zu Gebote steht und die Schwierigkeiten der Betheiligung geringer sind, so vermögen nur sie die ganze und namentlich auch die kleinere Industrie zu berücksichtigen. Dagegen schließt sich von den größern, namentlich von Weltausstellungen alles dasjenige von selbst aus, was nicht in irgendeiner Weise hervorragt und durch Neuheit, Geschmack, Erfindung, Originalität, Großartigkeit in die Augen fällt. Bei regelmäßiger Wiederholung lassen enger begrenzte Ausstellungen auch die Mängel und die Fortschritte der Industrie eines Landes erblicken und regen damit den Wetteifer der Fabrikanten an, sowie sie auch den Staatsmann in den Stand setzen, der gewerblichen Thätigkeit seines Landes, soweit es seines Amts, in richtiger Weise zu Hülfe zu kommen. Doch auch der Nutzen der Weltausstellungen hat sich als ein sehr bedeutender herausgestellt. Indem sie zur Anschauung bringen, was die einzelnen Länder Bedeutendes leisten, regen sie den Wetteifer der verschiedenen industriellen Gebiete an und veranlassen dieselben, sich gegenseitig durch bessere Benutzung der ihnen eigenthümlichen Vortheile und durch Aneignung ihnen noch fremder neuer Erfindungen, Arbeitsmethoden u. s. w. zu überbieten. Auf den Weltausstellungen erlangen Fabrikanten und Händler Aufklärungen über die besten Bezugsquellen und eröffnen sich für die erstern neue, gewinnbringende Absatzwege. Es finden sich für sie Andeutungen über dasjenige, was sie den Abnehmern anderer Länder und fremder Welttheile in Hinsicht auf Form, Geschmack, Preis u. s. w. bieten müssen. Nicht ohne Wichtigkeit ist der Umstand, daß Industrielle aller Länder näher zusammengeführt werden und der persönliche Verkehr zwischen ihnen sich fördert; ferner daß sie an freiem Blick und Selbstvertrauen gewinnen und in ihnen neue fruchtbare Ideen auftauchen. Wenn das Freihandelssystem in neuerer Zeit fast überall siegreich gewesen, so haben dazu die I. nicht wenig beigetragen. Dieselben haben den Industriellen gezeigt, daß sie, um die fremde Concurrenz zu bestehen, nicht des Schutzes durch Zölle, sondern nur des Strebens nach Vervollkommnung und nach vollständiger Benutzung der jedem Lande eigenthümlichen Vortheile bedürfen. Endlich haben die Ausstellungen in den Augen der Gewerbtreibenden selbst und noch mehr in denen der Völker die Industrie außerordentlich gehoben und die Ueberzeugung verbreitet, daß unsere heutige Welt wesentlicher und mehr als jede andere auf der industriellen Entwickelung beruht. Die Industrie ist so zu höherm Ansehen, zu größerer Bedeutung emporgestiegen und hat sich in die ihr gebührende, früher lebhaft bestrittene Stellung zu setzen gewußt. Richtig ist freilich, daß die gewerbliche Thätigkeit auf den Ausstellungen vielfach im Sonntagskleide und aufgeputzt erscheint, daß Raritäten, kostspielige Künsteleien, Dinge, welche der Verkehr nicht bedarf, für die Ausstellungen producirt werden, daß die Reclame eine große Rolle spielt, daß über dem Unwichtigen vom Publikum manches höchst Wichtige übersehen wird. Allein dies sind Mißstände, die den Werth der Sache selbst kaum beeinträchtigen. Daß die Ausstellungen manches, was der Erfinder kaum ausgenutzt hat, zum Gemeingut aller machen, kann vom allgemeinen Standpunkt aus als ein Nachtheil nicht angesehen werden. Als wünschenswerth stellt sich allerdings heraus, daß auf dem von Frankreich betretenen Wege nicht weiter fortgegangen werde. Schaugepränge kann nicht zum Zwecke führen, sondern muß die Ausstellungen schließlich in Miscredit bringen. Auch das Preisgericht gehört nicht zu den besten Einrichtungen, da dieses zu Mißständen und Täuschungen führt. Wenn bei der Ausstellung 1850 zu Leipzig Prämien und Ehrenerwähnungen nicht nur den Ausstellern, sondern auch Arbeitern, die eine hervorragende individuelle Thätigkeit entwickelten, ertheilt wurden, so muß anerkannt werden, daß dabei das Princip der Gerechtigkeit zum Durchbruch kam. Ein wesentlicher Nutzen ist damit aber nur bei kleinern Ausstellungen zu erzielen, obgleich auch in Wien 1873 Mitarbeitermedaillen verliehen wurden. Vgl. die officiellen Berichte über die einzelnen großen Ausstellungen, von Berlin (1844) an bis Philadelphia (1876).

Industriepflanzen sind alle diejenigen Pflanzen (meist Culturpflanzen), welche in den Gewerben in ausgedehnterm Grade Verwendung finden. Berücksichtigt man nur die in Centraleuropa cultivirten und angewendeten, so läßt sich folgende Eintheilung derselben treffen: 1) Handels- und Fabrikpflanzen: der Hopfen (die weiblichen Blüten von Humulus Lupulus), der Taback (Nicotiana Tabacum, N. macrophylla, N. rustica u. s. w.), die Cichorie (die Wurzel von Cichorium Intybus), die Weberkarde, Rauhkarde oder Kardendistel (von Dipsacus fullonum), die Seifenwurzel (die Wurzel von Saponaria officinalis) und der Senf (Samen von Leucosinapis alba); 2) Textil- oder Gespinstpflanzen, die ihrer Bastfaser wegen cultivirt werden: Lein oder Flachs (Bastfaser des Schließlein, Linum usitatissimum vulgare, und des Springlein oder Klanglein, L. usitatissimum crepitans), der Hanf (Bastfaser von Cannabis

Digitized by Google

sativa und C. indica); die Nesselarten, die in früherer Zeit in Deutschland vielfach als Textilpflanzen Beachtung fanden, haben, trotzdem daß deren Anbau in neuester Zeit von F. Reuleaux in Berlin wieder in Anregung gebracht wurde, keine Bedeutung; 3) Oelpflanzen (s. d.); 4) Farbepflanzen (s. d.); 5) Gerbepflanzen: Eichenrinde und Galläpfel (die Rinde mehrerer Quercusarten und die unter dem Namen Gallen und Knoppern bekannten Auswüchse), die Fichten- und Tannenrinde (die Rinden verschiedener Pinusarten), die Weidenrinde (die Rinde mehrerer Salixarten), die Torme..tille (Wurzel von Tormentilla erecta) und die von C. Fraas in München empfohlene Bistorte (Wurzel von Polygonum Bistorta); 6) zu den Holzpflanzen endlich sind alle jene Hölzer (Stamm, Zweige) zu rechnen, deren Erzeugung in der Forstcultur geschieht und die in der Industrie (s. Holzwaaren) Verwendung finden.

Industrieschulen. Neben den höhern Schulen, welche bestimmt sind, Personen für die Industrie heranzubilden (Polytechnische Schulen [s. d.] und Gewerbeschulen [s. d.]), beschäftigen sich die I. mit der Elementarbildung des Arbeiters im Hinblick auf seinen künftigen Beruf als Lohnarbeiter in der Industrie; man nennt diese Schulen auch gewerbliche Fachschulen, wie z. B. die der Hausindustrie dienenden Webschulen, Spitzenklöppelschulen, Fachschulen für Holzschnitzerei, für die Spielwaarenindustrie, die Instrumentenmacherei, Uhrmacherei u. s. w. Sie hält den Knaben nur in der Weise der Elementarschule bis zur Confirmation fest. Die I. setzen als Erstes die allgemeine Volks- und Elementarbildung voraus; erst in einer höhern Klasse wird für die eigenthümlichen Arbeiten, denen sich die künftigen Arbeiter zu widmen Gelegenheit haben, Unterweisung gegeben, welche neben der Fortentwickelung jener Elementarkenntnisse hergeht. Man wählt hierbei diejenigen Arten von Arbeiten aus, welche für das spätere Leben in erster Reihe in Betracht kommen, zugleich aber für das Wohl des Arbeiters empfehlenswerth und dem jugendlichen Alter der Schüler angemessen sind. Auch empfiehlt es sich, wo es möglich ist, die Arbeit, namentlich der geschicktern und fleißigern Schüler, lohnend zu verwerthen, sodaß zugleich ein kleiner Erwerb zu Gunsten der Kinder ermöglicht wird. Der Unterricht wird für die Kinder am besten unentgeltlich, also durch die communalen Steuern zu bestreiten sein; dann aber wird man auch, wo die I. eingerichtet sind, den Besuch derselben obligatorisch machen dürfen. Auch kann eine angemessene Verbindung von I. mit industriellen Unternehmungen Gutes leisten.

Inés de Castro, s. Castro.

Infallibilität (lat.), d. h. Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten, kommt nach dem Decrete des Vaticanischen Concils (s. d.) vom 18. Juli 1870 dem röm. Papste zu, wenn er ex cathedra redet, d. h. wenn er als allgemeiner Hirt und Lehrer allen Christen kraft seiner höchsten apostolischen Autorität eine von der ganzen Kirche festzuhaltende Glaubens- oder Sittenlehre verkündigt. Diese Unfehlbarkeit, mit welcher Christus das kirchliche Lehramt ausgestattet hat, ist vermöge der Assistenz des Heiligen Geistes dem Petrus und allen seinen Nachfolgern auf dem röm. Stuhle verliehen; und zwar bedarf es zur Unfehlbarkeit päpstl. Decrete nicht erst der Zustimmung der Concilien oder der «allgemeinen Kirche». Die päpstl. Unfehlbarkeit ist die Consequenz der bis ins kirchliche Alterthum hinaufreichenden Unfehlbarkeit der «Kirche». Schon seit dem 4. Jahrh. begann man, die Decrete der allgemeinen Kirchenversammlungen für unfehlbar zu betrachten, indem man sie für eingegeben vom Heiligen Geiste erklärte. Als danach die Päpste die oberste Regierungsgewalt in der Kirche beanspruchten, kam die Theorie auf, daß alle Concilienbeschlüsse zu ihrer Gültigkeit der päpstl. Sanction bedürften, die päpstl. Decretalen aber volle Gesetzeskraft für die Kirche besäßen. Aber erst die pseudo-isidorische Decretalensammlung stellte den Satz auf, daß die röm. Kirche bis ans Ende von jedem Makel des Irrthums unberührt bleibe. Noch das neue, durch Gregor VII. begründete Kirchenrecht fordert zwar unbedingte Unterwerfung unter die Entscheidungen der Päpste, nahm aber den Fall einer Abweichung vom Glauben ausdrücklich aus. Noch Innocenz III. und Innocenz IV. gaben die Möglichkeit, daß ein Papst in Ketzerei verfallen könne, ausdrücklich zu und ersterer erkannte in diesem Falle die Kirche als seine Richterin an. Der erste Begründer der Unfehlbarkeitslehre ist Thomas von Aquino. Nach ihm hat man dem Papste in Glaubenssachen zu gehorchen wie Christus selbst: nicht das Concil, dessen Autorität nur von der des Papstes abgeleitet ist, sondern allein der Papst stellt Glaubensbekenntnisse auf und entscheidet über jede Frage der Lehre; wer sich ihm nicht unterwirft, ist ein Ketzer. Aber in den kirchlichen Kämpfen des 14. und 15. Jahrh. erhob sich gegen die neue Lehre heftige Opposition. Während Augustinus Triumphus (1320) und Alvaro Pelayo sie vertheidigten, verwarf die pariser Sorbonne 1388 die päpstliche I. als ketzerische Meinung und erklärte es für notorische Lehre der Kirche, daß in Sachen des Glaubens vom Papste an ein allgemeines Concil appellirt werden könne.

Digitized by Google

Das Concil von Konstanz, dessen Beschlüsse von Martin V., Eugen IV., Nikolaus V., Pius II. ausdrücklich anerkannt worden sind, erklärte in seiner vierten und fünften Session, jede rechtmäßig berufene allgemeine Kirchenversammlung habe ihre Autorität unmittelbar von Christus und in Sachen des Glaubens, in der Beilegung von Spaltungen und in der Reformation der Kirche sei auch der Papst ihr unterworfen. Aber der Sieg des Papstthums über die großen Concilien rief die curialistische Gegenströmung hervor, welche darauf ausging, die Autorität des Papstes über die der Concilien zu erheben. Hauptvertreter dieser Richtung ist der Cardinal Torquemada, der in seinem Werke über die Autorität des Papstes und des allgemeinen Concils (1450) wieder den Satz vertrat, daß der Papst auch in Glaubenssachen über den Concilien stehe, daher alle Entscheidungen der letztern erst durch die päpstl. Zustimmung gültig würden. Die Möglichkeit, daß ein Papst in Ketzerei verfalle, gibt aber auch Torquemada, ebenso wie Thomas von Aquino und alle seine Vorgänger noch zu: doch kam seit seiner Zeit die Lehre auf, daß auch in einem solchen Falle kein Concil Macht habe, den ketzerischen Papst zu richten. Aehnlich äußern sich der Cardinal Cajetan unter Leo X. und Jacobazzi unter Clemens VII. Doch findet noch im 16. Jahrh. unter den kath. Gegnern der Reformation die curialistische Theorie keineswegs allgemeine Zustimmung und noch das Concil von Trient schweigt darüber. Die eigentlichen Begründer der consequenten Unfehlbarkeitslehre sind die Jesuiten, deren Theorie schon der Ordensgeneral Lainez zu Trient vertrat, und Cardinal Bellarmin in seiner Schrift «De Romano Pontifice» vollständig ausbildete. Hiernach kann der Papst in Fragen des Glaubens und der Sitte nicht irren, die ganze Kirche ist aber gehalten, seine Lehren und Befehle unbedingt hinzunehmen. Den Widerspruch der geschichtlichen Thatsachen suchte man theils durch freche Fälschungen, theils durch subtile Distinctionen zu beschwichtigen. Seit dem 16. Jahrh. kam die Unterscheidung auf zwischen dem, was der Papst ex cathedra lehre, und dem, was er als doctor privatus thue, doch blieb zweifelhaft, was unter einem Ausspruche ex cathedra zu verstehen sei. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. behauptete ein großer Theil der franz. Bischöfe gegen die Jesuiten, daß zu Aussprüchen ex cathedra die Zustimmung eines allgemeinen Concils erforderlich sei, eine Ansicht, die noch auf dem Vaticanischen Concil von der Minorität der Bischöfe vertheidigt wurde. Die Definition vom 18. Juli 1870 bestätigt die jesuitische Doctrin, doch läßt auch sie noch in der Anwendung des Grundsatzes auf den einzelnen Fall mancherlei Zweifel offen. Der Protestantismus hat die J. des Papstes ebenso wie die der Concilien bestritten, dafür aber, da auch er sich von dem Bedürfnisse einer untrüglichen äußern Autorität nicht losmachen konnte, die Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens behauptet. (S. Inspiration.) Indessen nöthigte die Consequenz bald genug dazu, die unfehlbare Bibel mit einer wenigstens nahezu unfehlbaren Auslegung in den Bekenntnißschriften zu umgeben und als Hüter derselben die kirchliche Obrigkeit und den Lehrstand zu betrachten. Die neuere freie Theologie hat jedoch das Vorhandensein einer infallibeln kirchlichen Autorität überhaupt bestritten.

Infamie (lat.) oder Ehrlosigkeit, die durch gewisse Handlungen herbeigeführte oder an gewisse Gewerbe geknüpfte Ehrenminderung einer Person, woraus Zurücksetzung dieser Person in einzelnen rechtlichen Beziehungen folgt. Das röm. Recht, welches die Lehre von der J. in Beziehung auf das alte Sittengericht (s. Censoren) entwickelt hat, unterscheidet infamia facti, die nach administrativem Ermessen in Berücksichtigung der öffentlichen Meinung mit einem unangemessenen Verhalten verknüpft wird, und infamia juris, mit der das Gesetz gewisse Vergehungen oder pflichtwidrige Handlungen ausdrücklich bedroht. Letztere zerfällt wieder in infamia mediata, welche Folge einer anderweiten Verurtheilung ist, z. B. wegen Diebstahls oder Betrugs, und infamia immediata, welche die alleinige Strafe eines schimpflichen Benehmens oder Gewerbes, damit aber dessen unmittelbares rechtliches Ergebniß bildet. Der Entehrte behielt seinen Stand, weswegen die J. nicht mit der Capitis deminutio (s. d.) verwechselt werden darf, ward aber in allen polit. Rechten eingestellt, verlor die Fähigkeit zu Aemtern, Anklagen, Zeugnissen, zum Testiren sowie zur Verheirathung mit einer Standesperson und hatte sich bei bestimmten Vergehen einer härtern Bestrafung zu gewärtigen. Im ältern deutschen Rechte ist die Ehre in eine viel nähere Beziehung zur Rechtsfähigkeit gebracht, worauf schon die Verbindung von Ehr- und Rechtlosigkeit sowie die Einbuße an der bürgerlichen Stellung bei Schädigung der besondern Standesehre hinweist. Da nun außerdem das Institut eines eigenen Sittengerichts in Deutschland nie Platz gefunden hat, so mußten alle Versuche, die röm. Bestimmungen über J. in das gemeine Recht zu übertragen, nur Verwirrung erzeugen. So viel läßt sich jedoch aus der widersprechenden Menge von particulären Entscheidungen als gemeinschaftliches Ergebniß entnehmen, daß die Ehrlosigkeit nach den spätern deutschen Rechten

Digitized by Google

lediglich zur Entziehung gewisser bürgerlicher Befugnisse und Ansprüche führt und nur infolge eines darauf gerichteten Urtheils wegen eines vom Gesetz oder Gerichtsbrauch als entehrend bezeichneten Vergehens eintritt, daß sie also nach röm. Sprechweise immer infamia juris mediata ist. Die neuern Gesetze gehen mit dieser Ehrenminderung noch milder zu Werke, indem sie den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte nur mit wirklich erlittenen schweren Freiheitsstrafen verbinden und gewöhnlich auch die sog. Anrüchigkeit (s. d.) ganz fallen lassen. (S. Ehre.)

Infant (Infante), vom lat. infans, d. i. Kind, wurde in sehr früher Zeit in Portugal und Spanien der Titel für die sämmtlichen Prinzen des königl. Hauses, und ebenso Infantin (Infanta) für die Prinzessinnen. Dies ist auch gegenwärtig beibehalten, nur daß in Spanien seit dem 14. Jahrh. der jedesmalige Thronfolger den Titel eines Prinzen von Asturien trägt, wie auch in Portugal bis zur Abtrennung Brasiliens der Thronfolger den Titel als Prinz von Brasilien führte. Den Titel J. führen die span. Prinzen auch fort, wenn sie auf fremde Throne gelangen. Das einem J. oder einer Infantin als Leibgedinge angewiesene Gebiet hieß Infantado.

Infanterie oder Fußvolk ist diejenige Truppengattung, welche sowol ihrer Zahl als Kriegsbestimmung nach die Hauptwaffe aller europ. Heere bildet. Sie ist am leichtesten zu beschaffen, am wohlfeilsten auszurüsten und zu erhalten, am schnellsten auszubilden, durch ihre Bewaffnung sowol für das Feuergefecht als den Kampf mit blanker Waffe geschickt; sie kann jedes Terrain, das überhaupt noch militärisch brauchbar ist, benutzen, weil sie in zerstreuter wie in geschlossener Ordnung kämpft; sie hat in sich sowol das offensive wie das defensive Element und ist aus all diesen Gründen die selbstständigste Truppengattung. Die Unterscheidung in Linieninfanterie (schwere J.) und leichte J. hat, seitdem die gesammte J. mit gezogenen weittragenden Gewehren bewaffnet und mit den Jägern und Schützen gleich ausgerüstet worden ist, ihre Berechtigung verloren, sodaß die Benennungen Grenadiere, Füsiliere, Musketiere lediglich histor. Reminiscenzen dienen. Schon Napoleon I. verlangte nur eine J., aber eine gute. Die heutige Taktik der J. verlangt eine zweckmäßige Verbindung der geschlossenen und zerstreuten Fechtart bei Beweglichkeit und steter Benutzung des Terrains. Wegen des verheerenden Feuers der neuern Waffen kann sich die J. nicht mehr wie früher in größern geschlossenen Colonnen, sondern nur in Compagniecolonnen, in Linie oder in zerstreuter Ordnung auf dem Kampfplatze bewegen, muß jegliche Deckung ausnutzen und freie Ebenen in sprungweisem Anlaufe zu überschreiten suchen. Die J., als die natürlichste Truppengattung, ist auch die älteste. Sie bildete schon die eigentliche Kriegsmacht in den Heeren der Griechen und Römer. Im Mittelalter, wo der Lehnsdienst zu Pferde die Reiterei mehr hervortreten ließ, wurde das Fußvolk eine Zeit lang vernachlässigt. Seit Einführung der Feuerwaffen hat es jedoch wieder die Stelle eingenommen, die ihm gebührt. Der Name J., vom span. infante (lat. infans, unmündig), d. i. Knabe, Knecht (wie auch die deutschen Fußtruppen Knechte genannt wurden), kommt zuerst im 15. Jahrh. vor. Das neuerrichtete regelmäßige Fußvolk der Spanier wurde damals infanteria de la ordenanza genannt; der Name ging dann zu den andern Heeren über. Vgl. Rüstow, «Geschichte der J.» (2. Ausg., 2 Bde., Nordhaus. 1864).

Infanteriekanone, s. Mitrailleuse.

Infarkt (infarctus, emphraxis) bezeichnet in der ärztlichen Sprache eine Vollstopfung der Kanäle des menschlichen Körpers, sodaß deren (mehr oder weniger fester) Inhalt, anstatt der Regel gemäß weiter zu rücken, stockt, sich anhäuft und anderweit verändert. So versteht man unter J. Anhäufungen von Salzen (Harnsäure, Kalk u. dgl.) innerhalb der Harnkanälchen, weiterhin Anhäufungen von Kothmassen, namentlich groben, unverdaulichen Speiseresten (Salatblättern, Sehnen u. s. w.), im Darmkanal. In der Geschichte der Medicin spielt die von dem hess. Leibarzt Kämpf (1750) begründete Lehre von den J. des Darms, wonach alle Krankheiten auf der Zurückhaltung eingedickter, innerhalb des Darmkanals zersetzter Kothmassen beruhen, eine außerordentlich wichtige Rolle. Die neuere Medicin bedient sich jedoch des Ausdrucks J. (franz. engorgement) hauptsächlich von den Anschoppungen (Stauungen) des Blutes innerhalb der Gewebe. Der hämorrhagische oder hämoptoische J. oder Blutknoten entsteht durch plötzlichen Verschluß der blutzuführenden Arterien eines Organtheiles (s. Embolie), wobei das Blut infolge der eingetretenen Stauung allmählich aus den feinsten Gefäßen aussickert, sich zwischen die Gewebselemente ergießt und so bohnen- bis walnußgroße, dunkelrothe, derbe Knoten von keilförmiger Gestalt bildet, welche entweder allmählich durch Auffaugung wieder verschwinden oder in brandige Erweichung übergehen und dadurch den Tod herbeiführen können. Am häufigsten finden sich die hämorrhagischen J. in den Lungen, der Milz und den Nieren, wo sie sehr verschiedenartige, oft schwer zu deutende Symptome bilden.

Digitized by Google

Infectionskrankheiten nennt man solche Krankheitsformen, welche durch eine Infection oder Ansteckung, d. i. durch die Aufnahme eines specifisch wirkenden, giftähnlichen Stoffs in den Organismus entstehen. Von den Vergiftungen im gewöhnlichen Sinne unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß die Gifte (s. d.) sofort nach ihrer Aufnahme in den Körper ihre schädlichen Wirkungen entfalten, wogegen die den I. zu Grunde liegenden pflanzlichen oder thierischen Keime erst nach einer gewissen Zeit, während welcher sie sich innerhalb des Körpers vervielfältigen und reproduciren (sog. Incubationsstadium), mehr oder minder schwere Krankheitserscheinungen hervorrufen. Zu den I. rechnet man gewöhnlich die acuten fieberhaften Exantheme (Blattern, Masern, Scharlach), Typhus, Cholera, Gelbfieber, Pest, Ruhr, Diphtheritis und Wechselfieber, doch zählen manche Aerzte auch die Pyämie, die Tuberkulose, die Syphilis und die sog. Thierkrankheiten oder Zoonosen (Hundswuth, Rotz, Milzbrand) hierher. Ueber Natur, Entstehung und Ausbreitung der diese Krankheiten hervorrufenden Giftstoffe s. Ansteckung, Contaginm und Miasma; über die Verbreitung der I. s. Epidemie, Endemie.

Infiltration (lat.), die gleichmäßige Einlagerung fremdartiger Gewebselemente (Krebs, Tuberkel, Eiterkörperchen u. dgl.) oder Flüssigkeiten (Blut, Galle) in die Zwischenräume der normalen Gewebe, wodurch die letztern dicker und resistenter werden. Bei der I. von fremdartigen Geweben geht das normale durch Atrophie oder Erweichung in der Regel zu Grunde. Die I. von Flüssigkeiten, auch Imbibition genannt, ist meist Leichenerscheinung (Todtenflecke).

Infinitesimalrechnung oder Analysis (s. d.) des Unendlichen nennt man gewöhnlich die Differentialrechnung (s. d.) und Integralrechnung (s. d.).

Infinitiv (lat.) nennt man eine Form des Verbums, die nach den Resultaten der vergleichenden Grammatik ursprünglich gar nicht zum Formensystem des Verbums gehört, sondern der Casus eines Substantivs ist, ursprünglich also auch die Handlung abstract ohne Beziehung auf eine Person oder auf eine bestimmte Zeit ausdrückt. Die indogerman. Ursprache besaß erst die Anfänge dieser Bildung, in den jüngern Entwickelungsstufen der einzelnen Sprachen hat sie aber große Ausdehnung und sehr mannichfaltige Verwendung gefunden. Ueber die Form des I. läßt sich nichts Allgemeines aussagen, da zu dieser Bildung verschiedenartig gebildete Substantive und verschiedene Casus verwendet wurden. Derartige Casus sind im Laufe der Zeit erstarrt, die eigentliche Bedeutung verloren gegangen, dadurch der I. von der Nominalflexion losgelöst und enger mit dem Verbum verbunden, sodaß derselbe als eine Verbalform erscheint und der Conjugation des Verbums zugerechnet wird. Die weitere Ausbildung dieser grammatischen Kategorie führt dann dazu, daß der I. an verbalen Eigenthümlichkeiten, z. B. der Bezeichnung des Tempus, des Passivums (lat. inf. praes. legere, inf. perf. legisse, inf. pass. legi) participirt, was aber durchaus nicht in allen Sprachen der Fall ist.

In flagranti, auf frischer That, wird jemand betreten und ergriffen, wenn er bei Verübung eines Vergehens oder Verbrechens von Zeugen, Gerichts- oder Aufsichtspersonen überrascht wird.

Inflexion oder Beugung des Lichts, früher auch Diffraction genannt. Als Grimaldi (1665) einen Lichtstrahl durch eine sehr feine Oeffnung in ein dunkles Zimmer dringen ließ und in diesen Strahl einen schmalen Körper (ein Haar) hielt, so zeigte sich der Schatten dieses Körpers, wenn er in einiger Entfernung hinter ihm mit einem weißen Schirme aufgefangen wurde, nicht nur breiter, als er unter der Voraussetzung einer geradlinigen Fortpflanzung des Lichts sein durfte, sondern in seiner Mitte waren auch farbige Streifen bemerkbar. Als ferner Grimaldi Licht durch zwei feine, nahe beieinander befindliche Oeffnungen in das dunkle Zimmer treten ließ, so beobachtete er auf dem weißen Schirme, welcher das Licht auffing, zwar die mittlern Stellen, welche von beiden Oeffnungen Licht erhielten, heller, als wenn sie nur durch eine Oeffnung Licht empfingen, dagegen fand er seitwärts von dieser hellern Mitte, und zwar an Orten, wo noch beide Oeffnungen Licht gleichzeitig hinsandten, dunkle Streifen, die augenblicklich verschwanden, wenn die eine der Oeffnungen geschlossen wurde. Diese Versuche wurden im 19. Jahrh. erweitert und zum Verständniß gebracht besonders durch Young, Fresnel, Fraunhofer, Herschel und Schwerd. Alle Erscheinungen der Beugung des Lichts finden durch die Wellentheorie des Lichts ihre vollständige Erklärung; sie sind nur eine Folge der sog. Interferenz (s. d.) der Aetherwellen, indem die von verschiedenen Punkten ausgehenden Lichtwellen, wenn sie auf ein Aethertheilchen gleichzeitig wirken, je nach der Phase, in welcher sie sich befinden (oder je nach der Richtung, nach welcher sie das Aethertheilchen in Bewegung setzen wollen), sich entweder verstärken, oder auch ganz oder nur theilweise aufheben. Wenn nun Licht auf eine enge Oeffnung in einem Fensterladen fällt, so werden alle in dieser Oeffnung befindlichen Aethertheilchen in Schwingungen gesetzt, welche Schwingungen sich nach

Digitized by Google

allen Seiten hin verbreiten. Setzt man einen weißen Schirm in einiger Entfernung hinter diese sehr enge Oeffnung, so wird die Erleuchtung der verschiedenen Stellen desselben von der Gesammtwirkung aller von den Aethertheilchen in jener sehr schmalen Oeffnung ausgegangenen Schwingungen abhängen. Ist ein Theil dieser Schwingungen in seiner Wirkung auf eine bestimmte Stelle des Schirms einem andern gleichgroßen gerade entgegengesetzt, so heben sich beide Wirkungen auf und die betreffende Stelle des Schirms erscheint dunkel; wirken aber beide Theile in demselben Sinne, so unterstützen sie sich in der Erleuchtung der betreffenden Stelle. Wendet man homogenes oder gleichfarbiges, z. B. rothes Licht an, so wechseln auf dem Schirme nur dunkle und erleuchtete (rothe) Stellen ab. Wendet man dagegen Sonnenlicht an, so sieht man außer dunkeln Stellen auf dem Schirme auch verschiedenfarbige Streifen miteinander abwechseln, welche letztere dadurch entstehen, daß in dem Sonnenlichte verschiedenfarbige Strahlen von verschiedener Wellenlänge enthalten sind, welche sich aber wegen dieser Verschiedenheit der Wellenlängen nicht alle gleichzeitig aufheben oder verstärken können. An jeder Stelle des Schirms heben sich nur bestimmte farbige Strahlen auf, und der Schirm wird dann durch die Farbe der übrigbleibenden erleuchtet. Die farbigen Streifen und Säume sind nun je nach der Form der Oeffnung (rund, drei-, vier-, sechs-, achteckig u. s. w., eine lange schmale Spalte u. s. w.) verschieden. Viel schöner und glänzender werden diese Erscheinungen, wenn man statt einer Oeffnung viele gleichgestaltete, z. B. statt einer einzigen engen Spalte viele solcher engen Spalten, dicht nebeneinander in gleichen Abständen (mehrere Hundert auf einen Centimeter) anwendet und die Erscheinung nicht auf einem Schirme auffängt, sondern durch ein achromatisches Fernrohr, wie Fraunhofer es zuerst gethan, beobachtet. In dieser Form sind die Beugungsphänomene prachtvolle optische Erscheinungen. Vgl. Schwerd, «Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie entwickelt u. s. w.» (Manh. 1835).

Influenza, epidemischer Katarrh der Luftwege, s. Grippe.

Inful (infula oder auch vitta) hieß bei den Römern die weißwollene Stirnbinde, mit der Priester, Vestalinnen und Opfernde das Haupt turbanartig umwanden. Anfangs ein Zeichen der Demuth, wurde die I. nachmals zum Zeichen der Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Opferthiere, Kirchen und Altäre wurden nun mit ihr behangen, und auch die Bittenden (supplices) und die Friedensgesandten legten sie an. In späterer Zeit diente sie den kaiserl. Statthaltern zur Bezeichnung ihrer Würde. Von den heidnischen Priestern ging sie im karolingischen Zeitalter auf die christl. Bischöfe über und erhielt nun für gewöhnlich den Namen der Bischofsmütze (mitra). Eine solche besteht aus zwei flachen, hohen, oben spitz zulaufenden Deckeln von Blech oder Pappe, die mit seidenem Zeug von der Grundfarbe des Meßgewandes überzogen, meist reich gestickt und häufig mit Gold und Edelsteinen besetzt sind. Die nach vorn zu stehende Seite ist mit dem Kreuze geziert, gleich den hinten herabhängenden zwei Bändern (infulae), die noch an die römische I. erinnern. Die Bischofsmütze ist bei den Amtsverrichtungen die eigenthümliche Kopfbedeckung aller Bischöfe, einschließlich des Papstes, der zugleich das Recht hat, auch Aebte und Pröpste zu infuliren, d. h. ihnen das Tragen einer Bischofsmütze ausnahmsweise zu gestatten. Auch wird die Bischofsmütze von denen, die zum Tragen derselben berechtigt sind, im Wappen geführt.

Infusion (lat.) heißt die Herstellung eines Aufgusses (Infusum) oder Thees, bei welchem die (meist vegetabilischen) Arzneimittel nicht gekocht, sondern mit siedender Flüssigkeit übergossen werden. Man infundirt Substanzen, die sich beim Kochen zersetzen oder ihre wirksamen Theile (ätherische Oele, durch Verdunsten) verlieren würden. Ueber I. in die Blutgefäße s. Injection.

Infusorien, Infusions- oder Aufgußthierchen, hat man eine Klasse der Protozoen oder Urthiere genannt, welche alle so klein sind, daß sie nur mit dem Mikroskope erkannt und untersucht werden können. Mit den übrigen Protozoen haben sie die Bildung des ganzen Körpers aus einer einfachen, halbweichen, contractilen Substanz gemein, welche sich nach außen zu einer zuweilen festen Hautschicht verdichtet und mancherlei Anhänge trägt, nach innen dagegen fast flüssig wird und den ganzen Körper erfüllt, ohne eine eigentliche Leibes- oder Darmhöhle zu bilden. Bei den I. ist die Hautschicht meist dünn, bei wenigen so zart, daß der Körper die verschiedensten Formen annehmen kann, oder zu einem starren, glasartigen Panzer verdickt (Peridinium); bei den meisten ist sie contractil, aber fest genug, um dem Thierchen eine beständige, aber stets unsymmetrische Form zu erhalten. Die Bewegungswerkzeuge sind entweder peitschenförmige Geiseln (Monaden) oder contractile, formbeständige, meist mit Knöpfchen versehene Saugröhren (Acineta), oder endlich bei der großen Mehrzahl schwingende, bald den ganzen Körper überziehende, bald auf einzelne Zonen beschränkte Wimpern, die willkürlich

Digitized by Google

bewegt werden können und sowol zum Schwimmen als auch zum Herbeiwirbeln der Nahrung dienen. Bei einzelnen Gattungen werden diese Wimpern an einzelnen Körperstellen so dick, daß sie Haken und Borsten bilden, durch deren Schnellung sich die Thiere springend bewegen können. Zu den Bewegungswerkzeugen gehört auch bei den sog. Glockenthierchen (Vorticella) der elastische, mit einem Muskel versehene Stiel, der sich plötzlich schnellend in eine Spirale zurückziehen und wieder ausdehnen kann. Die meisten J. bewegen sich frei kriechend oder schwimmend im Wasser; einige sind mit einem Stiele oder durch eine Hülse angeheftet. Viele leben in gemeinsamen Stöcken, die meisten aber als Einzelindividuen. Die Ernährung geschieht in verschiedener Weise. Die einen leben durch Endosmose in Flüssigkeiten, welche aufgelöste organische Stoffe enthalten (Opalina); andere saugen ihre Beute mittels Saugröhren aus (Acineta); die meisten haben einen Mund, der durch einen zuweilen mit reusenartigen Gebilden umgebenen kurzen Schlund die Nahrung in den innern Körperraum schickt, wo sich blasenförmige Hohlräume darum bilden, die man früher für Magenblasen angesehen hat. Die unverdauten Stoffe gehen durch einen After ab. Der Umtrieb der Säfte wird durch an bestimmten Körperstellen ausgehöhlte, contractile Blasen, deren sich eine oder mehrere in einem Individuum vorfinden, bewerkstelligt, welche sich allmählich mit wasserheller Flüssigkeit anfüllen, die bei der Zusammenziehung durch sternförmige Kanäle in die Körpersubstanz hinausgepreßt wird. Bei einigen Gattungen hat man deutlich Oeffnungen dieser Blasen nach außen beobachtet.

Die Fortpflanzung geschieht bei den J. auf mehrfache Weise: 1) durch Theilung, indem ein Individuum sich allmählich in zwei spaltet; 2) durch Knospung, indem an der Basis oder dem Stiele festsitzender Arten neue Individuen hervorsprossen. Hierdurch werden die bald baumartig verästelten (Epistylis), bald klumpig zusammengehäuften (Ophrydium) Stöcke der gesellig lebenden J. erzeugt. Endlich 3) auf eigenthümlichem Wege, wobei die Conjugation oder Verschmelzung zweier Individuen und der Kern (Nucleus), den alle J. besitzen, eine wesentliche Rolle spielen und letzterer in eine große Menge von Keimkörnern zerfällt. Was man früher für Embryonen gewisser J., wie Stentor, ansah, ist jetzt als eingedrungene Schmarotzerinfusorien erkannt worden. Nervensystem, Sinnesorgane u. s. w. sind bei den J. unbekannt. Alle J. sind Wasserthiere; sie nähren sich theils von kleinern mikroskopischen Thierchen und Pflanzen, theils von modernden Substanzen und finden sich überall, wo nur Wasser vorkommt, weit seltener aber im Meere als in süßen Gewässern. Ihr Erscheinen in Aufgüssen vegetabilischer und thierischer Substanzen hat zuerst ihren Namen veranlaßt. Die meisten Arten haben die Fähigkeit, beim Austrocknen der Flüssigkeit oder bei Mangel an Nahrung sich einzukapseln und, in der Kapsel eingeschlossen, in einer Art Scheintod zu verharren, bis Zutritt von Flüssigkeit sie wieder zum Leben erweckt. In diesem eingetrockneten Zustande können sie durch Luftströmungen und Winde weithin verführt werden und so plötzlich an Orten und in Flüssigkeiten auftreten, wo man sie nicht vermuthen sollte. Ihr massenhaftes, scheinbar plötzliches Auftreten in Flüssigkeiten wird besonders durch die schnelle Vermehrung mittels Selbsttheilung bedingt und hat durch Hervorbringung grüner und rother Färbungen zuweilen zu abergläubischen Auffassungen Veranlassung gegeben. Ob sich J. durch Urzeugung entwickeln können, ist eine jetzt noch lebhaft bestrittene Frage. Ihre Rolle im Haushalte der Natur beruht wesentlich auf der Organisirung und Belebung modernder Stoffe durch Aneignung. Da die meisten gallertartig sind und ihre Körpersubstanz bald nach dem Tode zerfließt, so haben sich nur sehr wenige, mit starren Panzern versehene Arten (Peridinium) in den Ablagerungen der Schichten erhalten. Die Schichtbildung, welche man bisher den J. zuschrieb, gehört entweder andern Protozoen, wie namentlich den sog. Wurzelfüßern oder Rhizopoden, oder den mikroskopischen Kieselpflanzen (Bacillarien) an, die man früher mit Unrecht den J. zutheilte. Man theilt die J. jetzt wesentlich nach den Bewegungswerkzeugen in Sauger (Acineta), Wimperträger und Geiselträger. Die Hauptwerke über die J. haben Ehrenberg, Dujardin, Stein, Claparède und Lachmann und außerdem Balbiani, Engelmann, Bütschli u. a. wesentliche Beiträge geliefert.

Infusorienerde (Kieselguhr, Bergmehl, Tripel, Diatomeenpelit) ist eine bald lose, mehlähnliche, bald etwas festere, kreideähnliche, aber leicht zerreibliche Masse, von weißer, gelblicher und graulicher Farbe, welche nach den Untersuchungen insbesondere von Ehrenberg gänzlich oder zum größten Theil aus den kieseligen Panzern mikroskopischer Diatomeen (Infusorien), namentlich der Gattungen Gallionella, Melosira, Navicula, Synedra, Gomphonema, zusammengesetzt wird, deren Sculptur auf das vortrefflichste erhalten ist. Da ein Kieselpanzer von Melosira distans etwa 0,0078 Mmt. groß ist, so enthält ein Kubikzoll J. 41,000 Millionen solcher Panzer. Die J. findet sich als Lager von zuweilen nicht unbedeutender Mächtigkeit im

Digitized by Google

Gebiet der Tertiärformation, namentlich aber der Torfbildungen, so z. B. bei Oberohe am Südrande der Lüneburger Heide, wo sie stellenweise 10 Mt. mächtig wird, auf dem Moorgrund bei Franzensbad in Böhmen, bei Altenschlirf im Vogelsgebirge, am Habichtswald bei Kassel, unterhalb des Bodens von Berlin; die großartigsten Ansammlungen dieser mikroskopisch-pflanzlichen Ueberreste entdeckte Fremont im Flußgebiet des Fall-River, eines Arms des obern Columbiaflusses in Oregon. Der sog. Polirschiefer von Bilin in Böhmen ist nur eine ausgezeichnet geschieferte, etwas festere und härtere Abart der J. In technolog. Hinsicht hat die J. vielfache Anwendung gefunden, nicht nur als Rohproduct, sondern auch geschlämmt, gebrannt und präparirt, so zur Herstellung von Wasserglas, Smalte und Ultramarin, Thonwaaren, Goldleisten, Papiermaché und Dynamit, als Steinkitt, als Füllungsmittel für Seifen, Papier und Siegellack, Kautschuk- und Carbolsäurepräparate. Infolge ihres geringen Wärmeleitungsvermögens hat die J. ferner Anwendung zur Füllung der Hohlräume von Eis- und feuerfesten Geldschränken, sowie von Eiskellern gefunden und erfolgreicher als die Schlackenwolle zur Bekleidung von Dampfröhren. Sie wird endlich auch benutzt als Polir- und Putzpulver und zur Herstellung leichter, auf Wasser schwimmender Steine.

Ingbert (Sanct-), Cantonshauptort im Verwaltungsbezirk Zweibrücken der bair. Rheinpfalz, unweit der preuß. Grenze, 19 Kilom. westlich von Zweibrücken am Rohrbach, einem Zufluß der Saar, durch Zweigbahn nach Homburg mit der Pfälzischen Ludwigsbahn verbunden, ist Sitz eines Landgerichts und zählt (1875) 9220 E. Der Ort ist Mittelpunkt einer ansehnlichen Kohlen- und Eisenindustrie. Die Kohlenablagerung von J. hat eine Länge von ungefähr 1800 Mt. Es sind in derselben 27 bauwürdige und 30 unbauwürdige Flötze bekannt, von denen die erstern eine Mächtigkeit von 24,5 Mt. haben. Die Eisengruben liefern jährlich 50—60,000 Ctr. Erz, die Eisenwerke bedeutende Quantitäten Roheisen, Stabeisen, Gußwaaren, Blech und Draht, einige andere Hütten Alaun und Bittersalz. Die Fabrikation erstreckt sich auf Ruß, Coaks, Glas, Maschinen. Außerdem sind hier eine Pulver- und eine Pfropfenfabrik. In der Nähe befindet sich ein brennendes Kohlenlager.

Ingelheim, zwei unweit des Rheins nahe beieinander, an der Hessischen Ludwigsbahn liegende Marktflecken im Kreise Bingen der hess. Provinz Rheinhessen, bedeutend durch ihren trefflichen Rothwein und ihre histor. Denkmäler und Erinnerungen. Oberingelheim an der Salz (1875) mit 2846 E., ein ehemaliges Reichsdorf, wird schon 760 als Zubehör der kaiserl. Pfalz in Niederingelheim erwähnt. Es hatte mit diesem zusammen ein Ritter- und Amtgericht, welches erstere zu Ende des 17. Jahrh. mit dem des kurpfälz. Oberamtes Oppenheim vereinigt wurde. Die uralte, jetzt evang. Kirche hat viele Grabmäler und Glasmalereien, welche Scenen aus Karl's d. Gr. Leben darstellen. Die alte Stadtbefestigung ist zum Theil noch vorhanden. Niederingelheim (1875) mit 2474 E. ist besonders berühmt durch den Palast Karl's d. Gr., der, zwischen 768—774 gebaut, auf 100 zum Theil aus Ravenna, zum Theil vom Felsberg im Odenwald stammenden Granit- und Marmorsäulen ruhte. Hier hielt Karl d. Gr. 774 einen Reichstag, und auch unter seinen Nachfolgern, die oft hier residirten, wurden hier mehrere Kirchen- und Reichsversammlungen gehalten. Kaiser Friedrich I. ließ 1154 den Palast ausbessern; Karl IV. überließ ihn 1356 an Kurpfalz. Namentlich in der sog. Bairischen Fehde 1504, dann im Dreißigjährigen Krieg und zuletzt bei dem Einfall der Franzosen 1689 ist die alte Kaiserpfalz gänzlich verwüstet worden. Der Platz, auf dem der Palast stand, an der Ostseite des Fleckens (der Saal benannt), bildet einen Bestandtheil eines Bauernhofs und ist mit Mauer und Graben begrenzt. Nur wenige Trümmer haben sich erhalten. Einige Syenitsäulen, aus dem Palast stammend, finden sich an verschiedenen Orten in den Rheinlanden, so z. B. im Schloß zu Heidelberg, am Marktbrunnen in Mainz, und anderwärts zerstreut. Die innerhalb des Saals liegende alte Kirche ist wahrscheinlich zur Zeit Friedrich's I. Barbarossa entstanden. Vgl. Hilß, «Der Reichspalast zu J.» (Oberingelh. 1868). An J. knüpft sich auch die Sage von Eginhard und Emma. Uebrigens führen von diesen Orten die 1737 in den Reichsgrafenstand erhobenen und noch jetzt im Rheingau stark begüterten Grafen von J. mit dem Beinamen Echter von und zu Mespelbrunn den Namen. Sie stammen aus einem schon 948 urkundlich erwähnten Reichsministerialengeschlecht, welches ursprünglich als Burgmannen in die kaiserl. Pfalz eingesetzt war.

Ingemann (Bernh. Severin), namhafter dän. Dichter, geb. 28. Mai 1789 zu Torkildstrup auf der Insel Falster, besuchte die Schule zu Slagelse und bezog bereits 1806 die Universität zu Kopenhagen. Noch Student, trat er 1811 mit einer Sammlung von Gedichten auf. Nachdem er die J. 1818 und 1819 auf einer größern Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien verbracht, übernahm er 1822 die Stelle eines Lectors für die dän.

Digitized by Google

Sprache und Literatur an der Akademie zu Soröe. J. wurde 1842 mit der interimistischen Direction dieser Anstalt betraut, und diese Stellung behielt er auch bis zur Auflösung der Akademie 1849. Er starb 24. Febr. 1862. Als Dichter hat J. eine außerordentliche Productivität entwickelt und sich in fast allen Gattungen der Poesie versucht. Anfangs trugen seine Erzeugnisse einen subjectiven und sentimentalen Charakter, während später das Ringen nach künstlerischer Objectivität unverkennbar ist, wie besonders die 1815—21 erschienenen Dramen und lyrischen Poesien bekunden. Seitdem hat J. vorzugsweise national-histor. und religiöse Stoffe gewählt. Seinem trefflichen Epos «Waldemar de Store og hans Mänd» (1824; 3. Aufl. 1847) folgten eine Reihe meist auch ins Deutsche übertragener histor. Romane, in denen er den romantischen Gehalt der dän. Geschichte des Mittelalters darzustellen suchte. Dahin gehören: «Waldemar Seier» (1826; neue Ausg. 1872), «Erik Menved's Barndom» (1828; neuere Ausg. 1874), «Kong Erik og de Fredlöse» (1833; neue Ausg. 1873) und «Prinds Otto of Danmark og hans Samtid» (1835). In den folgenden Jahren erschienen unter anderm die dramatische Dichtung «Renegaten» (1838) und die dramatische Erzählung «Salomons Ring» (1839), sowie die beiden romantisch-histor. Gedichte «Dronning Margarete» (1836) und «Holger Danske» (1837), die zu J.'s vorzüglichsten Leistungen gehören. Weniger gelungen ist «Kunnuk og Naja» (1842), eine dem Leben der Grönländer entnommene Erzählung. Der Roman «Landsbyhörnene» (1852) fand dagegen einen großen Leserkreis und zählt zu seinen besten Arbeiten. Seitdem gab J. noch «Confirmationsgave» (1854) und die beiden Dichtungen «Tankebreve fra en Afdöd» (1855) und «Guldaeblet» (1856) heraus. Seine «Samlede Skrifter» erschienen in vier Abtheilungen, deren erste die «Samlede dramatiske Digte» (6 Bde., Kopenh. 1843; 2. Aufl. 1853), die zweite die «Samlede historiske Digte og Romaner» (12 Bde., 1847—51), die dritte die «Samlede Eventyr and Fortällinger» (12 Bde., 1847—51), die vierte die «Romanzer, Sange og Eventyrdigte» (9 Bde., Kopenh. 1845—64) enthält. Nach J.'s Tode gab Galskiöt dessen Selbstbiographie («Levnetsbog», Kopenh. 1862), «Tilbageblik zaa mit liv og min forfattervirksomhed fra 1811—37» (Kopenh. 1863) heraus.

Ingenieur. Der Name J. stammt vom span. engeños oder ingenios, ital. ingegni, die Kriegsmaschinen bedeutend. Die Werkmeister derselben hießen engeñeros, ingenieros, ingegneri. Später legte man den Namen J. lediglich den Kriegsbaumeistern bei. Ingenieurgeographen hießen früherhin in Preußen dem Generalstab angehörige, mit Offiziersrang bekleidete Personen, welche bei der Landesaufnahme und dem Kartenwesen thätig waren. Das Ingenieurcomité zu Berlin besteht aus einem Generalmajor als Präses, zwei Abtheilungschefs und einer Anzahl anderer Offiziere als Mitgliedern. Dasselbe bearbeitet Entwürfe zu Festungsbauten und entscheidet das Ingenieurwesen betreffende Fragen. (S. Genie.)

Im Gegensatz zu den Militär-Ingenieuren nennt man Civilingenieure Techniker, welche die Anlagen von Strom- und Seebauten, Kanälen und Wasserleitungen, Brücken, Straßen und Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinen-Etablissements aller Art leiten. Zuerst trennten die Holländer gegen Schluß des 16. Jahrh. die Aufgaben des Architekten im engern Sinne von denen jener Männer, die sich mit der Herstellung der gewaltigen Wasserbauten beschäftigten und die sie Hydraulik-Architekten nannten. In England entwickelte sich der Ingenieurstand in ähnlicher Weise aus der Berufsklasse der Wasserbautechniker, zu Beginn des 19. Jahrh. aber auch aus jener des Bergmanns, für den zunächst das Bedürfniß nach rationellen Transportmitteln zur Ausbildung der Spurbahnen sowie zur Erfindung der Locomotive Anregung gab. Jetzt erfolgt daselbst die Erziehung der J. meist durch erfahrene Fachgenossen, in deren Dienste sie treten, während sie sich gleichzeitig durch Privatstudium die nöthigen mathem.-naturwissenschaftlichen Kenntnisse aneignen. In Frankreich trennte man die Aufgaben der Schaffung öffentlicher Werke zuerst von den verwandten militärischer Natur. Im J. 1795 wurde die Ecole des ponts et chaussées gegründet, deren Abiturienten allein den Titel eines Ingénieur des ponts et chaussées führen. In den Vereinigten Staaten von Amerika sind die heterogensten Arten der Ausbildung vertreten. Den militärisch erzogenen United States Engineers stehen die Civilengineers gegenüber, die theils analog ihren Collegen in England, theils im Auslande, theils in den verschiedenen Instituten des Staats die wissenschaftliche Ausbildung genießen. Auch die nordamerik. Universitäten besitzen häufig eine Facultät für Civilengineering. Die J. daselbst gliedern sich ihrem Berufe nach hauptsächlich in Statical-, Mechanical- und Mining-engineers, je nachdem sie sich mit den Aufgaben des Bau-, Maschinen- oder Bergwesens beschäftigen. In Oesterreich besteht eine Berufskategorie, die den gesetzlich geschützten Titel eines autorisirten Civilingenieurs führen und deren Mitglieder zur Ausübung des Berufs für

Digitized by Google

Privatzwecke ermächtigt sind. Auch die niedern Stellen der Staatsbautechniker tragen die officiellen Titel Ingenieurassistenten, I., Oberingenieur, während die Inhaber höherer Stufen Bauräthe und Oberbauräthe heißen. In Deutschland ist an Stelle der obenerwähnten Titel der Ausdruck Baumeister üblich; andererseits wird unter dem Namen I. häufig nur der Communicationsbautechniker begriffen. Bei Privatgesellschaften wird, wie in Oesterreich, für den technischen Beamten häufig der Titel I. gebraucht. Die bedeutendsten deutschen technischen Hochschulen für die Ausbildung der I. sind in Wien, Berlin, München, Karlsruhe, Zürich, Aachen, Hannover, Dresden, Darmstadt, Prag, Brünn, Gratz und Riga.

Ingermanland, schwed. Name für das alte Ingrien, d. h. das Land der Ingern, russ. Ischoren, von den Finnen Ingerinma genannt, das zwischen dem Ladogasee, der Newa, dem Finnischen Meerbusen, der Narwa und den Gouvernements Pskow und Nowgorod liegt, bildet seit 1710 den größten Theil des russ. Gouvernements Petersburg. Die hier lebenden (etwa 20,000) Karelen, größtentheils Protestanten, sind wohlhabender und reinlicher als die russ. Bauern. I., das früher zu Nowgorod gehörte, wurde im 14. Jahrh. von den Schweden erobert, kam im 15. Jahrh. an Rußland, wurde 1617 wieder an Schweden abgetreten, in dessen Besitz es bis 1702 blieb, wo es von Peter d. Gr. erobert wurde.

Inghirāmi, Name einer toscan. Patricierfamilie aus Volterra, die ihren Stammbaum bis weit in das Mittelalter zurückführt. Einige Glieder derselben haben in der polit. oder der Culturgeschichte eine Rolle gespielt. — Tommaso I. (geb. zu Volterra 1470, gest. zu Rom 6. Sept. 1516), als lat. Redner und Dichter bekannt, mit dem Beinamen Phädra, weil er sich in dieser Rolle bei der vom Cardinal Riario veranstalteten Aufführung von Seneca's «Hippolyt» besonders ausgezeichnet hatte, wurde von Alexander VI. und Leo X. mit Ehren überhäuft und erhielt von Kaiser Maximilian die Dichterkrone. Seine Zeitgenossen Erasmus, Bembo, Sadolet u. a. verherrlichen ihn in ihren Schriften; Rafael malte sein heute im Palast Pitti befindliches Bildniß. Von seinen Werken sind nur sieben Reden auf uns gekommen, seine Apologie Cicero's, seine röm. Geschichte und sein Commentar zu Horaz' «Ars poetica» dagegen verloren gegangen. — Jacopo I., geb. 1565, gest. 1623, zeichnete sich unter Ferdinand I. und Cosmus II. Medici als tüchtiger Admiral und gewandter Diplomat aus und eroberte mit den Galeren des Stephansordens 1607 Bona, 1623 Adiman. — Curzio I., gest. 1655, ist in der literarischen Welt durch das Aufsehen bekannt, welches seine «Etruscarum antiquitatum fragmenta» (Frankf. 1637) erregten, bis die Unechtheit der Documente besonders durch Leo Allatius nachgewiesen ward. — Francesco I., geb. 1772 zu Volterra, in der Jugend Malteserritter, that sich 1799 als Parteigänger in dem Kleinen Kriege des toscan. Volks gegen die Franzosen hervor. Später wandte er sich aus Neigung dem Studium der Kunst und des Alterthums zu, lernte von Hackert die Malerei und ward erst in Volterra, dann in Florenz als Bibliothekar angestellt. Seit 1811 widmete er sich ganz der Alterthumswissenschaft, namentlich der etruskischen, und gründete in der aufgehobenen Abtei von Fiesole eine literarisch-artistische Anstalt, die zugleich als Pflanzschule junger Künstler und für die Veröffentlichung seiner Werke dienen sollte. Unter letztern verdienen besondere Beachtung: «Monumenti etruschi o di etrusco nome» (10 Bde., Flor. 1820—27, mit Kupfern), «Galleria Omerica» (3 Bde., Flor. 1831—38, mit 390 Kupfern), «Pitture dei vasi fittili» (4 Bde., Flor. 1831—37, mit 400 Kupfern), «Museo etrusco chiusino» (4 Bde., Flor. 1833, mit 216 Kupfern), «Lettere di etrusca erudizione» (Flor. 1828; 1839) und die mit sinkenden Kräften geschriebene «Storia della Toscana» (16 Bde., Flor. 1841—45, mit Atlas). Mangel an Kritik wie an Sorgfalt der Zeichnungen thun zwar dem Werth seiner Arbeiten Abbruch, doch hat er das Verdienst, außerordentlich reiches Material zusammengestellt und zugänglich gemacht zu haben. I. starb 17. Mai 1846. — Giovanni I., Mitglied des Ordens der Schulbrüder (Scolopj), Bruder des Vorigen, geb. zu Volterra 16. April 1779, hat sich als Astronom einen bedeutenden Ruf erworben. Von dem Observatorium der Brera in Mailand ward er zur Leitung der von dem Jesuiten Ximenez im Collegium seines Ordens (jetzt Collegium der Scolopj) angelegten Sternwarte nach Florenz berufen. Seine «Effemeridi dell' occultazione delle piccole stelle sotto la luna» (Flor. 1809—30) verschafften ihm zuerst einen europ. Namen, der durch die «Effemeridi di Venere e Giove ad uso de' naviganti, pel meridiano di Parigi» (1821—24) sowie durch seine Theilnahme an dem berliner astron. Atlas noch erhöht wurde. Neben seinen «Tavole astronomiche universali portatili» (Flor. 1811) verdient noch besonders die auf Veranlassung der großherzogl. Regierung entstandene treffliche «Carta geometrica della Toscana» (Maßstab von 1 : 200,000) Erwähnung. I. starb zu Florenz 15. Aug. 1851.

Digitized by Google

Inglis (Sir Robert Harry), conservativer Politiker, Führer der Hochkirchenpartei im brit. Parlament, war als der Sohn des Directors der Ostindischen Compagnie, Sir Hugh I., 12. Jan. 1786 geboren. In Oxford erzogen, bestimmte er sich zum Rechtsgelehrten und ließ sich 1808 als Barrister einschreiben. Im J. 1824 wurde er für Dundalk und 1826 für Ripon ins Unterhaus gewählt. Als Peel 1829 wegen seines Meinungswechsels in Sachen der Katholiken-Emancipation sein Mandat für die Universität Oxford niederlegte, trat ihm I. als Candidat der Anti-Katholiken entgegen und besiegte ihn durch eine starke Majorität. Seitdem vertrat er bis kurz vor seinem Tode die Universität ununterbrochen in allen Parlamenten und widersetzte sich der Reihe nach der Katholiken-Emancipation, der Parlamentsreform, der Abschaffung der Kornzölle und in neuerer Zeit der Emancipation der Juden. Von redlichem Charakter, aber beschränktem polit. Gesichtskreis, vermochte er sich die Ideen der Neuzeit nicht anzueignen. Uebrigens war er ein Mann von großer wissenschaftlicher Bildung, fungirte 1847 als Präsident der Britischen Association und nahm 1850 das Ehrenamt eines Professors der Alterthumskunde an der königl. Akademie der Künste an. Er starb zu London 5. Mai 1855.

Ingolstadt, Stadt und Festung im bair. Regierungsbezirk Oberbaiern, am Einfluß der Schutter in die Donau gelegen, Knotenpunkt (mit Centralbahnhof) der Linien München-Bamberg-Hof, Donauwörth-Regensburg und I.-Augsburg der Bairischen Staatsbahn, ist Sitz eines Stadt- und Landgerichts und hat einschließlich der Besatzung (1875) 14,474 E. Unter den drei Pfarrkirchen (zwei katholische, eine protestantische) ist die 1425 im goth. Stil erbaute Frauenkirche mit zwei Thürmen und schönen Grabmälern hervorzuheben. Sonst sind von Bauwerken noch das alte Residenzschloß, das neue Zeughaus, das ehemalige Universitätsgebäude, das neuerbaute Kriegshospital zu erwähnen. I. besitzt ein Mönchskloster und ein Frauenkloster des Franciscanerordens; letzteres ist zugleich Unterrichtsanstalt für Mädchen. Von höhern Schulen bestehen daselbst eine Latein- und eine Gewerbeschule. Zur Zeit Karl's d. Gr. (806) noch ein königl. Meierhof, erhielt der Ort 1250 durch Ludwig den Strengen Graben und Mauer, 1312 durch Ludwig den Baier Wappen und die Privilegien und Freiheiten, welche unter dem Namen der Handveste bekannt sind, und wurde 1392 die Residenz der Herzoge von Baiern-I., nach deren Aussterben das Land an die Herzoge von Landshut und München als gemeinschaftliche Erbschaft überging. Herzog Ludwig der Reiche von Landshut gründete 1472 zu I. eine Universität, welche berühmte Lehrer, z. B. Reuchlin, Aventin u. s. w., und die gekrönten Dichter Konrad Celtes, Jak. Locher und Urban Rhegius aufzuweisen hatte. Der Festungsbau ward 1539 durch Reinhard Graf von Solms-Münzenberg begonnen und später von Daniel Speckle fortgesetzt. Im J. 1549 erfolgte für Baiern die erste Niederlassung der Jesuiten in I., wo sie an der Universität den theol. Lehrstuhl übernahmen. Nach der 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens gründete in I. Adam Weishaupt den Orden der Illuminaten. Wegen Unvereinbarkeit der Universität mit einer Festungsstadt wurde erstere 1800 nach Landshut versetzt und von da 1826 nach München verlegt. König Ludwig I. ließ 1827 die durch die Franzosen geschleiften Festungswerke wiederherstellen. Die Festungswerke, deren Erbauung 21 Jahre währte, sind in großartiger Weise ausgeführt. Seit 1872 begannen die Bauten eines erweiterten Festungsgürtels mit großartigen Forts, da nach Beschluß der Reichsregierung I. zu einer Festung ersten Rangs umgeschaffen wird. Vgl. Mederer, «Geschichte des Meierhofs I.» (Landsh. 1807); Gerstner, «Geschichte der Stadt I.» (Münch. 1853).

Ingres (Jean Auguste Dominique), berühmter franz. Historienmaler, geb. 15. Sept. 1781 zu Montauban, ging nach Paris, trat dort bei David als Schüler ein und gewann 1801 bei der akademischen Concurrenz den ersten großen Preis und das damit verbundene Stipendium, konnte aber erst 1806 die Reise nach Rom antreten. Da seine Sendungen in Paris eine kühle Aufnahme fanden, blieb er nach Ablauf seiner officiellen Studienzeit in Italien (1810—20 in Rom, 1820—24 in Florenz), wo er, aller Hülfsmittel entblößt, seinen Unterhalt durch Porträtmalen kümmerlich erwarb. Die 1813 von der Königin Karoline von Neapel bestellte Odaliske war das erste Bild, welches in Frankreich die Aufmerksamkeit auf den unbekannten Maler lenkte. Das Gelübde Ludwig's XIII., in Florenz gemalt (in der Kathedrale zu Montauban), ließ ihn vollends durchdringen, und er wurde 1825 Mitglied des Instituts. Die Apotheose Homer's, in der Ausstellung 1827 (Deckenbild in einem Saale des Louvre), bewährte den Ruhm des Künstlers. Sein bedeutendstes Historiengemälde, die Marter des heil. Symphorian, auf der Ausstellung 1834 (in der Kathedrale von Autun), wurde jedoch von den Kunstkritikern so hart mitgenommen, daß sich der Meister in seine Stelle als Director der Französischen Akademie zu Rom zurückzog. Seine zweite Rückkehr von Rom 1841 fiel in die erste

Digitized by Google

Zeit der Reaction gegen die romantische Schule und war für ihn ein Triumph. Man begrüßte seitdem jede seiner Leistungen, und bei der großen Ausstellung 1855 wurden 40 seiner Bilder in einem besondern Saale vereinigt. Im J. 1862 berief ihn sogar ein kaiserl. Decret in den Senat. Er starb zu Paris 13. Jan. 1867. J. gilt in seinem Vaterlande mit Recht für den vornehmsten Vertreter der strengen und stilisirenden Malerei. Sein Talent und Verdienst ist unzweifelhaft, aber sehr überschätzt. Bei allen Vorzügen stilgemäßer und sorgsamer Durchbildung sind die Dürftigkeit der Erfindung, der fehlende Sinn für tiefere Beseelung und feinere Individualisirung, die Kälte und Härte der Färbung, die Glätte und Nüchternheit des Vortrags doch zu auffallende Mängel an seinen Werken. Sein Streben ging dahin, die besten Traditionsmuster mit lebender Modellnatur zu verbinden. Sein Oedipus und die Sphinx (1808), Jupiter und Thetis, Virgil und Augustus, sowie seine gefeierte Stratonike (1836) zeigen die von David für die Darstellung antiker Gegenstände aufgebrachte Behandlungsweise, ja diese noch überbietend in kalter Eleganz. Die Apotheose Napoleon's I. (1854), Deckenbild im pariser Rathhause, ist ebenfalls in dieser antikischen Manier. Die Francesca von Rimini (1819) scheint dagegen aus einer alten Handschrift mit Miniaturen herausgeschnitten, und der Einzug König Karl's V. in Paris (1822) gleicht einem alten Tapetengemälde. Seine beiden Hauptwerke, die Apotheose Homer's und die Marter des heil. Symphorian, verrathen den directen Einfluß der Stanzen des Vaticans, und die Schlüssel Petri (1820), Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten (1862) suchen sich dem großen Kirchenstil anzunähern, aber ohne Erfolg. Das Gelübde Ludwig's XIII., die Madonna mit der Hostie, die meergeborene Aphrodite (1848) sowie die Quellnymphe (1859) stützen sich ebenfalls auf weltbekannte Werke Rafael's. Seine Darstellungen von Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer: Rafael und die Fornarina, Rafael und der Cardinal Bibiena, Heinrich IV. und seine Kinder, Ludwig XIV. und Molière u. s. w., haben vor andern Stücken der histor. Genremalerei nur eine bessere Stilisirung voraus. Ganz vortrefflich aber sind zwei kleine Genrebilder, die beide eine Messe in der Sixtinischen Kapelle vorstellen, das eine von 1814, das andere von 1821. Der Einfluß von J. auf die neuere franz. Malerei war sehr bedeutend. Als Lehrer in seinem Atelier zu Paris und auch als Director der Villa Medici in Rom (1834—41) betrieb er den Unterricht seiner Kunst mit einem Ansehen, wie es kein anderer Lehrer besaß. Seine Hauptwerke sind durch treffliche Kupferstiche von Richomme, Calamatta, Henriquel-Dupont, Flameng u. a. vervielfältigt worden. Vgl. «Oeuvres de Jean Auguste I., gravées au trait par A. Reveil» (Par. 1851, mit 102 Kupfertafeln); Delaborde, «I., sa vie, ses travaux, sa doctrine» (Par. 1870); Blanc, «I., sa vie et ses ouvrages» (Par. 1870).

Ingwer oder Indischer Kalmus (Zingiber) ist der Name einer zu den Scitamineen gehörigen Pflanzengattung, die sich durch einen röhrigen, aufgespaltenen Kelch, eine einlippige, dreilappige Blumenkrone und das pfriemenförmige Horn auszeichnet, in welches das einzige Staubgefäß sich über den Staubbeutel verlängert. Die hierhergehörigen Pflanzen sind ausdauernde, besonders Ostindien und den ostind. Inseln angehörende Kräuter, mit knolligem Wurzelstocke, zweizeilig gestellten Blättern und deckblätterigen, dichten Blütenähren. Sie treiben zweierlei Stengel, Blatt- und Blütenstengel. Erstere sind mit langen, ganzrandigen, am Grunde scheidigen Blättern, letztere nur mit röhrigen Blattscheiden besetzt, welche gegen die blütentragende Spitze hin in breite, sich gegenseitig umfassende Deckblätter übergehen, zwischen denen die oft schön gefärbten Blüten hervortreten. Von mehrern Arten sind die Wurzelknollen als Gewürz und Arzneimittel im Handel. Am häufigsten kommen die Wurzelknollen des in Ostindien schon seit vielen Jahrhunderten, jetzt aber auch in andern Tropenländern, besonders in Westindien angebauten gebräuchlichen J. (Z. officinale Rosc.) vor, die unter dem Namen J. vielfach als Gewürz und zur Herstellung von Liqueur benutzt werden. Man unterscheidet je nach der Art des Trocknens den braunen und den weißen J., welcher dem erstern vorzuziehen ist. Er hat einen angenehm gewürzhaften Geruch und einen scharfen, brennend-aromatischen Geschmack und wird öfters, besonders der eingemachte J., welchen man in Ostindien frisch in Zucker einmacht und in Töpfen von etwa 7 Pfd. Gewicht bei uns einführt, als magenstärkendes Mittel und als Confiture beim Dessert consumirt. Der in Europa aus trockenen Ingwerwurzeln dargestellte candirte J. ist von weit geringerer Qualität. Von dem ebenfalls in Ostindien einheimischen Zerumbet-J. (Z. Zerumbet Rosc.) stammt die jetzt nur noch selten nach Europa kommende Zerumbetwurzel, welche angenehm riecht und ingwerartig bitterlich schmeckt. Die Wurzelknollen des auch in Ostindien wachsenden Cassumunar-J. (Z. Cassumunar Roxb.) sind unter dem Namen Block-Zittwer oder gelber Zittwer (Radix

Digitized by Google

Cassumunar oder Zedoariae luteae) bekannt. Sie riechen kampherartig, aber nicht angenehm und schmecken bitter-aromatisch. Die knollige, aromatische, aber milde Wurzel des Mioga-J. (Z. Mioga Rosc.) wird in Japan gegessen. Auch noch von andern Arten dieser Gattung werden in der Heimat dieser Gewächse die Wurzeln als Gewürz benutzt.

Inhaber und Inhaberpapiere, s. Au porteur.

Inhalation (lat.), in der Heilkunde die Anwendung gas-, dampf- oder staubförmiger Arzneistoffe durch die Athmungsorgane zur Heilung von Krankheiten. Aufgabe und Heilzweck der Inhalationscur ist einestheils die Beseitigung gewisser örtlicher Affectionen der Luftwege (Kehlkopf, Luftröhre, Lungen), insofern es durch diese Methode ermöglicht wird, die Schleimhaut der Luftwege bis in die feinsten Verzweigungen der Luftröhre hinein mit den fein zerstäubten Arzneimitteln in unmittelbare Berührung zu bringen, anderntheils die Erzielung bestimmter Wirkungen auf den Gesammtorganismus, insofern es leicht gelingt, durch die J. dem Blute gasförmige Arzneistoffe, wie z. B. Amylnitrit, Chloroform, Aether, Stickstoffoxydul u. s. w., ungemein schnell durch die in den Lungen befindlichen dünnwandigen Blutgefäße zuzuführen und hiermit auf kürzestem Wege auf das Centralnervensystem, auf die Gefäßnerven u. s. w. einzuwirken. (S. Anästhesiren.) J. in einfacherer Form sind früher schon vielfach im Gebrauch gewesen, so unter anderm das Einathmen heißer Wasserdämpfe durch einen Trichter, die von Thomas Beddoes in England (1798—1807) unter der Bezeichnung Anemopathie angewendete Einathmung von Gasen, besonders salpetrigsauren Dämpfen, die namentlich von Raspail empfohlenen, in Form von Cigaretten gerauchten Kampherdämpfe, weiterhin die noch heute vielfach gerühmten narkotischen, mit Belladonna, Opium oder Stramonium versetzten Cigarren gegen asthmatische und katarrhalische Beschwerden u. dgl. m. Allein die ausgedehntere Benutzung arzneilicher Inhalationsmittel datirt erst von dem franz. Arzt Sales-Girons (1858), welcher in mehrern Schwefelthermen Frankreichs (zu Amélie-les-Bains und Vernet, zu Mont-d'ore, Royat u. s. w.) Inhalationssäle (Salles d'aspiration) für Brustkranke herstellte, in welcher die Luft mit den der Quelle entströmenden Gasarten gemischt wurde, und bald darauf auch einen Apparat construirte, welcher dazu bestimmt war, medicamentöse Flüssigkeiten in feinen Wasserstaub zu zertheilen und diesen durch Einathmen in die Luftröhre einzuführen. Seitdem sind eine große Anzahl derartiger Inhalationsapparate beschrieben worden, die sich, abgesehen von unwesentlichen Modificationen, hauptsächlich dadurch voneinander unterscheiden, daß bei den einen, den sog. Pulverisateuren, die medicamentöse Flüssigkeit aus einer feinen Oeffnung durch einen Strom comprimirter Luft, den man durch Zusammendrücken eines mit Ventilen versehenen Gummiballons erzeugt, fortgerissen und als feiner Nebel zerstreut wird (Apparate von Matthieu, Bergson, Lister's Sprayapparat u. a.), wohingegen bei den andern, den sog. Dampfinhalationsapparaten, die gelösten Arzneistoffe durch den in einem kleinen Kessel vermittels einer Spiritusflamme erzeugten Dampf des kochenden Wassers in einer Glasröhre, welche rechtwinkelig zum Dampfrohre angebracht ist, angesaugt und sodann fein gestäubt werden (Apparate von Siegle, Lewin u. a.). Bei der Anwendung dieser Apparate sitzt der Kranke in angemessener Entfernung vor dem Nebelstrom und zieht mittels tiefer Athemzüge die zu inhalirenden Arzneistoffe ein; eine solche Sitzung dauert in der Regel 12—15 Minuten.

Die günstigste Wirkung entfalten die J. bei allen katarrhalischen und entzündlichen Affectionen der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut bis in deren feinste Verzweigungen hinein, namentlich beim acuten Katarrh, bei welchem sich J. mit einfachem Wasserdampf, Milch, Lindenblütenthee und Oelemulsion nützlich erweisen, während chronische Katarrhe Einathmungen von Kochsalz, Salmiak und Höllensteinlösungen erfordern; bei Lungenblutungen versetzt man die einzuathmende Flüssigkeit mit Eisenchlorid, Tannin und andern blutstillenden Stoffen, bei starkem Reiz- und Stickhusten, bei Keuchhusten und Asthma mit Opium, Bittermandelwasser und ähnlichen narkotischen Heilmitteln; bei Croup und Diphtheritis leisten Einathmungen von chlorsaurem Kali, Kalkwasser, Carbolsäure und Milchsäure treffliche Dienste. Weniger bewährt haben sich dagegen die J. gewisser Gasarten, welchen man eine Zeit lang besondere Heilkräfte zuschrieb; so haben weder die Kohlensäuregasinhalationen, welche reizmildernd auf die Nerven der Athmungsorgane wirken sollten, noch die gegen den Keuchhusten viel empfohlenen Einathmungen von Leuchtgas die erwarteten guten Erfolge gezeigt. Auch die von Lender in Berlin gegen Blutkrankheiten aller Art, Gicht und Rheumatismus empfohlenen Ozoninhalationen haben durchaus nicht den gehegten Erwartungen entsprochen. Dagegen äußern die Einathmungen von Comprimirter Luft (s. d.), die man neuerdings vermittels der «Pneumatischen Apparate» von Hauke, Waldenburg, Fränkel u. a. vornehmen läßt, anerkannt auf asthmatische Leiden einen

Digitized by Google

wohlthätigen Einfluß. Schließlich kann man auch den von den Aerzten jetzt mehr und mehr bei vielen Krankheiten empfohlenen Aufenthalt in einer vom Arom der Kiefer geschwängerten Luft ebenso als Inhalationscur bezeichnen, wie den zu Heilzwecken häufig vorgeschriebenen Aufenthalt an den Gradirhäusern und den Genuß der Seeluft an den Küsten des Meers. Vgl. Roß, «Atmopathy and hydropathy» (Lond. 1848); Sales-Girons, «Thérapeutique respiratoire» (Par. 1858); Siegle, «Behandlung durch Einathmungen» (Stuttg. 1865); Waldenburg, «Die locale Behandlung der Krankheiten der Athmungsorgane» (Berl. 1872).

Initialen (lat.) heißen die, namentlich in alten Drucken, oft verzierten und farbigen Anfangsbuchstaben. (S. Majuskeln und Versalbuchstaben.)

Initiative (lat.) bedeutet zunächst den ersten Schritt, die Einleitung zu einer Handlung. Unter I. der Gesetzgebung versteht man im constitutionellen Staate das Recht des einen Gesetzgebungsfactors, dem andern fertige Gesetzentwürfe zur Annahme vorzulegen. In den constitutionellen deutschen Staaten stand diese I. bis 1848 nur der Regierung zu; die Kammern hatten lediglich das Recht, auf die Vorlage von Gesetzen bei der Regierung anzutragen. Seit 1848 hat man in mehrern Staaten (so in Preußen durch die Verfassung vom 31. Jan. 1850, in Sachsen durch ein die Verfassung modificirendes Gesetz von 1849) jenes Recht zwischen Regierung und Volksvertretung getheilt (wie dies auch in Belgien, Holland, Spanien u. s. w. der Fall ist), sodaß sowol die erstere den Kammern fertige Gesetzentwürfe vorlegen, als auch die Mitglieder dieser letztern solche einbringen können. In England hat nur das Parlament, nicht die Krone als solche die I.; denn auch die Minister können Gesetzesvorschläge dem Parlamente lediglich nur in ihrer Eigenschaft als Mitglieder dieses letztern vorlegen. Den Gegensatz vertrat die franz. Constitution von 1852, indem sie dem Gesetzgebenden Körper dieses Recht absprich.

Injection (lat.), Einspritzung, wird von den Aerzten zu verschiedenen Zwecken und mit verschiedenen Substanzen vorgenommen. Man spritzt Flüssigkeiten in natürliche Kanäle und Höhlen des Körpers, um sie wegbar zu machen und Aufhäufungen fremdartiger Substanzen aus ihnen zu entfernen (so in den Mastdarm bei Verstopfung, in den innern und äußern Gehörgang) oder um reizende oder adstringirende Flüssigkeiten auf die erkrankte Schleimhaut wirken zu lassen (Harnröhre bei Tripper, Geschlechtstheile des Weibes, Nasenhöhle, Gehörgänge, Fisteln). Zu den I. dienen Wasser oder Lösungen verschiedener Substanzen, selbst Luft (in den innern Gehörgang). In der Anatomie gewährt die künstliche Erfüllung der Blut- und Lymphgefäße mit gefärbten und erstarrenden Flüssigkeiten die wichtigsten Aufschlüsse über Verlauf, Ausbreitung und Anordnung der Gefäße in den einzelnen Organen. Die subcutane oder hypodermatische I., welche zuerst von Alexander Wood in Edinburgh (1855) in die Praxis eingeführt wurde, bezweckt die Einführung von Medicamenten unter die Haut, wobei die in das lockere Unterhautzellgewebe gespritzten Stoffe sehr rasch von den Lymphgefäßen aufgesaugt und in die allgemeine Säftemasse übergeführt werden. Natürlich können dazu nur Substanzen verwendet werden, die in kleinen Mengen schon eine große Wirkung entfalten (Opium, Morphium, Brechweinstein u. s. w.). Man wendet sie an, wenn man auf einen bestimmten Punkt unter der Haut, z. B. auf einen bestimmten Nerven bei Neuralgien einwirken will, oder wenn man eine recht schnelle allgemeine Wirkung wünscht (bei Vergiftungen), auch wenn die Einverleibung in anderer Weise (durch den Mund oder After) unmöglich ist. Die subcutane I. wird ausgeführt mit einer kleinen, nur einige Tropfen fassenden Spritze, deren Spitze scharf ist und ohne weiteres in die Haut eingestochen werden kann. Schnelligkeit und Sicherheit der Wirkung sowie die Möglichkeit einer genauen Dosirung haben dieser Methode die ausgedehnteste Anwendung verschafft. Nach starken Blutverlusten, wie sie während der Entbindung bei innern Blutungen oder nach Verwundungen vorkommen, hat man auch mit großem Erfolg Blut in die Adern gespritzt. (S. Transfusion.) Vgl. Eulenburg, «Die hypodermatische I. der Arzneimittel» (2. Aufl., Berl. 1867).

Injurie (lat.), Ehrenkränkung oder Beleidigung heißt jedes rechtswidrige Verhalten, welches die Persönlichkeit eines andern, insbesondere seine Ehre zu verletzen geeignet und zu diesem Zwecke absichtlich (animus injuriandi) geschehen ist. Nach gemeinem, in Deutschland geltendem Recht fand wegen I. ein Antrag auf Privatgenugthuung statt, bestehend in Ehrenerklärung, Widerruf und Abbitte, oder auf Bestrafung, bestehend in Geld- oder geringer Freiheitsstrafe; in einigen Staaten konnte beides combinirt werden. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch §. 185 fg. bedroht die einfache Beleidigung mit Geldstrafe bis 600 Mark, Haft oder Gefängniß bis zu einem Jahr, die mittels Thätlichkeit begangene mit Geldstrafe bis 1500 Mark oder Gefängniß bis zu zwei Jahren und in eben dieser Abstufung die nicht öffentlich geschehene Behauptung oder Verbreitung einer nicht erweislich wahren Thatsache, welche den Betreffenden

Digitized by Google

verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, und andererseits die öffentlich geschehene (§. 186). Es trennt davon (§. 187) die sog. verleumderische Beleidigung (s. Verleumdung), kennt Verbal- wie Realinjurien, bei welchen letztern, sobald die Realinjurie als wirkliche Mishandlung erscheint, eine Concurrenz von Beleidigung und Körperverletzung angenommen wird, schließt den Beweis der Wahrheit (exceptio veritatis) aus, wenn der Beleidigte wegen der ihm vorgeworfenen Handlung von der Behauptung oder Verbreitung rechtskräftig freigesprochen ist, und läßt den geführten Beweis der Wahrheit die Bestrafung nicht ausschließen, wenn das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Behauptung oder Verbreitung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht. Auf letzteres wird ebenfalls Rücksicht genommen bei tadelnden Urtheilen über wissenschaftliche, künstlerische, gewerbliche Leistungen, Aeußerungen zur Ausführung oder Vertheidigung von Rechten oder Wahrnehmung berechtigter Interessen, den Rügen der Vorgesetzten u. dgl. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein, welcher zurückgezogen werden kann und öfters statt des Beleidigten oder neben ihm einem Dritten zusteht (vgl. auch Reichsstrafproceßordnung §. 414 fg.). Wird eine Beleidigung auf der Stelle erwidert, so kann der Richter beide Beleidiger oder einen derselben straffrei erklären (Strafencompensation). Wird wegen einer öffentlich oder durch Schrift, Darstellungen, Abbildungen begangenen Beleidigung auf Strafe erkannt, so ist dem Beleidigten die Befugniß zuzusprechen, auf Kosten des Beleidigers dies öffentlich bekannt zu machen; auch wird ihm auf Kosten des Schuldigen eine Ausfertigung des Urtels ertheilt. Im Falle des §. 186 und bei der verleumderischen Beleidigung (§. 187) kann, sofern sie nachtheilige Folge für die Vermögensverhältnisse, den Erwerb, das Fortkommen des Beleidigten mit sich bringen, neben der Strafe auf eine Buße bis 6000 Mark erkannt werden, welche die Geltendmachung eines weitern Entschädigungsanspruchs ausschließt. Um Beleidigung als vorhanden annehmen zu können, muß die zu beleidigende Person hinreichend kenntlich gemacht sein, wobei es gleichgültig ist, ob derselben das Bewußtsein der Ehre und Verletzung innewohnt oder nicht. Die Beleidigung kann sich richten gegen einen Complex von physischen Personen, welche unter einer Gesammtbezeichnung zusammengefaßt werden; sie kann auch gleichzeitig Beleidigung mehrerer enthalten. Den physischen Personen sind vom Gesetze gleichgestellt sog. politische (staatsrechtliche) und kirchliche Körperschaften, während bei privatrechtlichen juristischen Personen eine Creditgefährdung vorkommen kann. Der Ehrenverletzung wird angereiht im §. 189 die Beschimpfung des Andenkens Verstorbener, deren Verfolgung eintritt auf Antrag der Aeltern, der Kinder oder des Ehegatten des Verstorbenen. Die franz. Gesetzgebung unterscheidet zwischen der schwerern Form der diffamation und der leichtern der injure, Belgien zwischen calomnie, diffamation, outrage und injure. Besonders eigenthümlich ist das engl. Recht. Es kennt keinen strafrechtlichen Schutz bei einfachen Beleidigungen. Wer dagegen durch eine mündliche Aeußerung eines andern, die ihm nachtheilig lautet, um einen taxirbaren Vortheil gekommen, kann unter Nachweisung dieses special damage wegen slander auf Entschädigung klagen. Hat jene Aeußerung dem Kläger ein Verbrechen, um dessentwillen er angeklagt werden könnte, vorgeworfen, oder eine ansteckende Krankheit, oder bezog sie sich auf das Amt, das Geschäft, oder die Profession des Beleidigten, oder auf seine etwaige Enterbung (z. B. das Wort «Bastard»), so braucht kein special damage nachgewiesen zu werden. Handelt es sich um schriftliche oder bildliche Verspottungen, so liegt Libell (s. d.) vor.

Inkas hießen die Beherrscher Perus vor der Eroberung durch die Spanier. Die Urgeschichte dieses Landes ist ebenso dunkel als diejenige der Neuen Welt überhaupt, wo, wie Sagen und Trümmer großartiger Bauwerke beweisen, in unbekannter Vorzeit mächtige Völker gelebt und eine hohe Civilisation geherrscht haben muß, auf welche eine lange Periode der Verödung und der Verwilderung folgte. Zwischen die peruan. Wilden trat (um 1021, nach andern 949 oder 1100) plötzlich ein Fremdling, Manco Capac, der sich einen Sohn der Sonne nannte, ein Volk aus vereinzelten Stämmen bildete und einen Staat nach theokratischen Grundsätzen errichtete, der unter den Nachfolgern zum mächtigsten der historisch nachweisbaren der Neuen Welt anwuchs. Gegen vier Jahrhunderte bestand derselbe. Der 13. I., Atahualpa, verlor Reich und Leben 1533 durch die span. Eroberer. So viel Unsicheres sich auch in der Geschichte eines Volks finden muß, welches mit dem Schreiben unbekannt war (man bediente sich nur der Knotenschnüre der sog. Quippos), sind doch die umständlichsten Nachrichten über Staatseinrichtungen und sittliche Zustände der Peruaner, wie sie zur Zeit der Eroberungen bestanden, durch span. Augenzeugen auf uns gekommen. Sie beweisen, daß die I. nicht allein als weltliche Herrscher, sondern auch als Vertreter und Organe der Gottheit galten, die unbedingteste Unter-

Digitized by Google

werfung verlangten, jedoch mit ebenso großer Güte als Staatsklugheit das Volk regierten, welches, in Kasten geordnet, völlig willenlos sich verhielt. Nur einer der 13 J. war ein eigentlicher Eroberer; die andern vergrößerten durch friedliche Unterjochung roher Volksstämme ihr Reich so, daß es zur Zeit seines Falls sich von Quito bis Chile ausdehnte. Die höchste Blüte hatte es unter Huayna-Capac, der 1475—1525 regierte. Die Staatseinrichtung war sehr geregelt. Für öffentliche Bedürfnisse, für den Cultus, der die Menschenopfer verwarf, und für die Wehrhaftigkeit des Reichs war gesorgt. Noch sind die Trümmer gewaltig großer Magazine und Tempel übrig, und theilweise wird noch gegenwärtig die sog. Inkastraße benutzt, die sich über den Rücken der Andes durch fast 20 Breitengrade hinzog. Im Inkareiche wurden nur eine Sprache (das Quichua-Ketschua) und eine Religion geduldet. Der Unterdrückung war überall vorgebeugt; aber die Fürsten und der Adel, Orejones von den Spaniern genannt, verhielten sich stets als abgesonderte Kaste zum Volke und rechtfertigen hierdurch die Vermuthung, daß sie die Nachkommen eines fremden erobernden Stammes gewesen sind. Der Ackerbau blühte, und ungeachtet des Mangels an eisernen Werkzeugen wurden viele Handwerke mit Erfolg geübt. Handel kannte man nicht, da jede Verbindung mit den ununterjochten Nachbarvölkern verboten war. Dennoch befand sich das Volk wohl, bis die Spanier erschienen und mit diesen Elend, Verwilderung und Entvölkerung über Peru hereinbrachen. Die Familie des letzten J. starb aus; jedoch leiten von Seitenzweigen derselben mehrere peruan. halbweiße Familien ihren Ursprung ab. Die umständlichsten, wenn auch nicht ganz zuverlässigen Nachrichten über die J. gaben die span. Eroberer selbst, wie Cieza, Balboa, Oliva und zumal Garcilaso de la Vega, welcher mütterlicherseits vom letzten J. abstammte. Vgl. Prescott, «History of the conquest of Peru» (3 Bde., Bost. 1847; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1848); Rivero und Tschudi, «Antiguedades peruanas» (Wien 1852); Wiener, «Essai sur les institutions politiques, religieuses, économiques et sociales de l'empire des Incas» (Par. 1874).

Inkjerman, alte, in Trümmern liegende Stadt in der Krim, vormals genues. Festung, an der Ostseite der Bai von Sewastopol und dem rechten Ufer der Tschernaja, über welche hier eine steinerne Brücke führt, ist durch die Schlacht vom 5. Nov. 1854 während der Belagerung von Sewastopol bekannt geworden. Die Engländer, welche den rechten Flügel des Belagerungscorps bildeten, hatten die Seite nach der Tschernaja sehr vernachlässigt. Fürst Menschikow ließ sie daher durch General Dannenberg in zwei Colonnen angreifen, während Fürst Gortschakow eine Demonstration gegen das franz. Observationscorps (Bosquet) machen sollte, um dies festzuhalten. Anfangs glückte der Angriff; die Russen eroberten mehrere Schanzen und drangen unter mörderischem Kampfe bis an das engl. Lager vor, als General Bosquet, gegen den Gortschakow ziemlich unthätig geblieben, mit dem 2. franz. Corps zu Hülfe kam, durch diese frischen Truppen die verlorene Schlacht herstellte und nun in Verbindung mit den Engländern den Sieg errang.

Inn, der Oenus der Alten, der bedeutendste Nebenfluß, welchen die obere Donau aus den Alpen aufnimmt, entspringt in Graubünden, 2060 Mt. hoch am Südostabhange des Septimer im obern Engadin, durchströmt dieses sein oberes Längenthal gegen NO. und wendet sich, nachdem er den Gebirgspaß von Finstermünz durchbrochen hat, als wildtobender Bergstrom nach Tirol, wo er das Ober- und Unterinnthal, eins der größten und an Naturschönheiten reichsten Thäler der Alpen, durchfließt. Er wendet sich, 22 Kilom. unterhalb Finstermünz, plötzlich gegen NW. und durcheilt den engen Querspalt, welcher hier das Ostende der nördl. rhätischen Centralkette durchschneidet. Bei Landeck tritt er aus diesem seinem obern Querthale von neuem in sein großes, gegen NO. gerichtetes unteres Längenthal, welches, bedeutend niedriger, weiter und sanfter geformt als das Engadin, fruchtbar, wohlbebaut und bevölkert ist, und fließt hier über Innsbruck, Hall, Schwaz, Rattenberg bis Kufstein. Unterhalb dieser Festung tritt der Strom, in nördl. Richtung nach Baiern übergehend, in sein unteres Querthal, welches bis Rosenheim reicht und weder beengt noch tief eingefurcht ist. Bei Rosenheim gewinnt der J., mit dem großen Rosenheimer Moosbruch an seinen Ufern, das wellenförmige Plateau am Fuße der Alpen, welches er, wie Iller, Lech, Isar, in schnellem Laufe, in einem breiten, inselreichen Bette, größtentheils zwischen hohen, erdigen, zuweilen auch felsigen Thalufern durchfließt, verstärkt durch die Alz aus dem Chiemsee und die Salzach aus Salzburg. Bei Passau, wo er nach einem Laufe von 510 Kilom. mündet, ist er bedeutend breiter als die Donau selbst. Sein Wasserreichthum bekundet sich durch seine Schiffbarkeit, die bereits bei Hall beginnt und von Rosenheim abwärts bedeutender wird. Nach ihm ist das Innviertel benannt, das Gebiet zwischen Donau, J. und Salzach, welches durch den Teschener Frieden 1779 von Baiern an Oesterreich kam, im Frieden zu Wien 1809 von diesem an Baiern und 1816

Digitized by Google

wieder an Oesterreich abgetreten wurde. Früher bildete das Innviertel oder der Innkreis mit den Städten Ried, Schärding und Braunau einen der vier Kreise Oberösterreichs; seit Aufhebung der Kreise in Oberösterreich ist diese Benennung nicht mehr officiell im Gebrauch.

Innere Mission heißen in Deutschland die neuerdings namentlich von seiten der pietistischen Partei innerhalb der evang. Kirche hervorgetretenen Bestrebungen zur Rettung des Volks aus geistlicher und leiblicher Noth und zur Neubelebung christl. Sinnes namentlich unter den niedern Volksklassen. Ihr Vorbild findet die Innere Mission in der Diakonie der alten Kirche, welche sie durch freie Vereinsthätigkeit, freilich im Sinne einer ziemlich engherzigen Gläubigkeit, neu zu beleben sucht. Dergleichen Vereine traten schon seit 1843 an verschiedenen Orten hervor, besonders in Hamburg, wo sich Wichern, der Gründer des Rauhen Hauses, an die Spitze stellte. Doch kam es erst infolge der Ereignisse des Jahres 1848, unter dem Einflusse der kirchlichen und polit. Reactionsbewegung, zu einer Gesammtorganisation der Innern Mission. Auf dem ersten Kirchentag zu Wittenberg bildete sich auf Veranlassung Wichern's ein Centralausschuß für die Innere Mission. Bethmann-Hollweg, Stahl und Wichern waren die einflußreichsten Mitglieder desselben. Als seine Aufgabe bezeichnete man, außer der organischen Verbindung der bereits bestehenden Anstalten, die Gründung neuer Unternehmungen ähnlicher Tendenz, besonders die Seelenpflege der wandernden Arbeiterbevölkerung in und außerhalb Deutschlands, die Verbreitung religiöser Tractate und die Errichtung von Bildungsanstalten und Alumnaten für Missionsgehülfen. Die Wirksamkeit des Centralausschusses, der durch die zwei Präsidenten des Kirchentags gebildet, durch Wahl erweitert wird und in Hamburg und Berlin (wo auch das Hauptbureau und die Kasse sich befinden) seinen Sitz hat, wird durch milde Gaben, durch Agenten, die er in den verschiedenen Kreisen, Gebieten und Provinzen für die Innere Mission zur Beantwortung von Fragen, Einziehung von Nachrichten, Einsammlung von Geldbeiträgen, Herbeischaffung von Documenten u. s. w. bestellt, wie durch freiwillige Correspondenzen vermittelt. Die Agenten und Deputirten der verwandten Corporationen versammelt er abwechselnd an den Hauptorten der verschiedenen Kreise seiner Wirksamkeit zu einem Congreß für die Innere Mission der deutschen evang. Kirche, in welchem auch die Deputirten derjenigen Pastoral- und Schullehrer-Conferenzen, die sich ihm angeschlossen, Stimmrecht haben. Die von Wichern veröffentlichten «Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses in Hamburg» dienen dem Centralausschusse als literarisches Organ. Solche Congresse finden regelmäßig alle zwei Jahre im Anschluß an die Verhandlungen des Evangelischen Kirchentags statt.

Zur Erreichung ihres Zwecks richtet die Innere Mission ihr Augenmerk besonders auf die Erziehung und Bildung der Jugend durch Warteschulen, Sonntagsschulen, Kinderhospitäler und Rettungsvereine für verwahrloste Kinder; auf die Herstellung von Anstalten zur Arbeitsnachweisung, von Mäßigkeitsvereinen, Sparkassen, Verbindungen zum Erwerbe von Grundbesitz für Arme, Fortbildungsschulen für Lehrburschen, Dienstboten, Tagelöhner, Arbeiter in Fabriken und an Eisenbahnen; ebenso auf die Herstellung von Diakonen- und Diakonissenanstalten zur Krankenpflege, von Asylen für gefallene Mädchen, von «Herbergen zur Heimat» für die wandernde Arbeiter- und Handwerkerbevölkerung. Besonders eifrig betreibt sie die Errichtung von «Jünglingsvereinen», die ein prot. Seitenstück zu den kath. Gesellenvereinen bilden, und den socialistischen Bestrebungen durch Pflege kirchlicher Frömmigkeit und sittliche Strenge entgegenwirken sollen. Sie sucht ferner Bibelstunden und Hausgottesdienst einzuführen, gründet Bethäuser, veranstaltet Gebetsversammlungen, wirkt für Sonntagsheiligung, stellt Straßen- und Reiseprediger an und bemüht sich auch, solchen den Besuch des Gottesdienstes zu ermöglichen, die durch ihren Beruf von demselben abgehalten werden. Eine Hauptaufgabe der Innern Mission ist außerdem noch die religiös-sittliche Einwirkung auf Gefangene und Sträflinge. Zu diesem Zwecke sucht sie die Beamten an Gefängnissen und Strafhäusern für ihren Dienst zu gewinnen, die Seelsorge in denselben zu erweitern, fromme Volksschriften zu verbreiten, Schutzvereine und Asyle für entlassene Sträflinge zu gründen, um diesen nicht blos den Eintritt in das bürgerliche Leben zu ermöglichen, sondern auch sie in demselben zu überwachen und zu leiten. Ueberall in Deutschland sind zahlreiche Vereine für die Innere Mission entstanden. Außerdem hat der Centralausschuß ein Bibeldepôt auf der Wartburg und ein Candidaten-Convict im Rauhen Hause gegründet, die Absendung von Reisepredigern und Colporteuren zur Verbreitung religiöser Tractate und Volksschriften veranlaßt, Gehülfen in Waisen- und Krankenhäuser gesendet und die Ausbildung von jungen Handwerkern im Dienste der Innern Mission veranlaßt. In Preußen, wo sich die Innere Mission besonderer Förderung durch die kirchlichen und polit. Behörden erfreute, wurde auch das Gefängnißwesen in ihrem Sinne

Digitized by Google

reformirt. Wichern wurde nach Berlin berufen und die Aufsicht in den Strafanstalten den Brüdern des Rauhen Hauses übergeben. Unleugbar liegt der Innern Mission ebenso wie den verwandten Bestrebungen frommer Vereine in England und Nordamerika ein seinem Kerne nach ebenso schöner wie nothwendiger Gedanke zu Grunde, und daß die Resultate derselben zur Zeit noch sehr gering sind, ist kein Beweis gegen sie, sondern zeigt nur, daß die bisherigen Mittel nicht ausreichen. Die Hoffnung jedoch, mit den kleinen pietistischen Mitteln eine durchgreifende Besserung unserer socialen Zustände herbeizuführen, muß bei aller Opferfreudigkeit und trotz der rastlosen Thätigkeit ebenso scheitern, wie der hiermit im Grunde doch zusammenhängende Versuch, die alten Glaubensformen im Bewußtsein unsers Volks neu zu erwecken. Hierzu kommt, daß der Pietismus fast nur die sittlichen Schäden der niedern Volksklasse sieht, dagegen vor der oft ebenso tiefen Verderbniß der höhern und höchsten Regionen der Gesellschaft die Augen verschließt. Von den zahlreichen, nicht minder segensreichen humanitären Bestrebungen der Gegenwart aber, welche nicht den pietistischen Stempel tragen, wenden die Freunde der Innern Mission als von einem profanen Treiben sich unwillig ab, obwol hier doch nur die Arbeit mit vereinten Kräften etwas nützen kann.

Innocenz ist der Name von 13 röm. Päpsten. — I. I., 402—416, röm. Bischof, nahm schon als Nachfolger des Petrus den Vorrang vor allen Bischöfen in Anspruch; daher behauptete er auch schon, daß ohne den röm. Stuhl in der ganzen Christenheit, besonders in Glaubenssachen, nichts entschieden werden könne. In dem Streite Augustin's mit Pelagius trat er den Beschlüssen der Synoden von Mileve und Karthago bei (416), damit auch der Verdammung des Pelagianismus. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche und der 28. Juli ihm geweiht. — I. II., 1130—43, vorher Gregor genannt, geb. zu Rom, Abt der Benedictiner zu St.-Nikolai in Rom, seit 1118 Cardinal-Diakon, mußte anfangs gegen den Gegenpapst Anaklet II. und dessen Beschützer, Roger von Sicilien, kämpfen und sogar nach Frankreich flüchten. Doch fand er besonders durch den Einfluß des heil. Bernhard in allen Ländern außerhalb Italien Anerkennung und regierte seit Anaklet's Tode (1138) als alleiniger Papst. Der deutsche Kaiser Lothar III. nahm von ihm bei seiner Krönung (1133) die Allodien der Gräfin Mathilde als Lehn an, den König Ludwig VII. von Frankreich aber belegte er mit dem Banne, das Land mit dem Interdict, weil der König den zum Erzbischof von Bourges geweihten Peter von Chartres nicht anerkennen wollte. — I. III., 1198—1216, einer der hervorragendsten Kirchenfürsten, durch Verstand, Wissenschaft und Willenskraft gleich ausgezeichnet, erwarb sich um Befestigung der päpstl. Macht die größten Verdienste. Als Sohn des Grafen Trasimund aus dem alten Geschlecht der Conti in Anagni stammend, war I. 1161 geboren und in der Taufe Lothar genannt. Zu Paris, Rom und Bologna gebildet, gewann er gleichen Ruhm als Theolog, wie als Jurist. Rasch gelang es ihm, mit Hülfe eines Tuscischen Städtebundes Italien von der Gewalt der Deutschen zu befreien; im Kirchenstaat befestigte er die päpstl. Gewalt und führte in Unteritalien die Herrschaft als Vormund des unmündigen Friedrich II. In Deutschlands Angelegenheiten sich zu mischen, gab die zwiespältige Kaiserwahl zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. (1198) I. erwünschten Anlaß. Um Deutschlands Kräfte in blutigem Bürgerkrieg sich selbst verzehren zu lassen, hielt I. anfangs seine Entscheidung zurück, als aber Philipp von Schwaben fast den Sieg gewonnen hatte, erklärte er sich 1201 für den Welfen, Otto IV., knüpfte jedoch, als Philipp immer entschiedener siegte, 1207 mit diesem Verhandlungen an. Nach Philipp's Ermordung (1208) versöhnte sich Otto mit dem Papst und ward, nachdem er alle Forderungen bewilligt hatte, 1209 zu Rom zum Kaiser gekrönt. Als er jedoch anfing, auch kaiserl. Rechte in Italien geltend zu machen, die Mathildischen Besitzungen sowie das Herzogthum Spoleto besetzte und Unteritalien erobern wollte, sagte sich I. von ihm los, sprach 1211 den Bann und die Absetzung über Otto aus, und sandte Friedrich II. als Gegenkönig nach Deutschland, der 1215 gekrönt ward und Otto auf seine Erblande beschränkte. Philipp August von Frankreich, der seine Gemahlin verstoßen hatte, zwang I. 1200 durch Bann und Interdict zur Unterwerfung. Noch größer war sein Triumph über Johann von England. Als dieser bei einer zwiespältigen Wahl eines Erzbischofs zu Canterbury die Entscheidung I.' nicht annehmen wollte, belegte dieser 1208 den König mit dem Bann, England mit dem Interdict, und übertrug das Land an Philipp von Frankreich, bis Johann unter den größten Demüthigungen das Land vom Papst zu Lehn nahm. Noch größere Aussichten, aber geringe Vortheile brachte I. die Gründung des Lateinischen Kaiserreichs (1204). Nach innen richtete sich I.' Thätigkeit besonders gegen die ketzerischen Albigenser oder Katharer in Südfrankreich, gegen die er Kreuzzüge predigen ließ und die Inquisition bestimmter regelte. Ferner förderte I. die

Digitized by Google

Gründung des Franciscaner- und Dominicanerordens, verbot zugleich die Gründung neuer Orden. Gegen Ende seines Lebens (1215) hielt er eine glänzende (die vierte) Lateransynode, wo er die Lehre von der Brotverwandlung, der Entziehung des Abendmahlskelchs, sowie das Verbot des Bibellesens sanctionirte. Seine Schriften erschienen 1552 und 1575 in Köln, seine Briefe gab Baluze (Par. 1682) heraus. Vgl. F. Hurter, «Geschichte I.' III. und seiner Zeitgenossen» (4 Bde., Hamb. 1834—42); Gasparin, «Innocent III» (Par. 1873); Deutsch, «Papst I. III. und sein Einfluß auf die Kirche» (Bresl. 1876). — I. IV., 1243—54, ein Fieschi aus Genua, kämpfte mit geistlichen und weltlichen Waffen gegen Friedrich II. und dessen Sohn Konrad, doch ohne sie zu besiegen. Ja er floh, von den Genuesern unterstützt, nach Lyon (1244), hielt hier eine allgemeine Kirchenversammlung, sprach den Bann und die Absetzung über Friedrich aus, bewirkte in Sicilien einen Aufruhr gegen den Kaiser und stellte in Deutschland Heinrich Raspe als Gegenkönig auf. Da I. die Hohenstaufen stürzen wollte, nahm er auch nach Konrad's Tode den Kampf gegen Manfred und Konradin auf, doch ohne sein Ziel zu erreichen. Erst 1251 kehrte er nach Rom zurück. Auf der Kirchenversammlung bemühte er sich, jedoch vergeblich, die griech. Kirche mit der römischen wieder zu vereinigen. Westpreußen, das zu seiner Zeit christianisirt wurde, theilte er schon (1243) in die Bisthümer von Culm, Pomesanien, Ermeland und Samland. Die Cardinäle zeichnete er durch rothe Hüte aus. Im Kirchenrecht besaß er so bedeutende Kenntnisse, daß man ihn Pater et organum veritatis nannte; er schrieb auch einen Commentar zu den Decretalen von Gregor IX. (Straßb. 1478). — I. V., Papst vom 21. Jan. bis 22. Juni 1276, vorher Peter von Tarentasia, geb. zu Moutier, Dominicaner-Provinzial, dann Erzbischof von Lyon und Cardinalbischof von Ostia, starb, bevor er noch die Weihe empfing. Er schrieb «Commentaria in IV libros sententiarum» (Toulouse 1652). — I. VI., vorher Stephan Aubert, geb. zu Brissac, Bischof von Noyon, dann zu Clermont, Cardinal und Großpönitentiar, Papst 1352—62. Er residirte zu Avignon, war rechtskundig und sittenstreng, suchte dem Bedürfniß einer Reformation durch Beschränkung seines Hofs abzuhelfen und brachte die Städte des Kirchenstaats, die sich seiner Herrschaft entzogen hatten, durch den kriegerischen Cardinal Aegidius Albornoz zur Unterwerfung. Dennoch konnte er die eingerissenen Unordnungen nicht dämpfen. — I. VII., vorher Cosmo Meliorati, geb. zu Sulmona, Bischof von Bologna, päpstl. Schatzmeister und Cardinal, wurde während des päpstl. Schismas 1404 von den Römern gewählt. Ihm gegenüber stand der von den Franzosen gewählte Benedict XIII.; doch behielt er seine Würde bis an seinen Tod 6. Nov. 1406. — I. VIII., vorher Johann Baptist Cibo, Bischof von Porto, dann von Melfi und Cardinal, regierte als Papst 1484—92. Er begann seine Regierung mit dem Bruche seiner besonders gegen den Nepotismus gerichteten Wahlcapitulation und suchte seine sechzehn unehelichen Kinder zu bereichern und zu erheben. Wegen seiner Kinderschar bezeichnete ihn die Satire seiner Zeit als den «Vater des Vaterlandes». Mit dem König Ferdinand von Neapel, dem er den Herzog Renatus von Lothringen als Gegenkönig entgegenstellte, führte er zwei Kriege, und während er stets zum Kampfe gegen die Türken aufforderte, behielt er den Bruder und Nebenbuhler des Sultans Bajazet, von dem er ein Jahrgeld dafür erhielt, in der Gefangenschaft, statt ihn gegen die Türken zu senden. Er erneuerte auch die Gesetze gegen die Zauberei und Hexerei und bestellte die Inquisitoren Heinrich Krämer und Jakob Sprenger als Hexenrichter für Oberdeutschland. Die Fortschritte der Hussiten in Böhmen suchte er zu hemmen und verdammte 900 Sätze des Pico Mirandola als ketzerisch. — I. IX., vorher Antonio Facchinetti, geb. zu Bologna 1519, war nur vom 29. Oct. bis 30. Dec. 1591 Papst. — I. X., vorher Joh. Baptist Pamfili, geb. zu Rom 7. Mai 1572, Nuntius von Neapel, dann päpstl. Datarius in Frankreich, hierauf Patriarch von Antiochien und Cardinal, regierte 1644—55 als Papst, lebte mit der Witwe seines Bruders, Olympia Maldachini, in vertrautem Verhältnisse, wurde ganz von ihr beherrscht und von den Spöttern seiner Zeit in einem Weiberrocke dargestellt. Er richtete den röm. Ackerbau durch das päpstl. Kornmonopol zu Grunde, verdammte 1651 den Westfälischen Frieden und 1653 fünf Sätze von Cornelis Jansen (s. d.). — I. XI., vorher Benedict Odescalchi, geb. zu Como 1611, war zuerst Soldat, dann Geistlicher, apostolischer Protonotar und Geh. Secretär, Cardinallegat von Ferrara und Bischof von Novara, regierte als Papst 1676—89, war von strengen Grundsätzen und ein Feind der Jesuiten, suchte die Finanzen durch Sparsamkeit zu verbessern, unterstützte Oesterreich gegen die Türken durch Geldvorschüsse und verdammte die vier Grundsätze der gallikanischen Kirchenfreiheit, welche eine Versammlung von Bischöfen und Baronen zu Paris 1682 gegen den Papst aufstellte. Mit König Ludwig XIV., dem der Jesuit Franz la Chaise als Rathgeber zur Seite stand, führte er einen Streit über

Digitized by Google

die Ausdehnung der Regalien bei Besetzung vacanter Bisthümer und über die Quartierfreiheit (la franchise). In jenem Streite konnte er nichts ausrichten, in diesem gab jedoch der König zuletzt nach. — An Charakter ihm gleich war J. XII., vorher Anton Pignatelli, geb. zu Neapel 1615, Bischof von Faenza, Legat von Bologna, Cardinal-Erzbischof. Derselbe regierte als Papst 1691—1700, überließ Ludwig XIV. das von demselben angesprochene Königsrecht und schloß mit ihm Frieden. Seine Nepoten waren, wie er von sich selbst sagte, die Armen, der Lateran sein Hospital. — J. XIII., vorher Michael Angelo Conti, geb. zu Rom 1655, regierte als Papst 1721—24, war zwar gewissenhaft, gerecht und gütig, aber schwach, namentlich Frankreich gegenüber. Den Kaiser belehnte er gegen Empfang des Lehnszinses mit Neapel; vergeblich aber protestirte er gegen die Verleihung von Parma und Piacenza als Reichslehn. Vgl. Max von Mayer, «Die Papstwahl J.' XIII.» (Wien 1874).

Innsbruck, Hauptstadt von Tirol und Vorarlberg, am Inn, unweit dessen Vereinigung mit der Sill, an der Brennerbahn, reizend in der Mitte eines breiten Thals gelegen, das im Norden von den zerrissenen, schroffen, an 2800 Mt. hohen Kalksteinwänden des Solstein, Brandjoch, Frauhitt und der Sattelspitzen überragt, im Süden von dem bewaldeten Mittelgebirge (dem Berg Isel) begrenzt wird, über dem die drei einzelnen Bergriesen, der Patscherkofel, die Dolomitpyramiden der Nockspitze (Saile) und der Waldrasterspitze aufsteigen. J. zählt 23,000 E. (ausschließlich der Besatzung). Die eigentliche Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses, über welchen zwei Brücken von Eisenconstruction nach den beiden Vorstädten Mariahilf und St.-Nikolaus führen, hat schöne breite Straßen und ansehnliche Gebäude, worunter die Franciscaner- oder Hofkirche, im 16. Jahrh. erbaut, im Innern decorativ und baulich wiederholt umgestaltet, durch das Grabmal Maximilian's I. bekannt, der jedoch nicht hier, sondern in Wiener-Neustadt begraben liegt. Dasselbe besteht aus einem Sarkophag von Marmor, auf diesem das 1542 von L. del Duca gegossene eherne Standbild des Kaisers, umgeben von 28 hohen Statuen, von denen zwei (Arthur und Theodorich) von Peter Vischer in Nürnberg, Chlodwig von Christoph Amberger in Augsburg (gegossen von Löffler), die übrigen theils von Seßlschreiber, theils von Godl in der Zeit von 1513—83 gearbeitet wurden. Von den 24 Marmorreliefs an den Seiten des Sarkophags sind 20 meisterhafte Arbeiten von Alexander Collin aus Mecheln, denen die vier übrigen von den Brüdern Bernhard und Arnold Abel aus Köln weit nachstehen; die Zeichnungen zu sämmtlichen Reliefs verfertigte der Maler Florian Abel, Bruder der Vorigen. Sonst befinden sich in dieser Kirche noch die silberne Kapelle, so genannt wegen eines silbernen Standbildes der Jungfrau Maria, das prächtige Grabmal des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser, beide von Collin, und das Denkmal Andreas Hofer's (von Schaller). Auch trat in dieser Kirche 3. Nov. 1651 Christine von Schweden feierlich zum Katholicismus über. Vor der Burg, auf dem schönen Rennplatze, steht die bronzene Reiterstatue Erzherzog Leopold's V., von dem tirol. Bildhauer Kasp. Gras und dem Rothgießer Heinr. Reinhart. Ein Gebäude auf dem geräumigen Stadtplatze trägt noch einen schönen Erker, das berühmte Goldene Dach (Goldene Dachl), als letzten Ueberrest der 1425 von Friedrich IV. mit der leeren Tasche erbauten Residenz. Inmitten der Neustadt (in der Maria-Theresienstraße) erhebt sich eine Denksäule mit Figuren von Benedetti, aus dem Anfange des 18. Jahrh., zur Erinnerung an den Einfall der Baiern und Franzosen von 1703. Am Ende derselben Straße steht eine Triumphpforte, welche 1765 bei Gelegenheit der zu J. gefeierten Vermählung des Großherzogs Leopold von Toscana mit der Infantin Marie Luise errichtet wurde. Der neue Friedhof, 1857 eröffnet, enthält schöne Monumente von den tiroler Künstlern J. Knabl, J. Gasser, J. Müller, A. Grissemann u. a.; die Vorhalle zur Kapelle hat Fresken von A. Plattner und Figuren von Mich. Stolz. Hierher wurde auch das früher auf dem alten, am Stadtspital gelegenen, jetzt abgetragenen Friedhof befindliche Grabmal Collin's, von ihm selbst gearbeitet, übertragen. Das ansehnliche Theater der Stadt wurde 1846 vollendet. Im ganzen besitzt J. 11 Kirchen, 5 Klöster und 1 Jesuitencollegium. Unter den Fabriken sind die für Baumwoll- und Schafwollindustrie sowie für Kaffeesurrogat hervorzuheben, insbesondere aber die Glasmalereianstalt mit einer eigenen Kathedralenglashütte. Die große Baumwollspinnerei ist mit einer Maschinenfabrik verbunden. Die Stadt ist Sitz des Statthalters und des Oberlandesgerichts für das Kronland Tirol und Vorarlberg, eines Landes- und Bezirksgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft, der Finanz-Landesdirection und anderer Behörden. Auch tagt der Landtag für Tirol zu J. Die Universität, 1672 durch Kaiser Leopold I. gestiftet, von Kaiser Joseph II. 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wiederhergestellt, 1810 nochmals aufgehoben, endlich 1826 wiederum erneuert, wurde 1869 durch Hinzufügung einer

Digitized by Google

medic. Facultät vervollständigt. Die Zahl der Professoren und Lehrer beträgt gegen 60, die der Studirenden zwischen 600—700. Die Universitätsbibliothek zählt über 80,000 Bände. Das Statthalterei-Archiv ist eines der bedeutendsten Archive Oesterreichs. Sonst besitzt J. an höhern Lehranstalten noch ein Obergymnasium, eine Oberrealschule und eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt. Der Gouverneur Karl Graf Chotek gründete 1823 ein Landesmuseum, das Ferdinandeum, mit reichen Sammlungen theils Tirol betreffender, theils daselbst gefundener Gegenstände, Naturalien, Alterthümer, Münzen, Kunst- und Gewerbserzeugnisse sowie einer ansehnlichen, die tirol. Literatur vollständig umfassenden Bibliothek. Am linken Ufer des Inn steht die schöne und große, neuerbaute Landes-Schießstätte. J. hieß im Alterthum ad Oenum, Oeni pons oder Oenipontum, d. h. Brücke über den Inn, und wurde 1234 von dem Herzoge Otto I. von Meran zur Stadt erhoben. Nach der Besitznahme Tirols durch Oesterreich war es fast ununterbrochen der Sitz der tirol. Landesfürsten bis 1665. In dem Aufstandskriege der Tiroler gegen die Baiern und Franzosen wurde es mehrmals von beiden Parteien genommen und wieder verloren, wodurch es viel litt. In der Nähe liegt die stattliche Prämonstratenserabtei Wilten oder Wiltau sowie das berühmte Lustschloß Amras (s. d.). Eine schöne Kettenbrücke führt unterhalb der Stadt nach dem stattlichen Dorf Mühlau. Vgl. Zoller, «Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt J.» (2. Aufl., Innsbr. 1828); B. Weber, «J. und seine Umgebungen» (Innsbr. 1842); Probst, «Geschichte der Universität zu J.» (Innsbr. 1869).

Inns of Court heißen die engl. Rechtscorporationen, von dem Worte Inn, womit im alten England, gleich dem franz. Hôtel, die Amtsgebäude und Wohnungen der Edelleute bezeichnet wurden. Ihr Ursprung reicht bis ins 13. Jahrh. hinauf im Sinne von Verbindungen zum Studium der Rechtswissenschaft. Die Inns of Court wurden von Masters und andern Beamten verwaltet und waren mit Hörsälen (halls) für Vorlesungen versehen, denen die Studirenden während einer gewissen Anzahl Jahre beiwohnen mußten, ehe ihnen die Praxis in den Gerichtshöfen gestattet war. Dies ist jedoch in späterer Zeit zu einer bloßen Form herabgesunken. Man blieb zwar noch immer verpflichtet, sich in einem der Inns einschreiben zu lassen, mußte aber die Rechtswissenschaft durch Privatstudium oder bei einem der Anwälte, die dort ihre Bureaux (chambers) haben, praktisch erlernen. Die vier großen Inns of Court, die sich im Besitze höchst bedeutenden Vermögens befinden, sind: der Inner Temple und Middle Temple, einst der Sitz des Templerordens, Lincoln's Inn, früher das Hotel des Grafen von Lincoln, mit einer neuen, 1845 eröffneten Halle und Bibliothek, und Gray's Inn, die ehemalige Wohnung der Lords Gray de Wilton. Mit ihnen verbunden sind die Inns of Chancery, in welchen die zum Dienst beim Kanzleigericht bestimmten jungen Leute erzogen wurden, die aber jetzt meist von Attorneys und Sachwaltern bewohnt werden, zum Theil auch eingegangen sind. Das älteste ist Thavie's Inn, aus den Zeiten Eduard's III.; dann folgen Clement's Inn und sieben andere. Die Collegiaten der Inns spielten im Mittelalter eine nicht unwichtige Rolle; von ihnen wurden Maskenaufzüge, theatralische Vorstellungen u. dgl. veranstaltet. Das erste histor. Schaufspiel: «Ferrex und Porrex», ward 1561 von ihnen vor der Königin Elisabeth aufgeführt. In neuester Zeit wurden die Einkünfte der Inns zum Theil wieder zur Veranstaltung juristischer Vorlesungen verwendet. Es sind neuerdings auch Prüfungen der Studirenden für die Advocatur eingeführt. Vgl. Pearce, «History of the Inns of Court and Chancery» (Lond. 1848).

Innungen wurden früher als gleichbedeutend mit Zünften (s. d.) und Gilden behandelt. Nach Aufhebung des Zunftwesens und Einführung der Gewerbefreiheit bezeichnet man mit J. vielfach wieder eine neue Form von gewerblichen Verbänden. Die in der neuesten Zeit in so bedeutender Anzahl gegründeten freiwilligen Genossenschaften (s. d.) wurden im Gegensatze zu den staatlich angeordneten Zünften schon bei ihrem Entstehen vielfach als J. der Zukunft gefeiert. Gegenwärtig ist durch die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich (ursprünglich nur für den Norddeutschen Bund) vom 21. Juni 1869 ein gewisser Fortbestand der J. schon durch Titel 6 (J. von Gewerbtreibenden) vorgesehen. Dieser Titel handelt in §§. 81—96 von den bestehenden J. und in §§. 97—104 von den neuen J. Als bestehende J. gelten die aus den frühern Zünften hervorgegangenen und nur ihrer Exclusivrechte entkleideten gewerblichen Corporationen, während in Betreff der neuen J. folgende Cardinalbestimmungen getroffen sind: §. 97. Diejenigen, welche gleiche oder verwandte Gewerbe selbstständig betreiben, können zu einer J. zusammentreten. Neue J. erlangen durch die Bestätigung ihrer Statuten die Rechte einer Corporation. §. 98. Der Zweck der neu zu gründenden J. besteht in der Förderung der gemeinsamen gewerblichen Interessen. §. 99. Die Genehmigung der Innungsstatuten steht den höhern Verwaltungsbehörden zu. Ueber den Charakter der neuen deutschen J. und

Digitized by Google

das Maß ihrer Rechte ist aus den Motiven der Deutschen Gewerbeordnung Folgendes hervorzuheben. Die vor 1869 erlassenen neuern deutschen Gewerbegesetze hatten gegenüber den ihrer Exclusivität entkleideten J. zwei verschiedene Systeme befolgt. Entweder wurden die J. als reine Privatvereine betrachtet, die das etwa vorhandene Vermögen als Vereinsvermögen verwalteten und im Falle der Auflösung, über welche die Beschlußnahme ihnen freistand, unter die Mitglieder vertheilen konnten, oder man ging davon aus, daß das durch gesetzlichen Zwang zusammengebrachte Vermögen der J. hierdurch einen öffentlichen Charakter gewonnen habe und daß dafür gesorgt werden müsse, daß dieses Vermögen entweder in den Händen der J. oder, wenn diese sich auflösen, in den Händen der Gemeinden gemeinnützigen gewerblichen Zwecken diene. Im letztern Falle mußte man den J. als Instituten gewerblicher Selbstverwaltung ihre gesetzliche Stellung geben und zugleich Vorkehrungen treffen, daß sie einerseits nicht den Charakter der Exclusivität annehmen und daß andererseits das Vermögen nicht seinem gemeinnützigen Zwecke entfremdet und in irgendwelcher Weise zur Vertheilung unter die Mitglieder gebracht werde. Die Deutsche Gewerbeordnung hat sich nun für das letztere System entschieden, gleichzeitig aber Sorge getragen, daß die J. den exclusiven Charakter verlieren, resp. einen solchen nicht annehmen können, indem die Freiheit des Nichtbeitritts und Austritts ausgesprochen und andererseits die Bedingungen des Beitritts auf ein Minimum eingeschränkt, die Gründe der Ausschließung auf das unentbehrlichste Maß zurückgeführt sind. Im Falle der Auflösung der J., die durch einfachen Mehrheitsbeschluß erfolgen kann, ist die Verwendung des Innungsvermögens zu gemeinnützigen Zwecken durch §. 94 gesichert.

Ueber die Lebensfähigkeit und Zukunft der so wesentlich veränderten und theilweise erst neugegründeten J. läßt sich nach den kurzen Erfahrungen seit 1869, in denen die gewaltigsten polit. und wirthschaftlichen Erschütterungen und Umgestaltungen stattgefunden haben, noch kein endgültiges Urtheil fällen. Jeder Uebergang aus alten in neue Betriebsformen ist vielen Betheiligten höchst unbehaglich, und man pflegt namentlich die Ursachen von Nothständen lieber in staatlichen Gesetzen als in sich selbst und in allgemeinen Verhältnissen zu suchen. Es wird daher insbesondere seit 1874, nachdem sich die wirthschaftliche Krisis auf immer weitere Kreise ausgedehnt hat, auch die neue Deutsche Gewerbeordnung vielfach angefochten und Abänderung derselben gefordert. Insbesondere wünscht man dem Lehrlingswesen gegenüber J. von Gewerbtreibenden ins Leben zu rufen, welche wieder mit einem bestimmten Maß gesetzlicher Autorität ausgerüstet sein sollen. Mit diesen neuen J. wünscht man eine Organisation des Kleingewerbes herbeizuführen und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich einer zeitgemäßen Gestaltung des Hülfskassenwesens, der allgemeinen Organisation von Gewerbegerichten, der Ueberwachung des Gewerbeschulwesens, des Lehrlingswesens u. s. w. entgegenstellen. Vgl. Böhmert, «Freiheit der Arbeit» (Brem. 1858); Dannenberg, «Das deutsche Handwerk und die sociale Frage» (Lpz. 1872); Schulze, «Das heutige gewerbliche Lehrlingswesen, seine Mängel und die Mittel zu deren Beseitigung» (Lpz. 1876); «Der Arbeiterfreund. Zeitschrift des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen», herausg. von Böhmert (Jahrg. 1873—77).

Ino, die Tochter des Kadmos und der Harmonia und die zweite Gattin des Athamas, wollte, um ihre eigenen Kinder zu begünstigen, ihre Stiefkinder, Phrixos und Helle, ermorden lassen, die indeß mittels des von ihrer rechten Mutter, Nephele, gesandten Widders mit goldenem Vliese flüchteten. Später verlor aber J. auch ihre eigenen Kinder und Here (Juno) grollte, weil J. und Athamas den jungen Bacchus auferzogen. Von Here in Wahnsinn versetzt, tödtete Athamas seinen Sohn Learchos; J. selbst aber, welche, auch im Wahnsinn, den jüngern, Melikertes, in einen siedenden Kessel geworfen, stürzte sich mit ihrem Gatten von der Klippe Moluris in Megaris ins Meer. Darauf wurden beide zu den Göttern erhoben, J. unter dem Namen Leukothea, Melikertes als Palämon. Uebrigens wird der Mythus von der J. sehr verschieden erzählt, was seinen Grund darin hat, daß derselbe sich zu dramatischen Bearbeitungen vorzüglich eignete. So hatte Aeschylus einen «Athamas», Sophokles zwei «Athamas» und einen «Phrixos», Euripides einen «Phrixos» und eine «Ino», auch Achäos einen «Phrixos» gedichtet; doch sind von allen diesen Bearbeitungen nur noch Bruchstücke übrig.

Inowrazlaw, Kreisstadt und Garnisonsort im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Provinz Posen, an der Eisenbahnlinie Posen-Thorn, die hier nach Bromberg abzweigt, hat ein Kreisgericht, eine evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein königl. Gymnasium, eine Reichsbanknebenstelle, zwei Dampfmühlen und eine Eisengießerei, verbunden mit Maschinenfabrik, und zählt (1875) 9139 E. Die urkundlich zuerst 1185 erwähnte Stadt ist auf einem Gipsfelsen in der fruchtbarsten Landschaft der Provinz erbaut und leidet Mangel an gutem

Digitized by Google

Trinkwasser. Am 22. März 1871 wurde bei J. in einer Tiefe von 130 Mt. ein Salzlager von bedeutender Mächtigkeit erbohrt. Das Salz wird durch eine fiscalische Saline ausgebeutet, die jetzt etwa 400,000 Ctr. jährlich producirt und bereits im Stande ist, einen großen Theil des Salzdebits nach den Ostprovinzen der preuß. Monarchie und dem westl. Rußland zu übernehmen. In der Anlage befindet sich ferner ein Schwefelbergwerk. Seit 1876 hat die Stadt ein stark iod-bromhaltiges Soolbad. — Der Kreis J. zählt auf 1652 QKilom. (1875) 76,753 E.

In partibus infidelium, d. h. in den Gebieten der Ungläubigen, heißen seit dem 13. Jahrh. diejenigen Bischöfe in der kath. Kirche, welche keine eigenen Sprengel haben, sondern als bloße Titularbischöfe ihren Titel nach Ländern erhalten, in welchen kein röm.-kath. Bischofssitz mehr vorhanden ist. Ihr Entstehen fällt in die Zeit der Kreuzzüge zurück, obschon sie der Sache nach in Spanien und im Byzantinischen Reiche schon seit dem Vordringen der Sarazenen in Europa vorkommen. Die im Morgenlande eroberten Provinzen erhielten von Rom aus Bischöfe; als die Provinzen wieder verloren gingen und hiermit die bischöfl. Sitze daselbst aufhörten, wurden dieselben von den Päpsten doch immerfort als eine unvergängliche Hoffnung auf Restitution und als fortwährende Protestation gegen erlittene Gewalt von neuem besetzt. Mit jenen Titeln werden namentlich Weihbischöfe und apostolische Vicare (z. B. im Königreich Sachsen) geschmückt, welche mit wirklich bischöfl. Rechten ausgestattet sind.

Inquirent und **Inquisit**, s. Inquisitionsproceß.

Inquisition (lat.) oder Heiliges Officium heißt das in der röm. Kirche bestehende geistliche Gericht zur Ausspürung und Bestrafung von Ketzern und Ungläubigen. Dieselbe ist eine völlige Ausartung der alten Kirchenzucht. Die Bischöfe hatten von Anfang an die Pflicht, Irrlehren zu steuern, und wandten gegen entdeckte Ketzer kirchliche Strafen an, deren schwerste die Excommunication war, mit der als bürgerliche Strafe bisweilen Verbannung verbunden ward. Um die Mitte des 3. Jahrh. veranlaßten die Novatianischen Streitigkeiten einzelne morgenländ. Gemeinden, einen eigenen Beamten zur Beaufsichtigung der Irrlehren aufzustellen. Die Todesstrafe ward gegen Nichtchristen früh, gegen Christen zuerst von Theodosius (382) angewandt, und während Priscillian's Hinrichtung (385) noch allgemeinen Unwillen erregte, suchte schon Hieronymus die Todesstrafe der Ketzer aus 5 Mos. 13, 6 fg. zu rechtfertigen. Schon jetzt aber übertrug der Klerus die Ausführung solcher Urtheile der weltlichen Obrigkeit, um die Kirche nicht mit Blut zu beflecken. So blieb die J. bis ins 8. und 9. Jahrh. durchaus in den Händen der Bischöfe. Als mit dem 11. und 12. Jahrh., seit dem Auftreten der Katharer, Waldenser und Albigenser, der Sektengeist sich so mächtig regte, daß der päpstl. Stuhl das Schlimmste für sich fürchten mußte, sandte Innocenz III. die Cistercienser Rainer, Guido, Peter von Castelnau und Raoul als Legaten nach dem südl. Frankreich, um die Bischöfe mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit in der Ausspürung und Bestrafung der Ketzer zu unterstützen. Um diese Bestimmung der Legaten als eine bleibende Einrichtung beizubehalten, ließ Innocenz die Aufsuchung und Bestrafung der Ketzer durch das vierte Lateranconcil (1215) dem päpstl. Sendgerichte zur Hauptpflicht machen. So war und blieb die J. jetzt noch ein bischöfl. Amt, und das Concil von Toulouse vollendete die Einrichtung dahin, daß die Bischöfe in den einzelnen Parochien einen Priester und zwei oder drei Laien von gutem Rufe auf das Sakrament verpflichten sollten, mit Eifer und Sorgfalt die Häretiker in ihren Bezirken aufzuspüren und zur Bestrafung einzuliefern. In Wirklichkeit aber leiteten schon jetzt die beigegebenen päpstl. Legaten das ganze Verfahren. Wegen der Rücksichten, welche die Bischöfe etwa für ihre Angehörigen zu nehmen versucht sein konnten, ernannte indessen Gregor IX. Dominicaner zu päpstl. Inquisitoren, zunächst in Deutschland, Aragonien und Oesterreich (1232), dann in der Lombardei und im südl. Frankreich (1233). Diese Dominicaner machte er dabei unabhängig von den Bischöfen, stellte diese selbst unter das Ketzergericht und verwandelte so die J. in ein päpstl. Institut, dessen Verwaltung von nun an vorzugsweise die Dominicaner in den Händen hielten, die in den von Ketzereien angesteckten Ländern mit furchtbarer Grausamkeit wütheten. Damit es aber nicht scheinen möchte, als ob die Kirche selbst mit Blut sich besudele, mußten die weltlichen Fürsten die Vollziehung ihrer Bluturtheile übernehmen, und jetzt erließen König Ludwig IX. aus Andacht, Kaiser Friedrich II. mit dem Grafen Raymund von Toulouse aus Sorge für den Ruf der Gläubigkeit die Gesetze, durch welche das Henkeramt der J. den weltlichen Gerichten zugewiesen wurde. Die Strafen, welche die mit oder ohne Grund Verurtheilten trafen, waren: Verlust der Ehre, der bürgerlichen und kirchlichen Rechte, des Vermögens, lebenslängliche Gefangenschaft im Kerker oder auf der Galere und der Tod, meist durch Feuer.

So organisirt und mit solcher Strafgewalt ausgerüstet, wüthete die J. zunächst in Frank-

Digitized by Google

reich, wo sie entstanden war. Doch fand sie auch hier schon im 14. Jahrh. wieder ihr Ende, und neue Versuche, sie wiederherzustellen, namentlich vom Papst Paul IV. (1557) und dem König Heinrich II. zur Unterdrückung der Hugenotten, blieben ohne Erfolg. Desto länger aber erhielt sie sich in Spanien, wo sie, wie in Portugal, am furchtbarsten gewüthet hat. In Spanien waren die Juden und Mauren seit 1391 mit Gewalt zum Christenthume bekehrt worden; viele von ihnen hatten aber den väterlichen Glauben unter sich bewahrt. Um dieselben zu zwingen, von einem Bruche des christl. Gelübdes abzustehen, führte der fanatische Glaubenseifer die I. ein. Den ersten Versuch dazu machte 1477 der Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza, indem er viele Bewohner Sevillas jüd. Abkunft auf Grund der Verdächtigung, daß sie heimlich nach ihrer Väter Gesetzen und Sitten lebten, insgeheim wie öffentlich bestrafen ließ. Sodann legte derselbe der Regierung den Entwurf zu einem beständigen Glaubensgericht und einer geistlichen Polizei vor, der Ferdinand und Isabella wohlgefiel und auf Mendoza's Betrieb auf dem Reichstage zu Toledo 1480 trotz des Widerspruchs vieler Reichsstände auch angenommen wurde. Der König und die Königin gewährten die Einführung der I. um so mehr, als sie in derselben ein treffliches Mittel fanden, die Gewalt des Lehnsadels wie des Klerus zu brechen und die königl. Macht zur Unumschränktheit zu erheben. Zugleich hatte aber auch Papst Sixtus IV. gestattet, daß das königl. Paar die Inquisitoren ein- und absetzen, die Güter der Verurtheilten für den Fiscus einziehen sollte. Es verwandelte sich also hier die I. in ein königl. Institut. Das königl. Paar ernannte (1480) zwei Inquisitoren, die aber 1483 trotz ihrer blutigen Thätigkeit durch Thomas de Torquemada, Prior der Dominicaner zu Segovia, als Generalinquisitor ersetzt wurden, um mehr Einheit und Planmäßigkeit in die Henkerarbeit zu bringen. Schon im nächsten Jahre hatte nun die Eröffnung der Generalinquisition zu Sevilla statt, die bald nachher das erste Auto de Fé (s. d.) hielt, wobei sieben Personen lebendig verbrannt wurden. Ueber 2000 wurden in den ersten Jahren zum Scheiterhaufen verurtheilt; noch weit mehr flüchteten in die Nachbarländer. Papst Sixtus IV. widersetzte sich zwar anfangs dieser spanischen I. und forderte Torquemada nach Rom, gab aber, da dieser nicht erschien, sondern einen Vertheidiger sendete, 1483 nach, bestätigte Torquemada als Glaubensrichter über Castilien und Leon, verlieh ihm die Macht, die bisherigen Glaubensrichter abzusetzen und nach Gutdünken neue zu bestellen, und unterwarf ihm auch Aragonien, Valencia und Sicilien. In allen Hauptorten wurden Inquisitionsgerichte gestiftet, die einzig unter dem Generalinquisitor standen und eine Schreckensregierung herbeiführten, welche jeden freien Gedanken in der Kirche und im Staate vernichtete, das Volk demoralisirte und um seine natürliche Entwickelung brachte. Selbst die Vornehmsten wurden um ihrer Sicherheit willen Aufseher und Häscher der I., Familiares genannt. Die Gefängnisse nannte man heilige Häuser (casas santas). Die I. war 1492 in ganz Spanien eingeführt. Als Torquemada 1498 sein Amt niederlegte, waren 8800 Menschen lebendig, 6500 im Bildnisse verbrannt, 90,000 mit verschiedenen Büßungen belegt worden. Unter dem zweiten Generalinquisitor, dem Dominicaner Diego Deza (1499—1506), wurden 1664 lebendig, 832 im Bildnisse verbrannt, 52,456 mit Pönitenzen gestraft; unter dem dritten Generalinquisitor, dem Cardinal Franz Ximenes de Cisneros (1507—17) wurden 2536 lebendig, 1368 im Bildnisse verbrannt, 47,263 mit Bußen heimgesucht. In gleicher Weise entfaltete die I. auch in der folgenden Zeit ihre blutige Thätigkeit, besonders unter König Philipp II., der sie mit Erfolg zur völligen Unterdrückung des Protestantismus im Lande anwendete. Selbst im 17. und 18. Jahrh. forderte sie noch ihre Opfer. Nach Llorente's Berechnung («Histoire critique de l'inquisition d'Espagne, etc.», 4 Bde., Par. 1815—17; deutsch von Höck, Gmünd 1820—22) hat die I. in Spanien seit den J. 1481—1808 im ganzen 31,912 Menschen lebendig, 17,659 im Bildnisse verbrannt.

Das Verfahren, welches im Inquisitionsprocesse befolgt zu werden pflegte, war folgendes: ein Angeklagter wurde dreimal vorgeladen und, sobald er nicht erschien, in contumaciam verurtheilt, wenn er aber erschien, verhaftet. Die Verhaftung konnte auch ohne Vorladung geschehen. Dem Verhafteten wurden die Haare geschoren, seine Effecten, besonders aber Bücher und Papiere genau durchsucht, sein etwaiges Vermögen confiscirt und er in einen finstern Kerker geworfen. Gestand er die ihm zur Last gelegte Schuld, so wurde er in leichten Fällen nach Uebernahme der Bußübungen mit ernsten Verwarnungen und meist mit Verlust seines Vermögens wieder entlassen, aber oft schon nach kurzer Zeit abermals verhaftet und entweder durch den Richterspruch um das Leben gebracht, oder durch lange und peinliche Haft dem Tode entgegengeführt. Wenn der Verhaftete die Ketzerei, deren er angeklagt, eingestand, aber abschwor, mußte er das Santo benito (einen Rock ohne Aermel und mit einem Andreaskreuze

Digitized by Google

versehen, mit einem schwarzen Unterkleide) eine bestimmte Zeit lang tragen. Eine neue Anklage aber zog die Todesstrafe nach sich. Wer in den ersten Verhören kein Eingeständniß ablegte, den suchte man durch eine längere und härtere Haft zu zwingen. Zeugen gegen den Angeklagten hatten nicht nöthig, ihre Aussagen zu beweisen; Zeugen für ihn verfielen derselben Anklage; der Denunciant selbst konnte gültiger Zeuge sein; zwei Zeugen vom Hörensagen galten für einen Augenzeugen. Legte der Angeklagte auch den Zeugen gegenüber kein Geständniß ab, so verfiel er der Strick-, Wasser- oder Feuertortur. Gestand er auch dann nicht, so wurde er entweder doch verurtheilt, oder er unterlag im Kerker dem Tode; gestand er aber, so ward er von neuem gefoltert, wenn er etwaige der Mitschuld Verdächtige nicht anzeigte. Wenn bereits 40 Jahre seit dem Ableben eines der Ketzerei Verdächtigen verflossen waren, so blieben zwar seine Angehörigen im Besitze des ererbten Vermögens, wurden jedoch für ehrlos erklärt und konnten kein öffentliches Amt übernehmen. Die Gebeine des Verstorbenen aber ließ die I. ausgraben und mit seinem Bildnisse vom Henker verbrennen. Spanien führte die I. nach der Entdeckung von Amerika auch dort ein; besonders heftig wüthete sie in Mexico, Cartagena und Lima. Erst im 18. Jahrh. verlor sie allmählich ihre Furchtbarkeit, und das schreckliche Schauspiel eines Auto de Fé wurde immer seltener. König Karl III. verbot ihr, ohne seine Einwilligung ein Endurtheil zu fällen. Der Minister Graf Aranda beschränkte sie 1770 so, daß sie keinen königl. Unterthanen verhaften konnte, bevor die Beschuldigung völlig erwiesen war, und 1784 erfolgte die Bestimmung, daß sie die Acten jeden Processes gegen einen Granden, Minister, Offizier, überhaupt gegen jeden angesehenen Beamten dem Könige zur Einsicht vorzulegen habe. Erst König Joseph Bonaparte hob durch das Decret vom 4. Dec. 1808 die I. völlig auf. Ferdinand VII. stellte sie zwar nach seiner Rückkehr 1814 wieder her, doch in der Constitution der Cortes wurde sie 1820 wieder abgeschafft. Nach der Restauration trat aber 1825 eine Inquisitions-Junta wieder auf, und 1826 ward das alte Tribunal in Valencia wiederhergestellt. Die Zeitverhältnisse führten indessen eine Umänderung herbei, denn 1834 ward die I. abermals für ganz Spanien aufgehoben und ihre Güter wurden durch ein königl. Decret (1835) zur Bezahlung der öffentlichen Schuld mit verwendet.

In Portugal erfolgte die Einführung der I. erst 1557. Das oberste Glaubensgericht, dem alle andern Gerichte im Reiche untergeordnet waren, hatte seinen Sitz zu Lissabon; der Großinquisitor wurde vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. König Johann IV., aus dem Hause Braganza, hob nach der Befreiung Portugals (1640) von der span. Herrschaft ihre Befugniß der Gütereinziehung der Verurtheilten auf. Nach seinem Tode wurde er dafür von ihr in den Bann gethan. Die Portugiesen brachten die I. auch nach Indien, wo sie ihren Sitz in Goa hatte. Im 18. Jahrh. wurde ihre Gewalt in Portugal durch den König Joseph und den Minister Pombal insoweit beschränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beschuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben sollte, einen Sachwalter zu wählen und sich mit demselben zu besprechen, und daß kein Urtheilsspruch ohne Bestätigung des königl. Raths vollzogen werden durfte. König Johann VI. hob die I. nicht nur in Portugal, sondern auch in Brasilien und Ostindien auf. Vgl. Herculano, «Da origem e establecimento da inquisição em Portugal» (2 Bde., Lissab. 1854—56).

Von Spanien aus kam die I. unter Karl II. und Philipp II. auch nach den Niederlanden, wo ihre Wirksamkeit wesentlich zum Abfalle von Spanien mit beitrug. In Italien fand sie eine längere Dauer, wennschon sie hier bei den verwickelten polit. Zuständen nicht so furchtbar wirken konnte wie in Spanien. Papst Gregor IX. führte sie schon 1235 in Italien ein, und ihr Haupttribunal wurde durch Paul IV. in Rom gegen den Protestantismus errichtet. Er fand in ihr, wie er selbst erklärte, das einzige Mittel, die kath. Religion und Kirche vom Untergange zu retten. Diesem Tribunal zur Seite stand die kurz vorher unter Paul III. auf Veranlassung des Cardinals Caraffa eingeführte, durch Sixtus V. erweiterte Congregation des Heiligen Officiums, welche jetzt noch besteht. Sie wird von 12 Cardinälen und sog. Consultatoren oder Qualificatoren gebildet und erhielt durch Pius VII. (1814), nachdem sie seit 1808 durch Napoleon für Italien aufgehoben worden war, eine neue Sanction. In der Republik Venedig war die I. von der Hierarchie viel weniger abhängig als in irgendeinem andern Staate, denn hier stand sie unter der Aufsicht des Staats. Der päpstl. Nuntius hatte zwar den Vorsitz, doch waren drei Magistratspersonen Beisitzer. (Vgl. Albanese, «L'inquisizione religiosa nella repubblica di Venezia», Beneb. 1875.) In Neapel konnte sie bei den Streitigkeiten zwischen dem Staate und dem Papste keinen festen Fuß gewinnen. In Sicilien wurde sie 1782 aufgehoben; in Sardinien, wo Gregor XVI. 1833 sie wiederherstellte, erlosch ihre Wirksamkeit

Digitized by Google

erst 1848. Um so thätiger zeigte sie sich aber seit der polit. Reaction von 1849 in Toscana, wo z. B. 1852 die Eheleute Madiai wegen Uebertritt zum Protestantismus zu den Galeren verurtheilt wurden. Erst die Einverleibung Toscanas ins Königreich Italien (1859) hat ihr auch hier ein Ziel gesetzt. In England konnte die I. nicht zur Einführung gelangen, und in Polen, wo Johann XXII. 1327 sie einführte, hatte sie keine Dauer. Deutschland lernte die I. schon kurz nach ihrer Entstehung in Frankreich kennen. Hier waren Konrad von Marburg, der 1233 vom Volke erschlagen ward, und der aus Straßburg gekommene Dominicaner Konrad Dorso die ersten Inquisitoren, die mit maßloser Grausamkeit ihr Henkeramt verwalteten. Konrad von Marburg wandte die I. auch in dem Kreuzzuge gegen die Stedinger an der sächs. und fries. Grenze (im heutigen Oldenburg) an, regte aber den Widerstand gegen sich und seine Thätigkeit so allgemein auf, daß Deutschland auf lange Zeit von dem Inquisitionsgericht frei blieb. Erst im 14. Jahrh., als die Begharden auftraten, fand dieses Gericht wieder neues Leben. Um das J. 1367 ernannte Urban V. wieder zwei Dominicaner als Inquisitoren für Deutschland, von denen besonders Walther Karling für die verfolgten Ketzer furchtbar wurde. Kaiser Karl IV. gewährte den Inquisitoren durch drei Edicte (1369) die kräftigste Unterstützung. Papst Gregor XI. vermehrte dann die Zahl der Inquisitoren für Deutschland auf fünf (1372), und Papst Bonifacius IX. bestimmte ihre Zahl für Norddeutschland allein auf sechs (1399). Innocenz VIII. gebrauchte dann 1484 den Vorwand, daß Deutschland von Zauberern und Hexen bedroht sei, um der I. größere Allgemeinheit zu verschaffen. Er ernannte die Dominicaner Heinrich Krämer und Jakob Sprenger zu Inquisitoren, die zur Förderung ihrer Zwecke den sog. «Hexenhammer» («Malleus maleficarum», Köln 1489) herausgaben und viele Menschen auf den Scheiterhaufen brachten. Die Reformation brach indessen die Macht der I. für Deutschland gänzlich. Zwar suchten die Jesuiten in Oesterreich, Böhmen und Baiern (1599) sie wiederherzustellen, doch die Spuren derselben verschwanden bald wieder.

Inquisitionsproceß heißt diejenige Form des Strafverfahrens, bei welcher der Richter, Inquirent, in Vertretung der verletzten Rechtsordnung, ohne erst einen privaten Strafantrag abzuwarten, die Spuren und Beweise eines Verbrechens selbst ermittelt sowie von dem Verdächtigen ein Geständniß zu erlangen sucht, zugleich aber auch von Amts wegen dasjenige erforscht, was zur Entlastung oder Entschuldigung gereichen kann. Der I. ist seit dem Mittelalter unter dem hauptsächlichen Einflusse des kanonischen Rechts und der Praxis in Deutschland allmählich an die Stelle des allerdings mannichfacher Reformen bedürftigen alten Anklageprocesses (s. Anklage) getreten und hat sich in seiner Fortbildung durch die Reichs- und Landesgesetzgebung bis in die neuere Zeit als fast ausschließliche Proceßform in Deutschland behauptet. Er wird jedoch seine wirkliche Geltung verlieren, sobald die neue Strafproceßordnung für das Deutsche Reich (spätestens mit dem 1. Oct. 1879) Gesetzeskraft erhält. Das nach den Grundsätzen des I. geregelte Verfahren zerfällt in folgende Hauptabschnitte: 1) Die allgemeine Feststellung des Thatbestandes eines Verbrechens ohne Rücksicht auf einen bestimmten Thäter und die Verfolgung aller Spuren, welche zur Entdeckung des Urhebers führen. 2) Die Sammlung der Verdachtsgründe gegen bestimmte Verdächtige, die Vernehmung der letztern über ihr Thun und Lassen, insofern dasselbe mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht werden kann, und die Bestrebung, ein Geständniß von denselben zu erlangen, wozu geeignete Vorhalte, Confrontationen u. s. w. dienen; nächstdem die vollständige Aufnahme aller andern Beweise der That und des Thäters, namentlich auch in der Richtung, um ein vorliegendes Geständniß auf dessen Glaubhaftigkeit zu prüfen. Hierbei können auch Sicherungsmaßregeln, z. B. Verhaftung, Anhalten zur Cautionsstellung oder Abnahme des Handgelöbnisses, gegen den Angeschuldigten eintreten. Dieser selbst wird Inculpat (s. d.) genannt, das ganze Verfahren in diesem Abschnitte summarische Untersuchung, von einigen aber auch minder feierliche Specialinquisition. Ergibt sich, daß ein voller Beweis der Schuld ungeachtet vorhandener starker Verdachtsgründe nicht hergestellt werden kann, so ergeht nun ein «von der Instanz entbindendes» Urtheil, welches den Angeschuldigten von dem Criminalproceß auf so lange befreit, als nicht neue Umstände in Betreff der vorliegenden verbrecherischen That sich gegen ihn ergeben; bisweilen wird auch auf den Reinigungseid erkannt. Ist aber der Beweis der Schuld nicht bis zu hoher Wahrscheinlichkeit gebracht oder ist die Nichtschuld als Gewißheit gestellt, so erfolgt ein völlig lossprechendes Erkenntniß. Bei vorhandenem Geständniß oder eingetretener Ueberführung wird bei geringern Verbrechen, auf Verlangen des Inculpaten nach vorgängiger Vertheidigung, sofort ein Straferkenntniß gefällt. Liegt dagegen ein Verbrechen vor, welches wenigstens schwere Leibesstrafen nach sich zieht, und ist der Angeschuldigte entweder geständig

Digitized by Google

oder doch halber Beweis gegen ihn vorhanden, so geht das Verfahren 3) in den eigentlichen feierlichen Criminalproceß oder die Specialinquisition über, und es tritt in der Regel nach vorgängigem Erkenntniß das artikulirte Verhör, eine Vernehmung des Angeschuldigten, der jetzt Inquisit heißt, über die in Artikel gebrachten Hauptpunkte der Anschuldigung vor gehörig besetztem Criminalgericht ein. Diese Specialinquisition zieht eine Ehrenschmälerung für den durch sie Betroffenen nach sich; daher vorherige Vertheidigung zu ihrer Abwendung gestattet zu werden pflegt. Hierauf folgt Vertheidigung und Enderkenntniß.

Inschrift, Inschriftenkunde, s. Aufschrift und Epigraphik.

Insekten, auch Kerfe oder Kerbthiere genannt von der äußern Gestalt ihres Leibes, welcher gleichsam eingekerbt erscheint und mit wenigen Ausnahmen aus den drei deutlich geschiedenen Haupttheilen Kopf, Bruststück und Hinterleib besteht, bilden unter den wirbellosen Gliederthieren eine eigene große Abtheilung. Sie unterscheiden sich von den verwandten Thierklassen, den Spinnen- und Krustenthieren, mit welchen sie die Gliederung des Körpers und der Beine gemeinsam haben, durch die Zahl der Füße, die stets sechs beträgt, die Anheftung derselben an dem Bruststück mit Ausschluß des stets anhanglosen Hinterleibes und meist auch durch die Ausbildung von ein oder zwei Paaren verschieden gebauter Flügel. Ein eigenthümliches inneres Skelet fehlt ihnen; dagegen ist ihre Hülle meist hornig oder hart und trägt den Namen des Hautskelets. Das Nervensystem der J. besteht aus einer durch Längsstränge verbundenen Kette von Knoten, welche in der Mittellinie des Bauchs verläuft (Bauchnervenstrang), und einem gehirnartigen Theile, der in dem Kopfe liegt und mit dem Bauchstrange durch Fäden verbunden ist, die einen Ring um den Schlund bilden. Die Hörwerkzeuge hat von Siebold zuerst bei den Geradflüglern in einer Art Trommel aufgefunden, welche bei der Gattung Acridium im ersten Hinterleibsringe und bei den Gattungen Locusta und Gryllus an den Schienen der Vorderbeine dicht unter dem Knie sich befindet. Das Tasten wird besonders durch Fühlhörner oder Antennen vermittelt, die gleichfalls von mannichfaltigster Bildung sind. Besondere Geschmacks- und Geruchswerkzeuge sind nicht bekannt. Am erkennbarsten sind die Augen, die entweder einfach sind, oder als zusammengesetzte äußerlich eine Menge von Facetten gewahren lassen, z. B. an der Stubenfliege 4000, an Stachelspringkäfern 25,000. Daß die Sinne der J. übrigens scharf sein müssen, lehrt die tägliche Erfahrung, z. B. die Schnelligkeit, mit welcher viele einem Schlage ausweichen, ihr rasches Aufspüren angemessener Nahrung, ihre Vermeidung vergifteter Lockspeisen und Aehnliches. Ihre Bewegungen sind nicht allein kräftig und sehr ausdauernd, sondern geschehen oft, namentlich jene des Fliegens, mit reißender Schnelligkeit, indem die Muskeln der J. nicht allein sehr zahlreich, sondern meist auch unter den günstigsten Bedingungen angeheftet sind. Jeder organische Stoff wird von den J. als Nahrung benutzt, indeß ist jede Gruppe von ihnen auf irgendein bestimmtes Nahrungsmittel angewiesen. So gibt es Käfer, die nur thierische Stoffe verzehren, wie Speckkäfer, Todtengräber; andere, die nur an pflanzliche sich halten. Unter den letztern genießen manche nur Samen, andere nur Blätter; ganze Ordnungen, wie Schmetterlinge, nähren sich allein von Pflanzensäften, oder sind allein Raubthiere, wie die Libellen. Da nun die Nahrung entweder flüssig oder fest sein und dann Zerkleinerung erheischen kann, so ergibt sich an den Mundwerkzeugen ein wichtiger Unterschied; sie sind entweder zum Beißen oder zum Saugen eingerichtet, und zwar gehen die saugenden Mundtheile durch allmähliche Umwandlungen aus den beißenden hervor, die stets aus einer Ober- und einer Unterlippe und zwei Paaren seitlich gestellter Kiefer, die horizontal gegeneinander arbeiten, den Kinnbacken (mandibulae) und Kinnladen (maxillae), bestehen. Die Verdauungswerkzeuge sind zwar merklich verschieden von denjenigen höherer Thiere, allein keineswegs von sehr einfachem Bau. Das Blut der Kerfe ist farblos und kalt und läuft nicht in Gefäßen um, obgleich eine Art von Herz, das sog. Rückengefäß, dasselbe in Bewegung setzt. Die Athmungsorgane bestehen in vielästigen, den Körper durchziehenden Kanälchen oder Luftröhren (Tracheen), die an den Seiten des Hinterleibs durch eine Reihe von Löchern oder Stigmen ausmünden, niemals in Lungen; bei dem unausgebildeten J., der Larve, bisweilen in Kiemen, wenn ihm anders das Wasser zum Aufenthaltsort angewiesen ist. Eine eigentliche Stimme kommt keinem J. zu; denn die vielfachen, oft sehr lauten Töne desselben gehen nie aus den Luftwegen desselben hervor, sondern entstehen durch andere, oft sehr künstliche Organe infolge von Reibung oder raschem Erzitternlassen. So wird bei manchen Käfern das Zirpen durch Reibung verschiedener Rumpftheile aneinander, bei den Heuschrecken durch Reibung der Beine an den Flügeldecken bewirkt; bei den Fliegen das Summen durch die Luft, welche aus den vordern Luftlöchern an der Brust aus- und einströmt. Bei den Zweiflüglern befindet sich

Digitized by Google

am ersten Bruststigma eine halbmondförmige, aus Hornblättchen bestehende Scheibe, welche durch die Luftströmung ertönt. Die Geschlechter sind meist gesondert, doch gibt es auch Fälle von einseitiger Fortpflanzung (sog. Parthenogenesis), wie bei den Blattläusen. Die meisten legen Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Ihre Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß und wird bei vielen vermehrt durch bald eintretende Zeugungsfähigkeit der Jungen. Ein Paar Schmeißfliegen kann am Ende eines fünfmonatlichen Sommers eine Nachkommenschaft von 500 Mill. haben. Das merkwürdigste Beispiel liefern die Blattläuse, wo aus einem Individuum in der fünften Generation schon 5900 Mill. Nachkommen entsprossen sind.

Die meisten J. haben eine Reihe von körperlichen Umänderungen oder Metamorphosen (s. d.) zu durchlaufen, ehe sie als vollkommen ausgebildet in die Periode ihres Lebens gelangen, wo sie eine erneute Verwandlung nicht mehr erfahren und allein zeugungsfähig sind. Es können diese Verwandlungen mehr oder weniger allgemein sein, und daher hat man in der Wissenschaft die Zwischenstufen festgesetzt, welche einer jeden Gruppe von J. unabänderlich zukommen. Das bekannte Beispiel vollkommener Verwandlung bietet der Schmetterling (s. d.). Auf ähnliche Weise geschieht die Metamorphose bei Käfern, deren Larven oft für Würmer gehalten werden; bei Fliegen, deren kopf- und beinlose Larven Maden heißen. Die meist 22beinigen Larven der Blattwespen nennt man Afterraupen. Den J. mit vollkommener Verwandlung (Metabola), bei welchen, wie bei den angeführten, eine ruhende Puppe gebildet wird, stehen die J. mit unvollkommener Verwandlung (Ametabola) gegenüber, zu denen die Geradflügler (Orthoptera), Halbflügler (Hemiptera) u. s. w. gehören, bei denen kein ruhender Puppenzustand existirt und die Larve durch successive Ausbildung der Flügel u. s. w. in den vollkommenen Zustand übergeht. Die Lebensdauer der J. hängt in der Regel von dem Verlauf ihrer Metamorphose ab; die Mehrzahl der Schmetterlinge, Immen und Netzflügler ist einjährig, d. h. aus dem im Herbst gelegten und überwinterten Ei wird im nächsten Sommer ein vollständiges J. sich gebildet haben, welches gemeiniglich die Begattung nicht lange überlebt, aber den Keim seiner Nachkommenschaft zurückläßt. Bei Käfern, z. B. den Maikäfern, dauert der Larvenzustand (der Engerling) oft mehrere Jahre, das vollkommene Thier aber lebt höchstens einen Sommer. Nicht groß ist die Zahl derjenigen J., welche als ausgebildete einige Jahre leben, wie z. B. die Bienen.

Die Verbreitung der J. reicht über die ganze bewohnbare Erde. Wiewol sie selbst in Grönland und auf den höchsten Alpen nicht ganz fehlen, so sind sie doch in Aequatorialländern am zahl- und artenreichsten und zugleich durch Größe und Pracht der Färbung am meisten ausgezeichnet. Sie sind mehr Luft- als Wasserthiere; im Meere hat man nur einen Taumelkäfer (Gyrinus marinus) und eine Wanzengattung (Halobates) rudernd gefunden. Indessen zeigen sie in Hinsicht auf Wohnung, Ernährung und Lebensweise so viel Mannichfaltigkeit, daß es unmöglich ist, hierüber etwas Allgemeines zu sagen. Ihre geistigen Eigenschaften sind höher als bei allen andern wirbellosen Thieren ausgebildet und zeigen sich namentlich in ihrem Haushalt (Bienenstaat), in der Sorge für die Jungen, in besondern Kunsttrieben u. s. w., ja diese hohe Entwickelung befähigt sie sogar zu jenen gegenseitigen Mittheilungen, die mindestens bei Bienen und Ameisen unzweifelhaft vorkommen. Dem Menschen gegenüber sind die meisten J. schädliche Thiere, indem die einen ihn unmittelbar als Schmarotzer angreifen, andere Wälder, Ernten und Vorräthe aller Art zerstören, noch andere Wohnungen und Geräthe zernagen. Direct nützlich sind nur sehr wenige, wie die Seidenraupe und die Biene. Das Reich der Kerfe zieht ebenso sehr an durch seinen Reichthum an Formen und durch seinen Farbenglanz als durch den Ausdruck einer nimmer rastenden Thätigkeit und das Wunderbare der Organisation. Daher erklärt es sich, warum die Insektenkunde oder Entomologie (s. d.) von jeher so hoch in Gunst gestanden und eine größere Zahl von Bearbeitern aufzuweisen hat als die übrigen Klassen des Thierreichs zusammengenommen. Infolge dieser allseitigen Bestrebungen mehrt sich das schon jetzt an 120,000 Arten begreifende Verzeichniß in das Unübersehbare, während die Anatomie, Entwickelungsgeschichte, Physiologie und Systematik der J. täglich neue Aufklärung erhalten. In Bezug auf die systematische Anordnung wurden verschiedene Systeme aufgestellt, indem Linné die einzelnen Ordnungen nach der Zahl und Bildung der Flügel, Fabricius nach der Structur der Mundtheile unterschied. Die Ordnung der Flügellosen oder Apteren, die man früher noch aufstellte, ist jetzt meist verlassen und die dazu gerechneten Kerfe den andern Ordnungen zugetheilt worden, sodaß man jetzt, mit Berücksichtigung der Flügel, Mundtheile und Verwandlung, folgende Ordnungen unterscheidet: Mit beißenden Mundtheilen und vollkommener Verwandlung: 1) Adlerflügler (Hymenoptera) mit vier gleich gebauten, ästig geaderten, häutigen Flügeln (Bienen, Wespen, Ameisen); 2) Netz-

Digitized by Google

flügler (Neuroptera) mit vier gleich gebauten, netzförmig geaderten Flügeln (Ameisenlöwen, Frühlingsfliegen); 3) Käfer (Coleoptera) mit zu hornigen Decken umgewandelten Vorderflügeln (Maikäfer, Rüsselkäfer u. s. w.). Mit beißenden Mundtheilen und unvollkommener Verwandlung: 4) Geradflügler (Orthoptera); vier sehr mannichfach gestaltete Flügel, die Vorderflügel bald deckenartig, bald wie die Hinterflügel (Termiten, Schaben, Heuschrecken, Libellen). Mit saugenden Mundtheilen und unvollkommener Verwandlung: 5) Halbflügler (Hemiptera); vier bald gleiche, bald ungleiche Flügel, ein gegliederter Schnabel (Wanzen, Blattläuse, Cicaden). Mit saugenden Mundtheilen und vollkommener Verwandlung: 6) Schmetterlinge (Lepidoptera); vier häutige, gleichgebaute, mit farbigen Schuppen bedeckte Flügel; 7) Zweiflügler (Diptera); zwei häutige Flügel (Fliegen, Schnaken, Mücken u. s. w.). Die Hauptwerke über die I. haben Fabricius (s. d.), Latreille, Kirby und Spencer, Burmeister und Erichson geliefert.

Insektenfresser (Insectivora) heißen kleinere Raubthiere von meist plumpem Bau, mit langem, spitzem Kopfe, scharfen Vorderzähnen, meist kleinen, aber spitzen Eckzähnen und zahlreichen Backzähnen, welche mit kegelförmigen, scharfen Spitzen ineinandergreifen. Sie sind alle Sohlengänger, deren Füße fünf mit Krallen versehene Zehen haben, und unterscheiden sich von den eigentlichen Raubthieren durch den Besitz eines Schlüsselbeins, die Bildung des Gehirns, der Geschlechtstheile und des Mutterkuchens sowie durch manche untergeordnete Einzelheiten der Organisation, wodurch sie mit den Nagethieren mehr übereinstimmen. In unsern Gegenden ist diese Ordnung der Säugethiere durch die Spitzmäuse, Igel und Maulwürfe vertreten, in Afrika durch die mit langen Hinterfüßen versehenen, in Erdhöhlen lebenden Springrüßler (Macroscelides) und die Otterigel (Potamogale), in Madagascar durch zahlreiche Gattungen der Madagascar-Igel (Centetes), in Asien durch auf Bäume kletternde Arten (Cladobates). Alle leben wesentlich von Insekten und kleinern Wirbelthieren. Fossile I. kommen im Eocän Nordamerikas und im Miocän Europas vor.

Insektenpulver (Persisches), ein in neuerer Zeit als Mittel zur Vertreibung, ja Tödtung von Flöhen, Wanzen und andern der Insektenwelt angehörigen Parasiten angewendetes Pulver, welches aus den Scheibenblüten einiger in Kaukasien wildwachsenden Arten der Compositengattung Pyrethrum, namentlich des P. carneum und roseum, besteht. Beide Arten sind perennirende Kräuter mit fiedertheiligen Blättern und einzelnen endständigen Blütenkörbchen von der Größe derjenigen unserer gemeinen Wucher- oder Käseblume (Chrysanthemum Leucanthemum), deren Blüten und Samen in Dalmatien auch in großer Menge zu I. verarbeitet werden. Die Strahlblüten sind blaß- oder rosenroth, die kleinen Scheibenblüten gelb. Das daraus bereitete Pulver kommt höchst selten rein zu uns, indem es meist schon im Vaterlande der genannten Pflanzen mit den Scheibenblüten anderer Compositen, namentlich von Kamillenarten vermengt wird. Obwol diese Pflanzen bei uns im Freien aushalten, so würde sich ihr Anbau doch nicht verlohnen, da in unserm Klima die Scheibenblüten nicht den insektenvertreibenden, noch unbekannten Stoff in der erforderlichen Menge zu entwickeln scheinen. Man findet sie jetzt in unsern Gärten bisweilen als Zierpflanzen. Das erste Exporthaus für das I. wurde bereits 1842 zu Tiflis gegründet, die Hauptfabrikation jedoch 1854 nach Wien verlegt. Die Fabrik von J. Zacherl in Wien stellte jährlich über 600 Ctr. I. dar, welches nach allen Weltgegenden, besonders viel nach Nord- und Südamerika, exportirt wird.

Insel (lat. insula, franz. île, engl. island, span. isla, portug. ilha, dän. und schwed. ö oder holm, fries. oge, isländ. ey oder holmi, russ. ostrow, arab. dschesireh) nennt man gewöhnlich kleinere, ringsum von Wasser umflossene, zusammenhängende Theile der festen Erdoberfläche. Aber auch die Continente sind rings von Wasser umgeben, und der blos quantitative Unterschied reicht daher zur Begriffsbestimmung nicht aus: Grönland, Neuguinea, Borneo, Sumatra, Madagascar heißen I., wie das kleine St.-Helena oder Helgoland; dagegen gilt Australien (Neuholland) als Continent. Der Unterschied ist vielmehr ein qualitativer. Von Meer umgebene Länder heißen dann I., wenn sie nicht, wie ein Continent oder ein Erdtheil (s. d.), durch eine Gesammtheit physischer Bestimmungen in sich abgeschlossene Theile der festen Erdform bilden (d. h. wenn bei ihnen keine der charakteristischen Formen des Festlandes, nämlich Gebirgsganzes, orogr. und hydrogr., klimatolog., botan., zoolog. und ethnogr. Verhältnisse u. s. w., den scharf ausgeprägten Stempel der Selbstständigkeit, das Gepräge der Individualität, trägt), sondern wenn sie in dieser Beziehung von andern Formgesammtheiten beherrscht erscheinen. So heißt Madagascar dem beherrschenden afrik. Hochlande gegenüber eine I., dagegen Australien, in der Mitte und gegenüber der südind. und Südsee-Inselwelt, ein Continent. Kleine I. pflegt man auch Eilande und die von zwei

Digitized by Google

Armen eines Flusses gebildeten Werder oder Wörth zu nennen. Eine Anzahl nahe beisammen liegender I. heißt eine Inselgruppe oder Archipel, und eine in gerader Linie nacheinander fortlaufende Reihe derselben eine Inselkette. Ein vom Meer umflossenes, von einer Seite mit dem Festlande zusammenhängendes Land nennt man eine Halbinsel (s. d.) Was die Entstehung der I. betrifft, so unterscheidet die neuere Geologie seit Leopold von Buch zwei ihrem Charakter nach wesentlich verschiedene Arten. Die einen, welche langgestreckt und schmal erscheinen und an den gegenüberliegenden Enden meist in Spitzen auslaufen, müssen sowol vermöge ihrer geognost. Beschaffenheit als wegen der Vertheilung ihrer Gebirge und des auffallenden Parallelismus ihrer Richtung untereinander als abgerissene Theile des festen Landes, als Stücke ehemaliger Continente betrachtet werden, weshalb man sie auch Continental- oder Gestade-I. nennt. Die andere Art von I. aber, pelagische oder oceanische I. genannt, welche sich in ihrem Haupttypus mehr der runden als der elliptischen Gestalt nähern, begreift rein selbstständige Bildungen und in sich abgeschlossene Individuen unter sich, die ihre Entstehung entweder vulkanischen Wirkungen und Einflüssen verdanken oder der unermüdeten Thätigkeit der in der Tiefe des Meers wohnenden Korallenthiere. Hierher gehört die große Anzahl der jährlich noch in der Südsee und im Indischen Meere entstehenden Koralleninseln, die aber bei dem Mangel des individuellen Gepräges ihrer gesammten Naturverhältnisse den Continenten gegenüber doch nur als particuläre Existenzen erscheinen. Die Gestalt beider ist wesentlich voneinander verschieden. Im erstern Falle nämlich ragen diese I. hoch aus dem Meere hervor, haben eine mehr oder minder vollkommene Kegelgestalt und häufig jetzt noch thätige Vulkane; im zweiten bilden sie niedrige, ebene Flächen, welche in ihrer Mitte stets niedriger bleiben als die sie umgebende, an den Ufern aufgeworfene Korallenmauer. Den gesammten Flächeninhalt aller bekannten I. der Erde berechnet man, Australien als Festland angenommen, zu etwa 7,200,000 oder 8,800,000 QKilom. Die größten I. sind Grönland und Borneo; ihnen zunächst stehen Neuguinea, Madagascar, Sumatra, Nipon, Großbritannien. Die meisten I. liegen im Becken des Großen Oceans, den Erdtheil Oceanien (s. d.) bildend.

Inseln der Seligen waren nach einem griech. Mythus glückliche Inseln am Westrande der Erde im Ocean, wo die auserwählten Lieblinge der Götter, dem Tode entrückt, in Wonne und Fülle des Ueberflusses lebten. Dieselbe Idee liegt schon dem Homerischen Elysium (s. d.) zu Grunde. Hesiod schilderte die Inseln der Seligen besonders als Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen, und so erhielten sie oder das Elysium bei den nachfolgenden Dichtern, z. B. bei Pindar, sowie in der röm. Poesie, namentlich seit dem Zeitalter des Augustus, allerhand Ausschmückungen. Herodot gibt einer der libyschen Oasen den Namen Insel der Seligen, daher sie einige nach Aegypten versetzen, während sie die Alten selbst an der Küste von Spanien suchten. Neuere glaubten sie in den jetzigen Canarischen Inseln wiederzufinden. Eine sehr anziehende Beschreibung gibt Muret im ersten Abschnitt des fünften Buchs seiner «Variae lectiones» (neue Ausg. von Wolf, Halle 1791).

Inseparables (franz.) oder die Unzertrennlichen nennt man einige kleine Papagaien, welche zur Gruppe Zwergpapagai (Psittacula) mit befiederten Wangen gehören und sich durch ihren großen Geselligkeitstrieb auszeichnen, sodaß sie in der Gefangenschaft nicht einzeln am Leben bleiben, sondern der Tod des einen gewöhnlich auch den Tod des andern nach sich zieht. Besonders werden der brasilianische Sperlingspapagai (Psittacus passerinus) und der Taubenpapagai (P. pullarius) wie noch einige andere Arten mit dem Namen der Unzertrennlichen belegt und in Menagerien öfters gezeigt. Die brasil. Zwergpapagaien halten in Flügen von Tausenden zusammen und richten großen Schaden in den Maisfeldern an; eingefangen werden sie sehr zutraulich, dauern aber in der Gefangenschaft nicht lange aus.

Insignien (lat.) nennt man alle äußern Andeutungen der Macht und der Würde, des Standes, der Amtsgewalt und der Auszeichnung. Die I. der Könige bei den Römern waren die goldene Krone, der elfenbeinerne Stuhl und die mit Beilen ihnen vorangehenden 12 Lictoren, welche auch in der röm. Republik beibehalten wurden und hier die Consuln sowie die übrigen hohen Magistratspersonen begleiteten. Die I. der römisch-deutschen Kaiser waren die Reichskleinodien. Gegenwärtig bilden Krone und Scepter die I. der europ. Monarchen. Zu den I. der Ritterschaft gehören Helm und Schild (das Wappen), als I. der Heere sind Fahnen und Adler zu betrachten. Ebenso sind die Marschallsstäbe, der Stab des Lordmayors in London, die Roßschweife der türk. Paschas I. ihrer Würde. Die I. der hohen kath. Geistlichkeit bestehen in Pallium, Inful, Stab und Ring. Die Hand ist I. der Gerechtigkeit und das Beil die der hohen Gerichtsbarkeit. Dem Begriff nach verschieden von I. ist das Symbol (s. d.).

Digitized by Google

Insinuation (lat.) bezeichnet die Einreichung einer Schrift bei einem Gerichtshofe, einer Behörde, dann aber besonders die Einhändigung einer gerichtlichen Vorladung (insinuatio citationis) an die Betheiligten. Diese J. von seiten des Gerichts muß in der Regel dem Betreffenden persönlich oder seinem Bevollmächtigten oder gesetzlich anerkannten Stellvertreter von verpflichteten Boten übermacht werden. Dieselben haben dem vorladenden Gericht darüber Meldung zu machen, und ihre Angabe in Betreff der J. gilt so lange, als das Gegentheil nicht bewiesen ist. Die Bestimmungen über J. oder Zustellungen befinden sich in der neuen Civilproceßordnung für das Deutsche Reich, welche spätestens mit dem 1. Oct. 1879 Gesetzeskraft erhalten soll, in den §§. 152—190. Sie erfolgen durch Gerichtsvollzieher (s. d.).

In solidum, s. Solidarisch.

Insolvenz (lat., d. i. Zahlungsunfähigkeit), s. Bankrott.

Inspection (lat.), d. i. Inaugenscheinnahme, Prüfung, ob eine Sache in der vorschriftsmäßigen Ordnung sich befinde, daher auch irgendeine zu diesem Zwecke bestellte Behörde, heißt besonders in der Heeresorganisation die obere Behörde gewisser Truppenabtheilungen, welche für ihre technischen Leistungen einer speciellen Aufsicht und Leitung bedürfen, wie die Artillerie, die Ingenieure und Pioniere, die Jäger und Schützen. Auch die Festungen, das Militärbildungswesen und die Remontirung sind meist unter besondere Inspecteure gestellt. Inspicirung heißt daher die von einem höhern Vorgesetzten unternommene Besichtigung einer Truppe zur Prüfung ihres Materials und ihrer militärischen Leistungen.

Inspiration (lat.), d. h. Eingebung, eigentlich Einhauchung, heißt in der theol. Sprache eine übernatürliche Einwirkung des göttlichen Geistes auf den Menschengeist, durch welche der dieser Einwirkung Theilhaftige göttlicher Kundgebungen, Belehrungen u. s. w. theilhaftig wird. Es war eine Vorstellung des ganzen heidnischen und jüd. Alterthums, daß nicht blos Priester und Priesterinnen, sondern auch Weise, Künstler, Dichter mit der Gottheit im unmittelbaren Verkehr ständen und göttliche Mittheilungen empfingen. (S. Offenbarung.) Daher haben alle Religionsstifter beansprucht, daß sie für unmittelbar von Gott gelehrt gehalten würden. Auf solche unmittelbare göttliche Kundgebungen führten die hebr. Propheten ihre Reden und Aussprüche zurück, und das spätere Judenthum betrachtete auch das Gesetz und sämmtliche heiligen Schriften als von Gott eingegeben, eine Vorstellung, welche auch auf die neutestamentlichen Schriftsteller überging und später nach Feststellung einer neutestamentlichen Schriftsammlung vom Alten Testament auch auf das Neue übertragen wurde. Allmählich bildete sich so die Vorstellung aus, daß die biblischen Schriftsteller nicht blos übernatürliche Mittheilungen und den Auftrag, sie niederzuschreiben, von Gott empfangen hätten, sondern daß auch die niedergeschriebenen Worte vom göttlichen Geiste eingegeben seien. Doch lehnte man seit Ende des 2. Jahrh. die ältere Ansicht ab, daß die Propheten und Apostel unbewußte und willenlose Werkzeuge des Heiligen Geistes gewesen seien, und lehrte, sie seien wol Werkzeuge des göttlichen Geistes gewesen, aber weder unfreiwillige noch bewußtlose. Die mittelalterliche Theologie hat diese Inspirationslehre festgehalten, ohne sie weiterzubilden.

Eine neue Bedeutung erlangte sie erst für den ältern Protestantismus, welcher sich genöthigt sah, der absoluten Unfehlbarkeit der päpstl. Kirche (s. Infallibilität) die nicht minder absolute Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens gegenüberzustellen, da man beiderseits in Sachen des Glaubens eine fixe und fertige, schlechthin unantastbare äußere Autorität verlangte, der Protestantismus diese aber nicht in der «Kirche», sondern nur in «Gottes Wort» erkennen zu dürfen überzeugt war. Infolge dieser wesentlich veränderten Stellung zur Schrift wurde auch die Inspirationslehre zu ihren äußersten Consequenzen ausgebildet, während die röm. Kirche noch im Tridentinum bei den ältern schwankenden Bestimmungen darüber verharrte. Allerdings finden sich noch bei den Reformatoren, namentlich bei Luther und Zwingli, sehr freisinnige Aeußerungen über die Schrift und über den Werth einzelner Bücher derselben, ja die luth. Theologie nahm sogar einen Anlauf zur Erneuerung der historisch-dogmatischen Bibelkritik. Aber wie schon Luther im Kampfe nicht blos gegen Rom, sondern auch gegen Zwingli und die «Schwarmgeister» auch wieder auf dem Buchstaben der Bibel bestand, so mußte das allgemein prot. Verlangen nach «Reinheit der Lehre» und die Auffassung der Bibel als eines göttlich gegebenen Lehrcodex freiere Regungen bald genug in den Hintergrund drängen. Seit dem 17. Jahrh. bildete sich so das Lehrstück von der absoluten Untrüglichkeit des Bibelbuchstabens vollständig aus. Der Heilige Geist oder die dritte Person der Trinität ist hiernach nicht allein der primäre, sondern strenggenommen der einzige Verfasser des daher von Anfang bis Ende schlechthin vollkommenen Bibelbuchs, die menschlichen Schriftsteller nur seine «Hände und

Digitized by Google

Federn». Der Heilige Geist hat diesen nicht etwa blos die Gedanken eingegeben und den Ausdruck derselben vor Irrthum bewahrt, sondern er hat ihnen auch die Worte dictirt, daher alles Einzelne in der Schrift, nicht blos alles Dogmatische, sondern auch alles Historische, Chronologische, Geographische, Naturgeschichtliche darin absolut irrthumslos und für den Glauben schlechthin verbindlich ist. Selbst das Vorhandensein grammatischer und stilistischer Ungenauigkeiten und die Möglichkeit des Eindringens falscher Lesarten wurde geleugnet. Als die fortschreitende Forschung in den Bibelhandschriften zahllose Varianten, die philol. Betrachtung auch allerlei Verschiedenheiten des Stils, namentlich im Neuen Testamente, im Vergleiche mit der classischen Grücität viele Spuren einer schon gesunkenen Sprache entdeckte, hatten die Orthodoxen schwere Mühe, sich mit diesen Thatsachen zurechtzufinden. Einmal durchlöchert, ging die altprot. Inspirationslehre Schritt für Schritt ihrer Auflösung entgegen.

Schon die Socinianer und Arminianer hatten die I. auf die Bewahrung der biblischen Schriftsteller vor jedem Irrthume beschränkt; Georg Calixtus (s. d.) wollte die positive I. nur auf Mittheilung der zur Erlösung nothwendigen Wahrheiten beziehen und hielt im übrigen ebenfalls die negative Bewahrung vor Irrthum für ausreichend. Seit dem 18. Jahrh. mehrten sich die Angriffe auf die Inspirationslehre. Eine unbefangene Betrachtung des Inhalts der Schrift führte immer mehr zu der Ueberzeugung von ihrem wesentlich menschlichen Charakter. Die Eigenthümlichkeit der Verfasser macht sich nicht nur im Stil, sondern auch in der Auffassung und Darstellung bis ins einzelnste bemerklich. Außer den einander vielfach widersprechenden und sonst unglaubhaften geschichtlichen Berichten, ihren häufigen Conflicten mit der Naturwissenschaft, ihrem theilweise sagenhaften, theilweise tendenziösen Charakter zeigte sich auch im Dogmatischen nicht blos eine Entwickelung der Lehre vom Unvollkommenern zum Vollkommenern, sondern auch noch im Neuen Testamente selbst eine Mehrheit von zum Theil ausschließenden Lehrtypen und eine durchgängige Abhängigkeit der religiösen Vorstellungsform von der Weltanschauung und den Bildungsvoraussetzungen des Alterthums. Auch die vom ältern Rationalismus an die Stelle der Inspirationslehre gesetzte menschliche Glaubwürdigkeit der biblischen Berichte ließ sich nur durch eine sehr kühne Auslegungskunst einen Augenblick halten. Hierzu kam endlich die literarhistor. Kritik, welche in weit umfassenderm Grade denn je von der durchgängigen Echtheit der biblischen Bücher Abzüge machte und die geschichtliche Entstehung derselben rein menschlich zu erklären wußte. Die moderne Orthodoxie hat die meisten dieser wissenschaftlichen Ergebnisse geleugnet und jede Anwendung der histor. Kritik auf das «göttliche Wort» als einen Frevel am Heiligthum von sich gewiesen. Dennoch ist auch sie fast durchgängig von dem ungläubigen Zeitgeiste angesteckt, indem sie die altorthodoxe Inspirationslehre als unhaltbar bezeichnet und dafür einer geistigern Auffassung sich rühmt, die jedoch nichts ist als eine Erneuerung der von den Vätern der Orthodoxie als häretisch abgewiesenen Ansicht Calixt's. Gibt man einmal bei der Entstehung der Bibel auch eine menschliche Seite zu, so muß man auch die Möglichkeit menschlichen Irrthums und ebendamit das Recht der Kritik, welcher sich keine äußern Schranken ziehen lassen, zugestehen. Die freie Theologie der Gegenwart hat den Begriff der I. auf die religiöse Begeisterung zurückgeführt, die bleibende Bedeutung der Schrift aber in ihrem specifisch religiösen Gehalte gesehen. Sofern im geschichtlichen Christenthum die Idee der vollkommenen Religion thatsächlich verwirklicht ist, besitzen wir in den biblischen Schriften die Urkunden über deren geschichtliche Begründung, wie dieselbe im Alten Testament vorbereitet, im Neuen Testament aber vollends offenbart worden ist. Eben darum ist der religiöse Inhalt der Schrift «Gottes Wort», d. h. Gesetz und Evangelium, welche in ihrer untrennbaren Zusammengehörigkeit die Ordnung der vollkommenen Erlösungsreligion darstellen.

Installation (lat.) nennt man die Einweisung in ein Amt, besonders aber in ein geistliches, und zwar an dem Orte, wo der Berufene seine Wirksamkeit äußern soll.

Instanz (lat., von instare, bei etwas bestehen, eine Sache verfolgen) wird gebraucht, um die stufenweise nacheinander angerufenen Gerichte zu bezeichnen. Früher gab es im deutschen Strafprocesse eine Freisprechung ab instantia, wenn kein bestimmtes Ergebniß bei der Beweisaufnahme sich herausgestellt hatte, weder Schuld noch Unschuld positiv dargethan war. Nach der neuen Strafproceßordnung ist ein solches Urtheil nicht zulässig, vielmehr kann das Urtheil nur auf Freisprechung, Verurtheilung oder Einstellung des Verfahrens lauten, und letztere tritt nur ein, wenn bei einer nur auf Antrag zu verfolgenden Handlung sich ergibt, daß der erforderliche Antrag nicht vorliegt oder wenn der Antrag rechtzeitig zurückgenommen ist.

Insterburg, Kreisstadt und Garnisonsort im ostpreuß. Regierungsbezirke Gumbinnen, Knotenpunkt der Preußischen Ostbahn, zwischen Königsberg, Tilsit, Eydtkuhnen, Lyck und Thorn,

Digitized by Google

90 Kilom. östlich von Königsberg, an der Angerap und Inster, welche sich hier zum schiffbaren Pregel vereinigen, freundlich gelegen, ist der Sitz eines Appellations- und eines Kreisgerichts, einer Handelskammer und einer Reichsbankcommandite, hat ein Schloß, zwei evang. Kirchen, ein Gymnasium mit Realschule, eine höhere Töchterschule, eine Fortbildungsschule, eine Provinzialstrafanstalt, ein bedeutendes Landgestüt und zählt (1875) 16,380 E. J. ist eine lebhafte Fabrikstadt und treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Flachs u. dgl. Zahlreiche Genossenschaften, darunter der Vorschußverein mit einem Umsatz von nahezu 20 Mill. Mark, unterhalten ein reges gewerbliches Leben. J. ist als Schloß vom Deutschen Orden erbaut worden, war eine Comthurei und wurde 1317 in eine Pflege verwandelt. Nachdem 1525 die Pflege aufgehoben und J. der Sitz eines Amts geworden war, wurde der Ort 1583 zur Stadt erhoben, die besonders seit dem 17. Jahrh. wuchs, wo sich zahlreiche schott. Familien des Handels wegen daselbst niederließen. — Der Kreis J. zählt 1200 QKilom. mit (1875) 68,628 E. In demselben liegt das Dorf Groß-Jägerndorf, bei welchem 30. Aug. 1757 die Preußen unter Lehwald von den Russen unter Apraxin besiegt wurden.

Instinct (lat.) oder Naturtrieb nennt man bei thierischen Wesen jeden bewußtlosen und unwillkürlichen Antrieb ihrer Thätigkeit. Er äußert sich theils im Begehren oder Vermeiden, theils im Schaffen oder Zerstören u. dgl. Der J. ist meist angeboren, da er sich oft sogleich mit dem Dasein eines thierischen Wesens äußert; doch mag manches, was wir aus Unkenntniß der Thierseele oder aus Unachtsamkeit auf dieselbe für J. erklären, wol ein Ergebniß theils wiederholter Beobachtung, theils der Nachahmung und Angewöhnung sein. Es gibt J., welche allen thierischen Geschöpfen gemein sind, z. B. der Nahrungs- und Geschlechtstrieb, andere, welche nur besondern Thierarten eigen sind, z. B. den Wasservögeln der Trieb, im Wasser zu schwimmen. Noch andere Triebe sind an periodische Bedingungen und Verhältnisse gebunden, z. B. bei Zugvögeln der Trieb zu Versammlungen und Wanderungen. In den J. der Thiere, insbesondere insofern sie sich, z. B. bei den Bibern, Bienen u. s. w., als Kunsttriebe äußern, ist viel Ueberraschendes und Unerklärbares, indem manches Thier in demjenigen, was seine Interessen angeht, vermöge seines J. klüger und scharfsinniger zu Werke zu gehen scheint, als der denkende Mensch nur irgend könnte. Man hat daher den J. auch wol als eine unbewußt und blind wirkende Vernunft aufgefaßt, weil er einerseits mit den Wirkungen der Vernunft wetteifert, andererseits ohne Willkür und ohne Bewußtsein seine Bewegungen mit derselben Blindheit verrichtet, womit die sog. Reflexbewegungen im Muskelsystem auf die ihnen entsprechenden Reize eintreten. Am bestimmtesten und ausgeprägtesten treten die J. bei den Thieren auf, während die Naturanlage des Menschen auf die Entwickelung der vernünftigen Ueberlegung berechnet ist. Beim Menschen wird daher der J. von der geistigen Bildung verdrängt; bei Verwilderung tritt er wieder hervor und macht auch in Zuständen der Krankheit sich nicht selten geltend. So zeigt sich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüssigkeiten; bei großer Schwäche Durst nach Wein; bei Personen, die viel Säure im Magen haben, ein Trieb zu erdigen Mitteln (Kreide, Thon). Oefters ist dies ein J., welcher ein inneres, der Krankheit angemessenes Bedürfniß verkündigt, dessen Befriedigung nicht nur unschädlich, sondern sogar heilsam ist. Aus demselben J. picken die Hühner viel Kalk zu der Zeit, wo sie Eier legen; aus demselben J. trinkt der Eskimo in der strengen Polarkälte Thran in Menge, um den intensiven Athmungs- und Verbrennungsproceß im Innern seines Körpers durch reichliche Zufuhr von Kohlen- und Wasserstoff zu unterhalten. Aber auch mitten in die Thätigkeiten der bewußten Vernunft mischt häufig ein gewisser J. sich wirksam und erfolgreich ein. Denn das, was wir einen richtigen Takt zu nennen pflegen sowol im Urtheil als in der Handlungsweise, ist vielfach ein der bewußten Ueberlegung zu Hülfe kommender dunkler Antrieb, welcher dort ergänzend fortwirkt, wo die bewußte Ueberlegung für sich allein nicht ausreicht. Während die ältere Auffassung an Stelle der Vernunft des Menschen dem Thiere den J. zusprach, erkennt die neuere Naturforschung (Darwin und Nachfolger) nur quantitative Unterschiede der gleichen Seelenvermögen bei Mensch und Thieren an und erklärt die instinctiven Handlungen als «ererbte Gewohnheiten». Triebe geselig lebender Thiere (sowie des Menschen), welche zu gemeinsamen Handlungen führen (das Wandern der Zugvögel, der Nestbau der Bienen, das Tödten der Drohnen und Räuber) werden als Socialinstincte bezeichnet; die Eigenthums- und Lebensachtung bei dem Menschen, die Nächstenliebe, Vaterlandsliebe u. s. f. als analoge J. aufgefaßt.

Institut de France (Institut von Frankreich) ist der Name der höchsten officiellen Körperschaft für Wissenschaft und Kunst in Frankreich, die sich von einer bescheidenen Privatgesellschaft zu der Höhe einer umfassenden und einflußreichen nationalen Anstalt entwickelt hat. Seit 1625

Digitized by Google

versammelten sich zu Paris allwöchentlich einige befreundete Schriftsteller in der Wohnung des Protestanten Valentin Conrart von Chapelain und besprachen in vertrautem Kreise ihre eigenen und anderer literarische und poetische Arbeiten. Die Vervollkommnung der franz. Sprache und Literatur war das ausgesprochene Ziel ihrer Bemühungen. Cardinal Richelieu, der die Bedeutung dieses Strebens begriff, organisirte jene Gesellschaft durch Decret vom 25. Jan. 1635 zu einer nationalen Akademie, der Académie française, an deren Spitze er als Protector trat, welche Stelle nach ihm die franz. Herrscher selbst bekleideten. Die Akademie eröffnete 10. Juli 1637 ihre Sitzungen. Durch ihr Wörterbuch der franz. Sprache und die Einigung der hervorragendsten Schriftsteller hat dieselbe auf die classische Literaturepoche der Franzosen einen großen und nachhaltigen Einfluß geübt. Die Anzahl der Mitglieder war von Anfang an auf 40 bestimmt. Der Académie française schloß sich 1663 die Académie des inscriptions an, zu deren Stiftung der Geschmack jener Zeit an Devisen, Inschriften und Medaillen Veranlassung gab. Den ursprünglichen Stamm derselben bildeten vier Mitglieder der Académie française, welche zunächst den Auftrag hatten, die Inschriften auf öffentlichen Denkmälern und Monumenten zu überwachen und für einen einfachen und geschmackvollen Stil derselben Sorge zu tragen. Später wurde diese Commission zur Académie des inscriptions et belles-lettres erweitert, die 16. Juli 1701 im Louvre ihre erste Sitznng hielt und ihre Arbeiten über das Gebiet der Geschichts-, Alterthums- und Sprachforschung ausdehnte. Die dritte der franz. Akademien, durch wissenschaftliche Bedeutung und Wirksamkeit noch gegenwärtig die erste der Welt, die Académie des sciences, wurde von Colbert 1666 gestiftet, 1699 von Bignon neu eingerichtet und in sechs Klassen eingetheilt, wozu 1785 noch zwei neue Klassen kamen. Der Maler Lebrun hatte 1648 eine Akademie der Malerei gestiftet, welche 1655 ein Patent erhielt und 1664 als Académie de peinture et sculpture von Colbert neu eingerichtet wurde. Außerdem gab es noch eine Académie d'architecture, die Colbert 1671 ebenfalls ins Leben gerufen hatte. Alle diese Akademien wurden in der Revolution durch ein Edict des Convents vom 8. Aug. 1793 unterdrückt. Doch schon 25. Oct. 1795 beschloß das Directorium, einen National-Gelehrtenverein ins Leben zu rufen, dessen Aufgabe die Pflege und Förderung der Künste und Wissenschaften sein sollte. Diese Anstalt erhielt den Namen Institut national und zerfiel in drei Klassen: für die Sciences physiques et mathématiques (die frühere Akademie der Wissenschaften), für die Sciences morales et politiques (die frühere Akademie der Inschriften) und für Littérature et beaux-arts (die frühern Akademien der Malerei und der Architektur). Zusammen zählte das Institut 144 Mitglieder. Bonaparte, der selbst Mitglied des Instituts war und diese Ehre sehr hoch schätzte, bildete 1802 eine Commission, auf deren Gutachten das Nationalinstitut 23. Jan. 1803 eine neue Einrichtung und vier Klassen erhielt: die erste für die mathematischen und Naturwissenschaften; die zweite für franz. Sprache und Literatur, die dritte für Geschichte und alte Literatur, die vierte endlich für die schöne Kunst. Durch Ordonnanz vom 21. März 1816 wurden die vier Klassen in vier besondere Akademien verwandelt, welche in ihrer Gesammtheit den Namen Institut de France behielten. Diese vier Akademien waren: 1) die Académie française, 2) die Académie des inscriptions et belles-lettres, 3) die Académie des sciences, 4) die Académie des beaux-arts. Durch Ordonnanz vom 25. Oct. 1832 wurde der 1803 eingegangene Zweig für die moralischen und polit. Wissenschaften als eine fünfte Akademie, die Académie des sciences morales et politiques, wiederhergestellt. Eine jede der fünf Akademien bildet eine Körperschaft für sich. Die gemeinschaftlichen Fonds werden durch einen Ausschuß von 10 Mitgliedern (zwei von jeder Akademie) unter dem Vorsitz des Unterrichtsministers verwaltet. Sämmtliche Akademiker erhalten eine «Entschädigung» (indemnité) von 1200, die Secretäre von 6000 Frs.

Die Académie française, welche noch immer ihre alten Statuten besitzt und aus 40 Mitgliedern besteht, hat die Bestimmung, die Sprache zu reinigen und festzustellen, die Schwierigkeiten derselben zu erläutern und den Charakter und die Grundsätze derselben aufrecht zu erhalten. Ihre gewöhnlichen Arbeiten bestehen daher in Debatten über alles, was auf Grammatik, Rhetorik und Poetik Bezug hat; ferner in kritischen Bemerkungen über die Vorzüge und Mängel der franz. Schriftsteller und in Vorarbeiten für Musterausgaben von franz. Classikern und besonders für die Abfassung eines Wörterbuchs, welches bei linguistischen Streitigkeiten die höchste Instanz vertritt. Die Académie des inscriptions et belles-lettres, ebenfalls aus 40 Mitgliedern nebst 8 auswärtigen Associés und 50 Correspondenten bestehend, beschäftigt sich vorzugsweise mit der Geschichte und Alterthumswissenschaft, mit dem kritischen und philol. Studium der Sprachen des classischen Alterthums, des Morgenlandes und Mittel-

Digitized by Google

alters, sowie mit der Erläuterung der Urkunden und Quellen für die Geschichte insbesondere Frankreichs. Unter den von ihr herausgegebenen Werken sind außer den «Mémoires» noch besonders hervorzuheben die «Collection de notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque royale et d'autres bibliothèques publiques» und die große, von den Benedictinern der Congregation von St.-Maur begonnene «Histoire littéraire de la France». Die Académie des sciences zerfällt in 11 Sectionen (Geometrie, Mechanik, Astronomie, Geographie und Schifffahrt, allgemeine Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Oekonomie, Anatomie und Zoologie, Medicin und Chirurgie) mit zusammen 63 Mitgliedern, 8 auswärtigen Associés und 100 Correspondenten und gibt heraus: 1) die Protokolle ihrer Sitzungen, 2) die Sammlung ihrer Mémoires, 3) eine Sammlung der von verschiedenen Gelehrten überreichten Mémoires. Die Académie des beaux-arts besteht aus 40 Mitgliedern, die in 5 Sectionen vertheilt sind, aus 10 auswärtigen Associés und einer unbestimmten Anzahl von Correspondenten. Ihr liegt es besonders ob, die Aufgaben zu stellen, die Programme abzufassen und als Schiedsrichter aufzutreten bei den Bewerbungen, die jährlich um die Preise in der Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Kupferstecherei und musikalischen Composition stattfinden. Außerdem bestehen ihre Arbeiten in der Vorlesung der Mémoires und Abhandlungen ihrer Mitglieder und in der Erörterung der Artikel des «Dictionnaire général des beaux-arts», mit dessen Ausarbeitung sie beauftragt ist. Die Académie des sciences morales et politiques zählt laut Decret vom 15. April 1855 40 Mitglieder nebst 6 auswärtigen Associés und 45 Correspondenten und zerfällt in 6 Sectionen: Philosophie; Moral; Gesetzgebung, Staatsrecht und Jurisprudenz; Nationalökonomie und Statistik; allgemeine Geschichte und Geschichtsphilosophie; Politik, Administration und Finanzen. Jede Akademie hat einen ständigen Secretär, mit Ausnahme der Akademie der Wissenschaften, die zwei Secretäre besitzt. Außer den gewöhnlichen Wochensitzungen hält jede Akademie noch eine große Jahressitzung, alle Akademien zusammen jedes Jahr eine feierliche Sitzung. Alle fünf Akademien sind reich dotirt und vertheilen ansehnliche Preise, von denen mehrere von Privaten gestiftet worden sind.

Institutionen (lat., d. i. Belehrungen, Erörterungen, dann Einrichtungen) nennt man vorzugsweise einen Theil des Corpus juris (s. d.), welcher eine encyklopädistische Uebersicht des Römischen Rechts (s. d.) enthält und, obgleich zunächst zur Einleitung des Rechtsstudiums bestimmt, doch auch Gesetzeskraft hat. Die J. wurden unter Justinian im J. 533 durch die Gesetzgebungscommission mit Benutzung des gleichnamigen Lehrbuchs des Gajus (s. d.) ausgearbeitet.

Instruction (lat.) ist soviel als Belehrung, Unterricht, Anweisung; dann bezeichnet es aber auch die Verhaltungsvorschriften, die dem Bevollmächtigten von den Vorgesetzten gegeben werden. Ueber die juristische J. s. Proceß. Instructor bezeichnet einen Lehrer, vornehmlich bei einem Prinzen, zum Unterschied von den eigentlichen Erziehern desselben.

Instrument (lat.) heißt im allgemeinen ein Werkzeug, welches zu wissenschaftlichen, künstlerischen oder technischen Zwecken dient, daher man von mathematischen, astronomischen, physikalischen, chirurgischen und andern J. spricht. — Musikalische J. nennt man alle Werkzeuge, Körper und Maschinen, die zur Klangerzeugung verwendet werden. Nach den verschiedenen Weisen, wie sie intonirt, d. h. zum Erklingen gebracht werden, lassen sie sich in drei Klassen theilen: in Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente. Die Saiteninstrumente theilt man wieder in Streich- und Bogeninstrumente und in harfenartige, die Blasinstrumente (s. d.) in Holz- und Messinginstrumente ein. Eigentlich gibt es nur zwei Arten der Tonerzeugung; entweder ist ein in Schwingung gesetzter fester, elastischer Körper oder ein gebrochener Luftstrom das tongebende Element. Als klingende Körper können die verschiedenartigsten Stoffe in sehr verschiedenartiger Form und Anwendung dienen, z. B. Metall- und Darmsaiten, Holz- und Metallblättchen oder Zungen, gegerbte Thierfelle, Glas- und Metallglocken u. s. w., die wiederum entweder durch Reibung, wie Violon, Violoncello, Bratsche, Violine, Gambe und Harmonica, oder durch Reißen, wie Harfe und Guitarre, oder durch Schlagen mit Hammer oder Klöppel, wie Pianoforte, Hackebret, Pauken und Tamtam, oder durch Wind, wie Oboe, Clarinette, Fagott, Physharmonica und die Zungenwerke in der Orgel, zum Erklingen gebracht werden. Von der zweiten Art sind nur wenige Blasinstrumente, nämlich die Flöte, die Schnabelflöte (flûte douce), das Flageolet, der Ezakan und alle Labialstimmen der Orgel. Trompete, Horn und Posaune rechnet man in der Regel zur ersten Gattung. Ob aber wirklich die Lippen des Bläsers, wie bei den Zungenstimmen, und nicht vielmehr der durch sie gepreßte Luftstrom, wie bei den Labialstimmen, das eigentliche Agens sei, ist noch zu erweisen. Die ältesten, schon bei den Aegyptern, Hebräern und Griechen bekannten J. waren harfen- und zitherartige Saiten-,

Digitized by Google

sowie flöten- und trompetenartige Blasinstrumente. Geigeninstrumente kommen schon im 12. oder 13. Jahrh. vor. Spätern Ursprungs sind Fagott, Oboe und Clarinette, welche letztere erst um 1690 erfunden wurde. Die Klavierinstrumente verdanken ihren Ursprung, muthmaßlich ums J. 1500, dem Versuche, das Hackebret mit einem bequemen Mechanismus zu versehen. Nur wenig früher ist die endliche Vervollkommnung der Orgel zu setzen, obwol die ersten Anfänge ihrer Erfindung in die vorchristl. Zeit hinaufreichen. Von den zahlreichen neuerdings erfundenen J. hat nur die Physharmonica eine gewisse, doch beschränkte Verbreitung gefunden. — In der juristischen Sprache heißt ein J. eine mit gewissen Förmlichkeiten aufgenommene Urkunde, z. B. Notariatsinstrument. Instrumentszeugen werden diejenigen Zeugen genannt, welche als Urkundspersonen bei Aufnahme eines notariellen Acts zugezogen werden.

Instrumentalmusik heißt alle durch Instrumente ausgeführte Musik, im Gegensatze zur Vocalmusik, deren Darstellungsmittel die menschliche Stimme ist. Ursprünglich gleichsam Dienerin, dann Freundin und Vertraute der letztern, ist die J. in neuester Zeit zu solcher Selbstständigkeit gelangt, daß sie unabhängig von jener aufzutreten vermag, ja die einstige Herrin als bloße Gehülfin sich öfters zugesellt, z. B. in Beethoven's Symphonie mit Chören u. s. w. Man hat dies einen Misgriff nennen wollen, doch mit Unrecht. Nicht die Sache, nur ihr Misbrauch, der freilich nicht ausblieb, ist verwerflich. Gleiches gilt von der sog. malerischen Musik und von Massenwirkungen. Bei letztern geht der Einzelcharakter der Instrumente in ihrer vereinigten Klangmasse unter, während jene gerade die verschiedenen Klangfärbungen der einzelnen Instrumente zu allerlei sinnlichen Nachahmungen von Naturklängen u. dgl. benutzt. Bleibt dieselbe dabei im Bereich des Anmuthigen und Heitern, so hat sie ihre Berechtigung; will sie aber durch Donner und Kriegslärm, durch klingenden Sonnenschein oder durch in Tönen dargestellte Seelenzustände, z. B. eines Verbrechers vor der Hinrichtung, wirklich rühren oder erschüttern, so ist dies eine Verirrung. Was endlich jene Form der J. anlangt, die man brillante, Bravour- oder Virtuosenmusik nennt, bei der es auf Darlegung der Geschicklichkeit des Vortragenden abgesehen ist, so ist wohl zu unterscheiden, ob dies des Componisten erster oder gar einziger Zweck war, oder ob er nur zur Erreichung höherer Tendenzen jedes dem Instrumente inwohnende Wirkungsmittel aufbietet. In beiden Fällen wird zum Vortrag des Stücks volle Beherrschung des Instruments, also Virtuosität erfordert; dennoch ist zwischen beiden Arten von Stücken ein gleicher Unterschied wie zwischen einem Meister und einem Virtuosen. Die ausgebildetste Form dieser Gattung ist das Concert (s. d.), das aber in neuerer Zeit durch das Concertino und die sog. Große Phantasie verdrängt zu werden bedroht ist. Außer dem Concert sind noch zu nennen: die Sonate, das Duo, Trio, Quatuor u. s. w., die Ouverture und die Symphonie, welchen letztern beiden das ganze Gebiet aller gegenwärtig üblichen und vorhandenen Instrumente zu Gebote steht. Die J., vor allem ihr Gipfelpunkt, die Symphonie, ist in Bildung und Wesen deutsch, und K. Ph. Em. Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Spohr, Weber, Mendelssohn, Schumann, Gade u. a. sind ihre wichtigsten Förderer und Pfleger. In Bezug auf Instrumentalspiel haben sich namentlich Frankreich, Deutschland und neuerdings Belgien fruchtbar gezeigt, welches letztere eine große Anzahl bedeutender Künstler, hauptsächlich für Violine und Violoncello, wie Bériot, Vieuxtemps, Prume, Servais u. a., aufzuweisen vermag. Italien hat zwar ebenfalls mehrere große Virtuosen, namentlich Geiger, wie Tartini, Corelli, Viotti, Paganini u. a., gehabt, sich aber im ganzen wenig an den Fortschritten der J. betheiligt.

Instrumentation, Instrumentirung, die Anordnung der Instrumente (Tonwerkzeuge) in Instrumentaltonstücken oder Vocalstücken mit Instrumentalbegleitung. Man gebraucht den Ausdruck sowol in Bezug auf ein einzelnes Instrument, als auch, und zwar vorzugsweise, auf die gleichzeitige Verwendung einer Mehrheit verschiedener Instrumentengattungen. In jenem Wortverstande sagt man auch von einem Solostücke (z. B. einer Klaviersonate), es sei gut instrumentirt, wenn Charakter, Klangwirkungen und die technischen Eigenschaften des Instruments in wirkungs- und ausdrucksvoller Weise darin zur Geltung gebracht worden sind, die Partie oder das Stück recht aus der Seele und dem Wesen des Instruments herausgeschrieben ist. Die J. eines mit verschiedenen Instrumentengattungen besetzten Tonstücks verlangt, neben dieser charakteristischen Verwendung jedes einzelnen Instruments, ebenso charaktervolle als wohlklingende Combinationen aller in dem Stücke vorkommenden Instrumente. Man pflegt die J. eines Tonsatzes als eine von der eigentlichen Erfindung und Anlage desselben gesonderte Beschäftigung anzusehen; doch ist sie dies, im wesentlichen wenigstens, nur hinsichtlich der Ausarbeitung im einzelnen, denn wirklich erfunden wird sie mit Entstehung und Ausgestaltung der Tongedanken gleichzeitig, sie ist (oder soll sein) von innen herausgehende Charakterisirung der-

Digitized by Google

selben, nicht blos äußerliche Uebertünchung und nach Willkür umgehängte Gewandung. Zur I. wird vorausgesetzt: genaue Kenntniß der specifischen Charaktereigenthümlichkeiten, des Umfangs, der Klangfarbe, Technik und Notirungsart eines jeden Instruments; ferner sorgfältiges Studium der aus Mischung verschiedener Instrumentengattungen und Arten hervorgehenden Klangwirkungen. Kenntniß hiervon ist vorzugsweise aus den Partituren der Meisterwerke und aus Vergleichung derselben mit der Wirkung in den Ausführungen zu schöpfen. Vgl. außer den Compositionslehrbüchern von Marx und Lobe: Berlioz, «Traité d'instrumentation» (Par. 1844); Gaßner, «Partiturkenntniß» (2. Aufl., 2 Bde., Karlsr. 1842—43).

Insubordination, s. Subordination.

Insurrection (lat.) oder Aufstand, die Erhebung des Volks zur Nothwehr gegen eine für unrechtmäßig angesehene Regierung, ist wohl zu unterscheiden vom Aufruhr (s. d.), der in einer ungeordneten, gewaltsamen Widersetzlichkeit gegen eine obrigkeitliche Anordnung besteht. Die Frage, inwiefern das Volk zu einer solchen Erhebung berechtigt sein könne, fällt unter die allgemeinere Frage nach dem Recht des Widerstandes. — In Ungarn hieß bis zu den Ereignissen von 1848 I. das allgemeine Aufgebot des Reichsadels zur Vertheidigung der Grenzen, was bei dringenden Gefahren vom König ausging, wo dann jeder Adelige verbunden war, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen, wie z. B. 1809 bei Raab gegen Beauharnais.

Integralrechnung heißt derjenige Theil der Infinitesimalrechnung oder höhern Analysis, welcher aus einer gegebenen Gleichung zwischen den Differentialen zweier oder mehrerer veränderlicher Größen eine Gleichung zwischen diesen Größen selbst auffinden lehrt. Das Integral eines gegebenen Differentials ist diejenige Function einer oder mehrerer veränderlicher Größen, durch deren Differentiation jenes Differential entsteht; es wird durch das dem Differential vorgesetzte Zeichen $\int$ bezeichnet. Z. B. $\int x^5\,dx = {}^1/_6 x^6 + y$, wenn y von x nicht abhängt, sodaß besondern Werthen y (der Integrationsconstante) particuläre Integrale des gegebenen Differentials entsprechen. Von besonderer Wichtigkeit ist das bestimmte Integral, welches bei gegebener Function abhängt von der Untergrenze, von der Obergrenze und von den Constanten (Parametern) der Function, und deshalb die Quellen der transscendentalen Functionen erschließt. Die zu integrirenden Differentialgleichungen betreffen entweder Differentiale oder partiale Differentialquotienten erster oder höherer Ordnung. Die I. wurde, wie die Differentialrechnung, zuerst um 1666 in England von Newton und nicht lange nachher in Deutschland von Leibniz, dem die Schöpfungen Newton's nicht unbekannt geblieben waren, erfunden und seitdem insbesondere durch Bernoulli, Euler, d'Alembert, Lagrange, Gauß u. a. außerordentlich ausgebildet und bereichert. Vgl. Navier, «Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung» (aus dem Französischen von Wittstein, 4. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1875).

Intellectuell (lat.) oder Intellectual bezeichnet im allgemeinen das, was sich auf das Wissen oder die Erkenntniß bezieht. In diesem Sinne spricht man z. B. von intellectueller Bildung, im Unterschiede von der moralischen des Willens und der ästhetischen des Geschmacks. Im engern Sinne unterscheidet man intellectuelle Erkenntnisse von sinnlichen oder sensuellen und versteht darunter solche Erkenntnisse, die durch Verknüpfung und Entwickelung der Begriffe ohne Beihülfe der Erfahrung und sinnlichen Anschauung gewonnen werden können, und die man auch Verstandes- oder Vernunfterkenntnisse im Gegensatze zu sinnlichen Wahrnehmungen nennt. In diesem Sinne bietet nicht blos die Philosophie, sondern auch die Mathematik ein intellectuelles Wissen dar. Objecte der Erkenntniß, welche gar kein Gegenstand der Erfahrung werden können, heißen intelligibel, d. h. nur durch Denken erkennbar. Solche intelligible Objecte bezeichnen die Begriffe Gottes, des Geistes u. s. w. Intellectualismus oder Intellectualphilosophie nennt man diejenige philos. Weltanschauung, nach welcher die Objecte der wahren Erkenntniß nicht im Bereiche der sinnlichen Wahrnehmung liegen, sondern die Quelle des Wissens über sie allein in dem Verstande und der Vernunft zu suchen ist. Dem Intellectualismus steht der Empirismus (s. d.) und Sensualismus (s. d.) entgegen. Eine noch engere Bedeutung erhielt das Wort «intellectuell» in den Systemen Fichte's und Schelling's als Prädicat für die sog. intellectuelle Anschauung, unter welcher das oberste Princip alles Wissens verstanden wurde, für welches Fichte die absolute Spontaneität des Ich, Schelling die Identität aller Gegensätze in dem Absoluten erklärte.

Intelligenz (lat.) bezeichnet Verständniß, Einsicht, Erkenntniß; sodann die Vermögen, solche Einsicht zu erwerben, und endlich ein Wesen, welches durch solche Vermögen charakterisirt ist. Deshalb gelten nicht die Thiere, sondern erst der Mensch für eine I., indem sich seine Vorstellungen und Begriffe zu einem von den unmittelbaren sinnlichen Empfindungen unabhängigen,

Digitized by Google

in ſich ſelbſt zuſammenhängenden, bewußtvollen Gedankenkreiſe ausbilden, innerhalb deſſen ſeine Ueberzeugungen von Wahrheit und Irrthum wurzeln. In demſelben Sinne legen wir auch höhern geiſtigen Weſen, ſelbſt dem höchſten, Gott, eine I. bei, deren Merkmale wir nach der Analogie deſſen, was wir in uns ſelbſt finden, beſtimmen. Im ſpeciellen Sinne nennt man intelligent jeden, der ein Gebiet des Wiſſens oder Handelns mit Klarheit beherrſcht.

Intendant heißt ſoviel als Oberaufſeher oder Director. In Preußen führen dieſen Titel die ehemaligen obern Kriegscommiſſare, welche bei dem Armeecorps die Löhnung, Verpflegung und Bekleidung der Truppen bearbeiten und über die Wirthſchaft und das Rechnungsweſen die Aufſicht führen. Ihnen ſind Intendanturräthe zum Beiſtande gegeben, und alle ſtehen unter dem Generalintendanten der Armee. In Frankreich wurde der Titel I., den vor der Revolution die Verwaltungschefs der Provinzen führten, weil er an das Königthum erinnerte, in Präfect (ſ. d.) umgewandelt. Auch die oberſten Dirigenten der Hofbühnen werden gewöhnlich I. genannt.

Intenſion (lat.), d. i. Anſpannung, braucht man für erhöhte innere Wirkſamkeit im Gegenſatze der Extenſion oder Ausdehnung. So ſpricht man von einer I. oder Intenſität eines Gefühls, um die Stärke oder Innigkeit deſſelben anzuzeigen. Intenſives Leben nennt man ein ſolches, welches man nicht nach der Zeitdauer, ſondern nach der innern Wirkſamkeit und ſeinem Gehalte nach beurtheilt. Licht, Wärme, Kraft u. ſ. w., inſofern ſie einer Meſſung fähig ſind, heißen intenſive Größen im Gegenſatze zu den räumlich ausgedehnten oder extenſiven Größen. Das Licht der Sonne hat mehr Intenſität als das des Mondes, galvaniſche Ströme verſchiedener Batterien haben verſchiedene Intenſitäten u. ſ. w.

Intention (lat.), nicht zu verwechſeln mit Intenſion (ſ. d.), heißt Richtung und wird gewöhnlich von der Richtung des Wollens, der Abſicht des Handelnden, gebraucht, von welcher der äußere Erfolg, die Wirkung der Handlung, abweichen kann. Der moraliſche Werth der Handlungen richtet ſich nach der I. und nicht nach dem Erfolg; doch wird dabei gefordert, daß zur Ausführung guter I. nur gute Mittel in Anwendung gebracht werden.

Interceſſion (lat.) iſt im Civilrechte ſoviel als Bürgſchaft (ſ. d.). Im Staats- und Völkerrechte verſteht man darunter die Verwendung eines Staats bei einem andern Staate für Privatperſonen, welche Unterthanen eines der beiden oder auch eines dritten Staats ſind. Die I. für Bürger des intercedirenden Staats, um ihnen z. B. zu gerechten Forderungen zu verhelfen, ſie gegen Beleidigungen und Unrecht zu ſchützen, ſie einer mildern Behandlung zu empfehlen, ſie aus der Kriegsgefangenſchaft zu reclamiren u. ſ. w., iſt allgemein als zuläſſig anerkannt. Dagegen ſind die I., die zuweilen zu Gunſten der Unterthanen des fremden Staats verſucht wurden, in der Regel zurückgewieſen und oft ſehr übel genommen worden, ſo die I. für den evang. Magiſtrat der Stadt Thorn 1724; für die Proteſtanten, welche der Erzbiſchof von Salzburg, Leopold Anton Graf von Firmian, 1731—32 aus dem Lande trieb.

Interdict im röm. Recht bedeutet einen Befehl des Prätors, durch welchen jemand im Beſitz einer Sache geſchützt wurde, oder in der verloren gegangenen wieder eingeſetzt, oder den Beſitz einer Sache erlangte. Im kath. Kirchenrecht (dem proteſtantiſchen iſt es fremd) bedeutet I. Unterſagung des Gottesdienſtes und gehört zu den kirchlichen Strafen. Daſſelbe iſt einmal ein Interdictum locale, Einſtellung der kirchlichen Thätigkeit für einen beſtimmten Bezirk, entweder ein ganzes Land (interdictum generale) oder einen Theil deſſelben (interdictum particulare). Dies I. wurde aber im Mittelalter ſchon dahin gemildert, daß die Spendung der Taufe, der Firmung, des Bußſakramentes, des Abendmahls an Kranke und Sterbende, die Leſung einer täglichen ſtillen Meſſe u. ſ. w. nicht dadurch ausgeſchloſſen ſein ſollte. Nichtsdeſtoweniger war es das ganze Mittelalter hindurch eine gefährliche Waffe gegen den Staat, indem durch Verhängung des I. die Leidenſchaften des Volks aufgeregt und die Regierungen zur Nachgiebigkeit der Kirche gegenüber veranlaßt wurden. Es iſt gegenwärtig außer Gebrauch gekommen; dagegen iſt das ſog. Interdictum personale, d. h. Ausſchließung von den öffentlichen feierlichen Acten des Gottesdienſtes und dem kirchlichen Begräbniſſe noch im Gebrauch. Daſſelbe iſt Laien gegenüber eine mildere Art der Excommunication (ſ. Kirchenbann) und Geiſtlichen gegenüber (interdictio ingressus in ecclesiam) eine mildere Art der Suspenſion.

Intereſſe (lat.), d. h. daran gelegen ſein, bezeichnet, im Gegenſatze von Gleichgültigkeit, den Antheil, welchen man an einer Sache nimmt, und in Hinſicht des Gegenſtandes ſelbſt den Werth und die Wichtigkeit, die er für uns hat. Dem ſinnlichen Menſchen iſt nur das Sinnliche, der Nutzen und Gewinn, intereſſant, und man nennt daher dieſen Antheil I. im niedern Sinne und den Gewinnſüchtigen ſelbſt einen intereſſirten Menſchen. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geſchlecht ein eigenthümliches I. Von dieſem beſondern

Digitized by Google

I. unterscheidet man das, was allen Menschen interessant sein sollte, weil es an sich Werth hat. Interessant in dieser Bedeutung ist das, was auf eine ausgezeichnete Weise die höhern Thätigkeiten des Geistes beschäftigt, und insbesondere das, was sich auf die Menschheit und deren Bestimmung bezieht. In diesem Sinne erhebt sich das wissenschaftliche, ästhetische, sittliche und religiöse I. über alle andern Arten desselben. — I. im juristischen Sinne, id quod interest, heißt der Nutzen oder Schaden, welchen jemand bei der Handlung eines andern oder irgendeinem Ereignisse hat. Dieses I. ist ein blos factisches, wenn es zufällig aus der rechtmäßigen Handlung eines andern, sowol eines Einzelnen als des Staats, entsteht; es ist ein rechtliches, wenn auf seiten des Handelnden eine Verbindlichkeit vorhanden war, die Handlung selbst als schädlich zu unterlassen oder doch mit Vorsicht zu üben, und in dieser Beziehung hat dann der Beschädigte ein rechtliches I. bei der Sache. Das I. faßt dreierlei in sich: 1) die bloße Erhaltung des Bestehenden, die Rückgabe oder den Ersatz des Werths einer weggenommenen oder beschädigten Sache; 2) den positiven Verlust, welchen jemand außer diesem Werthe noch erlitten hat (damnum emergens); 3) den Gewinn, welchen er ohne die beschädigende Handlung würde gemacht haben (lucrum cessans). — Interessen werden im gewöhnlichen Leben die Zinsen (s. d.) eines Kapitals genannt, die Berechnung der Zinsen Interessenrechnung. — Interessenten nennt man diejenigen, welche an einer Sache ein rechtliches I. haben.

Interferenz (von dem engl. Worte to interfere) bezeichnet diejenigen Vorgänge in den Wellenbewegungen, welche bei dem Zusammentreffen zweier oder mehrerer Wellen eintreten. Wenn nämlich eine Wasser-, Schall- oder Lichtwelle an einem bestimmten Punkte anlangt und sich über ihn hinaus weiter verbreitet, so ertheilt sie dem an diesem Punkte befindlichen Körper- oder Aethertheilchen in jedem Augenblick eine bestimmte Geschwindigkeit, wie sie gerade der Stelle der Welle, an welcher sich dieses Theilchen befindet, entspricht. Wenn ein Zug aus mehrern aufeinanderfolgenden gleichen Wellen über dieses Theilchen hingeht, so erhält dasselbe abwechselnd größere und kleinere Geschwindigkeiten bald in dem einen, bald in dem entgegengesetzten Sinne, wie es eben der Einwirkung dieser Wellen gemäß ist. Treffen nun zwei solche Wellenzüge, welche von verschiedenen Punkten ausgehen, aber nahe die gleiche Richtung in ihrer Fortpflanzung besitzen, zusammen, so wird die Geschwindigkeit, welche ein ihrer gemeinschaftlichen Einwirkung unterworfenes Theilchen einnimmt, von beiden Wellenzügen abhängen und in jedem Augenblicke die resultirende sein aus denjenigen Geschwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln demselben ertheilen würde. Wie groß in jedem Augenblicke diese Resultirende wird, hängt von dem Gange der beiden Wellenzüge ab. Treffen dieselben z. B. so zusammen, daß sie beide dem Theilchen eine Bewegung nach derselben Seite ertheilen, so wird die Resultirende gleich der Summe der Geschwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln erzeugt hätte, sein; die beiden Wellenzüge werden sich in ihrer Wirkung also verstärken. Treffen dagegen die beiden Wellenzüge gerade umgekehrt so zusammen, daß sie dem Theilchen eine Geschwindigkeit nach entgegengesetzten Seiten ertheilen, so wird die daraus resultirende Geschwindigkeit nur die Differenz der beiden Geschwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln erzeugt hätte, sein; beide Wellenzüge schwächen sich also in ihrer Wirkung oder heben sich, wenn sie gleich stark sind, gänzlich auf, sodaß das Theilchen, welches ihrer vereinten Wirkung ausgesetzt ist, völlig in Ruhe bleibt. Bei Wasserwellen erscheint die Oberfläche des Wassers an diesen letztern Stellen in Ruhe; bei Schallwellen verschwindet an ihnen der Schall; bei Lichtwellen erscheinen solche Stellen dunkel. Die I. der Wellen gibt zu mannichfachen Erscheinungen Veranlassung. Wenn ein Zug von fortschreitenden Wellen mit den reflectirten Wellen desselben Zugs zusammentrifft, so bilden sich sog. stehende Wellen, d. h. es bleiben gewisse Stellen in Ruhe, während andere in eine bestimmte, regelmäßig hin- und hergehende Bewegung gerathen. Dies geschieht z. B. auf der Oberfläche des Wassers oder in den angeblasenen Pfeifen, deren Ton eben dies Resultat der I. zwischen den direct erzeugten und den vom untern Ende der Pfeifen reflectirten Wellen ist. Durch die I. finden ferner die sog. Farben dünner Platten (z. B. der Seifenblasen oder angelaufenen Fensterscheiben), die Newton'schen Ringe, die ganze Klasse der Beugungs- oder Inflexionserscheinungen (s. Inflexion) ebenso wie die farbigen Ringsysteme in den auf eine gewisse Weise geschliffenen und in einem Polarisationsapparate dem Durchgange des polarisirten Lichts ausgesetzten Platten doppeltbrechender Krystalle ihre Erklärung.

Interim (lat.) heißt in der Reformationszeit die vom Kaiser gegebene Verordnung, wie es in der streitigen Religionssache einstweilen (interim) bis zur Entscheidung durch ein allgemeines Concil gehalten werden sollte. Schon 1541 hatte Granvella einer zur Vereinigung der streitigen Religionssache während des Reichstags zu Regensburg niedergesetzten Commis-

Digitized by Google

sion, deren Mitglieder Eck, Pflug und Gropper von katholischer, Melanchthon, Bucer und Joh. Pistorius von prot. Seite waren, eine Schrift vorgelegt, welche die Grundlage zu einer vorläufigen Vereinigung enthielt und später Regensburger J. genannt wurde. Die päpstl. Legaten Contarini und Moroni revidirten jene Schrift. Bald vereinigte man sich über die Lehren von der Vollkommenheit der menschlichen Natur vor dem Falle, über die Willensfreiheit, über die Erbsünde und Rechtfertigung, aber an den Differenzen über die Sakramente und über die Gewalt der Kirche scheiterte der weitere Versuch zur Einigung, und der Kaiser erklärte im Reichstagsabschiede (29. Juli 1541), daß die gepflogenen Verhandlungen auf einem Concil fortgesetzt werden, die Protestanten aber weder über die gestellten Artikel hinausgehen noch gegen dieselben auftreten sollten. Auf dem neuen Reichstag zu Augsburg (1548) wurde auf des Kaisers Befehl ein neues J. durch Jul. Pflug, Michael Helding (Sidonius) und Joh. Agricola gestellt; es heißt das Augsburger J. In demselben ward den Protestanten der Kelch, die Priesterehe und anderes weniger Wesentliche zugestanden. Dasselbe fand jedoch allgemeinen Widerstand und konnte in Süddeutschland nur durch die kaiserl. Uebermacht aufgezwungen werden, während es in Norddeutschland entschieden abgelehnt oder gemildert wurde. Durch die Bemühungen des Kurfürsten Moritz von Sachsen entstand auf dem Landtage zu Leipzig (22. Dec. 1548) das modificirte Leipziger J., welches den prot. Glauben wahrte, das kath. Ceremoniell größtentheils als gleichgültig zugestand und auch die päpstl. und bischöfl. Gewalt, wenn sie nicht misbraucht würde, anerkennen wollte. Es zerfällt in das kleine und große J. Jenes ging aus einer Berathung der kursächs. Theologen zu Celle hervor; das große wurde auf einem neuen Landtage zu Leipzig, besonders durch Melanchthon, Bugenhagen und Major zusammengestellt, ist auf das kleine basirt, nahm wieder mehrere kath. Gebräuche auf, reizte aber die strengen Lutheraner zum heftigsten Zorne und brachte durch die Streitigkeiten, die es hervorrief, den ersten Riß in die neue Kirche. Nach dem Passauer Vertrage wurde das J. aufgehoben (1552).

Interimistikum (neulat.) nennt man eine Anordnung, welche einstweilen für irgendein streitiges Verhältniß entweder durch den Vergleich der Parteien, oder durch die Verwaltungsbehörden, oder durch die Gerichte getroffen wird, mit Vorbehalt einer weitern Untersuchung und Entscheidung der Sache. Die Verwaltung kann nur in solchen Gegenständen ein J. anordnen, wo ihr die Entscheidung der Hauptsache zusteht, und der Richter nur in dem Falle dazu schreiten, wenn die Sache nicht in dem gegenwärtigen Zustande bleiben, also auch nicht durch Schutz des Besitzstandes geordnet werden kann. Das J. darf der endlichen Entscheidung nicht vorgreifen und niemandem bereits erworbene Rechte entziehen.

Interjectionen (lat.) nennt man Laute, die nur den unmittelbaren Gefühlsausdruck bilden (Empfindungslaute, Empfindungswörter) und daher nie zur Bezeichnung von Begriffen dienen, wie «Oh», «Ach» u. dgl., die daher auch nur uneigentlich Wörter genannt werden und außerhalb aller Grammatik stehen. Eine gewisse Wichtigkeit haben dieselben dadurch erhalten, daß einige Sprachphilosophen alle menschliche Sprache auf solche Laute zurückführen wollten. Vgl. über diese Theorie: Whitney, «Leben und Wachsthum der Sprache» (aus dem Englischen von Leskien; Bd. 20 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1876).

Interlaken, Dorf und Amtsort im Oberlande des schweiz. Cantons Bern, liegt 568 Mt. über dem Meere in der reizenden Thalniederung zwischen dem Thuner- und Brienzersee, dem sog. Bödeli, links von der Aare. Das eigentliche J. umfaßt nur den Complex von Gebäuden, der die Stelle des alten Doppelklosters J. einnimmt, das Schloß, das Krankenhaus u. s. w. Mit dem am linken Aareufer vom Brienzersee bis zur Aarbrücke bei Unterseen sich hinziehenden Dorfe Aarmühle bildet es eine Gemeinde von 1900 E. Im weitern Sinne wird mit dem Namen J. auch wol das ganze Ufergelände der Aare im Bödeli bezeichnet, mit Einschluß des fast nur aus Holzhäusern bestehenden alterthümlichen Städtchens Unterseen (1898 E.), am Fuße des Harder (1216 Mt.), welches gegenüber Aarmühle auf dem rechten Ufer liegt. Die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit des Bödeli, die Nähe der Seen und der Hochgebirge, das milde Klima (Jahresmittel 8,8° C.) und die gesunde Luft vereinigen sich, um J. zu einem der besuchtesten klimatischen Curorte der schweiz. Alpen, zu einer weltberühmten Sommerfrische und Ausgangsstation für Ausflüge in den Alpen zu machen. Die eigentliche Saison dauert nur drei Monate. Zahlreiche, trefflich eingerichtete Pensionen und Gasthöfe dienen zur Unterkunft für die Fremden. Der Höheweg, eine stattliche Doppelallee von Nußbäumen, bildet eine ganze Straße von Hotels und mit dem Cursaale den Mittelpunkt des Touristenverkehrs. Eine Gasfabrik sorgt für die Beleuchtung, eine Wasserleitung aus dem Saxetenthale für reichliches Quellwasser. Die besuchtesten Punkte der Umgebung sind die Parkanlagen des Kleinen Rugen (739 Mt.) mit dem

Digitized by Google

Hôtel Jungfraublick, die Heimwehfluh mit prachtvoller Aussicht auf die Seen und die Alpen (Jungfrau) und die Ruine Unspunnen. Neben dem bedeutenden Fremdenverkehr, der die fast ausschließliche Erwerbsquelle des Ortes bildet, sind auch die Parketeriefabriken und die Fabrikation von Alpenkräutermagenbitter von Belang. Von Därligen am Thunersee führt eine 8,5 Kilom. lange Eisenbahn, die sog. Bödelibahn, nach J. und weiter nach Bönigen am Brienzersee; beide Seen werden von Dampfbooten befahren. Außerdem führen Fahrstraßen von J. auf dem linken Ufer des Thunersees nach Thun und auf dem rechten des Brienzersees nach Brienz. Nach Nordwesten zieht eine Straße zu dem hochgelegenen Curort St.-Beatenberg (1148 Mt.), 12 Kilom. von J., nach Südosten eine andere nach Grindelwald mit Abzweigung nach Lauterbrunnen. Das Dorf J. entstand erst in neuerer Zeit um das Augustinerdoppelkloster J. (lat. inter lacus = Unterseen), welches 1150 gegründet und 1528 aufgehoben wurde. Im östl. Flügel des Mönchsklosters befindet sich seit 1836 das Amtskrankenhaus; an der Stelle des Nonnenklosters stehen die Gefängnisse; der Chor der Klosterkirche dient als anglikan. und röm.-kath. Kapelle. Die übrigen Gebäude sammt dem 1750 erbauten Schlosse bilden den Amtssitz des Amtsbezirks J., welcher 718 QKilom. mit 23,818 E. umfaßt und sich über die Thäler des Lütschinen, das Gebiet des Brienzersees, das Bödeli und das Habkerenthal erstreckt. Vgl. Ober, «Interlaken et ses environs» (Bern 1861); Meyer-Ahrens, «J. im Berner Oberland» (Bern 1869); Gelpke, «J. in histor., klimatischer u. s. w. Beziehung» (Berl. 1870).

Interlocut (neulat.) oder Zwischenurtheil heißt eine richterliche Entscheidung, welche nur den Gang des Processes, die Schuldigkeit des Beklagten, sich auf die Klage einzulassen, die Beweislast, die Beweissätze, die Mittel des Beweises u. s. w. betrifft und also die Hauptentscheidung oder Definitivsentenz (s. Urtheil) vorbereitet. Oft aber hat das J. einen solchen Einfluß auf die Hauptentscheidung, daß diese zur bloßen Folgerung wird. In diesen Fällen werden Rechtsmittel, welche bei den J. im allgemeinen beschränkt sind, nicht versagt. Auch im Criminalprocesse kommen J. zur Vervollständigung der Untersuchung vor.

Intermezzo (ital.) oder Zwischenspiel. Schon die Alten kannten im Drama gewisse kurze, abgerissene, locker aneinandergeknüpfte Darstellungen, durch welche sie den Uebergang von einem Stücke zu dem andern machten und zugleich längere Zwischenräume der Zeit ausfüllten. Gegenwärtig gibt man den Namen J. vorzüglich kleinen komischen Opern, in welchen eine, höchstens zwei Personen auftreten, und die weder mit dem vorhergehenden noch mit dem nachfolgenden Stücke in irgendeiner Verbindung stehen. Man ist von denselben hinlänglich befriedigt, wenn sie sich nur durch Laune und komische Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern Zusammenhange der beschränkten Handlung sehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzi bestanden anfangs in Madrigalen (s. d.), welche zwischen den Aufzügen abgesungen wurden und auf das Stück Beziehung hatten, aber bald, von ihrer ersten Bestimmung sich entfernend, zu selbstständigen Stücken geworden sind. Als eins der ältesten und schönsten Intermezzi gilt Bardi's «Il combattimento d' Apolline col serpente». Auch in den ältern franz. Opern kamen Intermezzi unter dem Namen Rondeaux (s. d.) oder Sarabanden vor.

International (neulat.) nennt man das, was zwischen verschiedenen Nationen besteht oder vorgeht. So spricht man von einem internationalen Recht, und zwar sowol einem öffentlichen (Völker- und Staatenrecht) als auch einem internationalen Privatrecht (welches zwischen den Gegensätzen der beiderseitigen bürgerlichen Gesetzgebung die Entscheidung trifft), ferner von dem internationalen Verkehr im Gegensatz zu dem innern Handel der einzelnen Länder. Das Interesse für alles Internationale, die Zahl und der Umfang der ins Gebiet des Internationalen gezogenen Gegenstände, sowie die Ausbildung des internationalen Rechts haben sich in neuester Zeit außerordentlich gesteigert, wie z. B. die internationalen Vereine für Post und Telegraphie, die internationalen Wasser- und Eisenstraßen, die internationalen Congresse, Gerichte u. s. w. Ueber das öffentliche internationale Recht s. Völkerrecht. Organe für internationales Privatrecht sind: Demageat und P. S. Maucini, «Journal de droit international privé» (Par., seit 1874); «Revue de droit international et de législation comparée» (Par., seit 1869); «Annuaire de droit international» (Gent 1877).

Internationale, eigentlich Internationale Arbeiterassociation (International Working Men's Association), ist eine kosmopolit. Arbeiterverbindung, welche ihr Entstehen der londoner Weltausstellung von 1862 verdankt, auf welcher engl. Arbeiter mit franz. Arbeitern fraternisirten. Aus diesen ersten Annäherungen von Arbeitern verschiedener Nationen entwickelte sich der Plan eines festen Bundes, der 28. Sept. 1864 in St.-Martins-Hall zu London begründet wurde. Man war daselbst ursprünglich auf Einladung der londoner Arbeiter

Digitized by Google

zusammengekommen, um eine engl. Intervention in Polen anzuregen. Die Zusammenkünfte hatten in der poln. Sache keinen Erfolg, förderten aber allgemeine Klagen über die üble Lage der Handarbeiter in allen Culturländern zu Tage. Man ernannte einen provisorischen Centralrath, welcher das Programm (die Inauguraladresse) und die provisorischen Statuten eines allgemeinen Arbeitervereins ausarbeiten und demnächst einen internationalen Congreß berufen sollte, dem beides zur definitiven Genehmigung vorzulegen sei. In diesem Ausschusse spielte ein Deutscher, Karl Marx (s. d.), sehr bald die Hauptrolle. Er wurde der Verfasser der Inauguraladresse und der Statuten, welche auf dem internationalen Congreß in Genf 1866 endgültig bestätigt wurden. Das Hauptziel der Association läßt sich in den Worten zusammenfassen: Vor 1789 hatten wir die Regierung der Aristokratie, seitdem die der Bourgeoisie; es ist nun Zeit, daß die Arbeiterklassen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand nehmen! Die Emancipation der Arbeiter sei weder eine locale, noch eine nationale, sondern eine internationale Aufgabe, sie umfasse alle Länder, in denen die moderne Gesellschaft bestehe, sie könne nur durch das planmäßige Zusammenwirken der Arbeiter aller Länder gelöst werden. Die sog. kapitalistische Productionsweise oder die ökonomische Unterwerfung des Arbeiters unter den Aneigner der Arbeitsmittel, d. h. der Quellen des Lebens, liege der Knechtschaft in allen ihren Formen, dem socialen Elend, der geistigen Verkümmerung und der polit. Abhängigkeit zu Grunde. Diese Kapitalistenherrschaft müsse gebrochen werden u. s. w. Für 1865 war ein Congreß der I. nach Brüssel einberufen, kam aber nicht zu Stande, weil die belg. Regierung die Zusammenkunft verbot; dagegen fanden Congresse statt: 3. bis 10. Sept. 1866 in Genf, 2. bis 8. Sept. 1867 in Lausanne, 5. bis 11. Sept. 1868 in Brüssel, 6. bis 9. Sept. 1869 in Basel. Im J. 1870 kam wegen des Deutsch-Französischen Kriegs kein Congreß zu Stande, weil die Führer der I. allgemeine socialistische Aufstände in ganz Europa zu erregen beabsichtigten. Da sich eine solche Bewegung aber als unmöglich herausstellte, rieth Marx nach dem Sturze des franz. Kaiserthrons von einem socialistischen Putsch in Paris ab und die I. forderte dann zu Zuzügen gegen Deutschland für die Gambetta'sche Republik auf, während sie nach dem Versailler Frieden im Frühjahre 1871 mit der pariser Commune sympathisirte. Im J. 1871 tagte nur eine Conferenz von Delegirten 17. bis 23. Sept. in London. Auf dem Congreß in Haag 1872 trat zuerst eine Spaltung der Partei in Centralisten und Föderalisten ein. Die lange genährte Erbitterung über den großen Einfluß von Marx kam dort zur offenen Empörung. Die Föderation des Jura beantragte Abschaffung des Generalraths und Unterdrückung aller Autorität in der I., ihr standen zur Seite die Mehrzahl der franz., ital., belg. und span. Delegirten; engl. Arbeiter waren fast gar nicht vertreten. Die hauptsächlich aus deutschen Socialdemokraten bestehende kleine centralistische Mehrheit unter Marx siegte noch mit 26 gegen 23 Stimmen über die Föderalisten und verlegte den Sitz des Centralcomités nach Neuyork.

Die Minderheit schied aus, um eine neue I. zu gründen. Diese neue I. der sog. Föderalisten tagte auch 1873 in Genf und 1874 in Brüssel wieder. Im Sept. 1873 waren dagegen beide feindliche Parteien der Centralisten und Föderalisten gleichzeitig in Genf versammelt, um sich gegenseitig zu verdächtigen. Damit war eigentlich die gänzliche Auflösung des Bundes vor aller Welt bekundet. Im Juni 1877 erließ indeß eine Section der internationalen Arbeiterassociation einen Aufruf zu einem socialistischen Weltcongreß in Gent für Sept. 1877, um dort unter anderm auch über die Stellung des Proletariats zu den verschiedenen polit. Ereignissen zu berathen. Die Macht und der Einfluß der internationalen Arbeiterassociation ist vielfach überschätzt worden. Von eigentlich praktischer Bedeutung ist nur der londoner Generalrath dadurch geworden, daß er zuerst im März 1867 den pariser Bronzearbeitern im Streite gegen 87 Arbeitgeber durch Geldunterstützungen zum Siege verhalf. Diese Thatsache erschien damals vielen als das Symptom einer neuen socialen Politik. Als aber auch andere Arbeiter, wie z. B. die Schweizer in Basel bei Gelegenheit eines Strike Unterstützung verlangten, gingen der internationalen Arbeiterassociation die Gelder aus. (S. Socialdemokratie.) Vgl. Villetard, «Histoire de l'Internationale» (Par. 1871); Testut, «L'Internationale» (2 Bde., Par. 1872; deutsch, Lpz. 1872); Mehring, «Zur Geschichte der deutschen Socialdemokratie» (Magdeb. 1877).

Interniren (neulat.), ins Innere des Landes verweisen, bezeichnet das Verfahren einer Regierung gegen polit. Flüchtlinge aus einem andern Lande, kraft dessen diese letztern gezwungen werden, ihren Aufenthalt an der Grenze, welcher den Nachbarstaaten gefahrdrohend erscheint, mit einem andern tiefer im Innern des Landes zu vertauschen.

Interpellation (lat.) bezeichnet die im parlamentarischen Leben üblichen Anfragen an die Regierung um öffentliche und officielle Auskunft über bestimmte Vorgänge in der innern oder

Digitized by Google

äußern Politik. Sie werden von der Opposition häufig gebraucht, um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, bisweilen aber auch von den Freunden der Regierung nach einer Verständigung mit dieser, um derselben Gelegenheit zu geben, sich öffentlich über ihre Stellung zu gewissen schwebenden Fragen auszusprechen. Ueber den formellen Geschäftsgang bei Einbringung und Beantwortung von J., darüber, ob sich an solche eine Debatte knüpfen dürfe u. s. w., bestehen in den verschiedenen constitutionellen Staaten zum Theil abweichende Bestimmungen.

Interpoliren (lat.), aufputzen, verfälschen, heißt in der philol. Kritik den ursprünglichen Text einer Schrift durch Einschaltung einzelner Wörter, Sätze oder ganzer Abschnitte verfälschen, daher man dergleichen Stellen und Schriften interpolirte, die Handlung selbst Interpolation und den Verfertiger solcher Verfälschungen einen Interpolator nennt. Diese Sitte ist, wenigstens in Hinsicht der griech. und röm. Schriftdenkmale, sehr alt. Onomakritos namentlich hat schon unter Pisistratus nicht nur bei der Sammlung der Homerischen Gedichte eine Anzahl Verse in diese eingeschaltet, sondern auch systematisch die von ihm gemachten Sammlungen alter Orakelsprüche gefälscht. Im Laufe der Zeit ist dies dann noch vielfach, theils in mehr planmäßiger Weise, theils gelegentlich geschehen. Auch jüd. und christl. Gelehrte trugen ebenso selbstgemachte Stellen oder Verse in die Werke anderer über, um ihren eigenen Lehren dadurch höheres Alter und Ansehen zu verschaffen. Die Nachweisung und Ausscheidung solcher Zusätze von fremder Hand, mit der sich bereits die alexandrinischen Grammatiker, wie Aristarchus, beschäftigten, ist Aufgabe der Kritik. — In der Mathematik heißt J. zwischen zwei Glieder einer an ein bestimmtes Gesetz gebundenen Reihe von Größen mehrere Glieder so einzureihen, daß sie, wenn auch nicht ganz, doch so nahe als möglich dem in der genannten Reihe herrschenden Gesetze sich anschließen.

Interpretation (lat.) bezeichnet die Erklärung oder Auslegung von Schriften, Gesetzen u. s. w. Die Auslegung eines Gesetzes ist überall da nothwendig, wo der Sinn nicht durch den Wortlaut selbst sich als klar und unzweideutig herausstellt (declarative Auslegung), oder wo die Worte des Gesetzes durch ihre zu weite Fassung über die Absicht desselben hinausgehen (restringirende Erklärung), ingleichen wenn der Rechtsvorrath für einen zweifelhaften Fall gar keine unmittelbare Entscheidung liefert und deshalb ein Gesetz, das ähnliche Fälle behandelt, zur Aushülfe heranzuziehen ist (ausdehnende Erklärung). Mit Rücksicht auf die Mittel und die Bedeutung der J. werden zweierlei Arten unterschieden. Die doctrinelle oder wissenschaftliche erfolgt im einzelnen Falle durch den das Gesetz anwendenden Richter, der dabei theils an gewisse allgemein angenommene, auch wol durch die positive Gesetzgebung festgestellte Regeln (Gesetzesanalogie, natürliche Rechtsgrundsätze u. dgl.), theils an wissenschaftliche Autoritäten und deren Aussprüche oder an Entscheidungen (Präjudicien) der höhern Gerichte sich zu halten pflegt. Grundregel ist hierbei, daß der Sinn eines Gesetzes zunächst aus dessen Worten mit Berücksichtigung des zeitlichen und örtlichen Sprachgebrauchs (grammatische Auslegung), sodann aber, wenn kein Ergebniß erlangt wird, durch Erforschung der Absicht des Gesetzgebers (logische Auslegung) klarzustellen sei. Wenn eine Bestimmung so unklar oder mehrdeutig ist, daß die doctrinelle J. zur Feststellung der Absicht des Gesetzgebers nicht ausreicht (was sich praktisch gewöhnlich darin zeigt, daß die Gerichte darauf ganz abweichende Urtheile bauen), dann wird eine sog. authentische J. nothwendig, welche aber nur vom Gesetzgeber selbst, also im constitutionellen Staate von Krone und Ständen gemeinschaftlich, gegeben werden kann.

Interpunction (lat.) nennt man die gesetzmäßige Anwendung gewisser Schriftzeichen, durch welche die Verbindung und Trennung dessen, was in einer Rede dem Sinne nach zusammengehört oder getrennt werden muß, sowie die Hebung und Senkung der Stimme angedeutet werden, sodaß sie in ersterer Hinsicht der logischen Deutlichkeit, in der andern der Vollkommenheit des mündlichen Vortrags dient. Die Römer hatten zwar den Namen J., verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre J. war sowie die der Griechen größtentheils eine blos oratorische, d. h. sie bezog sich nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte und wurde oft gar nicht oder höchstens durch einen Punkt am Ende des Satzes oder durch neue Linienanfänge und Absätze (versus, griech. στίχοι) angedeutet. Die neuere, größtentheils grammatische J. ist angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Karl's d. Gr. Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß dieser für nöthig fand, sie durch Warnefried und Alcuinus herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkte oder Stigma (daher in der Diplomatik die Benennung Stigmatologie) und bisweilen noch in

Digitized by Google

einem Striche, die beide auf sehr verschiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieser Zeichen keine bestimmten Regeln befolgte und sich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze sehr willkürlich bediente, so behielt die I. noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15. Jahrh. die gelehrten venet. Buchdrucker Manutius die Interpunctionszeichen vermehrten und sich ihrer nach festern Regeln bedienten. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie allerdings als Schöpfer der gegenwärtigen Interpunctionsmethode betrachten kann, und es ist seit jener Zeit außer einzelnen genauern Bestimmungen nichts hinzugethan worden. Die allgemein üblichen eigentlichen Interpunctionszeichen sind das Komma, Semikolon, Kolon, Punctum; ferner das Fragezeichen, das Ausrufzeichen, die Parenthese und der Gedankenstrich; bloße Lesezeichen sind das Theilungszeichen (Divis), das Anführungs- oder Citationszeichen und der Apostroph. Anleitung zur I. enthält jede Grammatik. In sehr gründlicher und logischer Weise erörtert die I. in der deutschen Sprache Becker's «Ausführliche deutsche Grammatik» (2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1842).

Interregnum (lat.), d. i. Zwischenreich, heißt überhaupt die Zeit von dem Tode oder der Entsetzung des bisherigen bis zur Wahl eines neuen Oberhauptes. So bezeichnete man bisweilen die oft längere Zeit dauernde Erledigung des poln. Throns sowie nicht minder die Zeit des Vicariats im Deutschen Reiche mit diesem Namen. Vorzugsweise aber hat man in der Geschichte Deutschlands mit dem Namen Großes I. die Zeit nach dem Tode König Konrad's IV. bis zur Wahl Rudolf's I. (s. d.), 1254—73, benannt, wo kein eigentliches Oberhaupt an der Spitze des Reichs stand. (S. Deutschland und Deutsches Reich, Geschichte.)

Interusurium (lat.) heißt der Vortheil, welcher entsteht, wenn vor der Verfallzeit eine Schuld bezahlt wird, welche keine oder andere als landesübliche Zinsen trägt; ein Vortheil für den Schuldner, wenn die Zinsen größer als die landesüblichen waren, in den übrigen Fällen ein Vortheil für den Gläubiger. Die Entschädigung, welche dem Gewinnenden für diesen Vortheil gegeben wird, heißt nun ebenfalls I., im Handel Disconto (s. d.). Von den verschiedenen Methoden zur Berechnung des I. ist die Leibniz'sche (in den «Actis eruditorum» 1683 aufgestellte) die mathematisch einzig richtige; sie ist die in Preußen gesetzlich anerkannte. Nach derselben muß ein Kapital gesucht werden, welches unter Zurechnung der für die Zwischenzeit erwachsenden Zinsen und Zinseszinsen desselben dem später zu erlangenden Kapital gleich sein würde. Da aber eine Härte darin liegt, anzunehmen, daß auch jede kleine dazwischen ausfallende Zinsensumme, welche sich hierbei ergibt, sofort wieder zinsbar angelegt werden könne, so zieht man häufig die Hoffmann'sche Berechnungsmethode vor, wonach nicht Zinseszinsen, sondern blos einfache Zinsen in Anschlag gebracht werden, eine Methode, welche für einjährige Fristen correct ist. Offenbar unrichtig ist die Pinkhard'sche oder Carpzow'sche Berechnungsart (zunächst von Pinkhard aufgestellt), welche schlechthin die Summe der einfachen Zwischenzinsen vom Kapital abzieht, mithin bei einer Frist von 20 Jahren und einem Zinsfuß von 5 Proc. das Kapital aufzehrt, daher nur bei kurzen Zahlungsfristen allenfalls erträglich erscheint.

Intervall (lat., d. i. Zwischenraum) bezeichnet im allgemeinen einen Abstand von Linien, Gegenständen, Erscheinungen oder Zeitabschnitten, so z. B. bei Scalen die Distanz der Theillinien, bei Fiebern die Zeit des Nichtleidens, bei Rechtsstreitigkeiten die Fristen u. s. w.; in der Akustik und Musik bedeutet I. das Verhältniß zweier Töne von verschiedener Schwingungszahl oder das Verhältniß zweier durch Höhe oder Tiefe verschiedener Töne als entgegengesetzt dem Einklang, dem Verhältniß zweier Töne von gleicher Höhe oder Tiefe. Bei Berechnung der I. geht man in der Regel vom tiefern Tone gegen den höhern hin und benennt alsdann das geforderte I. mit dem lat. Namen derjenigen Zahl von Tonstufen, welche man durchschreiten muß, um zu dem gesuchten Tone zu gelangen. Der Ausgangs- oder Grundton wird jederzeit als erste Stufe (Prim) mitgezählt; auf die Prim (C) folgen: Secunde (D), Terz (E), Quart (F), Quint (G), Sext (A), Septim (H) und Octav (c), welche acht Töne (mit Einschluß der Prim, C) die diatonische Tonscala geben; schiebt man in die letztere, zwischen je zwei Haupttönen, sog. Halbtöne ein, z. B. zwischen C und D das Cis, zwischen D und E das Dis u. s. w., so erhält man die chromatische Tonleiter. In seltenen Fällen nimmt man den höhern Ton zum Ausgangston und zählt gegen den tiefern hin; man fügt dann ihren Zahlnamen die nähere Bestimmung «Unter» hinzu (Unterterz, Unterquinte u. s. w.) und nennt sie überhaupt Unterintervalle. Durch die bei der chromatischen Tonleiter eingeschobenen Halbtöne wird der Name der Haupttöne nicht alterirt; man bezeichnet jedoch auch die eingeschobenen Halbtöne ähnlich wie ihre benachbarten Haupttöne, gibt aber jenen eine nähere Bestimmung durch die Beiwörter rein (vollkommen), groß, klein, übermäßig und vermindert, und man spricht

Digitized by Google

von reinen Primen, Quinten, Quarten und Octaven, von großen und kleinen Secunden, Terzen, Sexten und Septimen, von übermäßigen Secunden, Quinten, Sexten, Primen und Octaven, und von verminderten Septimen, Quinten, Quarten, Terzen.

Intervalle bezeichnet in der Taktik die Entfernung zwischen zwei nebeneinanderstehenden Truppenabtheilungen oder auch zwischen zwei Geschützen. Die Größe der J. ist für die verschiedenen Waffengattungen und deren taktische Abtheilungen, ebenso für größere Truppenkörper durch die Reglements bestimmt, kann aber nach den Terrain- und Gefechtsverhältnissen vergrößert oder verkleinert werden. Nur darf im ersten Falle nicht die Verbindung verloren gehen, im zweiten nicht die freie Bewegung gehindert und dem feindlichen Geschützfeuer eine zu gedrängte Aufstellung geboten werden. Die J. ist nicht mit der Distanz zu verwechseln, welche den Abstand hintereinanderstehender Truppen oder Geschütze bezeichnet. — Abweichend hiervon bezeichnet man beim Schießen mit Shrapnels die Entfernung, in der das Geschoß vor dem Ziele zerspringt, um dieses mit seinen Bleikugeln zu überschütten, mit dem Ausdruck: das Intervall.

Intervention (lat.), d. h. Dazwischenkunft, heißt im Völkerrecht die Einmischung eines Staats in die Angelegenheiten eines andern. Diese Einmischung kann nach den Gründen ihrer Veranlassung wie nach den Mitteln ihrer Ausführung sehr verschieden sein. Es gibt daher eine J. in die innern (Form und Princip der Regierung, Civil- und Strafrecht) und in die äußern Angelegenheiten eines Staats; eine von dem intervenirten Staate selbst oder doch von einer Partei, von einzelnen Persönlichkeiten desselben verlangte J. und eine solche ohne derartige Veranlassung; eine unmittelbare oder eine mittelbare, eine bewaffnete J. oder unbewaffnete u. s. w. Die Hauptfrage ist aber die: Gibt es ein Recht zur J.? Zunächst müssen alle Fälle ausgeschieden werden, die nicht hierher gehören, namentlich das Anerbieten der «guten Dienste», die eigentliche Mediation, ferner alle auf Garantie-, Protectorats-, Unions-, Föderations-, Suzeränetäts- u. dgl. Verhältnisse rechtlich begründete Einmischungen; desgleichen alle jene Fälle, wo die J. seitens des andern Staats entweder ausdrücklich erbeten oder doch ohne Widerspruch angenommen wurde, dann wo ohne Wissen oder Willen eines Staats durch dessen Angehörige eine Einmischung in die Angelegenheiten eines andern stattgefunden, beziehungsweise einer polit. Partei Unterstützung gewährt worden ist. Aber auch abgesehen von allen diesen Fällen, bleibt die aufgeworfene Frage eine ebenso schwierige wie bestrittene. Die wichtigsten Fälle, in denen sie in neuer Zeit angeregt wurde, sind: der mexic. Krieg, die Angelegenheit der sog. Ligne d'Italie, der nordamerik. Krieg, die cubanische Frage, die Einheit Italiens, der Fall Duchesne, die orient. Verwickelungen. Die Frage wird aber meistens so formulirt: J. oder Nichtintervention? und während sie principiell bald in dem einen, bald in dem andern Sinn beantwortet wird, werden doch in beiden Fällen mehr oder minder Ausnahmen zugelassen. Von allen bisherigen Meinungen wird nun die Souveränetät der Staaten, als der Subjecte des Völkerrechts, folglich auch der J., zum Ausgangspunkt genommen. Während aber eben daraus die einen grundsätzlich die Widerrechtlichkeit jeder J. und ganz besonders der in innern Angelegenheiten ableiten, folgern daraus die andern, daß es lediglich im Ermessen eines Staats liege, darüber zu entscheiden, ob zu seiner Selbsterhaltung (und das Selbsterhaltungsrecht könne doch nicht bestritten werden) eine J. nöthig sei; daß aber auch gerade der völkerrechtliche Verband unserer Culturstaaten dem einen gegen den andern gewisse Pflichten auferlege, welche zur J. drängen könnten; daß endlich es Zustände gebe, die entweder für bestimmte einzelne oder für alle im Völkerrechtsverbande stehende Staaten wegen ihrer Völkerrechtswidrigkeit das Recht der J., ja die Pflicht dazu provociren. Blickt man hierbei auf die Stimmung in den maßgebenden Kreisen, so ist es gegenwärtig eigentlich allein der Papst, welcher das Princip der J. unbedingt, freilich nur im Interesse des Kirchenstaats, resp. der Kirche ausgesprochen und das Princip der Nichtintervention verworfen hat (Encyklika vom 8. Dec. 1864, Satz 62), während die meisten Staaten, namentlich das Deutsche Reich, England, Frankreich, Nordamerika, die gegentheilige Anschauung vertreten. Freilich hat übrigens die Erfahrung gelehrt, daß man sich auch bei dem entschiedensten Anschluß an das Nichtinterventionsprincip keineswegs hindern ließ, vorkommendenfalls sog. diplomatische oder militärische Pression und Aehnliches zur Erreichung gewisser Zwecke ins Werk zu setzen. Von praktisch-polit. Standpunkte aus erledigt sich jene Frage dahin, daß jede eigentliche J. die Kriegsfrage in ihrem Schose trägt. Entweder wird nämlich gegen eine der kriegführenden Mächte oder gegen beide Theile zugleich mit den Waffen intervenirt, oder, was der Hauptfall, die J. findet statt in die Verfassungs- und Regierungsangelegenheiten des fremden Staats und zwar entweder mit sofortiger Anwendung der Waffengewalt oder doch mit deren Inaussichtstellung. Demgemäß fällt praktisch die Frage nach der

Digitized by Google

Rechtmäßigkeit der I. mit der nach der Rechtmäßigkeit des Kriegs zusammen. Die I. erscheint also auch als ein ebenso bedenkliches Rechtsmittel, wie der Krieg, namentlich wenn man erwägt, welche Wirkungen die Machtverschiedenheit zwischen dem intervenirenden und intervenirten Staate auf den Gebrauch und die Wirkungen der I. ausüben muß. Dem gegenüber kann schon einiger Trost darin gefunden werden, daß die Interventionsrechtsfrage an allen Fortschritten des Völkerrechts und insbesondere an der Verminderung der Kriege theilnimmt, daß also jedenfalls ein Staat, zur Beseitigung ihm unerträglicher Zustände in einem andern Staate, zuerst immer die mildern Mittel, z. B. Abbrechung der «guten Beziehungen» oder der ganzen internationalen Verbindung u. dgl. m., anwenden wird. Dazu kommt, daß unser Völkerrecht es gestattet, gegen absolut widerrechtliche Vergewaltigungen in einem Staate dem leidenden Theile die von ihm erbetene «accessorische Cooperation» zu gewähren, ferner, absolut völkerrechtswidrige Zustände in einem Staate, z. B. ziel- und zügellose, ganz Europa gefährdende Anarchien, unter allgemeiner Zustimmung selbst mit Gewalt zu beseitigen und endlich, gegen rechtswidrige I. von Rechts wegen zu interveniren. Immer aber ist festzuhalten, daß ein Recht zur I. stets als eine Ausnahme, und zwar nur im Interesse der eigenen Selbsterhaltung oder zur Aufrechthaltung des für alle wesentlichen Völkerrechtszustandes, von dem Princip der Nichtintervention zu erachten sei. Vgl. außer den völkerrechtlichen Arbeiten von Heffter, Holtzendorff, Bluntschli u. a.: Rotteck, «Das Recht der Einmischungen in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats» (Freiburg 1845); Hautefeuille, «Le principe de Non-Intervention et ses applications» (Par. 1863); Parthe, «Die I. in Mexico» (Lpz. 1864); Stapleton, «Intervention and Non-Intervention» (Lond. 1866).

Intestaterbfolge heißt die Erbfolge, welche, im Gegensatz zu der freien Verfügung des Erblassers für den Todesfall, auf Gesetzen beruht und eintritt, wenn weder ein Erbvertrag noch ein gültiges Testament vorhanden sind. (S. Erbrecht.) Die Bezeichnung ab intestato (d. i. ohne Testament oder Vermächtniß) erben ist ein charakteristisches Merkmal des röm. Rechts. Man sah bei den Römern die Testamentserrichtung in dem Maße als die Regel an, daß man dem gegenüber den Eintritt von andern Erben als Erbfolge «ohne Testament» bezeichnete. Erst wenn der Wille des Erblassers selbst nicht ausgesprochen war, trat das Gesetz ergänzend ein. Eine Uebertragung jenes Gegensatzes in unsere heutigen Verhältnisse könnte jedoch leicht zu Irrungen Anlaß geben. Es ist nämlich unter jener Erbfolge ab intestato im röm. Sinne keineswegs die der Blutsverwandten zu verstehen, wie das jetzt der Fall ist, sondern das röm. Recht stellte in vorzüglicher Achtung vor der Souveränetät des Familienvaters (pater familias) als das allein wirkende Band die agnatio (s. Agnaten) hin, die Verbindung durch eine und dieselbe väterliche Gewalt (patria potestas). Daher ging eine Berechtigung zur Erbfolge über weibliche Mitglieder der Familie nicht hinaus (mulier familiae suae et caput et finis est), und die zunächst berufenen Intestaterben waren diejenigen, welche durch den Tod des pater familias gewaltfrei wurden, die sui, ohne daß es auf die Nähe der Verwandtschaft oder darauf ankam, ob diese väterliche Gewalt überall durch Verwandtschaft begründet war. Gemäß diesem Grundsatze folgte, wenn sui nicht vorhanden waren, der nächste Agnat und in dritter Reihe die Gentilen (s. Gentes) als die größte Erweiterung der auf väterlicher Gewalt ruhenden Familie. Die Härte, welche darin lag, ward vom prätorischen Rechte und durch einzelne Senatsbeschlüsse allmählich beseitigt, bis endlich Justinian die I. ganz auf dem Princip der Blutsverwandtschaft begründete und nur für die Adoption noch eine Nachwirkung der frühern Auffassung sich erhielt. Daher ist gegenwärtig I. im wesentlichen gleichbedeutend mit Blutserbfolge, denn die Erbberechtigung der Agnaten hat sich nur bei den adeligen Stammgütern einzelner Gegenden oder Familien erhalten. Die Erbfolge ab intestato wird ausgeschlossen, sobald der Erblasser testirt, d. h. ein Testament (s. d.) errichtet. Diese rechtliche Möglichkeit, seinen Willen einseitig über das natürliche Leben hinaus zu verlängern, ist dem weniger abstract auffassenden altdeutschen Rechte fremd gewesen; dasselbe kannte nur Intestaterben oder Erbverträge. Aber die röm. Institution gewann durchaus die Oberhand, sodaß nicht blos die Testamente in Uebung kamen, sondern auch die altdeutsche I. der Parentelenordnung vom röm. Rechte verdrängt ward, bis sie in neuerer Zeit wieder in einzelnen Gesetzen Aufnahme fand.

Intoleranz, s. Toleranz.

Intonation (lat.) heißt in der Musik die Art und Weise, wie der Ton oder richtiger der Klang durch die Menschenstimme oder durch Instrumente erzeugt wird; das Wort ist also gleichbedeutend mit Ansprache und Ansatz. Ferner gebraucht man es auch in der Bedeutung von Stimmung, und ein Instrument ist auf diesen oder jenen Ton intonirt, heißt: es ist in diesen

Digitized by Google

oder jenen Ton gestimmt. Die beiden Hauptbedingungen einer guten I. sind vollkommene Reinheit in Bezug auf Tonhöhe und Klangschönheit. Eine kunstgerechte und aller Abstufungen fähige I. ist der erste und wichtigste Theil aller Schule in Gesang und Instrumentspiel. Im Instrumentbau ist die I. namentlich bei den Klavierinstrumenten und der Orgel von großer Bedeutung. Bei den erstern wird sie hauptsächlich durch die Belederung, d. h. den Ueberzug der Hammerköpfe mit Wildleder, und durch den Fallwinkel der Hämmer, bei der letztern durch die Beschaffenheit des Labiums der Pfeifen und durch die Stärke und Masse des Windzuflusses bedingt. Bei den Blas- und Streichinstrumenten sowie im Gesang ist die I. weit mehr von der Fähigkeit und Geschicklichkeit des Vortragenden abhängig.

Intrigue (franz., vom lat. intricare, Ränke, Schwierigkeiten machen) heißt die absichtliche Verknüpfung oder Verwickelung von Handlungen und Personen zu einem bestimmten Zwecke. Im Drama versteht man darunter besonders die entweder mehr zufällig zusammentreffenden oder absichtlich herbeigeführten Verhältnisse oder Umstände, durch welche die Hauptpersonen gehindert, geneckt, irregeführt und in Verlegenheit gesetzt werden. Von der Tragödie ist daher die I. ausgeschlossen, wenn sie nicht, wie in Shakspeare's «Othello», im Wesen der das Grundmotiv bildenden tragischen Leidenschaft selbst liegt; und von diesem Gesichtspunkt aus sind Lessing's «Emilia Galotti» und Schiller's «Cabale und Liebe» durchaus falsch gebaut. Im Lustspiel dagegen hat die I. den weitesten Spielraum; ja man nennt Stücke, in welchen die I. so überwiegt, daß sie zur Hauptsache wird und die Charaktere nur zu ihrer Schürzung und Lösung da zu sein scheinen, Intriguenstücke, im Gegensatz zu den Charakterstücken, in welchen die I. blos zur schärfern Hervorhebung der Charaktere dient. Das Intriguenstück ist mehr belustigenden und neckischen Charakters, wobei das Komische darin zunächst auf den Verhältnissen und Lagen der Personen beruht; doch wird dadurch die Zeichnung der Charaktere und deren Einfluß auf die Entwickelung der Handlung keineswegs vom Intriguenstück ausgeschlossen. Muster in dieser Gattung sind die span. Mantel- und Degenstücke (comedias di capa y espada). Das kühnste und auch so ziemlich letzte Stück dieser Art ist Beaumarchais' «Mariage de Figaro». Das ältere deutsche Lustspiel hielt sich von diesen mehr äußerlichen Neckereien des Intriguenstücks fern; erst die Nachahmer Scribe's haben sie auch auf den deutschen Bühnen heimisch gemacht. In der Theatersprache bezeichnet man mit Intrigant alle diejenigen Charaktere, welche durch Ränke, Hinterlist oder überhaupt durch boshafte und gemeine Motive in das Getriebe der dramatischen Handlung eingreifen. Früher bestand dieses Fach selbstständiger, jetzt fällt es zum größern Theil mit dem Charakterfach zusammen.

Introduction (lat.) nennt man in der Musik einen kurzen, meist pathetischen Satz, der einem Hauptsatze, z. B. einem Rondo, Concert- und Symphoniesatze, einer Ouverture, Fuge, einem Gesangstücke u. s. w., als Einleitung vorausgeht. Vom Vorspiele oder Präludium unterscheidet sich die I. dadurch, daß sie keine abgeschlossene Form hat, während jenes ein in sich abgerundetes Stück ist. In der Oper heißt I. das erste Stück unmittelbar nach der Ouverture, meist ein großes Ensemblestück, aus Chören und ein- und mehrstimmigen Solostellen bestehend.

Inula und **Inulin**, s. Alant.

Invalide (lat.) heißt ein für den Kriegsdienst im Felde körperlich nicht mehr tauglicher Soldat. Man unterscheidet gewöhnlich Halb- und Ganzinvaliden, je nachdem dieselben noch zu kleinen Dienstleistungen in der Garnison zu verwenden sind oder nicht. Für Krieger, welche dem Vaterlande ihre Gesundheit geopfert, zu sorgen, war schon in Athen und Rom üblich. Im Mittelalter nahmen sich ihrer die Klöster und seit den Kreuzzügen die geistlichen Ritterorden, besonders die Johanniter an. Seit Einführung der stehenden Heere erhalten sie Gnadengeschenke, Pensionen oder Aufnahme in Invalidencompagnien und Invalidenhäusern. Ludwig XIV. errichtete zuerst ein solches (1671), das später von Napoleon besonders reich dotirt wurde. Die Stelle als Gouverneur der I. ist in Frankreich ein hoher Ehrenposten. In England wurde unter Karl II. zu Chelsea ein Invalidenhaus für die Landtruppen und durch Wilhelm III. in Greenwich ein Seehospital begründet. Außerdem wurden früher den im engl. Dienst Verwundeten noch Prämien nach bestimmter Taxe für jede Beschädigung des Körpers bezahlt, z. B. für einen Fuß 20 Pfd. St., für beide Augen 100 Pfd. St., während jetzt die Betreffenden je nach dem Grade ihrer Erwerbsunfähigkeit Pensionen verschiedenen Betrags beziehen. In Deutschland ließ Friedrich II. zuerst ein Invalidenhaus bauen, das 1748 vollendet wurde und die Ueberschrift «Laeso, sed invicto militi» trägt. In Oesterreich wurde 1751 zu Prag, 1783 zu Wien ein Invalidenhaus errichtet; das zu Pest schon 1727.

Invalidenkassen, s. Unterstützungskassen.

Digitized by Google

Invasion (lat.) heißt Einfall in ein fremdes Gebiet. Insbesondere versteht man darunter einen solchen Einfall, der nicht auf bleibende Eroberung, sondern, zunächst wenigstens, nur auf einen vorübergehenden Zweck berechnet ist, sei dieser nun strategischer, ökonomischer oder polit. Art, wie z. B. die französische J. in Spanien 1823 zur Wiederherstellung der königl. Gewalt.

Inventarium (lat.), ein Befundschein über das Ergebniß einer Besichtigung und Erörterung, besonders einer Vermögensaufnahme oder einer Verzeichnung von bestimmten Vermögenscomplexen, z. B. von Handlungen und andern Gewerbsetablissements, von Wirthschaftszubehörungen, die deshalb selbst wieder J. genannt werden. Im letztern Sinne unterscheidet man auf Landgütern das lebendige Inventar oder den Viehstand von dem todten, unter welchem Acker- und Wirthschaftsgeräthe begriffen werden. Man pflegt das J. bei Verpachtungen nach einer Taxe zu überlassen und den Pachter zu verpflichten, bei Beendigung des Contracts Stücke desselben Werths zurückzugeben oder den Mangel mit Geld auszugleichen. Inventarien werden bei der Uebernahme von Vormundschaften über das Vermögen der Pflegebefohlenen, bei Sterbefällen über die Hinterlassenschaft, bei der Uebernahme eines verpachteten Grundstücks, zur Aufstellung des Kapital-Contos für ein kaufmännisches Geschäft u. s. w. errichtet. Kaufleute sind sogar durch das Gesetz verpflichtet, ihren Vermögensstand von Zeit zu Zeit aufs neue aufzunehmen. (S. Inventur.) Unter der Rechtswohlthat des J. (beneficium inventarii) versteht man diejenige gesetzliche Bestimmung, wonach der Erbe, wenn er in Gemäßheit eines ausdrücklichen Vorbehalts binnen kürzester Frist nach dem Erbschaftsantritte ein, die ihm bekannten Activen und Passiven vollständig aufzählendes Verlassenschaftsverzeichniß einreicht, bei später sich herausstellender Unzulänglichkeit des Nachlasses den Erbschaftsgläubigern nicht aus eigenen Mitteln aufzukommen braucht.

Inventur (neulat.) ist die Aufnahme des Standes eines Handlungsvermögens, um eine etwaige Insolvenz, einen Rückgang oder den Zuwachs und die davon entfallenden Vortheile zu ermitteln. Es werden dabei alle Einrichtungen, Vorräthe und Außenstände nach ihrem Zeitwerthe in Rechnung gebracht, für verloren erachtete Forderungen und früher mit in Ansatz gekommene, jetzt aber völlig entwerthete Gegenstände abgeschrieben, und die auf dem Vermögen haftenden Schulden den Activen, um die Bilanz zu ziehen, gegenübergestellt. Das deutsche Handelsgesetzbuch schreibt den Kaufleuten vor, alljährlich, oder, wenn dies die Beschaffenheit des Geschäfts nicht gestattet, wenigstens aller zwei Jahre den Befund aufzuzeichnen und diese von den Handlungsinhabern unterschriebene Aufzeichnung, welche ebenfalls J. heißt, gehörig aufzubewahren. (S. Handlungsbücher.) Eine solche J. kann auch außer der Zeit nöthig werden, z. B. bei Trennung und Veränderung von Handelsgeschäften, bei Fallimenten, bei bevorstehender Liquidation des Geschäfts.

Inverneß, Grafschaft in Nord- oder Hochschottland, die größte des Königreichs, zwischen Roß, Nairn, Elgin, Banff, Aberdeen, Perth, Argyle und dem Atlantischen Ocean, der im Nordosten den Murraybusen oder Moray-Firth bildet, hat ein Areal von 11,021,22 QKilom., wovon 3140 auf die dazugehörigen 250 Inseln kommen. Die Zahl der Einwohner ist von 1851 bis 1871 von 95,500 auf 87,531 gesunken. Das Festland ist außerordentlich rauh, wild und gebirgig und steigt im Ben-Newis, dem höchsten Berge des brit. Archipels, 1332 Mt. hoch auf. Zahlreich sind die Seen und Bergwasser in tiefeingefurchten Thalspalten, ausgedehnt die Wald-, Heide- und Moorstrecken. Culturboden findet sich hauptsächlich in den niedrigen Gegenden am Moray-Firth, an einigen Seen und Flüssen. Doch sind nur 3/5 Proc. der Bodenfläche Ackerland. Die Hügelweiden begünstigen die Rinder- und Schafzucht, welche die Hauptbeschäftigung der Einwohner bilden. Die Hauptabdachung findet gegen Nordosten statt, wie der Lauf der größern, durch ergiebigen Lachsfang bedeutenden Flüsse Spey, Neß, Findhorn, Nairn, Beauly andeutet. Die Grafschaft zerfällt in zwei gleiche Theile durch den langen und tiefen Thalspalt, welcher in Südwestrichtung vom Moray-Firth zum Loch-Linnhe an der Westküste streicht, die Seen Neß und Lochy enthält und von dem Caledonischen Kanal (s. d.) durchschnitten wird. Unter den Inseln, die zu den mittlern und nördl. Hebriden (s. d.) gehören und die Gebirgsnatur des Festlandes theilen, sind die namhaftesten Skye, Harris (der südl. Theil von Lewis), Norduist, Süduist, Ben-Becula, Barra und St.-Kilda. Die celt. Sprache herrscht vor, das Englische ist fast nur bei den höhern Klassen in Gebrauch. Die Grafschaft zerfällt in 35 Kirchspiele und schickt ein Mitglied ins Parlament. — Die Hauptstadt J., der bedeutendste Ort der Grafschaft, im Hintergrunde der Moray-Firth, an der Eisenbahn und am Flusse Neß, der hier in den See Beauley fällt und dessen Eingang durch das Fort George gedeckt ist, zählt 14,510 E. meist engl. Abkunft. Dieselbe hat einen guten Hafen, ein befestigtes Schloß, zwölf

Digitized by Google

Kirchen und Kapellen, einen Gerichtshof, eine Lateinschule mit Bibliothek, ein Handwerkerinstitut, ein Gefängniß (Tolbooth), eine Besserungsanstalt, treibt Gerberei, Hanf- und Tuchfabrikation, Salmenfischerei sowie bedeutenden Handel mit Wolle und Schafen und ist der Hauptmarktplatz für die Bergschotten, welche hier ihre Producte verhandeln. In der Nähe von J. hatten die alten caledonischen Könige ihren Sitz. Historisch merkwürdig wurde die Stadt durch ein glückliches Gefecht des Prätendenten Karl Eduard, welches dieser im Febr. 1746 nach dem siegreichen Treffen bei Falkirk gegen den General Loudon bestand, wogegen er 7 Kilom. im Nordosten von J., bei Culloden (s. d.), 27. April 1746 völlig geschlagen wurde.

Inversion (lat.), d. i. Umkehrung, bezeichnet als stilistische und rhetorische Figur die Versetzung eines Wortes oder ganzen Satztheils aus seiner der strengen grammatischen Construction nach ihm gebührenden Stelle an eine andere, um den Begriff desselben herauszuheben und die Aufmerksamkeit auf denselben zu lenken, z. B.: «Zum Genießen nicht hat uns Gott geschaffen», statt: «Gott hat uns nicht zum Genießen geschaffen». Auch wird sie oft, namentlich in der Poesie, durch den Wohlklang und Rhythmus hervorgerufen. Unter den alten Sprachen lassen die griechische und lateinische wegen ihrer außerordentlichen Freiheit in der Wortstellung die meisten J. zu, während sie in den neuern Sprachen, besonders in der französischen, weit beschränkter sind. Die Römer selbst verstanden unter J. im tropischen Sinne die Ironie (s. d.).

Investitūr (d. i. Einkleidung, vom lat. investire) nennt man ursprünglich die feierliche Einweisung in das Recht des Besitzes irgendeiner unbeweglichen Sache. Sodann bezeichnet das Wort überhaupt soviel als Belehnung (s. d.), im Kirchenrecht aber die Belehnung des Bischofs (s. d.) mit Ring und Stab.

Investiturstreit heißt der infolge des von Papst Gregor VII. (s. d.) 1075 erlassenen Investiturgesetzes, durch welches dieser unter Androhung des Banns die weltliche Investitur, Belehnung geistlicher Personen mit Kirchengut, als Simonie verbot, veranlaßte Streit. Kaiser Heinrich IV. (s. d.) ließ zwar den Papst als einen Tyrannen, der sich am Gesalbten des Herrn vergreife, auf einer Synode zu Worms 24. Jan. 1076 absetzen, sah sich aber dafür mit dem Banne belegt und mußte sich demüthigen. Hierauf wurde der Streit mit den Waffen geführt; Gregor starb 1085 überwunden, Heinrich IV. 1106 unter dem Banne. Kaiser Heinrich V. fuhr fort zu investiren, und als er 1110 mit einem Heere über die Alpen zog, entschloß sich Papst Paschalis II., ihm gegen die Freiheit der Bischofswahlen die bischöfl. Reichslehen zurückzugeben. Doch die Lateransynode 1112 erkannte in dieser Handlung des Papstes einen Hochverrath an der Kirche und nöthigte ihn, alles zurückzunehmen. Endlich kam zu Worms 1122 zwischen Calixtus II. und Heinrich V. ein Concordat zu Stande, nach welchem Heinrich dem Papste die Investitur mit Ring und Stab überließ und Freiheit der Bischofswahlen, jedoch unter weltlicher Aufsicht, versprach, während dagegen Paschalis II. dem Kaiser zugestand, den Prälaten die Reichslehen mittels des königl. Scepters zu ertheilen und von ihnen vor der Consecration den Lehnseid zu empfangen. Doch schon 1125 milderte Kaiser Lothar II. das Concordat, indem er von den Prälaten nur den allgemeinen Unterthaneneid verlangte und die Consecration vor der Investirung gestattete.

Invocavit, der erste Fastensonntag, s. Sonntag.

Inzucht, s. Kreuzung.

Jo war der Sage nach die Tochter des Inachos, oder des Jasos, oder des Peiren, in welche sich Zeus verliebte. Um seine Liebe zu verheimlichen, verwandelte Zeus die Jo in eine schöne weiße Kuh. Here aber erbat sich die Kuh von ihrem Gemahl zum Geschenk und übergab hierauf dieselbe dem allsehenden Argos (Panoptes) zur Bewachung. Sie zu befreien, ertheilte Zeus dem Hermes den Befehl, ihren Wächter zu tödten. Aber in demselben Augenblicke, als dieses geschehen, sendete Here der Jo eine Bremse, von der sie durch alle Welt gejagt wurde, bis sie am Nil Ruhe fand. Als Heimat der Sage und der Jo ist Argos anzusehen, wo das Wesen der Jo mit dem dortigen Zeus- und Heredienst auf das innigste verbunden war. Ihre Wanderungen, die im Verlauf der Zeit ausgeschmückt wurden, lassen sich schwer mit der mythischen Geographie in Uebereinstimmung bringen. Hauptquelle dafür ist des Aeschylus «Prometheus», womit aber wieder vieles in den «Schutzflehenden» nicht vereinbar ist. Von Argos aus kam sie danach an das Meer, welches von ihr den Namen des Jonischen erhalten haben sollte; hierauf gelangte sie durch die Scythische Wüste zum Prometheus, welcher ihr den Weg ankündigte, den sie zu nehmen hätte. Zuletzt gelangte sie nach Aegypten, wo sie Erlösung von ihren Leiden fand, unter der Berührung des Zeus den Epaphos gebar und den Isisdienst stiftete. Daß sie mit der Isis (s. d.) geradezu identificirt wurde, dazu gab namentlich die Kuhgestalt Veranlassung.

Digitized by Google

Wir besitzen zahlreiche Darstellungen der Sage von Io, namentlich auf Vasen und in Wandgemälden. Vgl. Engelmann, «De Ione» (Berl. 1868); Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 1: «Zeus», Lpz. 1871). — Io ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Jod oder Jodine (abgeleitet vom griech. ἰοειδής, d. i. veilchenfarbig) ist ein von Courtois 1811 entdecktes nichtmetallisches Element, welches neben dem Brom als Trabant des Chlors auftritt und im Meerwasser, in Seepflanzen (besonders in den Fucusarten), in den Fischen, Hummern, Austern, im Seeschwamm, im Leberthran und in vielen Salzquellen sich findet. Außerdem kommt es in größerer Menge in dem Peru- oder Chilesalpeter und in vielen Phosphoriten vor. Nach den Behauptungen des franz. Chemikers Chatin fände es sich auch in der Luft und in allen Süßwasserpflanzen. Man stellt es in Glasgow in Schottland und in Cherbourg in der Normandie fabrikmäßig aus den eingeäscherten Seealgen, dem Kelp oder dem Karek dar. In neuerer Zeit gewinnt man es auch in großer Menge in Peru aus den Mutterlaugen von der Raffination des rohen Salpeters und in kleinen Quantitäten bei der Umwandlung gewisser natürlicher Phosphate in Düngerpräparate. Die Jodproduction beläuft sich (1877) auf 3550 Ctr.; davon kommen auf Schottland 2500, auf Frankreich 1050, auf Peru und Chile 1000 Ctr., insgesammt 3550 Ctr. Das J. mit dem Atomgewicht 127 und dem Volumengewicht 4,94 ist ein fester, schwarzgrauer, metallglänzender, krystallinischer Körper, dem Graphit nicht unähnlich, der sich beim Erhitzen in violette Dämpfe verwandelt, bei 115° C. schmilzt und bei 200° siedet. Es löst sich etwas in Wasser (Jodwasser), leicht in Alkohol und Aether, Jodkalium, Benzol, Chloroform und Schwefelkohlenstoff, in beiden letztgenannten Flüssigkeiten löst er sich mit violetter Farbe. Von wässeriger schwefliger Säure und von unterschwefligsaurem Natron wird es farblos gelöst. Mit Stärke zusammengebracht, bildet das J. die violette Jodstärke, sodaß eine Jodlösung das beste Reagens auf Stärkemehl ist. Es verbindet sich mit den Metallen zu Jodüren und Jodiden (s. Jodpräparate) und findet in großer Menge in der Medicin, als Mittel gegen Kropf, Skrofeln, Anschwellungen der Drüsen, gegen Syphilis, Gicht u. s. w. Anwendung; bei längerm Gebrauch führt es leicht den sog. Jodismus herbei, der sich gleich den meisten chronischen Metallvergiftungen durch Hyperämie der Schleimhäute, insbesondere der Nasen- und Rachenschleimhaut (Jodschnupfen), durch Exantheme, Kopfschmerzen, Gliederzittern und Verdauungsstörungen kennzeichnet. Außerdem benutzt man das J. in der Photographie, zur Darstellung der Jodpräparate und in neuester Zeit auch zur Gewinnung violetter und grüner Theerfarben und des blauen Cyanin (s. d.).

Jodpräparate. Unter den vielen Verbindungen, die das Jod mit andern Elementen eingeht, sind in technischer, pharmaceutischer und medic. Hinsicht die folgenden vorzugsweise von Wichtigkeit: Jodkalium (Kalium iodatum), in weißen Würfeln, die sich in Wasser leicht lösen, krystallisirend, ist neben seiner Anwendung in der Heilkunde, in welcher es wegen seiner ausgezeichneten resorbirenden Eigenschaften vielfach gegen rheumatische und skrofulöse Ablagerungen benutzt wird, für den Photographen geradezu unentbehrlich. Die vielbenutzte Jodkalisalbe (Unguentum kalii iodati) wird aus 20 Theilen Jodkalium, 1 Theil unterschwefligsaurem Natron, 15 Theilen Wasser und 165 Theilen Fett bereitet; eine Lösung von 1 Theil Jod und 2 Theilen Jodkalium in 30 Theilen Wasser wird als Lugol'sche Jodlösung vielfach zu reizenden Einspritzungen und Waschungen benutzt. Gelbes Queckſilberiodür (Hydrargyrum iodatum flavum), durch Zusammenreiben von 8 Theilen Quecksilber und 5 Theilen Jod erhalten, ist ein grünlichgelbes Pulver. Rothes Queckſilberiodid (Hydrargyrum biiodatum rubrum) wird durch Mischen der Lösungen von 4 Theilen Quecksilberchlorid und 5 Theilen Jodkalium dargestellt; ein schöner rother krystallinischer Körper, der beim Erhitzen bis auf 150° C. plötzlich seine Farbe ändert und citronengelb wird und während des Erkaltens oder einige Zeit nachher wieder in die rothe Modification zurückkehrt. Eine Verbindung des Quecksilberiodids mit Kupferiodür ist in jüngster Zeit von Heß in Wien als thermometrische Substanz vorgeschlagen worden, indem die Farbe dieser Verbindung, im gewöhnlichen Zustande krapproth, bei 70° C. in chocoladebraun übergeht, um beim Abkühlen wieder zur frühern Farbe zurückzukehren. Jodtinctur (die officinelle Tinctura iodi), eine Lösung von 1 Theil Jod in 10 Theilen Weingeist ist eine Flüssigkeit von dunkelrothbrauner Farbe, welche als kräftiger Hautreiz sowie als irritirende Einspritzung in Fistelgänge und Höhlen vielfältige Anwendung findet; eine Lösung von 10 Theilen Jod, 10 Theilen unterschwefligsaurem Natron in 10 Theilen Wasser, 16 Theilen alkoholischer Ammoniakflüssigkeit und 75 Theilen Alkohol führt nach der Pharmacopoea Germanica den Namen farblose Jodtinctur (Tinctura iodi decolorata). Jodwasser, eine Lösung von Jod in destillirtem Wasser, ist eine hellgelbe Flüssigkeit und

Digitized by Google

findet in der Brauerei und der Branntweinbrennerei, sowie in der Pflanzenphysiologie zur Ermittelung des Stärkemehls Anwendung. Jodblei (Plumbum iodatum) wird durch Jodkalium aus den Lösungen von Bleisalzen als citronengelbes Pulver gefällt, welches aus siedendem Wasser in prachtvoll goldgelben, stark glänzenden Blättchen krystallisirt. Eisenjodür, Jodeisen (Ferrum iodatum), durch die Einwirkung von Eisen, Jod und Wasser erhalten, ist ein sehr zersetzbares Präparat, welches im frisch bereiteten Zustande, mit Milchzucker gemischt, als zuckerhaltiges Jodeisen (Ferrum iodatum saccharatum) zu medic. Zwecken Anwendung findet. Methyl- und Aethyljodür, angenehm riechende, leicht bewegliche Aetherarten, die unter anderm zur Herstellung von violetten und grünen Nuancen in der Theerfabrikation Anwendung finden. Jodoform (Iodoformium) bildet sich durch Erhitzen von Holzgeist, Weingeist, Aether, Aceton, Zucker, Dextrin, Eiweißkörpern u. s. w. mit Kalilauge und Jod; es erscheint in großen, citronengelben, glänzenden Tafeln, die bei 115—120° C. schmelzen und einen penetranten Safrangeruch zeigen; sie lösen sich nicht in Wasser, leicht dagegen in Alkohol und Aether. In der Medicin ist das Jodoform neuerdings wegen seiner schmerzlindernden und zertheilenden Wirkung sehr empfohlen worden.

Jokaste, bei Homer Epikaste genannt, die Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon, war die Gemahlin des theban. Königs Laios, dem sie den Oedipus (s. d.) gebar.

Jon war nach der griech. Mythologie ein Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa, der Tochter des Königs Erechtheus von Athen, vor ihrer Vermählung mit Xuthos erzeugt hatte. In einem Kästchen von der Mutter in der nämlichen Höhle ausgesetzt, in welcher sie vom Apollo umarmt worden, brachte Hermes auf das Bitten des letztern das Kind nach Delphi, wo es erzogen wurde. Da die später eingegangene Ehe der Kreusa mit Xuthos kinderlos blieb, so beschloß Apollo, seinen inzwischen herangewachsenen Sohn dem Xuthos als eigenen Sohn zu übergeben. Es geschah dies mit Hülfe eines trügerischen Orakels, und Xuthos nahm den vermeintlich gefundenen Sohn mit väterlicher Liebe auf. Kreusa indeß suchte den ihr unbekannten Jüngling zu vergiften und floh, als das Verbrechen offenbar, zum Altare, wohin sie J. verfolgte, wo sich aber herausstellte, daß J. ihr eigener, mit dem Apollo erzeugter Sohn sei. So erzählt diese Sage Euripides in seinem Trauerspiel «Jon». Andere erzählen, daß J., von den Athenern im Kriege gegen die Eleusinier zum Anführer gewählt, die Thrazier besiegte, worauf die Athener ihn als König anerkannten und sich nun ebenfalls Jonier nannten. Er theilte Attika in vier Stämme (Phylä), die er nach seinen Söhnen benannte. Nach einer andern Sage erhielt J. von dem Könige Selinus von Aegialos (dem nachmaligen Achaja [s. d.]) dessen Tochter Helika mit der Nachfolge auf dem Thron, baute, König geworden, eine Stadt, der er den Namen seiner Frau gab, und legte den Einwohnern den Namen Jonier (s. d.) bei. Endlich wird auch von Einzelnen angegeben, er habe die ion. Colonisation in Kleinasien geleitet.

Jona, irisch Icolmkill, kleine Hebrideninsel, zur schott. Grafschaft Argyle gehörig und nahe vor der Südwestecke der Insel Mull gelegen, ist nur 28 QKilom. groß und von 250 Menschen bewohnt, aber als Heimatsstätte alter Civilisation berühmt. Schon zur Zeit der Druiden war sie heilig und sollte bei der allgemeinen Ueberflutung der Welt allein nicht verschlungen werden. Dorthin kam 565 aus Irland der heil. Columba, gründete ein Kloster und wurde Apostel der Picten. Er starb 595. Nach ihm erhielt das Eiland den Namen I Columbkill, d. h. Insel Columba's Zelle. Die Klosterschule von J. blieb bis zur Reformation eine berühmte, von den vornehmsten Schotten besuchte Lehranstalt mit reicher Bibliothek. Noch sieht man die Ruinen einer Kathedrale, eines Mönchs- und eines Nonnenklosters und einer Kapelle des heil. Oran, eines Genossen Columba's, auf dem Kirchhof. Die Kapelle ist das älteste dieser Denkmale, nur 12 Mt. lang und 6 Mt. breit und in kunstlosem Stil gebaut, wahrscheinlich norweg. Ursprungs. Die Kathedrale, gegen Ende des 11. Jahrh. erbaut, bildet ein Kreuz von 49 Mt. Länge und 7 Mt. Breite; ihr viereckiger Thurm hat noch die Höhe von 21,3 Mt. Nach der Tradition sind hier 48 schott., 4 isländ., 8 norweg. Könige und ein König von Frankreich begraben. J. wird nebst Staffa (s. d.) viel von Touristen von Oban aus besucht.

Ionicus, in der griech. und röm. Metrik ein viersilbiger Fuß, in welchem entweder die beiden ersten oder die beiden letzten Silben kurz und die übrigen beiden lang sind. Im erstern Falle heißt der Fuß Ionicus a minori (⏑ ⏑ — —), im letztern Ionicus a majori (— — ⏑ ⏑).

Jonier nannte sich in vorhistor. Zeit eine Abtheilung des griech. Volks, welche, soweit die Ueberlieferung hinaufreicht, in Kleinasien wohnte und von dort aus auch schon Theile der gegenüberliegenden europ. Küstenländer besetzt hatte. Während die asiat. Zweige des Stammes infolge früher und lebhafter Beziehungen zu den Culturvölkern Vorderasiens, insbesondere der

Digitized by Google

Semiten, in ihrer Entwickelung ziemliche Fortschritte gemacht hatten, beharrten die europ. Zweige auf einer niedern Stufe der Cultur, sodaß erstere, als sie nach Jahrhunderten sich ebenfalls nach dem europ. Griechenland wandten, die letztern (unter dem Namen Pelasger bekannt), mit welchen sie dann verschmolzen, an Cultur weit überragten. Um die Mitte des 11. Jahrh. v. Chr. begannen Scharen der infolge der dor. Wanderungen durch die Achäer aus ihren Wohnsitzen vertriebenen peloponnesischen und attischen J. wieder nach Kleinasien hinüberzuziehen, wo sie, wahrscheinlich unter Mitwirkung ihrer frühern Stammesgenossen, 12 blühende Städte begründeten. Nach ihnen ward seitdem der Küstenstrich Kleinasiens vom Flusse Hermos an bis südlich des Mäandros, mit Einschluß der Inseln Chios und Samos, Jonien (Ionia) genannt. Eine Art Mittelpunkt der ion. Zwölfstädte bildete das sog. Panionion, ein Heiligthum des Poseidon Helikonios am Vorgebirge Mykale bei Milet, wo alljährlich das Fest der Panionia gefeiert und auch Berathungen über gemeinsame Angelegenheiten gepflogen wurden. Auch fanden Festversammlungen im Tempel der Artemis zu Ephesos statt. Der bedeutende Reichthum, zu welchem die meisten dieser Städte infolge der Fruchtbarkeit des Landes und mehr noch durch ihren ausgedehnten Seehandel gelangten, weckte die Eroberungslust ihrer Nachbarn. So gelang es (um 560 v. Chr.) dem König Krösus von Lydien, die sämmtlichen ion. Städte des Festlandes sich zu unterwerfen, und als dann Cyrus diesen König gestürzt und sein Reich erobert hatte (546 v. Chr.), brachte dieser mit leichter Mühe auch die sämmtlichen griech. Städte Kleinasiens und der benachbarten Inseln (außer Samos) in seine Gewalt. Der Versuch, welchen die J. unter Führung des Aristagoras von Milet 500 v. Chr. machten, mit Unterstützung von Athen und Eretria und in Verbindung mit den griech. Städten am Hellespont, in Karien und auf der Insel Kypros das pers. Joch abzuwerfen, mislang. Die Städte wurden einzeln durch die Feldherren des Königs Darius wieder unterworfen, 494 v. Chr. nach hartem Widerstande Milet, und anfangs hart behandelt, dann aber denselben gegen Zahlung eines bestimmten Tributs an den Perserkönig die Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten überlassen. Die Niederlagen des Xerxes bei Salamis, Platää und Mykale brachten den griech. Städten Kleinasiens die Freiheit von Persien und veranlaßten sie, sich dem atheniischen Seebunde anzuschließen. Nach der Auflösung desselben kamen sie zunächst in die Gewalt der Spartaner, die sie durch den sog. Antalkidischen Frieden (387 v. Chr.) wieder den Persern preisgaben. Nach der Zertrümmerung des Perserreichs durch Alexander d. Gr. theilten sie unter den sog. Diadochen die Schicksale der übrigen Bruchstücke des macedon. Weltreichs. Mit Besiegung des Königs Antiochus d. Gr. von Syrien durch die Römer wurden sie größtentheils für frei erklärt (189 v. Chr.), endlich aber 129 v. Chr. zur neueingerichteten röm. Provinz Asia geschlagen. Gegenwärtig sind infolge der Jahrhunderte andauernden türk. Herrschaft jene einst so blühenden Städte, mit Ausnahme von Smyrna, verödet, zu elenden Dörfern herabgesunken oder wenigstens sonst verkommen. Während Jonien niemals eine bedeutende polit. Rolle gespielt hat, ist es für die Entwickelung der griech. Cultur von der höchsten Bedeutung gewesen. Es ist die Wiege der epischen wie der elegischen Poesie, und ihm gehören die Anfänge der Geschichtschreibung (Logographen) und der Philosophie sowie auch der rationellen Medicin (Hippokrates) und anderer Wissenschaften an. Auch ist hier ein eigenthümlicher Stil der Architektur, die Jonische Baukunst, ausgebildet worden, der in den großen Tempeln zu Samos, Ephesos, Milet u. s. w. seine glänzendste Vertretung fand. Endlich nimmt auch die Jonische Malerschule, durch deren Meister (Zeuxis, Parrhasios u. a.) das Malerische im engern Sinn und der Reiz der Illusion in die Kunst eingeführt wurde, eine bedeutende Stelle in der Entwickelung der griech. Malerei ein.

Jonische Inseln nennt man die im Jonischen Meere, an der Westküste von Albanien und Griechenland gelegenen, letzterm seit 1864 einverleibten sieben Inseln mit umliegenden Eilanden, mit einem Gesammtflächenraum von 2606,7 QKilom.; davon kommen auf Korfu (Kerkyra) 710,3, Paxos (Paxoi) 18,7, Sta.-Maura (Leukas) 285,3, Thiaki (Ithaka) 97,5, Cephalonia 660,6, Zante (Zakynthos) 413, Cerigo (Kythera) 289,1 QKilom., welches letztere vor den die Südspitze Griechenlands bildenden beiden Halbinseln liegt. Die Inseln zählen (1870) 218,879 E., meist griech. Abstammung, sind gebirgig (bedeutendste Höhe der Arnos auf Cephalonia, über 1600 Mt. hoch) und in den Thälern und den Ebenen fruchtbar; die wichtigsten Erzeugnisse (zugleich Ausfuhrartikel) sind Oel, Korinthen (auf allen Inseln außer Korfu), vortrefflicher Wein und Südfrüchte; Getreide wird wenig und ungenügend für den Gebrauch gebaut, daneben auch etwas Flachs und Baumwolle; berühmt sind Zante und Korfu wegen ihrer Blumenzucht. Die Viehzucht beschränkt sich auf Schafe und Ziegen; der Fischfang ist bedeutend, Industrie- und Fabrikwesen noch ziemlich zurück. Das Klima ist mild und gesund,

Digitized by Google

besonders Korfu bekannt als Aufenthalt für Brustkranke, doch werden die meist vulkanischen Inseln von Erdbeben heimgesucht. Waldungen gibt es außer prächtigen Olivenhainen nicht; auch an genügender Bewässerung ist Mangel. Dampfschifffahrtsverbindungen der Inseln unter sich und mit dem übrigen Griechenland und dem Auslande werden durch die Griechische Dampfschifffahrtsgesellschaft, den Oesterreichischen Lloyd und die Italienische Trinakria bewerkstelligt; mit Straßen und Wegen sind die Inseln infolge der engl. Verwaltung besser versorgt als das übrige Griechenland. Seit der Vereinigung mit Griechenland ist das Freihafensystem der Inseln abgeschafft und die 1823 in Korfu gegründete Universität (Akademie Guilfort) eingegangen. Jetzt gelten hier die griech. Gesetze mit Ausnahme der privatrechtlichen, für welche ein eigener Civilcodex rechtskräftig geblieben ist. In administrativer Hinsicht werden die Inseln in drei Nomarchien getheilt: Korfu (1107 QKilom. mit 96,940 E.), Cephalonia (781 QKilom. mit 77,382 E.) und Zante (719 QKilom. mit 44,557 E.).

Die älteste Geschichte der Jonischen Inseln fällt mit der des übrigen Griechenland zusammen, dessen Schicksale die Inseln theilten; schon im frühesten Alterthum waren dieselben von Griechen bewohnt und von einheimischen Stammesfürsten regiert; Ithaka ist speciell bekannt als das Vaterland des Odysseus, Leukas als Hauptstadt Akarnaniens zur Zeit des Achäischen Bundes, auch aus der Legende Sappho's, Korfu (Kerkyra) als korinthische Colonie und in der Folge von deren Rivalität mit der Mutterstadt die unmittelbare Ursache zum Peloponnesischen Kriege. Auch unter macedon. und röm. Herrschaft kamen die Inseln mit Griechenland; bei der Theilung des Römischen Reichs fielen sie dem byzant. Kaiserthum zu. In den Kriegen der neapolit. Normänner und der Venetianer mit diesem Reiche wurden sie bald von jenen erobert, bald von diesen wieder genommen, bis sie im 15. Jahrh. völlig in die Gewalt der Venetianer kamen, welche sie durch Proveditoren regieren ließen und gegen die Angriffe der Türken siegreich behaupteten. Nach dem Untergange der Republik Venedig 1797 kamen sie an Frankreich, wurden aber schon 1799 von den Russen und Türken erobert, worauf sie der russ. Kaiser Paul durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 in eine Republik der sieben vereinigten Inseln verwandelte, die unter der Hoheit der Pforte und dem Schutze Rußlands stehen sollte, aber unter heftigen innern Parteiungen nur bis 1807 bestand, wo Rußland im Frieden von Tilsit sie an Napoleon überließ. Auch die Franzosen vermochten sich nicht im Besitze zu erhalten; 1811 wurden die Inseln von den Engländern besetzt, mit Ausnahme von Korfu, welches erst durch den Pariser Frieden von 1814 England zufiel. Durch den in Paris 5. Nov. 1815 zwischen England, Oesterreich, Preußen und Rußland abgeschlossenen Vertrag wurden die Inseln sodann unter dem Titel «Vereinigter Staat der sieben Jonischen Inseln» zu einem freien, besondern Staate unter dem Schutze der brit. Krone constituirt. Nach diesem Vertrage hatte letztere das Besatzungsrecht sammt dem Oberbefehl und übte ihre Schutzrechte durch einen Lord-Haut-Commissar aus, welcher die innere Verwaltung sowie die Verhältnisse zur Schutzmacht durch einen von einer Nationalversammlung berathenen Ausschuß regeln sollte. Die Verfassung vom 26. Aug. 1817 verlieh der Schutzmacht eine fast unumschränkte Herrschaft. Dauernde Unzufriedenheit, geheime Umtriebe, selbst offener Aufruhr begleiteten von Anfang an das engl. Regiment, namentlich zur Zeit des griech. Freiheitskampfes. Die heftigste Opposition erweckten später gewaltsame Maßregeln des Lord-Haut-Commissars Howard Douglas 1839, 1841 und 1842, und seitdem besonders trat immer entschiedener das Streben der Bevölkerung nach Vereinigung mit dem Königreich Griechenland hervor. In einer Petition vom 27. März 1848 verlangte man Preßfreiheit, unmittelbare Wahlen der Volksvertreter, Bildung eines ion. Heers u. s. w. Da die brit. Regierung nichts gewährte, brach 27. Sept. ein Aufstand auf Cephalonia aus, der sich bald über die andern Inseln ausbreitete, aber mit Gewalt unterdrückt wurde. Auch ein 30. und 31. Aug. 1849 auf Cephalonia ausgebrochener neuer Aufstand, welcher von einer Partei ausging, die als «Jung-Jonien» und «Rhizospasten» radicale Zwecke, besonders aber den der Vereinigung mit Griechenland verfolgte, wurde durch brit. Truppen niedergeschlagen. Das 10. Nov. 1849 eröffnete Parlament brachte wenig mehr als eine Erweiterung des Wahlrechts, und die nächsten Parlamente wurden wegen ihrer feindseligen Haltung bald aufgelöst. Da aber sich die nationale Bewegung immer mehr steigerte, wurde der als Philhellene bekannte Gladstone nach den Jonischen Inseln gesandt, der dem im Jan. 1859 berufenen Parlament nicht unwichtige Reformen vorschlug, während dieses einstimmig die Vereinigung der Inseln mit Griechenland verlangte. Diese Erklärung vom 15. Jan. 1859 ward der Königin von England übermittelt, aber die brit. Regierung verweigerte noch mehrmals das stets sich erneuernde Verlangen. Erst nach der Thron-

Digitized by Google

revolution in Griechenland (Oct. 1862) änderte sich die Politik der brit. Regierung gegen die Inseln sowol als gegen Griechenland überhaupt. Als durch die Wahl der griech. Nationalversammlung und das Londoner Protokoll vom 13. Juni 1863 der dän. Prinz Georg, Bruder der Prinzessin von Wales, König der Hellenen geworden, erklärte England, das Protectorat aufgeben und die Vereinigung der Inseln mit Griechenland genehmigen zu wollen. Am 6. Oct. 1863 wurde hierauf die Einverleibung mit Griechenland vom Parlament zu Korfu feierlich erklärt, und durch den Londoner Vertrag vom 14. Sept., welcher die Inseln an Griechenland abtrat, auch von den Schutzmächten des Pariser Vertrags vom 5. Sept. 1815, unter der Bedingung der dauernden Neutralisirung Korfus genehmigt. Vgl. Davy, «The Ionian Islands under British protection» (Lond. 1851); Ansted, «The Ionian Islands» (Lond. 1863); Kirkwalls, «Four years in the Ionian Islands» (2 Bde., Lond. 1864).

Jonisches Meer heißt das Mittelländische Meer zwischen der Westküste der Türkei und des Königreichs Griechenland und der Ostküste von Calabrien, unstreitig nach den Joniern auf der Westküste des Peloponnes. Dasselbe bildet den Meerbusen von Tarent zwischen Calabrien, Basilicata und Terra d'Otranto; ferner den Korinthischen Golf (Golf von Patras oder Lepanto), zwischen dem Peloponnes und dem griech. Festlande; dann den von Arkadien (Cyparissischen Busen) und den von Koron (Messenischen Busen) im Westen und Südwesten des Peloponnes; endlich den Golf von Arta zwischen Griechenland und dem türk. Vilajet Janina.

Jonische Schule werden die ältesten griech. Philosophen, die in der Erklärung der Natur eine gemeinsame Richtung verfolgten, deshalb genannt, weil sie aus Jonien stammten. Thales, Anaximander, Anaximenes, nach manchen Eintheilungen auch Heraklit, Anaxagoras und Diogenes von Apollonia werden zu ihr gerechnet. (S. Griechische Philosophie.)

Jōta, griech. Name des Buchstabens J (s. d.).

Jowa, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen dem Mississippi und Missouri, den Staaten Wisconsin und Illinois im O., Missouri im S., dem Staate Nebraska und dem Gebiete Dakota im W. und dem Staate Minnesota im N., war früher ein Theil des großen Nordwestgebietes, der 1831 seine ersten Ansiedler erhielt. Seit 1836 gehörte es als District zum Territorium Wisconsin, wurde aber 1838, wo es kaum 23,000 E. hatte, als Territorium organisirt und 1845 als Staat in die Union aufgenommen. Derselbe zählte 1850 auf 142,561 QKilom. 192,214, 1860 bereits 674,948, 1870 sogar 1,194,020 E., worunter 204,692 Fremdgeborene (66,162 in Deutschland). Das Land ist ohne Gebirge, auf weiten Strecken eine hügelige Hochebene, die theilweise die Wasserscheide zwischen dem Mississippi und Missouri bildet. In den erstern fließen in südöstl. Richtung unter vielen andern der 480 Kilom. lange Jowafluß und der weit längere Keosagua oder Desmoines, der für Dampfer über 150 Kilom. aufwärts schiffbar ist. Das Uferland der Flüsse ist meist vortrefflich bewaldet; dann folgen baumlose Prairien, die wol drei Viertel der Oberfläche einnehmen, theils mit Gras, theils mit Gebüsch, insbesondere mit Sassafras bestanden. Der Boden ist im allgemeinen überaus fruchtbar, zum Getreidebau wie zur Viehzucht geeignet und der höhergelegene Theil des Landes ganz gesund. Weizen, Mais, Taback, Ahornzucker, Butter, Käse und Wolle bilden den Hauptertrag der Landwirthschaft. Der Hauptreichthum des Landes liegt aber jetzt noch in den Bleiminen, neben welchen sich auch Kohlenlager vorfinden. Die Eisenbahnen des Staats waren im J. 1873 5990 Kilom. lang und hatten über 50 Mill. Doll. gekostet. Der Gouverneur wird, wie die 50 Senatoren, auf vier, die 100 Repräsentanten auf zwei Jahre gewählt. Zum Nationalcongreß sendet J. neun Repräsentanten. Der Werth des besteuerten Eigenthums belief sich 1873 auf 364,336,580 Doll., darunter für 273,797,687 Doll. Grundeigenthum. Die Staatsschuld war 1873: 543,056, der Schulfonds 3,294,742 Doll. Eine Staatsuniversität befindet sich zu Mount-Pleasant im Bezirk Henry. Die Hauptstadt ist seit 1857 Desmoines mit 12,035 E.; bis dahin war es Jowa-City, am Flusse Jowa, mit 5914 E. Dubuque mit 18,435 E., am rechten Ufer des Mississippi, auf einer Terrasse mitten in der Bleiregion gelegen, treibt lebhaften Handel mit dem Innern des Staats, mit dem benachbarten Galena in Illinois und mit Wisconsin. Burlington, 14,930 E., Davenport, 20,038 E., und Guttenberg, eine ausschließlich deutsche Niederlassung, liegen sämmtlich am Mississippi.

Ipecacuanha. Unter diesem brasil. Namen, welcher «brechenerregendes Kraut» bedeutet, kommen die Wurzeln oder Wurzelstöcke verschiedener exotischer Pflanzen in den Handel, welche früher alle als «Brechwurzel» in der Heilkunst angewendet wurden, während gegenwärtig fast nur noch die eigentliche officinelle Brechwurzel in Gebrauch ist. Diese berühmte Drogue stammt von Cephaëlis Ipecacuanha Willd. ab, einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'-

Digitized by Google

schen Systems und zur Familie der Rubiaceen gehörigen Pflanze, die in den Urwäldern Brasiliens wild wächst und jetzt im tropischen Südamerika (z. B. Peru) auch angebaut wird. Sie ist eine ziemlich unscheinbare, krautartige, perennirende Pflanze mit knotig-gegliedertem, geringeltem, kriechendem, fadenförmigem Wurzelstock, aufrechtem, höchstens 30 Ctmt. hohem Stengel, gegenständigen, ei-lanzettförmigen Blättern und kleinen, in ein endständiges Köpfchen gestellten Blüten, welche eine röhrig-präsentirtellerförmige weiße Blumenkrone und einen fünfzähnigen oberständigen Kelch besitzen. Aus dem unterständigen Fruchtknoten entsteht eine anfangs rothe, zuletzt schwarzblaue Beere. Die J. wurde 1648 durch Piso und Marcgrav bekannt, aber erst 1797 durch den portug. Flottenarzt Dr. Bernardino Antonio Gomes wieder aufgefunden. Sie ist in Brasiliens Wäldern fast ausgerottet. Ihre Wurzelstöcke kommen unter dem Namen Radix I. griseae in den Handel und sind mit grauer, brauner oder schwarzer Rinde versehen. Eine zweite Sorte, Radix I. nigrae s. striatae s. peruvianae stammt von Psychotria emetica L. fil. ab, einer in Peru und Neugranada einheimischen Rubiacee, welche sich unter andern Merkmalen durch achselständige Blütentrauben von der brasilianischen unterscheidet. Ihre getrockneten Wurzeln sind viel stärker, ringförmig eingeschnürt und auf schwarzem Grunde gestreift. Eine dritte Sorte, die Radix I. undulatae s. farinosae ist die Wurzel einer in Brasilien und Mexico wachsenden einjährigen Rubiacee, der Richardsonia scabra St. Hil. Sie hat behaarte Stengel und Blätter, Blütenköpfchen und eine drei- bis vierknopfige, nicht aufspringende Kapsel mit schildförmigen Samen. Ihre Wurzeln sind fadenförmig, bräunlich, undeutlich geringelt, wurmförmig hin- und hergebogen. Eine vierte Sorte, Radix I. albae s. lignosae liefert Jonidium Itubu Humbdt. (Viola Ipecacuanha L.), eine zur Familie der Veilchengewächse gehörende brasil. Pflanze; eine fünfte, die Radix I. americanae s. succoflavae, eine nordamerik., zur Familie der Wolfsmilchgewächse gehörende Pflanze, die Euphorbia Ipecacuanha L. Die erstere dieser beiden Droguen besteht aus 4—6 Mmt. dicken gebogenen, warzigen, querrissigen, schmuzig-weißen Wurzelstöcken, die letztere aus höckerigen, röthlichen oder blaßgelben, inwendig weißen Wurzeln. Alle diese Brechwurzeln enthalten ein brechenerregendes Alkaloid, das Emetin, welches chemisch rein ein weißes, geruchloses, bitter schmeckendes Pulver darstellt und höchst giftige Eigenschaften besitzt, weshalb es nur sehr selten als Medicin angewendet wird, um so häufiger gibt man die Brechwurzel selbst (namentlich der Cephaëlis), indem dieselbe ein mildes, Magen und Darmkanal wenig afficirendes Brechmittel liefert. In kleinern, nicht brechenerregenden Gaben dient die J. als Beruhigungsmittel bei Nerven- und Gefäßaufregungen, als schleimlösendes und auswurfbeförderndes Mittel bei Katarrhen, Verdauungsstörungen und bei der Ruhr. Man gibt sie in Pulverform, Aufguß, als alkoholischer oder weiniger Auszug und (namentlich Kindern) in Syrup.

Iphigenia (griech. Iphigeneia), die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, nach einer andern Sage des Theseus und der Helena, aber von Klytämnestra an Kindesstatt angenommen, sollte auf des Sehers Kalchas Rath der Artemis (Diana) geopfert werden, um die Göttin zu versöhnen, die, erzürnt gegen Agamemnon, durch Windstille ie zur Eroberung Trojas bestimmte griech. Flotte an dem Auslaufen aus dem Hafen von Aulis zurückhielt. Unter dem Vorwande, daß sie mit Achilles vermählt werden solle, wurde sie von ihrer Mutter herbeigeholt und zum Altar geführt. Doch in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstoß versetzte, ward sie von der Göttin nach Taurien entrückt, durch eine Hirschkuh ersetzt und unsterblich oder, wie Euripides erzählte, von Artemis zu ihrer Priesterin gemacht. Der grausamen Sitte des Landes gemäß hatte sie hier jeden anlandenden Fremden der Göttin zum Opfer zu bringen. Als nun J.'s Bruder Orestes (s. d.), in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier anlangte, um nach dem Ausspruche des Orakels der Artemis Bild zu holen, und ebenfalls der Göttin geopfert werden sollte, erkannte die Schwester den Bruder, der diese nebst der Bildsäule der Artemis entführte und glücklich in die attische Landgemeinde Halä oder Brauron bei Marathon brachte, wo J. als Priesterin starb und als Tochter des Theseus in die heroische Genealogie des Landes aufgenommen wurde. Nach Hesiod und andern Dichtern wird sie zur Göttin Hekate, wie sie denn eigentlich ursprünglich selbst eine Erscheinungsform der Göttin Artemis ist. Uebrigens behaupteten mehrere Städte und Völker, zum Theil indem sie den Cult der taurischen mit dem der auf einem Stier reitenden Artemis (Tauropolis) gleichsetzten, den Cultus und das Bild der taurischen Artemis durch die J. erhalten zu haben. Die Sagen von der J. in Aulis und in Taurien und ihrem von dort nach Griechenland gebrachten Cultus sind nachhomerischen Ursprungs und haben von früh an den Künsten reichen Stoff geboten. Vorzugsweise wurden dieselben für das Drama benutzt, und

Digitized by Google

außer zahlreichen andern griech. Tragikern hat Aeschylos, welcher von der Entrückung der I. nicht erzählt zu haben scheint, die Sage von der Opferung, und haben Euripides und Sophokles beide Sagen in Verbindung mit der Orestessage behandelt. Eine wunderbare Erneuerung des antiken Stoffs unternahm Goethe in seiner «I. auf Tauris», welche ohne jede in das Wesen der alten Sage eingreifende Aenderung doch durchaus dem Bewußtsein und dem Gefühle der Neuzeit nahe gerückt ist. Auch Racine schrieb ein Trauerspiel «Iphigénie». Nicht weniger wurde derselbe Stoff zu Opern verarbeitet, unter denen Gluck's «I. in Aulis» und «I. in Tauris» noch jetzt als Muster der ernsten Oper gelten. Auch besitzen wir namentlich in Vasenbildern, Reliefen und Wandgemälden Darstellungen beider Sagen durch die bildenden Künste. — I. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Iphikrates, einer der vorzüglichsten athenischen Feldherren, zeichnete sich zuerst in dem Böotischen oder Korinthischen Kriege von 395—387 v. Chr. und dann im Thebanischen von 378—362 theils durch persönliche Tapferkeit, theils durch Herstellung einer trefflichen Manneszucht in seinem Heere und durch Einführung einer neuen Bewaffnung und Taktik aus. Seine großen Feldherrntalente entwickelte er namentlich bei dem Siege, den er bei Korinth über die Spartaner erfocht. Im J. 374 v. Chr. wurde er von dem Perserkönig Artaxerxes, als dieser den Empörer Nektanabis in Aegypten bekriegen wollte, über das zahlreiche griech. Söldnerheer gesetzt, verließ aber, da er sich von dem eifersüchtigen Satrapen Pharnabazos in seinen Unternehmungen behindert sah, das Heer heimlich und kehrte nach Athen zurück, um den damals von den Spartanern bedrängten Corcyräern zu Hülfe zu eilen. Als Mensch wußte sich I. durch Treue und Biederkeit die Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger bis in seine spätesten Lebenstage zu erhalten; nur einmal wurde er im Bundesgenossenkriege zugleich mit Thimotheos in Anklagestand versetzt, vom Gericht jedoch völlig freigesprochen. Sein Leben ist von Cornelius Nepos in einem kurzen Abrisse beschrieben worden.

Ipomaea, Trichterwinde, artenreiche Gattung von Schlinggewächsen der tropischen und wärmern gemäßigten Zone beider Hemisphären, aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Convolvulaceen. Ihre oft sehr hoch gehenden Arten, theils einjährige, theils perennirende Kräuter, haben abwechselnd gestellte, sehr verschieden geformte Blätter und gestielte, achselständige, oft trugdoldig rispig angeordnete Blüten mit fünftheiligem oder fünfblätterigem Kelche, und glocken- oder trichterförmiger, oft sehr großer und meist schön gefärbter Blumenkrone, in deren Grunde die Staubgefäße mit ihren aufrechten, der Länge nach in Spalten aufspringenden Staubbeuteln stehen. Aus dem einen fadenförmigen Griffel mit kopfiger Narbe tragenden Fruchtknoten entsteht eine zweifächerige und zweisamige Kapsel. Mehrere Arten sind beliebte Ziergewächse geworden, insbesondere die einjährige I. purpurea Lamk. aus Nordamerika, welche gegenwärtig in zahlreichen Varietäten cultivirt und allgemein zu Pyramiden, Wand- und Laubenbekleidungen verwendet wird, eine unserer schönsten Sommerzierpflanzen. Die ausdauernden Arten, von denen eine bereits in Südspanien wild wächst (die pfeilblätterige und purpurrothblumige I. sagittata Cav.), können bei uns nur in Gewächshäusern gezogen werden. Viele derselben, wie die Batate (s. d.), haben einen knolligen Wurzelstock. Mehrere tropische Arten liefern die officinelle Jalapenwurzel. (S. Jalape.)

Ipsára oder Psara, bei den Alten Psyra, kleine felsige Insel im Aegäischen Meere, westlich, nicht weit von Chios gelegen und zum türk. Sandschak Chios oder Saki gehörig, zählte vor dem griech. Befreiungskriege mehr als 20,000 durch Handel und Schifffahrt wohlhabende Bewohner und bildete während desselben nebst Hydra und Spezzia die griech. Hauptseemacht, wurde aber trotz ihres tapfern Widerstandes 3. Juli 1824 von den Türken erobert und verwüstet. Die Hauptstadt I. hat wenig über 500 E., die sich durch Fischfang nähren.

Ipsus oder Hipsus, Stadt in der kleinasiat. Landschaft Großphrygien, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht 301 v. Chr., in der Antigonus (s. d.) von Seleukus Nikator gänzlich geschlagen und seines Reichs wie seines Lebens verlustig wurde.

Ipswich (spr. Ipsitsch), Parlamentsborough, Municipal- und Hauptstadt der engl. Grafschaft Suffolk, an der Eisenbahn, 101 Kilom. im Nordosten von London, in einem Wiesenthale an dem schiffbaren Orwell, der in 18 Kilom. Entfernung in eine tiefe Bucht der Nordsee mündet, ist in ihrem untern Theile eng und unregelmäßig gebaut, aber reinlich, lebhaft und wohlhabend und hat viele Häuser, die, wie namentlich das alte Rathhaus (Guildhall), mit Schnitz- und Bildwerk in erhabener Arbeit verziert sind. Die Neustadt besitzt schöne Gebäude. Mit der auf dem rechten Ufer des überbrückten Orwell gelegenen Vorstadt Stoke-Hamlet zählt I. 42,947 E. Unter den 12 Kirchen ist die St.-Mary's-Church mit einer großen Orgel und

Digitized by Google

10 Glocken aus dem 14. Jahrh. erwähnenswerth. Unter den öffentlichen Gebäuden sind außer dem Rathhause hervorzuheben der Gerichtshof, die Kaserne, die Markthalle, die Kornbörse. Ein schönes Gebäude umfaßt die Lateinschule, ein naturhistor. Museum und eine Bibliothek. Außerdem hat J. ein literarisches und ein Handwerkerinstitut, beide mit Bibliotheken, ein Theater, eine Mäßigkeitshalle, eine Irrenanstalt, Schiffswerften, eine Fabrik für Maschinen und Ackerbaugeräthe, Malzdarren, Brauereien, Seifenfabriken, Papier- und Schnupftabacksmühlen.

Iquique, Seehafen in der Provinz Tarapacá des peruan. Depart. Moquegua, bis gegen 1850 ein kleines Fischerdorf, jetzt eine Stadt von etwa 16,000 E., verdankt sein Aufblühen der Ausfuhr des in der Pampa von Tamarugal gewonnenen Salpeters und Borax. Von der fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben vom 13. Aug. 1868 hat sich die Stadt durch den mehr und mehr aufblühenden Handel schnell wieder erholt. Die Ausfuhr von Salpeter betrug 1875 etwa 6 Mill. Ctr. im Werthe von 48 Mill. Mark. Auch die Einfuhr ist trotz der geringen Bevölkerung der Provinz sehr bedeutend, indem fast alle Lebensmittel von auswärts bezogen werden müssen, da im Innern nur wenig Ackerbau betrieben wird. Seit 1875 führt eine 113 Kilom. lange Eisenbahn nach den Salpeterlagern bis La Noria.

Irade (arab.), Wille, speciell der großherrliche Wille, wird in der türk. Amtssprache ein Actenstück genannt, welches ungefähr einer Cabinetsordre in europ. Staaten entspricht.

Irâk (arab. irâq) heißt bei den orient. Schriftstellern im weitern Sinne der ganze Landstrich, der von der Syrischen Wüste bis zum Elbursgebirge ganz Mesopotamien und Medien umfaßt. Es wird daher unterschieden in *J.-el-adjami, persisches J.*, und *J.-el-arabi, arabisches J.* Ersteres bildet den größten Theil des westl. Persien, begreift die Städte Hamadan, Ispahan und Teheran und ist in der Hauptsache dem alten Medien fast identisch; es ist die wichtigste der elf Provinzen des Persischen Reichs. Das eigentliche J. nach der ursprünglichen Bedeutung ist indessen das arabische, das ganz Mesopotamien und Chaldäa umfaßt und die südöstlichste Provinz der asiat. Türkei bildet. Der Chef der Regierung von J. ist der Pascha von Bagdad. Die bedeutendsten Städte sind jetzt Bagdad, Hillah, Hit, Kufa, Kerkuk und Basra. Im Arabischen nennt man die Städte Kufa und Basra die beiden J. (el-'irâqân).

Iran (von einem altpers. Worte Ariyana, noch erhalten im Zend [Airyana vaêgo] und in der Parsisprache [Eran]) ist ursprünglich das Land der Arier. Der Name *Ariana*, der sich bei den classischen Schriftstellern findet, begriff im ganzen ausdrücklich Ostiran, Afghanistan und Balutschistan. Bei den alten Persern findet sich dieser Ausdruck als ein geographischer nicht; denn die von den Alten Aria genannte Provinz des Achämenidenreichs ist aus dem altpers. Haraiva, zendischen Haroyu, neupers. Herat entstanden, und früh mit dem Ausdrucke Aria verwechselt worden. Unter den Parthern und Arsaciden findet sich zuerst nachweisbar der Unterschied zwischen J., dem Lande der Arier, und Aniran, dem Lande der Nichtarier, d. i. die nördl. Barbaren tatar.-altaischen Stammes. Ein Titel der Sassaniden (225—651) war König von J. und Aniran. Doch ist der Name Aniran älter, denn die Griechen sprechen von einem Volksstamme der Anariaken. Die jetzigen Perser kennen nur den Gegensatz von J. und Turan (s. d.), dem südl. Theile Hochasiens. Im weitern Sinne ist J. das große Tafelland, das zwischen dem Hindukuh, den Gebirgszügen Khorasans sich bis an die Ausläufe des Kaukasus erstreckt, zwischen dem Kaspischen und Persischen Meere liegt, und Afghanistan, Balutschistan und das Neupersische Reich umfaßt. Die Ostgrenze bildet das Industhal, die Westgrenze das Kurdische Gebirge, im Alterthum Zagros und Kambelidus genannt. Die mittlere Höhe des Plateau ist 1000—1300 Mt., in der Mitte befindet sich eine große Salzwüste. Jetzt ist J. im engern Sinne der officielle Name des Neupersischen Reichs, und die Bedeutung variirt mit der Grenze desselben. Die von bedeutenden Gelehrten angenommene Form Eran ist nur eine mit der heutigen Aussprache unvereinbare, etymolog. Pedanterie. Vgl. Ritter, «Erdkunde von Asien» (Bd. 6, Berl. 1838), und Spiegel, «Eran, das Land zwischen Indus und Tigris» (Berl. 1863).

Iranische Sprachen nennt man nach ihrer Heimat eine der acht Familien des indogerman. Sprachstammes, welche mit der ind. Gruppe zunächst verwandt ist und von mehrern Sprachforschern auch nach dem bekanntesten Idiom derselben die *persische* genannt wird. Die beiden ältesten bekannten iranischen Sprachen sind das Altpersische und Altbaktrische. Das *Altpersische*, die Sprache der alten Arier in Persien und Medien und das Idiom der achämenidischen Könige, war vor der Entzifferung der in dieser Sprache geschriebenen Keilschriften von Behistun und Persepolis vollständig unbekannt. Diese Documente sind die einzigen Ueberbleibsel der Sprache der alten Perser, die diese selbst die *arische* nannten. Das *Altbaktrische*, gewöhnlich Zend (s. d.) genannt, ist die Sprache, in welcher das sog. Zendavesta (s. d.), die

Digitized by Google

heiligen Schriften der Parsen, abgefaßt ist. Unter mitteliranischen Sprachen versteht man die namentlich in den Commentaren zu den Zendschriften erhaltenen Sprachen des Huzvâresch oder Pehlewi und des Pârsi (fälschlich auch Pâzend genannt), welches letztere dem Neupersischen schon ziemlich nahe steht. Auch die Mundart der sog. Pehlewi-Münzen wie der Inschriften aus der Zeit der Sassanidenherrschaft gehören hierher. Die wichtigste unter den neuiranischen Sprachen ist die Persische Sprache (s. d.), welche eine sehr reiche und gefeierte Literatur entwickelt hat und als geläuterte Schriftsprache (Deri, d. h. Hofsprache) den nur erst theilweise näher bekannten Volksmundarten der einzelnen Provinzen (Talysch, Ghilek, Masenderani, Tat u. s. w.) gegenübersteht. Eigene Nebenstämme der iranischen Sprachen bilden einerseits das Afghanische oder Paschtu (Pakhtu), andererseits die Mundarten der Kurden. Die ganz isolirten Osseten im Kaukasus sprechen auch eine iranische Mundart. Eine sehr alte Abzweigung vom iranischen Stocke bildet das Armenische, welches zwar entschieden der iranischen Sprachfamilie zugehört, aber manche eigenthümliche Elemente enthält. Die philol. Erforschung der ältern iranischen Sprachen beginnt erst mit dem Ende des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrh. Unter den Deutschen haben sich um dieselbe namentlich Olshausen, Lassen, Bopp, Herm. Brockhaus, Windischmann, Oppert, Haug, Spiegel, F. Müller, Jos. Müller, Justi, unter den Franzosen Burnouf, unter den Dänen Westergaard, unter den Engländern Rawlinson verdient gemacht.

Irawadi oder Irawaddi, einer der bedeutendsten Ströme Hinterindiens, mit einem Laufe von 1716 Kilom. und einem Flußgebiete von 380,560 QKilom., entspringt unter 28° 5′ nördl. Br. und 97° 58′ östl. L. (von Greenwich) aus zwei Hauptquellen in dem südl. Abhange des Pat-koi, einer Verlängerung des Alpengebirges Yun-ling, welches sich an das östl. Ende des Himalaja anschließt. Beide Quellarme des J. treten bald zusammen und derselbe fließt in südl. Richtung bis Bamo, wo er sich, nach Aufnahme des Taping, gegen W. wendet aber bald wieder gegen S. biegt und bis zu den auf seinem linken Ufer gelegenen Städten Amarapura (s. d.) und Ava (s. d.), zwischen welchen er den Mjit-nge aufnimmt, die Richtung beibehält. Alsdann wendet er sich wieder gegen W., später aber, nachdem der Khyen-dween, sein beträchtlichster, gleichfalls in dem Pat-koigebirge entspringender Nebenfluß, sich rechts in ihn ergossen hat, mit einer zweiten Biegung nach S., um fortan in dieser Richtung, mit leichten Krümmungen abwechselnd gegen O. und gegen W., dem Meerbusen von Bengalen zuzuströmen. Kurz oberhalb der Stadt Meaday betritt der J. die Provinz Pegu von Britisch-Birma und durchfließt dieselbe, fast genau in ihrer Mitte, in der Länge von 420 Kilom. Die Deltabildung des J. beginnt 144 Kilom. unterhalb der Stadt Prome, indem derselbe sich in einen östlichen, als Fluß von Rangun oder Sirian in den Golf von Martaban mündenden, und einen westl. Hauptarm spaltet, welcher letztere als Bassein-fluß, in den Meerbusen von Bengalen fließt. Dieser Arm ist in seinen untersten 60 Kilom. für die größten Schiffe und weitere 100 Kilom. noch für solche von 300 Tonnen befahrbar. Zwischen diesen Hauptarmen ergießen sich noch mehrere schwächere, mit ihnen in Verbindung stehende Nebenarme, wie der Pjamelan, J., Dallo und Lan, in das Meer. Der J., die eigentliche Lebensader von Birma und der Hauptverkehrsweg daselbst, an welchem auch alle größern Städte liegen, ist für die Schifffahrt außerordentlich bequem und bis Bamo (s. d.) für Dampfschiffe, von dort aber, wenigstens in der Regenzeit, bis zur Grenze von Yun-nan noch für größere Prauwen befahrbar. In neuester Zeit sind große Eindeichungen angelegt und werden noch fortgesetzt, um das Heraustreten des J. über seine Ufer, soweit derselbe engl. Gebiet durchströmt, möglichst unschädlich zu machen.

Irbit, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, auf der osturalischen oder asiat. Seite desselben, an dem Einflusse des Irbit in die Niza, 645 Kilom. von Perm gelegen, seit 1863 durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit den westsibir. Städten am Tobol, Irtysch, Ob und andern Flüssen in Verbindung stehend, ist von Tataren angelegt, die die Stadt Irbeisk nannten. Später zog die Entdeckung reicher Eisenminen in der Nähe von J. russ. Ansiedler hierher. J. hat drei Kirchen, eine Börse, ein Theater, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine städtische Bank, einen großen Kaufbazar mit über 500 Läden, 23 Fabriken und (1871) 4212 E. Die Stadt ist nach Nishnij-Nowgorod der bedeutendste Meßort des Russischen Reichs. Seit 1643 wird hier vom 1. Febr. bis zum 1. März ein Markt gehalten, vier Wochen nach der sibir. Messe von Tjumen, welches 150 Kilom. östlicher liegt. Die Messe wird von etwa 20,000 Kaufleuten, Russen, Armeniern, Griechen, Tataren, Persern u. s. w. besucht.

Irenäus, einer der berühmtesten christl. Kirchenlehrer des 2. Jahrh., ein geborener Kleinasiat und Schüler Polykarp's von Smyrna, übersiedelte um 170 nach Gallien und wurde 177 Bischof von Lyon, wo er 202 angeblich in einer Christenverfolgung des Kaisers Severus als

Digitized by Google

Märtyrer starb. Unter die Heiligen versetzt, feiert die kath. Kirche sein Gedächtniß 28. Juni. Seiner Richtung nach war er wie die meisten Kleinasiaten Vertreter eines der Speculation abholden, streng an die überlieferte Lehre sich anschließenden kirchlichen Realismus, welcher namentlich jeder spiritualistischen Verflüchtigung der geschichtlichen Thatsachen des Christenthums entschieden entgegentrat. In der Bekämpfung des Gnosticismus zeigt er Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Innerhalb der kath. Kirche suchte er den im Kampfe gegen die Gnostiker so nothwendigen innern Frieden nach Kräften aufrecht zu erhalten und bemühte sich namentlich in dem Streite Victor's von Rom mit den kleinasiat. Kirchen zu vermitteln. Sein Hauptwerk ist die um 180 verfaßte Widerlegung der verschiedenen gnostischen Parteien, die großentheils zwar nur in einer schlechten lat. Uebersetzung unter dem Titel «Contra haereticos» erhalten, aber als Quellenschrift für die Dogmengeschichte von größter Wichtigkeit ist. Ausgaben besorgten Stieren (2 Bde., Lpz. 1851—53) und Harvey (Cambridge 1857). Eine deutsche Uebersetzung in Auswahl veranstaltete Haydn (2 Bde., in der «Bibliothek der Kirchenväter», Kempten 1869). Vgl. Ziegler, «J., der Bischof von Lyon» (Berl. 1871); Gouilloud, «Saint-Irénée et son temps» (Lyon 1876). — Ein anderer J., Bischof in Syrien, erlitt im 3. Jahrh. den Märtyrertod unter dem Kaiser Diocletian und hat zum kirchlichen Jahrestage den 25. März.

Irene, richtiger (griech.) Eirene, die Friedensgöttin, eine Tochter des Zeus und der Themis, die jüngste der Horen (s. d.), kommt in der ältern Mythologie nicht vor. Pausanias erwähnt eine Bildsäule der J. im Prytaneum in Athen mit dem als Kind dargestellten Gott des Reichthums Plutos auf dem Arme, von der die sog. Ino-Leukothea in München eine Nachbildung ist. In Rom errichtete Vespasian der Friedensgöttin (Pax) einen prächtigen Tempel. — J. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Irene, byzant. Kaiserin, ebenso berühmt durch Geist und Schönheit wie berüchtigt durch ihre Herrschsucht und ihre Frevel, geb. in Athen, wurde 769 mit 17 Jahren dem nachherigen Kaiser Leo IV. vermählt. Nach dem Tode ihres Gemahls 780 setzte sie, unterstützt von der Partei der orthodoxen Bilderfreunde, sich und ihren minderjährigen Sohn Konstantin VI. auf den kaiserl. Thron, in dessen Besitz sie sich durch Beseitigung der Brüder ihres gemordeten Gemahls, welche eine Verschwörung gegen sie angestiftet hatten, befestigte. Aber mit den Arabern mußte 783 ein unrühmlicher Friede geschlossen werden; nur der Kampf gegen die Slawen in Griechenland (783—784) war erfolgreich. Seit 786 gab es wieder mit den Arabern, seit 789 mit den Bulgaren nachtheilige Fehden; ebenso 788 mit Karl d. Gr. Im J. 787 hatte J. zu Nicäa eine Kirchenversammlung, die siebente ökumenische, veranstaltet, durch welche der Bilderdienst (s. d.) wieder officiell eingeführt wurde. Ihrem Sohne Konstantin gelang es 790, sie von der Regierung zu verdrängen. Doch sieben Jahre darauf bemächtigte sie sich von neuem des Throns, indem sie ihren Sohn verhaften und blenden ließ. J. war die erste Frau, die das morgenländ. Kaiserthum beherrschte. Ihre Freigebigkeit gegen das Volk und andere Kunstgriffe waren jedoch nicht im Stande, sie vor den Folgen ihrer Frevel zu sichern. Sie hatte mehrere Große verweisen lassen, als 802 ihr Finanzminister Nicephorus zum Kaiser ausgerufen wurde, der sie auf die Insel Lesbos verwies, wo sie 803 starb.

Ireton (Henry), engl. General und Staatsmann, geb. 1610, stammte aus einer in der Grafschaft Nottingham ansässigen Familie und widmete sich anfangs dem Rechtsfache. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs bot er seine Dienste der Parlamentspartei an und schwang sich durch Cromwell's Unterstützung, dessen Tochter Bridget er heirathete, bald zum Generalcommissar empor. In der Schlacht von Naseby 1645 befehligte er den linken Flügel des Parlamentsheers gegen den Prinzen Ruprecht von der Pfalz, wobei er geschlagen und gefangen, von Cromwell aber alsbald wieder befreit wurde. Ebenso charakterstark und klug als fanatisch, gewann er nächst Cromwell (s. d.) den mächtigsten Einfluß auf den Gang der Revolution. Beide suchten planmäßig das Parlament dem Heere zu unterwerfen und den König nach dessen Auslieferung durch die Schotten vollends zu verderben. Einer der glühendsten Independenten, wurde J. Mitglied des Gerichtshofs, der über Karl I. das Todesurtheil aussprach. Im Aug. 1649 begleitete er seinen Schwiegervater zur Unterwerfung Irlands (s. d.). Beide ließen das Blut in Strömen fließen und hatten es auf gänzliche Ausrottung der Katholiken abgesehen. Als Cromwell die Insel verließ, um Schottland zu züchtigen, übernahm J. den Oberbefehl und schritt im Herbst 1651, nachdem die Irländer fast gänzlich besiegt waren, zur Belagerung ihres letzten Platzes, Limerick, den er nach großen Anstrengungen eroberte. Einige Tage darauf (26. Nov. 1651) wurde J. durch ein Fieber hingerafft. Cromwell ließ ihn in der Westminster-Abtei beisetzen; nach der Restauration wurden seine Gebeine ausgegraben und öffentlich verbrannt.

Digitized by Google

Iriarte (Juan de), ausgezeichneter span. Philolog, geb. 15. Dec. 1702 zu Orotava auf Teneriffa, studirte in Paris und Rouen die alten Sprachen, darauf (1724) Jurisprudenz in Madrid, wo er auf Verwendung seines Freundes Juan Ferrera eine Anstellung bei der königl. Bibliothek erhielt, wurde 1732 deren Bibliothekar, 1742 Interpret im Ministerium des Auswärtigen, 1743 Mitglied der königl. Akademie und starb 23. Aug. 1771. Seine vorzüglichsten Werke sind der Katalog der griech. Handschriften der königl. Bibliothek, wovon aber nur der erste Band (Madr. 1769) erschien; eine lat. Grammatik, an der er sein ganzes Leben gearbeitet hatte, die nach seinem Tode sein Neffe Tomás de Iriarte (s. d.) herausgab (Madr. 1771), und endlich seine lat. und span. Epigramme und Sprichwörter (refranes), nebst einigen lat. epischen Gedichten ebenfalls erst von seinem Neffen Tomás und Domingo unter dem Titel «Obras sueltas» (2 Bde., Madr. 1774) veröffentlicht.

Iriarte (Tomás de), auch Yriarte, span. Dichter, Neffe des Vorigen, geb. 18. Sept. 1750 zu Orotava auf Teneriffa, machte seine Studien in seiner Vaterstadt und unter Leitung seines Oheims zu Madrid, wo er sich den Humanitätswissenschaften, dem Studium der modernen Sprachen, der Poesie und Musik widmete; nach seines Oheims Tode erhielt er das Amt des Interpreten im auswärtigen Ministerium, wurde 1776 Archivar des obersten Kriegsraths und starb 17. Sept. 1791. Seiner unter dem Anagramm Tirso Imareta herausgegebenen Originalkomödie «Hacer que hacemos» (Madr. 1770) folgten mehrere für das königl. Theater verfaßte Uebersetzungen von Dramen Voltaire's und Destouches' und einige Originalstücke. Seinen Ruf verdankt er hauptsächlich dem didaktischen Gedichte «La musica» (1780) und den «Fabulas literarias» (1782), die beide viele Auflagen erlebten und in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden. Besonders machte das letztere Werk, das literarische Zustände und Charaktere zum Gegenstande hat, bei seinem Erscheinen durch die Repliken der Angegriffenen viel Aufsehen. Außer mehrern Streitschriften und einer Uebersetzung der ersten vier Gesänge der «Aeneis» verfaßte er im Auftrage des Grafen Florida-Blanca mehrere Elementarbücher für Schulen, übertrug Campe's «Neuen Robinson», ließ 1788 die Komödie «La señorita mal criada» erscheinen und schrieb in Andalusien, wohin er sich 1790 begeben, den Monolog «Guzman el bueno» sowie eine Satire auf den in den span. Schulen damals noch herrschenden schlechten Geschmack in maccaronischem Latein. I. leistete als Dichter, was man ohne poetisches Genie durch Fleiß und Gewandtheit in der Nachahmung leisten kann, und brachte es in der Correctheit und Eleganz der Verse zu großer Vollkommenheit. Die von ihm 1787 (6 Bde., Madr.) veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien in vermehrter Ausgabe (8 Bde., Madr. 1805).

Iridium, eins der sechs Metalle, welche sich im Platinsande finden, und das sowol einen Bestandtheil der eigentlichen, hauptsächlich aus Platin bestehenden Platinkörner als des darunter gemengten Platiniridiums und Osmiumiridiums ausmacht. Es wurde zugleich mit dem Osmium 1804 von Tennant entdeckt und in neuerer Zeit von H. Deville in Paris näher untersucht. Wegen seiner Eigenschaft, Salzlösungen von allen Farben des Regenbogens (Iris) zu bilden, erhielt es seinen Namen. Zu seiner Darstellung wird das Platinerz mit Königswasser erhitzt; der dabei zurückbleibende unlösliche Rückstand besteht wesentlich aus Osmiridium und reinem I., gemengt mit etwas Titan- und Chromeisen und geringen Mengen anderer Stoffe. Durch Behandeln des Osmiridiums mit chem. Agentien erhält man das I. in Lösung, aus der es durch Salmiak als Iridiumsalmiak gefällt wird. Durch Glühen desselben wird das I. rein erhalten. Gewöhnlich erhält man es als ein graues, dem Platinschwamm ähnliches Pulver. Durch Schmelzen im Knallgasgebläse erhält man es rein weiß und polirtem Stahl ähnlich. Das geschmolzene I. hat ein specifisches Gewicht von 21,15. In den gewöhnlichen Oefen ist es unschmelzbar und in keiner Säure, Königswasser nicht ausgenommen, löslich. Das I. findet Anwendung in der Porzellan- und Emailmalerei, zur Hervorbringung einer rein schwarzen Farbe. Es ist das härteste der Metalle und wird daher auch zur Anfertigung der Spitzen von Schreibfedern, der sog. Diamond-Pens, benutzt. Mit Platin legirt, bildet das I. eine harte Legirung, sodaß die aus ihr gefertigten Objecte nicht leicht ihre Form einbüßen; aus diesem Grunde werden die Nachbildungen des in Paris befindlichen Urmeters aus einer Legirung von Platin (90 Proc.) und I. (10 Proc.) hergestellt.

Iris (der Regenbogen), bei Hesiod eine Tochter des Thaumas und der Elektra, einer Tochter des Okeanos und der Tethys und Schwester der Harpyien (s. d.), eine jungfräuliche Göttin, ist neben Hermes die windschnelle Botin der Götter, namentlich des Zeus und der Here. Schon bei Homer ist sie ganz zur mythischen Person geworden und ihre Entstehung aus der Anschauung des Regenbogens ganz verwischt. Daß jedoch die physische Erscheinung des Regenbogens der

Digitized by Google

Mythe von I. zu Grunde liegt, ist wol nicht zu bezweifeln. Dem Grundbegriffe nach ist I. die den Verkehr zwischen Himmel und Erde vermittelnde Botin. Dargestellt wird sie als eine schöne geflügelte Jungfrau mit einem Heroldsstab und einer Kanne oder auch einer Blume. — I. wird auch der breite, farbige Ring in dem Augapfel (s. Auge) genannt. — I. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Iris (Pflanzengattung), s. Schwertlilie.

Irisch-römisches Bad. Badeanstalten, in welchen der Badende unter der Einwirkung heißer trockener Luft ein Schwitzbad nimmt, waren schon in frühester Zeit bei mehrern orient. Völkern, bei Aegyptern, Chaldäern und Phöniziern beliebt. Die Römer, welche sie hier kennen lernten, führten sie überall ein, wohin sie kamen, in Spanien, Frankreich, Großbritannien, Deutschland u. s. w.; sie verwendeten in Rom selbst ungeheuere Summen auf jene großartigen «Thermen», welche in riesenhaften Verhältnissen und mit glänzender Ausstattung namentlich Antoninus, Caracalla, Diocletian u. a. errichteten. (S. Bad.) Auch in Griechenland hatten die Römer dergleichen Badeinstitute hergestellt, welche später die Türken in Konstantinopel vorfanden. Letztere brachten diese ihrem Geschmacke zusagenden Bäder mit ihren religiösen Gebräuchen in Verbindung und entwickelten sie allmählich zur nationalen Sitte. Nunmehr findet man diese «türkischen» Bäder fast im ganzen Orient, wobei zu bemerken ist, daß sie nur in wenigen unwesentlichen Punkten von den altröm. Bädern abweichen. Auf Anregung des engl. Politikers Urquhart, der diese öffentlichen Bäder in der Türkei kennen gelernt hatte, wurden 1856 in Irland durch den Dr. Rich. Barter in St.-Ann's-Hill bei Cork derartige, mit wesentlichen Verbesserungen, insbesondere einem gut regulirten Ventilationssystem versehene heiße Luftbäder errichtet, und kamen bald in England sowie in Deutschland, wo 1860 Dr. Luther in Nudersdorf bei Wittenberg das erste «irisch-röm. Bad» gründete, als kräftiges und werthvolles Heilmittel ganz allgemein in Aufnahme, sodaß jetzt fast jede größere Stadt eine solche Anstalt besitzt.

Das irisch-röm. Bad ist keineswegs ein einfaches Bad, sondern schließt in einer gewissen Reihenfolge alle gewöhnlichen Bäder in sich ein. Kalte und warme Luft, warmes und kaltes Wasser, regelrechtes Massiren (Kneten) u. s. w. gehören sämmtlich als wesentliche Hülfsmittel zu diesem Bade. Wenigstens drei Zimmer mit besondern Einrichtungen sind erforderlich, um die sich aneinanderreihenden Manipulationen vorzunehmen. Auch schon die Römer hatten hierzu ihr Frigidarium (das Zimmer zum Entkleiden), das Tepidarium (das Zimmer zur Vorbereitung mit mäßigem Wärmegrade der Luft), das Sudatorium als eigentliches Schwitzzimmer mit höherm Hitzegrad und schließlich das Lavacrum, wo Abwaschungen mit lauem Wasser, kalte Bäder und Oeleinreibungen gebraucht wurden. Bei den Badeeinrichtungen kommt es vor allem darauf an, der Luft in den Räumen, in welchen gebadet werden soll, den gehörigen Wärmegrad zu geben. Zu diesem Zwecke tritt die vom Feuerherde emporsteigende erhitzte Luft in einen aus Mauersteinen bestehenden Kanal, welcher unter dem Fußboden der Badezimmer hinläuft, dann unmittelbar in eine weite Thonröhre übergeht, die gleichfalls in Windungen unter dem Fußboden, doch auch in den Seitenwänden des Zimmers hinläuft, bis sie endlich in den Schornstein ausmündet. Der über diesem Wärmekanal liegende Fußboden der beiden eigentlichen Badezimmer besteht aus 8 Ctmt. dicken durchlöcherten Thonplatten. So theilt sich denn die Wärme der im Kanal hinstreichenden Luft durch Ausstrahlung auch dem Fußboden, den Wänden und dem Luftinhalte der Badezimmer mit. Das eine der letztern, das Tepidarium, liegt etwas ferner vom Feuerherde, zeigt stets eine Luftwärme von + 36 bis 37° R. und dient dazu, daß der Badende völlig entkleidet in ihm ganz ruhig so lange verweilt, bis der hervorbrechende Schweiß Tropfen zu bilden beginnt, d. h. nach Verschiedenheit der Constitution des Badenden etwa 25—40 Minuten. Nunmehr begibt sich der Badende in das unmittelbar daneben, gerade über dem Feuerherd liegende Sudatorium, in welchem die Luftwärme beständig etwa + 45° R. beträgt. Hier bleibt er so lange, bis der Schweiß auf der Haut reichlich herabrieselt, d. h. etwa 12—18 Minuten. Die Güte und Reinheit der erhitzten Luft wird dadurch gleichmäßig erhalten, daß die Zimmerluft mit der äußern Atmosphäre in doppelter Weise in Verbindung steht: einmal durch ein an der obersten Stelle der Zimmerdecke befindliches, nach außen mündendes Abzugsrohr, welches die im Badezimmer sich anhäufenden Dünste gleichmäßig abführt, und dann durch ein in der einen Zimmerwand etwa 1 Mt. über dem Fußboden befindliches Zugangsrohr. Beide Rohre haben Vorrichtungen zum Oeffnen und Abschließen.

Sobald der Badende im Sudatorium in genügenden Schweiß versetzt worden ist, reibt der Badediener den Schweiß am ganzen Körper mittels eines wollenen Fausthandschuhs ab und knetet dann etwa 4—6 Minuten lang alle Muskeln des Körpers tüchtig durch. Hierauf tritt

Digitized by Google

der Badende in das benachbarte, nicht erwärmte Lavacrum, wo ihn der Badediener sofort vom Scheitel aus mit mehrern Liter lauwarmen Wassers übergießt, darauf am ganzen Körper tüchtig abseift und abermals zur Entfernung der Seife entweder mit lauem Wasser oder mit einer kalten Brause oder Douche überschüttet. So abgekühlt und gereinigt, geht man zu dem Zimmer zurück, in dem man sich ausgekleidet hatte (Frigidarium), und lagert sich zu behaglicher Ruhe auf einer Matratze, die so eingerichtet ist, daß alle Glieder des Körpers in bequemster Stellung verharren. Hierdurch wird dem Ausbruche eines zweiten Schweißes vorgebeugt und der Haut die natürliche Spannkraft (Tonus) wiedergegeben, die durch das vorausgehende Schwitzen einigermaßen beeinträchtigt wurde.

Die Wirkung des irisch-röm. Bades sowol auf den gesunden als auch auf den kranken Körper ist ohne Frage eine ganz außerordentliche, indem es aus rein physik. Ursachen den Schweiß leichter und kräftiger fördert, als selbst das russ. Dampfbad. Denn je trockener die Luft ist, um so begieriger und rascher löst sie alles Wasser, welches in ihre Nähe kommt, in Wasserdampf auf. Daher wird auch die wasserarme Luft des irisch-röm. Bades dem Körper des Badenden Wasserdampf in Form von Schweiß weit schneller und reichlicher entziehen, als die schon von Wasserdämpfen hinreichend gesättigte Luft des russ. Bades. In der That verliert der Körper im irisch-röm. Bad gewöhnlich 2—5 Pfd. an Gewicht. Als kräftig schweißtreibendes Mittel gehört also das irisch-röm. Bad zu denjenigen Curmethoden, welche den Stoffwechsel des Körpers energisch anregen. Der größte Vorzug des röm. Bades besteht aber darin, daß es mehr als irgendein anderes diätetisches Hülfsmittel die Oberhaut des ganzen Körpers, soweit sie schon verbraucht ist, gründlich beseitigt, dazu aber auch kräftiger als irgendein anderes Mittel die Hautthätigkeit anregt und wiederum die Haut selbst abhärtet und unempfindlich gegen äußere Erkältung macht. Empfohlen wird das irisch-röm. Bad zu Heilzwecken sowol gegen chronische Hautausschläge, insbesondere Flechten, als auch gegen gewisse Blutkrankheiten, chronische Metallvergiftungen, vor allem aber gegen Gicht und Rheumatismus sowie bei den durch diese Krankheiten erzeugten Lähmungen, Contracturen, Anschwellungen u. s. w. Als rein diätetisches, Krankheiten vorbeugendes und gleichsam belebendes Mittel paßt es im allgemeinen für Personen, die eine sitzende Lebensweise führen. Unbedingt nachtheilig wirkt es dagegen bei Neigung zu Gehirnschlag, Blutspeien und Herzfehlern, bei Krebs, Tuberkulose und Rückenmarksleiden. Vgl. «Bemerkungen über das altröm. Bad in seiner verbesserten Form» (Dessau 1860); Wilson, «The Eastern or Turkish bath» (Lond. 1861).

Irkutsk, eins der beiden Gouvernements Ostsibiriens, zwischen 49° und 58° nördl. Br., grenzt im W. an das Gouvernement Jeniseisk, im N. an die Provinz Jakutsk, im O. an letztere und das Transbaikalische Gebiet, im S. an das Chinesische Reich und umfaßt westlich und nördlich vom Baikalsee das Gebiet der untern Angara und das der obern Lena bis zur Mündung des Witim. Das Gouvernement besitzt, nachdem 1851 Transbaikalien davon getrennt worden, gegenwärtig 800,768,4 QKilom. mit 378,244 E., ist sehr gebirgig, reich an edeln Metallen und Pelzthieren und zerfällt in fünf Kreise: I., Balagansk, Wercholensk, Kirensk und Nischne-Udinsk. — Die Hauptstadt I. liegt am rechten Ufer der Angara, gerade über dem Einfluß des 386 Kilom. langen Irkut, 66 Kilom. vom Baikalsee und 6110 Kilom. von Petersburg. Hier wurde 1661 von den Kosaken eine Festung angelegt, die 1686 städtische Rechte erhielt. I. ist jetzt die volksreichste und bedeutendste Stadt von ganz Sibirien, Sitz des Generalgouverneurs und der Regierung Ostsibiriens sowie eines Erzbischofs. Sie zählte (1871) 32,784 E., darunter viele Beamte, polit. Verbannte, Soldaten und Kaufleute, die einen lebhaften Handel treiben. Der Ort ist gut gebaut, hat breite gepflasterte Straßen, 23 russ., eine kath. und eine prot. Kirche, 9 Hospitäler, 16 Schulen, worunter ein Gymnasium und ein Seminar, 86 industrielle Anstalten und Fabriken, besonders Leder-, Seife- und Lichtfabriken, eine große kaiserl. Tuchfabrik für die sibir. Truppen, 685 Kaufläden, ein Theater, eine Bibliothek und Mineraliencabinet. Die Stadt verdankt ihren Wohlstand besonders ihrer günstigen Lage als Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen China, der Ostküste Asiens und Petersburg und als Hauptstapelplatz für die russ. und chines. Waaren, namentlich für die aus Kiachta gebrachten Theevorräthe und für Pelzwerk. Ein großer Jahrmarkt findet hier vom 1. Dec. bis 1. Jan. statt. Seitdem (1861) die Einfuhr des Thees über die baltischen Häfen und die westl.-Grenzen des Reichs freigegeben ist, hat I. von seiner Handelsthätigkeit verloren.

Irland (geographisch-statistisch). I., englisch Ireland, bei den Iren Erin genannt, die westliche der beiden großen brit. Inseln, ein mit Großbritannien (s. d.) vereinigtes Königreich, von diesem durch die Irische See, den Nord- und St.-Georgskanal getrennt, im N., W. und

Digitized by Google

S. vom Atlantischen Meere umflossen, umfaßt mit Einschluß der etwa 650 QKilom. enthaltenden 196 Küsteneilande ein Areal von 84,252 QKilom. Die größte Länge von N. gegen S. beträgt 480, die größte Breite 370, die geringste 140 Kilom., der Küstensaum 2250, mit den kleinern Krümmungen über 3750 Kilom., und kein Punkt des Landes ist über 80 Kilom. vom Meere entfernt. Die Insel hat eine weit compactere Gestalt als Großbritannien und ist, wie dieses, an der Ostküste vorherrschend flach und arm an guten Häfen. Desto zerrissener und ausgezackter, reicher an tiefeinschneidenden Seearmen (Loughs), Baien und Buchten, an vorspringenden Halbinseln und Vorgebirgen sind die übrigen Gestade, besonders das westliche. Wol kein Land zeigt sich reicher an natürlichen Häfen; 14 gewähren Fregatten und 37 den Küstenfahrern sichern Schutz; dazu kommen 25 gute Ankerplätze für die Sommerzeit. Das Relief der Oberfläche bietet eine ganz eigenthümliche Vertheilung von Hoch- und Tiefland dar. Die Tiefebene herrscht entschieden vor und nimmt in großer Breite und höchstens 85 Mt. Seehöhe die Mitte der Insel ein. Sie erstreckt sich ununterbrochen von der Dublin- und Dundalkbai bis zur Galwaybai, setzt sich aber aus diesem Centrum in verschiedenen Richtungen in mehr oder weniger schmalen Streifen bis zu den Küsten fort. Ueberall blickt man über grüne Flächen oder blaue Seespiegel hinweg auf Hügelreihen, isolirte Felskämme und Berggruppen, welche sich theilweise 6—900 Mt. erheben, nirgends jedoch in bestimmtem Zusammenhang stehen, nirgends ausgedehnte Ketten oder eine größere Gebirgslandschaft bilden. Die meisten der Berggruppen finden sich an oder nahe der Küste und sind im ganzen von primären Schichten und Granitmassen gebildet. Im äußersten SW. der Insel enthalten die Berge von Kerry im 1041 Mt. hohen Carantuahill oder Gurran-Tual (in den Macgillicuddys-Reeks) den Culminationspunkt von ganz J.; ihm folgt der Lugnaquillia in Wicklow mit 926,3 Mt. Höhe. Die Flüsse J.s gehören mit dem größten Theil ihres Laufs der Ebene an, sind nicht reißend und zum Theil bis zur Quelle schiffbar. Der Hauptfluß ist der Shannon (s. d.). Von den übrigen münden der Lee bei Cork, der Blackwater bei Youghal, der Barrow (der zweitlängste, 184 Kilom. lang) bei Waterford, der Slaney bei Wexford, der Liffey bei Dublin, der Boyne bei Drogheda, der Bann und der Foyle im N., der Erne und der Moy im NW., der Corrib bei Galway. Unter den zahlreichen Süßwasserseen (Loughs) sind die bedeutendsten der Neagh (395 QKilom.), der obere und untere Erne (117 QKilom.), der Conn, Mask, Corrib (177 QKilom.), Dergh, Ree, Allen und die wegen ihrer romantischen Lage berühmten Seen von Killarney. Die Kanäle J.s bilden mit den schiffbaren Flüssen eine 614 Kilom. lange innere Wasserstraße. Die zwei wichtigsten führen von Dublin nach dem Shannon, nämlich der Grand- oder Großkanal (zwischen 1765—1829 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Pfd. St. erbaut und mit den Verzweigungen 311,5 Kilom. lang) und der Royal- oder Königskanal (1789 begonnen und für 1,421,954 Pfd. St. erbaut, 156 Kilom. lang). Der Lagankanal verbindet Belfast mit dem Neaghsee und der Ulsterkanal letztern mit dem Erne, sodaß eine schiffbare Straße zwischen der Belfast- und Donegalbai hergestellt ist. Der Newrykanal macht den Bann fahrbar. Der Barrowkanal verbindet den untern Barrow mit einem Zweige des Großen Kanals und ist 68,26 Kilom. lang. Der kürzeste ist der Suirkanal. Der Boden J.s ist im allgemeinen fruchtbarer als der von Großbritannien, und selbst die Bergabhänge haben Weiden und Futtergräser. Lehm, auf Kalk liegend, herrscht vor, ist überall die Ursache der Fruchtbarkeit und bildet in vielen Gegenden so trefflichen Boden, wie ihn Europa kaum anderwärts hat. Wo man ihn brach liegen läßt, bedeckt er sich sofort mit den feinsten Weidekräutern, daher der alte Name des grünen Erin oder der Smaragdinsel. Eine die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr vermindernde Eigenthümlichkeit sind die ausgedehnten Moore (bogs). Diese liegen 7—150 Mt. über dem Meere, weshalb sie auch leicht entwässert werden können. Sie theilen sich in Grasmoore, die zum Theil im Sommer beweidet werden, in unzugängliche Sumpfmoore, in seichte, mit Schilf und Rohr bewachsene Seen (halloky bogs) und in Torfmoore, und bedecken 11,450 QKilom. Die Moore, bisher bezüglich des Brennstoffs nur gering ausgenutzt, sind über die ganze Insel zerstreut, besonders dicht zusammengedrängt in der centralen Ebene, wo sie meist auf dem Kalkboden lagern. J. war noch vor einigen Jahrhunderten ziemlich gut bewaldet; aber Kriege, Waldbrände, fortschreitende Versumpfung haben den Waldbestand sehr reducirt.

Das Klima ist bei den vorherrschenden westl. und südwestl. Seewinden gemäßigt und die Feuchtigkeit der Atmosphäre für die Fruchtbarkeit des Bodens günstig; die Jahreszeiten sind unregelmäßiger als in England, aber die Temperatur milder und im ganzen Jahre im Durchschnitt höher. Im Norden ist die mittlere Jahrestemperatur 7,1° R., in der Mitte 8, im Süden 8,9° R. Regen fällt besonders im Winter häufig; auf den Westküsten zählt man 208

Digitized by Google

Regentage im Jahre; Schnee und Frost sind selten dauernd. Das Klima, die Gebirgsgegenden und die Moore begünstigen das Gedeihen mancher eigenthümlicher Pflanzen. Man findet in J. fast alle in Großbritannien lebenden Thiere. Das Rothwild wird immer seltener. Die Flüsse und Seen sind sehr fischreich, und die Bänke bei Carlingford liefern vorzügliche Austern. Außer Granit, der das Grundgebirge der Insel bildet, sind verschiedene Arten von Kalkstein häufig. In vielen Gegenden wird Marmor gebrochen, der schönste schwarze bei Kilkenny, der schönste weiße bei Connemara und Donegal. Der Basalt, der sich von der Mündung des Carrickfergus bis zum Lough-Foyle und in das Binnenland bis zu den Ufern des Lough-Neagh erstreckt, gehört hinsichtlich der Regelmäßigkeit und Mannichfaltigkeit der Säulenbildung zu den interessantesten geolog. Erscheinungen. Gediegenes Gold führen die Ballinvalleyströme in der Grafschaft Wicklow. Silber wird nur noch wenig in Bleiminen gewonnen. Kupfer ist nicht selten, Eisen häufig; jedoch sind von den im 16. und 17. Jahrh. gangbaren Eisenwerken nur noch wenige übrig. Am südl. Ufer des Lough-Neagh befindet sich ein 154 QKilom. großes Lager von Lignit, welches theilweise ausgebeutet wird. Steinkohlenlager finden sich in allen Theilen J.s, die ausgedehntesten in der südl. Hälfte der Insel. Man unterscheidet sieben große Kohlenfelder, worunter das bedeutendste zu beiden Seiten des untern Shannon in den Grafschaften Clare, Tipperary und Limerick liegt und 1650 QKilom. umfaßt. Die irischen Kohlenlager würden der Industrie großen Vortheil bringen, wenn eine Verbesserung der Communicationsmittel zu sorgfältigerer Ausbeutung führte. Von den irischen Kohlengruben waren 1874 nur 37 im Betrieb und producirten durch 1950 Arbeiter 135,731 Tons Kohlen, darunter über die Hälfte Anthracit und Schmiedekohle. An Steinsalz wurden 1873 gewonnen 33,751 Tons.

J. wird in vier Provinzen eingetheilt: 1) Ulster, die nördlichste, mit den neun Grafschaften Armagh, Down, Antrim, Londonderry, Donegal, Tyrone, Fermanagh, Cavan und Monaghan; 2) Leinster, die östlichste, mit den zwölf Grafschaften Louth, Meath, Dublin, Kildare, Wicklow, Wexford, Kilkenny, Carlow, Queen's County, King's County, Westmeath und Longford; 3) Connaught, die westlichste und kleinste, mit den fünf Grafschaften Galway, Mayo, Sligo, Leitrim und Roscommon; 4) Munster, die südlichste und größte, mit den sechs Grafschaften Cork, Kerry, Clare, Limerick, Tipperary und Waterford. Das Besitzrecht fast allen Landeigenthums in J. beruht auf Schenkungen, meist aus der Regierungszeit Heinrich's VIII., der Königin Elisabeth, Cromwell's und Wilhelm's III.; nur in Connaught gibt es noch einige Familien, die ihren Besitz auf altes Erbrecht gründen. Gutsherrliche Rechte, die zum Theil noch in England bestehen, gibt es in J. nicht. Die Grundherren beziehen häufig nur geringen Zins, weil in frühern Zeiten sehr lange Pachtungen, auf ewige Zeiten oder 999 Jahre, üblich waren. Es gibt wenig kleine Grundeigenthümer, und die Zahl der Freisassen (freeholders) ist verhältnißmäßig gering. Einen nachtheiligen Einfluß auf den Culturzustand übt die große Zerstückelung des Bodens und das dem Lande eigenthümliche Pachtwesen. Die großen Gutsbesitzer vererben ihr Land zwar auf den ältesten Sohn wie in England, wo sie auch meistens herstammen, aber ihren Pachtbauern gibt alter Brauch das (jetzt theilweise beschränkte) Recht, ihr Land an die Söhne, manchmal selbst an die Töchter zu vertheilen. Ein anderer Misstand ist der sog. Absentismus (s. d.). Die jetzt gewöhnlichen Pachtzeiten laufen auf 61, 31 und 21 Jahre oder auf Lebenszeit. Den zwölften Theil des Landes haben jedoch die Pächter at will inne, d. h. solche, denen in jedem Augenblicke die Pacht gekündigt werden kann. Dieses System ging aus der Armuth der irischen Pächter hervor und mußte nothwendig dazu beitragen, die Armuth zu vermehren. Der sog. irländische Bauer ist in der Regel ein bloßer Tagelöhner, der für andere arbeitet und dafür eine Erd- oder Lehmhütte mit einem Stückchen Land erhält, worauf er Kartoffeln pflanzt; seinen Pachtzins arbeitet er meist im Tagelohn ab. In den letzten Jahrzehnten hat jedoch die Anzahl der kleinern Farms oder Pachtgüter bedeutend abgenommen, die der größern dagegen ist im Verhältniß gewachsen.

Die landwirthschaftliche Betriebsamkeit in Ackerbau, Milchwirthschaft und Viehzucht steht in J. lange nicht so hoch als in England und Schottland; doch hat sich der Ackerbau in der neuesten Zeit etwas gehoben. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. war J. fast ausschließlich Weideland; 1871 waren von dem gesammten Flächeninhalt des Landes Ackerland 22,832, Weideland 40,756, Plantagen 1313, Sümpfe, Berge, Wüstland, Städte u. s. w. 16,810 QKilom. Die erwähnten Uebelstände bildeten ergiebige Quellen nicht nur der Armuth, sondern des agrarischen Verbrechens. Man versuchte daher wiederholt, denselben zu steuern; aber erst durch die Land Bill von 1870 wurden mittels der Feststellung bestimmter Pachtnormen und mittels des gesetzlichen Schutzes, den sie den Pächtern gegen die Uebergriffe der Grundherren angedeihen

Digitized by Google

läßt, die noch bestehenden Mängel der ländlichen Verhältnisse J.s in ebenso umfassender als staatsmännischer Weise zu heilen versucht. Das Land besitzt sieben Ackerbauschulen (farm-schools) unter Leitung des Commissioners für Nationalerziehung. Im Norden und Osten des Landes ist der Boden gut bestellt, am schlechtesten im Westen. Weizen und Gerste gedeihen des feuchten Klimas wegen weniger gut als Hafer, auch ist der irische Weizen nicht so fein wie der englische. Die reichlich angebaute Kartoffel ist von vorzüglicher Güte und neben Hafer- und Gerstenbrot die Hauptnahrung des Volks; daher das unermeßliche Unglück, wenn die Kartoffelernte mißräth. Der Wiesenbau liegt noch vernachlässigt. Die Viehzucht ist nicht mit dem Ackerbau verbunden, und die Milchwirthschaft liefert nur Butter, die großentheils nach London geht. Mastvieh wird besonders in einigen Theilen von Leinster und Munster gezogen. Das einheimische Schaf, das ein haariges Vlies hat, ist nicht mehr häufig; aber durch Kreuzung mit dem engl. Stamme ist ein anderes langwolliges entstanden. Die irischen Pferde sind stark und sicher. Schweine werden besonders von den Milchwirthen meist mit Kartoffeln gemästet. Der Viehstand jeder Art hat in neuerer Zeit bedeutend zugenommen, ein Beweis des sich hebenden Wohlstandes. J. liefert viel Schlachtvieh für den engl. Markt, während es noch immer nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf erzeugt. Die Fischerei wird mit Erfolg betrieben.

Die Leinweberei, die Stapelmanufactur J.s, wurde im 17. Jahrh. von dem Grafen von Strafford gegründet, welcher Leinsamen aus Holland einführte und Spinner und Weber aus den Niederlanden und Frankreich kommen ließ. Der Leinwandhandel, der schon um 1670 begründet war, erhielt zu Anfang des 18. Jahrh. Begünstigung von dem Parlament. Bis zu Anfang des 19. Jahrh. spann man den Flachs fast ausschließend mit der Hand, und auch jetzt werden Maschinen noch nicht allgemein gebraucht, weil bei dem geringen Arbeitslohne das Handgespinst wohlfeiler ist als das Maschinengarn in England. Die Leinwandmanufactur blüht vorzüglich in Ulster, welches vier Fünftel des Gesammtwerths producirt. Die Ausfuhr geschieht großentheils nach Schottland und England, von wo das Product nach andern Ländern geht. Im J. 1874 waren 43,262 Hekt. mit Flachssaat bestellt, 881,148 Spindeln mit Flachsspinnerei und 19,331 Maschinenstühle mit Leinweberei beschäftigt. Baumwollspinnereien gab es 1870 14 mit 4157 Arbeitern. Für die Musselinstickerei, deren Mittelpunkt Belfast ist, beschäftigen 40 Firmen 300,000 Frauen, welche jährlich Waaren im Werthe von 1,400,000 Pfd. St. liefern. Die Wollmanufactur ist nicht von Bedeutung. Die Branntweinbrennerei ist sehr ansehnlich (1874 lieferten 66 Destillationen 6,176,501 Gallons für den heimischen Consum), und die Bierbrauerei wird betrieben. Erstere liefert besonders das Nationalgetränk Whisky. Der Handel hat im 19. Jahrh. zugenommen. Durch die Dampfschifffahrt ist J. für den innern Verkehr Englands von großer Wichtigkeit geworden. Anfang 1874 betheiligte sich die Rhederei J.s in der Vermittelung des Küsten- und des auswärtigen Handels mit 1506 Segelschiffen von 157,637 Tons und mit 218 Dampfern von 54,775 Tons. Die Hauptausfuhr nach Großbritannien besteht in Irish Provisions (Speck, gesalzenes Fleisch und Butter), außerdem in Schlachtvieh, Hafer und Branntwein. Die Hauptgegenstände der Einfuhr aus Großbritannien sind Eisen, Eisenwaaren, Steinkohlen, Colonialwaaren, Bier und Fabrikate. Der Binnenverkehr auf der Insel wird außer den Wasserstraßen und den Landstraßen (etwa 8300 Kilom.) durch ein Eisenbahnnetz gefördert, dessen Hauptknoten Dublin bildet, und dessen Gesammtlänge Ende 1875 bereits 3457 Kilom. betrug. Die bedeutendsten sind die Große Süd- und Westbahn von Dublin nach Cork, Killarney und Tralee, die Große West-Centralbahn von Dublin nach Galway und die Nordbahn von Dublin über Drogheda, Dundalk und Newry nach Belfast und Coleraine. Durch unterseeische Telegraphenkabel ist J. mit England verbunden zwischen Howth (bei Dublin) und Holyhead sowie mit Schottland zwischen Donaghadee (östlich von Belfast) und Port Patrick. Die 1866 hergestellte submarine Verbindung zwischen Valentia durch den Atlantischen Ocean mit Neufundland ist 2992 Kilom. lang.

Die Volksmenge J.s betrug 1695 nach der ersten genauern Angabe, die freilich wie die folgenden bis 1821 nur auf Schätzungen beruhte, 1,034,102, 1754 schon 2,372,634 (also in 60 Jahren eine Zunahme von 129 Proc.), 1801 aber bereits 5,216,331. Im J. 1811 war sie auf 5,937,856, 1821, wo die regelmäßigen Zählungen in J. erst begannen, auf 6,801,827, 1831 auf 7,767,401 (in beiden Jahrzehnten also um je 14 Proc.), 1841 (wo sie mit einer Zunahme von 5¼ Proc. ihr Maximum erreichte) auf 8,175,124 gestiegen. Zwischen 1841 und 1851, in denen Hungersnoth und Auswanderung zusammenwirkten, betrug die Abnahme 1,622,739, zwischen 1851 und 1861 nur 753,418. Während die Gesammtbevölkerung daher 1861 noch 5,798,967 E. betrug, war sie 1871 auf 5,412,377 gesunken (Abnahme um

Digitized by Google

386,590 E. oder 6,8 Proc.). Mitte 1876 wurde die Bevölkerung auf 5,317,416 E. berechnet. Es beruht diese Abnahme hauptsächlich auf dem großen Nothstande und den starken Auswanderungen nach England und Nordamerika. Während früher die irische Auswanderung hoch in die Hunderttausende hinaufstieg (1851—67: 1,810,813), wanderten 1868 an Personen irischer Herkunft aus dem Vereinigten Königreiche aus 61,018, 1870: 74,855, 1872: 78,102, 1874: 73,184. Die Zahlen der Angeklagten und Verurtheilten betrugen 1864 resp. 5086 und 3000, 1870: 4936 und 3048, 1874: 4130 und 2367; die Angaben über den Pauperismus schwanken. So wurden 1870 inner- und außerhalb der Armenhäuser unterstützt 284,856 Personen, nebst 49,195 in den Arbeitshäusern, und zwar durch 668,202 Pfd. St., 1874 dagegen 320,160, nebst 46,991 in den Arbeitshäusern, und zwar durch 817,281 Pfd. St. Es besteht in J. seit 1838 ein ähnliches System der Armenpflege wie in England, und die ganze Insel wird in 163 Armenbezirke (unions) eingetheilt. Von besonderer Wichtigkeit für die Milderung des Armenelendes war die im Hungerjahr 1847 erlassene Poor law extension act vom 8. Juni und die vom Parlament bewilligte Summe von 10 Mill. Pfd. St. Seitdem ist noch vieles geschehen, dem sprichwörtlich gewordenen irischen Elende vorzubeugen. Namentlich dem Engländer gegenüber zeichnet sich, trotz Druck und Noth, der Charakter des Iren durch Lebhaftigkeit, größere geistige Empfänglichkeit, Neigung zur Geselligkeit, aber auch durch Reizbarkeit und Hang zu Rauferei und Gewaltthätigkeit, sowie durch geringere Festigkeit und Selbstbeherrschung aus. Im J. 1871 sprachen nur noch 817,875 E. irisch, d. h. die ursprüngliche celt. Sprache (1861 noch 1,105,536); 103,562 von diesen sprachen allein irisch, dagegen 714,313 daneben auch englisch. Der allmähliche Auflösungsproceß des celt. Idioms erhellt aus dem Umstande, daß von allen irisch Redenden nicht ein Drittel in der Generation unter 20 Jahren zu finden ist. In kirchlicher Beziehung ergab der Census von 1871, gegenüber 667,998 Anhängern der prot. Episkopalkirche und 497,648 Presbyterianern, 4,150,867 Katholiken. Letztere, in 2425 Civil- oder 1084 geistlichen Kirchspielen, unter 3159 Priestern, einschließlich der zu 70 oder 80 Gemeinschaften gehörenden 392 Regularpriester, stehen unter den 4 Erzbischöfen zu Armagh, Dublin, Cashel und Tuam und 28 Bischöfen. An der Spitze der Anglikanischen Kirche stehen die 2 Erzbischöfe von Armagh-Clogher und Dublin-Kildare und 10 Bischöfe. Besonders zahlreich sind die Nichtkatholiken in Ulster, wo 1871 gegenüber von 897,230 Katholiken die prot. Episkopalkirche 393,268, die andern prot. Kirchen und Sekten 542,730 Mitglieder (darunter 477,729 Presbyterianer) zählten. Die kirchlichen Verhältnisse wurden indeß durch die Irische Kirchenbill von 1869 von Grund aus umgestaltet. Nicht nur der Verband der Anglikanischen Staatskirche in J. mit der Staatskirche in England, sondern auch die Beziehungen des Staats zu den irischen Presbyterianern und Katholiken wurden dadurch vollständig gelöst und die genannten Religionsgemeinschaften dem Staate gegenüber auf einen völlig gleichen Fuß gestellt. Die Würdenträger der Anglikanischen Kirche hörten mithin auf, als Staatsbeamte eine bevorrechtete Stellung zu genießen und verloren Sitz und Stimme im Hause der Lords. Das Vermögen der Anglikanischen Kirche an Ländereien, Zehnten und Geld, auf 16 Mill. Pfd. St. veranschlagt, sollte zur Milderung unvermeidlichen Elends und Unglücks in J. verwendet werden, sofern dasselbe nicht in den Kreis der Armengesetze falle, d. h. zur Unterstützung und Erweiterung von Irrenhäusern, Schulen für Blinde und Taubstumme, Institute zur Ausbildung von Krankenwärterinnen, Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher und freie Apotheken. Auch das Unterrichtswesen hat in neuerer Zeit Fortschritte gemacht. Es bestehen seit 1845 vom Staate unterhaltene Nationalschulen, deren es 1871 6834 mit 490,603 Schülern gab, außerdem 2049 andere öffentliche Elementarschulen mit 106,340 Schülern und 612 Privatschulen mit 18,842 Schülern, zusammen 10,082 Elementarschulen mit 639,955 Schülern. Im J. 1871 waren 994,810 Kinder in den Schulbüchern der Nationalschulen eingeschrieben, aber der Schulbesuch ist ein unerhört unregelmäßiger; nur 1 Proc. der Schüler ist 300 Tage im Jahre anwesend gewesen. Davon waren 74 Proc. katholisch. Von der Bevölkerung über 5 J. alt konnten 1871 17,3 Proc. nur lesen, 49,3 Proc. lesen und schreiben, 33,4 Proc. weder lesen noch schreiben. Für den akademischen Unterricht sorgt seit 1591 die mit reichen Mitteln versehene Universität zu Dublin (das Trinity-College) mit 41 Professoren und Lectoren, 35 Fellows, 400 Studenten und einer Jahreseinnahme von 61,300 Pfd. St. Daneben besteht zu Dublin seit 1849 die Queen's-University, welche allen ohne Rücksicht auf religiöse Confession geöffnet ist. Die zu ihr gehörigen Collegien zu Belfast, Galway und Cork hatten 1874 zusammen 60 Professoren und 783 Studenten, von welchen der dritte Theil katholisch war. Das College der Wissenschaften für J. trat 1867 an die Stelle des Museums

Digitized by Google

für irische Industrie; es lehrt Naturwissenschaften und Mathematik und zerfällt in die Abtheilungen für Bergbau, Ackerbau, Ingenieurwesen und Manufacturen, in dreijährigen Cursen, wovon das letzte Jahr dem Specialfach gewidmet ist. Das 1795 gegründete Maynooth-College bildet Studirende der Theologie zu irischen Priestern aus und ist auf 520 Aspiranten eingerichtet; 1845—61 sind 875 daraus hervorgegangen. Die röm.-kath. Universität, seit 1851, hat fünf Facultäten; sie ist ganz auf freiwillige Beiträge der irischen Katholiken gegründet. Das theol. College der General-Assemble zu Belfast hat die meisten irischen Presbyter-Geistlichen ausgebildet. Im Interesse derselben Religionsgemeinschaft ist das Magee-College zu Londonderry thätig. Außerdem gibt es in J. 10 medic. Schulen, ferner zu Dublin die Royal-Society, die Irische Akademie (von 1786), die Hibernische Akademie, die Nationalgalerie, die Zoologische Gesellschaft (mit Garten im Phönixpark) und mehrere andere Gesellschaften zur Förderung von Kunst und Wissenschaft. Von 1868 eingeführten industriellen Schulen gab es 1874 40 römisch-katholische und 11 protestantische.

An der Spitze der vollziehenden Gewalt steht der in Dublin residirende Vicekönig und Generalgouverneur (Lord Lieutenant-General), dessen erster Secretär, zugleich Geheim-Siegelbewahrer und Mitglied des Geheimen Staatsraths der Königin, die Verwaltungsgeschäfte führt, und dem ein aus dem ersten Richter und andern von der Krone ernannten Personen zusammengesetzter Rath zur Seite steht. Der Vicekönig ist dem brit. Ministerium untergeordnet, bezieht einen Jahresgehalt von 20,000 Pfd. St. und unterhält einen förmlichen Hofstaat, bestehend aus dem Oberhofmeister und Generalintendanten, dem Oberkammerherrn, dem Kanzler des Ordens des heil. Patricius und dem Ordensassistent und Wappenkönig (Ulster King of arms). Im Justizdepartement sind die obersten Staatsbeamten der Lordkanzler, der Lordrichter des Appellationsgerichtshofs (Lord Justice of the Court of appeal), der Archivar (Master of the rolls), der Lord-Oberbaron des Schatzkammergerichts, der Richter und der Kronbeamte des Admiralitätsobergerichts für J., der Generalanwalt (Attorney general) und der Generalfiscal (Solicitor general). Seit der Union (1820) wird J. im brit. Reichsparlament durch 28 Peers (106 haben keinen Sitz) im Oberhause, dagegen im Unterhause von einer durch die Reformbill von 1832 auf 103 vermehrten Anzahl gewählter Abgeordneten vertreten. Dazu wählen die 32 Grafschaften 64, die Städte Dublin, Cork, Limerick, Waterford, Belfast und Galway 12, die Boroughs 25 und die Universität von Dublin 2 Mitglieder. Der Reinertrag der irischen Einnahmen betrug 1870 7,620,622 Pfd. St. Davon entfielen 1874 auf die Zölle 1,752,740, auf die Accise 4,500,788, auf Stempelgebühren 612,585, auf Einkommensteuer (1873) 302,133 und auf die Posten (1870) 333,591 Pfd. St. Das Wappen J.s ist eine goldene Harfe mit silbernen Saiten in blauem Felde. Vgl. de Beaumont, «J., in socialer, polit. und religiöser Beziehung» (deutsch, 2 Bde., Braunschw. 1840); Clement, «Reisen in J.» (Kiel 1843); Venedey, «Irland» (2 Bde., Lpz. 1844); Helfferich, «Skizzen und Erzählungen aus J.» (Berl. 1858); Jul. Rodenberg, «Die Insel der Heiligen» (2 Bde., Berl. 1860); Murphy, «Ireland industrial, political and social» (Lond. 1870).

Geschichte. Die ersten bekannten Bewohner des Landes waren Celten (s. d.), welche der Insel den Namen Erin, d. i. die westl. Insel, gaben, woraus die Griechen Jerne, die Römer Hibernia bildeten. In dem langen Zeitraume, wo Britannien röm. Provinz war, fehlen über J. fast gänzlich die geschichtlichen Nachrichten. Die zahlreichen irländ. Chronisten, die indeß nicht vor dem 10. Jahrh. schrieben, haben diese frühe Epoche mit den abenteuerlichsten Sagen ausgefüllt. Ihrer Stammverwandtschaft wegen wurden die Irländer bis in das 4. Jahrh. Scoten genannt, und noch bis ins frühe Mittelalter hinein nennen die abendländ. Schriftsteller die Insel Großschottland (Scotia major). Die alten Iren lebten stammweise unter erblichen Häuptlingen, besaßen Grund und Boden gemeinschaftlich und cultivirten fast ausschließend die Viehzucht. Ums J. 430 verbreitete unter ihnen der Glaubensprediger Patrick, ein geborener Schotte, das Christenthum und machte die Schreibkunst und gelehrte Kenntnisse heimisch. Die Ruhe, welche die Insel genoß, während Südeuropa von german. Horden verwüstet wurde, begünstigte die Entwickelung eines gelehrten Mönchthums. Schon seit dem 6. Jahrh. wurde J. der Sitz abendländ. Gelehrsamkeit; aus seinen Klosterschulen gingen die Apostel des Festlandes hervor, deren Spuren in den sog. Schottenklöstern noch vorhanden sind. Diese Mönchsbildung, die wenig auf das Volk selbst wirkte, erlosch, als mit dem 9. Jahrh. die Normänner und Dänen, von den Eingeborenen Ostmänner genannt, auf ihren Streifereien auch J. heimsuchten und nach und nach die ganze Insel eroberten. Erst zu Anfange des 12. Jahrh. schüttelten die Irländer unter Brian Boroihme das normänn. Joch wieder ab. Nachdem seit Mitte

Digitized by Google

des 10. Jahrh. auch die Ostmänner das Christenthum angenommen, wurde 1152 auf der Kirchenversammlung zu Drogheda die irländ. Gesammtkirche dem päpstl. Stuhle unterstellt und unter den vier Erzbisthümern das schon von Patrick gegründete Armagh zum Primat erhoben.

Die Insel zerfiel damals in vier Königreiche: Leinster, Munster, Ulster und Connaught, deren jedes wieder in einander untergeordnete, von abhängigen Häuptlingen regierte Stammgebiete getheilt war. Ein Oberkönig übte eine beschränkte Lehnsherrlichkeit über das Ganze. Häufige Kriege hielten die Eingeborenen in großer Verwilderung und machten sie gegen ausländische Eroberer schwach. Dermod, Fürst von Leinster, hatte O'Rourke, einem untergeordneten Stammhäuptling von Meath, die Gemahlin geraubt, war deshalb mit Hülfe des Oberkönigs Roderich O'Connor von seinen Besitzungen vertrieben worden und suchte 1167 in England Hülfe. König Heinrich II. (s. d.), der seit längerer Zeit die Eroberung I.s im Einverständnisse mit Papst Hadrian IV. beschlossen hatte, ließ zunächst 1169 durch seine Barone Rob. Fitz-Stephen und Maurice Fitz-Gerald den Dermod wieder einsetzen und erschien, nachdem der Graf Strongbow von Pembroke sich Waterfords und Dublins bemächtigt, im Dec. 1171 mit 400 Rittern und 4000 Kriegsleuten in Person in I. Da er seine Eroberung auf eine päpstl. Bulle stützte, fiel ihm besonders die Geistlichkeit zu. Die Fürsten von Leinster und Munster unterwarfen sich alsbald der engl. Oberherrlichkeit, und nach hartnäckigem Widerstand mußte sich im Oct. 1175 auch Roderich zu einem Vergleiche verstehen, demzufolge Heinrich den östl., Roderich den westl. Theil der Insel behielt, aber Vasall der engl. Krone und tributpflichtig wurde. Dieser Friede bestimmte das Schicksal der Insel auf Jahrhunderte. Zunächst setzten sich die engl. Barone mit Gewalt in den Besitz des ihnen verliehenen Landes, vertrieben die eingeborenen Häuptlinge und führten engl. Recht und Verfassung ein. Dieses eroberte Gebiet wurde die Mark (the pale) genannt. Bald sahen jedoch infolge des wenig bestimmten Vergleichs die Engländer die Insel überhaupt als ihr Eigenthum an und drangen in das Innere vor. Die Kriege mit den Eingeborenen, die Willkür, Herrschsucht und die Kämpfe der Barone untereinander, die argwöhnischen Besorgnisse und die verkehrten Verwaltungsmaßregeln des noch schwachen Königthums machten I. fortgesetzt zu einem Schauplatze der Zwietracht, Unordnung und Verwilderung. Als sich Rob. Bruce die schott. Krone angeeignet hatte und glücklich mit England kriegte, wandten sich die irischen Häuptlinge an ihn um Beistand gegen den gemeinschaftlichen Feind. Sein Bruder Eduard landete 1315 mit einem Heere und wurde von den Iren zum Könige erhoben; aber nach dreijährigem Kampfe, der die Insel furchtbar verwüstete, fiel er gegen die Engländer, worauf grenzenlose Verwirrung und Gesetzlosigkeit eintraten. Während des Kriegs der beiden Rosen (s. Großbritannien) waren in I. die Anhänger des Hauses York übermächtig. König Heinrich VII. (s. d.) sendete deshalb ein Heer und einen neuen Statthalter nach I., um die fast unabhängigen Barone zu unterwerfen. Die Verfassung, insoweit nämlich das Land den Engländern unterworfen war, erhielt 1495 durch die nach dem Statthalter benannte Poynings-Acte eine neue Grundlage, die eigentlich bis in die neuere Zeit geblieben ist. Das irländ. Parlament, in dem die angesessenen Engländer Sitz und Stimme hatten, durfte sich fortan nur mit Bewilligung des Statthalters versammeln und mußte die Gesetzvorschläge vor ihrer Verhandlung erst der Regierung zur Einsicht vorlegen.

Zu Anfang des 16. Jahrh. war unter solchen Umständen noch der größte Theil der Insel den Engländern nicht unterworfen. Die Iren lebten nach alter Verfassung unter ihren Stammhäuptlingen und glichen nach Sitte und Lebensart den Wilden. Heinrich VIII. suchte zwar seine Macht dadurch zu verstärken, daß er sich 23. Jan. 1542 von dem irländ. und engl. Parlament zum König von I. erklären ließ, aber für die Verbesserung der socialen Zustände des Volks that er nichts. Die Reformation, die unter ihm und seinem Sohne Eduard VI. in den engl. Bezirken nur schwache Wurzel gefaßt, wurde daher unter der Königin Maria mit Leichtigkeit ausgerottet. Als Elisabeth 1558 den engl. Thron bestieg, sah sie sich später dazu bewogen, auch in I. die Reformation herzustellen und das ganze kath. Kirchenvermögen zu Gunsten des neuen Klerus einzuziehen. Schon seit 1560 begannen infolge dieses Gewaltstreichs fortgesetzte Empörungen, deren Urheber engl. Flüchtlinge, der Papst und der span. Hof waren. Besonders gefährlich war der von Hugh O'Neill, den die Königin zum Grafen von Tyrone erhoben hatte, 1595 unternommene Aufstand, der die Befreiung der Insel vom engl. Joche zum Zwecke hatte und reißende Fortschritte machte. Die Königin schickte im März 1599 endlich ihren Günstling, den Grafen von Essex, mit einem Heere von 22,000 Mann nach I.; doch Essex vermochte wenig auszurichten, schloß mit Tyrone einen Waffenstillstand und entfernte sich eigenmächtig, worauf die Empörung wieder losbrach. Hierauf wurde Lord Mountjoy zum

Digitized by Google

Statthalter ernannt, der mit bedeutenden Streitkräften in wenigen Monaten die Unterwerfung des Landes vollendete, die 1601 bei Kinsale gelandeten Spanier zur Wiedereinschiffung nöthigte und Tyrone gefangen nahm. Als Elisabeth starb, war ganz J. der engl. Krone unterworfen. Die Unterdrückung des Aufstandes hatte aber einen Theil der Urbewohner hingerafft und zu massenhaften Confiscationen von Grund und Boden geführt, die das Misverhältniß begründeten, dessen Folgen erst 1870 durch die Landbill Gladstone's einigermaßen gemildert wurden.

König Jakob I. faßte nun den Plan, die Lage J.s durch polit. und sociale Reformen zu verbessern. Er wollte zuvörderst die Willkür der irischen Häuptlinge, die im Laufe der Zeit eigentlich engl. Barone geworden, brechen und die Iren überhaupt zu persönlich freien Männern, gleich den Engländern, machen. Zu diesem Zwecke begann er jedoch wieder mit Confiscationen. Er verlangte von jedem irischen Großen den Lehnbrief, der sein Besitzrecht begründete, und war die Urkunde nicht vorhanden oder entdeckte man nur einen Formfehler, so zog man die Güter zu Gunsten der Krone ein. Von 800,000 Morgen Landes, die auf diese Weise dem Könige im Norden der Insel anheimfielen, wurde der beträchtlichere Theil der irischen Bevölkerung gänzlich entzogen und an Schotten oder engl. Speculanten verkauft. Die sonst trefflichen Anstalten, welche Jakob zur Civilisirung der Insel machte, konnten diese Ungerechtigkeit nicht ausgleichen. Ueberdies blieben die Katholiken zufolge des Supremateides, der den König als kirchliches Oberhaupt bezeichnete, von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Der Papst hingegen ermunterte die Eidesweigerer (recusants) zur Standhaftigkeit und führte neben der prot. Kirche eine neue kath. Hierarchie in der ganzen Insel ein. Zu dem kirchlichen Zwiespalt, der hierdurch wieder eine feste Stütze erhielt, gesellte sich während der Regierung Karl's I. noch das polit. Zerwürfniß. Die verworrene Lage der Dinge in Schottland und England benutzend, entwarfen die Iren unter der Leitung Roger More's und O'Neill's den Plan zu einer Verschwörung, die am 23. Oct. 1641 zum Ausbruch kam. Die fanatische Priesterschaft riß das Volk zu einem fürchterlichen Morden hin, sodaß in wenigen Tagen auf verschiedenen Punkten der Insel 40—50,000 prot. Engländer niedergemetzelt wurden und noch mehr auf der Flucht umkamen. Diese Blutthat wurde von den Engländern dem bedrängten Könige zur Last gelegt und übte auf den Gang der beginnenden Staatsumwälzung einen wesentlichen Einfluß. Um sie zu rächen, landete nach der Hinrichtung Karl's der von dem republikanischen Parlament zum Statthalter ernannte Cromwell 15. Aug. 1649 in J. mit einem zahlreichen und kriegserfahrenen Heere, nahm die Städte Drogheda und Wexford mit Sturm und ließ die Bevölkerung ohne Unterschied niederhauen. Die Iren wurden dadurch von solchem Schrecken ergriffen, daß sie meist ihre festen Plätze freiwillig aufgaben und in die Moräste entflohen. Binnen neun Monaten hatte Cromwell fast die ganze Insel unterworfen, worauf er den Oberbefehl seinem Schwiegersohn Ireton (s. d.) überließ, der das auf die völlige Ausrottung der Katholiken gerichtete Blutwerk fortsetzte. Es wurde sogar beschlossen, das ganze, zum Theil in den Wäldern und Sümpfen versteckte Volk nach den westind. Inseln zu deportiren, was sich jedoch als unmöglich erwies. Der Protector erließ hierauf den Befehl, die sämmtlichen Iren von ihrem Grund und Boden nach der westl. Halbinsel, in das frühere Königreich Connaught, zu drängen und unter Aufsicht der prot. Bevölkerung in die festen Städte einzuschließen. Bei aller Barbarei, die man anwendete, konnte auch dieser Plan nur theilweise ausgeführt werden. Das urbare Land, das dessenungeachtet frei wurde, erhielten Soldaten und engl. Colonisten, während Hunderttausende von Eingeborenen heimatlos umherirrten.

Die Restauration des Königthums änderte die unglückliche Lage der kath. Irländer wenig. Karl II. (s. d.) stellte zwar die Religionsverfolgung ein, aber die Protestanten behielten die den Eingeborenen entrissenen Güter. Nur einige Iren, die noch vermögend genug waren, einen weitläufigen Rechtsstreit zu beginnen, gewannen auf diesem Wege ihren Grundbesitz wieder. Die kath. Reaction, welche mit der Thronbesteigung Jakob's II. (s. d.) begann, erregte unter den Iren große Freude. Nachdem Jakob die engl. Krone verloren, erschien er zu Anfange des J. 1689 mit einem franz. Corps von 5000 Mann in J. Die Katholiken strömten ihm scharenweise zu; bald war sein Heer auf 38,000 Mann angewachsen, und die engl. Truppen verloren alle Plätze bis auf Londonderry und Enniskillen. Doch im Frühjahre 1690 landete König Wilhelm III. mit einer bedeutenden Armee und schlug das kath. Heer entscheidend 1. Juli am Boynefluſſe unweit Drogheda und 12. Juli 1691 bei Aughrim. Der Aufstand war hiermit zu Ende und die Insel der neuen Dynastie fast ganz unterworfen. Im August überlieferten die Katholiken ihren letzten Platz, Limerick, wobei mit dem engl. General Ginkel ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem die kath. Iren freie Religionsübung, wie dieselbe unter Karl II.

Digitized by Google

bestanden, erhalten sollten. Ueber 12,000 Irländer, die für Jakob II. gekämpft hatten, gingen in freiwillige Verbannung. Durch einen Beschluß des engl. Parlaments wurden jetzt nochmals 1,000,000 Morgen Landes confiscirt und an Protestanten vertheilt. In den Städten aber bildeten die Protestanten sog. Oranische Gesellschaften (Orangemen), die mit fanatischem Eifer die kath. Bevölkerung verfolgten und bedrückten. Um jede Regung des kath. und nationalen Elements niederzuhalten, wurden überdies barbarische Strafgesetze gegen den Katholicismus, die sog. Penal laws, eingeführt. Nach diesen Gesetzen mußten die höhern kirchlichen Würdenträger die Insel verlassen; niedere Priester durften nicht aus ihren Grafschaften weichen; kein Katholik durfte ein öffentliches Amt bekleiden, Grundeigenthum erwerben, eine Ehe mit Protestanten eingehen, frei testiren u. s. w. Eine besondere Verfügung gebot sogar den Katholiken, nur Pferde im Werthe von 5 Pfd. St. zu reiten; im Uebertretungsfalle hatte jeder Protestant das Recht, dem Eigenthümer das Pferd für 5 Pfd. St. abzunehmen. Obschon diese Gesetze von den prot. Beamten nicht immer streng gehandhabt wurden, so nährten sie doch bittern Haß und riefen jene revolutionären Verbindungen hervor, welche die neuere Geschichte der Insel bezeichnen. Ums J. 1760 traten die Whiteboys, d. i. weiße Burschen (von den Hemden, die sie über den Kleidern trugen), auf. Es waren brotlose Tagelöhner, Arbeiter, vertriebene Pächter, die sich des Nachts versammelten, um harte Grundherren, Pfarrer, Agenten, Beamte zu strafen oder zu morden, worauf sie gewöhnlich wieder geheimnißvoll verschwanden. Kein Ire konnte gegen sie vor Gericht zeugen ohne sich ihrer Rache auszusetzen, was sie besonders unerreichbar machte. Neben ihnen erschienen 1763 die Hearts of oak, d. i. Eichenherzen, die sich gegen die drückenden Straßenbaufronen auflehnten. Im ganzen änderte diese rohe Selbsthülfe die Lage des Landes nicht. Erst mit dem Freiheitskampfe der nordamerik. Colonien nahm das Volk einen allgemeinen Aufschwung und nöthigte der bedrängten Regierung einige Zugeständnisse ab. Da Frankreich mit Angriffen auf die irische Küste drohte und das Land von Truppen fast entblößt war, so stifteten die Irländer 1779, angeblich zum Schutze des Landes, ein Corps irischer Freiwilliger, das nach zwei Jahren 50,000 Mann zählte. Um einen allgemeinen Aufstand zu verhindern, sah sich das engl. Parlament 1782 genöthigt, die Poynings-Acte abzuschaffen und den Irländern die legislative Unabhängigkeit zu gestatten. Zugleich wurden die Strafgesetze gegen die Katholiken, wenn auch nicht ganz abgeschafft, doch bedeutend gemildert. Dieselben durften nun Grundbesitz erwerben, Schulen errichten und ihre Religionsgebräuche freier ausüben. Besonders drückend waren für die Katholiken die Zehnten, die sie allenthalben an die prot. Pfarrer entrichten mußten, während sie überdies noch für ihr eigenes Kirchenwesen zu sorgen hatten. Die Härte, mit welcher viele Pfarrer diese Zehnten eintrieben, brachte 1786 einen geheimen Verein zu Wege, dessen Mitglieder sich Rightboys, d. i. Rechtsburschen, nannten, dem Volke das eidliche Versprechen abnahmen, den Zehnten gar nicht oder nur zu einem bestimmten Betrage abzuführen, und die Wortbrüchigen bestraften.

Der Ausbruch der Französischen Revolution konnte wol nirgends einen größern Widerhall finden als in dem Jahrhunderte hindurch von seinen Gewalthabern gemishandelten J. Aus den Freiwilligen, die sich schon seit mehrern Jahren aufgelöst hatten, trat im Nov. 1791 zu Dublin der Bund der Vereinigten Irländer (United Irishmen) zusammen, an dem auch viele Protestanten theilnahmen und der insgeheim die Einleitung einer Revolution betrieb, welche J. in eine unabhängige Republik verwandeln sollte. Die Katholiken benutzten die Verlegenheit der brit. Regierung und forderten 1792 auf einer großen Versammlung zu Dublin völlige Rechtsgleichheit mit den Protestanten. Das brit. Parlament suchte den Sturm zu beschwören, indem es die Hindernisse gegen irländ. Handel und Gewerbthätigkeit sowie die berüchtigten Penal laws bis auf wenige Reste aufhob. Die Katholiken erhielten das Recht der Sachwalterschaft vor Gericht und durften von nun an auch Ehen mit Protestanten schließen. Man schaffte 1793 die Strafen ab, in welche Katholiken verfielen, wenn sie am Sonntage nicht die prot. Kirche besuchten; auch wurde ihnen das Recht der Theilnahme an den Parlamentswahlen, ohne jedoch selbst wahlfähig zu sein, und die Zulassung zu Aemtern niedern Ranges verstattet. Da weitere Forderungen unerfüllt blieben, so ließ der Bund seine revolutionären Absichten um so kühner hervortreten, und die Regierung beschloß endlich, die Bewegung mit Gewalt zu dämpfen. Die seit 1782 in J. eingeführte Habeas-Corpus-Acte wurde aufgehoben, in die Städte eine starke Besatzung gelegt, der Bund aber aufgelöst und entwaffnet. Im Vertrauen auf franz. Hülfe ließen sich jedoch die Verschworenen nicht entmuthigen. Endlich im Dec. 1796 erschien an der irländ. Küste eine bedeutende franz. Flotte mit 25,000 Mann Landungstruppen unter dem General Hoche (s. d.), die jedoch infolge widriger Zufälle und der Ungeschicklichkeit der

Digitized by Google

Befehlshaber unverrichteter Sache umkehren mußte. Die brit. Regierung schärfte nun ihr Verhalten und stellte die ganze Insel unter Kriegsrecht, was die Irländer besonders erbitterte. Der Bund trat 1797 zu neuer geheimer Thätigkeit zusammen und gewann eine höchst geschickte militärische Organisation. An der Spitze stand ein Directorium von fünf Männern, deren Namen nur den Geschäftsführern der vier Provinzialausschüsse bekannt waren. Schon zählte der Bund über 500,000 Verschworene, als im Jan. 1798 die Regierung von einem verrätherischen Mitgliede vollständigen Aufschluß erhielt. Ungeachtet dieser Entdeckung und der Verhaftung mehrerer Häupter brach der Aufstand im Mai auf mehrern Punkten des Landes los. Eine bedeutende Militärmacht verhinderte indeß die völlige Entwickelung der Empörung; die Hauptmacht der Insurgenten erlitt bei Vinegar-Hill 21. Juni eine entscheidende Niederlage. Bewegliche Colonnen durchzogen dann die Insel und erstickten den Aufstand im eigentlichen Sinne in Blut. Kaum war das Blutbad vorüber, so erschien im Aug. 1798 ein franz. Geschwader und setzte ein Corps von 1060 Mann unter Befehl des Generals Humbert in der Killalabai an die irische Küste; allein die brit. Truppenmacht hemmte den Zuzug der Iren, und nach einigen unglücklichen Gefechten mußten die Franzosen sich ergeben. Eine andere franz. Expedition, die sich im September der Küste näherte, wurde von dem brit. Admiral Warren aufgefangen. Auch mehrere spätere franz. Landungsversuche bis in den Nov. 1798 scheiterten. Die engl. Regierung faßte nach dieser Katastrophe den Entschluß, eine Vereinigung des irländ. Parlaments mit dem britischen einzuleiten; denn die Selbstständigkeit der Gesetzgebung mußte nothwendig den Unabhängigkeitssinn der Irländer nähren. Der erste Antrag indeß, den man dem irländ. Parlament 1799 machte, wurde mit Unwillen verworfen. Die brit. Regierung nahm hierauf ihre Zuflucht zur Bestechung. Die verrotteten Flecken, von denen die Mehrzahl der irländ. Parlamentssitze abhing, wurden ihren Eigenthümern mit Gold aufgewogen, wozu das brit. Parlament als Entschädigung ungefähr 1,600,000 Pfd. St. bewilligte.

Durch diese Operation kam 26. Mai 1800 die legislative oder die sog. Finalunion zwischen J. und Großbritannien mit großer Stimmenmehrheit zu Stande. J. sollte fortan 32 gewählte Peers, darunter 4 Bischöfe, ins brit. Oberhaus, 100 Deputirte der Grafschaften, Städte und Flecken ins Unterhaus senden. Ferner sollten die Irländer mit den Briten gleiche Rechte und Freiheiten genießen und zwischen beiden ein völlig freier Verkehr stattfinden. J. verpflichtete sich dagegen, für die ersten 20 Jahre zwei Fünfundzwanzigtheile der gesammten Staatslasten zu tragen. Mit dem J. 1801 trat das Vereinigte Parlament ins Leben. Allein obgleich das Schicksal J.s hierdurch noch fester an das der Schwesterinsel gekettet ward, so war diese Maßregel doch weit entfernt, dem religiösen und polit. Zwiespalt ein Ende zu machen, der beide so lange getrennt hatte. Um die Masse zu gewinnen, hatte der Minister Pitt auch eine völlige polit. Emancipation (s. d.) der Katholiken versprochen; aber der bigote Georg III. war zu diesem Zugeständnisse nicht zu vermögen, und die schon ausgearbeitete Acte kam gar nicht zur Verhandlung. Ueber diesen Wortbruch erbittert, begannen die irländ. Katholiken schon 1802 zu einem Verein (Catholic Association) zusammenzutreten, der sich die Durchführung der Emancipation zum Zweck setzte und fortan den Mittelpunkt aller irischen Angelegenheiten bildete. Erst durch die Agitation O'Connell's (s. d.) aber und die Mitwirkung der öffentlichen Meinung in England wurde die Regierung endlich bewogen, eine Emancipationsbill vor das Parlament zu bringen, die angenommen und 13. April 1829 von Georg IV. bestätigt wurde. Ein neuer Eid, den auch die Katholiken leisten konnten, trat an die Stelle des frühern, und gab denselben die Möglichkeit, Sitz im Parlamente zu nehmen. Auch erhielten sie die Fähigkeit, alle öffentlichen Aemter, mit Ausnahme desjenigen eines Lord-Kanzlers, zu bekleiden.

Dieser Sieg ermunterte die Katholiken zu neuen Forderungen. Die Bestrebungen der Volkspartei waren nunmehr auf den Widerruf der Union gerichtet, zu welchem Zweck O'Connell die sog. Repeal-Association stiftete, der das Ministerium Grey 1833 mit der Irischen Zwangsbill (Irish coercion bill) entgegentrat. Durch diese Bill erhielt der Lordlieutenant von J. die Macht, Volksversammlungen ohne weiteres zu verbieten und das Kriegsrecht zu proclamiren, und um ihr Nachdruck zu geben, wurden ein Heer von 36,000 Mann und 6000 bewaffnete Polizeidiener nach J. entsendet. Allerdings ward die Zwangsbill bald wieder aufgehoben und unter der Statthalterschaft Lord Mulgrave's, seit 1835, schien sich sogar eine Versöhnung zwischen Volk und Regierung anzubahnen. Als aber im Aug. 1841 die Tories nochmals ans Ruder kamen, begann O'Connell von neuem die Repeal-Agitation, und zwar mit so bedrohlicher Wirkung, daß die Behörden ihn 1843 verhaften und zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilen ließen. Dieses Verfahren wurde freilich von dem Peersgericht für ungültig erklärt,

Digitized by Google

hatte jedoch zur Folge, daß die Bewegung von nun an etwas gemäßigter auftrat. Bald darauf drängte die fürchterliche Hungersnoth, welche die Insel im Herbst 1845 und besonders seit dem Sommer 1846 heimsuchte, alle andern Interessen in den Hintergrund. Um sie zu lindern, bewilligte das brit. Parlament ungeheuere Summen, dennoch kamen Tausende vor Hunger und Elend um und Hunderttausende wanderten nach Amerika. Mitten in dieser Krise starb O'Connell, den bereits eine neue, radicalere Partei, das Junge Irland, überflügelt hatte. Anarchische Ausbrüche, Gewaltthätigkeiten, agrarische Mordthaten zerrütteten das Land; die materielle Noth hatte die gesetzlichen Bande völlig gelockert.

Unter solchen Umständen, politisch aufgeregt und durch die Wühlereien des ultramontanen Klerus erhitzt, mußte das Land die festländischen Revolutionen von 1848 mächtig empfinden. In der That schien eine gewaltsame Katastrophe unvermeidlich. Die Führer Jung-Irlands, Smith O'Brien, Mitchel, Duffy, Meagher u. s. w., traten in verdächtige Einverständnisse mit den franz. Republikanern und suchten durch eine Sendung nach Paris mit der Provisorischen Regierung anzuknüpfen, während die Massen unverhohlen Rüstungen und Waffenübungen vornahmen. Die energischen Maßregeln der Regierung vereitelten jedoch den Ausbruch, noch ehe man zum Losschlagen bereit war. Die Habeas-Corpus-Acte wurde suspendirt, die aufrührerischen Zeitungen unterdrückt, und Smith O'Brien, von dem Volke als König von Munster begrüßt, nach einem ohnmächtigen Aufstandsversuch (5. Aug.) gefangen genommen und nebst seinen Gefährten zum Tode verurtheilt, welche Strafe jedoch in Deportation umgewandelt ward. In kurzer Zeit war die Ruhe wiederhergestellt; aber der materielle Nothstand blieb unvermindert. Hunger und Krankheiten decimirten die Bevölkerung; die Grundstücke wurden verlassen, ganze Strecken lagen unbebaut, und es begann eine fast einer Flucht ähnliche Massenauswanderung nach Amerika. Wol trat nach diesem Abgange eines Theils der Bevölkerung im allgemeinen eine Besserung ein. Der Ackerbau hob sich wieder, und auch die Industrie fing an, durch das Beispiel der londoner Weltausstellung ermuntert, ihren Wetteifer durch eine öffentliche Ausstellung zu bekunden. Den intellectuellen Bedürfnissen wurde durch die Errichtung von höhern Bildungsanstalten unter dem Namen der Queen's-Colleges Rechnung getragen, die, von confessionellen Differenzen unabhängig, Katholiken und Protestanten dieselben Vortheile gewährten. Allein von kath. wie von prot. Seite regte sich nur zu bald eine heftige Opposition gegen diese sog. « gottlosen Schulen », und der religiöse Hader führte mehr als einmal, zuletzt in Belfast 1863, zu blutigen Auftritten, die immer wieder Ausnahmsgesetze nöthig machten.

Unterdessen bereitete sich eine neue Schilderhebung vor, diesmal von Amerika aus, wo jetzt Millionen von Irländern lebten, die alle von wüthendem Haß gegen die engl. Regierung beseelt waren. In der Hoffnung auf einen Bruch zwischen den Vereinigten Staaten und England, die durch die Haltung Englands während des amerik. Bürgerkriegs genährt wurde, bildete sich ein geheimer Bund, der nach einer in den Sagen J.s berühmten Kriegerkaste den Namen der Fenier erhielt und sich die völlige Losreißung J.s von England und die Herstellung einer irischen Republik zum Zwecke setzte. (S. Fenier.). An der Spitze des Bundes in Amerika stand John O'Mahoney, in Irland James Stephens. Seit 1863 wurde die fenische Organisation in Amerika offen betrieben; nach dem Ende des amerik. Bürgerkriegs im April 1865 machte sie sich auch in J. bemerklich. Doch das energische Auftreten der Regierung, die im Sept. 1865 das journalistische Organ der Fenier «The Irish People» unterdrückte, mehrere Häupter und zahlreiche Theilnehmer der Verschwörung verhaftete, das Waffenverbot proclamirte und die in J. stehende Militärmacht verstärkte, beugte dem beabsichtigten Aufstande vor. Auch während des J. 1866 genügte die Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte, die Fenier im Zaume zu halten und als im Frühling 1867 thatsächlich Aufstandsversuche stattfanden, wurden dieselben ohne Mühe in wenigen Tagen unterdrückt. Ebenso erfolglos waren die bis 1871 periodisch wiederholten fenischen Unternehmungen gegen Canada.

Wenn so der Fenianismus in seinem Hauptbemühen erfolglos blieb, so hat er mittelbar unleugbar Großes für J. gewirkt. Denn den fenischen Umtrieben und der Gärung, welche dieselben in J. hervorriefen und erhielten, war es zu danken, daß die engl. Staatsmänner endlich die Irische Frage mit Energie einer umfassenden Lösung entgegenführten. Während der Jahre 1865—67 war die Unterdrückung der revolutionären Symptome, die Bestrafung der Mitglieder und Helfershelfer der Verschwörung die nächste Pflicht; von 1868 an begann die reformirende Thätigkeit zur Beseitigung der Grundübel, auf welche die irische Unzufriedenheit mit der engl. Herrschaft zurückzuführen war: der anglikanischen Staatskirche und der Tyrannei der fremden Grundherren über die einheimischen Pächter. Man bezeichnete diese beiden Probleme

Digitized by Google

mit dem Namen der Kirchenfrage und der Landfrage. Indem das Ministerium Gladstone durch die Irische Kirchenbill von 1869 die anglikanische Kirche in J. entstaatlichte und mit den andern irischen Religionsgemeinschaften auf gleichen Fuß stellte, durch die Landbill von 1870 den gerechten Beschwerden der irischen Pächter gegen die Grundherren ein Ende machte, wurden der revolutionären Agitation gegen die engl. Herrschaft die letzten Vorwände entzogen. Allerdings gaben sich die Wirkungen dieser Politik nicht unmittelbar kund. In der That mußte die engl. Regierung noch während der Session von 1871 um die Ermächtigung zu außergewöhnlichen Maßregeln für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in J. nachsuchen und eine neue Agitation der irischen Nationalpartei für die Gewährung dessen, was als Home Rule (d. h. abgesonderte Verwaltung und parlamentarische Selbstregierung J.s) bezeichnet wird, begann noch während der Herbstmonate desselben Jahres und hat seitdem fortgedauert. Doch nur eine kurzsichtige Parteipolitik kann aus diesen Umständen auf die Erfolglosigkeit der Gesetzgebung von 1869 und 1870 schließen. Die damals eingeleitete und großartig durchgeführte Politik der Gerechtigkeit gegen J. muß früher oder später ihre Früchte tragen.

Die alten irischen Chroniken hat O'Connor unter dem Titel «Rerum Hibernicarum scriptores veteres» in der Urschrift und mit lat. Uebersetzung herausgegeben (4 Bde., Lond. 1814—26). Vgl. die Geschichtswerke von Cox (2 Bde., Lond. 1689—90), Mac Geoghegan (3 Bde., Par. u. Amsterd. 1758—63), O'Halloran (2 Bde., Lond. 1779), Leland (3 Bde., Lond. 1773 u. Dubl. 1814), Plowden (2 Bde., Lond. 1805), Gordon (2 Bde., Lond. 1806), Hegewisch («Uebersicht der irländ. Geschichte», Altona 1806), Lindau («Geschichte J.s», fortgesetzt von Brandes, 2 Bdchn., Dresd. u. Lpz. 1829—46), O'Driscol (2 Bde., Lond. 1827), Moore (2 Bde., Lond. 1835), Lappenberg (in Ersch und Gruber's «Encyklopädie», Sect. II, Bd. 24, Lpz. 1846), Haverty («History of Ireland», Lond. 1860), Mitchel («History of Ireland», 2 Bde., Glasg. 1869), Richey («Lectures on the history of Ireland», Dubl. 1869), Mac Gee («A popular history of Ireland», Lond. 1870), Froude («The English in Ireland in the 18th century», 3 Bde., Lond. 1872—74), O'Curry («Lectures on the manuscript materials of ancient Irish history», Lond. 1874); Killen, «The ecclesiastical history of Ireland» (2 Bde., Lond. 1875).

Irländisches Perlmoos, s. Carragheen-Moos.

Irmin, der Name eines altdeutschen Gottes, welcher sich aus den erhaltenen spärlichen Nachrichten als Himmels- und Schlachtengott erkennen läßt. Von einem heroengleich zu denkenden Sohne desselben, Irmino, trug einer der deutschen Hauptstämme, die Herminonen (Irminonen) den Namen. Nach aller Wahrscheinlichkeit war J. Beiname des von den Schwaben Ziu, von den Baiern Eru genannten Gottes, des sächs. Tiu (Ty), des nordischen Tyr. Die Bedeutung des Namens ist nicht ganz klar, indem sich das Wort irman, irmin in den german. Dialekten nur noch als steigernder, die Größe und Allgemeinheit ausdrückender erster Compositionstheil findet, z. B. irmindiot, das ganze Menschenvolk; irmingot, der höchste Gott; irmansûl die allgemein verehrte Säule, columna universalis nach der Uebersetzung des Rudolf von Fulda. Auch in Eigennamen kommt erman, irmin oft vor. Die Irmensäule (irminsûl) gehört zu dem Cultus des J.; man kennt deren zwei in der deutschen Geschichte: die eine, von Karl d. Gr. zerstört, am Eresberge in Westfalen, die andere bei Scheidungen a. d. U., der alten thüring. Königsburg. Zu denken sind die Irmensäulen als hochragende Holzsäulen oder gewaltige Baumstämme, die, in einem heiligen Haine errichtet, das Hauptheiligthum eines ganzen Volks waren, welches dem J. dort die feierlichsten Opfer brachte. Die Zerstörung einer Irmensäule war daher der völligen Besiegung des Volks und Zerstörung seiner staatlichen Unabhängigkeit gleich.

Irokesen oder Iroquois ist bei den neuern Ethnographen der gemeinsame Name für eine Gruppe mehr oder minder sprachlich nahverwandter, einst mächtiger und einflußreicher Indianerstämme des östl. Nordamerika geworden. Die Iroquoisnation zerfällt in zwei Gruppen, eine größere nördliche und eine kleinere südliche. Die nördl. Gruppe zerfällt abermals in zwei Abtheilungen, eine östliche und westliche. Jene wurde von den sog. Fünf Nationen, wie sie die Engländer, oder Iroquois, wie sie die canad. Franzosen nannten, diese durch die Wyandots oder Huronen (s. d.) und die Attionandarons oder Neutrale Nation gebildet. Die eigentlichen J. oder die Fünf Nationen, nämlich die Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senecas, hatten ihre Wohnsitze im Süden des St.-Lorenz und des Ontariosees und breiteten sich von dem Hudson bis zu den obern Zweigen des Alleghanyflusses und zum Eriesee aus. Die polit. Conföderation, welche dieselben bildeten, war schon vor Ankunft der Europäer sehr mächtig und in stetigen blutigen Kriegen theils mit stammverwandten, theils mit fremden Nationen

Digitized by Google

begriffen. In der Kriegführung zeigten sie weit mehr Intelligenz als die ihnen benachbarten Nationen des Algonkin-Lenapestammes und waren auch in der Agricultur, der Anfertigung der Waffen wie der übrigen Kunstfertigkeiten weiter vorgeschritten. Ihre Macht und ihre Vortheile über ihre Nachbarn wurden bald noch dadurch erhöht, daß sie zuerst mit den Europäern in Berührung kamen und von diesen den Gebrauch der Feuerwaffen kennen lernten. Ihr Antheil an den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen in jenen Gegenden ist nicht unbedeutend. Seitdem ihre Nachkommen aus dem Gebiete der Union nach dem Westen versetzt worden sind, leben nur noch einige Reste in Canada in der Nähe der großen Seen. In den J. 1714 und 1715 wurden von der Conföderation als sechste Nation noch die Trümmer der Tuscaroras aufgenommen. Letztere waren nach unglücklichen Kriegen mit den Bewohnern Carolinas ausgewandert, wo sie einst die mächtigste Nation waren und mit den ausgestorbenen Meherrins (Tutelocs) und den Nottoways die Gruppe der südl. Iroquois bildeten. Vgl. Schoolcraft, «History of the Iroquois» (Neuyork 1846).

Ironie (griech.). Der Begriff der I. ist hauptsächlich durch Sokrates in die Welt gekommen. Dieser pflegte gewöhnlich so zu philosophiren, daß er irgendeinen, der auf sein Wissen stolz war, veranlaßte, über einen Gegenstand des menschlichen Wissens zu sprechen. Wenn nun dieser seine Weisheit darlegte, machte ihm Sokrates Einwürfe, scheinbar um sich zu belehren, in Wahrheit aber, um den Vortragenden auf die Lücken und innern Widersprüche seines Wissens aufmerksam zu machen und durch diese Kritik des falschen Wissens in ihm und andern die Lust zum wahren philos. Wissen anzuregen. Sokrates war also unter dem Scheine des Nichtwissens recht eigentlich der wahrhaft Wissende. So ist es gebräuchlich geworden, unter dem Namen der I. eine Redewendung zu verstehen, die spottend das Gegentheil von dem sagt, was sie eigentlich meint, lobt, was sie tadeln, tadelt, was sie loben will. Eine tiefere Bedeutung hat die I. wieder durch die sog. Romantische Schule erhalten. Insofern Sokrates, um die Gedanken seiner Gegner zu widerlegen, diese nicht nur klar überschauen, sondern frei und bewußt über ihnen stehen mußte, verstanden die Romantiker, namentlich Novalis, Solger und Tieck, unter der I. das nothwendige Gegenstück der künstlerischen Begeisterung, das Schweben des Künstlers über seinem Stoff, sein freies Spiel mit ihm, oder, wie es Tieck ausdrückt, jene letzte Vollendung eines Kunstwerks, jenen Aethergeist, der befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt. Diese romantische Theorie der I. war anfänglich von F. von Schlegel aus der Fichte'schen Lehre von der Freiheit des absoluten Ich mit Beziehung auf die Form der Goethe'schen Dichtung entwickelt worden; aber freilich ging auch Schlegel zuerst so weit, daß die I. zu einem Hinwegsetzen über alles Wesentliche und jeden Ernst, zu einem blasirten Ueberalleshinausseinwurde. Gegen diese Bedeutung der I. hat Hegel angekämpft, und diese vornehmlich ist es, die man im Auge hat, wenn in neuerer Zeit von der «berüchtigten» romantischen I gesprochen wird.

Irrational (lat., verhältnißwidrig) bedeutet eigentlich eine Zahl, die sich weder durch ganze Einheiten noch durch Theile der Einheit völlig genau ausdrücken läßt, also in Bezug auf die Einheit incommensurabel ist. Dahin gehören alle Wurzeln ganzer Zahlen, die sich nicht selbst unter den ganzen Zahlen befinden, also die meisten Wurzeln und die Logarithmen der meisten Zahlen.

Irrenanstalten oder Irrenhäuser (in neuerer Zeit in Deutschland auch Asyle genannt) sind die zur Aufnahme und Behandlung Geisteskranker eigenthümlich eingerichteten Krankenhäuser. Während früher die Irren fast nur aus polizeilichen Gründen aus der Gemeinschaft der Gesunden entfernt und bald in Gefängnissen zusammen mit Verbrechern und Vagabunden, bald in Armen- und Arbeitshäusern, meist in den schlechtesten Localitäten, detinirt wurden, gelangte man mit dem Fortschritt der medic. Wissenschaft auch zu einer richtigern Auffassung des Irreseins als einer Gehirnkrankheit und folgerichtig zu einer humanern ärztlichen Behandlung und Heilung derselben, bei welcher jetzt, seit Conolly's (s. d.) Vorgang, auch aller mechan. Zwang ausgeschlossen ist. Wenn nun auch schon an manchen Orten Häuser zur ausschließlichen Aufnahme Irrer bestanden, so St.-Lukes in London (seit 1751) und Waldheim in Sachsen (seit 1787), so trat ein wirklicher Umschwung doch erst zur Zeit der Französischen Revolution ein, als der ältere Pinel mit Gefahr seines Lebens vom Convent die Erlaubniß verlangte, auch den Irren (in Bicêtre) die Ketten abzunehmen. Von da an datirt mit Pinel und seinem großen Schüler Esquirol die neuere rationelle Psychiatrie. In Deutschland drang Langermann (St.-Georgen in Baireuth) zuerst auf die praktische Heilbehandlung, und Sonnenstein bei Pirna in Sachsen, unter Pienitz, war die erste Heilanstalt in Deutschland. Damit war die Bahn gebrochen, und bald nachher entstanden in Deutschland zahlreiche Irren-, Heil- und Pfleganstalten, noch mehr in England und Frankreich, aber ohne eine solche Trennung in zweierlei Arten. Auch

Digitized by Google

in anderer Beziehung, namentlich in der Gesetzgebung und in Maßregeln zum Schutz der unmündigen Irren, trat die öffentliche Fürsorge für Irre zu Tage. Da man jedoch praktisch jene Eintheilung in Heil- und Pfleganstalten (diese für die Unheilbaren) kaum durchführen konnte, so errichtete man in Deutschland später sog. relativ verbundene Heil- und Pfleganstalten, so in Halle und Illenau in Baden. Aber auch diese verbundenen großen Anstalten bedurften, da sie sich bald mit Unheilbaren überfüllten, eines Abflusses. Um hier Abhülfe zu schaffen, ohne doch zu den sehr kostspieligen Neubauten von J. schreiten zu müssen, ist man in neuester Zeit, namentlich in Hinblick auf Gheel (s. d.), auf die Idee gekommen, in Form der Ferme agricole oder der Ackerbaucolonie ein zweckmäßiges und billiges Unterkommen für die wachsende Zahl der Irren zu schaffen, und zwar für die unheilbaren, aber doch noch der Arbeit und eines humanen Lebens fähigen Irren, die nicht streng in J. eingeschlossen zu werden brauchen. Die erste derartige und musterhafte Schöpfung war die Ferme agricole von Fitz-James im franz. Depart. Oise, welche die Gebrüder Labitte neben ihrer großen Anstalt in Clermont einrichteten. Nach diesem Beispiele entstand Einum bei Hildesheim in Hannover; vor allem aber erwähnenswerth ist die 1868 geschaffene Colonie Zschadraß bei der Anstalt Colditz (für Männer), nächstdem auch die kleinere Reckwitz bei Hubertusburg (für Frauen) im Königreich Sachsen. Diese Einrichtung, die sich bewährt hat, besteht in der Verlegung einer Zahl rüstiger, nicht gefährlicher und ruhigerer (unheilbarer) Irrer aus der größern Centralanstalt, z. B. Colditz, aufs Land, wo sie auf der Anstalt eigenthümlich gehörenden Gütern in landwirthschaftlicher Arbeit eine ebenso passende wie angenehme und dabei noch lohnende Beschäftigung und einen Lebensgenuß finden. Diese Colonien werden von der Anstalt aus überwacht und ärztlich besorgt.

Die J. sind meist Staats- oder Provinzialanstalten (letzteres in Preußen, Oesterreich) von sehr verschiedenem Krankenbestand (400—1200), in England Grafschafts-(County-) Asyle, in Frankreich Departementsasyle, und stehen unter directer Leitung des Staats oder der Provinzialbehörden, beziehentlich in England unter der besondern Commission in lunacy. Während die öffentlichen Anstalten in der Regel für mittellose oder arme Irre bestimmt sind, haben die Privatanstalten die Bewahrung und Behandlung der Reichen zu übernehmen, stehen aber gleichfalls unter Aufsicht des Staats, der nur besonders geprüften Aerzten die Leitung (nicht den Besitz) von J. gestattet. Jede J. steht, wenigstens ist dies in Deutschland allgemein gültiger und erprobter Grundsatz, unter der vollständigen Oberleitung des Chefarztes, dem die ökonomische Verwaltung, die Seelsorge durch Geistliche u. s. w. unterstellt ist. Zum Zwecke der Behandlung dient auch geeignete Beschäftigung, namentlich der Reconvalescenten, weshalb, in Deutschland wenigstens, jede Anstalt außer dem Spaziergarten ein größeres Grundstück zu landwirthschaftlicher Bearbeitung, Gartencultur u. s. w. besitzt. Die Zahl der öffentlichen J. ist eine sehr große geworden, wenn auch nicht alle Anstalten Neubauten sind. Indeß wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß jeder Geisteskranke in die Anstalt gehöre. Nur die heilbaren, frisch erkrankten Irren, für welche vor allem für eine beschleunigte, nicht durch weitläufige Formalitäten verzögerte Aufnahme Vorsorge zu treffen ist, sowie andererseits die in weiterm Sinne gemeingefährlichen (unheilbaren) Irren sollen in Anstalten untergebracht werden. Zweifellos ist aber die Fürsorge auch für diese Klasse von Kranken vielmehr Gemeindesache als des Staats, auch bei dem jetzigen Stand der Selbstverwaltung (durch Verbände) durchzuführen. Namentlich ist es eine Nothwendigkeit für die größern Stadtgemeinden, ein eigenes Asyl in der Nähe für sich zu haben. Ein anderer Mangel ist noch der fehlende klinische Unterricht der Medicin Studirenden in der Psychiatrie, die kein obligatorischer Lehrgegenstand ist. Die einschlägigen Fragen finden sich übersichtlich zusammengestellt von Huppert in «Ueber die beste Art der öffentlichen Irrenfürsorge in Deutschland» und «Welche Aufgaben bleiben den Gemeinden in der Fürsorge für Irre?» (in «Schmidt's Jahrbüchern der in- und ausländischen gesammten Medicin», Jahrg. 1870 u. 1871). Vgl. ferner Damerow, «Ueber die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pfleganstalten» (Lpz. 1840); Brandes, «Die Irrencolonien» (Hannov. 1865); Erlenmeyer, «Uebersicht der öffentlichen und privaten J. in Deutschland und Oesterreich» (Neuwied 1875).

Irrigation (lat.), s. Bewässerung.

Irritabilität (lat.) ist die Fähigkeit der thierischen und pflanzlichen Gewebe, auf Reize zu reagiren, d. h. sich in der jedem eigenthümlichen Weise in Thätigkeit zu setzen. So schließen sich die Blätter der Mimose bei Berührung und öffnen sich im Sonnenlichte, der gereizte Nerv verursacht eine Empfindung oder setzt einen Muskelapparat in Bewegung. Der Begriff der J. wurde von dem engl. Arzt Glisson (gest. 1677) in die Medicin eingeführt und von Gorter in Harderwijk, namentlich aber von A. von Haller ausgebildet, dessen Verdienst besonders darin beruht,

Digitized by Google

den Muskeln eine selbstständige, von dem Nerveneinfluß unabhängige J. beigelegt zu haben, eine Ansicht, die vielfach bekämpft, durch die neuesten Forschungen aber sichergestellt worden ist.

Irrlicht, Irrwisch, in Norddeutschland auch Tückebote, sind angeblich kleine, flammenartige und leuchtende, besonders in sumpfigen Gegenden vorkommende Erscheinungen, welche meist durch den leisesten Luftzug fortbewegt werden und von einem Orte zum andern hüpfen sollen. Man hat diese Erscheinungen für Wasserstoffgase gehalten, die sich aus faulenden Körpern entwickeln und schon durch die bloße Berührung der Luft entzünden; man hat namentlich auf das selbstentzündliche Phosphorwasserstoffgas hingewiesen; aber die Schilderungen glaubwürdiger Beobachter (List, Knorr, Tschudi, Ule u. m. a.) von J. stellen der Richtigkeit obiger Annahmen gewichtige Bedenken entgegen, und die wahre Erklärung dieser Erscheinungen hängt noch von weitern vielseitigen Beobachtungen ab.

Irrthum heißt subjective Gewißheit eines objectiv unrichtigen Gedankens oder das Fürwahrhalten eines falschen Urtheils. Veranlaßt wird der J. durch den Schein, d. h. durch subjective Verhältnisse, welche mit objectiven verwechselt werden. Diesen Schein nannten die Alten species veri, und mit Recht behaupteten sie, daß jeder J. einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand wirklich einsieht, daß eine Thatsache nur subjectiv ist, er solche unmöglich für wahr halten kann, und folglich niemand das Falsche mit Willen für wahr hält. Dieser Schein bezieht sich entweder auf die logische Form oder auf die Materie des Urtheils. Im ersten Falle entsteht der logische, im andern der materielle J. Eine Erkenntniß, die sich selbst widerspricht, ist logisch falsch, z. B. wenn man wähnt, ein Geist habe Fleisch und Bein. Der materielle J. besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urtheile mit den Gegenständen, z. B. wenn die Alten meinten, die Sonne bewege sich um die Erde. Der formelle J. läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen, weil er seinen Widerspruch in sich selbst trägt; der materielle nicht, weil über die Erkenntniß eines bestimmten Gegenstandes die blos formellen Gesetze des Denkens nicht entscheiden. Formelle Irrthümer beseitigt die Logik, materielle die Naturlehre, Geschichte und andere Wissenschaften. Verknüpft man mit einem J. mehrere andere, deren vermeintliche Wahrheit man auf jenen stützt, so heißt jener der Grundirrthum. Das Irren ist allerdings an und für sich menschlich, d. h. als Folge der Beschränktheit des Menschen überhaupt und immer möglich; es entsteht daher mit psychol. Nothwendigkeit, indem von vornherein das unbefangene Denken jeden Vorstellungsinhalt, ohne seine Berechtigung zu prüfen, für wahr hält; jeder einzelne J. aber ist, weil eine Prüfung des Wahren stattfinden kann, ein überwindlicher (error vincibilis); einen unüberwindlichen J. (error invincibilis) gibt es nicht; relativ unüberwindlich ist der, welcher unter gewissen Verhältnissen nicht zu vermeiden war.

Irún oder Yrún, kleine Villa in der baskischen Provinz Guipuzcoa des Königreichs Spanien, nahe am linken Ufer des Grenzflusses Bidassoa, 3 Kilom. von dessen Mündung, ist die letzte Station der Spanischen Nordbahn, deren Geleise bis zu der auf der franz. Seite gelegenen Grenzstation Hendaye führt. J. wurde im Nov. 1874 durch die Karlisten belagert und 4. bis 6. und 9. Nov. bombardirt; doch mußte die Belagerung schon 11. Nov. aufgegeben werden.

Irving (Edward), einer der Hauptgründer der nach ihm gewöhnlich so genannten Sekte der Irvingianer (s. d.), geb. 15. Aug. 1792 zu Annan in der schott. Grafschaft Dumfries, wurde 1810 Lehrer der Mathematik zu Haddington, 1812 Director des Gymnasiums zu Kirkaldy, später Gehülfe des Pfarrers Chalmers in Glasgow und 1822 Prediger an der schott. Nationalkirche in London. Ein gewisser mystisch-schwärmerischer Zug und das Streben, die ursprünglichen Ordnungen des apostolischen Zeitalters seiner Zeit als Muster hinzustellen, charakterisirt schon seine damaligen Vorträge. Die religiösen Erweckungen, welche seit 1831 in Port Glasgow, London und anderwärts hervortraten, führten ihn zu dem Glauben an eine wunderbare Wiedererweckung der ursprünglichen Geistesgaben, in denen er ein neues Pfingstwunder und die Vorzeichen der nahen Wiederkunft Christi zu erkennen glaubte. Außerdem gaben allerlei Aeußerungen J.'s über die wahre Menschheit Christi, welche die Sündlosigkeit des Erlösers zu gefährden schienen, der herrschenden Theologie Anstoß. Infolge dessen sah sich das Presbyterium veranlaßt, einzuschreiten und ihn endlich 1832 seiner Stelle zu entsetzen. Da er dennoch fortfuhr, der um ihn versammelten Schar von Anhängern in gleichem Sinne zu predigen, wurde er 1833 von der schott. Generalsynode ausgestoßen. Er starb zu Glasgow 7. Dec. 1834. J. war ein Mann von ernster Frömmigkeit, wohlwollendem Charakter und ungewöhnlichen Gaben, aber von einer schwärmerischen religiösen Erregbarkeit. Seine Vorträge erschienen als «Oracles of God» (Lond. 1822) und «Sermons, lectures and speeches» (3 Bde., Lond. 1828). Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: «Babylon and infidelity» (1825), «Lectures on

Digitized by Google

the Apocalypse» (1828), «Last days» (1829), «The Church with her endowment of business» (1830), «Facts connected with the recent manifestations» (1832). Vgl. die Biographien von Hohl (St.-Gallen 1839; 2. Aufl. 1851), Wash. Wilks (Lond. 1854), Mrs. Oliphant (2 Bde., Lond. 1862) und W. W. Andrews (Neuyork 1873).

Irving (Washington), einer der geistreichsten und beliebtesten amerik. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 zu Neuyork, studirte daselbst seit 1800 die Rechtswissenschaft im Columbia-College und unternahm dann, von der Schwindsucht bedroht, eine zweijährige Reise durch Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland und England, von der er genesen wieder zurückkehrte. In der literarischen Welt machte er sich zuerst bekannt durch «Letters of Jonathan Oldstyle» in dem von seinem Bruder zu Neuyork herausgegebenen «Morning Chronicle», die später gesammelt wurden (deutsch von Spiker, Berl. 1824), und durch die Herausgabe der humoristischen Zeitschrift «Salmagundi» (1807—8). Hierauf schrieb er seine launige «History of New York by Diedrich Knickerbocker» (Neuyork 1809). Gleichzeitig studirte er die Rechte, gab aber bald den Gedanken auf, Sachwalter zu werden, und trat mit seinen Brüdern in Handelsverbindung. Als diese durch den Krieg mit England 1812 unterbrochen wurde, diente er als Adjutant des neuyorker Gouverneurs Tompkins. Nach dem Frieden trat er in sein kaufmännisches Geschäft zurück. Auf einer Geschäftsreise in England 1815 sammelte er Stoff zu Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens der Engländer, die er, als seine kaufmännische Laufbahn mit dem Verluste seines Vermögens geendigt, in seinem «Sketch-book of Geoffrey Crayon» (2 Bde., Lond. 1820) veröffentlichte. Sie wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; ebenso «Bracebridge-Hall, or the humorists» (2 Bde., Lond. 1823). Im Sommer 1822 besuchte J. die Rheingegenden, lebte dann einige Zeit in Paris und 1824 wieder in England, wo er seine «Tales of a traveller» (2 Bde., Lond. 1824) erscheinen ließ. Nachdem er unmittelbar darauf Südfrankreich bereist hatte, ging er 1825 nach Spanien, wo er während eines vierjährigen Aufenthalts sich die genaueste Kenntniß dieses Landes verschaffte und die auf die Geschichte der Entdeckung Amerikas sich beziehenden Schriften und Manuscripte im Escurial durchforschte. Die erste Frucht dieser Studien war seine «History of the life and voyages of Christopher Columbus» (4 Bde., 1828—30), die er in den «Voyages and discoveries of the companions of Columbus» (Lond. 1831) ergänzte. Span. Chroniken und die Handschriften des Antonio Agapida gaben ihm sodann den Stoff zu der «Chronicle of the conquest of Granada» (2 Bde., Lond. 1829). Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er Secretär bei der amerik. Gesandtschaft in London, wo er in der Begeisterung für die Denkmale maurischer Herrlichkeit und Sitte sein «Alhambra» (2 Bde., Lond. 1832) schrieb. Im Mai 1832 kehrte er nach Amerika zurück, bereiste die westl. Staaten des Mississippi und lebte dann in Washington, bis er 1841 die Gesandtenstelle am madrider Hofe übernahm. Inzwischen erschienen von ihm «Miscellanies» (3 Bde., Lond. 1835—36), enthaltend: «A tour on the prairies» und «Abbotsford and Newstead-Abbey»; «Astoria» (Lond. 1836) und «Adventures of Captain Bonneville» (3 Bde., Lond. 1837). Außerdem veröffentlichte er 1839 und 1840 in «Knickerbocker's Magazine» eine Reihe von Artikeln in der Manier des «Sketch-book», die (1855) unter dem Titel «Wolfert's Roost» gesammelt wurden. In Madrid, wo er bis 1846 lebte, setzte er die histor. Untersuchungen fort, denen er sich früher dort hingegeben und deren Resultate er in seiner «History of Mahomet and his successors» (2 Bde., Lond. 1850) niederlegte, die sich allerdings weniger durch tiefe Forschung als durch lichtvolle Darstellung auszeichnet. Einen noch größern Leserkreis fand «Oliver Goldsmith, a biography» (Lond. 1849; deutsch, Berl. 1858). Den würdigen Abschluß seiner langjährigen literarischen Thätigkeit bildete «The life of George Washington» (6 Bde., Neuyork 1855—59; deutsch, 5 Bde., Lpz. 1856—59). J. starb 28. Nov. 1859 auf seinem nahe bei Tarrytown am Hudson gelegenen Landsitze Sunnyside. Eine Auswahl aus J.'s Schriften, illustrirt von H. Ritter und W. Camphausen, erschien englisch und deutsch 1856 zu Leipzig. Vgl. Pierre Irving, «Life and letters of Washington Irving» (5 Bde., Lond. 1861—67). Derselbe veröffentlichte auch J.'s «Spanish papers and other miscellanies» (3 Bde., Neuyork 1866). Eine treffliche Biographie und Charakteristik gibt Laun's Arbeit: «Washington J. Ein Lebens- und Charakterbild» (2 Bde., Berl. 1870).

Irvingianer pflegt man eine 1830 zuerst in Schottland und England hervorgetretene, dann aber auch nach den meisten europ. Ländern, Amerika und Australien verbreitete Sekte zu nennen, welche die Wiederherstellung der «Einen, heiligen, katholischen, apostolischen Kirche» aus den der Verderbniß anheimgefallenen geschichtlichen Theilkirchen erwartet und sich rühmte, daß dieselbe in ihren Gemeinden, denen sie daher den Namen «kath.-apostolische Gemeinden»

Digitized by Google

beilegt, thatsächlich begonnen habe. Der Name I., den die Partei jedoch selbst zurückweist, rührt von dem schott. Geistlichen Edward Irving (s. d.) her. Derselbe kann jedoch nicht als alleiniger Stifter der Sekte, sondern nur als einer ihrer angesehensten Führer in der Zeit ihres ersten Hervortretens betrachtet werden. Der Irvingianismus läßt sich im allgemeinen als eine eigenthümliche Mischung kath. und prot. Grundsätze bezeichnen. Mit dem Katholicismus hat er die Auffassung der Kirche als einer schlechthin wunderbaren göttlichen Anstalt gemein, welche, «von oben her» gestiftet, in rein objectiven göttlichen Ordnungen sich darstellt, denen der einzelne Christ sich demüthig zu beugen hat. Protestantisch ist dagegen seine Opposition gegen die röm. Kirche, ihre Verfassung und Tradition und das Streben nach unmittelbarer Anknüpfung an die apostolischen Einrichtungen, von welchen die Kirche frühzeitig abgefallen sei. Aus der Mischung jenes katholisirenden Autoritätsbedürfnisses, welches auch die Kirche nur als sichtbare Anstalt begreifen kann, mit einer die sichtbare Kirche in jeder Form ihrer bisherigen geschichtlichen Verwirklichung an ihrem (vermeintlichen) biblischen Ideale messenden Kritik ging die auf die angebliche Thatsache einer neuen Geistausgießung gestützte irvingianische Lehre von der wunderbaren Erneuerung des Apostolats und der Geistesgaben der apostolischen Zeit, aus der den I. mit noch manchen andern religiösen Richtungen der Neuzeit gemeinsamen schwärmerischen Erregtheit die baldige Erwartung der Wiederkunft Christi hervor. Doch zeichnet sich die Sekte vor den meisten verwandten Erscheinungen durch die strenge Fernhaltung grobsinnlicher Vorstellungen aus und unterscheidet sich namentlich in dieser Beziehung auch von den Montanisten (s. d.) des zweiten christl. Jahrhunderts, mit welchen sie sonst die auffallendsten Aehnlichkeiten zeigt. Wie bei jenen, so ist auch bei den I. die Lehre von der nahe bevorstehenden Wiederkunft Christi das eigentliche Centraldogma, aus dessen Vernachlässigung bisher alle Verderbniß der Kirche hervorgegangen sein soll. Die Anfänge dieser Verderbniß, welche schon im apostolischen Zeitalter hervortraten, hätten in der nachapostolischen Zeit zu einem förmlichen Abfall von der ursprünglichen Höhe geführt, in dessen Folge an die Stelle der erwarteten übernatürlichen Vollendung der Kirche von oben her die geschichtliche Entwickelung der Kirche auf Erden, der Verlust des Apostolats und der Geistesgaben und deren sehr ungenügender Ersatz durch die bischöfl. Succession und die kirchliche Lehrtradition eingetreten sei. Die Abhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt im Morgenlande und das röm. Papstthum im Abendlande seien weitere Schritte auf dem Wege des Verfalls gewesen, den auch die Reformatoren nicht hätten aufhalten können. Letztern habe es an der nöthigen Vollmacht von oben gefehlt, daher sie an die Stelle des «Leibes Christi» als eines objectiven Organismus die auf die subjective Gläubigkeit der Individuen gegründete Gemeindekirche gesetzt hätten. Die bisherigen Kirchen können daher höchstens dem Einzelnen zu einem seligen Ende verhelfen, können aber die «Braut Christi», d. h. die Gemeinde der Getauften, zum Empfange des Bräutigams nicht vorbereiten. Vielmehr ist in ihnen «Babel», d. h. das weltförmige Kirchenthum mit seinen verderbten Institutionen und Zuständen, wirksam und wird dereinst sich als die Reiterin des apokalyptischen Thiers, des Antichristenthums (Offenb. 17, 3), vollends enthüllen, bis die Bestie die Reiterin abwirft und zerreißt, d. h. als das vollendete polit. Antichristenthum allem Kirchenwesen ein Ende macht. Soll jedoch die Kirche zum Empfange Christi bereitet werden, so bedarf es neuer göttlicher Wunderthaten, einer unmittelbar von oben her erfolgenden Erneuerung des Apostolats und der Geistesgaben. Diese Erneuerung soll nun im Irvingianismus erfolgt sein. Mit ihm ist die wahrhaft apostolisch-kath. Kirche in die Sichtbarkeit eingetreten. Doch wird auch diese den Kampf mit dem Antichrist zunächst nicht bestehen, sondern bevor derselbe erscheint, wird die Erstlingsgemeinde Christo entgegen in die Luft entrückt werden. Die als Zeugen Gottes und seiner Verheißungen auf Erden zurückgebliebenen Juden werden nach Palästina zurückgedrängt, bis Christus mit seinem «Leibe», den theils auferstandenen, theils lebend in die Luft entrückten Heiligen, wiederkehrt, den Thron David's und die zwölf Stühle der Apostel aufrichtet und alle Weissagungen des Alten Testaments erfüllt. Damit beginnt das Tausendjährige Reich, auf dessen Ablauf die zweite Auferstehung und das Endgericht folgt. Bei dieser apokalyptischen Anschauung kann der Irvingianerkirche nur die Bedeutung zukommen, die Vollendung des Leibes Christi vorzubereiten und zu beschleunigen. Zu diesem Zwecke hat Gott die Aemter und Geistesgaben der Apostelzeit von neuem ins Leben gerufen. Die «apostolische» Kirche der I. besitzt in der Glaubensnorm eine objective Lehre, in den Aposteln und Propheten eine lebendige Autorität, welche die Schrift zuverlässig auslegt, während es nichts nützt, den todten Buchstaben der letztern zu verbreiten; ebenso haben ihre Sakramente objective Heilskraft. Der Kirchenämter sind vier: das der Apostel, der Propheten, der Evangelisten und der Hirten. Die Apostel werden

Digitized by Google

unmittelbar von Gott berufen durch den Mund der Propheten; ihre Zahl ist zwölf, wie in der Urkirche. Die prophetische Gabe äußert sich besonders als Weissagung und durch das wiedererweckte Zungenreden, doch sind nicht alle, welche desselben gewürdigt werden, auch mit einem bestimmten Prophetenamt begabt. Die Hirten sind die Lehrer der Gläubigen, die Evangelisten haben den Beruf, in der allgemeinen Kirche Mission zu treiben. Unter den allgemeinen Kirchenämtern stehen die Gemeindeämter, deren es drei gibt: Engel (oder Bischöfe), Priester und Diakonen. Diejenigen Priester, welche den engern Rath des Engels und die eigentlichen Pfarrer der Districte bilden, führen den Ehrennamen Aelteste. Alle Gemeindeglieder sind verpflichtet, von ihrem Einkommen den Zehnten «zu den Füßen der Apostel» zu legen, die denselben mit unbeschränkter Vollmacht verwenden. Aus diesem Zehnten erhalten die Kirchenbeamten alljährlich festgestellte «Beneficien» verwilligt. Der Cultus ist prunkvoll und in den meisten Aeußerlichkeiten dem römisch-katholischen, sowie dem griechischen und anglikanischen nachgebildet.

Der Ursprung der Sekte ist in den engl. und schott. Gebetsvereinen zu suchen, welche nach prophetischer Erleuchtung und rechtem Verständniß der biblischen Weissagungen, besonders der Offenbarung Johannis, rangen. Einer der inbrünstigsten dieser Vereine sammelte sich seit 1827 zu Albury-Park in der Grafschaft Sussex, einem Landsitze des Bankier Drummond. Zu Port-Glasgow erfolgte 1830 die erste Geistausgießung. Irving, damals Prediger an der schott. Kirche zu London, erlebte zuerst 16. Oct. 1830 die Freude, seine Predigt durch eine in Zungen redende Dame unterbrochen zu sehen, und bald nahm diese Erscheinung so überhand, daß er, um die «Weissagungen» in den geordneten Gang des Gottesdienstes einzufügen, dieselben in bestimmte Pausen des Gottesdienstes verwies. Schon 1832 hatte der Heilige Geist die beiden ersten Apostel berufen. Irving, 13. März 1833 seines Amts in der schott. Kirche entsetzt, brachte es selbst nur bis zu der Weihe als Engel. Erst nach seinem Tode wurde die Zwölfzahl der Apostel vervollständigt; 1. bis 15. Juli 1835 erfolgte ihre Aussendung und die Constituirung der apostolischen Gemeinde auf einem Concile zu London. Auf einem zweiten Concil im Juni 1836 ward beschlossen, die ganze Kirche auf Erden im Namen Gottes anzureden, und die Apostel gingen, nachdem sie den Erdkreis unter sich vertheilt, hin in alle Welt. Nach zwei Jahren kamen sie mit enttäuschten Hoffnungen wieder zusammen. Auch die anfangs angekündigten Wunder blieben aus. Ein Prophet hatte als Termin für das Weltende den 14. Juli 1835 herausgerechnet, wurde aber von den Aposteln als Abtrünniger desavouirt. Man verwarf jede solche nähere Zeitbestimmung, erklärte die Wunder für überflüssig, da es ja auch dämonische Wunder geben könne, und freute sich um so mehr, in dem Zungenreden den Beweis des wunderbaren Geisteswirkens zu besitzen. Wirklich war diese (übrigens nicht neue) Erscheinung am meisten geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Sekte zu lenken. Ohrenzeugen beschreiben es als ein Reden in fremdartigen, schrillen, scharfaccentuirten Lauten, welche von Männern und Frauen im Zustande höchster Erregtheit mit krampfhafter Gewalt hervorgestoßen werden. In Großbritannien wird ihre Zahl jetzt auf 15—16,000 Mitglieder angegeben.

In Deutschland fand der Irvingianismus erst seit 1848 Eingang, in welchem sich nach der in vielen Kreisen verbreiteten Ansicht die alles überwuchernde Macht von unten am furchtbarsten offenbarte. Die polit. und kirchliche Reactionsrichtung kam der Sekte auf halbem Wege entgegen und ihr halbkath. Hochkirchenthum mit seinem romantischen Aufputz gewann ihr namentlich in der exclusiv aristokratischen Gesellschaft mächtige Beschützer. In Berlin trat der Chefredacteur der «Kreuzzeitung», Justizrath Wagener, zu ihr über und brachte es zur Würde eines Diakonen; in Marburg ließ sich der Professor der Theologie, Thiersch, von dem Apostel Carlyle bekehren; in Königsberg missionirte der Evangelist Max von Pochhammer. Andere Gemeinden entstanden durch die Thätigkeit von Pochhammer und Charles Böhm in Magdeburg, Stettin, Bromberg, Danzig, Memel, Breslau, Liegnitz, Frankfurt a. O., Neustettin u. s. w. In Süddeutschland verbreitete der Schotte Caird aus Montrose die irvingianische Lehre, namentlich in der Diöcese Augsburg, auch unter Katholiken. In München wirkte namentlich Heinr. Thiersch, in Wien machte Caird 1865 einen Versuch zur Gemeindestiftung. Im ganzen gibt es in Deutschland 16 Haupt- und an 70 Filialgemeinden. In der Schweiz finden sich Hauptgemeinden zu Basel, Bern, Zürich, Solothurn und Genf. Wo die Landesgesetzgebung es gestattet, pflegen die J. zur Erleichterung der Mission im Verbande der Staatskirchen zu bleiben, aus denen sie nur so viel als möglich einzelne Christen «um die ursprünglichen Aemter zu sammeln» versuchen. Die Folge waren, namentlich früher, fortwährende Conflicte mit den kirchlichen und polit. Behörden. Vgl. Jakobi, «Die Lehre der Irvingiten» (Berl. 1853); Iselin, «Die neuen Apostel und ihre Lehre» (Bern 1853). Von den eigenen Schriften der Sekte vgl. außer ihren

Digitized by Google

officiellen Büchern, Liturgien u. s. w. Lutz, «Ueber den Rathschluß Gottes mit der Menschheit und der Erde» (2 Bde., Frankf. 1847); Thiersch, «Ueber christl. Familienleben» (Frankf. 1854); Böhm, «Schatten und Licht» (Frankf. 1855).

Isaak, nach der hebr. Stammsage der Sohn Abraham's (s. d.), mit der Sara erzeugt, als beide schon in hohem Alter waren. Er sollte von seinem Vater in frommer Hingebung an Gottes Befehl auf dem heiligen Berge Moria geopfert werden, entging aber diesem Schicksal durch ein Wunder. Die Sage schildert ihn ebenso wie Abraham als Nomadenfürsten, der auf Kanaans und Philistäas Weideplätzen umherzog. Doch weiß die Ueberlieferung, welche ihn mit Abraham und Jakob unter die Patriarchen des israel. Volks zählt, von ihm, außer seiner Verheirathung mit Rebekka aus Mesopotamien, durch welche er die Verbindung mit dem Stammlande der Familie fortgesetzt habe, auffallend wenig zu erzählen. Die Sage gibt ihm zwei Söhne, Esau (s. d.), den Stammvater der Edomiter, und Jakob (s. d.), den Stammvater der Israeliten. Vgl. Bernstein, «Ursprung der Sagen von Abraham, I. und Jakob» (Berl. 1871).

Isabeau, Isabella (Elisabeth) von Baiern, Tochter des Herzogs Stephan II. von Baiern-Ingolstadt, geb. um 1371, wurde 17. Juli 1385 mit dem kaum 17jährigen König Karl VI. von Frankreich vermählt. Nachdem dieser 1392 infolge seiner Ausschweifungen in Wahnsinn verfallen, überließ sie sich, statt sich der Landesangelegenheiten anzunehmen, einem wollüstigen Leben, errichtete einen Liebeshof aus Personen beiderlei Geschlechts, um über Liebesangelegenheiten zu berathen und zu entscheiden, und verstrickte sich fortdauernd in schamlose Liebeshändel. Erst seit 1402 betheiligte sich I. an den polit. Umtrieben, unterstützt durch ihren Liebling, den Herzog Ludwig von Orléans, und durch ihren Bruder, Herzog Ludwig den Bärtigen von Baiern. Sie erwirkte beim König die Verordnung vom 26. April 1403, kraft deren ein Staatsrath, an seiner Spitze die Königin, ihn während der Unfähigkeit vertreten sollte. Seitdem übte sie in Verbindung mit dem Herzog von Orléans ein solches Erpressungssystem, daß das ausgesogene Land in Verzweiflung war, bis Herzog Johann von Burgund beiden entgegentrat und 23. Nov. 1407 den Liebling der I. ermorden ließ. Aber als Mittelpunkt einer der Parteien, die damals Frankreich zerrütteten, fuhr sie fort, an dem Verderben des Landes mitzuwirken. Im engsten Anschluß an die Partei Burgund, verrieth sie ihren Gemahl Karl VI. und ihren Sohn Karl VII. an die Engländer, indem sie diesen durch den Vertrag von 1420 den franz. Thron in die Hände spielte. Von den Engländern selbst verachtet und zurückgesetzt, zumal seit dem Tode ihres Gemahls (1422), verbrachte sie den Rest ihres Lebens unter den eingeschränktesten Verhältnissen im Palast St.-Paul zu Paris. Hier starb sie, verlassen und gemieden, 24. Sept. 1435. Die Zeit ihrer Herrschaft wurde das Grab der Sitten genannt.

Isabella von Castilien, Königin von Spanien, die Tochter König Johann's II. von Castilien und Leon, geb. 23. April 1451 und seit 1469 mit dem König Ferdinand V. oder dem Katholischen von Aragonien (s. Ferdinand) vermählt, bestieg nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich's IV., unter Ausschließung ihrer ältern Schwester Johanna, 1474 den Thron von Castilien. Noch bei Lebzeiten ihres Bruders hatte sie die Stände des Reichs so zu gewinnen gewußt, daß ein großer Theil derselben nach dem Tode Heinrich's IV. sich für sie erklärte. Die Zustimmung der übrigen erzwang sie durch die siegreichen Waffen ihres Gemahls in der Schlacht bei Toro 1476. Nachdem in dieser Weise die Reiche Castilien und Aragonien vereinigt waren, nannten sich nun Ferdinand und I. König und Königin von Spanien. Mit der Anmuth und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband I. den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig und hielt streng darauf, daß in den öffentlichen Verordnungen neben dem Namen ihres Gemahls auch der ihrige gesetzt wurde. Als die höchste Aufgabe ihrer Regierung betrachtete sie die Vertreibung der Mauren aus Spanien, und auch die Unterstützung, welche Columbus fand, war meist ihr Werk. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Cardinal Ximenes (s. d.) zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen, aber diese Fehler förderten zum Theil die Entwickelung des Reichs nicht weniger als ihre Tugenden und Talente. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniells wußte sie den übermüthigen Adel und dessen verderblichen Einfluß von der Person des Königs abzuhalten. Das Faustrecht, welches bis dahin geherrscht, unterdrückte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens sowie durch Einführung einer schnellen Rechtspflege. Papst Alexander VI. bestätigte beiden Gatten den Titel Katholische Majestät wegen ihres Eifers für die kath. Kirche. Weniger jedoch der Eifer für diese als die Absicht, ein polit. Verfolgungsinstitut zu begründen,

Digitized by Google

veranlaßte sie, in Spanien die Inquisition (s. d.) einzuführen. Der Tod ihres Sohnes Don Juan, Prinzen von Asturien, und ihrer Tochter, der Königin von Portugal, trübten ihre letzten Regierungsjahre. Sie starb zu Medina del Campo, 26. Nov. 1504. Vgl. Prescott, «Geschichte Ferdinand's und I.'s» (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1843); Nervo, «Isabelle la Catholique, reine d'Espagne, sa vie, son temps, son règne, 1451—1504» (Par. 1874).

Isabella II. (Maria Luise), ehemalige Königin von Spanien, geb. 10. Oct. 1830, ist die Tochter König Ferdinand's VII. (s. d.) und seiner vierten Gemahlin, Maria Christina (s. d.). Da Ferdinand VII. keinen Sohn hatte und zufolge der bestehenden, auf dem Salischen Gesetze (s. d.) beruhenden Thronfolgeordnung nach seinem Tode die Krone seinem Bruder Don Carlos (s. d.) zugefallen wäre, hob er bei der Aussicht auf einen aus seiner vierten Ehe zu erwartenden Leibeserben das Salische Gesetz 29. März 1830 auf, wodurch die ihm nachmals geborene Tochter zur Thronerbin wurde. Für den Fall seines Todes ernannte Ferdinand VII. durch Testament seine Gemahlin bis zur Volljährigkeit dieser Tochter zur Vormünderin derselben und zur Regentin des Reichs. Dieser Fall trat bereits 29. Sept. 1833 ein, worauf Maria Christina als Königin-Regentin an die Spitze der Regierung trat. Nachdem aber der durch den Prätendenten Don Carlos und dessen Anhänger entzündete Bürgerkrieg durch Espartero's siegreiche Waffen gedämpft war, sah sich die Königin-Regentin genöthigt, 10. Oct. 1840 abzudanken und Spanien zu verlassen, worauf Espartero zum Regenten und Arguelles zum Vormund der Königin I. erwählt wurden. Doch auch Espartero vermochte nicht seine Stellung bis zum Eintritt der Volljährigkeit der jungen Königin (19. Oct. 1844) zu behaupten. Durch ein Bündniß der Progressisten und der Christinischen Partei gestürzt, ernannte zunächst die Provisorische Regierung an Arguelles' Stelle Castaños, Herzog von Bahlen, zum Vormund der Königin. Doch schon 8. Nov. 1843 wurde dieselbe durch Beschluß der neuen Cortes für majorenn erklärt. Die Frage ihrer Verheirathung gab dann zu einem diplomatischen Zerwürfniß zwischen Frankreich und England Veranlassung. Die Königin I. wurde 10. Oct. 1846 mit ihrem Vetter Franz d'Assis Maria Ferdinand, dem Sohne des Infanten Franz de Paula, vermählt, wobei gleichzeitig die Heirath ihrer einzigen Schwester mit dem Sohne Ludwig Philipp's, dem Herzog von Montpensier, abgeschlossen ward. Seit ihrer Selbstregierung suchte I. die Parteien, sowol die Progressisten als die Karlisten zu versöhnen. Gutmüthig und wohlthätig, wenn auch oft unter dem Einflusse ihrer Umgebungen stehend, und sinnlichen Genüssen in hohem Grade hingegeben, genoß sie eine große Popularität, zumal sie längere Zeit an den constitutionellen Formen festhielt. Am 20. Dec. 1851 gebar sie eine Tochter, die Infantin Maria Isabella Francisca. Als sie sich 2. Dec. 1852 mit ihrem Kinde in die Kirche von Atocha begeben wollte, versuchte ein exaltirter Priester, Martin Mario, einen Mordanfall auf sie, brachte ihr jedoch nur eine leichte Wunde bei. Seit diesem Ereigniß ergab sie sich den Einflüssen der klerikal-absolutistischen Partei, welche die liberale Constitution mit Vernichtung bedrohte. Es trat infolge dessen die von O'Donnell (s. d.) geleitete Revolution von 1854 ein, welche beinahe den Sturz der Dynastie herbeigeführt hätte. Inmitten der polit. Parteikämpfe schloß sich die Königin immer enger an eine engherzige bigote Camarilla an und namentlich gestattete sie einer übel beleumundeten Nonne (Patrocinio) sowie ihrem Günstling, dem Intendanten Marfori, den größten Einfluß auf Regierungsangelegenheiten. Ihre fernere Regierungszeit, während welcher die meist reactionär-absolutistischen Ministerien Narvaez und Gonzalez-Brabo mit der progressistischen Mehrheit der Cortes in Conflict lagen, ist durch eine Reihe von kleinern Erhebungen, in denen der Unwille des Volks sich kundgab, gekennzeichnet. Endlich machte eine Revolution, zu welcher die verschiedenen liberalen Parteiführer, wie Prim, Serrano u. a., sich verbunden hatten, im Sept. 1868 ihrer Regierung ein Ende. (S. Spanien.) Sie verließ Spanien und ging nach Frankreich, wo sie, im Exil lebend, 25. Juni 1870 der Krone zu Gunsten ihres Sohnes Alfons XII. (s. d.) entsagte.

Isabellfarbe bezeichnet eine bräunlich-weißlichgelbe Färbung, wie sie z. B. Milchkaffee zeigt. Die Benennung soll diese Farbe nach dem Namen der span. Prinzessin Isabella, der Tochter Philipp's II., erhalten haben, welche, als ihr Gemahl, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, 1602 Ostende belagerte, gelobt haben soll, ihr Hemd erst nach der Einnahme dieser Stadt zu wechseln. Da nun aber die Belagerung drei Jahre lang dauerte (bis 1604), so hatte während dieser Zeit das Hemd die durch obigen Namen jetzt bezeichnete Färbung angenommen.

Isabey (Jean Baptiste), franz. Miniaturmaler und Zeichner, geb. 11. April 1767 zu Nancy, kam 1786 nach Paris, besuchte dort David's Atelier und erwarb seinen Unterhalt mit Porträtmalen in Miniatur. Da er im Treffen sehr glücklich und mit kraftvollem Ausdruck

Digitized by Google

seine, gefällige Behandlung verband, fehlte es ihm selbst im schlimmsten Moment der Revolution nicht an Kunden. Im J. 1792 malte er Barrère, Saint-Just, Carrier, Collot d'Herbois und andere namhafte Personen jener Zeit. Noch mehr Erfolg hatte er als Zeichner von Bildnissen und Compositionen in einer äußerst zarten und angenehmen Manier mit schwarzer Kreide und dem Wischer. Seine Sepiazeichnung: die Barke, wo er sich selbst in Schifferkleidung auf dem See von Enghien, seine Frau und seine Kinder auf einem Kahne rudernd, abgebildet, fand großen Beifall in der Ausstellung von 1796. Als Hausfreund der Familie Bonaparte verfertigte er nach der Natur, aber ohne sein Modell sitzen zu lassen, das Porträt des Generals Bonaparte in ganzer Figur, auf der Terrasse von Malmaison (gestochen von Lingé). Außer der talentvollen und reizenden Behandlung, die J.'s Werke darbieten, sind dieselben auch meist ihrer histor. Wichtigkeit wegen von Werth. Dahin gehören besonders seine Stücke aus dem J. 1804: drei große Sepiablätter, welche die beiden Besuche des ersten Consuls in der Manufactur der Gebrüder Sevest zu Rouen und bei dem Kattunfabrikanten Oberkampff in Jouy sowie die Parade im Schloßhofe der Tuilerien (wobei die Pferde von Carle Vernet gezeichnet sind) vorstellen; sodann seine Zeichnungen für die Krönung Napoleon's I. Diese Blätter, in den Museen zu Versailles und Paris aufbewahrt und in Kupferstichen vorhanden, haben neben dem Verdienste der Composition noch das Interesse, daß die ersten Civil- und Militärpersonen damaliger Zeit darauf ganz porträtmäßig abgebildet sind. J. stand in besonderer Gunst bei Napoleon I., der ihn zu seinem Ceremonien- und Cabinetsmaler ernannte. Nach der ersten Einnahme von Paris 1814 malte und zeichnete er viele Bildnisse ausgezeichneter Fremden. Von Talleyrand nach Wien gerufen, fertigte J. daselbst die von Godefroy gestochene schöne Zeichnung in gewischter Kreidemanier, die alle Mitglieder des Congresses in Porträts sehr ähnlich darstellt. Zur Ausstellung von 1817 lieferte er ein großes Aquarell, die Ansicht der Prachttreppe des pariser Museums, eine elegante Scene von äußerst pikantem Effect und vielleicht das Meisterwerk des Künstlers (im Luxembourg). Auch Karl X. ernannte ihn zu seinem Kammermaler und Hoffestordner. Er starb zu Paris 18. April 1855. — Eugène Louis Gabriel J., des Vorigen Sohn, geb. 22. Juli 1804 zu Paris, ein Schüler des Vaters, bearbeitete mit vielem Erfolg das Fach der Marinemalerei. Hauptstücke dieser Art fertigte er im Auftrage der Juliregierung für das histor. Museum in Versailles: das Seegefecht im Texel (1839), Ludwig Philipp empfängt die Königin von England im Hafen von Tréport, die Abreise der Königin Victoria (1846). Von seinen spätern Gemälden sind zu nennen: der Alchemist (1859), Versuchung des heil. Antonius (1869) u. s. w. Auch hat man von ihm innere Ansichten alter Kirchen und anderer Baulichkeiten, staffirt mit Scenen des Verkehrs, die durch brillante Darstellung reich costümirter Figuren von sehr malerischer Wirkung sind.

Isagōge (griech., d. i. Einleitung) nennt man gewöhnlich den Inbegriff von Vorkenntnissen, die zu dem Studium eines größern wissenschaftlichen Ganzen nöthig sind. Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete damit häufig das, was wir jetzt die encyklopäd. Darstellung einer Wissenschaft nennen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniß der Lernenden.

Isambert (François André), namhafter franz. Rechtshistoriker und praktischer Jurist, geb. zu Aunay (Eure-Loire) 30. Nov. 1792, ein Zögling des Grafen Lanjuinais, wurde 1818 Advocat und erwarb sich ein großes Verdienst durch seinen «Recueil général des anciennes lois françaises, depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789» (29 Bde., Par. 1821—33), wobei er de Crusy, Jourdan, Armet und Taillandier zu Mitarbeitern hatte. Ferner gab er heraus einen «Traité du droit public et du droit des gens» (5 Bde., Par. 1823), den «Traité sur la voirie» (3 Bde., Par. 1825—30), den «Code électoral et municipal, ou code des droits civiques» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1831). Unter der Restauration entschiedener Oppositionsmann und Jesuitenfeind, knüpfte er seinen Namen an wichtige polit. Processe, worüber seine interessanten «Plaidoyers, dissertations et mémoires dans des causes célèbres de la restauration» (3 Bde., Par. 1831) Auskunft geben. J. hatte sich bereits eine Stelle unter den Häuptern der liberalen Partei errungen, als sein Plaidoyer für die Mulatten von Martinique seinen Ruf als Sachwalter noch bedeutend hob. Auch wirkte er mit Erfolg als Bevollmächtigter der Colonien. Nach dem Erscheinen der Ordonnanzen von 1830 protestirte J. gegen dieselbe im Namen des Advocatenstandes und betheiligte sich lebhaft auch bei den Vorgängen in den ersten Tagen der Julirevolution. Am 27. Aug. 1830 zum Rath am Cassationshof ernannt, redigirte er die von den 221 durchgesehene und verbesserte Charte und trat im Oct. 1830 in die Deputirtenkammer, wo er für das Ministerium Laffitte stimmte. Unter dem Ministerium Périer wandte er sich wieder zur Opposition. Nach der Februarrevolution

Digitized by Google

von 1848 im Depart. Eure-Loire in die Constituante gewählt, hielt er sich hier zum republikanischen Centrum, wurde aber in die Legislative nicht wieder gewählt. Er starb 13. April 1857. Außerdem hat J. noch andere publicistische Arbeiten geliefert, wie «Recherches historiques sur le système électoral français» (Par. 1830) und (mit de Lasteyrie, Condorcet-O'Connor u. a.) «État religieux de la France et de l'Europe» (Par. 1843—44). Seine «Pandectes françaises», eine vollständige Sammlung der franz. Gesetze u. s. w. von 1789 bis auf die neueste Zeit, für den praktischen Gebrauch bestimmt, sind unbeendigt geblieben.

Isanomalen (griech.) oder Isanomale Linien, s. Isothermen.

Isar (bei den Alten Isarus), südl. Nebenfluß der Donau, entspringt in der tiroler Herrschaft Tauer auf dem Karwendelgebirge, und zwar am hintern Grubenkahrspitz im NO. von Innsbruck, fließt erst 22 Kilom. weit gegen W. durch das Hinterauthal, tritt dann, bei dem Scharnitzpaß plötzlich gegen N. gewendet, als reißender Bergstrom in Baiern ein und fließt, die Kalkalpen mit Stromengen und Stromschnellen durchbrechend, nordwärts über Mittenwald (942 Mt. über dem Meere) und nordostwärts bis Tölz (650 Mt.), wo der Fluß das Gebirge verläßt. Sodann tritt die J. auf die bair. Hochebene, fließt auf dieser in einem dem Innlaufe auffallend parallelen Bogen erst gegen N. über Wolfratshausen und München bis Freising (430 Mt.), dann gegen NO. über Moosburg, Landshut, Dingolfing, Landau, Plattling und mündet nach einem Laufe von 448 Kilom. bei Isargmünd, 4 Kilom. unterhalb Deggendorf. Von dem etwa 100 Kilom. langen obern Isarthale bis Tölz sind nur 45 Kilom. bewohnt, ein seltener Fall in den Alpen. In dem bewohnten Theile herrscht ein reges Leben. Die Bewohner betreiben namentlich Holzhandel und Holzflößerei nach München, Rindviehzucht auf den zahlreichen Alpenweiden sowie eine vorzügliche Pferdezucht. Ferner gewinnt man Gips, Kalkstein und Marmor, letztern von aschgrauer und schwärzlicher Farbe. Der schöne Gebirgsfluß fließt auf der Hochebene in weitem, kiesreichem Bette, unterhalb München 120—320 Mt. breit mit starkem Gefälle, bildet viele Inseln und ist wegen des starken Falls und der ungleichen Wassermenge von Tölz abwärts kaum schiffbar, wird aber mit Flößen befahren. Einst bildete das Isarthal weit über Tölz hinauf einen Gebirgssee, und noch ist die J. die größte Seensammlerin auf der bair. Hochebene, indem ihre meisten Nebenflüsse, die das Gebiet der J. auf 9400 QKilom. erweitern, Abflüsse von Seen sind. So nimmt die J. rechts die Achen aus dem Achensee auf, links die Jachna aus dem Waller- oder Walchensee, die Loisach aus dem Kochelsee, die Amper oder Ammer aus dem Ammersee, rechts verstärkt durch die Acha aus dem Staffelsee und die Würm aus dem Würm- oder Starnbergersee. Auch an moorigen Heidestrecken ist das Plateaugebiet der J. reich. Solche sind insbesondere links das Ammer- oder Dachauer-Moos, rechts von Böhring unterhalb München bei Moosberg das 44 Kilom. lange und 11 Kilom. breite Freisinger oder Erdinger Moos, zwischen Dingolfing und Landau das Dingolfinger Moos u. s. w. Der frühere Isarkreis ist jetzt der Regierungsbezirk Oberbaiern.

Isaure (Clémence), s. Jeux floraux.

Isaurien, eine Landschaft im Süden von Kleinasien, zwischen Pamphylien und Cilicien, war im Alterthum wegen der Raubsucht seiner Bewohner berüchtigt. Die Isaurier, welche frühzeitig als Piraten das östl. Mittelmeer beunruhigten, behaupteten hier und in dem angrenzenden rauhen Cilicien ihre trotzige Unabhängigkeit und traten namentlich seit dem ersten Kriege gegen Mithridates, 89—84 v. Chr., der sich mit ihnen gegen die Römer verband, kühner und verwegener auf. Selbst nachdem von Rom aus der Krieg gegen sie beschlossen war und der Proconsul Publius Servilius, der deshalb den Beinamen Isauricus erhielt, in einem dreijährigen Kampfe, von 78—75 v. Chr., mehrere Punkte ihres Landes nebst der Hauptstadt erobert und zur röm. Provinz gemacht hatte, trieben sie ihre Räubereien fort, bis Pompejus, durch eine Flotte unterstützt, 67 v. Chr. sie gänzlich schlug. Im 3. Jahrh. n. Chr. stellten sie zur Zeit des Kaisers Gallienus den Cajus Annius Trebellianus als Gegenkaiser an ihre Spitze, wurden zwar von Probus besiegt, nahmen aber später wieder die meisten röm. Küstenstädte Ciliciens weg und erschienen namentlich während des 5. Jahrh. n. Chr. in dem Byzantinischen Reiche als höchst unruhige Wildlinge, oft aber auch als geworbene Krieger der Kaiser. Ihre Kraft wurde erst zur Zeit des Kaisers Anastasius I. (492—497) wirksam gebrochen.

Isäus (griech. Isaios), attischer Redner, aus Chalkis in Euböa, nach andern aus Athen, wohin er wenigstens schon frühzeitig kam, lebte in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. bis nach 353. Er war ein Schüler des Isokrates und bildete sich außerdem namentlich nach Lysias' Vorbild zum Redner aus. Auch wird berichtet, daß er selbst Unterricht in der Beredsamkeit ertheilte. Gewiß ist, daß er den Demosthenes unterwies. Er lebte, wol weil er, wie es scheint,

Digitized by Google

nicht atheniſcher Bürger war, ohne Betheiligung am öffentlichen Leben. Seine Hauptthätigkeit war, als tüchtiger Redner und gewandter Advocat gerichtliche Reden für andere zu ſchreiben. Von 50 Reden, die von ihm vorhanden waren, haben ſich nur 11 erhalten, die ſich durch einfachen und oft kräftigen Stil empfehlen und meiſt Erbſchaftsangelegenheiten betreffen. Sie finden ſich in den Sammlungen der «Oratores Attici». Beſondere Ausgaben haben Schömann (Greifsw. 1831) und Scheibe (Lpz. 1860), eine deutſche Uebertragung Schömann (2 Bde., Stuttg. 1830) geliefert. Vgl. Blaß, «Die attiſche Beredſamkeit» (2. Abth. «Iſokrates und I.», Lpz. 1874); Moy, «Étude sur les plaidoyers d'Isée» (Par. 1876).

Ischia (ſpr. Iskia), bei den Alten Aenaria genannt, kleine Inſel vulkaniſchen Urſprungs, am Eingange des Meerbuſens von Neapel, ſüdweſtlich vom Vorgebirge Miſeno, berühmt durch reizende Lage, große Fruchtbarkeit, trefflichen Wein und heiße Bäder. Sie gehört zum Kreiſe Pozzuoli der ital. Provinz Neapel, hat einen Flächenraum von 96,3 QKilom. und (1872) 24,150 E. Der höchſte Berg der Inſel iſt der 783 Mt. hohe Vulkan Epomeo, auch Monte San-Nicolo genannt, der erſt 1302 aufgehört hat thätig zu ſein und gegenwärtig in 759 Mt. Höhe eine Einſiedelei, die in den mürben Trachytfelſen gehauen iſt, trägt. Die Hauptorte ſind Borgo d'I. an der Oſtküſte, mit 6497 E. und einem bedeutenden Hafen, der durch ein 200 Mt. hoch auf einem Baſaltfelſen liegendes Caſtell, früher Staatsgefängniß, beſchützt wird, und Forio, mit 6176 E., an der Weſtküſte, von wo die Landesproducte ausgeführt werden. Die berühmteſten Bäder ſind die von Caſamicciola mit einem großen Hospital, die Dunſtbäder (Stufe) von Caſtiglione, San-Lorenzo und Sta.-Reſtituta bei dem Dorfe Lacco. Die erſten Bewohner der Inſel, die Euböer, wurden gleich den Syrakuſanern, den nachfolgenden Beſitzern derſelben, durch heftige Ausbrüche des Epomeo vertrieben. Lange blieb nun die Inſel unbewohnt, bis die benachbarten Neapolitaner ſie mit neuen Coloniſten beſetzten, die aber bald unter die Herrſchaft der Römer ſich beugen mußten. Kaiſer Auguſtus hatte daſelbſt einen Palaſt, deſſen Trümmer noch jetzt vorhanden ſind. Wegen der ſchon im Alterthum auf I. und Procida verfertigten großen thönernen Vaſen gab man beiden Inſeln zuſammen den Namen Pithecuſä; doch hieß auch I. allein Pithecuſa.

Ischias, Hüftweh, ſ. Hüfte.

Ischkodra, Stadt in der europ. Türkei, ſ. Skutari.

Ischl, Marktflecken in Oberöſterreich, im Mittelpunkte des Salzkammerguts, an der Salzkammergutsbahn 494 Mt. über dem Meere auf einer von der Traun und der Iſchl gebildeten Halbinſel gelegen und umgeben von hohen pittoresken Kalkalpen, zählt (1869) 6842 E. Der Markt wurde 1822 zum Curort erhoben und wird jetzt jährlich von mehr als 3000 Curgäſten und einer großen Anzahl Touriſten beſucht. I. hat Sool-, Fichtennadel- und Salzdampfbäder, Inhalations- und Molkencur, Schwefelquell- und Kaltwaſſerheilanſtalt und iſt ſeit 1856 der regelmäßige Sommeraufenthalt der kaiſerl. Familie, ſowie der Lieblingsaufenthalt des öſterr. Adels, der Wiener und vieler Ausländer geworden. Bemerkenswerth ſind die kaiſerl. Villa mit prächtigem Park, das 1875 erbaute neue Caſino, die kath. Pfarrkirche mit ſchönen Frescogemälden, das Theater, das Amtshaus mit Bezirksgericht und zahlreiche Villen. In den Salzſiedewerken, zu welchen die Soole aus dem in der Nähe befindlichen Salzberg ſowie von Hallſtatt in Röhren unterirdiſch geleitet wird, werden jährlich 200,000 Ctr. Salz gewonnen. Vgl. Kaan, «I. und Umgebung» (3. Aufl., Wien 1874); «I. und ſeine Umgebung» (Gmunden 1877).

Isegrim, althochdeutſch Iſangrim, heißt in der deutſchen Thierſage der Wolf, einer der Hauptträger derſelben, deſſen Zwiſtigkeiten und Feindſchaft mit Reinhart dem Fuchs einen weſentlichen Theil des Inhalts bilden. Den Titel «Isengrimus» führt ein von einem ſüdflandr. Dichter am Anfang des 12. Jahrh. verfaßtes lat. Gedicht in Diſtichen (herausg. von Jak. Grimm in ſeinem «Reinhart Fuchs»). Auch die älteſte deutſche Bearbeitung, von Heinrich dem Glicheſäre, iſt nach I. benannt und heißt «Iſengrim's Noth», wofür erſt der Umdichter des 13. Jahrh. «Reinhart» gewählt hat. (S. Reineke Vos.)

Iſelin (Iſaak), geiſtreicher philoſ. Schriftſteller, geb. zu Baſel 17. März 1728, der Sohn Jakob Chriſtoph I.'s (geb. 1681 zu Baſel, geſt. daſelbſt 1737 als Profeſſor der Theologie), der ebenfalls als hiſtor. und polit. Schriftſteller bekannt iſt, ſtudirte die Rechte in Göttingen, wo er auch als Doctor promovirte, und ging dann zu ſeiner weitern Ausbildung auf Reiſen. Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt wurde er 1754 Mitglied des Großen Raths und 1756 Rathsſchreiber, in welcher Eigenſchaft er ſich bei treuer und eifriger Abwartung ſeines Amts große Verdienſte erwarb. Er ſtarb zu Baſel 15. Juni 1782. Sein Hauptwerk iſt die «Geſchichte der Menſchheit» (2 Bde., Frankf. u. Lpz. 1764; 5. Aufl., Baſel 1786). Nächſtdem

Digitized by Google

sind zu erwähnen seine «Vermischten Schriften» (2 Bde., Zür. 1770) und seine «Ephemeriden der Menschheit» (7 Bde., Bas. u. Lpz. 1776—82), die R. Z. Becker bis 1786 fortsetzte.

Isenburg, Standesherrschaft im Großherzogthum Hessen und der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 825 QKilom. umfassend, größtentheils gebirgig, liefert Getreide, Flachs, Taback und viel Holz, auch Eisen und Salz und hat treffliche Viehzucht und Fischerei. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach (s. d.). — Die gegenwärtigen Fürsten und Grafen von I., von deren Stammburg in dem gleichnamigen Flecken bei Koblenz sich nur wenige Ruinen erhalten haben, gehören zu den ältesten deutschen Dynastengeschlechtern. Als der Ahnherr des Hauses erscheint Heinrich, Graf von I., um 1290. Nach vielfachen Spaltungen der Familie wurde 1712 das Erstgeburtsrecht eingeführt. Damals bestanden bereits die beiden noch gegenwärtig fortblühenden Hauptlinien: I.-Offenbach-Birstein und I.-Büdingen, gestiftet von den Söhnen Wolfgang Ernst's (gest. 1633), nämlich jene von Wolfgang Heinrich, gest. 1635, diese von Johann Ernst, gest. 1685. Die erste theilte sich in die Speciallinien I.-Offenbach, die aber schon wieder mit ihrem Begründer, Johann Philipp, 1718 erlosch, und I.-Birstein, die in der Person Wolfgang Ernst's I., der auch Offenbach ererbte, von Kaiser Karl VII. 1744 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Wolfgang Ernst's jüngerer Bruder, der Graf Wilhelm Moritz (gest. 7. März 1772), gründete, mit Philippseich abgefunden, den Nebenast I.-Philippseich mit dessen gleichnamiger Nebenlinie. I.-Birstein hatte eine Stimme im wetterauischen Grafencollegium wie bei dem oberrhein. Kreise. Durch seinen Beitritt zum Rheinbund erlangte der Fürst Karl von I.-Birstein 1806 nicht nur selbst die Souveränetät, sondern auch die Oberhoheit über die Besitzungen von I.-Büdingen, ingleichen über die der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld. Durch die Wiener-Congreß-Acte ward jedoch das Fürstenthum 1815 als mediatisirtes Land unter die Souveränetät des Kaisers von Oesterreich gestellt, nachher aber zum größern Theile als Standesherrschaft der Hoheit des Großherzogs von Hessen untergeben. Letzterer verleibte es den Provinzen Starkenburg und Oberhessen ein und überließ einen Theil davon an Kurhessen für hanauische Aemter zur Entschädigung. Von dem Fürstenthum I. besitzt I.-Offenbach-Birstein (seit 1861 kath. Confession) unter preuß. Hoheit die Aemter Birstein und Langenselbold, unter großherzogl. hess. Hoheit die Aemter Offenbach, Dreieich und Wenings. Der jetzige Standesherr ist Fürst Karl von I., Neffe des 29. Oct. 1866 kinderlos verstorbenen Fürsten Wolfgang Ernst III., geb. 29. Juli 1838, literarisch bekannt unter anderm durch die Schrift «Die neue Aera in Baden» (Frankf. 1866), in der er seinen Gegenstand vom kath. und großdeutschen Standpunkt aus beleuchtete. — An der Spitze des gräfl. Nebenastes I.-Philippseich, welcher im Großherzogthum Hessen das Paragium Amt Philippseich besitzt, steht der Graf Ferdinand, geb. 15. Oct. 1841, der den Titel Erlaucht führt und als Chef seines Hauses Mitglied der Ersten Kammer in Hessen-Darmstadt ist. Der jüngere Bruder des obenerwähnten Grafen Wilhelm Moritz, des Begründers des Nebenastes Philippseich, Graf Georg August von I., geb. 5. Nov. 1741, gest. 21. Nov. 1822 als bair. Generallieutenant, stiftete die gräfl. Nebenlinie I.-Philippseich (gewöhnlich Ysenburg-Philippseich). Sein Sohn, Graf Wilhelm Christoph von I. (geb. 15. Juni 1782, gest. 29. Febr. 1860), bair. General der Infanterie, ist der Vater des gegenwärtigen Hauptes dieses Nebenzweigs, des Grafen Georg von I., geb. 7. Sept. 1813. — In der zweiten Hauptlinie I.-Büdingen gründeten die vier Söhne des Stifters derselben wieder vier Speciallinien, nämlich I.-Büdingen, I.-Wächtersbach, I. zu Meerholz und I. zu Marienborn, welche letztere 1725 ausstarb, womit deren Besitzungen an I. zu Meerholz fielen. Die Linie I.-Büdingen zu Büdingen (die Hauptlinie) besitzt unter großherzogl. hess. Oberhoheit die Aemter Büdingen und Mockstadt. Der gegenwärtige Standesherr, Fürst Bruno von I. (geb. 14. Juni 1837), ist der Sohn des Fürsten Kasimir II. von I. (geb. 14. Dec. 1806, gest. 16. Febr. 1861). Letzterer succedirte infolge Abtretungsurkunde vom 1. Nov. 1848 seinem Vater, dem Fürsten Kasimir Ernst von I., großherzogl. hess. Generallieutenant, der 1840 mit seiner gesammten Nachkommenschaft von dem Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben wurde. Die Linie I.-Wächtersbach besitzt 110 QKilom. unter hess. und preuß. Oberhoheit. Standesherr ist der Fürst Ferdinand, geb. 24. Oct. 1824, welcher seinem Vater, dem Grafen Adolf von I. (geb. 26. Juli 1795, gest. 22. Aug. 1859), durch Abtretungsurkunde vom 9. Oct. 1847 folgte. Die Linie I. zu Meerholz, die unter preuß. Oberhoheit das Amt Meerholz, unter hessischer das Amt Marienborn besitzt, hat zum Haupte den Standesherrn und Grafen Karl, geb. 26. Oct. 1819. Vgl. Simon, «Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen» (3 Bde., Frankf. 1865).

Digitized by Google

Iseosee, Lago Sebino oder d'Iseo (Lacus Sevinus), der See des Oglio (s. d.), liegt 191 Mt. über dem Meere, südlich von Val Camonica (s. d.), auf der Grenze der ital. Provinzen Bergamo und Brescia. Im obern Theile ein malerischer Klusensee, von N. nach S. gerichtet, im untern ein Erosionssee, S-förmig nach W. umbiegend, ist er 24 Kilom. lang, 2—7 Kilom. breit, 57 QKilom. groß und 200, nach andern sogar 340 Mt. tief. Außer dem Oglio, der zwischen Lovere und Pisogne in den See tritt und bei Sarnico denselben wieder verläßt, empfängt er bei Castro die Borlezza. Mitten aus dem See ragt zwischen den kleinen Eilanden San-Paolo und Loreto der malerische Monte d'Isola mit den Fischerdörfern Siviano und Peschiera und der großartigen Ruine des Castello di Martinengo hervor. Das westl. Ufer ist steil und wird von den Felsterrassen des Monte-Bronzone (1330 Mt.) und des Monte-Torezzo gebildet; ein Bergpfad führt über dasselbe von Lovere nach Sarnico. Das östl. Ufer, an dem sich die kühne Felsenstraße von Pisogne nach Iseo hinzieht, wird vom Monte-Guglielmo (1955 Mt.) beherrscht. Die wichtigsten Ortschaften des Sees sind am rechten Ufer (Provinz Bergamo): Lovère (Lanceris), am Nordende, Marktflecken mit 2284, als Gemeinde 2838 E., und Sarnico, Städtchen mit bedeutender Seidenindustrie und 1766 E.; am linken Ufer (Provinz Brescia) Pisogne, stadtartig gebautes Dorf mit Eisenindustrie, und Iseo, Flecken mit 2151 E., merkwürdig durch die ausgedehnten Moränenhügel des alten Ogliogletschers. Zwischen Iseo, Sarnico und Lovere wird der See von Dampfbooten befahren. Obwol weniger großartig als die übrigen lombard. Seen, bietet doch der J. eine Reihe malerischer Landschaftsbilder dar. Oliven, Maulbeerbäume und Reben, an geschützten Stellen auch Citronen- und Orangenbäume gedeihen an seinen Ufern und die Dörfer und Flecken, die ihn umkränzen, sind reich an Burgruinen und stattlichen Kirchen mit Fresken und Gemälden der venet. Schule. Von Iseo führt eine Fahrstraße südöstlich durch die Ebene nach Brescia, von Sarnico aus eine andere nach Palazzolo am Oglio und der Bahn Bergamo-Brescia.

Iser, rechter Nebenfluß der Elbe, entspringt auf der Iserwiese, einer sumpfigen Hochebene (800 Mt.), im Riesengebirge, fließt dann nach Böhmen und mündet nach einem Laufe von 125 Kilom. oberhalb von Altbunzlau. Militärisch wichtig wurde die Iserlinie in den ersten Tagen des Deutschen Kriegs von 1866. Das Corps Clam-Gallas hielt nebst der Cavaleriedivision Edelsheim zur Deckung der linken Flanke gegen die von Sachsen her vordringende preuß. Erste Armee und die Elbarmee die Iserlinie besetzt. Diese Truppen wurden später durch die königl. sächs. Truppen, welche aus Sachsen nach Böhmen zurückgingen, bis auf 60,000 Mann verstärkt und dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen unterstellt, vermochten jedoch trotz tapfern Widerstandes nicht die Iserlinie zu halten. Die Kämpfe bei Münchengrätz, Hühnerwasser und Podol (25. bis 27. Juni) fielen durchweg günstig für die preuß. Waffen aus und bewirkten die Vereinigung der Ersten Armee mit der Elbarmee. Die Schlacht von Gitschin (29. Juni) nöthigte das österr.-sächs. Heer zum Rückzuge nach Horzitz und zur Vereinigung mit der Hauptarmee bei Königgrätz unter Benedek. (S. Deutscher Krieg von 1866.)

Isergebirge, die nordwestl. Fortsetzung des Riesengebirgs, s. Sudeten.

Isère (bei den Alten Isăra), der bedeutendste linke Nebenfluß des Rhône in Frankreich, entspringt in mehr als 2300 Mt. Seehöhe aus den Gletschern an der Nordseite des 2769 Mt. hohen Mont-Iseran auf der Hauptkette der Grajischen Alpen im franz. Depart. Savoyen. Derselbe fließt in mehrern starken Bogen westwärts über Moutiers-en-Tarantaise (480 Mt.), Conflans und Montmélian (254 Mt.), tritt dann nahe oberhalb Fort Barraux in das Isère-Departement, geht hier südwestwärts nach Grenoble (213 Mt.), dann in einem Bogen nach Westen über Romans (114 Mt.) im Depart. Drôme und mündet nach einem Laufe von 290 Kilom., wovon 156 schiffbar sind, bei Coufoulin nahe oberhalb Valence. Oberhalb Grenoble durchfließt die J. 48 Kilom. weit ein bis gegen 7 Kilom. breites Thal, eins der schönsten der Alpen und Frankreichs, das fruchtbare, einem Garten gleichende Graisivaudan zwischen schneehohen Alpenketten, deren Abhänge mit Wäldern, Weiden, deren Fuß mit Weinbergen und Fruchtbäumen bedeckt ist. Links nimmt die J. mehrere reißende Gewässer auf: den 150 Kilom. langen Arc, der das Thal Maurienne in Savoyen durchfließt, die Bréda mit zahlreichen Wasserfällen und einer wilden Gebirgslandschaft, den 148 Kilom. langen Drac mit der Romanche aus dem wilden und malerischen Thale Oisans. — Das Departement J., aus dem nördl. Theile der Dauphiné mit den Landschaften Graisivaudan und Viennais gebildet und zum Bisthum Grenoble gehörig, zählt (1871) auf 8289,34 QKilom. 575,784 E. (gegen 581,386 im J. 1866 Abnahme 1 Proc.), hat zur Hauptstadt Grenoble (s. d.) und zerfällt in die 4 Arrondissements Grenoble, St.-Marcellin, La-Tour-du-Pin und Vienne mit 45 Cantonen und 550

Digitized by Google

Gemeinden. Im Stromgebiete und am linken Ufer des Rhône gelegen, wird das Departement noch durch eine große Anzahl Gewässer befruchtet, den Guiers, Bourbre, die I. mit dem Drac und der Romanche. Im Osten liegen viele kleine Seen, Teiche und Moräste. Ueber die Hälfte des Areals ist Gebirgsland, besonders hoch im Südosten, wo die Boeufsrouges 3653 Mt., der St.-Tailleser 2861 Mt., der Pic de Belledonne 2981 Mt., die Aiguille de Meije 3987 Mt., an der Grenze der Mont d'Olan 3883 Mt. emporragen. Das Klima ist in der Alpenregion gesund, mehr kalt als warm und sehr veränderlich. Der Ackerbau gewährt das nöthige Getreide, besonders viel Roggen. Hanf, Obst, Mandeln, Nüsse und Runkelrüben werden gebaut. Der Wein kommt dem am Rhône wachsenden Côte-Rotie nahe. Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht sind von großer Wichtigkeit, nicht unerheblich die Seidencultur. Die Käse von Sassenage, unterhalb Grenoble, sind sehr geschätzt. An Mineralien ist dies Departement eins der reichsten Frankreichs, besonders wichtig sind die Eisenminen. Auch gibt es viele Mineralquellen und mehrere Bäder (Allevard, Uriage), sowie bei St.-Vif eine Quelle, die brennbares Gas ausströmt (Fontaine ardente), eins der sieben Wunder der Dauphiné. Neben dem Hüttenbetrieb, besonders im Gèrethale, der Stahl- und Kupferwaarenfabrikation sind am bedeutendsten die Garnspinnerei und Weberei von Kattun und Hanfleinwand, deren Mittelpunkt Voiron, die Manufacturen und Fabriken in Leder, Handschuhen (Grenoble), Papier (Rives), Tapeten, Branntwein, Liqueur und Seide. Diese Erzeugnisse nebst Wein, Holz, Hanf und Wolle bilden die Hauptartikel der Ausfuhr. Der Transitoverkehr wird gefördert durch den Rhône, die Lyoner Eisenbahn und die mit dieser verbundenen Bahnen nach Grenoble und Chambéry.

Iserlohn, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, liegt am kleinen Flusse Baar in einer bergigen Gegend, an der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts und einer Handelskammer und zählt (1875) 16,868 E. Die Stadt hat drei evang. und eine kath. Kirche und besitzt eine Gewerbeschule, eine Real- und eine Töchterschule. I. gehört zu den bedeutendsten Fabrik- und Handelsplätzen Westfalens. Die vorzüglichsten Erzeugnisse der Industrie sind Messing- und Bronzewaaren, Nadeln aller Art, kurze Eisenwaaren, Reit- und Fahrgeschirrbeschläge und Reise-Effecten, Neusilber-Britanniawaaren. Mehr als 60 ansehnliche Handelshäuser beschäftigt der Verkehr mit Italien, Oesterreich, Spanien, Süd- und Centralamerika, Holland, Belgien und dem Norden. Die ganze Umgebung ist voller Werkstätten, Schmieden, Papiermühlen u. s. w. Wie schon der Name andeutet, wurde hier seit alters her der Bau auf Eisen betrieben und dieses schon im Mittelalter zu Panzern, Draht u. s. w. verarbeitet. In der Mitte des 18. Jahrh. bildete sich die jetzt als Actiengesellschaft betriebene Messinggewerkschaft zur Gewinnung des Galmei, was die Grundlage zu der Anfang des 19. Jahrh. nach I. verpflanzten Bronzefabrikation wurde. Später entwickelte sich die Nadelfabrikation. — An der Industrie der Stadt I. betheiligt sich auch der Kreis I., der auf 331 QKilom. (1875) 56,478 E. zählt.

Isidorus Hispalensis oder I. von Sevilla wurde in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. in Cartagena geboren und starb 4. April 636. Seine Gelehrsamkeit umfaßte die ganze Wissenschaft seiner Zeit sowie seine Schriften das ganze Mittelalter das höchste Ansehen genossen. Unter denselben sind hervorzuheben: «De ecclesiasticis officiis libri duo», ein liturgisches Werk; «Sententiarum sive de summo bono libri tres», eine Art Glaubenslehre meist nach den Aussprüchen von Gregor d. Gr. und Augustin; «Originum seu etymologiarum libri XX», eine lat. Encyklopädie, durch welche viele Fragmente antiker Schriftsteller allein auf uns gekommen sind; «Historia Gothorum» (neueste Ausg. von Rösler, Tüb. 1803); «Historia Vandalorum et Suevorum», «Liber de scriptoribus ecclesiasticis» (schließt sich an die gleichnamigen Werke von Hieronymus und Gennadius), «De differentiis verborum libri III», «Synonymorum libri II», «Liber glossarum», «De natura rerum» («Lehrbuch der mathem. und physik. Geographie») u. s. w. Die nach seinem Namen benannte Kanonensammlung wird ihm dagegen irrig zugeschrieben; noch weniger hat er natürlich Antheil an der sog. Pseudo-Isidorischen Sammlung. Die beste Ausgabe seiner gesammelten Werke besorgte Faustus Arevalo (7 Bde., Rom 1791—1803). Die altdeutschen Bruchstücke von I.' Tractat «De fide catholica contra Judaeos» gab Weinhold mit Glossar heraus (Paderb. 1872). Vgl. Hertzberg, «Die Historien und die Chroniken des I. von Sevilla» (Gött. 1874).

Isidorus Pelusiota, ein Mönch zu Pelusium in Unterägypten, der ein äußerst strenges Leben führte und kühn die ausschweifenden Sitten der Geistlichen tadelte, war aus Alexandria gebürtig und starb um 450. Seine noch vorhandenen zahlreichen Briefe (Par. 1638) sind für die Exegese und Kirchengeschichte wichtig.

Digitized by Google

Isis, eine ägypt. Göttin, die von den Griechen mit der Demeter verglichen wurde. Ihr Name lautete hieroglyphisch Hes oder His. Sie gehörte nebst ihrem Bruder und Gemahl Osiris zu den ältesten Göttern Aegyptens, und Herodot sagt, daß diese beiden Götter am allgemeinsten in allen Theilen des Landes verehrt wurden. Den ältesten Localcultus hatten beide in dem oberägypt. This, der ersten ägypt. Königsresidenz, von welcher Menes, der älteste histor. König, ausging, um Memphis zu gründen. Andere berühmte Heiligthümer der I. waren in Philä, Tentyris (Dendera), Memphis, Busiris. Ihr Cultus verbreitete sich später vor andern nach Griechenland und Rom, wo gegen die Misbräuche bei der Feier der Isismysterien öfters eingeschritten werden mußte. Sie wird in der Regel mit einem Sonnendiskus zwischen Kuhhörnern oder auch mit dem Throne, ihrem hieroglyphischen Namenszeichen, auf dem Kopfe, dargestellt. Ihr Mythus ist auf das engste mit dem des Osiris (s. d.) verbunden. — I. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Isla (José Francisco de), span. Satiriker, geb. im April 1714 zu Segovia, zeichnete sich als Mitglied des Ordens der Jesuiten in mehrern Klöstern als Lehrer und Prediger aus und ging nach der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien nach Bologna, wo er im Dec. 1783 starb. Schon in seinem «Triunfo del amor etc.» (Madr. 1746; 4. Aufl. 1804) persiflirte er die anspruchsvollen, kleinlichen Festlichkeiten der Deputirten Navarras in Pampelona zur Feier der Thronbesteigung Ferdinand's VI. mit feiner Ironie. Einen europ. Ruf und eine bleibende Stelle in der span. Literatur erwarb ihm seine unter dem Namen eines Freundes, Don Francisco Lobon de Salazar, herausgegebene «Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes» (Madr. 1758), die nach dem Vorbilde des Cervantes in dem ironisch dargestellten Lebenslaufe des Helden die span. Predigermönche jener Zeit in solcher Weise persiflirt, daß das Buch von der Inquisition verboten wurde und der zweite Theil erst 1770 mit fingirtem Druckorte «Campazas (d. i. Madrid) a costa de cosherederos de Fray Gerundio» erscheinen konnte. Eine engl. Uebersetzung dieses Werks besorgte Baretti (Lond. 1771), danach eine deutsche Bertuch (Lpz. 1773). In den spätern Ausgaben («Coleccion de varias piezas relativas á la obra de Fray Gerundio», 3 Bde., Campazas 1804; 4 Bde., Madr. 1813; 6 Bde., Lyon 1824 u. öfter) erschien das Werk mit einem aus dem Italienischen übersetzten dritten Theile vermehrt. Unter seinen Uebersetzungen aus dem Französischen ist die nach seinem Tode erst (7 Thle. in 4 Bdn., Madr. 1797 u. öfter) erschienene des «Gil Blas» von Lesage (s. d.) berühmt und merkwürdig dadurch, daß I. sie für einen von einem Spanier 1635 verfaßten Roman ausgab, den Lesage in einer Abschrift benutzt habe. (Vgl. Francesón, «Essai sur la question de l'originalité de „Gil Blas"», Lpz. 1857). Nach seinem Tode erschienen auch seine «Cartas familiares» (6 Bde., Madr. 1790), enthaltend seinen Briefwechsel mit seiner Schwester und seinem Schwager, und eine Sammlung seiner nachgelassenen Schriften «Rebusco de sus obras literarias» (2 Bde., Madr. 1797).

Islam, s. Mohammedanismus.

Island, d. i. Eisland, die im hohen Norden zwischen 63° 24′ bis 66° 33′ nördl. Br. und 6° 59′ westl. bis 4° 9′ östl. L. (von Ferro) 260 Kilom. von Grönland und 1010 Kilom. von Norwegen entfernt gelegene, zu Dänemark gehörige Insel, ist einer der interessantesten Punkte der Erde. Bei einer Längenausdehnung von 490 Kilom. und einer Breite (von N. nach S.) von 375 Kilom. umfaßt die Insel ein Areal von 102,417 QKilom. Im W. und N. schneiden tiefe und bedeutende, im O. kleinere Fjorde in das Land ein und bilden vortreffliche Häfen in großer Zahl. Diese fehlen nur an der Südküste, wo in einer Strecke von 185 Kilom. die hohen Gletscherplateaux fast unmittelbar aus der See aufsteigen und nur einen schmalen, von Sandriffen belagerten Landstreifen übrig lassen. Der nordwestl. Theil I.s besteht aus einer über 13,700 QKilom. großen, selbst wieder vielfach zerklüfteten Halbinsel, welche zwischen den großen Meeresbuchten Breidhifjord und Hunafloi mittels eines nur 7,5 Kilom. breiten Isthmus mit dem übrigen Lande zusammenhängt. Mit Ausnahme schmaler Küstenstriche und einer ausgedehntern Flachlandsbucht am Faxafjord (bei Reykjavik) ist die ganze Insel ein Gebirgsland von durchaus vulkanischer Natur, ein flachgewölbtes, nahe der Mitte etwa 700 Mt. erhobenes Plateau mit aufgesetzten Bergmassen, unzähligen Kegeln und Kuppen, das aus ältern und jüngern vulkanischen Gesteinen besteht. Die Hochebene, die namentlich im Innern eine schauerliche Lavawüste bildet, fällt bald sanft, bald in bis 300 Mt. aufstarrenden Felswänden zu den zerschnittenen Küsten ab, durchfurcht von tiefen Spalten, Flußthälern und unergründlichen Seebecken, und überdeckt mit Felsblöcken, Geröll, Sand- und Lavafeldern (Hraun), Schnee- und Eismassen. Inselartig erheben sich aus letztern die mit Gletschern

Digitized by Google

belasteten Jökuls (Gletscherkegel) von 1000 bis zu 2000 Mt., deren dichtgestellte Massen den Süden der Insel vom Norden absperren, sodaß der Verkehr zwischen diesen beiden Theilen nur auf zwei, durch völlig pflanzenlose Gegenden ziehenden Wegen ermöglicht wird. Unter den vielen Vulkanen, welche, wie die häufigen Erdbeben, oft furchtbare Verwüstungen angerichtet haben, ist die 1557 Mt. hohe Hekla (s. d.) der bekannteste, der seit 1755 ruhende Oräfajökull (1959 Mt.) aber der höchste. In unmittelbarem Zusammenhange mit den vulkanischen Kräften I.s steht die große Anzahl von lauwarmen Quellen (Laugar, d. i. Bäder), heißen Springquellen (Hverar), unter denen der Geiser (s. d.) die berühmteste, von Schwefelquellen (Navar), Schwefelpfuhlen und Schlammvulkanen. Die Flüsse, gewöhnlich nicht über 150 Kilom. lang, haben theils starkes Gefälle mit Cascaden, theils durchfließen sie in ebenem Terrain festen Weide- und Wiesenboden, theils auch ausgedehnte Sumpfstrecken. Unter den Seen ist außer dem Myvatn mit seinen vulkanischen Umgebungen im Norden noch der Thingvallavatn im Westen bemerkenswerth. Das Klima ist unbeständig, feucht und nebelig. Das angetriebene Eis liegt an der Nord- und Ostküste bisweilen bis zum Juni oder Juli, erreicht aber nie die Südwestküste. Orkane sind nicht selten. Zu Reykjavik beträgt die mittlere Temperatur des Jahres + 3,3°, des Winters — 1,2°, des Sommers + 9,6° R., dagegen zu Akureyri an der Nordküste die des Jahres 0°, des Winters — 5°, des Sommers + 6° R. Getreide kommt nur ausnahmsweise zur Reife, und außer zwei Arten von Zwergbirke, dann einigen Weidenarten und dem Vogelbeerbaume gedeiht kein Baum. Die Heidel- und Erdbeeren reifen erst im August oder September. Brot ist außerhalb der Hafenorte ein Leckerbissen. Strandhafer, Löffelkraut, Engelwurz, Isländisches Moos und gewisse Arten von Tangen werden als Nahrungsmittel gebraucht. Der Anbau von Kartoffeln und Küchengewächsen, insbesondere von Kohl, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Den Hauptreichthum des Landes bildet die Viehzucht, durch vorzüglichen Wiesenwachs und ausgedehnte Weiden begünstigt. Obgleich Torf und Braunkohlen (Surturbrand) vorhanden sind, bedient man sich vielfach als Brennmaterial des Treibholzes und der eingeführten Steinkohlen. Von nutzbaren Mineralien findet man Sandstein, Zeolith, Kalkspat, Chalcedon, Porzellanerde und in geringem Umfange Schwefel, dessen Ausbeutung (Schwefeldistrict von Krisuvik) jedoch erst neuerdings wieder durch Engländer begonnen hat, nachdem dieselbe längere Zeit infolge von Erschöpfung der Gruben ins Stocken gerathen war. Von Thieren sind der Polarfuchs mit bläulichem Pelz und der Seehund, von Vögeln die Schneehühner, Schwäne und besonders die Eidergänse von Wichtigkeit. Hauptgegenstände des sehr ergiebigen Fischfangs sind der Kabeljau und der Hakall, ein Haifisch mit thranhaltiger Leber. Den wichtigsten Theil der Viehzucht bildet die Zucht der Schafe, die zuweilen vier Hörner haben und treffliches Fleisch sowie gute Wolle liefern. Rindvieh, meist ungehörnt, wird hauptsächlich der Milch wegen gezogen. Bedeutender ist die Zucht von Pferden, die zwar klein, aber flink, ausdauernd und mit magerer Kost zufrieden sind. Die seit 1770 aus Lappland eingeführten Rennthiere haben sich in die einsamsten Gegenden zurückgezogen.

Die Zahl der Bewohner, die sich sämmtlich zur luth. Kirche bekennen, ist trotz der großen Fruchtbarkeit der Frauen ziemlich stationär geblieben. Sie belief sich zu Anfang des 12. Jahrh. etwas über 50,000, 1703 auf 50,444, 1801 nur auf 47,240, 1855 auf 64,603, 1. Oct. 1870 auf 69,763. Davon lebten 75 Proc. von der Viehzucht und nahezu 10 Proc. von der Fischerei. Infolge häufiger Epidemien ist die Sterblichkeit sehr groß; von 1000 Lebenden stehen nur 472 im 1. bis 20., 456 im 20. bis 60. und 72 über dem 60. Lebensjahre. Skorbut, Gicht, Leberleiden, Grippe, Maulsperre sind gewöhnliche Krankheiten. Die Isländer sind german. Abkunft, ernst und treu, gastfrei und patriotisch, von reinen Sitten und nicht gemeiner Ausbildung, namentlich auch sehr vertraut mit der in den Sagas und Gedichten aufbewahrten Geschichte ihres Vaterlandes. Ihre Sprache ist noch immer die alte norwegische, fast in ursprünglicher Reinheit, und besitzt eine reiche, höchst bedeutende Literatur. Obgleich die Kinder ihren Unterricht regelmäßig nicht in Schulen, sondern nur von ihren Aeltern unter Aufsicht der Geistlichen erhalten, dürfte sich doch kaum ein Isländer finden, der nicht lesen und schreiben könnte. Die Industrie beschränkt sich auf den Hausfleiß, welcher die Wolle (theilweise zu Strümpfen und Handschuhen) verarbeitet. Handwerker gibt es nur wenige auf der Insel. Jeder ist in allen Stücken sein eigener Handwerker. Der Handel war bis 1854 königl. Monopol, ist aber seitdem allen dän. Unterthanen freigegeben, gegen gewisse Abgaben, oder unter Voraussetzung der Reciprocität auch ohne solche, aber auch Fremden gestattet. Letztern sind 6 Häfen geöffnet. Autorisirte Handelsplätze gibt es (1870) 33. Die wichtigsten Gegenstände des Umsatzes sind vor allem die Fischereiproducte (Stock- und Plattfisch, Thran, Fischeier,

Digitized by Google

Fischleim), Talg und gesalzenes Schaffleisch, Wolle, wollene Strümpfe und Handschuhe, Eiderdunen, Federn, Schaf- und Fuchsfelle, Schwanfedern und Pferde. Der Hauptmarkt für die Producte des Fischfangs ist Spanien, für Wolle und Pferde England; das übrige geht meist nach Kopenhagen. J. hat seit 5. Jan. 1874 seine eigene Verfassungsurkunde, die mit 1. Aug. 1874 in Kraft trat und neben einem Gesetze vom 2. Jan. 1871 über die verfassungsmäßige Stellung J.s im Reiche die staatsrechtlichen Verhältnisse der Insel regelt. Die Volksvertretung (Althing) besteht aus 30 vom Volke gewählten und 6 vom König ernannten Mitgliedern und theilt sich in zwei Kammern, in deren oberer die 6 ernannten und 6 gewählte Mitglieder sitzen, während die übrigen 24 gewählten Mitglieder die Untere Kammer bilden. Sie hat das Steuerbewilligungsrecht und beschließenden Antheil an der gesetzgebenden Gewalt. In politisch-administrativer Hinsicht hat die Insel einen Landeshauptmann über sich; sie zerfällt in zwei Aemter, das Süd- und Westamt und das Nord- und Ostamt. An der Spitze der Aemter stehen zwei Amtmänner in Reykjavik für das Süd- und Westamt und in Möðruvellir bei Akureyri für das Nord- und Ostamt. Das erstere zerfällt in 14 Sysler, von denen indessen mehrere in einer Hand vereinigt sind, das letztere in 6 Sysler; die Sysselmänner, welche diesen Bezirken vorstehen, sind zugleich Richter erster Instanz, Rechtsschreiber, Kasseneinnehmer u. s. w. Als zweite Instanz besteht in Reykjavik unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns ein Landesobergericht, von dem an das höchste Gericht in Kopenhagen appellirt wird. In kirchlicher Hinsicht bildet die ganze Insel ein Bisthum (früher zwei) mit einem eigenen Bischof, unter welchem (1870) 20 Propsteien, 171 Pfarreien und 299 Kirchspiele stehen. Militär und befestigte Punkte gibt es auf J. nicht. Hauptort der Insel ist Reykjavik (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth: Akureyri (s. d.) und Ísafjörð, nächst Reykjavik die wichtigsten Handelsplätze; Bessastaðir, früher Sitz der Gelehrtenschule, jetzt ein großer Hof mit Kirche und Observatorium; Hafnarfjörð, mit einem der besten Häfen der Insel; Skalholt, mit einer schönen Kirche, früher Bischofssitz, wie auch Holar (im Westen von Akureyri), mit massiver Domkirche.

Die Insel J., früher ohne triftigen Grund für das alte Thule (s. d.) gehalten, seit 795 von irischen Mönchen an einzelnen Stellen der Süd- und Ostküste bewohnt, erhielt den bei weitem größten Theil seiner Bevölkerung von Norwegen, wo es zuerst durch die zwischen 860—870 aufeinanderfolgenden Reisen des Nadd-Odd, des Gardar, des Floke bekannt wurde. Von letzterm erhielt es wegen des vielen Treibeises, das er in den Buchten aufgehäuft fand, den Namen Island, d. h. Eisland. Der erste, welcher sich zunächst (870) an der Südküste, bleibend (seit 874) in dem spätern Reykjavik einen festen Wohnsitz gründete, war der Norweger Ingolf mit seinen Angehörigen und Verwandten. Bald folgten demselben andere aus der Heimat nach. Da nämlich gleichzeitig der König Harald Haarfager durch Besiegung der übrigen Könige Norwegens sich zu dessen Alleinherrscher, durch Besteuerung der Odalsgüter die freien Grundbesitzer zu seinen Pächtern gemacht, zogen alle, die den neuen Verhältnissen sich nicht fügen mochten, außer Landes. Der Hauptstrom der Auswanderung ging nach J., und nach 60 Jahren war bereits alles bewohnbare Küstenland der Insel besetzt. Der Umstand, daß vorzugsweise die Angesehenern an der Spitze ihrer Familien nach J. zogen, andererseits das Bedürfniß, das gewohnte Leben in der neuen Heimat fortzusetzen, blieb nicht ohne Einfluß auf die sich entwickelnde Verfassung der Insel. Während diese anfangs in den einzelnen Besitznahmen auf der priesterlichen und zugleich richterlichen Gewalt der Tempelvorsteher (Goden) beruhte und eine monarchisch-aristokratische war, gestaltete sie sich seit der Vereinigung der Einzelherrschaften zu einem aristokratisch-republikanischen Ganzen. Den Grund dazu legte (930) Ulfliot's für die ganze Insel gültige Gesetzgebung und seine Errichtung des Althing, einer aus den kundigsten Männern aller Bezirke zusammengesetzten Versammlung, die unter dem Vorsitze des «Gesetzsprechers» jeden Sommer 14 Tage lang auf der großen Thingvallaebene die oberste Gerichtsbarkeit übte und über die Angelegenheiten des Landes berieth. Neben dieser Versammlung wurden seit 965 eine Anzahl ähnlicher Thinge für die einzelnen Bezirke der Insel eingerichtet, diesen endlich auch 1004 durch Njal ein besonderes höchstes Gericht (das Fünftergericht) beigefügt. Das Christenthum wurde 1000 angenommen und wenig später (1080—1105) zwei Bischofssitze in Holar und Skalholt errichtet. Die hiermit eingeführte Kenntniß lat. Schrift und Sprache, abendländ. Literatur und Gelehrsamkeit fand auf J. einen um so empfänglichern Boden, als Dichtkunst und geschichtliche Erzählung bereits mehr denn anderwärts im german. Norden gepflegt wurden. Häufig unternahmen auch die Isländer in früherer Zeit Reisen vorzugsweise nach dem Norden, und dies führte (983) zur Entdeckung Grönlands und (um 1000) eines Theils von Amerika, den man Helluland, Markland und Vinland nannte.

Digitized by Google

Später fühlte man sich nach dem Orient und nach Europa zur Befriedigung der religiösen und wissenschaftlichen Bedürfnisse gezogen. Die staatlichen Verhältnisse wie die Blüte des geistigen Lebens und reger Verkehr nach außen hatten um den Anfang des 13. Jahrh. ihren Höhepunkt erreicht (s. Snorri Sturluson), als infolge zunehmender Macht und gegenseitiger Eifersucht einzelner Großen es dem König Hakon V. von Norwegen 1262 gelang, die Vereinigung der Insel mit Norwegen einzuleiten, welche sein Nachfolger Magnus VI. 1264 vollendete. Mit Norwegen gelangte J. 1380 an Dänemark, bei dem es auch verblieb, als Norwegen 1814 mit Schweden vereinigt wurde. Gegen Ende des 14. Jahrh. geriethen Wissenschaften und Künste, welche seit der Einführung der norweg. Herrschaft zu sinken begannen, in gänzlichen Verfall; doch hoben sie sich allmählich wieder, seitdem König Christian III. von Dänemark die Reformation 1540 einzuführen begann, die aber erst 1551 völlig durchgeführt wurde. Im 17. Jahrh. wurde die Insel von algier. Seeräubern heimgesucht, welche 1627 eine Masse Menschen mordeten und raubten. Im 18. Jahrh. hatte sie 43 Jahre Miswachs und 18mal Hungersnoth zu ertragen. Dennoch bildeten sich seit der Mitte des 18. Jahrh. auf J. mehrere Gesellschaften, die wesentlich zur Verbreitung der Aufklärung und Bildung des Volks beitrugen. Während des Kriegs zwischen England und Dänemark 1809 bemächtigte sich ein zu den Engländern übergelaufener dän. Matrose, Jörgen Jörgenson, der mit einem armirten engl. Handelsschiffe nach Reykjavik gekommen war, der unbewaffneten Stadt und der höchsten Gewalt, wurde aber nach anderthalb Monaten (Aug. 1809) von den Engländern selbst wieder verjagt, gerade als eine gegen ihn gerichtete Verschwörung im Ausbruche begriffen war. Auf J. herrschte 1824 und 1825 abermals große Hungersnoth, namentlich infolge heftiger vulkanischer Ausbrüche in den vorhergehenden Jahren, und 1827 eine heftige Epidemie, die nicht minder zahlreiche Opfer forderte. Nachdem das Althing volle neun Jahrhunderte bestanden, wurde es im Anfang des 19. aufgelöst und erst zufolge der königl. dän. Verordnung vom 8. März 1843 reorganisirt; heftige Verfassungsconflicte, welche mit Dänemark seit 1848 sich ergaben, fanden in dem Verfassungsgesetz vom 5. Jan. 1874 ihren Abschluß. Vgl. Thienemann und Glinther, «Reise im Norden Europas, vorzüglich in J. in den J. 1820 und 1821» (Lpz. 1827); Ebel, «Geogr. Naturkunde von J.» (Königsb. 1850); Sartorius von Waltershausen, «Physik.-geogr. Skizze von J.» (Gött. 1847), und dessen «Geolog. Atlas von J.» (Gött. 1853); Schleißner, «J., undersögt fra et lägevidenskabligt Synpunkt» (Kopenh. 1849); Winkler, «J., seine Bewohner, Landesbildung und vulkanische Natur» (Braunschw. 1861); Preyer und Zirkel, «Reise nach J. im Sommer 1860» (Lpz. 1862); K. Maurer, «J. von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats» (Münch. 1874).

Isländisches Moos oder Lungenmoos nennt man eine Pflanze aus der Klasse der Flechten, nämlich die isländische Tartschenflechte (Cetraria Islandica), welche im Norden Europas, in Island, Norwegen und Schweden im Flachlande häufig wächst, in Deutschland aber mehr auf Bergen gefunden wird, übrigens durch fast ganz Europa verbreitet ist. Sie bildet 4—10 Ctmt. hohe dichte Rasen, welche aus einem meist aufrechten, unregelmäßig geschlitzten und gelappten, oben graugrünen oder bräunlichen, unterseits weißlichen Laube von lederartiger, etwas knorpeliger Substanz besteht, mit linealischen, rinnigen, durch kurze Borstchen gewimperten Lappen. Die bei uns sich ziemlich selten entwickelnden Früchte bilden schüsselförmige, glänzendbraune Organe, welche an den Rändern breiter Abschnitte des Laubes stehen. In Nordamerika dient das Isländische Moos als Nahrungsmittel, indem man ihm einen Theil seiner Bitterkeit mittels Einweichen in Wasser entzogen hat. Außer seinem magen- und nervenstärkenden Bitterstoff (Cetrarin) enthält es viel Stärkemehl (Flechtenstärke, Lichenin) in seinen Zellen; in der Arzneikunde wird es bei verschiedenen Brustleiden, langwierigen Katarrhen, Blutspucken und Auszehrung angewendet und als Thee, als Gallerte oder auch mit Chocolade verbunden, welche man dann Mooschocolade nennt, gegeben. Namentlich erweist es sich in Verbindung mit Carragheen-Moos (s. d.) und dem Wurzelstock des Engelsüßfarrn (Polypodium) als Thee gegeben als ein sehr wirksames Mittel gegen Heiserkeit und Husten.

Isle-de-France, ehemalige franz. Provinz, welche die in den gegenwärtigen Depart. Seine, Oise, Seine-Oise, Seine-Marne und Aisne enthaltenen Landschaften Hurepoix, Brie Française, Gâtinois, Mantais, Vexin Français, Beauvaisis, Valois, Soissonnais, Noyonnais, Laonnais und Aunais umfaßte. Es war dieser Landestheil nicht nur das Herz, sondern auch als Erbland der Capetinger recht eigentlich der Kern Frankreichs, um welchen die Nachfolger des Gründers der franz. Nationaldynastie im Laufe der Zeit mit Glück und Geschick die Bruchstücke des zersplitterten westfränk. Reichs Karl's des Kahlen sammelten und zu einem gleich-

Digitized by Google

mäßig organisirten Ganzen formten. — J. nannten die Franzosen auch die Insel Mauritius (s. d.), die sie von 1715—1810 im Besitz hatten.

Isly, kleiner Fluß in Marokko, bekannt durch den vom franz. Marschall Bugeaud (s. d.) 1844 über die Marokkaner erfochtenen Sieg, für welchen er zum Herzog von J. ernannt wurde.

Ismael, Sohn Abraham's, s. Hagar.

Ismaeliden, s. Assassinen.

Ismail, bis zum Pariser Frieden vom 30. März 1856 die Hauptfestung der russ. Provinz Bessarabien, seitdem die Hauptstadt des von Rußland abgetretenen bessarab. Grenzgebietes von Rumänien, am linken Ufer des Kilia- oder nördl. Donaumündungsarmes, zwischen Reni und Kilia, 60 Kilom. im Osten von Galacz gelegen, war vor 1790, wo Suworow 22. Dec. die früher starke Festung erstürmte, noch ungleich wichtiger und zählte damals 30,000 E. Schon früher, 6. Aug. 1770, hatten es die Russen genommen, und 26. Sept. 1809 geschah dies zum dritten male. Nachdem der Ort durch den Bukarester Frieden von 1812 an Rußland gekommen, hob er sich wieder, indem er zugleich Hauptstation der russ. Donauflotte wurde. Mit der 1810 von Moldauern, Armeniern, Griechen u. s. w., welche das türk. Gebiet verlassen hatten, nahe unterhalb der Festung neugegründeten und blos dem Handel und dem Gewerbe gewidmeten Stadt Tutschkow erhielt J. 1830 eine ganz abgesonderte Verwaltung. Die Doppelstadt zählte 1835 erst 16,000, 1856 schon 31,779 E. und nahm lebhaften Antheil an der Ausfuhr des Productenreichthums von Südrußland. Zufolge des Pariser Friedens von 1856 wurden die Festungswerke geschleift, und J.-Tutschkow ist seitdem nur noch Handelsplatz mit (1876) 21,000 E., lebhafter Schifffahrt und ansehnlicher Ausfuhr von Getreide, Wolle, Talg und Fellen. Die Stadt Reni, zwischen der Mündung des Pruth und dem Kahulsee gelegen, hat (1876) eine Bevölkerung von 7600 E., welche Schifffahrt und Kornhandel betreibt. Die seit 1856 ebenfalls nicht mehr befestigte Stadt Kilia war einst berühmte Festung und Handelsstadt, welche zur Blütezeit der Türkenherrschaft 40,000 E. zählte, aber durch die russ.-türk. Kriege sowie durch das Emporblühen von Odessa herabgesunken ist; 1876 zählte sie 9000 E., die Handel mit Vieh, Wachs u. s. w., sowie Fischerei und Caviarbereitung betrieben.

Ismaïl-Pascha, Vicekönig (Khedive) von Aegypten, der Sohn Ibrahim-Pascha's, geb. zu Kairo 31. Dec. 1830, erhielt zu Paris eine europ. Erziehung, wurde nach seiner Rückkehr zu verschiedenen diplomatischen Missionen nach Konstantinopel, Rom und Paris verwandt und hierauf von Said-Pascha in den ägypt. Staatsrath berufen. Im J. 1861 führte er bei längerer Abwesenheit Said-Pascha's stellvertretungsweise die Regierung und wurde dann nach Sudan zur Unterdrückung eines Aufstandes geschickt, welche Aufgabe er schnell und energisch erledigte. Nach dem am 18. Jan. 1863 erfolgten Tode Said's trat J. die Regierung an und bekannte sich sofort zu den liberalen und reformatorischen Grundsätzen seines Vorgängers. Doch waren ihm zur Ausführung derselben große pecuniäre Calamitäten im Wege. Um sich daher finanzielle Quellen zu eröffnen, führte er einen neuen Besteuerungsmodus ein und suchte auch zu diesem Zwecke die Baumwollcultur in Aegypten heimisch zu machen. Gegen den Willen der Türkei und Englands und gestützt auf Frankreich beförderte er die Vollendung des Baues des Suezkanals (s. d.). Im J. 1866 berief er eine Notabelnversammlung des Landes, welche über nothwendige Reformen zu berathen hatte. Sein Hauptaugenmerk indeß war darauf gerichtet, sich von der türk. Oberherrschaft möglichst freizumachen. Es wurde daher die ägypt. Erbfolgefrage in directer Linie geregelt, wozu im Mai 1866 die Zustimmung des Sultans erfolgte und nachdem J. der Türkei gegen die Aufständischen in Candia Beistand geleistet, ihm dann weitere Concessionen zur Selbstständigkeit gemacht. So erhielt er auch statt des Titels Vali, d. h. Statthalter, den Titel Khedive, d. h. Vicekönig. Jedoch ging J. nun in dem Streben nach Unabhängigkeit von der Pforte immer weiter, indem er ein Heer, sowie eine Flotte nach europ. Muster schuf. Hierüber kam es zum Conflict mit der Türkei, welche, von den meisten Mächten unterstützt, 1870 ihn zur Auslieferung der Panzerschiffe zwang. Ein im Juli 1870 gemachter Besuch in Konstantinopel und die schweren finanziellen Opfer seitens J.'s bewirkten jedoch den großherrl. Ferman vom 8. Juni 1873, durch welchen die thatsächliche Unabhängigkeit Aegyptens ausgesprochen wurde. Im J. 1875 erfolgte die Aufhebung der Consulargerichtsbarkeit sowie die Errichtung eines gemischten Gerichtshofs. Von J.'s kriegerischen Unternehmungen sind seine glücklichen Feldzüge gegen Abessinien und Darfor, welches letztere er 1874 Aegypten einverleibte, zu nennen. Eine große Schwierigkeit liegt für J. in der Zerrüttung des ägypt. Finanzwesens. Dieser Umstand war es besonders, der ihn im Nov. 1875 zum Verkauf seines Antheils an den Suezkanal-Actien an England veranlaßte. Dem überwiegenden Einfluß, den

Digitized by Google

Großbritannien in Aegypten in der neuesten Zeit gewann, ist es auch zuzuschreiben, daß J. nach Ausbruch des russ.-türk. Kriegs im Juni 1877 der Pforte 6000 Mann Hülfstruppen unter Führung seines Sohnes Hassan sandte. Im übrigen zeichnet sich die Regierung J.'s durch Pflege der Landescultur, der Industrie, des Handels und der Wissenschaften aus. (S. Aegypten.)

Ismailia, ägypt. Stadt auf dem Isthmus von Suez, am Suezkanal, an der Eisenbahn von Zagazig nach Suez und am Timsahsee 1863 regelmäßig angelegt. Hier ist der von Kairo aus durch das Wadi Tumilath gegrabene Süßwasserkanal durch die Schleuse von Nefisch mit dem maritimen Kanal verbunden und wendet sich dann in südl. Richtung dem Binnenhafen von Suez zu. Die Stadt ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, hat ein vicekönigl. Schloß und zählt (1872) 3062 E. — J. ist auch der jetzige Name von Gondokoro (s. d.).

Ismid oder Iskimid, das alte Nikomedia (s. d.) in Bithynien, Hafenplatz und Hauptstadt des Liwa Kodscha-Ili im türk. Vilajet Chodawendikjâr im nordwestl. Kleinasien, 50 Kilom. im Ostnordosten von Isnik (dem alten Nicäa), an der Karavanenstraße und im Hintergrunde des Golfs von J. (Sinus Astacenus) des Marmarameers, auf hohen Hügeln gelegen, mit etwa 3000 Häusern, ist der Sitz eines Paschas, eines griech. Metropoliten und eines armen. Erzbischofs, hat einen großen Hafen und zählt 15,000 E. Hauptsächlich kommen Salz und das in den nahen Wäldern geschlagene Holz für die türk. Regierung zur Ausfuhr. Dem freundlichen Aeußern der Stadt entspricht durchaus nicht das Innere mit seinen verfallenen Häusern, schmutzigen Gassen und armseligen Bazars. Von der alten Prachtstadt Nikomedia sind nur noch Mauern der Akropole, beim Arsenale ein schönes röm. Mauerwerk und eine große Cisterne vorhanden. Die Hauptzweige des Erwerbs sind Seidenweberei, Töpferei und Küstenschifffahrt.

Iso ..., griech. Vorsilben, dem deutschen Gleich ... entsprechend, bezeichnet im Gegensatz zu Hetero ... das Gleiche (sowol an Zahl, wie an Werth), Gleichartige, Gleichgestaltete. Isobarometrisch, Isochimenen, s. Isothermen. Isochromatisch, gleichfarbig. Isochronisch, gleichzeitig, in gleicher Zeit erfolgend, gleiche Zeit dauernd. Isodynamisch, Isogonisch, Isohypsen, Isoklinisch, s. Isothermen. Isomēr und Isomērie, s. Isomere Körper. Isometrie, Maßgleichheit; isometrisch, gleichmessend, sich auf Maßgleichheit beziehend, dieselbe anstrebend oder erzielend. Isomorph, s. Isomorphismus. Isopathie, ein System der Heilkunde, s. Homöopathie. Isoperimētrie, Umfangsgleichheit; isoperimētrisch, gleichen Umfang habend. Isothēren, s. Isothermen.

Isokrates, einer der berühmtesten griech. Redner und Lehrer der Beredsamkeit, geb. zu Athen 436 v. Chr., bildete sich durch das Hören der Vorträge der Sophisten Prodikos, Teisias und Gorgias und des Staatsmanns und Redners Theramenes, sowie durch den Umgang mit Sokrates. Am öffentlichen Auftreten als Redner vor Gericht und in der Volksversammlung hinderte ihn eine schwache Stimme und eine gewisse Schüchternheit. Von der hohlen Prahlerei der sophistischen Weisheits- und Tugendlehrer hielt J. sein ernsterer und auf das Höhere gerichteter Sinn ab, ebenso fern aber lag ihm doch auch das tiefere Studium der Philosophie. Sein Geist war mehr nur für das Formale begabt, für dieses aber auch im höchsten Grade. So wandte sich denn J., nachdem er eine Zeit lang für andere Gerichtsreden verfaßt, einerseits dem Unterricht in der Beredsamkeit in einem ernstern Sinne zu, als die Sophisten ihn ertheilten, andererseits einer literarischen Thätigkeit, indem er Reden verfaßte, in welchen er Fragen des allgemeinen Wohls behandelte. So tief und weitgreifend sein Einfluß als Lehrer der Beredsamkeit, einer vollendeten Darstellung und eines feinen abgerundeten Stils ist, so kurzsichtig und unpraktisch zeigt er sich als Politiker. Freilich ermüden seine Reden, deren höchster Werth in der bloßen Form besteht, wenn sie auch einen künstlerischen Genuß gewähren, auf die Dauer durch übergroße Künstlichkeit, Weitschweifigkeit und Ueberladenheit. Doch genoß er großen Ruhm in ganz Hellas, bis er sich im 98. Jahre nach der Schlacht von Chäronea 338 v. Chr. selbst den Tod gab, wie es heißt, aus Schmerz über den Verlust der Freiheit seines Vaterlandes durch Philipp. Doch stimmt diese Aussage schlecht mit der polit. Auffassungsweise des J., der sich wiederholt für die Einigung der Hellenen unter Philipp gegen die Perser ausgesprochen hat. Von 60 Reden, die man noch zu Plutarch's Zeiten unter seinem Namen kannte, von denen aber nicht die Hälfte für echt gehalten wurde, sind noch 21 übrig, unter denen der «Areopagitikos», worin er den Athenern räth, zur Verfassung des Solon und Kleisthenes zurückzukehren, und in gewissem Sinne auch der «Panegyrikos», in welchem die Griechen zur Eintracht gegen die Perser ermuntert werden, und der «Panathenaikos», eine Lobrede auf Athen, die erste Stelle einnehmen. J.' sämmtliche Reden sind in den Sammlungen der «Oratores Attici» aufgenommen. Neuere Ausgaben veranstalteten Bremi (Gotha u. Erfurt 1831) und

Digitized by Google

Baiter (Par. 1846), Schulausgaben Schneider (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1859—60; 2. Aufl. 1874—75) und Rauchenstein (4. Aufl., Berl. 1874). Deutsche Uebertragungen sämmtlicher Reden lieferten Benseler (4 Bde., Prenzl. 1829—31; mit griech. Text, Lpz. 1854 fg.) und Christian (8 Bde., Stuttg. 1833—46; 3. Aufl. 1869); der «Panathenaikos» und «Panegyrikos» wurden mehrfach besonders (z. B. von Flathe, ersterer Stuttg. 1858, letzterer Lpz. 1862) übertragen. Vgl. Blaß, «Die attische Beredsamkeit» (2. Abth., «I. und Isäos», Lpz. 1874); Girardo, «Cenno storico-critico della vita ed opere d' Isocrate» (Neap. 1875).

Isola-Bella und **Isola-Madre**, Inseln im Lago-Maggiore, s. Borromeische Inseln.

Isolani (Joh. Ludw. Hektor, Graf von), kaiserl. General im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1586, stammte aus cyprischem Adelsgeschlechte und trat, wie sein Vater, in kaiserl. Kriegsdienste. Im J. 1602 wurde er von den Türken gefangen, entkam aber und erhielt bald darauf das Commando eines Kroatenregiments. In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs focht er gegen den Grafen Peter Ernst von Mansfeld, dann unter Savelli in Pommern. Später zum General ernannt, wurde er 1631 bei Sihlbach und 1632 bei Lützen geschlagen. Als Feldzeugmeister erhielt er 1634 das Generalat über die Kroaten und von den Wallenstein'schen Gütern die Herrschaften Aicha und Friedenstein. Auch wurde ihm im folgenden Jahre zum Lohn für seinen Verrath an Wallenstein der Grafentitel verliehen. Später focht er bei Nördlingen, in Burgund, 1637 in Hessen, 1638 in Pommern, 1639 am Oberrhein gegen Herzog Bernhard von Weimar und Guébriant und starb 1640 zu Wien.

Isoliren (griech.) heißt in der Lehre von der Elektricität einen Körper durch schlechte Leiter oder sog. Nichtleiter der Elektricität von der Verbindung mit dem Erdboden und andern Leitern absondern und somit verhindern, daß die Elektricität, die man ihm mittheilt, sich von ihm auf diese verbreitet. Zur Isolation dienen Handgriffe oder Füße von Glas, Harz, Siegellack, Schellack u. s. w., worauf man den Körper setzt, oder Schnüre von Seide, woran man ihn aufhängt. Auf einem Isolirschemel, dessen Füße von Glas sind, kann man daher auch einen Menschen elektrisch machen und dann aus ihm, wie aus dem Conductor einer Elektrisirmaschine, Funken ziehen. Ein Körper, welcher die Elektricität äußerst schlecht und scheinbar gar nicht leitet, heißt daher auch ein Isolator, im Gegensatz zu den Leitern oder Conductoren. Der Unterschied zwischen Isolatoren und Conductoren wurde ums J. 1730 von Stephan Gray entdeckt. (S. Elektricität.)

Isomère Körper (vom griech. ἰσομερής, von gleichen Theilen) nennt man in der Chemie solche Körper, an denen zwar die Analyse dieselben Bestandtheile und in denselben Gewichtsverhältnissen, also gleiche Molecularformel nachweist, die aber dennoch ganz verschiedene Eigenschaften haben, mithin verschiedene chem. Körper sind. Zahlreiche organische Stoffe gibt es, die aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff in gleichen Gewichtsverhältnissen bestehen (wie z. B. Stärkemehl, Dextrin und Holzfaser, Weinsäure und Traubensäure) und demnach gleiche Zusammensetzung zu besitzen scheinen. Früher war man der Ansicht, daß Gleichheit der Zusammensetzung auch Gleichheit der Eigenschaften, sowol der physikalischen als auch der chemischen bedinge, und dies ist in gewisser Beziehung auch unumstößlich. Jetzt weiß man aber, daß die Zusammensetzung eines Körpers nicht einfach ausgedrückt wird durch die Gewichtstheile der einzelnen Elemente, die in dem Körper enthalten sind, sondern in nicht minder wesentlicher Weise auch durch ihre Anordnung oder Gruppirung. Solche isomere Verbindungen, die gleiche procentische Zusammensetzung, aber verschiedene Moleculargröße haben, nennt man polymere Körper. Sind dagegen die Moleculargröße und die Zusammensetzung gleich und spalten sich die Körper durch Behandeln mit Reagentien in mehrere organische Verbindungen, die auf das Vorhandensein von mehrern Kohlenstoffkernen in den isomeren Körpern deuten, so nennt man sie metamer, wie z. B. die Propionsäure und den Ameisensäureäthyläther. Sind Molecularformel, Zusammensetzung und das chem. Verhalten gleich, finden sich aber physik. Unterschiede, wie z. B. im Verhalten zu polarisirtem Licht, so spricht man von physikalischer Isomerie.

Isomorphismus (vom griech. ἴσος, gleich, μορφή, Gestalt) bezeichnet die Fähigkeit zweier oder mehrerer verschiedener chem. Substanzen, in einer übereinstimmenden oder wenigstens sehr ähnlichen Form zu krystallisiren; so sind z. B. die kohlensauren Salze von Calcium, Magnesium, Zink, Eisen, Mangan alle isomorph, weil sie sämmtlich in Rhomboëdern krystallisiren, welche nur durch äußerst geringe Winkeldifferenzen ihrer Kanten (im ganzen $2^1/_2{}^\circ$) voneinander abweichen; so sind ferner die Metalle Arsen, Tellur, Antimon, Wismuth isomorph; andere isomorphe Gruppen bilden Zinnstein, Rutil, Zirkon, sodann die rhombischen schwefelsauren Salze von Baryum (Schwerspat), Strontium (Cölestin) und Blei (Bleivitriol), andererseits unter den

Digitized by Google

Erzen die gleichen Schwefelungsstufen von Eisen, Kobalt, Mangan, Nickel. Mitscherlich begründete zuerst die Lehre vom I. und stellte den Satz auf, daß es chemisch analog zusammengesetzte Substanzen seien, welche die gleiche Krystallform annehmen. Da indessen mitunter auch Substanzen eine große Aehnlichkeit der Formentwickelung aufweisen, ohne daß die chem. Constitution irgendeine Analogie erkennen läßt, so erblickt man ein entscheidendes Merkmal für den wirklichen I. noch darin, daß ein Krystall der einen Substanz, in die Lösung der andern gelegt, fähig ist, darin wie in seiner eigenen weiter zu wachsen, was bei jenen Fällen des blos scheinbaren I. nicht erfolgt. Die für sich isomorphen chem. Grundverbindungen (wie die obengenannten Salze) haben die Eigenschaft, in schwankenden und unbestimmten Verhältnissen zu einem Individuum zusammenkrystallisiren zu können, welches alsdann vermöge seiner Form mit in die isomorphe Gruppe hineingehört; so gibt es rhomboëdrische Krystalle, welche zugleich aus kohlensaurem Calcium, Magnesium und Eisen bestehen; man nennt dergleichen isomorphe Mischungen.

Isonzo, Fluß in der zum Cisleithanischen Theile der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie gehörigen gefürsteten Grafschaft Görz, entspringt in dem am westl. Fuße des Terglou gelegenen Trentathale und fließt in vielen Krümmungen durch ein meist enges Gebirgsthal, die Stadt Görz berührend, dann in westl. Begrenzung der friaulischen Ebene, nachdem er in seinem untern Laufe den Namen Sdoba angenommen hat, seiner Mündung ins Adriatische Meer zu, welches er bei Monfalcone erreicht. Er hat eine Länge von 127 Kilom., ist aber nur in der Nähe seiner Mündung schiffbar. Seine Zuflüsse sind die Idria und Wippach am linken, der Coritenza und der Torre am rechten Ufer.

Isothermen (vom griech. ἴσος, gleich, und θερμός, warm) nennt man die von A. von Humboldt zuerst gezeichneten Linien, die auf einer Landkarte alle diejenigen Orte miteinander verbinden, welche dieselbe mittlere Temperatur besitzen. Bei der Construction dieser Linie hat man aber auf die Höhe der Beobachtungsorte über dem Meere Rücksicht zu nehmen. Da nämlich die Erhebung über die Meeresfläche die mittlere Temperatur erniedrigt, so müssen alle mittlern Temperaturen höhergelegener Orte um eine dieser Erhebung entsprechende Größe erhöht werden. Erst die Verbindung aller Orte, welche nach dieser Reduction auf das Niveau des Meers gleiche mittlere Temperatur besitzen, lieferte die I. Jede I. wird nach dem mittlern Temperaturgrade, der auf ihr herrscht, benannt, z. B. die I. von 25°, von 20° u. s. w. — Isochimenen (von ἴσος, gleich, und χειμών, der Winter) sind Linien, welche auf einer Landkarte alle Orte, welche dieselbe mittlere Wintertemperatur besitzen, verbinden. — Isotheren (von ἴσος, gleich, und θέρος, Sommer) sind Linien, die auf einer Landkarte alle Orte, welche dieselbe mittlere Sommertemperatur besitzen, verbinden. — Isanomalen nennt Dove die Linien, welche auf der Landkarte alle die Punkte miteinander verbinden, in welchen die Temperatur um gleich viel Grade von der mittlern Temperatur des Parallelkreises, auf welchem der Ort liegt, abweicht. — Isohypsen sind Linien, welche auf Karten alle Punkte von gleicher Meereshöhe miteinander verbinden. — Isoklinische Linien verbinden auf der Landkarte alle diejenigen Orte, wo die Neigung oder Inclination einer in ihrem Schwerpunkt aufgehangenen Magnetnadel, isodynamische Linien, wo die Intensität des Erdmagnetismus, isogonische Linien, wo die Abweichung der Magnetnadel von dem geogr. Meridian, isobarometrische Linien endlich, wo der mittlere Unterschied der monatlichen äußersten Barometerstände gleichgroß ist. Alle diese Linien haben einen unregelmäßigen, von der Configuration und Natur der Continente, der Meeresströmungen u. s. w. abhängigen Gang. So läuft z. B. die Isochimene von 0°, d. h. die Linie, welche alle Orte verbindet, deren mittlere Wintertemperatur 0° ist, südlich von Spitzbergen gerade auf Norwegen zu, biegt dort jäh um, läuft an dessen Westküste hin, durch Jütland, Mecklenburg, Schlesien, Ungarn, die Donauländer, Kaukasien u. s. w.

Isouard (Nicolo), auch Nicolo de Malte genannt, Operncomponist, geb. 1775 auf der Insel Malta, wurde von seinem Vater, einem Franzosen, frühzeitig zur Vorbereitung für den Seedienst nach Paris geschickt, kehrte aber 1790 infolge der Revolution nach Malta zurück, wo er sich zu Lavalette dem Handel widmete. In dieser Stellung gab er sich zugleich seiner Neigung zur Musik hin. Der Vater, um den Sohn von der Kunst abzulenken, brachte ihn in ein Handelshaus nach Palermo. Hier fand er trotz angespannter Geschäftsthätigkeit noch Muße genug, Unterricht in der Composition zu nehmen, und als er seine Stelle mit einer andern in Neapel vertauschen mußte, suchte er seine weitere tonkünstlerische Ausbildung unter Sala und Guglielmi zu fördern. Erst 1794 entsagte er dem Kaufmannsstande und ging hierauf nach Florenz, wo er seine erste Oper «Avviso ai maritati» auf die Bühne brachte, von da nach Livorno, wo 1795 «Artaserse» als sein zweites Werk zur Aufführung kam. Der Erfolg führte zu seiner

Digitized by Google

Berufung in seine Heimatsinsel, wo er zuerst als Organist an der Kirche St.-Johannes von Jerusalem in Lavalette, später als Kapellmeister des Malteserordens thätig war. Nach der Eroberung der Insel durch die Franzosen lebte er als Privatmann und componirte verschiedene Opern, wie «Rinaldo d'Asti», «Il barbiere di Seviglia», «L'improvisata in campagna» u. s. w. Im J. 1808, nachdem die Engländer Malta genommen, ging er mit dem General Vaubois als Geheimschreiber nach Paris. Obschon er hier bald Zugang zur Bühne der Komischen Oper fand, hatten doch seine ersten Productionen (darunter «Le tonnelier», «La statue ou la femme avare») keinen rechten Erfolg. Erst nach Verlauf von Jahren gelang es ihm, besonders durch die Oper «Intrigue aux fenêtres» (1805), die Gunst des Publikums zu gewinnen. Von dieser Zeit an bis zur Rückkehr Boieldieu's aus Rußland (1811) war J. der Beherrscher der Opéra-Comique. Die höchste Stufe der Beliebtheit errang er durch «Cendrillon» («Aschenbrödel», 1810), welche Oper, obschon sie nicht zu seinen besten Productionen gehört, J.'s Ruhm auch im Auslande verbreitete. Musikalisch höher stehen die Opern «Jeannot et Colin» und besonders «Joconde» (beide 1814), die Früchte gewissenhaftern Arbeitens, zu dem er später seinem Rivalen Boieldieu gegenüber sich genöthigt sah. Seitdem lieferte J. wenig mehr, indem er seine Kräfte in Ausschweifungen aufrieb. Er starb 23. März 1818. Die Zahl der von J. componirten Opern beträgt mehr als 30; in denselben zeigt sich Frische, Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, bei häufiger Flüchtigkeit der Arbeit. Einige Kirchensachen, Kammercantaten, Duetten und Canzonetten sind Manuscript geblieben.

Ispahân oder Isfahân, einst die große und blühende Haupt- und Residenzstadt Persiens von Schah Abbas d. Gr. bis auf Nadir-Schah, liegt in der Provinz Irak-Adschemi in einer schönen, wohlbewässerten und gutcultivirten Mulde des iranischen Plateau an dem mit mehrern herrlichen Brücken überspannten Steppenflusse Zajendé-Rud. Obschon die Stadt als Centralpunkt der pers. Industrie, als wichtiger Stapelplatz für die Producte des Umlandes und seiner Schulen wegen noch Bedeutung hat, ist sie doch von ihrer frühern Größe gänzlich herabgesunken und besteht großentheils aus wüstliegenden Gärten und Häusern. Zur Zeit der größten Blüte, im 17. Jahrh., hatte sie mit den Vorstädten über 30 Kilom. Umfang und 600,000, nach andern über 1 Mill. E. Gegenwärtig zählt J. etwa 80,000 E. und hat 12 große und mehrere kleinere Moscheen, 13 Gelehrtenschulen, 18 große öffentliche Bäder sowie zahlreiche Bazars. Die Straßen sind eng und schmuzig. Im Süden der Stadt liegt die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas d. Gr. 1603 den aus ihrem Vaterlande, namentlich aus dem Weberorte Eski-Dschulfa am Aras hierher versetzten 34,000 Armeniern als Wohnort angewiesen hatte. Die Armenier besitzen elf Kirchen und ein Nonnenkloster, das den Wohnsitz des armen. Bischofs abgibt, die Katholiken eine Kirche mit einem kleinen Dominicanerkloster. Die Strecke zwischen Dschulfa und der eigentlichen Stadt besteht aus einem Trümmerfelde. Den Fluß überspannt hier eine großartige Brücke von 34 Bogen, und in dem Raume zwischen der Brücke und der Stadt (Tschehar-Bagh) liegen noch mehr oder weniger erhaltene Reste von den Palästen, die einst hier standen. An diesem Platze stehen auch die große Moschee Lutf-Allah mit einer Kuppel aus glasirten Ziegeln, die Hauptmoschee (Mesdschid-i-Schah), die prachtvollste des Morgenlandes, mit einem Collegium zahlreicher Lehrer, das als mohammed. Universität gelten kann. Die Industrie der Stadt liefert hauptsächlich Seiden- und Baumwollzeuge aller Art, wollene Stoffe, Hieb- und Schußwaffen, Pulver und Bijouterien, dann Sammt, Goldbrokate, weiße Musseline, Schuhwerk, Sättel und Pferdegeschirre, Pfeifenschläuche, Holzmosaik, Lackmalerei, Papier und Glas. Zugleich ist J. Mittelpunkt des Binnenverkehrs im eigentlichen Persien. Die Stadt erfreut sich eines im Sommer und Winter gemäßigten Klimas. J., das Aspanada der Alten (in Medien), blühte schon seit dem 10. Jahrh., obschon es durch Kriege viel zu leiden hatte. Vom Schah Abbas I. (1586—1628) anstatt Kaswin zur Residenz erhoben, wurde es im 16. Jahrh. eine der bedeutendsten Weltstädte. Die Afghanen unter Mir Mahmud eroberten und verwüsteten die Stadt, 12. bis 28. Oct. 1722, und seitdem war ihre Blüte dahin. Nadir-Schah vertrieb zwar 1729 die Afghanen, aber die Stadt kam nicht wieder empor, da der Kurde Kerim-Khan, der sie 1749 gewann, die Residenz nach Schiras und der Kadschare Feth-Ali 1796 nach Teheran verlegte.

Israel, Israeliten, s. Hebräer und Juden.

Issus, Seestadt in Cilicien (s. d.), an der Ostküste des Meerbusens gleichen Namens (jetzt Golf von Iskanderun), wahrscheinlich das jetzige Dorf Jüzler im Liwa Bellan des Vilajet Adana, ist durch den Sieg berühmt, den hier Alexander d. Gr. 333 v. Chr. über Darius erkämpfte, wobei ihm das ganze pers. Lager nebst der Familie des Darius in die Hände fiel.

Digitized by Google

Issy, Dorf im Arrondissement Sceaux des franz. Depart. Seine, unmittelbar südwestlich vor der Umfassungsmauer von Paris und unweit östlich der Seine gelegen, hat große chem. Fabriken und zählt 10,000 E. Das früher dabei befindliche Fort I., das westlichste der südl. Vertheidigungslinie von Paris, auf einem Hügel 1 Kilom. östlich der Seine, wurde im Deutsch-Französischen Kriege bereits 16. Jan. 1871 von den Deutschen zum Schweigen gebracht, fiel im März den Insurgenten der Commune in die Hände und wurde später geschleift.

Issyk-kul, See in Ostturkestan, im O. des russ.-turkestan. Militärbezirks und im S. des Ssemiretschenschen Gebietes, erstreckt sich von 42° bis 42° 30′ nördl. Br. und 94° bis 96° östl. L. (von Ferro) und wird hauptsächlich von dem Flusse Tschu gespeist. Inmitten der nördl. Abhänge des Tjan-Schan 1750 Mt. hoch gelegen, wird er im N. von den Gebirgszügen Kujdulaj und Mergon-Scheri begrenzt, im S. vom Konurulen und Terskejtau. Der bedeutendste Punkt an den Ufern des Sees ist Karakol im O.

Isthmus (griech.), eigentlich jeder schmale Zugang, hieß bei den Alten zwar im allgemeinen jede Erdenge oder Landzunge, vorzugsweise aber die Landenge bei Korinth (s. d.) zwischen dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen, welche den Peloponnes mit dem Festlande Hellas verbindet, und deren Durchstechung zu den Zeiten der Römer, freilich ohne glücklichen Erfolg, zu wiederholten malen versucht wurde. Hier stand ein dem Poseidon geweihter berühmter Tempel. Außer ältern Kunstwerken stand in diesem namentlich eine von Herodes Atticus (s. d.) geweihte Gruppe aus Gold und Elfenbein: Poseidon und Amphitrite auf einem von vier Rossen aus vergoldetem Erz gezogenen Wagen. Der Tempel stand innerhalb einer weiten Umfassungsmauer, innerhalb deren sich noch viele andere Tempel und Heiligthümer sowie auch Alleen von Pinien oder Fichten und Statuen von Siegern in den Isthmischen Spielen befanden. Außerhalb derselben sah man ein Theater und ein Stadium von weißem Marmor, wo jedes dritte Jahr, wahrscheinlich zur Herbstzeit, die Isthmischen Spiele oder Isthmien (Ἴσθμια) mit außerordentlicher Pracht gefeiert wurden. Diese Spiele waren der Sage nach von Sisyphos zur Erinnerung an den Meergott Melikertes gestiftet und von Theseus dem isthmischen Poseidon zu Ehren erneuert worden. Die hier angestellten Wettkämpfe bestanden in gymnastischen Kämpfen und Wettrennen zu Roß und zu Wagen, ähnlich den zu Olympia gehaltenen Agonen (s. d.) und außerdem in musischen Wettkämpfen, namentlich von Kitharöden in Zitherspiel mit Gesang, wozu dann in späterer Zeit wie bei andern Festen auch noch dramatische Aufführungen kamen. Ganz Griechenland mit Ausnahme der Eleer nahm an den Isthmien theil. Die Sieger erhielten einen Kranz aus Eppich-, später aus Fichtenzweigen.

Istmo oder Panama, Staat der Conföderation von Columbia, s. Panama.

Istrien, früher auch Histerreich genannt, eine gefürstete Markgrafschaft des Cisleithanischen Theils der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, welche nebst der Grafschaft Görz und Gradiska und der Stadt Triest sammt Gebiet das zum frühern Königreiche Illyrien gehörige Verwaltungsgebiet «Küstenland» bildet, grenzt im N. an Triest, Görz und Krain, im O. an Kroatien und den Meerbusen des Quarnero, im S. und W. an das Adriatische Meer, umfaßt nebst den Quarnerischen Inseln 4941,5 QKilom. und zählt (1869) 254,905 E. Die fast ausschließlich kath. Bevölkerung besteht zu zwei Dritteln aus Slawen (Kroaten im Osten, Serben in der Mitte und im Süden und Slowenen im Nordwesten), während das übrige Drittel vorzugsweise in den Städten und an den Küsten dem ital. Volksstamme angehört. I. ist eine buchten- und hafenreiche Halbinsel, die in ihrem südl. Theile spitz zuläuft und mit Einschluß von Triest eine Küstenentwickelung von 430 Kilom. darbietet. Es hat einen durchaus steinigen Kalkboden, der indeß in den meisten Gegenden für die Cultur gewonnen ist. Am untern Isonzo, südlich von Görz, beginnt der Karst (Carso), ein vielfach zerklüftetes, nacktes und dürres Kalksteinplateau, das gegen Südosten nach Fiume hinzieht und steil gegen den Triester Meerbusen abfällt. Diese Karstbildung herrscht auch in der Halbinsel I. vor, welche im Nordosten am Golf von Quarnero eine hohe Bergkette bildet, dort im Monte-Maggiore 1400 Mt. aufsteigt, und an der Meeresseite steile Felsküsten hat. Die namhaftesten Flüßchen sind der Quieto an der Westküste und die Arsa an der Ostküste. Das Klima ist italienisch warm, überaus trocken, namentlich im Sommer, wo es nur wenig, im Juli und August in der Regel gar nicht regnet. Die Küsten sind den heftigsten Winden ausgesetzt, namentlich dem Sirocco aus Südsüdost und der gefürchteten Bora aus Nordost. Das Land ist reich an feinstem Oel, an Feigen, Südfrüchten, besonders aber an Wein, dessen beste Sorten in den Gegenden von Capo d'Istria, Muggia, Isola, Parenzo und Dignano gebaut werden, und von dem die rothen Sorten Refosco und Terrano auch auswärts bekannt sind; ferner an Zucker- und Wassermelonen und an Salz.

Digitized by Google

Die Waldungen liefern jetzt nur noch weniges aber vortreffliches Schiffbauholz und zur Ausfuhr viel Galläpfel, Knoppern, Eichenrinde, Holzkohlen, sowie die Rinde der Korkeiche (von Galetano und dem Kaiserwalde bei Pola). Die wichtigsten Nahrungszweige der Bewohner sind Schiffbau, Schifffahrt, Fischfang, Seesalzgewinnung, Wein- und Oelbau sowie Viehzucht. Fabriken sind nur wenige vorhanden, dagegen ein großes Steinkohlenbergwerk bei Carpano, sowie Alaungruben bei Sovigrano; ferner wird bei Pola viel Quarzsand für die Glasperlenfabrik in Murano gegraben. Man zählt an der Küste und auf den Inseln 80 Häfen und 30 Rheden. Pola als der Centralkriegshafen der Monarchie ist der wichtigste Seeplatz des Landes. Lussin-Piccolo, eine der Quarnerischen Inseln, ist bedeutend als Sitz der wichtigsten Rhede der österr. Handelsmarine sowie der meisten Werften für größere Seeschiffe. Obschon J. in administrativer Beziehung zu dem Küstenlande gehört, so besitzt es dennoch, als eigenes Kronland, seinen besondern Landtag, der in Parenzo zusammentritt und (nach der Landesordnung vom 26. Febr. 1861) aus 30 Mitgliedern zusammengesetzt ist, nämlich aus den 3 Bischöfen, 5 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 8 Abgeordneten der Städte und Märkte, 12 Abgeordneten der übrigen Gemeinden und 2 Abgeordneten der Handelskammer zu Rovigno. Die polit. Eintheilung ist in sechs Bezirkshauptmannschaften, die gerichtliche in 16 Gerichtsbezirke. Die Gerichtsbezirke Mitterburg (Pisino), Castelnuovo und Theile der Bezirke Volosca, Albona und Pinquente (d. i. das sog. österreichische J.) gehörten 1815—66 zum Deutschen Bunde. Istria oder Histria führt seinen Namen von dem illyrischen J., welches 177 v. Chr. der röm. Herrschaft unterworfen wurde. Seit Augustus' Zeiten gehörte J. bis zur Arsia zu Oberitalien, während die jenseit der Arsia wohnenden Liburner zu Illyricum gerechnet wurden. J. theilte fortan die Schicksale Italiens und Illyricums. Im 7. Jahrh. drangen Slowenen, Kroaten und Serben nach J. vor, dessen Küsten und Inseln jedoch stets mit Italien im Zusammenhange blieben. Pipin, Karl's d. Gr. Sohn, unterwarf die Halbinsel dem Fränkischen Reiche, bei dessen Auflösung sie dem Deutschen Reiche zufiel. Seit Mitte des 10. Jahrh. bildete J. eine eigene Markgrafschaft, die aber seit 961 zum Herzogthum Kärnten gehörte, bis sie 1173 an die Grafen von Andechs, Herzoge von Meran, kam. Als der Markgraf Heinrich von Andechs als Theilnehmer an dem Morde König Philipp's vom Könige Otto IV. geächtet wurde, gelangte 1208 (das westliche) J. an den Patriarchen von Aquileja, der aber in der Folge fast alles an Venedig verlor. So war bis 1797 der größte Theil der Halbinsel den Venetianern unterworfen; nur der nordöstl. Theil, die sog. Grafschaft J. (das deutsche J.), bestehend aus den Gebieten von Mitterburg (Pisino), Pedena-Bellai und Castelnuovo, nach der Aechtung der Andechser ein Besitzthum der Grafen von Görz, war nach dem Tode des Grafen Albert IV. 1374 an Oesterreich gefallen und zum Herzogthum Krain geschlagen worden. Nach dem Frieden von Campo-Formio besetzte Oesterreich auch den venet. Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venet. Besitzungen geschlagen wurden. Als aber Oesterreich 1805 in dem Frieden zu Preßburg auf sämmtliche venet. Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte es auch das venetianische J. an Frankreich abtreten. Das deutsche J. folgte 1809 diesem Schicksale nach. Zur Belohnung seiner Verdienste in dem span. Feldzuge ernannte Napoleon 1808 den Marschall Bessières (s. d.) zum Herzog von J. Später wurde es durch Napoleon mit den illyr. Provinzen vereinigt, 1814 aber von Oesterreich zurückerobert. Vgl. Stieglitz, «J. und Dalmatien» (Stuttg. 1845); «J., histor., geogr. und statist. Darstellung der istrischen Halbinsel» (Triest 1863).

Istriz (Don Francesco Xavier de), span. Staatsmann, geb. 1790 zu Cadix, machte sich politisch zuerst dadurch bekannt, daß er nach der Restauration König Ferdinand's VII. den Misvergnügten sein Haus zu Cadix als Versammlungsort anbot. Hier wurde der Aufstand vorbereitet, der unter Quiroga's und Riego's Leitung 1. Jan. 1820 in Spanien ausbrach. Nach der Wiederherstellung der Constitution begab sich J. nach Madrid. Im J. 1822 zum Mitglied der Cortes, 1823 zum Präsidenten derselben erwählt, ging er mit nach Sevilla, wo er für die Suspendirung der königl. Regierung stimmte, und dann nach Cadix. Nach der Restauration zum Tode verurtheilt, flüchtete er nach England. Im J. 1834 kehrte er nach Spanien zurück und wurde von der Provinz Cadix zum Procurador bei den Cortes erwählt. In Madrid schloß er sich wieder den Führern der radicalen Partei an und brachte mit diesen 1835 den Aufstand der Milicia urbana zu Stande, der den Sturz des Ministeriums Toreño bezweckte, durch den General Quesada aber unterdrückt wurde. Als bald darauf sein Freund Mendizabal an die Spitze des Ministeriums trat, wurde J. Präsident der im Nov. 1835 zusammengetretenen Kammer der Procuradoren, die aber Mendizabal im Jan. 1836 auflöste. J. verfeindete sich nun mit Mendizabal und arbeitete an dessen Sturze in solcher Weise, daß

Digitized by Google

dieser ihn zu einem Zweikampf forderte. Nach Mendizabal's Falle übernahm J. 15. Mai 1836 das Ministerium des Auswärtigen und den Vorsitz im Ministerrathe. Doch als Abtrünniger sowie durch seinen rachsüchtigen Charakter reizte er Cortes und Volk so gegen sich auf, daß er, nachdem die Königin-Regentin 13. Aug. 1836 in La-Granja gezwungen worden war, die Constitution von 1812 zu proclamiren, verkleidet nach Lissabon flüchten mußte, von wo er sich nach England einschiffte. Kurze Zeit nachher ging er nach Paris. Nachdem er jedoch die Constitution von 1837 beschworen, wurde er in die Cortes von 1838 erwählt und Präsident des Congresses. Nach dem Rücktritte des Ministeriums Narvaez im Febr. 1846 trat J. an die Spitze des neuen Cabinets, das schon im April wieder Narvaez weichen mußte. Doch einige Wochen später ward letzterer wieder durch das Cabinet J.-Mon-Pidel verdrängt, unter welchem 10. Oct. die Doppelheirath der Königin Isabella und ihrer Schwester zu Stande kam, das aber schon im December desselben Jahres durch die Haltung der Cortes sich zurückgedrängt sah. J. lebte hierauf einige Zeit in Cadix, war dann 1848 span. Gesandter in London, auf welchen Posten er auch im Juni 1850 auf einige Zeit wieder zurückkehrte. Im J. 1856 ging er in außerordentlicher Sendung nach Petersburg. Seit 29. Oct. 1858 abermals span. Gesandter in London, verließ er diese Stellung im Febr. 1862, um zu Madrid das Präsidium des Staatsraths zu übernehmen. Von März 1863 bis Oct. 1864 versah J. die Stelle eines Gesandten am Hofe zu Paris, worauf er zurückberufen wurde. Er starb 16. April 1871.

Itabirit ist ein körnig-schieferiges oder dichtes Gestein, welches aus blätterigem Eisenglanz, Magneteisen und Quarzkörnern besteht, und accessorisch gediegen Gold, Talk, Chlorit, Strahlstein enthält; es bildet unter anderm eine an 300 Mt. mächtige, zum Theil deutlich geschichtete Ablagerung an der Sierra da Piedada bei Sabara in Brasilien, wo der Pik von Itabira daraus zusammengesetzt ist.

Itacismus nennt man die heutige, neugriech. Aussprache des Altgriechischen; der Name ist abgeleitet vom Buchstabennamen i und stammt daher, daß die Neugriechen die in alter Zeit verschieden ausgesprochenen Vocale ι, υ, η, ει, οι alle gleichmäßig wie i aussprechen. Die Neugriechen sind meistens eifrige Verfechter dieser wie auch anderer Eigenthümlichkeiten der heutigen Aussprache (z. B. der des Diphthongen αι wie ä) und halten dieselbe für uralt, obwol die Wissenschaft längst nachgewiesen hat, daß dieselbe in alter Zeit nicht stattfand, wenn auch Anfänge derselben zum Theil in die vorchristl. Zeit zurückgehen. Die nicht itacistische Aussprache pflegt man als Etacismus zu bezeichnen, abgeleitet vom Buchstaben η, der danach wie langes e auszusprechen ist. Die etacistische Aussprache ist in Deutschland durch Erasmus eingeführt, daher auch Erasmische Aussprache genannt, während der J. von Reuchlin vertheidigt wurde, daher auch Reuchlinische Aussprache des Griechischen genannt.

Italien (geographisch-statistisch) bildet eine (auch als die Apenninische bezeichnete) Halbinsel, die, zwischen 37° 56′ bis 46° 42′ nördl. Br. und von 24° 10′ bis 36° 10′ östl. L. (von Ferro) gelegen, nur im N. mit dem Festlande zusammenhängt, wo sie im W. von Frankreich und im N. und O. von der Schweiz und Oesterreich begrenzt, sonst aber im W. und S. vom Mittelländischen, im O. vom Adriatischen Meere umgeben wird. Mit den geographisch dazu gehörigen Inseln Sardinien, Sicilien, Corsica und den kleinern (Elba, den Liparen, Tremiten, Malta u. s. w.) enthält die Halbinsel einen Flächenraum von etwa 330,000 QKilom. Die Länge der eigentlichen Halbinsel von Nordwest nach Südost beträgt etwa 1200 Kilom., die Breite von West nach Ost 150—230 Kilom., die Breite der beiden südl. Landzungen 35—105 Kilom. Der Küstenumriß der Halbinsel beträgt 3300 Kilom. Länge, der Siciliens 915 Kilom., der Sardiniens 900 Kilom., einschließlich der kleinen Inseln wird er auf 5840 Kilom. berechnet. In geogr.-polit. Hinsicht besteht J. aus dem Königreich J., den zu Frankreich gehörigen Landschaften Savoyen und Nizza nebst der Insel Corsica (s. d.), dem Fürstenthum Monaco (s. d.), der Republik San-Marino (s. d.) und der der Krone England gehörenden Insel Malta (s. d.) nebst Zubehör. J. wird im Norden vom übrigen Europa durch die Alpen (s. d.) getrennt, die sich, wie in einem Halbkreise von dem westlichsten Theile derselben, den Seealpen, bis zu dem östlichsten, den Julischen, um Nord-J. herumziehen und ihre größte Höhe auf der ital. Seite im Montblanc erreichen. Im Süden der nach J. steil abfallenden Alpenketten breitet sich die tiefe lombard. Ebene mit östl. Abdachung aus, welche an vielen Stellen gegen das Adriatische Meer, längs dessen Küste sie bedeutende Lagunen bildet, durch Dämme geschützt werden muß und sich südwestlich sanft zum Apennin (s. d.) erhebt, welcher die Gestalt der ganzen Halbinsel bestimmt. Außer der lombard. Ebene finden sich ebene Striche auf der Westseite J.s am untern Arno, sodann weiter nach Süden die Campagna di Roma mit den Pontinischen

Digitized by Google

Sümpfen und endlich bei Neapel die Campagna Felice, an deren Südseite sich der Vesuv erhebt. Auf der Ostseite ist die apulische Ebene (tavoliera di Puglia) die bedeutendste. Der Boden J.s ist meist höchst fruchtbar. In der trefflich angebauten lombard. Ebene ist er schwer und marschenartig, in den meist kahlen Gebirgen auf den Höhen dürr, in den Thälern fruchtbar, in den Maremmen (s. d.) am Mittelmeer und in der röm. Campagna steppenartig; in Süd-J., wo er um Capua und Neapel nur seiner vulkanischen Beschaffenheit die ausgezeichnete Fruchtbarkeit verdankt, im ganzen leicht und weniger ertragsfähig. Das Klima J.s gehört, mit Ausnahme der hohen Gebirgsgegenden, durch seine Milde zu den schönsten von Europa. Man unterscheidet vier Hauptregionen: 1) Ober-J. im Norden des Apennin, wo das Réaumur'sche Thermometer im Winter zuweilen noch bis zu 13° Kälte fällt, der Schnee oft wochenlang die Fluren bedeckt und selbst die adriat. Lagunen sich mit Eis belegen, wo die edeln Südfrüchte nur an begünstigten Stellen im Freien gedeihen; 2) Mittel-J. mit Genua bis zu 41° 30′ südl. Br., wo ein eigentlicher Winter nur in den Gebirgen stattfindet, bleibendes Eis und Schnee in den Thälern selten sind und der Oelbaum und Orangen im Freien überall in den Niederungen gedeihen; 3) Unter-J. bis auf die südlichste Spitze, wo das Thermometer nur höchst selten unter 3° Kälte fällt und Schnee ebenso selten ist, wo die Aloë und die feinsten Südfrüchte im Freien überwintern; 4) die südlichste Spitze Neapels, Sicilien und Malta, wo das Thermometer fast nie unter den Gefrierpunkt fällt, neben der indian. Feige auch die Dattelpalme und das Zuckerrohr gedeihen und Aloë und Papyrus zur Einfassung von Feldern benutzt werden. Im Sommer ist der Himmel fast fortwährend heiter, und Seewinde mäßigen die große Hitze; doch leidet das Land deshalb häufig an Dürre und wird im Sommer öfter vom Sirocco heimgesucht. Noch schädlicher sind in manchen Gegenden, namentlich in den toscan. Maremmen, der röm. Campagna und überhaupt in vielen Küstengegenden Mittel- und Unter-J.s, die dem Boden entströmenden, unter dem Namen Malaria (s. d.) oder Aria cattiva bekannten Dünste. Unter-J. und Sicilien mit dem Aetna werden häufig von Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen heimgesucht. Unter den vielen Seen J.s zeichnen sich am Südabhange der Alpen der Lago-Maggiore, der Luganersee, der Comersee, der Iseo- und Gardasee, in Mittel-J. die Seen von Castiglione, Perugia, Bolsena und Bracciano, in den neapolit. Abruzzen der See von Celano aus. Unter den Flüssen J.s ist der Po (s. d.) der bedeutendste und wichtigste. Außerdem sind in Ober-J. noch die Etsch, die Brenta, die Piave und der Tagliamento, und im übrigen J. der Arno in Toscana, die Tiber, der Garigliano, der reißende Volturno und der Sele zu erwähnen. Die zahlreichen, von dem Apennin ins Adriatische Meer strömenden Flüsse sind sämmtlich kleine, nicht schiffbare Küstenflüsse. Nur in Ober-J. wird die Schifffahrt durch Kanäle befördert, so namentlich durch den Naviglio-Grande von Mailand nach Tornavento, durch die Kanäle von Bere-Guardo, Pavia, den Naviglio della Martesana, den Canale-Bianco u. s. w. Unter den Mineralquellen sind die Thermen auf der Insel Ischia und die salinisch-erdigen Thermen von Pisa und Lucca sehr berühmt. Die vorzüglichsten Producte der Halbinsel sind: Eisen, Kupfer, Blei, Salz, Schwefel, Alaun, Marmor und Puzzolana; Mais, Reis, Wein, Oel, Rosinen, Kastanien, Südfrüchte, Obst, Süßholz und Johannisbrot, Galläpfel, Hanf und Flachs; Esel, Maulesel, Seidenraupen und Bienen, Seethiere aller Art. Die Bevölkerung der ganzen ital. Halbinsel beläuft sich auf fast 30 Mill., welche der Nationalität nach größtentheils Italiener sind, die aber nach dem Dialekt der Sprache in viele Stammesabtheilungen zerfallen. In Friaul (der Provinz Udine) gehört der größte Theil der Bewohner dem Volksstamme der Friauler und Furlaner an (von gall. Abstammung), etwa 370,000 Seelen; auch leben daselbst 27,000 Slowenen. Namentlich in der Provinz Turin wohnen 135,000 Franzosen, in den Sette und den Tredeci-Communi (an der tiroler Grenze) und an andern Orten der Lombardei und Venetiens über 20,000 Deutsche, im Neapolitanischen und der sicil. Caltanissetta etwa 55,000 Arnauten, in der neapolit. Provinz Campobasso ungefähr 3000 Slawen, deren Sprache mit der kroat. Mundart Aehnlichkeit hat, auf Sardinien 7000 Catalonier, auf der Maltagruppe Malteser und Engländer, endlich als Handelsleute vielfach zerstreut über 20,000 Griechen, Armenier u. s. w.

Das gegenwärtige **Königreich** J. ist aus den Provinzen des frühern Königreichs Sardinien (mit Ausnahme von Savoyen und Nizza, die 1860 an Frankreich abgetreten wurden) einschließlich der Lombardei und Venetiens, aus dem ehemaligen Kirchenstaate und den annectirten Staaten, nämlich den Herzogthümern Parma und Modena, dem ehemaligen Großherzogthum Toscana und dem frühern Königreiche beider Sicilien zusammengesetzt. Dasselbe grenzt im N. an die Schweiz und Oesterreich (Tirol und Illyrien), im W. an Frankreich,

Digitized by Google

wird sonst vom Mittelländischen und Adriatischen Meere umflossen und umschließt mit dem Gebiete einer seiner Provinzen (Pesaro und Urbino) die Republik San-Marino. Es umfaßt ein Areal von 296,322,91 QKilom. und (nach der Volkszählung vom 31. Dec. 1875) 27,482,174 E. (93 E. auf 1 QKilom.). Das ganze Königreich zerfällt in 16 Landestheile (Compartimenti) und 69 Provinzen; dieselben sind (mit Angabe der Bevölkerung der Landestheile nach dem Census von 1875) folgende: I. Piemont (mit den 4 Provinzen Alessandria, Cuneo, Novara und Turin, insgesammt 29,286,20 QKilom. mit 2,995,213 E.); II. Ligurien (mit den 2 Provinzen Genua und Porto-Mauricio, insgesammt 5324,20 QKilom. und 865,254 E.); III. Lombardei (mit den 8 Provinzen Bergamo, Brescia, Como, Cremona, Mantua, Mailand, Pavia und Sondrio, insgesammt 23,526,81 QKilom. und 3,553,913 E.); IV. Venetien (mit den 8 Provinzen Belluno, Padua, Rovigo, Treviso, Udine, Venedig, Verona und Vicenza, insgesammt 23,463,73 QKilom. und 2,733,406 E.); V. Emilia (mit den 8 Provinzen Bologna, Ferrara, Forli, Modena, Parma, Piacenza, Ravenna und Reggio-Emilia, insgesammt 20,515,09 QKilom. und 2,153,381 E.); VI. Umbrien (nur 1 Provinz, Perugia, 9633,46 QKilom. und 563,582 E.); VII. Marken (mit den 4 Provinzen Ancona, Ascoli-Piceno, Macerata und Pésaro-Urbino, insgesammt 9703,70 QKilom. und 930,712 E.); VIII. Toscana (mit den 8 Provinzen Arezzo, Florenz, Grosseto, Livorno, Lucca, Massa-Carrara, Pisa und Siena, insgesammt 24,052,99 QKilom. und 2,172,832 E.); IX. Latium (nur 1 Provinz, Rom, 11,917,13 QKilom. und 839,074 E.); X. Abruzzen und Molise (mit den 4 Provinzen Aquila, Campobasso, Chieti und Teramo, insgesammt 17,290,11 QKilom. und 1,302,966 E.); XI. Campanien (mit den 5 Provinzen Avellino, Benevento, Caserta, Neapel und Salerno, insgesammt 17,978,00 QKilom. und 2,807,450 E.); XII. Apulien (mit den 3 Provinzen Bari, Foggia und Lecce, insgesammt 22,115,07 QKilom. und 1,464,604 E.); XIII. Basilicata (nur 1 Provinz, Potenza, 10,675,97 QKilom. und 517,069 E.); XIV. Calabrien (mit den 3 Provinzen Catanzaro, Cosenza und Reggio-Calabria, insgesammt 17,257,13 QKilom. und 1,229,614 E.); XV. Sicilien (mit den 7 Provinzen Caltanissetta, Catania, Girgenti, Messina, Palermo, Siracusa und Trapani, insgesammt 29,241,27 QKilom. und 2,698,672 E.); XVI. Sardinien (mit den 2 Provinzen Cagliari und Sassari, insgesammt 24,342,05 QKilom. und 654,432 E.). Die Hauptstadt des Königreichs J. ist seit 1871 Rom. J. zählt 8382 Gemeinden, darunter 8 eine Bevölkerung von mehr als 100,000 und 15 eine solche von 30—100,000 Seelen haben. Die Städte mit über 100,000 E. (mit Angabe der Einwohnerzahl von 1871) sind: Neapel (415,549), Rom (219,608), Mailand (199,009), Turin (192,443), Palermo (186,145), Florenz (167,093), Genua (130,269) und Venedig (128,094). Die herrschende Kirche ist die römisch-katholische (die Arnauten in Süd-J. sind griechisch-unirt), welche unter 45 Erzbischöfen und 198 Bischöfen steht und zu welcher sich 99,70 Proc. bekennen. Die andern Confessionen (etwa 60,000 Evangelische und gegen 40,000 Juden) haben vollkommene Cultusfreiheit.

Die Landwirthschaft ist der Hauptnahrungszweig, indem mehr als ein Drittheil der Gesammtbevölkerung in derselben Beschäftigung findet. Die Bauern sind meistens Pächter der großen Gutsbesitzer, von Zwangsrechten und Zehnten jedoch bereits seit der franz. Herrschaft befreit. Nur 15 Proc. des Flächeninhalts sind unproductiv. Der Ackerbau wird am fleißigsten in Ober-J. und Toscana gepflegt; in vielen Gegenden, so namentlich auf den Inseln Sicilien und Sardinien, welche einstens die Kornkammern des alten Rom waren, ist er sehr vernachlässigt. Das erzeugte Getreide deckt daher nicht den Bedarf des Landes, und nur an Mais und Reis, wovon der letztere in der Provinz Novara und in den Po-Niederungen gebaut wird, werden bedeutende Mengen ausgeführt. Ohne Belang ist der Anbau der Kartoffeln, viel wichtiger jener der Hülsenfrüchte. Für die Ausfuhr dienen Hanf (dessen jährliche Production, einschließlich Flachs, auf mehr als 1 Mill. Zollctr. anzuschlagen ist), besonders aus Toscana und den südl. Provinzen, Krapp (im Neapolitanischen), Sumach (in Sicilien) und Süßholz. Sonst wird in verschiedenen Gegenden Taback gezogen, Safran auf den Inseln, das Zuckerrohr und die Baumwollstaude im Süden. Von letzterer Cultur werden jährlich etwa 200,000 Zollctr. Baumwolle gewonnen. Der Obstbau ist überall blühend, insbesondere die Cultur der edeln Südfrüchte, welche für die neapolit. und sicil. Provinzen, in denen man die Früchte vom Johannisbrotbaum sogar als Viehfutter benutzt, wichtige Stapelwaaren ausmachen. In denselben Provinzen gedeihen am besten die Olivenbäume, die aber auch in andern Theilen des Königreichs einen Hauptgegenstand für die landwirthschaftliche Thätigkeit (bei sehr beträchtlichem Export von Olivenöl) bilden. Im ganzen beträgt die Olivenöl-Production gegen

Digitized by Google

1,700,000 Hektolit. J. nimmt in Hinsicht auf den Weinbau die dritte Stelle in Europa ein (nur von Frankreich und Oesterreich in der Productionsmenge übertroffen). Es producirt jährlich 33—35 Mill. Hektolit., davon die köstlichsten und edelsten Sorten im Neapolitanischen und in Sicilien, nicht minder auf der Insel Elba. Hiermit steht die Cultur der Rosinen in Verbindung, namentlich in Calabrien, auf Sicilien und den Liparischen Inseln. Der Viehstand des Königreichs zählt 477,906 Pferde, 219,456 Maulthiere, 498,760 Esel, 3,489,125 Stück Rindvieh, 7,098,144 Schafe, 1,596,383 Ziegen und 1,553,582 Schweine, außerdem 15,191 Büffel in Toscana und dem Neapolitanischen und wenige Dromedare bei Pisa. Hervorzuheben ist hierbei die Zucht der Maulthiere und Esel, von denen die letztern in Toscana zu der schönsten Rasse in Europa gehören, sowie in Ober-J. die Rindviehzucht. Berühmt ist die Käseproduction (namentlich die Bereitung von sog. Parmesankäsen und Strachino) und die Erzeugung von Würsten (Salami). Die Forstcultur, welche in Toscana am ansehnlichsten, genügt in der Production von Brennholz nicht für den Bedarf. Die Seefischerei liefert Thunfische, Korallen und Schwämme in den auswärtigen Handel.

Der Bergbau liefert namentlich Eisen, Kupfer, Silber, Blei, Quecksilber, Kohlen u. s. w. Der Ertrag war 1872 folgender: 167,000 Tons Eisenerz, überwiegend aus der Lombardei und Ligurien, woraus dargestellt wurden 60,801 Tons Gußeisen und 48,909 Tons Eisen und Stahl. Reiche Eisenlager nebst Anthracitschichten finden sich im Aostathale; Eisenglanz auf Elba, Spateisenstein in den Triassandsteinen der Lombardei. Ferner Kupfererze, 26,600 Tons, von Agordo in den venet. Alpen, von Aosta, aus Toscana u. s. w.; 18 Gruben und eine unbedeutende Ausschmelzung; Bleierz 35,000 Tons (daraus 3500 Kilogr. Silber), namentlich in Toscana und auf Sardinien; Galmei 80,000 Tons und ansehnliche Zinkdarstellung aus den überreichen Lagern Sardiniens und der Lombardei (Serianathal); Gold, 35 Kilogr., für $1^1/_2$ Mill. Lire, bei 750 Arbeitern, kommt von den Schwefelkiesen des Monte-Rosa, weniges gediegen im Aostathale und in mehrern Alpenflüssen; Quecksilber, 55,000 Kilogr., aus Zinnober im Agordino und bei Sta.-Fiora in Toscana; Mangan im Aostathale, in Ligurien und Sardinien; Antimon in Toscana und auf Sardinien; Anthracit, 2000 Tons, im Aostathale; Braunkohlen, 95,000 Tons, am bedeutendsten in Toscana; Petroleum und Bitumen, 6000 Tons, vielfach am Nordabhange des Apennins. Das wichtigste bergmännische Product liefern die Schwefellager; 1872 gewann man 221,000 Tons; die Romagna (47 Gruben) liefert nur ein Zehntel, das Neapolitanische ein Vierzigstel von der Menge Siciliens, die aus 253 Gruben kommt, welche in einer 170 Kilom. langen Zone liegen; Mittelpunkte der Förderung sind Girgenti (auf das etwa die Hälfte der Production kommt), Caltanissetta, Lercara und Catania. Die Gewinnung beschäftigt etwa 14,000 Arbeiter, und 1872 hatten die gewonnenen 195,000 Tons einen Werth von 23,700,000 Lire. Der in einem mit Gips wechsellagernden Mergel liegende Schwefel scheint der mittlern Tertiärformation anzugehören. Seesalz, 225,000 Tons, wird in zahlreichen Salzgärten, am meisten bei Cagliari auf Sardinien und bei Trapani auf Sicilien gewonnen; Quellsalz, 8700 Tons, aus den 6 Brunnen zu Volterra; Steinsalz, 8000 Ctr., aus Calabrien, namentlich aber aus Sicilien, das mächtig ausgedehnte Lager besitzt. Borsäure, 2750 Tons, liefern die Lagoni in den toscan. Maremmen. Alaun gewinnt man in Toscana und zu Tolfa bei Civitavecchia, etwa 300 Tons. Marmor, 143,700 Tons, durch 8000 Arbeiter in etwa 600 Brüchen bei Carrara, Massa und Serravezza; wichtig sind auch die Alabasterbrüche, namentlich bei Volterra, und die in 38 Werkstätten gefertigten Alabasterarbeiten. An den trefflichsten Bausteinen hat J. einen sehr großen Reichthum; dazu gehören auch die trefflichen Lavagnaschiefer, welche in 70 Brüchen gefördert werden. Wetzsteine (kieselhaltiger Kalk) zum Sensenwetzen, aus 40 Brüchen, namentlich aus dem Val Seriana, sind ein ansehnlicher Ausfuhrartikel. Bimsstein lieferten die Liparischen Inseln 4438 Tons. Nennenswerth sind außerdem Talk, Amianth, Graphit, Baryt, Kaolin, Ocker (Terra Siena 6000 Ctr. Ausfuhr), Topfstein, Feldspat und lithographische Steine.

Die gewerbliche Industrie, begünstigt durch Gewerbefreiheit und durch zahlreiche Handels- und Gewerbekammern, ist am ansehnlichsten in Seide, Strohflechtereien, Papier-, Thonwaaren und Korallenwaarenfabrikation. Berühmt sind auch die ital. Darmsaiten, die Streich-Instrumente, die Hanfweberei, die Mehlpasten, die Feuerwerke, die Handschuhe. Auf 76 Werften wurden 1873 gebaut 637 Schiffe von 65,544 Tons. Die Seidenzucht ist sehr ausgedehnt, am bedeutendsten in Piemont, der Lombardei und Venetien; im J. 1874 lieferte das ganze Königreich J. in etwa 5000 Filanden insgesammt 42,310,000 Kilogr. feste Cocons und daraus 2,860,000 Kilogr. gesponnene Rohseide. Der Preis der Cocons stellte sich auf durchschnittlich

Digitized by Google

4 Lire für das Kilogramm. Die Seidenspinnerei, für welche nahe an 3 Mill. Spindeln thätig waren, lieferte über 3 Mill. Kilogr. filirte Seide. Die Seidenweberei ist am blühendsten in Como und Genua, nächstdem in Rom, Mailand, Turin, Florenz und Siena. Etwa sieben Achtel der Seidenproduction geht ins Ausland. Für die Hanfverarbeitung sind etwa 500,000 Menschen, 60,000 Spindeln und 750 mechan. Webstühle thätig, deren jährliche Production einen Werth von 70—80 Mill. Lire hat. Wolle verarbeiten 268,000 Spindeln und 1000 mechan. nebst mehrern tausend Handstühlen; der Werth der producirten Wollwaaren beläuft sich auf 60 Mill. Lire. Die Baumwollindustrie, deren Hauptsitz in der Lombardei ist, beschäftigt im ganzen Königreiche z. nahe an 500,000 Spindeln und etwa 100,000 Webstühle, welche 15 Mill. Kilogr. Baumwolle verarbeiten und einen Productionswerth von 35 Mill. Lire ergeben. Leder und geschätzte Lederwaaren liefern noch Turin, Mailand, Brescia, Parma, Modena, Livorno und Catania; sie repräsentiren einen Werth von 135 Mill. Lire. Die Glasindustrie hat ihre frühere Bedeutung verloren und deckt den einheimischen Bedarf bei weitem nicht mehr; doch sind immer noch einige blühende Glasfabriken vorhanden; die Perlen-, Mosaik- und Schmelzfabriken zu Venedig und Murano beschäftigen 8000 Arbeiter und liefern Waare im jährlichen Werthe von 10 Mill. Lire. Die Fabrikation des Papiers ist, wie die des Glases, zurückgegangen. Unter den 110 Maschinenbauanstalten mit 5000 Arbeitern sind nur wenige, welche Erhebliches leisten; die königl. Pietrarsa bei Neapel hatte bis 1875 etwa 150 Locomotiven gebaut. Außerdem beschäftigen 19 militärische Etablissements noch 7000 Arbeiter. Porzellan, Terralith und Thongefäße (namentlich große Oelkrüge) werden für etwa 10 Mill. Lire gearbeitet. Von Wichtigkeit ist die Strohflechterei, welche nahe an 14 Proc. der Gesammtbevölkerung beschäftigt und namentlich in der Gegend um Florenz, wo sie bereits seit 300 Jahren betrieben wird; 1872 wurden für nahe 27 Mill. Lire ausgeführt. In der Eisenindustrie steht die Lombardei obenan; doch müssen raffinirtes Eisen, Stahl und verschiedene Eisenwaaren im Werthe von 70 Mill. Lire jährlich eingeführt werden. Die Korallenfischerei, welche namentlich an den Küsten von Afrika und Sardinien stark betrieben wird, beschäftigte 1874 über 400 Fahrzeuge und über 3700 Menschen und lieferte 110,000 Kilogr. im Gesammtwerthe von 4,665,000 Lire. Die Hauptplätze für den Verkauf von Korallen sind Genua, Livorno und Neapel. Der Preis pro Kilogramm ist für die kleinern Korallen durchschnittlich 1 Lire, für die von mittlerer Güte 30 Lire, für die besten 100—120 Lire. Die Korallenschleiferei, ebenfalls vorzüglich in Genua, Livorno und Neapel, beschäftigt Tausende von Menschen, in Genua allein 6000 Schleifer, welche durch die 24 dortigen Händler ihren Unterhalt finden.

Bezüglich des auswärtigen Handels weisen die amtlichen Tabellen für 1874 in der Einfuhr einen Werth von 1,281,731,010 Lire (darunter 193,694,368 Lire für Baumwolle und Baumwollwaaren, 172,215,633 Lire für Seide und Seidenwaaren, 165,971,095 Lire für Cerealien und Mehl, 158,264,153 Lire für Colonialwaaren und Droguen) und in der Ausfuhr einen Werth von 1,038,446,919 Lire nach. Die Schifffahrtsbewegung ergab 1873 für die internationale Schifffahrt 120,866 angekommene und 118,918 ausgegangene Schiffe, die erstern mit 10,818,460, die letztern mit 10,824,916 Tons, für die Küstenschifffahrt 199,865 angekommene und ausgelaufene (zusammen) Schiffe mit 12,934,947 Tons. Die wichtigsten der 58 Häfen sind die 11 erster Klasse: Ancona, Brindisi, Cagliari, Chioggia, Civitavecchia, Genua, Livorno, Messina, Neapel, Palermo, Venedig. Leuchtthürme gibt es 200. Die ital. Handelsflotte belief sich 1873 auf 10,845 Schiffe von 1,046,439 Tons, wobei 133 Dampfer von 48,573 Tons. Der Binnenhandel ist fast überall lebhaft und steigert sich mit der Hebung der Communicationsmittel, für welche in neuerer Zeit sehr viel geschehen ist. Die Landstraßen, welche 1863 erst eine Länge von 85,860 Kilom. hatten, waren 1870 bereits auf 124,146 Kilom. vermehrt worden, wovon 7639 Kilom. auf Nationalstraßen (d. h. vom Staate gebaute und erhaltene), 19,578 Kilom. auf Provinzialstraßen und 96,929 Kilom. auf Communalstraßen kamen. Das gesammte Eisenbahnnetz, welches 1865 erst 3500 Kilom. umfaßte, hatte sich Anfang 1876 auf 7704 Kilom. ausgedehnt; dasselbe umfaßte folgende fünf Gruppen: a) Oberitalienische Eisenbahnen, ursprünglich theils Staatsbahnen, theils Privatbahnen, seit 1. Juli 1876 sämmtlich im Besitz des Staats, insgesammt 3374 Kilom.; b) Römische Eisenbahnen, ursprünglich gleichfalls theils Staats-, theils Privatbahnen, durch Vertrag vom 17. Nov. 1873 aber sämmtlich in den Besitz des Staats übergegangen, welche indeß den Betrieb auf 20 Jahre der Gesellschaft der Südbahn übertragen hat, insgesammt 1673 Kilom.; c) Südbahn, ursprünglich Privatbahn, aber durch Vertrag von 1874 an den Staat übergegangen, jedoch noch auf 20 Jahre von der Generaldirection der Gesellschaft der

Digitized by Google

Südbahn in Florenz verwaltet, 1454 Kilom.; d) Calabrisch-Sicilianische Bahnen, schon als Staatsbahnen gebaut und noch im Besitze des Staats, aber durch Vertrag vom 28. Oct. 1871 seit 1. Jan. 1872 auf 15 Jahre in Betriebsverwaltung der Südbahngesellschaft, insgesammt 949 Kilom.; e) Sardinische Eisenbahn, Privatbahn mit dem Sitz der Direction in Rom, 198 Kilom.; ferner noch verschiedene kleinere Privatbahnen, insgesammt 56 Kilom. lang. Außerdem waren Anfang 1876 noch 670 Kilom. im Bau begriffen. Im Sommer 1877 waren bereits 7960 Kilom. im Betreb. Das Telegraphennetz J.s umfaßte Ende 1875 an Länge der Linien 21,437 Kilom., an Länge der Drähte 73,512 Kilom., unterseeische Kabel 178 Kilom. mit 1692 Bureaux. Die Zahl der Depeschen belief sich 1875 auf 5,345,599 (davon 5,036,884 Privatdepeschen, 171,958 amtliche Depeschen, 136,757 Dienstdepeschen), die Einnahme auf 7,254,078 Lire, die Kosten des Dienstes auf 5,869,867 Lire, die außerordentlichen Ausgaben auf 640,000 Lire. Zur Förderung des Handels und Verkehrs tragen ferner die Italienische Nationalbank zu Florenz, die Banken von Neapel und Sicilien und andere Creditanstalten, die (1863) mit Frankreich, Belgien, Großbritannien, Rußland und den Niederlanden, (1865) mit dem Deutschen Zollverein und (1870) mit Spanien abgeschlossenen Handelsverträge, sowie der (1867) mit dem Norddeutschen Bunde abgeschlossene Schifffahrtsvertrag bei. Das Münzsystem ist das des lat. Münzvertrags; die Rechnungsmünze ist die Lira zu 100 Centesimi = 1 Franc = 81 Pf. deutscher Reichswährung. Die Maße und Gewichte sind die metrischen.

Unterricht und Bildung. Die geistige Bildung des im ganzen hochbegabten Volks ist großentheils noch unentwickelt. Im J. 1871 waren unter den 20,204,137 über 10 Jahre alten Bewohnern 12,956,775 Analphabeten, d. h. 64,8 Proc.; und dabei ist seit 1861 der Procentsatz schon von 72 auf 64,8 gefallen, sodaß also eine Besserung stattfindet. Am weitesten ist die Volksbildung in Piemont und der Lombardei vorgeschritten. Der Unterricht in der Volksschule ist obligatorisch. Für denselben gab es im J. 1872 34,213 öffentliche und 9167 Privatlehranstalten, einschließlich der Abendschulen und Festschulen für Erwachsene mit 2,275,000 Zöglingen. Die Kosten für die öffentlichen Volksschulen werden von den Gemeinden bestritten. Außerdem bestanden zur Heranbildung von Lehrern 115 Normalschulen mit 6130 Zöglingen. Höhere Mädchenschulen, eine Art von Realschulen, 1861 in Mailand begonnen, gibt es 8, und weibliche Colleges, Convicte und Conservatorien 570 mit 29,095 Zöglingen. Viel besser steht es um den höhern Unterricht. Der Secundärunterricht und zwar der humanistische wird in 79 Lyceen und 104 Gymnasien, der realistische in 295 technischen Schulen ertheilt. Es bestehen im Königreiche 21 Universitäten (mit 2—5 Facultäten), nämlich 17 Staatsanstalten, welche im Wintersemester 1876—77 insgesammt 8529 Studenten zählten, die sich folgendermaßen vertheilten: Neapel 2435, Turin 1234, Padua 974, Pavia 652, Rom 559, Bologna 511, Pisa 470, Genua 388, Palermo 333, Modena 223, Parma 184, Catania 152, Siena 141, Messina 79, Sassari 70, Cagliari 54 und Macerata 52; außerdem bestehen noch 4 Provinzialanstalten zu Camerino, Ferrara, Perugia und Urbino. An allen Universitäten zusammen sind 805 Lehrende thätig. Den Universitäten sind anzureihen: das königl. höhere Studieninstitut in Florenz, die wissenschaftlich-literarische Akademie in Mailand, 3 Thierarzneischulen, die Sternwarten in Turin, Padua, Palermo, Mailand, Neapel, Florenz, die Ingenieurschulen zu Bologna, Neapel, Padua, Palermo und Turin. Ferner bestehen 154 Kunst- und Handwerksschulen mit 567 Lehrern und 13,329 Zöglingen, von denen 20 Staatsanstalten sind; 72 secundäre technische Institute mit 881 Lehrern und 4017 Eleven, wovon 39 Staatsanstalten; 10 Seehandelsinstitute nebst 16 vorbereitenden nautischen Schulen, mit 132 Lehrern und 729 Alumnen. Höhere Specialschulen sind: das Industriemuseum zu Turin, mit 128 Eleven und sehr zahlreichen Zuhörern (unentgeltlicher Unterricht); es ist technische Bildungsanstalt und Lehrerbildungsschule für Ingenieure, Lehrer für technische Institute und Agrar- und Industriedirectoren; die höhere Handelsschule zu Venedig, 19 Lehrende und 54 Alumnen, bildet Lehrer, Consuln, Nationalökonomen, Statistiker u. s. w.; die höhere Ackerbauschule zu Mailand und die zu Portici; die höhere Schifffahrtsschule zu Genua, seit 1871; die höhere Schule für die Schwefelgruben zu Palermo. Wissenschaftliche Bibliotheken gibt es etwa 500; die des Staats belaufen sich auf 33. Die Magliabecchiana zu Florenz hat 280,000 Bände und 14,000 Manuscripte, die Bibliothek zu Parma 205,400 Bände, die zu Turin 200,000 Bände. In den röm. Klöstern befinden sich gegen 800,000 Bände und 307,945 Manuscripte. Als Förderungs- und Hülfsanstalten für Wissenschaften und Künste sind hervorzuheben: die vielen Akademien, die Accademia della Crusca in Florenz, die Museen und Galerien, die 13 Akademien für die schönen Künste (1872 mit 3705 Schülern), die zahlreichen

Digitized by Google

municipalen Zeichenschulen, namentlich in Toscana und Umbrien; 267 eigentliche Musikschulen mit 896 Lehrern und 8863 Zöglingen.

Die Staatsverfassung des Königreichs ist eine repräsentativ-monarchische und beruht auf dem bereits dem Königreiche Sardinien verliehenen Grundgesetze vom 4. März 1848. Danach übt der König, dessen Thron im Mannsstamme des Hauses Savoyen erblich ist, die gesetzgebende Gewalt in Gemeinschaft mit zwei Kammern aus. Die Erste Kammer, der Senat, ist aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern zusammengesetzt (317 zu Anfang 1873), die der König auf Lebenszeit aus 21 Kategorien von Staatsbürgern ernennt. Zu diesen gehören die Würdenträger und hohen Staatsbeamten, die Bischöfe, die Deputirten (nach drei Legislaturen), Personen, welche sich um das Vaterland verdient gemacht haben, solche, die seit 3 Jahren 3000 Lire directe Steuern zahlen u. s. w. Jeder Senator muß das 40. Lebensjahr zurückgelegt haben. Die Prinzen der königl. Familie haben mit 21 Jahren Sitz, mit 25 Jahren Stimme im Senat. Der Senat ernennt seinen Präsidenten und kann vom König beauftragt werden, über Verbrechen des Hochverraths und über Staatsminister, die von der Zweiten Kammer angeklagt wurden, zu richten. Die Zweite Kammer, die der Deputirten, besteht aus 508 Mitgliedern, welche von den Wahlcollegien in Gemäßheit des Wahlgesetzes vom 17. Dec. 1860 auf die Dauer von 5 Jahren gewählt werden. Um Wähler zu sein, muß man die bürgerlichen und polit. Rechte genießen, das Alter von 25 J. erreicht haben, lesen und schreiben können und entweder eine jährliche Steuer von mindestens 40 Lire zahlen, oder eine gewisse Miethe für eine zur Ausübung eines Handels oder Gewerbes bestimmte Wohnung entrichten, oder seit 5 Jahren eine jährliche Rente von 600 Lire besitzen, oder endlich der Klasse der sog. Capacitäten angehören, zu welchen letztern die Mitglieder der Akademien und Handelskammern, die Professoren und Doctoren, die Beamten, Anwälte u. s. w. gerechnet werden. Zur Wählbarkeit wird das zurückgelegte 30. Lebensjahr gefordert. Geistliche, die eine Gerichtsbarkeit ausüben, und die meisten Staatsbeamten sind nicht wählbar. Die Deputirtenkammer ernennt selbst den Präsidenten und die Vicepräsidenten. Ihr müssen zuerst alle Finanzgesetze vorgelegt werden. Weder Senatoren noch Deputirte erhalten irgendeine Besoldung oder Vergütung. Der König versammelt alljährlich beide Kammern. Im Falle der Auflösung der Deputirtenkammer muß innerhalb vier Monaten eine neue berufen werden. Der König sanctionirt die Gesetze und übt allein die vollziehende Gewalt aus. Derselbe wird mit vollendetem 18. Jahre großjährig und legt bei seiner Thronbesteigung in Gegenwart beider Kammern einen Eid ab, das Grundgesetz zu beobachten. Der König residirt zu Rom, welches 3. Febr. 1871 zur Hauptstadt J.s erklärt wurde. Er verleiht folgende Ritterorden: den Orden der Verkündigung Maria's (della Sta. Annunziata), 1362 gestiftet, in Einer Klasse, nur an Fürsten und die höchsten Würdenträger; den Orden des heil. Mauritius und Lazarus (gestiftet 1434) in fünf Klassen; den Militärorden von Savoyen (gestiftet 1815) in fünf Klassen; den Civilorden von Savoyen (gestiftet 1831) in Einer Klasse. Die Beziehungen des Papstes zum ital. Staate sind durch das sog. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 geregelt. (S. Kirchenstaat.)

Mit der Staatsverwaltung sind in der höchsten Instanz die Ministerien betraut, deren es neun gibt, nämlich: 1) das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten; 2) das Kriegsministerium; 3) das Ministerium der Marine, welchem ein Admiralitätsrath für die Handelsmarine mit Sectionen in Genua, Neapel, Ancona und Palermo untergeordnet ist; 4) das Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel, von dem die Giunta für Statistik ressortirt; 5) das Ministerium der öffentlichen Arbeiten; 6) das Ministerium für Justiz und Cultus; 7) das Ministerium der Finanzen; 8) das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, welchem ein Unterrichtsrath beigegeben ist, und 9) das Ministerium des Innern. Sämmtliche Ministerien haben ihren Sitz in der Hauptstadt. Ferner bestehen ein Staatsrath, welcher auch über Competenzconflicte entscheidet, und ein Rechnungshof. In administrativer Beziehung zerfällt J. in 69 Provinzen, welche aus 16 Compartimenti zusammengefaßt werden; diese sind in 284 Kreise (circondarii) getheilt. Die Provinz ist eine moralische Person, deren Angelegenheiten von dem Provinzialrathe und der Provinzialdeputation verwaltet werden. Der Provinzialrath besteht nach dem Gemeinde- und Provinzialgesetze vom 20. März 1865 aus 20—60 Mitgliedern, die von den berechtigten Gemeindewählern der einzelnen Kreise der Provinz auf fünf Jahre gewählt werden. Dieser Rath versammelt sich jährlich einmal und wählt aus seiner Mitte die Provinzialdeputation von 4—10 Mitgliedern, an deren Spitze der vom König ernannte Präfect steht. Letzterer ist der Repräsentant der vollziehenden Gewalt in der Provinz und wird von einem Präfecturrathe unterstützt. Jedem Kreise ist ein Unterpräfect vorgesetzt.

Digitized by Google

Die Organe der Gemeindeverwaltung sind (nach dem neuen Gesetze vom 20. März 1865) ein Gemeinderath von 15—80 Mitgliedern, die von den wahlberechtigten Staatsbürgern gewählt werden, und eine Gemeinde-Giunta, die aus einem vom Könige ernannten Vorsteher (sindaco) und aus 2—15 vom Gemeinderathe aus seiner Mitte gewählten Beisitzern gebildet ist. Außerdem hat jede Gemeinde einen Secretär und ein Gemeindeamt zu bestellen. Als Finanzoberbehörde ist in jeder Provinz eine Finanzintendanz, als Unterrichtsbehörde ein Provinzialschulrath errichtet. Ferner hat jede Provinz einen Sanitätsrath, eine Postdirection, ein Centralbauamt. Für größere Gebiete sind eingesetzt die 10 Landes-Telegraphendirectionen, die 37 Forstdepartements, die 7 Bezirksbergämter. Die Rechtspflege in Civil- und Strafsachen wird auf Grund des Gerichtsorganisationsgesetzes vom 6. Dec. 1865 ausgeübt von 4 Cassationshöfen, 24 Appellhöfen, 97 Assisenhöfen, 162 Civil- und Correctionstribunalen, 27 Handelstribunalen, 1903 Prätituren und von den Vermittlern (conciliatori), ferner von den Militär- und Seegerichten. Als Justizgesetzbücher gelten der Civilcodex, die Civilproceßordnung und das Handelsgesetzbuch vom 25. Juni 1865, der Strafcodex vom 20. Nov. 1859, modificirt unter dem 26. Nov. 1865, die Strafproceßordnung vom 26. Nov. 1865, der Militär- und Marinestrafcodex vom 28. Nov. 1869. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1876 auf 1,321,143,286, die Ausgaben auf 1,318,612,252 Lire; die Staatsschuld berechnete sich 1. Jan. 1875 auf 9,883,589,226 Lire.

Heer und Flotte. Das piemont. Heer, das nur 5 Divisionen zählte, hat sich nach und nach zu dem jetzigen ital. Heere erweitert. Nach dem Kriege von 1859 nahm es die von Oesterreich entlassenen lombard. Soldaten in sich auf und wurde in 8 Divisionen formirt; im Mai 1860 wurden mit ihm die Truppen Toscanas und der Emilia vereinigt und die Zahl seiner Divisionen auf 14 gebracht; 1861 nahm es die Mannschaften der Armee des Königreichs beider Sicilien in sich auf und infolge des Gesetzes vom 17. März 1861, welches Victor Emanuel zum König von Italien proclamirte, die Benennung Italienisches Heer an. Nach den Reorganisationen von 1863, 1864 und 1865 sollte dies Heer auf Kriegsfuß eine Stärke von 311,978 Mann, 42,867 Pferde, 538 Geschütze haben. Bei dem Drohen des Kriegs von 1866 sah man sich genöthigt, neue Formationen zu errichten, und nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 und der Besetzung Roms die Armee in Haupt und Gliedern auf der Basis der allgemeinen und persönlichen Dienstpflicht zu reformiren. Die Rekrutirung, welche nach dem die frühern Gesetze vom 19. Juli 1871 und 7. Juni 1875 zusammenfassenden und ordnenden Gesetze vom 26. Juli 1876 erfolgt, zieht alle zum Waffentragen geeigneten Einwohner vom 21. bis 39. Lebensjahre zum persönlichen Dienst heran; ausgeschlossen hiervon sind nur die zu Zwangsarbeiten, Zuchthaus u. s. w. Berurtheilten. Jede Jahresaushebung zerfällt in drei Kategorien, von denen die Mannschaften der ersten und zweiten Kategorie nacheinander im stehenden Heere, in der mobilen Miliz (der deutschen Landwehr entsprechend) und in der Territorialmiliz (in gewissem Sinne mit dem deutschen Landsturm correspondirend) zu dienen haben, die der dritten Kategorie aber ihrer Dienstpflicht nur in der Territorialmiliz genügen. Die Zutheilung zur letztern erfolgt nach gewissen Familienrücksichten (einziger Sohn eines lebenden Vaters, Erstgeborener vater- und mutterloser Waisen u. s. w.), die Zutheilung zu den beiden ersten nach der numerischen Reihenfolge der Losziehung. Die erste Kategorie dient 8—9 Jahre im stehenden Heere, 4—3 Jahre in der mobilen Miliz und 7 Jahre in der Territorialmiliz, nur die Cavalleristen gehören 9 Jahre dem stehenden Heere und 10 Jahre der Territorialmiliz an. Die zweite Kategorie wird 5—6 Jahre dem stehenden Heere, 4—3 Jahre der mobilen Miliz und 10 Jahre der Territorialmiliz zugetheilt. Im Frieden steht die erste Kategorie 3 Jahre, bei der Cavalerie 5 Jahre unter den Waffen; die zweite Kategorie wird nur auf höchstens 5 Monate unter die Waffen gerufen. Alljährlich bestimmt ein Specialgesetz das Contingent der Mannschaften, das für die erste Kategorie designirt wird. Jünglinge, welche auf der Universität, einer technischen oder höhern Handelsschule studiren, können ihrer Dienstpflicht als einjährige Freiwillige genügen, wenn sie das hierfür normirte Examen bestehen und eine alljährlich durch Decret festzusetzende Summe einzahlen, die für die Cavalerie 2000 Lire, für die übrigen Waffen 1500 Lire nicht übersteigen darf. Die Organisation des ital. Heers ist durch das Gesetz vom 30. Sept. 1873 geregelt. Danach betragen die Friedenscadres 12,425 Offiziere, 204,439 Mann und 26,225 Pferde, während im Kriege die mobilen Truppen des stehenden Heers 11,568 Offiziere, 328,760 Mann und 57,168 Pferde zählen. Hierzu treten 100,000 Mann Ersatztruppen, 6060 Offiziere, 200,000 Mann, 12,832 Pferde der mobilen Miliz, sodaß die mobilen Truppen die Stärke von 17,628 Offizieren, 628,760 Mann und 70,000 Pferden erreichen können, denen 2600 Offiziere, 141,240 Mann nicht mobiler

Digitized by Google

Truppen (Depôts, Militärdistricte, Carabinieri u. s. w.) zur Seite stehen, sodaß die totale Kriegsstärke auf 20,288 Offiziere, 770,000 Mann und 70,000 Pferde zu veranschlagen ist.

Das stehende Heer soll nach dem Gesetz vom 30. Sept. 1873 zählen: die Generalität mit 130 Generalen, den Generalstab mit 138 Offizieren und 60 commandirten Hauptleuten, 6 Rechnungsoffizieren und 110 Schreibern, die verschiedenen Waffen und Branchen. Als berathende Körper bestehen folgende Comités: das der Generalität, das der Artillerie und des Genies, das der Linienwaffen, das der Carabinieri (Gensdarmen), das des Sanitätscorps. Das erstere soll der Regierung in wichtigen allgemeinen Fragen Rath ertheilen, während die übrigen Comités mit dem Studium aller Fragen, welche die betreffende Waffe interessiren, betraut sind. Die Artillerie umfaßt 10 Regimenter Feld-, 4 Regimenter Festungsartillerie und eine wechselnde Zahl von Handwerker- und Veteranencompagnien. Jedes Feldartillerie-Regiment hat neben dem Stabe 10 Batterien, 3 Traincompagnien und 1 Depôt. Die Batterien waren bisher mit 7,5- und 12-Centimeter-Vorderladern bewaffnet; neuerdings ist der Krupp'sche gußstählerne 8,7-Centimeter-Hinterlader angenommen worden. Jedes Festungsartillerie-Regiment hat außer dem Stabe 15 Compagnien und 1 Depôt. Das Genie besteht aus dem Stabe und 2 Regimentern. Jedes Regiment zählt den Stab, 4 Compagnien Pontonniere, 14 Compagnien Sappeurs, 2 Eisenbahncompagnien, 3 Compagnien Train und 1 Depôt. Die Infanterie zählt 80 Regimenter Linie, à 3 Bataillone, à 4 Compagnien und 1 Depôt, sowie 10 Regimenter Bersaglieri, à 4 Bataillone, à 4 Compagnien und 1 Depôt; ferner 62 Militärdistricte mit einer entsprechenden Zahl Compagnien und schließlich 24 Alpencompagnien. Letztere werden ausschließlich aus den Alpengegenden rekrutirt und haben die Aufgabe, die Thäler der westl. und nördl. Grenzen zu bewachen. Die Militärdistricte sind den deutschen Landwehrbezirkscommandos zu vergleichen. Die Infanterie ist mit dem Hinterlader Vetterli, Modell 1870 (Einzellader), bewaffnet, während für die Territorial-Armee das zur Hinterladung umgearbeitete Gewehr Carcano vorhanden ist. Die Cavalerie umfaßt 20 Regimenter, à 6 Escadrons und 1 Depôt. Die Carabinieri (Gensdarmen) sind in 11 Territorial-Legionen eingetheilt. Das Sanitätscorps wird durch die Sanitätsoffiziere und 16 Sanitätscompagnien gebildet, deren jede im Kriege fast 400 Mann stark ist. Für das stehende Heer bestehen folgende Unterrichts- und Bildungsanstalten: die Kriegsschule (scuola di guerra) zu Turin für den Generalstab und die höhern Commandostellen; die Applicationsschule der Artillerie und des Genie zu Turin für den technischen Unterricht der beiden Waffen; die Militär-Akademie zu Turin, zur Weiterbildung der Offiziere der Artillerie und des Genie; die Militärschule (scuola militare) zu Modena zur Ausbildung der Infanterie- und Cavalerie-Offiziere; die Militärcollegs zu Mailand, Florenz und Neapel zur Vorbildung junger Leute für den Eintritt in die vorhergenannten Schulen; die Normal-Infanterieschule zu Parma und die Normal-Cavalerieschule zu Pignerol als Centren für die Ausbildungszweige der Infanterie, resp. der Cavalerie.

Die mobile Miliz (Landwehr) hat keine Cavalerie. Ihre organischen Cadres umfassen 960 Compagnien Linieninfanterie, 60 Compagnien Bersaglieri, 60 Cadres für Batterien und Compagnien der Artillerie, 10 Compagnien Genie. Alle diese Einheiten sind aber noch nicht gebildet, weil das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht seine numerischen Erfolge noch nicht hat ergeben können. Die Territorialmiliz, die aus den Mannschaften besteht, welche aus Familienrücksichten der dritten Kategorie zugetheilt werden und aus denen der ersten Kategorie während der letzten sieben Jahre ihrer Verpflichtung und denen der zweiten Kategorie während der letzten zehn Jahre ihrer Verpflichtung, ist bestimmt, die festen Plätze zu besetzen, die Communicationslinien durch Garnisonen und Posten zu schützen, die gute Ordnung und die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten, wenn das stehende Heer und die Miliz im Felde stehen, kurz eine letzte Reserve des Heers zu bilden. Die frühere Nationalgarde wird unter dem Namen der Communalmiliz lediglich zur Erhaltung der Ordnung fortbestehen und nur einberufen, wenn die Carabinieri reali nicht genügen, sie aufrecht zu erhalten. Eine Eigenthümlichkeit der ital. Armee ist noch, daß für dieselbe Straßenlocomotiven des Systems Aveling Porter für die Transporte der zweiten und dritten Linie adoptirt worden sind, welche bei der Pferdearmuth des Landes die Fuhrenparks anderer Armeen zu ersetzen bestimmt sind. Die Ausrüstung ist auf 77 dieser Locomotiven normirt, von denen 66 zum Ersatz von etwa 2000 Zugthieren dienen sollen, während die 11 andern eine bereite Reserve zu bilden haben. Die Landesvertheidigung ist seit 1866 Gegenstand vieler Debatten und Controversen gewesen und erst durch das Gesetz vom 19. Juni 1875 geordnet worden, das 22 Mill. Lire zur Steigerung der Defensivkraft J.s anwies. Danach bleiben die vorhandenen Festungen Alessandria, Genua, Piacenza, Mantua,

Digitized by Google

Verona, Peschiera, Legnago, Venedig, Ancona, Gaëta und Capua bestehen. Für die Vertheidigung der Landesgrenzen werden neue Sperrforts an den Alpenzugängen erbaut und die schon bestehenden verbessert. Für die Vertheidigung der Halbinsel werden den existirenden und namentlich den Küstenbefestigungen Verbesserungen hinzugefügt; ferner werden einige starke Batterien in den maritimen Plätzen Genua, Gaëta, Ancona, Venedig, Messina erbaut, und beabsichtigt wird, eine Befestigung am Cap Argentaro anzulegen. Außerdem soll Rom mit Artillerie und Geniematerial ausgerüstet werden, um eventuell seine Vertheidigung mit Hülfe provisorischer Befestigungen zu sichern, da die Finanzen es verhindern, die Hauptstadt mit permanenten Fortificationen zu schützen.

Die ital. Seemacht, die in Spezia ihren Hauptkriegshafen besitzt, bestand Ende 1876 aus 14 Panzerschiffen, von denen 6 das Geschwader des Mittelmeers bilden, 4 in kurzer Zeit ausgerüstet werden können und 4 einiger Reparaturen bedürfen; ferner 7 Kanonenbooten, von denen 3 sich außerhalb des Mittelmeers, 2 armirt im Mittelmeere befanden und 2 so bereit sind, daß sie bald auslaufen können; 9 Fregatten und Corvetten von Holz, von denen 2 außerhalb des Mittelmeers, 3 im Atlantischen Ocean, 2 in kurzer Zeit und 2 etwas später bereit sind; 6 Transportschiffe, von denen die meisten in Dienst gestellt sind, und 18 Schiffe kleinern Umfangs, von denen 3 in den ital. Häfen ausgerüstet vorhanden, während 14 in Kürze in Dienst gestellt werden können. Die Bemannung beträgt 8115 Mann, von denen 632 an Bord und 7483 in den Häfen des Mittelmeers befindlich. Die Flotte führt 490 Geschütze, von welchen 130 größern Kalibers. Das Wappen des Königreichs I. ist ein silbernes Kreuz in rothem Felde, umgeben von der Kette des Annunziatenordens mit daranhängender Decoration; Schildhalter sind zwei Löwen; auf dem mit einem Purpurmantel behängten Schilde ruht die Königskrone. Die Landesfarben sind roth, weiß und grün. Die Flagge ist roth, silbern und grün horizontal gestreift und enthält im mittlern Streifen das Wappen des Königreichs.

Vgl. außer der officiellen, bandweise erscheinenden «Statistica del regno d' Italia» und den zeitweiligen Publicationen der einzelnen Ministerien: Correnti und Maestri, «Annuario statistico italiano» (Turin 1864 fg.); Duprat und Gicca, «Annuario di economica sociale e di statistica» (Turin 1863); dell' Acqua, «Annuario statistico del regno d' Italia» (Mail. 1860 fg.); «Annuario industriale italiano pel 1865» (Neapel); «Calendario generale del regno d' Italia» (erscheint jährlich); Fabi, «Corografia d' Italia» (3 Bde., Mail. 1854); Zuccagni-Orlandini, «Corografia fisica, storica, e statistica dell' Italia» (12 Bde., Flor. 1845); «Dizionario corografico-universale d' Italia» (160 Hefte, Mail. 1857); «L' Italia economica nel 1873» (2. Aufl. 1874); Altavilla, «Il regno d' Italia. Dizionario geografico-storico-statistico» (Tur. 1875); «I., eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna» (Stuttg. 1875). Hierzu kommen die zahlreichen Reisebeschreibungen und die Reisehandbücher, unter denen die von Förster, Lossow, Baedeker und Gsell-Fels die verbreitetsten sind.

Geschichte. Die ältesten geschichtlich bekannten Bewohner der ital. Halbinsel wurden im Alterthum selbst für Autochthonen gehalten, bilden aber nach den Ergebnissen der neuern histor.-philol. Forschung ein Glied des großen indogerman. Stammes, welches mit dem Namen der ital. Völker bezeichnet wird. (S. Italische Völker und Sprachen.) Die Geschichte dieser Völker ist eng mit der Entwickelungsgeschichte des Römischen Reichs verbunden und geht seit der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. in derselben auf. (S. Rom und Römisches Reich.)

Die erste Periode der Geschichte des modernen I. umfaßt die Zeit von dem Untergange des alten Weströmischen Reichs bis zur Begründung des neuen Abendländischen Kaiserthums, oder die Zeit der Bildung german. Staaten durch die Einwanderung deutscher Völker (476—774 n. Chr.). Im J. 476 stürzte Odoacker den röm. Kaiser Romulus Augustulus und bemächtigte sich des Throns unter dem Titel eines Königs von I., das auf diese Weise zuerst wieder abgesondert aus der Ländermasse des Römischen Reichs hervortrat. Noch mehr geschah dies durch Theodorich den Großen (s. d.), der 493 Odoacker's Reich stürzte, ganz I. mit seinen Gothen eroberte und als König über dasselbe herrschte. So blühend auch sein Reich war, so schnell ging es nach seinem Tode infolge innerer Haltlosigkeit und eines kräftigen Angriffs von außen zu Grunde. Die Siege der byzant. Feldherren Belisar und Narses machten ihm schon in der Mitte des 6. Jahrh. ein Ende und gewannen I. wieder dem Byzantinischen Reiche. Ein byzant. Statthalter wurde unter dem Titel Exarch (s. d.), der in Ravenna seinen Sitz hatte, über dasselbe gesetzt. Doch diese Statthalter vermochten ebenso wenig als die frühern weström. Kaiser, die andringenden german. Eroberer abzuhalten, und so fielen schon 568 die Longobarden (s. d.) unter Alboin ins Land und eroberten in kurzer Zeit fast ganz Ober- und einen bedeutenden

Digitized by Google

Theil von Mittel- und Unter-I. Erst mit der Constituirung des Longobardenreichs ist der Uebergang I.s aus dem Alterthum in das Mittelalter vollendet. Nunmehr gedieh der große Proceß, in den I. durch die Völkerwanderung, durch die Mischung mit dem german. Elemente gerathen war, zu dem Resultate, daß die german.-mittelalterlichen Staatsformen und socialen Zustände die schon vom Christenthum mannichfaltig veränderte röm. Civilisation völlig verdrängten. So ward vor allem mit den Longobarden das Lehnwesen in I. herrschend, das gerade unter diesen zu einer hohen Stufe der Ausbildung kam. Neben dem neuen Reiche und gewissermaßen im staatsrechtlichen Gegensatze zu diesem und als Vorläufer der spätern ital. städtischen Republiken entwickelte sich um diese Zeit aus den Flüchtlingen, welche vor den Stürmen der Völkerwanderung ihre Freiheit in die adriat. Lagunen gerettet hatten, das Gemeinwesen von Venedig, während das durch die Siege der Longobarden auf Ravenna, die Romagna und die Pentapolis (die fünf Seestädte Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) beschränkte Exarchat, ein Theil der Seeküste von Unter-I. (wo Amalfi und Gaëta eigene Herzoge griech. Nation hatten) sowie Sicilien und Rom mit der Umgegend (wo ein sog. Patricius in des byzant. Kaisers Namen regierte) vorerst noch im schwankenden Besitz des byzant. Kaisers verblieben. Doch auch die geringe Abhängigkeit vom byzant. Hofe verschwand in einem großen Theile dieser Besitzungen ganz, als Kaiser Leo der Isaurier im Anfange des 8. Jahrh. durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Der Papst Gregor II. stellte sich an die Spitze der Bewegung gegen den byzant. Kaiser und verbündete sich mit den Longobarden. Diese nahmen den größten Theil des byzant. Gebietes in Italien in ihren Besitz, geriethen aber mit den Päpsten in Streit, welche sich deshalb an den fränk. König Pipin um Unterstützung wendeten. Für seine Salbung zum Könige der Franken und seine Ernennung zum röm. Patricius und Schirmvogt des päpstl. Stuhls bekriegte Pipin der Kleine die Longobarden und schenkte das denselben entrissene Exarchat dem Papste Stephan II. Karl der Große (s. d.) machte dem Reiche der Longobarden ein Ende und vereinigte es 774 mit der fränk. Monarchie.

Hiermit beginnt die zweite Periode der Geschichte I.s (774—961), die Herrschaft der Karolinger sammt dem darauffolgenden Zwischenreich umfassend. Der Uebergang der Herrschaft über I. an den Frankenkönig war vorzüglich deshalb von Wichtigkeit, weil aus ihr die Erneuerung der röm. Kaiserwürde im Abendlande hervorging und durch sie der vorzüglichste Grund zur geistlichen und weltlichen Herrschaft des Papstes gelegt wurde. Trotz seiner Salbung zum röm. Kaiser vermochte Karl d. Gr. nicht, ganz I. sich zu unterwerfen. Vergebens waren seine Unternehmungen gegen das Herzogthum Benevent und die Republiken in Unter-I., wo besonders Neapel, Amalfi und Gaëta durch Schifffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Diese sowie auch andere freie Städte, Rom ausgenommen, schlossen sich von neuem fester an das Byzantinische Reich. Das übrige I. blieb dagegen unmittelbarer Bestandtheil der fränk. Monarchie bis zur Theilung im Vertrage von Verdun (843), zufolge dessen es nebst der Kaiserwürde und dem später so genannten Lothringen Lothar I. zufiel. Dieser überließ die Regierung 850 seinem Sohne Ludwig II., dem besten der ital. Fürsten aus karolingischem Stamme. Nach Ludwig's II. Tode (875) wurde I. der Zankapfel des ganzen Hauses, bis es zuletzt 880 in den Besitz Karl's des Dicken kam, der die ganze fränk. Monarchie zum letzten mal vereinigte. Mit seiner Absetzung 887 begann in I. eine Zeit der Gesetzlosigkeit und der bürgerlichen Kriege. Zwei longobard. Herzöge, Berengar von Friaul und Guido von Spoleto, stritten sich um die Krone. Endlich wurde Guido 888 zum König und 891 zum Kaiser von I. gewählt, und ihm folgte bei seinem Tode 894 sein Sohn Lambert, der 898 starb. Zwar machte der karolingische König der Deutschen, Arnulf, 896 sein Recht auf die ital. Königs- und Kaiserkrone wieder geltend; doch konnte er sie nicht behaupten. Nach Arnulf's Tode 899 kämpften wieder der Herzog Berengar I. (s. d.) von Friaul, der schon 894 als König von I. gekrönt worden war, der König Ludwig von Niederburgund, den der Papst 901 zum Kaiser von I. krönte, und der König Rudolf I. von Oberburgund um die Herrschaft in I. Endlich gelangte Berengar I. zum ruhigen Besitz derselben und wurde 915 zum Kaiser gekrönt. Doch vermochte er nicht, bei der innern Auflösung das Reich gegen die sich seit 890 wiederholenden räuberischen Einfälle der Sarazenen und der Ungarn, die 899 zum ersten mal I. beunruhigt hatten, wirksam zu vertheidigen. Nach Berengar's I. Ermordung 924 überließ Rudolf II. von Oberburgund 930 gegen Abtretung des Arelatischen Reichs seine Ansprüche auf I. an den Grafen Hugo von Provence, der sich 932 mit der berüchtigten Marozia vermählte. Immer tiefer sanken die polit., socialen und sittlichen Zustände I.s in dieser kaiserlosen Zeit. Hugo suchte sich vergeblich auf dem Throne I.s zu befestigen, und wurde 945 durch seinen Neffen, den Markgrafen

Digitized by Google

Berengar II. (s. d.) von Ivrea, gestürzt. Ihm folgte in der Regierung sein kaum erwachsener Sohn Lothar; Berengar wurde dessen erster Rath, erwies sich aber bald als schlechter Regent. Straflos plünderten die Ungarn die Lombardei aus. Nachdem Lothar, angeblich von Berengar vergiftet, 950 gestorben war, ließ dieser sich und seinen Sohn Adalbert zum Könige wählen. Letzterer sollte die Witwe Lothar's, die schöne Adelheid (s. d.), gegen ihren Willen heirathen. Seinen Mishandlungen und ihrem Kerker entronnen, fand diese Schutz in der Burg Canossa. Hier von Berengar II. belagert, bat sie den deutschen König Otto I. (s. d.) um Beistand, der 951 über die Alpen zog, sich Pavias bemächtigte und sich mit Adelheid vermählte. Auf dem Reichstage zu Augsburg 952 erhielten Berengar und sein Sohn Adalbert als Vasallen Otto's I. das Königreich J. zurück. Als aber Klagen des Papstes Johann XII. gegen Berengar einliefen, kehrte Otto 961 nach J. zurück, ließ ihn absetzen und sich 2. Febr. 962 zum Kaiser krönen. Während dieser Periode behaupteten in Unter-J. die Republiken Neapel, Gaëta und Amalfi gegen das longobard. Herzogthum Benevent ihre Unabhängigkeit. Dies geschah um so leichter, da Benevent vielfach getheilt war und die Republiken mit den Herzogen einen gemeinschaftlichen Feind in den Sarazenen zu bekämpfen hatten, welche sich seit 827 in Sicilien festgesetzt und die Insel den byzant. Kaisern nach und nach fast ganz abgenommen hatten. Schon 836 von den Neapolitanern um Hülfe angegangen, hatten sie sich auch auf das Festland geworfen und sich auch hier verschiedener Städte bemächtigt. Selbst nachdem Kaiser Ludwig II. und der byzant. Kaiser Basilius der Macedonier die Sarazenen mit vereinigter Kraft 866 geschlagen hatten, vermochte sich jener dennoch nicht in Unter-J. zu behaupten. Das Land blieb im Besitz des byzant. Kaisers, longobard. Fürsten, einzelner Städte und der Sarazenen, die sich wechselseitig verbündeten und bekriegten, je nachdem die augenblickliche polit. Lage es erheischte.

Mit dem Uebergange der Kaiserwürde an die deutschen Könige durch Otto's I. Krönung beginnt die dritte Periode der Geschichte J.s, die Zeit der entschiedenen Herrschaft der deutschen Kaiser, während der sich das städtische und hierarchische Element, jedoch noch völlig von den Kaisern beherrscht, zu entwickeln begann, den Zeitraum der sächs. Kaiser und der fränkischen, bis zu Heinrich's III. Tode (961—1056), umfassend. Otto I. gab die ital. Reichslehen an Deutsche und den ital. Städten Vorrechte, welche ihre spätere freie Verfassung, Selbstständigkeit und Macht begründeten. Der päpstl. Hof war damals noch im Zustande der größten Verwilderung und Entweihung. Otto setzte deshalb, und weil der Papst Johann XII. gegen ihn die Waffen ergriff, denselben ab, ließ Leo VIII. wählen, züchtigte die rebellischen Römer und machte so den Papst ganz von sich abhängig. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abwesenden Kaiser in Rom vertreten wollten, versuchte 980 ein edler Römer, der Consul Crescentius (s. d.), in Rom wenigstens den Schein der alten Freiheit wiederherzustellen. Mit Eroberungsversuchen auf Unter-J. beschäftigt, die kläglich scheiterten, ließ Otto II. (s. d.) die ruhmvolle, den lasterhaften Päpsten Bonifaz VII. und Johann XV. fürchterliche Verwaltung des Crescentius ungestört. Aber Otto III. machte der Herrschaft des Crescentius ein Ende, setzte Päpste seiner Wahl ein und hielt die Römer durch Gewalt im Zaume. Nach Otto's III. Tode (1002) ließ sich der Markgraf Harduin von Ivrea von seinen Freunden in Pavia zum König von Italien wählen. Aber dessen Feinde riefen König Heinrich II. von Deutschland herbei, der 1014 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde. Heinrich's Nachfolger in der Königs- und Kaiserwürde, Konrad II. (s. d.), suchte seit 1026 mit kräftiger Hand Ruhe und Ordnung unter den widerspenstigen Vasallen und Städten, unter denen schon Mailand mächtig sein Haupt erhob, herzustellen und dem Staate Frieden und Festigkeit zu geben. Doch geschah dies vergebens. Ununterbrochen wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Bischöfe gegen den Adel und der Adel gegen seine Lehnsleute. Das republikanische Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, konnten weder Heinrich II. noch Konrad II., noch die Päpste zum Gehorsam bringen. Als Heinrich III. (s. d.), Konrad's Sohn und Nachfolger, 1046 nach J. kam, fand er in Rom drei Päpste. Er setzte sie alle drei ab und besetzte den päpstl. Stuhl mit würdigen Geistlichen. Diese Reform hob das Ansehen des Papstthums, das später Heinrich's Nachfolgern verderblich wurde. Heinrich III. starb 1056, nachdem er mächtig, wie seit Otto I. kein Kaiser, über J. geherrscht.

Mit Heinrich's III. Tode beginnt die vierte Periode der Geschichte J.s (1056—1250), die Zeit des großen Kampfs zwischen den Kaisern und Päpsten um die Weltherrschaft und zwischen den Kaisern und den ital. Städten, die Zeit der Reaction des röm.-ital. Elements gegen das feudalistisch-germanische. In der langen Minderjährigkeit Heinrich's IV. (s. d.) gelang es der besonders durch den Mönch Hildebrand, den nachherigen Papst Gregor VII. (s. d.),

Digitized by Google

geleiteten Politik der Päpste, eine Opposition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. In seinem folgenden Kampfe mit der kaiserl. Macht stützte sich der Papst vorzüglich auf die Normannen, welche seit 1016 in Unter-I. aufgetreten waren, und nach allmählicher Verdrängung der Byzantiner und Araber aus Unter-I. und Sicilien hier ein Königreich gebildet hatten, dessen Krone seit 1130 ihre Fürsten vom Papste zu Lehn trugen. Gregor VII. demüthigte 1077 Heinrich IV.; Urban II. wiegelte die eigenen Söhne gegen den Kaiser auf. Konrad, der älteste Sohn Heinrich's IV., wurde 1093 zum König von I. gekrönt, und nach Konrad's Tode (1101) gelang es dessen Bruder Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu verdrängen. Heinrich V. (s. d.) gerieth jedoch bald in harte Kämpfe mit dem Papste, besonders um die Erbschaft der Markgräfin Mathilde von Toscana, welche das 12. Jahrh. hindurch fortwährende Streitigkeiten zwischen der Kirche und dem Reiche erregte. Diese verschärften sich noch dadurch, daß die Päpste gegen die Kaiser die oberital. Communen unterstützten. Handel und Industrie blühten in diesen Städten mächtig auf und zahllose Fehden untereinander entwickelten ihre jugendliche Kraft. Darunter gehörte die, welche 1111 mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte, und die zehnjährige Belagerung von Como durch Heere aller lombard. Städte (1118—28). Die Unterwerfung dieser Stadt erhob Mailand zur ersten Macht der Lombardei, mit der sich die meisten benachbarten Städte verbanden. Andere bildeten um ihre Nebenbuhlerin Pavia einen entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona veranlaßten 1129 zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg, dem der Streit Lothar's II. und Konrad's III. um die Krone bald eine andere Richtung gab. In Rom erhob sich der von Gregor VII. gefesselte Freiheitssinn in dem Maße wieder, als seine Nachfolger minder kräftig regierten, und Arnold von Brescia (s. d.) gelang es, für kurze Zeit das Scheinbild einer röm. Republik wiederherzustellen. Doch bald sollte der Kampf um die Souveränetätsrechte über I. und um die höchste Gewalt in geistlichen und weltlichen Dingen mit der Befestigung der Hohenstaufen (s. d.) auf dem Kaiserthron diesen Zwistigkeiten eine höhere Richtung geben. Friedrich I. (s. d.) suchte seine Plane auf Befestigung der kaiserl. Macht über das widerspenstige I. und die Hierarchie mit großer Ausdauer und Kraft durchzuführen, die zuletzt aber doch an der Uebermacht der sich aufthürmenden Hindernisse scheiterte. Zwar gewannen weder die Päpste noch die widerspenstigen Städte, welche sich seit 1167 zum Lombardischen Bunde einigten, entscheidende Vortheile über den Kaiser. Allein auch diesem gelang es nicht, seine Plane ganz durchzuführen, und eine Reihe von Unglücksfällen nöthigte ihn, mit dem Papste Alexander III., den lombard. Städten und König Wilhelm II. von Sicilien im Frieden von Venedig 1177 einen Compromiß einzugehen. Nur in einer Beziehung, durch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der normann.-sicil. Erbtochter Constantia, gelangen ihm seine Plane. Durch die Erwerbung des Reichs beider Sicilien (s. d.) für sein Haus gewann er diesem nicht nur ein ansehnliches Erbreich, sondern vernichtete auch eine der Hauptstützen der päpstl. Gewalt in ihrem Streite mit der kaiserlichen. Sein Nachfolger, Heinrich VI. (s. d.), regierte zwar nur sieben Jahre (1190—97); aber kein Kaiser hat in I. mächtiger geherrscht als dieser. Nach seinem frühen Tode brach die deutsche Reichsgewalt jäh zusammen. Papst Innocenz III. übernahm die Führung der nationalen Partei. Während der Minderjährigkeit Friedrich's II. und des Thronfolgestreites in Deutschland gelang es diesem großen Papste, der die Vormundschaft über Friedrich II. führte, die weltliche Herrschaft des Heiligen Stuhls im Patrimonium Petri und Mittel-I. neu zu begründen. Seine Anschläge auf Tuscien gelangen ihm zwar nicht, doch brachte er den Tuscischen Bund gegen die Wiederherstellung der Reichsgewalt zu Stande. Als Kaiser Otto IV., der als Günstling des Papstes in die Höhe gekommen war, sich dennoch anschickte, dieselbe geltend zu machen, und auch in Unter-I. eingefallen war, bannte ihn der Papst und ließ seinen Mündel, Friedrich II., als Gegenkönig 1212 nach Deutschland ziehen. In Florenz gab der polit. Parteigeist 1215 den ursprünglich aus Privatbeleidigungen entstandenen Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei Vorwand und Nahrung, und es entstanden hier die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen (s. d.) für die päpstl. und kaiserl. Partei. Die päpstlich gesinnten Städte der Lombardei erneuerten 1226 den Lombardischen Bund. Die Regierung Friedrich's II. wurde dadurch zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit der Hierarchie und den Städterepubliken I.s gedrängt. Anfangs mit wechselndem Glücke von dem Kaiser geführt, traf ihn später Schlag auf Schlag, und schon 1250 starb er. Die Guelfen trugen nun den Sieg über die Ghibellinen davon. Der Sieg der Ghibellinen in Florenz 1248 hatte nur eine zweijährige und ein neuer nach der Schlacht von Monte-Aperto (1260) nur eine sechsjährige Dauer. Die Bolognesen zwangen alle Städte

Digitized by Google

der Romagna und hatten das Glück, in der Schlacht bei Foſſalta 1249 den König Enzio (ſ. d.) gefangen zu nehmen, den ſie nie wieder freigaben. So kam es, daß Konrad IV. (ſ. d.) während ſeines dreijährigen Aufenthalts in J. nur in Unter-J. Erfolge errang, und daß mit ſeinem Tode 1254 der Fall der ſtaufiſchen Herrſchaft ſo gut wie entſchieden war, trotz der Tapferkeit und der Ausdauer, mit der Manfred (ſ. d.) für ſeine Rechte kämpfte. Nur in der trevisan. Mark hatte die ghibelliniſche Partei durch Ezelin (ſ. d.) die Oberhand, bis er in dem gegen ihn unternommenen Kreuzzuge aller Guelfen unterlag.

Die fünfte Periode der Geſchichte J.s umfaßt die Zeit vom Sturze des ſtaufiſchen Hauſes und der Reichsgewalt bis zur Geſtaltung der neuern Staaten (1250—1492), den Zeitraum des Siegs des röm.-ital. Elements, der ſich zunächſt in der Uebermacht der päpſtl. Gewalt und der entſchiedenen Selbſtſtändigkeit der ital. Städterepubliken ausſprach. Doch nicht lange erfreute ſich das Papſtthum ſeines Siegs, ſondern ſtürzte immer tiefer und die ſtädtiſche Freiheit unterlag zahlreichen Tyrannen. Dieſe Periode jedoch umfaßt auch die Blütezeit des ſpecifiſch ital. Lebens, die Zeit der Renaiſſance, der Gründung der modernen Cultur.

Seit Karl I. aus dem Hauſe Anjou, durch des Papſtes Gunſt König von Neapel und Reichsvicar in Tuscien geworden war, bekamen die Namen der Guelfen und Ghibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieſer die Feinde der Franzoſen. Dieſen Parteien geſellten ſich in den Republiken noch die des Adels und die des Volks bei, welche letztere faſt überall den Sieg davontrug. Vergebens waren die Bemühungen Papſt Gregor's X., Frieden zu ſtiften, wirkſamer die ſeines Nachfolgers, Nikolaus' III., der Karl's Uebermacht fürchtete. Neue Stärkung erhielt die guelfiſche Partei durch Papſt Martin IV. ſeit 1281, der Karl I. ergeben war. Ein anderes Intereſſe, das des Handels und der Schifffahrt, trieb die Seerepubliken gegeneinander zu den Waffen. Die Genueſer unterſtützten 1261 den byzant. Kaiſer Michael VIII. Paläologus bei der Wiedereroberung Konſtantinopels gegen die Venetianer; ſie vernichteten auch bei Meloria 1284 die Seemacht der Piſaner und vollendeten ihre Herrſchaft auf dem Meere durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola 1298. (S. Genua.) Florenz vollendete ſeine Demokratie durch die gegen den Adel gerichteten «Ordnungen der Gerechtigkeit». Die Guelfenpartei befeſtigte ihre Herrſchaft durch beſondere Inſtitutionen. Doch ſchon 1300 theilte eine neue Parteiung, von Piſtoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen ſelbſt in zwei Factionen, die Schwarzen und die Weißen, bis letztere vertrieben wurden. (S. Toscana.) In der Lombardei ſchien die erſterbende Freiheit zum letzten mal aufzulodern. Gleichzeitig erhob ſich 1302—6, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, in den meiſten Städten das Volk und verjagte ſie, darunter auch die Visconti (ſ. d.), die 1277 die della Torre in der Herrſchaft von Mailand verdrängt hatten. Da erſchien plötzlich nach langem Zwiſchenraume ein deutſcher Kaiſer, Heinrich VII. (ſ. d.), in J., um die kaiſerl. Herrſchaft wiederherzuſtellen. Zwar errang er mannichfaltige Vortheile; am Ende aber mußte er doch mit ſeinen Planen ſcheitern, da die mitgebrachte Macht und die kaiſerl. Partei in J. zu ſchwach waren. Vorzüglich war es Florenz, das ſeine Entwürfe vereitelte, die Stadt, die jetzt die frühere Rolle Mailands ſpielte, allen Verſuchen, J. Einer Macht zu unterwerfen, kräftig widerſtand und durch ihren Freiheitsſinn lange ihre Hegemonie bewahrte, während im übrigen J. viele Tyrannen herrſchten. Das ghibelliniſche Piſa kam nach Heinrich's Tode 1314 an Uguccione della Faggiuola, und Lucca, das derſelbe ebenfalls beherrſchte, nach ſeiner Vertreibung daſelbſt 1316 an Caſtruccio Caſtracani. Padua fiel 1318 dem Hauſe Carrara anheim; Aleſſandria ererbten, ſowie Tortona 1315 und Cremona 1322, die Visconti zu Mailand; Mantua, wo ſeit 1275 die Bonacolſi geherrſcht hatten, kam 1328 an die Gonzaga; in Ferrara befeſtigte ſich 1317 die lange beſtrittene Herrſchaft der Eſte; Ravenna beherrſchten ſchon ſeit 1273 die Polenta; in Verona nebſt mehrern andern Städten war ſeit 1312 Can della Scala Reichsvicar; in Bologna wurde 1337 Taddeo de' Pepoli zum Signore ausgerufen u. ſ. w. In den übrigen Städten herrſchte dieſelbe Tyrannei, die um ſo drückender wurde, je öfter die herrſchenden Geſchlechter wechſelten. Dieſe kleinen Fürſten hielten den Vergrößerungsabſichten Robert's von Neapel, den Papſt Clemens V. zum Reichsvicar in J. ernannt hatte, die Wage, und Kaiſer Ludwig der Baier (ſ. d.), der 1327 nach J. kam, um die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, ſah ſich ſelbſt mit den Ghibellinen in Händel verwickelt, ſowie andererſeits die Schlechtigkeit Johann's XXII. auch den Eifer der Guelfen ſo abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinſchaftliche Intereſſe der Freiheit erkennend, ſich einander mehr näherten. Plötzlich erſchien 1330 der König Johann von Böhmen in J. Von den Brescianern gerufen, vom Papſte begünſtigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Verſöhner und Friedensſtifter

Digitized by Google

spielend, würde es ihm vielleicht gelungen sein, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht die Florentiner nebst Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel u. a. 1332 sich ihm entgegengestellt. Nach seinem Sturze begann Mastino della Scala, der die Hälfte der Lombardei und Lucca beherrschte, die Freiheit der ganzen Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand und erregte ihm einen Bundeskrieg, in welchem es nichts gewann als Sicherung der Freiheit. In dem vom Adel zerrissenen Rom herrschte Cola Rienzi (s. d.) seit 1347 eine kurze Zeit. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der ghibellinischen Spinola und Doria und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien und gaben sich in Simon Boccanera den ersten Dogen. Ueberall in ganz J. herrschte 1347 eine entsetzliche Hungersnoth und 1348 eine noch gräßlichere Pest, der Schwarze Tod, welcher zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die Geisel der Söldnerbanden, die nach dem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, wie die des Grafen Werner 1348 und des Fra Moriale 1354. So verfiel denn mit dem Sturze der kaiserl. Gewalt J. im 14. und 15. Jahrh. in immer größere polit. Zerrüttung, und eine Auflösung aller sittlichen Bande trat ein, während damit ein glänzendes Aufblühen der Künste, Wissenschaften und des gewerblichen Lebens parallel ging. In dieser Anarchie treten vorzüglich fünf Punkte hervor, um die sich die übrigen gruppiren: Unter-J., der Kirchenstaat, Florenz an der Spitze von Toscana, Mailand unter den Visconti, und Venedig, von denen jedes einen Kreis bestimmter Bestrebungen bildet. Zunächst versuchte es noch einmal Karl IV. (s. d.), das kaiserl. Ansehen herzustellen. Er erschien 1355 in J., unterwarf sich fast ganz Toscana, scheiterte aber am Ende an der Parteiwuth des Volks von Siena und Pisa. Dem Papste Innocenz VI. gelang es (1354—60), durch den Cardinal Albornoz den ganzen Kirchenstaat zu erobern. Aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Aeußerste gebracht und von Florenz unterstützt, fielen 1376 alle eroberten Städte wieder ab, worauf sich während des großen Schisma die Freiheit dieser Städte völlig befestigte. Inzwischen beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplanen; Genua unterwarf sich 1353 dem Giovanni Visconti, der Bologna 1350 von den Pepoli gekauft hatte. Aber seine Unternehmung gegen Toscana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten toscan. Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardei, bis sie am Ende nach vielfachen Kämpfen der letztern mit den Visconti gegen Anfang des 15. Jahrh. aus Gegnern der Visconti'schen Eroberungsplane ihre Nebenbuhler wurden. Giangaleazzo Visconti erwarb 1395 vom Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum, unterwarf sich 1399 Siena, 1400 Perugia und 1402 Bologna, sodaß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Allein nach seinem Tode 1402 ging während der Minderjährigkeit seiner Söhne ein großer Theil seiner Staaten wieder verloren. Als in Ladislaw von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte, 1409 dem bedrängten J. ein neuer Eroberer erstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Doch diese Gefahr war nur vorübergehend; Ladislaw starb 1414. Bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Der Herzog Filippo Maria Visconti eroberte (1416—20) alle seine Staaten der Lombardei zurück; auch unterwarf sich ihm 1421 Genua. Da verband sich Florenz 1425 nochmals gegen ihn mit den Venetianern, die alles Land bis an die Adda eroberten und im Frieden von Ferrara 1428 behielten. In Perugia gelang es Braccio da Montone, sich 1416 zum Herrn dieser Stadt und ganz Umbriens nebst Rom zu machen. In Siena gelangten 1430 die Petrucci zur Herrschaft.

Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner und bei der beständigen Beunruhigung des Königs Alfons von Aragon in Neapel durch die Partei der Anjou war jetzt keine gefährliche Uebermacht in J. mehr vorhanden, obwol gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen die beiden Parteien unter den ital. Miethsoldaten, die Bracceschi, nach Braccio da Montone, und die Sforzeschi, nach Sforza Attendolo so genannt, einander stets feindlich gegenüberstanden. Dem Francesco Sforza (s. d.) gelang es, nach dem Aussterben der Visconti 1447, sich 1450 zum Herrn des mailänd. Staats zu machen. Als die Venetianer mit einigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, wo sich um diese Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (s. d.) erhob. Mailand, wo die Sforza sich befestigten, Venedig, das die Hälfte der Lombardei besaß, Florenz, das durch Lorenzo Medici weise geleitet wurde, der Kirchenstaat, der größtentheils dem Heiligen Stuhle zurückgegeben war, und Neapel, das unfähig war, seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen, bildeten im 15. Jahrh. das polit. Gleichgewicht J.s, sodaß in den fortgesetzten Fehden dieser Staaten keiner der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden konnte.

Digitized by Google

In der sechsten Periode der ital. Geschichte, einer Uebergangsperiode (1492—1559), wurde indeß dieses Gleichgewicht der ital. Machtverhältnisse zunächst durch das Eingreifen der franz. Politik zerstört. In dieser Periode bildet der Untergang der Florentinischen Republik in polit. Beziehung das wichtigste Ereigniß. In culturgeschichtlicher Hinsicht ist für sie das Erwachen der streng kirchlichen, antireformatorischen Bewegung, welche in der folgenden Epoche unter span. Einflusse zum vollkommenen Durchbruche kam, charakteristisch. Die Wahl des Papstes Alexander VI. 1492 eröffnet dieselbe. Zwei Jahre später zog Karl VIII. von Frankreich, der Erbe des Hauses Anjou, heran, um Neapel und Sicilien zu erobern. Zwar trat Lodov. Sforza, Moro genannt, erst sein Bundesgenosse, als Feind wider ihn auf; allein Papst Alexander VI., um seinen Sohn Cesare Borgia (s. d.) zu erheben, begünstigte des Königs Plane. Karl eroberte Neapel schnell vermittels seines stehenden Heers, verlor es aber sehr bald wieder durch die Eifersucht der übrigen größern Mächte an Alfons II. von Aragon. Auch Karl's VIII. Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholischen aus dem mit ihm wiedereroberten Neapel 1504 verdrängt. Glücklicher war Ludwig XII. gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt, 1500 sich unterwarf. Cesare Borgia's Versuche auf J.s Herrschaft wurden durch den Tod seines Vaters 1503 vereitelt, worauf der kriegerische Papst Julius II. die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenstaats vollendete. Er schloß mit Kaiser Maximilian I., Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. 1508 die Ligue von Cambrai gegen die Vergrößerungsabsichten der Venetianer, deren Schlauheit aber diesen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte, und sodann 1509 mit den Venetianern, Spaniern und Schweizern zur Vertreibung der Franzosen aus J. die Heilige Ligue, die aber damals ihren Zweck noch nicht erreichte. Der Streit zwischen den Sforza und später zwischen Kaiser Karl V. (s. d.) mit den Franzosen um Mailand dauerte fort und endete erst durch Franz' I. (s. d.) von Frankreich Niederlage bei Pavia 1525. Infolge davon blieb Mailand dem Franc. Sforza, dem bei seinem Tode 1540 sein Sohn Filippo in der Regierung folgte. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1513—21) und Clemens VII. (1525—34), waren eifrig auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Karl V., unter den seit der Schlacht von Pavia sich ganz J. beugte, vereitelte zwar Clemens' VII. Anschläge, seine Macht zu schwächen; er eroberte und plünderte 1527 Rom; aber bald mit dem Papste auf Kosten von Florenz versöhnt, wendeten sich die Heere des Kaisers gegen diese Stadt, welche die Familie des Papstes vertrieben hatte. Nach ruhmvollem Widerstande erlag dieselbe der Uebermacht (1530) und erhielt nun in Alessandro de' Medici den ersten erblichen Herzog. Nach dem Aussterben des Mannsstammes der Markgrafen von Montferrat gab Kaiser Karl V. dieses Land 1536 dem Gonzaga zu Mantua. Aus Parma und Piacenza, die Papst Julius II. für den Heiligen Stuhl erobert, machte Papst Paul III. 1545 ein Herzogthum und gab es seinem Bastard Pietro Luigi Farnese, dessen Sohn Ottavio 1556 die kaiserl. Belehnung erhielt. Genua fand in Andrea Doria 1523 seinen Befreier von der franz. Herrschaft, den 1547 die Verschwörung Fiesco's (s. d.) nicht zu stürzen vermochte. Karl V., der schon seinen Sohn Philipp II. mit Mailand belehnt hatte, überließ 1553 Neapel demselben, und hiermit wurde auf Jahrhunderte, zum Unglück für das ganze geistige und polit. Leben J.s, österr.-span. Einfluß hier vorherrschend; im Frieden zu Château-Cambrésis (1559) wurde Piemont dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen zurückgegeben.

Hiermit beginnt die siebente Periode der Geschichte J.s, die Zeit eines bald von Spanien, bald von Oesterreich, bald von Frankreich abhängigen Staatswesens. Diese Periode reicht bis zum Wiener Frieden (1815) herab. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hob sich J., soweit dies bei dem Verluste des Welthandels möglich war, durch längern Frieden, der bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat fortdauerte, wodurch die Noth des Dreißigjährigen Kriegs auch über J. kam. Seine Bedrängniß in Deutschland nöthigte Kaiser Ferdinand II., jene beiden Länder 1631 Frankreichs Schützlinge, Karl von Nevers, zu Lehn zu geben, dessen Geschlecht bis zum Spanischen Erbfolgekriege im Besitze blieb. Durch den Abgang des Hauses della Rovere fiel Urbino 1631 dem päpstl. Stuhle anheim. Der Friede J.s wurde mit Ausnahme der Unternehmungen Ludwig's XIV. auf Savoyen und Piemont in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nicht gestört und schien durch den Turiner Neutralitätsvertrag von 1696 auf lange Zeit gesichert zu sein, als der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Oesterreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erstern beiden für sich, indem Mantua wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogen wurde, und gab letzteres an Savoyen. Im Utrechter Frieden von 1714 bekam Oesterreich noch die Insel Sardinien und Neapel, Savoyen aber die Insel Sicilien, die es gegen Sardinien an Oesterreich abtrat. Parma und Piacenza

Digitized by Google

erhielt, als 1731 das Haus Farnese ausstarb, der span. Infant Karl. In dem poln. Thronfolgekriege von 1733 eroberte Karl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand und behielt davon im Wiener Frieden von 1738 Novara und Tortona. Der Infant Karl von Spanien wurde König beider Sicilien und trat dafür Parma und Piacenza an Oesterreich ab. Als die Mediceer 1737 ausstarben, erhielt der Herzog Franz Stephan von Lothringen nach der Bestimmung des Wiener Präliminarfriedens Toscana, das er 1745, wo er Kaiser wurde, zur Secundogenitur des österr.-lothring. Hauses machte. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege eroberten die Spanier 1745 Mailand, wurden aber durch Karl Emanuel daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailänd. Landschaften abtrat. Massa und Carrara fielen 1743 als Erbe an Modena. Parma und Piacenza eroberte der span. Infant Philipp für sich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im Aachener Frieden von 1748 zurück. So theilten sich im 18. Jahrh. die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen in ganz J., bis auf den Kirchenstaat, Modena und die Republiken, denen die Französische Revolution bald ein Ende machte.

Im Sept. 1792 drangen die franz. Truppen zuerst in Savoyen ein, wurden zwar 1793 auf einige Zeit wieder vertrieben, behaupteten es aber doch am Ende des Jahres. Der franz. Nationalconvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. Im April 1794 rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oesterreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus J. nochmals vertrieben. Nachdem 1796 Napoleon Bonaparte den Oberbefehl des franz. Heers in J. erhalten, zwang er zunächst den König von Sardinien zum Frieden, in welchem Nizza und Savoyen an Frankreich abgetreten werden mußten. Nachdem er sodann die österr. Lombardei erobert, dem Herzoge von Parma und dem Papste Contributionen aufgelegt und dem König von Neapel solche Furcht eingeflößt hatte, daß er um Frieden bat, errichtete er 1797 aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma diesseit des Po und Modena die Cisalpinische Republik (s. d.). Der Kirchenstaat wurde 1798 in eine Römische Republik, Genua in eine Ligurische Republik umgewandelt. Auch Venedig wurde von den Franzosen besetzt und dieser aristokratischen Republik eine neue Form gegeben. Im Frieden zu Campo-Formio (s. d.) ward sodann das venet. Gebiet bis an die Etsch an Oesterreich überlassen und der Ueberrest mit der Cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß zwar mit Frankreich 25. Oct. 1797 einen Allianz- und Subsidienvertrag; doch 1798 fand die infolge der zweiten Coalition von Neapel her in Rom angegriffene franz. Directorialregierung für gut, den König von Sardinien zur Abtretung seiner Staaten auf dem festen Lande zu nöthigen. Neapel selbst wurde vom General Championnet 1799 besetzt und in eine Parthenopeische Republik verwandelt, Toscana aber wie Piemont von den Franzosen militärisch verwaltet. Infolge der Siege der Coalition wurden indeß die Franzosen wieder aus Neapel und Rom und dem ganzen übrigen J. bis auf Genua vertrieben, und der König von Sardinien wie der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. Doch durch seinen glänzenden Feldzug von 1800 vernichtete Bonaparte fast alle die Vortheile der Coalirten in Ober-J., das er zum größten Theile wieder eroberte. Im Luneviller Frieden von 1801 wurde der Besitz Venedigs für Oesterreich bestätigt; der Herzog von Parma erhielt Toscana als Königreich Etrurien (s. d.); Parma aber wurde mit Frankreich vereinigt. Die Cisalpinische und die Ligurische Republik wurden von Oesterreich und Frankreich verbürgt und mit letzterer die eingeschlossenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel zum Frieden zu Florenz 28. März 1801 genöthigt, in welchem er Piombino, den Stato de' Presidii (Orbetello und Umgegend), welchen Frankreich wiederum an Etrurien überließ, und seine Hälfte der Insel Elba abtreten, seine Häfen den Engländern und Türken verschließen und eine franz. Armee in sein Reich nehmen mußte. Infolge des Friedens zu Amiens von 1801 mußten die Franzosen Neapel, Rom und Elba räumen. Die Republiken Genua und Lucca erhielten durch den Ersten Consul noch 1801 neue Verfassungen. Im Jan. 1802 erfolgte die Umschmelzung der Cisalpinischen in eine Italienische Republik nach dem Muster der neuen franz. Verfassung, und Bonaparte wurde Präsident derselben. Auch Genua erhielt wieder eine neue Verfassung und den Girolamo Durazzo zum Dogen; Piemont aber wurde völlig mit Frankreich vereinigt. Doch schon 1805 verwandelte der Kaiser Napoleon die Italienische Republik in ein Königreich J., machte sich zum König, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais aber zum Vicekönig desselben, gab dem Lande eine der franz. ähnliche Verfassung und vereinigte damit Guastalla, während seine Schwester Elisa Bacciocchi Piombino und Lucca als Fürstenthümer und franz. Lehen erhielt. Der Friede zu Preßburg 1805 vollendete die franz. Allgewalt in J.

Digitized by Google

Das österr. Venedig nebst Istrien und Dalmatien wurde mit dem Königreiche J. vereinigt, das nun einen Flächeninhalt von 1672 Q.-Mln. mit 5,657,000 E. hatte. Am 24. Mai 1806 wurden Guastalla, am 25. die Ligurische Republik, 21. Juli Parma und Piacenza franz. Provinzen. Neapel wurde 1806 ebenfalls von den Franzosen besetzt und von Napoleon 31. März seinem Bruder Joseph Bonaparte als Königreich gegeben und von diesem, trotz eines Aufstandes in Calabrien und einer Landung der Engländer, in Besitz genommen, 1808 aber, da Joseph zum König von Spanien ernannt war, dem Großherzog von Berg, J. Murat (s. d.), verliehen, während die auf dem Meere herrschenden Engländer dem König Ferdinand den Besitz Siciliens sicherten. Noch 1808 wurde Etrurien zu Frankreich geschlagen, und 1809 gab der Kaiser Toscana seiner Schwester Elisa Bacciocchi als Reichslehen und verlieh ihr den Titel einer Großherzogin. In demselben Jahre erfolgte die völlige Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Rom wurde zu einer kaiserl. freien Stadt erklärt. Nach dem Wiener Frieden wurden Istrien und Dalmatien vom Königreich J. abgetrennt und dem neugebildeten Königreich Illyrien einverleibt. Baiern mußte von Tirol 1810 den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Clausen an J. abtreten. So schien zum Napoleon's Macht in J. befestigt; doch der Feldzug nach Rußland sollte auch sie bald stürzen. Murat verließ die Sache Frankreichs und verband sich 11. Jan. 1814 mit Oesterreich, dessen Heere unter Bellegarde in J. eindrangen, und der Vicekönig Eugen mußte am Ende trotz seiner tapfern Vertheidigung infolge des Waffenstillstandes vom 23. April 1814 mit den Franzosen ganz J. räumen. Neapel blieb zufolge der Bestimmung des Wiener Congresses im Besitze Murat's; allein die verunglückte Schilderhebung desselben 1815 brachte es wieder an seinen alten Herrscher, den König Ferdinand IV., und bewirkte Murat's Vertreibung und Tod. Inzwischen hatte die Wiener-Congreß-Acte vom 9. Juni 1815 J.s Verhältnisse geordnet.

Die achte Periode der Geschichte J.s. beginnt mit dieser neuen Ordnung der Verhältnisse. Denn wenn auch der Einfluß eines fremden Staats zunächst noch für J. maßgebend blieb, so entwickelte sich doch jetzt ein ganz neuer Factor («un essere nuovo»), die nationale, auf die Herstellung einer polit. Einheit der Halbinsel gerichtete Idee. Dieselbe hat der Periode 1815—70, vom Wiener Congresse bis zur Besitzergreifung Roms durch Victor Emanuel (Sept. 1870), ihre Signatur gegeben. Durch die Beschlüsse des Wiener Congresses erhielt der König von Sardinien (s. d.) seine Staaten wieder, nach den Grenzen von 1792, nebst der ehemaligen Republik Genua; der Kaiser von Oesterreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neuerrichtete Lombardisch-Venetianische Königreich (s. d.); das Haus Oesterreich-Este bekam wieder die Souveränetät in Modena (s. d.), Reggio, Mirandola, Massa und Carrara; die Kaiserin Marie Luise erhielt Parma (s. d.), Piacenza und Guastalla; der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich wurde wieder Großherzog von Toscana (s. d.); die Infantin Marie Luise erhielt Lucca (s. d.); der Kirchenstaat (s. d.) wurde mit Ausnahme des am linken Ufer des Po gelegenen Landstrichs gänzlich hergestellt; der König Ferdinand IV. ward wieder als König beider Sicilien (s. d.) anerkannt. Im Besitze der Insel Malta blieben die Engländer, während die Republik San-Marino (s. d.) und der Fürst von Monaco (s. d.) unter allen polit. Umgestaltungen, die J. seit der Französischen Revolution erlebt, sich mehr oder minder unversehrt erhalten hatten. So wurde das österr. Uebergewicht in J. fester als jemals begründet; auf der See aber und an den Küsten gebot England. Hiermit war indeß unter den Völkern J.s der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit, den die Napoleonische Gewaltherrschaft im Süden wie im Norden der Halbinsel erweckt hatte, nicht unterdrückt. Die neuen reactionären Regierungen riefen die Freiheitsidee wach. Fast allgemein trat das Verlangen nach repräsentativen Verfassungen an den Tag, und vergebens suchten sich die Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen geheime polit. Gesellschaften, wie Unitarier, Carbonari (s. d.) u. s. w., selbst gegen die Freimaurer durch Ketzergerichte, Jesuiten und geheime Polizei zu schützen. Der Geist des Carbonarismus erschütterte vorzüglich Neapel und Sicilien, wo der König Ferdinand I. 1820 eine freisinnige, der spanischen von 1812 ähnliche Constitution versprechen mußte, auch Sardinien, wo der König Victor Emanuel I. 1821 zu Gunsten seines Bruders Karl Felix resignirte. Die Cabinete der Großmächte Europas beschlossen indeß schleunige Unterdrückung jeder Revolution. Oesterreich trat, mit Zustimmung der übrigen, auf dem Congresse zu Laibach versammelten Mächte, mit gewaffneter Hand für die legitimen Rechte der königl. Macht in Neapel und Sicilien sowie in Sardinien ein. Ein viertägiger Kampf der Oesterreicher mit dem Revolutionsheere von Neapel (7. bis 10. März 1821) und ein dreitägiger mit der Föderationspartei in Piemont (vom 7. bis 9. April 1821) stellten die Ruhe und alte Ordnung in J.

Digitized by Google

wieder her. Seitdem wurde in Uebereinstimmung mit den auf den Congressen zu Laibach und zu Verona hinsichtlich J.s festgestellten polit. Grundsätzen das Repressivsystem mit der größten Strenge geübt. Während man aber von seiten der Regierung in mehrern Staaten durch Jesuiten und ähnliche Mittel die Reaction systematisch betrieb, erstarkten auch von neuem die geheimen Gesellschaften. Ihnen suchten die Regierungen durch die strengsten Maßregeln zu steuern. Grausam verfuhr man hierbei in Neapel und Sicilien selbst gegen politisch Verdächtige, ganz besonders aber in Modena. Minder streng waren die Maßregeln im Lombardisch-Venetianischen Königreiche, Parma und Lucca sowie in Toscana und im Kirchenstaate. Pius VII., durch dessen Staatssecretär Cardinal Consalvi viel zur Versöhnung der Gemüther und Befestigung der Ruhe im Innern gethan und das Verwaltungssystem wohlthätig geordnet wurde, sowie seine Nachfolger Leo XII. und Pius VIII. begnügten sich, die Carbonari sowie alle andern geheimen Gesellschaften mit dem Banne zu belegen, ohne die Theilnehmer an frühern polit. Verbindungen zur Rechenschaft zu ziehen. Letzteres war auch in Parma und Lucca sowie in Toscana der Fall, seitdem Leopold II. 1824 seinem Vater Ferdinand III. gefolgt war.

Die Ursachen der ital. Revolutionen 1820 und 1821 wurden indessen trotz der vielen Proscriptionen nirgends gehoben. Als 1830 infolge der franz. Julirevolution eine allgemeine europ. Bewegung ausbrach, hielt man auch in J. die Umstände für geeignet, um sich für nationale und polit. Freiheit zu erheben. Ehe dies geschah, hatte im Königreich beider Sicilien 8. Nov. 1830 Ferdinand II. und während der ersten Unruhen im Kirchenstaat 2. Febr. 1831 Gregor XVI. den Thron bestiegen. Besonders der Herzog von Modena, Franz IV., suchte, obschon die Zeichen der Aufregung sich bereits kundgaben, das Repressivsystem mit aller Härte aufrecht zu erhalten, sodaß nun in Modena zuerst der polit. Sturm ausbrach. Zwar ward ein erster Aufstand vom 3. zum 4. Febr. 1831 durch Militärgewalt erstickt; als sich aber zugleich (4. Febr.) Bologna erhob, stand auch ganz Modena auf, und der Herzog mußte nach Mantua flüchten. Unruhen in Parma 12. Febr. veranlaßten am 15. die Herzogin Marie Luise ebenfalls zur Flucht. Die Stadt Ancona hatte sich bereits 8. Febr. für die Revolution erklärt; später sah sich der Papst auch in Rom selbst bedroht. Gregor XVI. war nicht im Stande, mit Gewalt die Unruhen zu dämpfen, an denen sich zwei napoleonische Prinzen, von denen der eine damals starb, der andere später der Kaiser der Franzosen wurde, betheiligten. Am 26. Febr. traten die Abgeordneten der aufgestandenen Provinzen zusammen und proclamirten die völlige Emancipation der in ihrer Versammlung vertretenen ital. Provinzen von der zeitlichen Herrschaft des Papstes und die Vereinigung derselben in Einen Staat unter Einer Regierung, die aus einem Präsidenten, einem Ministerrathe und einer Gesetzgebenden Consulta bestehen sollte, welche 4. März bereits erwählt wurden. Doch die Cabinete der Großmächte hatten schon die Intervention beschlossen. Mit seinen eigenen und österr. Truppen rückte der Herzog von Modena, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, 9. März in seiner Residenz ein und General Zucchi begab sich mit einem Theile der Bürgergarden auf das bolognes. Gebiet. Die Oesterreicher hatten indessen schon 5. März Ferrara besetzt und rückten am 13. auch in Parma ein. Die Bologneser wählten den General Zucchi zum Oberbefehlshaber und verlegten, als die Oesterreicher Bologna sich näherten, 20. März die Provisorische Regierung nach Ancona, worauf auch Bologna 21. März von den Oesterreichern besetzt wurde. Nach einem Gefechte der Aufständischen bei Rimini (25. März) sah sich die Provisorische Regierung zur Auflösung genöthigt. Am 27. März wurde nun auch Ancona den Oesterreichern übergeben und 4. April, nachdem die Italiener 30. März die Waffen gestreckt, Spoleto durch die päpstl. Truppen besetzt.

Der Herzog von Modena regierte seit seiner Rückkehr mit strenger Härte. Auch die päpstl. Regierung begann eine drückende Reaction; doch fiel es ihr sehr schwer, die Ruhe zu erhalten, nachdem die Oesterreicher Ancona und Bologna geräumt hatten. Erneute Unruhen im Kirchenstaat veranlaßten 1832 ein abermaliges Einrücken der Oesterreicher und gaben dem franz. Ministerium Veranlassung, 22. Febr. 1832 Ancona zu besetzen, wogegen der Papst vergebens protestirte. In Parma suchte nach ihrer Rückkehr die Herzogin Marie Luise durch Milde die Gemüther zu versöhnen. In der sardin. Monarchie bewahrte der König Karl Albert (s. d.), der 1831 den Thron bestieg, die Ruhe mit Kraft und unterdrückte mit Strenge alle polit. Umtriebe. Karl Albert hielt zwar auch an dem absolutistischen System fest, aber er sorgte für eine wohlwollende und ehrliche Regierung und für die Ausbildung einer tüchtigen Armee. So trat überall in J. wieder Ruhe ein. Ancona ward im Dec. 1838 von den Franzosen geräumt, die österr. Truppen verließen gleichzeitig den Kirchenstaat, und die kurz zuvor erfolgte Amnestie im Lombardisch-Venetianischen Königreich (October) schien sogar einen nachhaltig versöhnenden

Digitized by Google

Eindruck auf die Gemüther zu machen. Doch die Unzufriedenheit bestand im stillen fort, und die rührige Thätigkeit der Verbannten und Ausgewanderten steigerte die allgemeine Gärung. Vor allem wirkte die seit 1834 von Mazzini (s. d.) organisirte Geheimgesellschaft des «Jungen J.» mit republikanischer Tendenz. Eine ganze Reihenfolge von Verschwörungen in den verschiedenen ital. Staaten wurden in Blut erstickt. Tiefen Eindruck machte es namentlich, als die beiden Söhne des österr. Admirals Bandiera, die auf Veranlassung Mazzini's eine Landung in Calabrien versuchten, dort gefangen und auf Befehl der neapolit. Regierung (Juli 1844) erschossen wurden. Auch die Schilderhebung zu Rimini im Kirchenstaat (Sept. 1845), die nur Abstellung der schlimmsten Beschwerden des Priesterregiments forderte, ward niedergeschlagen. Trotzdem ging im stillen die Bewegung der Geister mehr und mehr vorwärts. Gegenüber dem radicalen Pessimismus der Mazzinisten drang bei den gebildeten Ständen eine gemäßigte liberale Richtung durch. Großen Einfluß übten polit. Schriften, welche die Hoffnung auf eine Wiedererhebung J.s in verschiedener Weise anregten. Die eine, von dem Geistlichen Vincenzo Gioberti («Ueber das sittliche und polit. Primat der Italiener», 1843), in mittelalterlichen Reminiscenzen befangen, schwärmte, daß das Papstthum berufen sei, abermals an die Spitze der Halbinsel zu treten und eine neue Aera herbeizuführen. Die andere, vom Grafen Cesare Balbo («Ueber die Hoffnungen J.s»), hielt sich dagegen an die bestehenden Verhältnisse und traf das Richtige. Balbo bezeichnete schon das Königreich Sardinien (Piemont) als das Schwert J.s und den Führer der nationalen Bewegung, weil hier Fürst und Volk am mannhaftesten seien. Nicht minder wirkten verschiedene polit. Gelegenheitsschriften und Erzählungen Massimo d'Azeglio's.

Unter diesen Verhältnissen wurde der Tod Gregor's XVI. (1. Juni 1846) und die Erwählung des Cardinals Mastai Ferretti als Pius IX. zum Papste ein epochemachendes Ereigniß. Gerade im Kirchenstaate hatte die polit. Unterdrückung ihren Gipfel erreicht. Als Pius IX. mit versöhnenden Maßregeln, namentlich Amnestie begann, grobe Misbräuche beseitigte, materielle Erleichterungen eintreten ließ und zugleich Vorbereitungen traf, eine Reform der Verfassung und Verwaltung anzubahnen, that sich sogleich der Eindruck davon in ganz J., ja über J. hinaus wahrhaft erschütternd kund. Pius IX. galt als Hort der liberalen und einheitlichen Bestrebungen in der ganzen Halbinsel. Zunächst ward das benachbarte Toscana von diesem Umschwunge ergriffen, bald auch Sardinien. Der Verkündigung von Umgestaltungen in Gesetzgebung und Rechtspflege folgten die freiere Bewegung der Presse und die Verheißung eines nationalen ital. Zollvereins. Dagegen standen Neapel und Oesterreich in feindseliger Haltung zu der neuen Politik. In Neapel war es gelungen, die gewaltsamen Versuche, die im Sommer des J. 1847 gemacht wurden, nochmals zu unterdrücken. Oesterreich hielt in der Lombardei das alte System aufrecht und gab in der Besetzung Ferraras (Aug. 1847) eine ziemlich unzweideutige Kriegserklärung gegen die päpstl. Politik. Von den kleinen Staaten wies Modena, wo seit Jan. 1846 Herzog Franz V. seinem Vater gefolgt war, jede Reform zurück. Ebenso Parma, wo nach dem Tode Marie Luisens (s. d.) im Dec. 1847 die bisher in Lucca regierenden Bourbons succedirten, indem das Fürstenthum Lucca vertragsmäßig an Toscana (Oct. 1847) überging. Die Herzoge von Parma und Modena verließen sich auf den Schutz Oesterreichs und unterwarfen sich durch Vertrag vom 24. Dec. 1847 vollständig der österr. Militärhoheit. Die Stellung Oesterreichs in J. gestaltete sich indeß immer schwieriger. Ueberall wurde der Haß gegen die Fremdherrschaft systematisch gepflegt und der ganzen Bevölkerung allmählich eine offensive Richtung gegen Oesterreich gegeben. Da brach in Sicilien, das alle Reformwünsche hartnäckig abgewiesen sah, 12. Jan. 1848 ein offener Aufstand aus. Auch Neapel selbst ward von der Bewegung ergriffen und der König glaubte einem allgemeinen Aufstande nur begegnen zu können, indem er (29. Jan. 1848) ein neues Ministerium berief und eine constitutionelle Verfassung zusagte. Für Sicilien erwiesen sich indessen diese Concessionen als ungenügend; die Revolution steuerte dort auf die Constitution von 1812 und die vollständige Trennung der Insel vom Festlande hin. Nachdem Neapel vorangegangen, folgten Sardinien (Fundamentalstatut vom 8. Febr. und Constitution vom 4. März 1848), Toscana (17. Febr.) und selbst der Kirchenstaat (14. März) mit constitutionellen Verfassungen. Unterdeß waren im Lombardisch-Venetianischen Königreiche bereits blutige Auftritte vorgefallen, und die Regierung hatte 20. Febr. 1848 das Standrecht verkündigt. Als die Nachrichten von der pariser Februarrevolution eintrafen, brach überall der Sturm los. Der mailänder Aufstand vom 18. bis 22. März zwang die österr. Kriegsmacht unter Radetzky, die lombard. Hauptstadt zu räumen und sich auf Verona zurückzuziehen, während gleichzeitig, 22. März, Venedig durch die voreilige Capitulation der österr. Autoritäten unabhängig ward und in Parma und Modena

Digitized by Google

die Gewalten zusammenfielen. In denselben Tagen überschritt König Karl Albert von Sardinien, der sich zum Vorkämpfer für die ital. Unabhängigkeit berufen glaubte, die lombard. Grenze. Die österr. Kriegsmacht ward auf die Mincio-linie und die Festungen Verona, Mantua, Peschiera, Legnago zurückgedrängt, während ganz I. sich anschickte, den Kampf gegen sie aufzunehmen. Die Regierungen sahen sich außer Stande, dem nationalen Drange zu widerstehen; röm., toscan. und neapolit. Truppen setzten sich in Bewegung, die Reihen der Unabhängigkeitskämpfer zu verstärken. Oesterreich, damals in seinem Innern erschüttert, erwies sich bereit, Bedingungen einzugehen, welche Ober-I. zum größten Theile die Unabhängigkeit sicherten. Allein die Italiener überschätzten ihre eigene Stärke, und die Zerwürfnisse zwischen Liberalen und Radicalen machten dem Könige von Sardinien seine Aufgabe äußerst schwer.

Als erster Anfang der Reaction in I. ist der 15. Mai 1848 anzusehen, wo König Ferdinand II. (s. d.) seine Hauptstadt Neapel bombardiren ließ und die eben beschworene Verfassung wieder umstürzte. Entscheidend über das Schicksal I.s wurden aber die militärischen Erfolge der Oesterreicher, vor allem der Sieg von Custozza (25. Juli), dem rasch die Einnahme von Mailand und der Waffenstillstand vom 9. Aug. folgten. Nun erhielt, zum größten Unglück für die ganze Halbinsel, die äußerste demokratische Partei in Mittel-I. das Uebergewicht. In Rom ward der von Pius IX. zum Minister berufene Graf Rossi (15. Nov.) meuchlerisch ermordet und die Gewalt völlig der republikanischen Partei überantwortet. Verkleidet entfloh der Papst (24. Nov.) nach Gaëta. Auch in Toscana drängte die äußerste Partei zu einem ähnlichen Ausgange hin. Nachdem sich der Großherzog die Berufung einer constituirenden Versammlung, die über die polit. Gestaltung I.s selbstständig entscheiden sollte, hatte aufdrängen lassen, verließ derselbe plötzlich 7. Febr. 1849 Florenz und begab sich nach Gaëta zum Papste. In denselben Tagen trat zu Rom eine constituirende Versammlung zusammen und proclamirte die röm. Republik. Sardinien ließ sich zwar zur Erneuerung des Kriegs gegen Oesterreich fortreißen; aber nach der unglücklichen Schlacht von Novara 23. März 1849 mußte es um Waffenstillstand bitten, und Karl Albert legte verzweifelnd die Krone zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel nieder. Die nächste Frucht der Niederlage Sardiniens war die Herstellung der österr. Macht, nicht nur in der Lombardei, wo in blutig unterdrückten Bewegungen, namentlich zu Brescia, die Revolution ihre letzten unglücklichen Versuche machte, sondern auch in Modena, Parma und Toscana. Zu gleicher Zeit landete eine franz. Armee, um in Verbindung mit span. und neapolit. Truppen die päpstl. Herrschaft zu restauriren. Verschiedene Angriffe wurden durch Garibaldi abgeschlagen; doch mußte Rom (3. Juli) fallen. In Sicilien neigten die Dinge ebenfalls zu Ende. Der Entsetzung des Hauses Bourbon und Erwählung eines sardin. Prinzen zum König (1848) war der Kampf mit der neapolit. Streitmacht gefolgt, der mit Unterwerfung der Insel ohne alle Bedingungen endete. Die Restauration begann nun allerwärts. In der Lombardei, Modena, Parma, Toscana und den päpstl. Legationen übte Oesterreich ein scharfes Militärregiment. Am gewaltsamsten aber trat die Restauration in Neapel auf. Endlich fiel auch Venedig, das unter dem Dictator Daniel Manin (s. d.) heldenmüthigen Widerstand geleistet hatte. Am 28. Aug. 1849 zog Radetzky in die Stadt als Sieger ein, und der letzte Rest des revolutionären Widerstandes auf ital. Boden war somit überwunden. Das Lombardisch-Venetianische Königreich trat in die Reihe der Provinzen des österr. Gesammtstaats, während ungeachtet einzelner versöhnender Maßregeln, z. B. Herstellung des Freihafens von Venedig, die Militärdictatur ebenso wie der geheime Widerstand fortdauerten. Rom, das der Papst im April 1850 wieder betrat, blieb von franz. Truppen besetzt, und die neuen Verwaltungsorganisationen stellten das geistliche Regiment mit stillschweigender Beseitigung der Verfassung von 1848 wieder her. In Neapel wurden die öffentlichen Freiheiten auch in ihren kümmerlichen Resten aufgehoben und die Urheber und Theilnehmer der Bewegungen von 1848 mit der rücksichtslosesten Grausamkeit verfolgt. In Toscana, welches durch eine Militärconvention vollends an Oesterreich geknüpft war, kehrten Absolutismus und Priesterherrschaft stärker als je zurück; die verfassungsmäßigen Garantien wurden erst suspendirt, dann aufgehoben (Mai 1851). Die außerordentliche Zunahme der Räubereien, namentlich in Mittel-I., die fast ununterbrochene Handhabung des Standrechts, die Fortdauer geheimer Verbindungen, die wiederholten Ausbrüche des Hasses gegen die bestehenden Gewalten, z. B. die mazzinistische Emeute zu Mailand (6. Febr. 1853) und die Ermordung des Herzogs Karl III. von Parma (26. März 1854), charakterisirten die polit. Zustände.

Nur das Königreich Sardinien unter Victor Emanuel II. (s. d.) verfiel diesen Zuständen nicht und bewahrte die Errungenschaften der Bewegung von 1848. Das Ministerium Massimo

Digitized by Google

d'Azeglio, sofort nach der Schlacht von Novara gebildet, schloß den Frieden mit Oesterreich (6. Aug. 1849) und rettete durch eine kräftige und liberale Regierung Sardinien aus seiner verzweifelten Lage. Ihm folgte 1852—59 das Ministerium Cavour, das, im vollen Einverständniß mit dem Parlament, unausgesetzt bestrebt war, die Ordnung und Freiheit durch weise Gesetze zu sichern und die Kraft des Staats, namentlich Armee und Finanzen, wiederherzustellen. Während Sardinien durch seine liberale und nationale Politik die Sympathien der ital. Völker gewann, verhehlten die übrigen Regierungen der Halbinsel ihre Unzufriedenheit darüber nicht, und namentlich erfolgten wiederholte Reibungen mit Oesterreich und dem Papstthum, welche sogar zu einem diplomatischen Bruche führten. So stand Sardinien in J. völlig isolirt da, während es der Geschicklichkeit und Energie des Grafen Cavour (s. d.) gelang, andere Bundesgenossen zu finden. Auf seinen Rath erfolgte der Beitritt zu der engl.-franz. Allianz gegen Rußland, 26. Jan. 1855, demgemäß im April sardin. Truppen nach der Krim abgingen, und im Friedenscongreß zu Paris, Februar bis April 1856, nahmen die sardin. Gesandten neben denen der Großmächte ihren Sitz ein. Diese Gelegenheit benutzte Cavour, um die den europ. Frieden bedrohende Lage J.s zur Sprache zu bringen. Für den Augenblick hatte dieser «Schmerzensschrei» keinen greifbaren Erfolg, aber Cavour hatte die Sympathien der Westmächte gewonnen; auch mit Rußland gelang es, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Um so schärfer wurde natürlich der Antagonismus gegen Oesterreich, und nach wiederholten Reibungen wurde im März 1857 abermals der diplomatische Verkehr zwischen den Höfen von Wien und Turin abgebrochen. Sardinien ließ die Festung Alessandria verstärken, Oesterreich antwortete mit entsprechenden militärischen Demonstrationen. Die Verhältnisse drängten immer mehr zum vollständigen Bruche, und für diesen Fall sicherte Cavour im voraus sich den activen Beistand Frankreichs. Zu Plombières (Aug. 1858), wo er mit dem Kaiser Napoleon III. zusammentraf, fanden geheime Abmachungen statt, nach denen die Oesterreicher aus J. vertrieben werden sollten. Um das polit. Bündniß zu befestigen, ward eine Heirath zwischen der ältesten Tochter Victor Emanuel's, Prinzessin Clotilde, und dem Vetter des Kaisers, Prinzen Napoleon, eingeleitet. Oesterreich täuschte sich nicht über die drohende Gefahr; nach dem verhängnißvollen Neujahrsgruße des franz. Kaisers ward sofort die österr. Kriegsmacht in J. verstärkt (Jan. 1859). Sardinien rüstete gleichfalls, und aus allen Theilen der Halbinsel strömten Freiwillige zu den sardin. Fahnen. Da stellte ein österr. Ultimatum vom 19. April 1859 die Forderung, daß Sardinien sogleich entwaffne und die ital. Freiwilligen entlasse. Nachdem 26. April zu Turin eine ablehnende Antwort erfolgt, überschritt das österr. Heer bereits 29. April die sardin. Grenze. Es war ohne Zweifel die Absicht, Sardinien niederzuwerfen, bevor die Franzosen zur Hülfe kämen; doch dies mislang. Binnen Monatsfrist zwang die vereinigte franz.-sardin. Armee den Feind, das sardin. Gebiet wieder zu räumen. Nach der Entscheidungsschlacht bei Magenta, 4. Juni, mußten die Oesterreicher sich auf die Minciolinie und das Festungsviereck (Mantua-Legnago-Verona-Peschiera) zurückziehen, während Napoleon III. und Victor Emanuel 8. Juni 1859 ihren Einzug in Mailand hielten. (S. Frankreich.)

Der Ausbruch des Kriegs gab den Anstoß zu einem vollständigen polit. Umschwung in Mittel-J. Seit der Restauration von 1849 waren die Verhältnisse hier fast unverändert geblieben. Um so mehr wandten sich die Sympathien der gebildeten Stände Sardinien zu. Der ital. Nationalverein, gestiftet von dem Exdictator Manin, machte eine erfolgreiche Propaganda für die Idee, daß J. von der Fremdherrschaft nur durch Vereinigung unter dem sardin. Königshause befreit werden könne. Seit Anfang 1859 stieg die Aufregung in Mittel-J. von Tag zu Tage, und als der Krieg wirklich eintrat, stürzten die Regierungen hier rettungslos zusammen. Großherzog Leopold II. von Toscana mußte 27. April 1859 sein Land verlassen. Nach der Schlacht von Magenta entflohen gleichfalls die Herzogin Luise von Parma und der Herzog Franz V. von Modena. Bologna und die benachbarten Legationen, die sog. Romagna, schüttelten das päpstl. Joch ab. Ueberall bildeten sich provisorische Regierungen, welche den sardin. Schutz beanspruchten; hier und da ward sofort König Victor Emanuel proclamirt. Kaiser Napoleon III., welcher schon in seinem Kriegsmanifest (3. Mai) «ein freies J. bis zum Adriatischen Meere» verheißen hatte, rief jetzt durch Proclamation vom 8. Juni die Italiener auf, sich für die Befreiung des Vaterlandes zu bewaffnen und unter die sardin. Fahnen zu eilen. Die nationale Begeisterung wuchs dadurch immer stärker, immer lauter erklärten sich die insurgirten Bevölkerungen für die vollständige Annexion an Sardinien; und das sard. Cabinet kam diesen Wünschen bereitwilligst entgegen. In einer Circularnote vom 19. Juni bezeichnete Cavour als Ziel des Kriegs geradezu die vollständige Ausschließung Oesterreichs aus der Halb-

Digitized by Google

insel und die Herstellung eines starken Königreichs. Aber diese Politik erregte Bedenken bei Kaiser Napoleon, der wol die österr. Fremdherrschaft in J. brechen, aber dafür den franz. Einfluß an die Stelle setzen wollte. Die Bildung einer selbstständigen ital. Großmacht lag nicht im Interesse Frankreichs. Ueberdies war des franz. Kaisers geheimer Lieblingsplan, das erledigte Großherzogthum Toscana seinem Vetter, dem Prinzen Napoleon, zu überweisen, an dem Widerstreben der ital. Patrioten und Staatsmänner gescheitert. Zu alledem kamen polit. Rücksichten, namentlich auf die Haltung Preußens und Deutschlands. Die Folge war, daß Napoleon III. nach einer zweiten siegreichen Schlacht bei Solferino (24. Juni) Friedensverhandlungen mit Oesterreich anknüpfte. Bereits 11. Juli 1859 unterzeichneten die Kaiser von Frankreich und Oesterreich zu Villafranca die Friedenspräliminarien, denen auch König Victor Emanuel beitrat. Demgemäß trat Oesterreich die Lombardei, mit Ausnahme der Festungen Mantua und Peschiera, an Napoleon III. ab, und dieser übergab dieselbe dem Könige von Sardinien; die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena sollten in ihre Staaten zurückkehren. Außerdem ward die Bildung einer ital. Conföderation unter dem Ehrenpräsidium des Papstes vorgesehen, welcher auch das österr. Venetien beitreten sollte.

Die Präliminarien von Villafranca machten anfangs in J. einen tief niederschlagenden Eindruck. Cavour legte das Ministerium nieder; an seine Stelle trat im Juli 1859 Rattazzi. Die sardin. Regierung mußte jetzt ihre Commissare und Truppen aus den insurgirten Staaten zurückrufen; aber diese thaten nun ihrerseits den entscheidenden Schritt. In Toscana decretirte eine Nationalversammlung 16. Aug. die Absetzung der bisherigen Dynastie; dasselbe geschah bald darauf in Modena und Parma. Gleichzeitig ward in Florenz 17. Aug. ein Kriegsbund zwischen diesen drei Staaten abgeschlossen, welcher auch die Romagna unter seinen Schutz nahm. Später vereinigten sich Parma, Modena und Romagna unter der gemeinschaftlichen Regierung des Dictators Farini zu einer Staatseinheit, dem sog. Gouvernement Emilia. In Toscana führte der Ministerpräsident Ricasoli das Staatsruder. Ein officieller Artikel des pariser «Moniteur» vom 9. Sept. und ein Brief Napoleon's III. vom 20. Oct. an König Victor Emanuel ermahnten allerdings dringend die Italiener, sich den Stipulationen von Villafranca zu fügen. Allein man ließ sich dadurch nicht abhalten; überall ward die Annexion an Sardinien förmlich votirt und durch vorbereitende Maßregeln angebahnt. Unterdessen waren in Zürich (6. Aug.) die Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Sardinien zu einer Friedensconferenz zusammengetreten. Am 10. Nov. 1859 endlich schloß man daselbst auf Grundlage der Präliminarien von Villafranca die definitiven Friedenstractate ab. Es wurde der Vertrag vollzogen, durch welchen Napoleon III. definitiv die eroberte Lombardei an Sardinien übergab. Der Plan einer ital. Conföderation sowie ein Artikel, welcher die Rechte der Fürsten von Toscana, Parma und Modena wahren sollte, erhielt nur in dem franz.-österr. Friedenstractat Aufnahme. Gleich darauf beantragten Frankreich und Oesterreich einen Congreß zum Behuf der vollständigen Pacification J.s. Dieser Plan scheiterte aber, da der Papst Pius IX. sich weigerte, den Congreß zu beschicken, wenn nicht die Integrität des Kirchenstaats von vornherein gesichert und die empörte Romagna ihm zurückgegeben würde. So mußten die Verträge von Zürich ein todter Buchstabe bleiben, und Cavour, welcher im Jan. 1860 wieder an die Spitze des sardin. Cabinets trat, konnte seine Annexionspolitik ungehindert zu Ende führen. Von England ward er dabei aufs entschiedenste begünstigt; Frankreich dagegen ließ sich für seine Zustimmung einen hohen Preis zahlen. Schon im Jan. 1859 war zwischen Napoleon und Victor Emanuel ein geheimer Vertrag unterzeichnet worden, wonach, wenn das ganze Lombardisch-Venetianische Königreich und Parma und Modena erobert würden und in sardin. Besitz gelangten, dafür die sardin. Provinzen Savoyen und Nizza an Frankreich abgetreten werden sollten. Nach den Präliminarien von Villafranca hatte Napoleon diese Forderung fallen lassen. Nunmehr aber beanspruchte er die Abtretung als eine geogr. Nothwendigkeit. Sardinien mußte sich fügen, und durch den Tractat vom 24. März 1860 wurden Savoyen und Nizza förmlich an Frankreich abgetreten. Dagegen vereinigte König Victor Emanuel durch Decret vom 18. März 1860 das Gouvernement Emilia und durch Decret vom 22. März das Großherzogthum Toscana mit seinen Staaten, nachdem zuvor (11. und 12. März) in beiden Landen eine allgemeine Volksabstimmung sich mit ungeheuerer Majorität für die Annexion ausgesprochen hatte. Die Proteste der vertriebenen Fürsten von Modena (22. März), Toscana (26. März), Parma (28. März) und des Papstes (19. April) blieben wirkungslos. Das Fürstenthum Monaco kam infolge der Abtretung von Nizza unter das Protectorat Frankreichs.

Nunmehr ward auch Unter-J. von der Einheitsbewegung ergriffen. Vergebens hatte Cavour

Digitized by Google

wiederholt versucht, mit den Regierungen von Rom und Neapel sich zu verständigen und dieselben zum Anschluß an die nationale Sache zu bewegen. Ebenso erfolglos waren die Mahnungen zu liberalen Reformen geblieben, welche die Westmächte nach dem Pariser Congreß von 1856 an beide Höfe gerichtet hatten. Im Kirchenstaate beharrte Pius IX. auf dem reactionären Zwangssystem. Die revolutionären Bewegungen in Umbrien und den Marken im Frühjahr 1859 wurden gewaltsam niedergeschlagen und hart bestraft. Zugleich verstärkte man das päpstl. Heer durch Werbungen im Auslande und stellte den franz. General Lamoricière an dessen Spitze. Bereits 22. Mai 1859 war König Ferdinand II. von Neapel gestorben und diesem auf dem Throne beider Sicilien sein Sohn Franz II. (s. d.) gefolgt, der an dem System des Vaters festhielt, ohne dessen Energie zu besitzen. Dazu verlor der junge Fürst durch den Aufstand und die Auflösung der Schweizerregimenter die äußere Stütze seines Throns. Ueberall in Unter-I. wandten sich die Sympathien und Hoffnungen der Bevölkerung nach Sardinien hin: hier war eine starke Actionspartei entschlossen, die günstigen Umstände zu benutzen. Als militärischer Führer derselben trat der General Garibaldi (s. d.) auf. Er hatte zuerst daran gedacht, den Kirchenstaat anzugreifen, was nothwendig zu einem Conflict mit Frankreich, das fortwährend Rom besetzt hielt, hätte führen müssen. Cavour gelang es, diesen Plan zu hintertreiben. Dafür ließ er nach manchen Schwankungen Garibaldi im übrigen freie Hand und unterstützte ihn später insgeheim. Man beschloß nun einen Angriff auf Sicilien, wo eben verschiedene locale Aufstände zum Ausbruch kamen. Am 6. Mai 1860 fuhr Garibaldi mit 1062 ital. und 5 ungar. Freiwilligen auf zwei Dampfschiffen von Genua ab und landete 11. Mai bei Marsala an der Westküste Siciliens. Sofort erhob sich die Bevölkerung gegen die neapolit. Herrschaft und strömte Garibaldi zu, der als Dictator «im Namen des Königs Victor Emanuel» die Regierung übernahm. Die neapolit. Truppen mußten bis Ende Juli die ganze Insel räumen. Nur in der Citadelle von Messina behauptete sich eine neapolit. Besatzung. Dann setzte Garibaldi mit seinem Freiwilligenheere nach dem Festlande von Neapel über, und auch hier brach bei seinem Erscheinen die bourbonische Herrschaft zusammen. Bereits 7. Sept. hielt der Dictator seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt Neapel, während Franz II. mit dem treu gebliebenen Theile seines Heers sich in die feste Stellung bei Capua und Gaëta zurückzog. Gleichzeitig brachen im Kirchenstaate neue Unruhen aus.

In diesem Moment schritt die sardin. Politik in Unter-I. ein. Die revolutionäre Dictatur Garibaldi's hatte längst beim Cabinet in Turin Besorgniß erregt, da der Dictator, trotz seiner persönlichen Hingebung für König Victor Emanuel, andererseits sich doch nicht von der Verbindung mit radicalen und mazziniistischen Elementen fernhielt. Ein Ultimatum Cavour's vom 7. Sept. 1860 kündigte der päpstl. Regierung an, daß Sardinien eine Unterdrückung der Volksbewegung im Kirchenstaate durch die fremden Soldtruppen des Papstes nicht gestatten werde, und verlangte gebieterisch die sofortige Auflösung dieser Fremdenregimenter. Gleich darauf, 11. Sept., drang ein sardin. Heer in den Kirchenstaat. Die päpstl. Armee wurde bei Castelfidardo 18. Sept. entscheidend geschlagen, und der Ueberrest derselben mußte in Ancona (29. Sept.) capituliren. Umbrien und die Marken proclamirten jetzt den König Victor Emanuel, während in dem sog. Patrimonium Petri die päpstl. Autorität durch die franz. Besatzung von Rom aufrecht erhalten blieb. Dann überschritt 9. Oct. das sardin. Heer die Grenzen von Neapel, nahm 1. Nov. die Festung Capua und zwang den größten Theil der königl. neapolit. Truppen, auf päpstl. Gebiet überzutreten, wo man sie entwaffnete. König Franz II. mit dem Reste seiner Getreuen wurde in Gaëta eingeschlossen und belagert. Damit war die Annexion Unter-I.s thatsächlich entschieden. Formell ward dieselbe durch eine allgemeine Volksabstimmung mit ungeheuerer Majorität sanctionirt, in Neapel und Sicilien 21. Oct., in Umbrien und den Marken 4. bis 5. Nov. Am 7. Nov. 1860 zog König Victor Emanuel unter dem Jubel der Bevölkerung in die Hauptstadt Neapel ein, und Garibaldi legte die Gewalt in seine Hände nieder. So hatte die sardin. Politik einen großen Erfolg gewonnen, aber sie hatte dabei das bestehende Völkerrecht ganz außer Augen gelassen. Gegenüber der Expedition Garibaldi's waren die Pflichten der Neutralität verletzt, und der Besitznahme Unter-I.s war nicht einmal eine Kriegserklärung gegen die dortige Regierung vorangegangen. Nur die brit. Regierung, im Hinblick auf die engl. Revolution von 1688, nahm offen für Sardinien Partei und erkannte sofort officiell den neuen Zustand in Unter-I. an (30. Oct.). Dagegen erklärten die übrigen Mächte laut ihre Misbilligung. Frankreich (14. Sept.), Rußland, Spanien und Baiern riefen ihre Gesandten aus Turin ab; Oesterreich hatte den diplomatischen Verkehr noch nicht wieder aufgenommen. Preußen erließ wenigstens eine tadelnde Note. Ueber diese

Digitized by Google

Demonstrationen kam man jedoch nicht hinaus. Napoleon III. nahm sofort wieder die Stellung eines wohlwollenden Vermittlers ein. Ein franz. Memorandum (October) hielt den Grundsatz der Nichtintervention aufrecht. Dagegen versprach der franz. Kaiser, Sardinien bei einem etwaigen Angriff auf das österr. Venetien nicht zu unterstützen. Die Souveräne der drei Ostmächte, welche damals (22. bis 26. Oct.) in Warschau zusammenkamen, konnten sich über eine gemeinsame active Politik nicht einigen. So behielt die sardin. Regierung freie Hand, ihr Werk zu vollenden. Die drei festen Punkte, welche noch dem Könige Franz II. gehörten, wurden belagert und zur Uebergabe gezwungen. Gaëta capitulirte 13. Febr. 1861, die Citadelle von Messina 10. März und Civitella-del-Tronto 29. März. Damit war die ganze Halbinsel J., mit Ausnahme des österr. Venedig, der Republik San-Marino (s. d.) und des Patrimonium Petri, nebst den Inseln Sicilien und Sardinien unter dem Scepter des Königs Victor Emanuel II. vereinigt, welcher nunmehr durch das Gesetz vom 17. März 1861 den Titel «König von J.» annahm. Die vertriebenen Fürsten von Toscana (26. März), Modena (30. März), Neapel (5. April), Parma (10. April) und der Papst (15. April) protestirten gegen diesen Titel, welcher den neubegründeten Zustand gewissermaßen sanctioniren sollte. Auch in der europ. Diplomatie zeigten sich viele Bedenklichkeiten. Doch England (30. März), die Schweiz und Griechenland gingen mit dem Beispiel der Anerkennung voran, dann folgte auch Frankreich (15. Juni 1861), und bis zum Frühjahre 1866 ward das neue Königreich J. von allen europ. Mächten, außer Oesterreich und dem Papste, anerkannt.

Der neue ital. Staat hatte von vornherein mit großen innern Schwierigkeiten zu kämpfen. Die sofort vollzogene Unification der Schulden aller bisherigen Einzelstaaten gab eine Gesammtstaatsschuld von über 3000 Mill. Lire (Francs); dazu kam infolge der nothwendigen Reorganisation der neuen Provinzen, der Armee, Flotte u. s. w. ein jährliches Deficit von über 300 Mill. Die staatsfeindlichen Parteien, einerseits die republikanischen Mazzinisten, andererseits die Anhänger der vertriebenen Dynastien, zettelten immer neue Umtriebe an. Auch die althergebrachten municipalen und provinziellen Gegensätze fingen wieder an sich fühlbar zu machen. Man klagte in den neuen Provinzen namentlich über die angebliche Bevorzugung der Piemontesen. Es fehlte an zuverlässigen Beamten. Die Geistlichkeit zeigte zum Theil offene Widersetzlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge und ward dabei von Rom aus ermuntert, wo der Papst alle Vorschläge zu einer Ausgleichung mit dem Königreiche J. mit seinem «Non possumus» zurückwies. Im Süden der Halbinsel tauchten viele Räuberbanden auf, welche sich zunächst aus verabschiedeten und desertirten neapolit. Soldaten gebildet hatten. Dieses Räuberwesen (Brigantaggio) ward durch die vertriebene neapolit. Dynastie, welche in Rom ihren Sitz genommen hatte, und durch die päpstl. Behörden gefördert. Endlich erschwerte noch die Stellung der ital. Regierung das Ungestüm der Actionspartei, welche, gehoben von dem raschen Erfolge der J. 1859 und 1860, nunmehr darauf hindrängte, daß das Werk der Einigung vollendet, daß auch Rom und Venedig gewonnen würden. Der Ministerpräsident Cavour seinerseits hielt zwar gleichfalls diese nationalen Ansprüche fest, konnte jedoch nach den bestimmten Warnungen des franz. Memorandums vom Oct. 1860 nicht auf solche Eroberungsplane eingehen. Als man im März 1861 im ital. Parlament zu Turin die Stadt Rom förmlich als die unentbehrliche und natürliche Hauptstadt J.s in Anspruch nahm, stimmte Cavour bei, betonte aber zugleich, daß man nicht anders als im Einverständniß mit Frankreich nach Rom gehen könne. Die röm. Frage, erklärte er, sei nicht anders zu lösen, als durch die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt und den Grundsatz einer «freien Kirche im freien Staate». Diese Mäßigung missiel natürlich den exaltirten Actionsmännern, und die wiederholten annexionistischen Demonstrationen in Rom, welche von den päpstl. Behörden hart verfolgt wurden, steigerten die Aufregung. Mitten in dieser verwickelten Situation verlor J. seinen größten und glücklichsten Staatsmann durch den plötzlichen Tod des Grafen Cavour (6. Juni 1861). Sein Nachfolger im Ministerium wurde der Exdictator von Toscana, Ricasoli (s. d.), welcher im ganzen das Programm Cavour's festhielt, zugleich aber sich bemühte, Frankreich gegenüber eine größere Unabhängigkeit zu gewinnen. Die Folge war, daß die franz. Regierung eine entschiedene Kälte zeigte und es sogar ablehnte, die ital. Vergleichsvorschläge vom 10. Sept. an den Papst zu übermitteln. Ricasoli sah hierdurch seine Stellung erschüttert und trat 2. März 1862 zurück. Ein neues Cabinet mit ähnlichem Programm folgte unter dem Vorsitze von Rattazzi (s. d.). Napoleon III. beharrte jedoch dabei, daß Rom mit dem Patrimonium Petri unter der Herrschaft des Papstes bleiben müsse, und versuchte sowol in Rom wie in Turin, freilich vergebens, auf Grundlage des territorialen Statusquo eine Aussöhnung zwischen dem

Digitized by Google

Papstthum und dem Königreich J. zu vermitteln. Da beschloß die Actionspartei auf eigene Hand vorzugehen, wobei man vorzugsweise auf die Mitwirkung der freiwilligen Schützenvereine rechnete, welche damals nach dem Beispiele Englands überall entstanden. Zuerst begann eine Freischarenbewegung in der Lombardei, die schon im Entstehen (Mai 1862) von den ital. Behörden unterdrückt wurde. Gefährlicher zeigte sich ein zweiter Versuch gegen Rom, den Garibaldi selbst in Sicilien organisirte. In einer feurigen Rede (zu Palermo 29. Juni 1862) bezeichnete er den Kaiser Napoleon als denjenigen, der allein J. seine «natürliche» Hauptstadt Rom vorenthalte, und rief das Volk zur Selbsthülfe auf. Bei seiner großen Popularität war zu befürchten, daß die Bewegung großartige Dimensionen annehmen würde, und ein feindlicher Zusammenstoß mit der franz. Besatzung von Rom hätte unberechenbare Folgen haben können. So schritt die Regierung, die anfangs sehr zaghaft aufgetreten war, mit der größten Energie ein. Der König erließ eine warnende Proclamation (3. Aug.), Heer und Flotte wurden aufgeboten, der Belagerungszustand über Sicilien und Neapel verhängt. Obschon Garibaldi nur den geringen Zulauf von etwa 2000 Freiwilligen erhielt, eröffnete er doch 7. Aug. den Feldzug. Nachdem er einen großen Theil Siciliens durchzogen, gelang es ihm, von Catania aus nach dem Festlande (24. Aug.) überzusetzen. Doch schon 29. Aug. erfolgte ein Zusammenstoß mit den regulären Truppen am Aspromonte in Calabrien, wobei Garibaldi verwundet und gefangen wurde. Seine Gefährten ergaben sich und wurden schon 5. Oct. amnestirt. Die Actionspartei war also entschieden besiegt; doch hatte durch diesen Sieg das Ministerium Rattazzi zugleich alle Popularität verloren und sah sich 1. Dec. 1862 zur Abdankung genöthigt.

Darauf trat zunächst in J. eine Periode der Ernüchterung ein. Das neue Ministerium, in dem der Exdictator der Emilia, Farini, und nach dessen Rücktritt (März 1863) der Finanzminister Minghetti den Vorsitz übernahm, erklärte, daß vor allem an die Regelung der innern Angelegenheiten energische Hand angelegt werden müsse. Man hielt zwar das Cavour'sche Programm im Princip fest, aber die Unterhandlungen mit Frankreich wegen der röm. Frage ließ man ruhen. Dagegen beschäftigten sich Regierung und Parlament mit der innern Reorganisation des Reichs. Besonders wichtig war das Gesetz zur Unterdrückung des Brigantenthums vom 21. Aug. 1863. Außerdem wurden Handelsverträge mit Frankreich, England, Rußland, Belgien, dem Deutschen Zollverein u. s. w. eingeleitet und abgeschlossen. In Bezug auf den poln. Aufstand richtete die ital. Regierung mehrere Depeschen zu Gunsten Polens an das russ. Cabinet; auch ging dieselbe bereitwillig auf den Congreßvorschlag Napoleon's III. ein. Beim Ausbruch des deutsch-dän. Conflicts begann die Actionspartei sich wieder zu regen. Garibaldi forderte durch Proclamation vom 15. Dec. 1863 die Italiener auf, dem König Victor Emanuel die Dictatur zu übertragen, um unter seiner Führung Venedig und Rom zu erobern. In einem zweiten Manifeste vom 21. Jan. 1864 verkündigte er die Einsetzung eines neuen Central-Actionscomité. Doch die Regierung trat diesen Umtrieben kräftig entgegen, und so ward die Ruhe nicht weiter gestört. Dagegen zeigte jetzt Frankreich in der röm. Frage ein größeres Entgegenkommen. Gegenüber der anscheinenden Wiederannäherung zwischen den drei Ostmächten mochte es Napoleon III. wünschenswerth erscheinen, das Verhältniß zu J. wieder enger zu knüpfen. Andererseits fühlte sich derselbe verletzt durch die Hartnäckigkeit, mit welcher der Papst seit Jahren alle seine Rathschläge zurückgewiesen hatte. Am 15. Sept. 1864 ward daher eine Convention zu Paris unterzeichnet, wonach Frankreich versprach, binnen zwei Jahren seine Besatzungstruppen aus Rom zurückzuziehen. Dagegen verpflichtete sich die ital. Regierung, das Gebiet des Papstes nicht anzugreifen und gegen jeden Angriff von außen zu schützen, auch einen verhältnißmäßigen Theil der päpstl. Staatsschuld zu übernehmen und der Reorganisation der päpstl. Armee kein Hinderniß in den Weg zu legen. In einem angehängten Protokoll von demselben Datum mußte Victor Emanuel überdies die Verpflichtung übernehmen, binnen sechs Monaten den Sitz der Regierung von Turin in eine andere Stadt zu verlegen. Darüber kam es in Turin 20. bis 22. Sept. zu Tumulten, welche gewaltsam unterdrückt werden mußten. Um den Sturm zu beschwören, entließ der König 23. Sept. 1864 das Ministerium Minghetti. Das neue Cabinet, unter Vorsitz des Generals La Marmora, führte zunächst einen langwierigen Notenwechsel mit der franz. Regierung über die wirkliche Bedeutung der September-Convention. Das Ende davon war, daß für den nicht unwahrscheinlichen Fall, wenn die päpstl. Herrschaft nach Abzug der Franzosen durch einen Aufstand der röm. Bevölkerung gestürzt würde, sowol J. als Frankreich sich die vollkommene Freiheit der Action vorbehielten. Gleichzeitig ging die ital. Regierung energisch an die Durchführung der September-Convention. Schon 24. Oct. ward der Gesetzentwurf über Verlegung der Hauptstadt nach

Digitized by Google

Florenz dem Parlament vorgelegt und mit überwiegender Majorität angenommen. Der König sanctionirte denselben 12. Dec. 1864. Man bereitete sodann die Uebersiedelung der Regierungsdepartements unverweilt vor, und ein diplomatisches Rundschreiben vom 26. April 1865 erklärte Florenz auch dem Auslande gegenüber zur Residenz. Am 15. Sept. trat dann das neugewählte Parlament in Florenz zusammen.

Das Bündniß mit Preußen, dessen Ziel für J. die Eroberung Venetiens war, wurde durch den General Govone 8. April 1866 in Berlin abgeschlossen. Oesterreich, welches im Nov. 1865 einem ital. Unterhändler die Abtretung Venetiens, trotz der günstigsten Bedingungen, abgeschlagen hatte, bot 5. Mai J. die Abtretung Venetiens an, falls J. in dem Deutschen Kriege von 1866 neutral bleibe. J. lehnte das Anerbieten ab, worauf Oesterreich in einem geheimen Vertrage vom 9. Juni für gewisse Fälle Venetien an Frankreich abtrat, aus dessen Hand J. es erhalten sollte. Napoleon III. gab sich infolge dessen alle Mühe die ital. Kriegführung zum Nachtheile Preußens zu beeinflussen, was ihm auch vollständig gelang, trotz des 17. Juni dem Ministerpräsidenten General La Marmora von dem preuß. Gesandten, Graf Usedom, zugeschickten Schreibens. Nachdem der von Napoleon vorgeschlagene Congreß an dem Widerspruch Oesterreichs gescheitert war und die Feindseligkeiten in Deutschland begonnen hatten, erließ König Victor Emanuel 20. Juni sein Kriegsmanifest und übernahm selbst den Oberbefehl. Zwei Armeen wurden gebildet; die Hauptmacht sollte die Linie Verona-Peschiera angreifen, die andere unter General Cialdini über den untern Po in das Venetianische einfallen. General La Marmora folgte als Chef des Generalstabes dem Könige ins Hauptquartier, während Ricasoli das Präsidium des Cabinets und das Innere, Visconti-Venosta das Auswärtige übernahm. Am 23. Juni überschritt die ital. Hauptmacht den Mincio, wurde aber am 24. bei Custozza von den Oesterreichern geschlagen und mußte sich bis hinter den Oglio zurückziehen. Infolge davon stockten alle kriegerischen Operationen, nur daß Garibaldi mit seinen Freiwilligen an den Grenzen Welschtirols scharmützelte. Nach dem preuß. Siege bei Königgrätz trat Kaiser Franz Joseph I. 4. Juli Venetien öffentlich an Napoleon III. ab, und dieser beeilte sich, Victor Emanuel davon zu benachrichtigen, indem er hinzufügte, daß J. somit ohne weiteres Blutvergießen das Ziel seiner Bestrebungen erreichen könne (5. Juli). Aber in der Antwortsdepesche Visconti-Venosta's wurde jeder Gedanke eines Separatfriedens zurückgewiesen; J. könne einer doppelten Pflicht nicht untreu werden, der Verpflichtung gegen das verbündete Preußen und der Rücksicht auf die ital. Bevölkerung des Trentino, deren Befreiung gleichfalls Gegenstand aller Anstrengungen sein müsse. Als Erzherzog Albrecht mit einem großen Theil der österr. Südarmee nach dem nördl. Kriegsschauplatze abberufen ward, überschritt der ital. General Cialdini 8. Juli den untern Po und rückte mit drei Abtheilungen in Venetien ein. General Medici drang in Welschtirol ein und stand 24. Juli 15 Kilom. von Trient entfernt. Aber infolge der Nikolsburger Vereinbarungen wurde 25. Juli auch in J. Waffenruhe verkündigt. Noch weniger glücklich war die ital. Seemacht unter Admiral Persano; obwol der österr. Flotte an Zahl überlegen, erlitt die italienische bei Lissa 20. Juli eine empfindliche Niederlage. Nachdem Preußen 23. Juli notificirt hatte, daß es die ital. Ansprüche auf das Trentino nicht unterstützen könne, und Oesterreich seine Armee in J. wieder verstärkte, verstand J. sich zum Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes zu Cormons 11. Aug. und zur Räumung Welschtirols. Am 3. Oct. wurde in Wien der Friede zwischen J. und Oesterreich geschlossen. Die österr. Truppen räumten 9. Oct. das Festungsviereck, 16. Oct. Venedig und 18. Oct. übergab der von Napoleon zu diesem Zweck abgesandte General Leboeuf die Stadt im Namen des Kaisers einer Commission des Gemeinderaths, und die ital. Truppen hielten ihren Einzug. Am 21. und 22. Oct. fand die Volksabstimmung über die Vereinigung Venetiens mit dem Königreiche J. statt; dieselbe ergab 647,246 Ja und nur 69 Nein. Das venet. Plebiscit wurde durch eine Deputation zu Turin 4. Nov. dem Könige Victor Emanuel überreicht, welcher noch an demselben Tage das Annexionsdecret vollzog. Am 7. Nov. 1866 hielt der König seinen feierlichen Einzug in Venedig.

In Gemäßheit der Septemberconvention von 1864 zogen die Franzosen am Schlusse des J. 1866 von Rom ab, und bei Eröffnung der Parlamentssession 15. Dec. 1866 konnte Victor Emanuel II. verkünden, daß das Vaterland fortan von jeder Fremdherrschaft befreit sei. Die nächste Aufgabe war eine Besserung der Finanzverhältnisse. Zu diesem Zwecke wurden kraft des Gesetzes vom 15. Aug. 1867 viele Kirchengüter eingezogen und dem Verkauf ausgesetzt, eine Maßregel, welche keine gründliche Abhülfe schuf. Die Wiederbesetzung des Kirchenstaats durch franz. Truppen im Oct. 1867, infolge des ungestümen Drängens Garibaldi's, der bei

Digitized by Google

Mentana geschlagen wurde (s. Kirchenstaat), und des zweideutigen Benehmens des Ministeriums Rattazzi war ein harter Schlag für das ital. Nationalgefühl. General Menabrea übernahm 27. Oct. die Bildung eines aus der altpiemont. Partei, der sog. Consortoria, entnommenen Cabinets, welches eine wesentlich franz. Färbung hatte. Mit Oesterreich gestalteten sich die Verhältnisse freundlicher; 23. April 1867 wurde ein ital.-österr. Handelsvertrag abgeschlossen. Am 19. Nov. 1869, unmittelbar nach der Parlamentseröffnung, gab das Ministerium Menabrea seine Entlassung, nachdem die Präsidentenwahl im Abgeordnetenhause auf den Oppositionscandidaten Lanza gefallen war. Der König übertrug darauf ebendiesem die Neubildung des Cabinets, und nach längern Schwierigkeiten kam 12. Dec. ein Ministerium zu Stande, worin Lanza den Vorsitz und das Innere, Visconti-Venosta das Auswärtige, Sella die Finanzen übernahm. Auch in dieser Session handelte es sich vorzugsweise um die Finanzlage, und eine systematische Erhöhung beinahe aller Steuern wurde genehmigt, ohne daß darum die endliche Beseitigung des Deficits gelang. Dem vaticanischen Concil gegenüber versuchte die ital. Regierung keinerlei Einwirkung. Inzwischen hatte an der Spanischen Frage der Deutsch-Französische Krieg sich entzündet, wobei die Sympathien des ital. Volks zwischen den Bundesgenossen von 1859 und 1866 getheilt waren. Die Regierungspartei hielt es mit Frankreich, die Opposition neigte sich zu Deutschland. Doch als Frankreich sich zur Republik umgestaltete, vergaß sogar die ital. Actionspartei die Katastrophe von Mentana, und Garibaldi selbst mit seinen beiden Söhnen eilte den Franzosen zu Hülfe. Die Haltung der ital. Regierung war anfangs zweideutig; der Abschluß einer ital.-franz. Allianz war im Mai 1870 nur an der Weigerung Napoleon's III., den Kirchenstaat zu räumen, gescheitert. Darauf wurde zwar die Neutralität J.s officiell verkündet (24. Juli 1870), aber gleichzeitig begannen trotz der Finanznoth sehr umfassende Rüstungen zu Wasser und zu Lande. Die raschen Siege Deutschlands riefen auch in J. rasche Entschlüsse hervor.

Eine franz. Depesche vom 2. Aug. 1870 hatte in Florenz die Abberufung der franz. Occupationstruppen aus Civitavecchia notificirt und hinzugefügt, daß also beide Mächte, Frankreich und J., auf den Boden der Septemberconvention zurückversetzt seien. Darauf antwortete Visconti-Venosta 4. Aug.: die ital. Regierung werde ihrerseits genau den für sie aus jenem Vertrage hervorgehenden Verpflichtungen nachleben. Im Parlament kam es deshalb zu den lebhaftesten Debatten; die Linke tadelte die Wiederherstellung der Convention und beantragte deren sofortige Kündigung. Die Minister zögerten; aber die Actionspartei drängte von Tag zu Tag mehr. Der Tag von Sedan und der Sturz des Kaiserthums machte allen Bedenklichkeiten ein Ende. Die Regierung entschloß sich 6. Sept. für die Besetzung Roms, machte 7. Sept. den auswärtigen Mächten Mittheilung hiervon, der König richtete ein vorbereitendes Schreiben an den Papst, und 11. Sept. marschirte die ital. Armee unter General Cadorna im Kirchenstaat ein. Civitavecchia wurde 16., Rom 20., der sog. Leoninische Theil 22. Sept. besetzt. Eine allgemeine Volksabstimmung 2. Oct. ergab 133,681 Ja für die Annexion und 1507 Nein, worauf der Kirchenstaat durch königl. Decret vom 8. Oct. dem Königreiche J. einverleibt wurde. Eine Circulardepesche Visconti-Venosta's vom 18. Oct. notificirte den auswärtigen Mächten die vollzogene Thatsache, woran weder die Proteste noch die Bannflüche Pius' IX. etwas ändern konnten. Damit hatte die ital. Einheitsbewegung ihr Ziel erreicht.

Hiermit beginnt die neunte Periode der Geschichte J.s. Das Gesetz über die Verlegung des Regierungssitzes nach Rom wurde 26. Jan. 1871 vom Parlament angenommen. Das Garantiegesetz vom 13. Mai, von beiden Kammern genehmigt, regelte das Verhältniß zwischen Staat und Kirche und stellte die Prärogativen des Papstes fest. (S. Kirchenstaat.) Der Papst erkannte das Garantiegesetz mit allen seinen Consequenzen nicht an, benutzte aber die ihm darin zugestandene Unverletzlichkeit zu maßlosen Angriffen auf auswärtige Regierungen und Fürsten, wofür die schützende ital. Regierung keine Verantwortung übernehmen wollte. Am 30. Juni wurde die Regierung nach Rom verlegt und 2. Juli nahm der König Besitz von seiner neuen Residenz, dem Quirinal. Die meisten Gesandtschaften folgten; die französische und österreichische zögerten noch. Das Parlament wurde 27. Nov. in Rom eröffnet. Für die Reorganisation der Armee, für die Verstärkung der Marine und für Befestigungswerke bewilligten die Kammern reichliche Mittel. Dadurch wurden aber die Deficit permanent unter allem Wechsel der Ministerien. Die kirchlich-polit. Fragen, welche mit dem Garantiegesetz noch nicht erledigt waren, wurden von der Regierung und von den Kammern weder geschickt noch energisch in Angriff genommen. Nicht genug, daß der König im Garantiegesetz auf seine Patronatsrechte bei Ernennung der Bischöfe verzichtete: er überließ auch die ihm durch jenes Gesetz zustehende Er-

Digitized by Google

nennung der Geistlichen für die Pfarreien königl. Patronats dem Vatican und machte von seinem Recht, denjenigen Bischöfen, welche der Staatsregierung nicht die gesetzmäßige Anzeige von ihrer Ernennung machten, das Exequatur zu verweigern, einen sehr schwachen Gebrauch. Das ital. Klostergesetz wurde zwar auch auf Rom ausgedehnt und die dortigen Klöster auch aufgehoben, aber den Ordensgeneralen, hinter welchen auswärtige Einflüsse standen, wurde ihre Stellung und ihre Rente gesichert und der Antrag Mancini's auf Ausweisung der Jesuiten 20. Mai 1873 von der Abgeordnetenkammer verworfen. Die größten Fehler wurden auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gemacht. Der Volksschulunterricht und die meisten höhern Lehranstalten waren in den Händen des Klerus und die bischöfl. Priesterseminarien entzogen den theol. Facultäten an den Universitäten fast alle Studirenden. Hier war, wenn für die Zukunft gesorgt werden sollte, gründliche und rasche Abhülfe absolut nothwendig. Statt dessen wurden auf den Antrag der Regierung 1873 sämmtliche theol. Facultäten aufgelöst und die Erziehung und Ausbildung der jungen Kleriker vollständig den Bischöfen überlassen. Die von dem Unterrichtsminister Correnti beabsichtigte Reform der Volksschule und der Secundärschulen (Gymnasien und Realschulen) im Sinne einer wirksamen Staatsaufsicht scheiterte an den Bedenklichkeiten seiner Collegen. Er nahm 16. Mai 1872 seine Entlassung. Sein Nachfolger Scialoja nahm den Plan theilweise wieder auf und legte der Kammer ein Gesetz über Einführung des obligatorischen Elementarunterrichts vor. Aber die Kammer verwarf 4. Febr. 1874 den Entwurf und sanctionirte damit für die untern Stände die alte Barbarei, welche dem Brigantenwesen im Süden des Landes, der Camorra in Neapel und der Maffia in Sicilien, taugliches Material in reichlichem Maße lieferte. Das Räuberwesen, an welchem Beamte verschiedener Art, selbst Polizei und Geistliche, sich betheiligten, nahm allmählich solche Dimensionen an, daß die Regierung außerordentliche Maßregeln in Vorschlag brachte, welche in dem im Juni 1875 von den Kammern genehmigten Sicherheitsgesetz Ausdruck fanden.

Das Ministerium Lanza-Sella, welches seit 14. Dec. 1869 im Amt gewesen war, nahm infolge der Finanzdebatten des J. 1873 am 25. Juni seine Entlassung. In dem neuen Cabinet vom 10. Juli übernahm Minghetti das Präsidium und die Finanzen, während Visconti-Venosta das Auswärtige behielt. Die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten gestalteten sich günstig. Nur Frankreichs Haltung erschien als eine fortwährende Bedrohung des jungen Königreichs, und zwar zeigte sich Thiers als Präsident nicht wohlwollender als die Klerikalen. Bis 1874 lag eine franz. Fregatte, der Orénoque, in Civitavecchia zum Schutze des Papstes vor Anker. Als die polit. Situation in Frankreich einer legitimistisch-klerikalen Restauration unter König Heinrich V. (dem Grafen Chambord) zuzutreiben schien, hielt das Ministerium es für angezeigt, im Interesse der Integrität J.s dem König die Reise nach Wien und nach Berlin anzurathen. Von Minghetti und Visconti-Venosta begleitet, traf der König 17. Sept. in Wien, am 22. in Berlin ein. Diese Reise suchte, für den Fall eines Kriegs mit Frankreich, Oesterreich gegenüber Rückenfreiheit, Deutschland gegenüber enges Zusammengehen zu erzielen. Die Neuwahlen vom 8. Nov. 1874 verschafften dem Cabinet Minghetti die Mehrheit in der Abgeordnetenkammer und sicherten ihm die Annahme seiner Finanzvorlagen. Das 25jährige Regierungsjubiläum des Königs wurde 23. März 1874 unter allgemeiner Theilnahme des Landes gefeiert. Am 5. April 1875 erwiderte der Kaiser Franz Joseph in Venedig, 18. Oct. Kaiser Wilhelm in Mailand den Besuch Victor Emanuel's. Die Verhältnisse J.s zu Deutschland gestalteten sich immer freundlicher. Wenn auch die vornehmen Stände und die alte Consortoria von ihren Sympathien für Frankreich nicht zu bekehren waren, so brach sich doch unter dem gebildeten Mittelstande der Gedanke Bahn, daß J. keinen zuverlässigern und uneigennützigern Bundesgenossen haben könne als das Deutsche Reich. Die Opposition in der Abgeordnetenkammer warf dem Ministerium mehrmals seine Passivität gegenüber dem Vatican vor und verlangte ein energisches Vorgehen. Ein Tadelsvotum der Kammer über Ungerechtigkeiten bei Erhebung der Wahlsteuer veranlaßte 19. März 1876 den Rücktritt des Cabinets Minghetti. Das neue Cabinet vom 24. März bestand aus lauter Mitgliedern der Linken: Depretis übernahm das Präsidium und die Finanzen, Nicotera, der ehemalige Garibaldinische Offizier, das Ministerium des Innern. Aus den Händen dieses Ministeriums nahm Garibaldi die ihm schon 19. Dec. 1874 bewilligte Dotation von 100,000 Frs. Rente an. Das Programm des neuen Cabinets verkündigte Reformen in allen Zweigen der Staatsverwaltung, auf kirchlichem Gebiet ein zwar im Rahmen der Gesetze, aber auch in dem der liberalen Ideen sich bewegendes Vorgehen. Um für die neuen Plane eine sichere Mehrheit zu haben, löste das Ministerium die Kammer auf und ordnete Neuwahlen an. Bei diesen errang die einst von Cavour gegründete Regierungs-

Digitized by Google

partei kaum 100 Sitze; die Linke zählte mehr als 400 Mitglieder, darunter über 100 von der äußersten Linken. Die Thronrede vom 20. Nov. 1876 kündigte Gesetzentwürfe an, wodurch die in den Garantiegesetzen selbst bestimmten Vorbehalte und Bedingungen wirksam gemacht werden sollten. Doch ging es mit der Einführung der Reformen nicht so rasch wie mit der Ankündigung derselben. Die Führer der Linken erkannten die Schwierigkeiten erst, als sie am Ruder waren. Sogar die verhaßte Wahlsteuer konnten sie nicht abschaffen. Sie brachten es im wesentlichen nicht weiter als zu einem Gesetz gegen die Mißbräuche der Geistlichen in der Ausübung ihres kirchlichen Amtes, und dieses, von der Abgeordnetenkammer 24. Jan. 1877 genehmigt, wurde von dem ultramontanen Senat 8. Mai verworfen. Die Feier des 30jährigen Verfassungsfestes 3. Juni, an welchem Tage zugleich Pius IX. sein 50jähriges Bischofsjubiläum feierte, gestaltete sich durch die Betheiligung des ganzen Parlaments und des massenhaft zuströmenden Volks zu einer glänzenden Huldigung für den verfassungstreuen König.

Von den Sammlungen von Quellenschriften zur Geschichte J.s ist außer denen Muratori's (s. d.) vor allem geschätzt das reichhaltige «Archivio storico italiano» (seit 1838), von Vieusseux zu Florenz gegründet. Unter den Bearbeitungen der ital. Geschichte sind hervorzuheben: Muratori, «Annali d' Italia» (12 Bde., Mail. 1741—49 u. öfter; deutsch von Bandis, 9 Bde., Lpz. 1745—50), an welche sich Coppi's «Annali d' Italia dal 1750—1861» (Flor. 1848 fg.) anschließen; ferner die Werke von Bossi (19 Bde., Mail. 1819), Campiglio (7 Bde., Mail. 1837—67), Balbo (Tur. 1841 u. öfter), La Farina, C. Cantù («Storia degli Italiani», 6 Bde., Tur. 1854; 4 Bde., 1859) u. s. w. Hierzu kommen von deutschen Arbeiten: Lebret, «Geschichte von J.» (9 Bde., Halle 1778—87); Leo, «Geschichte der ital. Staaten» (5 Bde., Hamb. u. Gotha 1829—32); Reumont, «Beiträge zur ital. Geschichte» (6 Bde., Berl. 1853—57). Unter den zahlreichen Arbeiten über das Mittelalter sind hervorzuheben: Sismondi, «Histoire des républiques italiennes du moyen âge» (16 Bde., Par. 1809—18; 2. Aufl., Bd. 1—8, 1818; deutsch, 16 Bde., Zür. 1807—24); Troya, «Storia d' Italia del medio evo» (3 Bde., Neap. 1839—51); Morbio, «Storia de' municipj italiani» (6 Bde., Mail. 1841—46), nebst vielen andern Schriften über denselben Gegenstand; La Farina, «Studj sul secolo XIII» (Flor. 1842); Hegel, «Geschichte der Städteverfassung von J.» (2 Bde., Lpz. 1847). Die neuere Zeit haben Botta (s. d.), Ferrari («Histoire des révolutions d'Italie», 4 Bde., Par. 1858), Ranke («Die röm. Päpste») und Reuchlin («Geschichte J.s von der Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart», 4 Bde., Lpz. 1859—73) bearbeitet. Unter den zahlreichen Arbeiten über die jüngste Epoche der ital. Geschichte (seit 1814) sind von besonderer Bedeutung die von Montanelli («Memorie sull' Italia del 1814 al 1850», 2 Bde., Tur. 1854—55), La Farina («Storia d' Italia del 1815 al 1850», 2. Aufl., 2 Bde., Mail. 1864), Bianchi («Storia della diplomazia europea in Italia dal 1815 al 1861», Tur. 1865—72), Butt («The history of Italy from the abdication of Napoleon I.», 2 Bde., Lond. 1860), Rey («Histoire de la renaissance politique de l'Italie 1814—61», Par. 1864) und Anelli («Storia d'Italia dal 1814 al 1863», 4 Bde., Mail. 1864). Ueber die Revolutionen und Kämpfe von 1848 und 1849 schrieben Gualterio («Gli ultimi rivolgimenti italiani», Flor. 1852), Ranalli («Le istorie italiane dal 1846 al 1853», Flor. 1855), Pisacane («Der Krieg in den J. 1848—49», deutsch von Cloßmann, Chur 1852), (Schönhals) «Erinnerungen eines österr. Veteranen aus dem Kriege der J. 1848 und 1849» (6. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1852). Werke über den Krieg von 1859 und die folgenden Ereignisse verfaßten Lecompte (Par. 1860), Bazancourt (2 Bde., Par. 1859—60), Ritstow und Boggio (Tur. 1864). Besonders sind aber die Publicationen des österr. und ital. Generalstabes hervorzuheben. Die Literatur zur neuesten Geschichte J.s ist bis 1872 am vollständigsten bei Reuchlin benutzt und verzeichnet. Einzelne wichtige Thatsachen zur Geschichte des J. 1866 enthält die Broschüre des Generals A. La Marmora «Un po' più di luce» (Flor. 1873; deutsch, Mainz 1873; 2. Aufl. 1874). Ueber die polit., literarischen und socialen Zustände des heutigen J. handeln viele Aufsätze, welche die von K. Hillebrand herausgegebene Zeitschrift «Italia» (Lpz. 1874 fg.) bringt.

Italienische Kunst. Die Entwickelung der christl. Architektur Italiens aus der antiken ist stufenweise erfolgt, wie das Christenthum selbst allmählich und zum Theil unter schroffen Wechseln zur Herrschaft gelangte. In den Kapellen der Katakomben Roms ist der Typus vorgezeichnet, nach welchem die großen Kirchen der Konstantinischen Zeit emporwuchsen, und wenn eine Aehnlichkeit der Form mit den Gerichtshallen oder Basiliken (s. d.) ihnen den Namen geben ließen, der ihnen in doppeltem Sinne, im kirchlichen und im architektonischen, geblieben ist, so

Digitized by Google

rechtfertigt dies keineswegs die Annahme, daß heidnische Basiliken in christliche umgewandelt worden seien. So im Aeußern, im Vorhof und durch den Ritus geforderten Annexen, wie im Innern unterscheiden sich letztere wesentlich von erstern, obgleich die allgemeine Aehnlichkeit der Form des Hauptbaues bleibt. Die großen Basiliken der Konstantinisch-Theodosianischen Zeit, die des Erlösers, gewöhnlich St.-Johann im Lateran, die Vaticanische oder St.-Peter, die Ostiensische oder St.-Paul, waren durchaus selbstständige Bauten, von denen letztere, bis 1823 bestandene und im wesentlichen nach dem ursprünglichen Plane wieder aufgebaute, die Basilika der Kaiserzeit am besten repräsentirte, während die innere Einrichtung in San-Clemente sichtbar ist, obgleich die Kirche, wie sie jetzt vor uns steht, und auf dem neuerdings zum Theil wieder ausgegrabenen alten Bau errichtet ist, um manche Jahrhunderte jünger ist. Die Rundform wandte man nur für Mausoleen (von denen die der Konstantia und Helena bei Rom nachmals in Kirchen umgewandelt wurden) wie für Baptisterien an. Als nach dem vollständigen Siege des Christenthums im Abendlande die verlassenen Tempel und Basiliken verfielen, wenn nicht gewaltsame Zerstörung erfolgte, verwandte man ihren Schmuck, namentlich die Säulen, für den Kirchenbau, häufig ohne Gefühl für Harmonie und Symmetrie, je mehr der Kunstsinn überhaupt schwand. Die Ausschmückung der Apsis oder des Chorhalbrundes in der Rückwand mit musivischen Darstellungen hatte schon früh begonnen, und es sind namentlich die röm. Kirchen, welche von der Konstantinischen Zeit an bis zu jener des gänzlichen Verfalls der Kunst einen reichen Schatz dieser Werke enthalten, die mit dem Wiederaufblühen der Kunst im 13. Jahrh. aufs neue beginnen. Die fortwährenden Beziehungen Roms zu Ravenna, sowol als es Sitz der byzant. Statthalter Italiens wie die Hauptstadt des ostgoth.-ital. Königreichs war, förderten die Verbreitung des Basilikenstils im adriatischen Küstenlande. Die Grabkapelle der Galla Placidia in Ravenna mit ihrem reichen Musivschmuck war den Bauten Theodorich's vorausgegangen, von denen sein Mausoleum, später Sta.-Maria della Rotonda, am besten erhalten ist, und diese Stadt bietet uns die beiden bedeutendsten Beispiele des modificirten Basilikenstils und des aus dem Orient herübergekommenen Kuppelbaues dar, Sant'-Apollinare in classe, 549 geweiht, und San-Vitale, in der letzten Zeit der Gothenherrschaft begonnen und nach 13 Jahren 565 von Kaiser Justinian vollendet und mit Musiven geschmückt, zur Zeit als die Sophienkirche Konstantinopels, die bedeutendste byzant. Kuppelkirche, im Bau war.

Während der byzant. Stil sich namentlich längs den adriatischen Küsten und nach Unteritalien verbreitete und in der venetianischen St.-Markuskirche, die zwar im ersten Drittel des 9. Jahrh. entstand, aber in ihrer heutigen Gestalt dem 11. Jahrh. angehört, sein größtes und eigenthümlichstes Muster darbietet, sahen Oberitalien und die Mittelmeerseite der Halbinsel ein Gemisch von späträm. Traditionen mit verschiedenen, theilweise fremdländischen Einflüssen während der longobard. und fränk. Herrschaft. Die fremden Elemente, die in den lombard. Kirchen, in Pavia, Mailand (San-Ambrogio), Monza, Brescia am stärksten hervortreten, schwächen sich ab, je mehr wir südlich vordringen. Während die Johanneskirche zu Florenz (das heutige Baptisterium), deren Baugeschichte nie aufgeklärt geworden, ein Achteck mit Zeltdach, antikisirenden Eindruck macht, mahnt die dortige Apostelkirche, deren Erbauung durch den Mythus Karl d. Gr. beigemessen wird, und die jetzt verlassene Abtei Sant'-Antimo bei Montalcino an die röm. Basilikenform. In Rom fuhr man fort, die während und nach der Gothenzeit entstandenen Kirchen mit Musiven zu schmücken; im Süden entwickelte sich ein Stil, der das byzant. Element mit dem arabischen verschmolz und bei weitem mehr als in Oberitalien, Venedig ausgenommen, durch Reichthum des Schmucks, so im Musiv wie überhaupt in der Ornamentik, auf die Sinne wirkte. Der Uebergang von diesen verschiedenen Richtungen zu dem roman. Stil vollzog sich so allmählich, daß es nicht immer leicht ist, die Scheidelinie zu ziehen. Der später sehr umgewandelte Dom von Como, der von Lucca wie mehrere andere Kirchen dieser Stadt, der Dom von Pisa, die seit lange abgetragene Basilika San-Piero Scheraggio zu Florenz, die von San-Miniato bei dieser Stadt, die Abteikirche von Fiesole und die Collegiatkirche von Empoli, von denen beiden nur die Façaden erhalten sind, gehören sämmtlich dem 11. Jahrh. an. Im Innern Säulenstellungen, theilweise mit einer Kuppel, die Stirnseiten entweder mit mehrfarbigen Marmorplatten belegt oder mit Reihen von Zwergsäulchen geschmückt. Noch währte in Mittelitalien diese Bauweise, als namentlich in Sicilien die großen Kirchenbauten emporstiegen, in denen zu dem Byzantinisch-Arabischen das Normannische hinzutrat. Der Dom von Cefalu, die Rogerskapelle in Palermo, der Dom von Monreale wie der palermitanische entstanden im 12. Jahrh. In dasselbe Jahrhundert fällt die Erbauung des Baptisteriums von Pisa und des Glockenthurms des dortigen Doms, von denen ersteres schon eine neue Zeit verkündet.

Digitized by Google

Diese war die der german. oder, wie man sie hier nannte, der goth. Baukunst, die das 13. und den größern Theil des 14. Jahrh. beherrscht hat, ein immerhin langer Zeitraum für einen Kunststil, der im Lande durchaus keine Traditionen hatte und zu Anfang auch von Ausländern geübt worden zu sein scheint, bis einheimische Meister sich seiner bemächtigten und durch Umgestaltung mittels nationaler Elemente ihm das Bürgerrecht erwarben. Namentlich Mittelitalien, Toscana, Umbrien, die Marken sind es gewesen, wo unter bestimmendem Einfluß der zu Anfang des 13. Jahrh. entstandenen Orden der Franciscaner und Dominicaner, die Gothik heimisch ward, für die Kirche wie für den Palast, und von hier ist sie nach dem Süden gelangt, wo normann. Importationen ihr den Weg gebahnt hatten. An organische Entwickelung, an Kenntniß der Grundgesetze dieses Stils ist nicht zu denken; nach innen und außen ist der Charakter ein verschiedener, überall klingen die Reminiscenzen der Antike wie der roman. Bauart durch, und wenn etwas Großartiges, häufig Anmuthiges geschaffen wird, so bleibt es doch ein Amalgam verschiedenartiger Elemente. Auch in jüngster Zeit hat der Italiener von der jahrhundertelang von ihm misachteten Gothik nur das Aeußerlichste begriffen und höchstens bei Restaurationen etwas an den Stil seiner eigenen Werke der gedachten Epoche sich Anschließendes producirt.

Die Mehrzahl der bedeutenden Kirchenbauten des goth. Stils gehört Mittel- und Oberitalien an. Die gedoppelte Klosterkirche St.-Franciscus zu Assisi macht den Anfang, die Dome von Siena und Orvieto, letzterer im Innern ein Säulenbau mit Zuthaten von im Aeußern reichster Gothik, der von Arezzo, Sta.-Maria del Fiore in Florenz, die St.-Antoniuskirche (Il Santo) zu Padua, die mächtigen Klosterkirchen der Franciscaner und Dominicaner in Florenz und Venedig folgen, der Dom von Neapel schließt sich mit unbestimmter Haltung dem von Orvieto an. Der deutsche Meister Jacob, bei den Italienern Lapo, Nicola Pisano, Lapo's Schüler Arnolfo, Lorenzo Maitani von Siena, die Dominicaner Ristoro und Sisto sind die genanntesten Künstler. Pisa hat von seinem Meister Giovanni, Nicola's Sohne, das schönste Camposanto der Welt, Florenz von dem berühmtesten Maler des 14. Jahrh., Giotto, den schönsten Glockenthurm. Aus dem letzten Drittel dieses Jahrhunderts ist Roms einzige größere Kirche dieses Stils, Sta.-Maria sopra Minerva, von mächtigen Verhältnissen, aber nüchtern. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts wurden zwei der mächtigsten, aber nicht mehr reinen goth. Kirchenbauten begonnen, der Dom von Mailand durch Heinr. Arler von Gmünd, und San-Petronio zu Bologna, nicht nach ursprünglichem Plan beendet. Neben diesen kirchlichen steigen die Profanbauten empor, großentheils von denselben Künstlern. In Toscana von Lapo die Burg der Grafen Guidi zu Poppi und der ältere Theil des Palazzo del Podestà in Florenz, die mächtigen Gemeindepaläste zu Florenz und Siena von Arnolfo und von Agostino und Agnolo, in Umbrien die Gemeindepaläste von Perugia und Gubbio, der Hallenbau von Or san Michele in Florenz von Orcagna, die Brunnenbauten Sienas, die, wenn überhaupt, nur im Entwurf von Orcagna herrührende Loggia des florentinischen Gemeindepalastes mit der Ahnung baldiger Rückkehr zur Antike in ihrem gewaltigen Bogen, der ältere Theil des vielgestaltigen Dogenpalastes in Venedig und zahlreiche Gemeinde- und Gerichtshäuser. Ueberdies große Klosterbauten, von denen die Certosa bei Florenz und die von Pavia so ziemlich Mitte und Ende der Epoche bezeichnen, und Burgen wie Paläste. Der goth. Stil hatte auch außerhalb Italiens seinen Höhepunkt überstiegen, als in diesem Lande die mehr oder minder glückliche Rückkehr zu der antiken Architektur begann, wie man sie in röm. Bauten vor sich hatte, dadurch gefördert, daß man auch in der Gothik das roman. Element nie völlig beiseite gelassen hatte. Der bahnbrechende Künstler dieser Epoche, welche man die der Renaissance benannt hat, war Filippo Brunelleschi (s. d.), der mit seiner den florentinischen Dom vollendenden Kuppel der spätern Zeit ein in seiner Art unübertroffenes Vorbild gab, die Basilikenform der ersten christl. Jahrhunderte mit nöthigen Modificationen wieder zur Geltung brachte, den specifisch florentinischen Palastbau in dem nach seinem Tode (1446) vielfach veränderten Palazzo Pitti veredelte und zu ungeahnter Größe ausbildete. Nächst ihm hatte den größten Einfluß auf die Entwickelung der Architektur dieser Zeit der gelehrte Leone Battista Alberti (s. d.), ebenso großer Theoretiker als ausübender Künstler. Die Thätigkeit der Frührenaissance oder des Quattrocento, wie man diese Epoche zu benennen pflegt, war mehr dem Palast- als dem Kirchenbau zugewandt. In Florenz und Siena, wie in der sienesser Landschaft in Pienza, entstanden im 15. Jahrh. die meisten großartigen und in ihrer Art mustergültigen Paläste, in ersterer Stadt Medici nachmals Riccardi, Tornabuoni heute Corsi (neuerdings ganzer Vordertheil umgewandelt), Rucellai, Gondi und als schönster von allen Strozzi, meist nebst manchen kleinern mit schönen Säulenhöfen, die Façaden eine Veredelung des herkömmlichen strengen florentin. Stils, zum Theil mit antiki-

Digitized by Google

strenden Kranzgesimsen, in Siena die Bauten der Piccolomini. Michelozzo Michelozzi, Alberti, Giuliano und Antonio da San-Gallo, Bernardo Rossellino, Giuliano und Benedetto da Majano, Simon Pollaiuolo genannt Cronaca, Baccio Pontelli waren die bedeutendsten, auch in Rom, Neapel, Urbino, in Städten der Marken u. s. w. thätigen Meister Mittelitaliens, von denen mehrere ins 16. Jahrh. hineinreichen, neben ihnen namentlich als Militärarchitekt, der gelehrte Francesco di Giorgio Martini. In der Lombardei entwickelte sich langsam ein mit dem die Romagna beherrschenden, auch bei großartigen Verhältnissen angewandten Backsteinbau zusammenhängender Stil, der gegen Ende des Jahrhunderts unter den Fürsten des Hauses Sforza unter Einwirkung des Urbinaten Bramante zur Vollendung gelangte. Venedig zeigt einen eigenthümlichen, neben der Localität auch durch die Verbindung mit dem Orient bedingten, antikisirende mit goth.-südital. und byzant. Formen vereinigenden, durch Glanz des Materials und Reichthum des Ornaments gehobenen, mehr durch das Detail als durch Masseneffecte wirkenden Stil, der an den Werken der Familie Lombardi in Kirchen wie in Palästen hervortritt.

Beim Abschluß des 15. Jahrh. hatte die Frührenaissance namentlich in Mittelitalien schon längst einen Charakter anzunehmen begonnen, der nun entschieden in die Hochrenaissance überging, die nun ihrerseits ungefähr ein Jahrhundert lang geherrscht hat. Es war vor allen der schon genannte Bramante, welcher, von Mailand nach Rom gezogen, der von Brunelleschi in Aufnahme gebrachten Bauweise eine ihr noch fehlende Strenge, Festigkeit und Regelmäßigkeit verlieh. Mit ihm beginnt zu Rom die Periode einer eigenthümlich neurömisch-antiken Baukunst, des reinern, freilich auch trockenern Stils, der einfachen, regelrechten, allem phantastischen Schmuck abholden Bauordnung, die sich mit ihrem Ensemble an die Traditionen der altröm. Architektur des Kaiserzeitalters anschließt und gleichsam der höchste Ausdruck dieses Faches in der modernen Kunst geblieben ist. Bramante's vorzüglichste Gebäude zu Rom sind der Palast der Cancellaria, jener des Cardinals von Corneto (Giraud-Torlonia), die Loggien im Vatican u. s. w. Unter seinen Nachfolgern waren zwei tüchtige Architekten, die in seinen Grundsätzen glücklich fortarbeiteten: Baldassare Peruzzi, der Baumeister der Farnesina und des Palazzo Massimi, und Antonio da San-Gallo der Jüngere (Ant. Picconi), von welchem der Plan zum Palast Farnese herrührt. Auch Rafael und Michel Angelo wirkten als Baukünstler in Rom. Ersterer beendigte die Loggien des Vaticans und hinterließ als Baumeister der Peterskirche einen unausgeführten Plan. Letzterer baute die mächtige Kuppel dieser Kirche und das Kranzgesimse am Palast Farnese, die von dem gewaltigen und großartigen Geiste des Meisters zeugen, während andere Bauten (der Palast der Conservatoren u. s. w.) schon sein Hinüberneigen zum Barocken andeuten. Bis zur Mitte des 16. Jahrh. erlebte die Baukunst in Rom ihre Glanzepoche. Auch nachher bewahrte sie noch ein halbes Jahrhundert hindurch ein stattliches Gepräge, aber der Geschmack war bereits im Sinken. Vignola zeigte sich mäßig und hielt mit seinem Lehrbuche der Architektur wenigstens die Detailformen lange vor gröberer Ausartung zurück. Dagegen zeigt sich Domenico Fontana plump und überladen (neuerer Theil des Vaticanischen Palastes, Villa Negroni). Verona brachte drei in der antikisirenden Richtung bedeutende Architekten hervor: Fra Giovanni Giocondo, der zugleich mit San-Gallo und Rafael Baumeister der Peterskirche in Rom war; Giovanni Mario Falconetto, welcher in Padua die Paläste del Capitano und Giustiniano al Santo erbaute; Michele Sanmicheli, von welchem die Paläste Canossa, Bevilacqua in Verona und der Palast Grimani in Venedig herstammen. Gleichzeitig bereicherte der Florentiner Jacopo Sansovino die Lagunenstadt mit der Ausbeute seiner röm. Studien (San-Giorgio, Bibliothek von San-Marco, Façade der Zecca, Palast Corner della Cà grande). Andrea Palladio wußte sich einen klaren, zierlichen und leichten der spätern Entwickelung der Antike am meisten anschließenden Stil zu bilden, der in Europa herrschender Geschmack wurde. Seine Vaterstadt Vicenza hat viele Paläste von ihm aufzuweisen, und in Venedig sind die Kirchen San-Giorgio-Maggiore und il Redentore seine Hauptbauwerke. Unter den Architekten derselben Zeit und Richtung sind noch zu nennen: Galeazzo Alessi, Schüler Michel Angelo's, der in Genua viele Kirchen, Paläste und Villen erbaute, und der Florentiner Bartolommeo Ammanati, welcher den Palast Pitti erweiterte und die drei alten Bauordnungen in die drei Stockwerke des Hofs vertheilte. Die Baumeister dieses Zeitraums gleichen sich darin, daß sie die Formen und Verhältnisse der alten (dorischen, ionischen, korinthischen, römischen und toscanischen) Säulenstellungen entschiedener als die Frührenaissance wieder aufnahmen und nur in neuen Combinationen derselben Neues versuchten. Da sie aber dabei ohne gehörig strenge Kritik verfuhren, so geriethen sie auf Abwege, die bald zu willkürlichen Vermischungen und Modificationen der verschiedenen Säulenordnungen und zu andern architektonischen Verkehrtheiten hinführten.

Digitized by Google

Seit dem Ende des 16. Jahrh. und infolge der großen kath. Reaction änderte sich die ital. Kunst auf eine Art, wodurch sich die Werke des 17. Jahrh. (Secento) eben nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Wie anderwärts Nüchternheit die Oberhand gewann, so hier der äußere Prunk, für den weder die Regeln noch das feinere ästhetische Gefühl da waren. Hieraus entwickelte sich eine kirchliche Architektur, die, ohne alle Originalität, von ihrem Auskramen weltlicher Pracht, ihrer Richtung auf scenischen Effect und ihrer spitzfindigen Gesuchtheit einen gewissen Charakter erhält. In zahlreichen, namentlich von dem Jesuitenorden aufgeführten Bauwerken wiederholt, bildete diese Architektur unter dem Namen des Jesuitenstils eine besondere Klasse. Sant'-Andrea della Valle, il Gesù, Sant'-Ignazio zu Rom sind die ersten Muster dieses Baustils. Die Architektur verlegt sich aufs Haschen nach malerischem Effect und will nur noch Decoration sein. Die architektonische Verderbniß ergriff indessen weniger den Plan und die Composition des Ganzen, als sie in der Verzierung mit Ueberladung und Ausgelassenheit des Details einriß. Die Gesammtanordnung behielt eine gewisse Großartigkeit und imponirende Wirkung, sodaß sie Nachahmung fand, und dieser neue verschrobene Baustil verbreitete sich aus Italien über ganz Europa. Seine Hauptbeförderer waren vier besonders in Rom thätige Architekten: Giacomo della Porta, Carlo Maderno, welcher die Peterskirche vollendete und ihr die unglückliche Façade gab; Lorenze Bernini, der Baumeister der Colonnade des Petersplatzes, der Scala-Regia des Vatican u. s. w.; Francesco Borromini, der bei dem Streben, seinen Nebenbuhler Bernini zu überbieten, der Ausschweifung seiner Einbildungskraft gar keinen Zügel mehr anlegte. Gleichzeitig mit diesen Meistern besorgte Baldassare Longhena in Venedig viele Bauten, unter welchen die Kirche der Madonna della Salute am leidlichsten ist. Die Architektur des 18. Jahrh. zeigte sich zwar mäßiger in der Form, aber ungleich matter als ihre nächste Vorgängerin. Die Florentiner Alessandro Galilei und Ferdinando Fuga bauten die Façade der Laterankirche, die von Sta.-Maria Maggiore und den Palazzo Corsini in Rom; der Sicilianer Juvara und der Neapolitaner Banvitelli waren in Piemont und Neapel thätig. Piranesi, der treffliche Zeichner von antiken Bauwerken, war ein elender Architekt. Erst im letzten Drittel des 18. Jahrh. bildete sich eine bessere Schule, aus welcher Simonetti, Morelli, Rafael Stern, Luigi Poletti, die namhaftesten röm. Architekten neuerer Zeit, hervorgingen. Die Gegenwart versucht sich in den verschiedenartigsten Richtungen, noch am besten in der Nachahmung der Hochrenaissance, während sie beim Restauriren und Vollenden mittelalterlicher Bauwerke ein Verständniß des Stils und eine Geschicklichkeit der Technik an den Tag legt, die den letzten Jahrhunderten durchaus fehlten. Ob sie dieselbe in eigenen großen Arbeiten bewähren wird, muß die seit 1875 im Bau begriffene Façade des florentiner Doms von E. de Fabris zeigen.

Die Sculptur machte die ersten Versuche ihrer Thätigkeit an dem Reliefschmuck von Sarkophagen vornehmer röm. Christen, wobei zwar die Gegenstände der Darstellung neu, die Form und technische Behandlung aber antik waren. Die große eherne Bildsäule des heil. Petrus, in St.-Peter zu Rom, und die Marmorstatue des heil. Hippolytus, im christl. Museum des Vatican, zwei Werke aus dem 5. Jahrh., haben ein ganz ähnliches Verhältniß zur antiken Plastik. Die weitere Entwickelung der christl. Bildhauerei sollte sich jedoch nicht an die röm. Katakombenkunst anschließen, sondern der Anstoß dazu kam aus dem Morgenlande, aus Byzanz, wo man den alten Formen bis zu einem gewissen Grade einen neuen Ausdruck und Charakter gegeben hatte. Eine strenge, ja herbe Auffassung, lange, magere Gestalten, Regungslosigkeit oder wenigstens steife, meist conventionelle und gleichsam durch kirchlichen Ritus vorgeschriebene Bewegung, ruhiger, andächtiger und feierlicher Ausdruck, überreiche, in kleine, parallele und knappe Falten gekniffene Gewänder und eine namentlich bei kleinern Werken sehr fleißige, saubere und zierliche Ausführung sind die charakteristischen Hauptmerkmale dieser byzant. Kunstweise, die von Italien wie vom ganzen Abendlande angenommen und zum sog. Romanischen Stil umgestaltet wurde. In solcher Gestalt sollte die moderne Plastik, wie früher die altgriechische, eine lange archaistische oder hieratische Periode hergebrachter Starrheit durchmachen und besonders in Italien zur äußersten Ungefügigkeit und Rohheit herabsinken, die man an dortigen Bildhauerarbeiten des 9. bis 12. Jahrh., am Hauptportal von San-Zeno in Verona, an den Façaden der Dome von Modena, Ferrara, Piacenza, an den Baptisterien zu Parma und Pisa sehen kann. Bis gegen die Mitte des 13. Jahrh. blieb die ital. Sculptur mit jener roman. Form und der zu ihrem ritualen Charakter gehörenden traditionellen Starrheit behaftet. Nicola Pisano (geb. zu Anfang des 13. Jahrh., gest. 1278) befreite sie aus den Banden der Routine und Kirchendisciplin und zeigte ihr die Bahn einer neuen Entwickelung. Derselbe folgte bei seinen Sculpturen antiken Vorbildern und gelangte dadurch sowol als durch Natur-

Digitized by Google

beobachtung zu einer für diese Zeit überraschenden Schönheit der Form und Gediegenheit der Technik (die berühmten Prachtkanzeln im Baptisterium zu Pisa und im Dome zu Siena). Nicola war seinen mitlebenden Kunstgenossen so weit vorausgeeilt, daß sie nicht unmittelbar in seine Fußstapfen eintraten. Sein Sohn Giovanni Pisano (gegen Mitte des 13. Jahrh. geboren, nach 1321 gestorben) lenkte von der Nachahmung antiker Sculpturen wieder ab; sein Streben ging mehr aufs Natürliche und Mannichfaltige, auf einen bewegtern, leidenschaftlichern Stil (Kanzel in St.-Andrea zu Pistoja). Obwol häufig in seinen Figuren unschön, im Ausdruck nicht glücklich, auch in der Behandlung theilweise noch unfrei, fand doch seine Darstellungsweise, in der sich zum ersten mal der individuell und volksthümlich ital. Kunstgeist selbstständig und bewußt aussprach, großen Anklang und weite Verbreitung. Der bedeutendste seiner Schüler, Andrea Pisano (um 1270 geboren, gegen 1350 gestorben), wußte den harten Realismus seines Meisters durch Sinn für Schönheit und Einfachheit zu mäßigen und lieferte 1330 ein großartiges Werk, die ältere mit Reliefs geschmückte Erzthüre des florentinischen Baptisteriums, die unter den plastischen Erzeugnissen des ital. Mittelalters nur an den 1359 von Orcagna ausgeführten Sculpturen des Altartabernakels in Or San-Michele würdige Seitenstücke hat. Das schon bei diesen Meistern sehr hervortretende Naturstudium wurde nun die Grundlage, auf der sich die ital. Bildhauerei durch eine Reihe toscan. Künstler weiter entwickelte und in selbstständiger Weise erhob. Jacopo della Quercia, in seinen Bildwerken am Hauptportal von San-Petronio zu Bologna und seinen Sculpturen in seiner Vaterstadt Siena, näherte sich der vollen Freiheit des neuen Stils, der fast gleichzeitig zu Florenz von Lorenzo Ghiberti mit den weltberühmten Reliefs an den beiden neuern Thüren des dortigen Baptisteriums begründet und von Donatello in voller Schärfe des Realismus ausgebildet, ja bis zu erschreckender Naturwahrheit getrieben wurde (Marmorstatuen an Or San-Michele und am Glockenthurm). Luca della Robbia, Ghiberti's und Donatello's Zeitgenosse, nimmt neben diesen Meistern eine besondere Stelle ein. Derselbe entfernte sich nicht so weit wie jene von dem ältern Stil, indem er bei aller Natürlichkeit, Lebensfülle und Mannichfaltigkeit doch einen Zug feierlicher Idealität und eigenthümlicher Zartheit seinen Gestalten aufdrückte (Marmorreliefs im Nationalmuseum und Bronzethüren im Dom zu Florenz). Außerdem war er der Schöpfer einer neuen Gattung der Plastik, die durch ihn und seine Familie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht wurde. Es sind dies die Terracotten mit einem weißen oder farbigen Glasurüberzuge, die in ganz Toscana zahlreich und weit in das 16. Jahrh. hinein vorkommen, ganze Altäre wie Altartafeln, Friese, Lunetten und Einzelfiguren in Haut- und Basrelief oder freistehend. Die Mehrzahl der übrigen Zeitgenossen wurde in die von Donatello betretene naturalistische Richtung hineingezogen. Am bedeutendsten darunter sind Andrea Verrocchio und Antonio Pollajuolo, bei welchen die realistische Formenbezeichnung besonders sichtbar ist. Bei letzterm streift sie bereits an manieristische Uebertreibung. Andere toscan. Bildhauer zeigen sich minder herb naturalistisch als jene und in Auffassung und Formgefühl dem Luca della Robbia näher verwandt. So Antonio Rossellino, Desiderio da Settignano, Mino da Fiesole, Benedetto da Majano u. s. w., von denen es auch treffliche Porträtbüsten gibt. Andere ital. Meister dieses Zeitraums können es zwar mit den toscanischen nicht aufnehmen, verdienen jedoch immerhin Beachtung, namentlich Alessandro Leopardo in Verona und Andrea Riccio in Padua.

Die Werke der bisher genannten Meister waren vorzugsweise für die Ausschmückung der Kirchen und Grabmäler bestimmt; Bildnisse ausgenommen, finden sich profane Sculpturen des 14. und sogar des 15. Jahrh. selten. Als aber mit dem Studium der classischen Literatur die Kunst vom kirchlichen Gebiet in die freie Welt trat, behandelte sie gleichmäßig Vorgänge aus der heiligen wie aus der weltlichen Geschichte, aus der Allegorie wie aus der Mythologie. Was Giovanni Pisano angestrebt und nach ihm Donatello noch entschiedener versucht und bewerkstelligt hatte, das ging als Vermächtniß auf die Folgezeit über und wurde im 16. Jahrh. mit den umfassendsten Mitteln der Darstellung und im ausgedehntesten Kreise der Anschauung zu völligem Abschluß gebracht. Den Uebergang in die freie Formenbehandlung des Cinquecento fanden zuerst Giovanni Francesco Rustici, Andrea Sansovino und Jacopo Sansovino. Letzterer war lange und viel in Venedig beschäftigt, wo seine Hauptwerke die Loggiette am Thurme San-Marco, die berühmten Kolossalstatuen des Mars und Neptun an der «Riesentreppe» des Dogenpalastes u. s. w. sind. Alfonso Lombardi von Ferrara, Antonio Begarelli von Modena, von dem große Gruppen aus Thon herrühren, Girolamo Santacroce und Giovanni da Nola, die Hauptrepräsentanten der neapolit. Bildhauerschule, gehören gleichfalls zu den ausgezeichneten Meistern derselben Zeit. Doch über alle hinausragend, als Gipfel der Sculptur nicht blos für

Digitized by Google

Italien, sondern auch für die neuere Welt überhaupt, erscheint schon am Ende des 15. Jahrh. der Florentiner Michel Angelo Buonarroti (s. d.), welcher die menschliche Gestalt groß und frei in der breitesten und meisterhaftesten Weise darstellte. Unstreitig besteht sein Hauptverdienst in dem großen Stil der Zeichnung, in der tiefsten Kenntniß der Anatomie und in der vortrefflichen Behandlung des Marmors. Nur dachte er sich seine Figuren oft in gewaltsamen Bewegungen, deren Absicht nicht selten räthselhaft bleibt (die Kolossalstatue des Moses in San-Pietro in Vincoli und der Christ in der Minerva zu Rom, der David, die Mediceergräber in San-Lorenzo zu Florenz). Seine Nachahmer übertrieben seine Fehler, ohne seine Vorzüge zu haben. Man setzte nunmehr das Ziel der Bildhauerei in ein äußerliches Spiel mit Formen ohne Seele, verdrehte die Glieder, überhäufte die Muskeln und verschwendete mechan. Fleiß an Nebendinge. Am wenigsten Selbstständigkeit zeigen die Künstler, welche unter den Augen des Meisters bei seinen Arbeiten halfen: Raffael da Montelupo und Fra Giovanni Angelo Montorsoli. Zu seinen tüchtigern Nachfolgern gehören: Guglielmo della Porta, Benvenuto Cellini, der berühmte Goldschmied, Niccolo, genannt Tribolo. Sein Nebenbuhler Baccio Bandinelli unterliegt, ohne es zu wollen, seinem Einfluß. Selbstständiger und talentvoller steht vom letzten Drittel des Jahrhunderts an Gian Bologna von Douai (gest. 1608), der in seinen namentlich in Florenz zahlreichen Arbeiten Anmuth der Form und Geschick der Gruppirung, aber zugleich schon Hinneigung zum überwiegend decorativen Genre zeigt.

Durch die letzten Cinquecentisten waren die Grenzen und Gesetze der Sculptur schon mehr als gebührlich erweitert und verkannt worden. Die Bildhauer des 17. Jahrh. überschritten vollends alles Maß. Bei der einmal in der Zeit liegenden Sucht nach Sinnenreiz und Theatereffect verfiel sie in den malerischen Stil, der fortan so die kirchliche wie die Profansculptur beherrschte. Derselbe charakterisirt sich durch niedrige, ja kindische Auffassung, schauspielermäßige Stellungen, unbedeutenden, gezierten Ausdruck, schlaffe, aufgedunsene Formen, bauschige und knitterige Gewänder, überladene Zierathen, und hat gegen so viele und so große Fehler nur einen gewissen Schwung in der Erfindung, den Schein malerischer Wirkung und ungewöhnliche Fertigkeit in der Behandlung. Die Hauptbeförderer dieses Stils waren Alessandro Algardi aus Bologna und Lorenzo Bernini aus Neapel, beide, besonders letzterer, auch namhafte und thätige Architekten. Von beiden finden sich in Rom berühmte Werke, unter welchen für Algardi das Basrelief der Umkehr Attila's, in der Peterskirche, für Bernini unter seinen überaus zahlreichen Arbeiten die Gruppe der heil. Therese in Sta.-Maria della Vittoria, am bezeichnendsten sind. Stefano Maderno mit seiner heil. Cäcilia in der Kirche dieser Heiligen zu Rom, und Fiammingo mit seinem heil. Andreas in St.-Peter ebendaselbst machen zwei rühmliche Ausnahmen in dieser Zeit des Kunstverfalls, während die einst vielbewunderten Marmorstatuen der Kapelle Sta.-Maria della Pieta de' Sangri in Neapel, von Sammartino, Corradini und Queirolo die größte technische Virtuosität in Verbindung mit der ärgsten Geschmacklosigkeit an den Tag legen und den Ausgang der Bernini'schen Richtung um die Mitte des 18. Jahrh. aufzeigen. Um dieselbe Zeit lag in Rom wie in Florenz die Sculptur gänzlich danieder. Dann begann eine Reaction infolge der Einwirkung größern Verständnisses der Antike. Der Venetianer Antonio Canova (s. d.) ist der erste, der in seinen Werken wieder einen echt plastischen Ton anschlägt. Die neuere ital. Sculptur hat zwei Hauptschulen, die Canova'sche, die sich von Rom aus über die ganze Halbinsel verbreitete, und die Thorwaldsen'sche. Zu ersterer gehören, mit größerer oder geringerer Eigenthümlichkeit, Baruzzi von Imola, Finelli aus Carrara, die Römer Tadolini und Finelli, zu letzterer vor allen der Carrarese Pietro Tenerani (s. d.), der bedeutendste der ital. Bildhauer der Neuzeit und selbst wieder Begründer einer zahlreichen Schule. Unabhängiger, obgleich nicht frei von Canova'schem Einfluß, ist der Toscaner Lorenzo Bartolini (geb. 1777, gest. 1850), ein genialer Künstler, der das ernsteste Naturstudium mit dem der Antike vereinigte. Der Mailänder Pompeo Marchesi (geb. 1790, gest. 1858), ein Schüler Canova's, der zu viele kolossale Porträt- und Decorationsstatuen geliefert, hat sich durch seine figurenreiche Gruppe der Pietà in San-Carlo in Mailand am bekanntesten gemacht. Zu den talentvollsten Bildhauern neuester Zeit sind zu zählen der Lombarde Vela, der Sienese Dupré und der Römer Jacometti, neben denen noch die Florentiner L. Pampaloni und P. Fedi Erwähnung verdienen.

Die Malerei beginnt, wie die Sculptur, in den Katakomben von Rom, wo man die Wände und Decken der Grabkammern mit allegorischen und biblisch-symbolischen Darstellungen in der üblichen spätröm. Weise, in Wasserfarben oder in Enkaustik, bemalte. Vom 4. Jahrh. an wurde jedoch statt dieser beiden Arten der Wandmalerei die bisher vorzugsweise nur für Fußböden in Anwendung gebrachte Mosaik (s. d.) als Hauptkunst kirchlicher Ausschmückung gewählt.

Digitized by Google

Kaiser Konstantin und seine Nachfolger bedeckten damit die Wände, Altarnischen und Kuppeln der Kirchen, die sie in der neuen Hauptstadt des Reichs erbauten, und nach byzant. Vorgange verfuhr man ebenso beim Ausschmücken der Basiliken und Baptisterien im Abendlande, wo sich die meisten und wichtigsten christl. Mosaiken aus den frühesten Jahrhunderten des Mittelalters in den Kirchen von Rom und Ravenna erhalten haben. Wenn auch eine gewisse Strenge, Unbiegsamkeit und Leblosigkeit der Gestalten, übertriebene Länge und Magerkeit der Verhältnisse, kleinliches, naturwidriges Gefält und barbarischer Costümprunk bei diesem byzant. Kirchenstil ebenso wie in der Sculptur nicht zu verkennen, so verbinden sich doch damit eine große Feierlichkeit, Pracht und selbst Großartigkeit, sodann ein achtsames Festhalten am kirchlichen Typus, endlich auch sorgfältige Ausführung. Als später Italien an allen künstlerischen Kräften verarmte und barbarisch verwilderte, kamen zuerst von Byzanz her, wo sich die technische Kunstfertigkeit in Tradition immer sehr hoch erhalten hatte, im 12. und 13. Jahrh. griechische Künstler, die in den Domen von Venedig, Salerno, Monreale bedeutende musivische Malereien ausführten. Diesem Beispiel folgten sodann einheimische Künstler. Das Baptisterium in Florenz ist in seinem Mosaikschmuck, an welchem seit 1225 ein Klosterbruder Jacobus, später Andrea Tafi (gest. nach 1320) arbeitete, das großartigste Werk dieser Art. Neben der monumentalen Gattung byzant. Malerei war auch bei den Griechen die Kunst der Tafelmalerei aufgekommen, die für den öffentlichen Gottesdienst und die Privatandacht bewegliche Bilder geringern Umfangs lieferte. Die ikonoklastische Reaction hatte solche Tafelbilder im 8. Jahrh. vervielfältigt, und obschon Pilger und Kreuzfahrer sie in Menge nach dem Abendlande brachten, war doch im 12. Jahrh. bei den Italienern so starke Nachfrage danach, daß die einheimischen Maler sich ebenfalls auf die Tafelmalerei verlegten, und nun wurden allenthalben in ital. Malerbotteghen unzählige byzant. Madonnen-, Heiligen- und Christusbilder verfertigt. Möglichst vollendet und mit einem Anfluge freier Formenauffassung und Erfindung erscheint dieser Stil in den Werken Giovanni Cimabue's (Madonna mit Engeln in Sta.-Maria Novella zu Florenz), Guido's von Siena, dessen Madonna in San-Domenico zwar nicht dem J. 1221, wol aber der zweiten Hälfte des Jahrhunderts angehört, und Duccio's di Buoninsegna (Altartafel von 1311, im Dom von Siena), welche drei Meister man gewissermaßen als die letzten Repräsentanten der byzant.-ital. Malerei ansehen darf. Cimabue ist auch als Mosaicist thätig gewesen.

Cimabue's Schüler, Giotto, ging entschieden von dieser Darstellungsweise ab und wurde der Gründer der neuen ital. Malerei. Derselbe erweiterte den vorgeschriebenen Kreis der Kunstaufgaben durch viele neue Beziehungen und bediente sich anstatt der herkömmlichen, von der Kirche geheiligten, gewissermaßen liturgischen Formen einer eigenen, schon realistischen Ausdrucksweise, während sich bei ihm reichliche Anwendung der Allegorie mit den Anfängen histor. Darstellung und der Benutzung des Porträts vereinigt. Zugleich änderte er in der Technik, und durch die Mischung der Farben mit Eigelb und Pergamentleim (die sog. Temperamalerei) bekamen seine Tafelbilder ein weit helleres, freundlicheres Ansehen als die byzantinischen, wobei man für das Farbenmischen ein zähes Bindemittel gebrauchte, das meist nachgedunkelt hat. Giotto's Wirksamkeit erstreckt sich nicht allein auf Florenz, sondern über ganz Italien. Man findet Fresken und Altartafeln von ihm in Padua, Assisi, Bologna, Rom, Neapel. Sein Einfluß auf seine Zeitgenossen war ein durchgreifender, und alle Maler des 14. Jahrh. sind von seinem Stil berührt, von seiner Art zu schildern mit fortgerissen. Fortan entwickelte jeder Einzelne seine eigene Originalität. Zugleich bildeten sich größere Collectiv-Individualitäten, und es traten an die Stelle der bisher allein und allgemein gangbaren byzantinisirenden Malerei die verschiedenen Malerschulen Italiens. Giotto's Hauptschüler waren Taddeo Gaddi und Giotto di Stefano, genannt Giottino. Von den vielen, die in Giotto's Weise arbeiteten, sind besonders zu nennen Giovanni da Melano, Orcagna (Verfertiger der zwei berühmten Fresken des Campo-Santo von Pisa: der Triumph des Todes und das Weltgericht), Angelo Gaddi, Spinello Aretino, Nicola di Pietro und Lorenzo Monaco (Camaldulenser), welcher ziemlich weit in das 15. Jahrh. hinüberreicht und als der letzte der bedeutendern Giottisten gelten kann.

Das 15. Jahrh. läßt in der ital. Malerei eine neue Phase eintreten, in welcher man die Formen naturgemäßer durchzubilden und die Darstellungsmittel geläufiger zu machen suchte. Die ersten Schritte hierzu geschahen in Florenz durch Paolo Uccello und Masolino da Panicale. Viel weiter gingen sodann drei höchst Begabte: Masaccio aus San-Giovanni im obern Arnothale, der durch massenhaftere Auffassung und stärkere Schattengebung den Gegenständen mehr Rundung ertheilte und die Kunst der Gruppirung aufs entschiedenste förderte (Fresken im Carmine zu Florenz), Fra Filippo Lippi, welcher die Erscheinungen des Lebens bereits

Digitized by Google

entschieden mit realistischer Lust und Tendenz auffaßte (Fresken im Dom von Prato und in dem von Spoleto), und Fra Giovanni da Fiesole, der, ganz im Gegensatz mit Fra Filippo, hauptsächlich nach Seelenausdruck strebte und die geistige Bedeutung der menschlichen Gesichtsform genauer veranschaulichte (Fresken im Kloster San-Marco zu Florenz). Das in Fiesole's Werken hervortretende innige religiöse Gefühl findet man auch mit individuellen oder localen Modificationen bei seinen Zeitgenossen Gentile da Fabriano, bei dem Sieneser Taddeo di Bartolo und, infolge von Einwirkung dieses Meisters, bei den Malern der umbrischen Schule, besonders bei Niccolò von Fuligno, den sog. Alunno. Außer diesen spiritualistischen Bestrebungen einzelner Künstler geht die allgemeine Richtung der Malerei viel mehr auf genaueres Erfassen der Natur und auf leichteres Handhaben der Kunst, wozu man vorzüglich durch die Bekanntschaft mit Bildern von van Eyck und Hugo van der Goes und der von Antonello da Messina aus den Niederlanden nach Italien hingebrachten neuen Oelmalerei angetrieben wurde. Sandro Botticelli, Filippino Lippi, Cosimo Rosselli und Alessio Baldovinetti huldigten mehr oder weniger dieser Richtung. Vor allem aber zeigen die Werke von Benozzo Gozzoli und Domenico Ghirlandajo die freieste, reichste und höchste Ausbildung des naiven florentin. Realismus, der mehr und mehr die ideale, kirchliche und histor. Bedeutung des Gegenstandes aus den Augen verlor und das wirkliche Leben seines Landes und seiner Zeit in treuer Schilderung dafür eintauschte. Während die ebengenannten Maler aus ihrer Umgebung vornehmlich Porträt- und Costümfiguren auffaßten, durch welche sie ihre Darstellungen aus der heiligen Geschichte bereicherten, und auch die Landschaft sich bei ihnen geltend machte, richteten andere ihr Hauptaugenmerk auf das Studium des Nackten und der Anatomie, wobei sie freilich zum Theil in Härte und Trockenheit verfielen. Dahin gehören zunächst Andrea dal Castagno, Antonio Pollajuolo und Andrea Verrocchio, sodann Luca Signorelli, der sich auf dieser naturalistischen Bahn am freiesten und glücklichsten bewegte (Wandgemälde in der Kapelle der Madonna di San-Brizio am Dom von Orvieto). Einige Künstler fingen an aufs classische Alterthum zurückzugehen und sich hier nach Mustern eines strengen und hohen Geschmacks umzusehen. Francesco Squarcione aus Padua hatte von seinen Reisen in Griechenland und Italien eine große Anzahl Antiken heimgebracht, womit er in seiner Vaterstadt eine Studienanstalt eröffnete, die sich bald eines zahlreichen Besuchs von Schülern erfreute. Der berühmteste und größte Künstler, der aus dieser Schule hervorging, Andrea Mantegna, studirte mit größtem Eifer, soweit es bei den beschränkten Mitteln seiner Zeit anging, Anatomie, Perspective, Gewandwesen, Trachten und Baulichkeiten des Alterthums. Seine Werke (Cartons im Schlosse Hamptoncourt bei London, Fresken in der Eremitanerkirche zu Padua), in welchen sich ein deutliches Streben nach optischer Illusion und histor. Treue kundgibt, übten einen weitverbreiteten Einfluß. Giovanni Bellini von Venedig, Pietro Perugino, der Hauptmeister der umbrischen Schule, und Francesco Francia bilden unter den Quattrocentisten ein eigenthümliches Künstlertriumvirat und haben in ihrer Darstellungsweise eine offenbare Verwandtschaft, einen Familienzug von schlichter Anmuth und Holdseligkeit. Alle drei, nebst ihren gleichzeitigen Anhängern und Geistesverwandten Cimo da Conegliano, Vittore Carpaccio, Bernardino Pinturicchio, sind wie die Morgenröthe, welche das Aufgehen der Sonne ankündigt.

Mit den vorgenannten Meistern schließt die zweite selbstständige Kunstperiode der ital. Malerei. Hinter jenen großen Männern kommen die Riesen, die Cinquecentisten. Wieweit auch die Maler der Schulen von Toscana, Umbrien, Bologna, Padua und Venedig die Kunst beim Ablaufe dieses Zeitraums, um den Beginn des 16. Jahrh., gebracht haben, so fehlt ihr doch noch manches zu einer in allen Theilen vollkommenen Darstellung. Diese letzte Vollendung bewerkstelligen vorzüglich sechs Meister, welche die größten Namen der Malerkunst führen. Voran steht Leonardo da Vinci (s. d.), der am früheſten zu einer höhern Anmuth und Weichheit der Zeichnung, zu einem bessern Verständniß des Einzelnen und einer größern Haltung des Ganzen gelangte. Die höchste Freiheit der Bewegung, den kühnsten, früher nicht geahnten Schwung in den Linien erhielt sodann die Malerei durch Michel Angelo (s. d.), der, im Besitz des gründlichsten anatom. Wissens, mit dem Getriebe des menschlichen Körpers innigst vertraut war. Die zwei großen Cartons der Schlacht bei Anghiari und des Ueberfalls der Badenden im Pisanerkriege, welche die genannten beiden Meister bei der Concurrenz für die im Palazzo Vecchio zu Florenz auszuführenden Gemälde verfertigten, sind verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern, als gerade diese Cartons von allen Seiten die jüngern Künstler zum Studiren herbeizogen und dadurch vom entschiedensten Einfluß auf die Entwickelung der Kunst wurden. Die vielseitigen Naturstudien der Florentiner, welche in Leonardo und Michel Angelo ihre

Digitized by Google

höchste Ausbildung erreicht hatten, die naive, innige und fromme Auffassung der kirchlichen Aufgaben, wie sie sich am reinsten in Perugino, Bellini und Francia dargestellt, liefen in Rafael Santi (s. d.) gleichsam in eine Spitze zusammen und kamen bei diesem zur edelsten, schönsten und anmuthigsten Ausgestaltung. Correggio (s. d.), mit einer seltenen Empfänglichkeit für die Wirkungen des Lichts und der Farben bis in ihre zartesten Abstufungen begabt, steigerte die Behandlung des Helldunkels, des Gruppencontrastes und Totaleffects zur Vollkommenheit. Dabei erreichte er in der Malerei des Nackten eine wunderbare Weichheit (morbidezza), im Auftrag der Farben einen Schmelz, welcher das Ganze wie den Guß eines Spiegels, wie den Fluß eines Emails erscheinen läßt. Damit verband er eine Auffassung, bei welcher Sanftheit und Milde in den Charakteren, feinsinnliche Lust und Heiterkeit im Ausdruck, schwellende Rundlichkeit in Formen und Linien specielle Unterscheidungsmerkmale sind. In Venedig war es Giorgione (s. d.), welcher zuerst in der Auffassung einen größern, lebendigen Charakter und Ausdruck, in der Behandlung einen breiten, markigen, fetten Vortrag und eine leuchtende, harmonische Färbung aufbrachte. Bei seinem frühen Tode aber blieb es Tizian (s. d.) vorbehalten, die in Giorgione's Bildern athmende herbe Glut zu sänftigen und ohne Nachtheil für die Kraft zu veredeln, und das Colorit, zumal die Fleischfarbe, bis zur lebendigsten Wahrheit und Wärme auszubilden. Neben diesen großen Meistern bildeten sich noch verschiedene andere Künstler, die zwar nicht zu solcher Höhe wie jene gelangt sind, aber in eigenthümlicher Auszeichnung ihren Platz zu deren Seiten behaupten. So in Florenz Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto, in Siena Sodoma und Domenico Beccafumi, in Verona Gianfrancesco Carotto, in Venedig Palma Vecchio, Pordenone und Paris Bordone, in Ferrara Dosso Dossi. In Mailand waren Bernardino Luini, Cesare da Sesto, Gaudenzio Ferrari, Andrea Solario die besten Schüler Leonardo's. Michel Angelo's bedeutendster und selbstständigster Schüler ist Daniele Ricciarelli von Volterra (Kreuzabnahme in Sta.-Trinita de' Monti zu Rom). Giulio Romano hat den größten Namen unter Rafael's Schülern, zu welchen noch Perino del Vaga, Gianfrancesco Penni, Bartolommeo Ramenghi von Bagnacavallo, Garofalo u. a. gehören. Correggio fand seinen berühmtesten Nachfolger in Parmegianino. Unter Giorgione's Schülern war der bedeutendste Fra Sebastiano del Piombo. Dieser trat später in Rom in ein näheres Verhältniß zu Michel Angelo, und hieraus entstand das berühmte Bild der Auferweckung des Lazarus (jetzt in der Nationalgalerie zu London), welches er im Wettstreit mit Rafael's Transfiguration malte. Tizian hatte wenig eigentliche Schüler, zählte aber um so mehr Nachahmer. Die besten dieser Tizianisten sind Bonifazio und Moretto.

Von der Mitte des 16. Jahrh. ab wird in den ital. Malerschulen das Sinken der Kunst immer sichtbarer. Es beginnt eine Nachahmungsperiode ohne Schaffenskraft und Seelendrang. Man copirte die größten Meister, griff von ihnen jedoch nicht viel mehr als Aeußerlichkeiten auf, die man natürlich übertrieb. In den Werken der letzten Leonardisten in Mailand, Lanini, Lomazzo, Figino, finden sich noch matte Nachklänge von dem Meister, aber das liebliche Lächeln der Leonardo'schen Frauenköpfe ist zu gezierter Liebäugelei verzerrt. Sermoneta und einige andere Rafaelisten in Rom zeigen sich minder unangenehm, aber auch bei ihnen tritt schnell die Entartung ein, wie sie in den Werken der Zuccari und ihrer Schüler, des Cavalier d' Arpino u. a. bemerklich ist. Vollkommen verwildert erscheinen sodann die Schulen der Schüler Rafael's, die mantuanische des Giulio Romano, die genuesische des Perino del Vaga und die neapolitanische des Polidoro da Caravaggio. Bei den Florentinern galt vor allem die Nachahmung Michel Angelo's. Vasari, Bronzino, Salviati, Alessandro Allori sind gerühmte Michel-Angelisten dieser Periode, aber unerquickliche Manieristen, bei denen endlich aller Sinn für Farbe verloren ging, und deren massenhafte Production die Schnellmalerei verklagt. Nicht besser ging es in Parma, Modena und Cremona den Correggesken Lelio Orso, Bernardino Gatti, Bernardino Campi, bei welchen die ohnehin schon etwas kokettirende Grazie Correggio's in unschöne Geziertheit und schwächliche Süßlichkeit ausartete. Dagegen erhielt sich keine Schule so lange in achtbarer Stellung als die venetianische. Unter ihren Meistern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. thaten sich besonders Tintoretto und Paolo Veronese hervor, letzterer eins der blühendsten Talente und auch im überwiegenden Decorativen noch voll Reiz. Jacopo Bassano, ein angesehener Meister derselben Zeit und Schule, zog die biblischen Geschichten aus der höhern Sphäre des vornehmen venet. Lebens in die Bauernwelt herab. Auch malte er eigentliche Genrestücke und Landschaften mit Menschen- und Thierstaffage und errichtete für alle Arten eine förmliche Bilderfabrik, die im In- und Auslande vielen Absatz hatte.

Am Ende des 16. Jahrh. und um den Anfang des 17. bildete sich, zu gleicher Zeit und in

Digitized by Google

gleichem Sinne mit der von Papst Paul III. an fortschreitenden, durch das Tridentiner Concil und die neuen Orden getragenen kirchlichen Restauration, auch eine Restaurationsperiode der Kunst, wo die alten Formen, wenn auch nicht mit neuem Geiste beseelt, wenigstens mit neuem Glanze angethan wurden. Die Malerei sollte, wie die Sculptur und Architektur, ihre Secentisten erhalten. Da die naive, fromme Sinnesweise und die religiöse sowol als die ästhetische Begeisterung verloren waren, so ersetzte man diese durch ein rein malerisches, scenisches Princip, nach welchem es vorzüglich darauf ankam, den Schein aller Gegenstände für eine gewisse Entfernung, mit genauer Beobachtung der Gesetze der Linien- und Luftperspective, in Form und Farbe wiederzugeben, während die Gefühlsrichtung den durch die Kirche wie durch die Literatur herrschend gewordenen, im Kampfe gegen die prot. Reform erstarkten, aber zugleich verengerten Anschauungen entsprach. In Rom versuchte zunächst Federigo Baroccio durch ein weniger oberflächliches Anschließen an die Vorzüge der großen Meister das eingerissene Verderben aufzuhalten. Doch waren er selbst und seine Schüler zu sehr davon ergriffen, als daß sie etwas Besonderes hätten ausrichten können. Einen bessern Erfolg hatten einige spätere Florentiner, Cigoli, Cristofano Allori, Jacopo da Empoli, Matteo Rosselli, die sich durch Reichthum des Colorits und durch ein manchmal nicht erfolgloses Streben nach sinnlicher Schönheit auszeichneten, wenn sie im Ausdruck auch oft weichlich oder affectirt sind. Am erfolgreichsten für die Wiedererhebung der neuen Malerkunst wirkten die Carracci in Bologna, die unter den Malern das waren, was die Eklektiker unter den Philosophen und Borromini, Bernini, Algardi unter den Architekten und Bildhauern des sog. Jesuitenstils. Lodovico Carracci stellte zuerst den Grundsatz auf, man solle die Natur nachahmen und damit das Studium der Antike und der größten neuern Meister für den Theil verbinden, worin jeder das Vorzüglichste geleistet hat (Michel Angelo in der Zeichnung und Bewegung, Rafael in Composition und im Ausdruck, Correggio im Helldunkel und Graziösen, Tizian im Colorit und Vortrag). Er bildete seine beiden Neffen Annibale und Agostino und eröffnete sodann, in Gemeinschaft mit diesen, eine Malerakademie, in der sie nach jenem Grundsatz der Malerkunst, wenn auch nicht zu einem rein geistigen und poetischen, doch zu einem äußerlichen, in seiner Art höchst bedeutenden Aufschwung verhalfen. Ihre begabtesten Schüler waren Domenichino, Francesco Albani, Guido Reni, Guercino, Giovanni Lanfranco. Nach ähnlichen Principien, obschon mit weit geringerm Erfolge, stifteten die Procaccini in Mailand eine Schule, aus welcher eine beträchtliche Anzahl von Zöglingen hervorging. Diesen eklektischen Schulen gegenüber und in Opposition mit ihnen bildete sich eine andere Richtung, die grundsätzlich nichts als die Natur zu Rathe zog und davon gewöhnlich die naturalistische heißt. Das Haupt dieser Naturalisten war Michel Angelo Amerighi von Caravaggio, der durch scharfe Auffassung, in Verbindung mit immer sehr geschlossen gewählter Beleuchtung und meisterlicher Handhabung der Darstellungsmittel, Werke von ungemeiner Lebendigkeit und erstaunlicher Wirkung hervorbrachte. Obschon viele seiner Bilder etwas Abstoßendes hatten, weil er in Benutzung der Natur ohne alle Auswahl, ohne alle Berücksichtigung seiner jedesmaligen Aufgabe verfuhr, und die gemeinen, rohen Charaktere mit den behandelten histor. Gegenständen im grellsten Widerspruch standen, so fand er doch in Italien zahlreiche Nachfolger. Die namhaftesten darunter sind Giuseppe Ribera lo Spagnoletto, Bartolommeo Manfredi aus Mantua, die Neapolitaner Massimo Stanzioni und Andrea Vaccaro, der Genuese Bernardo Strozzi und Domenico Feti aus Rom. Zu der naturalistischen Richtung kam im weitern Verlaufe des 17. Jahrh. eine neue Kunstweise hinzu, welche sich ebenfalls feindlich gegen die Schule der Carracci stellte und ihren Hauptgründer an Pietro da Cortona fand. Gleichgültig gegen die Bedeutung seiner Aufgaben und unbekümmert um Naturwahrheit erstrebte dieser ausschließlich das Hervorbringen blendender und gefälliger Wirkungen, welches ihm, bei einem ausgezeichneten Talent, in hohem Grade gelang, zumal bei großen Deckenmalereien (Plafonds im Palast Barberini zu Rom und in der Galerie Pitti), wo jenes wilde Feuer, jene handwerksmäßige Fertigkeit, welche die Italiener Spirito, Brio nennen, so recht eigentlich hingehören. Seine Bilder scheinen wie ein Hauch auf die Fläche geblasen. Dieser Vorzug (das Sfumato der Italiener), nebst der geschickten Benutzung der Räumlichkeiten, der trefflichen malerischen Anordnung, der entschieden gewählten Beleuchtung und der blühenden Färbung, hat jenem Meister das Lob des geistreichsten Handwerkers eingetragen.

Von 1650 ab beginnt in allen Theilen Italiens abermals, und diesmal unaufhaltsam, ein Sinken der Malerei, das bis gegen 1750 die gänzliche Ausartung derselben herbeiführte. Die Auffassung wird immer geringer, die Technik erscheint mehr und mehr vernachlässigt. Die alten Schulen verlieren sich ganz, und an ihre Stelle treten vielerlei verschiedene Manieren,

Digitized by Google

wobei man drei Hauptmassen unterscheidet. Die meisten Maler dieser Periode sind der Nachahmung der Carracci und ihrer berühmtesten Schüler zugethan; sie bilden das Heer der Akademiker. Simone Contarini von Pesaro, Carlo Cignani, Andrea Sacchi, Carlo Maratta, Benedetto Gennari, Alessandro Tiarini, Lionello Spada, Sassoferrato und Carlo Dolci zählen zu den namhaftesten Meistern dieser Richtung, Männer, denen es keineswegs an zum Theil sehr schönem Talent fehlte, die sich aber über das eingerissene akademische Wesen doch nicht zu erheben vermochten, obgleich einer und der andere, so Sacchi im St.-Romuald, einen Anlauf nahmen. Ihre Werke, obwol noch am sorgsamsten durchgebildet, lassen meist kalt. Die beiden Letztgenannten sind die Anziehendsten, obgleich nicht die Begabtesten aus dieser Genossenschaft. Man hat von ihnen viele Gemälde, die als Andachtsbilder sehr gesucht wurden, ja noch jetzt sehr gesucht werden und für die schwächliche und süßliche religiöse Gefühlsweise ihrer und unserer Zeit sehr charakteristisch sind. Eine kleinere Anzahl von Malern verfolgte den von Caravaggio eingeschlagenen Weg. Der Hauptmeister dieser Richtung ist Salvator Rosa, dem sich Calabrese, Spagnuolo u. a. als minder bedeutend anreihen. Viele Maler endlich folgten der Manier des Pietro da Cortona und verschlimmerten diese noch. An ihrer Spitze stehen Luca Giordano, Romanelli, Solimene, Tiepolo, und zu ihrem Troß gehört die ganze venet. und neapolit. Schule dieser Zeit. Das Ganze macht bei ihren Bildern immer noch Wirkung, da sie sich namentlich auf geschickte Massenvertheilung verstanden, ist aber häufig kaum mehr als Schein und Schminke. Giordano's Decke der Galerie im Palast Medici-Riccardi zu Florenz ist das glänzendste Werk dieser ganzen Richtung. In der Veduten- und Prospectmalerei haben Bolognese, Panini, Canaletto und sein Schüler Francesco Guardi das Beste geliefert. Obgleich die übrigen Gattungen der Genremalerei in Italien nie allgemeinere Verbreitung erlangten, sind doch hier Aniello Falcone und Michel Angelo Cerquozzi als Schlachtenmaler, Sinibaldo Scorza und Benedetto Castiglione als Maler von Landschaften mit Thier- und Menschenfiguren, Mario de' Fiori als Blumenmaler anzuführen, aber freilich mit den in diesen Fächern berühmten Meistern der holländ. Schule nicht zu vergleichen. Unter den ital. Historienmalern des 18. Jahrh. erhob sich nur Pompeo Batoni von Lucca (geb. 1700, gest. 1787), der Nebenbuhler Rafael Mengs', über seine Zeitgenossen, ohne jedoch dauernd zu wirken. Ebenso wenig gelang es den Neuern. Die einen von ihnen folgten der frühern Richtung der einheimischen Eklektiker oder Akademiker und hatten ihren namhaftesten Meister an Vincenzo Camuccini zu Rom. Andere suchten eine Stütze in der franz. Schule David's: so Andrea Appiani in Mailand und Pietro Benvenuti in Florenz. Noch andere, wie Francesco Coghetti, Tommaso Minardi, schlossen sich an die Bestrebungen der deutschen Künstler an, welche zu Rom in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. die romantische Richtung einleiteten. Unter den Neuern und Neuesten ist kein ital. Maler zur Berühmtheit gelangt, obgleich die Namen Sabatelli, Hayez, Nenci, Podesti, Luigi Mussini, Ussi, Saltini, Cassioli u. a., von denen die erstern sich schon der Camuccini-Benvenuti'schen Zeit anreihten, guten Klang haben. Vgl. außer Vasari (s. d.), den Arbeiten über einzelne Schulen von Malvasia, Baglione, Passeri, Ridolfi, de Dominici u. m. a., und den Werken über die Geschichte der bildenden Künste im allgemeinen (wie von Kugler und Lübke): A. Ricci, «Storia dell' Architettura in Italia» (3 Bde., Modena 1857 fg.); J. Burckhardt, «Geschichte der Renaissance in Italien» (Stuttg. 1868); Cicognara, «Storia della scultura in Italia» (3 Bde., Veneb. 1813—18); Lanzi, «Storia pittorica dell' Italia» (Bassano 1809 fg.; deutsch von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1830—33); Rosini, «Storia della pittura italiana» (2. Aufl., 7 Bde., Pisa 1848—52); Crowe und Cavalcaselle, «History of painting in Italy» (Lond. 1864 fg.; deutsche Ausg. von Max Jordan, 6 Bde., Lpz. 1869—76); J. Burckhardt, «Der Cicerone» (2. Aufl. von A. von Zahn, Lpz. 1869).

Italienische Literatur. Wiewol die noch von Petrarca vertretene Ansicht, daß die Italiener die unmittelbaren Nachkömmlinge der alten Römer und ihre Literatur nur die Fortsetzung der römischen sei, längst aufgegeben worden, übte doch die Erinnerung an die Sprache, die Geisteswerke und die Zustände des alten Rom fast zu allen Zeiten einen bedeutendern Einfluß auf die ital. Literatur, als dies bei den übrigen roman. Völkern der Fall war. Wie die Italiener das Land und die Städte der alten Römer bewohnten, so suchten sie auch von jeher sich an dem Geiste der Römer aufzurichten und zu bilden. Früher aber noch, als diese Gedanken bei den Italienern zum Bewußtsein kamen, äußerte vom südl. Frankreich aus die Geistescultur der Provenzalen einen bedeutenden Einfluß auf Italien, die wandernden Sänger aus der Provence fanden an den vielen kleinen Höfen, besonders im nördl. Italien, eine gastliche Aufnahme und erweckten in der Poesie den Nachahmungstrieb. In spätern Jahrhunderten, als die franz.

Digitized by Google

Bildung ganz Europa beherrschte, fanden auch die Schriften der franz. Dichter und Philosophen in Italien Bewunderung und Nachahmung, bis endlich infolge großer polit. Umwälzungen der nationale Geist sich den Schöpfungen der einheimischen classischen Schriftsteller wieder zuwandte und an diesen sich befruchtete. Hiernach sind es im allgemeinen fünf Hauptepochen, welche die ital. Literatur durchläuft. Die erste umfaßt das Erwachen der Poesie in Italien, anfänglich unter provenzal. Einfluß, und das Auftreten der ersten großen Dichter und Schriftsteller Italiens. Die zweite ist durch die Herrschaft der classischen Studien bezeichnet; die dritte zeigt die glückliche Verschmelzung echt ital. Bildung mit der antiken; die vierte umfaßt die Zeiten des Verfalls unter franz. Einfluß; die fünfte endlich gehört der neuern Zeit an.

Erste Periode. Die Bekanntschaft mit der provenzal. Lyrik reizte einzelne Italiener, sich in ähnlichen Gesängen, und zwar anfänglich sogar in provenzal. Sprache, zu versuchen, wie dies namentlich von Folco von Marseille, von dem Marchese Alberto Malaspina und dem berühmtesten von allen, von Sordello von Mantua, bekannt ist. Bald aber, seit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrh., traten in allen Theilen Italiens, zuerst in Sicilien, dann in Toscana und im röm. Gebiete, Dichter auf, welche zwar noch im Geiste und in der Form der Provenzalen, aber doch in einheimischer Sprache dichteten. Der Hof Friedrich's II. zu Palermo war der erste Mittelpunkt, von wo sich Poesie und Bildung über Italien verbreiteten. Friedrich II. selbst, sein Kanzler Petrus de Vineis, sein natürlicher Sohn, König Enzio, traten als Dichter auf, denen sich Guido delle Colonne, Jacopo da Lentino, Ranieri und Ruggerone von Palermo und viele andere anschlossen. Das älteste erhaltene Gedicht aus dem Anfange des 13. Jahrh. ist ein Liebesgespräch von Ciullo d'Alcamo. In Italien selbst traten Guittone d'Arezzo, Bonagginta Urbiciani aus Lucca, Guido Guinicelli aus Bologna, Guido Ghislieri, Fabrizio und Onesto aus Bologna, Guido Lapo aus Mantua, Folcalchiero de' Folcalchieri aus Siena, Dante da Majano und dessen Geliebte Nina und viele andere auf. Sie alle überstrahlte an Geist und Tiefe der Freund Dante's, Guido Cavalcanti aus Florenz (gest. 1300). Diese Dichter, fast ohne Ausnahme, ergehen sich in conventionellen, kalten Liebesklagen, ohne daß ein tieferes religiöses oder polit. Gefühl zum Vorschein käme, und haben daher nur noch ein sprachliches Interesse. Ganz verschieden von solchen Künsteleien sind die wenn auch rohen, doch eine Innigkeit des Gefühls verrathenden Gedichte des Mönchs Jacopone da Todi (gest. um 1306), dem sogar das «Stabat mater» zugeschrieben wird. Durch höhere polit. und wissenschaftliche Bildung zeichnet sich der Kanzler von Florenz und Lehrer Dante's, Brunetto Latini, aus (gest. 1294). Ueber alle die genannten, im ganzen unbedeutenden Dichter erhebt sich einsam, ohne Vorgänger und Nachfolger, der Riesengeist Dante Alighieri's (s. d.). Außer der «Divina commedia» hat er auch durch seine lyrischen Gedichte, vorzüglich in der «Vita nuova» und im «Convito», alle Vorgänger unendlich überflügelt und zugleich im «Convito» das erste großartige Beispiel wissenschaftlicher Prosa in Italien aufgestellt. Natürlich reizte der von ihm in der «Divina commedia» angeschlagene Ton andere zur Nachahmung. Wenn aber auch des Federigo Frezzi «Quadriregio» (oder «Quadriregno») nicht ganz ohne poetischen Werth ist, steht dieses Gedicht doch in seiner chaotischen Anlage unendlich gegen die herrliche Gliederung der «Divina commedia» zurück, und des Fazio degli Uberti (gest. nach 1366) «Dittamondo» ist vollends eine geistlose Production. Als der einzige Gegner Dante's ist der als Ketzer 1327 verbrannte Cecco (Francesco) d'Ascoli zu nennen, dessen wunderliches Gedicht «Acerba» ein Gemisch von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Aberglauben darbietet. Mehr der volksmäßigen Dichtung als der herrschenden Kunstpoesie gehören des Francesco Barberino (gest. 1348) «Documenti d' amore» und «Del reggimento e de' costumi delle donne» an.

Einen zweiten Glanzpunkt dieser Periode bildet Francesco Petrarca (s. d.), der sich allerdings aus dem breiten Strome der Lyrik minder einsam als Dante erhebt, da es ihm nicht an bedeutenden Vorgängern und Nachfolgern gefehlt hat. Zu den erstern gehört vor allen der Rechtsgelehrte Cino da Pistoja (gest. 1336). Man ist gewohnt, in Petrarca nur den Liebesdichter der Laura zu bewundern, indem er dieser Gattung der Poesie für alle Zeiten Sprache, Ton und Farbe gegeben; er selbst aber gründete seinen Ruhm viel mehr auf seine lat. Schriften. Unter den Zeitgenossen und Nachfolgern Petrarca's sind außer Boccaccio noch etwa zu nennen: Antonio da Ferrara, Francesco degli Albizzi, Sennuccio del Bene, Zenone de' Zenoni und der florent. Glockengießer Antonio Pucci, welcher zuerst den Ton der burlesken Poesie anschlug. Der dritte große Schriftsteller dieses Zeitraums ist der um die Prosa hochverdiente Giovanni Boccaccio (s. d.) aus Certaldo. Derselbe behandelte zuerst mit Absicht und Bewußtsein die Sprache künstlerisch, aber mit Erfolg eigentlich nur in dem berühmten «Decamerone», während

Digitized by Google

in seinen übrigen Schriften, in denen er den röm. Periodenbau nachzuahmen sucht, der Stil schwerfällig ist. Durch ihn ist die Novelle eine Lieblingsdichtung der Italiener geworden. Unter seinen Nachfolgern in diesem Zeitraume sind nur der (nach 1400 gestorbene) Franco Sacchetti («Novelle») und Ser Giovanni («Pecorone») zu nennen. Bei der frühen Bekanntschaft der Italiener mit den Provenzalen und Franzosen wurden auch die bei jenen beliebten Ritterromane häufig in Italien übertragen und nachgeahmt. Solche Werke sind die «Reali di Francia», die Jugendgeschichte Karl's d. Gr.; ferner der «Guerino il meschino», die Romane von Lancelot, von Tristan, vom König Meliadus u. a. Eigene Erfindung scheint der «Fortunatus Siculus ossia l' avventuroso Siciliano» des Bosone da Gubbio, eines Zeitgenossen Dante's, zu sein. Fast wissenschaftlichen oder auch ascetischen Inhalts sind der «Trattato dell' agricoltura» von Piero de' Crescenzi, die Werke des Dominicaners Jacopo Passavanti (gest. 1357), von Domenico Cavalca (gest. 1342), die «Ammaestrameati degli antichi» von Bartolommeo da San-Concordio und der «Trattato del governo della famiglia» von Angelo Pandolfini (gest. 1446).

Die an Wechseln der Schicksale so reiche Zeit hatte früh schon zur Aufzeichnung der gleichzeitigen Geschichte gereizt. Als das Aelteste in dieser Art wurden früher die in neapolit. Mundart geschriebenen «Diurnali» (giornali) des Matteo Spinelli, welche den Untergang des Königs Manfred berichten, die Geschichtswerke des Ricerdano Malespini (gest. nach 1286) und das Bruchstück florent. Geschichte 1280—1312 von Dino Compagni angeführt; es ist jedoch in der neuesten Zeit nachgewiesen worden, daß diese Documente unecht sind und einer viel spätern Zeit angehören. Zu erwähnen ist vor allem das große welthistor. Werk des Giovanni Villani aus Florenz (gest. 1348), das von dessen Bruder, Matteo Villani, und des letztern Sohne, Filippo Villani, bis 1364 fortgesetzt worden ist. Außer diesem gibt es noch eine bedeutende Zahl zum Theil bisjetzt ungedruckter histor. Schriften, wie die von Pace da Certaldo, Donato Velluti, Paolino Pieri, Coppo Stefani, Monaldi u. s. w. Auch ein lat. Schriftsteller, Albertinus Mussatus (gest. 1330), dessen «Historia Augusta» zum Theil in Hexametern geschrieben ist, sowie der berühmte Reisende Marco Polo (s. d.) aus Venedig sind hier zu nennen.

Zweite Periode. Das 15. Jahrh. ist die Blütezeit der Philologie in Italien. Die Bemühungen Boccaccio's und Petrarca's, das Studium des Alterthums, vorzüglich der griech. Sprache zu erwecken, unterstützt von den griech. Gelehrten, welche schon vor dem Falle von Konstantinopel nach Italien ausgewandert waren, trugen in jener Zeit reiche Früchte. Dieser philol. Eifer ging selbst so weit, daß das Studium der Muttersprache in Vernachlässigung gerieth. Die Namen der großen Philologen dieser Zeit sind Johannes von Ravenna, Guarino von Verona, Joh. Aurispa, Barzizza, Vittorino da Feltro, Merula und vor allen Poggio Bracciolini, Laurentius Valla, Leonardo Bruni, Ambrogio Traversari, Christophorus Landinus, Angelus Polizianus, Marsilius Ficinus, Picus Mirandulensis; die der Griechen Chrysoloras, Bessarion, Constantinus Lascaris, Chalkondylas, Gemisthus Pletho; die der Antiquare Flavio Biondo, Pomponius Laetus, Platina; die der lat. Dichter Matteo Beggio, Vespasiano Strozzi, Battista Mantovano, Ant. Beccadelli (gewöhnlich Panormita genannt), Giovio Pontano, Marullus Tarchaniota. Zur Förderung der philol. Studien entstanden auch schon mehrere gelehrte Gesellschaften oder Akademien (s. d.). Desto ärmer ist dieser Zeitraum an Geistesproducten in der Muttersprache. In dieser Beziehung sind nur zu nennen Giusto de' Conti (gest. 1449), ein schwacher Nachahmer Petrarca's, dessen Gedichte («La bella mano») dem Geiste nach noch dem 14. Jahrh. angehören, und der lustige Barbier Burchiello in Florenz (gest. 1448), dessen burleske Sonette gegenwärtig durchaus unverständlich geworden sind. Erst gegen das Ende dieser Zeit erhebt sich wieder die nationale Poesie und erreicht in dem 16. Jahrh. ihren höchsten Glanzpunkt. Auch diesmal ging die erste Anregung von Florenz aus, und zwar von der Umgebung des Lorenzo de' Medici (gest. 1492). Obgleich mit Staatsgeschäften belastet, fand dieser doch noch Muße, einige anmuthige Dichtungen zu schreiben. Viel zierlicher sind die berühmten Stanzen des Angelo Poliziano (gest. 1494), worin derselbe zuerst zeigte, welcher Anmuth die Ottave fähig sei. Auch dichtete derselbe das erste unabhängige dramatische Werk, die «Favola d' Orfeo». Früher hatte man nur die Stücke des Plautus und des Terenz zuerst in lat. Sprache, dann in Uebersetzungen dargestellt. Die schon im 14. Jahrh. auch in Italien üblichen sog. Mysterien (s. d.) brachten der poetischen Literatur keinen Gewinn.

Der Sagenkreis von Karl d. Gr. hatte schon früh in Frankreich, zumal in der Provence, den Stoff zu romantischen Dichtungen geliefert, welche in Italien theils zu Volksbüchern wurden, theils Dichter zur Nachahmung reizten. So gab es wol schon mit Ende des 14. Jahrh. viele solcher Ritter-Epopöen, darunter die bekanntesten: «La Tavola Ritonda», «I Reali di

Digitized by Google

Francia», «Buovo d'Antona», «La Spagna», La regina Ancroja», «Altobello e re Trojano», «Innamoramento di re Carlo», «Leandra» von Durante da Gualdo. Diese alle verdunkelte der «Morgante maggiore» von Luigi Pulci, welcher die glänzende Reihe der romantischen Rittergedichte Italiens eröffnet. Bei weitem edler an Gesinnung, reicher an Erfindung ist der «Orlando innamorato» des Bojardo (s. d.), welcher dem Ariost, seinem Fortsetzer, bedeutend vorarbeitete. Außer diesen beiden großen romantischen Epopöen ist nur noch der «Mambriano» von Francesco Cieco da Ferrara (gest. 1495) zu nennen. Als Gegensatz der frivolen Richtung der Zeit ist der treffliche Schüler Savonarola's, Girolamo Benivieni (gest. 1542), zu nennen, dessen Gedichte («Rime spirituali») ein wahrhaft frommes Gemüth bekunden. Weniger bekannt, weil die Inquisition den Druck des Werks verhinderte, ist die «Città di Vita» des Matteo Palmieri (gest. 1475), gewissermaßen ein letzter Nachklang der Poesie des Dante. An Lyrikern war auch dieser Zeitraum nicht arm, obschon keiner sich einen bleibenden Ruhm erwarb. In der burlesken Art des Burchiello dichteten Bern. Bellincioni (gest. 1491), Feo Belcari, Ant. Alamanni, Giov. Acquietini u. a.; in der Art des Petrarca Francesco Cei aus Florenz, Gasparo Visconti aus Mailand und vorzüglich Serafino Aquilano aus Aquila im Neapolitanischen, Ant. Tebaldeo aus Ferrara (gest. 1537) und Bernardo Accolti aus Arezzo, mit dem Beinamen l'Unico, welchen er sich als Improvisator erworben.

Die Prosa mußte die Vernachlässigung der Muttersprache noch mehr empfinden als die Poesie, für welche sich wenigstens seit Petrarca Norm und Stil gebildet hatten. Dieser Zeitraum hat daher keinen ausgezeichneten Prosaiker aufzuweisen; nur einige Novellendichter und Historiker sind zu nennen. Unter die erstern gehören Gentile Sermini aus Siena, Giov. Sabadino aus Bologna («Novelle Porretane»), vorzüglich Masuccio Salernitano, von dem man 50 Novellen («Novellino») hat. Als Historiker dieser Zeit treten hervor: Pandolfo Collenuccio (gest. 1504), der eine Geschichte Neapels schrieb, und Bernardino Corio (gest. 1519), der eine Geschichte von Mailand verfaßte. Eine größere Zahl histor. Werke finden sich in lat. Sprache, darunter die ausgezeichnete Geschichte jener Zeit und des Baseler Conciliums von Sylvius Piccolomini (Pius II.), die erste bedeutende Geschichte von Venedig von Marcantonius Sabellicus (gest. 1506), die ältere Geschichte Venedigs von Bern. Giustinianus (gest. 1489), die Geschichte von Genua von Georgius Stella (gest. 1480). Auch zwei Künstler, von welchen der eine zu den größten aller Zeiten gehört, haben sich als Schriftsteller ausgezeichnet: Leon Battista Alberti (gest. 1472), der außer einigen Gedichten einen Dialog: «Della famiglia», und Leonardo da Vinci (gest. 1519), der einen «Trattato della pittura» schrieb.

Dritte Periode. Das 16. Jahrh. zeigt einerseits die höchste Blüte der ital. Poesie und Bildung, andererseits den Beginn des Verfalls. Mit den Kämpfen für die polit. Freiheit verschwindet auch der freie schöpferische Geist. Die absolute Fürstengewalt und die Reaction der Kirche gegen das Eindringen der Reformation ersticken die Forschung und die edle classische Bildung. Mattigkeit, Uebertreibung, Weichlichkeit, knechtischer Sinn spiegeln sich bereits in den spätern Geistesproducten dieser Zeit. Im Anfang des 16. Jahrh. blühen noch die classischen Studien, und viele ausgezeichnete Männer verschmähen es noch, sich der Muttersprache zu bedienen. Viele der besten neuern lat. Dichter, wie Sadoletus, Sannazar, Vida, Navagerus, Faërnus, Marcantonius Flaminius, Marcellus Palingenius Stellatus, Aonius Palearius (als Ketzer 1570 verbrannt), der Arzt und Naturforscher Girolamo Fracastoro und manche andere, gehören diesem Zeitraume an; ja selbst ein episches Gedicht, die «Syrias» des Angelio da Barga, erschien ungefähr gleichzeitig mit der «Gerusalemme liberata» des Tasso. Ganz in der Art, wenn auch nicht im Geiste des Alterthums, schrieb der Graf Giangiorgio Trissino die «Italia liberata da' Goti». Weit poetischer erscheint Luigi Alamanni in dem der Ilias nachgebildeten «Avarchide», noch mehr in dem «Girone il cortese» aus dem Sagenkreise des Artus. Das Verdienst, seinem Vaterlande das erste, dem Nationalsinn wahrhaft genügende romantische Epos geliefert zu haben, gebührt dem Lodovico Ariosto (s. d.), der in dem «Orlando furioso» allerdings Bojardo nachahmte und fortsetzte, aber diesen an Anmuth, geistreicher Schalkheit und Schönheit der Sprache weit überflügelt. Eine Menge geistloser Nachahmer, wie Lodovico Dolce, Vincenzo Brusantini aus Ferrara, der übelberüchtigte Pietro Aretino, Dragoncino da Fano und viele andere, sind nur zu erwähnen. Zu den bessern Dichtern dieser Zeit gehört der Vater Tasso's, Bernardo Tasso (gest. 1569), dessen großes Heldengedicht «Amadigi» nur durch den Ruhm des Sohnes verdunkelt ward. Torquato Tasso (s. d.), der Lieblingsdichter seines Volks, hat, wie kein anderer, seiner Muttersprache die süßesten Töne zu entlocken gewußt. Aber oft wird der Genuß seines Werks durch Anschmiegen an fremde Vorbilder und durch die Dürftig-

Digitized by Google

keit der Ausführung gestört. Die in seinem Wesen vorhandenen Gegensätze, welche er nicht auszugleichen vermochte und wodurch er sein Leben verbitterte, spiegeln sich auch in seinem besten Werke, in der «Gerusalemme liberata», noch mehr in der unglücklichen Weise, wie er in den spätern Jahren dies Werk zu einer «Gerusalemme conquistata» umgearbeitet hat. Tasso war zum lyrischen Dichter geboren, wollte aber durch Studien vergebens ersetzen, was die Natur ihm versagt hatte. Seine «Sette giornate», in reimlosen Versen, seine letzte poetische Arbeit, sind durch scholastische Gelehrsamkeit entstellt. Sein Beispiel reizte eine Menge obscurer Dichter, sich ebenfalls im Epischen zu versuchen; aber ihre Werke, wie der «Fido amante» von Curzio Gonzaga, «Il mondo nuovo» von Giov. Giorgini, «La Maltelde» von Giov. Fratta, «La Gerusalemme distrutta» von Francesco Potenzano, sind vergessen.

Wenn in Tasso sich der Ernst einer sittlichen Gesinnung und einer bis zur Schwärmerei und zur Ascetik gesteigerten Religiosität offenbart, so zeigt sich dagegen in vielen andern die den Gebildeten jener Zeit bei weitem mehr zusagende Frivolität und die Verspottung alles Heiligen. Aus dieser Geistesrichtung gingen viele theils epische, theils satirische Dichtungen des 16. und 17. Jahrh. hervor. Dahin gehören die Schriften des liederlichen Mönchs Teofilo Folengo (Merlino Coccajo, gest. 1544), des, wo nicht Erfinders, doch glücklichsten Bearbeiters der sog. maccaronischen Poesie. Man hat von ihm unter anderm das «Maccaronicorum opus», das «Caos del tri per uno» und den anmuthigen «Orlandino». Außerdem gehören hierher eine Reihe kleiner epischer Dichtungen, wie die «Gigantea» von Benedetto Arrighi, «La Nanea» von einem Unbekannten, «La guerra de' mostri» von dem geistreichen Antonio Francesco Grazzini, genannt Il Lasca, einem der besten Novellendichter Italiens. Die im Nationalcharakter liegende Lust an Spaß, Satire und Schlüpfrigkeit sprach sich am häufigsten in burlesken Gedichten in terza rima, gewöhnlich Capitoli genannt, aus. Fast alle Dichter dieser Zeit und viele ernste Gelehrte und Staatsmänner haben zu dieser Gattung Beiträge geliefert, am ausgezeichnetsten Francesco Berni (s. d.), nach welchem man die scherzhafte Poesie auch wol poesia Berniesca nannte. Neben ihm sind sein Freund Giovanni Mauro und Cesare Caporali zu nennen. Der schmuzigste aller ital. Schriftsteller, Pietro Aretino, hat sich auch in dieser Gattung hervorgethan. Zu den bessern Satiren im echt röm. Sinne gehören die des Antonio Vinciguerra und vorzüglich die des Ercole Bentivoglio (gest. 1573). Die didaktische Poesie, freilich eine mehr gelehrte als echt nationale Dichtungsart, bei welcher stets Virgil als Muster galt, hat einige vorzügliche Werke aufzuweisen. Dahin gehören die «Coltivazione» des schon erwähnten Luigi Alamanni und die «Api» des Giov. Rucellai (gest. 1526). In zweiter Reihe stehen die beiden Gedichte über die Jagd: «La caccia», das eine von Tito Giovanni Ganzarini, genannt Lo Scandianese, das andere vorzüglichere von Erasmo da Valvasone, die «Nautica» von Bernardino Baldi (gest. 1617), von dem man auch einige liebliche Idyllen hat, und die «Fisica» von Paolo del Rosso (gest. 1569). Außerdem ist noch Luigi Tansillo (gest. 1584), auch sonst bekannt durch das damals sehr beliebte Werk «Le lagrime di San-Pietro», als Dichter des «Podere», des «Vendemmiatore», der «Due Pellegrini», der «Balia» u. a. anzuführen.

Noch im 16. Jahrh. versuchten es mehrere, dramatische Werke in lat. Sprache zu dichten. Das beste davon ist der «Imber aureus» des Antonio Tilesio und der «Christus» von Angelo Martirano (gest. 1551). Die Bewunderung der Alten scheint indeß der dramatischen Poesie der Italiener und der Tragödie Abbruch gethan zu haben. Was hiervon in dieser Zeit hervortritt, zeigt sich mehr oder weniger als kalte Nachahmung der Alten. So die «Sofonisba» des Trissino, die «Rosmunda» des Ruscellai, der «Torrismondo» des Tasso, die «Canace» des Speron Speroni, die «Orazia» des Pietro Aretino, die «Merope», deren Stoff von drei verschiedenen Dichtern, von Ant. Cavallerino, von Liviera und von Pompeo Torelli, bearbeitet wurde. Eigenthümlicher, aber ganz undramatisch sind die «Sofonisba» des Galeotto del Caretto und die Tragödien des Giambattista Giraldi, welcher zuerst selbsterfundene Fabeln bearbeitete. Auch die Komödie entstand aus der gelehrten Nachahmung der Alten und diente nur zur Erheiterung der Höfe und der höhern Gesellschaft. Diese gelehrte Komödie (commedia erudita) ward zuerst fast gleichzeitig von Bernardo Dovizio da Bibiena, Ariosto und Machiavelli bearbeitet; doch scheinen die Ansprüche Ariosto's auf die Priorität die gegründetsten. Man hat von Ariosto fünf Komödien, wovon die beiden ersten anfänglich in Prosa geschrieben waren; von Bibiena das Stück «Calandra», von Machiavelli «La Clizia» und «La Mandragola», alle drei in Prosa. Die Stücke des Ariosto beruhen mehr auf den Sitten der Alten als auf denen seines Volks, und die der beiden andern sind voll von Obscönitäten. Weniger bedeutend erscheinen die «Simillimi» des Trissino, die Komödien des P. Aretino, des Grazzini, des Lodov.

Digitized by Google

Dolce, des Firenzuola, des Parabosco, des Ercole Bentivoglio, des Gelli und vieler andern. Besser sind die Komödien des Giammaria Cecchi und des Francesco d'Ambra. Auch von dem Philosophen Giordano Bruno hat sich ein burlesk-komisches Stück in Prosa: «Il candelajo», erhalten. Während die Höfe und die vornehme Welt sich an diesen Nachbildern des Alterthums ergötzten, hatte das Volk seine eigene Komödie, die sog. Commedia dell' arte, bei welcher nur der Plan und der Hauptinhalt der Scenen vom Dichter angegeben wurde, der Dialog selbst aber den Schauspielern überlassen blieb. Hieraus bildeten sich die echt ital. Masken (s. d.). Unter den Dichtern dieser meist verloren gegangenen Stücke zeichneten sich aus: Flaminio Scala, Angelo Beolco, Andrea Colmo, der in venet. Mundart schrieb. Auch das Schäferdrama, die Pastorale, an überfeinerten Höfen stets beliebt, erreichte im 16. Jahrh. die höchste Blüte. Als erste Spuren dieser Gattung können der «Ameto» des Boccaccio und die «Arcadia» des Sannazar gelten; in eigentlich dramatischer Form tritt sie aber erst auf in der «Favola di Cefalo» oder «L' aurora» von Niccolo da Correggio Visconti (gest. 1506). Diesem folgten viele andere Erzeugnisse dieser Art, wie die «Egle» des Giraldi, «Il sacrifizio» von Beccari, «Callisto» und «Il pentimento amoroso» von Luigi Groto, «Lo sfortunato» von Argenti u. s. w. Alles dies verdunkelte indeß der «Aminta» des Tasso, als dramatisches Werk ein schwaches Product, aber bezaubernd durch die Lieblichkeit der Sprache. Das größte und ausgezeichnetste Werk dieser Gattung ist aber der «Pastor fido» des Giambattista Guarini (gest. 1612) geblieben. Schwache Nachahmungen davon sind der «Alceo» des Ant. Ongaro, «La danza di Venere» des Angelo Ingegneri und die «Filli di Sciro» des Grafen Guidobaldo de' Bonarelli (geb. 1607). Die Chöre in diesen Pastoralen wurden gewöhnlich gesungen, und daraus entstand der Gedanke, ganze Stücke mit Musik zu begleiten. Die ersten derartigen Versuche machte man noch im 16. Jahrh., indem sich Ottavio Rinuccini (gest. 1621) und der Musiker Jacopo Peri zu diesem Zweck vereinigten. Jener schrieb die «Dafne», und dieser setzte die Musik dazu, sodaß die erste Oper (opera per musica) entstand, der bald mehrere andere von dem nämlichen Dichter folgten. Der große Anklang, den diese Erzeugnisse fanden, hat die Oper zum eigentlichen Lieblingsdrama der Italiener gemacht, wodurch die Ausbildung der Tragödie auf lange Zeit gehindert ward.

Fast alle Schriftsteller des 16. Jahrh. haben wenn auch nur einige Rime, d. h. lyrische Gedichte, hinterlassen. Außer den großen Dichtern Ariosto, Tasso, Guarini sind indessen vorzugsweise als Lyriker etwa nur zu nennen: der Cardinal Pietro Bembo, ein etwas pedantischer Nachahmer Petrarca's, Francesco Maria Molza, Giovanni Guidiccioni, Giov. della Casa (zugleich durch ein Werk über den geselligen Umgang: «Il Galateo», bekannt), Annibale Caro, dessen Uebersetzung der «Aeneis» geschätzt ist, Angelo di Costanzo (gest. 1591) und der große Michel Angelo Buonarroti (gest. 1564). Auch einige Frauen erlangten in dieser Art ziemlichen Ruhm, wie die Vittoria Colonna (s. d.), Veronica Gambara (gest. 1550) und Gaspara Stampa (gest. 1554). Die berüchtigte Tullia d'Aragona darf ebenfalls nicht unerwähnt bleiben.

Der Roman ist bei den Italienern bis auf die neuere Zeit durch die Novelle und das romantische Epos gewissermaßen ersetzt worden. Das 16. Jahrh. zählt eine große Menge Novellendichter, wovon indeß keiner die Frische und Anmuth Boccaccio's erreicht hat. Die berühmtesten sind Matteo Bandello, dessen Novellen, 214 an der Zahl, meist wirkliche Begebenheiten enthalten und nachlässig in der Sprache, wenn auch nicht ohne Anmuth geschrieben sind. Schmuzig und lüstern sind die Novellen des Mönchs Angelo Firenzuola (gest. 1548), wie auch dessen Uebersetzung des «Goldenen Esels» des Appulejus, und nicht viel besser die vortrefflich geschriebenen «Cene» des schon erwähnten Lasca. Interessanter sind die «Diporti» von Girolamo Parabosco und die «Ecatommiti» des Giraldi; unbedeutend, doch auch weniger frech, die «Sei giornate» des Sebastiano Erizzo. Außer diesen größern Sammlungen hat man noch einzelne, zum Theil vortreffliche Novellen, wie von Machiavelli, von Giov. Brevio und Luigi da Porta. Ernstere Gegenstände liebte man, nach dem Vorbilde der Alten, in dialogischer Form zu behandeln. Derart sind die «Asolani» des Bembo, viele, freilich etwas weitschichtige Dialogen des T. Tasso, die Dialogen des Sperone Speroni, die des Lodovico Dolce, des Muzio und vieler andern. Höchst geistreich in dieser Art schrieb Giambattista Gelli aus Florenz, dessen «Circe» und vorzüglich dessen oft von der Inquisition verbotene «Capriccj del bottajo» als Muster in jener Gattung gelten. Berühmt zu seiner Zeit war der «Cortigiano» des Grafen Castiglione (gest. 1529), worin derselbe das Bild eines vollkommenen Hofmanns aufstellt.

Kein anderes Volk hat im 16. Jahrh. eine so große Anzahl polit. Schriftsteller und Geschichtschreiber aufzuweisen als die Italiener. Zu den eigentlich polit. Schriftstellern und Staatsmännern gehört vor allen Niccolò Machiavelli (s. d.). Als großer, tiefblickender Staatsmann

Digitized by Google

zeigt er sich in den «Discorsi sopra la prima decade di T. Livio», in den Büchern «Dell' arte della guerra», vorzüglich in dem «Principe». Doch auch seine «Istorie fiorentine» sind ein Meisterwerk. Diesen Werken nicht gleich, aber doch achtungswerth sind die «Discorsi sopra C. Tacito» von Scipione Ammirato (gest. 1601) sowie auch dessen Geschichte von Florenz; die «Discorsi politici» von Paolo Paruta und das weniger bekannte «Della ragione di stato e relazioni universali» von Giov. Bottero (gest. 1617). Die allgemeine Geschichte ihrer Zeit haben lateinisch geschrieben Paolo Giovio (gest. 1552), Bern. Rucellai, Galeazzo Capra und Giorgio Florio; italienisch aber der berühmte, wenn auch nicht sehr zuverlässige Francesco Guicciardini, Pier Francesco Giambullari, Giambattista Adriani und Patrizio de' Rossi. An Specialgeschichten einzelner Städte und Zeiträume ist vorzüglich Florenz sehr reich, und besonders ist es der Untergang der Freiheit im Anfang des 16. Jahrh., welcher viele, zum Theil selbst dabei betheiligte Männer beschäftigt hat. Die vorzüglichsten sind: Jacopo Nardi (gest. 1555), Filippo Neri, Giov. Cavalcanti (gest. 1556), Benedetto Varchi (gest. 1565), Bernardo Segni (gest. 1558), Gino Capponi und dessen Sohn Neri Capponi. Die Geschichte Venedigs stellte zuerst in einem größern Werke dar der Cardinal Pietro Bembo; er sowie Paolo Paruta arbeiteten im Auftrage der Republik. Genua hatte an Jacopo Bonfadio und Uberto Foglietta, Ferrara an Giraldi Cinzio und Giambattista Pigna ausgezeichnete Geschichtschreiber. Für Neapel ist nur die wenig zuverlässige Arbeit des Angelo di Costanzo und die ungleich bessere von Gianantonio Summonte (gest. 1602) zu nennen. Auch die Geschichte fremder Länder wurde von Italienern vielfältig bearbeitet, doch meist in lat. Sprache. Von italienisch geschriebenen Arbeiten dieser Art sind zu nennen: «Lo scisma d' Inghilterra» von dem als Sprachpuristen bekannten Bernardo Davanzati, und die «Commentarj delle cose d' Europa» von Lodovico Guicciardini. Die Arbeiten der deutschen Reformatoren zwangen die kath. Kirche, auch ihrerseits an die Darstellung der Kirchengeschichte zu gehen, und so entstanden im 16. Jahrh. die «Annales ecclesiastici» des Cäsar Baronius (gest. 1607). Die hohe Blüte der Kunst im 16. Jahrh. gab Veranlassung, sowol über die Kunstgeschichte als über die Theorie und Praxis der Kunst zu denken und zu schreiben. So entstanden die «Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti» von Giorgio Vasari (gest. 1574) und «Il riposo», ein Gespräch über Malerei und Sculptur von Rafaello Borghini. Die Architektur insbesondere fand tüchtige Bearbeiter an Andrea Palladio und Vincenzo Scammozzi. Auch das von ihm selbst geschriebene Leben des abenteuerlichen, aber talentvollen Goldarbeiters Benvenuto Cellini (gest. 1571) und einige von dessen Schriften über Goldschmiedekunst, Sculptur u. s. w. sind nicht ohne Werth. Die Literaturgeschichte, ein Glanzpunkt Italiens, begann erst im 16. Jahrh. mit den wenig bedeutenden Werken von Giammaria Barbieri und Francesco Doni. Auch die Philosophie, bisher fast nur im Dienste der kath. Kirche, äußerte jetzt zum ersten male ein selbstständiges Leben. Doch sind die Werke des Girolamo Cardano, Giordano Bruno und Giulio Cesare Vanini größtentheils lateinisch geschrieben.

Vierte Periode. Das 17. Jahrh., il seicento, bezeichnet den Verfall der classischen Studien und der Poesie; sein verderblicher Einfluß verbreitete sich auch über den größten Theil des 18. Jahrh., in dessen zweiter Hälfte sich erst ein neuer Umschwung in der Entwickelung der nationalen Literatur der Italiener vorbereitete. Doch erwachten trotz aller Hindernisse, welche kirchliche Verfolgung in den Weg legte, die Naturwissenschaften und wiesen bereits im Anfange dieses Zeitabschnitts eine Reihe bedeutender Männer auf. Gelehrte Vereine bildeten sich, wie die Lincei zu Rom schon 1605, welche zwar mehr als einmal wieder eingingen, endlich aber neuerdings durch Pius IX. wieder ins Leben gerufen wurden. Noch bedeutender trat die Accademia del Cimento in Rom auf, freilich um nach kurzer Blüte wieder zu verstummen. Unter den Männern, die sich um Astronomie und die Naturwissenschaften überhaupt unsterbliche Verdienste erwarben, nimmt den ersten Platz Galileo Galilei (s. d.) ein. Neben ihm stehen seine Schüler Vincenzo Viviani und Evangelista Torricelli, die Cassini, Vater, Sohn und Enkel; die Astronomen Giambattista Riccioli und Francesco Grimaldi; die Naturforscher Marcello Malpighi, Lorenzo Bellini und vor allen der Arzt und Dichter Francesco Redi aus Arezzo (gest. 1697), Verfasser des berühmten Dithyrambus «Baco in Toscana». Auch die philos. Wissenschaften haben eine Zahl ausgezeichneter Männer aufzuweisen, z. B. den unglücklichen Tommaso Campanella (gest. 1659), welcher interessante «Poesie filosofiche» hinterließ. Der neuern Zeit näher steht Giambattista Vico (gest. 1744), dessen «Principj di scienza nuova» Epoche machten. Die Geschichte fand zwar trotz der Ungunst der Zeiten viele Bearbeiter, aber darunter nur wenige, welche Selbsterlebtes schilderten. Zu diesen kann man noch rechnen

Digitized by Google

Arrigo Caterino Davila (ermordet 1631), welcher «Delle guerre civili di Francia» schrieb. Ebenso verfaßte Guido Bentivoglio (gest. 1644) die «Storia delle guerre di Fiandra» so treu, als sein Standpunkt es erlaubte. Die übrigen Geschichtswerke dieses Zeitraums sind ohne Ausnahme nur die Früchte gelehrter Forschung und Sammlerfleißes. Dahin gehören die lat. Schriften des Jesuiten Famiano Strada (gest. 1649), die Geschichte Neapels von Francesco Capecelatro (gest. 1670), Venedigs von Battista Nani (gest. 1678), die Geschichte seiner Zeit von Pietro Giov. Capriata aus Genua und die zahlreichen, aber ungründlichen und völlig werthlosen Arbeiten des Gregorio Leti. Unter den spätern Geschichtschreibern verdient Erwähnung Pietro Giannone (gest. 1748), dessen großes Werk die «Storia civile del regno di Napoli» ist. Als bedeutende Sammler treten in diesem Zeitraume hervor: Lodovico Ant. Muratori (gest. 1750), dessen zahlreiche Werke größtentheils lateinisch geschrieben sind, und der Marchese Scipione Maffei (gest. 1755). Auf dem Gebiet der Kirchengeschichte ist ein höchst ausgezeichnetes Werk zu nennen, die «Geschichte des Tridentinischen Concils» von dem Venetianer Fra Paolo Sarpi (gest. 1623). Die Kunstgeschichte wurde sowol in zusammenhängender Darstellung als in einzelnen Untersuchungen vielfältig bearbeitet. So sind von ältern zu erwähnen: Filippo Baldinucci (gest. 1696), der den Vasari zu vervollständigen und zu berichtigen suchte, Carlo Dati (gest. 1675) und die Lebensbeschreibungen vieler Künstler von Giovanni Baglione. Am eifrigsten erwiesen sich die Italiener in der Bearbeitung ihrer eigenen Literaturgeschichte, für welche in diesem Zeitraume, außer den ältern Rossi und Cinelli (gest. 1706), Fontanini, Gimma, Crescimbeni, Quadrio, Mazzuchelli (gest. 1768), vor allen Tiraboschi thätig waren.

Am deutlichsten zeigt sich der Verfall der ital. Nationalliteratur bei den Dichtern dieser Periode. Der verdorbene Geschmack, welchem bereits Guarini in seinem «Pastor fido», der dem ganzen 17. Jahrh. als eins der größten Meisterwerke der Dichtkunst galt, gehuldigt hatte, gelangte jetzt durch Giambattista Marini (gest. 1625) zu völliger Entwickelung und mustergültiger Herrschaft. Derselbe steht an der Spitze aller ital. Dichter des 17. Jahrh. Obgleich mit ihren Mängeln behaftet, erhebt er sich doch durch Phantasie und melodische Fülle des Ausdrucks hoch über den bei weitem größten Theil der andern und drückt der ganzen poetischen Literatur der Folgezeit ihren eigenthümlichen Charakter auf. Seine beiden tonangebenden Hauptwerke sind «La strage degli Innocenti» und «Adone», ersteres christl.-kath. Natur, letzteres antikmytholog. Inhalts. Besonders die letztere halb epische, halb idyllische Dichtung mit ihren Schlüpfrigkeiten, Wortspielen und Antithesen, Metaphern und Gleichnissen wurde das Vorbild einer großen Anzahl tändelnder und schwülstiger Nachahmer (Marinisten), unter denen Claudio Achillini und Girolamo Preti das Aeußerste von Unsinn und Geschmacklosigkeit erreichten. Auch als Lyriker übte Marini, obgleich er selbst besonders im Sonett noch immer für seine Zeit Vorzügliches leistete, einen sehr nachtheiligen Einfluß, insofern er der erste ital. Dichter von Talent und Ruf war, der die reine, käufliche Gelegenheitspoesie pflegte und die Spielarten derselben, das Lob-, Hochzeits- und Leichengedicht (Panegirici, Lodi, Epitalamj und Lagrime) als gleichberechtigt mit der freien Kunstschöpfung im Reiche der Dichtkunst einbürgerte. Die Kriecherei seiner Lobgedichte, die Frivolität seiner Lodi wurde von seinen Schülern nur noch überboten. Während die Werke der Marinisten längst verschollen, haben die einiger anderer Dichter dieser Periode, die sich entweder ganz oder wenigstens theilweise von dem Marinismus fern hielten, ihren Ruf bis auf die Gegenwart bewahrt. Dahin gehört vor allem das komische Heldengedicht «La secchia rapita» von Alessandro Tassoni (gest. 1635), unstreitig das bedeutendste Dichtwerk des ganzen Jahrhunderts. Unter den zahlreichen komischen und parodirenden Heldengedichten, welche jene Zeit hervorbrachte, verdienen nur noch «Lo scherno degli Dei» von Francesco Bracciolini (gest. 1645) und «Il malmantile racquistato» von Lorenzo Lippi (gest. 1664) besondere Erwähnung. Auf dem Gebiete der Satire, obschon die Zeit für dieselbe reichlichen Stoff bot, zeichneten sich außer Trajano Boccalini (gest. 1613) nur zwei Dichter aus: der große Landschaftsmaler Rosa (gest. 1673), dessen streng moralische Satiren, wie es scheint, aus Improvisationen hervorgegangen waren, und Benedetto Menzini (gest. 1708) aus Florenz, der sich auch als Lyriker und Didaktiker versuchte. Die meisten Lyriker des 17. Jahrh. waren nur Gelegenheitsdichter. Doch schlugen einzelne mehr oder minder selbstständige Pfade ein. Dahin gehört vor allen Gabriello Chiabrera aus Savona (gest. 1637), der sich in allen Gattungen der Poesie versuchte, aber in der Lyrik sich von der Nachahmung Petrarca's, des bisher fast ausschließlichen Vorbildes dieser Gattung von Poesie, lossagte und vorzugsweise Pindar und Anakreon, jenen für seine heroischen Canzonen, diesen für seine Liebeslieder, in freier Nachahmung und eigene neue Formen schaffend, zum Muster nahm. Während er die Weichlichkeit

Digitized by Google

seiner marinistischen Zeitgenossen vermeidet, verfällt er indeß in Schwulst und hochtrabendes Pathos. Seine Schüler, die Pindaristen, erhoben sich nicht über die Nachahmung des Meisters, bildeten aber doch immer eine Art von Gegengewicht gegen den Marinismus. Neben Chiabrera schlug unter den Lyrikern von Bedeutung noch Fulvio Testi aus Modena (gest. 1646), der das Vorbild zu seinen Canzonen in Horaz fand, einen selbstständigen Weg ein.

Eine lebendigere Bewegung zeigte sich in der Lyrik im letzten Viertel des Jahrhunderts, als der Marinismus hinzusterben begann. Dieselbe knüpft sich vorzugsweise an die Namen Francesco Fedi aus Arezzo (gest. 1698), den berühmten Naturforscher und Sprachkenner, Francesco Filicaja aus Florenz (gest. 1707) und Alessandro Guidi aus Pavia (gest. 1712), von denen die beiden ersten den Blick wieder auf die classische Vergangenheit der ital. Lyrik zurückwandten, während Guidi das Streben Chiabrera's, seiner Nation einen Pindar zu schaffen, von neuem aufnahm. So wurde eine neue Geschmacksrichtung vorbereitet, welche von Rom, das insbesondere durch die Königin Christine von Schweden zu einem Mittelpunkt der literarisch-poetischen Thätigkeit erhoben worden war, sich rasch über ganz Italien verbreitete und ebenso, wie bisher der Marinismus, ihren Einfluß auch auf Frankreich und Deutschland erstreckte. Getragen wurde dieselbe durch die 1692 gestiftete Akademie der Arcadia, welche, im Gegensatze zu dem ausgearteten Marinismus und dem hohlen, pathetischen Pindarismus, eine natürlichere Richtung anstrebte, aber nur eine neue Modepoesie in idyllischem Gewande schuf, die sechs Jahrzehnte hindurch, mit Ausnahme des Dramas, die belletristische Literatur beherrschte. Die Arcadier wurden sich einer Theorie des Geschmacks bewußt, und zwar verfaßte Menzini eine Poetik, während Muratori die Grundzüge der Aesthetik aufstellte. Die ersten Dichter dieser neuen Richtung neigen noch vielfach zum Marinismus oder Pindarismus hin. In ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt sie sich zuerst bei dem talentvollen Innocenzo Frugoni aus Genua (gest. 1768). Die namhaftesten unter den Arcadiern sind Eustachio Manfredi (gest. 1738), der die petrarkische Canzone in voller Reinheit wiederherstellte, Giambattista Zappi (gest. 1719), der im Sonett Vorzügliches leistete, und Francesco Lemene aus Lodi (gest. 1704), der besonders das Madrigal, nach dem Vorbilde des Tasso, pflegte. Ein eigenthümliches Streben als Lyriker zeigte gegen Ende des Zeitraums der Römer Paolo Rolli (gest. 1767), welcher die Italiener nicht nur mit der Literatur der Engländer (Milton) bekannt machte, sondern auch Horaz, die röm. Elegiker und Anakreon nicht ohne Grazie nachahmte.

Bei der Vorherrschaft, welche in dieser ganzen Periode die Lyrik behauptete, traten die übrigen Gattungen der Poesie in den Hintergrund. Auf epischem Gebiet dürfte, außer den bereits erwähnten komischen Heldengedichten, noch immer der «Ricciardetto» des Nicolo Forteguerri das Interessanteste sein. Fast nur dem Literarhistoriker noch bekannt sind der «Mondo nuovo» von Tommaso Stigliani und der «Mondo creato» von Gasparo Murtola aus dem Anfange des 17. Jahrh. Das Beste aus dieser Zeit ist noch «Il conquisto di Granata» von Girolamo Graziani (gest. 1675). Viel schwächer sind «Boemondo» von Semproni und das «Imperio vendicato» von Ant. Carraccio. Manches Eigenthümliche zeigen der «Adamo» von Tommaso Campailla und die «Visioni sacre e morali» von Alfonso Varano (gest. 1788). Die Novelle, früher eine so beliebte Dichtgattung der Italiener, erscheint im 17. Jahrh. ganz verstummt. Bei dem immer steigenden Interesse an der Oper konnte dagegen das Drama zu keiner Bedeutung gelangen. Zur Zeit der Herrschaft des Marinismus wurde die komische und tragische Bühne vorzugsweise von geschmacklosen Nachahmungen und Uebersetzungen span. Stücke eingenommen. Ganz vergessen sind die Tragödien des Giovanni Delfino und des Antonio Carraccio, und erst gegen das Ende des Jahrhunderts und später, wo man mit dem franz. Theater bekannt wurde, versuchten es einige, in dieser Art zu dichten. Der Berühmteste zu seiner Zeit war Pier Jacopo Martelli (gest. 1727), welcher sich sogar eines dem franz. Alexandriner nachgebildeten und nach ihm martellianisch genannten Verses bediente, der indeß bald, wenigstens im Tragischen, gänzlich aufgegeben wurde. Rühmliche Erwähnung verdient dagegen die «Merope» des Scipione Maffei. Neben diesem Stücke kann man nur noch die Tragödien des Mathematikers Antonio Conti (gest. 1749) nennen, während die Werke des Pietro Chiari längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Dagegen ergötzte die Commedia dell' arte noch immer das Volk, und Flaminio Scala (gest. 1620) und Tiberio Fiorillo (gest. 1694), zu denen man noch den Maler Salvator Rosa zählen kann, erwarben sich großen Beifall. Mehrere talentvolle Dichter, wie Giambattista Porta, der Herzog von Sermoneta, Filippo Gaetano, Scipione Errico u. a., arbeiteten vorzüglich in Neapel mit Glück für das Theater. Girolamo Giglio (gest. 1722) copirte jedoch nur Racine und Molière. Die Oper erhielt ihre dramatische

Digitized by Google

Ausbildung am Ende des 17. Jahrh. durch Apostolo Zeno (gest. 1750), der auch Oratorien dichtete, und durch den musikalischen Lyriker Pietro Trapassi, genannt Metastasio (gest. 1782).

Fünfte Periode. Bereits um die Mitte des 18. Jahrh. begann sich eine vollständige Umwälzung für die nationale Literatur der Italiener einzuleiten, die von einem Aufschwung des öffentlichen Lebens ebenso wol vorbereitet als begleitet war. Das Studium des classischen Alterthums wurde zu neuem Leben erweckt, und die Verehrung und Nacheiferung Dante's drängte die Vorliebe für Petrarca zurück. Außerdem begannen auch die engl. und deutsche Literatur ihren Einfluß zu üben. Dazu trat noch der sich entwickelnde Journalismus als mächtiges Förderungsmittel der Production. Der bedeutendste Name im Anfange dieser Bewegung ist Gasparo Gozzi (gest. 1786), der sowol durch eigene Schöpfungen in Prosa und Poesie wie auch als Journalist und Kritiker dort neue Bahnen brach, hier als Vorbild wirkte. Bereits 1758 vertheidigte er mit glänzendem Erfolge Dante gegen die Angriffe des Arcadiers Saverio Bettinelli und brachte der herrschenden Geschmacksrichtung eine entscheidende Niederlage bei. Von England her empfing er die Anregung zu seinem Wochenblatt «Osservatore periodico» (1761). In seinen eigenen Dichtungen bekundet er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, einen ihm eigenthümlichen sittlichen Adel. Neben Gozzi wirkte nicht minder erfolgreich Giuseppe Baretti (gest. 1789) durch seine Zeitschrift «Sferza letteraria» (seit 1763), in der er den verkehrten Zeitgeschmack direct angriff. Um dieselbe Zeit (1763) erschien die Uebersetzung des Ossian von Melchiore Cesarotti (gest. 1808) und die Dichtung «Il Giorno» von Giuseppe Parini (gest. 1799), welche Werke eine weitgreifende Wirkung übten. Während Ossian der Phantasie des Italieners eine neue ideale, den ursprünglichen Adel der Menschennatur in ungeschwächter Kraft offenbarende Welt eröffnete, führte Parini mit dem genannten Werke die Dichtung zur Natur zurück. Mit den Oden Parini's beginnt eine neue Aera für die Lyrik, welche jedoch jetzt in demselben Maße, als der arcadische Geschmack die Herrschaft verlor, in eine bescheidenere Stellung zurücktrat. Dagegen wurde die didaktisch-satirische und didaktisch-epische Dichtung nach dem Vorgange der «Sermoni» Gozzi's und des «Giorno» Parini's in mancherlei Formen cultivirt. Auch der «Cicerone» des Gian Carlo Passeroni entsprang aus demselben Streben nach sittlicher Kräftigung der Nation. Aurelio Bertola (gest. 1798), der Geßner's Idyllen jenseit der Alpen einführte und auch sonst in umfassenderer Art, als bisher geschehen, die deutsche Literatur in Italien bekannt machte, zeichnete sich als Fabeldichter aus. Von eigentlichen Lehrgedichten sind außer der «Riseide» des Giambattista Spolverini (gest. 1762) noch hervorzuheben: «Stato rustico» von Vincenzo Imperiali und die «Coltivazione de' monti» von Bartol. Lorenzo (gest. 1822), denen später noch die «Bacchi di seta» von Betti und die didaktischen Poesien Arici's (gest. 1836) folgten.

Der Umschwung der nationalen Literatur wurde jedoch erst durch das neue Aufblühen des Dramas, insbesondere der Tragödie, vollendet. Seit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrh. war die Bühne, ebenso wie die Sitten der höhern Gesellschaft und die ital. Sprache, ganz dem franz. Einflusse verfallen. Reformator der komischen Bühne wurde Carlo Goldoni (s. d.), der zwar nicht das Ideal eines Lustspieldichters erreichte, dessen Stücke jedoch ein durchaus nationales Gepräge tragen. Von seinen Gegnern beherrschte Carlo Gozzi (s. d.) mit seinen Märchenspielen eine Zeit lang die ital. Bühne. Schöpfer der nationalen ital. Tragödie wurde Vittorio Alfieri (s. d.), nächst Parini der bedeutendste Dichter jener Zeit. Alfieri, von hoher Vaterlandsliebe und Begeisterung für die untergegangene Größe seines Volks erfüllt, wußte in dem Grade das Interesse der Nation für die Tragödie zu erwecken, daß dieselbe seitdem in der ital. Literatur eine hervorragende Dichtart geblieben ist. Der talentvollste Nachfolger Parini's und Alfieri's war Vincenzo Monti (gest. 1828), in welchem jene Verehrung Dante's, die zur Neugestaltung der ital. Poesie so wesentlich mitgewirkt, die bedeutendsten Früchte trug. Zugleich Dramatiker und sinnvoller Lyriker, beherrschte er die poetische Literatur während der Zeiten der Revolution und des ersten franz. Kaiserreichs. Neben ihm wirkten noch drei bedeutendere Dichter: Ippolito Pindemonte (gest. 1828), Giov. Fantoni, genannt Labindo (gest. 1807), und Ugo Foscolo (gest. 1827), die sich sämmtlich als Lyriker besondern Ruhm erwarben. Der einflußreichste unter denselben war unstreitig Foscolo, unter dessen lyrischen Poesien «I sepolcri» allgemeine Bewunderung erregte. Das meiste Aufsehen unter seinen Werken machten jedoch die «Ultime lettere di Jacopo Ortis» (1802), ein in der Composition zwar Goethe's «Werther» nachgebildeter, in der Ausführung aber durchaus origineller Roman.

Die geistige Wechselwirkung der Völker, welche zugleich mit der Wiedergeburt des Nationalbewußtseins überall im Gefolge der Napoleonischen Herrschaft auftritt, machte sich alsbald auch

Digitized by Google

in Italien geltend. Es bildete sich ein Kreis jüngerer Dichter, welche, nach Vorgang der deutschen und engl. Romantiker, in das Mittelalter zurückgriffen, dessen literarische und künstlerische Schätze mit Eifer an das Licht gezogen und bewundert wurden. Es begann bereits im zweiten Jahrzehnt auch in Italien der Kampf zwischen Classicismus und Romanticismus, welcher im Laufe der Zeit zu Gunsten der Principien des letztern ausschlug. Das künstlerisch Bedeutendste hat diese neue Schule auf dem Gebiete der Tragödie geleistet. In der lyrischen und epischen Poesie und in den Mischformen beider, die man nach deutschen und engl. Vorbildern behandelte (Romanze, Ballade, lyrisch-epische Erzählung), zeigt sich zwar der Romantismus am getreuesten und eigenthümlichsten, aber seine Schöpfungen auf diesen Gebieten haben mit wenigen Ausnahmen nur geringen Kunstwerth. Dagegen wurde die ital. Literatur durch die Romantiker mit einer ganz neuen Literaturgattung, dem vaterländischen geschichtlichen Roman, bereichert. Das Vorbild für diesen wurden die berühmten «Promessi sposi» (1827) des Alessandro Manzoni (s. d.), des Hauptes der neuen Schule, der sich auch als Lyriker ausgezeichnet und im dramatischen Fach durch seine beiden wahrhaft histor. Tragödien «Il conte di Carmagnola» und «Adelchi» eine neue Bahn gebrochen hat. Etwas später trat der Graf Giacomo Leopardi (s. d.) auf, welcher zwar aus der romantischen Schule hervorging, aber sich doch in seinen «Canti» als ein classischer Dichter im wahren Sinne des Wortes bewährt. Manzoni und Leopardi sind die Ausgangspunkte für die meisten Dichter der jüngsten Literaturepoche geworden. Zunächst an Leopardi schließen sich an Marchetti, Alessandro Poerio, Terenzio Mamiani, die Dichterin Ferrucci; mehr der Richtung Manzoni's folgen Giovanni Berchet, Tommaso Grossi, Niccolo Tommaseo, Prati, Torti, Sestini u. a. Eine jüngere Dichtergruppe, keiner jener beiden Richtungen ausschließlich huldigend, hat sich in Oberitalien durch Aleardo Aleardi, Giulio Carcano, Scolari, Bellini gebildet. Die neue Dichterschule, die zu Rom in jüngster Zeit um den Fürsten Torlonia entstand, knüpft an Leopardi an, folgt aber auch vielfach deutschen und engl. Vorbildern. Andere beliebte Lyriker der neuern Zeit sind Romani, Carrer, Arici, Dall' Ongaro, Rossetti, Bazzoni, Imbriani, Prati, Parzanese, Guadagnoli u. s. w. Die polit. und satirischen Poesien Giuseppe Giusti's (gest. 1850), unstreitig des genialsten ital. Dichters der neuesten Zeit, übten auf den Geist und die polit. Bestrebungen der ital. Nation den größten Einfluß aus.

Das dramatische Fach im besondern anlangend, so sind in der Tragödie als die bedeutendsten Nachfolger Manzoni's besonders hervorzuheben Giovanni Battista Niccolini (gest. 1861), für dessen vorzüglichstes Stück «Arnoldo da Brescia» gilt, und Silvio Pellico (gest. 1854), unter dessen Tragödien «Francesca da Rimini» den meisten Beifall fand. Andere Tragödiendichter sind Carlo Marenco, De Cristoforis, Rossini, Ventignano, Campagna u. s. w. Daneben wurde mit Erfolg auch das eigentliche Drama von Giacinto Battaglia, Giacometti, Gualtieri, Fortis, Balbo, De Virgilii angebaut. Besonders seit etwa 1850 entwickelte sich auf der ital. Bühne ein regeres Leben, indem theils engl. und deutsche Stücke mehr und mehr Eingang fanden, theils ausgesetzte Preise und andere Maßnahmen jüngere Talente zu dramatischen Versuchen anregten. Namentlich fanden die Stücke von Gius. Revere und Dall' Ongaro, in Neapel die von Tommaso Arabia großen Beifall. Als Dichter von Operntexten trug Felice Romani viel zu den Erfolgen bei, welche die Componisten Bellini und Donizetti mit ihren Werken errangen. Neben Romani verdienen Pepoli, Cammarano und Ferretti genannt zu werden. Der berühmteste Lustspieldichter der neuern Zeit ist Alberto Nota (gest. 1847), neben welchem nur noch Gherardi del Testa, Paolo Ferrari, ferner Bon und Fambri zu nennen sind. Den vaterländischen histor. Roman nach Vorgang Manzoni's pflegten Massimo d'Azeglio, Cesare Cantù, Tommaso Grossi, Guerrazzi, Bazzoni, Rosini, Varese, Carcano, Bresciani, Vittore Bersezio, Corelli, Ranieri, Tommaseo, Fanfani, Tigri u. s. w. Als Vertreter der sonst so beliebten Novelle sind neben Cesare Balbo noch Pietro Thouar, Giulio Carcano, Tullio Dandolo und Dall' Ongaro hervorzuheben. Auch lieferten mehrere Frauen anmuthige Novellen.

Die wissenschaftliche Geschichtschreibung begann zwar seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ebenfalls ihre Entwickelung, wurde aber durch das Mistrauen des weltlichen und geistlichen Absolutismus sehr gehindert. Zur Blüte gelangte sie erst seit dem polit. Umschwunge, der erst in Piemont und dann in den Geschicken der ganzen Halbinsel eintrat. Namentlich war es die Geschichte des Vaterlandes, die von vielen Italienern ebenso gründlich als geistvoll, wenn auch öfters unter dem Einflusse bestimmter polit. oder kirchlicher Tendenzen bearbeitet wurde. In frühere Zeit gehören, außer den Arbeiten Denina's (gest. 1813), besonders die geschichtlichen Werke von Carlo Botta (gest. 1837) und die neuere Geschichte Neapels von Pietro Colletta (gest. 1831). Die erste allgemeine Weltgeschichte erhielten die Italiener durch Cesare

Digitized by Google

Cantù (s. d.). Die Geschichte Italiens im allgemeinen wurde meist mit Rücksicht auf die Einheitsidee bearbeitet, wie von Zeni, Cesare Balbo, Borghi, Cantù, La Farina u. a. Muratori's «Annalen» fanden ihren Fortsetzer in Coppi. Vorzügliche Arbeiten über die früheste Geschichte der Halbinsel lieferten Micali, Garzetti, Mazzoldi, Vannucci, über das Mittelalter Troya, Baudi di Vesme, Michele Amari, Tosti, Giuseppe de Cesare und viele andere. Die Geschichte der neuen und neuesten Zeit behandelten Farini, Gualterio, La Farina, Ranalli, Anelli, Montanelli, Carutti, Pepe, Bianchi u. s. w. In der kriegsgeschichtlichen Literatur nehmen die Werke von Ercole Ricotti und Mariano d'Ayala eine hervorragende Stellung ein. Unter den zahlreichen Arbeiten über die Geschichte einzelner Staaten, Landschaften und Städte sind von anerkanntem Werthe die neuern Geschichtswerke über Sicilien von Amari, über Venedig von Romanin, über Piemont und Zubehör von Cibrario, Sclopis, Gallenga, über Genua von Canale, über die Lombardei von Cesare Cantù, über Lucca von Mazzarosa, über Florenz von Gino Capponi und viele andere. Die Geschichte der nationalen Kunst schrieben, außer Lanzi, besonders Rosini, Cicognara, Ranalli, die der Literatur Corniani, Ugoni, Maffei, Cimorelli, Emiliani-Giudici, Cerefeto, Ambrosoli, Sanfilippo, Cantù, Settembrini, De Sanctis u. s. w. Als Organ für die histor. Forschung wurde 1842 zu Florenz das «Archivio storico italiano» von Vieusseux begründet; auch traten seitdem histor. Commissionen und Vereine zu Turin, Parma, Bologna, Modena, Florenz, Genua und anderwärts zusammen. Unter den histor.-polit. Schriften haben besonders die von Massimo d'Azeglio, Balbo, Gioberti und Mazzini einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Gestaltung der Dinge geübt. Auf rechtsphilos. Gebiete erlangten die Werke von Filangieri (gest. 1788) über die Gesetzgebung und von Beccaria (gest. 1793) über Verbrechen und Strafen nachhaltige Bedeutung. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts war die Philosophie besonders durch Romagnosi vertreten. In enger Verbindung mit den polit. und kirchlichen Idealen, welche die verschiedenen Parteien zu verwirklichen strebten, standen die philos. Systeme und Arbeiten von Galuppi, Rosmini, Gioberti, Mancini u. a. In jüngster Zeit wandte man sich mit Vorliebe und großem Erfolge dem Studium der neuern deutschen Systeme, insbesondere der Hegel'schen Philosophie zu. Vgl. Mariano, «La philosophie contemporaine en Italie» (Par. 1868); Ferri, «Essai sur l'histoire de la philosophie en Italie au 19e siècle» (2 Bde., Par. 1869). Auch auf den übrigen Gebieten der Wissenschaft, wie namentlich der Mathematik, Astronomie und Physik, der Anatomie und Physiologie, der Naturgeschichte, der Bauwissenschaft, ferner der Jurisprudenz, Nationalökonomie und Pädagogik, ist Italien, seit sich der Staat mehr von dem kirchlichen Einflusse emancipirte, rasch vorwärts geschritten. Auf die Wiederbelebung der Alterthums- und Sprachstudien sind neuerdings die Arbeiten der Deutschen von nicht geringer Einwirkung gewesen. Unter den classischen Philologen haben sich Facciolati, Forcellini, Fea, Angelo Mai, Ballauri, unter den Archäologen Inghirami, Borghesi, Avellino, Minervini, Cavedoni, Spano, Graf Rossi (altchristl. Kunst), als Aegyptologen Rosellini und Peyron, als Orientalisten Castiglioni und Amari einen europ. Ruf erworben. Das Studium des Sanskrit wurde in Italien durch Gorresio und Flecchia begründet. Ausgezeichnete Linguisten sind Biondelli und Ascoli. Um die eigene Sprache haben sich Cesari, Giordani, Parenti, Monti, Perticari, Gherardini, Nannucci, Tommaseo, Puoti, Carena, Fanfani verdient gemacht. In neuester Zeit wandte sich eine Anzahl jüngerer Kräfte, wie D'Ancona, Tez , Zambrini, Rejna, D'Ovidio u. a. der wissenschaftlichen Bearbeitung der ältern ital. Sprachdenkmäler, andere der Sammlung von Volksliedern, Sagen u. s. w., sowie der Dialektforschung zu.

Von den Arbeiten über ital. Literaturgeschichte sind, außer den zahllosen Schriften über die Geschichte der Literatur und der Gelehrten einzelner Provinzen und Städte, namentlich folgende hervorzuheben: Crescimbeni, «Storia della volgar poesia» (6 Bde., Rom 1698; Veneb. 1731); Quadrio, «Storia e ragione d'ogni poesia» (7 Bde., Bologna 1739; Mail. 1741—52); Mazzucchelli, «Gli scrittori d'Italia» (Bd. 1—6, Brescia 1753—63), in alphabetischer Ordnung, aber nur die beiden ersten Buchstaben umfassend; Tiraboschi, «Storia della letteratura italiana» (14 Bde., Modena 1772—83; 16 Bde., 1787—94; 12 Bde., Rom 1785; 16 Bde., Mail. 1822—26 u. öfter), an den sich alle spätern Arbeiten anlehnen, und der an Lombardi in der «Storia della letteratura italiana nel secolo XVIII» (4 Bde., Modena 1827—30) und Levati in dem «Saggio sulla storia della letteratura italiana ne' primi 25 anni del secolo XIX» (Mail. 1831) Fortsetzer fand; Corniani, «Secoli della letteratura italiana» (9 Bde., Brescia 1818—19; fortgesetzt von Ticozzi, 2 Bde., Mail. 1832—33); Ugoni, «Della letteratura italiana» (3 Bde., Brescia 1820—22 u. öfter);

Digitized by Google

Maffei, «Storia della letteratura italiana» (2. Aufl., 4 Bde., Mail. 1834); Emiliani-Giudici, «Storia della letteratura italiana» (2. Aufl., 2 Bde., Flor. 1855); Rovani, «Storia delle lettere e delle arti in Italia» (3 Bde., Mail. 1856—58); Ambrosoli, «Manuale della letteratura italiana» (2. Aufl., 4 Bde., Flor. 1864); Sanfilippo, «Storia della letteratura italiana» (3 Bde., Palermo 1863); Settembrini, «Lezioni di letteratura italiana» (3 Bde., Neap. 1869—72); De Sanctis, «Storia della letteratura italiana» (2 Bde., Neap. 1870—71); am gründlichsten die «Storia letteraria d' Italia scritta da una società di amici sotto la direzione di Pasquale Villari» (Bd. 1—3, Mail. 1870—77 fg.); Roux, «Histoire de la littérature contemporaine en Italie» (Par. 1874); L. von Ranke, «Zur Geschichte der ital. Poesie» (Berl. 1837); Ruth, «Geschichte der ital. Poesie» (2 Bde., Lpz. 1844—47); Cerseto, «Storia della poesia in Italia» (3 Bde., Mail. 1857); Ebert, «Handbuch der ital. Nationalliteratur» (Marburg 1863); Wolf, «Die ital. Nationalliteratur» (Berl. 1860); Klein, «Geschichte des ital. Dramas» (4 Bde., Lpz. 1866—69). Die bedeutendsten ital. Zeitschriften, welche ein periodisches Bild der Bewegung auf literarischem Gebiete geben, sind die «Rivista Europea» (Flor.) und «La nuova antologia» (Flor.).

Italienische Musik. Dem tiefsinnigen, harmonischen Element der deutschen Musik und dem declamatorisch-charakteristischen der französischen gegenüber besteht das Grundwesen der neuern ital. Musik im reinen Wohlklang. Dies zeigt sich in dem Vorwalten sinnlich-schöner Melodie, deren Reiz durch lebhafte, jedoch einfache, klare Rhythmik gehoben wird, mit der aber die Harmonik keineswegs eng verschmolzen ist, die vielmehr in einem ganz untergeordneten Verhältniß zu ihr steht, daher sie auch nicht selten gleichgültig behandelt und öfters ganz vernachlässigt wird. Ebenso ist in der neuern ital. Musik das charakteristische Eingehen auf Situationen und Gemüthsanlagen dem sinnlichen Wohlklange stets untergeordnet, nicht selten in letzterm ganz untergegangen. Diese neuere ital. Musik hat in Rossini (s. d.) ihren Gipfelpunkt erreicht und im wesentlichen ihr Grundgepräge behauptet, obschon sie durch Bellini (s. d.) und Donizetti (s. d.) manche Modificationen erfuhr. Ganz anders verhält es sich jedoch mit der altital. Musik, die, in Italien zwar sich entwickelnd und in dem Italiener Palestrina (s. d.) culminirend, doch ursprünglich von niederländ. Meistern nach Italien verpflanzt, auch vorzugsweise von diesen dort gepflegt wurde. Ihr Grundwesen besteht in der Harmonie oder, richtiger ausgedrückt, in der Vielstimmigkeit. Melodie aber im heutigen Sinne, das Hervortreten eines charakteristischen Gedankens, einer Tonreihe von entschiedenem rhythmischen und melodischen Charakter, die von der Harmonie zwar gehoben, unterstützt und klarer ausgeprägt werden kann, an sich aber schon verständlich und von bestimmtem Ausdruck ist, findet sich in ihr kaum in unsicherer Andeutung, eigentlich gar nicht. Denn was den Canto fermo (s. d.) anlangt, den man manchen Sätzen zu Grunde legte und wozu man oft bekannte Volksmelodien benutzte, so wurde derselbe, selbst wenn er in den unverhältnißmäßig langen Tönen und der rhythmischen Monotonie noch erkennbar blieb, von den contrapunktischen Stimmen so übertönt, daß er irgendeine charakteristische Beziehung oder Einwirkung auf das Stück nicht haben konnte und überhaupt mehr ein Anknüpfungspunkt für den Componisten als bedeutsam für den Hörer war. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Harmonie im engern Sinne, nämlich die bloße Accordfolge, weit mehr ein Ergebniß der Stimmenführung als auf die verwandtschaftliche Beziehung der Accorde zueinander basirt war, daß aber auch hierin gerade in Verbindung mit dem Festhalten an den sog. Kirchen- oder griech. Tonarten der Grund zu jenen eigenthümlichen Modulationen liegt, die so fremdartig und doch so wunderbar ergreifend aus jenen alten Gesängen hervorklingen.

Die auffallende Erscheinung, daß in der Musik ein und desselben Volks diese scheinbaren Extreme hervortreten konnten, erklärt die Entwickelungsgeschichte der ital. Musik. Die erste Entwickelungsphase erlebte dieselbe durch den röm. Bischof Gregor I. oder den Großen, gest. 604. Derselbe vermehrte das Tonsystem, verbesserte die Notation und führte eine langsam-gemessene gravitätische Sangweise ein, um das Heilige von dem Profanen zu unterscheiden. Noch lange aber war von einer Harmonie nicht die Rede. Erst im 10. Jahrh. machte der flandr. Benedictinermönch Hucbald den ersten bekannt gewordenen Versuch, mehrere Töne zugleich erklingen zu lassen. Aber sein sog. Organon bestand blos in einer Reihe auf- und absteigender Quarten mit und ohne Octavenverdoppelung, und in Italien nahm man gerade am wenigsten Notiz davon. Selbst nachdem durch Franco von Köln, im Anfange des 13. Jahrh., und später durch Marchettus von Padua und Johannes de Muris in Paris, im 14. Jahrh., bedeutende Verbesserungen in der Mensuralmusik und Harmonie versucht waren, mußten diese erst durch Ausländer, namentlich Niederländer, nach Italien gebracht werden. War doch auch

Digitized by Google

Palestrina's Lehrer Goudimel ein Niederländer. Mit Palestrina, 1560—1600, aber beginnt die Zeit der Blüte des künstlichen Contrapunktes der rein kirchlichen Richtung der Musik. Bildungsschulen wurden errichtet, und Italien, namentlich Rom und Venedig, begann dem Auslande reichlich zurückzuzahlen, was es von ihm erhielt. Die hervorleuchtendsten Namen jener Zeit sind, außer Palestrina, Felice Anerio, Andr. und Giov. Gabrieli, L. Marenzio, Nanini, Zarlino, der Deutsche L. Haßler und der Niederländer Orlando Lasso.

Noch während dieser Epoche aber, zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh., bereitete sich ein Umschwung vor, der, gefördert von vielen zusammentreffenden Umständen, der Musik eine in ihrem innersten Wesen veränderte Richtung gab.. Es wurden nämlich die ersten Versuche eines dramatischen Stils gemacht. Waren auch jene Versuche eines Orazio Vecchi in Modena, Giulio Caccini und Em. del Cavaliere in Rom, Peri in Florenz u. a. noch lange nicht Opern zu nennen, so deutete sich doch in ihren Bestrebungen eine neue Richtung an, und vor allem bildete sich allmählich die Grundbedingung derselben heraus, die Selbstständigkeit der Melodie. Man fing an, nicht mehr auf den Sologesang mit Begleitung eines Instruments als etwas blos dem Volke Angehöriges verächtlich herabzusehen, nachdem Vinc. Galilei glückliche Versuche darin gemacht hatte. Die geistlichen Spiele, Mysterien, Oratorien und die sog. Kirchenconcerte sowie das sich etwas später allmählich durch Corelli, Tartini, Nardini und Pugnani ausbildende Instrumentspiel trugen das Ihrige zur Verbreitung der neuen Weise bei. Dazu kam, daß dieselbe, namentlich in dem südl. Volkscharakter, starke Sympathie finden mußte. Wie das Instrumentspiel, die Kammer- und concertirende Musik, so bildete sich der Kunstgesang aus, wozu die Gesangschule des Pistocchi und später die des Bernacchi von Bologna mitwirkte. Venedig und Neapel wurden die Hauptpflanzschulen der neuen Richtung und nacheinander A. Scarlatti, Leo, Durante, Jomelli, Pergolese, Sacchini, Piccini, Cimarosa, Paisiello, Zingarelli u. a. ihre Hauptbeförderer. So wuchs das neue Erzeugniß Italiens, die Oper (s. d.), heran, vom In- und Auslande gepflegt, geschmeichelt und verzogen. Hauptsächlich durch Einführung der Bravourarie wurde die dramatische Wahrheit in Fesseln geschlagen und die Person des Sängers über die dramatische Person gestellt. Es war nur noch die Leistung des Sängers, auf welche das Publikum horchte, das andere als nothwendige Folie nehmend und währenddessen der freien Unterhaltung sich überlassend. Da trat endlich Rossini (s. d.) auf. Genial, übersprudelnd von Melodie, klug seine Zeit erfassend, mit den Leistungen des Auslandes in der Instrumentalmusik vertraut, wußte er Eigenes und Vorgefundenes in einen Brennpunkt zu fassen, der augenblicklich zündete, und seine Opern wurden Weltopern in einem Sinne wie wenige, und in einer Kürze der Zeit wie noch wenigere. Unter dem Heere seiner Nachfolger sind nur Bellini und Donizetti zu nennen. Namentlich zeigte der erstere eigenthümliche Kraft; auch beschränkte er mit Glück das überwuchernde Coloraturwesen. In der Blüte der Jahre sterbend, überließ er Donizetti die unbestrittene Herrschaft, welche sodann auf Verdi (s. d.) überging. Außer jenen gibt es noch einige Meister, die ihrer Geburt nach Italiener, aber, ins Ausland versetzt, in ihrer Musik eine Richtung nahmen, welche mit der ihres Vaterlandes kaum einige allgemeine Züge gemein hat. Diese sind Cherubini (s. d.) und Spontini (s. d.), die der französischen, und Salieri (s. d.) und Righini (s. d.), die mehr der deutschen Schule sich anschlossen. Was das neuere Italien in musikalischer Hinsicht außer der Oper aufzuweisen hat, ist nicht von großer Bedeutung. In der Kirchenmusik sind die Gesänge während der Heiligen Woche in der päpstl. Kapelle die einzigen traditionellen Ueberreste des alten Glanzes, und in der Instrumentalmusik ist Italien hinter Deutschland und Frankreich weit zurückgeblieben, so in Composition wie in der Ausübung. Doch hat es einige der ausgezeichnetsten Geiger aufzuweisen, in Tartini, Corelli, Paganini, wie denn auch die Geigeninstrumente eines Amati, Guarneri und Stradivari zu Cremona von unerreichter Vortrefflichkeit sind.

Italienische Sprache. Die ital. Sprache ist, wie die übrigen roman. Sprachen, nicht unmittelbar aus dem gebildeten classischen Latein entstanden, sondern vielmehr aus der in den letzten Jahrhunderten des Römischen Reichs mehr und mehr herabgekommenen Sprache des gemeinen Volks, der Lingua Romana rustica. Unter dem zersetzenden Einflusse der Sprachen der german. Eroberer, welchen noch eine Anzahl aus denselben entlehnter Wörter bekunden, bildete sich jene lat. Volkssprache während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters langsam und allmählich zu dem Italienischen um, welches noch lange den Namen Lateinische oder Römische Sprache führte, im Gegensatz zu der Lingua Francisca und Theotisca, wie man die Sprachen der german. Eroberer nannte. Später entstand dann für die neue Sprache der Name Lingua vulgaris (volgare) im Unterschiede von dem Latein, welches als Grammatica oder

Digitized by Google

«Grammatice loqui» bezeichnet wurde. Keineswegs war aber diese neue vulgäre Sprache in allen Theilen Italiens die nämliche, sondern, wie schon in der Römerzeit das Latein vom Volke anders in Apulien und anders im nördl. Italien gesprochen wurde, so entstanden auch jetzt eine große Menge verschiedener Mundarten, die gegenwärtig noch allenthalben im Verkehre des gewöhnlichen Lebens, selbst von den höhern Ständen gebraucht werden und theilweise eine nicht geringe literarische Ausbildung erhalten haben. Dante, im 13. und 14. Jahrh., zählt in seinem Buche «De vulgari eloquio» wenigstens 14 solcher Mundarten auf, welche er sämmtlich, ohne die florentinische auszunehmen, für untauglich zu höhern Geisteswerken erklärt; weshalb er denn auch auf eine nirgends heimische, aber allen Gebildeten gemeinsame Hochsprache, die er vulgare illustre, aulicum, curiale, cardinale nennt, hinweist. Die Geschichte hat seine Ansicht bestätigt, denn die Sprache, die man die Italienische nennt, ist eigentlich an keinem Orte Italiens die wahre Volkssprache. Hiernach muß es auch als eine Anmaßung der Florentiner gelten, wenn sie, weil ihre Mundart der edeln Sprache näher steht als irgendeine andere ital. Mundart, verlangen, die edle Sprache solle nicht Lingua italiana, sondern fiorentina oder höchstens toscana genannt werden. Die heutigen ital. Mundarten erfuhren zwar seit der Zeit Dante's bedeutende Veränderungen, aber die meisten von ihnen behielten die von dem Dichter angegebenen Grundzüge. Zunächst ist der Gegensatz der nördl. und der südl. Mundarten zu bemerken. In der erstern herrschen die Consonanten, auch in den Endungen der Wörter, und starke Verstümmelungen der ursprünglichen röm. Laute vor, im Süden dagegen der Vocal und vorzüglich die dunkeln Laute u und o. In der Mitte, in Toscana und dem Kirchenstaat, worauf der Einfluß der Fremden verhältnißmäßig geringer gewesen, hat die Sprache am meisten röm. Form und Betonung beibehalten, weshalb es nicht wundern darf, wenn die höhern Stände in Toscana und Rom unstreitig das reinste Italienisch sprechen. Der Norden von Italien zerfällt wieder in drei deutlich geschiedene Sprachklassen. Die Mitte ist es, wo germanische Härte und Verstümmelungen vorherrschen. Im Osten hat sich in dem dem Meere zugewandten Leben Venedigs eine ganz eigenthümliche, den Charakter der Weichlichkeit, ja der Kindlichkeit zeigende Mundart ausgebildet, welche unter allen italienischen am meisten literarisch ausgebildet wurde. Im Westen ist der Einfluß des benachbarten Französischen vorherrschend, weniger im Genuesischen, weit mehr jedoch im Piemontesischen.

Neben diesen Mundarten findet sich schon sehr früh, seit dem 12. Jahrh., wie Dante richtig bemerkt, eine edlere, d. h. den ursprünglichen röm. Formen am nächsten stehende und ebendeshalb bildsamere Sprache, welche zuerst in Sicilien am Hofe Friedrich's II., dann aber auch von den meisten Dichtern in allen Landstrichen Italiens gebraucht wird. Mit dem 14. Jahrh. verschwinden, wenigstens in der Poesie, die Spuren sowol mundartlicher Verschiedenheit als auch franz. und provenzal. Formen und Ausdrücke, die bei den ältesten Schriftstellern noch sehr häufig vorkommen. Die Sprache der Poesie, jetzt eine wahrhaft conventionelle, aber durch den Gebrauch von Jahrhunderten geheiligte, ist vorzüglich von Dante mit vollem Bewußtsein, später von Petrarca ausgebildet und für alle Zeiten, wie es scheint, fixirt worden: über diese Sprache ist kein Streit, sie ist wesentlich die nämliche geblieben seit den Zeiten Dante's bis auf unsere Tage. Nicht so gut verhielt es sich mit der Prosa. Die ältesten Schriftsteller waren auch hier Toscaner oder Florentiner, und unter ihnen nimmt Boccaccio mit Recht den ersten Rang ein; nur daß derselbe, durch das Studium der alten Classiker verleitet, seiner Sprache eine unnatürliche Fülle und einen schwerfälligen Periodenbau zu geben suchte, welcher lange Zeit die ital. Prosa entstellte und bis in die neueste Zeit Nachahmer fand. Da es Italien bisher an einem Mittelpunkte der nationalen Gesammtbildung fehlte, auch kein Prosaiker so überwiegenden Einfluß zu gewinnen vermochte, daß er allgemein als Muster und Vorbild hätte betrachtet werden können, so geschah es stets, daß bei dem Erscheinen eines bedeutendern Schriftwerks über dessen stilistischen Werth, oft sehr heftig, gestritten wurde. Am verderblichsten hat im 17. und bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus der Einfluß des Französischen auf die ital. Sprache gewirkt, indem viele Italiener aus Vorliebe für die Franzosen und deren damalige philos. Bildung dahin gelangten, die Eigenthümlichkeiten ihrer edeln Sprache zu verleugnen und im Grunde Französisch mit ital. Worten zu schreiben. Erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. und im Anfange des 19. machten ebenso patriotisch gesinnte als gründlich gebildete Männer, wie Monti, Perticari u. a., diesem Unwesen durch Wort und Vorbild ein Ende. So hat denn die ital. Sprache sich nicht einer stetigen, gleichförmig fortschreitenden Ausbildung erfreut, wol aber mehrere Schwankungen des Steigens und Fallens erlebt; wie denn die Zeit Dante's, Petrarca's, das 14. Jahrh., von den Italienern mit Recht das erste Goldene Zeit-

Digitized by Google

alter ihrer Sprache, daher il buon secolo, auch wol il Trecento genannt wird. Nach kurzer Vernachläſſigung im 15. Jahrh., wo das Studium der claſſiſchen Sprachen die Theilnahme aller Gebildeten im höchſten Maße in Anſpruch nahm, erhob ſie ſich im 16. durch Arioſto, Guarini, Taſſo zu dem höchſten Gipfel formeller Ausbildung, um im 17. und 18. dem verderblichen Einfluß des Gallicismus zu unterliegen und dann wieder einer neuen Regeneration entgegenzugehen. Ueber die gegenwärtige ital. Schriftſprache vgl. Gelmetti, «La lingua parlata di Firenze e la lingua letteraria d' Italia» (Mail. 1874).

Die Italiener können ſich bisher nicht rühmen, die Grammatik ihrer Sprache mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit bearbeitet zu haben. Der erſte, welcher Beobachtungen über die Sprache ſammelte, war der Cardinal Bembo, deſſen Arbeit, vielleicht ſchon 1500 begonnen, doch erſt 1525 unter dem Titel «Prose» erſchien. Nur mehrere kleine, unbedeutende Arbeiten von Fortunio, Liburnio, Marcantonio Flaminio traten noch etwas früher ans Licht. Die «Prose» ſelbſt, in Geſprächsform, ſind weder gründlich noch vollſtändig und halten ſich ausſchließlich an Boccaccio und Petrarca. Die Bemühungen des Grafen Giangiorgio Triſſino, die Orthographie zu regeln und durch neue Schriftzeichen zu fixiren, hatte nach langem Streite nur den Erfolg, die Buchſtaben v und j als eigenthümliche Conſonanten einzuführen. Von andern grammatiſchen Arbeiten machten zu ihrer Zeit Epoch und haben einen bleibenden Einfluß geübt: der «Ercolano» des Varchi (Flor. 1570 fg.), deſſen Zweck war, die Anſprüche der Florentiner auf Alleinherrſchaft in der Sprache geltend zu machen; die «Avvertimenti della lingua» von Salviati (2 Bde., Veneb. u. Flor. 1584—86), worin weitſchweifig nur von den Buchſtaben, vom Nomen und vom Artikel gehandelt wird; «Della lingua toscana» von Buommattei (Flor. 1648), die erſte ziemlich vollſtändige, von der Accademia della Crusca als die ihrige adoptirte und mehrmals herausgegebene Grammatik. Eine reiche Fundgrube von Beobachtungen und Beiſpielen ſind die «Osservazioni della lingua» von Cinonio (Ant. Mambelli, Thl. 1, Forli 1685; Thl. 2, Ferrara 1644; 4 Bde., Mail. 1809), worin in alphabetiſcher Ordnung von dem Verbum und von den Partikeln gehandelt wird. Sehr lehrreich iſt die etwas kecke Arbeit von Bartoli, «Il torto e'l diritto del non si può» (Rom 1655). Die erſte ſyſtematiſche, vollſtändige und mit guten Beiſpielen ausgeſtattete Grammatik, aus welcher faſt alle Neuern geſchöpft haben, ſind die «Regole et osservazioni» von Corticelli (Bologna 1785 u. öfter). Fleißige Arbeiten über einzelne Theile der Sprachlehre haben ſeitdem Maſtrofini (1814), Nannucci (ſeit 1813), Gherardini, Antolini u. a. geliefert. Die meiſten neuern Grammatiken von Italienern, wie von Ambroſoli, Ponza, Biagioli, Valentini, Robello, Troya, Semeria, Puoti, de Stefano, Robinò, Zaccaro u. ſ. w. ſind im ganzen nicht von Bedeutung. Auch in Deutſchland ſind viele ital. Grammatiken erſchienen; die meiſten aber, wie die von Jagemann, Flathe, Philippi, Fornaſari, Frühauf, Fogolari, Manitius, Sauer, Keller u. a., ſind nur für das gewöhnliche Bedürfniß gearbeitet und beruhen auf Corticelli. Die erſte ſelbſtſtändige Arbeit iſt die «Ital. Sprachlehre» von Fernow (2 Thle., Tüb. 1804); ſehr brauchbar die von Muſſafia (Wien 1860; 8. Aufl. 1875). Als der erſte gelungene Verſuch einer hiſtor.-etymolog. Bearbeitung der Sprache iſt Blanc's «Ital. Grammatik» (Halle 1844) zu nennen.

Die Lexikographie beginnt in Italien ebenfalls im 16. Jahrh. mit den dürftigen Wörterſammlungen von Minerbi (1535), Fabricio de Luna (1536) und Accaritio (1543). Etwas reicher ſind ſchon Alunno's «Le ricchezze della lingua volgare» (1543) und «Della fabbrica del mondo» (1546). Das erſte mehr vollſtändige Lexikon iſt das «Memoriale della lingua» von Pergamini (1568). Endlich erſchien, zuerſt in Venedig (1612), das «Vocabolario degli Accademici della Crusca», welches mit pedantiſcher Strenge ſich faſt ausſchließlich auf die Schriftſteller des Trecento und auf Florentiner beſchränkte, mit großem Fleiße alle Verſtümmelungen, alle ſchmutzigen Ausdrücke und Redensarten des Pöbels geſammelt, aber die Umgangsſprache und die Sprache der Wiſſenſchaften und Künſte gänzlich außer Acht gelaſſen hat. Eine zweite, wenig veränderte Ausgabe erſchien zu Venedig 1623, die dritte, bedeutend vermehrte (3 Bde., 1691) und die vierte (6 Bde., 1729—38) zu Florenz. Das Erſcheinen einer fünften Bearbeitung, welche zwar an Wortformen und Beiſpielen außerordentlich bereichert, aber ganz im Geiſte der frühern Ausgaben gehalten iſt, begann 1843 zu Florenz. Unterdrückt und neu begonnen iſt dieſe fünfte Auflage bis Anfang 1877 erſt bis zum Buchſtaben C erſchienen. Das Werk erlebte eine große Zahl von Nachdrücken, Auszügen und Bearbeitungen. Unter letztern ſind hervorzuheben die von Ant. Ceſari (6 Bde., Verona 1806), beſonders aber die von Giuſeppe Manuzzi (4 Bde., Flor. 1836—44; 2. Aufl. 1862 fg.). Das erſte nicht florentin., ſondern wahrhaft ital. Wörterbuch iſt das «Dizionario enciclopedico» von Fran-

Digitized by Google

cesco Alberti (6 Bde., Lucca 1797—1805). Unter den ſeitdem erſchienenen größern Wörterbüchern dieſer Art ſind beſonders hervorzuheben: «Dizionario della lingua italiana» (7 Bde., Bologna 1819—26), das große «Dizionario universale della lingua italiana» von Mortara, Bellini, Codagni und Mainardi (8 Bde., Mantua 1845—56), die Wörterbücher von Tommaſeo und Bellini (Tur. 1864 fg.), Carena (2 Bde., Tur. 1851—53), Bolza (Wien 1851—53), Fanfani (2 Bde., Flor. 1855; 2. Aufl. 1865), «Vocabolario dell' uso toscano» (Flor. 1863), Trinchera (2 Bde., Mail. 1864) u. ſ. w. Synonymiſche Wörterbücher haben Tommaſeo (5. Aufl., Mail. 1867) und Zecchini (neue Aufl., Tur. 1864) veröffentlicht. Von den in Deutſchland erſchienenen Wörterbüchern ſtehen die von Jagemann, Kramer, Caſtelli, Beneroni und Flathe nur der Crusca nach; das reichhaltigſte und beſte iſt das «Gran dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano» von Valentini (2 Bde., Lpz. 1831—32), der auch ein ſehr brauchbares Taſchenwörterbuch (9. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1874) verfaßt hat.

Italiſch wird in dem neuern Sprachgebrauche gewöhnlich von Italieniſch unterſchieden, ſodaß man mit dieſem alles das, was im Mittelalter und der Neuzeit Italien oder deſſen Bewohner betrifft, mit italiſch hingegen alles das alte Italien oder ſeine Bevölkerung Betreffende zu bezeichnen pflegt. So ſpricht man von italiſchen Gottheiten, Münzen, Sprachen, Völkern, in der Geſchichte der Philoſophie von einer Italiſchen Schule (der des Pythagoras) u. ſ. w.

Italiſche Völker und Sprachen. Italiſche Völker nennt man im weitern Sinne alle diejenigen ſprachlich untereinander mehr oder minder verſchiedenen Völker, welche im Alterthum die ital. Halbinſel bewohnten. Dahin gehören zunächſt in Oberitalien das ganz eigenthümliche Volk der Ligurer in dem nach ihnen benannten Ligurien (ſ. d.), die wenigſtens in größern Maſſen wol erſt im 5. Jahrh. v. Chr. eingewanderten Gallier und im heutigen Venetien die Veneter, jedenfalls eine Völkerſchaft illyr. (albaneſiſchen) Stammes. Auf der eigentlichen Halbinſel laſſen ſich drei italiſche Urſtämme unterſcheiden: die Etrusker, die japygiſchen Völkerſchaften und die eigentlichen italiſchen Völker. Die Etrusker, deren Verwandtſchaft und Sprache noch immer ein Räthſel ſind, bewohnten Etrurien (ſ. d.). Die Japyger ſaßen im äußerſten Südoſten Italiens, in Apulien (wo ſie jedoch ſchon um 100 v. Chr. grăciſirt waren) und der meſſapiſchen oder calabriſchen Halbinſel und waren, wie eine kleine Anzahl in ihrer Sprache abgefaßter Inſchriften bekundet, ein Volk indogerman. Stammes, das vielleicht als ein älterer Abſenker des griech. Aſtes zu betrachten iſt. Die eigentlichen Japyger nebſt den Meſſapiern, Calabriern und Sallentinern erhielten ihre Sprache noch bis in die röm. Kaiſerzeit. Die eigentlichen italiſchen Völker, die von den ältern griech. Schriftſtellern unter dem Namen der Opiker, von den ſpätern unter dem der Italiker zuſammengefaßt wurden, bilden eine der Familien des indogerman. Völker- und Sprachenſtammes und ſind zunächſt mit der griech. Familie verwandt. Dieſelben müſſen in vorhiſtor. Zeit von Nordoſten her in zwei Abtheilungen in Italien eingewandert ſein, von denen die eine ſich vorzugsweiſe im Lande weſtlich des Apennin, die andere auf dieſem ſelbſt ſowie in den öſtlich anliegenden Landſchaften feſtſetzte. Die weſtl. Abtheilung umfaßte die Völker latiniſchen, die öſtliche die umbriſch-ſabelliſchen Stammes. (S. Rom und Römiſches Reich.) Die Sprachen beider Gruppen ſtehen in einem beſtimmten Gegenſatz zueinander. Dialekte des lateiniſchen Aſtes wurden vor der Begründung griech. Colonien und der Einwanderung der Samniten nicht blos in Latium, von den eigentlichen Latinern, ſondern auch von den Auſonern in Campanien, den eigentlichen Italern in den ſpäter von den Lucanern und Bruttiern bewohnten Gebieten ſowie wahrſcheinlich auf der öſtl. Hälfte Siciliens von den Siculern geſprochen. Aus der Sprache der Latiner in Latium ging die lat. Sprache hervor, welche mit der Unterwerfung Italiens durch die Römer die herrſchende und deshalb die römiſche (lingua Romana) genannt wurde. (S. Römiſche Sprache.) Nach dem Untergange des Weſtrömiſchen Reichs bildeten ſich aus letzterer wiederum die Romaniſchen Sprachen (ſ. d.). Der umbriſch-ſabelliſche oder umbriſch-ſamnitiſche Aſt zeigt ſich in viele Dialekte zerſplittert, von denen das Umbriſche im engern Sinne (im eigentlichen Umbrien) und das Oskiſche oder Sammitiſche, welches ſich mit den Eroberungen der Samniter auch über Campanien und weiter nach Süden ausbreitete, aus einer ziemlichen Anzahl von Inſchriften (wie die Eugubiniſchen Tafeln in umbriſcher, das Stadtrecht von Bantium in oskiſcher Sprache) näher bekannt ſind, während für die Dialekte der Volsker und Marſer nur wenige Inſchriften Zeugniß ablegen. Von den Mundarten der übrigen ſabelliſchen Stämme, wie denen der Sabiner, Hirpiner, Picenter, ſind in den Anführungen der lat. Grammatiker und dem provinziellen Latein nur wenige Spuren auf uns gekommen. Um die Erklärung jener epigraphiſchen Denkmäler wie die wiſſenſchaftliche Durchforſchung der italiſchen

Digitized by Google

Sprachen überhaupt haben sich in der neuesten Zeit vorzugsweise deutsche Gelehrte, wie, nach Vorgang von Grotefend und Lassen, Lepsius («Inscriptiones linguae umbricae et oscae», Lpz. 1841), Kirchhoff und Aufrecht («Umbrische Sprachdenkmäler», 2 Bde., Berl. 1849—51), Mommsen («Die unterital. Dialekte», Lpz. 1850), Corssen, G. Curtius, Huschke, Bücheler u. a., und außerdem einige Italiener und Franzosen, wie Fabretti und Bréal, Verdienste erworben und bereits Erfolge für Ethnographie, Sprach-, Rechts- und Religionsgeschichte erzielt.

Ithaca, Stadt im Staate Neuyork, an beiden Seiten des Cayuga-Inlet, in einer an Naturschönheiten reichen Umgebung, steht durch die Cayuga-Susquehanna-Bahn mit Oswego und durch Dampfboote mit den Hauptorten am Cayuga-Lake in Verbindung, hat (1870) 10,107 E., blühendes Fabrikwesen und lebhaften Handel. Berühmt ist J. wegen der durch Schenkungen der Regierung der Vereinigten Staaten und des Bürgers Ezra Cornell gegründeten Cornell-University, deren Freibrief vom 27. April 1865 bestimmte, daß die Anstalt dem Staate und dem Volke, aber keiner religiösen Sekte oder polit. Partei angehören solle. Die feierliche Einweihung und Eröffnung der Anstalt fand bereits 7. Oct. 1868 statt; sie wurde 1873 von 461 Studirenden besucht. Der Lehrplan umfaßt folgende Fächer: Ackerbaulehre, Chemie und Physik, Geschichte und Staatswissenschaften, Literatur und Philosophie, Mathematik und Ingenieurwissenschaft, Mineralogie, Botanik und Zoologie, mechan. Künste, Kriegswissenschaft, Sprachen. Die Bibliothek besteht aus etwa 40,000 Bänden.

Ithaka, jetzt Thiaki, nach Paxo die kleinste der sieben Jonischen Inseln (s. d.), umfaßt 97,5 QKilom. und liegt westlich von der griech. Landschaft Akarnanien, südlich von Leukas (Sta.-Maura), nordöstlich von Cephalonia, von letzterer Insel durch den 7 Kilom. breiten Viskardokanal getrennt. Im Alterthume war die Insel als Vaterland und Reich des Odysseus (s. d.) berühmt, politisch aber ganz unbedeutend. Die Versuche älterer und neuerer Geographen, die in der Odyssee geschilderten Oertlichkeiten auf der Insel nachzuweisen, sind durchaus verunglückt. Die der Insel selbst gleichnamige Stadt der histor. Zeit des Alterthums lag im nördlichsten Theile, unterhalb des jetzt Oxoi genannten Bergs auf einem Plateau zwischen zwei Buchten; die erhaltenen Reste beweisen, daß dieselbe bis in die röm. Zeit fortbestanden hat. Die auf dem jetzt Aëto genannten Rücken des die nördl. und die südl. Hälfte der Insel verbindenden Isthmus erhaltenen Reste einer alterthümlichen Befestigung, welche man fälschlich auf den Palast des Odysseus bezogen hat, stammen von einem alten Castell Alkomenä oder Alalkomenä. Das heutige Thiaki, mit (1870) 9873 E., eine Eparchie (Bezirk) des Nomos (Kreises) Kephallenia, erzeugt nicht den nöthigen Bedarf an Brotkorn, wol aber reichlich Wein, Korinthen und Oel. Die an dem auf der Ostseite tiefeinschneidenden Golf von Molo gelegene Haupt- und Hafenstadt Vathi oder Ithaki zählt (1870) 3372 E., die hauptsächlich Schifffahrt, Schiffbau und Fischerei betreiben. Auch werden an der Küste Schwämme gefischt und von neapolit. Tauchern rothe Korallen gewonnen. Vgl. Gell, «The geography and antiquities of Ithaca» (Lond. 1807); Schreiber, «J., oder Versuch einer geogr.-antiquarischen Darstellung der Insel nach Homer und den neuern Reisenden» (Lpz. 1829); Leake, «Travels in Northern Greece» (4 Bde., Lond. 1835); Schliemann, «J., der Peloponnes und Troja» (Lpz. 1869).

Itinerarium (lat.) nennt man ein Verzeichniß der auf einer Straße zwischen zwei Hauptorten sich findenden Stationen und Halteplätze, mit Angabe ihrer Entfernungen voneinander. Wie solche Itinerare, wenn sie von Europäern noch unbetretene oder noch wenig bekannte Gegenden betreffen, für den Geographen und Landkartenzeichner von Wichtigkeit sind, so ist dies für die Geographie der Alten Welt der Fall bei den ähnlichen uns erhaltenen Schriften aus dem Alterthume. Die wichtigsten derselben sind: 1) Die «Itineraria Antonini», nämlich das «Itinerarium provinciarum», eine Anzahl Reiserouten durch die röm. Provinzen Europas, Asiens, Afrikas enthaltend, und das «Itinerarium maritimum», die üblichsten Küsten- und Seewege anzeigend. Beide bestehen in einem nackten Verzeichnisse der zu passirenden Orte mit Angabe ihrer gegenseitigen Entfernungen meist nach Milliarien. Diese Itinerare beruhen wol in der Hauptsache auf der Vermessung des Römischen Reichs, die auf Befehl von Agrippa und Augustus stattfand, und außerdem wol auf den Verzeichnissen, welche bei Erweiterung des Reichs von den angelegten Castellen und Straßen mit Angabe ihrer Entfernung gefertigt und zu Rom deponirt wurden. Ihre Veröffentlichung mit den Berichtigungen und Erweiterungen, welche sie im Laufe der Zeit erfuhren, soll nach Pinder und Parthey unter Antoninus Caracalla, nach dem die Itinerarien ihren Namen tragen, stattgefunden haben. Ursprünglich auf den Gebrauch der Staatsdiener und Militärs beschränkt, nahmen sie später etwa die Stelle unserer Reise- und Postbücher ein. Dabei fortwährend revidirt und vermehrt, gehört die Gestalt,

Digitized by Google

in der die Itinerarien uns vorliegen, der Zeit des Diocletian an. 2) Das «Itinerarium Hierosolymitanum», verfaßt von einem Christen 333 n. Chr. für die von Burdigala (Bordeaux) nach Jerusalem Reisenden. Die Ausgabe dieser beiden Itinerarien von Pinder und Parthey (Berl. 1848) hat die frühern, worunter die von Wesseling (Amsterd. 1735) einen reichhaltigen Commentar besitzt, in kritischer Hinsicht entbehrlich gemacht. 3) Das «Itinerarium Alexandri», eine um 340 n. Chr. verfaßte kurze Schilderung des Zugs Alexander's d. Gr. nach Persien, die erst in neuerer Zeit von A. Mai (Mail. 1817; Frankf. 1818), zuletzt von Volkmann (Naumb. 1871) herausgegeben wurde. Endlich 4) mehrere Itinerare durch das Heilige Land, die in neuerer Zeit Tobler (St.-Gallen 1869) veröffentlichte, wie die des Thietmar, Hugo Plagon, Franz Pipino, und das des Antonin (St.-Gallen 1863), das um 570 verfaßt ist. Dazu kommen dann noch die «Descriptiones terrae sanctae ex saeculo VIII, IX, XII et XV», die Tobler ebenfalls (Lpz. 1874) herausgab.

Iturbide (Don Augustin de), Kaiser von Mexico, geb. 1784 zu Valladolid (jetzt Morelia) in Mexico, der Sohn eines eingewanderten biscayischen Edelmanns und einer reichen Creolin, lebte 1810 zur Zeit des ersten Aufstandes in Mexico als Milizlieutenant auf seinen Gütern und kämpfte damals mit Glück gegen die Insurgenten. Hierauf hielt er sich von 1816 an wieder auf seinen Gütern auf, bis ihm im Febr. 1821 der Vicekönig Apodaca den Heeresbefehl übertrug. J. näherte sich jedoch nun der Partei der Insurgenten und stellte sich endlich an ihre Spitze. Nach vergeblichen Unterhandlungen mit dem Vicekönig, dem Lande eine besondere Verfassung zu geben, bestieg er selbst 18. Mai 1822 unter dem Namen **Augustin I.** als Kaiser den Thron von Mexico und wurde als solcher, nachdem der neugewählte Congreß 22. Juni einmüthig die Kaiserwürde in J.'s Familie für erblich erklärt hatte, 21. Juli gekrönt. Als indeß in kurzem der öffentliche Schatz erschöpft war, machten die entgegengesetzten Parteien des Congresses gemeinsame Sache gegen den Kaiser. Mehrere der bedeutendsten Generale verschworen sich zu seinem Sturz und J. legte 20. März 1823 seine Vollmacht in die Hände des Congresses nieder. Der Congreß bewilligte ihm und seiner Familie einen Jahrgehalt unter der Bedingung, daß er in Italien seinen Aufenthalt wähle, worauf er mit seiner Familie nach Livorno gebracht wurde. Doch behielt er viele Anhänger in Mexico. Unterrichtet von der durch diese zu seinen Gunsten angestifteten Verschwörung, ging er 1824 mit seiner Familie nach London, in der Absicht, nach Mexico zurückzukehren. Allein der mexic. Congreß erklärte ihn 28. April 1824 in die Acht und befahl seine unverweilte Hinrichtung, sobald er landen würde. Dennoch betrat J. 16. Juli 1824 in Verkleidung den mexic. Boden, wo er vom General Garza erkannt, verhaftet und schon 19. Juli bei Padilla erschossen wurde. Seiner Witwe und ihren fünf Kindern setzte der Congreß ein Jahrgeld von 8000 Doll. unter der Bedingung aus, daß sie sich in Columbia oder Nordamerika aufhielte. Dieselbe lebte seitdem meist zu Philadelphia. Von seinen beiden Söhnen starb der ältere, Angelo, 1872 in der Stadt Mexico und hinterließ einen Sohn, welchen Kaiser Maximilian als zukünftigen Thronerben adoptirt hatte; der jüngere starb in ärmlichen Verhältnissen zu Neuilly bei Paris 9. Mai 1873. Vgl. «Statement of some of the principal events in the public life of Augustin de Iturbide, written by himself» (von Quin, Lond. 1824; deutsch, Lpz. 1824).

Itzehoe, Kreisstadt des Kreises Steinburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der schiffbaren Stör, 97 Kilom. nordwestlich von Altona und 24 Kilom. nördlich von Glückstadt und an der Glückstadt-Elmshorner Eisenbahn, war bis 1864 Versammlungsort der holstein. Provinzialstände und zählt (1. Dec. 1875) 9864 E. Von öffentlichen Gebäuden ist außer den beiden Kirchen das 1834 erbaute Ständehaus bemerkenswerth. Die Fabrikthätigkeit erstreckt sich auf Taback, Cement, Cichorien, Fischernetze u. s. w.; auch bestehen mehrere Brauereien, Brennereien und eine große Zuckerraffinerie (die zweitgrößte des europ. Continents). Von Bedeutung sind die Pferde- und Viehmärkte, der Getreide-, Kohlen- und Eisenhandel und der Schifffahrtsverkehr mit 26 eigenen Fahrzeugen, besonders mit Hamburg und Altona. J. ist Sitz eines Landraths, Kreis- und Amtsgerichts, hat acht Armenstiftungen, deren ansehnlichste, das Hospital zu St.-Georg (Jürgenshof), 1240 von Graf Adolf IV. zu Holstein gestiftet wurde, und ein allgemeines Krankenhaus (das Julienstift). Der älteste Stadttheil J.s, die Burg, hat seinen Namen von der durch Karl d. Gr. 809 wider die Dänen und Wenden angelegten Burg, welche seitdem als Esseveldoburg, Eselsfleth oder Ezeho vorkommt. Graf Adolf IV. zu Holstein verlieh der Stadt 1238 lübisches Recht und Stadtgerechtigkeit. Vom 12. Jahrh. an war J. Residenz der holstein. Grafen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt mehrmals von den Schweden erobert und 1657 ein großer Theil davon durch dieselben niedergebrannt.

Digitized by Google

Ihenplitz (Heinr. Aug. Friedr., Graf von), conservativer preuß. Staatsmann, geb. 23. Jan. 1799 zu Großbehnitz bei Nauen, studirte in Berlin anfangs Naturwissenschaften, dann ebenda und in Göttingen die Rechte und reiste darauf mit dem Professor Lichtenstein durch England, Frankreich, die Schweiz, Belgien und die Niederlande. In den Staatsdienst eingetreten, wurde J. Assessor beim Kammergericht zu Berlin, dann Regierungsrath zu Stettin, Oberregierungsrath und Director der Generalcommission zu Berlin, Vicepräsident zu Posen und Chefpräsident zu Arnsberg. Er nahm indeß 1848 seine Entlassung, um den nach dem Tode seiner Mutter ihm zugefallenen ausgedehnten Besitz in der Kurmark zu verwalten. J. saß in der Herrencurie des ersten Allgemeinen Landtags als Vertreter des Fürsten Wittgenstein, dann in der Ersten Kammer, darauf im Herrenhause, in welches er 21. Nov. 1854 auf Lebenszeit berufen wurde. Im März 1862 trat J. als Minister für Ackerbau wieder in den Staatsdienst, übernahm aber schon im December das Handelsministerium. Infolge der begründeten heftigen Angriffe, die seitens Lasker's gegen seine Eisenbahnpolitik erhoben wurden und ihm eine schädliche, freilich unbeabsichtigte Begünstigung des übelsten Gründerthums bei Eisenbahnunternehmungen schuld gaben, nahm er im März 1874 seine Entlassung und wirkt seitdem nur noch als Mitglied des Herrenhauses. J. gehörte 1867—70 als Abgeordneter des vierten Wahlkreises (Stallupönen-Goldapp-Darkehmen) des Regierungsbezirks Gumbinnen dem Norddeutschen Reichstage an.

Ihstein (Joh. Adam von), hervorragender liberaler Politiker, geb. 18. Sept. 1775 zu Mainz, wo sein Vater kurfürstl. Geheimer Rath war, wurde nach vollendeten Studien 1798 Accessist bei dem kurmainz. Amte Amorbach, dann Syndikus daselbst und später Stadtdirector in Amorbach. Nachdem die Besitzungen des Fürsten von Leiningen, zu denen Amorbach gehörte, unter bad. Oberhoheit gekommen, wurde er 1810 Oberamtmann in Schwetzingen und 1819 Hofgerichtsrath in Manheim. Im J. 1822 zum Landtagsabgeordneten gewählt, nahm er den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen, wurde aber nach Auflösung der Kammer als einer der oppositionellen Führer von der Hofpartei verfolgt und pensionirt. Doch erschien er seit 1831 wieder auf dem Landtage und nahm fortan an der Spitze der Opposition an allen folgenden Landtagen bis 1850 den einflußreichsten Antheil. Namentlich seit Rotteck's Tode fiel ihm die Leitung der polit. Bewegung in der Kammer und außerhalb vorzugsweise zu. Rührig, schlagfertig, redegewandt und geschmeidig, erschien er als geborener Oppositionsleiter. Die preuß. Regierung ließ ihm, als er im Mai 1845 mit seinem Freunde Hecker auf der Reise nach Stettin sich in Berlin aufhielt, die polizeiliche Weisung zugehen, Berlin sowie Preußen überhaupt sofort zu verlassen. Mit den Ereignissen von 1848 veränderte sich J.'s Stellung. Von mehrern Wahlbezirken in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dort der äußersten Linken an. Bemerkbar ward sein Name nur, als ihm (Juni 1848) diese Partei ihre Stimmen zur Reichsverweserwürde gab. An der bad. Revolution vom Mai 1849 hatte J. keinen persönlichen Antheil. Infolge seiner Theilnahme an dem Rumpfparlamente in Stuttgart schloß er sich jedoch den flüchtigen Revolutionsmännern an und hielt sich einige Zeit in der Schweiz und im Elsaß auf, während ihm 1850 die bad. Regierung das Staatsbürgerrecht entzog. Später lebte J. auf seinem Gute Hallgarten im Rheingau, wo er 14. Sept. 1855 starb.

Iva, ein feiner Liqueur, welcher aus der Iva, wie im Oberengadin die Achillea moschata (Moschusschafgarbe oder Wildfräuleinkraut) heißt, in Samaden, jetzt auch in Chur bereitet wird. Es sind davon drei Sorten im Handel: 1) Ivabitter, gelblichgrün; 2) Ivadoppelbitter, dunkelbraun, sehr stark und fein; 3) Fleur d'Iva oder süßer J., ein gewürzig süßer Tafelliqueur.

Iviza, span. Insel im Mittelländischen Meere, s. Balearen.

Ivrea, das alte Eporedia, ehemals feste Stadt in der ital. Provinz Turin, an der Dora Baltea und der Bahnlinie Chivasso-J., zählt (1871) 9125 E., hat eine Kathedrale, ein Priesterseminar, ein Lyceum und Gymnasium, und ist Hauptort des Kreises J., der auf 1545,5 QKilom. 166,373 E. (1871) zählt. Dieser letztere entstand aus der Markgrafschaft J., welche Karl d. Gr. nach Eroberung des Longobardenreichs daselbst gründete. Nach der Absetzung Karl's des Dicken 887 bewarben sich die Markgrafen von J. um die ital. Königskrone, welche auch der Markgraf Berengar II. um 950 auf kurze Zeit erlangte. Wie er, so behielten auch seine Nachkommen, welche zugleich Herzoge in Burgund waren, die Markgrafschaft J. bei, bis Kaiser Heinrich II. 1018 dieselbe den Söhnen des aufrührerischen Markgrafen Arduin wegnahm und dem Reiche einverleibte. Bei diesem blieb sie, bis 1248 Kaiser Friedrich II. den Grafen Thomas von Savoyen damit belehnte, dessen Nachkommen sie auch behielten.

Ivry, Stadt im Arrondissement Sceaux des franz. Depart. Seine, unmittelbar südöstlich vor der Umfassungsmauer von Paris und unweit westlich der Seine gelegen, hat eine berühmte

Digitized by Google

Glas-, Porzellan- und Thonwaarenfabrik, sowie bedeutende Fabrikation von Stearinlichten und zählt (1872) 13,165 E. Das dabei befindliche Fort d'I., das östlichste der südl. Vertheidigungslinie von Paris (s. d.), erhebt sich auf einem Hügel 1 Kilom. westlich der Seine.

Iwan oder Joann ist der Name mehrerer russ. Großfürsten und Zare. — I. I., genannt Kalita (d. h. der Geldbeutel), 1328—40, Großfürst von Moskau, suchte, obgleich abhängig von den Tataren, über die andern russ. Fürsten sich zu erheben und Moskau zur Hauptstadt Rußlands zu machen, was ihm zum Theil schon dadurch gelang, daß es statt Wladimir der Sitz des Metropoliten wurde; außerdem bewirkte er, daß die dem Khan zu entrichtende Steuer nicht mehr durch tatar. Baskaken, sondern durch moskauische Steuereinnehmer erhoben wurde, was zur Begründung seiner Obergewalt erheblich beitrug und zu dem Beinamen «Kalita» Veranlassung gab. Er starb 31. März 1340. — I. II., 1353—59, der jüngere Sohn I.'s I., geb. 30. März 1326, folgte seinem Bruder, Simeon dem Stolzen, in der Regierung. Er war weder den Streitigkeiten mit den andern russ. Fürsten noch dem Kampfe mit den Litauern gewachsen, die ihm große Länderstrecken am Dnjepr entrissen, und starb schon 13. Nov. 1359. — I. III. oder der Große, als Zar I. I. Wassiljewitsch, 1462—1505, wird für den Begründer des russ. Zarenthums angesehen. Am 22. Jan. 1440 geboren, bestieg er nach dem Tode seines Vaters, Wassilij des Dunkeln, 17. März 1462, den Thron. Er vereinigte nach und nach die andern russ. Fürstenthümer, wie Twer, Moshaisk und Wologda, mit dem moskowitischen Großfürstenthum, unterwarf 1478 das mächtige Nowgorod und befreite sich 1480 gänzlich von der Oberhoheit der Tataren, unter der Rußland so lange geschmachtet hatte, indem er die durch die Theilungen der Khanate und Timur's Eroberungen herbeigeführte Schwäche des Khans von Kiptschak klug benutzte. Im Nov. 1472 vermählte er sich mit Sophia, einer Tochter des Thomas Paläologus, Nichte des letzten byzant. Kaisers, durch welche den europ. Sitten der Eingang nach Rußland geöffnet wurde und der zweiköpfige byzant. Adler in das russ. Wappen kam. I. stellte zuerst Einheit und Untheilbarkeit des Reichs als Reichsgesetz auf und war der erste, der sich Zar von Großrußland nannte. Er starb zu Moskau 27. Oct. 1505, nachdem er seinen mit der Sophia erzeugten Sohn Wassilij zum Nachfolger ernannt hatte. — I. II. Wassiljewitsch, der Schreckliche genannt, 1533—84, geb. 25. Aug. 1530, folgte seinem Vater, Wassilij IV., 3. Dec. 1533 und ließ sich 16. Jan. 1547 zum Zaren krönen. I. that mehr für die Beförderung der Civilisation seines halbwilden Volks als alle seine Vorgänger, die er aber auch alle an Grausamkeit übertraf. Er zog deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte nach Rußland, legte die ersten Buchdruckereien an, begründete den Handel durch einen Vertrag mit der Königin Elisabeth, nachdem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten, errichtete 1556 ein stehendes Heer, die Strelitzen (s. d.), eroberte 1552 Kasan und 1554 Astrachan. Als er aber Livland den Deutschen Rittern zu entreißen versuchte, verbanden sich die Polen, Schweden und Dänen gegen ihn. Von Stephan Bathori bedrängt, wandte sich I. an den Kaiser Rudolf II. und an Papst Gregor XIII. Letzterer, in der Hoffnung, den Zaren, welcher Hinneigung zur röm.-kath. Kirche vorspiegelte, zu gewinnen, entsendete seinen Nuntius Possevin, der 1582 zwischen Stephan Bathori und I. den Waffenstillstand zu Zapolya vermittelte, zufolge dessen I. sein Recht an Livland abtrat. Gegen Nowgorod, dessen Freiheitssinn ihn aufbrachte, unternahm er 1570 einen Zug und mordete dort binnen sechs Wochen an 60,000 Menschen. Nicht weniger wüthete er in Twer, Moskau und an andern Orten. Seinen ältesten Sohn, Iwan, brachte der Tyrann eigenhändig um. Am Ende seiner Regierung unternahm Jermak seinen Zug nach Sibirien. Er starb 18. März 1584 und hatte seinen zweiten Sohn, Feodor (s. d.), zum Nachfolger. — I. III. Alexejewitsch, Peter's I. Halbbruder, geb. 27. Aug. 1666, gest. 29. Jan. 1696, nahm, obgleich er 1682 Zar wurde, wegen Kränklichkeit und Blödsinn an der Regierung wenig und seit 1689 gar keinen Theil. — I. IV., geb. 24. Aug. (n. St.) 1740, war der Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und der russ. Großfürstin Anna Karlowna (s. d.). Die Kaiserin Anna Iwanowna nahm ihn gleich nach seiner Geburt aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Sterbend ernannte sie ihn zu ihrem Nachfolger und ihren Günstling Biron zum Vormund und Regenten während der Minderjährigkeit desselben. Biron (s. d.) ließ nach der Kaiserin Tode, 28. Oct. 1740, dem Prinzen huldigen, und als er selbst verbannt wurde, übernahmen die Aeltern I.'s die Regentschaft. Doch schon 6. Dec. 1741 bemächtigte sich Peter's I. Tochter Elisabeth des Throns. Der junge I. wurde anfangs zu Iwangorod bei Narwa gefangen gehalten; 1756 aber brachte man ihn auf die Festung Schlüsselburg, dann an einige andere feste Orte, und nach der Thron-

Digitized by Google

besteigung Katharina's II. wieder nach Schlüsselburg. Als hier Mirowitsch, ein Edelmann aus der Ukraine, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, mit Hülfe eines untergeschobenen Befehls der Kaiserin den Versuch machte, den Gefangenen zu befreien, wurde J. von den andern Offizieren 5. Dec. 1764 ermordet, wozu sie durch einen kaiserl. Befehl ermächtigt waren. Die Kapelle in Schlüsselburg, wo man ihn begrub, wurde später zerstört.

Iwanow (Alexander Andrejewitsch), russ. Maler, geb. 1806 zu Petersburg, machte seine Studien an der dortigen Kunstakademie und erregte zuerst Aufmerksamkeit durch sein Gemälde: Christus und Magdalena (1832), das sich jetzt in der Galerie der kaiserl. Eremitage befindet. Um sich weiter auszubilden, wurde er auf Kosten der Regierung nach Italien geschickt und verbrachte über 20 Jahre in Rom. Während des größten Theils dieser Zeit war er mit seinem kolossalen Gemälde: Christi Erscheinung vor dem Volke, beschäftigt, zu dessen Ausstellung er nach Petersburg zurückkehrte, wo er als Professor der Akademie 15. Juli 1858 starb.

Iwanowo, großes Fabrikdorf im europ.-russ. Gouvernement Wladimir, an der Uwoda, der bedeutendste Ort in Rußland für die Zitzfabrikation, hat 24 Zitzfabriken, die jährlich für ungefähr $2^1/_2$ Mill. Rubel Zitz fabriciren, außerdem zwei Baumwollwebereien, eine Baumwollspinnerei, eine Maschinenfabrik, stark besuchte Wochen- und Jahrmärkte und zählt gegen 5000 ansässige E., mit der stets wechselnden Bevölkerung der Fabrikarbeiter aber 15—20,000.

Iwein, Held des Artuskreises, s. Artus und Hartmann von Aue.

Ixion, König der Lapithen in Thessalien, ein Sohn des Phlegyas oder des Antira oder des Leonteus oder auch des Ares, heirathete die Dia, des Deioneus Tochter, mit welcher er den Peirithoos zeugte. Er versprach seinem Schwiegervater reiche Brautgeschenke und stürzte diesen, als er ihn zur Erfüllung seines Versprechens anhalten wollte, in eine mit feurigen Kohlen gefüllte Grube. Infolge seines Verbrechens mit Wahnsinn geschlagen, versagten ihm Götter und Menschen, ihn zu sühnen; zuletzt that es Zeus selbst. Zeus verstattete ihm, an der Göttertafel theilzunehmen. Hier entbrannte er für Here; diese aber täuschte ihn und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die Centauren entsprungen sein sollen. Zur Strafe dafür ließ Zeus ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln, das ewig im Kreise herumgetrieben wurde. Es liegt dabei, wie auch aus bildlichen Darstellungen deutlich ersichtlich ist, ursprünglich die Anschauung der Sonne als eines Rades zu Grunde. Nachdem daraus die erzählte Mythe sich entwickelt hatte, wurde dann später auch von J. mit seinem Rade erzählt, daß er wie Sisyphos und andere seine Strafe in der Unterwelt abbüße.

Iynx, die Tochter des Pan und der Echo, die Dienerin der Io, wurde von der Here (Juno) in einen Vogel, den sog. Wendehals (Iynx torquilla), verwandelt, weil sie den Zeus zu dem Liebeshandel mit der Io verführt hatte. Nach dem mythischen Vorgange Jason's, der nach Aphrodite's Rath auf diese Weise Medea sich gewonnen haben sollte, gebrauchte man diesen Vogel daher als Mittel, jemand verliebt zu machen, indem man ihn mit Füßen und Flügeln auf ein vierspeichiges Rad band und dieses unter Aussprechung von Zauberformeln umdrehte.

Jod.

J, Jod, der zehnte Buchstabe unsers Alphabets, ist ein Consonant und der einzige ursprüngliche Palatal (Gaumenlaut) der indogerman. Sprachen; er berührt sich in der Aussprache so nahe mit dem Vocal J (s. d.), daß die vergleichende Grammatik oft nicht sicher entscheiden kann, welcher von beiden Lauten in bestimmten Fällen der ursprüngliche ist. Das Jod übt von allen Consonanten den größten Einfluß auf vorhergehende Consonanten aus (auch auf Vocale), und die neuere Grammatik hat für die durch dasselbe hervorgebrachten Consonantenveränderungen den besondern Kunstausdruck Zetacismus eingeführt (abgeleitet vom griech. Buchstabennamen Zeta, weil der Laut des Zeta [= dz] aus dj hervorgegangen ist). Es kann daher einzelnen Sprachen der Laut jod ganz verloren gehen, z. B. dem Griechischen, indem derselbe entweder mit andern Consonanten verbunden wird, wie im zeta, oder ausfällt, daher es im Griechischen nur den Vocal i gibt. Das Lateinische besaß sowol i wie jod, schrieb aber beide mit dem einen Zeichen i. Ein besonderes, deutlich aus dem J abgeleitetes Zeichen für das Jod kam erst in den lat. Druckschriften des 16. und 17. Jahrh. auf und namentlich durch die holländ. Philologen und Ernesti ziemlich allgemein in Anwendung. Von den german. Sprachen hatte das

Digitized by Google

Gothische ein eigenes Zeichen für Jod (G), das im Alphabet die 15. Stelle zwischen n und u einnahm. In den althochdeutschen und mittelhochdeutschen Handschriften findet sich stets nur das vocalische i, und erst seit dem 16. Jahrh. erscheint auch in deutschen Drucken, nach dem Vorgange der lateinischen, das consonantische j, welches in der Reihenfolge des Alphabets gleich hinter das i gestellt wurde. In den neuern Alphabeten, welche das Zeichen j besitzen, ist dasselbe der Ausdruck sehr verschiedener Laute: in den slaw. Sprachen mit lat. Schrift (Serbisch, Slowenisch, Böhmisch, Sorbisch) entspricht es meist unserm j, ebenso im Italienischen; im Französischen dagegen drückt es den weichen, tönenden Laut zu sch aus, im Spanischen (neben x) unser ch, z. B. Mejico (Mexico), spr. Mechico, im Englischen dsch (d. h. d mit franz. j), während als Zeichen unsers j das y dient. Die ältere cyrillische Schrift, z. B. des Serbischen, und das heutige russ. Alphabet haben kein Zeichen für jod, obwol die Sprachen den Laut besitzen.

Jablonowski, fürstl. Familie in Polen, der mehrere ausgezeichnete Männer angehören. — Stanislaw J., geb. 1634, wurde, nachdem er sich im Kampfe gegen die Kosaken, Tataren und Schweden hervorgethan und dem Johann Sobieski in der siegreichen Schlacht bei Chocim 1673 zur Seite gestanden, 1682 Großhetman der Krone. Berühmt ist sein Rückzug aus der Bukowina, der, nachdem er sich hier 1685 mit dem poln. Heere gegen die weit überlegenen Heeresmassen der Türken und Tataren glücklich vertheidigt hatte, dasselbe aus sehr schwieriger Lage befreite. Er starb 1702. — Joseph Alexander J., geb. 4. Febr. 1712, wurde Wojwode von Nowogrodek und erhielt 1743 die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Er verließ 1768 nach dem Ausbruche der Unruhen sein Vaterland und wählte nach mehrern Reisen durch Frankreich und Italien Leipzig zu seinem Aufenthalte, wo er 1. März 1777 starb. Ein Freund und Beförderer der Wissenschaften, legte er auf seinen Erbgütern, wie Jablonow, reiche Sammlungen von Büchern, Münzen u. s. w. an; auch schrieb er selbst mehrere poln., lat. und franz. Werke. Im J. 1765 setzte er drei Preise für drei von ihm gestellte Aufgaben aus der poln. Geschichte, der polit. Oekonomie, der Physik und Mathematik aus, deren erste Vertheilung durch die Naturforschende Gesellschaft in Danzig 1766 erfolgte. Diese erkannte den Preis für J.'s Aufgabe, die Ankunft des Lech in Polen gründlicher als bisher zu erweisen, der Abhandlung Schlözer's zu, der das Dasein des Lech in das Reich der Fabeln verwies. Fürst J. sah dies als eine unstatthafte histor. Ketzerei an und schrieb dagegen die «Vindiciae Lechi et Czechi» (Lpz. 1770; neue Aufl. 1775). Außerdem entzog er jener Gesellschaft die Preisvertheilung und gründete 1768 in Leipzig die noch bestehende «Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften», die aber erst 1774 ins Leben trat. J. schenkte derselben ein bei der Kämmerei der Stadt Danzig stehendes Kapital, von dessen Zinsen die Gesellschaft drei goldene Preismedaillen mit dem Bildnisse des Fürsten, jede 24 Dukaten an Werth, prägen läßt und für die beste Beantwortung der drei aus den genannten Fächern gewählten Fragen ertheilt. Vgl. «Acta societatis Jablonovianae» (6 Bde., Lpz. 1772—73), «Nova acta societatis Jablonovianae» (9 Bde., Lpz. 1802—45) und «Preisschriften der Jablonowski'schen Gesellschaft» (20 Bde., Lpz. 1847—76). Die Familie J. besteht noch in Rußland und Oesterreich. An der Spitze derselben steht seit 1855 Fürst Stanislas J., geb. 10. März 1799. Er war während des Aufstandes 1831 Hauptmann in der poln. Artillerie und gab eine militärische Schrift «Wspomnienia o bateryi pozycyjnéj artillerii» (Posen 1860) heraus. Auch übersetzte er Jonsac's «Histoire de Stanislas J.» (4 Bde., Lpz. 1775—76) ins Polnische (Posen 1868).

Jablunka oder richtiger Jablunkau, Städtchen im Bezirk Teschen des österr. Herzogthums Schlesien, in rauher Gebirgsgegend der Beskiden am Zusammenfluß der Oelse und Lomna und an der Kaschau-Oderberger Bahn gelegen, mit (1869) 3026 E., die Leinwandfabrikation betreiben. Hier führt die Hauptstraße durch den sog. Jablunkapaß (601 Mt. über dem Meere) nach Ungarn. Die 9 Kilom. südlich von dem Städtchen befindliche, kriegsgeschichtlich denkwürdige Schanze wurde 1541 errichtet, als Schlesien von den Türken, die fast ganz Ungarn überschwemmt hatten, bedroht war. Im Dreißigjährigen Kriege eroberte sie 1625 das Mansfeldische Corps und hielt sich ein ganzes Jahr lang darin; 1645 aber bemächtigte sich ihrer der schwed. General Königsmark. Im ersten Schlesischen Kriege nahm sie Friedrich d. Gr.; im Siebenjährigen Kriege gerieth sie durch mehrmalige Bestürmung ganz in Verfall. In neuerer Zeit hat man dieselbe von neuem in Vertheidigungsstand gesetzt.

Jaca, uralte Ciudad von 5000 E., Bischofssitz und Waffenplatz mit starker Citadelle in der span. Provinz Huesca. Am linken Ufer des Aragon 730 Mt. hoch in seinem fruchtbaren von Osten nach Westen gerichteten Thale sehr malerisch gelegen, ist J. die Hauptstadt von Hocharagonien; auf der Nordseite tritt der Fuß der Pyrenäen bis auf 4 Kilom. heran, während sich

Digitized by Google

südlich die 1650 Mt. hohe Peña de Oroël erhebt. Die Stadt selbst ist von starken alten Mauern mit goth. Thoren eingeschlossen und zeigt im Innern ein Gewirr finsterer, öder Gassen. Unter den Kirchen ist die goth. dreischiffige Kathedrale bemerkenswerth.

Jacarandaholz, Palisanderholz, Succadanholz, Zuckertannenholz, nennt man ein sehr hartes, schweres, schwarzbraunes Holz, welches aus Südamerika zu uns gebracht wird. Es hat röthliche Streifen und Flammen, eigenthümliche Poren und wird in der Möbeltischlerei als Fournierholz hochgeschätzt. Es soll von der zur Familie der Bignoniaceen gehörigen Pflanzengattung Jacaranda Juss. stammen, deren Arten gegenständige, doppeltgefiederte Blätter, rispig angeordnete violette, blaue oder purpurrothe Blumen besitzen. Mehrere Arten werden in Brasilien Caroba genannt, wie J. oxyphylla und J. tomentosa, welche letztere um Rio-de-Janeiro wächst und dort für antisyphilitisch gilt. Ebenso wird die Kapsel des spitzblätterigen Jacaranda (J. acutifolia), bei den Peruanern Paravisco genannt, in Peru gegen Syphilis angewandt. Die Blätter der genannten und anderer Arten werden als Jacarandablätter (Folia Carobae) zu blutreinigenden Theen verwendet. Ein unechtes J. ist das Gonzalezholz, ein schweres gelbbräunliches Holz mit breiten, bandartigen Streifen, das ebenfalls aus Brasilien eingeführt wird.

Jachmann (Eduard Karl Emanuel), königl. preuß. Viceadmiral, zu Danzig 2. März 1822 geboren, besuchte das Gymnasium zu Marienwerder, machte seine erste Reise 1839—44 auf dem der preuß. Seehandlung gehörigen Schiff Kronprinz nach Westindien und diente 1844—48 auf der Corvette Amazone im Mittelmeer und an der Küste Amerikas. Im J. 1845 zum Marinelieutenant ernannt, hat er an dem Aufblühen der neuen preuß. Flotte wesentlichen Antheil, befehligte 1849—52 eine Kanonenbootflotille in Stralsund und kam dann als Decernent in die Marineabtheilung des Kriegsministeriums zu Berlin. Als erster Lieutenant machte er 1853—54 auf der Gefion eine Reise nach Südamerika, Westindien und Nordamerika unter dem Befehl des Commodore Schröder. Dann war J. drei Jahre Oberwerftdirector zu Danzig und wurde Corvettenkapitän. Nachdem J. 1857—59 Director einer Abtheilung der neuerrichteten Admiralität gewesen war, wurde er Sept. 1859 Kapitän zur See und nahm 1859—62 als Commandant der Fregatte Thetis an der preuß. Expedition nach Ostasien und China theil. Als Chef des Stationscommandos der Ostsee in Danzig führte er während des Deutsch-Dänischen Kriegs von 1864 den Befehl über die preuß. Streitkräfte in der Ostsee und lieferte 17. März 1864 der dän. Flotte das Seegefecht bei Jasmund (Rügen), wofür er Contreadmiral wurde. J. war 1864—67 Chef der Marinestation zu Kiel, auch alljährlich Chef der Uebungsgeschwader in der Nord- wie Ostsee. Im J. 1867 wurde J. zum Präses des Marineministeriums ernannt und 1868 zum Viceadmiral befördert. In dieser für die weitere Organisation der preuß. Marine höchst segensreichen Zeit, während welcher namentlich die Entwickelung des Offiziercorps und Flottenpersonals, die Begründung einer starken Panzerflotille, die Einrichtung des Torpedowesens, die Beendigung des Jadehafens, der Beginn der Bauten zu Kiel und die völlige Herstellung der dortigen Hafenbefestigungen erfolgte, verblieb J. in seiner Stellung, bis nach der Wiedererstehung des Deutschen Reichs Heer und Flotte Preußens an dasselbe überging. Als General von Stosch 31. Dec. 1871 zum Marineminister ernannt wurde, trat J. in den Ruhestand, nachdem er während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 Oberbefehlshaber in der Nordsee gewesen war, und zog sich dann nach Oldenburg zurück. J. gehört zu den Schöpfern der deutschen Wehrkraft zur See.

Jacht (engl. Yacht, Jagd, Jagdschiff) nennt man ein einmastiges, verdecktes Seeschiff von durchschnittlich 60—100 Tonnen Gehalt, das eine Specialität der Ostsee und hauptsächlich auf den dän. Inseln, an der Ostküste Schleswig-Holsteins, in Mecklenburg und an der westl. preuß. Küste in Gebrauch ist. Die Ostseejacht eignet sich ihrer Bauart nach sehr gut zur Bewegung in den kurzen Wellen der Ostsee bei Stürmen, kann durch wenige Menschenhände gehandhabt werden und segelt gut. Sie ist fast ausschließlich Küstenfahrer. In England hatte man früher ähnliche Fahrzeuge bei den Kriegsflotten, die zum Schnellsegeln gebaut waren und den Post- und Depeschendienst versahen. Diese ursprüngliche englische J. ist schon seit langer Zeit außer Gebrauch, aber man hat den Namen auf die Lustfahrzeuge reicher Engländer übertragen, die zwar zum Schnellsegeln eingerichtet, jedoch keineswegs nach dem Modell der alten J. construirt sind. Dieselben repräsentiren vielmehr alle Klassen von Fahrzeugen, wenn auch in keiner bedeutendern Größe als durchschnittlich 3—400 Tonnen, und sind vielfach mit Dampfkraft ausgerüstet. Man macht mit ihnen Vergnügungsreisen in alle Meere der Erde. In England besteht auch ein großer Jachtclub, dem Hunderte von Besitzern solcher Fahrzeuge

Digitized by Google

angehören und der jährlich Wettfahrten unter den Mitgliedern oder mit Jachtclubs anderer Nationen abhält, die sich dem englischen nachgebildet haben. Man nennt auch alle für fürstl. Personen bestimmten Luftfahrzeuge J.

Jacini (Stefano), ital. Nationalökonom und Staatsmann, geb. 1827 zu Casalbuttano (Provinz Cremona) aus einer sehr reichen lombard. Familie, studirte auf verschiedenen ital. und ausländischen Universitäten die volkswirthschaftlichen und philol. Fächer und zog 1851 die Aufmerksamkeit auf sich durch eine Schrift über die Zustände des Grundeigenthums und der ackerbauenden Bevölkerung der Lombardei, infolge deren er zum Mitgliede des lombard. Instituts der schönen Künste ernannt wurde. Einige Jahre später beauftragte ihn der österr. Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, Erzherzog Maximilian, die Ursachen der wirthschaftlichen Uebelstände des Veltlin zu untersuchen. J. bezeichnete in seiner Schrift «Das Veltlin im J. 1858» die österr. Fremdherrschaft als die einzige Ursache jener Uebelstände und erregte damit großes Aufsehen in ganz Europa. Cavour ernannte ihn nach Annexion der Lombardei im Jan. 1860 zum Minister der öffentlichen Arbeiten in dem neugebildeten Cabinet, dessen Mitglied er über ein Jahr blieb. Die gleiche Stellung nahm er dann zum zweiten male in dem im Sept. 1864 von General La Marmora gebildeten Cabinet ein und behielt sie bis 1867. Als Minister hat sich J. um die Einrichtung der Posten, Telegraphen und Eisenbahnen in dem neuen Königreiche Italien verdient gemacht und namentlich mit unermüdlichem Eifer für die Herstellung der St.-Gotthardbahn gewirkt. Später erschien noch von ihm: «Due anni di politica italiana» (Mail. 1868).

Jackson (Andrew), der siebente Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1829—37), geb. 15. März 1767 zu Waxhaw unweit Camden in Südcarolina von irländ. Aeltern, wuchs unter den Eindrücken des Revolutionskriegs ohne Schulbildung auf und trieb sich, früh verwaist, bald als Sattlerlehrling, bald als Schulmeister, dann als Constabler umher. In seinem 18. Jahre trat er in Salisbury in Nordcarolina bei einem Advocaten ein und ward, ohne daß er viel studirt hatte, nach einigen Jahren zur Praxis zugelassen. Nachdem er 1788 zum öffentlichen Ankläger im jetzigen Staate Tennessee ernannt worden, zog er nach Nashville und wurde, als Tennessee in die Reihe der Unionsstaaten trat, Mitglied des Bürgerausschusses, der 1796 das Grundgesetz entwarf, bald nachher Repräsentant des jungen Staats im Congreß und 1797 Senator. Er kehrte jedoch bald nach Tennessee zurück, wurde hier 1799 zum Oberrichter erwählt, zog sich aber 1805 von allen öffentlichen Aemtern zurück. J. bewirthschaftete seine Farm Hermitage bei Nashville, als 1812 bei dem Ausbruche des Kriegs mit England der Staat Tennessee ihm als Generalmajor den Oberbefehl über die Miliz anvertraute. An der Spitze von 2500 Mann schiffte er den Mississippi hinab, schlug die Creek-Indianer, die, von den Spaniern in Pensacola unterstützt, das Land verwüsteten, nach Florida zurück und bemächtigte sich sogar der Stadt Pensacola. Als darauf die Engländer Neworleans bedrohten, erhielt J. daselbst mit dem Rang eines Generalmajors vom Congreß den Befehl über die Linientruppen. Obschon er bei seiner Ankunft weder Soldaten noch Waffen vorfand, gelang es ihm doch durch die Energie seines Charakters, den Engländern ein wohlgerüstetes Heer entgegenzustellen und denselben 8. Jan. 1815 eine entscheidende Niederlage beizubringen. Die willkürlichen Maßregeln jedoch, die sich J. vor dem Siege durch Einführung des Kriegsgesetzes und Auflösung der Gesetzgebenden Versammlung von Louisiana erlaubt, zogen ihm die Verurtheilung zu einer Geldbuße von 1000 Doll. zu. J. zeichnete sich 1817—18 in dem Kampfe gegen die Seminolen aus, sah sich aber auch hier Angriffen ausgesetzt, indem er ohne alles Recht zwei Engländer, die angeblich die Indianer aufgereizt, auf span. Gebiet hinrichten ließ. Nachdem er dann als erster Gouverneur 1821 das von den Spaniern abgetretene Florida in Besitz genommen, wählte man ihn 1823 für Tennessee abermals zum Senator. J. wurde 1828 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und trat 4. März 1829 sein Amt an. Die Geschichte seiner Verwaltung ist die der modernen demokratischen Partei, deren Seele und Ausdruck er war. Sturz der Vereinigten-Staaten-Bank, Ermäßigung des Tarifs, Souveränetät der Einzelstaaten in allen dem Bunde nicht ausdrücklich vorbehaltenen Fragen, «strictę Interpretation» der Verfassung, Ablehnung aller Verbesserungen in den Einzelstaaten durch die Bundesregierung und zwangsweise Verpflanzung der Indianer auf das rechte Mississippi-Ufer, das waren die Grundsätze und Maßregeln, zu denen sich die neue demokratische Partei bekannte, und die J. rücksichtslos durchzuführen suchte. Im Sommer 1832 brach in Südcarolina eine den Frieden bedrohende Widersetzlichkeit gegen den Zolltarif aus, und in dieser Lage wurde J. nochmals zum Präsidenten gewählt. Er erließ gegen Südcarolina einen Aufruf, der Kraft mit Ver-

Digitized by Google

söhnlichkeit verband, und begann zugleich kriegerische Rüstungen, um dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Nachdem diese Gefahr durch die Ermäßigung des Tarifs abgewendet, führte die Bankangelegenheit zu neuen Verwickelungen. J. setzte der Erneuerung des Privilegiums dieser Anstalt sein Veto entgegen, weil er darin ein Monopol erblickte, welches nur die Geldaristokratie begünstige, und ließ sogar die bei der Bank niedergelegten Staatsgelder zurückziehen. Infolge dieser Maßregel mußte die Bank ihre Unterstützung des Verkehrs beschränken, während zugleich Hunderte von Zettelbanken auftauchten, die nur das Papiergeld schwindelhaft vermehrten und so die Hauptursache der furchtbaren Krise von 1837 wurden. In seiner auswärtigen Politik war J. gerade und entschieden. Es gelang ihm, die aus dem Revolutionskriege noch schwebenden franz. Ansprüche zu erledigen und die freundschaftlichen Beziehungen zu England aufrecht zu erhalten. Im März 1837 zog sich J. nach seinem Landsitz Hermitage in Tennessee zurück, wo er 8. Juni 1845 starb. J. schwankte nie, griff immer rücksichtslos an, schmeichelte dem Vorurtheile der Massen und riß diese unwiderstehlich mit sich fort. Persönlich war J. ein, wenn auch roher und gewaltthätiger, doch uneigennütziger Charakter, der nur das Beste des Vaterlandes wollte. Vgl. Parton, «Life of Andrew J.» (3 Bde., Neuyork 1860); Holst, «Die Administration Andrew J.'s» (Düsseld. 1874).

Jackson (Thomas Jonathan, genannt Stonewall), bedeutender südstaatlicher General im amerik. Bürgerkriege, geb. 21. Jan. 1824 zu Clarksburg in Virginien, erhielt 1842 eine Cadettenstelle in der Militärschule von Westpoint. Nachdem er 1846 als Offizier in die Artillerie eingetreten, that er sich im mexic. Kriege hervor, sodaß er das Brevet als Major erhielt, nahm aber schon 1852 seinen Abschied und wirkte von da an bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs als Professor der Mathematik an dem militärischen Institut zu Lexington in Virginien. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs schloß er sich diesem mit Begeisterung an, organisirte schon im April 1861 als Oberst ein Regiment und wurde noch im Mai General und Befehlshaber des südl. Observationscorps bei Harpers-Ferry. Als solcher half er die erste Schlacht bei Bull-Run (21. Juli 1861) für den Süden dadurch entscheiden, daß er mit seiner Brigade fast unter den Augen des unfähigen Bundesgenerals Patterson dem bedrängten Beauregard zu Hülfe kam. Nach dem Bericht seines Vorgesetzten stand J. im heißesten Kampfe wie ein stonewall (Steinwall), wovon er und seine Brigade den Zunamen erhielten. Gegen Ende 1861 zum Generalmajor ernannt, behauptete er bis zum Frühjahr 1862 das wichtige Shenandoahthal, vertrieb daraus im Mai 1862 sogar den Bundesgeneral Banks und nahm, bis zum Potomac vorrückend, eine so drohende Stellung ein, daß die Bundesstreitkräfte um Washington durch Detachirung des Mac Dowell'schen Corps gegen J. geschwächt werden mußten. Zugleich wurde Fremont zum Commandeur eines selbstständigen Corps in Westvirginien ernannt. Vor dem ihm überlegenen Feinde mußte J. den Rückzug das Thal hinauf antreten und wurde 8. Juni bei Cross-Keys von Fremont erreicht, der sein Entkommen nicht verhindern konnte. Während der siebentägigen Schlacht vor Richmond siegte J. bei Gaines-Mills 27. Juni gegen Porter, wurde aber 1. Juli mit in die Niederlage von Malvernhill verwickelt. In dem Augustfeldzuge am Rapidan und Rappahannock bildete er die Avantgarde von Lee und entschied durch seine kühnen Operationeu den zweiten Sieg von Bull-Run (s. d.). Bei dem darauffolgenden Einfall Lee's in Maryland führte J. wieder dessen Vorhut, marschirte nach Ueberschreitung des Potomac auf Frederick und nahm 14. Sept. Harpers-Ferry mit 11,000 Gefangenen. Bei Antietam (17. Sept.) hielt er den Hauptangriff der Bundestruppen aus, die ihn zum Rückzug nach Virginien zwangen. Bei Fredericksburg (13. Dec.) commandirte J. den rechten Flügel der Südstaaten-Armee und verhinderte den Uebergang Franklin's über den Rappahannock, wodurch hauptsächlich der Tag gegen Burnside entschieden wurde. Zur Belohnung erfolgte die Beförderung J.'s zum Generallieutenant. Bei Eröffnung des Frühjahrsfeldzugs von 1863 griff J. bei Chancellorsville 2. Mai den rechten Flügel Hooker's an und jagte ihn in die Flucht. Hier wurde er irrthümlich von einem südcarolinischen Regimente für den Feind gehalten und in dem auf ihn gerichteten Feuer tödlich verwundet. Er starb infolge dessen 10. Mai 1863 in Guinea's Station. Vgl. Cooke, «Stonewall J., a military biography» (Neuyork 1866).

Jacobäa von Holland, auch von Baiern genannt, die Erbtochter Wilhelm's VI. von Baiern, Grafen von Holland und Hennegau, geb. 1401, kam nach dem Tode ihres Vaters 1417 als Witwe des Dauphins von Frankreich in den Besitz von Holland und Hennegau, zu einer Zeit, wo jene Länder durch zwei Parteien, die Hoeks (s. d.) und die Kabeljaus, in die größte Zerrüttung versetzt waren. Auf Anstiften der erstern vermählte sie sich mit dem Herzog Johann von Brabant, trennte sich jedoch bald, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft, wieder von

Digitized by Google

diesem und verband sich mit dem Herzog Humphrey von Gloucester. Der verstoßene Gemahl machte ihr mit seinem Anhange Holland streitig, und als er plötzlich gestorben, suchte ihr Vetter, Philipp der Gute von Burgund, Erbansprüche darauf geltend zu machen. Nach langen Zwistigkeiten sah sich J. zu einem Vergleiche genöthigt, in welchem sie sich gegen Anerkennung ihres Erbrechts verpflichtete, nicht ohne Einwilligung des Herzogs von Burgund eine neue Ehe einzugehen. Gleichwol vermählte sie sich, nachdem ihre Ehe mit dem Herzog von Gloucester vom Papste gelöst war, heimlich mit einem Edelmann, Franko von Borsele. Kaum hatte der Herzog Philipp davon Kunde erhalten, so ließ er Franko von Borsele gefangen nehmen. Um diesem das Leben zu retten, mußte J. 1433 ihrem habsüchtigen Vetter ihre Länder abtreten, welche nun mit dem burgund. Gebiete vereinigt wurden. Aus Gram über so vieles Misgeschick starb J. 1436 auf Schloß Teilingen am Rhein. Vgl. Löher, «J. von Baiern» (2 Bde., Nördl. 1865—66). — J., auch Jakobe und Jakobine genannt, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Baden und Mechtildens von Baiern, geb. 16. Jan. 1558, ward, ungeachtet ihre Aeltern Protestanten waren, von ihrem Oheim katholisch erzogen. Schon sehr früh einem ausschweifenden Leben ergeben, heirathete sie 16. Juni 1585 Johann Wilhelm, den Sohn des blödsinnigen Herzogs Wilhelm IV. von Jülich. Nachdem ihr Gemahl seinem Vater 1592 in der Regierung gefolgt, verfiel auch er in völligen Blödsinn, und J. machte nun den jülichschen Hof zum Schauplatze toller Wirthschaft und wilder Ausschweifung. Ihre neidische Schwägerin Sibylle brachte es endlich dahin, daß J. 1595 von den Landständen beim Kaiser verklagt ward. Ehe der langwierige Proceß sich entschied, fand man J. im Sept. 1597 erdrosselt im Bett. Der Mord wurde dem Hofmarschall Schenckern zugeschrieben. Vgl. Haupt, «J., Herzogin von Jülich» (Koblenz 1820). J. ist Gegenstand einiger dramatischer Arbeiten geworden, unter denen Kugler's Trauerspiel «Jacobäa» (Stuttg. 1850) am bekanntesten ist.

Jacobi (Friedr. Heinr.), namhafter deutscher Philosoph, geb. zu Düsseldorf 25. Jan. 1743, wurde von seinem Vater, der ein wohlhabender Kaufmann war, ebenfalls für den Kaufmannsstand bestimmt. Frühzeitig zeigte sich jedoch bei ihm ein inniges religiöses Bedürfniß, das ihm, als er im 16. Jahre als Lehrling nach Frankfurt kam, manchen Spott zuzog. In Genf, wohin er bald nachher ging und wo er sich drei Jahre aufhielt, gewann er durch Umgang, Unterricht und Lektüre der bessern Erzeugnisse der franz. Literatur eine solche Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung, daß er nur ungern 1762 in seine Vaterstadt zurückkehrte, um des Vaters Handlung zu übernehmen. Nachdem er mehrere Jahre das Handelsgeschäft getrieben, ohne der Literatur untreu zu werden, wurde er durch die Vermittelung des Grafen von Goltstein 1772 zum Mitgliede der jülich-bergischen Hofkammer ernannt, sodaß er sich nun des Handelsgeschäfts entledigt sah. Durch seinen ältern Bruder wurde er 1771 mit Wieland bekannt; noch mehr aber wirkte Goethe auf ihn ein, dessen Bekanntschaft er 1774 machte. Ungeachtet er 1776 in den Besitz des ansehnlichen Vermögens seiner Frau (geborene von Clermont aus Vaels bei Aachen) gelangte, gab er doch sein Amt nicht auf, vielmehr folgte er 1779 einem Rufe nach München, wo er Geheimrath wurde. Hier widmete er sich neben seinem Amte umfassenden wissenschaftlichen Studien. Infolge der polit. Bewegung ging er 1794 nach Holstein und hielt sich dann bald in Wandsbeck und Hamburg, bald in Eutin auf, bis er 1804 einen Ruf an die neu zu bildende Akademie der Wissenschaften in München erhielt, zu dessen Annahme er sich um so mehr bewogen fand, als die Unternehmungen eines Schwagers ihm einen Theil seines Vermögens gekostet hatten. Im J. 1807 wurde er Präsident der Akademie, legte aber diese Stelle 1813 nieder. J. starb 10. März 1819. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Woldemar» (2 Bde., Flensb. 1779; Ausg. letzter Hand, Lpz. 1825), «Eduard Allwill's Briefsammlung» (Bresl. 1781; Ausg. letzter Hand, Lpz. 1826), «Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn» (Bresl. 1785; neue Aufl. 1789), «Dav. Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus» (Bresl. 1787), «Sendschreiben an Fichte» (Hamb. 1799). J. hat sowol als Dichter wie als Philosoph auf die deutsche Literatur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Wie seine beiden Romane durchweg den Stempel des Philosophischen und Didaktischen tragen, so ist auch seine Philosophie eine poetische, gefühlvolle und religiöse zu nennen. Seine philos. Schriften geben, in meistens aphoristischer Form und losgelöst von aller steifen Schulterminologie, das kämpfende Nachdenken eines religiös erregten Geistes mit eindringlicher Beredsamkeit zu erkennen, indem er in ihnen die Systeme seines philosophisch so erregten Zeitalters mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und beurtheilt. Man bezeichnet den Standpunkt seiner Philosophie als Gefühlsphilosophie, weil er die Vernunft für ein unmittelbar sicheres Gefühlsvermögen, alle

Digitized by Google

Verſtandeserkenntniß durch Nachdenken hingegen nur für ein abgeleitetes Wiſſen von minderm Werthe anſah. Von dieſem Standpunkte führte er heftigen Streit gegen Mendelsſohn, Kant, Fichte und Schelling. Die mit dem letztern durch J.'s Schrift «Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung» (Lpz. 1811; 2. Aufl. 1822) veranlaßte Streitigkeit wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. An ſeine «Werke» (6 Bde., Lpz. 1812—24) ſchließt ſich der von F. Roth herausgegebene «Auserleſene Briefwechſel» (2 Bde., Lpz. 1825—27). Später erſchien der «Briefwechſel zwiſchen Goethe und J.» (Lpz. 1846); Gildemeiſter, «J. G. Hamann's Leben und Schriften» (Bd. 5: «Briefwechſel J.'s mit Hamann», Gotha 1868); Zöpprit, «Aus Friedrich Heinrich J.'s Nachlaß» (2 Bde., Lpz. 1869). Vgl. Schlichtegroll, Weiller und Thierſch, «Friedrich Heinrich J. nach ſeinem Leben, Lehren und Wirken» (Münch. 1819); Kuhn, «J. und die Philoſophie ſeiner Zeit» (Mainz 1834); Rößler, «De philosophandi ratione Friderici Henrici J.» (Jena 1848); Deycks, «Friedrich Heinrich J. im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen» (Frankf. 1849); Fricker, «Die Philoſophie des Friedrich Heinrich J.» (Augsb. 1854); Zirngiebl, «Friedrich Heinrich J.'s Leben, Dichten und Denken» (Wien 1867); Harms, «Ueber die Lehre von Friedrich Heinrich J.» (Berl. 1876).

Jacobi (Joh. Georg), deutſcher Dichter, der ältere Bruder des Vorigen, geb. 2. Sept. 1740 zu Düſſeldorf, ſtudirte ſeit 1758 zu Göttingen und Helmſtedt Theologie und ward ſodann als Profeſſor der Philoſophie und Beredſamkeit nach Halle berufen. Seine «Poetiſchen Verſuche» (Düſſeld. 1764) brachten ihn 1766 mit Gleim in perſönliche Bekanntſchaft. Letzterer erweckte den Dichterberuf in ihm und verſchaffte ihm 1769 ein Kanonikat in Halberſtadt, wo beide mehrere glückliche Jahre miteinander verlebten. Im J. 1784 folgte J. einem Rufe nach Freiburg i. Br. als Profeſſor der Literatur. Nachdem er noch eine zweite vermehrte Ausgabe ſeiner «Sämmtlichen Werke» (7 Bde., Zür. 1807—13; neueſte Aufl., 4 Bde., 1825) beſorgt, ſtarb er 4. Jan. 1814. Er hatte ſich nach franz. Dichtern, insbeſondere nach Greſſet und Chaulieu gebildet, und erſt in ſeinen ſpätern Jahren erhob er ſich von der Weichheit ſeiner frühern Gedichte zu männlich-kräftigerer Empfindung. Doch ward er von ſeiner Zeit überſchätzt. Seine Biographie lieferte ſein Freund von Ittner (Zür. 1822). Vgl. «Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg J.» (Straßb. u. Lond. 1874).

Jacobi (Karl Guſt. Jak.), ausgezeichneter deutſcher Mathematiker, geb. 10. Dec. 1804 als der Sohn eines Kaufmanns zu Potsdam, erhielt den erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht auf dem dortigen Gymnaſium und bezog in ſeinem 17. Jahre die Univerſität zu Berlin, wo er ſeine Studien anfangs zwiſchen Mathematik, Philoſophie und Philologie theilte. Nachdem er ſich 1824 als Privatdocent für das Gebiet der Mathematik an der dortigen Univerſität habilitirt, wurde er im folgenden Jahre auf Hegel's Empfehlung als Lehrer der Mathematik an die Univerſität nach Königsberg geſendet, wo er 1827 eine außerord. und 1829 die ord. Profeſſur der Mathematik erhielt. In dieſe Zeit fallen J.'s epochemachende Entdeckungen im Gebiete der elliptiſchen Functionen, welche die Aufmerkſamkeit von ganz Europa erregten. Durch ſein Zuſammenwirken mit Beſſel und Neumann wurde die Univerſität Königsberg für mehrere Jahrzehnte eine hohe Schule für Mathematik, Aſtronomie und mathem. Phyſik, welche weſentlich für das Aufblühen der exacten Wiſſenſchaften in Deutſchland mitgewirkt hat. Nachdem J. ſeit 1843 aus Geſundheitsrückſichten einige Zeit in Italien gelebt, nahm er nach ſeiner Rückkehr als Mitglied (ſeit 1836) der Akademie der Wiſſenſchaften und königl. Penſionär ſeinen Wohnſitz zu Berlin, wo er neben ſeinem Freunde Lejeune-Dirichlet ſeine Lehrthätigkeit an der Univerſität mit beſtem Erfolge fortſetzte, bis er 18. Febr. 1851 ſtarb. Die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen über faſt alle Zweige der Analyſis hat er meiſt in Crelle's «Journal für die reine und angewandte Mathematik» ſowie in den «Monatsberichten» der berliner Akademie und andern periodiſchen Schriften niedergelegt. Ein Theil derſelben erſchien in den «Mathem. Werken» (3 Bde., Berl. 1846—71) geſammelt. Von ſeinen ſelbſtſtändigen Werken ſind «Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum» (Königsb. 1829) und der «Canon arithmeticus» (Berl. 1839) hervorzuheben. J.'s «Vorleſungen über Dynamik» wurden von Clebſch (Berl. 1866) herausgegeben. — Sein Bruder, Moritz Hermann J., geb. 21. Sept. 1801 zu Potsdam, widmete ſich dem Baufache und wirkte als Baumeiſter in Königsberg, bis er 1835 als Profeſſor der Civilbaukunſt nach Dorpat ging. Im J. 1837 nach Petersburg berufen, wurde er daſelbſt 1839 Adjunct, 1842 außerordentliches und 1847 ordentliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, ſowie ſpäter ruſſ. Staatsrath. Im J. 1872 vertrat er die ruſſ. Regierung bei der internationalen Meter-Conferenz zu Paris. Er ſtarb zu Petersburg 10. März 1874. Seinen Ruf begründete J. namentlich durch ſeine

Digitized by Google

Erfindung der Galvanoplastik (1839) und der Anwendung des Elektromagnetismus zur Bewegung von Maschinen sowie durch die von ihm mit Augeraud 1850 zu Petersburg in großem Maßstabe angestellten Versuche mit dem galvanischen Kohlenlicht. Außer einigen frühern Schriften, wie «Die Galvanoplastik» (Petersb. 1840) und «Mémoire sur l'application de l'electro-magnétisme au mouvement des machines» (Petersb. 1835), hat er eine Reihe von Abhandlungen in den «Mémoires» der petersburger Akademie veröffentlicht. Vgl. Wild, «Zum Gedächtniß an Moritz Hermann J.» (Lpz. 1876).

Jacobs (Christian Friedr. Wilh.), gleich ausgezeichnet als Humanist wie als erzählender Schriftsteller und Uebersetzer, geb. 6. Oct. 1764 zu Gotha, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1781 zu Jena Philologie und Theologie und kam 1784 nach Göttingen, wo seine Studien eine entschieden philol. Richtung nahmen. Schon ein Jahr darauf erhielt er eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Gotha, 1802 zugleich eine Anstellung bei der öffentlichen Bibliothek und folgte 1807 einem Rufe nach München als Lehrer der alten Literatur am Lyceum und Mitglied der neu organisirten Akademie der Wissenschaften. Infolge des Mistrauens und der Gehässigkeit gegen die prot. Norddeutschen sowie der polit. Kämpfe, welche damals Baiern bewegten, kehrte er jedoch Ende 1810 nach Gotha zurück, wo er die Stelle als Oberbibliothekar und Director des Münzcabinets übernahm. Hierauf ward er 1831 zum Director aller Kunstsammlungen und Geh. Hofrath ernannt, legte 1842 seine Aemter nieder und starb 30. März 1847. Die außerordentliche Productivität seines Geistes zeigt sich in einer langen Reihe von Schriften des mannichfaltigsten Inhalts, die sich sämmtlich durch Correctheit und Eleganz des Stils sowie durch Gründlichkeit und Geschmack auszeichnen. Außer mehrern Sammelwerken von Bemerkungen zur Kritik und Erklärung der Alten veröffentlichte er Ausgaben der «Antehomerica» des Tzetzes (Lpz. 1793), des Bion und Moschus (Gotha 1795), der «Anthologia Graeca» (13 Bde., Lpz. 1794—1814; neue Bearbeitung, 4 Bde., Lpz. 1813—17), des Achilles Tatius (2 Bde., Lpz. 1821), der «Imagines» des Philostratus (mit Welcker, Lpz. 1825) und der Thiergeschichte des Aelian (2 Bde., Jena 1832). Von den Uebersetzungen sind zu nennen: die des Vellejus (Lpz. 1793), eine Sammlung gelungener Uebertragungen der griech. Anthologie unter dem Titel «Tempe» (2 Bde., Lpz. 1803) und des Demosthenes «Staatsreden und Rede für die Krone» (Lpz. 1805; 2. sehr verbesserte Aufl. 1833). Namhafte Beiträge von J. finden sich in der «Bibliothek der alten Literatur und Kunst», in den als Nachträge zu Sulzer's «Theorie der schönen Wissenschaften» erschienenen «Charakteren der Dichter aller Nationen» (7 Bde., Lpz. 1793—1803), in Wieland's «Attischem Museum», welches er auch mit Hottinger 1802—10 redigirte und in Zürich herausgab, in Wolf's «Literarischen Analekten» und vielen andern gelehrten Zeitschriften. Auch gehören hierher seine «Beiträge zur ältern Literatur» (3 Bde., Lpz. 1835—43). Seine Reden und Abhandlungen über Gegenstände des classischen Alterthums u. s. w. sind, von ihm selbst geordnet, als «Vermischte Schriften» (Bd. 1—3, Gotha 1823—24; Bd. 4—8, Lpz. 1829—44) herausgegeben worden. Hierzu veröffentlichte Düntzer als Band 9 J.' «Briefwechsel mit Franz Gölder» (Lpz. 1862). Um den Unterricht in der griech. Sprache erwarb er sich ein wesentliches Verdienst durch sein treffliches, oft neu aufgelegtes «Elementarbuch der griech. Sprache» (zuerst, 4 Bde., Jena 1805). Seine belletristischen Schriften, wie «Alwin und Theodor» u. s. w., zeichnen sich durch den reinen Sinn und lebendige Schilderung aus. Die meisten derselben erschienen gesammelt unter dem Titel «Schriften für die Jugend» (3 Bde., Lpz. 1842—44), «Erzählungen» (7 Bde., Lpz. 1824—37), «Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers zu Mainau» (2 Bde., Lpz. 1823—25) und in der «Schule für Frauen» (7 Bde., Lpz. 1827—29). Einen Abriß seines Lebens gab J. selbst in den «Personalien» (Lpz. 1840; 2. Aufl. 1848). Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Wüstemann Vorlesungen unter dem Titel «Hellas» (Berl. 1852). — Paul Emil J., der Sohn des Vorigen, geb. 1803 zu Gotha, erwarb sich als Maler, besonders durch eine Reihe von Geschichtsbildern im Schlosse zu Hannover sowie durch die Gemälde Judith und Holofernes und Simson bei Delila, einen geachteten Namen. Er starb 6. Jan. 1866 zu Gotha.

Jacobson (Heinr. Friedr.), namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 8. Juni 1804 zu Marienwerder, studirte 1823—28 zu Königsberg, Berlin und Göttingen und habilitirte sich hierauf zu Königsberg, wo er 1831 eine außerord., 1836 eine ord. Professur der Rechte erhielt und 19. März 1868 starb. Seine Lehrfächer waren deutsches Recht, Proceß, Kirchenrecht, während seine schriftstellerische Thätigkeit fast ausschließlich dem letztern zugewandt war. J.'s Bestrebungen auf diesem Gebiete blieben darauf gerichtet, die theol. und juristische Seite der

Digitized by Google

Disciplin des Kirchenrechts enger miteinander zu verbinden und auf histor. Grundlage ein System des gemeinen und des preuß. Kirchenrechts vorzubereiten. Als Ergebnisse seiner Quellenforschungen in den Archiven und Bibliotheken Preußens und anderer deutscher Länder erschienen, außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften, unter anderm die «Kirchenrechtlichen Versuche» (2 Bde., Königsb. 1831—33) und die von Urkunden und Regesten begleitete «Geschichte der Quellen des Kirchenrechts des preuß. Staats» (3 Bde., Königsb. 1837—44). Letzterm Werke folgte «Das evang. Kirchenrecht des preuß. Staats und seiner Provinzen» (2 Bde., Halle 1864—66), die erste wissenschaftliche Gesammtarbeit für diesen Theil der Rechtswissenschaft. An den kirchlichen Bewegungen der Zeit hat J. stets den lebhaftesten Antheil genommen und sich in publicistischen Schriften, z. B. wegen der gemischten Ehen (1835) u. s. w., ausgesprochen.

Jacoby (Joh.), hervorragender polit. Charakter, geb. von israel. Aeltern 1. Mai 1805 in Königsberg, studirte daselbst 1823—27 Medicin und brachte einige Jahre auf Reisen durch Deutschland zu, bis er sich 1830 in seiner Vaterstadt als Arzt niederließ. Noch in demselben Jahre begab er sich im Auftrage des Oberpräsidenten von Schön nach dem damals insurgirten Polen, um die dort herrschende Cholera zu studiren, kehrte aber, als diese Seuche in Königsberg ausbrach, dahin zurück. Mit besonderm Eifer wandte sich J. der Politik zu und gerieth deshalb wiederholt in Conflicte mit der Censurbehörde. Wegen seiner «Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen» (Manh. 1841), worin er die Nothwendigkeit einer Verfassung darthat, des Hochverraths angeklagt, ward er von dem berliner Criminalgericht zu $2^1/_2$jähriger Festungsstrafe verurtheilt, aber 1843 vom Kammergericht freigesprochen. Zwei Flugschriften, «Preußen im J. 1845» und «Das königl. Wort Friedrich Wilhelm's III.», verwickelten ihn abermals in eine Untersuchung, infolge deren er zu $2^1/_2$jähriger Festungsstrafe verurtheilt, aber von dem ostpreuß. Tribunal ebenfalls freigesprochen wurde. J. begab sich 1848 nach Frankfurt a. M., saß im Vorparlament und wurde in den Funfziger-Ausschuß gewählt. Im Juni trat er in die (22. Mai eröffnete) preuß. Nationalversammlung ein, zu deren hervorragendsten Mitgliedern er gehörte. Er arbeitete namentlich für Organisation der sog. Volkspartei. In Berlin wurde er 1849 wieder in die Zweite Kammer gewählt, welche 26. Febr. eröffnet und 27. April aufgelöst wurde. Hierauf begab er sich nach Frankfurt a. M. und trat dort an die Stelle Friedr. von Raumer's in die Deutsche Nationalversammlung. Nach deren Auflösung ging er mit dem Rumpfe nach Stuttgart und von da nach Baden und in die Schweiz, wo er in Vernex am Genfersee seinen Aufenthalt nahm. In Preußen des Hochverraths angeklagt, stellte sich J. in Königsberg, wurde aber von dem dortigen Geschworenengericht (8. Dec. 1849) freigesprochen. Erst seit 1858 betheiligte sich J. wieder am öffentlichen Leben, namentlich mit der Broschüre «Die Grundsätze der preuß. Demokratie» (Berl. 1859). Eine im Frühjahre 1862 auf ihn gefallene Wahl im zweiten berliner Wahlkreise lehnte er ab. Als ihn aber im Herbst 1863 derselbe Wahlkreis wieder erwählte, nahm er das Mandat an und betheiligte sich 1864 und 1865 an den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses. Der Session im Frühjahre 1866 wohnte J. nicht bei, weil er eine sechsmonatliche Gefängnißstrafe zu verbüßen hatte, die ihm wegen einer vor seinen Wählern im Nov. 1863 gehaltenen Rede zuerkannt war. Auf Grund einiger incriminirter Stellen in der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung Heinrich Simon's (Berl. 1865) wurde er 1866 abermals zu einer vierzehntägigen Gefängnißstrafe verurtheilt. Der große Umschwung der nationalen Verhältnisse, der 1866 eintrat, blieb ohne Einfluß auf J., der allmählich in der starren Consequenz der von ihm angenommenen Grundsätze aus der Gemeinschaft mit allen seinen frühern Parteigenossen heraustrat. Vom zweiten berliner Wahlkreise 1866 in das Abgeordnetenhaus geschickt, hielt J. sich in der äußersten Opposition und votirte regelmäßig für Verweigerung des Budgets. Beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 ließ der Generalgouverneur der Küstenlande, General Vogel von Falckenstein, mit einigen Stimmführern der radical-social-polit. Demokratie auch J. in Haft nehmen, um deren Agitationen ein Ziel zu setzen. Die ihm 1871 angebotene Candidatur lehnte J. ab; in absoluter Verneinung verhielt er sich den großen Errungenschaften seit 1870 gegenüber durchaus feindlich und kam durch sein starres Festhalten an einem praktisch unverwerthbaren Princip dahin, daß er schließlich die Forderungen der Socialdemokraten zu den seinen machte, ohne von denselben ganz als der Ihrige anerkannt zu werden. Er starb an den Folgen einer Steinoperation 6. März 1877 in Königsberg. Schon vor seinem Tode waren seine «Gesammelten Schriften und Reden» (2 Bde., Hamb. 1872; 2. Aufl. 1877) erschienen. Die Reinheit seiner Absichten und die unantastbare Makellosigkeit seines Charakters haben auch seine polit. Gegner anerkennen müssen. Vgl. Möller, «Johann J.» (Königsb. 1877).

Digitized by Google

Jacoby (Louis), namhafter Zeichner und Kupferstecher, geb. 7. Juni 1828 zu Havelberg, absolvirte das dortige Realgymnasium und betrat dann im Atelier des Prof. Mandel zu Berlin die Künstlerlaufbahn. Nachdem er die Geschichte und Sage und die Hunnenschlacht nach den Kaulbach'schen Gemälden im Treppensaale des berliner Museums gestochen, unternahm er in Begleitung Mandel's eine Reise nach Paris, wo er über vier Jahre blieb, und ging dann mit dem Kunsthistoriker Guhl nach Spanien. Nach kurzem Aufenthalte in Berlin besuchte er Italien, hielt sich über zwei Jahre in Rom auf und wurde 1863 als Professor der Kupferstechkunst an die wiener Akademie berufen. Hier begann er den Stich der Schule von Athen nach Rafael. Von seinen übrigen Stichen sind hervorzuheben: die Porträts des österr. Kaiserpaars, die von Rokitanski, Olfers, Ritter, Cornelius, Ernst Guhl, General de la Motte-Fouqué, Graf York von Wartenburg, die nachtwandelnde Lady Macbeth (nach Kaulbach) u. s. w.

Jaconnet, Jacquet oder Jaquenette ist ein feiner, glatter Baumwollstoff (aus Garn Nr. 80—150), dichter gewebt als Musselin und im wesentlichen mit dem baumwollenen Batist übereinstimmend, von dem er sich jedoch durch eine weichere Appretur unterscheidet.

Jacŏtot (Jean), bekannt durch seine eigenthümliche Unterrichtsmethode, die Jacotot'sche Methode, wurde 4. März 1770 zu Dijon geboren und in der Polytechnischen Schule zu Paris gebildet. Nach beendeten Rechtsstudien prakticirte er als Advocat, wurde dann Professor der Humanitätswissenschaften, hierauf Kapitän der Artillerie, später Secretär im Kriegsministerium und, nachdem er einige Zeit Substitut des Directors der Polytechnischen Schule und Professor der Mathematik in Paris gewesen, als Professor der franz. Sprache und Literatur nach Löwen berufen. Hier trat er seit 1818 mit seiner Methode des Universalunterrichts hervor. J. starb zu Paris 31. Juli 1840. Die Grundsätze, auf welche sich die neue Unterrichtsmethode wesentlich stützte, waren etwa folgende: Wer etwas fest will, kann es. Der menschliche Geist vermag sich selbst zu unterrichten ohne anweisenden Lehrer. Die Geistesanlagen (intelligences) sind bei allen gleich. Die Methode J.'s geht, wie die Pestalozzi's, darauf hinaus, den Geist in Thätigkeit zu setzen und aufs höchste zu kräftigen, sodaß er die materielle Natur zu beherrschen vermag. Als Hauptbedingung aber, jene Herrschaft zu erreichen, gilt die Selbstüberwindung. In Beziehung auf das Lernen, das Erwerben von Kenntnissen, das Erkennen und die Einsicht in das Wesen der menschlichen und natürlichen Dinge, die durch die Erfahrung geboten werden, stellt J. die unausgesetzte Uebung und Stärkung des Gedächtnisses an die Spitze. Der Sprachunterricht, namentlich der Lese-Unterricht, ist indessen in seiner Methode am weitesten entwickelt worden. Auch auf Mathematik, Geographie, Geschichte und Naturkunde, selbst auf Musik und Zeichenkunst wurde dieselbe angewendet. Die neuere Pädagogik hat einige Principien J.'s adoptirt, wie auch die Vogel'sche Lehrmethode und verschiedene andere neue Fibeln sich zum Theil auf J. gründen. Vgl. «J.'s Universalunterricht, oder Lernen und Lehren nach der Naturmethode» (deutsch von Krieger, Zweibr. 1833), bearbeitet von Weingart (Ilmenau 1830), Braubach (Marburg 1830), Krieger (Zweibr. 1830) und Hoffmann (Jena 1835). Der J.'schen ist die Methode Hamilton's (s. d.) ähnlich.

Jacquard (Joseph Marie), der Erfinder einer nach ihm benannten mechan. Vorrichtung zur Kunstweberei (der Jacquardmaschine), wurde 7. Juli 1752 zu Lyon geboren. Seine Aeltern, die Fabrikarbeiter in broschirten Seidenstoffen waren, bestimmten ihn zu demselben Berufe, sodaß er ohne Unterricht blieb. In seinem 12. Jahre Buchbinderlehrling, hierauf Schriftgießergehülfe, wendete er nach dem Tode seiner Mutter sich wieder an der Seite des Vaters dessen Beschäftigung zu. Nachdem auch dieser 1772 gestorben, versuchte er selbst eine Werkstätte zur Verfertigung gemusterter Seidenstoffe anzulegen, mußte aber bald seine Webstühle und sogar sein väterliches Haus verkaufen. Seitdem brütete er nur über Erfindungen in den Fächern der Kunstweberei, Typographie und Messerfabrikation, sah sich aber endlich genöthigt, seinen Unterhalt als Arbeiter in einem Gipsbruche zu Bugey bei Lyon zu suchen, während seine Gattin in Lyon eine kleine Strohhutfabrik betrieb. Unter diesen und andern Wechselfällen verfolgte er jedoch beharrlich die Idee einer Verbesserung jener sog. Zugstühle, welche man damals allgemein zum Weben der gemusterten Stoffe anwendete. Diese Stühle enthielten eine große Menge von Schnüren, die mit langwieriger Arbeit vorgerichtet und beim Weben von einem Gehülfen des Webers (dem sog. Ziehjungen) mit der Hand nach bestimmter Ordnung angezogen werden mußten, um die Kettenfäden des Gewebes in der erforderlichen Weise zu jedem Einschusse zu heben. Schon vor 1790 hatte J. den Gedanken gefaßt, durch einen mechan. Apparat den Ziehjungen entbehrlich zu machen. Indessen trat die Revolution ein, deren Sache von ihm mit größtem Eifer ergriffen wurde. J. kehrte 1793 nach Lyon

Digitized by Google

zurück, kämpfte als Unteroffizier unter den Vertheidigern der Stadt gegen die Armee des Convents, mußte nach der Uebergabe fliehen und trat nun nebst seinem 14jährigen einzigen Sohne als Freiwilliger in die Rheinarmee. Nachdem er den Sohn auf dem Schlachtfelde verloren, ging er wieder nach Lyon, um sich aufs neue der Weberei zu widmen. Jetzt erst reifte ein von ihm entworfener, zum Ersatz des Ziehjungen dienender Apparat so weit, daß er denselben 1801 im Modell, 1802 im großen ausführen konnte. Doch war diese Erfindung noch unvollkommen. Von ihrer sofortigen Ausbildung wurde J. auch durch ein anderes Unternehmen abgezogen, indem er, veranlaßt durch in Frankreich und England gestellte Preisaufgaben, eine Maschine zum Netzstricken construirte, welche ihm 1804 eine goldene Medaille und eine Anstellung im pariser Conservatorium der Künste und Handwerke verschaffte. Bald kehrte er aber wieder nach Lyon zurück, wo er sich bemühte, in den Fabriken von gemusterten und broschirten Seidenstoffen seinen Webeapparat einzuführen, was wegen großen Widerstandes der Stuhlarbeiter nur allmählich gelang. Bis 1808 hatte J. dem Apparat eine völlig neue Gestalt gegeben, in welcher die frühere Construction weit übertroffen wurde. Schon 1812 zählte Frankreich in und außerhalb Lyon bereits 18,000 J.'sche Webstühle; seit 1815 fing die Erfindung an, sich nach andern Ländern zu verbreiten. Gegenwärtig hat sie allerorten die sonst üblichen Einrichtungen zum Musterweben fast gänzlich verdrängt. Die Maschine vereinfacht die Einrichtung und den Gebrauch des Webstuhls, macht es möglich, die größten und künstlichsten Muster in gewebten Stoffen jeder Art durch einen Weber ohne alle Beihülfe auszuführen, den Mustern eine früher völlig unthunliche Ausdehnung zu geben, jeden Stuhl mit sehr geringem Zeitaufwande zu einem neuen Muster vorzubereiten, mit dem Muster beliebig zu wechseln und ein beiseitegelegtes Muster jeden Augenblick ohne neu zu treffende Vorrichtungen wieder zu weben. Sie ist nebst der Erfindung der Schnellschützen das Wichtigste und Nützlichste, was die gesammte Webekunst von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag in ihrem Bereiche hat entstehen sehen. J. starb 7. Aug. 1834 zu Oullins bei Lyon, wo er seine letzten Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit verlebte. Vgl. Grandsard, «J., sa vie etc.» (Lille 1869); Kohl, «Geschichte der J.-Maschine nebst der Biographie J.'s» (Berl. 1873).

Jacquerie nannte man den Bauernaufstand, welchen die polit. Auflösung, in der Frankreich in der Mitte des 14. Jahrh. durch die Kriege mit Eduard III. von England sich befand, 1358 herbeiführte, und zwar deshalb, weil die Edelleute ihre Bauern, die sich geduldig schinden ließen, spottweise «Jacques bon homme» zu nennen pflegten. Den Anlaß zum Aufstande gaben die Verwüstungen, welche König Karl der Böse von Navarra in der Umgegend um Paris anrichtete und die den Landmann besonders trafen. Da die Bauern von dem verwilderten und schwelgerischen Adel durch Frondienste, Abgaben und Strafen auf das härteste bedrückt wurden, so wendeten sie sich zugleich gegen diese ihre nächsten Peiniger, legten Hunderte von Schlössern in Schutt, ermordeten die Edelleute und schändeten deren Frauen und Töchter. Bald verbreitete sich der Aufruhr aus der Gegend von Beauvais und Clermont in die Landschaften Brie, Soissonnais, Laonnais und an den Ufern der Marne und Oise. Hunderttausende von Bauern verübten die scheußlichsten Greuel. Schließlich vereinigten sich die Edelleute aller Parteien, denen es gelang, die Bewegung in Blut zu ersticken.

Jacut, geogr. Schriftsteller der Araber, s. Jakut.

Jade nach officieller, Jahde nach gewöhnlicher Schreibart, ein 22 Kilom. langer Küstenfluß im Großherzogthum Oldenburg, fließt aus dem Bareler Hochmoor in den 190 QKilom. großen Jadebusen der Nordsee, welcher durch wiederholte Meereseinbrüche in die friesländ. Landschaft Rüstringen infolge einer Reihe von Sturmfluten entstanden ist, von denen die sog. Eisflut vom 17. Jan. 1511 fünf Kirchspiele verschlang. Die günstigen Verhältnisse des Busens sowie die militärisch-politisch wichtige Lage desselben veranlaßten die preuß. Regierung, durch Staatsvertrag vom 20. Juli 1853 von Oldenburg zwei kleine, zu den Gemeinden Heppens und Neuende gehörige Landstreifen am Ost- und Westende der engsten Stelle des Busens zur Anlegung eines Kriegshafens käuflich zu erwerben. Dieses sog. Jadegebiet zählte zur Zeit der Erwerbung auf 340 Hekt. nur 109 E. Nachdem die Besitzergreifung 23. Nov. 1854 erfolgt, begann 18. Juli 1855 eine besondere Commission die Arbeiten zur Hafenanlegung. Bei der Einweihung des Kriegshafens durch König Wilhelm I. 17. Juni 1869 erhielt derselbe den Namen Wilhelmshaven. Trotz der Ungunst der Terrainverhältnisse übertrifft er doch die meisten ähnlichen Etablissements anderer Marinen. Die Hafeneinfahrt, durch zwei starke Molen gesichert, hat für die größten Kriegsschiffe genügende Breite und Tiefe. Das Hauptbassin ist 377 Mt. lang und 220 Mt. breit. Um dasselbe liegen Schuppen, Speicher und

Digitized by Google

Magazine für das Ausrüstungsinventar. Die Westseite ist mit drei parallelen Trockendocks von 138 Mt. Länge verbunden, welche, wie das Hauptbassin selbst, mit Granitquadern ausgemauert sind. Neben den Trockendocks befinden sich die Hellinge für den Schiffsbau, auf welchen bereits 1871 ein Aviso und seitdem die Panzerfregatte Großer Kurfürst erbaut wurde. Auf der Ostseite steht das Hauptbassin durch einen in gleicher Weise ausgemauerten, an seinem äußersten Ende mit Schleusenvorrichtung versehenen Kanal mit dem Jadebusen in Verbindung. Ein zweiter Ausgang ist (1877) im Bau und soll bis 1879 vollendet sein; er mündet südlich von dem vorhandenen und soll den Hafen für die Kriegsschiffe zugänglich erhalten, falls die Schleusenthore des andern Eingangs durch schwere Sturmfluten beschädigt würden. Südlich vom Kriegshafen liegt der Handelshafen, welcher durch einen Erdwall von der Jade getrennt ist. Die um den Hafen bei dessen Einweihung gegründete Stadt **Wilhelmshaven** war anfänglich nur eine Militärcolonie, zählt aber (1875) bereits 10,174 E., worunter nur etwa 2000 Mann Militär, ist Sitz des Commandos der Marinestation, hat großartige Kasernen und ist durch eine königl. preuß. Staatsbahn nach Oldenburg mit den Oldenburger Eisenbahnen verbunden. Eine Wasserleitung führt von dem oldenb. Dorfe Accum herüber. Stadt, Hafenanlagen und Marine-Etablissements werden halbkreisförmig von Fortificationen umgeben; das ganze Jadegebiet ist durch Gesetz vom 23. März 1873 seit 1. April 1873 mit der Provinz Hannover und zwar dem Landdrosteibezirk Aurich (Kreis Aurich) vereinigt. Vgl. Hohenstein, «Karte des Kriegshafens und der Stadt Wilhelmshaven» (Oldenb. 1872).

Jaen, Hauptstadt (Ciudad) der gleichnamigen nordöstlichsten Provinz (13,426 QKilom. mit [1870] 392,100 E.) des span. Königreichs Andalusien, liegt in 549 Mt. Höhe über dem gutangebauten Thale des Rio de J. malerisch am Fuße und Abhange eines sehr hohen Felsenbergs, der mit einem großen, noch jetzt als Festung dienenden maurischen Castell gekrönt ist. Die Stadt zählt 19,738 E., ist von alten, mit vielen Zinnen und Thürmen versehenen, aus der Araberzeit stammenden Mauern umgeben und hat steilansteigende, aber reinliche Straßen, gutgebaute Häuser, einen Dom, 12 Pfarrkirchen, 14 Klöster, Hospitäler, Kasernen, ein Theater sowie einen hübschen Platz nebst Promenade. J. ist der Sitz eines Bischofs, hat ein Instituto, eine Bibliothek, ein Gemälde- und Sculpturenmuseum und eine ökonomische Gesellschaft. Die bemerkenswertheften Gebäude sind die Kirche des Nonnenklosters Sta.-Clara und die im höchsten Theile der Stadt am Constitutionsplatz gelegene Kathedrale, ein im röm. Stil aufgeführtes Bauwerk des 16. Jahrh., mit zwei Thürmen und großer Marmorpracht im Innern. In der Maurenzeit war J. eine sehr blühende, wohlhabende, im 12. Jahrh. angeblich von 600 Seidenbau treibenden Dörfern umgebene Handelsstadt. Jetzt ist der Ort sehr herabgekommen, und die Bevölkerung treibt hauptsächlich Ackerbau Das im Osten gelegene Thal des Rio Tercero, ein romantischer Gebirgsgrund, ist voll der üppigsten Vegetation, mit vielen Mühlen, Landhäusern und den sehr besuchten Bädern von Javalcuz, deren Mineralquellen 24° R. Wärme haben. J. war seit dem 8. Jahrh. im Besitz der Araber, die es Dschejan nannten, wurde aber denselben nebst dem ganzen Gebiet 1246 durch Ferdinand III. von Castilien entrissen.

Jaffa oder Jafa, im Alterthum und Mittelalter Joppe (das Japho der Bibel), See- und Hafenstadt des türk. Vilajets Syrien, 56 Kilom. im Nordwesten von Jerusalem, ist stufenartig an einen felsigen Kegelberg hinaufgebaut, der sich bis ans Meer erstreckt, auf der Landseite von prachtvollen Obstgärten umgeben. Das Innere zeigt eine wirre Häusermasse mit engen, krummen und schmuzigen Gassen, ohne Denkmäler aus dem Alterthum. Ein imposantes Gebäude ist das feste, von span. Mönchen bewohnte Franciscanerkloster. Obschon der wichtigste Handelsplatz der palästinensischen Küste, ist doch die Rhede nur für kleine Schiffe zugänglich. Die Zahl der Einwohner wird auf 5—16,000 angegeben. J. ist einer der ältesten Häfen der Welt. Vor Anlegung von Cäsarea war es der eigentliche und einzige, nicht einmal ganz sichere Hafen Judäas, daher von Strabo der Hafen von Jerusalem genannt. Später in den Händen der Syrer, wurde es von den Makkabäern wieder erobert. Dann aber war es bis zur röm. Herrschaft Sitz von Seeräubern, weshalb es von Vespasian geschleift und eine Festung an seiner Stelle angelegt ward. An J. knüpft sich der Mythus von der hier an den Felsen geschmiedeten Andromeda sowie die Sage vom Propheten Jonas. Hierher ließ auch von Tyrus König Salomo die Baumaterialien zum Tempel schaffen. Der Apostel Petrus hatte hier die Erscheinung von dem Tuche, welches, mit allerlei Thieren angefüllt, vom Himmel kam. Unter Konstantin d. Gr. wurde die Stadt zum Bischofssitz erhoben. Zu ihrer Hauptblüte gedieh sie durch die Kreuzzüge, wo sie als Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer eine große Bedeutung erhielt und darum ein steter Zankapfel zwischen den streitenden Partei. war, bis sie 1268 gänzlich für

Digitized by Google

die Christen verloren ging. Von den aus Aegypten heranziehenden Franzosen unter Bonaparte wurde die Stadt 1799 erstürmt, worauf sie der Schauplatz des über die türk. Gefangenen verhängten Blutbades war. Mehemed-Ali nahm sie 1832, doch wurde sie ihm von den Türken mit engl. und österr. Hülfe 1841 wieder entrissen.

Jaffé (Phil.), namhafter Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1819 zu Schwersenz bei Posen, studirte, auf dem posener Gymnasium vorgebildet, 1840—44 zu Berlin Geschichte, gewann 1843 mit seiner «Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen» (Berl. 1843) einen von der philos. Facultät ausgeschriebenen Preis und veröffentlichte die «Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.» (Hannov. 1845), Arbeiten, die sich durch Sorgfalt der Forschung und Schärfe der Kritik auszeichneten. Großes Verdienst erwarb sich J. durch sein Werk «Regesta pontificum Romanorum ad annum 1198» (Berl. 1851), welches für die Geschichte des Papstthums eine völlig neue, urkundliche Grundlage legte. Da er aber als Jude von der akademischen Wirksamkeit in Preußen damals ausgeschlossen war, so studirte er 1850—53 in Berlin und Wien Medicin, um sich als Arzt eine Existenz zu gründen. Die Berufung zum Mitarbeiter bei der Herausgabe der «Monumenta Germaniae historica» unter Pertz' Leitung eröffnete J. ein Feld reichster Thätigkeit; seine Arbeiten für die «Monumenta», für die er lange in Italien reiste, gehören zu dem Besten, was die philol.-histor. Kritik geleistet hat. Doch fand J. in Pertz bald einen Gegner, sodaß er 1863 aus dieser Stellung schied, nachdem er 1862 zum außerord. Professor der Geschichte an der berliner Universität ernannt war. Seine Vorlesungen über Paläographie, Diplomatik und Chronologie genossen bald sehr großen Ruf. Daneben schuf J. in seiner «Bibliotheca rerum Germanicarum» (6 Bde., Berl. 1864—73) ein Musterwerk. Nach seinem Tode veröffentlichte Wattenbach die im Verein mit J. bearbeitete «Ecclesiae metropolitanae Coloniensis codices» (Berl. 1874). Doch verfiel J. mehr und mehr in Schwermuth und machte 3. April 1870 zu Wittenberg seinem Leben ein Ende.

Jagd oder Weidwerk. Die J. umfaßt die Kunst der regelrechten Verwerthung des nützlichen Wildes, indem dasselbe nach bestimmten Grundsätzen geschont oder erlegt wird, und der zweckmäßigsten Verminderung der Raubthiere. In den ältesten Zeiten nur dem Triebe der Selbsterhaltung entsprungen, und dann, wie auch noch heute bei vielen wilden Völkern, aus dem Bedürfniß nach Nahrung, Kleidung und zum Schutze der Heerden mit Eifer betrieben, ist die J. nach und nach ein männliches Vergnügen geworden, das fortwährend bei fast allen civilisirten Nationen in hohem Ansehen steht. Durch allmähliche Ausbildung der Grundbesitzverhältnisse wurde indeß die ursprünglich für jeden Mann freie J. gewissen Beschränkungen unterworfen, woraus das Jagdrecht (s. d.) und die Jagdgesetze entstanden. Auch stellte man gewisse Regeln fest, nach denen sie ausgeübt werden sollte, und es entwickelte sich allmählich die Jagdwissenschaft, die in den meisten Staaten einen Theil der Forstwissenschaft ausmacht. Die Jagdwissenschaft zerfällt in Jagdzoologie, Wildschutz, Wildzucht, Jagdkunde und Jagdtechnologie. Die Jagdzoologie oder die Naturgeschichte des nützlichen und schädlichen Wildes umfaßt die Benennung und systematische Eintheilung der jagdbaren Thiere, die Kenntniß ihres innern und äußern Baues, ihrer Abänderung nach Alter und Geschlecht, ihrer Fortpflanzung, Lebensweise, Nahrung, ihres Aufenthalts, ihrer Fährten (s. d.) und Spuren. Die Wildzucht beschäftigt sich mit den zweckmäßigsten Mitteln, in den Jagdrevieren einen normalen Wildstand zu erhalten, und setzt daher genaue Kenntniß des richtigen Verhältnisses der Geschlechter, der zuträglichsten Nahrung, der günstigsten Standorte und der Krankheiten des Wildes voraus. Der Wildschutz hat die Aufgabe, das nützliche Wild vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, besonders Raubthiere zu vertilgen, Wilddiebereien und Bartjägerei fern zu halten, Beunruhigung der Reviere während der Satz- und Brütezeit zu vermeiden. Die Jagdkunde umfaßt die Lehre von der regelrechten, echt weidmännischen Ausübung der verschiedenen Jagdarten behufs der vortheilhaftesten Benutzung des Wildes und zugleich der zweckmäßigsten Schonung des Wildstandes. Die Jagdtechnologie endlich behandelt die Kenntniß der Mittel, um des Wildes habhaft zu werden, als: Schußwaffen, Fallen, Schlingen, Jagdzeug (Tücher, Netze, Lappen). Man theilt die J. in hohe und niedere, in mehrern Staaten in hohe, mittlere und niedere ein. Diese Eintheilung hatte in frühern Zeiten eine wichtige Bedeutung, indem nur gewissen Ständen die eine oder andere Jagdart gestattet, die hohe meistens ausschließliches Recht des Landesfürsten war. Gegenwärtig wird diese Eintheilung wenig berücksichtigt; sie ist auch ganz willkürlich und weder auf eine wissenschaftliche noch praktische Basis gestützt. Zur hohen J. rechnet man Hochroth- (Hirsche) und Niederrothwild (Rehe), Elen-, Dam- und Schwarzwild (edel), Bären, Luchse und Wölfe (unedel); Stein- und Gamswild sowie Moufflon sollen ebenfalls zur hohen J. gezählt werden;

Digitized by Google

an Federwild: Schwäne, Trappen, Kraniche, Auer-, Birk- und Haselwild, Fasanen, große Brachvögel, Foken (Nachtreiher), sämmtliche große Raubvögel, die zur J. verwendet werden können (als edel, die übrigen als unedel). Zur Niederjagd zählen: a) Haarwild: Hasen, Kaninchen, Biber, Eichhörnchen (edel), Dachse, Ottern, Füchse, Marder, Iltis, Wiesel, wilde Katzen (unedel); b) Federwild: Schnepfen, Hühner, Gänse, Enten, Wachteln, Schnären, alle Drosseln, kleine Brachvögel, Lerchen und alle kleinen Vögel (edel), Busarde, kleine Eulen und alle Rabenarten (unedel). Zur Mitteljagd rechnete man Rehe und Schwarzwild, Wölfe, Birk- und Haselhühner und große Brachvögel.

Die gebräuchlichen Jagdarten sind folgende: 1) Eingestellte Jagen, bei denen das abzujagende Revier mit Tüchern (Zeug) und Lappen eingefaßt wird. Dieselben sind bestätigt, wenn man durch die mit Sorgfalt angestellte Versuche genau weiß, wie viel Wild in dem abzujagenden Bezirke steht; nicht bestätigt, wenn das Revier, ohne daß sich die Jäger früher genau von dem darin enthaltenen Wildstande überzeugt haben, mit Tüchern umstellt wird. Die eingestellten Jagen sind gegenwärtig besonders wegen der großen Auslagen für Tücher und der bedeutenden Arbeit selten. Man hat sie besonders für Roth-, Dam-, Reh- und Schwarzwild in Anwendung gebracht. 2) Parforce-Jagen, bei denen das Wild mit Meuten von Parforce-Hunden, die von Hatzleuten (Piqueurs) überwacht werden, gejagt und von den berittenen Jägern so lange verfolgt wird, bis es sich stellt oder von den Hunden gefangen wird. Diese Jagdart ist besonders auf Hirsche, Sauen und in England auch auf Füchse gebräuchlich. Aehnlich ist die Hasenhetze mit Windhunden, an die sich das Bugstren der Hasen anschließt, bei dem ein paar Reiter den Hasen auf freiem Felde so lange verfolgen und sich ihm bei seinen Wendungen vorwerfen, bis er sich duckt und fangen läßt. 3) Treib- oder Klapperjagen, bei denen das Wild durch Treiber, zuweilen mit Klappern versehen, aufgescheucht und den Jägern zugetrieben wird. 4) Jagen mit Wildbrakenhunden oder Bracken, wobei die Hunde das Wild aufsuchen und unter stetem Bellen (Geläute) verfolgen; es wird dann von den an den Wildwechseln aufgestellten Jägern erlegt. 5) Der Anstand (s. d.), bei dem sich der Jäger morgens oder abends an bekannten Wildwechseln, besonders an Orten, wo das Wild zur Aesung aus dem Wald tritt, aufstellt und dasselbe schießt. 6) Das Bürschen oder der Bürschgang (auch Weidwerken genannt) wird vom einzelnen Jäger betrieben, wobei er mit Berücksichtigung der Jägerregeln in Bezug auf Wind, Standort u. s. w. das Wild anschleicht und erlegt. Sowol beim Anstand als beim Bürschgang kann während der Brunftzeit der Hirsch durch Nachahmen des Brunftgeschreies, der Rehbock durch den künstlichen Laut der Ricke (das Blatten), der Fuchs durch das Nachahmen des Tons eines geängstigten Hasen oder einer Maus (Reizen) vom Jäger zum Schusse gebracht werden. 7) Die Suche mit dem Hühnerhund ist eine der angenehmsten Jagdarten, wobei ein wohldressirter Hühner- oder Vorstehhund im Galop oder im Trabe kreisend das Wild sucht, wenn er es gefunden hat, ruhig steht oder ihm langsam nachzieht, bis dasselbe, wenn es aus dem Lager auffährt oder auffliegt, geschossen wird. Die Suche wird vorzüglich auf Hasen, Rebhühner, Wachteln, Schnepfen und Fasanen ausgeübt. 8) Das Frettiren ist nur bei Kaninchen üblich, wobei die vom Frettchen aus dem Bau gejagten Kaninchen in vor den Röhren aufgestellten Netzen gefangen oder beim Herausfahren aus dem Baue geschossen werden. 9) Die Baize (s. d.) ist eine in Europa fast gar nicht mehr gebräuchliche J. mit Falken auf Reiher, Feldhühner, Enten, Hasen u. dgl. Dachse werden im Spätherbst, Füchse besonders zur Zeit, wenn sie Junge haben, mit Dachshunden in den Bauen aufgesucht, ausgegraben und todtgeschlagen; Fischottern mit Otterhunden gefangen und mit Spießen todtgestochen. Raubthiere, als Wölfe, Füchse, Marder, Iltise, werden mit Eisen (Schwanenhals, Teller- und Wechseleisen) oder in Fallen gefangen; Auer- und Birkhähne auf der Balz geschossen; kleine Vögel mit Garnen, Schlingen, Dohnen u. s. w. gefangen. Jeder Jäger soll genaue Kenntniß vom Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen des Wildes, vom zweckmäßigsten Wildtransport und dem vortheilhaftesten Herrichten und Aufbewahren der Wildhäute haben. In den meisten Staaten müssen die Berufsjäger nach vollbrachter Lehrzeit sich einer Prüfung unterziehen und erhalten bei befriedigenden Kenntnissen einen Freibrief. Vgl. Döbel, «Neueröffnete Jäger-Praktika» (4. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1828); Bechstein, «Vollständiges Handbuch der Jagdwissenschaft» (2. Aufl., 4 Bde., Gotha 1820—22); Jester, «Die kleine J., zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber» (4. Aufl. von Berg, 2 Bde., Lpz. 1859); Hartig, «Lehrbuch für Jäger» (7. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1852); aus dem Winckell, «Handbuch für Jäger» (4. Aufl. von Tschudi, 2 Bde., Lpz. 1865; 5. Aufl. 1878 fg.); Gräße, «Jägerbrevier» (2 Aufl., Wien 1869), hierzu als Band 2 «Hubertusbrüder» (2. Aufl., Wien 1875); Dunoyer de Noirmont, «Histoire de la chasse» (3 Bde., Par. 1868);

Digitized by Google

Gödde, «Die Jagd und ihr Betrieb» (Berl. 1874). Von Zeitschriften über J. sind zu nennen: «Jagdzeitung» (herausg. von Hugo, Jahrg. 1—19, Wien 1857—76), «Deutsche Jagdzeitung» (Jahrg. 1—4, Berl. 1872—76), «Illustrirte Jagdzeitung» (Jahrg. 1—3, Lpz. 1873—76).

Jagdrecht ist der Inbegriff derjenigen gesetzlichen Bestimmungen, die sich auf das Verbot und die Erlaubniß des Jagens von Wild beziehen. Nach röm. Rechte galten wilde Thiere, die noch niemand in seinen Besitz gebracht hatte, als herrenlose Sachen. Hieraus folgte, daß die Jagd auf eigenem Grund und Boden jedermann gestattet, auf fremden Gütern aber ohne Erlaubniß des Eigenthümers nur als Besitzstörung anzusehen war, wofür der Jäger mittels Erstattung des durch sein Eindringen angerichteten Schadens aufkam, ohne daß er das erlegte Wild herauszugeben brauchte. Einer besondern persönlichen Befähigung bedurfte es zur Ausübung der Jagd nicht, und selbst Sklaven wurde dieselbe nachgesehen oder von den Herren befohlen. Dagegen war das Weidwerk bei den alten Germanen als Vorschule und Ersatz des Kriegs nur den waffenberechtigten Freien auf ihrem echten Eigenthum oder auf dem Landbesitze ihrer Markgemeinde vorbehalten, den Unfreien oder Hörigen aber untersagt. Bei leihweiser Ueberlassung einer Bauernnahrung verblieb das J. dem Obereigenthümer. Hieraus entwickelten sich die Jagdbefugnisse des Grundherrn oder des Besitzers der Vogtei, ingleichen seit der Zeit, wo auch die geringern Freien auf dem Lande in die Klasse der Schutzpflichtigen herabgedrückt wurden, das J. der Rittergutsbesitzer auf den Grundstücken ihrer Bauern. In den unter Bann gelegten Reichsforsten stand die Jagd allein dem Kaiser zu, welches Beispiel die Fürsten nach Entstehung der Landeshoheit in der Weise für sich verwertheten, daß sie besonders die Waldungen freier Landgemeinden für Forsten erklärten und ihrem Wildbann unterwarfen. Weiterhin kam die gefällige Doctrin der Juristen durch die Schöpfung eines eigenen Jagdregals der fürstl. Jagdlust noch mehr zu Hülfe. Indem sie die landesherrlichen Rechte ebenfalls unter den Begriff der Vogtei brachten, gelangten sie zu der Behauptung eines halb staatsrechtlichen, halb privaten Obereigenthums des Fürsten an allem Grundbesitz innerhalb seines Territoriums, woraus sich im Anschluß an die bisherigen Begriffe und unter Benutzung der Lehre von den herrenlosen Sachen ein ausschließendes J. des Landesherrn folgern ließ. Obwol nun die Fürsten mit diesen Ansprüchen nicht vollständig durchzudringen vermochten, da sich die größern Grundeigenthümer in dem Besitze ihrer althergebrachten Jagdgerechtsame behaupteten, so befestigte sich doch die Ansicht, daß der Wildstand ein den gewöhnlichen Landsassen unzugängliches Jagdvermögen bilde, dessen Mitbenutzung ein besonderes, durch unvordenklichen Besitz oder landesherrliche Verleihung erworbenes Privilegium voraussetze. Um den Landesherren wenigstens einen Antheil an den privaten Jagdgerechtigkeiten zu verschaffen, wurde der Unterschied zwischen hoher und niederer Jagd erfunden und jene bei Verleihungen, oder vereinzelt selbst durch Landesgesetzgebungen, für den Fürsten in Anspruch genommen. Mit den weitern Versuchen, die Regierungsrechte aus dem Wesen und den Aufgaben des Staats zu entwickeln, hängt die Aufstellung einer Jagdhoheit zusammen. Man bezeichnete damit die Befugnisse, welche dem Landesherrn nicht erst vermöge des histor. Rechts, sondern schon begriffsmäßig und aus Gründen der Culturpolitik hinsichtlich des Jagdwesens zustehen sollten. Es fällt darunter das Recht, mit einer eigenen Jagdgesetzgebung vorzugehen, eine Hegezeit für die verschiedenen Arten des Wildes festzusetzen, wegen Ausrottung der Raubthiere Veranstaltungen zu treffen, die Forst- und Jagdordnungen gegen Wildfrevler im Forst- und Jagdgerichte zu handhaben, den Jägerstand mit besondern Vorrechten auszuzeichnen u. s. w. Vgl. Stieglitz, «Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland» (Lpz. 1832).

Unter dem Einflusse dieser Ansichten, welche die Vorliebe für das Weidwerk zugleich als heiliges Recht und als Regierungsthätigkeit darstellten, steigerte sich der fürstl. Jagdterrorismus zur wirklichen Landplage. Das Wild verwüstete Saaten und Aecker, und der wehrlos gemachte Landmann mußte noch dazu Jagdfronen, besonders Treiber- und Trägerdienste, Wildprets- und Jagdzeugfuhren verrichten, hin und wieder die Jäger ins Quartier, die fürstl. Jagdhunde ins Futter nehmen, oder eigene Abgaben, wie Wolfsjagddienstgelder, Hecken-, Wald- und Wildhufenbeiträge, Wildhafer, Jagdgülden, erlegen. Dem Wilddiebe drohte schwere Freiheits- und im Wiederholungsfalle selbst Lebensstrafe; aber auch andere Jagdfrevel und Vergehen wurden nach den strengsten Gesetzen beurtheilt. Erst seit dem 18. Jahrh. war man auf den Schutz des Feldes und Waldes gegen die Beschädigungen durch das Wild mehr bedacht, und es ergingen Vorschriften wegen Beschränkung des Wildstandes sowie über Vergütung der Wildschäden. Zugleich wurden die Gesetze über die Wilddieberei, welche trotz aller Strenge in vielen Gegenden Deutschlands ihren demoralisirenden Einfluß äußerte, mit den allgemeinen strafrechtlichen Grund-

Digitized by Google

sätzen mehr in Einklang gebracht. In Frankreich zerstörte endlich die Revolution von 1789 das J. auf fremdem Grund und Boden, und in Deutschland, wo die Reste alter Unfreiheit und Abhängigkeit im Wege allmählicher Reform und zum Theil durch Ablösung beseitigt wurden, mußte jenes Recht mit der auch den Bauern zugewiesenen Stellung von Vollfreien und echten Eigenthümern immer mehr in Widerspruch gerathen. Durch die Gesetzgebung von 1848 wurde daher in allen deutschen Landen der Rechtssatz aufgenommen, daß in dem Grundeigenthum die Jagdbefugniß zugleich enthalten sei. Mit dem J. auf fremdem Grund und Boden kam auch die sog. Jagdfolge oder das besonders erworbene Recht, verwundete Thiere in das Revier eines Dritten hinüber zu verfolgen und dort in Besitz nehmen zu dürfen, fast überall in Wegfall. Um jedoch den Zuschuß, welchen die Jagd zu den Ernährungsmitteln liefert, vor sinnloser Verwüstung zu bewahren, bestimmt die neuere Jagdpolizeigesetzgebung nach dem Vorgange des franz. Rechts, daß nur größere Grundeigenthümer die Jagd selbstständig ausüben dürfen, während die Besitzer von kleinern Stellen zu Jagdverbänden zusammentreten und die so gebildeten Reviere verpachten müssen. Außerdem wird durch die Einführung von periodisch zu erkaufenden Jagdkarten der Andrang unberufener Schützen beschränkt, desgleichen durch Bestimmungen zum Schutze der Feldfrüchte und zur Schonung des Wildes in der Hegezeit sowol das Beste des Landbaues wahrgenommen, als für die Erhaltung des Wildes in mäßiger Zahl gesorgt. Ueber die in Preußen geltenden gesetzlichen Bestimmungen über die Jagd vgl. «Sämmtliche Jagdgesetze für die königl. preuß. Staaten» (2. Aufl., Berl. 1874).

Jagello oder Jagjello, der Sohn Olgerd's, der Enkel Gedimin's, wurde 1381 nach dem Tode seines Vaters Großherzog von Litauen und behauptete sich in dieser Würde gegen seinen Oheim Kjeystut, den er gefangen nehmen und ermorden ließ, und gegen dessen tapfern Sohn Witold, mit dem er sich versöhnte. Nachdem er das Christenthum angenommen und sich mit der Königin Hedwig vermählt hatte, bestieg er 1386 als Wladislaw II. den poln. Thron. Seine fortwährenden Kämpfe mit den Deutschen Rittern in Preußen und sein Bestreben, Litauen in Verbindung mit Polen zu erhalten, sind die Hauptmomente seiner 48jährigen Regierung. Die Deutschen Ritter besiegte er in der großen Schlacht bei Tannenberg 1410, die für Polen zunächst zwar nur geringen Erfolg hatte, mit der aber des Ordens gänzlicher Verfall begann. Die Verbindung Polens mit dem von besondern Herzogen beherrschten Litauen blieb nur eine lose, und zuletzt trat Litauens Herzog Swidrigaylo in offenem Kampfe gegen Polen auf. Durch die Gründung des Bisthums zu Wilna suchte J. die röm.-kath. Religion in Litauen zu befördern. Schon immer bei der Geistlichkeit im Verdachte einer Hinneigung zum Hussitismus, rief er 1432 die Hussiten zu Hülfe gegen die Ordensritter, die Pomerellen verwüsteten. J. gründete 1400 an der Stelle der verfallenen Anstalt Kasimir's d. Gr. die Universität zu Krakau, die noch gegenwärtig seinen Namen trägt. Er starb 1434 in Grodek bei Lemberg und wurde zu Krakau beigesetzt. — Jagellonen ist der Name der von J. gestifteten Dynastie, die in Polen und Litauen, Böhmen und Ungarn geherrscht hat. In Polen regierten sieben Könige aus dem jagellonischen Hause (1386—1572) in vier Generationen. Auf J. selbst folgten dessen Söhne Wladislaw III. und Kasimir IV., dann des letztern drei Söhne: Johann Albrecht, Alexander und Sigismund I., zuletzt Sigismund's Sohn, Sigismund August, mit dem der jagellonische Mannesstamm in Polen ausstarb. Mit Sigismund III., einem Sohne des Königs Johann von Schweden und der Schwester Sigismund August's, Katharina, kam 1587 eine weibliche Linie der Jagellonen wieder auf den poln. Thron und regierte in dessen Söhnen Wladislaw IV. und Johann Kasimir noch bis 1668. In Böhmen und zugleich in Ungarn regierten zwei Jagellonen: Wladislaw II., der älteste Sohn des poln. Königs Kasimir IV. (gest. 1516), und jenes Sohn, Ludwig II., welcher 1526 bei Mohacs blieb, Gemahl von Maria, der Enkelin des Kaisers Maximilian I. Mit Ludwig's Schwester, Anna, erlosch hier das jagellonische Haus; diese heirathete den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, dem sie die Kronen von Böhmen und Ungarn zubrachte. Auch mit deutschen Fürstenhäusern, wie Brandenburg, Sachsen und Braunschweig, waren die Jagellonen verschwägert.

Jagemann (Christian Jos.), ein um die Verbreitung der ital. Literatur in Deutschland verdienter Gelehrter, geb. 1735 zu Dingelstedt im Eichsfeld von kath. Aeltern, trat, zum Mönchsstande bestimmt, mit dem 17. Jahre in den Augustinerorden, entfloh aber aus dem Kloster zu Konstanz gleich nach dem Noviziat. Mit Hunger und Noth kämpfend, half er sich durch bis nach Dänemark, wo er zwei Großoheime aufsuchte. Diese verschafften ihm eine Hauslehrerstelle. Doch vom Heimweh getrieben, kehrte J. nach zwei Jahren ins Vaterhaus zurück und mußte zur Sühne nach Rom pilgern. Mit Freuden wanderte er nach Rom, bat den Papst um

Digitized by Google

Erlaß der Strafe wegen seiner Entweichung und um Dispens vom kanonischen Alter, mußte jedoch jahrelang auf die Erfüllung seiner Wünsche hoffen. Inzwischen hatte er die ital. Literatur so lieb gewonnen, daß er nach erhaltener Priesterweihe in Florenz zu bleiben beschloß und hier die Stelle als Beichtvater bei den Deutschen daselbst annahm. Seine ital. Uebersetzung von Büsching's «Erdbeschreibung» (Flor. 1770) brachte ihm bei den Italienern den Ruf eines Gelehrten. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt er die Stelle eines Directors am kath. Gymnasium zu Erfurt. Im J. 1775 wurde er als Privatbibliothekar der Herzogin Anna Amalie nach Weimar berufen. Er starb 4. oder 5. Febr. 1804. Durch seine «Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien» (3 Bde., Lpz. 1777—81), eine Bearbeitung von Tiraboschi's «Storia della letteratura italiana», und durch sein «Magazin der ital. Literatur und Künste» (8 Bde., Weim. u. Halle 1780—85) trug er viel bei zur genauern Kenntniß der ältern ital. Literatur. Sein «Ital. Wörterbuch» machte das Bedürfniß eines bessern nur fühlbarer, und seine «Sprachlehre» kam bald in Vergessenheit. — Ferdinand J., des Vorigen Sohn, geb. zu Weimar 24. Aug. 1780, erwarb sich den Ruf eines nicht unbedeutenden Porträt- und Historienmalers. Er war Schüler Tischbein's in Kassel und Füger's in Wien, bildete sich dann in Paris und Rom weiter aus und kehrte 1810 nach Weimar zurück, wo er 9. Jan. 1820 starb. — Karoline J., die Schwester des letztern, geb. zu Weimar 1778, wurde zur Ausbildung ihres seltenen Talents für die Tonkunst von der Herzogin Amalie nach Manheim gesendet, hier von Beck und Iffland unterrichtet und 1797 am weimarischen Theater angestellt. Durch ihre außerordentliche Schönheit wie durch ihre seelenvolle Stimme, ihren trefflichen Vortrag und ihr im Tragischen ergreifendes Spiel riß sie sowol in der Oper als im Schauspiel alles zur Bewunderung hin. Auch gewann sie die Neigung des Großherzogs Karl August, der sie mit dem Rittergute Heygendorf beschenkte und zur Frau von Heygendorf erhob. Im J. 1828, nach Karl August's Tode, verließ sie Weimar und die Bühne, lebte abwechselnd in Berlin, Manheim, Dresden und auf ihrem Gute und starb 10. Juli 1848 in Dresden.

Jäger gehörten früher zur leichten Infanterie, waren mit gezogenen Büchsen und Hirschfängern bewaffnet, rekrutirten sich vorzugsweise aus Forstleuten und wurden sorgfältig im Schießen und Felddienst ausgebildet. Seitdem aber die gesammte Infanterie mit gezogenen Gewehren bewaffnet worden, ist der Grund ihrer frühern Existenz fortgefallen, da jetzt alle Infanterie-Abtheilungen im zerstreuten Gefecht und in den Operationen des Kleinen Kriegs geschult sein müssen. Wo J. noch bestehen, sucht man ihnen durch guten Ersatz noch ein gewisses Uebergewicht zu erhalten, doch ist schon mehrfach in den größern Heeren der Gedanke ausgesprochen, sie vollständig mit der Infanterie zu verschmelzen. J. wurden zuerst während des Dreißigjährigen Kriegs errichtet, in Preußen später durch Friedrich II. (1740), in Oesterreich, das seine Panduren und Kroaten hatte, ein deutsches Jägercorps 1758 (1788 die tiroler Scharfschützen), in Rußland unter Katharina II., in Frankreich unter Ludwig XV. (S. Bersaglieri und Scharfschützen.) Reitende J. hat es vorübergehend in Oesterreich und Preußen gegeben; Frankreich hat deren noch in den Chasseurs à cheval.

Jäger (Gustav), namhafter deutscher Historienmaler, geb. 12. Juli 1808 zu Leipzig, erhielt seine künstlerische Bildung erst in seiner Vaterstadt, dann auf der Akademie zu Dresden. Von dort wandte er sich nach München, wo er der Leitung von Jul. Schnorr von Carolsfeld folgte und zuerst mit bedeutendern Arbeiten (z. B. Moses) öffentlich auftrat. In Rom, wohin er 1836 ging, lieferte er das Bild des Bileam, wie ihm der Engel des Herrn entgegentritt. Von seinen röm. Studien ward er 1837 abgerufen, um in München an der Ausschmückung des Königsbaues mit Fresken theilzunehmen, welche Schnorr übernommen hatte. Hierbei wirkte er neben Gießmann hauptsächlich an der Ausmalung des Habsburg- und des Barbarossasaals, welche Arbeiten er nur unterbrach, um den Tod Mosis für den Sächsischen Kunstverein darzustellen. Zu dem münchener Werke zurückkehrend, half er auch bei der Reihenfolge kleinerer Darstellungen, welche den Saal Karl's d. Gr. zieren. Die Ausführung dieser Fresken zeugt von Kraft, Klarheit, Harmonie und ruhiger Consequenz, welche keinen Theil vor dem andern bevorzugt. Nach Vollendung dieser Arbeiten blieb J. in München und wandte sich der Oelmalerei wieder zu. Sein nächstes Werk war eine Grablegung Christi, welche der Composition nach zu den gediegensten Bildern der Schule gezählt werden muß und auch in Betreff der Farbe ausgezeichnet zu nennen ist. Seit 1847 wirkte J. als Director der Akademie der bildenden Künste in Leipzig. Er übernahm 1850 an Schnorr's Stelle eins der großen Frescobilder im vierten Nibelungensaale zu München, nachdem er 1846—48 im Schlosse zu Weimar das Herderzimmer mit Fresken geschmückt hatte. Seitdem wandte sich J. wieder Darstellungen histor.-biblischer Stoffe

Digitized by Google

in Staffeleibildern zu, unter denen besonders das Altarblatt für die neugebaute Kirche in Lengenfeld hervorzuheben ist. Er starb 29. April 1871 in Leipzig.

Jägerndorf (böhm. Carnow), ein gegenwärtig theils zum Leobschützer Kreise des Regierungsbezirks Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, größtentheils jedoch zum österr. Herzogthum Schlesien gehöriges Fürstenthum, ehedem ein Bestandtheil des Herzogthums Ratibor-Troppau, tritt erst 1429 als ein besonderes Fürstenthum auf, als Nikolaus V., ein Enkel Herzog Johann's I. von Ratibor, seinen Sitz in der Stadt J. aufschlug. Als dessen Sohn Johann 1483 kinderlos gestorben, kam das Fürstenthum an dessen Schwester und Erbin Barbara und ihren Gemahl Georg von Schellenberg. Dieser verkaufte das Ländchen 1523 an den hohenzoll. Markgrafen Georg den Frommen (gest. 1543); dessen Sohn Georg Friedrich ward 1557 von Kaiser Ferdinand I. mit J. belehnt, überließ aber das Fürstenthum nebst den Herrschaften Beuthen und Oderberg 1595 dem Kurprinzen Joachim Friedrich von Brandenburg als Geschenk, welches dieser, nachdem es ihm 1598 auch als Kurfürsten bestätigt war, nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich 1603 übernahm. Der Kurfürst trat schon 12. April 1607 J. nebst Beuthen und Oderberg an seinen zweiten Sohn Johann Georg zur selbstständigen Regierung ab mit dem Vorbehalt, daß nach dem Aussterben der männlichen Nachkommenschaft desselben die Länder auf immer mit dem Kurstaat Brandenburg vereinigt werden sollten. Kaiser Rudolf II. erklärte jedoch dieselben als durch den Tod Georg Friedrich's erledigte Lehen, die an Böhmen zurückfallen müßten, versagte allen Verträgen innerhalb des brandenb. Hauses seine Genehmigung und verlangte die Räumung. Johann Georg behauptete sich indeß im Besitz. Nachdem aber schon 1617 Beuthen und Oderberg auf dem Rechtswege der Krone Böhmen zugesprochen, erklärte 22. Jan. 1621 Kaiser Ferdinand II. den Johann Georg wegen seiner Parteinahme für den von den Böhmen zum König erwählten Friedrich V. von der Pfalz in die Reichsacht, und J. wurde nach kaiserl. Resolution vom 15. März 1622 durch Lehnbrief vom 13. Mai 1623 dem Fürsten Karl von Liechtenstein übertragen. Johann Georg kämpfte bis zu seinem Tode (2. März 1624) im Verein mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen vergeblich für sein Recht. Auch seinem Sohne, dem Markgrafen Ernst (geb. 18. Jan. 1617), welcher bei dem Beginn der böhm. Unruhen erst ein Jahr alt war, blieb sein Erbe vorenthalten. Mit dem kinderlosen Tode desselben (24. Sept. 1642) gingen seine Ansprüche auf Brandenburg über. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm erklärte die Einziehung des Fürstenthums für ungesetzlich, und erlangte 1686 endlich zur Entschädigung den Kreis Schwiebus. Allein da dieser, zufolge eines geheimen Tractats mit dem damaligen Kurprinzen Friedrich, 1694 wieder an den Kaiser zurückzugeben war, so machte König Friedrich II. 1740 die hierdurch wieder begründeten Ansprüche Preußens auf Schlesien geltend und erlangte in dem den ersten Schlesischen Krieg beendigenden Frieden 1742 unter anderm auch den diesseit der Oppa gelegenen Theil der Fürstenthümer J. und Troppau nebst dem vorher zu Mähren gehörigen District Katscher. Im preuß. Antheil von J. ist der Hauptort Leobschütz (s. d.). Im österreichisch gebliebenen Antheile des Fürstenthums ist der Hauptort die Stadt J. an der Oppa, am Fuße des Burgbergs, an der Mährisch-Schlesischen Centralbahn und durch Zweigbahn nach Leobschütz mit der Oberschlesischen Eisenbahn verbunden. Dieselbe zählt (1869) 8442 E. und hat ein fürstl. liechtensteinsches Schloß, eine schöne Decanatskirche, ein Minoritenkloster, eine Hauptschule und eine Realschule. Auch sind noch die Trümmer der Burgen Lobenstein und Schellenberg vorhanden. Der Ort unterhält starke Tuchfabrikation, Maschinenfabriken, Woll- und Leinweberei. Im Mai 1745 fanden bei J. zwei Gefechte zwischen den Preußen und Oesterreichern statt, und 11. Jan. 1779 zogen die letztern in einem Gefechte den kürzern. Vgl. Biermann, «Geschichte der Herzogthümer Troppau und J.» (Teschen 1874). — Groß-Jägerndorf, s. Insterburg.

Jagst oder Jaxt, ein reißender Fluß, der bei Walxheim im württemb. Oberamte Ellwangen entspringt, anfangs in nördl., zuletzt aber in südwestl. Richtung an Ellwangen, Kirchberg, Langenberg und Jagstberg vorüberfließt, dann eine Strecke weit die Grenze zwischen Würtemberg und Baden bildet und bei Jagstfeld, Wimpfen gegenüber, in den Neckar mündet. Nach ihm ist der Jagstkreis benannt, einer der vier Regierungsbezirke des Königreichs Würtemberg, von 5138,92 QKilom. mit (1875) 390,703 E. und der Hauptstadt Ellwangen. Zwischen Jagstfeld, einem Dorfe mit Soolbädern, und Kochendorf liegt die 1820 gegründete Saline Friedrichshall, die 1872 nicht weniger als 1,015,870 Ctr. Steinsalz und 266,335 Ctr. Kochsalz lieferte. In nordöstl. Richtung befindet sich 30 Kilom. oberhalb der Marktflecken Jagsthausen, der Geburtsort des Ritters Götz von Berlichingen, dessen eiserne Hand nebst röm. Alterthümern in einem der dortigen drei Schlösser gezeigt wird. Das Stammschloß des

Digitized by Google

Ritters, Berlichingen, liegt in der Nähe in Trümmern. Sein steinernes Grabmal ist in der prächtigen Kirche des bei dem nahen Dorfe Schönthal an der J. gelegenen evang. Seminars, eines ehemaligen Cistercienserklosters, zu sehen.

Jaguar, Unze, Onze oder Amerikanischer Tiger (Felis Onça), heißt das größte und gefährlichste, zum Katzengeschlechte gehörige Raubthier Amerikas, das, den Schwanz ungerechnet, etwa 1,5 Mt. lang, rostgelb, am Bauche weiß und an den Seiten mit vier bis sechs Längsreihen großer schwärzlicher Ringflecken mit einem Mittelfleck gezeichnet ist. Auch gibt es eine schwarze Abart, die schwarze Onze, deren Flecken und Ringe nur bei unter gewissen Winkeln auffallenden Lichtstrahlen wahrgenommen werden. Der J. hält sich am liebsten in der Nähe großer Ströme auf, denn er schwimmt ebenso geschickt, als er auf Bäume klettern kann. Es ist daher kein Thier vor ihm sicher, und er wird selbst dem Menschen gefährlich. Die Indianer tödten ihn gewöhnlich mit kleinen, aus Blaserohren abgeschossenen, stark vergifteten Pfeilen, welche von dem J. nicht beachtet werden, da sie beim Eindringen kaum stärker als ein Dorn stechen, ihn aber bereits binnen einer Viertelstunde tödten.

Jahde, Jahdebusen und **Jahdegebiet**, s. Jade.

Jahn (Friedr. Ludw.), der sog. Turnvater, geb. 11. Aug. 1778 zu Lanz in der Priegnitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte 1791—95 das Gymnasium zu Salzwedel und dann kurze Zeit das zum Grauen Kloster in Berlin und studirte 1796—1802 in Halle, Göttingen und Greifswald, wo er mit Ernst Moritz Arndt (s. d.) in freundlichem Verkehr lebte, Theologie und Philologie. Aus Haß gegen die Franzosen wollte er im Herbst 1806 in das preuß. Heer eintreten, erreichte dasselbe aber erst nach der Schlacht von Jena und flüchtete dann mit diesem bis Lübeck. Während der nächsten Jahre unternahm er theils mehrere Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands, sowol um Sprachforschungen zu machen, als um das Nationalgefühl zu wecken, theils arbeitete er im Vaterhause an seiner Schrift «Deutsches Volksthum» (Lübeck 1810; 2. Aufl. 1817). Im Herbst 1809 ging er nach Berlin, wo er 1810 als Hülfslehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster und an der Plamann'schen Erziehungsanstalt angestellt wurde und 1811 seine Turnanstalt in der Hasenheide eröffnete. In dem Schmerze über die Demüthigung Deutschlands, insbesondere Preußens, faßte er nämlich den Entschluß, die Wiederherstellung des Volksgeistes durch die Entwickelung der physischen und moralischen Volkskraft zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Das Mittel dazu glaubte er besonders in der Turnkunst gefunden zu haben. Gleichzeitig wirkte er auch als Schriftsteller für Belebung des deutschen Nationalsinns unter der Jugend, wodurch er nicht wenig für Erhebung des Volks in dem großen Kampfe von 1813 beitrug. Infolge eines Rufs König Friedrich Wilhelm's III. ging er 1813 nach Breslau, trat in das Lützow'sche Corps und wurde von hier mehrfach von dem König zu Sendungen verwendet. Mit dem Lützow'schen Corps und als Führer eines Bataillons Freiwilliger nahm er an den Feldzügen von 1813 und 1814 theil und zog 1815 mit in Paris ein. Nach der Rückkehr in die Heimat hielt er seit 1817 in Berlin Vorlesungen über deutsches Volksthum und wurde vom Staate als Turnlehrer angestellt. Bald gerieth indeß auch J. namentlich durch sein freies und derbes Wesen der herrschenden Reactionspolitik gegenüber in den Verdacht eines Demagogen, und es erfolgte die Schließung der Turnplätze. J. selbst sah sich 14. Juli 1819, als er eben einem Rufe als Professor der Geschichte nach Greifswald zu folgen im Begriff stand, als Demagog verhaftet, zuerst nach Spandau, dann nach Küstrin gebracht und hierauf 1820 vor eine Immediatcommission in Berlin gestellt. Bis zur Entscheidung als Festungsgefangener in Kolberg unter Aufsicht gestellt, wurde er 1824 zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt, 1825 indeß freigesprochen. Dennoch untersagte man ihm, seinen Aufenthalt in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt und innerhalb 10 Meilen von Berlin zu nehmen. Er wählte Freiburg an der Unstrut zum Aufenthaltsorte, wurde aber 1829, weil er der Jugend durch demagogische Umtriebe ein gefährliches Beispiel gegeben haben sollte, nach Kölleda verwiesen. Erst später gestattete man ihm, wieder nach Freiburg zurückzukehren, wo er auch blieb. Im Nov. 1840 erhielt er nachträglich das Eiserne Kreuz. Eine große Theilnahme erregte 1844 sein Aufruf, ihn so weit zu unterstützen, daß ihm sein Besitzthum in Freiburg verbleibe. Im Frühjahr 1848 ward der noch sehr rüstige Greis von dem Wahlbezirk, in dem er wohnte, in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich zur äußersten Rechten hielt. Er starb zu Freiburg 15. Oct. 1852. Auf seinem Grabhügel daselbst wurde ihm 1859 ein Denkmal gesetzt, ein größeres Bronzestandbild (von Enke) 11. Aug. 1872 auf dem Turnplatze in der Hasenheide bei Berlin, auf einem Steinhügel, zu dem Turner aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands wie Amerikas Steinblöcke sandten. Von seinen durch kernige, freilich auch manch-

Digitized by Google

mal gezierte Sprache ausgezeichneten Schriften sind zu erwähnen: «Runenblätter» (Naumb. 1814), «Neue Runenblätter» (Naumb. 1828), «Merke zum deutschen Volksthum» (Hildburgh. 1833) und «Selbstvertheidigung» (Lpz. 1863). Außerdem gab er mit Eiselen «Die deutsche Turnkunst» (Berl. 1816) heraus. Vgl. die Biographien J.'s von Pröhle (Berl. 1855; 2. Aufl. 1872), Angerstein (Berl. 1861), Diesterweg (Frankf. 1864), Rothenburg (Minden 1871); ferner Euler, «Das Jahn-Denkmal in der Hasenheide bei Berlin» (Lpz. 1874).

Jahn (Otto), ausgezeichneter Philolog, Archäolog und Kunsthistoriker, geb. 16. Juni 1813 zu Kiel, wo sein Vater Syndikus war, erhielt seine Gymnasialbildung erst in seiner Vaterstadt, dann zu Schulpforta und widmete sich hierauf seit Ostern 1831 zu Kiel unter Nitzsch, zu Leipzig unter Hermann und seit Michaelis 1833 zu Berlin unter Lachmann und Böckh philol. und archäol. Studien. Nachdem er 1836 in Kiel promovirt und sich einen Winter in Kopenhagen aufgehalten, ging er mit Unterstützung der dän. Regierung 1837 nach Paris, dann nach der Schweiz und im Herbst 1838 nach Italien. Nach seiner Rückkehr, Herbst 1839, habilitirte er sich in Kiel, wurde aber Michaelis 1842 als außerord. Professor der Archäologie und Philologie nach Greifswald berufen, wo er 1845 eine ord. Professur erhielt, und folgte 1847 einem Rufe nach Leipzig für das Fach der classischen Alterthumswissenschaft, wo er theils durch archäol. wie philol. Vorlesungen, theils durch eine archäol. Gesellschaft und als Director des archäol. Museums höchst erfolgreich wirkte. Infolge seiner Theilnahme an den Bewegungen 1848 und 1849 wurde er 1851 seines Amtes entsetzt. Seitdem lebte er als Privatmann zu Leipzig, bis er Ostern 1855 als Professor der classischen Philologie und Archäologie sowie als Director des akademischen Kunstmuseums nach Bonn übersiedelte, wo er auch die Uebungen des archäol. und seit 1861 gemeinschaftlich mit Ritschl die des philol. Seminars leitete. Er starb 9. Sept. 1869 in Göttingen, wohin er zum Besuch seiner Freunde gereist war. J.'s wissenschaftliche Thätigkeit ist eine sehr umfassende, indem sie sich nicht blos auf die Kritik und Exegese der altclassischen Schriftsteller und die Archäologie beschränkt, sondern auch in gleicher Gediegenheit die Gebiete der musikalischen und literarhistor. Kritik wie der Geschichte der Musik umfaßt. Zu seinen archäol. Arbeiten, von denen er einen Theil in den «Archäol. Aufsätzen» (Greifsw. 1845) und den «Archäol. Beiträgen» (Greifsw. 1847) gesammelt hat, gehören unter andern: «Telephus und Troilus» (Kiel 1841), «Die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi» (Kiel 1841), «Pentheus und die Mänaden» (Kiel 1842), «Paris und Oinone» (Greifsw. 1845), «Die hellen. Kunst» (Greifsw. 1846), «Peitho, die Göttin der Ueberredung» (Greifsw. 1847), «Die Ficoronische Cista» (Lpz. 1852), «Wandgemälde des Columbariums der Villa Pamfili» (Münch. 1857), «Der Tod der Sophonisbe» (Bonn 1859), «Die Lauersforter Phalerä» (Bonn 1860), «Darstellungen griech. Dichter auf Vasenbildern» (Lpz. 1861), «Röm. Alterthümer von Vindonissa» (Zür. 1862), «Ueber bemalte Vasen mit Goldschmuck» (Lpz. 1865) u. s. w. Seiner «Beschreibung der Vasensammlung König Ludwig's» (Münch. 1854) hat er eine ausführliche Einleitung über Vasenkunde vorausgeschickt. Von J.'s philol.-kritischen Arbeiten sind außer der trefflichen kritischen Bearbeitung des Juvenal (Bd. 1, Lpz. 1852) hervorzuheben: die Ausgaben des Persius (Lpz. 1843; Text allein, Lpz. 1851), des Censorinus (Berl. 1845), des Florus (Lpz. 1852), des «Brutus» (3. Aufl., Berl. 1865) und «Orator» (Lpz. 1851) des Cicero, der «Periochae» des Livius (Lpz. 1853), der «Psyche et Cupido» (Lpz. 1856) des Apulejus, der «Elektra» des Sophokles (Bonn 1861) u. s. w. Schätzbare Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte bilden die Abhandlung «Ueber Goethe's Iphigenie» (Greifsw. 1843), die Ausgabe von «Goethe's Briefe an leipziger Freunde» (Lpz. 1849) und die Schrift «Ludwig Uhland» (Bonn 1863). Unter den Früchten seiner musikalischen Studien ist vor allem «W. A. Mozart» (4 Bde., Lpz. 1856—59; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1867) hervorzuheben, eine in ihrer Art mustergültige Arbeit. Sonst sind, außer Aufsätzen in der «Musikalischen Zeitung», noch zu nennen: «Ueber Mendelssohn's Paulus» (Kiel 1842) und die kritische Ausgabe des Klavierauszugs von Beethoven's «Leonore» (Lpz. 1851), außerdem «Biographische Aufsätze» (Lpz. 1866), «Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze» (Bonn 1868). Aus J.'s Nachlaß veröffentlichte Michaelis «Griech. Bilderchroniken» (Bonn 1873).

Jahr nennt man den Zeitabschnitt, welcher den einmaligen Wechsel der in regelmäßiger Aufeinanderfolge stets wiederkehrenden vier Jahreszeiten umfaßt. Es ist dieser Zeitabschnitt für die Geschichte das wichtigste aller Zeitmaße, indem die Kenntniß, wie bei den verschiedenen Culturvölkern die Länge und der Anfang des J. bestimmt wurde und noch wird, die Grundlage der gesammten Chronologie bildet. Im grauesten Alterthum kannte man muthmaßlich nur das sog. Mondjahr, welches nur noch bei den Mohammedanern im Gebrauch ist. Da man

Digitized by Google

nämlich bald wahrnahm, daß der Wiedereintritt einer bestimmten Jahreszeit in der Regel nach 12 Umläufen des Mondes um die Erde von je $29^1/_2$ Tagen erfolgte, nahm man den Zeitraum von 354 Tagen, den jene 12 Mondumläufe ergeben, für das Wiedererscheinen der Jahreszeiten als feste Norm an. Bald mußte man sich jedoch überzeugen, daß jener Zeitraum ein zu kurzer sei und daß die Jahreszeiten sich nicht nach dem Laufe des Mondes, sondern nach dem Laufe der Sonne richteten, und suchte daher die Differenz dadurch auszugleichen, daß man dem Mondjahre von Zeit zu Zeit einen Monat zulegte. Hierdurch entstand das sog. gebundene Mondjahr, welches jedoch ebenfalls nur unvollkommen seinen Zweck erfüllte. Dieser Mangel führte endlich zur Annahme des Sonnenjahres, welches den Zeitraum eines einmaligen Umlaufs der Erde um die Sonne (oder, nach dem irrigen Glauben der Alten, der Sonne um die Erde) umfaßt. Das Sonnenjahr ist entweder ein astronomisches oder ein bürgerliches. Das erstere umfaßt die nach astron. Beobachtungen wirklich beendigte Periode eines Umlaufs der Erde um die Sonne, und je nach dem Ausgangspunkte, von welchem aus die Umlaufszeit berechnet wird, ist dasselbe entweder ein tropisches, oder ein siderisches, oder ein anomalistisches Sonnenjahr. Das tropische J. umfaßt die Zeit, welche verfließt, bis die Sonne wieder zu demselben Aequinoctialpunkte zurückkehrt. Da die Aequinoctialpunkte ihre Lage am Himmel nicht unverändert behalten, sondern jedes J. um 50,2 Secunden im Bogen zurückweichen, nimmt das tropische J. um 0,595 Secunden in jedem Jahrhundert ab. Gegenwärtig ist die Länge des tropischen J. 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 47,3867 Secunden. Die Abnahme geht indeß nach Jahrtausenden in eine Zunahme über und die Schwankungen weichen von der mittlern Dauer des tropischen J. nicht über 19 Secunden ab. Diese wird 2270 n. Chr. eintreten und das genannte J. wird alsdann eine Länge von 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 45 Secunden haben. Das siderische J. umfaßt die Zeit, welche verfließt, bis die Sonne zu demselben Fixsterne zurückkehrt, von welchem sie ausging. Diese Zeit, im Mittel 365 Tage 6 Stunden 9 Minuten 10,7496 Secunden, bezeichnet die wahre Dauer des Umlaufs der Erde um die Sonne und ist nach den bisherigen Beobachtungen für alle Zeiten unveränderlich. Das anomalistische J. endlich begreift die Zeit von einer Sonnennähe (oder Sonnenferne) der Erde bis zur nächsten in sich und ist 5 Minuten 12 Secunden länger als das siderische J. Unserm Kalender liegt das tropische J. zu Grunde; dieses wird zum bürgerlichen J. dadurch, daß man die gemeinen J. mit dem 365. Tage abschließt und die Summe der überschießenden Stunden, Minuten und Secunden jedem vierten J. als 366. Tag anhängt, indem man im Februar einen Tag (sog. Schalttag) einfügt. (S. Schaltjahr.) Großes oder platonisches J. nennt man diejenige Periode, in welcher der Pol des Aequators einen Umlauf um die Ekliptik macht oder nach welcher die Nachtgleichpunkte wieder auf dieselben Punkte der Ekliptik fallen. Bessel berechnet die Dauer dieser Periode auf 25,800 J.

Jahrbücher, s. Annalen und Chronik.

Jahreszeiten werden gewöhnlich vier angenommen, nämlich Frühling (s. d.), Sommer (s. d.), Herbst (s. d.) und Winter (s. d.). Die vier Perioden, welche durch den Stand und den Lauf der Sonne scharf voneinander unterschieden sind, nennt man die astronomischen J., zum Unterschiede von den meteorologischen, unter welchen man den mit den astronomischen J. nicht immer zusammenfallenden Wechsel der Witterung versteht. So hat das Jahr in der heißen Zone nur zwei J., die trockene J. und die Regenzeit.

Jahrhundert bezeichnet zunächst eine Summe von 100 Jahren. In der christl. Zeitrechnung erhält das Wort «Jahrhundert» eine besondere Bedeutung insofern, als man die J. nach der Zahl zu benennen pflegt, sodaß das erste J. die Jahre von 1 bis mit 100, das zweite die Jahre von 101 bis mit 200, das dritte die Jahre von 201 bis mit 300 u. s. w. in sich schließt. (S. Chronologie.) Wir bewegen uns demnach gegenwärtig im 19. J., welches mit dem 1. Jan. 1801 seinen Anfang genommen hat und mit dem 31. Dec. 1900 endigen wird; denn das je 100. Jahr, welches dem betreffenden J. seinen Namen gibt, muß bereits verflossen sein, wenn von dem Ablaufe eines J. die Rede sein soll. So einfach und klar die Sache auch ist, erhob sich doch gegen Ende des 18. J. unter den Gelehrten ein gewaltiger Streit darüber, ob man den Anfang des bevorstehenden 19. J. auf den 1. Jan. 1800 oder 1801 zu setzen habe. In der Kalenderkunde wird jedes 100. Jahr als Säcularjahr bezeichnet. Im Julianischen Kalender ist jedes Säcularjahr auch zugleich Schaltjahr, im Gregorianischen Kalender dagegen nur je das vierte Säcularjahr ein Schaltjahr. Das erste Schaltjahr nach der Gregorianischen Kalenderverbesserung war das Jahr 1600; das nächste wird also das Jahr 2000 sein.

Jahrmarkt, s. Markt und Messen.

Digitized by Google

Jakob, nach der hebr. Stammsage Isaak's zweiter Sohn und der Stammvater der Israeliten. Die volksthümliche Ueberlieferung hat seine Lebensgeschichte mit sichtlicher Vorliebe ausgemalt. Nach derselben wußte er von seinem ältern Bruder Esau (s. d.) das Recht der Erstgeburt durch ein Linsengericht an sich zu bringen und erschlich später auf Anstiften seiner Mutter Rebekka von seinem Vater auch den Segen des Erstgeborenen und mit diesem die Verheißung Abraham's. Die Rache des schwerbeleidigten Bruders fürchtend, floh er zu seinem Verwandten Laban in Mesopotamien, welchem er 14 Jahre um den Preis seiner Töchter Lea und Rahel, und noch 6 Jahre, um eine Heerde zu erwerben, diente. Danach entzog er sich diesem mit Weibern, Kindern und Eigenthum durch die Flucht und, als er verfolgt wurde, durch gütlichen Vergleich. Sodann kehrte er nach Kanaan zurück und weidete auf dessen Triften, nachdem er sich mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte. Es werden ihm ferner nach der Sage zwölf Söhne zugeschrieben, sechs von Lea: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Isaschar und Sebulon; zwei von Rahel: Joseph und Benjamin; zwei von Bilha: Dan und Naphtali, und zwei von Silpa: Gad und Asser. Joseph (s. d.) erscheint als Lieblingssohn des Vaters, den die neidischen Brüder verderben wollen und in die Sklaverei nach Aegypten verkaufen, wo er schnell zum Statthalter aufsteigt und Vater und Brüder zu sich nach Aegypten beruft. Hier weist Joseph ihnen Wohnsitze an im weidereichen Land Gosen, wo J. im 147. Lebensjahre gestorben sein soll. Vgl. Bernstein, «Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und J.» (Berl. 1871).

Jakob I., König von Schottland, 1424—37, geb. 1393, Sohn Robert's III., verdankte die Geistesbildung, die ihn auszeichnete, einer langen Gefangenschaft in England. Sein Vater schickte ihn 1405, um ihn den Nachstellungen seines Oheims, des nach der Krone strebenden Herzogs von Albany, zu entziehen, nach Frankreich. Das Schiff wurde an die engl. Küste getrieben, und Heinrich IV., obschon er soeben mit Schottland Waffenstillstand geschlossen, hielt es für gerathen, den Prinzen als Unterpfand des Friedens festzuhalten. Nach dem Tode Robert's III., der den Verlust des Sohnes nicht überlebte, riefen zwar die Schotten den jungen J. als König aus, aber der Herzog von Albany, welcher Reichsverweser geworden, betrieb die Auslösung des Gefangenen ebenso lässig, wie seit 1420 Albany's Sohn und Nachfolger Murdoch. Anfangs wurde J. auf verschiedenen Schlössern in strengem Gewahrsam gehalten. Indessen gab ihm Heinrich IV. tüchtige Lehrer, welche seine glücklichen Anlagen in hohem Grade ausbildeten. Während Heinrich's V. Feldzügen mußte J. nach Frankreich kommen, um die Schotten von dem Bündnisse mit den Franzosen abzubringen. Die Schotten aber verweigerten ihrem König den Gehorsam, weil er nicht frei war. Nach Heinrich's V. Tode verstanden sich die Engländer endlich zur Freilassung des Prinzen. J. kehrte im März 1424 nach Schottland zurück, fand aber das Reich in Auflösung, das Volk in Verwilderung und den Glanz der Krone erloschen. Die Regenten hatten die Krongüter verschleudert und dem Adel jede Zügellosigkeit gestattet. Der König begann seine Herrschaft mit Einziehung der Krongüter, zog Murdoch und dessen Anhang zu strenger Rechenschaft und ließ die Schuldigen nach dem Spruche des Parlaments hinrichten. Durch Erweiterung der Gerechtsame der Bürger im Parlament, durch Errichtung einer Landesmiliz und Einführung fremder Handwerker sollte dann das Bürgerthum gehoben, die Macht des Adels gebrochen werden. Die Verbindungen J.'s mit Frankreich, besonders die Verlobung seiner Tochter Margarethe mit dem Dauphin (Ludwig XI.), verwickelte ihn seit 1436 mit England in Feindseligkeiten. Während J. an der Grenze das Schloß Roxburgh belagerte, trat der Adel zu einer Verschwörung gegen des Königs Leben zusammen, die dessen eigener Oheim, Walter Stuart, Graf von Athol, leitete. Als J. den Anschlag erfuhr, entließ er das Heer und zog sich mit seiner Gemahlin in ein Dominicanerkloster bei Perth zurück. Durch einen seiner Diener wurde jedoch der Aufenthalt verrathen. In der Nacht vom 20. Febr. 1437 drang Rob. Graham mit einer Verschwörerbande in das Kloster und ließ den König ermorden. J.'s Gemahlin war die schöne Johanna Beaufort, Tochter des Grafen von Somerset und Enkelin des Herzogs von Lancaster. Er lernte dieselbe während der Gefangenschaft im Schlosse zu Windsor kennen und hat die Geschichte seiner Liebe in einem anziehenden Gedichte, «The King's Quhair», beschrieben. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn J. II. auf dem Throne. (S. Stuart.) Die Zeitgenossen rühmen die Bildung und Gelehrsamkeit J.'s. J. hat viel zur Verbesserung der Kirchenmusik der Schotten beigetragen. Seine Dichtungen wurden von Tytler (Edinb. 1783) und von Thomson (Ayr 1824) herausgegeben.

Jakob I., König von Großbritannien und Irland, 1603—25, als König von Schottland (seit 1567) J. VI. genannt, Sohn der Königin Maria und des Henry Darnley, aus dem Hause Stuart (s. d.), geb. zu Edinburgh 19. Juni 1566, wurde sogleich nach der Geburt der

Digitized by Google

Aufsicht des Grafen Mar anvertraut und nach der erzwungenen Abdankung seiner Mutter, 24. Juli 1567, zum König von Schottland gekrönt. Seine Kindheit verlebte J. zu Stirling und machte unter seinem Lehrer Buchanan große Fortschritte. Kaum war J. indeß zum Jüngling erwachsen, als sich die Parteien seiner nacheinander bemächtigten und ihn in eine Reihe von Verschwörungen verwickelten, wobei er nur immer seine Unterdrücker vertauschte. Als das Leben seiner unglücklichen Mutter in Gefahr schwebte, drohte er anfangs der Königin Elisabeth (s. d.) von England mit Krieg und rief auch den Beistand Frankreichs, Dänemarks, selbst Spaniens an. Allein die Unzulänglichkeit seiner Macht, die Aussicht auf die engl. Thronfolge, das gleisnerische Benehmen Elisabeth's, endlich ein Jahrgeld von 5000 Pfd. St., das ihm dieselbe als Bundesgenossen seit längerer Zeit bewilligte, bestimmten ihn nicht nur, den Zorn über die Hinrichtung seiner Mutter zu unterdrücken, sondern 1588 auch mit England ein neues Bündniß gegen Spanien einzugehen. Unter vielen, von Elisabeth bereiteten Hindernissen heirathete er 1589 Anna, die Tochter des Königs von Dänemark. Bei der Charakterlosigkeit, die er allenthalben bewies, war Schottland in fortgesetzter Empörung begriffen. Nachdem 1592 die presbyterianische Kirchenverfassung gegen seinen Willen vom Parlamente bestätigt worden, brach eine von Spanien unterstützte Verschwörung des kath. Adels aus, die jedoch mit Beihülfe der prot. Geistlichkeit unterdrückt wurde. Nach dem Tode der Königin Elisabeth wurde J. 1603 als der nächste männliche Erbe Heinrich's VII. durch seine Urgroßmutter Margarethe (s. Tudor) auf den Thron von England berufen. Der König verbarg jedoch seine despotischen Grundsätze, die Schwäche und Eitelkeit seines Wesens und die Neigung für Günstlinge nicht lange. Zufolge seines Hasses gegen jede Freiheitsidee unterdrückte er sogleich die Presbyterianer, in deren Grundsätzen er erzogen worden, und gab sich aus polit. Gründen der bischöfl. Kirche hin. Auch begann er eine unzeitige Verfolgung der Katholiken, denen er sich bisher sehr zugeneigt hatte. Dies rief die von Jesuiten geleitete Pulververschwörung (s. d.) hervor. Dem Parlamente setzte J. in einer langen, schwülstigen Rede seine Ansicht von den königl. Prärogativen auseinander. Als dasselbe aber die vorgeschlagene polit. Union zwischen England und Schottland verwarf, faßte er den Entschluß, absolut zu regieren. Eigenmächtig unterließ er die Berufung des Parlaments, untersagte jede Verhandlung von Staatssachen, erhob willkürliche Steuern und strafte die Widerspenstigen, selbst die Richter, mit Gefängniß und Confiscation. Dieses Verfahren rief zwischen Volk und Thron eine unheilvolle Spannung hervor, die unter der folgenden Regierung mit dem Umsturz der Monarchie endete. J.'s auswärtige Politik war ebenso kraftlos wie dem Interesse und der prot. Gesinnung des Volks zuwider. Nur mit Mühe ließ er sich 1603 zu einem Bündnisse mit Frankreich zu Gunsten der Niederlande bewegen, vereinigte sich aber schon im nächsten Jahre wieder mit Spanien. Nach Abschluß des Waffenstillstandes zwischen Spanien und den Niederlanden verlobte er sogar den Prinzen von Wales, Heinrich, mit Anna, der Tochter Philipp's III. von Spanien. Nur der plötzliche Tod des Prinzen (16. Nov. 1612) verhinderte diese den Engländern wie den Schotten verhaßte Verbindung. Eine theilweise Aussöhnung zwischen Volk und König veranlaßte 1613 die Vermählung von J.'s ältester Tochter, Elisabeth, mit dem prot. Kurprinzen, dem spätern Friedrich V. von der Pfalz (s. d.). Als aber sein Schwiegersohn die böhm. Königskrone annahm, zog er sich von demselben zurück, weil er dessen Auftreten als rebellisch ansah. Dieses Verhalten lud auf J. die Verachtung der ganzen prot. Welt, selbst den Spott der kath. Mächte. Um den Kurfürsten von gänzlichem Untergange zu retten, wurden neue Unterhandlungen mit dem Hofe von Madrid eingeleitet. Allein das Parlament und der königl. Günstling Buckingham legten sich dazwischen und bestimmten J. zu einem Bündnisse mit Frankreich gegen das Haus Oesterreich. Ehe indessen der Krieg ausbrach, starb der wankelmüthige König 8. April 1625. Ihm folgte sein Sohn Karl I. (s. d.). Man hat von J. mehrere Schriften, die vom Bischof Montecute als «Opera» (Lond. 1619) herausgegeben wurden und für des Königs Charakter und Bildung sehr bezeichnend sind. Er vertheidigt darin das absolute Herrscherrecht, eifert gegen den Gebrauch des Tabacks, verficht die Möglichkeit der Zauberei sowie des Vorhandenseins von bösen Geistern. Auch als Dichter trat er auf in den «Essays of a prentice in the divine art of poesie» (Edinb. 1584). Vgl. Nichols, «The progresses, processions and festivities of James I.» (3 Bde., Lond. 1829); D'Israeli, «Inquiry into the literary and political character of James I.» (Lond. 1816); Russel und Prendergast, «Calendar of the state papers relating to Ireland of the reign of James I., 1606—8» (Lond. 1874).

Jakob II., König von Großbritannien und Irland, 1685—88, zweiter Sohn Karl's I. (s. d.), Enkel des Vorigen, geb. 24. Oct. 1633, erhielt den Titel eines Herzogs von York und

Digitized by Google

eine sehr sorgfältige Erziehung. Nach der Einnahme der Stadt York durch das Parlamentsheer, 24. Juni 1646, wurde er mit seinen Geschwistern im St.-Jamespalast zu London unter der Obhut des Grafen von Northumberland gefangen gehalten, entkam jedoch 1648 zu seiner Schwester Maria, der Gemahlin Wilhelm's II. von Oranien. Erst nach der Hinrichtung seines Vaters ging er zu der Mutter, Henriette, Heinrich's IV. Tochter, nach Frankreich und trat 1652 als Freiwilliger unter Turenne's Fahne, mußte aber nach dem Frieden von 1655 Frankreich verlassen. Er sammelte hierauf im Interesse seines Hauses die brit. und irischen Flüchtlinge um sich und kämpfte in der span. Armee unter Condé's und Don Juan's von Oesterreich Befehl bis Ende 1659 gegen seinen Freund Turenne. Nach der Restauration des Hauses Stuart erhielt er von seinem Bruder Karl II. als Großadmiral den Oberbefehl über die brit. Seemacht. Er war als Präsident der Afrikanischen Compagnie 1665 der Anstifter eines Kriegs gegen Holland, über dessen Flotte unter dem Admiral Opdam er 3. Juni in der Nähe von Lowestoffe einen vollständigen Sieg erfocht. Nach dem Tode seiner Gemahlin Anna, der Tochter des Kanzlers Hyde, nachmaligen Grafen von Clarendon (s. d.), erklärte er auf Veranlassung der Jesuiten 1671 offen seinen Uebertritt zur kath. Kirche, der er schon seit seinem Aufenthalt in Frankreich heimlich angehörte. Der Ausbruch des Kriegs zwischen England und Holland gab ihm 1672 Gelegenheit, den allgemeinen Unwillen über den Religionswechsel durch Kriegsthaten auszulöschen. Er vereinigte die brit. Flotte mit dem franz. Geschwader unter d'Estrées und lieferte 28. Mai dem Admiral de Ruyter an der Küste von Southwoldbay eine furchtbare Schlacht, in der sich beide Parteien den Sieg zuschrieben. Infolge der berühmten Test-Bill vom 28. Febr. 1673 legte er aber den Oberbefehl und gleich den übrigen Katholiken alle öffentlichen Aemter nieder. Großen Unwillen erregte dessenungeachtet im September desselben Jahres die Vermählung des Herzogs mit der kath. Prinzessin von Modena, Maria von Este. Als die angebliche Verschwörung der Katholiken 1679 eine heftige Aufregung verursachte, mußte sich J. nach Brüssel begeben. Nach der Auflösung des Parlaments kam er 1681 nach England zurück, wo ihn sein Bruder trotz der Test-Acte in den Staatsrath aufnahm und überhaupt ihm die Zügel der Regierung überließ. Nach Karl's II. Tode, 6. Febr. 1685, bestieg J. den Thron. Er versicherte zwar dem Staatsrathe, daß er die Freiheiten der Nation achten werde, traf aber sogleich alle Anstalten, das Reich in eine absolute Monarchie umzuwandeln und die kath. Kirche herzustellen. Der Herzog von Monmouth, ein natürlicher Sohn Karl's II. und großer Liebling des Volks, den J. nach den Niederlanden getrieben, benutzte die allgemeine Misstimmung zum Versuche, sich des Throns zu bemächtigen. Er landete 11. Juni 1685 an der Küste von Dorset, wurde aber am 20. bei Sedgemoor von dem Grafen Feversham geschlagen und mußte mit seinen Anhängern das Schaffot besteigen. J. schickte nun eine sog. Obedienzgesandtschaft nach Rom, die um die Aufnahme Englands und Schottlands in die kath. Kirche bitten mußte. Nachdem er das Parlament durch Drohungen eingeschüchtert, ließ er 1686 von einem Collegium gefälliger Richter der Krone die Gewalt der Dispensation in Fällen des öffentlichen Rechts zutheilen und benutzte dann diese Gewalt, die Katholiken in alle geistlichen und polit. Aemter und Würden einzuführen. Noch in demselben Jahre wurde eine sog. Hohe Commission eingesetzt, die ohne weiteres alle dem Hofe missfälligen Geistlichen vorlud und sieben Bischöfe, die dagegen protestirten, in den Tower bringen ließ. Endlich wagte der König 1687, erst in Schottland, dann in England, die Publication einer allgemeinen Toleranz-Acte, wodurch alle Gesetze gegen die Nonconformisten und namentlich der Testeid aufgehoben, mithin den Katholiken volle Freiheit gegeben wurde. Bei der Aussicht, daß nach J.'s Tode in Ermangelung männlicher Nachkommen seine beiden prot. Töchter Maria und Anna zur Regierung kommen würden, blieb das Volk ruhig, bis sich das Gerücht verbreitete, daß die Königin schwanger sei. Am 10. Juni 1688 endlich wurde die Niederkunft der Königin mit einem Prinzen verkündet; allein das Volk hielt das Kind für ein untergeschobenes. Die einflußreichen Häupter der Whigpartei wendeten sich nun ernstlich an den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Schwiegersohn des Königs, und beriethen mit demselben einen Einfall in England. Als J. von den Zurüstungen hörte, gerieth er in solche Furcht, daß er im Sept. 1688 plötzlich alle seine verhaßten Verordnungen widerrief, die Katholiken aus den Aemtern entfernte und auch die Echtheit des Kronprinzen von 12 Richtern untersuchen ließ. Der Prinz von Oranien landete indessen im Nov. 1688. Als sich der König von allen verlassen sah, floh er 23. Dec. 1688 mit seiner Familie nach Frankreich, wo ihm Ludwig XIV. das Lustschloß St.-Germain einräumte. Das Parlament erklärte ihn 22. Jan. 1689 des Throns verlustig und sprach denselben dem Prinzen von Oranien als Wilhelm III. (s. d.) zu. Von Frankreich aus unterhielt

Digitized by Google

J. eine stete Verbindung mit seinen Anhängern (s. Jakobiten), durch deren Unterstützung er Versuche machte, den verlorenen Thron wieder zu erlangen. Er starb zu St.-Germain 16. Sept. 1701. Vgl. Clarke, «Life of James II.» (2 Bde., Lond. 1816).

Jakob III., der Prätendent, auch der Ritter von Sanct-Georg genannt, der Sohn des Vorigen, geb. in London 10. Juni 1688, wurde 1701 von Frankreich, Spanien, dem Papste und den Herzogen von Modena und Parma öffentlich als König anerkannt, zu derselben Zeit aber vom brit. Parlament als Hochverräther erklärt und vom Throne auf immer ausgeschlossen. Anfangs war Ludwig XIV. nicht willens, sich J.'s anzunehmen; allein die Thränen Maria's von Este brachten ihn gegen den Rath der Minister zu anderm Entschlusse. Fortan bediente er sich dessen als eines Schreckbildes gegen die brit. Macht und stattete ihn mit königl. Ehren und dem Jahrgelde seines Vaters aus. Im März 1708 verließ eine franz. Flotte von 32 großen Schiffen unter Forbin, ein Heer und den Prätendenten an Bord führend, den Hafen von Dünkirchen, um an der schott. Küste zu landen. Allein der brit. Admiral Byng mit seinem stärkern Geschwader zwang Forbin, unverrichteter Sache umzukehren, während das engl. Parlament einen Preis von 50,000, später von 100,000 Pfd. St. auf den Kopf des Prätendenten setzte. J. machte nun die Feldzüge in Flandern unter dem Marschall Villars mit und kämpfte nicht ohne Auszeichnung bis zum Abschlusse des Utrechter Friedens (1713). Frankreich mußte in diesem die prot. Erbfolge in Großbritannien anerkennen und demnach den Prätendenten aus Frankreich verweisen. Nach der Thronbesteigung Georg's I. erhoben sich indeß die zahlreichen Jakobiten in England und in Schottland zu Gunsten des letzten Stuart. Im Herbst 1715 standen in den Hochlanden 10—15,000 Jakobiten unter Führung des Grafen Mar unter den Waffen, die auf eine Landung J.'s harrten. Er erschien endlich, nachdem ihn noch zuvor der Regent von Frankreich, der Herzog von Orléans, aller Mittel beraubt, 2. Jan. 1716 fast ohne Begleitung zu Peterhead in der Grafschaft Buchan und wurde von den Insurgenten als König empfangen. Obschon er das Parlament zusammenrief und mehrere Regierungshandlungen vornahm, wagte er doch nicht sich krönen zu lassen. Vielmehr gerieth er bald über seine Lage in Verzweiflung, entwich 15. Febr. nach der franz. Küste und suchte nun beim Papste Hülfe, der ihn königlich ehrte und unterstützte. Inzwischen leiteten die Jakobiten neue Verschwörungen ein und verbanden sich sogar mit Karl XII. von Schweden, was jedoch dem Cabinet zu London verrathen wurde. Diesen Entwürfen trat auch das mit England zerfallene Spanien bei. Auf die Einladung des Ministers Alberoni langte J. 26. März 1719 in Madrid an. Schon zuvor war eine gut ausgerüstete, auf 25 Kriegs- und Transportschiffen 5000 Mann Landungstruppen führende Expedition gegen die engl. Küste unter Segel gegangen. Allein die Flotte wurde am Cap Finisterre durch einen Sturm zerstreut und mußte im Hafen zu Cadix Zuflucht suchen. Dieser Unfall machte den Hof gegen den Prätendenten gleichgültig; er verließ Spanien und landete 25. Aug. wieder in Livorno. Im September heirathete er in Erwartung großer Mitgift Maria Clementine, die Tochter Jakob Sobieski's und der Pfalzgräfin Hedwig Elisabeth. Fortan lebte er in Rom und ergab sich bei der Hoffnungslosigkeit seiner Lage zunehmenden Ausschweifungen. Erst 1727, nach dem Tode Georg's I., entschloß er sich, sein Glück wieder zu versuchen. Mit Unterstützung des Papstes begab er sich nach Genua, um von da nach England zu gehen, mußte jedoch bald das Unsinnige dieses Schrittes einsehen. Noch einmal wollte sich endlich der franz. Minister Fleury unter Ludwig XV. der Familie Stuart gegen England bedienen und ließ 1740 derselben Vorschläge machen. J., zu alt und zu verzagt, um an die Spitze einer Expedition zu treten, rüstete 1744 seinen Sohn Karl Eduard (s. d.) mit Vollmacht aus. Den Siegen des jungen Abenteurers, der im Sommer 1745 in Schottland landete, wurde 27. April 1746 durch die Niederlage bei Culloden, und damit für immer allen Hoffnungen der Stuarts, ein Ende gemacht. Er starb zu Albano 2. Jan. 1766.

Jakob (Ludw. Heinr. von), staatswissenschaftlicher und philos. Schriftsteller, geb. zu Wettin 26. Febr. 1759, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Merseburg und Halle, wo er auch seit 1777 Theologie studirte, 1780 Lehrer am Gymnasium wurde, 1785 sich habilitirte und 1791 eine Professur der Philosophie erhielt. Seit 1800 beschäftigte er sich vorzugsweise mit Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung, positivem Recht und Staatswissenschaften und hielt dann zahlreich besuchte Vorlesungen über Politik und Nationalökonomie. Die Auflösung der Universität Halle 1806 bewog ihn, 1807 einem wiederholten Ruf nach Charkow als Professor der Staatswissenschaften zu folgen. Nachdem er 1809 in Petersburg an den Berathungen über Gegenstände der Gesetzgebung theilgenommen und 1810 bei der kaiserl. Gesetzcommission als Chef der Abtheilung für die Redaction der Criminalgesetze, bald darauf

Digitized by Google

als Mitglied der fünften Abtheilung des Finanzministeriums angestellt worden war, nahm er 1816 in Rußland seine Entlassung, wobei er den Titel als Staatsrath erhielt, und folgte einem Rufe als Professor der Staatswissenschaften nach Halle. Er starb im Bade zu Lauchstädt 22. Juli 1827. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Prolegomenen zur praktischen Philosophie» (Halle 1787) und «Grundriß der allgemeinen Logik u. s. w.» (Halle 1788; 4. Aufl. 1800), durch die er viel für Verbreitung der Kant'schen Philosophie wirkte; «Lehrbuch der Nationalökonomie» (Halle 1805; 3. Aufl. 1825), in welchem er zuerst in Deutschland die Theorie des Nationalreichthums als eine von der Staatswirthschaft verschiedene Wissenschaft vortrug; «Grundsätze der Polizeigesetzgebung und Polizeianstalten» (Lpz. 1809), «Einleitung in das Studium der Staatswissenschaften» (Halle 1819), «Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für das Russische Reich» (Halle 1818), «Staatsfinanzwissenschaft» (2 Bde., Halle 1821; neue Aufl. von Eiselen, 1836). Die von ihm herausgegebenen «Essais philosophiques sur l'homme, ses principaux rapports et sa destinée» (Halle 1818) sollen den Russen Poletika zum Verfasser haben. Ueber seine unter dem Namen Talvj als Schriftstellerin bekannte Tochter s. Robinson.

Jakobiner (Jacobins) nannte man die Mitglieder des polit. Clubs, der auf den Gang der großen franz. Revolution den entscheidendsten und verhängnißvollsten Einfluß ausgeübt hat. Gleich nach dem Zusammentritt der Generalstände von 1789 bildete sich in Versailles der polit. Club-Breton, der die verschiedenen Nuancen liberaler und revolutionärer Mitglieder der Versammlung in sich vereinigte und den Gang der parlamentarischen Debatte stark beeinflußte. Erst mit der Uebersiedelung des Hofs und der Versammlung von Versailles nach Paris gewann aber dieser Verein seine höhere Bedeutung. Er ließ sich (Nov. 1789) in einem Saale des Jakobinerklosters nieder (daher die anfangs nur von den Gegnern gebrauchte Bezeichnung J.), adoptirte den Namen «Gesellschaft der Verfassungsfreunde» (Société des amis de la constitution), nahm nun auch Mitglieder, die nicht zur Nationalversammlung gehörten, in sich auf und hielt regelmäßige und öffentliche Sitzungen. Zugleich setzte er sich mit der Agitation, deren Sitz die Hauptstadt war, in nähern Zusammenhang und fing an, durch Gründung affiliirter Vereine in allen Theilen des Landes einen beispiellosen Clubeinfluß vorzubereiten, durch den er nachher Frankreich terrorisirte. Noch waren indessen viele gemäßigte Elemente im Club vorhanden und das Manifest, welches er im Febr. 1790 erließ, berührte noch nicht die Ziele, welche später verfolgt wurden. Schon im Laufe des J. 1790 aber gewann das Streben, die monarchische Ordnung Frankreichs völlig zu zersetzen, ein unleugbares Uebergewicht in dem Club, und es schwächte seinen Einfluß keineswegs, daß die Nationalversammlung in einzelnen Fragen zu Gunsten der monarchischen Gewalt entschied. Alle exaltirten Meinungen, alle wild-revolutionären und anarchischen Tendenzen schlossen sich ihm an. Lange Zeit versuchten noch die gemäßigtern Bestandtheile, deren Streben über eine constitutionelle Monarchie nicht hinausging, sich in dem Club zu behaupten; allein der Gang der Ereignisse, namentlich der Tod Mirabeau's und die Flucht des Königs, machten eine längere Verschmelzung der Parteien in dem Club unmöglich. In dem Kampfe über die Unverletzlichkeit des Königs schieden sich die republikanischen und constitutionellen Elemente. Die Gemäßigtern traten aus (Juli 1791) und bildeten eine besondere Vereinigung in dem Kloster der Feuillants (s. d.). Die populäre Macht, der Einfluß auf die pariser Bevölkerung wie auf einen Theil der Provinzen, überhaupt die Einwirkung auf die Massen blieb hiermit bei den J., während die Feuillants ein schwächliches Dasein hinschleppten. Als die Nationalversammlung sich (Sept. 1791) auflöste, erfolgten die Wahlen zur Legislativen überwiegend unter dem Einfluß des Jakobinerclubs. Auch trat gleich anfangs eine große Anzahl Mitglieder der neuen Versammlung in den Club ein, und die beiden republikanischen Nuancen, welche dort die Mehrheit bildeten, die Girondisten und die Anhänger Robespierre's, Danton's u. s. w., waren jetzt in dem Club vereinigt. Aus ihm ging nach dem Sturze des unfähigen Feuillantministeriums (März 1792) das neue Ministerium hervor, und der Lauf der folgenden Ereignisse, die Kriegserklärung, der Sturz des Königthums, die Berufung des Nationalconvents u. s. w. ward großentheils von dem Club bestimmt. Mit dem 14. März tauchte zuerst im Club die «rothe Mütze» als Abzeichen der «Freiheit und Gleichheit» auf, wurde aber auf Betrieb Pétion's und Robespierre's nach wenigen Tagen wieder verbannt; erst seit dem Aufstand vom 20. Juni und seit dem Auftauchen der «rothen Fahne» 26. Juli kam die eine wie die andere mehr und mehr als Symbol der revolutionären Gesinnung in Aufnahme. Mit dem Zusammentritt des Nationalconvents (Sept. 1792) erreichte der Club den Höhepunkt seiner Bedeutung. Während die Girondisten (s. d.) anfingen, sich von ihm zurückzuziehen, gewann Robespierre dort das volle Uebergewicht, und unter seiner

Digitized by Google

Leitung entfaltete nun der Club die furchtbare Macht seiner Organisation durch ganz Frankreich. Die Agitation für den Tod des Königs, der Sturm, dem (Ende Mai 1793) die Girondisten erlagen, die Aufwiegelung der Massen (du peuple) gegen den besitzenden Mittelstand (la bourgeoisie) und die Anfänge terroristischer Gewalt- und Blutherrschaft wurden wesentlich mit Hülfe der J. ins Werk gesetzt. Der Club bereitete die Gewaltmaßregeln vor, die blutigen Schreckensacte, die Denunciationen und Inquisitionen, die Terrorisirung jeder unabhängigen Meinung, kurz alle die Mittel des Proscriptionssystems, sowie auch die revolutionäre Propaganda in den angrenzenden Gebieten, die seit Sept. 1793 ins Leben trat. Der Convent gab dazu nur die Form der Genehmigung; die Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse waren nur Abzweigungen des jakobinischen Einflusses. Robespierre's Macht stützte sich wesentlich auf den Club. An ihn lehnte sich die revolutionäre Oligarchie; aus dem Club ausgeschlossen zu werden durch die sog. Reinigungen, war seit Ende 1793 das sichere Vorzeichen der Guillotine. Aber der Sturz, den die eigenen Helfershelfer Robespierre's 9. Thermidor 1794 dem Dictator und dessen nächstem «Schweife» bereiteten, brachte auch den J. den Todesstoß. Vergebens suchten dieselben gegen die immer mächtiger werdende Reaction anzukämpfen. Ein Gesetz vom 16. Oct. verbot die Affiliation der Clubs, und 11. Nov. 1794 ward ohne Widerstand der Jakobinerclub für immer geschlossen, das Sitzungsgebäude später demolirt. Die mislungenen Aufstände vom 12. Germinal und 1. Prairial 1795 sowie die communistische Verschwörung Babeuf's waren die letzten Lebenszeichen des alten Jakobinismus; der Versuch, unter der Directorialregierung im Juli 1799 das jakobinische Clubwesen zu reorganisiren, fand bereits 13. Aug. sein Ende. Vgl. Zinkeisen, «Der Jakobinerclub» (2 Bde., Berl. 1852—53); A. Schmidt, «Pariser Zustände während der Revolutionszeit» (Thl. 1, Jena 1874).

Jakobinermütze oder Freiheitsmütze, s. Freiheitsbaum.

Jakobiten nannten sich die Monophysiten (s. d.) nach dem Mönche Jakob Baradai oder Zanzalos (gest. 578), der sie nach ihrer Zerstreuung unter Justinian's Regierung zu einer selbstständigen Religionspartei wieder vereinigte. Sie hatten in Syrien, Aegypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen und vermochten sich unter der Herrschaft der Araber, die sich seit der Mitte des 7. Jahrh. des Orients bemächtigten, um so eher zu behaupten, da sie sich sowol von der griech. wie von der röm. Kirche getrennt hielten. Doch kam es in Aegypten 1352 zu einer Verfolgung, die sehr vielen das Leben kostete. In ihrer Religionsübung nunmehr eingeschränkt und von ihren asiat. Brüdern allmählich getrennt, bildeten die ägyptischen J. seitdem eine besondere Sekte, die noch jetzt unter dem Namen der Koptischen Christen besteht. Innere Uneinigkeiten und polit. Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit eine Absonderung der abessin. und armen. Monophysiten. Die J. in Syrien und Mesopotamien, gegenwärtig aus etwa 30—40,000 Familien bestehend, haben ungeachtet mancher Einigungsversuche der röm. Kirche bis auf die Gegenwart ihre Unabhängigkeit behauptet. Sie stehen unter zwei Patriarchen, von denen der eine zu Diarbekr die syrischen, der andere im Kloster Saphran bei Mardin die mesopotam. Gemeinden regiert. Die Beschneidung vor der Taufe und den Lehrsatz von der einigen Natur Christi (weshalb sie Monophysiten heißen) haben sie mit den Kopten und Abessiniern gemein; in Verfassung und Liturgie aber weichen sie weniger als die übrigen monophysitischen Gemeinden von der orthodoxen griech. Kirche ab.

Jakobiten hießen in England die Anhänger des 1689 vom Throne vertriebenen Königs Jakob's II. (s. d.) sowie seines von den kath. Mächten als Jakob III. (s. d.) anerkannten Sohnes und seines Enkels, des Prätendenten Karl Eduard (s. d.). Viele Engländer, Schotten und Irländer folgten Jakob II. nach Frankreich und förderten hier unter Beihülfe des franz. Cabinets die Intriguen und Expeditionen, welche dem männlichen Zweige des Hauses Stuart (s. d.) die brit. Krone wieder verschaffen sollten. Die Namen Macdonald, Walsh, Fitzjames, Berwick, Dillon, Mac Mahon u. a. sind durch diese Flüchtlinge in Frankreich heimisch geworden. Von größerer Bedeutung als diese Ausgewanderten war indeß die Partei, welche die vertriebene Dynastie daheim unter den engl. Tories und in Schottland behielt. Der ganze zahlreiche Adel Hochschottlands blieb jakobitisch, indem er das Interesse des Landes mit dem der Dynastie vermischte. Durch den Widerstand der J. kam die Union zwischen Schottland und England erst 1707 zu Stande. Die Königin Anna war im Einverständniß mit den engl. Großen gar nicht abgeneigt, ihrem Stiefbruder, Jakob III., die Thronfolge vor dem entfernten Hause Hannover zuzuwenden; allein der von kath. Rathgebern geleitete Prätendent verweigerte die Rückkehr zur prot. Kirche, welche die Königin als Bedingung stellte. Als mit der Thronbesteigung Georg's I. (s. d.) die Whigs ans Staatsruder kamen, wagten 1715 die J. die Fahne

Digitized by Google

des Aufruhrs zu erheben. Graf Mar stellte sich an die Spitze von etwa 10—15,000 Mann Schotten, Graf Derwentwater sammelte im nördl. England eine kleine Schar, und Jakob erschien in Person und ließ sich zum Könige ausrufen. Durch den Eifer des brit. Parlaments wurde jedoch dieser Aufruhr leicht gedämpft. Unter der Regierung Georg's II. (s. d.) versuchte der Prätendent Karl Eduard nochmals, den Thron seiner Väter zu erobern. Ein franz. Schiff brachte ihn 5. Aug. 1745 nach Schottland, und fast das ganze Land griff für ihn zu den Waffen. Die Schlacht von Culloden (s. d.) aber machte 27. April 1746 auch dieser Schilderhebung ein blutiges Ende. Nachdem die bedeutendsten Parteihäupter unter dem Schwerte des Henkers gefallen, war die polit. Bedeutung der J. für immer gebrochen. Doch bewahrten die Schotten bis in die neuere Zeit eine schwärmerische Verehrung für ihr untergegangenes Königshaus, die sogar ein Element der Volkspoesie wurde. Unter den vielen darauf bezüglichen Dichtungen und Memoiren sind hervorzuheben: «Culloden papers» (Lond. 1815), Hogg's «Jacobite relics» (2 Bde., Edinb. 1819); Chambers' «Jacobite memoirs» (Edinb. 1834), und Jesse, «Memoirs of the Pretenders and their adherents» (2 Bde., Lond. 1845).

Jakobsstab, Name dreier Sterne im Sternbilde des Orion (s. d.).

Jakobus. Im Neuen Testament führen drei Männer diesen Namen, J. der Aeltere, der Jüngere, und J., ein leiblicher Bruder Jesu. J. der Aeltere war der Sohn des Zebedäus, Bruder des Evangelisten Johannes, und vor seiner Berufung zum Apostelamte ein Fischer (Matth. 4, 21). Sein glühender Eifer wider die, welche den Messiasglauben von sich wiesen, vielleicht auch seine streng judenchristl. Richtung wird durch die Erzählung Luk. 9, 51—54 und den ihm und seinem Bruder beigelegten Beinamen Boanerges, d. h. Donnersohn (Mark. 3, 17) veranschaulicht. Unter den Zwölfen bildet er mit Petrus und Johannes gewissermaßen den engern Ausschuß und erscheint immer in unmittelbarer Umgebung Jesu. Später finden wir ihn als eins der Häupter der Gemeinde zu Jerusalem, doch ward er bereits im J. 44 durch Herodes Agrippa hingerichtet. Nach der spätern Sage soll er das Christenthum nach Spanien gebracht haben; er gilt auch als der Schutzheilige dieses Landes. Der 25. Juli ist sein Festtag. — J. der Jüngere war der Sohn des Alphäus oder Klopas. Seine Mutter hieß Maria. Daß er ein Vetter Jesu gewesen sei, beruht auf unsichern Combinationen. Er gehörte auch zu den Aposteln und hieß, im Unterschiede von dem vorhergenannten, J. «der Kleine», d. h. der Jüngere (Mark. 15, 40). Ueber seine Schicksale ist nichts Näheres bekannt. Die kath. Kirche hat ihm den 1. Mai als Festtag geweiht. — Wohl zu unterscheiden von ihm ist ein dritter J., der Bruder des Herrn, ein Sohn der Maria und des Joseph (Matth. 13, 55; Mark. 6, 3). Dogmatische Gründe haben es veranlaßt, daß man ihn in alter und neuer Zeit nicht als leiblichen Bruder Jesu anerkennen wollte, daher man ihn bald zum Stiefbruder Jesu (zum Sohne Joseph's aus einer frühern Ehe) machte, bald mit dem vorhererwähnten Sohn des Alphäus identificirte und als Schwestersohn der Maria bezeichnete. Neben Petrus und Johannes erscheint dieser J. als die bedeutendste Persönlichkeit in der Urgemeinde zu Jerusalem. Wir finden ihn daselbst noch 59 n. Chr., nachdem mittlerweile sämmtliche noch überlebende Apostel sich anderwärtshin gewendet hatten. Obwol kein Apostel im engern Sinne, genoß er doch in Jerusalem und überall in judenchristl. Kreisen das höchste Ansehen. Als Paulus von Antiochien aus nach Jerusalem reiste, um sich mit den ältern Aposteln über das Recht der Heidenmission zu verständigen, stimmte auch er jenem Vergleiche bei, welcher den Paulus gewähren ließ, den Urapostеln aber nach wie vor die Judenmission unter bleibender Beobachtung des mosaischen Gesetzes auch im Christenthum vorbehielt (Gal. 2, 9, vgl. 1, 19). Der Bericht, den die Apostelgeschichte (Kap. 15) über diesen Vorgang gibt, ist geschichtlich unzuverlässig. Nachmals erscheint dieser J. als das Haupt der streng judenchristl. Partei, in dessen Auftrage bald nachher Gesandte nach Antiochien kamen, um den Petrus, welcher, den freien Grundsätzen des Paulus eine Zeit lang folgend, mit Heidenchristen Tischgemeinschaft gehalten hatte, zur jüd. Gesetzbeobachtung zurückzuführen (Gal. 2, 12); ja sein Einfluß war so groß, daß auch die übrigen dort anwesenden Judenchristen, einschließlich des Barnabas, sich von der Gemeinschaft der Heidenchristen zurückzogen. Seitdem scheint es zwischen den Parteien des Paulus und J. zum entschiedenen Bruche gekommen zu sein, und als Paulus bei seiner letzten Anwesenheit in Jerusalem jüd. Fanatikern in die Hände fiel, hoben J. und die Seinen nicht die Hand auf, den Heidenapostel zu retten. Auch in der spätern Ueberlieferung wird er als Judenchrist von äußerster Gesetzesstrenge geschildert. Die Tradition macht ihn zum ersten Bischof von Jerusalem, ja zum Oberbischofe der gesammten Christenheit, von dem selbst ein Petrus Befehle empfing, und legt ihm wegen seiner strengen Gesetzesbeobachtung den

Digitized by Google

Namen des «Gerechten» bei. Nach der christl. Sage wurde er kurz vor der Zerstörung von Jerusalem, da er Jesum nicht lästern wollte, von den Juden von der Zinne des Tempels gestürzt. Dagegen berichtet Josephus, daß er nach Abberufung des röm. Procurators Festus auf Veranlassung des Hohenpriesters Ananus gesteinigt worden sei (62 n. Chr.). Unter dem Namen dieses J. findet sich im Neuen Testament ein Brief an «die Zwölf Stämme in der Zerstreuung», der zu den Hauptdocumenten der judenchristl. Richtung in der christl. Urzeit gehört. Der Brief, welcher in der alten Kirche erst ziemlich spät zur allgemeinen Anerkennung kam und noch im 4. Jahrh. zu den «widersprochenen» Schriften zählte, ist wahrscheinlich erst längere Zeit nach dem Tode des J., ums J. 90 n. Chr., entstanden. Vgl. Schmidt, «Der Lehrgehalt des Jakobusbriefs» (Lpz. 1869); Gans, «Ueber Gedankengang im Briefe des J.» (Hannov. 1874).

Jakut (Abu Abdallah J., ben Abdallah, Schihâb ed-dîn el-Hamawî), einer der bedeutendsten geogr. Schriftsteller der Araber, war nicht arab. sondern griech. Abkunft. Er ist wahrscheinlich im J. 574 oder 575 der Hedschra (1178 oder 1179 n. Chr.) auf griech. Boden geboren, kam aber frühzeitig als Kriegsgefangener nach Bagdad, wo ihn ein arab. Kaufmann kaufte, ihm eine gute Erziehung geben und ihn dann später wegen seiner Handelsgeschäfte größere Reisen machen ließ. Bei der Rückkehr von einer dieser Reisen, auf der er große Reichthümer erworben hatte, fand er seinen Herrn, der ihn schon früher entlassen hatte, nicht mehr am Leben. Mit einem Theile des von ihm erworbenen Vermögens fing er einen ausgedehnten Handel mit Büchern an. Streitigkeiten, theils religiöser, theils polit. Natur, zwangen ihn von Bagdad zu fliehen. Nach mannichfaltigem Umherirren kam er nach Aleppo, in dessen Nähe er seinen Wohnsitz nahm und 20. Ramadhân 626 der Hedschra (14. Aug. 1229) starb. Seine zwei geogr. Hauptwerke sind das große geogr. Wörterbuch «Mu'dscham al-buldân» (herausg. von F. Wüstenfeld, 6 Bde., Lpz. 1866—73) und das sog. «Al-Moschtarik», ein Wörterbuch der geogr. Homonyme (herausg. von F. Wüstenfeld, Gött. 1846). Beide Werke, aber namentlich das erstere, zeichnen sich durch große Vollständigkeit in der Sammlung des Materials aus, welches J. aus den entlegensten Quellen zusammenzubringen verstanden hat. Diese Vollständigkeit und die Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher J. diese Quellen benutzt und ausgeschrieben hat, müssen allerdings für den sich doch leider fast überall recht fühlbar machenden Mangel an Kritik und Selbstständigkeit schadlos halten. Trotz dieser ganz unleugbaren Mängel gehören die Werke des J. zu den werthvollsten und unentbehrlichsten Arbeiten der arab. Geographen.

Jakuten, der nordöstlichste Zweig des türk.-tatar. Völkerstammes, welcher im 14. Jahrh. aus den Baikalgegenden in das Thal der Lena gedrängt worden zu sein scheint, ist hauptsächlich im Gebiet Jakutsk, zersprengt aber auch im Gouvernement Jeniseisk ansässig; der einheimische Name ist Sacha (Mehrzahl Sachalar). Ursprünglich ausgezeichnete Pferdehirten, geben sie sich jetzt auch mit Viehzucht ab. Das größte Talent haben sie für den Handel; außerdem sind sie auch geschickte Zimmerleute, Steinmetzen und Metallarbeiter. Während ihre Zahl 1795 auf 50,066 Köpfe angegeben wurde, übersteigt dieselbe jetzt (1877) 100,000. Vgl. Middendorf, «Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens» (4 Bde., Peterb. 1848—75); Böhtlingk, «Ueber die Sprache der J.» (Petersb. 1851).

Jakutsk, russ. Gebiet (Oblast) in Ostsibirien, grenzt im O. und SO. an den durch Ukas vom 20. Dec. 1858 von ihm abgetrennten und zum ostsibir. Küstengebiet geschlagenen Seedistrict Ochotsk, im NO. an das Tschuktschenland, im N. an das Eismeer von der Anabarabis zur Kolymamündung, im W. an Jeniseisk, im S. an Irkutsk, Transbaikalien und das Amurgebiet und zählt (1871) auf 3,929,193 QKilom. 231,977 E. Es ist ein rauhes, größtentheils ganz unwirthbares und ödes Land, ausgezeichnet durch seinen großen Wasserreichthum, indem ihm, außer der untern Lena mit der Olekma, dem Aldan und Wiljui, noch die ansehnlichen Ströme Anabara, Olenek, Jana, Indigirka und Kolyma angehören. Obwol der größte Theil des Bodens nicht Tiefebene, sondern bergig und, besonders im Südosten, gebirgig ist, finden sich doch auch weite Tundrastrecken, welche im Sommer oberflächlich aufthauen, während unterhalb die Erdschichten bis in 200 Mt. Tiefe gefroren bleiben. Aber es sind diese kalten Gegenden zugleich die an Pelzthieren reichsten und die von hier gewonnenen Felle zum Theil die gesuchtesten. Nächst den Fellen bilden die von der Lenamündung kommenden Mammuthzähne sowie das vom Archipel von Neusibirien herbeigeschaffte Lüchowsche Elfenbein den wichtigsten Handelsartikel. Die einheimischen Bewohner sind Jakuten (s. d.), Jukagiren und Tungusen, welche von Jagd, Fischfang und Rennthier-, zum Theil auch von Rinder- und Pferdezucht leben. Das Gebiet zerfällt in die fünf Kreise J., Olekminsk, Wiljuisk, Werchojansk und Kolymsk. — Die Hauptstadt J. (unter 62° 2′ nördl. Br. und 147° 25′ östl. L.), am linken

Digitized by Google

Ufer der hier 7 Kilom. breiten und inselreichen Lena gelegen und 1632 gegründet, ist Sitz des Gouverneurs, eines Polizeimeisters und anderer Behörden. Der Ort hat gerade, ungepflasterte Straßen, hölzerne Häuser, sechs Kirchen, ein Kloster nebst Kirche, eine alte Kosakenfeste sowie eine allgemeine Bürger- und Missionsschule und zählt 4562 E. Derselbe ist Hauptplatz für den nordsibir. Pelzhandel. Deshalb befand sich auch bisher hier das Hauptcontor der russ.-amerik. Pelzhandelgesellschaft. Alljährlich findet vom 1. Juli bis 1. Aug. eine starkbesuchte Messe statt. Obwol nicht die nördlichste, muß doch die Stadt als die kälteste der Erde gelten.

Jálapa oder Xalapa, das alte aztekische Xalapan, Stadt im mexic. Staat Veracruz, 90 Kilom. im Nordwesten der Seestadt Veracruz, oberhalb der Region des Gelben Fiebers, auf der alten Hauptstraße nach der Capitale Mexico, 1400 Mt. über dem Meere, am Rand des Plateau überaus reizend am Fuße des Basaltbergs Maculteped zwischen prachtvollen Gärten gelegen, mit einer äußerst fruchtbaren, zwar regenreichen, aber gesunden Umgebung, in welcher die Producte der heißen und der gemäßigten Zone sich in eigenthümlicher Weise vereinigen. Die Stadt hat steile Straßen, ist aber gut gebaut und reinlich, und zählt etwa 10,000 E. Sie hat vier Kirchen, unter welchen die schöne Hauptkirche am Marktplatz viel Kostbarkeiten und Gemälde altspan. Meister besitzt oder besaß, ein altes, schon 1555 begründetes Franciscanerkloster auf einer Anhöhe, drei Hospitäler, eine Bußanstalt, mehrere Mittelschulen und zwei öffentliche Waschanstalten. Seitdem der Verkehr von Veracruz nach dem Innern den Weg über Orizaba eingeschlagen, ist J. nicht mehr ein Hauptentrepôt und hat daher an Lebhaftigkeit und Wohlstand verloren. Die Umgegend ist durch die wunderbare Mannichfaltigkeit der Flora für die Botaniker von großer Bedeutung. Die nach der Stadt benannte Jalapenwurzel (s. Jalape) wird jedoch weniger in deren Umgebung als vielmehr in den weiter im Innern gelegenen Gebirgsgegenden von Huachingo, Huatusco und Cordova gewonnen.

Jalāpe oder Jalapenwurzel ist der Name einer fast schon seit 300 Jahren in Europa bekannten und seit mehr als 200 Jahren allgemein als Heilmittel angewendeten Wurzel, welche aus Mexico zu uns gebracht wird und von der Jalapentrichterwinde (Ipomaea Jalapa Pursh.), der purgirenden Trichterwinde (I. purga Wender.), der Trichterwinde von Orizaba (I. Orizabensis Pellet.) und andern Pflanzen herstammt. Die echte Jalapenwurzel ist diejenige der I. purga. Diese Pflanze wächst in schattigen Wäldern am östl. Abhange der mexic. Anden, hat einen kugeligen, knolligen, ausdauernden Wurzelstock von bedeutender Größe, welcher fleischige, schindelförmige Aeste treibt, herz-pfeilförmige Blätter und große hochrothe Blumen. Die ziemlich festen, schweren Knollen kommen in Scheiben und Stücken zerschnitten, die am Feuer gedörrt sind und daher eine schmuzigbraune Farbe und ein warziges, runzeliges Aeußere besitzen, in den Handel. Die Jalapenwurzel hat einen ekelhaften, bitterlich-kratzenden Geschmack, einen besonders beim Erwärmen und Stoßen hervortretenden starken und unangenehmen Geruch und dient als kräftig wirkendes Purgirmittel. Sie enthält vorzüglich ein eigenthümliches Hartharz, das Jalapenharz, das mittels Weingeist ausgezogen wird und dreimal stärker wirkt als die Wurzel. Auch die Wurzeln vieler andern Arten der Trichterwinde werden in ihrem Vaterlande als Purgirmittel gleich der J. angewendet. Früher wurden mehrere in Südamerika einheimische Arten der Wunderblume (Mirabilis), besonders Mirabilis Jalapa, dichotoma und longiflora, welche bei uns jetzt allgemein als Zierpflanzen in den Gärten gezogen werden und gleichfalls purgirende Wurzeln besitzen, irrthümlich für die Stammpflanze der J. gehalten. Die Wurzeln dieser letztern Pflanzen werden auch mit dem Namen der unechten J. belegt.

Jalousien (franz.) sind Fensterläden mit beweglichen Füllungen, die aus einzelnen um ihre Mittelachse drehbaren Bretchen in etwa 7—10 Ctmt. Abstand bestehen und mittels eines Stabes mit Griff gemeinschaftlich verstellbar sind, sodaß man die Sonnenstrahlen abhalten, aber doch nach Belieben Licht und Luft einlassen kann. Man bringt sie vorzugsweise an ländlichen Häusern an und versieht sie gern mit grünem Oelfarbenanstrich. Eine andere Art besteht aus einzelnen über die ganze Breite des Fensters gehenden, an Gurten hängenden Bretchen, die wie die Rouleaux mittels Schnuren auf- und abgelassen werden können. In aufgezogenem Zustande legen sie sich häufig hinter eine, am Sturz des Fensters angebrachte, durchbrochene blecherne Schutzblende. Wenn die einzelnen Bretchen fest im Rahmen stehen, sodaß sie zwar Licht einlassen, aber doch vor der Witterung schützen, nennt man dergleichen Läden Persiennes.

Jamaica, eine von den Großen Antillen, südlich von Cuba, mit einem Areal von 10,859,4, mit den dazu gehörigen Caymansinseln von 11,443 QKilom., durch ihre Productenfülle und ihre Lage die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien, ursprünglich Yamaye oder Janahica genannt, wurde von Columbus auf seiner zweiten Reise 1494 entdeckt und 1514 auf

Digitized by Google

königl. Befehl mit dem Namen Isla de Santiago belegt. Diego, Columbus' Sohn, war der erste span. Gouverneur auf der Insel. Unter der span. Oberherrschaft wurden die zahlreichen Urbewohner mit unerhörter Grausamkeit verfolgt und die Bevölkerung bedeutend gelichtet. Die Briten bemächtigten sich 1655 der Insel, die sie nun J. nannten. Ihre Bevölkerung stieg seitdem wieder, namentlich auch, indem viele unzufriedene königlich Gesinnte und mehrere Pflanzer aus Barbados sich dahin wendeten. Ein furchtbares Erdbeben 1692, das fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andere Gestalt gab, und die darauffolgende Pest schwächten die Bevölkerung der Insel abermals. Dieselbe belief sich 1834 auf 358,836 Seelen, und zur Zeit der Sklavenemancipation 1838 gab es 322,000 Sklaven. Seitdem wurden viele freie Arbeiter, namentlich Kulis, eingeführt, so 1848—56 gegen 18,000. Im J. 1871 zählte man 506,154 E., darunter 13,101 Weiße, 391,707 Neger und 101,346 Mischlinge. J. ist von Westen gegen Osten von bewaldeten Urgebirgen, den Blauen Bergen, durchzogen, die den östl. Theil erfüllen und dort bis 2300 Mt. hoch aufsteigen, während deren Ausläufer in den übrigen Theilen weniger hoch erscheinen. Die Thäler sind eng und nicht mehr als ein Zwanzigstel des Areals ist ebener Boden. Viele kleine Flüsse rinnen durch sie herab, und Mineralquellen springen an verschiedenen Stellen. Die meist steile Küste hat auf 825 Kilom. Länge 16 sichere Haupthäfen und 30 Buchten und Rheden mit gutem Ankergrunde. Das Klima ist am Tage heiß, in der Nacht feucht und kühl; die mittlere Temperatur des Sommers beträgt 21 ½°, die des Winters 19° R. Die Ebenen sind ungesund und oft vom Gelben Fieber heimgesucht. Auf den Bergen dagegen ist das Klima sehr gesund und fieberfrei. Der Boden zeigt sich überaus fruchtbar und bringt alle Tropengewächse hervor. Vornehmlich wird der Zuckerbau und die Bereitung des Rum (Jamaica-Rum) betrieben, welche nebst den Kaffeeplantagen dem Piment- und Ingwerbau die Hauptstapelproducte J.s liefern. Seit Freigebung der Sklaven hat sich der Plantagenbau bedeutend gemindert, kommt aber nach und nach wieder empor. Für das J. 1874 wird der Werth der Einfuhr auf 1,763,000, der Ausfuhr auf 1,442,000 Pfd. St. angegeben. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Kaffee, Ingwer, Piment, Rum und Zucker. Außer Colonialwaaren hat J. in seinen Waldungen kostbare Holzarten, namentlich Mahagoni- und Campecheholz, sowie vortreffliche Weiden und daher zahlreiche Viehheerden. Blei ist in Menge vorhanden, und auch an Kupfer, Silber, Zink, Antimon, Eisen, Mangan, Serpentin u. s. w. fehlt es nicht. Die Zahl der einlaufenden Schiffe betrug 1870 509 (darunter 386 englische) von 213,283 Tonnen, die der auslaufenden dagegen 580 (darunter 353 englische) von 215,759 Tonnen. Die Einnahmen und Ausgaben beliefen sich 1874 auf je 537,000 Pfd. St., die Schuld auf 666,000 Pfd. St. Die Insel hat 43 Kilom. Eisenbahnen. Die Colonie hat schon seit zwei Jahrhunderten eine Volksvertretung. Ein durch die Krone bestellter Gouverneur steht an der Spitze der Verwaltung. Ihm zur Seite stehen ein von ihm selbst ernanntes Ministerium (executive comittee) von 47 auf Lebenszeit im Amte bleibenden Mitgliedern und zwei Kammern, der Council oder die Upper-Chamber und das House of Assembly. Seit der Vollendung der Sklavenemancipation wurden die polit. Rechte auch der farbigen Bevölkerung zugänglich gemacht. Der im Oct. 1865 im District von Port Morant an der Ostecke der Insel ausgebrochene Aufstand der Farbigen, welchen die Gegenpartei zu einer furchtbaren Metzelei benutzte, wurde endlich blutig unterdrückt. Der Führer, ein wohlhabender Mulatte und Baptistenprediger, J. Gordon, ward gehängt und Hunderte seiner Anhänger wurden erschossen. Der Gouverneur Eyre wurde deshalb 11. Dec. 1865 zurückberufen, indessen in einer gegen ihn und seine Hauptwerkzeuge eingeleiteten Untersuchung frei gesprochen. Dagegen genehmigte die engl. Regierung eine von J. aus in Vorschlag gebrachte Aenderung in der Verfassung der Insel, indem sie dem frühern Repräsentativsystem einen Verwaltungsrath substituirte, an dessen Spitze der Gouverneur stehen sollte. J. zerfällt in drei Grafschaften: Surrey im Osten, Cornwall im Westen und Middlesex, welche in 22 Kirchspiele eingetheilt sind. Die Hauptstadt Kingston (s. d.), Haupthafen, ist seit 1845 durch Eisenbahn mit der frühern Hauptstadt Santiago (7000 E.) verbunden. Andere Häfen sind Morant-Bay, Port-Morant, Sant-Ann's-Bay, Savanna la Mar u. s. w. Als eine Dependenz von J. werden die 220—340 Kilom. nordwestlicher gelegenen Caymansinseln betrachtet, eine Gruppe Koralleneilande, unter welchen das größte, Grand-Cayman, bewohnt ist, und zwar von Nachkommen der engl. Boucaniers, die sich als Lootsen auszeichnen. Vgl. Gardner, «A history of J.» (Lond. 1873).

James (George Payne Rainsford), engl. Schriftsteller, geb. 1801 zu London von alter Familie, eröffnete, durch eine gute Erziehung und Reisen vorbereitet, seine literarische Laufbahn mit einigen kleinen Novellen, welche er der Literary-Fund-Society übergab, die sie später

Digitized by Google

unter dem Titel «String of pearls» (2 Bde.) erſcheinen ließ. Demnächſt veröffentlichte er, von Waſhington Irving und Walter Scott aufgemuntert, in überraſchend ſchneller Folge eine Reihe von Romanen, wovon namentlich «Richelieu, a tale of France» (1829), «Darnley», «De l'Orme» (1830), «One in a thousand» (1835) und «Morley Ernstein, or the tenants of the heart» (1842) Erwähnung verdienen. Nicht minder fruchtbar und gewandt zeigte er ſich als hiſtor. Schriftſteller. Sein erſter Verſuch auf dieſem Felde war «The history of chivalry» (1830). Dieſem folgte: «Memoirs of great commanders» (1832), «History of the life of Edward the Black Prince» (1836), «Life and times of Louis XIV.» (4 Bde., 1838), «Life of Richard Cœur de Lion» (4 Bde., 1841—49) u. ſ. w. Nachdem er noch mehrere Romane, darunter «Arabella Stuart» (1843), «Arrah Neil» (1845) herausgegeben, ſiedelte er nach Amerika über, wo er 1852 zum brit. Conſul in Norfolk (Virginien) ernannt wurde. Er ſetzte hier ſeine literariſchen Beſchäftigungen fort und ſchrieb «Aims and obstacles» (1851), «Pequinillo» (1852), «A life of vicissitudes» (1852), «Agnes Sorel» (1853), «The Old Dominion» (1856) und «Lord Montagu's page» (1858), die jedoch in Europa weniger bekannt geworden ſind. Im J. 1858 als Generalconſul nach Venedig verſetzt, ſtarb er dort 9. Juni 1860. Aus ſeinem Nachlaß erſchien noch der Roman «Bernard Marsh» (2 Bde., Lond. 1864). J. beſaß in Bezug auf Verwickelung und Löſung der Intriguen eine ungewöhnliche Erfindungsgabe. Seine ſämmtlichen Romane ſind mehrfach ins Deutſche überſetzt.

James (Sir Henry), berühmter engl. Geodät, wurde 1803 in Truro in Cornwallis geboren. Seine erſte Erziehung empfing er in der Lateinſchule in Exeter; dann abſolvirte er die königl. Militärakademie in Woolwich und erhielt 1825 ſein Patent als Lieutenant in dem Geniecorps. Die hervorragenden Talente, die er in dieſem Fache entwickelte, fanden ſo allgemeine Anerkennung, daß ihm ſchon 1844 der wichtige Poſten eines Directors der geolog. Vermeſſung von Irland übertragen wurde. Im J. 1846 wurde er zum Director der Admiralitätsarbeiten in Portsmouth, 1852 zur oberſten Leitung des «Ordnance Survey» des Vereinigten Königreichs und 1857 zum Dirigenten des topogr. und ſtatiſt. Departements des Kriegsminiſteriums ernannt, einen Poſten, den er ununterbrochen bis 1870 bekleidete. In ſeiner militäriſchen Laufbahn rückte J. 1857 zum Oberſt, 1868 zum Generalmajor und 1874 zum Generallieutenant auf. Außerdem wurde er 1860 in den Ritterſtand erhoben. J. gilt für den bedeutendſten Geodäten Englands. Von den theils von ihm ſelbſt verfaßten, theils unter ſeiner Leitung herausgegebenen wiſſenſchaftlichen Werken ſind zu nennen: «Notice of the arrangements which have been made for taking meteorological observations at the principal foreign stations of the Royal Engineers» (Lond. 1851), «Ordnance trigonometrical survey of Ireland» (Lond. 1858), «Abstract of the principal lines of spirit levelling in England and Wales» (Lond. 1861), «Account of the principal triangulation of the United Kingdom» (Lond. 1864) und «Record of the expedition to Abyssinia» (Lond. 1870). J. iſt auch der Erfinder eines photographiſchen Proceſſes, dem er den Namen Photozinkographie beilegte und mittels deſſen es ihm gelang, ein Facſimile des ganzen «Domesday-Book» in 32 Bänden herzuſtellen. Durch denſelben Proceß entſtanden ſeine «Facsimiles of national manuscripts from William the Conqueror to Queen Anne», «Facsimiles of national manuscripts of Scotland» (1867 fg.) und «Facsimiles of national manuscripts of Ireland» (Dublin 1874 fg.).

Jameſon (Anna), engl. Schriftſtellerin, geb. zu Dublin 19. Mai 1797, eine Tochter des Hofmalers der Prinzeſſin Charlotte, Murphy, widmete ſich frühzeitig dem Erziehungsfache. Aufſehen erregte zuerſt ihr auf einer Reiſe in Italien geſchriebenes Tagebuch, das ſie anonym unter dem Titel «Diary of an ennuyée» herausgab. Nach ihrer Verheirathung mit Rob. Jameſon ließ ſie «Loves of the poets» (1829), «Characteristics of women etc.» (1833), «Beauties of the court of Charles II.» (1833) und «Visits and sketches at home and abroad» (4 Bde., 1834) erſcheinen. Ihre «Characteristics of the female characters of Shakspeare», zu denen ſie die meiſten Radirungen ſelbſt gezeichnet, bekunden ihren feinen Takt. Außer Frankreich und Italien beſuchte ſie wiederholt Deutſchland, für deſſen Literatur und geſellſchaftliche Zuſtände ſie ſich lebhaft intereſſirte. Längere Zeit verweilte ſie namentlich in Weimar, Wien und Dresden, wo ſie mit Goethe und der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, deren dramatiſche Werke ſie unter dem Titel «Pictures of the social life of Germany» (Lond. 1840) überſetzte, in näherer Beziehung ſtand. Durch die Berufung ihres Gemahls zu einer hohen richterlichen Function in Obercanada lernte ſie 1834 auch Amerika kennen. Als Reſultate ihrer vielſeitigen Reiſeerfahrungen ſind ihre «Winter-studies and summer-rambles in Canada» (Lond. 1838) und «Handbook to the public galleries of art» (Lond. 1841) zu

Digitized by Google

betrachten. Durch den «Companion to the most celebrated private galleries of art in England» (Lond. 1844) machte ſie das Publikum mit den in den Sammlungen der brit. Ariſtokratie befindlichen Kunſtſchätzen bekannt. Höchſt anziehendes künſtleriſches Material findet ſich auch in ihrem Werke «Sacred and legendary art, or legends of the saints and martyrs» (Lond. 1847; 4. Aufl. 1865), dem die «Legends of the monastic orders, as represented in the fine arts» (Lond. 1849; 3. Aufl. 1866) und «Legends of the Madonna» (Lond. 1853; 3. Aufl. 1865) folgten. Ihre letzte Arbeit war eine «History of Our Lord and his precursor St. John the Baptist, as represented in Christian art», die von Lady Eaſtlake vollendet wurde (2 Bde., Lond. 1864). Sie ſtarb zu London 17. März 1860.

Jameſon oder Jameſone (George), der ſchott. van Dyck, geb. 1586 zu Aberdeen, Sohn eines Architekten, bildete ſich unter Rubens zu Antwerpen und wurde der vorzüglichſte Maler, der bis dahin aus Schottland hervorgegangen war. Er zeichnete ſich vorzüglich als Porträtmaler aus (Marquiſe Huntley, Johnſton), doch hat man von ihm auch hiſtor. Bilder und Landſchaften. Seine beſten Gemälde fallen in die Zeit nach 1630 und ſind im Beſitze reicher ſchott. Familien. Er malte anfangs auf Holz, ſpäter auf feine Leinwand, die er mit einem beſondern Farbenton grundirte, um die Schattenpartien transparent zu machen. Sein Colorit iſt ſchön und klar. J. ſtarb zu Edinburgh 1642 oder 1644. Geſtochen ſind Bildniſſe von ihm in Pinkerton's «Scottish gallery, or portraits of eminent persons of Scotland» (Lond. 1799).

James-River, der größte Strom Virginiens, entſteht nahe an der weſtl. Grenze des Staats aus der Vereinigung der Flüſſe Jackſon und Cowpaſture, fließt in öſtl. und ſüdöſtl. Richtung durch die Blauen Berge nach Lynchburg und von dort in nordöſtl. Richtung nach Richmond. Hier fällt er über bedeutende Stromſchnellen, verliert ſeinen Charakter als wildes Bergwaſſer und bildet, in der Ebene angelangt, einen ſelbſt für Seeſchiffe fahrbaren Strom. In zahlreichen Windungen nimmt der J. jetzt in ſüdöſtl. Richtung ſeinen Lauf nach der Cheſapeakbai, in welche er bei Willoughby-Point und Old-Point-Comfort mündet. Er iſt im ganzen 720 Kilom. lang und 240 Kilom. (bis Richmond) der Ebbe und Flut unterworfen. Seine Hauptnebenflüſſe ſind der Appomattox auf dem rechten und der Chickahominy auf dem linken Ufer. Während des Seceſſionskriegs hatte der J. und ſeine genannten Nebenflüſſe eine große militäriſche Bedeutung, da er lange die Scheidelinie zwiſchen den kämpfenden Mächten bildete.

Jamestown, Stadt auf der Inſel Sanct-Helena (ſ. d.).

Jamnitzer (Wenzel), auch Jamitzer oder Gamiezer geſchrieben, einer der ausgezeichnetſten deutſchen Goldſchmiede älterer Zeit, geb. 1508 zu Wien, ſiedelte bald nach Nürnberg über, wo er 1534 Meiſter wurde, und 15. Dec. 1585 ſtarb. J. gab die überlieferten goth. Kunſtformen auf und wendete ſich mit aller Entſchiedenheit den Formen der ital. Renaiſſance zu, welche er jedoch mit voller Freiheit handhabte und mit orient. Ornamenten verband. So war er der Begründer und bedeutendſte Vertreter einer neuen Richtung in der deutſchen Goldſchmiedekunſt. Von den Zeitgenoſſen wurden ſeine ſehr ſauber gearbeiteten, ganz naturaliſtiſch behandelten Nachbildungen kleiner Thiere und Pflanzen in Silber an Gefäßen und Käſtchen beſonders hochgeſchätzt. Ungefähr 40 Blatt ſeiner Entwürfe (Gefäße) hat er ſelbſt in Kupfer geſtochen. Sie ſind unter dem Namen des «Meiſters von 1551» bekannt, und ſehr ſelten. Originalzeichnungen von ihm ſind in Baſel, Koburg, Nürnberg, Paris u. ſ. w., Arbeiten von ihm in Dresden, Berlin, Nürnberg u. ſ. w. noch erhalten.

Jananſchek (Fanny, eigentlich Franziska Magdalena Romance), namhafte deutſche Schauſpielerin, geb. zu Prag 20. Juli 1830, zeigte ſchon früh Talent für die Bühne und wurde vom Kapellmeiſter Stegmayer im Geſange und von Baudius in der Declamation unterrichtet; doch wandte ſie ſich ſpäter dem recitirenden Drama zu. Nachdem ſie zuerſt als Karoline in «Ich bleibe ledig» in ihrer Vaterſtadt aufgetreten war, war ſie ſeit 1845 an kleinern Bühnen thätig, bis ſie 1847 in Köln, wo Benedix damals als Regiſſeur fungirte, ein Engagement fand. Auf des letztern Empfehlung, der ihr hohes Talent erkannt hatte, erhielt ſie 1848 ein Engagement am Stadttheater in Frankfurt a. M., wo ſie bis 1860 blieb. Nachdem ſie dann an mehrern größern deutſchen Bühnen eine Anzahl Gaſtrollen geſpielt hatte, wurde ſie im Nov. 1861 Mitglied des dresdener Hoftheaters, ſchied jedoch ſpäter aus dieſem Verband aus und begab ſich nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo ſie in faſt allen größern Städten mit außerordentlichem Erfolge auftrat. Daſelbſt erwarb ſie ſich auch in der engl. Sprache eine ſolche Fertigkeit, daß ſie mit großem Beifall in dieſer Sprache Shakſpeare's tragiſche Frauencharaktere ſpielte. Im J. 1876 gaſtirte ſie in London. J., deren weſentliche Bedeutung in der Darſtellung hochtragiſcher Rollen (Klärchen, Gretchen, Desdemona, Julia u. ſ. w.) beſteht,

Digitized by Google

erinnert in Bezug auf Adel und Plastik der Haltung und Bewegungen, sowie auf hinreißende Gewalt des Spiels vielfach an die franz. Tragödin Rachel.

Janbo oder Yambô, von der Lage am Meere auch J.-el-Bahr genannt, bei den Alten Jambia, Seestadt der türk.-arab. Provinz Hedschâz und Hafenplatz von Medina, von welchem sie 200 Kilom. fast westlich entfernt ist, liegt am Rande einer dürren Ebene zwischen kahlen Bergen und dem Rothen Meere und besteht aus einer langen Reihe weit auseinanderliegender, blendendweißer, aus Kalk- und Korallengestein erbauter Häuser. Im Nordwesten liegt die sehr tief ins Land eindringende, vom Stadthafen völlig getrennte Bucht Scherm-J. mit bequemer Einfahrt und gutem Ankergrunde, geräumig genug, eine ganze Flotte aufzunehmen. Die Einwohner von J., auf 5—7000 geschätzt, treiben hauptsächlich Handel, der durch directe Dampfbootverbindung mit Suez und Dschidda (nach Medina) vermittelt wird. Auch wird der Ort durch den Zuzug der Pilgerkaravanen belebt, auf deren von Kairo nach Mekka führenden Landstraße J. das dritte Viertel bezeichnet und als «Thor der heiligen Stadt» gilt. Die Einfuhr und der Transporthandel sind bedeutend. Auf der Straße nach Medina, das von Kamelen in vier Tagen erreicht wird, liegt die Mutterstadt des Hafenorts, J.-e-Nachl (die Palmenstadt), wo die Wohlhabenden unter Dattelpflanzungen ihre Landhäuser haben.

Janin (Jules Gabriel), franz. Kritiker und Romandichter, geb. 24. Dec. 1804 zu St.-Etienne, begann seine Schulbildung in seiner Geburtsstadt und vollendete dieselbe in Paris, wo er sich durch Privatunterricht die Existenzmittel erwarb und nebenbei kleine Beiträge für Theaterzeitungen lieferte. Sodann ordentlicher Mitarbeiter zuerst an der ultraroyalistischen «Quotidienne», nachher an Tagesblättern von gemäßigt liberaler Farbe, unternahm er auch Streifzüge in das Gebiet der Politik. Sein erster zweibändiger Roman «L'âne mort et la femme guillotinée» erschien 1829; ihm folgten «La confession» (1830), ein polit.-religiöser Roman, und «Barnave» (1831), ein Tendenzroman gegen die Orléans. Trotzdem kam der Verfasser bei dem König Ludwig Philipp wieder in Gnade und wurde 1836 dramatischer Feuilletonist des «Journal des Débats», wo er von den Spuren seiner berühmten Vorgänger Geoffroy und Hoffmann abging und ein eigenes kritisches Genre schuf, nämlich die Kritik, die ihren Gegenstand beiseite setzt, indem sie in munterm, witzigem, oft pikantem Geplauder alles Mögliche nur oberflächlich berührt. Diese Schreibart fand bei ihrem Aufkommen unglaublichen Anklang. Jedes Feuilleton von J. war ein Ereigniß. Die von ihm aufgebrachte Benennung «Kritikerfürst» (prince des critiques) wurde auf ihn selbst angewandt. Doch artete sein Stil allmählich in frivoles Geplauder aus. Unter dem pomphaften Titel «Histoire de la littérature dramatique» (6 Bde., Par. 1857) sammelte er aus seinen in den «Débats» geschriebenen Artikeln eine Auswahl, welche das Hauptwerk seines literarischen Nachlasses bildet. Außerdem veröffentlichte er noch im Roman- und Novellenfach: «Le chemin de traverse» (2 Bde., 1836), «La religieuse de Toulouse» (2 Bde., 1850), «La fin du monde et du neveu de Rameau» (1864), im Genre der Reisebilder und malerischen Länderbeschreibungen: «Voyage en Italie» (1839), La Normandie historique, pittoresque et monumentale» (1842—43, mit Kupfern) und «La Bretagne historique» (1844). Seitdem erschienen: «Béranger et son temps» (1866), «Paris et Versailles il y a cent ans» (Par. 1874) und «Contes et nouvelles» (Bd. 1, Par. 1876). Außer zahlreichen Beiträgen zu Sammelwerken lieferte J. Vorreden, Einleitungen, Biographien, Notizen für eine sehr große Menge neuer oder neu aufgelegter älterer Werke, sowie Artikel in beinahe alle literarischen Journale und Zeitschriften. Nachdem J. 1872 in die Akademie Française aufgenommen war, starb er 19. Juni 1874 zu Paris (Passy); die Leiche wurde in der Familiengruft zu Evreux beigesetzt. Nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Schriften unter dem Titel «Oeuvres diverses» (12 Bde., Par. 1876—77). Vgl. Piedagnel, «Jules J. 1804—74» (Par. 1875).

Janitscharen nennt man die türk. Miliz, welche 1329 von dem osman. Sultan Orkhan aus jungen, zum Uebertritt in den Mohammedanismus gezwungenen christl. Gefangenen errichtet, aber erst von Sultan Murad I. um 1360 vollständig organisirt, mit verschiedenen Privilegien ausgestattet und bis auf die Zahl von 12,000 gebracht wurde. Murad verordnete, daß sich die Truppe aus den gefangenen Christen rekrutiren sollte, von denen je der fünfte Mann für sie bestimmt war, und ließ sie von dem heil. Derwisch Hadschi Bektasch einsegnen. Letzterer verlieh dem Corps auch den Namen Jenitscheri, d. i. neue Krieger, und gab durch Auflegen des Aermels seines weißen Filzrocks auf das Haupt eines seiner Befehlshaber Veranlassung, daß dasselbe mit hohen weißen Filzmützen, von denen eine Art Aermel herabhing, ausgestattet wurde. Die Zahl der J. nahm bald sehr zu, weil man regelmäßig auch den zehnten Theil aller

Digitized by Google

Christenkinder der europ. Türkei dazu nahm, die durch eine eigene Erziehung und Disciplin zum Eintritt in das Corps vorbereitet wurden. Die Privilegien, deren sich die J. erfreuten, bewirkten jedoch in der Folgezeit, daß auch eine große Menge junger Türken in das Corps trat. Darum nahm man denn auch keine Kriegsgefangenen mehr dazu, und gegen Ende des 17. Jahrh. hörte auch der Zehnte der Christenkinder auf. Ueberdies gab man einer Menge Moslems aller Klassen, ja selbst Christen die Erlaubniß, sich gegen Erlegung einer Summe in die Musterrolle des Corps einschreiben zu lassen, wofür sie zwar keinen Sold, aber eine Menge Privilegien, z. B. Steuerfreiheit, erblich erhielten, ansässig sein und bürgerliche Gewerbe betreiben durften und nur im Falle des Kriegs zu Kriegsdiensten verpflichtet waren, was übrigens selten geschah. So gab es zwei Arten von J., die regelmäßig organisirten, die in Kasernen in Konstantinopel und einigen andern Städten untergebracht waren, und deren Anzahl in ihrer Blütezeit auf 60,000, zuletzt aber wol nur auf 25,000 sich belief, und die unregelmäßigen, Jamaks genannt, die durch alle Städte des Reichs in einer Anzahl von 3—400,000 zerstreut lebten. Jene waren in Ortas, d. i. Horden, von denen jede ihre eigene Oda, d. i. Kaserne, hatte, eingetheilt, deren Zahl von 80 später bis auf 196 stieg, und die sowol in Bezug auf Privilegien wie auf Mannschaft und Embleme u. s. w. sich mannichfaltig unterschieden. An der Spitze sämmtlicher Ortas stand als Oberbefehlshaber der Aga, mit einem Kiaja-Beg oder Unterbefehlshaber. Die Macht des erstern über seine Untergebenen war fast unbegrenzt und fand nur in der Furcht eines Aufstandes eine Schranke; er hatte Gewalt über Leben und Tod, und alle Beförderungen hingen von ihm ab. Die J. wurden gut unterhalten. In Friedenszeiten verrichteten sie die Dienste von Polizeidienern und waren zu dem Behuf nur mit einem langen Stabe versehen; im Kriege aber führten sie eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer und ein Pistol im Gürtel. Sie dienten nur zu Fuße und bildeten gewöhnlich die Reserve im türk. Heere. Aus den J. wurden ferner die Leibwachen des Sultans genommen. Mehrere Ortas waren zum besondern Dienste in den wichtigsten Festungen oder auf der Flotte bestimmt. In den frühern Zeiten standen die J. unter strenger Disciplin. Als aber die osman. Herrscher zu Serailsfürsten herabsanken, wurden die J. die zuchtloseste, faulste, unkriegerischste Truppe und das Werkzeug jedes Rebellen. Ihre Geschichte besteht neben ihren Kriegsthaten aus einer fortlaufenden Reihe von Empörungen, Ermordungen von Sultanen, Veziren, Agas u. s. w. und den zügellosesten Greueln aller Art. Die Versuche zu Reformen oder Auflösungen, welche verschiedene Sultane mit ihnen unternahmen, hatten entweder einen ungenügenden Erfolg oder scheiterten und führten zu schrecklichen Serailsrevolutionen. Erst dem Sultan Mahmud II. gelang es, sie zu vernichten. Die J. zu Konstantinopel hatten sich nämlich im Mai 1826 zu der Errichtung der neuen Miliz (Nizam-dschedid) bereit erklärt, dann aber 15. Juni dagegen empört und verlangten die Köpfe der vornehmsten Staatsbeamten. Allein der damalige Janitscharen-Aga Hussein-Aga an der Spitze der dem Sultan treu gebliebenen Topdschi (Kanoniere), Kumbaradschi (Bombardiere) und Bostandschi (Wächter der großherrl. Gärten), die durch die Entfaltung der Fahne des Propheten und den vom Mufti und den Ulemas über die J. ausgesprochenen Bann fanatisirt waren, schlug die Aufrührer auf dem Platze Etmeidan zurück und ließ ihre Kasernen beschießen und verbrennen. Eine Kundmachung vom 17. Juni erklärte das Janitscharencorps für immer abgeschafft und belegte den Namen J. mit einem Fluche. Dazu wurde ein Blutgericht zur Beurtheilung der übriggebliebenen Schuldigen niedergesetzt und jeder Versuch der J., sich wieder zu erheben, im Blut erstickt, sodaß die Zahl der Hingerichteten im Sept. 1826 sich auf 15,000 und die der Verbannten auf mehr als 20,000 belief. Die Geschichte der Janitscharenauflösung (Konstant. 1828; franz. von Caussin de Perceval, Par. 1833) hat der Historiograph Es-Seid-Mohammed-Essad beschrieben.

Janitscharenmusik oder türkische Musik, eigentlich die wildlärmende Militärmusik der Türken, nennt man überhaupt jede Musik, bei der die melodieführenden Blasinstrumente von einer Menge Lärminstrumenten zur Hervorhebung des Rhythmus begleitet oder vielmehr übertäubt werden. Die hauptsächlichsten dieser Lärminstrumente sind die große und kleine Trommel, die Becken, der mit Schellen behangene halbe Mond, der Tamtam, der Triangel u. s. w., welche die Türken keineswegs erfunden, sondern nach asiat. Weise nur zusammengestellt haben. Schon das Alterthum war reich an solchen lärmenden Rhythmusschlägern. In Europa finden diese Schallwerkzeuge vorzugsweise nur in der Militärmusik Anwendung; in Italien darf aber ein solcher Chor von Lärminstrumenten (Banda) auch in den Orchestern nicht fehlen.

Jan-Mayen, eine nach dem holländ. Seefahrer, der sie 1611 entdeckte, benannte Insel des nördl. Eismeers, zwischen Island und Spitzbergen, die übrigens Hudson schon 1507 gesehen

Digitized by Google

hatte, unter 71° nördl. Br. und 9° 40′ östl. L. gelegen, etwa 55 Kilom. lang und an keiner Stelle über 16 Kilom. breit, ist das nördlichste unter den bekannten vulkanischen Ländern. Der Hauptpunkt der Insel ist der 2094 Mt. hohe Beerenberg, der aber nicht mit Sicherheit als thätiger Vulkan bezeichnet werden kann. Derselbe wird an den Seiten von ungeheuern Gletschern wie von gefrorenen Wasserfällen überkleidet, die in drei Mulden in das Meer hinablaufen. Der von Scoresby 1817 entdeckte und untersuchte Vulkan Esk ist 487 Mt. hoch und hat einen offenen, nicht entzündeten Gipfelkrater. Ein anderer Vulkan südwestlich vom Esk zeigte 1818 von vier zu vier Monaten stattfindende hohe Aschenausbrüche.

Janina, Janina oder Joánnina, das südwestlichste Vilajet der europ. Türkei, zwischen dem Griechischen (Archipel) und dem Jonischen Meere gelegen und nordwärts bis zum Adriatischen reichend, zugleich Grenzland gegen Griechenland. Die im 18. Jahrh. und noch zu Anfang des 19. dort herrschenden eigenthümlichen polit. Verhältnisse, in deren Folge man sich von Ort zu Ort bekriegte, haben geregeltern Platz gemacht. Den Uebergang zu ihnen bereitete Ali Pascha (s. d.) von J. vor, indem er das unter meist erbliche Paschas getheilte Land durch List und Gewalt zu einem Ganzen einigte und sozusagen recht eigentlich für die Pforte eroberte. Dagegen erhielt sich das Räuberwesen, die Geisel der Provinz, noch bis in die neueste Zeit, namentlich in den an der griech. Grenze gelegenen Districten. Seine allmähliche Ausrottung durch Einfangung der Hauptbanditen ist das Verdienst Mehemed Ali-Pascha's (eines zum Islam übergetretenen Preußen aus Magdeburg, Namens Detroit). Das Vilajet zählt auf 35,900 QKilom. (1864) 717,306 E., worunter 472,574 Christen, 241,062 Mohammedaner und 3670 Israeliten, und zerfällt in die fünf Sandschakate: J., Ergheri, Berat, Preveza-Arta und Tirchala (das alte Thessalien). — Die Hauptstadt J. liegt in der Gegend des alten Orakelortes Dodona im Innern des Landes, in einem bergumkränzten Längenthale, dem bis 500 Mt. hohen Plateau von J., an der Westseite des wegen seines Torfgrundes schwärzlichen Sees von J., ist Sitz des türk. Generalgouverneurs und zählt 26,000 E., darunter 15,000 Griechen (mit Einschluß der Fremden), 8500 Türken und 2500 Juden. Von dem unter Ali-Pascha vorhandenen Glanz und europ. Gepräge der Stadt ist nichts mehr vorhanden. Die frühere Kulia oder das Demir-Kule, d. h. Eisenschloß, ein fünf Stock hohes Fort nebst darübergelegenem Palast, ist jetzt eine Ruine. Der Pascha bewohnt die von Trümmern und einem Graben umgebene sog. Festung, ein auf einer felsigen Landzunge erbautes Fort, das sich in traurigem Zustande befindet. Der Festung gegenüber liegen auf einer Insel ein kleines Dorf, mehrere Klöster und die Reste des Sommerpalastes, in welchem Ali-Pascha sein Ende fand. J. besitzt 7 Kirchen, 18 Moscheen, 2 Synagogen, griech. Collegium, Bibliothek und Hospital. Die betriebsamen Griechen haben den Ort zu einer bedeutenden Gewerb- und Handelsstadt gemacht. Im Norden des Sees von J. liegt Sagori oder Zagore, der Hauptort der Sagorzen, eines kleinen Freistaats von 44 Dörfern und etwa 25,000 E., mit einer durch einen Ferman vom 3. Juni 1850 von der türk. Regierung anerkannten Verfassung. Die Stadt J. kommt zuerst im 9. Jahrh. als dem Byzantinischen Reiche unterworfen vor. Seit dem 11. Jahrh. war sie abwechselnd in den Händen der Normannen, Byzantiner, Catalanen und Serbier. Dann wurde es von eigenen Despoten regiert, die bald von Konstantinopel, bald von den Grafen von Cephalonia abhingen, bis es sich 1431 den Türken unterwarf. Im 18. und im Anfange des 19. Jahrh. war J. ein Hauptsitz neugriech. Geistesbildung. Bei dem Bombardement durch Ali-Pascha 1820 litt die Stadt ungemein.

Jansen (Cornelis), gewöhnlich in latinisirter Form Jansenius, berühmter niederländ. Theolog, von dem die Sekte der Jansenisten (s. d.) den Namen führt, wurde 28. Oct. 1585 zu Acquoi bei Leerdam geboren. Er erhielt seine erste Bildung zu Utrecht und studirte seit 1602 zu Löwen. Später hielt er sich in Paris, noch länger in Bayonne auf, wo er sich hauptsächlich mit dem Studium der Schriften Augustin's beschäftigte. Sodann ging er nach Löwen zurück, wo er 1617 Doctor, 1630 Professor der Theologie wurde und den strengen Augustinismus, besonders über den freien Willen und die göttliche Gnade lehrte, dadurch aber den Jesuiten entschieden gegenübertrat und mit ihnen in Streit gerieth. Im J. 1635 ward er Bischof zu Ypern. Kaum hatte er sein berühmt gewordenes Werk «Augustinus, seu doctrina St.-Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina etc.», an dem er 22 Jahre lang gearbeitet, vollendet, als er 6. Mai 1638 zu Ypern starb. Dieses Werk, dessen Herausgabe er seinen Freunden dringend anempfahl, erfolgte 1640 zu Löwen durch Libertus Fromond und Kalen.

Jansenisten, eine kleine kath. Kirchenpartei in den Niederlanden, werden so genannt nach dem niederländ. Theologen Cornelis Jansen (s. d.). Der zuerst von Augustin (s. d.) und von

Digitized by Google

Pelagius (ſ. d.) geführte Streit über das Verhältniß der göttlichen Gnade und der menſchlichen Freiheit war von der kath. Kirche nie zum entſchiedenen Austrag gebracht: ehrte dieſelbe doch Auguſtin als größten Lehrer der Kirche und vertrat doch in der Praxis durchaus ſemipelagianiſche Grundſätze. Deshalb ward der alte Streit ſtets wieder erneuert, beſonders zwiſchen den Dominicanern und den Jeſuiten, doch ſuchte auch das Tridentiner Concil den entſchiedenen Semipelagianismus durch Auguſtiniſche Sätze zu verhüllen. Als der Jeſuit Molina der Pauliniſch-Auguſtiniſchen Lehre des Michael Bajus, Profeſſors zu Löwen, entſchieden entgegentrat, ſetzte Papſt Clemens VIII. 1597 die Congregatio de auxiliis nieder, die Streitigkeiten über Gnade und Freiheit endgültig zu entſcheiden. Doch ward dieſelbe 1607 ohne Reſultat aufgelöſt. Neu angefacht ward der Streit durch Janſen's «Augustinus» (1640), worin die Lehren des großen Kirchenvaters von der Erbſünde, der gänzlichen Unfreiheit des menſchlichen Willens, der Alleinwirkſamkeit der göttlichen Gnade, der Prädeſtination, den Jeſuiten als die wahre Lehre entgegengeſtellt waren. Janſen's Werk ward 1642 von Urban VIII. in der Bulle In eminenti als Erneuerung der Irrlehren des Bajus als ketzeriſch verboten, fand dagegen auch außer den Niederlanden viel Beifall. In Frankreich wirkte Janſen's Studiengenoſſe, Jean Duvergier de Hauranne, Abt zu St.-Cyran, in demſelben Geiſte, Anton Arnauld, Mitglied der Sorbonne, griff in ſeinen Schriften («De la fréquente communion», «La théologie morale des Jésuits») die Jeſuiten offen an. Blaiſe Pascal ſtellte in ſeinen «Lettres provinciales» (1656) ihre Moral entſchieden bloß. Aber die Jeſuiten bewirkten, daß Arnauld aus der Sorbonne ausgeſtoßen ward, worauf ihn ſeine Schweſter, Aebtiſſin im Kloſter Port-Royal, aufnahm, wodurch dieſes Sitz und Mittelpunkt der Janſeniſtiſchen Bewegung ward. Innocenz X. verdammte 1653 fünf Sätze aus Janſen's «Auguſtin» als Calviniſtiſche Ketzerei, und auch der Einwand ſeiner Anhänger, dem Papſte ſtehe wol die Entſcheidung zu über das droit, über die Zuläſſigkeit von Glaubensſätzen, nicht aber über das fait, d. h. ob dieſe Sätze in dem behaupteten Sinne von Janſen gelehrt ſeien, was ſie beſtritten, ward (1656) durch eine Bulle abgewieſen, die behauptete, Janſen habe die Sätze in demſelben Sinne gelehrt, in dem ſie verdammt ſeien. Die Entſchiedenheit, mit der Ludwig XIV. die Ausrottung der J. betrieb, zwang viele zur Auswanderung in die Niederlande.

Im J. 1693 gab ein Prieſter des Oratoriums, Paſchaſius Quesnel, das Neue Teſtament mit moraliſchen Anmerkungen im Sinne Janſen's heraus. Auf Betrieb der Jeſuiten ward 1709 das Kloſter Port-Royal aufgehoben, 1713 in der Bulle Unigenitus 101 Sätze Quesnel's als ketzeriſch verdammt und damit offener Semipelagianismus zur Kirchenlehre erklärt. Dieſe Bulle ſpaltete die franz. Geiſtlichkeit in die Partei der Conſtitutioniſten oder Acceptanten, welche die Bulle annahmen, und der Appellanten, welche vom Papſte an ein Concil appellirten, an ihrer Spitze der Erzbiſchof Noailles. Letztere wurden von Clemens XI. (1719) durch das Breve Pastoralis officii excommunicirt. Daraufhin unterwarfen ſich viele, auch der Widerſtand des Parlaments war von kurzer Dauer, ja 1720 ward die Bulle Unigenitus für Frankreich anerkannt und zum Reichsgeſetz erhoben, worauf 1728 auch Noailles ſich unterwarf, andere J. zahlreich nach den Niederlanden auswanderten. Unter dieſer Bedrückung entartete der Janſenismus immer mehr zur Schwärmerei. In Frankreich verſchwand er als geſonderte Geſellſchaft bald, obgleich ſein Geiſt blieb. In den Niederlanden bilden die J. (ſeit 1723) unter dem Erzbiſchof von Utrecht und den Biſchöfen von Harlem und Deventer ein eigenes, von Rom unabhängiges Kirchenweſen. Sie nennen ſich ſelbſt Schüler des heil. Auguſtin, erklären ſich für Glieder der kath. Kirche, erkennen den Papſt als ſichtbares Oberhaupt der Kirche an, verwerfen jedoch ſeine Unfehlbarkeit. Papſt Clemens XIV. ſuchte eine Wiedervereinigung herbeizuführen, ſtarb jedoch zu früh. Pius VI. und Leo XII. dagegen verfuhren unduldſam verfluchend gegen ſie, wodurch die Spaltung nur vergrößert ward; ſeit Leo XII. (1825) wird jede Neuwahl eines Janſeniſtiſchen Biſchofs mit dem Bannfluche beantwortet. Die J. zählen 25 Gemeinden mit 6000 Seelen. Mit den Altkatholiken traten ſie ſoweit in Beziehung, als der Erzbiſchof von Utrecht den altkath. Biſchof weihte; eine nähere Verbindung iſt bisjetzt nicht eingeleitet. Vgl. Leydecker, «Historia Jansenismi» (Utr. 1695); Reuchlin, «Geſchichte von Port-Royal» (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1839—44); Nippold, «Die altkath. Kirche des Erzbisthums Utrecht» (Heidelb. 1872); Fuzet, «Les Jansénistes du 17e siècle» (Par. 1877).

Janſſens (Abraham), berühmter niederländ. Hiſtorienmaler, Zeitgenoſſe Rubens', ſoll 1560 zu Amſterdam geboren ſein. Sein Todesjahr iſt unbekannt. Viele Kirchen in Flandern beſitzen Gemälde von ſeiner Hand; am berühmteſten ſind ſeine Grablegung und die Madonna mit dem Kinde in der Karmeliterkirche zu Antwerpen. Auch die Galerien zu München, Wien, Dresden

Digitized by Google

und Berlin bewahren Bilder von ihm. Als Rubens' Nebenbuhler und voll leidenschaftlichen Hasses gegen ihn soll er diesen zu einem Wettstreite herausgefordert haben, den aber Rubens, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, ablehnte. J. war allerdings ein tüchtiger Zeichner und trefflicher Colorist, welcher an der Spitze einer Anzahl Gleichgesinnter die Nachahmung der Italiener gegenüber dem nationalen Princip des Rubens vertrat. — Cornelis J., wahrscheinlich in Flandern geboren und in Amsterdam 1665 gestorben, erwarb sich den Ruf eines vortrefflichen Porträt- und Historienmalers. Auch Victor Honorius J., geb. zu Brüssel 1664, gest. daselbst 1739, erwarb sich als Historienmaler einen geachteten Namen.

Januar (lat.), im Deutschen Jenner oder Jänner (althochdeutsch Hartmânet, Wintarmânôth, slaw. Eismonat), der erste Monat des Jahres, hat 31 Tage und soll den Namen durch Numa Pompilius nach dem röm. Gotte Janus erhalten haben. Er wurde 251 v. Chr. durch die Decemvirn an die Spitze des bis dahin aus zehn Monaten bestehenden röm. Jahres gestellt. Sein Thierkreiszeichen ist der Wassermann. Als besonders angesehene Lostage (s. d.) gelten im J.: Neujahr, Sta.-Genoveva (3.), Fabian Sebastian (20.), St.-Vincenz (22.) und St.-Pauli Bekehrung (25.).

Januarius, der Heilige, Bischof von Benevent, wurde zu Anfang des 4. Jahrh. unter Kaiser Diocletian, nachdem er vielen andern Martern nicht unterlegen, zu Puzzuoli enthauptet. Sein Körper ist in Neapel in der unterirdischen Kapelle der nach ihm benannten Hauptkirche beigesetzt. Sein Haupt nebst zwei Fläschchen angeblichen Blutes, welches eine fromme Matrone bei der Enthauptung desselben aufgefangen haben soll, wird in einer prächtigen Kapelle verwahrt, welche vier Gemälde von Domenichino schmücken. Das Blut soll die wunderthätige Eigenschaft haben, auch wenn es noch so hart geronnen, wieder flüssig zu werden, sobald es in die Nähe des Hauptes gebracht wird. In der Regel wird dreimal im Jahre, namentlich am Sterbetage des Heiligen, den man auf den 19. Sept. verlegt hat, das Wunder unter dem Herbeiströmen von zahllosen Gläubigen und Neugierigen, außerdem noch bei besondern Veranlassungen, wie Erdbeben, allgemeinen Calamitäten u. s. w., in Scene gesetzt. Fließt das Blut nicht, so gilt dies für ein schlimmes Zeichen, das schon oft Neapel in große Unruhe versetzte. J. ist der Schutzpatron des frühern Königreichs Neapel, und ihm zu Ehren stiftete der König beider Sicilien, Karl, der nachherige König Karl III. von Spanien, 1738 den Januariusorden, der in Neapel 1806 für erloschen erklärt, 1814 aber wiederhergestellt wurde.

Janus war ein einheimischer Gott der Römer und Lateiner. Seiner Grundbedeutung nach ein Himmelsgott, ein Gott des himmlischen Lichts, der die Thore des Himmels morgens öffnete, abends schloß, wurde er dann einerseits als Gott des anbrechenden Tags, des beginnenden Monats, des Jahres, andererseits als Oeffner und Schließer (Patulcius, Clusius), als Herr über jeden Aus- und Eingang und Verkehr überhaupt, auf der Erde und im Himmel, wie von der Erde zum Himmel, zwischen Menschen untereinander, wie zwischen Menschen und Göttern, endlich alles Anfangs und Beginnens verehrt. Ein sprechendes Symbol eines solchen Gottes waren Thore oder vielmehr freistehende gewölbte Thorbogen, welche ebenfalls J. genannt wurden, während man die in Häuser führenden Thüren mit einem abgeleiteten Worte ianuae bezeichnete. Die Janusbogen waren wenigstens ursprünglich gegen Osten und Westen gewandt, weil J. die Thore des Himmels am Morgen und am Abend öffnet und schließt. Am berühmtesten ist der J. (J. Geminus, Quirinus) am Forum mit zwei Thoren, welche zum Beginn eines Kriegs geöffnet, nach Beendigung jedweden Kriegszustandes, was in Rom freilich äußerst selten, der Sage nach in der Königs- und in der republikanischen Zeit je nur einmal vorkam, geschlossen wurden. Bildlich wurde J. in ähnlichem Sinne mit zwei Gesichtern dargestellt, als der Gott, der zugleich nach Sonnenauf- und Untergang, nach vorn und hinten blickend alles auf einmal überschaut und so jeden Wechsel und jedes neue Beginnen übersieht und beherrscht. Nach Ovid hatten die Statuen des J. einen Stab (Scepter) und einen Schlüssel in den Händen, nach Plinius und andern gab man den Fingern von Bildsäulen desselben die Stellung, daß die der rechten Hand die röm. Zahl für 300, die der linken die für 65 bildeten. Nach der Sage herrschte J. in der Urzeit als König. Sein Wohnsitz war das nach ihm benannte Janiculum auf dem rechten Tiberufer. Unter seiner Regierung landete dann Saturn. Deshalb, glaubte man, zeigten die ältesten röm. Asse auf der Vorderseite ein Janushaupt, auf der Rückseite ein Schiff. Saturn lehrte J. den Ackerbau und viele nützliche Erfindungen. An dessen Regierung knüpften die Sagen von dem goldenen Lebensalter des menschlichen Geschlechts an.

Japan, in der Landessprache Nipon oder, zum Unterschiede von der gleichnamigen Insel, O Dai Nipon (d. h. das große Nipon) genannt, das große und merkwürdige Inselreich im

Digitized by Google

Osten von Asien, breitet sich von 25° 50′ bis 47° nördl. Br. und 123° 23′ bis 152° 40′ östl. L. von Greenwich aus. Es besteht aus den vier Hauptinseln Nipon, Kiusiu, Sikok'f und Jezo oder O Schima Jezo und einer großen Menge kleinerer und ganz kleiner Inseln. Die Gesammtzahl aller Inseln wird von den Japanern selbst auf 3850 berechnet. Die Nordgrenze des Reichs bildet seit dem Vertrage mit Rußland vom 7. Mai 1875 die Straße zwischen dem Cap Lopatka auf Kamtschatka und der Insel Schumschu; im O. und S. wird es durch den Stillen Ocean, im W. durch die Japanische See und das Ochotskische Meer bespült. Der Flächeninhalt sämmtlicher Inseln läßt sich auf 407,772 QKilom. berechnen, von denen 231,154 auf die Insel Nipon, 41,022 auf Kiusiu, 18,060 auf Sikok'f, 6443 auf die kleinern Inseln, 89,623 auf Jezo, 14,554 auf die Kurilen und 6916 auf die Lion-Khiens kommen. Ungefähr die Hälfte des Gesammtareals befindet sich im Culturzustand; die andere wird von den unfruchtbaren Gebirgszügen im Innern der größern Inseln, den ausgestreckten, bisjetzt noch niemals für Ackerbau benutzten Theilen Landes im Innern von Jezo und den Kurilen, sowie den vielen kleinern, zum Theil selbst unbewohnten, allein aus nackten Felsmassen bestehenden Inseln eingenommen. Alle größern japan. Inseln sind Gebirgsländer und werden meistens parallel mit ihrer Längsachse von hauptsächlich aus Syenit, Granit, Glimmerschiefer und Gneis bestehenden, 12—1500 Mt. hohen Bergketten durchzogen. Stellenweise werden dieselben durch größere Massengesteine, wie Trachyt, Dolerit, Basalt und Augitporphyr, unterbrochen, deren Auftreten die Nähe von Vulkanen anzeigt. Die wichtigsten von diesen sind der 1253 Mt. hohe Wunzen (japan. Wunzen-no-take) und der Aso (japan. Aso-no-jama) auf Kiusiu, sowie auf Nipon der 4231 Mt. hohe Fusi (japan. Fusi-no-jama), der Siro (japan. Siro-jama), der Asama (japan. Asama-jama) und der Yake (japan. Yake-jama). Die meisten dieser Vulkane sind noch jetzt thätig. Auch auf den Lion-Khieus, auf einigen kleinern Inseln in der Nähe von Nipon und Kiusiu, auf Jezo und auf den Kurilen gibt es theils noch thätige, theils erloschene Vulkane. Die japan. Vulkane bilden eins der Hauptglieder der langen Kette von Feuerbergen, welche sich durch sie von Hinterindien über die Sunda-Inseln, Molukken und Philippinen bis nach Kamtschatka und den Aleuten hinzieht. Erdbeben, oft sehr verwüstender Art, kommen in J. häufig vor. Zu erwähnen ist auch die merkwürdige, an die sog. Fjordbildung erinnernde Gestaltung der meist ziemlich steilen Küsten von Kiusiu, Sikok'f und der südlichern Hälfte von Nipon. Die vielen, mehr oder weniger geräumigen, häufig durch vorliegende Inseln und Klippen gegen alle Winde geschützten Baien, Buchten und Ankerplätze sind für die inländische Schifffahrt längs der Küste wichtig. Die Zahl der Flüsse ist auf allen größern japan. Inseln eine sehr beträchtliche, aber dieselben sind zu untief, zu reißend und von einem zu sehr wechselnden Wasserstande, als daß die Schifffahrt Nutzen von ihnen ziehen könnte. Eine Ausnahme hiervon macht eigentlich nur der gegenwärtig sogar vielfach von Dampfschiffen befahrene Fluß Jodo (japan. Jodo-gawa) auf Nipon. Bei der sehr beträchtlichen geogr. Breitenausdehnung des japan. Archipels zeigen die klimatischen Verhältnisse der einzelnen größern Inseln eine große Verschiedenheit. Die Nähe des astat. Continents macht sich in dem schroffen Gegensatze der mittlern Temperatur der Sommermonate zu jener der Wintermonate geltend. Die mittlere Temperatur des Sommers ist in Nagasaki + 27,7, die des Winters aber + 8,4. In den Monaten Juli und August steigt das Thermometer nicht selten auf 36—37° C., während daselbst im Winter Schnee und Eis gar nicht selten sind. Das Klima im nördl. Theile von Nipon und auf Jezo ist rauh und die Winter daselbst zeichnen sich durch die Menge des Schnees aus. In den Wintermonaten wehen häufig anhaltende Stürme aus Osten und Nordosten, während vom August bis zum October Cyklone oder Drehstürme von furchtbar zerstörender Kraft in den südlichern Theilen des Reichs häufig sind.

An Metallen und andern nutzbaren Mineralien ist J. eins der reichsten Länder der Erde. Silber und namentlich Gold sind häufig; ferner Kupfer, das beste der Erde, und Eisen, ebenfalls von vorzüglicher Güte, außerdem Antimon, Zinn, Blei, Zink, Mangan, Kobalt, Arsenik, Quecksilber, Steinkohlen, Braunkohle, Torf, Graphit, Bernstein, Petroleum, Schwefel, Baryt, Gips, verschiedene Marmorarten, Flußspat, Alaunerde, Jaspis, Achate, Feueropale, Granaten, Bergkrystall, gefärbte Quarze, Asbest, Turmalin, Glimmer, Feldspat sowie Porzellan- und Töpfererden von vorzüglichster Güte. Salz wird hauptsächlich aus dem Meere gewonnen. Die Flora zeichnet sich durch die große Menge von Gattungen bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Arten aus und ist auffallend reich sowol an nutzbaren Gewächsen als an schönblühenden Zierpflanzen. Die hauptsächlichsten Nahrungspflanzen sind: Reis in verschiedenen Varietäten, Gerste, Weizen, Hirse, Kafferkorn (Sorghum vulgare), Japanische Hirse (Panicum

Digitized by Google

japonicum), Buchweizen, verschiedene Arten von Dioscorea, Ipomea, Dolichos, Phaseolus, Pisum; ferner Arachis hypogaea, Brassica orientalis u. v. a. Hierher gehören auch der Thee und das auf den Liou-Khieus und in dem südl. Theile von Kiusiu in beträchtlicher Menge angepflanzte Zuckerrohr. Von großer ökonomischer Wichtigkeit sind die Baumwollpflanze und verschiedene Arten des Maulbeerbaums für die Zucht der Seidenraupe. Zur Bereitung der vielen Arten des vortrefflichen Papiers dienen drei Broussonetia-Arten, Daphne papyrifera, Stellera Ganpi u. a. Der unübertreffbare Lack wird von Rhus vernix, von ihm und Rhus saccedanea ein Surrogat des Bienenwachses, von Sapindus Makurosi ein Surrogat der Seife gewonnen. Außer der Baumwollpflanze liefern noch Cannabis sativa, Urtica nivea, Dolichos hirsutus und polystachyos, Musa bassijo, Zingiber mijoga und Canna indica den Stoff für feinere und gröbere Gespinste. Vortreffliches Holz gewährt hauptsächlich die Familie der Coniferen, welche durch besonders zahlreiche und schöne Arten vertreten wird. Auch des Kampherbaums (Camphora officinalis), sowol seines vortrefflichen Holzes als der Menge des aus ihm gewonnenen Kamphers wegen, sowie des Bambusrohrs, welches bis zum 40. Breitengrade in einer Menge von Spielarten vorkommt und die allgemeinste Anwendung findet, muß noch Erwähnung geschehen. Ungleich weniger artenreich ist die japan. Landthierfauna. Von wild lebenden Säugethieren sind ein hauptsächlich auf Jezo lebender Bär (Ursus Thibetanus), eine Affenart (Inuus speciosus), ein Hirsch, eine Gazelle (Antilope crispa), ein Fuchs, ein Wolf sowie mehrere Arten wilder Hunde und ein Hase die bemerkenswertheſten. Die Zahl der Hausäugethiere wie der Pferde und Rinder ist gering, die der Ziegen und Schafe ganz unbedeutend. Schweine werden nur für den Gebrauch der Ausländer gezüchtet. Von Vögeln finden sich in J. im gezähmten Zustande Hühner, Enten und Tauben; von wilden eine Menge von Wasser-, Strich-, Zug- und Standvögeln, welche mit ähnlichen Arten des mittlern Europa und Asien entweder identisch oder doch ähnlich sind. Eine ungleich größere Menge von thierischem Nahrungsstoff liefert den Japanern das an allen Küsten ganz besonders belebte Meer.

Mit Ausnahme von Jezo und den Kurilen, wo die Japaner nur spätere Einwanderer und Ansiedler sind, den Haupttheil der Bevölkerung aber die Ainos (s. d.) bilden, und den Liou-Khieus, wo seit Jahrhunderten durch Vermischung von Chinesen und Japanern mit den ursprünglichen Bewohnern, welche wahrscheinlich Malaien waren, ein neuer Volksstamm von mildem Charakter und liebenswürdigen Sitten entstanden ist, besteht die Bevölkerung des Japanischen Reichs, 2—3000 Europäer und Nordamerikaner, welche sich daselbst neuerdings niedergelassen haben, abgerechnet, aus den Japanern, einem der homogensten und am meisten unvermischten Völker der Erde. Dieselben bilden einen Zweig der turan. oder mongol. Völkerfamilie und sind wahrscheinlich in vorhistor. Zeit von dem asiat. Festlande eingewandert. Durchaus irrig ist die Ansicht derer, welche den Ursprung der heutigen Japaner auf die Vermengung eingewanderter Chinesen mit Ainos zurückführen wollen. In der Gesichts- und Schädelbildung und ebenso auch in dem Körperbau der Japaner zeigt sich der specifische Typus der mongol. Rasse unverkennbar ausgeprägt. Hinsichtlich der Größe und Körperkraft stehen sie unter den german. Volksstämmen Europas und ungefähr mit den Bewohnern Italiens und des südl. Frankreich auf gleicher Stufe. Die Frauen zeichnen sich durch kleine und zarte Gestalten aus. Die Hautfarbe zeigt alle Uebergänge von einem gelblichen Weiß bis zu einem bräunlichen Gelb. Haupthaar und Pupillen sind fast ohne Ausnahme schwarz; der Bart der Männer ist im ganzen schwach. Beide Geschlechter zeichnen sich durch Kleinheit und schöne Form der Hände und Füße aus. In geistiger Beziehung sind die Japaner den in dieser Beziehung am meisten bevorzugten europ. Nationen gleichzustellen. Auffassungsvermögen, Urtheilskraft und Gedächtniß sind bei ihnen in hohem Grade entwickelt. Im allgemeinen herrscht bei ihnen wie bei den Chinesen der Verstand vor der Phantasie vor. Sie haben deshalb eine besondere Anlage für die mathem. Wissenschaften und sind auch sehr gewandte Kaufleute. Eine sehr hervorstechende Eigenthümlichkeit in der geistigen Anlage der Japaner ist ihre besondere Befähigung für die Aufnahme fremder Bildungselemente sowie ihr Streben nach Aneignung derselben. Hierdurch unterscheiden sie sich von allen andern Asiaten, namentlich aber von den Chinesen. Zu ihren Tugenden gehören Vaterlandsliebe, Tapferkeit, ein nicht selten sich zu heroischer Todesverachtung erhebender Muth und ein hoch entwickeltes Ehrgefühl, Arbeitslust, Fleiß und Ausdauer, Gastfreiheit, Mildthätigkeit gegen Arme und Dankbarkeit. In Bezug auf ein feines, sich nach keiner Seite hin verleugnendes Gefühl für Reinlichkeit übertrifft sie kein anderes Volk. Gegen Freunde sind sie treu und jeder Aufopferung fähig, bei der Wahl derselben aber äußerst vorsichtig. Als Charakterfehler sind hauptsächlich Mistrauen, Mangel an Wahrheitsliebe, Rachsucht und eine große

Digitized by Google

Neigung zu sinnlichen Ausschweifungen hervorzuheben. Die Zahl der Einwohner betrug 1872 im ganzen 33,110,825 (16,796,158 männlichen und 16,314,667 weiblichen Geschlechts), wovon 123,668 auf Jezo und 166,789 auf die Liou-Khieus kommen. Eine Zählung vom 2. Dec. 1875 ergab 33,300,675 Bewohner. Die Sprache der Japaner (s. Japanische Sprache, Schrift und Literatur) ist eine eigenthümliche polysyllabische; ihre Schriftzeichen sind aus den chinesischen abgeleitet, werden aber als phonetische und nicht als ideographische gebraucht.

Die verbreitetste Religion ist der Sin-to oder Kamicultus (japan. Kami-no-mitsi, d. h. Weg der Kami). Das Wort Sin-to ist ein chinesisches, von den Japanern übernommenes und bedeutet Weg der Geister. Diese ursprüngliche Landesreligion gleicht der Religion der meisten turan. Völker vor dem Auftreten des Buddhismus und Islams. In der ältesten und einfachsten Form des Sin-to wird der Himmel, als Sitz der Gottheit in abstracto, mit letzterer identificirt. Gegenstände der Verehrung sind die Himmelskörper, die Elemente und alle Naturkräfte, als Ausflüsse oder Manifestationen der Gottheit. Der höchste und heiligste Gegenstand der Anbetung ist die Sonne. Auch die Seelen Verstorbener, welche sich um das Vaterland verdient gemacht oder sich durch Tugend ausgezeichnet haben, werden unter dem Namen von Kami göttlich verehrt. Als später (284 n. Chr.) die chines. Schriftzeichen in J. eingeführt wurden und sich mit ihnen die chines. Cultur verbreitete, wurde mit dem Sin-to eine neue Theo- und Kosmogenie in Zusammenhang gebracht, eine Um- und Nachbildung der Schöpfungsmythen der Chinesen und ihrer drei Perioden: der himmlischen, irdischen und menschlichen Götter. Zugleich wurde der Ursprung von Zin-Mu-ten-no, dem Stifter des Reichs und der noch herrschenden Dynastie der Mikado (667 v. Chr.), auf die Gottheit zurückgeführt, und die Zahl der Kami wuchs immer mehr, bis sie endlich auf 3132 stieg. Hierzu kamen, wahrscheinlich unter dem Einflusse des Systems von Laotse (s. d.) eine Menge von Dämonen und zwischen Menschen und Göttern stehender, Sju-go-zin genannter Halbgötter. Die Tempel des Sin-to, Mi-ja genannt, sind einfache, mit Stroh gedeckte Holzgebäude von nur mäßigem Umfange ohne allen äußern und innern Schmuck. Das Hauptgeräthe in ihnen ist ein hellpolirter Metallspiegel (Kagami) und ein Bündel weißer Papierstreifen (Gohei), als Symbole der höchstmöglichen Reinheit der Seele, des Körpers und des Lebenswandels, welchen der Sin-to seinen Anhängern als erstes und vornehmstes Gesetz vorschreibt. Götzendienst findet in den Mi-jas nicht statt. Einige von den ältesten derselben, wie namentlich der zu Isje auf Nipon, genießen hohe Verehrung und finden jährlich Wallfahrten vieler Tausende zu ihnen statt. Dem Sin-to gegenüber steht der Buddhismus (japan. Buds-do, d. h. Weg von Buddha), der 552 von Korea aus in J. eingeführt wurde. Dieses Ereigniß ist für J. von größter Bedeutung gewesen, da hauptsächlich die buddhistischen Geistlichen Verbreiter der chines. Cultur waren. Auch wurde von ihnen eine Menge nutzbarer Gewächse und Zierpflanzen eingeführt. In frühern Jahrhunderten von der japan. Regierung bald begünstigt, bald unterdrückt, wurde der Buddhismus 1623 aus polit. Gründen zur Staatsreligion erhoben, und gelangte dadurch zwar zu großem Reichthum und Einfluß, niemals aber zu dem Ansehen, in welchem der Sin-to bei den Japanern gestanden hat und noch steht. Das Aufhören des Sgogunates in neuester Zeit hat auch auf das Ansehen, den Einfluß und die Vermögensverhältnisse des Buddhismus höchst nachtheilig eingewirkt. Gleichwie in China erscheint auch in J. der Buddhismus nicht in seiner ursprünglichen Einfachheit und ethischen Reinheit, sondern als vielgestaltige, den Sinn verwirrende Idolatrie mit einem ganzen Pantheon ausheimischer Gottheiten. Eine Art Verschmelzung des Sin-to mit dem Buds-do zeigt sich in dem schon vor Jahrhunderten erstandenen Rijo-bu-Sin-to, d. h. zweiseitigen Sin-to, der seine meisten Verehrer in den niedern Volksklassen zählt. In ihm erscheinen mehrere dem Sin-to angehörige Gottheiten in gröberer, mehr materieller Gestalt. Die dritte Religion in J. ist das mehr moral-philos. als dogmatische System des Confucius (s. d.), japan. Sju-to, welches gegen Ende des 3. Jahrh. n. Chr. gleichfalls über Korea nach J. gelangte. Anhänger des chines. Philosophen, zu dessen Andenken nur 17 Tempel bestehen, sind nur Gelehrte und Höhergebildete. Das Christenthum wird in J., was die Eingeborenen betrifft, nicht geduldet.

Die Geschichte J.s beginnt mit dem J. 667 v. Chr., wo Zin-mu-ten-no, von dem noch unerwiesen ist, ob derselbe ein Eingeborener der japan. Inseln oder der Führer einer Schar von Auswanderern und Eroberern aus dem östlichen asiat. Festlande war, das Japanische Reich und einen Herrscherstamm, der bis in die Gegenwart hineinreicht, gründete. Die erste Grundlage des Reichs geschah auf Nipon in der Landschaft Jamato. Mit dem ersten Tage des J. 660 v. Chr. beginnt auch die japan. Zeitrechnung. Der Stifter baute seinen ersten Palast, das Dairi, zu Kaschwabara an der Südostseite des Berges Wanebi, breitete seine Herrschaft weiter aus,

Digitized by Google

wurde polit. und religiöser Gesetzgeber der Japaner und starb 585 v. Chr. Seine Nachfolger, Mikado genannt, deren 122ster gegenwärtig den Thron von J. innehat, regierten lange Zeit als unumschränkte Herrscher und als höchste Priester des Sin-to. Nach dem «Nippon-Ki», der ältesten Chronik von J., kamen zuerst 33 v. Chr. Bewohner von Minana im südl. Korea nach J. Lebhafter und folgenreicher waren die Beziehungen beider Länder zueinander in dem für J. hochwichtigen Zeitabschnitte zwischen dem Ende des 2. und der letzten Hälfte des 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Denn innerhalb dieser Periode, die mit den Kriegen der japan. Kaiserin Dsin-Ko (192—201 n. Chr.) gegen Korea beginnt und mit der Einführung des Buddhismus (552) abschließt, erhält J. aus China durch Vermittelung von Korea seine Schrift (284) und alle Anfänge seiner spätern wissenschaftlichen und technischen Bildung. Die erste historisch festgestellte Beziehung zwischen China und J. fand erst zwischen 239—243 n. Chr. unter der Regierung des 16. Mikado, Woo-Zin (201—270), statt, wo die Beherrscher beider Reiche infolge des neu entstandenen Verhältnisses von Korea zu Japan einander Gesandtschaften zuschickten. Unter dem 12. Mikado, Kei-Ko (71—131 n. Chr.), wurden die bis dahin noch Kuma-osi genannten Bewohner der Insel Kiusiu und von 110 an auch die bis dahin noch selbstständigen, den Namen Atsuma-Jebis führenden Stämme, wahrscheinlich Ainos, im Norden und Nordosten der Insel Nipon unterworfen. Dieselben empörten sich später (368 und 581), bis endlich Abe Hirafe, Feldherr des 38. Mikado, der Kaiserin Sai-mai (655—668), sie von Nipon vertrieb und den nördl. Theil dieser Insel für immer dem Japanischen Reiche einverleibte. Dadurch, daß bei weiterer Ausbreitung und innerer Ausbildung des Reichs die 16 Provinzen (japan. Kok) von den Mikados an ausgezeichnete Personen, jüngere Sprossen ihrer Familie oder andere Begünstigte als erbliche Lehen verliehen wurden, gewann die Regierungsform allmählich den Charakter einer Feudalmonarchie. Die Träger dieser Lehen, Daimio, standen nämlich zu dem Mikado, als Reichsoberhaupt, fast in demselben Verhältniß von Abhängigkeit und Dienstpflichtigkeit wie die großen Vasallen von Frankreich und England im Mittelalter zu den Beherrschern dieser Länder. Nur 18 dieser alten und ursprünglichen Reichslehen bestanden noch, als 1867 die neue Verfassung in J. gegründet wurde. Die Vasallen führten häufig Krieg unter sich sowol, als auch gegen den Mikado, um sich von der Lehnspflichtigkeit frei zu machen. In diesen Kriegen gelang es 1192 einem Feldherrn des Mikado, Jori-tomo, seine Ernennung zum Kronfeldherrn (Zi-i-dai-Sgogun), die Erblichkeit dieser Würde in seiner Familie und einigen Antheil an der Regierung vom Mikado zu erlangen. Unter dem 91. Mikado, Kame-yama (1260—75) und dessen Nachfolger, Go-ouda (1275—88), fanden 1274 und 1281 zwei erfolglose Expeditionen von Khoubilai-Khan, Kaiser von China, zur Unterwerfung J.s statt, welche Marco Polo (s. d.), der an dem Hofe Khoubilai's lebte, veranlaßten, das in Europa noch gänzlich unbekannte J. unter dem Namen Zipangu (von dem chines. Je-pen-koue) dort bekannt zu machen.

Die Verleihung der erblichen Sgogun-Würde an Jori-tomo wurde sowol dadurch, daß sie fortwährend ihre Macht auf Kosten des Mikado zu erweitern strebten, als auch noch mehr dadurch, daß die Sgoguns selbst in andern mächtigen Daimios fortwährend Nebenbuhler und Prätendenten fanden, dem Reiche sehr verderblich. Gegen Ende des 16. Jahrh. gelang es dem Tojodomi Fide-Josi, einem Manne von dunkler Herkunft, aber großer Tapferkeit und Staatsklugheit, der unter dem Namen Taiko oder Taiko-Sama Nationalheld der Japaner geworden ist, sich zu der Würde des Sgogun hinaufzuschwingen. Er starb während eines Kriegs mit Korea 1598 und hatte für seinen sechsjährigen Sohn Fide-Jori eine aus sechs der vornehmsten Daimios bestehende Regentschaft eingesetzt, mit Minamoto-no-Ijejasou, dem mächtigen Fürsten von Okasaki an ihrer Spitze. Nach Taiko's Tode entbrannte der innere Krieg aufs neue, indem die meisten der Daimios sich der Oberherrschaft über sie, welche jetzt Ijejasou für Fide-Jori ausübte, wieder zu entziehen strebten. Ijejasou gelang es aber nicht nur, seine Macht über dieselben noch mehr auszubreiten und zu befestigen, sondern sie auch erfolgreich gegen Fide-Jori und dessen Anhänger zu gebrauchen. Er nöthigte 1603 den 108. Mikado, Gogo-sei (1587—1612), ihn zum Sgogun zu ernennen, während an Fide-Jori nur die nächstfolgende Reichswürde, die eines Nai-Dai-zin, verliehen wurde. Mit Fide-Jori erlosch 1615 die von Taiko gegründete Sgogun-Linie. Ijejasou aber wurde in dem Maße Meister aller Verhältnisse in J., daß er dem Reiche jene merkwürdige, in der Weltgeschichte einzig dastehende Verfassung geben konnte, welche erst in der Revolution 1867 ihr Ende gefunden hat.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. wurde für J. auch durch die Einführung des Christenthums daselbst merkwürdig und folgenreich. Im J. 1543 wurden drei Portugiesen auf der Reise von Siam nach Macao nach der kleinen japan. Insel Tanega-sima, südlich von Kiusiu,

Digitized by Google

verschlagen. Zwei von ihnen waren Fernan Mendez Pinto und Diego Zeimota. Sie sind die ersten Europäer, welche japan. Boden betreten haben. Im J. 1549 begab sich der berühmte Jesuit Franciscus Xaver (s. d.) nach J., predigte daselbst in den verschiedensten Gegenden, selbst zu Miaco, der Residenz des Mikado, das Christenthum. Dasselbe hatte 1552, als Xaverius J. wieder verließ, bereits feste Wurzeln gefaßt. In den folgenden Jahrzehnten breitete es sich immer weiter aus. Einige der Vornehmsten unter den japan. Christen schickten sogar eine feierliche Gesandtschaft nach Madrid und Rom ab, die 1582 Nagasaki verließ, 1585 in Spanien ankam und von König Philipp II. mit größter Auszeichnung empfangen wurde. Von dort begab sie sich nach Rom, wo Gregor XIII. und dessen Nachfolger Sixtus V. sie gleichfalls auf die ehrenvollste Weise empfingen, und kehrte über Venedig, Mailand und Genua, wo sie sich wieder einschiffte, 1590 nach J. zurück, begleitet von 17 Priestern der Gesellschaft Jesu. In J. hatten indessen Feindschaft und Erbitterung gegen das Christenthum die Oberhand gewonnen. Schon Taiko hatte der weitern Verbreitung desselben entgegengewirkt; die blutige und grausame gänzliche Ausrottung der japan. Christen und die Vertreibung aller Portugiesen aus J. fand aber erst unter Ijejasou und dessen beiden Nachfolgern, Minamoto-no-Fide-Tada und Minamoto-no-Ije-Mitsu, 1613, 1622—29 und 1637—39 statt. Die Schlußscenen der Christenverfolgung bildeten die Erstürmung des Castells von Sinnabara (12. April 1638) in der Landschaft Arima auf Kiusiu, in welches sich der Rest der japan. Christen zugleich mit einem Theil der in Aufstand gegen ihren Daimio gerathenen Bevölkerung der genannten Landschaft und der nahe gelegenen Insel Amakusa geworfen hatte, sowie die Hinrichtung von 60 Portugiesen, welche von Macao gekommen waren, um wieder Zulassung in J. zu erlangen, nachdem ihre Landsleute im Jahre vorher von dort für immer verbannt worden waren, auf dem Marktplatze zu Nagasaki. Unterdessen waren 1609 auch Holländer mit zwei Schiffen nach J. gekommen und hatten von Ijejasou unter höchst günstigen Bedingungen die Zulassung zu freiem Handel daselbst erhalten sowie die Erlaubniß, auf der Insel Firato an der Küste von Kiusiu eine Factorei aufzurichten. Infolge hiervon wurde der Handelsverkehr mit den Japanern für sie außerordentlich gewinngebend. Aber nach dem Tode von Ijejasou wurde der Freibrief vom 30. Aug. 1611 beschränkt, und 21. Mai 1641 wurden die Holländer gezwungen, ihre Factorei auf Firato zu verlassen und die kleine Insel Desima (s. Nagasaki), welche 1637—39 von den Portugiesen bewohnt gewesen war, zu beziehen. Später wurde die Ausfuhr von edlen Metallen aus J. verboten und von 1790 an auch die des Kupfers auf 6000 Pikuls im Jahre beschränkt, sodaß die Vortheile der Holländer von ihrem japan. Handel nur sehr mäßige waren. Trotzdem hat aber ihre Factorei zu Desima, mit welchen lästigen Beschränkungen der persönlichen Freiheit der Aufenthalt daselbst auch für sie verbunden war, bis in die Neuzeit fortbestanden. Auch mußten sie früher alle Jahre, seit 1790 aber nur alle vier Jahre, eine Reise nach Jedo zur Ueberbringung von contractmäßig bestimmten Geschenken an den Sgogun unternehmen. Die Engländer, welche 1613 ebenfalls einen Handelscontract mit J. geschlossen und eine Factorei auf Firato errichtet hatten, zogen dieselbe schon 1623 wieder ein, weil sie mit den Holländern nicht concurriren konnten. Die letztern waren von den europ. Völkern, die Chinesen aber, denen verstattet wurde, jährlich mit zehn Dschunken Nagasaki zu besuchen und für etwa eine Million Gulden an Waaren einzuführen, von den asiat. Völkern die einzigen, mit denen J., wiewol in sehr beschränkter Weise, von dem Beginne des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrh. in Verbindung gestanden hat.

Die von Minamoto-no-Ijejasou gegründete Staatseinrichtung, welche sein zweiter Nachfolger, der Sgogun Minamoto-no-Ije-Mitsu, dadurch zum Abschluß brachte, daß er den Japanern, die bis dahin in Handels- und Schifffahrtsverkehr mit den meisten ostasiat. Reichen gestanden und selbst als angeworbene Truppen in der Armee der Holländisch-Ostindischen Compagnie gedient hatten, bei schwerster Strafe verbot, ihr Vaterland zu verlassen, und allen Verkehr mit dem Auslande auf die Zulassung weniger Niederländer und Chinesen unter für sie sehr drückenden Bedingungen beschränkte, war eine so eigenthümliche, daß ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht wiedergefunden wird. Ihr Hauptzweck war, sich selbst durchaus unverändert fortzuerhalten. Hierzu diente hauptsächlich das feste und unverrückbare Verhältniß, in welches alle Theile der japan. Staatsmaschine zueinander gebracht wurden, und ferner der als feste Richtschnur für die leitende Macht, d. h. die Sgoguns, angenommene Grundsatz, daß jedes von Ijejasou und dessen ersten Nachfolgern erlassene Gesetz für alle spätern Sgogums von bindender Kraft war. Haupt des Staats war noch immer der Mikado, obgleich die Zügel der Regierung sich nicht mehr in seinen Händen befanden. Selbst seinem mehr mittelbaren Einflusse als höchster

Digitized by Google

Priester des Sin-to-Cultus wurde dadurch, daß Ijejasou den Buddhismus zur Staatsreligion erhob, ein Gegengewicht gegeben. Unsichtbar vor dem Volke und außer aller Gemeinschaft mit den Reichsvasallen, den Daimios, lebte der Mikado wie ein Gefangener in seinem weitläufigen Palaste zu Miaco, dem Dairi, allein umgeben von seinen zwölf Frauen, von Priestern und den Beamten seiner Hof- und Haushaltung. Um ihn fortwährend in seinem Thun und Treiben zu überwachen, namentlich alle Annäherung und jeden Verkehr zwischen ihm und den Daimios zu verhüten, war in seiner Nähe ein hoher Beamter des Sgogun mit dem Titel Ososidai angestellt. Die Gelder für die Aufrechthaltung eines sehr eigenthümlichen, enorme Summen verschlingenden Hofstaats war der Sgogun verpflichtet, dem Mikado aus den Reichseinkünften zufließen zu lassen. Der Einfluß des letztern auf die Angelegenheiten des Reichs erstreckte sich kaum weiter als auf die oberste Leitung des Sin-to-Cultus und die Verleihung der höchsten Titel und titulären Würden, entweder aus eigenem Antriebe oder infolge von Anfrage dazu von dem Sgogun. Eigentliches Haupt der Staatsverwaltung war der Sgogun, oder Kubo, Kubo-Sama, Tenka-Sama, d. h. Herr des Reichs, und in letzterer Zeit, namentlich von den Nordamerikanern und Engländern, auch Taikon oder Taikoun genannt. In seinen Händen ruhten sowol die Gesetzgebung als die Verwaltung und oberste Leitung aller innern Angelegenheiten des Reichs. Außerdem war er sowol Chef des Heers und aller Vertheidigungsmittel als auch höchster Gebieter über alle finanziellen Kräfte des Reichs. Seit Taiko und Ijejasou hatte die Hofhaltung der Sgoguns, deren Sitz ein weitläufiges Palais in dem großartigen Castell zu Jedo war, einen entschieden kriegerischen Charakter beibehalten. Beschränkt wurde die Macht der Sgoguns nicht nur durch ihre Beziehungen zu den Mikados, sondern auch noch ungleich mehr dadurch, daß die von einem Sgogun erlassenen Gesetze für alle seine spätern Nachfolger von bindender Kraft waren. Hierzu kamen noch die Vorschriften einer sehr entwickelten, alle Lebensverhältnisse berührenden, fast Gesetzeskraft besitzenden Hofetikette. Dem Sgogun stand ein Ministercollegium oder Reichsrath (japan. Go Lod-ji-oo) zur Seite, meistens sechs bis acht Mitglieder zählend. Sie waren Minister des Hauses, zugleich aber im Namen ihres Herrn mit der ganzen Staatsverwaltung beauftragt, welche sie nach Departements unter sich vertheilten. Zu ihrer Unterstützung dienten die sog. jüngern Reichsräthe (japan. O Waka-Tosijori), in der Regel gleichfalls sechs bis acht, welche eine Art von Sous-Chefs der einzelnen Departements darstellten. Die Macht dieses Reichsraths war eine sehr große und nahm in dem Maße zu, als die Herrschergewalt der Sgoguns aus den obenerwähnten Gründen beschränkter wurde. Minamoto Ijejasou war der Stifter dieses Raths, zu dessen Mitgliedern er treuergebene Diener ernannte, denen er zugleich den Rang von Daimios der niedrigsten Klasse verlieh. Die Ernennung derselben geschah auch später durch den Sgogun, wiewol auf Präsentation eines oder mehrerer Candidaten durch den Ministerrath. Der Reichsrath besaß eine sehr umfassende Macht. Er überwachte den Sgogun, um bei demselben nicht die leiseste Regung zu polit. Neuerungen und Reformen aufkommen zu lassen, während zugleich jedes seiner Mitglieder durch alle übrigen fortwährend scharf beobachtet wurde; er hielt sich von dem wirklichen Zustande des Reichs bis in dessen fernste und innerste Winkel fortwährend genau unterrichtet, sowol auf dem Wege regelmäßiger, officieller Kenntnißgabe als auch noch mehr durch die Mittheilungen sehr zahlreicher, über das ganze Reich verbreiteter Spione (japan. O Metske). Die richterliche Macht war nicht von der Administration getrennt. Die Gesetze waren sehr kurz und bestimmt auch einem jeden Japaner seit seiner frühesten Jugend wohlbekannt; die Jurisdiction außerordentlich streng, aber unparteiisch. Auf die meisten Verbrechen stand Todesstrafe. Bei vornehmen Verbrechern fand das Harakiri (s. d.), d. h. das entweder freiwillige oder ihnen anbefohlene Bauchaufschneiden, statt. Bei leichtern Vergehen wurden Vornehme auch in buddhistische Mönchsklöster gesteckt oder nach der östlich von Nipon gelegenen kleinen Insel Fatsisiu verbannt. Die provinzielle Regierung wurde in den fünf Kronlandschaften (japan. Gokinai Kokf), welche Ijejasou sich und seinen Nachfolgern reservirt hatte, sowie in den sog. fünf kaiserl. Städten Jedo, Miaco, Ohosaka, Sakai und Nagasaki und verschiedenen kleinern durch Gouverneure (japan. Go-Bugio) ausgeübt. Dieselben gehörten zur ersten und vornehmsten Klasse der Leibwächter des Sgogun. Für jeden dieser Orte wurden zwei Gouverneure ernannt, die sich, zu gegenseitiger Controle, alle Monate, allein zu Nagasaki alle Jahre ablösten. Sie mußten ihre Frauen und Kinder als Unterpfänder für ihre Anhänglichkeit an den Sgogun stets in Jedo zurücklassen. Jedem von ihnen stand eine Anzahl niederer Beamten (japan. Go-Kuinin), die ebenfalls zur Leibwache des Sgogun gehörten, zur Seite. Mit Ausnahme der Kronlandschaften und sog. kaiserlichen Städte war das Reich in die Gebiete der Reichsvasallen (japan.

Digitized by Google

Daimio) vertheilt, deren Anzahl ursprünglich den 68 Landschaften (japan. Kokf) entsprach, in welche die acht großen Hauptprovinzen (japan. Do, d. h. Wege) getheilt wurden. Die Daimios hatten diese Landschaften als erbliche, ihnen von den Mikados ertheilte Lehen inne. Es lag aber in dem Interesse von Taiko und Ijejasou, die Macht und den Einfluß dieser Daimios soviel wie möglich zu verringern und mit den ihnen abgenommenen Ländereien ihre Anhänger und Freunde zu belehnen. Daher kam es, daß die Zahl der Daimios während des letzten Sgogunates von 68 auf mehr als 250 gestiegen war, von denen nur noch 18 sog. Kokusio Daimio, d. h. in Besitz alter, ihren Vorfahren von den Mikados verliehener Reichslehen, waren. Alle übrigen waren Lehenträger des Sgogun. Die Macht dieser Daimios beschränkte sich hauptsächlich auf die Ausführung der von dem Sgogun für das ganze Reich erlassenen allgemeinen Gesetze und Verordnungen. Ihre eigene Gesetzgebung bezog sich nur auf Gegenstände untergeordneter Art und durfte mit der Reichsgesetzgebung in keinem Widerspruch stehen. Auch waren ihnen als Rathgeber und um zu verhüten, daß sie von ihrer Macht keinen Misbrauch machten, Beamte des Sgogun zugefügt, die für alle gesetzwidrigen Handlungen der Daimios der Regierung in Jedo mit ihrem Leben verantwortlich waren. Dafür hatten sie aber auch, nach einer schon von Taiko-Sama getroffenen Verordnung, das Recht, wenn der Daimio ihren Ermahnungen und der als weitere Folge hiervon von dem Reichsrathe an ihn ergehenden Aufforderung, seine Würde niederzulegen, kein Gehör schenken möchte, denselben zu tödten, in welchem Falle sie freilich selbst verpflichtet waren, sich nachträglich durch das Harakiri das Leben zu nehmen. Außer den directen Abgaben an Geld und Naturalien, welche alle Daimios dem Sgogun jährlich als eine Art von Tribut (japan. Fassak) zu entrichten hatten, lagen ihnen noch verschiedene, aus dem Verhältnisse ihrer Lehnspflichtigkeit resultirende Dienstleistungen ob, z. B. der Unterhalt von Truppencontingenten. Die Einkünfte des Sgogun bestanden in dem Ertrage der Kronlandschaften sowie dem der fünf sog. Reichsstädte und den unter diesen stehenden kleinern, dem Fassak der Daimios, dem Ertrage der Minen und Bergwerke, sowie endlich dem Ueberschusse aus dem Handel mit den Niederländern und Chinesen. Die Armee betrug 200,000 Mann und bestand aus den Leibwachen des Sgogun, Hatamoto (80,000 an der Zahl), und den Contingenten der einzelnen Daimios. Nur die Befehlshaber und höhern Offiziere waren beritten. Mit den Hatamotos wurden eine Menge höherer und niederer Beamtenstellen besetzt. Eine Kriegsflotte bestand seit der Abschließung des Reichs bis 1854 in J. nicht.

In materieller Hinsicht war der Einfluß der neuen Verfassung glücklich. Während mehr als zwei Jahrhunderten herrschte vollkommene Ruhe und die Wohlfahrt des Landes sowie die Bevölkerung nahm stetig zu. Letztere lernte, infolge ihrer Abschließung, aus den Erzeugnissen ihres eigenen Landes allen Anforderungen selbst eines hochentwickelten, feinern und gebildeten Lebensgenusses zu genügen. Die Gesammtmasse der jährlich von den Niederländern und Chinesen eingeführten ausländischen Gegenstände war zu unbedeutend und wurde absichtlich zu so unnatürlich hohen Verkaufspreisen aufgetrieben, daß nur die Allerreichsten und Vornehmsten sich damit in sehr geringer Menge versehen konnten. Außerdem wachte die Regierung zu Jedo fortwährend mit größter Strenge gegen die Einführung fremder Sitten, Gebräuche und Lebensbedürfnisse. Die durch das Abschließungssystem so sehr verminderten Beziehungen zu China hatten auch zur Folge, daß die geistige Cultur der Japaner, eine Tochter der chinesischen, sich immer mehr von dem typischen Formzwange derselben emancipirte und einen mehr selbstständigen und eigenthümlichen, der ursprünglichen, von jener der Chinesen durchaus abweichenden Geistesanlage der Japaner mehr entsprechenden Charakter gewann. Zu großer Vollkommenheit brachten es die Japanesen in der Fabrikation des Porzellans und der mannichfachsten größern und kleinern verlackten, theilweise mit Gold, Silber und Perlmutter eingelegten Geräthschaften. Ebenso berühmt sind ihre Metallarbeiten aller Art, von kolossalen, aus Kupfer gegossenen Buddhabildern und prachtvollen Bronzevasen jeglicher Größe und Gestalt bis zu den allerkleinsten, zierlich ciselirten und mit verschiedenen Metallen eingelegten Gegenständen der verschiedensten Art. In der Legirung von Metallen brachten sie es zur Meisterschaft und ihre weltberühmten Säbel sind von unvergleichlicher Härte, Schärfe und Politur. Ebensolche Meister wurden sie in dem Weben und Färben seidener Stoffe, von den allerschwersten Gold- und Silberbrocaten bis zu leichtern Zeugen für täglichen Gebrauch; in der Bereitung unzähliger, für alle möglichen Zwecke dienender, häufig das Leder vertretender Papierarten u. s. w. Ihre xylographirten, häufig mit den naturgetreuesten, schön und correct gezeichneten Abbildungen, gleichfalls in Holzschnitt, versehenen Bücher übertreffen die chinesischen sehr an Schönheit. In ihren Schnitzwerken aus Holz, Elfenbein und Bambus zeigten sich, trotz ihrer naturalistischen

Digitized by Google

Auffassung, doch Spuren wirklichen Kunstgefühls. Dasselbe fand, wenngleich nicht immer, doch häufig auch auf ihren Gemälden und Zeichnungen statt. Die Sgoguns, denen daran lag, das von Ijejasou zur Residenz erwählte Jedo (s. d.) zur größten und wichtigsten Stadt des Reichs zu erheben, machten dasselbe zugleich auch zum Haupt- und Mittelpunkte einer sehr großartigen, vielumfassenden Gewerbe- und Kunstindustrie. Noch wichtiger aber erschien der Regierung zu Jedo die Sorge dafür, daß Hunger und Noth stets von der Bevölkerung ferngehalten würden. Deshalb ward dem Land- und Ackerbau im ganzen Reiche von der Regierung des Sgogun fortwährend die größte Aufmerksamkeit und Aufmunterung zutheil und der Landbau erreichte eine außerordentliche Vollkommenheit. Zur Verhütung von Hungersnoth unterhielt die Regierung in allen Theilen des Reichs Reismagazine, welche zusammen den mittlern Ertrag einer reichlichen Jahresernte in sich faßten. Für die Erneuerung dieser Vorräthe wurde stets gesorgt. Trat nun einmal Misernte ein, was gerade bei Reis nicht selten stattfindet, so wurde der Reis aus den Regierungsmagazinen gegen einen mäßigen, den von günstigen Jahren kaum überschreitenden Marktpreis an die Bevölkerung verkauft. Ebenso war die Regierung in Jedo für die Aufrechthaltung des außerordentlich lebhaften innern Handelsverkehrs im ganzen Reiche fortwährend besorgt. Wege, Brücken, Gasthäuser jeder Art längs der erstern waren vortrefflich angelegt und unterhalten. Die große Heerstraße zwischen Miako und Jedo in der Landschaft Tokai-do ist ein Meisterstück von Schönheit und Zweckmäßigkeit. Infolge der strengen, überaus wachsamen Polizei und der unparteiischen, aber zugleich schonungslosen drakonischen Criminalrechtspflege herrschte überall die vollkommenste Sicherheit der Person und des Eigenthums. Auch die Stellung und das Verhältniß der verschiedenen Volksklassen zueinander war ein sehr wohlgeordnetes und darauf berechnet, alle Unzufriedenheit und innern Bewegungen zu verhüten. Die Bevölkerung zerfiel nämlich in bestimmte, aber keineswegs so schroff wie die ind. Kasten voneinander geschiedene Klassen: 1) die Daimios; 2) die Sei-mios, oder der auf sie folgende höhere Adel, welche aber gewöhnlich als unterste Rangklasse den Daimios zugezählt wurden, da auch sie sich im Besitze von Lehen, wiewol nur kleinern, befanden; 3) die Beamten, Offiziere und Soldaten; 4) die Priester des Sin-to und des Buddhismus; 5) Aerzte, Gelehrte, Künstler u. s. w., insofern sie nicht Beamte des Sgogun und der Daimios waren, wodurch sie höhern Rang und das Recht, zwei Säbel zu tragen, erhielten; 6) die Kaufleute; 7) die Landbauer; 8) Schiffer, Fischer, Handwerker, Arbeitsleute u. s. w. Alle diese verschiedenen Klassen hatten ihre bestimmten Rechte und jede von ihnen war gegen Unterdrückung durch eine höhere geschützt. Auch war der Uebergang aus einer niedern in eine höhere Klasse, persönlicher Verdienste wegen, durchaus nicht selten und eheliche Verbindungen zwischen Personen höherer und niederer Klassen fanden statt. In der Regel ging das Amt, der Erwerbszweig und die Lebensbeschäftigung des Vaters auf den Sohn über. Außerhalb des Verkehrs mit der übrigen Bevölkerung und mit ihr «in keiner Gemeinschaft des Feuers und Wassers» stehend, als «unrein» verachtet und gemieden, waren die Jeta oder Jetori, eine Art von Paria, welche sich mit dem Abdecken des gefallenen Viehs, der Lederbereitung u. s. w. beschäftigten. Aber auch sie hatten ihre Rechte und ihr Haupt wurde selbst an dem Neujahrstage in den Palast des Sgogun zugelassen, um diesem ein Paar Ledersandalen zu überreichen.

Aber die Verfassung hatte auch sehr große Schattenseiten. Die vorgeschriebene Beobachtung einer Menge kleinlicher Gebräuche und Ceremonien nahm den besten Theil der Zeit weg und machte die Gesinnung selbst mehr und mehr kleinlich. Bei aller Geschäftigkeit und unermüdlichem Fleiße der Japaner zeigte sich nirgends höheres Streben, Ehrgeiz und hierdurch geleitete Thätigkeit. Noch nachtheiliger, ja in hohem Grade entsittlichend wirkte die Regierung auf die Gesinnung des Volks durch das tausendgliederige, über das ganze Land verbreitete Spionirsystem. Sie bediente sich desselben als eines Hauptmittels, um von allem, was selbst im Innersten der Familien geschah, unterrichtet zu bleiben. Hiervon aber waren Mistrauen und Argwohn im gegenseitigen Verkehr selbst nahestehender Personen, übertriebene äußere Höflichkeit, Augendienerei, Falschheit und Unzuverlässigkeit die unausbleiblichen Folgen. Auch benutzte die Regierung den Hang der Japaner zu sinnlichen Ausschweifungen zu ihren Absichten. Aus diesem Grunde waren das Bordellwesen und die öffentliche Prostitution, für die Regierung eine Sache von größter Wichtigkeit, ausgebreiteter als in irgendeinem andern Lande und eigenthümlich organisirt. Die hierzu gehörenden Anstalten bildeten die einzigen öffentlichen Vergnügungsorte der Japaner und ihr Besuch war mit keiner Schande verbunden. Die Regierung begünstigte und beschützte dieselben als vortreffliches Mittel zur Beobachtung und Ueberwachung eines großen Theils der Bevölkerung.

Digitized by Google

Die Regierung des Sgogun hatte bis zur Mitte des 19. Jahrh. alle Ansuchen auswärtiger Mächte, um mit J. in Handels- und Freundschaftsbeziehungen zu treten, mit rücksichtslosester Consequenz zurückgewiesen. Die Engländer, welche 1674 nach J. kamen, um ihre frühern, 1623 freiwillig aufgegebenen Handelsverbindungen mit diesem Lande wieder anzuknüpfen, wurden abgewiesen. Letzteres widerfuhr auch den russ. Gesandten Laxman 1782 und Resanow, der sich vom 9. Oct. 1804 bis 19. April 1805, ohne etwas zu erreichen, in der Bai von Nagasaki aufhielt. Ebenso erfolglos blieben neuere Versuche der Engländer 1803 und 1811 und gleichfalls die Sendungen eines franz. Geschwaders nach J. unter Admiral Cecille sowie eines nordamerikanischen unter Commodore Biddle, beide 1846. Dessenungeachtet aber war seit der Erwerbung von Californien durch Nordamerika und dem Entstehen von San-Francisco, seit der theilweisen Offenstellung von China infolge des Friedens von Nanking 1842 und der großen Zunahme des Walfischfangs, hauptsächlich durch engl. und nordamerik. Schiffe, in den japan. Meeren, welche dieselben zu sehr befahrenen gemacht hatte, mit vieler Sicherheit anzunehmen, daß die Regierung zu Jedo sehr bald nicht mehr im Stande sein würde, das System der Abschließung von der Außenwelt aufrecht zu erhalten. Den Nordamerikanern war es vorbehalten, durch eine aus 12 Kriegsschiffen bestehende und von Commodore Perry ebenso energisch als einsichtsvoll geleitete Expedition, welche 8. Juli 1853 in der Bai von Jedo erschien, die verschlossenen Pforten des Japanischen Reichs zu öffnen. Am 31. März 1854 wurde zu Kanagawa ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen J. und Nordamerika geschlossen, dessen Ratificationen 21. Febr. 1855 zu Simoda ausgewechselt wurden. Die amerik. Schiffe erhielten Zugang zu Simoda und Hakodade auf Jezo. Ein J. von den Engländern 14. Oct. 1854 zu Nagasaki durch Admiral Stirling abgedrungener und 9. Oct. 1855 ratificirter Vertrag öffnete denselben außer den genannten Häfen auch noch Nagasaki. Dieselben Häfen wurden auch den Russen unter Admiral Putjatin in einem 7. Febr. 1855 zu Nagasaki geschlossenen und 7. Dec. 1856 ratificirten Handels- und Grenzvertrage offengestellt. J. entsagte hierbei seinen Ansprüchen auf die Kurilen nördlich von Urup. Den erwähnten Verträgen folgten bald nachher neue, und zwar mit Nordamerika 17. Mai 1857, ratificirt zu Washington 30. Mai 1858; mit den Niederländern, die schon durch einen Handelsvertrag vom 30. Jan. 1856 aus ihrem frühern Verhältnisse auf der Insel Desima herausgetreten waren und gleiche Freiheiten wie Amerika, Rußland und England erhalten hatten, 23. Aug. 1856, 16. Oct. 1857 und 18. Aug. 1858; mit England unter Lord Elgin 27. Aug. 1858; mit Frankreich unter Baron Gros 9. Oct. 1858, ratificirt 22. Sept. 1859. Den Vertragsmächten wurden vom 1. Jan. 1859 an die Häfen Hakodade, Nagasaki und Kanagawa, vom 1. Jan. 1860 an Niegata und ein anderer Hafen an der Westküste von Nipon, vom 1. Jan. 1863 an auch Fiogo, der Hafen von Ohosakka offengestellt. Den Ausländern ward erlaubt, an den genannten Orten Grundbesitz zu erwerben, Häuser und Kirchen zu bauen, ihre Religionsgebräuche auszuüben, auch vom 1. Jan. 1862 an sich des Handels wegen in Jedo niederzulassen. Ihre Gesandten und Consuln sollten das Innere des Landes bereisen können. Von der Einfuhr ward nur Opium, von der Ausfuhr nur gemünztes Kupfer ausgeschlossen. Unter gleichen Bedingungen schlossen auch Portugal 1860 und Preußen durch Graf Eulenburg für sich und den Zollverein 24. Jan. 1861 und die Schweiz 6. Febr. 1864 Handelsverträge mit J. Spätere Handelsverträge schloß J. mit Belgien 1866, mit Schweden und Norwegen 1868, mit dem Norddeutschen Bunde 1869, mit Oesterreich-Ungarn 1869, sowie später auch noch mit den Sandwichinseln und China.

Mit dem Abschlusse schon von den ersten dieser Handels- und Freundschaftsverträge mit dem Auslande hörte auch das von dem dritten Sgogun der letzten Dynastie derselben, Minamoto-no-Ije-Mitsu, für die Japaner erlassene Verbot, ihr Vaterland zu verlassen, auf. Schon 1860 besuchte eine Gesandtschaft des Sgogun Nordamerika und eine zweite 1862 die Weltausstellung in London und mehrere europ. Höfe. Von dem auf diese Weise gänzlich veränderten Verhältnisse des Japanischen Reichs zu dem Auslande war aber die Erschütterung und hierauf der Umsturz des Sgogunates die nothwendige und unvermeidliche Folge. Zugleich aber trat auch, bei der großen Befähigung der Japaner für die Aufnahme fremder Bildungselemente, eine neue Culturperiode für sie ein. Denn alle Quellen moderner europ. Wissenschaft, Kunst und Industrie standen ihnen mit einem male offen. Als Perry zuerst 1853 der Regierung zu Jedo den Handelsvertrag abnöthigte, war seit 17 Jahren Minamoto-no-Ijejosi Sgogun, ein verständiger und wohlgesinnter Fürst. Derselbe wurde, weil er seine Zustimmung zu dem Vertrage mit Nordamerika gegeben hatte, auf Anstiften der conservativen Partei entweder ermordet oder aber, wie andere meinen, zum Selbstmorde durch Bauchaufschneiden genöthigt. Ihm folgte

Digitized by Google

sein minderjähriger Sohn, Minamoto-no-Ijesada, unter der Vormundschaft des Regenten (japan. Gotairo) Ije-Kamon-no-Kami. Hauptvertreter des Conservativismus und der feindlichen Gesinnung gegen die Regierung war der Daimio von Mito. Auf ihn lenkte sich ein starker Verdacht, daß er, um das Sgogunat an sich zu bringen, Ijesada vergiftet habe, als dieser 1857 plötzlich ohne Thronerben starb. Nach der von Ijejasou getroffenen Bestimmung mußte nämlich, im Falle, daß ein Sgogun starb, ohne natürliche Nachfolger zu hinterlassen, das Sgogunat auf die dem Hause Minamoto naheverwandten Daimios von Mito, Kidjou und Owari übergehen. Der Regent Ije-Kamon-no-Kami setzte aber durch, daß der Daimio von Kidjou zum Sgogun ernannt, der von Mito seiner Würden und Rechte entsetzt, dagegen der Sohn desselben zum Sgogun bestimmt wurde, im Falle daß der neuerwählte, damals ebenfalls noch minderjährige Sgogun Minamoto-Ije-Motsi ohne Erben sterben würde. Dieses letztere fand 19. Sept. 1866 statt und nun folgte in dem Sgogunate unter dem Namen Hitotsubashi oder Stotsbashi der erwählte Sohn des Fürsten von Mito. Der Regent Kamon-no-Kami war schon 24. März 1860 auf Anstiften des letztern ermordet und dieser selbst von einem nahen Verwandten des Regenten 1861 aus Rache erschlagen worden.

Bei der eigenthümlichen Einrichtung der japan. Staatsmaschine konnte es nicht fehlen, daß die Veränderung, welche sie durch die Offenstellung der Häfen und die Zulassung der Ausländer in J. erlitten hatte, die Macht des Sgogun in ihren Grundfesten erschütterte. Sehr bald machten sich der Regierung zu Jedo feindliche Parteien mehr und mehr geltend, an deren Spitze die mächtigern der Daimios standen. Ein Theil von ihnen, hauptsächlich im Süden des Reichs, namentlich auf den Inseln Kiusiu und Sikok'f, näherten sich mehr und mehr dem Mikado als ihrem ursprünglichen Lehnsherrn, indem sie die Offenstellung des Reichs durch die Regierung in Jedo für einen willkürlichen Eingriff in die Reichsverfassung erklärten, wodurch das Sgogunat sich selbst seiner Rechtsstellung beraubt habe. Sie hofften durch den Sturz desselben zu ihrer frühern größern Selbstständigkeit zurückzugelangen. Der Fremdenhaß, von diesen Daimios geschürt, fand seinen Ausdruck in einer Reihe von Mordthaten, deren erstere hauptsächlich von dem Fürsten von Mito ausgingen. Opfer hiervon waren zuerst ein Offizier, ein Beamter und ein Matrose von einem russ. Kriegsschiffe; hierauf ein Diener der franz. und ein Dolmetscher der engl. Gesandtschaft und wenig später (1860) zwei holländ. Schiffskapitäne. Am Abend des 15. Jan. 1861 wurde Heusken, Secretär und Dolmetscher der nordamerik. Gesandtschaft in einer Straße von Jedo erschlagen und 6. Juli 1861 fand daselbst ein nächtlicher Anfall auf die Wohnung des engl. Gesandten, Sir Rutherford Alcock, statt, bei welcher Gelegenheit derselbe sowie zwei der Gesandtschaftssecretäre verwundet wurden. Am 14. Sept. 1862 wurden die Engländer Lenox Richardson, Clarke, Marshall und Mistres Borodaile auf einem Spazierritte zwischen Kanagawa und Kawasaki in der Nähe von Jokohama angegriffen und Richardson erschlagen. Die Stellung der Europäer in J. wurde immer unsicherer und bedenklicher. Hierzu trug wesentlich die zunehmende Schwäche der zwischen den Parteien schwankenden Regierung des Sgogun bei. Die zum Zwecke des Schutzes und der Sicherheit der Ausländer von derselben erlassenen Befehle wurden nicht nur von den den Fremden feindlichen Daimios wenig beachtet, sondern aus ihrer eigenen Haltung ging auch unzweideutig hervor, daß sie es mit den mit dem Auslande geschlossenen Handels- und Freundschaftsverträgen keineswegs aufrichtig meine. Im März 1863 verlangte Graf Russell, daß der engl. Gesandte bei dem Sgogun darauf andringen solle, daß die Regierung desselben wegen des Anfalls auf die engl. Gesandtschaftswohnung Abbitte und zugleich einen Schadenersatz von 440,000 Doll. leiste, wegen des Mordes von Lenox Richardson aber den Erben desselben 170,000 Doll. auszahle nnd zugleich den Daimio Shimadsu, der die Veranlassung dazu gegeben, hinrichten lasse. Der ersten Hälfte von der Forderung des engl. Ministeriums konnte die Regierung zu Jedo entsprechen, hinsichtlich der Hinrichtung von Shimadsu war ihr solches unmöglich, zumal der letztere sich bei seinem mächtigen Pflegesohn und Verwandten, dem Daimio von Satsuma, aufhielt, welcher die Auslieferung seines Verwandten verweigerte. Am 24. Juni zeigte der Reichsrath den europ. Gesandten und Consuln an, daß der Sgogun von dem Mikado, dem eigentlichen Gebieter über J., die Weisung erhalten habe, die den Fremden geöffneten Häfen wieder zu schließen. Die Vertreter des Auslandes gaben aber nicht nach. Der engl. Admiral Kuper begab sich im August desselben Jahres vor Kagosima, die starkbefestigte und gutvertheidigte Hauptstadt des Fürsten von Satsuma, mußte aber bald, ohne großen Schaden angerichtet zu haben, wieder von dort zurückkehren. Die Auslieferung von Shimadsu unterblieb, dagegen aber bezahlte Satsuma später die von ihm für die Erben von Richardson verlangten 170,000 Doll.

Digitized by Google

Im folgenden Jahre wurden von dem Daimio von Nagato Feindseligkeiten gegen die Straße von Simonoseki, zwischen Kiusiu und Nipon, passirende europ. Schiffe verübt. Infolge hiervon rückte im Sept. 1864 ein aus engl., franz., holländ. und nordamerik. Schiffen bestehendes Geschwader von 17 Kriegsschiffen unter dem engl. Admiral Kuper vor Simonoseki, zerstörte die Festungswerke daselbst, führte sämmtliche Kanonen fort und zwang den Fürsten von Nagato, die Straße von Simonoseki für alle Zeiten offenzustellen und mehrere Millionen Kriegsentschädigung zu zahlen. Hierauf begaben sich die Repräsentanten der vier Mächte mit der Flotte vor Jedo, wo sie, nach einer Conferenz mit dem Reichsrathe (5. und 6. Oct.), erwirkten, daß die Regierung des Sgogun die Garantie für die von dem Fürsten von Nagato zu zahlende Contribution übernahm, denselben seiner Würden entsetzte, das Recht der fremden Gesandten, sich in Jedo aufzuhalten, bestätigte und zugleich sich verpflichtete, den Mikado zur Anerkennung der von dem Sgogun mit den fremden Mächten geschlossenen Verträge zu bewegen. Bald nachher, 21. Nov. 1864, wurden zu Kamakura wieder zwei engl. Offiziere ermordet und 21. April 1865 beschloß die Regierung des Sgogun in Uebereinstimmung mit dem Mikado, daß alle Angehörige der Staaten, welche keine Verträge mit J. abgeschlossen, aus dem Lande entfernt werden sollten. Die Machtlosigkeit und Unzuverlässigkeit der Regierung zu Jedo ward von Tag zu Tag deutlicher, in gleichem Maße aber erstarkte das Ansehen und die Macht des Mikado dadurch, daß sich die mächtigern Daimios von Kiusiu, Sikok'f und dem südl. Nipon immer fester an ihn anschlossen. Jetzt entstand in J. ein Bürgerkrieg. Der Fürst von Nagato stand mit einer Anzahl anderer Daimios, unter ihnen auch Satsuma, gegen den Sgogun auf. Dieser anfangs für den Sgogun unglückliche, später aber günstigere Krieg dauerte bis Ende 1867. Am 19. Sept. 1866 starb der Sgogun Minamoto-Sje-Motsi und ihm folgte Stotsbashi oder Hitotsubashi, der Sohn des Fürsten von Mito, ein kluger, energischer, freisinniger und für den unbeschränkten Verkehr mit dem Auslande gestimmter Mann. Zuerst schickte er einen Gesandten nach Petersburg, um mit der russ. Regierung ein Uebereinkommen hinsichtlich der Rußland und J. gemeinschaftlich gehörenden Insel Sachalin zu treffen, wodurch die zwischen den Unterthanen beider Länder häufig stattfindenden Zwistigkeiten hinweggeräumt würden. Es kam zu einem vorläufigen Vertrage, der 1875 dadurch, daß J. seiner Ansprüche auf Sachalin entsagte und hiergegen die russ. Kurilen erhielt, seinen festen Abschluß erhielt. Alsdann trachtete er die mit den fremden Mächten geschlossenen Verträge vollständig zur Ausführung zu bringen und namentlich den Mikado zu bewegen, 1. Jan. 1868 den Hafen von Hiogo und die Stadt Ohosakka dem fremden Verkehr zu öffnen. Letzteres fand, zugleich mit der Offenstellung des Hafens von Jedo, auch 29. Jan. 1868 statt. Inzwischen war 3. Febr. 1867 zu Miako der Mikado Komei-ten-no gestorben und sein 17jähriger Sohn Mutsou-Hito als 122. Mikado seit dem Stifter des Reichs ihm nachgefolgt. Das erste Geschäft desselben war die Beilegung des Streites zwischen dem Sgogun und dem Daimio von Tjoosjoou-Nagato und den andern, diesem verbündeten Fürsten. Als auf einer Versammlung von Daimios dem Mikado die Abschaffung des Sgogunates vorgeschlagen wurde, erklärte Stotsbashi, dem kurz vorher, 18. Oct. 1867, erst der höchste Ehrentitel, Kubo-Sama, von dem Mikado verliehen war, sich 8. Nov. bereit, die Reichsregierung wieder zurückzugeben. Der Mikado nahm die Abdankung nicht an, berief aber eine Versammlung der Daimios zur Aenderung der Verfassung nach Miako, an welcher jedoch die des Nordens und Ostens von Nipon unter dem Vorgeben, daß sie mit der bestehenden Verfassung zufrieden, theilzunehmen verweigerten. Stotsbashi erließ 17. Nov. eine Proclamation, worin er erklärte, daß die veränderten Beziehungen des Staats zum Auslande eine einheitliche Regierung, allein von dem Mikado ausgehend, nothwendig machten und daß für die Feststellung einer neuen Reichsverfassung ein beschließender Rath berufen werden müßte. Im Dec. 1867 wurden die Vertreter des Auslandes, welche sich zu Ohosakka in der Nähe des Sgogun befanden, davon unterrichtet, daß derselbe die Regierung an den Mikado abgetreten habe und letzterer fortan alleiniger Beherrscher von J. sei. Stotsbashi aber hatte sich bei der Niederlegung seiner Würde als Sgogun nicht auch schon gleichzeitig aller factischen Macht entledigt, da er selbst den Uebergang des Reichs von seiner frühern Verfassung zu einer neuen leiten wollte. Die ihm feindlichen Daimios, namentlich Satsuma, wußten aber den Mikado zu bewegen, das Sgogunat für abgeschafft und Stotsbashi aller seiner Aemter, Würden und Titel verlustig zu erklären. Hierauf begab sich Stotsbashi mit gegen 30,000 Mann Truppen von Ohosakka nach Miako, um die ihm feindlichen Daimios von dort zu vertreiben und wieder Herr der Situation zu werden. Bei Fushimi, halben Wegs zwischen beiden Städten, kam es 26. Jan. 1868 zu einer dreitägigen Schlacht zwischen ihm und den Daimios von Satsuma und Nagato, in der die letztern

Digitized by Google

den Sieg davontrugen. In einem fast gleichzeitigen Seegefechte vor Jokohama aber unterlagen die Schiffe von Satsuma. Stotsbashi zog sich von Fushimi nach Ohosakka zurück, wo er sich 30. Jan. nach Jedo einschiffte, um sich daselbst in das großartige buddhistische Kloster Ojeno zurückzuziehen. Die Truppen der Anhänger des Mikado folgten denen von Stotsbashi auf ihrem Zurückzuge, rückten in Ohosakka ein, sprengten das Schloß des Sgogun in die Luft, legten einen Theil der Stadt in Asche und rückten dann nach Hiogo vor. Bei ihrem Einzug daselbst, 4. Febr., fielen Schüsse auf das Zollamtsgebäude, wo die europ. Gesandten untergebracht waren, welche drei Europäer verwundeten. Die Japaner wurden aber durch die amerik., engl. und franz. Wachtmannschaften, denen sich bald nachher die Matrosen und Seesoldaten der vor Hiogo liegenden Kriegsschiffe anschlossen, in die Flucht geschlagen. Der Mikado ließ den Vertretern des Auslandes eine Entschuldigung hierfür zukommen, versprach den Ausländern seinen Schutz sowie Aufrechthaltung ihrer Verträge mit dem Sgogun und lud die Gesandten ein, sich nach Ohosakka zurückzubegeben. Der Offizier, der eigenmächtig den Befehl zum Schießen auf das Gesandtschaftsgebäude gegeben, wurde zum Tode verurtheilt. Dessenungeachtet aber fand schon 8. März wieder ein Angriff auf die Bemannung einer zu dem franz. Kriegsschiffe Dupleix gehörenden Dampfschaluppe statt, wobei zehn Franzosen von den Japanern getödtet wurden. Die Hinrichtung der elf bei dem Angriffe auf die Schaluppe am meisten Betheiligten schon am 16. März gewährte hierfür vollständige Genugthuung. Der Mikado legte überhaupt mehr und mehr das Bestreben an den Tag, die Beziehungen zwischen J. und dem Auslande zu befestigen. Der 23. März war zu dem ersten Empfange des franz., engl. und niederländ. Gesandten bei dem Mikado zu Miako bestimmt. Die von Preußen, Italien und Nordamerika, welche sich von Hiogo nach Jokohama begeben hatten, sollten nach ihrer Rückkehr von dort von ihm empfangen werden. Aber nur der franz. Gesandte, Léon Roches, hatte den 23. Audienz. Denn als der engl. Gesandte, Sir Harry Parkes, sich nach dem Palaste des Mikado begab, geschah auf ihn und seine Escorte ein Angriff durch mehrere Japaner, wodurch 12 Menschen und 4 Pferde verwundet wurden. Die Angreifer wurden aber ohne Mühe unschädlich gemacht. Die Audienz von Parkes fand infolge hiervon erst 26. März statt. Der Mikado versprach strenge Bestrafung der Schuldigen, Schadlosstellung der Verwundeten und die Verhütung ähnlicher Angriffe für die Zukunft durch Androhung schwerer Strafen. In diesem Sinne wurde auch schon am folgenden Tage eine Proclamation von ihm erlassen. Die Hauptschuldigen wurden hingerichtet, die Verwundeten entschädigt.

Mit dem Zurückzuge von Stotsbashi nach Ojeno war aber der Bürgerkrieg nicht beendigt. Er gewann jetzt erst größere Ausdehnung. An die Spitze der den südl. Daimios und dem Mikado feindlichen Fürsten der Nordprovinzen stellte sich ein Bruder von Stotsbashi sowie der Daimio Aidsen. Dieser schlug die Truppen des Mikado 10., 17., 22. Mai in der Nähe von Jedo; 2. Juni ward ein Oheim des Mikado, der zu den eifrigsten Gegnern von Stotsbashi gehörte, in Jedo ermordet. Auch der Oberpriester von Miako trat gegen den Mikado auf. Am 4. Juli machten die Truppen des Mikado einen Anfall auf Jedo, wurden zurückgeschlagen, waren aber am folgenden Tage glücklicher. Bei dieser Gelegenheit ging die Hälfte von Jedo in Flammen auf. Der Bürgerkrieg, von dem indessen die in den Vertragsstädten weilenden Fremden nur indirect berührt wurden, dauerte unter wechselndem Glücke fort und fand seinen Abschluß hauptsächlich dadurch, daß sich 6. Nov. 1868 Aidsen, Sendai und andere mächtige Daimios des Nordens dem Mikado unterwarfen, während die Zahl der Anhänger von Satsuma sich fortwährend verminderte, sodaß derselbe sich endlich genöthigt sah, sich in seine Provinz zurückzuziehen. Seine Anmaßung hatte selbst seine Freunde gegen sich empört. Im December war der Mikado im Besitze voller Herrschermacht. Am 2. Dec. hielt er seinen Einzug in Jedo und 13. Febr. 1869 wurden in öffentlicher Audienz die fremden Gesandten von ihm empfangen, die während des Bürgerkriegs eine neutrale Stellung eingenommen hatten.

Damit begann aber für J. eine so gänzliche Umgestaltung seiner sämmtlichen Staats- und Bildungsverhältnisse, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel darbietet, namentlich bei asiat. Völkern. An der Spitze dieser, mit fast sich überstürzender Schnelle immer weiter eilenden Fortschrittsbewegung aber steht der jugendliche Mikado und ihm zur Seite eine Anzahl gleichgesinnter höchster Beamten, unter welchen der Minister des Auswärtigen (29. Aug. 1871) Iwakura-Tomomi, ein Mann von großer Einsicht und außerordentlicher That- und Willenskraft, der als Gesandter auch die meisten europ. Höfe besucht hat, der hervorragendste ist. Die wichtigste der sich rasch nachfolgenden Reformen war die Aufhebung des Verhältnisses, in welchem die Daimios als erbliche Lehnsträger des Mikado zu dem Reiche standen. Diese

Digitized by Google

Maßregel, welche J. aus einem Feudalstaate in eine absolute, später sich zu einer constitutionellen gestaltenden Monarchie umschuf, wurde durch den Mikado mittels einer Berufung sämmtlicher Daimios nach Jedo behufs gemeinsamer Berathung über die Angelegenheiten des Reichs eingeleitet. Wegen Rangstreitigkeiten theilten sich die Daimios in eine höhere und eine niedere Kammer, von denen die letztere 18. April, die erste 3. Juli tagte. In dieser wurde die Wiedererhebung des Sintocultus zur Staatsreligion, die Abschaffung der Daimiowürde, die Ernennung der Daimios zu erblichen Gouverneurs der Landschaften, welche sie als Lehen besessen und jetzt wieder an den Mikado zurückgegeben hatten, die Verschmelzung des territorialen Adels, der Daimios, mit dem Hofadel des Mikado, den Kuges, zu einem gemeinschaftlichen, Kuazoku genannten, beschlossen. Hiervon wurden die fremden Gesandten 23. Sept. 1869 in Kenntniß gesetzt. Die Ernennung der Daimios zu erblichen Gouverneurs der früher von ihnen als Lehen innegehabten Landschaften hatte dieselben, wiewol unter anderm Namen, doch factisch fortbestehen lassen. Der Sache selbst wurde erst 29. Aug. 1871 von dem Mikado, an den sich in letzter Zeit die Fürsten Satsuma, Tjoosiou-Nagato, Fizen, Tosa und Kaga fester angeschlossen hatten, durch einen Staatsstreich ein Ende gemacht. Den Daimios wurde befohlen, sich von Ende October an als einfache Privatleute in Jedo niederzulassen, indem ihnen ein Zehntel ihrer frühern Landeseinkünfte zugesichert ward. Ihre frühern Lehen wurden von der Regierung eingezogen und durch Beamte derselben verwaltet. Jedermann sollte in Zukunft zu Staatsämtern zugelassen werden können und die Wahl zu den höchsten Stellen nur durch Kenntnisse und Geschicklichkeit, nicht aber durch vornehme Geburt bedingt werden. Hieran schloß sich, ebenfalls 1871, eine neue Eintheilung des Reichs in die drei Städte (Fou) Jedo, Miako und Ohosakka und 66 Arrondissements (Ken). Jedo erhielt den officiellen Namen Tokio, d. h. Hauptstadt des Ostens, Miako wieder seinen alten, Kioto, oder Hauptstadt des Westens. Tokio wurde Residenz und das Schloß des Sgogums daselbst Wohnsitz des Mikado. Die Insel Jezo mit den Kurilen bildet ein besonderes Arrondissement unter dem Namen Hokkaido und dasselbe ist der Fall mit den unter einem von dem Mikado ernannten Vicekönige (japan. Wo) stehenden Liou-Khiens. Beide letztern Kens sind der Commission für die Colonien (japan. Kai-ta-kou-shi) untergeordnet. An der Spitze der übrigen Kens stehen ein Präfect oder Präsident (japan. Rei) und ein Unterpräfect (Gon-Rei) mit einem ersten Rathe (San-ji) und einem zweiten (Gon-San-ji), während unter diesen Beamten ein Ten-ji und Gon-ten-si den einzelnen provinzialen Verwaltungszweigen vorstehen. In den drei Städten stehen ein Gouverneur (Chi-ji), ein Untergouverneur (Gon-Chi-ji) an der Spitze der Verwaltung. Die übrigen höchsten Beamten sind dieselben wie in den Kens. An der Spitze der Centralregierung steht der Sei-in oder Geheime Rath, in welchem der Mikado den Vorsitz führt. Auf den Sei-in folgt der Sa-in oder Staatsrath und auf diesen der Wou-in oder Ministerrath. Die Ministerien belaufen sich auf neun, nämlich das Ministerium des Auswärtigen, der Finanzen, des Kriegs, der Marine, des Unterrichts, des Cultus, der öffentlichen Arbeiten, der Justiz und des kaiserl. Hauses. Alle diese Ministerien sind, soweit es die localen Verhältnisse erlauben, den in Europa nachgebildet. Die früher barbarische und unerbittlich strenge Criminaljustiz ist bedeutend gemildert worden. Das Polizeiwesen wurde 1872 nach dem Muster des englischen von Fitzroy Rice umgeformt. Statt der frühern, aus den Contingenten der Daimios und den Truppen des Sgogum bestehenden Heeresmacht wurde eine stehende Armee aus Infanterie, Cavalerie, Artillerie und Geniesoldaten, welche jetzt schon 35,380 Mann zählt, hauptsächlich nach dem Vorbilde der preußischen umgeschaffen. Auch entstand eine Kriegsflotte von jetzt 21 Fahrzeugen, worunter zwei Panzercorvetten. Durch Gesetz vom 28. Dec. 1872 wurde der Dienst in der Landmacht und auf der Flotte für alle Japaner obligatorisch gemacht. Andere wichtige Neuerungen sind die Einrichtung eines Generalpostamtes (1873), um die überseeische Post von J. aus selbst zu leiten; die Einführung der europ. Gregorianischen Zeitrechnung, indem der 1. Jan. 1873 zum 1. Jan. des J. 2533 seit der Stiftung des Reichs creirt und die Eintheilung des Jahres in 12 Monate, 52 Wochen und jede Woche in 7 Tage getheilt wurde; die Einführung des nordamerik. Münzsystems (1871), die Gründung von Bankinstituten nach europ. Muster, von Assecuranzgesellschaften u. s. w. Auch entstanden Eisenbahnen und Telegraphenverbindungen. Von erstern sind 105 Kilom. in Betrieb, nämlich die Linien Tokio-Jokohama, Ohosakka-Hiogo und Kioto-Ohosakka. Die Legung des telegr. Kabels der großen Nordisch-Chinesischen und J.-Extension-Telegraphengesellschaft zwischen Nagasaki und Shanghai wurde schon 4. Aug. 1871 beendigt, sodaß, nachdem auch die Telegraphenlinie zwischen Tokei und Nagasaki hergestellt wurde, J. mit allen Punkten der civilisirten Welt in directer Verbindung steht. In Betrieb sind (1876)

Digitized by Google

2832 Kilom. Telegraphenlinien. Die Peninsular and Oriental Steam Company und die Messagerie Française vermitteln zweimal im Monat über Hongkong den Personenverkehr zwischen J., dem südöstl. Asien, Australien und Europa, während zwischen San-Francisco und Jokohama durch die Schiffe der Pacific Mail Steamship Company eine regelmäßige monatliche Verbindung besteht. Außerdem bestehen mehrere von Japanern mit japan. Kapital gegründete Dampfschifffahrtsgesellschaften für den Handelsverkehr längs der Küste und auf den größern Binnenwässern, wie dem See Biwako und dem Jodofluſſe. Im J. 1873 nahm J. auch in großartiger Weise an der Weltausstellung in Wien Antheil.

Ganz besondere Sorgfalt verwendet die gegenwärtige Regierung auf das Unterrichtswesen. Viele Hunderte junge Japaner sind von ihr schon nach Deutschland, England und Nordamerika geschickt worden, um daselbst eine höhere wissenschaftliche oder technische Erziehung zu genießen. Selbst eine Anzahl junger japan. Damen wurden und werden noch in Nordamerika erzogen. Im J. 1872 wurde J. in sieben Unterrichtskreise mit ebenso viel Inspectoren getheilt. Jeder der letztern hat 20—30 Schulen zu beaufsichtigen. Die Lehranstalten zerfallen in hohe, mittlere und elementäre. Von den beiden letztern sind schon über 1800 Privatschulen und 3630 öffentliche entstanden, in denen 338,463 Knaben und 109,637 Mädchen Unterricht erhalten. Zu diesen kommen 30,000 Studirende auf den höhern Unterrichtsanstalten. In Jedo sind von höhern Anstalten die Dai-Gakko oder Universität, die Go-Gakko oder Schule für fremde Sprachen, die Shi-Ham-Gakko oder Ausbildungsschule für Lehrer, sowie eine große höhere Schule und mehrere Vorbildungsschulen für Mädchen thätig. Auch ließ die Regierung in Jedo und andern Orten Hospitäler und medic. Lehranstalten unter der Leitung europ. Aerzte und Lehrer errichten. Ein wichtiges Zeichen des Anschlusses der Japaner an die Civilisation des Westens ist auch die rasch zunehmende Entwickelung der einheimischen Tagespresse. In Jedo gibt es 18 Zeitungen. Im Widerspruche mit dem so äußerst regen Bestreben der Regierung des Mikado, die Cultur des Westens in J. einzubürgern, steht ihr fortdauernder Gegensinn gegen das Christenthum. Den Fremden wurde die freie Ausübung desselben erlaubt, der Uebertritt zu ihm den Japanern aber streng verboten. Als bald nach der Offenstellung der japan. Häfen sich auf Kiusiu, namentlich in der Nähe von Nagasaki, durch die Thätigkeit französischer kath. Missionare christl. Gemeinden bildeten und die Zahl der Neugetauften täglich zunahm, ließ die Regierung 16. Juli 1867 170 japan. Christen in das Gefängniß werfen, verurtheilte 1868 4100 zur Deportation und erließ im Jan. 1870 neue geschärfte Befehle gegen den Uebertritt zum Christenthum, indem zugleich 3000 Christen in die verschiedenen Provinzen vertheilt wurden. Erst 1873 gab die Regierung dem fortgesetzten energischen Andringen der Vertreter des Auslandes nach und versprach 21. Febr., fortan von allen Verfolgungen der japan. Christen abstehen zu wollen. Auch der Buddhismus wird jetzt, als nicht ursprüngliche und nationale Religion, nur noch geduldet. Seine zahlreiche Geistlichkeit verarmt und seine prachtvollen und reichgeschmückten Tempel verfallen zusehends. Eine beträchtliche Anzahl metallener Buddhastatuen und kolossaler kunstreich gegossener Glocken, dem Gewichte nach viele Centner, sind aus den Buddhistentempeln und Klöstern als altes Kupfer nach England und Nordamerika verkauft worden. Auch erließ die Regierung Gesetze, wie z. B. das vom 12. Jan. 1873, welches den zahlreichen buddhistischen Mönchen, Priestern und Nonnen zu heirathen erlaubte, das Verbot des Fleischgenusses aufhob, ihnen verstattete, bürgerliche Kleidung zu tragen u. a. m., wodurch der Buddhismus in seinem Innersten erschüttert wurde.

Eine sehr wichtige Neuerung war auch die Bildung eines Parlaments, welches durch eine Proclamation des Mikado vom 14. Tage des 4. Monats des 8. Jahres der Periode Mei-tsi eingeleitet und 20. Juni 1875 in Kioto durch den Mikado in Person eröffnet wurde. Alle Mitglieder erschienen nicht in der Nationaltracht, die schon zu veralten beginnt, sondern im europ. schwarzen Frack. Auch wurde von dem Mikado im Febr. 1875 ein Ritterorden, ähnlich dem Bath-Orden, mit einer Civil- und einer Militärklasse gestiftet. Das Verhältniß von J. zu dem Auslande ist während dieser Periode fortschreitender Reformen nur vorübergehend durch Verwickelungen mit Korea und China getrübt worden. Die letztern fanden wegen der Besetzung eines Theils von Formosa (s. d.) 1874 durch die Japaner statt, infolge der Ermordung der Bemannung eines japan. Schiffs durch die Bevölkerung dieser Insel. Ein Krieg zwischen China und J. schien unvermeidlich. Durch die Vermittelung des engl. Gesandten Sir Harry Parkes kam das Zerwürfniß beider Staaten aber dennoch 31. Oct. zu einem gütlichen Austrage. China bezahlte den Japanern 500,000 Thails Entschädigung und diese verließen Formosa wieder. Den Verwickelungen mit Korea (s. d.) lag der Umstand zu Grunde, daß der

Digitized by Google

Beherrscher dieses Reichs, der einzige ostasiat. Fürst, welcher jetzt noch an dem System gänzlicher Abschließung von dem Auslande festhält, sich anmaßte, dem Mikado Vorwürfe über die Reformen zu machen, sich sogar 1872 erdreistete, demselben zu befehlen, seine Residenz nach Miako zurückzuverlegen und ihm dafür, daß er gewagt habe, ohne seine Erlaubniß nach Jedo überzusiedeln, mehrere Millionen Dollars zu bezahlen. J. begnügte sich damit, seine Factorei zu Fusankai an der Küste von Korea einzuziehen und alle Beziehungen zu dem Beherrscher dieses Landes abzubrechen. In J. selbst offenbarte sich während dieser Zeit in Aufständen der Bevölkerung verschiedener Provinzen wiederholt das Bestreben, der fortschreitenden Reform aller innern Verhältnisse Einhalt zu thun. Diese reactionären Bewegungen, welche auch in dem Brande des kaiserl. Palastes zu Jedo 5. Mai 1873, den man um so mehr für angelegt halten mußte, indem fast gleichzeitig an fünf andern Stellen der Stadt Feuersbrünste ausbrachen, und bei welchem der Mikado nur mit Mühe sein Leben rettete, und in dem Mordversuche auf den Premierminister Iwakura Tonomi, 14. Jan. 1874, Ausdruck fanden, wurden aber ohne Mühe unterdrückt. Auch hat der Mikado Mutso-Hito, geb. 1852, sich hierdurch nicht in seinen mit Energie und Consequenz betriebenen innern Reformen beschränken lassen. Die Staatseinnahmen von J. beliefen sich 1876 auf 307, die Ausgaben auf 296, die Staatsschuld auf 634, die Summe des curstrenden Papiergeldes auf 440 Mill. Mark. Die Zahl der größern und kleinern japan. Handelsfahrzeuge betrug 20,000; die Einfuhr 108, die Ausfuhr 99 Mill. Mark. Hauptartikel der Ausfuhr waren Thee, Reis, Baumwolle, Seidenwürmer, Rohseide, Kupfer, Porzellan, Stahl und Lackwaaren.

Außer den ältern Werken von Kämpfer (s. d.), Thunberg (s. d.), Titsing, Meilan, Golownin und Siebold (s. d.) sind von neuern Schriften über J., deren Zahl eine sehr große ist, besonders hervorzuheben: Mac Farlane, «J., an account geographical, physical and historical» (Lond. 1852); Fraissinet, «Le Japon» (2 Bde., Par. 1856; 2. Aufl. 1864); Hawk's «Bericht über die nordamerik. Expedition unter Perry» (3 Bde., Neuyork 1856); Neumann, «Das Reich J. und seine Stellung in der weststöstl. Bewegung» (Münch. 1857); Lühdorf, «Acht Monate in J.» (Brem. 1858); die verschiedenen Reisewerke von W. Heine (1856 fg.); Alcock, «The capital of the Tycoon» (2 Bde., Lond. 1863); Fortune, «Yedo and Peking» (Lond. 1863); der officielle Bericht über «Die preuß. Expedition in Ostasien» (Berl. 1864 fg.), sowie die Reisewerke mehrerer Mitglieder derselben, wie Werner (2 Bde., Lpz. 1863), Maron, Spieß; ferner Griffis, «The Mikados empire» (2 Bde., Lond. 1870—74); Mohnike, «Die Japaner» (Münster 1872); Mitford, «Tales of Old-Japan» (2 Bde., Lond. 1871; deutsch von Kohl, 2 Bde., Lpz. 1875); Heine, «J., Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Bewohner» (Dresd. 1873 fg.); Adams, «The history of J. from the earliest period to the present time» (2 Bde., Lond. 1874—75; deutsch von Lehmann, Bd. 1, Gotha 1876).

Japanische Sprache, Schrift und Literatur. Die japan. Sprache trägt im allgemeinen den Charakter der sog. turanischen Sprachen, bildet aber einen eigenen, von allen andern gänzlich verschiedenen Sprachstamm und unterscheidet sich im besondern von dem Chinesischen und andern Sprachen Ostasiens durch ihre Mehrsilbigkeit. Die Grundlage der heutigen Schriftsprache ist der ältere, reine Jamâto-Dialekt, der von der neuern Volkssprache nicht unbedeutend abweicht, aber von jedem Gebildeten verstanden wird. Derselbe findet seine Anwendung besonders in den höhern Gattungen der Literatur, der Geschichtschreibung und Dichtung sowie am Hofe des Mikado. Die frühe und starke Einwirkung der chines. Schriftstellerei in allen Fächern hat dem Japanischen sehr viele chines. Wörter und Phrasen eingemengt, die aber anders als in China ausgesprochen werden. Fast alle bedeutendern Werke schreibt man übrigens rein chinesisch. Was die Schrift angeht, so besitzt der Japaner zum Ausdruck der Laute seiner Landessprache zwei Syllabare, denen eine größere oder kleinere Anzahl abgekürzter und zugleich ihrer Form nach veränderter chines. Charaktere (von deren ideographischer Bestimmung ganz abgesehen wird) zum Grunde liegt: das einfache, aus 47 leicht zu unterscheidenden Zeichen bestehende, aber meist zu kurzen Erläuterungen verwendete Katakana, und das sehr schwierige, der sog. Grasschrift (tshâo) Chinas entstammte Firakana. Die japan. Schriftsteller lieben es, ihre Silbenschriften durcheinander und oft unveränderte chines. Charaktere mit ideographischer Geltung einzumengen, welches Verfahren sonst nirgends seinesgleichen hat. Man schreibt wie in China mit Pinseln, scheitelrecht und von der Rechten zur Linken.

Die japan. Literatur ist sehr reich in allen Fächern. Außer den Reichsannalen nimmt von den in Europa bisjetzt näher bekannten Werken die große chines.-japan. Encyklopädie (105 Bde., Jedo 1714) den ersten Rang ein. Von allen Provinzen und wichtigen Städten

Digitized by Google

des Reichs gibt es geogr.-topogr. Beschreibungen mit reichem histor. Detail. Von den japan. Landkarten hat Siebold mehrere in Europa bekannt gemacht. Die Naturgeschichte, namentlich die Botanik, hat viele Bearbeiter gefunden. Auch zahlreiche chines. Werke dieser Art sind in Japan wieder neu bearbeitet worden, darunter das berühmte Pen-tshao (31 Bde., 1769). Vortrefflich ausgestattet ist die Literatur der chines. und japan. Lexikographie. Zum Studium des Sanskrit sind ebenfalls Hülfsmittel vorhanden; auch gibt es Glossare für die Sprache der Aino und Koreaner. Der Buddhismus und Confucianismus haben eine reiche Literatur hervorgerufen. Die Medicin und Pharmacie sind in ihrer Art gut vertreten, und zahlreich finden sich die Schriften über Landwirthschaft und Gewerbkunde. Der japan. Handelsstand hat seine Adreßbücher, ebenso die größern Städte; der Adel seinen Hofkalender u. s. w. Das genaueste Werk über die Verwaltung und Regierungsform des Reichs ist der «Spiegel des Kriegswesens» (5 Bde., Jedo 1818). Gleich rein und mannichfaltig ist auch die poetische Literatur. Die Japanesen besitzen viele, zum Theil sehr alte Lieder mytholog. und histor. Inhalts. Ihr berühmtestes episches Gedicht ist «Fei-ke-monogatari» oder die Geschichte der Feike-Dynastie, welches von Inkinaga nach 1183 verfaßt und durch einen blinden Sänger Namens Seobuts unter dem Volke verbreitet wurde. Dasselbe ward wiederholt gedruckt und besteht aus 12 Bänden. Der lyrischen Gattung gehören unter anderm an die berühmte Gedichtsammlung Manjo-sju aus dem 8. Jahrh. (30 Bde.), die Gedichte des Sjotets (gest. 1459) u. a. Die epigrammatische Gattung sowie das Drama sind nicht minder vertreten; sehr zahlreich aber sind die Romane. Dahin gehören: das Leben des Fürsten Iwagi (12 Bde.), die Thaten der berühmten Jungfrau Kagami (5 Bde.), die sieben glücklichen und die sieben unglücklichen Dinge (5 Bde.), die sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Dinge (herausg. von Pfitzmaier, Wien 1847), die Liebesabenteuer der Otoba und des Tansitsi (2 Bde.) u. a. Auch belletristische Taschenbücher erscheinen jährlich. Die christl. Literatur ist nicht bedeutend. Das Neue Testament soll schon im 17. Jahrh. (Miako 1613) japanisch vorhanden gewesen sein. Obgleich schon im 17. Jahrh. die Jesuiten verschiedene Grammatiken und Wörterbücher der japan. Sprache veröffentlichten, in der Folgezeit auch einzelne Niederländer und andere europ. Gelehrte ihre Aufmerksamkeit derselben zuwandten, ist doch das eigentliche Studium derselben erst in neuester Zeit in das Bereich der orient. Forschung gezogen worden. Außer Siebold (s. d.) haben sich unter den Franzosen besonders de Rosny, unter den Engländern Medhurst und Alcock, unter den Deutschen Hoffmann und Pfitzmaier um die Kunde der japan. Sprache und Literatur verdient gemacht; umfangreichere Sammlungen japan. Bücher befinden sich zu Leiden, Paris, London, Wien und Petersburg.

Japhet, d. i. der Weitverbreitete oder wahrscheinlicher: der Weiße, war nach der biblischen Erzählung der dritte Sohn Noah's. Seine Nachkommen, die Japhetiten, breiteten sich angeblich vorzugsweise im nördl. Asien und in Europa aus, weshalb er nach dem mosaischen Bevölkerungssystem als Stammvater der dort verbreiteten weißfarbigen Völker, der Armenier, Meder, Griechen, Thrazier u. s. w., genannt wird. In arab. Sagen heißt er der Stammvater der Türken (durch seinen Sohn Turk) und Barbaren; er soll elf Söhne gehabt haben, welche als Stammväter ebenso vieler asiat. Nationen bezeichnet werden.

Jarcke (Karl Ernst), conservativer Publicist, geb. zu Danzig 10. Nov. 1801, studirte in Bonn und Göttingen die Rechte und trat wie sein Freund Phillips (s. d.) in Köln 16. Febr. 1825 zur röm.-kath. Kirche über. Hierauf habilitirte er sich in Bonn als Docent, erhielt den Professortitel und ging dann als Advocat nach Köln. Später erhielt er die Erlaubniß, an der Universität zu Berlin Vorlesungen zu halten, wo er das «Polit. Wochenblatt» gründete, welches ihm solche Verwickelungen zuzog, daß er 1832 nach dem Tode Gentz' dem Rufe als Rath in die Hof- und Staatskanzlei zu Wien folgte, wo er auch nachher die Erziehung der Prinzen von Nassau leitete. In der Hof- und Staatskanzlei wurde er bis zur Revolution von 1848—49 verwendet. Später beschäftigte er sich mit publicistisch-polit. Arbeiten. Er starb 28. Dec. 1852. Außer dem «Polit. Wochenblatte», der «Allgemeinen Zeitung» und «Oesterr. Beobachter», denen er früher seine Thätigkeit widmete, wurden in der spätern Zeit namentlich die «Histor.-polit. Blätter» von ihm mit Beiträgen versehen. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen das «Handbuch des gemeinen Strafrechts» (3 Bde., Berl. 1827—30), die anonym erschienene Schrift «Die franz. Revolution von 1830» (Berl. 1831), «Karl Ludw. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord» (Berl. 1831), «Ueber die austrägalgerichtliche Entscheidung der Streitigkeiten unter den Mitgliedern des Deutschen Bundes» (Wien 1833), «Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen» (Lpz. 1834) und die «Vermischten

Digitized by Google

Schriften» (4 Bde., Münch. 1839—54). Nach seinem Tode erschien, von G. Phillips herausgegeben: «Principienfragen» (Paderb. 1854).

Jargon (franz.; ital. gergo, span. jerga), namentlich eine für besondere Zwecke gebildete oder aus verschiedenen Sprachen oder Dialekten oft künstlich und absichtlich gemischte Sprache, wie z. B. das Jüdisch-Deutsch, das Rothwelsch oder die Gaunersprache, oder durch den Verkehr verschiedensprachiger Völker allmählich und natürlich hervorgebildet, wie die lingua franca an den Mittelmeerküsten, das Pitchon-Englisch im Verkehr zwischen Engländern und Chinesen, das Neger-Englisch in Westindien, die indian.-engl. Mischsprache der Pelzhändler an der Küste von Oregon in Nordamerika (vorzugsweise das Jargoon genannt) u. s. w. Eine Sprache, gewöhnlich die des bedeutendern Culturvolks, herrscht in solchen Gemischen immer sehr bedeutend vor. Wenn man, was öfter geschieht, einen Volksdialekt gegenüber der Schriftsprache als J. bezeichnet, so ist das eine misbräuchliche Anwendung des Wortes, ausgegangen von der Vorstellung, der Dialekt sei eine verderbte Schriftsprache. (S. Dialekte.) Als J. ist innerhalb einer und derselben Sprache nur die bei Ungebildeten häufige Mischung von Dialekt und Schriftsprache zu bezeichnen. Oft bezeichnet man mit J. auch jede unklare, nach ungewöhnlichen und unverständlichen Worten haschende Ausdrucksweise.

Jargonium, ein neues Metall, welches der engl. Chemiker Sorby in einigen Zirkonen 1868 gefunden zu haben glaubte. Es sollte sich spectroskopisch von dem Zirkonium durch ein scharfgezeichnetes Spectrum von 14 schwarzen Linien unterscheiden. In einer 1870 der Royal-Society in London zugekommenen Mittheilung erklärt indessen Sorby selbst, daß er sich geirrt habe und daß das von ihm beobachtete Absorptionsspectrum nicht einem neuen Element angehöre, sondern blos von einer Verbindung von Uran und Zirkon herrühre.

Jarkend (Jarkand, Yarkand), zweite Hauptstadt des Khanats Kaschgar (s. d.), 1250 Mt. hoch links am mittlern Laufe des Flusses J. gelegen, der, auf den Südostabhängen des Pamirplateau entspringend, in nordöstl. Richtung den westl. Theil des Khanats durchfließt und in den Tarimfluß mündet. Die auf 60,000 Seelen geschätzte Bevölkerung der Stadt besteht zum größten Theile aus Eingeborenen, zu denen 3000 Andidschaner und Khokander, 2000 Baltistaner, 2000 Badakschaner, 1000 Kaschmirianer, 500 Dunganen und als einzige Nichtmohammedaner wenige eingewanderte Hindus kommen. Durch ein ausgedehntes künstliches Bewässerungssystem ist die sandige Lehmebene, auf welcher J. liegt, überaus ertragsfähig gemacht; man baut viel Getreide und Obst und treibt bedeutende Vieh-, besonders Pferdezucht. Die Industrie liefert außer den häuslichen Bedürfnissen Teppiche und Filz. Im Handel werden noch ausgeführt Seide, Hanf und Goldstaub, welcher namentlich im östl. Theile des Gebietes J. bei Khotan gewonnen wird. Die Einfuhr erstreckt sich auf verschiedenartige Stoffe, Leder, Brocat, Anilinfarben, Thee, Zucker, Opium und Schießbedarf; sie liegt in den Händen der Engländer, Russen und Chinesen. Die Stadt ist mit einer 10 Mt. hohen, zinnengekrönten Mauer aus Luftziegeln umgeben, welche noch ein Graben umzieht. Die Straßen sind breit und reinlich, die Häuser einstöckig. Die Koranschulen haben ein ansehnlicheres Aeußere. Auf der Nordwestseite der Stadt liegt das Fort Jengischehr, noch aus der Chinesenzeit herstammend, mit Gräben und Mauern umgeben, die nur durch ein Thor Einlaß gewähren in das Fort und in die inmitten desselben befindliche kleine Stadt mit eigenem Bazar. Vgl. Henderson, «Lahore to J.» (Lond. 1873).

Jarlsberg-Laurvig, Amt im südl. Norwegen, Christiania-Stift, umfaßt den südlichsten Theil des Westufers des Christianiafjords, zählt (1875) auf 2229 QKilom. 89,320 E. und ist mithin das bevölkertste Amt Norwegens. Die mittlere Höhe beträgt nur 145 Mt. Das Klima ist mild und der Pflanzenwuchs besonders kräftig. Ackerbau und Viehzucht sind von Bedeutung, sowie auch die Fischerei, Schifffahrt, Schiffbau und Ausfuhr von Holz und Eis ergiebige Nahrungszweige. Das Bergwerk Jarlsberg liefert etwas Zink, Kupfer und Blei. Im Amte liegen die Städte Laurvig (7855 E.) und Tönsberg (5080 E.), die älteste Stadt Norwegens, 871 gegründet, jetzt wegen seiner Fischfangexpeditionen ins Eismeer bekannt. Das Gut Jarlsberg, das dem Amte den Namen gab, ist das größte Norwegens, liegt in der Nähe von Tönsberg und ist seit 1683 im Besitze der Familie Wedel-Jarlsberg.

Jarnac, Stadt im Arrondissement Cognac des franz. Depart. Charente, am rechten Ufer der Charente und an der Charente-Bahn gelegen, zählt 4691 E., die hauptsächlich Branntweinbrennerei und Handel mit dem besten, Champagne genannten Cognac betreiben. Die Stadt ist geschichtlich berühmt durch die Schlacht von 1569 zwischen Katholiken und Hugenotten, in welcher der Prinz von Condé getödtet und zu deren Andenken bei dem durch ausgedehnte

Digitized by Google

Garten- und Parkanlagen ausgezeichneten Dorfe Triac, 5,9 Kilom. von J., eine Pyramide als Denkmal errichtet wurde. In dem nahen Dorfe Grand's-Maisons sind Alterthümer aus der celt.-röm. Zeit und 1864 ein Dolmen oder Steintisch von 5 Mt. Länge, $2^3/_4$ Mt. Breite und 70 Ctmt. Dicke aufgefunden worden, der auf einem Platze von J. aufgestellt ist.

Jaroslaw oder Jaroslawl, ehemals ein Großfürstenthum, jetzt ein zu Großrußland gehöriges Gouvernement, welches auf 35,612,5 QKilom. (1871) 1,000,748 E. in zehn Kreisen zählt. Das Land ist meist flach, nicht sonderlich fruchtbar und wird von der Wolga, der Mologa, Scheksna und andern Nebenflüssen bewässert, enthält auch mehrere Moräste und einige Seen, wie den sehr fischreichen Nero bei Rostow, aus dem die Weksa fließt. Es bringt nicht genug Getreide, mehr Gemüse hervor, und hat einige Viehzucht und ansehnliche Webereien. — Die Hauptstadt J., am Einflusse des Kotoroft oder Kotorosl in die Wolga, 260 Kilom. im Nordosten von Moskau gelegen und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, Sitz eines Civilgouverneurs und Erzbischofs, zählt 26,429 E. und hat 66 Kirchen, drei Klöster, ein geistliches Seminar, ein von einem Demidow gestiftetes Lyceum mit adeliger Pension sowie zwei Kreis-, zwei Pfarr- und eine Flachsspinnschule. Es bestehen viele Fabriken, besonders Leinwand- und Baumwollwebereien, Glockengießereien, Bleiweiß- und Seidenfabriken und ein nicht unbedeutender Handel mit Petersburg und Moskau. Auch im Kreise J. wird viel Leinwand gewebt. In demselben liegt das Kirchdorf Welikoje Selo mit 3849 E., der Mittelpunkt der Fabrikation von Leinwand, die unter dem Namen der «Jaroslawschen» in ganz Rußland bekannt ist. Jährlich werden hier 60,000 Stücke Leinwand im Werthe von 6 Mill. Rubel fabricirt. Der wichtigste Handelsplatz in diesem Gouvernement und im ganzen centralen Rußland ist aber Rybinsk (s. d.). — J. oder Jaroslau heißt auch eine Stadt im Kreise Przemysl des österr. Königreichs Galizien. Dieselbe liegt in angenehmer und fruchtbarer Gegend am Weichselzufluß San und an der Krakau-Lemberger Eisenbahn, 37 Kilom. nördlich von Przemysl, und zählt (1869) 11,166 E. Der Ort hat ein Hospital vom J. 1498 und unterhält starke Tuchweberei, Wachsbleichen und Kerzenfabriken, eine Rosogliofabrik und lebhaften Handel mit Honig, Wachs, Leinwand, Garn, Ungarweinen, besonders aber mit Getreide auf dem San, dessen Schifffahrt bedeutend ist. Früher war die Stadt befestigt und hatte berühmte Jahrmärkte.

Järta (Hans), schwed. Staatsmann, geb. 11. Febr. 1774, Sohn des Generallieutenants Freiherrn Karl Hjerta, studirte in Upsala und war seit 1790 in der königl. Kanzlei angestellt. Infolge der auf dem Reichstage von 1800 zwischen dem Könige und dem Adel eintretenden Spannung schloß er sich denjenigen Adeligen an, welche dem Adelstande entsagten. Er trat aus dem Dienste des Königs und nahm den Namen J. an. Als die Revolution von 1809 ausbrach, bekleidete er eine Stelle bei dem Assecuranzcontor zu Stockholm, ward aber nun als Staatssecretär dem Handels- und Finanzdepartement vorgesetzt. Nachdem er 1811 seine Entlassung aus dem Ministerium genommen, ging er 1812 als Landeshauptmann nach Falun. Auch diese Stelle gab er 1822 auf und lebte nun als Privatmann in Upsala, wo er der akademischen Bildung seiner Söhne eine vorzügliche Sorgfalt widmete. Im J. 1837 wurde er jedoch wieder in Stockholm als Chef des Reichsarchivs angestellt. Infolge des Todes seines Sohnes Thomas zog er sich 1842 von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb 6. April 1847. J. war erklärter Feind des modernen Liberalismus, obschon er früher dem Despotismus muthig entgegentrat. Seine Grundsätze hat er in seiner Zeitschrift «Odalmannen» (Falun 1822—23) ausgesprochen. Mit Geijer verfocht er das der Classicität bei dem Schulunterrichte gebührende Uebergewicht in der Schrift «Om Sveriges lärowerk» (Stockh. 1823), während Tegnér, Agardh, von Hartmansdorff u. a. für die Realien eintraten. Von gründlichen Quellenstudien zeugt sein 1838 von der Akademie der Geschichte und der Alterthümer gekrönter «Försök att framställa Svenska Lagfarenhedens utbildning ifrån Gustaf I. anträde till Regeringen intill slutet af 17. århundret» (Bd. 1, Stockh. 1832). Seine Gedichte, zwar sprachlich ausgezeichnet, ermangeln doch der poetischen Anschauung. — Sein ältester Sohn, Karl Thomas J., geb. zu Stockholm 2. Sept. 1802, früher Lector am Gymnasium zu Westerås, seit 1840 Professor der Beredsamkeit an der Universität zu Upsala und bekannt als Verfasser einiger von der Akademie gekrönter Preisschriften, starb 8. Nov. 1841.

Jasmin (Jasminum Tourn.) ist der Name einer artenreichen Pflanzengattung, welche einen fünf- bis achtspaltigen Kelch und eine fünf- bis achtspaltige tellerförmige Blumenkrone mit zwei Staubgefäßen besitzt, Beeren hervorbringt und die Hauptgattung einer kleinen Familie, der Jasmineen, bildet. Die zahlreichen Arten, sämmtlich Sträucher, wachsen fast alle in den Tropengegenden, namentlich in Ostindien und auf den ostind. Inseln, wenige in der wärmern

Digitized by Google

gemäßigten Zone. Sehr wohlriechende Blüten finden sich bei vielen Arten, von denen der gebräuchliche J. (J. officinale) bei uns am bekanntesten ist. Dieser 2—3 Mt. hohe Strauch stammt aus dem südl. Asien, ist aber jetzt im ganzen südl. Europa bis nach Tirol und der Schweiz verwildert und wird auch bei uns oft in Gärten gezogen; doch erträgt er unsere Winter nicht gut. Er besitzt unpaarig-gefiederte Blätter, an denen das Endblättchen am größten ist, und weiße, sehr wohlriechende Blumen, die früher als nervenstärkendes Mittel gebräuchlich waren, jetzt aber nur zur Bereitung des Jasminöls benutzt werden. Der in Ostindien einheimische und in Südeuropa häufig cultivirte großblumige J. (J. grandiflorum) trägt noch wohlriechendere Blumen, aus denen ebenfalls ein noch vorzüglicheres Jasminöl bereitet wird. Die wohlriechenden Blumen des indischen J. (J. Sambac) werden in Ostindien in Häusern und Tempeln umhergestreut und in China zum Parfumiren des Thees verwendet. Auch bereitet man aus diesen Blüten (Flores Manorae) ein wohlriechendes Wasser, das Sambakwasser. Alle diese Jasminarten gedeihen bei uns nur im Gewächshause. Dagegen kommt der überall in Südeuropa wildwachsende gelbe J. (J. fruticans L.) bei uns in geschützter Lage im Freien fort. Häufig wird der in Gärten und Parkanlagen gewöhnliche gemeine Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius), dessen Blüten weiß und starkriechend sind, fälschlich J. genannt.

Jasmin (Jacques) oder Jaquou Jansmin, franz. Patoisdichter, geb. 6. März 1798 zu Agen (Lot-Garonne), Sohn eines Schneiders, wurde Haarkräusler und blieb auch trotz seiner poetischen Erfolge diesem Berufe treu. Im J. 1825 trat er zuerst mit dem im Volksdialekt seiner Vaterstadt geschriebenen Gedichte «Me cal mouri» («Ich muß sterben») auf. Seitdem verfaßte er in demselben Patois eine Reihe von Dichtungen, die ihn nicht nur in seiner Provinz und in Frankreich, sondern auch im Auslande berühmt machten. Seine Hauptwerke sind: «Lou chalibari» («Das Charivari», 1825), ein komisches Heldengedicht; «Lou tres de Mai» («Der dritte Mai», 1830), bei Gelegenheit der Errichtung des Standbildes Heinrich's IV. zu Nérac; «Las papillotos» («Die Papilloten»), von denen die erste Sammlung 1835, die zweite 1843 erschien, und die viele vortreffliche Stücke enthalten; «L'abuglo de Castel-Cueillé» («Das blinde Mädchen von Castell-Cuillé», 1836); «Lous dous frays-bessous» («Die beiden Zwillingsbrüder», 1847). J. starb zu Agen 5. Oct. 1864 als letzter Sprach- und Geisteserbe der Troubadours. Vgl. Babain, «J., sa vie et ses œuvres» (Par. 1867).

Jasmund, Halbinsel, s. Rügen.

Jaspis heißt ein zu dem Quarze gehöriges Mineral, welches bunt oder einfarbig, theils zwischen Glas- und Fettglanz steht, theils nur schimmernd und matt, übrigens undurchsichtig, höchstens an den Kanten durchscheinend ist, derb in Massen, unregelmäßigen Knollen oder Schichten vorkommt und vorwiegend aus Kieselsäure besteht, gemengt mit etwas Thonerde und Eisenoxyd, welches röthlich, oder Eisenoxydhydrat, welches gelb und braun färbt. Besonders unterscheidet man: 1) gemeinen J., meist einfarbig, zuweilen gestreift, gefleckt oder gewolkt, blut- bis scharlachroth, gelblichbraun bis pechschwarz, selten grün; 2) Achatjaspis, concentrisch oder bandförmig parallel gestreift, vorzüglich in Weiß, Gelb und Roth; 3) Bandjaspis, der oft ganze Schichten, wie in Sibirien, zusammensetzt, bandförmig parallel gestreift, in Grün, Blau, Gelb, Roth, Braun und Grau, im Bruche flachmuschelig; mancher sog. Bandjaspis ist indessen nur verschiedenfarbig gestreifter Felsittuff; 4) Kugeljaspis, meist mit concentrischen Ringen, in Kugelform entstanden, härter, in verschiedenen Färbungen, wie rother, graulichweißer und kastanienbrauner Kugeljaspis, letzterer häufig mit Dendriten, in Aegypten; solcher mit fleischfarbigen und gelben Ringen findet sich zu Mühlheim i. Br.; 5) Porzellanjaspis, dies ist nur halbverglaster Schieferthon, bildet zerborstene Massen und eckige Stücke, zuweilen mit Pflanzenabdrücken, von Grau durch Gelb bis Schwarz; 6) Basaltjaspis, ebenfalls kein eigentlicher J., sondern ein im Basalt eingeschlossener halbverglaster und gebrannter Mergel und Grauwackenschiefer. Der J. wurde früher häufiger verarbeitet, wird aber auch jetzt noch geschliffen zu Tischplatten, Dosen, Vasen, Messerheften u. s. w. verwendet.

Jassy oder Jasch, Hauptstadt der Moldau, am Abhange des vom linken Ufer des sumpfigen Bachlui sanft aufsteigenden, kahlen Kopo, in hügeliger Umgebung zwischen Weingärten malerisch gelegen, die Residenz eines orthodoxen Metropoliten und der Sitz eines Präfecten, eines Appellationsgerichtshofs, eines Gerichtshofs erster Instanz und anderer Behörden, hat 80,000 E., worunter sehr viele Juden, eine Anzahl Skopeten, Griechen, Armenier und Deutsche sich befinden. Die Bauart ist unregelmäßig, jedoch ist neuerdings viel für die Verbesserung und Verschönerung der Stadt geschehen. Von den mehr als 70 griech. Kirchen tritt die in neuester Zeit errichtete, aber unvollendet gebliebene Metropolis, die alte Kirche der drei Heiligen und

Digitized by Google

die Kirche des Klosters St.-Spiridion, welches ein großartiges Hospital für Kranke aller Nationen und Religionen hat, hervor. J. besitzt außerdem eine röm.-kath., eine evang. und eine armen. Kirche und von Unterrichtsanstalten eine Universität, ein theol. Seminar, drei Gymnasien, ein Lehrerseminar, eine Kunst- und eine Musikschule u. s. w. Die Bevölkerung treibt einen ziemlich ansehnlichen Handel, der durch die Eisenbahnverbindung sowol mit Oesterreich als mit Rußland (seit 1876) bedeutend gehoben worden ist. J. soll nach einer Inschrift zur Zeit der Römerherrschaft unter dem Namen Jassiorum municipium bekannt gewesen sein; wahrscheinlich ist es aber viel spätern Ursprungs. Es ward erst im 14. Jahrh. Stadt genannt und hat seinen Namen von den im 11. Jahrh. mit den Kumanen eingewanderten Jassen oder Jazygen. Residenz der moldauischen Fürsten wurde die Stadt (anstatt des ältern Suczawa) durch Alexander Lapuschnean seit 1564. Das der Stadt gegenüber auf einem Berge gelegene Kloster Cetatzuia oder die Citadelle war ehemals eine Festung. J. wurde durch Sultan Soliman 1538 und durch Johann Sobieski 1686 eingeäschert. Außerdem ward J. von den Russen mehrfach besetzt und geräumt, sowie im 18. Jahrh. und auch 1854 von den Oesterreichern. Am 9. Jan. 1792 ward hier zwischen Rußland und der Pforte der Friede geschlossen. Außerordentlich litt J. in dem 1821 hier ausgebrochenen Aufstande der griech. Hetärie unter Ypsilantis, infolge dessen es 10. Aug. 1822 von den Janitscharen zerstört wurde.

Jasykow (Nikolai Michailowitsch), russ. lyrischer Dichter, geb. 1805 in Simbirsk, kam in seinem 11. Jahre in das Berginstitut nach Petersburg, wo er sechs Jahre blieb und alsdann in das Ingenieurcorps trat. Mehr jedoch zum Studium der Literatur hingezogen, las er fleißig die Dichter Lomonossow und Derschawin, deren Einfluß sich in seinen Gedichten nicht verkennen läßt. Seit 1823 lebte er in Dorpat, wandte sich aber 1829 nach Moskau, wo er 1831 in den Staatsdienst trat, nahm jedoch schon 1833 seinen Abschied und gab einen Band seiner Gedichte heraus. Erkrankt, ging er nach Simbirsk zurück, konnte indeß auch hier seine Gesundheit nicht wieder erlangen. In den Stunden der Erleichterung schrieb er «Episteln» an Freunde und Dichter. In diese Zeit fällt auch das von ihm dramatisirte «Volksmärchen von dem goldenen Vogel» («Skaska o shar-ptizje»), aus welchem Bruchstücke in seinen «Neuen Gedichten» (Mosk. 1845) abgedruckt sind. Die Krankheit nöthigte J. endlich, Hülfe in den Heilquellen des Auslandes zu suchen. Er brachte fünf Jahre in Hanau, Nizza und am Comersee zu. Unter seinen Gedichten, die das Ausland schildern, ist das «An den Rhein» das beste. Nachdem er nach Moskau zurückgekehrt, bildeten den Gegenstand seiner Dichtungen die Heilige Schrift, die russ. Geschichte und seine Freunde. Er starb 1846. In früherer Zeit bewies sich J. als Sänger des Weins und der Liebe; später verfiel er aber in einen religiösen Mysticismus. Eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte erschien 1858 (2 Bde., Moskau).

Játiva oder San-Felipe de J., malerisch gelegene Ciudad von 14,000 E. in der span. Provinz Valencia, liegt, von zwei Burgen überragt, am Fuße eines Kalkgebirgs in einer wohlbewässerten und fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Albáida, eines Nebenflusses des Júcar, und an der Bahn von Madrid nach Valencia, ist gut gebaut und hat 4 Kirchen, 12 Klöster, 1 Spital, schöne Spaziergänge und öffentliche Brunnen. Zur Zeit der Römer war sie unter dem Namen Setabis bekannt und erhielt ihren jetzigen Namen von den Mauren, die in ihrer Umgebung eifrig Baumwollenbau trieben. Den Beinamen San-Felipe erhielt sie im Erbfolgekriege, wo sie von den Truppen Philipp's V. erstürmt und zum Theil zerstört wurde.

Jatrópha nannte Linné eine Gattung tropischer Bäume und Sträucher aus der 21. Klasse seines Systems und der Familie der Euphorbiaceen (Wolfsmilchgewächse). Unter ihren zahlreichen Arten, welche alle einfache Blätter, aber gelappte, schön geformte und mit einem gefärbten, glockenförmigen Perigon versehene Blüten haben, ist besonders eine berühmt geworden, die Maniocpflanze, welche das Cassavebrot liefert. (S. Manihot.)

Jauer, ehemaliges Fürstenthum, im südl. Theile des gegenwärtigen preuß. Regierungsbezirks Liegnitz, hatte eine Flächenausdehnung von 3050 QKilom. und zerfällt jetzt in die landräthlichen Kreise J., Bunzlau, Löwenberg, Hirschberg und Schönau. Es entstand, als 1314 die Söhne des Herzogs Bolko von Schweidnitz sich in das väterliche Erbe theilten und der mittlere derselben, Heinrich, das Fürstenthum Löwenberg und den um J. gelegenen Theil des Fürstenthums Schweidnitz erhielt, worauf sich derselbe Herzog von Schlesien, Herr zu Fürstenstein und J. nannte und seine Residenz zu J. nahm. Nach seinem 1346 erfolgten Tode kam sein Fürstenthum an seinen Neffen Bolko II. von Schweidnitz. Nach dem Tode Bolko's kamen 1392 die Fürstenthümer J. und Schweidnitz an die Krone Böhmen, von da nachmals durch Friedrich's d. Gr. Eroberung an Preußen. Die ehemalige Hauptstadt des Fürstenthums und

Digitized by Google

jetzige Kreisstadt J., in anmuthiger Hügelgegend an der Wüthenden Neiße (Zufluß der Katzbach) und an der Breslau-Freiburger Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts und Kreisgerichts und zählt (1875) 10,404 E., darunter etwa ein Viertheil Katholiken. Die 1865 renovirte kath. Stadtpfarrkirche zu St.-Martin wurde 1267—90, die aus Holz und Lehm errichtete evang. Friedenskirche zum Heiligen Geist 1655 erbaut. Das alte piastische Fürstenschloß ist seit 1746 in ein Zuchthaus verwandelt. J. hat ein evang. Gymnasium und Fabriken für Leder, Buckskin und Teppiche, Cigarren, Holzschnittwaaren, Wagen und Handschuhe. Weit versendet werden die beiden letztern Artikel sowie die jauerschen Bratwürste und Bienenkörbe. Schon seit 1404 unterhält die Stadt einen großen wöchentlichen Getreidemarkt, der besonders das Riesengebirge versorgt. — Der Kreis J. zählt auf 328 QKilom. (1875) 33,610 E.

Jáuregui y Aguilar (Juan de), Dichter und Maler, um 1570 zu Sevilla geboren, lebte um 1607 in Rom, wo er seine Uebersetzung von Tasso's «Aminta» erscheinen ließ und wo er sich in der Malerkunst ausbildete, in welcher er sich ebenfalls einen Namen erwarb, wurde nach seiner Rückkehr ins Vaterland Stallmeister der Königin Isabella, der ersten Gemahlin Philipp's IV., und starb zu Madrid im Jan. 1649. Seine Uebersetzung von Tasso's «Aminta» (mit J.'s «Rimas», Sevilla 1618) ist noch immer eins der vollendetsten Muster dieser Gattung und bei weitem seiner Bearbeitung von Lucan's «Pharsalia» (Madr. 1684) vorzuziehen, da auch er, früher den classisch-ital. Mustern folgend, darin dem Gongorismus huldigte. Außerdem legt man ihm noch ein größeres Originalgedicht: «Orfeo» (Madr. 1624), bei, das jedoch auch Don Augustin de Salazar y Torres zugeschrieben wird. J. war mehr Verskünstler als Dichter. Seine sämmtlichen poetischen Werke sind in der «Colleccion» des Fernandez (Bd. 6—8, Madr. 1789—1819) wieder abgedruckt. Als Maler gehörte er der florentin. Schule an; besonders sollen seine Porträts, worunter das des Cervantes, geschätzt gewesen sein.

Java, die vierte und kleinste der sog. Großen Sunda-Inseln, aber der wichtigste Theil des Niederländisch-Indischen Reichs und eins der schönsten und ergiebigsten Länder der Erde, erstreckt sich, in der Richtung von WSW. gegen ONO., zwischen 152° 51′ und 132° 15′ östl. L. von Greenwich, sowie 5° 52′ und 8° 46′ südl. Br. Die Länge von J. beträgt 1070, seine Breite 67—208 Kilom., sein Flächeninhalt 134,607 QKilom. Die Insel wird westlich durch die Sundastraße von Sumatra, nördlich durch die Javasee von Borneo, nordöstlich durch die Maduraстraße von Madura und südöstlich durch die Balistraße von Bali getrennt, südlich vom Großen Ocean bespült. J. ist ein Gebirgsland und zwar ein specifisch vulkanisches. Nur längs seiner ganzen nördl. und zum Theil auch seiner östl. Küste zieht sich ein 2—14 Kilom. breiter Streifen niedrigen, theilweise selbst morastigen, durch Ausspülung sowol aus dem Meere wie aus zahlreichen Flüssen immer mehr an Ausbreitung gewinnenden Alluviallandes hin. Ungleich breiter erstrecken sich von der Mündung des Solo und denen des Kali Mas und des Porong, der beiden unteren Delta-Arme des Brantas, an der Ostküste, das Gebiet dieser beiden Hauptflüsse J.s bildend, Ausdehnungen von Flachland bis über ein Drittheil der Insel hinein. An der West- und Südküste fällt das Land fast allenthalben steil gegen das Meer ab und bildet an vielen Stellen ein 100 und mehr Meter hohes, senkrechtes, unnahbares Ufer ohne Landungsplatz. Die geolog. Grundlage der Insel besteht hauptsächlich aus tertiärem Kalk, der, von der Küste nach dem Meere zu mehr und mehr anschwellend, sich in einer Anzahl längerer und kürzerer, theilweise einander parallel liegender, von Westen nach Osten streichender Gebirgsketten von 500—1000 Mt. über das Meer erhebt. Diese sedimentäre Meeresformation aber zeigt sich in einer Ausdehnung, die etwa zwei Fünftheile der Insel beträgt, von 45 Vulkanen, von denen 28 thätig sind, durchbrochen und mit den Auswurfsstoffen der letztern überdeckt. Nirgendwo anders auf der Erde findet sich auf einer gleichen verhältnißmäßig geringen Raumesverbreitung eine so beträchtliche Anzahl von Feuerbergen wieder. Unter den noch thätigen Vulkanen sind, von Westen nach Osten gezählt: der Gedeh, 2998 Mt. hoch; der Guntur, 1982 Mt. hoch; der Slamat, 3426 Mt. hoch; der Merapi, 2866 Mt. hoch; der Klout, 1731 Mt. hoch; der Semiru, der höchste Berg der Insel, 3666 Mt. hoch; der Tengger 2656 Mt. hoch; der Lamongan, 1666 Mt. hoch, und der Rawon, 3400 Mt. hoch, dessen kreisförmiger Krater mit 7380 Mt. Durchmesser der größte auf der Erde ist. Andere vulkanische Erscheinungen, wie Solfataren, Salse, Kohlensäure ausströmende Mofetten, heiße Mineralquellen u. s. w., finden sich auf J. häufig. Heftige Erdbeben sind verhältnißmäßig selten. Das Klima im Innern der Insel ist ebenso angenehm als gesund. Weniger gesund sind die niedrigen Gegenden der Nordküste, namentlich dort, wo sich Strandmoräste und ausgebreitete Reisfelder befinden. Am ungesundesten ist die Umgegend der alten Stadt Batavia (s. d.). Die durch die geogr. Lage von

Digitized by Google

J. bedingte Hitze wird sehr durch die periodischen Seewinde gemäßigt. Von der letzten Hälfte des October bis zur ersten Hälfte des April findet unter Herrschen des Nordwest-Monsuns die Regenzeit mit sehr schweren Gewittern statt. Die Zahl der Flüsse ist groß; bei der geringen Breite der Insel sind aber nur zwei derselben, die schon genannten Brantas und Solo, auf weitere Strecken für die Schifffahrt mit nicht sehr tiefgehenden Fahrzeugen brauchbar. An Erzeugnissen des Mineralreichs ist J. arm. Von Metallen kommt nur Eisen in geringer Menge und Güte sowie etwas Flußgold vor. In den Kratern der Vulkane findet sich Schwefel und Schwefelarsenik, von den Salzquellen enthalten mehrere Jodium. Auch Bergöl kommt an verschiedenen Stellen vor. Ungleich reicher ist die Flora von J., welche sich durch seltene Schönheit auszeichnet. Außer den zahllosen, allen technischen und ökonomischen Zwecken entsprechenden einheimischen Pflanzen, hat auch noch eine bedeutende Anzahl von Culturgewächsen anderer heißer Länder daselbst einen sehr günstigen Boden gefunden, wie hauptsächlich der Kaffeestrauch, der Nopalcactus, die Tabackpflanze, der Zimmtbaum, der Theestrauch und seit 1854 auch der Chinabaum. Unter den einheimischen Culturpflanzen sind der Reis, die Cocos- und Arengpalme, die Indigo- und Baumwollpflanze, das Zuckerrohr und von eigentlichen ind. Gewürzen auch die Pfefferranke bemerkenswerth. Eine größere Menge der herrlichsten Früchte als auf J. gibt es nirgends auf der Erde. Zu erwähnen sind die Manga (von Mangifera Indica Linn.) mit zahlreichen Arten; die Mangostane (von Garcinia mangostana), die Durian (von Durio zibethinus), die Nangka (von Artocarpus integrifolia), die Pompelmus (von Citrus decumana), die Rambutan (von Nephelium lappaceum), der Blimbing (von Averrhoa Bilimbing), die aus dem heißern Amerika, namentlich aus Mexico schon zur Zeit der ersten Niederlassung der Europäer nach J. eingeführten Früchte verschiedener Anona-Arten und endlich die fast wild wachsende Ananas. Von den Früchten der in allen Tropenländern einheimischen Banane, malaiisch Pisang, gibt es auf J. ungefähr 30 Arten. Etwa drei Viertel des Areals befinden sich im Culturzustand; ein Fünftel etwa ist mit sehr üppigem, an vortrefflichen Holzarten reichem Urwalde bestanden. Einer geregelten Forstcultur unterworfen sind die ausgestreckten Wälder von Tectona grandis, dem Teakbaume des continentalen Indien. Auch die Fauna von J. ist in allen Thierklassen sehr reich an Arten. Sie trägt einen entschieden continental-ind. Charakter. Von Säugethieren kommen vor: eine Rhinocerosart (R. Javanicus), eine wilde Ochsenart (Bos Sondaicus), der gestreifte Tiger und eine Pantherart (Felis pardus), Hirsche, Rehe, mehrere Arten wilder Schweine, verschiedene Affenarten, unter denen ein Gibbon (Hylobates leuciscus) der merkwürdigste ist, und viele kleinere Säugethiere aus allen zoolog. Unterabtheilungen. Die Pferde sind klein, aber stark und dauerhaft. Ein noch wichtigeres Hausthier ist für die eingeborene Bevölkerung der Büffel, wegen seiner großen Nützlichkeit bei dem Landbau. Rindvieh wird hauptsächlich seines Fleisches wegen gezüchtet; Ziegen und Schafe finden sich nur in geringer Anzahl. Unter fast 200 Arten von Vögeln, von denen sich viele durch Farbenpracht auszeichnen, sind die, ihre eßbaren Nester an verschiedenen Stellen, hauptsächlich aber in den Höhlen des Kalkvorgebirgs Karang-Bollong an der Südküste bauenden Salangane (Cypselus esculentus) hervorzuheben. Alle Flüsse und Flußmündungen wimmeln von Kaimans (Crocodilus biporcatus), und das Meer ist längs der ganzen Küste außerordentlich fischreich. Die Insekten-, namentlich Käferfauna von J. ist eine der reichsten und schönsten der Erde.

Die Bevölkerung von J. zählte Ende 1874 mit Madura 18,125,269 Seelen, wovon 27,571 Europäer, 191,821 Chinesen, 8753 Araber und 14,728 andere Asiaten waren. Die übrigen sind Javaner und bilden einen Zweig der malaiischen Völkerfamilie, dem aber schon, in vorhistor. Zeit, durch Einwirkung continental-ind. Culturelemente eine beträchtliche Eigenthümlichkeit verliehen wurde, welche sich östlich vom Fluß Losarie nachhaltiger geltend machte, als westlich von demselben. Daher besteht zwischen beiden Theilen eine Verschiedenheit sowol und hauptsächlich in der Sprache als auch in Kleidung, Lebensgewohnheiten, Ueberlieferungen u. s. w. Beide Sprachen sind nur starke Dialektverschiedenheiten eines gemeinsamen, dem malaiischen Sprachstamme angehörenden Idioms, welches im Westen von J. nicht in gleichem Maße als im übrigen Theile der Insel fremde, dem Sanskrit angehörende Elemente aufgenommen hat. Diese eigentliche javan. Sprache zerfällt wieder in die niedrigere Volkssprache, Biasa-Ngoko und die gewähltere oder feinere Biasa-Krono, welcher letztern sich Niedrige gegenüber Höhern bedienen müssen. Auch besteht auf J. eine nicht mehr lebende literarische Sprache, das Kawi, welches sich zu dem modernen Javanischen ähnlich verhält, wie das ihm nahe verwandte Sanskrit zum Prakrit. Auch die javan. Schriftzeichen älterer wie neuerer Zeit sind den Ind wanagari-Charakteren entnommen. Die Bewohner von J. sind vorzugsweise dem Landbo schen

Digitized by Google

jetzige Kreisstadt J., in anmuthiger Hügelgegend an der Wüthenden Neiße (Zufluß der Katzbach) und an der Breslau-Freiburger Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts und Kreisgerichts und zählt (1875) 10,404 E., darunter etwa ein Viertheil Katholiken. Die 1865 renovirte kath. Stadtpfarrkirche zu St.-Martin wurde 1267—90, die aus Holz und Lehm errichtete evang. Friedenskirche zum Heiligen Geist 1655 erbaut. Das alte piastische Fürstenschloß ist seit 1746 in ein Zuchthaus verwandelt. J. hat ein evang. Gymnasium und Fabriken für Leder, Buckskin und Teppiche, Cigarren, Holzschnittwaaren, Wagen und Handschuhe. Weit versendet werden die beiden letztern Artikel sowie die jauerschen Bratwürste und Bienenkörbe. Schon seit 1404 unterhält die Stadt einen großen wöchentlichen Getreidemarkt, der besonders das Riesengebirge versorgt. — Der Kreis J. zählt auf 328 QKilom. (1875) 33,610 E.

Jáuregui y Aguilar (Juan de), Dichter und Maler, um 1570 zu Sevilla geboren, lebte um 1607 in Rom, wo er seine Uebersetzung von Tasso's «Aminta» erscheinen ließ und wo er sich in der Malerkunst ausbildete, in welcher er sich ebenfalls einen Namen erwarb, wurde nach seiner Rückkehr ins Vaterland Stallmeister der Königin Isabella, der ersten Gemahlin Philipp's IV., und starb zu Madrid im Jan. 1649. Seine Uebersetzung von Tasso's «Aminta» (mit J.'s «Rimas», Sevilla 1618) ist noch immer eins der vollendetsten Muster dieser Gattung und bei weitem seiner Bearbeitung von Lucan's «Pharsalia» (Madr. 1684) vorzuziehen, da auch er, früher den classisch-ital. Mustern folgend, darin dem Gongorismus huldigte. Außerdem legt man ihm noch ein größeres Originalgedicht: «Orfeo» (Madr. 1624), bei, das jedoch auch Don Augustin de Salazar y Torres zugeschrieben wird. J. war mehr Verskünstler als Dichter. Seine sämmtlichen poetischen Werke sind in der «Colleccion» des Fernandez (Bd. 6—8, Madr. 1789—1819) wieder abgedruckt. Als Maler gehörte er der florentin. Schule an; besonders sollen seine Porträts, worunter das des Cervantes, geschätzt gewesen sein.

Java, die vierte und kleinste der sog. Großen Sunda-Inseln, aber der wichtigste Theil des Niederländisch-Indischen Reichs und eins der schönsten und ergiebigsten Länder der Erde, erstreckt sich, in der Richtung von WSW. gegen ONO., zwischen 152° 51′ und 132° 15′ östl. L. von Greenwich, sowie 5° 52′ und 8° 46′ südl. Br. Die Länge von J. beträgt 1070, seine Breite 67—208 Kilom., sein Flächeninhalt 134,607 QKilom. Die Insel wird westlich durch die Sundastraße von Sumatra, nördlich durch die Javasee von Borneo, nordöstlich durch die Madurastraße von Madura und südöstlich durch die Balistraße von Bali getrennt, südlich vom Großen Ocean bespült. J. ist ein Gebirgsland und zwar ein specifisch vulkanisches. Nur längs seiner ganzen nördl. und zum Theil auch seiner östl. Küste zieht sich ein 2—14 Kilom. breiter Streifen niedrigen, theilweise selbst morastigen, durch Ausspülung sowol aus dem Meere wie aus zahlreichen Flüssen immer mehr an Ausbreitung gewinnenden Alluviallandes hin. Ungleich breiter erstrecken sich von der Mündung des Solo und denen des Kali Mas und des Porrong, der beiden unteren Delta-Arme des Brantas, an der Ostküste, das Gebiet dieser beiden Hauptflüsse J.s bildend, Ausdehnungen von Flachland bis über ein Drittheil der Insel hinein. An der West- und Südküste fällt das Land fast allenthalben steil gegen das Meer ab und bildet an vielen Stellen ein 100 und mehr Meter hohes, senkrechtes, unnahbares Ufer ohne Landungsplatz. Die geolog. Grundlage der Insel besteht hauptsächlich aus tertiärem Kalk, der, von der Küste nach dem Meere zu mehr und mehr anschwellend, sich in einer Anzahl längerer und kürzerer, theilweise einander parallel liegender, von Westen nach Osten streichender Gebirgsketten von 500—1000 Mt. über das Meer erhebt. Diese sedimentäre Meeresformation aber zeigt sich in einer Ausdehnung, die etwa zwei Fünftheile der Insel beträgt, von 45 Vulkanen, von denen 28 thätig sind, durchbrochen und mit den Auswurfsstoffen der letztern überdeckt. Nirgendwo anders auf der Erde findet sich auf einer gleichen verhältnißmäßig geringen Raumesverbreitung eine so beträchtliche Anzahl von Feuerbergen wieder. Unter den noch thätigen Vulkanen sind, von Westen nach Osten gezählt: der Gedeh, 2998 Mt. hoch; der Guntur, 1982 Mt. hoch; der Slamat, 3426 Mt. hoch; der Merapi, 2866 Mt. hoch; der Klout, 1731 Mt. hoch; der Semiru, der höchste Berg der Insel, 3666 Mt. hoch; der Tengger 2656 Mt. hoch; der Lamongan, 1666 Mt. hoch, und der Rawon, 3400 Mt. hoch, dessen kreisförmiger Krater mit 7380 Mt. Durchmesser der größte auf der Erde ist. Andere vulkanische Erscheinungen, wie Solfataren, Salse, Kohlensäure ausströmende Mofetten, heiße Mineralquellen u. s. w., finden sich auf J. häufig. Heftige Erdbeben sind verhältnißmäßig selten. Das Klima im Innern der Insel ist ebenso angenehm als gesund. Weniger gesund sind die niedrigen Gegenden der Nordküste, namentlich dort, wo sich Strandmoräste und ausgebreitete Reisfelder befinden. Am ungesundesten ist die Umgegend der alten Stadt Batavia (s. d.). Die durch die geogr. Lage von

Digitized by Google

J. bedingte Hitze wird sehr durch die periodischen Seewinde gemäßigt. Von der letzten Hälfte des October bis zur ersten Hälfte des April findet unter Herrschen des Nordwest-Monsuns die Regenzeit mit sehr schweren Gewittern statt. Die Zahl der Flüsse ist groß; bei der geringen Breite der Insel sind aber nur zwei derselben, die schon genannten Brantas und Solo, auf weitere Strecken für die Schifffahrt mit nicht sehr tiefgehenden Fahrzeugen brauchbar. An Erzeugnissen des Mineralreichs ist J. arm. Von Metallen kommt nur Eisen in geringer Menge und Güte sowie etwas Flußgold vor. In den Kratern der Vulkane findet sich Schwefel und Schwefelarsenik, von den Salzquellen enthalten mehrere Jodium. Auch Bergöl kommt an verschiedenen Stellen vor. Ungleich reicher ist die Flora von J., welche sich durch seltene Schönheit auszeichnet. Außer den zahllosen, allen technischen und ökonomischen Zwecken entsprechenden einheimischen Pflanzen, hat auch noch eine bedeutende Anzahl von Culturgewächsen anderer heißer Länder daselbst einen sehr günstigen Boden gefunden, wie hauptsächlich der Kaffeestrauch, der Nopalcactus, die Tabackpflanze, der Zimmtbaum, der Theestrauch und seit 1854 auch der Chinabaum. Unter den einheimischen Culturpflanzen sind der Reis, die Cocos- und Arengpalme, die Indigo- und Baumwollpflanze, das Zuckerrohr und von eigentlichen ind. Gewürzen auch die Pfefferranke bemerkenswerth. Eine größere Menge der herrlichsten Früchte als auf J. gibt es nirgends auf der Erde. Zu erwähnen sind die Manga (von Mangifera Indica Linn.) mit zahlreichen Arten; die Mangostane (von Garcinia mangostana), die Durian (von Durio zibethinus), die Nangka (von Artocarpus integrifolia), die Pompelmus (von Citrus decumana), die Rambutan (von Nephelium lappaceum), der Blimbing (von Averrhoa Bilimbing), die aus dem heißern Amerika, namentlich aus Mexico schon zur Zeit der ersten Niederlassung der Europäer nach J. eingeführten Früchte verschiedener Anona-Arten und endlich die fast wild wachsende Ananas. Von den Früchten der in allen Tropenländern einheimischen Banane, malaiisch Pisang, gibt es auf J. ungefähr 30 Arten. Etwa drei Viertel des Areals befinden sich im Culturzustand; ein Fünftel etwa ist mit sehr üppigem, an vortrefflichen Holzarten reichem Urwalde bestanden. Einer geregelten Forstcultur unterworfen sind die ausgestreckten Wälder von Tectona grandis, dem Teakbaume des continentalen Indien. Auch die Fauna von J. ist in allen Thierklassen sehr reich an Arten. Sie trägt einen entschieden continental-ind. Charakter. Von Säugethieren kommen vor: eine Rhinocerosart (R. Javanicus), eine wilde Ochsenart (Bos Sondaicus), der gestreifte Tiger und eine Pantherart (Felis pardus), Hirsche, Rehe, mehrere Arten wilder Schweine, verschiedene Affenarten, unter denen ein Gibbon (Hylobates leuciscus) der merkwürdigste ist, und viele kleinere Säugethiere aus allen zoolog. Unterabtheilungen. Die Pferde sind klein, aber stark und dauerhaft. Ein noch wichtigeres Hausthier ist für die eingeborene Bevölkerung der Büffel, wegen seiner großen Nützlichkeit bei dem Landbau. Rindvieh wird hauptsächlich seines Fleisches wegen gezüchtet; Ziegen und Schafe finden sich nur in geringer Anzahl. Unter fast 200 Arten von Vögeln, von denen sich viele durch Farbenpracht auszeichnen, sind die, ihre eßbaren Nester an verschiedenen Stellen, hauptsächlich aber in den Höhlen des Kalkvorgebirgs Karang-Bollong an der Südküste bauenden Salangane (Cypselus esculentus) hervorzuheben. Alle Flüsse und Flußmündungen wimmeln von Kaimans (Crocodilus biporcatus), und das Meer ist längs der ganzen Küste außerordentlich fischreich. Die Insekten-, namentlich Käferfauna von J. ist eine der reichsten und schönsten der Erde.

Die Bevölkerung von J. zählte Ende 1874 mit Madura 18,125,269 Seelen, wovon 27,571 Europäer, 191,821 Chinesen, 8753 Araber und 14,728 andere Asiaten waren. Die übrigen sind Javaner und bilden einen Zweig der malaiischen Völkerfamilie, dem aber schon, in vorhistor. Zeit, durch Einwirkung continental-ind. Culturelemente eine beträchtliche Eigenthümlichkeit verliehen wurde, welche sich östlich vom Fluß Losarie nachhaltiger geltend machte, als westlich von demselben. Daher besteht zwischen beiden Theilen eine Verschiedenheit sowol und hauptsächlich in der Sprache als auch in Kleidung, Lebensgewohnheiten, Ueberlieferungen u. s. w. Beide Sprachen sind nur starke Dialektverschiedenheiten eines gemeinsamen, dem malaiischen Sprachstamme angehörenden Idioms, welches im Westen von J. nicht in gleichem Maße als im übrigen Theile der Insel fremde, dem Sanskrit angehörende Elemente aufgenommen hat. Diese eigentliche javan. Sprache zerfällt wieder in die niedrigere Volkssprache, Biasa-Ngoko und die gewähltere oder feinere Biasa-Krono, welcher letztern sich Niedrige gegenüber Höhern bedienen müssen. Auch besteht auf J. eine nicht mehr lebende literarische Sprache, das Kawi, welches sich zu dem modernen Javanischen ähnlich verhält, wie das ihm nahe verwandte Sanskrit zum Prakrit. Auch die javan. Schriftzeichen älterer wie neuerer Zeit sind den Dewanagari-Charakteren entnommen. Die Bewohner von J. sind vorzugsweise dem Landbau hin-

Digitized by Google

gegeben. In der Anlage bewässerter Reisfelder werden sie weder von den Chinesen, noch von den Japanern übertroffen. Alle Javaner mit Ausschluß von den etwa 2000 Beduis oder Bedawis genannten Buddhisten in der Residentschaft Bantam und gegen 4000 Brahma-Anbetern im Tenggergebirge in der Residentschaft Pasourouan bekennen sich äußerlich zum Islam, obgleich bei vielen noch Erinnerungen an die Hindugottheiten fortleben. Die Insel J. war schon Ptolemäus dem Namen nach als Jabadiu bekannt. Ihre spätere Geschichte ist aber völlig dunkel. Die sehr frühen Beziehungen zwischen J. und dem vorderind. Festlande werden durch die vielen ind. Götterbilder, Alterthümer aller Art, Inschriften, Ueberreste von Palästen und sowol dem Buddhismus als dem Brahmacultus angehörender Tempelbauten bewiesen, welche sich überall finden und unter denen die von Brambanan, Boro-Budor (s. d.), Tschaudi, Loro-Gongreng, Tschandi-Sewu, Kalassan und Suku die bemerkenswerthesten sind. Im 15. Jahrh. bestanden auf J. zwei mächtige Hindureiche, das von Padjadjaran im Westen und das von Modjopahit im Osten der Insel. Als gegen Ende des 15. Jahrh. auf J. der Islam eingeführt wurde, stürzte zuerst 1474 das Reich Modjopahit, 1480 aber auch Padjadjaran zusammen. Aus diesem entstand das Königreich Bantam (s. d.), aus jenem, außer mehrern kleinern Staaten wie Cheribon u. s. w., das Kaiserreich Mataram. Die Araber besuchten J. bereits in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed und die Chinesen schon früher. Von Europäern gelangten die Portugiesen 1522 unter Henriquez Lerne von Malakka aus zuerst nach J. und richteten verschiedene Handelsfactoreien daselbst auf, wurden aber, nachdem die Holländer unter Cornelis Houtmann 1596 nach Bantam gekommen waren, von diesen vertrieben. Im J. 1602 errichteten die Engländer unter Sir John Lancaster ebenfalls eine Factorei in Bantam, welche 1683 von ihnen wieder verlassen wurde, nachdem die Holländer allmählich die herrschende Macht im Indischen Archipel geworden waren und ihre 1619 gegründete Hauptstadt Batavia (s. d.) sich zu hoher Blüte und großem Reichthum erhoben hatte. Von Batavia breiteten die Holländer sich immer weiter längs der Nordküste nach Osten aus. Häufig wurde hierdurch die Veranlassung zu Kriegen mit den Beherrschern des die beiden östl. Drittheile von J. umfassenden Reichs Mataram gegeben, welche stets zum Nachtheile und zur Schwächung des letztern ausfielen. Im J. 1749 mußte der Beherrscher desselben sein Reich der Niederländisch-Ostindischen Compagnie abtreten, welche es seinem Sohne als Lehn übergab, dasselbe aber 1755 in die beiden voneinander unabhängigen Reiche von Surakarta oder Solo und Djokjokarta theilte, welche beide, später immer mehr verkleinert und geschwächt, jetzt zwar noch bestehen, in administrativer Hinsicht aber nur als Provinzen von J. gelten. Das Reich Bantam wurde von den Holländern 1808 ihrem Besitzthum einverleibt. Die großen Misbräuche und Verkehrtheiten aber, welche sich im ganzen Verwaltungswesen der Niederländisch-Ostindischen Compagnie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mehr und mehr geltend machten und zu deren Auflösung (1800) führten, die Kriege von Holland mit England seit 1780, sowie die wechselvolle, mit seiner Einverleibung in das franz. Kaiserreich endende polit. Lage des erstern infolge der Französischen Revolution, wirkten höchst nachtheilig auf alle innern Verhältnisse von J. ein. Dem Generalgouverneur Daendels (s. d.), 1808—11, der gleich nach seiner Ankunft auf J. zu einer gründlichen Reform aller veralteten und zerrütteten Verhältnisse daselbst überging, verdankt J. die prachtvolle Heerstraße, welche sich ihrer ganzen Länge von Anjer im Westen nach Banjouwangi im Osten hinzieht. Sein Nachfolger, Generalgouverneur J. W. Janssens, mußte J. schon 18. Sept. 1811 den Engländern übergeben. J. ward nun eine Dependenz von Britisch-Indien und Sir Stamford Raffles (s. d.) Lieutenantgouverneur derselben, bis durch den Londoner Tractat vom 13. Aug. 1814 zwischen England und Holland letzteres seine frühern ind. Besitzungen zurückerhielt. Die Bestrebungen des neuen niederländ. Generalgouverneurs Baron G. A. G. P. van der Capellen, um die tiefgesunkene Production von J. wieder zu heben, wurden durch den Aufstand von Diepo Negoro, eines Prinzen aus dem Fürstenhause von Djokjokarta, infolge dessen ein Krieg, 1825—30, im Innern von J. entstand, wieder für längere Zeit unterbrochen. Mit dem Ende dieses Kriegs, der den Niederländern mehrere der schönsten Provinzen im Innern der Insel einbrachte, beginnt eine neue Aera großer Blüte für J. Hierzu trug namentlich das 1830 von dem Generalgouverneur Graf Johannes van den Bosch, 1830—33, eingeführte sog. Cultursystem wesentlich bei. Dasselbe machte den Staat zum Producenten auf allen sich nicht in Privatbesitz befindlichen Ländereien auf J. und zugleich zum Verkäufer der daselbst gewonnenen Bodenerzeugnisse in Holland, durch Vermittelung der 1824 gegründeten Niederländischen Handelsgesellschaft (Nederlandsche Handelmaatschappij), deren Privilegien wiederholt erneuert wurden, zuletzt, durch Beschluß des Königs der Niederlande vom 21. Dec. 1871,

Digitized by Google

für den Zeitraum vom 1. Jan. 1875 bis 31. Dec. 1899. Dieses System, dessen Grundlage die gezwungene Arbeit der Bevölkerung gegen einen von der Regierung festgesetzten verhältnißmäßig geringen Lohn ist, hat Holland viele Hunderte von Millionen Gulden eingetragen und gewährt demselben, nach Deckung sämmtlicher, sowol durch seine übrigen ostind., als auch durch seine westind. Besitzungen verursachten Unkosten, einen baaren Ueberschuß von 40—60 Mill. Fl. im Jahre. In den letzten 20 Jahren haben sich indessen die Stimmen, in Holland wie auf J., immer lauter gegen das Culturssystem erhoben und ist die Regierung gezwungen gewesen, dasselbe auf Kaffee, Zucker und Chinarinde zu beschränken.

J. ist der Sitz des Generalgouverneurs und aller höchsten Verwaltungsbehörden des niederländ.-ostind. Reichs in dessen Hauptstadt Batavia (s. d.). Die Insel wird gegenwärtig in die Provinzen (Residentschaften) Bantam, Batavia, Krawang, Preanger-Regentschaften, Cheribon, Tagal, Pekalongan, Samarang, Japara, Rembang, Surabaja, Pasourouan, Bezouki, Probolingo, Banjouwangi, Banjoumas, Bagelen, Kedou, Madioun, Kediri, Surakarta und Djokjokarta eingetheilt. Hierzu kommt noch die in administrativer Beziehung zu J. gerechnete, eine besondere Residentschaft bildende Insel Madura mit einem Areal von 5280 QKilom. und einer Bevölkerung von 478 Europäern, 719,238 Eingeborenen, 5547 Chinesen und 4895 fremden Orientalen. Die ganze Insel ist von vorzüglich angelegten und unterhaltenen Heerstraßen durchzogen. Das Postwesen ist sehr gut geregelt. Seit den letzten Jahren sind auch zwei Eisenbahnlinien, die eine 203 Kilom., zwischen Samarang, Djokjokarta und Surakarta; die andere, 58 Kilom., zwischen Batavia und Buitenzorg (s. d.) in Betrieb. Telegraphendrähte breiten sich nicht nur über die ganze Insel aus, sondern verbinden sie auch mit Sumatra, Singapore und Australien. Eine regelmäßige Verbindung von J. mit allen übrigen Theilen des niederländ.-ind. Archipels sowie mit Singapore wird durch 15 Schiffe der Niederländisch-Indischen Dampfschifffahrtsgesellschaft vermittelt, während auch eine directe Dampfschifffahrtsverbindung zwischen J. und Holland, sowie zwischen J. und Australien besteht. Die Einfuhr auf J. und Madura betrug 1874 93,493,000 Fl., die Ausfuhr 144,212,000 Fl. Vgl. außer dem Werke von Junghuhn (s. d.) Raffles, «History of J.» (2 Bde., Lond. 1817; neue Aufl. 1830); Roorda van Eysinga, «Jets over Nederlandsch India» (Bd. 1—4, Kampen 1836—50); De Bruyn Kops, «Statistiek van den handel en den scheepvaart op J. en Madura» (2 Bde., Batavia 1857—59); Müller, «Beschreibung der Insel J.» (aus dem Holländischen, Berl. 1860); Barrington d'Almeida, «Life in J.» (2 Bde., Lond. 1864).

Jaxt, Nebenfluß des Neckar, s. Jagst.

Jazygen (ungar. Jászok, d. h. Pfeilschützen) heißen die Einwohner eines besondern Districts im Heveser Comitat, der den ungar. Namen Jász-Ság führt. Die alten ungar. Könige pflegten neue Colonien unter gewissen Bedingungen, z. B. des Kriegsdienstes, aufzunehmen, zu welchen auch die Jász-ok oder Pfeilschützen gehörten. Solche Namen übertrug die diplomatische Sprache in ähnlichklingende Namen, und so wurden die Jászen zu «Jazyges» (vom ungar. Worte jász), und sogar zu «Philistaei», vom deutschen Worte Pfeil (altdeutsch pfil). Noch das Gesetz von 1751 spricht «de Jazygibus seu Philistaeis et Cumanis». Dergleichen gelehrte Spielereien gaben Veranlassung zu sehr wunderlichen Behauptungen, die sich auf Herodot u. s. w. beriefen. Der District der Jászen oder J. umfaßte 1100 QKilom. und hatte zum Hauptort Jászberény mit 20,233 E. Die Jászen, deren Zahl 68,000 übersteigt, sind reine Magyaren und bekennen sich größtentheils zur kath. Kirche. Vor 1848 bildete der Jászendistrict mit Klein- und Großkumanien drei adelige Districte, welche 1745 von Maria Theresia in ihren uralten Privilegien bestätigt wurden und später Sitz und Stimme auf dem Landtage erhielten. Ihr Oberrichter war der Palatinus, der als solcher zugleich Oberkapitän der Jászen und Kumanier hieß. Der District wurde 1876 mit einem Theil von Großkumanien und vom Heveser Comitat zu einem neuen, dem Jazyger-Großkumanier und Szolnoker Comitat vereinigt, dessen Hauptort Szolnok ist.

Jean Paul, s. Richter (Johann Paul Friedr.).

Jeanne d'Arc oder die Jungfrau von Orléans, geb. als die Tochter einfacher, aber wohlhabender Landleute 6. Jan. 1412 in dem damals zur franz. Provinz Bassigny («Gouvernement Champagne») gehörigen, am linken Ufer der Maas gelegenen Dorfe Domrémy, wurde, gleich ihren Geschwistern, zu häuslichen Geschäften angehalten. Sie konnte nähen und spinnen, aber weder lesen noch schreiben; ihre Religionskenntnisse verstiegen sich nicht über den naiven Glauben jener Zeit. Vor andern Mädchen zeichnete sie sich durch Einfachheit und Sittenreinheit aus. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß J. von den physischen

Digitized by Google

Eigenthümlichkeiten und Schwächen ihres Geschlechts nicht berührt wurde, und hierin eine der wesentlichsten Ursachen ihrer Ekstasen und Visionen wie aber auch andererseits der bewundernswerthen Ausdauer ihrer physischen Kräfte zu suchen sei. Im Alter von 13 J. glaubte sie zum ersten mal, als sie sich zur Mittagsstunde im Garten ihres Vaters befand, eine überirdische Stimme zu hören, die sie zur Sittsamkeit und zu fleißigem Kirchenbesuche ermahnte. Sie gelobte schon damals, lebenslang Jungfrau zu bleiben. Der Eindruck, den das Elend der Zeit auf das reizbare Gemüth J.'s machte, gab diesen vermeintlichen Offenbarungen bald eine andere Richtung. Durch die Eroberungen Heinrich's V. (s. d.) hatten die Engländer mehr als die Hälfte Frankreichs an sich gerissen; ihre Bundesgenossen waren der Herzog von Burgund und Isabella, die Gemahlin des wahnsinnigen Karl VI. (s. d.). Im südl. Frankreich behauptete sich nur mit Mühe der 19jährige Dauphin, nachmals Karl VII. (s. d.). Das Geburtsdorf J.'s hing letzterm an. J. mochte ungefähr 15 J. alt sein, als ihre «Stimmen» ihr geboten, nach Frankreich zu gehen und für den Dauphin in den Krieg zu ziehen. Doch bewahrte sie das Geheimniß. Unterdeß war der Dauphin während der Belagerung von Orléans durch die Engländer im Oct. 1428 in die bedrängteste Lage gerathen. Da erhielt J. durch ihre Stimmen und in Träumen den Auftrag, jene Stadt zu entsetzen und den Dauphin nach Rheims zur Krönung zu führen. Sie wandte sich heimlich, anfangs durch Vermittelung ihres Oheims Durand Laxart, dem sie sich anvertraut und Glauben an ihre Sendung eingeflößt hatte, an Baudricourt, den Befehlshaber von Vaucouleurs, der ihre Anträge als die einer Närrin erst mehrmals zurückwies, sie aber endlich in männlicher Tracht und Rüstung und unter Bedeckung zum Dauphin nach Chinon sendete. Karl, dem sie hier ihren überirdischen Beruf mittheilte und in Rücksicht seiner Geburt versicherte, er sei der wahre König von Frankreich, konnte sich zunächst nicht überzeugen. Erst nachdem zu Poitiers angesehene Männer die Herkunft und den Wandel J.'s geprüft und achtbare Matronen ihre Jungfräulichkeit bezeugt hatten, zweifelte man nicht länger an ihrer höhern Sendung. Nach manchen Verzögerungen zog endlich die 17jährige Jungfrau in Männertracht, mit einem Schwerte aus der Kirche zu Fierbois und einer weißen, mit Lilien und Gottes Bildniß geschmückten Fahne ausgerüstet, an der Spitze begeisterter Scharen nach Orléans, das Dunois vertheidigte. Am 29. April 1429 warf sie sich mit Lebensmitteln in die Stadt, und vom 4. bis 8. Mai vertrieb sie in verschiedenen Ausfällen die Engländer aus ihren Schanzen und nöthigte dieselben, die Belagerung aufzuheben. J. wurde nach diesem wichtigen Siege der Schrecken der Feinde und bei den durch jahrelange Niederlagen entmuthigten Franzosen der Gegenstand religiöser Verehrung. Begeisterung und Nationalgefühl erwachten durch die wunderbare Erscheinung des Mädchens plötzlich beim Volke und unter den Truppen. Ungeachtet dieser Huldigungen blieb J. weiblich bescheiden. Nur wenn kriegserfahrene Männer ihren kühnen Anordnungen widersprachen, berief sie sich bestimmt auf die göttliche Sendung. Gegen Hohe und Niedere aber wußte sie ihre weibliche Würde streng zu bewahren. Nach der Befreiung von Orléans ging sie an den zweiten Theil ihrer Sendung. Unter ihrer Führung zog der Dauphin von Gien aus mit einem kleinen Heere nach Rheims, indem er unterwegs Auxerre und Châlons unterwarf, Troyes aber unter J.'s Befehl eroberte. Am 17. Juli 1429 ging die Krönung vor sich. J. hielt während dieser Feierlichkeit mit ihrer Fahne an der Seite Karl's, warf sich dann vor ihm nieder und begrüßte ihn als König.

Verschiedenen Schriftstellern zufolge hielt sie jetzt ihre Sendung für vollbracht; neuere Forschungen lassen dies in Zweifel ziehen. Indeß scheint J. im weitern Verlaufe des Kampfes Stunden der Entmuthigung gehabt und zuweilen der anfänglichen Frische ihrer Begeisterung ermangelt zu haben. Nachdem sich die wichtigsten Städte der Champagne freiwillig unterworfen, brach König Karl, von seiner Umgebung bestimmt, gegen Paris auf. Nach einem fruchtlosen Angriff auf die Hauptstadt, wobei J. am Schenkel schwer verwundet ward, zog sich das Heer nach der Loire zurück. Jenseit derselben, in Mehun-sur-Yèvre, erhob Karl im Dec. 1429 die Jungfrau und ihre ganze Familie in den Adelsstand. Im J. 1430 zeichnete sich J. bei der Einnahme von St.-Pierre-le-Moutier durch ihre verzweifelte Tapferkeit aus, die allein den Sieg entschied. Ueberdrüßig der Hofintriguen, wandte sich J. darauf mit einer kleinen Schar wieder nordwärts in die Isle-de-France. Hier schlug sie bei Lagny den berüchtigten burgund. Parteigänger Franquet d'Arras, dessen gerechtfertigte, aber gegen ihren Willen vollzogene Hinrichtung ihr später als Verbrechen angerechnet wurde. Auf die Nachricht, daß die Engländer und Burgunder vor Compiègne zögen, warf sie sich 24. Mai mit wenigen Truppen in diesen wichtigen Platz. Bei einem Ausfalle, den sie eines Tags auf die Burgunder machte, wurden die Ihrigen von der Uebermacht zurückgeschlagen. J. deckte mit der letzten Schar den Rückzug

Digitized by Google

und wurde von den Burgundern erreicht, indem ein voreiliger Verschluß des Stadtthors sie am Eindringen hinderte. Von einem picarder Bogenschützen vom Pferde gerissen, ward sie vom Bastard von Vendôme ergriffen, welcher sie an Johann von Luxemburg auslieferte, durch den sie dann dem Herzoge von Burgund übergeben wurde. Als die Engländer die Kunde vernahmen, zündeten sie im Lager Freudenfeuer an und ließen in allen unterworfenen Städten kirchliche Dankfeste anordnen, während die Franzosen und der träge König zu ihrer Rettung nichts unternahmen. Als J. sah, daß sie den Engländern ausgeliefert werden sollte, suchte sie durch einen Sprung aus dem Schlosse Beaurevoir zu entkommen, wobei man sie, stark beschädigt, ergriff. Hierauf wurde sie nach Rouen, dem Sitz der engl. Macht, gebracht und dem geistlichen Gerichte unter dem Vorsitze des Bischofs Cauchon von Beauvais, des Cardinals Beaufort, Bischofs von Mancheſter, und Jean Lemaistre, des Vicars des Großinquisitors von Frankreich, als Zauberin und Ketzerin übergeben. Ein langer, abscheulicher Proceß, dem eine große Anzahl Doctoren der Theologie und der Rechte aus Paris und Rouen beiwohnten, begann im Jan. 1431. Den Beschuldigungen wegen Zauberei, welche durch das Zeugniß eines Priesters, der sich als Freund und Beichtvater bei der Gefangenen eingeführt hatte, unterstützt wurden, begegnete sie mit Unerschrockenheit und klaren, bestimmt widerlegenden Antworten, welche selbst auf eine Anzahl der Richter großen Eindruck machten. Trotzdem und unter Misachtung ihrer Berufung an den Papst endete der Proceß nach vier Monaten mit Verurtheilung der Jungfrau zum Feuertode. J. hatte sich ungeachtet der physischen und moralischen Leiden, die man ihr auflegte, wunderbar standhaft und ergeben benommen; als sie aber 24. Mai zum Scheiterhaufen abgeführt wurde, entschloß sie sich unter dem Drängen der Geistlichen zu einem Widerruf, der ihre Strafe in ewiges Gefängniß verwandelte. Dies genügte jedoch dem Fanatismus ihrer Feinde nicht. Man sperrte sie mit drei rohen Soldaten zusammen, nahm ihr die weibliche Kleidung, sodaß sie sich zum Gebrauch hingelegter Männerkleider entschließen mußte, und betrachtete dies, wie einige in der Verzweiflung ausgesprochene Worte als Rückfall. Schon 31. Mai 1431 wurde sie wieder zum Scheiterhaufen geführt. Der Muth und die fromme Ergebung, die sie bewies, rührten selbst ihre Richter und überzeugten sogar den Henker von ihrer Unschuld. Nach der Volkssage stieg eine weiße Taube aus den Flammen zum Himmel empor. Auf Ansuchen ihrer Familie wurde der Proceß schon 1450 revidirt und die Anklage 1456 für unbegründet, die Jungfrau für unschuldig erklärt. Zu Domrémy, Versailles, Rouen und Orléans wurden ihr Denkmäler gesetzt. Unter den vielen Dichtungen, welche die romantische Gestalt J.'s zu verherrlichen suchten, ragt besonders die Tragödie Schiller's hervor. Voltaire hat sie in seiner «La pucelle d'Orléans» einer zwar witzigen, aber frivolen Persiflage unterzogen. Vgl. über die Geschichte der J. die Werke von Lenglet du Fresnoy (2 Bde., Par. 1753—54), Lebrun de Charmettes (3 Bde., Par. 1817), Barthélemy de Beauregard (2 Bde., Par. 1847), Michelet (Par. 1853; 3. Aufl. 1873), Lafontaine (Orléans 1854; Par. 1865), Villaumé (Par. 1863), Barante (Par. 1865), Vallet de Viriville, «Nouvelles recherches sur la famille et sur le nom de J.» (Par. 1854); Quicherat, «Procès de condamnation et de réhabilitation de J., etc.» (5 Bde., Par. 1841—50), das die gesammten Quellen umfassende Hauptwerk; ferner Wallon, «Jeanne d'Arc» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1867); Boucher de Molandon, «Première expédition de J.» (Orléans 1874). Gute deutsche Arbeiten über J. haben K. Hase (Lpz. 1861) und Eysell (Regensb. 1864) geliefert. Vgl. noch Kummer, «Die Jungfrau von Orléans in der Dichtung» (Wien 1874).

Jedo oder Jeddo, der frühere Name der Hauptstadt Japans, jetzt Tokio (s. d.) genannt.

Jefferson (Thomas), der dritte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1801—9, geb. 2. April 1743 zu Shadwell in Virginien, studirte von seinem 18. Jahre an Jurisprudenz und ließ sich 1767 in seinem Heimatsstaate als Advocat nieder. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens und früh selbstständig, wandte er sich noch jung zur Politik und wurde 1769 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginien, wo er bereits damals einen Versuch zur Emancipation der Sklaven machte. Als sich der Widerstand gegen die Politik der brit. Regierung in den Colonien zu regen begann, gesellte sich J. den eifrigen Patrioten zu. In den Congreß von 1775 gewählt, nahm er hier eine entschieden revolutionäre Haltung und war als Mitglied jenes berühmten Ausschusses thätig, in dem auch Adams, Franklin, Sherman und Livingstone wirkten. J. entwarf mit diesen die von den virgin. Abgeordneten vorgeschlagene Unabhängigkeitserklärung, die nach lebhaften Erörterungen mit wenigen Veränderungen vom Congreß 4. Juli 1776 angenommen wurde. Im October desselben Jahres auf seinen Sitz im Congreß verzichtend, trat er in die Gesetzgebende Versammlung von Virginien, in der er eifrig

Digitized by Google

darauf hinarbeitete, das feudal-aristokratische Grundgesetz dieses Staats gemäß den Principien der Unabhängigkeitserklärung umzugestalten. Von 1779—82 war er Gouverneur von Virginien, und trat im Nov. 1783 in den Congreß zurück, dem er bis Juni 1784 angehörte. Er gab den ersten Anlaß zu dem berühmten Gesetze, welches die Sklaverei aus den nordwestl. Territorien, damals dem einzigen Landbesitz der Union, ausschloß. Mit Adams und Franklin zum Gesandten behufs Abschlusses europ. Handelsverträge ernannt, vereinigte er sich mit diesen im Sommer 1784 in Paris. Nach Franklin's (Juli 1785) erfolgter Rückkehr blieb J. noch vier Jahre als alleiniger Gesandter in Paris und war hier mitrathender Zeuge der die Revolution vorbereitenden und einführenden Ereignisse. Nachdem er im Herbst 1789 nach Amerika zurückgekehrt, trat er Ende März 1790 als Staatssecretär in Washington's Cabinet ein, dem er bis zum 31. Dec. 1793 angehörte. Der Kampf, den er in dieser Stellung gegen seinen Collegen Alexander Hamilton, den Finanzminister, führte, legte den Grund zur spätern Parteiorganisation der Föderalisten und Republikaner (Whigs und Demokraten). J. stellte als Führer der letztern die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung als praktisch zu verwirklichende Forderungen auf, war für möglichste Beschränkung der Staatsgewalt und erblickte in Hamilton's Maßregeln zur Fundirung und Uebernahme der Schulden der Einzelstaaten und Errichtung einer Nationalbank versteckte monarchische Tendenzen und demoralisirende Einflüsse. Ebenso unterstützte er anfangs die Anmaßungen des franz. Gesandten Genet und erschütterte dadurch seine Stellung im Cabinet. Nach seinem Rücktritt zog er sich auf sein Landgut Monticello in Virginien zurück. Erst als er im Frühjahr 1797 zum Vicepräsidenten unter John Adams gewählt worden, griff er wieder in die Politik ein. Er trat den verhaßten Maßregeln des Präsidenten (Aufruhr- und Fremdenbill u. s. w.) entgegen, entwarf 1798 zum angeblichen Schutz der Einzelstaaten die gegen die Geltendmachung der dem Bunde zustehenden Rechte gerichteten Virginia- und Kentucky-Beschlüsse und stürzte die föderalistische Partei, sodaß er 1800 als Sieger zum Präsidenten gewählt wurde, welche Würde er infolge seiner Wiederwahl bis 1809 bekleidete. Die bedeutendste Maßregel seiner ersten Amtsperiode bildete die Erwerbung Louisianas. Der Hauptact seiner zweiten Präsidentschaft bestand in dem durch die Feindseligkeiten mit England herbeigeführten Embargo, welches übrigens das eigene Land noch schlimmer als den Feind traf. J. lebte nach seinem Rücktritte ins Privatleben den Wissenschaften und dem Landbau. Er starb am 50. Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung, 4. Juli 1826, mit John Adams an einem Tage. J. war kein Redner, aber ein klarer Denker, ein umsichtiger Beobachter und einer der bedeutendsten amerik. Staatsmänner, dessen Einfluß noch heute fortwirkt. Er gilt mit Recht als Vater der amerik. Demokratie, bei welcher man häufig nicht weiß, wo der Staatsmann aufhört und der Demagog anfängt. Sein Leben beschrieben Tucker (2 Bde., Philad. 1837), Randall (3 Bde., Neuyork 1857), Randolph (Neuyork 1871) und Parton (Boston 1874). Seine gesammelten Schriften, darunter seine Selbstbiographie und sein noch jetzt als höchste Autorität betrachtetes Handbuch der parlamentarischen Praxis, wurden zuerst 1853—55 vom Congreß in neun Bänden veröffentlicht.

Jeffreys (George), Richter und Lordkanzler unter Jakob II. von England, geb. 1643 zu Acton in Wales, wurde dadurch bekannt, daß er bei den Assisen zu Kingston, wo viele Advocaten der Pest wegen nicht erschienen waren, 1666 außerordentlicherweise das Recht erhielt, als Sachwalter aufzutreten. Bald wußte er sich in London als guter Gesellschafter Clienten und Popularität zu erwerben. Sein Einfluß in der City und der Eifer, womit er die Wünsche des Hofs durchsetzte, verschafften ihm die Protection des Herzogs von York. Er wurde erst Richter, dann Oberrichter zu Chester und 1680 Oberrichter der Kings-Bench, in welcher Stellung er dem Hofe die größten Dienste leistete. Die wahren oder vermeintlichen Verschwörungsversuche in den letzten Regierungsjahren Karl's II. gaben ihm Gelegenheit, unter der Form des Rechts die blutigsten Greuel zu verüben. Wollte er einen Angeklagten verurtheilen, so überhäufte er denselben mit Schimpf, entzog ihm und seinen Vertheidigern das Wort, schreckte die Zeugen und drohte sogar den Richtern und Geschworenen mit Amtsentsetzung und Strafe. Seine furchtbare Stimme, sein grimmiges Gesicht mußten Unschuldige wie Schuldige einschüchtern. So brachte er auch den Republikaner Algernon Sidney ohne gesetzmäßige Ueberführung aufs Schaffot. Mit der Thronbesteigung Jakob's II. gipfelte sein Einfluß. Nach Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth mußte er dessen Anhänger zur Rechenschaft ziehen. Er begann zu Dorchester, wo er ohne weiteres 80 Menschen hinrichten ließ. Auf gleiche Weise verfuhr er zu Exeter, Taunton und Wells, wo er auf die brutalste Weise 251 Personen zum Tode brachte. Zum Lohne für diese Unthaten wurde er zum Peer erhoben und erhielt das Amt

Digitized by Google

des Lordkanzlers. Im J. 1686 trat er in die vom Könige errichtete Hohe Commission, wo er sich durch rohe Behandlung der widerspenstigen Bischöfe auszeichnete. Nach Jakob's II. Sturze suchte J. zu entfliehen; allein man entdeckte ihn verkleidet und setzte ihn in den Tower. Noch ehe er zur Rechenschaft gezogen werden konnte, starb er 19. April 1689.

Jehovah wird nach dem Vorgange Luther's und durch dessen Einfluß in der prot. Kirchensprache der heilige Gottesname des Alten Testaments ausgesprochen, obgleich in der Luther'schen Bibel dafür überall «der Herr» gesetzt ist. Indessen beruht diese Aussprache auf einer Verkennung des Umstandes, daß die alten jüd. Gelehrten, durch deren Hände unsere heutigen hebr. Texte gegangen sind, überall, wo in der Bibel der Name Jhvh (יהוה) vorkommt, die Vocale des Wortes Adonâi (der Herr) unter die Consonanten des heiligen Gottesnamens setzten, um anzudeuten, daß beim öffentlichen Schriftenlesen für Jhvh vielmehr Adonâi gesprochen werden sollte. Der Name Jhvh galt nämlich infolge buchstäblich engherziger Ausdeutung des zweiten Gebots (nach Luther'scher Zählung) und des Verbots 3 Mos. 24, 16 für zu heilig, als daß man ihn in den Mund nehmen dürfe. Infolge dieses Umstandes ist die ursprüngliche Aussprache des Wortes verloren gegangen, doch lautet sie wahrscheinlich Jahveh. Nach der priesterlichen Ueberlieferung der Juden (2 Mos. 3, 14) bedeutet dasselbe «Ich werde sein der ich sein werde», «der Seiende», bezeichnet also das reine wahre Sein, die Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit Gottes. Uebrigens wird an der angeführten Stelle der Name Jhvh als neuer Gottesname im Zusammenhange mit einer neuen Offenbarung des Wesens Gottes eingeführt, was in Verbindung mit vielen andern Spuren darauf hinweist, daß derselbe erst seit der mosaischen Zeit bei den Hebräern in Gebrauch kam, und zwar im Zusammenhange mit einer neuen Entwickelungsstufe ihres Gottesbewußtseins überhaupt. Im Unterschiede von allgemeinern Bezeichnungen des göttlichen Wesens, wie El, Elohim, El-Schaddâi, Adonâi, welche auch bei andern Völkern semit. Abkunft sich finden, ist Jhvh der Name für den Bundesgott Israels.

Jehu, Sohn des Josaphat, war ein Feldherr des israel. Königs Joram, den der Prophet Elisa durch einen seiner Schüler zum König von Israel salben ließ. Als solcher, der zehnte in der Reihe, eröffnete er eine neue Dynastie, die fünfte, und regierte 880—858 v. Chr. Gleich nach seiner Salbung wurde er von dem Heere als König begrüßt, eilte nach Jisreel, wo Joram die Genesung seiner in der Schlacht empfangenen Wunden abwartete, tödtete diesen und den dort anwesenden König von Juda, Ahasja, und dessen Brüder, und bestieg den Thron. Darauf rottete er die ganze Familie Ahab's bis auf den letzten Mann aus, zerstörte den Tempel des Baal zu Samaria und ließ alle Baalspriester grausam umbringen. Um seiner Herstellung der Jahvehreligion willen hat ihm die theokratische Geschichtschreibung alle diese Blutthaten zum hohen Verdienste angerechnet. Die Syrer von Damascus, die Schwäche im Reiche Israel benutzend, das jetzt der wirksamen Hülfe Judas entbehren mußte, entrissen dem J. das ganze Land östlich vom Jordan. Nach 22jähriger Regierung starb J. in Samaria.

Jejsk, Kreis- und Hafenstadt in dem russ. Gebiet der Kubanischen Kosaken, 225 Kilom. nordnordwestlich von dessen Hauptstadt Jekaterinodar (s. d.), an der Mündung der Jeja auf einer Landzunge, welche den Jejsker Liman von dem Asowschen Meere trennt, wurde erst 1848 angelegt und blühte, da den Ansieblern verschiedene Vergünstigungen gewährt wurden, ungewöhnlich rasch auf, sodaß der Ort 1871 bereits 29,529 E. zählte, darunter viele Kaufleute. An industriellen Etablissements hat J. zahlreiche Gerbereien, Ziegelbrennereien, Oelmühlen, einige Talgsiedereien, Töpfereien und zwei Wollwäschen von besonders umfassendem Betrieb. Der Seehandel mit dem Auslande ist nicht unwichtig. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Getreide, Wolle und Leinsaaten.

Jekaterinburg oder Katharinenburg, eine von Peter d. Gr. 1723 gegründete und nach Katharina I. benannte Kreisstadt des russ. Gouvernements Perm, auf der asiat. Seite desselben und an der sog. Silbernen Hauptstraße nach Sibirien, 390 Kilom. im Südosten von Perm entfernt, liegt malerisch am Ostsaume des erzreichen Mittlern oder Katharinenburger Urals, an beiden Ufern des Isset, der hier durch einen Damm zu einem großen Teiche erweitert ist, in einer von Bergen umschlossenen, hügeligen Ebene. Wegen ihrer Lage inmitten der reichsten Erzschürfe ist die Stadt der Hauptsitz des uralischen Bergbaues, hat gerade, breite Straßen, zwei Kathedralen, zehn Kirchen, ein Nonnenkloster, ein Institut zur Vorbereitung von Werkmeistern, Steigern und Beamten, ein weibliches Gymnasium, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein Museum für uralische Merkwürdigkeiten, mehrere Krankenhäuser, ein Theater, ein Gefängniß, einen Kaufhof und eine Handelsbank und zählt (1871) 25,233 E. Die Stadt ist Hauptsitz des Oberbergamts für den Ural, hat einen Münzhof für Kupfergeld, eine große

Digitized by Google

Eisen- und eine Kupferschmelzhütte, zahlreiche Metall- und andere Fabriken, auch zwei mechan. Werkstätten, bedeutende Steinschneidereien und Steinschleifereien, namentlich eine große kaiserl. Anstalt für Arbeiten in Malachit, Jaspis, Marmor, Porphyr und Aventurin, welche die kaiserl. Paläste in Petersburg schmücken, sowie ansehnliche Goldwäschereien im Isset. Der Handel mit Vieh und Getreide aus dem Gouvernement Orenburg, wie mit Eisen, geschliffenen edeln Steinen u. s. w. ist sehr bedeutend. In geringer Entfernung liegen die Eisengußwerke von Issetsk, 11 Kilom. von der Stadt das Berg- und Hüttenwerk Berefowsk, wo Gold gewonnen, und in der Entfernung von 26 Kilom. das Werk von Pyschinsk, wo das Gold durch Amalgamation vom Erze geschieden wird.

Jekaterinodar (Katharinengabe), Hauptstadt des russ., zu Ciskaukasien gerechneten Landes der Kubanischen Kosaken, welches früher Land der Tschernomorischen, d. h. am Schwarzen Meere wohnenden Kosaken genannt wurde (s. Kuban), liegt am rechten Ufer des Kuban am Einfluß des Karassuk in denselben in sumpfiger Umgebung und ist selbst eine Pfützenstadt mit kleinen, meist aus Lehm erbauten Häusern in breiten, geradlinigen Straßen. Die Stadt wurde 1792 erbaut. Sie ist Sitz des Hetmans des Kubanischen Kosakenheers, zählt (1871) 17,622 E. und hat jährlich drei Jahrmärkte, auf denen ein bedeutender Viehhandel getrieben wird. Die sonst offene Stadt wird nur durch die Sümpfe und durch einen mit niedrigem Wall und schmalem, wenig tiefem Graben umschlossenen Krepost (verschanztes Lager) gesichert. Innerhalb dieser ärmlichen Festung befinden sich das Militärhospital, sechs Kirchen, darunter die massive Kathedrale mit reicher Silberpracht, ein Gymnasium, zwei Elementarschulen, zwei Talgschmelzereien u. s. w.

Jekaterinoslaw, Gouvernement in Süd- oder Neurußland, zwischen Charkow und Pultawa im N., Cherson im W., Taurien im S., dem Asowschen Meere und dem Lande der Donischen Kosaken (in welchem Taganrog liegt) im O., zählt, mit dem Stadtgouvernement Taganrog und dem Lande der Asowschen Kosaken zu einem Verwaltungsbezirke verbunden, auf 67,721 QKilom. (1871) 1,410,960 E. Das Land ist eine steppenartige, grasreiche Ebene, die nur im Westen des Dnjepr und längs dieses Stroms selbst einige Abwechselung erleidet, wo die unter dem Namen der Porogi bekannten Wasserfälle durch zum Theil romantische und fast gebirgige Gegenden hindurchstürzen. Das Klima ist mild und gesund. Bei der südl. Lage des Landes wachsen hier Aprikosen, Pfirsichen, Kirschen, Maulbeerbäume, Mandel- und Feigenbäume, und auch die Rebe, Melone und Arbuse gedeihen im freien Felde. Eine besonders häufig vorkommende Frucht ist der Schlehdorn, aus dessen Beeren man den Schlehenwein, Ternewka, bereitet. Außer dem Ackerbau bilden der Seidenbau und die veredelte Schafzucht durch span. Merinos das Hauptaugenmerk der Regierung, die den Wohlstand dieser in der Mitte des 18. Jahrh. erworbenen, meist nur von nomadisirenden Völkerschaften durchzogenen Gebiete eifrig zu heben sucht. Bereits sind hier Hunderte von Colonien aus den verschiedensten Nationen angelegt. Man findet neben Deutschen Tataren und Perser, neben Großrussen und Kosaken Griechen, Georgier und Armenier, neben Magyaren und Serben Moldauer, Walachen, Bulgaren und Albaneser oder Arnauten nebeneinander. Chortitz ist der Hauptort der deutschen, Nachitschewan der armen. Colonisten. Ackerbau und Viehzucht gewähren der Bevölkerung reichen Ertrag. Auch der Handel ist bedeutend und wird durch die Hafenorte Taganrog, Mariupol und Berdjänsk begünstigt; dagegen ist die Industrie noch sehr unbedeutend. Der Boden birgt auch Steinkohlen, was bei dem Holzmangel von Bedeutung ist. Das Land wurde 1802 zum jetzigen Gouvernement organisirt und zerfällt in acht Kreise. — Die Hauptstadt J., am rechten Ufer des Dnjepr oberhalb der Stromschnellen 1786 von Potemkin gegründet und nach Katharina II. benannt, ist großartig angelegt mit breiten Straßen, Sitz eines Civilgouverneurs und des Bischofs von J. und Taganrog und hat einen Domänenhof, ein Medicinalamt und ein chirurgisches Institut, acht Kirchen, ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit öffentlicher Bibliothek, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, sowie mehrere Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten und 24,267 E. (1871). Auch befindet sich hier ein verfallener Palast Potemkin's, schöne Parks und öffentliche Gärten sowie ein Denkmal der Kaiserin Katharina II. Es bestehen hier 40 industrielle Anstalten, unter denen die Talgschmelzereien (22) und Lichtfabriken den ersten Platz einnehmen. Der Ort ist ein Hauptstapelplatz für den Handel nach Odessa und unterhält zwei Jahrmärkte.

Jelängerjelieber, Pflanze, s. Lonicera und Syringa.

Jelez, Kreisstadt im großruss. Gouvernement Orel an der Sosna und der Eisenbahn Orel-Grjasi, 220 Kilom. von der Gouvernementsstadt Orel, hat 16 Kirchen, 2 Klöster, 3 Schulen, ein Hospital, ein sehr großartiges Gefängniß, eine öffentliche Bank, 53 Fabriken,

Digitized by Google

darunter eine Wagenfabrik, Glockengießerei, Eisengießerei, Taufabrik, Lederfabrik, und 153 Mühlen und zählt (1870) 30,540 E., welche ansehnlichen Handel mit Vieh und Getreide treiben. Zweimal im Jahre, 26. Juni und 8. Sept., finden hier Jahrmärkte statt.

Jelisawetpol (Elisabethpol) oder Gandscha, Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements (44,332 QKilom. mit 529,412 E.) im russ. Transkaukasien, 214 Kilom. im Südosten von Tiflis, am Gandscha-Thraja, einem Nebenfluß des Kur, eine echt asiat. Stadt von großem Umfange, mit engen Gassen, festungsartigen Häusern, die flache Erddächer und fensterlose Außenmauern haben, zerfällt in vier Quartiere, zwei Armenier- und zwei Tatarenstädte, und zählt (1871) 16,238 E., welche bedeutenden Obst-, Wein- und Seidenbau treiben. Gandscha, im Mittelalter Gandsak, Kanga oder Kendshe genannt, war einst die Hauptstadt des Khanats Gandschin in Georgien, ist aber durch mehrfache Eroberungen gesunken, wurde 1804 von den Russen erstürmt, kam aber erst 1813 auf immer an Rußland. Auch ist sie durch Paskewitsch's Sieg, den dieser 25. Sept. 1826 über Abbas-Mirza hier davontrug, denkwürdig geworden. In der Umgebung liegen ungeheuere Ruinen, in denen häufig pers., parth., sassanid., griech. und röm. Münzen gefunden werden. Das merkwürdigste Denkmal ist die Schamkorsäule, deren Erbauung Alexander d. Gr. zugeschrieben wird.

Jellachich de Buzim (Joseph, Graf von), österr. Feldzeugmeister und Banus von Kroatien, geb. 16. Oct. 1801 zu Peterwardein, erhielt auf der Theresianischen Ritterakademie zu Wien seine Erziehung und trat 1819 in das 3. Dragonerregiment als Unterlieutenant ein. Er stieg bis 1842 zum Obersten und Commandanten des 1. Banal-Grenzregiments, mit welchem er 1845 gegen die Bosnier einige Gefechte bestand. Einflußreich und populär in seinem Heimatlande, erbaten sich ihn im Anfang der Stürme von 1848 die Kroaten als Banus, welche Würde ihm auch der Kaiser unter Ernennung zum Feldmarschallieutenant und commandirenden General des vereinigten Banal-Warasdiner-Karlstädter Commandos verlieh. Gestützt auf das slaw. Element, wirkte nun J. den magyar. Tendenzen entgegen, und vergebens bemühte sich der magyar. Einfluß, den Banus zu beseitigen. An dem offenen Bruche mit Ungarn und allen Ereignissen, die sich jetzt vorbereiteten, hatte J. den wichtigsten Antheil. Er überschritt mit 40,000 Mann Grenztruppen im Sept. 1848 die ungar.-kroat. Grenze und eröffnete so den Krieg. Nach einem blutigen Gefecht bei Ofen von den ungar. Streitkräften gedrängt, schloß er einen dreitägigen Waffenstillstand, währenddessen er nach Wien abzog, wo er sich mit den zur Unterwerfung der Hauptstadt concentrirten Truppen vereinigte. Hier wirkte er mit zur Einnahme von Wien und kämpfte auch in der Schlacht bei Schwechat gegen die Ungarn. Im Winterfeldzuge 1848—49 stand J. unter dem Oberbefehle des Fürsten Windischgrätz. Im März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt, erhielt er dann die sehr wichtige Aufgabe, seine Truppen mit der Südarmee zu vereinigen und die Leitung des Kampfs im Süden Ungarns zu übernehmen. Anfangs erlangte er einige Vortheile über die Ungarn unter Bem, drängte diese über die Römerschanze und den Franzenskanal zurück und besetzte die Bacska. Aber der Angriff, den er 14. Juli 1849 auf die überlegene ungar. Armee bei Hegyes machte, ward mit ansehnlichem Verluste abgeschlagen, und J. sah sich zum Rückzug gezwungen. Sein geschwächtes Heer nahm an der im Aug. 1849 erfolgenden Entscheidung keinen unmittelbaren Antheil mehr. Nach Beendigung des Kampfs kehrte er nach Agram als Banus zurück, war Civil- und Militärgouverneur von Kroatien und Slawonien, übte jedoch wenig Einfluß mehr. Er erhielt den Oberbefehl über das Beobachtungsheer, welches Oesterreich im Febr. 1853 gegen Montenegro zusammenzog und wurde 1855 für sich und seine Nachkommen in den österr. Grafenstand erhoben. In letzter Zeit physisch wie geistig zerrüttet, starb er 20. Mai 1859 zu Agram. J. hat auch poetische Begabung an den Tag gelegt und eine Sammlung «Gedichte» (Wien 1851) veröffentlicht. — Franz, Freiherr von J., der Vater des Vorigen, österr. General, geb. 1746 zu Petrinia aus alter kroat. Familie, trat 1763 bei dem ersten Banal-Grenzregimente in das österr. Heer, wohnte 1789 dem Türkenkriege bei und zeichnete sich, seit 1794 Oberst und Commandant des kroat. Scharfschützencorps, bei der Rheinarmee sowie 1796 unter dem Erzherzog Karl rühmlichst aus. Im Febr. 1797 zum Generalmajor befördert, vertheidigte er im Feldzuge von 1799 22. und 23. März Feldkirch siegreich gegen Oudinot und Masséna. Im Oct. 1800 ward J. zum Feldmarschallieutenant und zum Divisionär in Peterwardein, nachher in Karlstadt ernannt. Bei dem Ausbruch des Kriegs von 1805 sollte er wiederum Vorarlberg vertheidigen, wurde aber infolge der Katastrophe von Ulm in seiner Stellung bei Feldkirch umgangen. Hierauf pensionirt, trat J. 1808 als Divisionär zu Agram wieder für kurze Zeit in Activität. Er starb zu Szala-Apathy 4. Febr. 1810.

Digitized by Google

Jellinek (Adolf), namhafter jüd. Theolog und Kanzelredner, geb. 26. Juni 1821 zu Drslowitz bei Ungarisch-Brod in Mähren, machte zu Proßnitz seine schon frühzeitig begonnenen talmudischen und Sprachstudien und studirte hierauf einige Jahre zu Prag, bis er sich 1842 mit seinem Bruder Hermann nach Leipzig wendete, wo er sich unter Fleischer orient., unter Weiße philos. Studien widmete. Seit 1845 predigte er daselbst wiederholt in der Leipzig-Berliner Synagoge und wurde dann von der leipziger israel. Gemeinde als Rabbiner und Prediger angestellt. Im Oct. 1857 ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er im Beth ha-Midrasch auch ein Seminar für jüd. Theologie begründete. J. gehört unter seinen Glaubensgenossen der Partei des gemäßigten Fortschritts an. Als Prediger hat er sich in Leipzig wie in Wien einen geachteten Namen erworben und gewissermaßen eine Schule gebildet. Außer zahlreichen einzelnen Predigten gab er Predigtsammlungen («Predigten», 3 Bde., Wien 1862—66; «Aus der wiener israel. Cultusgemeinde», Wien 1864; «Zeitstimmen», 2 Bde., Wien 1871; «Reden bei verschiedenen Gelegenheiten», Wien 1874) heraus. Als Gelehrter und Schriftsteller entwickelte er eine sehr vielseitige Thätigkeit theils in Zeitschriften, wie im «Orient», dem «Univers israélite», dem von ihm herausgegebenen «Sabbatblatt» (Lpz. 1845—46), theils in größern Arbeiten, wie «Sefat Chachamim, oder Erklärung der in den Talmuden u. s. w. vorkommenden pers. und arab. Wörter» (Lpz. 1846; Nachtrag 1847), die Einleitung zu Bechaja's «Chobot ha-Lebabot» (Lpz. 1846), Ausgaben des «Dialog über die Seele» von Galenos (Lpz. 1852), des Mikrokosmos von Jes. Ibn-Zadik (Lpz. 1854), der Rhetorik des Messer Leon (Wien 1863) u. s. w. Hauptsächlich beschäftigte ihn die Geschichte der jüd. Literatur und namentlich die Kabbala, die er mit philos. und histor. Kritik behandelte. Dahin gehören außer der Uebersetzung von Franck's Werk über «Die Kabbala» (Lpz. 1844) die Schriften: «Beiträge zur Geschichte der Kabbala» (Heft 1 u. 2, Lpz. 1851—52), «Moses ben Schem-Tob de Leon und sein Verhältniß zum Sohar» (Lpz. 1852), «Auswahl kabbalistischer Mystik» (Lpz. 1852), «Philosophie und Kabbala» (Lpz. 1854). Vgl. Jost, «Adolf J. und die Kabbala» (Lpz. 1852). Am meisten verbreitet sind seine «Bet ha-Midrasch, Sammlung kleiner Midraschim» (Bd. 1—4, Lpz. 1853—57; Bd. 5, Wien 1873) und «Der jüd. Stamm. Studien und Skizzen» (Wien 1869). — Sein jüngerer Bruder, Hermann J., geb. 22. Jan. 1823 zu Drslowitz in Mähren, widmete sich seit 1842 zu Leipzig unter Weiße philos. Studien, wandte sich aber, von Bruno Bauer angezogen, mehr den Junghegelianern zu. Infolge lebhafter Theilnahme an den Parteikämpfen auf polit. und kirchlichem Gebiete, die damals Leipzig bewegten, im Winter 1847 ausgewiesen, wandte er sich erst nach Berlin, wo ihn dasselbe Schicksal traf, dann Anfang 1848 nach seiner Heimat. Bald darauf führte ihn die Märzrevolution nach Wien, wo er mehrfach in Tagesblättern wirkte. Obschon er im Octoberaufstande nicht persönlich gegen die kaiserl. Truppen kämpfte, wurde er doch verhaftet, 22. Nov. 1848 vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und am folgenden Morgen mit seinem Genossen Becher erschossen.

Jemappes, Dorf unweit Mons oder Bergen in der belg. Provinz Hennegau, ist geschichtlich durch den Sieg der franz. Republikaner unter Dumouriez 6. Nov. 1792 über die Oesterreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen. Letztere, ungefähr 26,000 Mann stark, erwarteten den Feind in einer verschanzten Stellung bei J., die an sich vortheilhaft, aber zu ausgedehnt war. Nach dreitägigen Vorpostengefechten rückte Dumouriez mit etwa 50,000 Mann (zur Hälfte Nationalgarden) an und stellte sich 5. Nov. der österr. Position gegenüber in Schlachtordnung. Am 6. Nov. früh begann die Schlacht. Die Oesterreicher vertheidigten das Dorf Quaregnon 3 Stunden lang gegen den franz. linken Flügel; dann trat eine zweistündige Kampfpause ein. Um Mittag erfolgte der allgemeine Angriff der Franzosen; J. wurde zwar genommen, aber im Centrum flohen die Massen, abgeschlagen, in Auflösung zurück. Da warf sich ihnen der junge General Egalité (Sohn des Herzogs von Orléans, der spätere König Ludwig Philipp) entgegen und führte sie wieder zum Angriff, ebenso an einer andern Stelle Dumouriez' Kammerdiener Renard, der die Marseillaise anstimmte. Unter dem begeisternden Gesange stürmten die Bataillone hier die feindliche Position. Die Oesterreicher mußten den Rückzug nach Brüssel antreten und infolge der Niederlage von J. bald ganz Belgien räumen.

Jemen oder Yemen, das von der Kaaba (in Mekka) aus rechts oder südlich gelegene Land, nennt man die Südwestecke der Halbinsel oder den Landstrich zwischen Hedschas, Nedschd, Hadramaut und dem Rothen Meere. Die Alten belegten diesen Theil der Arabischen Halbinsel mit dem Namen des Glücklichen Arabien (Arabia felix), weil es in seinem Handel mit Weihrauch, Myrrhen, Zimmt und andern Kostbarkeiten die Quelle üppigen Reichthums besaß. Die Geschichte J.s reicht in das höchste Alterthum. J. war das älteste der arab.

Digitized by Google

Königreiche. Die Abkömmlinge von Kahtan und Himjar sollen 2500 Jahre über die südl. Hälfte Arabiens direct, über die nördl. Hälfte indirect geherrscht haben. Die Geschichte dieser Könige ist auf Stein- und Metalltafeln eingegraben, von denen eine große Zahl im Britischen Museum aufbewahrt werden. Der wichtigste himjaritische Staat war der von Saba, mit der Hauptstadt Marib. J. wurde 529 n. Chr. durch die Abessinier (Axumiten), 574 (oder 603) von den Persern und 1517 von den Türken erobert. Doch 1630 trieb der Häuptling Khasûn die Türken wieder aus, denen nur einige Küstenplätze verblieben, und 1761 fand Niebuhr hier den Imâm von Sanâ als Herrscher über 30 Provinzen. Am 25. April 1872 nahmen die Türken wieder das Land, welches nun ein türk. Vilajet ist; die östl. Districte, Marib, Jam, Zaade u. s. w. erkennen die türk. Herrschaft nicht an. Die Zahl der Bewohner wird auf $2^1/_4$ Mill. geschätzt. Die Kunde J.s, namentlich des Binnenlandes, wurde in neuerer Zeit besonders durch die Reisen Wallin's und die auf Befehl der Ostindischen Compagnie durch Saunders, Grieve und Carter veranstaltete Küstenaufnahme gefördert, sowie durch Maltzan, Wrede, Palgrave.

Jemtland, Provinz in Nordschweden, im Binnenlande, westlich von Westerbotten, Ångermanland und Medelpad, südlich von Lappland, grenzt westlich an Throndhjems Stift in Norwegen und südlich an die Provinz Herjeådalen, mit der sie das J.-Län ausmacht. Von den 50,677 QKilom., die das J.-Län mißt, entfallen 13,652 auf die Provinz J.; von den 75,756 E. des Läns wohnten (1875) nur 9595 in Herjeådalen. Es ist dies der ärmste und unfruchtbarste der schwed. Gaue; J. hingegen besitzt zum Theil einen sehr fruchtbaren Boden silurischer Formation, obwol wegen der nördl. Lage, der vielen Gewässer und der großen Höhe die Ernte nicht selten erfriert. In beiden Provinzen ist deshalb die Viehzucht der Hauptnahrungszweig; bei allmählich verbesserten Verkehrsmitteln werden auch die mineralischen Schätze (Kupfer) und der große Waldreichthum besser ausgebeutet werden können. Das Län hat nur eine Stadt, das kleine Östersund am Storsjön (2070 E.).

Jena, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, in einem romantischen Thale am Einflusse der Leutra in die Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, an der Saalbahn und an der Weimar-Geraer Bahn. Von den Befestigungen der Stadt stehen noch die vier Eckthürme und ein alter Thorweg; der Graben ist in einen parkartigen Spaziergang umgewandelt, mit den Denkmälern von Oken, Fries, Döbereiner und Friedrich Gottlob Schulze. Auf dem Marktplatze steht das alterthümliche Rathhaus und die eherne Statue des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, von Drake. J. hat zwei prot. Kirchen, eine prot. und eine kath. Kapelle, ein Gymnasium, eine Realschule, zwei höhere Töchterschulen, zwei Bürgerschulen und zählt (1875) 9020 E. J. ist Sitz des Oberappellationsgerichts der thüring. Staaten, das nach Einführung des Deutschen Reichsgerichts in ein gemeinsames Oberlandesgericht umgewandelt wird, und des gemeinsamen Statistischen Bureau der thüring. Staaten. Zu einem eigenthümlichen Schmuck gereichen der Stadt die an ihren Häusern bei Gelegenheit des 1858 gefeierten 300jährigen Jubiläums der Universität angebrachten Gedenktafeln verstorbener berühmter Männer. J. besaß schon 1029 städtische Rechte, war 1672—90 Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-J., kam hierauf an Sachsen-Eisenach und mit diesem 1741 an Sachsen-Weimar. Ihren Ruf verdankt die Stadt der Universität und der Schlacht von 1806. Vgl. Schreiber und Färber, «J. von seinem Ursprung bis zur neuesten Zeit» (Jena 1850); Günther, «J. und die Umgegend» (Jena 1857); Ortloff, «J. und Umgegend» (3. Aufl., Jena 1876).

Den Plan, eine Universität in J. zu stiften, faßte Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen, als er 1547 als Gefangener Karl's V. durch J. geführt wurde und hier eine Zusammenkunft mit seinen drei Söhnen hatte. Die Anstalt sollte statt der ihm entrissenen Universität Wittenberg die Pflegerin der Wissenschaften und Erhalterin der reinen evang. Lehre werden. Drei Klöster mit ihren Gütern wurden sogleich zur Begründung derselben angewiesen. Nachdem die lange vergeblich erbetene kaiserl. Bestätigung erwirkt war, wurde die Universität 2. Febr. 1558 feierlich eröffnet. Sie ist gegenwärtig die gemeinsame Universität der herzogl. sächs. Länder, von denen sie auch nach einer bestimmt festgesetzten Repartition die nöthigen Geldzuschüsse erhält. Die Blüteperiode der Universität fällt in die Regierungszeit Herzog Karl August's zu Ende des 18. Jahrh. unter Goethe's Leitung. Durch die Schriften und Vorlesungen jenaischer Professoren, wie Erhard Schmid und Reinhold, ward die Kant'sche Philosophie zuerst allgemein anerkannt und verbreitet. Fichte, Schelling und Hegel lehrten eine Zeit lang in J. Dieser philos. Glanzperiode gehörten noch viele Männer von großem wissenschaftlichen Rufe und weitreichender Wirksamkeit an, wie die Gebrüder Schlegel, Voß, Fries, Krause u. s. w., in späterer Zeit Oken. Ein eigenthümliches und vorzügliches Verdienst erwarb sich die

Digitized by Google

Universität J. dadurch, daß sie fast ununterbrochen die neuen Principien, welche sich von Zeit zu Zeit im Gebiete der Wissenschaften geltend machten, mit bereitwilliger Empfänglichkeit aufnahm und mit eigenem Eifer förderte und pflegte. Als die Verbreiterin der Kant'schen Philosophie ging auch die erste Literaturzeitung für Deutschland, von Schütz 1785 gegründet, von J. aus und trug, wie die seit 1804, nach Uebersiedelung der Schütz'schen nach Halle, von Eichstädt besorgte «Jenaische allgemeine Literaturzeitung» und die 1842—48 unter dem Titel «Neue Jenaische Literaturzeitung» herausgegebene, viel zur Verbreitung neuer geläuterter Ansichten und gründlicher Wissenschaftlichkeit bei. Die in J. zuerst angeregte Feier des Wartburgfestes und die Stiftung der Burschenschaft daselbst, sowie der Umstand, daß Sand (s. d.) zuletzt sich in J. aufhielt, brachten der Universität mannichfache Nachtheile, namentlich 1819 das Verbot des Besuchs derselben von seiten preuß. Unterthanen, das erst 1825 wieder aufgehoben wurde. Es lehrten 1877 an ihr 38 ord., 17 außerord. Professoren und 16 Privatdocenten; besucht wurde sie (Winter 1876—77) von 459 Studenten. Zur Universität gehört ein landwirthschaftliches Institut, eine Bibliothek von 200,000 Bänden, ein Münzcabinet, ein archäol., zoolog., anatom., german. und ethnogr. Museum, ein physiol. Institut, ein chem. Laboratorium, ein botan. Garten und eine Sternwarte. Vgl. Eichstädt, «Annales academiae Jenensis» (Bd. 1, Jena 1823); Biedermann, «Die Universität J.» (Jena 1858); Schwarz, «Das erste Jahrzehnt der Universität J.» (Jena 1858); Keil, «Geschichte des jenaischen Studentenlebens» (Lpz. 1858).

Der Ort ist auch geschichtlich denkwürdig durch die verhängnißvolle Schlacht bei J. 14. Oct. 1806. Der Oberfeldherr des preuß.-sächs. Heers, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, welcher den linken Flügel seiner nördlich des Thüringerwaldes genommenen Aufstellung von Napoleon auf dem rechten Ufer der Saale umgangen sah, entschloß sich, die Saale zu überschreiten und dann dem Feinde wieder die Fronte zu bieten. Das Corps des Fürsten Hohenlohe, Preußen und Sachsen, etwa 40,000 Mann stark, sollte in seiner Stellung bei J. diesen Flankenmarsch decken, erhielt aber strengen Befehl, kein Gefecht zu veranlassen. General Rüchel, der mit 27,000 Mann bei Eisenach gestanden, rückte in die von der Hauptarmee verlassene Stellung bei Weimar. Den 13. Oct. setzte sich der Oberfeldherr in Bewegung, stieß aber 14. Oct. bei Auerstädt (s. d.) auf Davoust und wurde geschlagen. Napoleon hatte am 13. das 4. Corps (Soult), die Reservecavalerie und die Garden auf J. marschiren lassen. J. wurde von den preuß. Vortruppen unter Tauentzien geräumt, und die Franzosen fanden den Landgrafenberg, die wichtigste, alle Wege beherrschende Höhe, unbesetzt. Sogleich wurden alle auf das Plateau führenden Schluchten für das Geschütz brauchbar gemacht, das 5. Corps (Lannes) rückte in der Dunkelheit hinauf, den Landgrafenberg besetzten die Garden, in deren Mitte der Kaiser bivuakirte. Die andern Corps waren im Anmarsch. Am 14. morgens 6 Uhr gab Napoleon den Befehl zum Angriff, den ein dichter Nebel begünstigte. Tauentzien hielt sich in Kloswitz und Lützeroda bis 8½ Uhr, dann erhielt er vom Fürsten Hohenlohe, der noch immer an keine Schlacht glaubte, den Befehl, in die zweite Stellung bei Klein-Romerstädt zurückzugehen, wo sich nun auch das Gros formirte. Die Franzosen hatten dadurch Terrain zu ihrer weitern Entfaltung gewonnen. Das 7. Corps (Augereau) kam aus dem Mühlthale herauf, auch das 4. (Soult) rückte allmählich in die Linie. Bei Vierzehnheiligen entspann sich nun ein ernster Kampf, der anfangs für die Preußen eine günstige Wendung zu nehmen schien. Indessen gewann Napoleon Zeit, seine ganze Macht (ungefähr 100,000 Mann) zu entfalten. Er ordnete nun den allgemeinen Angriff an; eine Division, aus dem Isserstädter Forst vorbrechend, trennte die Verbindung der Sachsen, welche die Schnecke besetzt hatten, mit den Preußen; gegen den linken Flügel ging Soult mit zwei großen geschlossenen Angriffsmassen vor, Lannes und Ney gegen Vierzehnheiligen. Hohenlohe konnte sich noch immer nicht zum Rückzuge entschließen, da brach endlich die Standhaftigkeit der erschöpften Truppen. Sie fingen an zu weichen, und da sie sich von beiden Seiten immer mehr umfaßt sahen, immer frische franz. Bataillone einrückten, so löste sich der Rückzug in Flucht auf. Da traf gegen 2 Uhr nachmittags General Rüchel mit seinem Corps ein und griff sofort an, um die Schlacht, wenn möglich, wiederherzustellen; doch nach kurzem Gefecht wurde auch er geschlagen und sein Corps in die allgemeine Auflösung verwickelt. Die Trümmer der preuß.-sächs. Armee gingen größtentheils nach Erfurt zurück, doch nur einzelne Abtheilungen, vorzüglich das sächs. Grenadierbataillon Winckel, führten ihren Rückzug in guter Ordnung aus. So war an einem und demselben Tage das verbündete Heer in zwei Schlachten geschlagen, und es folgten nun die schmachvollen Capitulationen der meisten Festungen; das Hohenlohe'sche Corps streckte bei Prenzlau die Waffen. Die Schlachten bei J. und Auerstädt waren entscheidend für den ganzen Krieg. Vgl. Klopfleisch, «Die Schlacht bei J.» (Jena

Digitized by Google

1862); Müffling, «Darstellung der Schlacht bei J. und des Treffens bei Auerstädt» (Weim. 1807); Höpfner, «Der Krieg von 1806 und 1807» (4 Bde., Berl. 1849; 2. Aufl. 1855).

Jenikale, Stadt auf der Halbinsel Krim, s. Kertsch.

Jenischeher, Stadt in Thessalien, s. Larisa.

Jenissei, der längste der sibir., dem nördl. Eismeer zugehenden Riesenströme, welcher der Länge nach das russ. Gouvernement Jenisseisk (s. d.) durchfließt, entspringt unter dem Namen Kem auf dem chines. Gebiete westlich von dem großen See Kossogol, von welchem ihn das Khangaigebirge trennt. Der Strom fließt unter dem Namen Chua-Kema durch den See Dadja-Nor zwischen dem Tannu-Ola- und dem Sajanischen Gebirge gegen W., zuletzt unter dem Namen Da-Kem oder Großer Kem, wendet sich aber plötzlich nach N., durchbricht mit Wasserfällen und Stromschnellen das Sajanische Gebirge, tritt auf das russ. Gebiet, nimmt unweit Minusinsk links den Abakan auf und verläßt unterhalb Krasnojarsk das Bergland. In der Ebene nimmt er viele Nebenflüsse auf, namentlich rechts die Angara (s. d.), die Podkamennaja- (Steinige) und die Nishnaja- (Untere) Tunguska, und mündet nahe dem Mündungsgolf des Ob in einem 380 Kilom. langen, 15—70 Kilom. breiten und überaus fischreichen Aestuar, welches als Jenisseibusen oder Liman der 70 Inseln bezeichnet wird und alljährlich bis zum Juni, oft das ganze Jahr hindurch mit Eis verstopft ist. Die Länge des J. beträgt 5610 Kilom., sein Stromgebiet, in welches mittels der Angara das riesige Becken des Baikalsees (s. d.) mit der Selenga gezogen wird, 2,698,000 QKilom. Seine Breite ist sehr verschieden, seine Tiefe fast überall bedeutend. Die Ufer sind meist auf der rechten Seite höher als auf der linken, mehrentheils sehr malerisch und mit Wald bedeckt. Die Fahrbarkeit beginnt schon bei Minusinsk, wird aber weiterhin zwischen Krasnojarsk und Jenisseisk durch Stromschnellen gehemmt. Die südlichste Stadt am J. ist Minusinsk (54° 43′ nördl. Br.), die nördlichste Turuchansk (65° 59′ nördl. Br.), die letzte Winterwohnung Krestowsk rechts am Liman (etwa 72° nördl. Br.). Innerhalb dieser ungeheuern Strecke liegen, außer Krasnojarsk, Jenisseisk und Turuchansk, nur 3 Klöster und 133 kleinere Ansiedelungen am Strom. Unter dem 56.° nördl. Br. ist der J. 162 Tage, unter dem 66.° 210 Tage, unter dem 70.° 5′ 252 Tage und unter dem 72.° 295 Tage mit Eis bedeckt.

Jenisseisk, eins der beiden großen Gouvernements Ostsibiriens, zu beiden Seiten des Jenissei (s. d.) von der chines. Grenze bis zum Polarmeere ausgebreitet, zerfällt in die sechs Kreise Krasnojarsk, J., Atschinsk, Kansk, Minnsinsk und Turuchansk. Auf seinem ungeheuern Areal von 2,571,428 QKilom. zählt es nur (1870) 372,862 E., im Norden hauptsächlich aus Juraken, einem samojed. Stamme, und Jakuten, im Süden aus Ostjaken, Tungusen und Tataren bestehend. Das Land ist meist eine wüste Ebene, indem die Bodennatur der Jenisseischen Steppe, die bis zur Lena hinüberreicht, die vielen Moräste und die arktische Kälte der mittlern und nördlichern Landstriche dieses Gouvernements fast allen Anbau hindern. Der südl. Theil ist sehr gebirgig; das Sajanische Gebirge, welches mit dem Altai in Verbindung steht, bildet die Grenze zwischen Rußland und China und ist reich an Gold, Silber, Eisen u. s. w. Im Süden, an der Grenze Chinas, kommen Gemüse und einzelne Strauchfrüchte gut fort; namentlich gedeiht auch hier die chines., 1,5 bis 2 Kilogr. schwere Gurke. Fischfang in den großen Strömen und in vielen wasserreichen Seen und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Der Pelzhandel und die Viehzucht bieten die Haupterwerbszweige dar. Die Haupthandelsplätze sind Krasnojarsk, J. und Turuchansk; besonders bildet die Stadt J. jährlich auf einige Wochen durch ihre große Messe im August den Sammelplatz fast aller Bewohner des großen Steppenlandes. Die Hauptstadt des Landes ist Krasnojarsk (s. d.); die Stadt J., die dem Gouvernement den Namen gegeben, zählt (1870) 4141 E. In diesem Gouvernement, im äußersten Norden, auf der sog. Samojedenhalbinsel, die durch die tiefeinschneidenden Jenissei- und Chatangagolfe gebildet wird, befindet sich zugleich der nördlichste Felsenvorsprung des asiat. Continents, das Cap Tscheljuskin, sonst häufiger Cap Sjewerowostoknoi (Nordostcap) genannt, unter 77° 55′ nördl. Br. Durch den Taimurbusen ist das Cap von dem westlichern Cap Taimur getrennt, welches nicht viel südlicher liegt.

Jenner (Edward), der erste Verbreiter der Kuhpockenimpfung (s. d.), geb. 17. Mai 1749 zu Berkeley in der Grafschaft Gloucester, lernte anfangs bei einem Wundarzte in Sudbury bei Bristol und setzte seit 1770 seine chirurgischen Studien in London fort. Nachher ließ er sich in seinem Geburtsorte als Wundarzt nieder, wo er neben seiner Praxis sich viel mit naturhistor. Studien beschäftigte. Auf die Schutzkraft der in seiner Gegend öfters herrschenden Kuhpocken (beim Rindvieh) gegen die Menschenblattern schon früher durch die Aeußerung einer

Digitized by Google

Bäuerin aufmerksam gemacht, verfolgte er diesen Gegenstand seit 1775 und kam auch durch unermüdete Ausdauer 1788 so weit, daß er mit sich selbst über das Verhältniß der Kuhpocke zur Menschenpocke einig wurde. Eine abermals ausbrechende Kuhpockenepidemie gab ihm Gelegenheit, seine Entdeckung praktisch anzuwenden. Am 14. Mai 1796 impfte er zum ersten mal einem Knaben, James Phipps, die Kuhpocken ein und erzielte das Resultat, daß die demselben später eingeimpften Menschenblattern ohne alle Wirkung blieben. Er machte seine Entdeckung in der Schrift «Inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae» (Lond. 1798; deutsch von Ballhorn, Hannov. 1799) bekannt, wodurch sie bald Anerkennung in reichem Maße erhielt und sich schnell über ganz Europa und Amerika verbreitete. Seine Freunde bildeten zur Verbreitung der neuen Entdeckung die Royal-Jennerian-Society, deren Präsident er selbst wurde. Seine letzten Lebensjahre verlebte er theils in Cheltenham, theils in Berkeley, wo er 26. Jan. 1823 starb. Seine weitern Beobachtungen über den Gegenstand seiner hauptsächlichsten Forschungen theilte J. in einer Reihe von Schriften mit. Im Trafalgar-Square zu London wurde ihm 1858 ein Standbild errichtet. Vgl. Baron, «Life and correspondence of J.» (Lond. 1827; 2 Bde., 1838; 2. Aufl., Lond. 1850); Burggraeve, «Monument à Edouard J. ou histoire générale de la vaccine» (Brüss. 1875).

Jenny (Spinnmaschine), s. Spinnerei und Spinnmaschinen.

Jephtha, nach der hebr. Tradition einer der sog. Richter in Israel, ein natürlicher Sohn Gilead's, wurde von seinen Halbbrüdern aus dem väterlichen Hause vertrieben und wendete sich nach dem Lande Tob, jenseit des Jordan, wo er bald als Anführer einer Freibeuterschar sich großen Ruf erwarb. Daher riefen ihn seine Landsleute, die Gileaditer, als sie von den benachbarten Ammonitern bekriegt wurden, zu Hülfe und stellten ihn an die Spitze ihres Heers. Ehe er jedoch zu Felde zog, that er das Gelübde, wenn Jahveh ihm den Sieg verleihe, ihm das zu opfern, was ihm bei seiner Heimkehr zuerst begegnen würde. Dies war aber seine einzige Tochter, die er getreu seinem Worte zum Opfer darbrachte. Nachdem er Israel von äußern Feinden befreit, richtete er über dasselbe sechs Jahre lang. Die Erzählung stammt aus sehr alter Zeit, in welcher Menschenopfer bei den Israeliten noch nichts Ungewöhnliches waren.

Jeremias, ein hebr. Prophet, der zweite unter den sog. Großen Propheten, dessen Weissagungen im Kanon des Alten Testaments erhalten sind, war der Sohn eines Priesters Hilkia und zu Anathoth geboren. Noch im Jünglingsalter, im 13. Jahre der Regierung des Königs Josias, 629 v. Chr., trat er zu Jerusalem als Prophet auf. Seine mit der verhängnißvollen polit. Lage der Dinge nur allzu sehr übereinstimmenden Unglücksweissagungen brachten König und Volk gegen ihn auf. Als er zu widerstandsloser Unterwerfung unter die Babylonier mahnte, widrigenfalls Jerusalem dem Schicksale gänzlichen Untergangs nicht entrinnen werde, ward er als Landesverräther verfolgt und mishandelt. Der König Zedekias ließ ihn ins Gefängniß setzen, aus welchem nach der Zerstörung Jerusalems Nebukadnezar ihn befreite. Der König von Babylon gestattete ihm auch, zu Mizpa in Judäa zu bleiben, von wo er später von den zurückgebliebenen Juden gezwungen wurde, mit ihnen nach Aegypten auszuwandern. Hier starb er im hohen Alter um 570 v. Chr. Die spätere Sage verlegt sein Grab nach Kairo; nach den Berichten des Hieronymus und Tertullianus wurde er zu Tode gesteinigt. J.'s Weissagungen wurden durch seinen Schreiber Baruch aufgezeichnet. Dieselben sind in der gegenwärtigen Gestalt wol mehrfach überarbeitet und mit spätern Zusätzen versehen, im ganzen aber von unzweifelhafter Echtheit. Eine alte Ueberlieferung schreibt ihm auch die «Klagelieder Jeremiä» zu (metrisch übersetzt von Riegler, Erlangen 1814), Elegien über die Verwüstung Jerusalems, welche zu den schönsten Erzeugnissen der hebr. Poesie gehören. Commentare über den J. lieferten unter andern Hitzig (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1866) und Umbreit (Heidelb. 1843).

Jeremias Gotthelf (Pseudonym), s. Bitzius (Albert).

Jerichau (Jens Adolf), vorzüglicher Bildhauer, geb. 17. April 1816 in Assens auf Fünen, kam im Alter von 14 J. zu einem Maler in Odense in die Lehre, entwich aber im zweiten Lehrjahre nach Kopenhagen. Hier wurde er Zögling der Akademie, wandte sich allmählich der Bildnerei zu und trat 1837 mit seinen Erstlingsarbeiten in der Ausstellung auf. Durch Unterstützung einer Dame konnte er 1838 nach Rom gehen, wo er sich kurze Zeit des Unterrichts von Thorwaldsen erfreute. Sein erstes bedeutendes Werk war ein Relief zu einem Friese im königl. Schlosse zu Christiansburg bei Kopenhagen, die Hochzeit Alexander's mit der Roxane darstellend. Im J. 1846 vollendete er eine kolossale Gruppe: Hercules und Hebe, in der er bei einer strengen Richtung nach der Antike einen klaren Sinn für Schönheit und Fähigkeit zu einem großartigen Stile bethätigte. Für den Senator Abendroth in Hamburg arbeitete er dann

Digitized by Google

eine Penelope in Marmor, eine edle, schöne Gestalt. Der Vorwurf, daß er zu stark antikisire, ließ ihn eine Gruppe versuchen, welche einen Jäger darstellt, der von einem Panther, dessen Junge er genommen, angefallen wird. Auch in christl. Stoffen that er sich hervor, wozu die Prinzessin Albrecht von Preußen die Veranlassung gab, indem sie den röm. Künstlern einen kolossalen Christus als Preisaufgabe stellte. Die Fürstin entschied sich für J.'s Skizze, die er rund in Marmor auszuführen hatte. Nachdem er 1847 mit seiner Gattin, die er das Jahr zuvor in Rom gefunden, Kopenhagen besucht, fertigte er nach der Rückkehr nach Rom die Gruppe Adam und Eva nach dem Sündenfalle (der Prinzessin von Wales gehörig), durch welches Werk er Mitglied der Kunstakademie zu Kopenhagen wurde. Im J. 1849 ging er mit seiner Familie nach Kopenhagen zurück und erhielt hier sogleich die Anstellung als Professor bei der Akademie, deren Director er später ward. Zu seinen neuern Arbeiten gehören: die Engel des Todes und der Auferstehung; eine schlafende Schnitterin unter Blumen, von harmonisch abgerundeten Formen; ein Sklavenpaar in Ketten; die kolossale Statue des Königs David, Gegenstück von der Moses-Statue Bissen's vor der Frauenkirche; ein auferstandener Christus, von mildem Ernst, gut gewandet; Mädchen mit Tauben, andere mit Kätzchen u. s. w. Eine bedeutende Schöpfung ist das geistreich erfundene Kolossalporträt Oersted's. — J.-Baumann (Elisabeth), Gattin des Vorigen, bekannt als Malerin, ward 21. Nov. 1819 in Warschau geboren und erhielt ihre künstlerische Ausbildung in Düsseldorf. Nachdem sie mit einigen Bildern aus dem poln. Volksleben Aufmerksamkeit erregt, ging sie 1845 nach Rom und machte das dortige Volksleben zum Gegenstande ihrer Darstellungen. Ihre Auffassungs- und Darstellungsweise ist vorherrschend energisch, nicht selten dabei düster; doch weiß die Künstlerin auch den zarten Gehalt ihrer Aufgaben, wie z. B. das Wechselverhältniß zwischen Mutter und Kind, mit echt weiblicher Innigkeit und Wahrheit zur Darstellung zu bringen. Später hat sie das nordische Volks- und Bauernleben mit Erfolg geschildert, wie ihr Hauptbild, die Strandungsscene am Ufer von Jütland, beweist.

Jericho, einst eine der blühendsten Städte Palästinas, 9 Kilom. westlich vom Jordan, 21 Kilom. nordöstlich von Jerusalem, von diesem durch eine öde, felsige Gegend getrennt, wurde im Westen von hohen Kalksteinbergen begrenzt und hatte eine wohlbewässerte, fruchtbare, an Palmen, Rosen (Oleander), Balsam und Honig reiche Umgegend. Die Stadt war von Nordosten her der Schlüssel zum Lande, wurde deshalb von den Israeliten bei der Eroberung Kanaans unter Josua zuerst angegriffen und nach siebentägiger Belagerung erobert und geschleift. Zur Zeit der Richter war sie wieder bedroht. Später wurde sie vom König Ahab befestigt; auch scheint sie nachher der Sitz einer Prophetenschule gewesen und im Makkabäerkrieg vom Syrer Bacchides abermals befestigt worden zu sein. Herodes d. Gr., der hier residirte und starb, verschönerte sie; unter Vespasian wurde sie wieder zerstört, unter Hadrian von neuem aufgebaut. Im Zeitalter der Kreuzzüge traf sie wiederholt das Schicksal der Verwüstung und endlich gänzliche Zerstörung. Ein ärmliches Dorf, Er-Riha oder Richa, bewahrt noch ihren Namen, hat aber keine Ruinen aufzuweisen. Vielmehr scheinen die 2 Kilom. westlicher, nahe südlich von Ain-es-Sultan oder dem Elisabrunnen befindlichen Ruinen, namentlich auch ein Aquäduct, die Ueberbleibsel J.s zu sein. Ueber die sog. Rose von Jericho s. Anastatica.

Jermōlow (Alexei Petrowitsch), russ. Feldherr und Diplomat, geb. zu Moskau 4. Juni 1777, aus einer einflußreichen Familie, erhielt im 15. Jahre Hauptmannsrang und diente mit Auszeichnung in Polen, bei der österr. Armee in Italien und 1796 im Kaukasus. Unter Paul verabschiedet und nach Kostroma verwiesen, trat er nach der Thronbesteigung Alexander's I. wieder in Militärdienste, wohnte den Feldzügen von 1805 und 1807 sowie 1812—13 bei und befehligte 1815 das 2. Armeecorps des russ. Heers, das unter Barclay de Tolly in Frankreich einrückte. Er wurde 1817 Generalgouverneur der transkaukas. Provinzen und Oberbefehlshaber der kaukas. Armee. Zugleich ging er als außerordentlicher Botschafter an den pers. Hof, um dem brit. Einflusse daselbst entgegenzuarbeiten. Nach der Rückkehr in sein Gouvernement war er eifrigst bemüht, russ. Handlungsunternehmungen zu befördern, deutsche Colonien zu gründen und die Keime europ. Cultur zu begünstigen. Er züchtigte nach mehrjährigen Kämpfen das räuberische Bergvolk der Tschetschenzen, vertrieb den treulosen Amalat-Beg und schlug 1826 den Angriff der Perser zurück, welche unter Abbas-Mirza den Frieden gebrochen hatten, fiel jedoch 1827 mitten in seinen Erfolgen in Ungnade, worauf General Paskewitsch das Obercommando der Armee gegen Persien übernahm. Seitdem lebte J. zurückgezogen in Moskau und ward 1831 zum Mitgliede des Reichsraths erhoben. Als nach Ausbruch des Kriegs der Westmächte gegen Rußland 1855 eine Volksbewaffnung angeordnet wurde, übernahm er auf

Digitized by Google

kurze Zeit das Commando über die Miliz des Gouvernements Moskau. Er starb zu Moskau 23. April 1861. Auszüge von seinen Memoiren sind von Pogodin (Mosk. 1863) und seine Aufzeichnungen über den Feldzug von 1812 von seinem Sohne (Mosk. 1863) herausgegeben worden.

Jerobeam ist der Name zweier Könige des Reiches Israel. — J. I., nach gewöhnlicher Zeitrechnung 975—954 v. Chr., war der Sohn Nebath's aus dem Stamme Ephraim und wurde noch bei Lebzeiten Salomo's, in dessen Diensten er stand, von dem an der Spitze der Misvergnügten stehenden Propheten Ahia als künftiger Beherrscher der 10 Stämme bezeichnet, mußte aber deshalb nach Aegypten fliehen. Als indeß nach Salomo's Tode der alte Widerwille der Ephraimiter gegen die Vormacht von Juda und die David'sche Dynastie durch die Unklugheit König Rehabeam's zum offenen Aufstand gereizt ward und die meisten übrigen Stämme zum Abfall mit fortriß, wurde J. zum Könige des «Reiches Israel» (oder Ephraim) gewählt. J. befestigte Sichem und Pnuel und wählte ersteres zu seiner Residenz, die er jedoch später nach Thirza verlegte. Die Lostrennung der größern Reichshälfte von dem Reiche Juda ist natürlich von der spätern theokratischen Geschichtschreibung als eine arge Frevelthat, die Errichtung von Stierbildern Jahveh's zu Dan und Bethel als eine Verunreinigung der wahren Religion (welche die Verehrung Gottes im Bilde verbot) durch heidnisches Wesen aufgefaßt und verurtheilt worden. In Wahrheit war die durch J. herbeigeführte Umwälzung eine polit. und religiöse Reaction gegen die unter dem David'schen Hause eingeführten Neuerungen. Wie die Erhebung des Stammes Juda die alten, noch gegen David viele Jahre mit Erfolg geltend gemachten Rechte von Ephraim, so bedrohte die Errichtung eines Nationalheiligthums zu Jerusalem ebenso wol die Selbstständigkeit der übrigen Stämme als die altväterliche Sitte, Jahveh an verschiedenen Orten zu verehren. Das Verbot der Anbetung Jahveh's an andern Orten außer Jerusalem wurde erst später im Reiche Juda im Verlaufe der weitern Entwickelung der monotheistischen Idee geltend gemacht, daher die judäischen Geschichtschreiber die Zeit J.'s nur im Sinne ihres weit spätern Standpunktes anschauen. — J. II., 825—784 v. Chr., war der Sohn und Nachfolger des Joas oder Jehoas. Er war einer der wenigen tüchtigen Fürsten des nördl. Reichs, unter dem sich dasselbe zu einer freilich nur vorübergehenden Blüte erhob. Wie er im Kampfe gegen die Moabiter die Grenzen des Reichs nicht blos behauptete, sondern noch erweiterte, so machte er sich auch die beiden Syrien (Damask und Hamath) zu Verbündeten und begründete auch im Innern Ordnung und Wohlstand. An dem Stierdienste Jahveh's hielt er, wie alle der Nationalregierung treuen Könige in Israel, ebenfalls fest, daher ihm die Propheten Hosea und Amos den Untergang seines Staats durch die Assyrer verkündigten.

Jérôme (König von Westfalen), s. Bonaparte (Hieronymus).

Jerrold (Douglas William), engl. Humorist und dramatischer Schriftsteller geb. 3. Jan. 1803 in London als Sohn eines Directors einer wandernden Schauspielertruppe. Neigung für das Seeleben führten ihn als Midshipman an Bord eines Kriegsschiffs; doch verließ er sehr bald den Marinedienst und ging nach London, entschlossen, sich der Schriftstellerei zu widmen. Eine Zeit lang kämpfte er mit dem bittersten Mangel, bis sein nautisches Drama «Black-eyed Susan» (1823) ihm die Gunst des Publikums eroberte, in der er sich durch «The rent day», ein meisterhaftes Bild aus dem täglichen Leben, befestigte. In schneller Folge erschienen jetzt Lustspiele, Schwänke und melodramatische Stücke, welche dem Verfasser Ehre und Geld einbrachten. Als das Witzblatt «Punch» gegründet wurde, nahm J. an der Redaction desselben theil und trug nicht wenig zu dessen Erfolgen bei. Seine «Caudle lectures» und die «Story of a feather» erschienen zuerst im «Punch». Außerdem übernahm er die Redaction des «Illustrated Magazine», in welchem «The chronicles of Clovernook», eins seiner besten Werke (gesammelt Lond. 1846), veröffentlicht wurden. Nach Eingehen dieses Blattes begann er ein anderes: «Douglas Jerrold's Shilling Magazine», für welches er unter anderm die Erzählung «St. Giles and St. James» schrieb. Auch seine «Men of character» (3 Bde., Lond. 1838) und «Punch's letters to his son» (Lond. 1843) wurden zuerst in Zeitschriften mitgetheilt. Unterdeß fuhr J. fort, für die Bühne zu arbeiten, und von seinen Stücken, die fast alle mit Beifall aufgenommen wurden, haben mehrere, wie «Time works wonders», «Bubbles of the day» und «Retired from business» (1851), einen bleibenden Werth. Seit 1852 war er auch Herausgeber der polit. Zeitung «Lloyd's Weekly London Newspaper». Er starb zu London 8. Juni 1857. Seine «Life and remains» wurde von seinem Sohne veröffentlicht (Lond. 1858; 2. Aufl. 1869). Eine unvollständige Sammlung seiner Werke erschien zu Philadelphia (5 Bde., 1869). — Der Sohn, William Blanchard J., geb. 1826 in London, war zum Künstler bestimmt, trat aber bald als Journalist und dramatischer Schrift-

Digitized by Google

steller auf. Von seinen Lustspielen und Possen hatten besonders «As cool as a cucumber» (1850) und «The chatterbox» (1859) Erfolg. Einen Ausflug nach Schweden beschrieb er in «Swedish sketches» (1852), während ein längerer Aufenthalt in Frankreich ihm Veranlassung zu den Werken «Imperial Paris» (1855) und «The children of Lutetia» (1864) gab. Nach dem Tode des Vaters übernahm er auch die Herausgabe von «Lloyd's Weekly Newspaper». Eine Reise nach Spanien beschrieb er in «A trip through the vineyards of Spain» (1864). Im J. 1869 bereiste er die Niederlande, um die dortige Verwaltung des Armenwesens kennen zu lernen. Später erschienen von ihm: «At home in Paris, at peace and at war» (2 Bde., 1871), «The Cockaynes in Paris» (illustrirt von Doré, 1871), «London» (illustrirt von Doré, 1872), «The christian vagabond» (1873), «Cent per cent, a story written upon a bill stamp» (1874). Aufsehen erregte sein «Life of Napoleon III.» (Bd. 1—3, Lond. 1874—77), wozu die Exkaiserin Eugenie und die Bonapartistische Partei ihm Materialien lieferten.

Jersey, s. Normannische Inseln.

Jerusalem, einst die Residenz der jüd. Könige und der glanzvolle Mittelpunkt des mosaischen Monotheismus, ist jetzt eine über Schutt und Trümmern schlecht und winkelig gebaute Landstadt im asiat.-türk. Vilajet Syrien mit (1872) 20,973 E., von denen etwa 8000 der jüd., 7560 der mohammed. und 5413 der christl. Religion (darunter 1550 Lateiner, 2800 nichtunirte Griechen, 30 unirte Griechen, 300 Protestanten, 500 nichtunirte Armenier, 16 unirte Armenier, 130 Kopten, 75 Aethiopier, 12 Syrer) angehören. Die Stadt liegt auf dem Ostabhange des Gebirgs Juda, 760 Mt. über dem Mittelmeere; im Osten, Süden und Westen ist sie von tiefen Thälern eingeschlossen; die Gegend umher ist felsig, kahl und dürre. Die Bauart ist massig und unschön; terrassirte Gewölbe und Kuppeln ruhen auf schwerfälligen Quaderwänden; Zimmerholz wird nur zu Thüren und Fensterrahmen verwendet. Der allgemeine Eindruck der Straßen ist düster und unfreundlich; doch gewährt die Stadt aus der Ferne, namentlich vom Oelberge aus gesehen, einen imposanten Anblick. Dieselbe ist mit einer, zuletzt im 16. Jahrh. unter dem Sultan Suleiman dem Prächtigen restaurirten stattlichen Ringmauer mit 34 Thürmen umgeben und hat außer zwei verschlossenen fünf offene Thore, von denen eins gegen Westen, eins gegen Norden, eins gegen Osten und zwei gegen Süden gerichtet sind. Neben wenigen freien Plätzen hat J. innerhalb der Ringmauer 170 Gassen, fast alle winkelig, und Sackgassen in großer Zahl. Die Hauptstraßen trennen auch die Hauptquartiere: die von Norden kommende Damascus- und Bazarstraße das mohammed. Quartier (östlich) vom christlichen (westlich), ebenso die südl. Fortsetzung dieser Straße das jüdische (östlich) vom armenischen (westlich). Die vom Jâfathor gegen Osten zum Harâm laufende Hauptstraße trennt anfänglich das Christenquartier (nördlich) vom armenischen (südlich), dann das mohammedanische (nördlich) vom jüdischen (südlich). Der Handel ist gering; nach außen versendet J. nur Seife und Sanctuarien, d. h. aus Perlmutter, Olivenholz u. dgl. gearbeitete religiöse Erinnerungsgegenstände, als Crucifixe, Rosenkränze u. dgl. Auch beruht seine Wichtigkeit lediglich auf seiner religiösen Bedeutung, indem es den drei großen monotheistischen Religionen gleichmäßig als heilige Stadt gilt. J. ist der Sitz eines röm., griech. und armen. Patriarchen, sowie eines evang. Bischofs (seit 1841 durch England und Preußen).

An histor. Bauwerken und sog. heiligen Stätten ist J. reich; die großen Epochen, die über die Stadt hingegangen, haben fast ausnahmlos ihre Spuren zurückgelassen. Vor allem ist der Harâm-esch-Scherîf merkwürdig, wie die Mohammedaner den jetzt eins ihrer vornehmsten Heiligthümer bildenden jüd. Tempelplatz nennen, welcher seit 3000 Jahren von den Anwohnern als Cultusstätte hochgehalten worden. Auf Salomo ist die Anlegung der Hochterrasse zurückzuführen, über welcher der Felsendom oder die sog. Omar-Moschee sich auf der Stelle des frühern Jehovahtempels und seiner Binnenhöfe erhebt. Die untere Area des Harâm, ein künstlich geebneter, oblonger Platz, aus welchem jene Hochterrasse hervorragt, ist in ihrer Nordhälfte von den Hasmonäern, in ihrer Südhälfte von Herodes d. Gr. angelegt. An die erstern erinnert auch der abgeschrägte Fels am Nordostwinkel des Harâm, während die großartigen Substructionen der Südseite die Prachtliebe und Kunstfertigkeit der Zeit des genannten Fürsten, der Thurm Hippicus und mehrere Stadtmauerreste seine und seiner Nachfolger Sorge um die Sicherheit J.s bezeugen. Aus der vorexilischen Zeit sind innerhalb wie außerhalb der Stadt Kunstteiche erhalten; in den Felsen ausgehauene unterirdische Wasserbehälter und Treppenstufen scheinen eine noch frühere Periode zu beurkunden. Von Hadrian, dem Wiedererbauer J.s nach der Zerstörung durch Titus, rührt die Disposition der jetzigen Stadtmauer sowie charakteristische Arbeiten an der Umfassungsmauer des Harâm her. Auch das Mauerwerk einiger großer

Digitized by Google

Cisternen in der Stadt weist auf die röm. Colonie der Aelia Capitolina hin, und der Eccehomo-Bogen der Tradition, ein Triumphbogen, scheint zur Verherrlichung der Siege des Septimius Severus errichtet worden zu sein. Von der byzant. Periode verkünden die ältesten Grundbauten der Kirche des Heiligen Grabes (s. d.), das Goldene Thor, die St.-Annen- und die Jakobuskirche, von der ersten mohammed. Zeit die Omar-Moschee, die Aksa und die seldschukischen Löwen über dem sog. Stephansthore im Osten der Stadt. Den Kreuzfahrern verdankt J., die entstellenden Flickbauten der letzten Jahrhunderte sowie die neu hergestellte Kuppel abgerechnet, die heilige Grabeskirche in ihrer jetzigen Gestalt, die Reste des Johanniter-Convents und der großen lat. Marienkirche, die Mariengrabkirche extra muros und einige kleinere, mehr der Zerstörung anheimgefallene kirchliche Bauten. Aus der Ejubiten- und Mamlukenzeit besitzt die Stadt zahlreiche, sowol religiösen wie auch Wohlthätigkeitszwecken gewidmete Werke der Architektur, unter denen vor allen das Chanekah, die Residenz Saladin's, und das Gerichtshaus, die Mechkemeh, zu erwähnen sind. Der osman. Zeit gehören an, außer den Mauer- und Thorbauten Suleiman's, mehrere Brunnen und das Takieh, das große Armenhaus der unter dem Namen Roxelane bekannten Sultanin Churrem, gewöhnlich Hospital der heil. Helena genannt, endlich aus der neuesten Zeit die engl. Christuskirche auf dem Zion, das österr. Hospiz an der Via dolorosa, die russ. Kathedrale nebst den Pilgerherbergen dieser Nation vor der Westseite der Stadt, das Kloster der Zionsschwestern, die restaurirte Kirche St.-Anna, die lat. Patriarchalkirche mit dem Palaste des Patriarchen unweit des Jâfathors, die neue Synagoge der Aschkenasim, das syr. Knabenwaisenhaus, das Diakonissenhaus Talitha Kumi, das Asyl für die Aussätzigen, das prot. bischöfl. Schulhaus für Knaben und das jüd. Armenhaus von Montefiore. Noch unvollendet sind die Anstalten zum Besten der deutsch-prot. Gemeinde: Kirche, Hospiz, Schule und Pfarrhaus auf dem alten Johannisplatz (Muristan).

Das gepriesenste Heiligthum der Mohammedaner ist der sog. Felsen Gottes, die von dem Prachtbau der Omar-Moschee eingeschlossene höchste Kuppe des Moriabergs. Eine besonders wohlerhaltene Stelle der westl. Umfassungsmauer des Tempels wird unter dem Namen Kotel hamearaba hauptsächlich von den Juden verehrt und nach ihrem Trauerritus der Klageplatz der Juden genannt. Den Christen ist vor allem die Grabeskirche mit der innern Grabkapelle, der Auferstehungsstätte und dem Calvarienberge, der Stätte der Passion, heilig. Die Mohammedaner besitzen außerdem das auf dem äußern Zion gezeigte und die Stelle der Zionskirche einnehmende Pseudograb David's; das Mariengrab im Josaphatthale verehren sie mit den Christen gemeinschaftlich. An der heiligen Grabeskirche haben sechs Kirchengemeinschaften Antheil: die röm. Katholiken oder Lateiner, die Griechen, die Armenier, die jakobitischen Syrier, die Kopten und die Abessinier. Die griech. und armen. Klöster sind zur Aufnahme von Tausenden orient. Pilger eingerichtet. Das dem Franciscanerorden gehörige Kloster zu St.-Salvator ist der Sitz des Pater Custos St.-Sepulcri, welcher dem über die ganze Levante verbreiteten Klostercomplexe der Terra-Santa vorsteht. In einem vom Salvatorkloster unterhaltenen Hospiz, der Casa-Nova, finden abendländ. Christen Aufnahme und Pflege. An Hospizen bestehen außerdem in J. das preußische des Johanniterordens und das österreichische, jenes vorzüglich, doch nicht ausschließlich prot., dieses kath. Pilgern gewidmet, sowie vor dem Westthore das russische für russ. Pilger. Auch sind neuerdings große Hotels mit allem modernen Comfort entstanden. Von Hospitälern sind das preußische, von dem rhein.-westfäl. Diakonissenverein unterhaltene für Kranke jeder Nation und Religion, das englische und Rothschild'sche für Juden und das russische für griech.-kath. Christen die wichtigsten.

Der Stadt J. geschieht zwar schon in den Büchern Josua und der Richter vorübergehend Erwähnung, jedoch tritt sie erst zur Zeit David's in die eigentliche Geschichte ein. Dieser König eroberte Zion, die auf der südl. Höhe der heutigen Stadt gelegene Burg der Jebusiter, und nahm daselbst dauernd seinen Wohnsitz. Der Tempelbau Salomo's auf dem östlichen, durch ein Thal vom Zion getrennten Hügel Moria gab den Anlaß zu einer beträchtlichen Erweiterung; in dem Winkel zwischen dem Tempel und der Feste bildete sich ein neuer Stadttheil, welcher bald durch besondere Werke geschützt werden mußte. Von den Nachkommen Salomo's verstärkten und vermehrten verschiedene die Befestigungen; dennoch wurde die Stadt etwas über 400 Jahre nach dem Tempelbau von Nebukadnezar erobert und ihre Einwohner in die Babylonische Gefangenschaft abgeführt. Nach einem halben Jahrhundert begann ihr Wiederaufbau, und die Verbannten kehrten allmählich in sie zurück; doch konnte sie ihre frühere polit. Bedeutung nicht wieder gewinnen, sondern folgte dem allgemeinen Schicksal Vorderasiens, indem sie nacheinander unter pers. und macedon. Botmäßigkeit gerieth. Lange Zeit war sie nunmehr der

Digitized by Google

Zankapfel zwischen den Diadochen-Dynastien der Ptolemäer und der Seleuciden, bis anderthalb Jahrhunderte vor Christus das tapfere Priestergeschlecht der Hasmonäer ihr wieder die Unabhängigkeit erfocht. Pompejus eroberte sie 64 v. Chr., wodurch sie in die sich immer entschiedener zur Botmäßigkeit gestaltende Sphäre des röm. Einflusses gezogen wurde. Ein Jahrhundert später versuchte sie mit äußerster Kraftanstrengung dieses Joch abzuschütteln, wurde aber 70 n. Chr. von Titus erobert und geschleift. Aus dieser Zeit finden sich bei dem jüd. Geschichtschreiber Josephus höchst bemerkenswerthe Nachrichten über ihre Lage, ihre Prachtbauten und Befestigungen. Sie bestand aus einer Oberstadt, dem Zion der alttestamentlichen Historiker, ferner aus einer sich nördlich an jene anlehnenden Unterstadt, welche von einer als Akropolis sie überragenden Burg auf der Nordostspitze des Zion den Namen Akra bekommen hatte, und Vorstädten, wie Ophel im Süden und Bezetha im Norden des Tempels. Zion und Akra hatten je ihre besondern Ringmauern, und kurz vor dem Kriege war dazu noch eine die nördl. Neustadt umschließende dritte Mauer gekommen. Außerdem hatte der Tempelplatz seine besondere Befestigung. Derselbe galt als der Schlüssel der Stadt und ihn deckte auf der einzig angreifbaren Nordseite die von Herodes d. Gr. herrlich ausgebaute Burg Antonia, welche früher unter dem Namen Baris Residenzschloß der Makkabäer gewesen war. Inmitten des geräumigen Tempelplatzes bildeten die Hochterrassen des prachtvollen Gotteshauses eine Art von Citadelle. Eine über das Binnenthal führende Brücke verband das Heiligthum mit der Oberstadt, in welcher die Paläste der Herodianer und Makkabäer, den West- und Ostpunkt der Nordseite einnehmend, sich besonders auszeichneten. Angelegentlich hat man sich in der neuesten Zeit um die Topographie des alten J. bemüht. Aus den zu diesem Zwecke veranstalteten Nachgrabungen de Saulcy's, Vogué's, namentlich aber der unter dem Namen The Palestine exploration fund bekannten Gesellschaft ergibt sich, daß stellenweise der Schutt 25 Mt., ja an einem Orte sogar 40 Mt. hoch aufliegt; daß eine schmale Schlucht unmittelbar am Westrande des Tempelplatzes sich hinzog, über die zwei steinerne gewölbte Brücken führten; daß die südl. Harâmsmauer an der Ost- und Westecke einst doppelt so hoch als gegenwärtig über das Fundament emporragte, eine ziemlich tiefe, von Nordwest herkommende Schlucht einst die Nordostecke des jetzigen Tempelplatzes von dem Rücken des Tempelhügels trennte; daß ein Aquäduct aus der Umgegend von Bethlehem Wasser bis zum Tempelplatze leitete, während eine andere höher laufende Leitung, deren besterhaltene Spuren beim sog. Grabe Rahel's sich finden, Wasser in die obere Stadt brachte. Mit diesen Aquäducten stand ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes System von Cisternen und Kanälen in Verbindung. In dem Felsentunnel zwischen der Mariaquelle und dem Siloahteiche entdeckte man einen Schacht, durch den einst Wasser auf den Rücken des Tempelbergs hinaufbefördert wurde. Von archäol. Funden ist der interessanteste eine jener von Josephus erwähnten Stelen, die in zweisprachiger Inschrift den Nichtjuden vor dem Betreten des innern Vorhofs warnten. Einen kritischen Bericht über den gegenwärtigen Stand der topogr. Erforschung des alten J. nebst Aufzählung der topogr. Hauptwerke gibt C. Zimmermann, «Karten und Pläne zur Topographie des alten J. Nebst Begleitschrift» (Bas. 1876).

Nachdem J. ein halbes Jahrhundert wüste gelegen, baute es Hadrian (130 n. Chr.) als heidnische Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina wieder auf, wobei auch das alte Ortsheiligthum des Jehovah als Tempel des Jupiter Capitolinus wiederhergestellt wurde. Eine röm. Veteranen-Colonie wurde nun daselbst angesiedelt und den Juden, nach einem letzten verzweifelten Aufstandsversuche unter Bar Kochba (132—135), der Besuch der Stadt und das Bewohnen der Umgegend untersagt. Konstantin ließ 327 über der traditionellen Stätte der Passion und Auferstehung eine großartige Basilika aufführen, und J., wahrscheinlich schon längst vorzugsweise von Christen bewohnt, wurde auch officiell eine christl. Stadt, welche es, die mehrjährige Occupation der Perser im Anfange des 7. Jahrh. abgerechnet, gegen 300 Jahre lang blieb, bis 637 der Khalif Omar es dem neuaufblühenden arab. Weltreiche einverleibte. J. erhielt jetzt den arab. Namen El-Kuds (das Heiligthum). Schon 969 verloren die abbassidischen Khalifen die Stadt an die fatimidischen von Aegypten und diese wieder an das Seldschukengeschlecht der Ortokiden, deren Rohheit gegen die abendländ. Pilger die Kreuzzüge hervorriefen. Am 15. Juli 1099 wurde sie von den fränk. Rittern unter Gottfried von Bouillon erobert und noch einmal zur Hauptstadt eines selbstständigen Reichs gemacht, welches unter dem Bruder und Nachfolger Gottfried's, Balduin I., den Titel eines Königthums annahm und in der Mitte des 12. Jahrh. auf einige Zeit zu großer Blüte gelangte. Außer Balduin (1100—18) regierten im Königreich J. nacheinander sein Vetter Balduin II. (1118—31), dessen Tochter Melisendis mit ihrem Gemahl Fulco von Anjou (1131—42), deren Sohn Balduin III.

Digitized by Google

(1143—63), dessen Bruder Amalrich (1162—73) dessen Sohn, der aussätzige Jüngling Balduin IV., und endlich der schwache Usurpator Veit von Lusignan, unter welchem die Stadt 1187 von Saladin dem Christenthum wieder entrissen wurde. Noch einmal gelangte Kaiser Friedrich II. 1229 in ihren Besitz. Seit 1244 aber hat sie unter der ungestörten Herrschaft des Islam gestanden, und das Königreich J. wurde eine gegenstandlose Titulatur verschiedener europ. Regentenhäuser. Die Ejubiten aus Saladin's Familie verloren die Stadt 1382 an die Mamluken-Sultane Aegyptens, denen sie 1517 die Osmanen unter Selim I. entrissen. Mit der türk. Herrschaft verschwand der letzte Rest ihrer mittelalterlichen Blüte; sie versank in eine gegen die frühern Epochen unerhörte Verarmung und Unbedeutsamkeit, aus der sie sich erst seit dem Orientkriege (1854—56) wieder allmählich erhebt. Vgl. Williams, «The Holy City» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1849); Tobler, «Topographie von J.» (2 Bde., Berl. 1853—54); derselbe, «Denkblätter aus J.» (2. Aufl., St.-Gallen 1856); Vogué, «Le temple de J.» (Par. 1864); Wilson, «Ordnance survey of J.» (Lond. 1866); Morrison, «The recovery of J.» (Lond. 1871); Wolff, «J. nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen» (3. Aufl., Lpz. 1872); Sepp, «J. und das Heilige Land» (2. Aufl., 2 Bde., Regensb. 1873—76); Baedeker, «Palästina und Syrien» (Lpz. 1875); F. A. und O. Strauß, «Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift» (2. Aufl., Lpz. 1877).

Jerusalem (Joh. Friedr. Wilh.), einer der besten deutschen Kanzelredner des 18. Jahrh., geb. 22. Nov. 1709 zu Osnabrück, wo sein Vater Superintendent war, studirte seit 1724 in Leipzig Theologie, dann auch zwei Jahre zu Leiden und begleitete hierauf zwei junge Adelige auf die Universität zu Göttingen. Nachdem er 1740 von einer Reise nach London nach Deutschland zurückgekehrt war, ernannte ihn der Herzog Karl von Braunschweig 1742 zu seinem Hof- und Reiseprediger, sowie zum Lehrer und Erzieher des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand. Durch ihn wurde der Herzog zur Stiftung des nachmals so berühmt gewordenen Collegium Carolinum in Braunschweig bewogen. Nach und nach wurde J. Propst der Klöster St.-Crucis und Aegidii, 1749 Abt von Marienthal, 1752 Abt des Klosters Riddagshausen und, nachdem er den Ruf als Kanzler der Universität zu Göttingen aus Anhänglichkeit an das braunschw. Haus abgelehnt, 1771 Vicepräsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel. Am Abende seines Lebens traf ihn das Unglück, daß sein Sohn, Karl Wilhelm J. (geb. zu Wolfenbüttel 21. März 1747), der zu Wetzlar den Reichshofrathsproceß studirte, sich 29. Oct. 1772 aus Liebesschmerz erschoß, welches tragische Ereigniß für Goethe die Veranlassung zur Herausgabe des allerdings längst vorbereiteten «Werther» wurde. J. starb 2. Sept. 1789. Einer der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit, wirkte er als Kanzelredner ganz im Geiste Mosheim's. Neben seiner «Sammlung einiger Predigten» (2 Bde., Braunschw. 1788—89) sind seine «Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion» (2 Bde., Braunschw. 1768—79; neue Aufl. 1785) zu nennen, zu denen seine «Nachgelassenen Schriften» (2 Bde., Braunschw. 1792—93) die Fortsetzung bilden.

Jesaias, der erste unter den sog. Großen Propheten des Alten Testaments, wirkte unter der Regierung der jüd. Könige Usias, Jotham, Achas und Hiskias, ungefähr 759 bis über 700 v. Chr. hinaus, als Volksführer und Prophet und soll unter König Manasse eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Er war der Sohn des sonst unbekannten Amoz aus dem Stamme Benjamin und weissagte zu Jerusalem. Unter dem König Achas beschäftigten ihn besonders die polit. Verwickelungen des Reiches Juda mit den Königen Rezin von Damascus und Pekach von Israel, von denen er vergeblich abmahnte. Unter Hiskias behandelte er in seinen Reden häufig die drohende Macht der assyr. Könige Salmanassar und Sanherib. Was von den unter seinem Namen im Alten Testamente enthaltenen Prophezeiungen von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten hebr. Dichtern. Seine Sprache vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft bei dem schönsten Ebenmaße kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt seiner Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Hoheit des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, und alles trägt den Stempel der echten Begeisterung. Der zweite Abschnitt seines Buchs, Kap. 40—66, der an dichterischem Werth dem ersten Theile keineswegs nachsteht, ist von einem andern in der Babylonischen Gefangenschaft lebenden Propheten abgefaßt. Doch enthält auch der sog. «erste Theil» des J. einige Kapitel von späterer Hand. Unter den neuern Uebersetzern und Erklärern sind außer Ewald («Die Propheten des Alten Bundes», 2. Aufl., Bd. 1, Gött. 1867) und Caspari noch Gesenius

Digitized by Google

(3 Bde., Lpz. 1820—21; Bd. 1, 2. Aufl. 1829), Hitzig (2 Thle., Heidelb. 1833), Hendewerk (2 Bde., Königsb. 1838—43) und Knobel (4. Aufl. von Dieſtel, Lpz. 1872) zu erwähnen.

Jesd, beſſer Yesd, berühmte Handelsſtadt faſt im Mittelpunkte Perſiens, Provinz Irak, 300 Kilom. im Oſtſüdoſten von Ispahan, in einer Oaſe inmitten der großen centralen Salzwüſte gelegen, bildet den Knoten in dem Netze der Karavanenſtraßen, welche Schiras, Ispahan, Kaſchan, Meſchhed, Herat, Kandahar und Kirwan miteinander verbinden, und iſt für Perſien wol der bedeutendſte Stapelplatz des ind. Handels. Der Waarenumſatz daſelbſt iſt ſehr lebhaft. Außer den von Indien kommenden Waaren verführt J. in die weſtl. Provinzen bis nach Tebris hin auch die Erzeugniſſe ſeines eigenen Gewerbfleißes, darunter Seidenzeuge, Baumwollſtoffe, Miſchgewebe, Farbeſtoffe und gefärbte Garne, Zucker, Papier und Waffen als die namhafteſten. Die Stadt hat einen bedeutenden Umfang, iſt von einer Lehmmauer umſchloſſen, beſitzt zahlreiche Moſcheen und Karavanſerais, bietet aber nichts Sehenswerthes dar; viele Häuſer liegen in Ruinen. Unter den Einwohnern, deren Zahl auf 40,000 geſchätzt wird, gibt es außer Juden, hier noch von den fanatiſchen Mohammedanern hart bedrückt, Gebern oder Anhänger des Parſismus mit ihrem Feuer- und Lichtdienſt, die ſich in dieſem abgelegenen Aſyl erhalten haben. Die weitere Umgebung der Oaſe von J. iſt eine ſterile Ebene. Die Oaſe ſelbſt, vom kleinen Gewäſſer Mehris und künſtlichen Kanälen befruchtet, erzeugt Trauben, Melonen, berühmte Feigen und Granaten. Auch finden ſich in der Nähe Blei, Steinſalz und Marmor.

Jeſi (Samuel), vorzüglicher Kupferſtecher, wurde 1789 in Mailand geboren und in Longhi's Schule gebildet. Seine erſte größere Arbeit war die Verſtoßung der Hagar nach Guercino in der Brera zu Mailand. Dieſem von der mailänder Akademie preisgekrönten Werke folgte bald die Madonna mit Johannes und dem heil. Stephan nach Fra Bartolommeo im Dom zu Lucca. Dann aber wandte ſich J. mit ſolcher Entſchiedenheit dem Studium Rafael's zu, daß er einer der trefflichſten Nachbildner dieſes Meiſters wurde. Zuerſt lieferte er (1834) deſſen Bildniß von Papſt Leo mit den beiden Cardinälen Roſſi und Giulio de' Medici aus der Galerie Pitti. Er arbeitete fünf Jahre an dieſem, in ungewöhnlich großem Maßſtabe unternommenen Werke. J. ging 1842 mit der Platte nach Paris, um den Druck zu leiten, und fand dort die volle Anerkennung für ſein Werk. Er übernahm 1846 den Stich des damals eben in St.-Onofrio zu Florenz entdeckten Frescogemäldes, welches ein Abendmahl darſtellte und einen heftigen Streit veranlaßte, ob das Bild dem Rafael zuzuſchreiben ſei oder nicht. Die Zeichnung wurde 1849 vollendet und hat bei der Liebe des Stechers zu dieſem Meiſter und bei ſeiner Ueberzeugung von der Echtheit des Bildes allerdings ſehr viel Rafaeliſches. Während er ſich mit der Ausführung des Stichs beſchäftigte, welcher nicht vollendet wurde, lieferte er inzwiſchen die Vierge à la vigne, eins der anmuthigſten und vollendetſten neuern Werke des Grabſtichels. J. ſtarb 17. Jan. 1853 zu Florenz.

Jeſſo (die nördl. Hauptinſel Japans), ſ. Japan.

Jeſuiten oder Geſellſchaft Jeſu nennt ſich der einflußreichſte Orden der röm. Kirche. Der Stifter der Geſellſchaft iſt Ignaz von Loyola (ſ. d.). Derſelbe verband ſich 16. Aug. 1534 in einer Marienkapelle auf dem Montmartre zu Paris mit Pierre Lefèvre, einem Savoyarden, Franz Xaver, einem Navarreſen, Jak. Lainez, Alfons Salmeron und Nik. Bobadilla, drei Spaniern, und Rodriguez, einem portug. Edelmann, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem. Da der Krieg mit den Türken die Reiſe nach Jeruſalem hinderte, ſo zerſtreuten ſich die Verbündeten auf den Univerſitäten in Oberitalien, um neue Mitglieder zu werben. Loyola ſelbſt ging mit Lefèvre und Lainez nach Rom, wo er ſeinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Zufolge eines Traumgeſichts nannte er denſelben Geſellſchaft Jeſu und verpflichtete die Glieder neben den Gelübden der Armuth, Keuſchheit und des blinden, beſtändigen Gehorſams gegen die Obern noch zu dem vierten, ſich in jedes Land, wohin der Papſt ſie als Miſſionare ſchicken würde, unweigerlich zu begeben und ihre Aufträge mit allen Kräften und Mitteln ins Werk zu ſetzen. Eine beſondere Bulle Papſt Paul's III. beſtätigte 27. Sept. 1540 den Orden, deſſen Glieder 1541 bei einer Verſammlung zu Rom den Stifter zum erſten General ernannten. Gleich Paul III. bewilligte auch Julius III. dieſen regulirten Klerikern Vorrechte, wie ſie noch nie eine Körperſchaft in der Kirche oder im Staate beſeſſen. Sie ſollten alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeiſtlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder biſchöfl. und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufſicht und Beſteuerung befreit ſein, ſodaß ſie außer ihren Ordensobern und dem Papſte keinen Herrn auf Erden anzuerkennen hätten. Ferner ſollten ſie auch befugt ſein, prieſterliche Amtshandlungen jeder Art bei Menſchen aus allen Ständen,

Digitized by Google

selbst während eines Interdicts, auszuüben; sie sollten von allen Sünden und Kirchenstrafen eigenmächtig absolviren, Gelübde der Laien in andere gute Werke verwandeln, ohne weitere päpstl. Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der kanonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, ja sogar vom Gebrauche des Breviers dispensiren können. Ueberdies wurde ihrem General bei einer unumschränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigestellt, sie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wolle, zu senden, allerorten als Lehrer der Theologie anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, die denen der Universitäten gleich gelten sollten.

Ungehemmte Verbreitung in der bürgerlichen Gesellschaft bei möglichst festem innern Zusammenhange als Orden war die Haupttendenz der Verfassung der Gesellschaft Jesu. Zufolge derselben theilt sie sich in mehrere Klassen oder Stände. Die Novizen, welche in besondern Noviziathäusern durch Uebungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams geprüft werden, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringsten unter diesen sind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine Klostergelübde leisten und daher entlassen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und als Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete. Höher im Range stehen die Scholastiker und die geistlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntnisse besitzen, feierliche Mönchsgelübde leisten und sich insbesondere zum Unterricht der Jugend verpflichten müssen. Ihrer bedient man sich als Professoren, Prediger, Rectoren und Lehrer, Hofmeister und Beichtväter in den Familien und als Gehülfen bei den Missionen. Den obersten Stand machen die Professen aus, wozu nur die erfahrensten Glieder erwählt werden, deren Weltklugheit, Kraft und Treue gegen den Orden sich vorzüglich bewährt hat. Sie leisten Profeß, indem sie neben den Mönchsgelübden sich noch zur Uebernahme von Missionen aller Art verbindlich machen, und dienen, wenn sie nicht in den Profeßhäusern zusammenleben, als Missionare unter den Heiden und Ketzern, als Beichtväter der Fürsten und als Residenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat, sind aber von der Verpflichtung zum Jugendunterrichte völlig befreit. Nur die Professen haben eine Stimme bei der Wahl des Ordensgenerals, der selbst Profeß gewesen sein muß und aus ihrer Mitte die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt. Der General bekleidet seine Würde lebenslang und hat seinen Wohnsitz in Rom, wo ihm ein Admonitor und fünf Assistenten oder Räthe zur Seite stehen, die sonst die fünf Hauptnationen: Italiener, Deutsche, Franzosen, Spanier und Portugiesen, bei ihm repräsentirten. Er erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen und vierteljährliche von den Superioren der Profeßhäuser, den Rectoren der Collegien und den Noviziatmeistern Nachricht über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über polit. Ereignisse und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein bewährtes Subject zu brauchen sei. Die Macht des Ordensgenerals ist in jeder Beziehung absolut und unumschränkt.

Schon beim Tode des Stifters 1556 zählte die Gesellschaft 1000 Glieder in 12 Provinzen. Die erste war Portugal, wo Xaver und Rodriguez 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Fortpflanzung der Gesellschaft in den ital. Staaten und in Spanien, wo das Beispiel der Großen wirkte. Auch im kath. Deutschland, namentlich in Oesterreich und Baiern, verbreitete sich der Orden sehr schnell, hauptsächlich auf den Universitäten zu Wien, Prag und Ingolstadt. Die päpstlich gesinnten Fürsten wie die Päpste selbst erkannten allenthalben in ihm das wirksamste Gegenmittel gegen den Protestantismus. Die J. verfuhren bei ihrer geistlichen und polit. Wirksamkeit sanft und wußten die Menschen durch Nachgiebigkeit gegen deren Eigenheiten zu gewinnen. Der Geist dieser Lebenskunst und Gewandtheit für Händel aller Art ging besonders von den staatsklugen Grundsätzen ihres zweiten Generals, Jak. Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düsteres und Mönchisches enthielten, geschickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupassen wußte. Dieser Zweck war ursprünglich kein anderer als die Rettung und Befestigung der päpstl. Universalmonarchie gegen jeden Angriff des Protestantismus, der Fürsten und der Nationalbischöfe. Darauf arbeiteten die J. unter dem Vorwande, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern (in majorem Dei gloriam, wie die Inschrift ihres Wappens sagt), planmäßig hin und bemächtigten sich deshalb der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachsenen durch Umgang, Beichtstuhl und Predigtamt. Als Lainez 1565 starb, war diese Richtung und der ihr entsprechende thatkräftige Geist bereits entschieden in das innere Leben des Ordens eingedrungen, sodaß das Beispiel klösterlicher Frömmelei, welcher sich sein Nachfolger Franz Borgia ergab, unwirksam blieb. Die folgenden Päpste und Generale

Digitized by Google

gestatteten dem Orden Freiheit von allem mönchischen Zwange, und bald setzten die Erfolge die Zweckmäßigkeit des Lainez'schen Systems ins Licht. Mit besonderm Eifer widmete sich der Orden zugleich der Heidenmission. Im portug. Ostindien bekehrten Franz Xaver 1541—52 und die ihm nachgeschickten Gehülfen in Goa, Travancore und Ceylon Hunderttausende zum Christenthume und dehnten ihre Mission auch über Cochinchina, Malakka, Japan und China aus, freilich ohne dauernde Erfolge. Auch in Brasilien und Paraguay entfalteten die J. eine ausgebreitete Missionsthätigkeit; doch beruhte hier und anderwärts das Geheimniß ihrer Erfolge auf der Aeußerlichkeit einer Bekehrungsmethode, der es weniger auf die Weckung christl.-religiösen Lebens als auf Ausbreitung des Christennamens und der Machtstellung des Ordens ankam. Ihre Hauptthätigkeit blieb aber auf die geistliche Beherrschung Europas und auf die Ausrottung des Protestantismus gerichtet. Die Gegenreformation in Oesterreich, Baiern und den geistlichen Territorien Deutschlands wurde hauptsächlich von den J. geleitet, und es gelang ihnen in diesen Ländern vollkommen, die Spuren, welche die Reformation zurückgelassen, zu vertilgen, wogegen in Ungarn die Türken, in Norddeutschland, England und Skandinavien die prot. Regierungen dem Umsichgreifen des Ordens eine Schranke setzten. Claudius Aquaviva, aus dem Geschlechte der Herzoge von Atri, der vierte General der J., 1581—1615, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik und seine «Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu» der Lehrplan der Jesuitenschulen (s. d.). Bereits 1618 hatte sich die Zahl ihrer Mitglieder auf 13,112 gemehrt, die in 32 Provinzen vertheilt waren.

Dennoch fehlte es auch innerhalb der kath. Kirche selbst den J. nicht an Feinden. Universitäten, Bischöfe, Pfarrer, vor allem die alten Mönchsorden wurden durch die Privilegien und den steigenden Einfluß der Gesellschaft zur Eifersucht gereizt und auch Staatsmänner fürchteten ihre Einmischung in polit. Händel. Während Portugal unter den Königen Johann III. und Sebastian, ihrem Zöglinge, ganz in ihre Hände gerieth, wehrten in Frankreich das Parlament und die hohe Geistlichkeit die Versuche der J., sich einzudrängen, 20 Jahre lang entschlossen ab. Dennoch erlangten sie 1562 zuerst unter fremdem Namen als Väter des Collegiums von Clermont und unter Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Freiheiten in Frankreich Zulassung, wußten sich allmählich festzusetzen und erwiesen sich dem Hofe und den Herzogen von Guise in den Religionskriegen als unersetzbare Bundesgenossen. Sie erweiterten auch allmählich ihre Vorrechte und wußten sich, trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrich's III. Ermordung, zu behaupten. Zwar wurden sie wegen des Attentats ihres Schülers Chatel auf Heinrich IV. (1594) feierlich aus Frankreich verwiesen, aber sie hielten sich dessenungeachtet in Toulouse und Bordeaux auf und erhielten auf Fürsprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 die Erlaubniß der Rückkehr nach Frankreich, wo sie als Beichtväter des Hofs bald wieder die vorige Rolle spielten. Der Theilnahme an Heinrich's IV. Ermordung durch Ravaillac konnte man sie nicht überweisen. Das Buch aber, worin der span. Jesuit Mariana (s. d.) den Königsmord vertheidigt, halfen sie selbst mit verurtheilen. Zu noch höherm Ansehen gelangten die J. im Deutschen Reiche, wo Ferdinand II. und III. ihnen vollständig vertrauten. Ungemeines polit. Talent entwickelten sie während des Dreißigjährigen Kriegs. Sie waren die Seele der Liga und machten sich für ihre Verdienste dadurch belohnt, daß sie 1629 die zufolge kaiserl. Mandats von den Reichsständen wieder herausgegebenen kath. Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen sie gehört hatten, an sich zogen.

Harte Kämpfe hatte dagegen die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. in Frankreich zu bestehen; der alte Haß der Universität zu Paris war noch nicht erstorben, als Pascal's «Lettres provinciales» (1656—57) die laxe Moral der J. öffentlich bloßstellten und Innocenz XI. mit Berufung auf das Zeugniß dieses Buchs über 65 Sätze jesuitischer Casuisten 1679 sein Verdammungsurtheil aussprach. Der Orden rächte sich dafür an den Jansenisten (s. d.), seinen gefährlichsten Gegnern, durch die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwig's XIV., Lachaise und Letellier, ausgewirkten königl. Decrete und wirkte schließlich gegen sie die Bulle Unigenitus (s. d.) aus. Dennoch blieb seitdem die öffentliche Aufmerksamkeit auf die bedenklichen Moralgrundsätze gerichtet, welche ihre Casuisten ungescheut verkündigt hatten und denen die Politik der Gesellschaft überall huldigte, wo es ihr Interesse und die größere Ehre Gottes zu fordern schien. Jene Politik fand jedes Mittel erlaubt, wenn es nur guten Zwecken diente, und in den Schriften der J. Sanchez, Escobar, Suarez, Busembaum u. a. wurde eine Praxis für den Beichtstuhl gebraucht, welche für jede Sünde eine Entschuldigung fand. Besonders berüchtigt ist der jesuitische Probabilismus geworden, welcher alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen vertheidigen ließ und ein förmliches System von Beschönigungen für

Digitized by Google

Meineide und Verbrechen aller Art aufstellte, bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man sich nur etwas anderes zu denken brauchte als man sagte und that, um wegen der gröbsten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu sein. Ihre eigenen Vertheidigungen dagegen bestätigten den wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem sie die Hälfte zugaben, wo das Ganze verwerflich war. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart, das theatralische Unwesen ihrer Schulen, Aergernisse ihres sittlichen Lebens, wie sie namentlich in dem skandalösen Processe des Jesuiten Girard (1731) zu Tage kamen, außerdem schmuzige Handelsspeculationen steigerten die Opposition gegen sie. Das von ihnen unter span. Hoheit aus den Indianern in Paraguay (s. d.) und Uruguay gebildete theokratische Gemeinwesen, in dem sie unumschränkt herrschten, mochte allerdings das beste Mittel zu einer gewissen Bildung jener Wilden gewesen sein; daß aber ihr Staat dem Orden auch als Handelsniederlage und Geldquelle wichtig war, zeigte sich bei Gelegenheit eines Tauschvergleichs, durch den Spanien sieben Pfarrbezirke jenes Gebietes 1750 an Portugal überließ. Der Widerstand, den die Indianer unter Anführung der J. den portug. Truppen leisteten, bewog die betheiligten Mächte endlich, jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Leugnens kamen die J. in Portugal hierüber in eine peinliche Untersuchung, die noch nicht beendigt war, als 1758 ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben König Joseph's I. ihre Sache verschlimmerte. Der Minister Pombal (s. d.) brachte ihre Mitwirkung dabei zu großer Wahrscheinlichkeit und wußte durch ein Edict vom 3. Sept. 1759 ihren Orden aus Portugal zu vertreiben. Bis zu dieser ersten Niederlage zählte der Orden 24 Profeßhäuser, 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen in heidnischen und prot. Ländern und 22,589 Glieder aller Grade.

Auch in Frankreich, wo der Minister Choiseul-Amboise sowol als die Pompadour gegen die J. eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den sie allen päpstl. Befehlen zum Trotz fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie durch ihren Abgeordneten, den Pater Lavalette, unter dem Vorwande einer Mission zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Erzeugnisse dieser und der benachbarten westind. Inseln fast allein an sich zog. Als jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Mill. an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marseille, an welches Lavalette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die J. keinen Ersatz leisten wollten, einen Proceß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entschädigung dieses Hauses, sondern auch die Aufdeckung anderer Misbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: «Entweder bleibe der Orden wie er ist, oder höre auf zu existiren» («Sint, ut sunt, aut non sint») jede Abänderung der Ordensverfassung verweigerte, hob ein königl. Decret 1764 den Orden als eine blos polit. Gesellschaft auf.

Aus Spanien wurden die J. 1767 durch den Minister Aranda und bald darauf auch aus Neapel, Parma und Malta verbannt, und zuletzt sprach Papst Clemens XIV. in der Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21. Juli 1773 die völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregel wurde allenthalben rasch und gewaltsam ausgeführt. Uebrigens geschah den Exjesuiten weiter kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, allen Verbindungen miteinander entsagen und sich entweder unter andere Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. In Portugal wie in Spanien gestattete man ihnen keinen Aufenthalt, während sie im Kirchenstaate, in Oberitalien, in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen und selbst in Frankreich als Privatpersonen geduldet wurden. Auffallend mild zeigte sich Friedrich II. von Preußen gegen die J. Dieselben mußten zwar in den preuß. Staaten ihr Ordenskleid und ihre Verfassung aufgeben, durften sich aber unter dem Namen der Priester des königl. Schulinstituts dem Jugendunterricht widmen. Doch auch diese Anstalt hob Friedrich Wilhelm II. auf, und so blieb ihnen nur noch Rußland. Aus diesem Reiche hatte sie zwar schon Peter d. Gr. 1719 vertrieben; allein mit dem östl. Theile Polens wurden 1772 wieder mehrere Häuser ihres Ordens Rußland einverleibt. Die Kaiserin Katharina behielt sie auch, aus polit. Gründen, nach der Aufhebung bei, und Tschernyschew's und Potemkin's Gunst verschaffte ihnen sogar die Erlaubniß, 1782 einen Generalvicar zu wählen.

Inzwischen hatten sich die Umstände in Rom zu ihrem Vortheil geändert. Clemens XIV. war 1774 gestorben, und sein Nachfolger Pius VI. zeigte sich bald als Freund der noch nicht erloschenen Gesellschaft Jesu. Die Exjesuiten blieben angesehene Geistliche, denen wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren außer Italien gegen

Digitized by Google

9000, die wahrscheinlich immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obern standen. Ein Versuch 1787, als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl. Die Väter des Glaubens aber, ein geistlicher Orden, den Paccanari, ein schwärmerischer Tiroler und ehemaliger päpstl. Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana 1795 meist aus Exjesuiten sammelte und mit Hülfe des Papstes als eine neue Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der echten J. nie als ihresgleichen anerkannt. Desto mehr kam der Gesellschaft die Gunst Pius' VII. zu statten. Dieser bestätigte sie 1801 in Weißrußland und Litauen und stellte sie im stillen 1804 auf der Insel Sicilien wieder her. Seinen ersten freien Schritt nach dem Sturze Napoleon's bezeichnete Pius VII. durch die Wiederherstellung des Ordens der J. für die ganze Christenheit in seiner vorigen Gestalt mittels der Bulle Sollicitudo omnium vom 7. Aug. 1814. Schon 11. Nov. 1814 erfolgte in Rom die feierliche Eröffnung ihres Noviziats. Auch traten sie daselbst 1824 in den Besitz des Collegium Romanum, und ihre Zahl mehrte sich zu Rom in wenigen Jahren sehr bedeutend. Als daselbst ihr Ordensgeneral, Pater Ludw. Fortis, im Jan. 1829 gestorben, wählte man 9. Juli desselben Jahres den Pater Joh. Roothaan zum General. Derselbe hatte 1853 den Pater Beckx (s. d.) als Ordensgeneral zum Nachfolger. In Modena wurde 1815 den J. ein Collegium eingeräumt; zu gleicher Zeit fanden sie in Sardinien und Neapel Eingang.

In Spanien wurden die J. 29. Mai 1815 durch Ferdinand VII. wieder in den Besitz aller seit 1767 ihrem Orden in Spanien entzogenen Rechte und Güter eingesetzt. Der polit. Umschwung Spaniens im März 1820 hatte ihre abermalige Verbannung aus diesem Lande, die Herstellung der absoluten Gewalt 1823 wieder ihre Rückkehr zur Folge. Die 1835 erfolgte abermalige Aufhebung des Ordens hat seine Wirksamkeit nur vorübergehend unterbrochen. Portugal beharrte standhaft bei der Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die J. aus dem Reiche verwies. Dom Miguel stellte zwar 1832 die Gesellschaft Jesu wieder her, jedoch ohne Anspruch auf ihre früher besessenen Güter, Privilegien und Vorrechte. Durch Dom Pedro wurde, nachdem dieser 1833 Lissabon erobert, jenes Decret aufgehoben, aber sie fanden Gelegenheit, sich später in Portugal wieder einzunisten. In Frankreich suchten die J. vergebens, sich während der Consularregierung und unter dem ersten Kaiserreiche einzuschleichen, und auch nach der Restauration vermochte die Partei der Ultraroyalisten ihnen blos Duldung zu verschaffen. Infolge der Julirevolution von 1830 wurde dann ihr Orden für alle Zeit in Frankreich aufgehoben. Doch bestanden sie notorisch unter Ludwig Philipp immer noch fort, und nach dessen Sturz wußten sie die Gunst der Umstände mit Erfolg zu benutzen. Seit der Erhebung Ludwig Napoleon's und der Wiederherstellung des Kaiserthums, aber auch nach dem Sturze des letztern hat ihr Einfluß mit der wachsenden Macht des franz. kath. Klerus gleichen Schritt gehalten. In Belgien, wo durch die J. zum Theil die Revolution von 1830 herbeigeführt ward, sind sie seit der Trennung dieses Staats von den Niederlanden immer heimischer geworden, sodaß es ihnen möglich wurde, zu Mecheln 4. Nov. 1834 eine Universität in ihrem Geiste zu eröffnen. In England besitzen sie seit dem Anfange des 19. Jahrh. zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire und zu Hodderhouse Collegien ihres Ordens mit Erziehungsanstalten, und ihre Rührigkeit hat in neuerer Zeit sich sehr bemerkbar gemacht. In Irland wurden 1825 Ordenshäuser und Schulen errichtet. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die J. zu Georgetown ein Erziehungshaus, und ihre Zahl ist daselbst sehr im Zunehmen. In den Staaten Südamerikas haben sie unter den vielen polit. Umwälzungen mancherlei Verfolgungen erlitten, wußten sich aber stets wieder festzusetzen. In Rußland wurden die J. durch den Ukas vom 1. Jan. 1817 ihrer Umtriebe halber zunächst aus Petersburg und Moskau verwiesen, dann ihr Orden durch den Ukas vom 25. März 1820 für das ganze Russische Reich und Polen für immer aufgehoben. In der Schweiz war es der Canton Freiburg, der schon 1818 ein Jesuitencollegium wiederherstellte. Später gelang es den J., auch im Canton Schwyz und hauptsächlich in Luzern Fuß zu fassen, wo indeß ihre Berufung (Herbst 1844) zu einem Wendepunkt der gesammten eidgenössischen Entwickelung führte. (S. Schweiz.) Mit der Niederwerfung des Sonderbundes (1847) brach zugleich der Einfluß der J., und sie wurden aus der Schweiz ausgetrieben. In den deutschen Staaten waren vor 1848 die J. in Baiern als Redemptoristen (s. d.) geduldet; unter demselben Namen gründeten sie in Oesterreich Erziehungshäuser.

Die polit. Stürme von 1848 waren augenblicklich für die J. verhängnißvoll. Papst Pius IX. sah sich genöthigt, dieselben aus Rom fortzuschicken, während sie zugleich in allen Staaten Italiens sowie in Oesterreich bedroht und ausgetrieben wurden, freilich nur, um mit der polit. Reaction wieder zurückzukehren. Ihr erneuter Einfluß gab sich seitdem darin kund, daß man sie

Digitized by Google

in Oesterreich förmlich wiederherstellte, während man in Preußen, wo die Verfassung der kath. Kirche fast völlige Unabhängigkeit gewährt hatte, und in mehrern kleinern Staaten ihrer Thätigkeit freien Spielraum ließ. Von letzterer Erlaubniß haben sie den ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Im Kloster Laach am Rhein wurde eine Hauptniederlassung des Ordens gegründet, und bald waren seine Missionen über alle Theile des preuß. Staats, über Baiern, Hessen und Baden verzweigt. Ihre Missionare Pater Roh, Klinkowström u. a. erschienen in Norddeutschland, auch in ganz prot. Orten, und hielten dort, oft unter großem Zulauf Neugieriger, einen Cyklus von Predigten. In Hessen war es ihnen durch Bischof Ketteler sogar gelungen, die Regierung des prot. Großherzogs fast ganz in ihre Gewalt zu bekommen.

Eine ungeheuere Machterweiterung hat die Gesellschaft erfahren, seitdem durch die Proclamation des auf dem Vaticanischen Concil 1869—70 festgesetzten Unfehlbarkeitsdogmas Jesuitismus und Katholicismus fast zu gleichbedeutenden Begriffen geworden sind. Die ganze Reihe von Kundgebungen des röm. Stuhls, welche die Unfehlbarkeit vorbereiteten, waren durch den Orden veranlaßt. Die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß (8. Dec. 1854), bei welcher eine Lieblingsschwärmerei Pius' IX. sich mit einer längst gegen die Franciscaner verfochtenen jesuitischen Ordensmeinung begegnete, war der erste Versuch, das unfehlbare päpstl. «Lehramt» praktisch zur Geltung zu bringen. Der «Syllabus» und die Encyklika (Bulle Quanta cura) vom 8. Dec. 1864 faßten zehn Jahre nachher die gesammte jesuitische Doctrin in eine Reihe von Sätzen zusammen, welche gleichzeitig dem modernen Staate und der modernen Cultur den Fehdehandschuh hinwarfen und die extremsten Ansprüche des mittelalterlichen Papstthums auf Weltherrschaft erneuerten. Auch das Centenarium der Apostel Petrus und Paulus (29. Juni 1867) und die Secundizfeier Pius' IX. (2. April 1868) waren von den J. in Scene gesetzt. Am 8. Dec. 1869 trat endlich das lange vorbereitete Concil im Vatican zusammen, welches bestimmt war, durch seine Beschlüsse die päpstl. Unfehlbarkeit und damit den schrankenlosesten kirchlichen Absolutismus zu decretiren. Bei der Ausarbeitung der Vorlagen für das Concil, der sog. «Schemata» über den Glauben, über die Kirche und über den allgemeinen Katechismus, fiel dem Orden der J. der Hauptantheil zu, vor allen den Patern Schrader, Franzelin, Kleutgen, Wenninger und dem glaubenseifrigen Secretär des Concils, Bischof Feßler von St.-Pölten, einem der treuesten Zöglinge des Ordens. Die Propaganda, in welcher die Missionsbischöfe beherbergt wurden, das Collegium Germanicum (das röm. Seminar zur Erziehung deutscher Theologen) und eine Reihe anderweiter einflußreicher Stellungen am päpstl. Hofe waren ebenfalls bereits in den Händen des Ordens; die Dominicaner, welche von alters her im Besitze der Congregationen des Index und des heil. Officiums waren, wurden durch ihren, den J. unbedingt ergebenen General Jandel völlig in der jesuitischen Richtung geleitet. Die Verkündigung des neuen Unfehlbarkeitsdogmas 18. Juli 1870 bezeichnete nicht blos einen Wendepunkt in der Geschichte des Papstthums, sondern zugleich den vollständigen Sieg der jesuitischen Lehren über alle andern Richtungen innerhalb der kath. Kirche, welche ihr bis dahin das Gegengewicht gehalten. Die schmähliche moralische Niederlage, welche die Bischöfe der Opposition sich selbst durch ihre nachträgliche Unterwerfung bereiteten, mußte ebenfalls nur zur Stärkung des Ordens dienen, der die jetzt zum Siege gelangten Grundsätze von jeher mit eiserner Consequenz vertreten hatte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Wendung der Dinge auch auf das Verhältniß von Kirche und Staat den einschneidendsten Einfluß übte. Die in dem projectirten Katechismus enthaltenen Grundsätze lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Es sind in der Kürze folgende: 1) der Papst besitzt die oberste und unmittelbare Herrschaft der Strafgewalt nicht blos über die Kirche als Ganzes, sondern über jeden einzelnen Christen; 2) die Kirche steht so hoch über dem Staate, als die himmlische Seligkeit über den Gütern der Erde; 3) darum soll jeder Mensch dem Nutzen der Kirche den Vorzug geben vor dem Wohle des Staats; 4) das oberste Lehramt hat zu entscheiden, was in der bürgerlichen Gesellschaft und in allen öffentlichen Angelegenheiten erlaubt oder verboten sei; 5) der Papst kann daher jeden Monarchen, Minister oder einfachen Unterthan mit äußern Strafen zwingen, seiner Entscheidung in diesen Dingen sich zu fügen; 6) wo immer ein Kirchengesetz mit einem Staatsgesetze im Widerspruch steht, so hat dieses jenem zu weichen, und derjenige verfällt der Excommunication, welcher behauptet, etwas sei nach bürgerlichem Gesetze erlaubt, was eine kirchliche Anordnung verbietet. Es steht dem unfehlbar gewordenen Papste frei, zu verfügen, daß in allen Volksschulen der kath. Welt die Jugend ausdrücklich nach diesem Katechismus unterrichtet werde, dessen absolut staatsgefährliche Grundsätze keinem Zweifel unterliegen. Thatsächlich bedarf es aber der förmlichen Einführung des

Digitized by Google

neuen Katechismus nicht erst: denn überall, soweit der jesuitische Einfluß reicht, wird die Jugenderziehung genau nach diesen Ideen geleitet. Der Untergang der weltlichen Gewalt des Papstthums hat diesem Einflusse nicht den geringsten Eintrag gethan. In Frankreich ist seit dem Kriege mit Deutschland und seit der unbedingten Unterwerfung des liberalen Theils der Geistlichkeit die Macht der J. in ununterbrochenem Wachsen begriffen; der Sturz des republikanischen Ministeriums (16. Mai 1877) und die Auflösung der Deputirtenkammer ist ihr Werk; in Belgien haben sie seit dem Sturze des liberalen Ministeriums factisch die Herrschaft in der Hand; in Oesterreich wirkten sie mit zu der im Ministerium Hohenwart verkörperten feudal-klerikalen Reaction und haben auch unter dem verfassungstreuen Ministerium Auersperg ihren Einfluß nicht verloren. Selbst in Italien faßte der Orden trotz der Einverleibung des Kirchenstaats und trotz seiner gesetzlich ausgesprochenen Aufhebung insgeheim wieder festen Fuß, und während man ihn nach wie vor in Rom selbst gewähren ließ, um die «Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt» des Papstes zu schonen, schlug er im stillen in Florenz von neuem seinen Wohnsitz auf. Die Organisation des Ordens erlaubt seinen Mitgliedern die mannichfachsten Verhüllungen und macht es der Staatsgewalt schwer, ihm in wirksamer Weise beizukommen. Selbst eine zeitweilige Austreibung schadet ihm nicht viel, zumal er sich auch gegen plötzliche Güterconfiscation durch Mobilisirung seines Vermögens sichergestellt hat. In Deutschland, wo die Gesellschaft alle Fäden der ultramontanen Bewegung in ihrer Hand hielt und gegen die neue Reichsgewalt alsbald den offenen Krieg organisirte (1871), wurde durch Reichsgesetz vom 15. Juni 1872 die Aufhebung des Ordens, die Auflösung seiner Niederlassungen und das Verbot jeder weitern Ordensthätigkeit seiner Mitglieder verfügt. Die auswärtigen J. wurden ausgewiesen und gingen nach Oesterreich, Belgien, den Niederlanden und Amerika. Dennoch ist damit der geistige Einfluß des Ordens so wenig gebrochen, daß das ganze vielgegliederte kath. Vereinswesen von Rom aus im jesuitischen Geiste geleitet wird.

Die Gesellschaft Jesu vertheilt sich in folgende 22 Provinzen: die englische, aragonische, österreichisch-ungarische, belgische, castilische, galizische, deutsche, irländische, lyoner, mexicanische, neapolitanische, niederländische, römische, sicilische und venetianische, dann die von Champagne, Francien, Maryland, Missouri, Neuyork, Turin und Toulouse benannten, oder in die fünf Assistenzen: Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und England. Die Assistenz England ist zusammengesetzt aus den Provinzen England, Irland, Maryland und Missouri; die Assistenz Deutschland aus der deutschen, österr.-ungar., galiz., belg. und holländ. Provinz; die Assistenz Frankreich aus den Provinzen Champagne, France, Lyon, Toulouse und Neuyork (abgezweigt von Lyon); zur Assistenz Spanien gehört auch die Provinz Mexico. Zu Anfang 1877 zählte der Jesuitenorden insgesammt 9546 Mitglieder (gegen 9387 Anfang 1876, 7144 Anfang 1861, 4852 Anfang 1847). Die 9546 Mitglieder von 1877 vertheilten sich folgendermaßen auf die fünf Assistenzen: Italien 1466, Deutschland 2532, Frankreich 3001, Spanien 1382, England 1165. Vgl. unter den von Carayon («Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus», Par. 1864) vollständig verzeichneten Schriften über die Geschichte der J. besonders die von Wolf (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1803), Scheffer (Par. 1804), de Pradt (Par. 1826), Sylv. Jordan (Altona 1839), Duller (Darmst. 1840), Ellendorf (Darmst. 1830), Kortüm (Manh. 1843), Crétineau-Joly (6 Bde., Par. 1844—46), Sugenheim («Geschichte der J. in Deutschland», 2 Bde., Frankf. 1847), Laurent (Par. 1864), Rippold (Manh. 1867), Zirngiebl («Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu», Lpz. 1870), von Schulte («Die neuern kath. Orden und Congregationen», Berl. 1872), Thelemann («Der Jesuitenorden nach seiner Geschichte und seinen Grundsätzen», 2. Aufl., Detmold 1873), Huber («Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin geschildert», Berl. 1873), Spuller (Par. 1876).

Jesuitenschulen. Der Jesuitenorden suchte seit seiner Gründung nicht blos durch Predigt und Beichtstuhl, sondern auch durch die Erziehung der Jugend für seine Zwecke zu wirken. Die geregelte Wirksamkeit des Ordens für die Jugenderziehung begann mit der unter dem General Claudius Aquaviva 1599 veröffentlichten, aber bereits 1588 entworfenen «Ratio et institutio studiorum societatis Jesu», welche fortan die Grundlage seiner Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze ausmachte. Die Gelehrsamkeit, der Eifer und Fleiß, welche die Jesuiten auf ihre Schulen verwendeten, verschafften diesen bald großen Ruf, wozu der Verfall des Jugendunterrichts in den kath. Ländern und die durch die Schulverbesserungen der Protestanten auch unter den Katholiken angeregte Sehnsucht nach vollkommenerm Schulunterricht nicht wenig beitrugen. Die Schulen der Jesuiten waren theils Studia inferiora (Gymnasien), theils Studia superiora; eine vollständige Anstalt umfaßte beide. Die Studia inferiora zählten fünf

Digitized by Google

Klassen, die aufwärts folgende Namen führten: infima, media, suprema classis Grammaticae, Humanitas, Rhetorica. In den drei Grammatikalklassen wurde die Grammatik gelehrt. In der Humanitätsklasse bezog sich der Unterricht einzig und allein auf Vorbereitung für die Beredsamkeit, die den Hauptgegenstand der Rhetorikklasse ausmachte, womit sich das Gymnasium schloß. Der Umfang des Unterrichts in diesen Anstalten war sehr beschränkt. Alles drehte sich um die Erlernung der lat. Sprache, welche die Schüler nicht nur lesen und schreiben, sondern auch sprechen lernen sollten. Ueber den formalen Zweck des Sprachunterrichts kamen sie nicht hinaus. Cicero war das gesetzlich vorgeschriebene Muster für den Stil. Das Studium des classischen Alterthums war dagegen völlig untergeordnet und absichtlich vernachlässigt. Die griech. Sprache wurde zwar gelehrt, aber die Leistungen waren gering; die Muttersprache wurde ganz zurückgesetzt. Wissenschaften wurden gewöhnlich in der Humanitätsklasse nur fragmentarisch und in bunter Mannichfaltigkeit mehr gelegentlich gelehrt, auf die Rhetorik aber viel Fleiß verwendet und der Religionsunterricht auf allen Stufen sehr eifrig betrieben. Die Studia superiora umfaßten den philos. und theol. Cursus. In jenem, welcher zwei bis drei Jahre dauerte, wurden Aristotelische Philosophie, Moral, ebenfalls nach Aristoteles, und Mathematik gelehrt; in diesem, welcher vierjährig war, und zu dem nur Fähige nach vollendetem philos. Cursus übergingen, erstreckte sich der Unterricht über die Heilige Schrift, die hebr. Sprache, scholastische Theologie und Casuistik. Auf die Zucht in den Schulen legte man großen Werth.

Die Leistungen der alten J. sind sehr verschieden beurtheilt worden. In keinem Falle läßt sich leugnen, daß die Jesuiten die Zwecke, die sie beim Unterrichte mit Consequenz verfolgten, in einem hohen Grade erreichten. In der formalen Bildung durch das Latein, welches sie auch wegen der röm. Hierarchie, die sie dadurch mit zu stützen glaubten, zum Mittelpunkt ihres Unterrichts machten, haben sie viel geleistet. Aber der Zweck dieser formalen logischen Bildung war kein anderer, als das tiefere Denken zu verdrängen und der selbstständigen und freien Geistesbildung im Interesse hierarchischer und confessioneller Absichten entgegenzuwirken. Auch die ganze Erziehung in den J. lief auf eine mechan. Dressur des Geistes hinaus. Es war ihnen wesentlich nur um Gewöhnung zu unbedingtem Gehorsam zu thun, aus welchem zunächst die Heuchelei entspringen mußte. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. 1773 wurden auch die Schulen derselben aufgehoben. Seit der Wiederherstellung des Ordens 1814 suchte sich derselbe da, wo er auftreten durfte, auch wiederum eifrigst des Jugendunterrichts theils mittelbar, theils durch Errichtung von eigenen Lehranstalten der mannichfachsten Art zu versichern. Diese modernen Jesuiteninstitute weichen zwar gemäß der veränderten Zeitbildung von den frühern J. wesentlich ab; aber der Grundzug der jesuitischen Pädagogik, die Erziehung des Menschen im Interesse der jesuitischen Zwecke, ist geblieben.

Jesuitenstil nennt man in der Baukunst diejenige Abart der Spätrenaissance, welche seit der Mitte des 17. Jahrh. vorzugsweise von den Jesuiten in ihren Bauten, Kirchen wie Palästen, angewendet worden ist. Das Charakteristische dieses Stils ist großartige, heitere Pracht besonders bei Decoration der innern Räume. Das Organische der Architektur ist verschwunden; dafür hat das Ornament mit Anwendung von Architekturformen aller Art und willkürlichem Zierath überhand genommen. Säulen, Pilaster, Gesimse, Giebelfelder, Statuen, besonders Engelbüsten, Festons, Schnecken, Muscheln, Draperien, Wolken u. s. w. sind in willkürlichster, bedeutungsloser Weise neben- und übereinandergestellt. Dazu reichste Anwendung von Vergoldung und Malerei, oft, besonders in Italien, der kostbarsten Materialien, wie Porphyr, bunter Marmor, Lapis lazuli u. s. w.

Jesus. Seit in der christl. Kirche der Sinn für ein geschichtliches Verständniß ihrer Ursprünge erwacht ist, regte sich in ihr das Bedürfniß, frei von den dogmatischen Voraussetzungen einer frühern Zeit das Lebensbild dessen, nach dessen Namen sie sich nennt, auf rein geschichtlichem Wege zu gewinnen. Je fester jedoch das unmittelbare Interesse, welches die Frömmigkeit an der Person Jesu Christi nahm, mit den kirchlich überlieferten Vorstellungen über ihn zusammengewachsen war, desto schwerer hielt es gerade auf diesem Gebiet, zu unangefochtenen Ergebnissen zu gelangen. Die neuerdings durch die Schriften von Renan, Schenkel und Strauß angebahnten Untersuchungen über das «Leben Jesu» beweisen zwar einerseits, wie mächtig das Verlangen nach einem wirklich geschichtlichen Bilde seiner Person sich wieder regt, andererseits aber zugleich, mit welchen Hindernissen, Vorurtheilen und leidenschaftlichen Erregungen jeder Versuch, das Leben J. als ein wahrhaft menschliches verständlich zu machen, noch fortwährend zu kämpfen hat. Doch auch abgesehen hiervon, sind die Schwierigkeiten, die sich einem solchen, ebenso wol vom echt religiösen als vom wissenschaftlichen Standpunkte aus

Digitized by Google

nothwendigen Unternehmen entgegenstellen, bei der Beschaffenheit unserer Quellen so groß, daß wir wol kaum jemals hoffen dürfen, sie völlig zu überwinden. Denn schon in den ältesten auf uns gekommenen Darstellungen ist das Bild Jesu Christi durch den Reflex desselben in der religiösen Vorstellung seiner ersten Bekenner, durch die Anschauungen und Erwartungen der von einer mächtigen religiösen Bewegung getragenen Urgemeinde, theilweise auch durch die Gegensätze und Parteimeinungen, welche die Entwickelung des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters bedingten, hindurchgegangen. Wir haben in unsern Evangelien zunächst nur geschichtliche Denkmäler der bestimmten Weise, in welcher sich jenes Bild in dem Geiste der Urkirche spiegelte; und wenn es auch noch vielfach möglich ist, durch fortschreitende Forschung zu den ursprünglichen Lehren, Thaten und Schicksalen J. zurückzugelangen, so müssen wir doch ebenso oft bei bloßer Wahrscheinlichkeit stehen bleiben und öfter noch anerkennen, daß unsere Quellen zu lückenhaft sind, um den ursprünglichen Sachverhalt festzustellen. Hierzu kommt, daß diese Quellen selbst durch die mannichfaltigsten Veränderungen hindurchgegangen sind, ehe sie ihre kirchlich überlieferte Gestalt erhielten, daß uns in ihnen kein einziger Bericht eines Augenzeugen erhalten ist, und daß gerade dasjenige Evangelium, dem man noch heute in conservativ-kirchlichen Kreisen die Abkunft von einem unmittelbaren Jünger J. zuzuschreiben pflegt, das Johannes-Evangelium, wegen seines ideellen Charakters am wenigsten von allen geeignet erscheint, der nüchternen Geschichtsforschung eine sichere Grundlage zu bieten. Aber auch über den Ursprung und das gegenseitige Verwandtschaftsverhältniß der relativ zuverlässigern Evangelienschriften ist die Kritik noch lange nicht zu übereinstimmenden Ergebnissen gelangt; denn während die einen den Matthäus, die andern den Markus als die älteste unserer Geschichtsquellen betrachten, ist neuerlich wieder die Meinung aufgetaucht, daß schon das ursprüngliche Evangelium überhaupt gar keinen geschichtlichen Charakter trage, sondern ein frei componirtes Epos mit planmäßig angelegter, rein dogmatischer Tendenz sei. Haben nun auch solche Auswüchse der Kritik auf keinen dauernden Bestand zu rechnen, so wird doch jetzt schon die Forschung sich darein ergeben müssen, daß sie nicht sowol eine eigentliche Biographie als vielmehr nur ein «Charakterbild» J. zu liefern im Stande ist. Sind wir auch über Thaten und Schicksale J. nur sehr unvollständig unterrichtet, so besitzen wir doch in seinen Reden und Aussprüchen, welche die drei ersten Evangelien überliefern, einen freilich bereits durch die Anschauungen einer spätern Zeit mehrfach entstellten, da und dort mit Zusätzen und Weiterbildungen umkleideten, aber in allem Wesentlichen echten Kern.

«Das Echteste des Echten», für die geschichtliche Würdigung des Selbstbewußtseins J. von unschätzbarem Werthe, sind die in der sog. Bergpredigt (s. d.) zusammengestellten Sprüche. Aus ihnen, ebenso wie aus einer Reihe verwandter Gnomen und Gleichnisse können wir den innersten Mittelpunkt der Lehre J. erkennen. Sie sind der unmittelbarste, noch durch keine dogmatische Reflexion hindurchgegangene Ausdruck eines Gemüths, das wie kein anderer Mensch vor ihm und nach ihm in der religiösen Idee, als seinem eigentlichen Lebensinhalte, aufging, eines Gemüths, über welches ein tiefer innerer Friede, der Friede eines mit seinem Gott einigen, und in dieser Einigkeit heldenhaft starken, seiner selbst und des höchsten Ziels alles menschlichen Strebens unerschütterlich gewissen, darum auch wie kein anderes zur Verkündigung und Verwirklichung der ewigen göttlichen Heilsordnung befähigten und berufenen Lebens ausgebreitet liegt. Das Neue und Eigenthümliche in dem Evangelium J. liegt aber in dieser idealen Vollendung der religiösen Idee, dieser vollkommen sichern Zusammenfassung des Höchsten und Größten, was als fromme Ahnung und sittliches Streben schon vorher in der Menschheit lebendig war, aber nicht in der Form einer Theorie, eines wohldurchdachten theol. Systems, sondern als unmittelbare und fast unwillkürliche Darstellung dessen, was als innere Gewißheit und eigenste persönliche Erfahrung in dem Selbstbewußtsein J. thatsächlich gegeben war. Die Predigt J. von der Ankunft und von den Ordnungen des göttlichen Reichs hat ihren Hintergrund in einem Gottesbewußtsein, das sich ebenso hoch über die gesetzliche Aeußerlichkeit des jüd. Monotheismus als über die selbst bei den Philosophen noch tief in das Naturleben verflochtene Gottesidee der heidnischen Welt erhebt. Ihr sprechendster Ausdruck ist das Wort «der himmlische Vater», welches J. mit stillschweigender Beseitigung der alttestamentlichen Gottesnamen zur stehenden Benennung Gottes erhoben und dadurch recht eigentlich in den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins gestellt hat. Wie dieses Wort das gleiche Gegründetsein alles menschlichen Lebens in seinem Dasein und Verlauf in der ewigen göttlichen Liebe hervorhebt, so bezeichnet es zugleich alle natürliche und sittliche Ordnung der Welt als von derselben Liebe getragen und alles im Menschenherz allein befriedigende und beseligende Streben

Digitized by Google

als allein in der Liebesgemeinschaft mit dem unendlichen Urquell des Lebens sich vollendend. So schließt unmittelbar an den Vaternamen für Gott die Idee der Sohnschaft bei ihm als der höchste Ausdruck religiös-sittlicher Vollendung des Menschen sich an. In welchem Sinne er auch den Namen Menschensohn auf seine Person angewendet haben mag, jedenfalls hängt derselbe aufs engste mit dem Sohnesverhältniß zusammen, in welchem er selbst zu dem himmlischen Vater stand, und welches er den Seinen nicht als ein metaphysisches Geheimniß seines eigenen Wesens, sondern als das rechte religiös-sittliche Verhältniß kennen lehrte, in das auch sie zu dem Vater treten könnten und sollten. Es ist die Idee der Gottähnlichkeit, der dem göttlichen Urbilde entsprechenden menschlichen Vollkommenheit, welche darin ausgesprochen und als deren ideale Vollendung das volle, ungetheilte Leben des Gemüths in Gott erscheint. In der Lehre vom Gottesreich (oder wie es im ersten Evangelium meist heißt: vom Himmelreich) ist nun die Sohnesidee als die Grundlage einer allumfassenden religiös-sittlichen Gemeinschaft entwickelt. Wie diese das nothwendige Ergänzungsstück zur Vateridee, so ist das göttliche Reich die concrete Form, in welcher die Gottessohnschaft unter den Menschen sich verwirklicht. Die Bedingung des Eintritts in dieses Reich ist das tiefinnerliche Gefühl der eigenen Ohnmacht und Hülfsbedürftigkeit des natürlichen und gegenüber dem göttlichen Gesetze sündhaften Menschen, die reine Empfänglichkeit für den Beistand von oben, wie sie gerade bei den Armen, Gedrückten und Geringgeachteten in der Welt am ehesten angetroffen wird, die volle, ungetheilte, rückhaltlose Hingabe des ganzen Herzens an den göttlichen Willen und an das von Gottes Vaterhuld den Menschen dargebotene Heil. In diesem Reiche gelten keinerlei äußere Vorzüge und Unterschiede der Menschen, sondern nur die rein sittliche Gesinnung als solche, welche nicht das Ihre sucht, die Sanftmuth und Herzensreinheit, die Friedfertigkeit und der demüthige Kindessinn, vor allem aber die Selbstverleugnung, welche freudig bereit ist alles dahinzugeben, wenn dieses Opfer im Dienste des Reichs gefordert wird. Dies ist die «Gerechtigkeit» des göttlichen Reichs, nach welcher die Menschen vor allem zu trachten haben. Dieses Reich schildert er in einer Reihe von herrlichen Gleichnissen, bald in seinem alle andern Güter unendlich übertreffenden Werthe, bald in seinem äußern und innern, die ganze Welt und das ganze Menschenleben nach allen seinen sittlichen Beziehungen hin umspannenden und durchdringenden Wachsthum, bald wieder in seinen äußern, je nach der menschlichen Empfänglichkeit verschiedenen Erfolgen und seiner durch menschliche Sünde wol zeitweilig getrübten, aber alles Böse in der Welt sicher ausscheidenden und bewältigenden Verwirklichung.

Es leuchtet ein, daß auf der idealen Höhe dieses Standpunktes alle jene äußern Unterschiede nicht in Betracht kommen, welche Abstammung und Geburt, Lebensstellung, Stand und Beruf unter den Menschen aufgerichtet haben. Gerade die Geringen dieser Welt, die Armen und Verachteten sind am besten befähigt, in dasselbe einzutreten. In diesem Reiche sind alle gleich, Söhne des himmlischen Vaters, Brüder untereinander, keiner darf hier sich Herr oder Meister nennen oder über die andern sich erhöhen, sondern wer sich selbst erniedrigt wird hier erhöht, und wer am meisten dient, nimmt die höchste Ehre. Früheres Eintreten und längeres Wirken begründet keinen höhern Lohn; der scheinbaren äußern Bereitwilligkeit, dem göttlichen Willen sich zu fügen, dem Tugendstolz und der heuchlerischen Frömmigkeit geht selbst der offenbare Ungehorsam noch voran: die selbstgerechten Pharisäer und Schriftgelehrten, die des Arztes nicht bedürfen, bleiben draußen, die Zöllner und Sünder, welche Buße thun, finden Aufnahme. Gerade die Verlorenen zu suchen ist des himmlischen Vaters unabläßige Sorge: den treulosen Arbeitern im Weinberge wird das Reich wieder entzogen werden, an die Stelle der geladenen Gäste, die zum Feste zu kommen verschmähten, werden Bettler und Krüppel von der Straße berufen, die letzten werden die ersten, die ersten die letzten sein.

Es ist zunächst der Gegensatz gegen die geistlichen Obern des israel. Volks, diese blinden Führer der Blinden, mit ihrer Selbstgefälligkeit, ihrer Anmaßung, ihrer äußerlichen, nur zu oft in Heuchelei ausartenden Frömmigkeit, der überall durch diese Reden und Gleichnisse hindurchklingt. Ihnen gegenüber preist J. die Unmündigen und Einfältigen, die Armen und Geringen, die Zöllner und reuigen Sünderinnen selig. Aber in der Consequenz dieses Gedankens lag überhaupt das Hinwegsehen über alle äußern Unterschiede, auch über den der Nationalität. Es gehört zu den spätern Weiterbildungen der Ueberlieferung, wenn J. der ausdrückliche Auftrag an seine Jünger zur Heidenbekehrung oder die bestimmte Weissagung von dem förmlichen Uebergange des Reichs von den als Volk verworfenen Juden zu den Heiden in den Mund gelegt wird: in manchem Gleichnisse, welches in den Quellen schon unzweifelhaft diese Deutung erhalten hat, blickt die ursprüngliche Beziehung auf rein innerjüd. Verhältnisse noch durch.

Digitized by Google

Aber manche Erfahrung von dem überraschenden Glauben in der heidnischen Welt und von dem beharrlichen Unglauben gerade der Angesehenen und Höhergestellten in Israel, als derer, welche doch eigentlich des Volkes Geschicke bestimmten, legte J. allmählich auch den Ausblick auf die Heidenwelt nahe, und im Anschluß an alttestamentliche Vorbilder und prophetische Aussprüche verkündigte er: Viele würden kommen von Morgen und von Abend, um im Reiche Gottes mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische zu sitzen.

Dennoch hat J. selbst mit seiner persönlichen Wirksamkeit und mit den unmittelbar seinen Jüngern gegebenen Weisungen sich nur an «die verlorenen Schafe des Hauses Israel» gewandt und ist nur gelegentlich und vorübergehend mit den Heiden in Berührung gekommen. Sein Lebensberuf wies ihn zunächst an das eigene Volk. War doch auch der ganze Anschauungskreis, in dem er herangewachsen, der des Alten Testaments. Alle jene Bilder, in denen sich seine Rede bewegt, selbst die charakteristischen Ausdrücke, in welche er den Inhalt seines Evangeliums hineinlegt, sind dorther entnommen. Aber er hat sie aus den unerschöpflichen Tiefen seines Selbstbewußtseins heraus umgestaltet, vergeistigt und alles, was darin den rein sittlichen Ideen, die ihn erfüllten, widersprach, stillschweigend beseitigt. In allen Anschauungen und Vorstellungen, welche nicht unmittelbar den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins betrafen, ist er ein Sohn seines Volks und seiner Zeit. Wie er die Vorstellungen von Engeln und Dämonen theilte, wie er selbst die Zukunft des von ihm gegründeten Reichs nur unter alttestamentlichen Bildern sich veranschaulichte und, als ihm die Nothwendigkeit seines Todes gewiß geworden, ohne alle Schwärmerei seine persönliche Wiederkunft in den Wolken des Himmels erwarten konnte, so ist ihm auch das Alte Testament selbst unzweifelhaft göttlichen Ursprungs und göttlicher Autorität, und er wollte, was es lehrte und vorschrieb, nicht abschaffen, sondern nur besser verstehen lehren. Hierdurch bestimmt sich auch seine Stellung zum mosaischen Gesetz. Seine Polemik gilt niemals diesem selbst, sondern nur seiner Auffassung als einer äußern Rechtsnorm und der beengenden und äußerlichen Auslegungsweise der Gesetzeslehrer; ausdrücklich und feierlich lehnt er die Unterstellung ab, als sei er gekommen es aufzulösen. Er will das Gesetz erfüllen, indem er seine Forderungen statt auf die äußere That auf die innere Gesinnung bezieht; ohne ängstlich am Buchstaben zu hängen, dringt er überall auf seinen sittlichen Geist und lehrt, um es recht zu halten, alle Consequenzen ziehen, die darin liegen. Aber gerade dadurch hat er es hinausgehoben über sich selbst: was im Gesetze wol auch enthalten war, aber oft nur andeutungsweise, gleichsam im Hintergrunde, neben und hinter einer Masse sittlich werthloser Vorschriften, das hat er in den Mittelpunkt des Bewußtseins gerückt und damit das Gesetz nicht blos «erfüllt», sondern «vollendet».

Aehnlich wie sein Verhältniß zum Alten Testament überhaupt, ist auch seine Stellung zur alttestamentlichen Messiasidee. Er hat sie auf sich bezogen, nicht in bewußter Absichtlichkeit oder gar, wie man gesagt hat, nach innerm Widerstreben; sie bot sich ganz von selbst seinem Bewußtsein dar als volksthümlicher Ausdruck dessen, was in seinem Innern lebte. Wie er die Idee des Gottesreichs aus dem nationalen Anschauungskreise entlehnt und dennoch einen unendlich tiefern und reichern Gehalt in sie hineingelegt hat, so hat er auch den Messiasglauben vergeistigt und verklärt. Aber von einem Entschlusse, die Messiasrolle auf sich zu nehmen, kann ebenso wenig die Rede sein als von einer allmählich an der Hand der Schrift in ihm reifenden Ueberzeugung, daß mit jenen Weissagungen niemand anders gemeint sein könne als er selbst. Es war die thatsächliche Erfahrung seines persönlichen Sohnesverhältnisses zu Gott im rein sittlich-religiösen Sinne des Wortes, welche ihm nicht nur die Idee der allgemeinen Sohnschaft aller Frommen überhaupt, sondern in und mit derselben zugleich die übergreifende Erhabenheit seines eigenen Selbstbewußtseins, gegenüber allem, was er von Aeußerungen des religiösen Lebens um sich her wahrnahm, zur Gewißheit erhob. Hiermit zugleich erwachte der Drang, mitzutheilen, was in ihm war, zu retten, zu helfen und zum Vater zu rufen, wo immer er konnte, das Reich Gottes zu predigen, zuerst als nur im nahen Anzuge begriffen, danach in der mächtigen Bewegung der Geister, die sich um ihn scharten, als trotz seiner noch bevorstehenden Vollendung schon angebrochen. Die unwillkürlich sich aufdrängende, durch sein persönliches Wirken vor aller Reflexion darüber thatsächlich verwirklichte Nothwendigkeit eines persönlichen Mittelpunktes für die im Volke und aus dem Volke sich gestaltende Gemeinde von Gotteskindern entlockte ihm ganz von selbst das bezeichnende Wort, durch welches er sich selbst und den Seinen wie dem ganzen Volke die Stellung seiner Person zu der Reichsgemeinde Gottes verständlich machen konnte. Aus dem Bewußtsein seiner Gottessohnschaft erzeugte sich ihm ganz von selbst das Bewußtsein seines Messiasberufs als die ihm allein mögliche Vorstellungsform für das, was

Digitized by Google

er war und was er eben darum wollte und wollen mußte. So nahm er das Bekenntniß seiner Jünger zu ihm als dem Messias hin, da es zum ersten mal sich äußerte, wie überrascht über den wunderbar treffenden Einblick in das Geheimniß seines Innern, als eine unmittelbare Offenbarung des Vaters im Himmel, danach als nothwendige Bedingung des Eintritts in die Gemeinschaft, von der er thatsächlich der Mittelpunkt war. Zuletzt tritt er offen vor allem Volke, ja mit absichtlicher Anlehnung an alttestamentliche Vorbilder als der Messias auf und bleibt, im festen Vertrauen auf den Beistand des Vaters, bei dem Bekenntniß seines Messiasberufs, auch der obersten geistlichen Behörde in Jerusalem gegenüber, die ihn, wie er voraus wußte, dafür als Gotteslästerer in den Tod schickt. Er ist seiner Sache so unerschütterlich gewiß, daß er freudig auch Leiden und Schmach, ja den Verbrechertod am Kreuze auf sich nimmt: der Vater, dessen Reich zu verkünden er gekommen ist, wird ihn, das muß er erwarten, um die Sache dieses Reichs hinauszuführen, auch von den Todten erwecken und herrlich zurückführen.

Gegenüber der unerschöpflichen Größe dieses Selbstbewußtseins, die in sich selbst die Bürgschaft trägt für die bleibend grundlegende Bedeutung seiner Person auf jede erdenkliche Zukunft der religiösen Entwickelung der Menschheit hinaus, wäre es kleinlich, über etwas mehr oder weniger von äußern bibliographischen Nachrichten über seine Schicksale und Thaten sich zu ereifern. Dieses Selbstbewußtsein ist kein Mythus, möchten noch so viele Einzelheiten seines Lebens in mythischen Nebel gehüllt oder durch die lehrhafte Dichtung in der Gemeinde hinzugethan sein. Auch diese Mythen und Dichtungen selbst sind gerade in ihrer strahlenden Schönheit der Reflex eines Lebens, das weit reicher und größer war, als es die fromme Phantasie jemals sich ausmalen kann. Mögen alle jene Wunder, die uns berichtet werden, als von ihm gethan oder an ihm geschehen, der schärfsten kritischen Prüfung anheimfallen (die Wissenschaft hat auch ihnen gegenüber keinen andern Maßstab als die allgemeinen Gesetze rein geschichtlicher Forschung): wie groß muß doch der gewesen sein, von dem man nur so Außerordentliches erwarten und glauben konnte, dessen Bild man nur in solchem Verklärungsglanze würdig meinte malen zu können! Wenn irgendetwas wunderbar heißen darf, so bleibt seine Person und sein Wirken das größte Wunder der Geschichte. Dieser seiner einzigen Größe gegenüber nimmt sich doch alles, was man über sein äußeres Leben feststellen kann, auch bei dem denkbar größten Vertrauen in die Zuverlässigkeit unserer Berichte, sehr ärmlich aus. Der äußere Rahmen seiner Lebensgeschichte bezeichnet fast nur die Stelle, an welcher er auftrat, um den Geschicken der Menschheit neue Bahnen zu weisen. Ein armer Zimmermannssohn aus Nazareth, unter dürftigen Umständen aufgewachsen, in stiller Verborgenheit lebend, bis der Geist in ihm ihn erst zum Taufwasser im Jordan, dann zum einsamen Nachdenken in die Wüste, dann mitten in das Gewühl des Lebens hineinführt, um in den volkreichen Umgebungen des Galiläischen Sees mit der Botschaft vom Gottesreich aufzutreten; der verhältnißmäßig kurze Zeit, vielleicht nicht viel länger als ein Jahr, heilend und lehrend umherzieht, zuerst in den Städten am See, danach, als er hier wenig Glauben findet, im ganzen Land Galiläa bis zu den Grenzen Phöniziens und Samariens hin, bei seinem ersten Auftreten eine sturmartige Bewegung der Geister erregend, bald immer heftiger angefeindet von den geistlichen Führern des Volks, gegen die er die schärfsten Pfeile seiner Rede richtet, von den wankelmüthigen Volksmassen bald angestaunt und umlagert, bald wieder verlassen, vergessen oder verfolgt, und nur von einem kleinen Kreise von Jüngern umgeben, denen es vergönnt war, tief in sein Inneres zu blicken, und die in guten und bösen Tagen treu zu ihm hielten; zuletzt, als die Entscheidung naht, diese selbst am Sitze der theokratischen Macht in Jerusalem aufsuchend, vom Volke noch einmal einen Augenblick jubelnd begrüßt und dann aufgegeben für immer; trotz aller Gefahren, die ihn umdräuen, freimüthig im Tempel lehrend und jedem, der ihm naht, schlagfertig Rede stehend, zuletzt verrathen, gefangen, gegeißelt und verhöhnt, als Verbrecher verurtheilt, ausgeliefert an die röm. Obrigkeit und als Aufrührer ans Kreuz geschlagen: das ist in wenigen Zügen der ganze Verlauf seiner äußern Lebensgeschichte, eine Geschichte, wie sie sich in etwas veränderter Weise auch anderswo und zu anderer Zeit hätte zutragen können, ohne daß dadurch der Gang der Dinge sich merklich verändert hätte. Dennoch leuchtet hinter dieser geringen Erscheinung eine geistige Größe auf, wie sie die Welt vorher und nachher nicht wieder sah, ein Leben von unerschöpflich reichem innern Gehalt, von dem eine Macht ausging, welche die Menschheit erneute, und die noch heute, nach fast zwei Jahrtausenden, trotz alles Widerstrebens die erste geistige Macht in der Geschichte ist. Es offenbart sich hier, daß das, was die Geschicke der Welt regiert, nicht der äußere Erfolg oder die Gewalt noch so staunenswerther äußerer Ereignisse ist, nicht die Macht, welche über unermeßliche Schätze und Heerscharen gebietet, auch nicht die zähe, an eingewurzelten

Digitized by Google

Vorurtheilen sich festklammernde Gewohnheit, auch nicht das Genie, welches sich blitzartig neue Hülfsquellen eröffnet, nicht der Verstand, welcher die verborgensten Geheimnisse des Naturlebens bloßlegt, nicht die Ideenfülle der Kunst, der Scharfsinn der Wissenschaft oder der blendende Witz, sondern die selbstverleugnende Hingabe des Herzens an die ewigen sittlichen Ordnungen Gottes in der Welt, das äußerlich unscheinbare, aber innerlich unerschöpfliche Gemüthsleben in Gott, das Leben im Ewigen und das Streben zum Ewigen hin, aus dem alles Endliche stammt, die sittlich-religiöse Idee und ihre Verkörperung im persönlichen Bewußtsein und Wollen. Der arme Zimmermann von Nazareth hat nicht gehabt, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und zwei Jahrtausende hat die Menschheit in ihm den fleischgewordenen Gott, ihr himmlisches Haupt und ihren ewigen König gesehen, und noch heute weiß die Geschichte keinen größern Namen zu nennen als den seinen. Die wichtigsten neuern Schriften über das Leben J. sind von Strauß («Das Leben J. kritisch bearbeitet», 2 Bde., Tüb. 1835; 2. Aufl. 1840; und «Das Leben J. für das deutsche Volk bearbeitet», 4. Aufl., Bonn 1877), Hase («Leben J.», 5. Aufl., Lpz. 1865, und «Geschichte J.», Lpz. 1876), Neander (5. Aufl., Hamb. 1852), Renan («Vie de Jésus», Par. 1863; 15. Aufl. 1877; deutsch, 3. Aufl., Lpz. 1870), Schenkel («Das Charakterbild J.», 4. Aufl., Wiesb. 1873), Schleiermacher (Berl. 1864), Weizsäcker («Untersuchungen über die evang. Geschichte», Gotha 1864), Keim («J. von Nazara», 3 Bde., Zür. 1867—72, und «Geschichte J.», 2. Aufl., Zür. 1874), Wittichen («Das Leben J. in urkundlicher Darstellung», Jena 1876). (S. Christus und Christenthum.)

Jesus Sirach, s. Sirach.

Jet ist das engl. Wort für Gayet und stammt durch das franz. jayet, jais von dem griech. γαγάτες her. Es ist eine besondere Art von tiefschwarzer Braunkohle von muscheligem Bruche, die man besonders schön bei Whitby und in den Clevelandhügeln in England und dann in Frankreich in den Depart. Aude und Hautes-Alpes findet. In dem erstgenannten Departement bestand bis in das 17. Jahrh. hinein eine besondere Zunft von Jet-Rosenkranz-Drechslern (patenôtriers en jais). In Würtemberg bestand früher zu Balingen und zu Gmünd Jet-Industrie. Gegenwärtig ist Whitby als Gewinnungs- und als Verarbeitungsort des J. berühmt, es sind dort gegen 1200 Arbeiter beschäftigt, und der Umsatz beläuft sich auf 1,200,000 Mark. Man schneidet und dreht daraus Knöpfe, Hals- und Armbänder, Uhr- und Halsketten u. dgl., meist zu Trauerschmuck. Häufig ist jedoch J. nichts anderes als schwarzgefärbtes Hartgummi. Das echte Braunkohlenjet unterscheidet sich von dem unechten durch seine Leichtigkeit.

Jeux floraux (franz., d. i. Blumenspiele) heißen die poetischen Wettkämpfe, welche jährlich zu Toulouse unter dem Vorsitze der Académie des jeux floraux gefeiert werden. Die Geschichte dieser literarischen Gesellschaft zerfällt in drei Perioden. Die erste, vom Anfange des 14. bis gegen das Ende des 15. Jahrh., beginnt mit dem Versuche einiger Bürger von Toulouse, der mit dem Verfalle des Ritterthums in Südfrankreich gesunkenen Poesie der Troubadours (s. d.) durch Stiftung eines gelehrt zünftigen Instituts wieder aufzuhelfen. Sieben derselben vereinigten sich unter dem Namen der Sept trobadors de Tolosa zu einer poetischen Gesellschaft, die 1323 einen poetischen Einladungsbrief an alle Sänger der Provence erließ. Alle Freunde der «fröhlichen Kunst oder Wissenschaft» (gay saber oder gai savoir) werden darin auf den 1. Mai 1324 zu einem poetischen Wettstreite nach Toulouse entboten, dem Sieger aber ein Preis und der Titel eines «Doctors der fröhlichen Wissenschaft» verheißen. Arnaud Vidal de Castelnaudary gewann damals den Preis, ein goldenes Veilchen, der später von der Stadt Toulouse gestellt wurde. Schon im folgenden Jahre constituirte sich die Gesellschaft als Consistori de la gaya sciensa mit einem Kanzler und sieben Mantenedors. Das Herbeiströmen der Preisbewerber aus ganz Frankreich veranlaßte sie 1355 zu einer Vermehrung der Preise. Es wurden nun eine wilde Rose für das beste Sirventes oder Pastourelle, eine Ringelblume für das beste Tanzlied, zuweilen noch zur Aufmunterung der jüngern Kunstgenossen dem besten kleinern Gedichte eine Nelke, alle drei von Silber, und dem Erwerber des ersten Preises noch außerdem der Titel Baccalaureus und dem aller drei Preise der Titel Doctor oder Meister (maestre) ertheilt. Vgl. Gatien-Arnoult, «Monuments de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des jeux floraux» (3 Bde., Toulose 1841—51); «Las Joyas del gay saber» (herausg. von Noulet, Toulouse 1849). Auch in Catalonien und Aragonien bildeten sich gegen Ende des 14. Jahrh. Filialgesellschaften, die zu Barcelona vertheilt noch heute jährlich Blumenpreise. Trotz des Verlustes ihres Palastes und Gartens in der bei einer Belagerung geschleiften Augustinervorstadt von Toulouse hielt die Muttergesellschaft ihre, wenn auch später beschränkten Sitzungen im Stadthause ununterbrochen bis 1484 fort. In

Digitized by Google

diesem Jahre wurde aus unbekannten Ursachen das Fest eingestellt, und die ganze Einrichtung war in Gefahr, zu Grunde zu gehen, als eine reiche Bürgerin von Toulouse, Clémence Isaure, sie durch Anschaffung neuer kostbarer Preisblumen wieder belebte und durch eine reiche testamentarische Stiftung Sorge für den Fortbestand der Gesellschaft trug, welche in dieser ihrer zweiten Periode den Namen Jeux floraux annahm. Wie früher karge Mittel, so störte später der Ueberfluß die Verfolgung des eigentlichen Zwecks der Gesellschaft. Das Stiftungsvermögen wurde in Festen verpraßt, in Geschenken an die Mitglieder vergeudet, sodaß endlich der Akademiker Laloubère von Toulouse den König Ludwig XIV. um Umgestaltung der Gesellschaft in eine Akademie bat. Mit der Bewilligung dieser Bitte 1695 beginnt die dritte Periode der Gesellschaft. Sie erhielt den Namen Académie des jeux floraux, und der König ernannte ihr einen Kanzler, 35 Mainteneurs oder Richter und 20 Maîtres. Das Einkommen derselben wurde auf 1400 Livres bestimmt, wovon 1000 zur Anschaffung von Preisblumen und 400 zur Bestreitung der Festkosten und anderer Ausgaben verwendet werden sollten. Den ersten Preis, ein goldenes Tausendschön (Amaranthe), 400 Livres werth, gewann die beste Ode; die andern drei waren wie früher ein Veilchen, eine wilde Rose und eine Ringelblume von Silber. Die silberne Rose gewann der beste Aufsatz in Prosa; sie wurde 1745 in eine goldene umgewandelt und zugleich bestimmt, daß, wer sie dreimal errungen, zum Maître ès jeux floraux ernannt werden solle. Jeder, ohne Unterschied des Landes und Geschlechts, durfte sich um die Preise bewerben. Im J. 1773 wurde das Kanzleramt abgeschafft, das Siegel der Gesellschaft einem beständigen Secretär, das Präsidium einem alle drei Monate unter den Mitgliedern durch das Los gewählten Modérateur anvertraut. Diese Einrichtungen haben sich fast unverändert bis auf die Gegenwart erhalten und nur durch die Revolutionsstürme von 1790—1806 eine Störung erlitten. Das seit 1696 erscheinende «Recueil annuel de l'académie» erlitt um 1700—3 und 1790—1806 Unterbrechungen. Vgl. Poitevin Peitavi, «Mémoire pour servir à l'histoire des jeux floraux» (Toulouse 1815).

Jever, Hauptstadt des Jeverlandes im Großherzogthum Oldenburg, 13 Kilom. von der Meeresküste, an der Oldenburger Staatsbahn und am Sieltief, einem schiffbaren, nach dem Hafen Hooksiel führenden Kanal, ist Sitz eines Amts und Amtsgerichts und zählt (1875) 4692 E. Der Ort hat, seitdem die Festungswälle abgetragen und in Anlagen verwandelt worden, ein sehr freundliches Ansehen erhalten. Unter den Gebäuden verdienen, außer den zwei Kirchen, das Rathhaus, das Schloß und das im 16. Jahrh. gestiftete Mariengymnasium mit ansehnlicher Bibliothek Erwähnung. Der Gewerbfleiß erstreckt sich besonders auf Tabackfabrikation, Lederbereitung und Bierbrauerei. Der Handel ist ziemlich belebt. Der Hafen der Stadt liegt bei Hooksiel, einem Flecken unweit des Jadebusens, mit 559 E., zwei Schiffswerften und sehr besuchten Pferde- und Krammärkten. Die Stadt J. zählt zu den ältesten Orten Frieslands und soll schon im 6. Jahrh. bestanden haben. — Das Jeverland, ein Theil des alten Friesland, bildete von jeher wie noch jetzt eine eigene Herrschaft (Erbherrschaft J.). Dasselbe besteht theils aus sterilem Sandboden, theils aus fruchtbarer Marsch, welche durch eine Menge Siele oder Schleusen des überflüssigen Wassers sich entledigt, zugleich aber durch künstliche Deiche vor dem eindringenden Meere gesichert ist. Im Mittelalter zerfiel das Land in die drei Häuptlingsschaften Ostringen, Rüstringen und Wangerland, welche 1359 in Edo Wynken ein gemeinsames Oberhaupt erhielten und unter diesem Herrschergeschlechte blieben, bis die Erbtochter Maria, die ihr Land 1532 dem brüsseler Lehnhof aufgetragen hatte, dasselbe 1573 testamentarisch an den Grafen Johann XVI. von Oldenburg vererbte. Des letztern Sohn, mit welchem das alte oldenb. Haus 1667 ausstarb, vermachte das Land seinem Schwestersohn, dem Fürsten Johann von Anhalt-Zerbst. Bei dem Aussterben dieses Hauses 1793 kam es als Kunkellehn an die Kaiserin Katharina II. von Rußland, einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die hierdurch Sitz und Stimme auf dem Deutschen Reichstage erhielt. Kaiser Alexander trat es 1807 an Holland ab; 1814 aber wurde es zu dem Großherzogthum Oldenburg geschlagen. Vgl. «Ammerland. Jeverland im Großherzogthum Oldenburg» (Schlesw. 1865); Bornsand, «Kurzer Abriß der Geschichte Jeverlands» (Oldenb. 1875).

Jeypore (indobrit. Schutzstaat), s. Dschaipur.

Jhering (Rud. von), einer der namhaftesten Lehrer des röm. Rechts, geb. 22. Aug. 1818 zu Aurich in Ostfriesland, widmete sich zu Heidelberg, München und Göttingen dem Studium der Rechte. Da ihm die Zulassung zum hannov. Staatsdienst versagt ward, so wandte er sich 1840 nach Berlin, wo er Savigny und Stahl hörte und sich zur akademischen Laufbahn vorbereitete. Nachdem J. 1842 bei der dortigen juristischen Facultät promovirt hatte, habilitirte er

Digitized by Google

sich im folgenden Jahre für röm. Recht. Seine «Abhandlungen über das röm. Recht» (Lpz. 1844) verschafften ihm bereits 1845 eine ord. Professur zu Basel, die er 1846 mit einer solchen zu Rostock vertauschte. Im J. 1849 ging er in gleicher Eigenschaft nach Kiel und von dort 1852 nach Gießen, dann 1868 nach Wien, wo er bei seinem Abgange nach Göttingen 1872 vom Kaiser von Oesterreich in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste in den erblichen Adelstand erhoben wurde. J.'s Hauptwerk ist «Geist des röm. Rechts» (Bd. 1—3, Lpz. 1852—65), das zu den bedeutendsten Arbeiten neuerer Zeit auf diesem Gebiete gehört und ins Italienische, Russische und Französische übertragen worden ist. Sonst sind noch «Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen» (Lpz. 1847; 3. Aufl., Jena 1876), «Die Jurisprudenz des täglichen Lebens» (Jena 1870; 3. Aufl. 1877; übersetzt ins Italienische und Ungarische), seine Schrift «Ueber den Grund des Besitzesschutzes» (Jena 1868; 2. Aufl. 1869; übersetzt ins Italienische von Forlani, ins Französische von O. de Meulenaere) und eine Reihe gediegener Abhandlungen in den von ihm herausgegebenen «Jahrbüchern für die Dogmatik des röm. und deutschen Privatrechts» (Jena 1856 fg.) hervorzuheben. Die weiteste Verbreitung fand, auch in den Kreisen der Laien, seine Schrift «Der Kampf ums Recht» (Wien 1872; 5. Aufl. 1877), von welcher zahlreiche Uebersetzungen erschienen sind.

Jireček (Jos.), böhm. Philolog und Literarhistoriker, geb. 9. Oct. 1825 zu Hohenmauth in Böhmen, besuchte 1838—43 das Gymnasium in Leitomischl, studirte 1844—49 in Prag Philosophie und Rechte, trat 1850 als Beamter in das österr. Unterrichtsministerium, wo er mit der Regelung des Schulbücherwesens für die nichtdeutschen Schulen Oesterreichs betraut war und seit 1860 einen maßgebenden Einfluß auf die Angelegenheiten der griech.-orient. Kirche in Oesterreich ausübte, übernahm 1871 als Mitglied des Cabinets Hohenwart die Leitung des Unterrichtsministeriums und lebt seit dem in demselben Jahre erfolgten Rücktritt dieses Ministeriums in Prag, wo er 1875 zum Präsidenten der Königlich Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt wurde. Von seinen zahlreichen, theils deutsch, theils böhmisch verfaßten Schriften sind zu erwähnen: «Národopisný přehled královstwí českého» («Ethnographie von Böhmen», Prag 1850), «Anthologie z literatury české» («Anthologie aus der ältern und neuern böhm. Literatur», 3 Bde., Prag 1858—61), «Ueber den Versuch, das Ruthenische mit lat. Schriftzeichen zu schreiben» (Wien 1859), «Actenmäßige Darstellung der Verhältnisse der griech. nichtunirten Kirche in Oesterreich» (Wien 1861), «Die Echtheit der Königinhofer Handschrift» (Prag 1862), «Handbuch des Unterrichts- und Prüfungswesens in Oesterreich» (Wien 1868), «Grammatik der altböhm. Sprache» (in böhm. Sprache, Prag 1870), «Bio- und bibliographisches Lexikon der böhm. Schriftsteller» (in böhm. Sprache, 2 Bde., Prag 1874—76). Außerdem veröffentlichte J. eine Reihe von literarhistor. und staatsrechtlichen Aufsätzen (deutsch in der «Oesterr. Revue», Wien 1863—67; böhm. in der «Böhm. Museumszeitschrift») und gab zahlreiche altböhm. Denkmäler, wie die Memoiren des böhm. Hofkanzlers Wilhelm Grafen Slawata u. a. m., heraus. — Hermenegild J., Bruder des Vorigen, slaw. Rechtshistoriker, geb. 13. April 1827 zu Hohenmauth in Böhmen, vorgebildet 1839—44 auf den Gymnasien zu Leitomischl und Prag, studirte 1845—50 in Prag Philosophie und Rechte und ist seit 1853 Beamter im österr. Unterrichtsministerium. Seine wissenschaftliche Thätigkeit wendete er vorzüglich der Rechtsgeschichte Böhmens zu. Von seinen Werken sind hervorzuheben: «Ueber Eigenthumsverletzungen und deren Rechtsfolgen nach dem altböhm. Rechte» (Wien 1855), «Slovanské právo v Čechách a na Moravě» («Das slaw. Recht in Böhmen und Mähren bis in das 13. Jahrh.», 3 Bde., Prag 1863 fg.), «Entstehen christl. Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaats» (Wien 1865), «Das Recht in Böhmen und Mähren bis zum Schlusse des 13. Jahrh.» (2 Abth., Prag 1865—66) und «Codex juris bohemici» (5 Bde., Prag 1867—77).

Joachim (Joseph), ausgezeichneter Violinspieler, wurde als Sohn israel. Aeltern 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg geboren und kam frühzeitig nach Wien auf das Conservatorium, wo Jos. Böhm sein Lehrer war. Schon 1843 machte er in Leipzig durch sein Violinspiel Aufsehen und gewann Mendelssohn's Theilnahme, der von nun an seine Studien leitete, während Hauptmann sein Lehrer in der Theorie wurde. Sein Aufenthalt in Leipzig, wo er auch im Gewandhausorchester und als Lehrer des Conservatoriums eine Anstellung erhielt, dauerte bis 1850, worauf er eine Reise nach Paris unternahm und auch hier seinem Talente Anerkennung verschaffte. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Concertmeister nach Weimar, vertauschte aber schon 1853 diese Stelle mit der eines Concertdirectors bei der Hofkapelle in Hannover und blieb daselbst bis 1868. In diesem Jahre zog er nach Berlin, wo er als Director

Digitized by Google

der königl. Hochschule für Musik in den Senat der königl. Akademie der Künste eintrat. Auf allen seinen Kunstreisen, die namentlich alljährlich nach London gerichtet sind, hat sich J. als ein Virtuos im edelsten Sinne bewiesen. Er zeigt eine außerordentliche technische Meisterschaft, verbunden mit einem nur dem Künstlerisch-Idealen zugewandten Streben. Als Componist verschiedener Violin- und Orchesterstücke, in denen er sich vornehmlich als Anhänger der Schumann'schen Art und Richtung erweist, ist er jedoch bisher zu keinem durchschlagenden Erfolg gelangt; sein «Concert in ungar. Weise» machte von seinen Compositionen das meiste Glück. — J.'s Frau Amalie, geborene Weiß, geb. 1839 in Marburg, wirkte bis zu ihrer Verheirathung 1863 als Hofopernsängerin an den Hofbühnen zu Wien und Hannover. Seitdem ist sie nur noch im Oratorium und als Liedersängerin thätig.

Joachimsthal, Bergstadt im gleichnamigen Bezirk des Königreichs Böhmen, 18 Kilom. nördlich von Karlsbad und nur 6 Kilom. von der sächs. Grenze, liegt in 733 Mt. Meereshöhe an der südl. Abdachung des Erzgebirgs inmitten hoher Berge im Thale des Weseritzbachs, ist Sitz eines Bezirksgerichts, eines Bergoberamts und anderer montanistischer Behörden und zählt (1869) 6586 E. Die schöne Dekanatskirche, welche 1873 mit vielen andern Gebäuden der Stadt verbrannte, wurde 1876 neu aufgeführt. In der Nähe liegt die Ruine des Schlosses Freudenstein. Außer einer Haupt- und Unterrealschule bestehen zu J. auch eine Klöppel- und eine Strohflechtschule. Die Bewohner betreiben Bergbau, Spitzenklöppelei und Strohflechterei. Die Fabrikthätigkeit erstreckt sich auf Bleiweiß, Mennige, Smalte, Papier und Cigarren. Berühmt ist die Stadt durch ihren Silberbergbau, der besonders im 16. Jahrh. in hoher Blüte stand und noch jetzt, trotz seines Verfalls, nicht ohne Bedeutung ist. Gegenwärtig ist neben dem Silber auch die Ausbeute an Blei, Zinn und Eisen von Wichtigkeit. Die Gegend von J. gehörte im Anfange des 16. Jahrh. den Grafen von Schlick, welche aus dem gewonnenen Silber seit 1519 Guldengroschen prägten, die unter dem Namen Joachimsthaler bald zu solchem Rufe gelangten, daß derselbe in der abgekürzten Form Thaler (s. d.) ein bleibender wurde.

Joánes (Vicente), span. Maler, geb. zu Fuente de la Higuera 1523, gest. zu Bocairente 1579, studirte wahrscheinlich in Italien nach Rafael und stiftete dann eine eigene Schule zu Valencia, wo er viel für die dortigen Kirchen arbeitete. Er malte nur religiöse Gegenstände. Alle seine Werke athmen einen stillen, einfachen und unschuldigen Sinn, mit dem sich Anmuth, Correctheit und sprechender Ausdruck verbinden. Seine Richtung ist im ganzen die der in Italien gebildeten Niederländer, z. B. Orley's, welcher Rafael's Schüler war, obwol auch ein gewisser Einfluß der florentin. Manieristen sich bei ihm kundgibt. Sein Colorit ist meist etwas stumpf. Die Spanier pflegen ihn mit Unrecht Rafael gleichzustellen. — Sein Sohn, Juan Vicente J., war ebenfalls Maler, erreichte aber den Vater nicht.

Jobber, Stockjobber, heißt in England eigentlich derjenige, welcher in Fonds oder Actien für eigene Rechnung speculirt, dann aber auch der, welcher dem Differenzgeschäft, der Agiotage oder dem sog. Börsenspiel (Stock jobbery) obliegt.

Jobsiade (komisches Heldengedicht), s. Kortum (Karl Arnold).

Joch (lat. jugum) heißt ursprünglich das auf Nacken und Schultern angebrachte Holz zur Unterstützung des Tragens oder Ziehens, namentlich aber das hölzerne Geschirr bei Zugochsen, welches auf dem Nacken liegt. Dann bezeichnet das Wort als Feld- und Waldmaß auch ein Stück Land, welches ein Ochsengespann (Joch) in einem Tage umzupflügen im Stande ist. Als wirkliches Maß bestand bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (1. Jan. 1876) das J. in Oesterreich, wo es auch jetzt noch zur Anwendung kommt. Dieses österr. oder sog. Wiener J. umfaßt ein Areal von 1600 Quadratklaftern (57,600 Quadratfuß) oder 5754,644 QMt. und entspricht somit 0,57546 Hekt. oder 1,422 engl. Acres. Die Landwirthe rechnen das J. zu drei Metzen Aussaat. Ferner war und ist in gleicher Weise das J. in Ungarn in Gebrauch, wo es normalmäßig 1100—1200 und 1300 wiener Quadratklaftern groß ist, gewöhnlich aber zu 1200 Quadratklaftern = $^3/_4$ wiener J. gerechnet wird. Außerdem war das J. unter dem Namen Jück, Juck oder Juch bis Ende 1871 ein Feldmaß im Großherzogthum Oldenburg, wo zweierlei Jück vorkamen: das Katasterjück oder alte Jück von 64,000 Quadratfuß = 56,028 Aren und das neue Jück von 51,840 Quadratfuß = 45,383 Aren = $^{81}/_{100}$ alte Jück; 40 alte Jück machten einen Bau. — Bei den Römern hieß J. (jugum ignominiosum) eine aus Spießen errichtete galgenförmige Pforte, durch welche gefangene Heere, der Waffen und des Kriegerschmucks beraubt, schimpflich ziehen mußten. Die Römer haben ihren besiegten Feinden diese Beschimpfung mehrmals angethan, sie aber auch selbst erfahren: so bei den Caudinischen Pässen durch die Samniter, vor Numantia und in Afrika durch Jugurtha.

Digitized by Google

Jöcher (Christian Gottlieb), der Verfasser des «Gelehrten-Lexikon», war 20. Juli 1694 zu Leipzig geboren, wo er anfangs Medicin, dann Theologie studirte. Nachdem er sich 1714 habilitirt, erhielt er 1730 eine ord. Professur in der philos. Facultät, 1732 aber die Professur der Geschichte. In der Philosophie gehörte er der Wolf'schen Richtung an. Im J. 1742 wurde er Universitätsbibliothekar. J. starb 10. Mai 1758. Sein «Allgemeines Gelehrten-Lexikon» (4 Bde., Lpz. 1750—51) wurde von Adelung bis zum J (2 Bde., Lpz. 1784—87) und von Rotermund bis Rin (Bd. 1—6, Abth. 3, Brem. 1810—22) ergänzt.

Jochmus (Aug. Giacomo J., Freiherr von Cotignola), deutscher Militär, geb. 1808 zu Hamburg, war für den Kaufmannsstand bestimmt, ging aber 1827 als Philhellene nach Griechenland, wo er an den Feldzügen von 1828 und 1829 rühmlich theilnahm und 1828 zum Hauptmann und Adjutanten des Generals Church, Oberbefehlshabers der griech. Landmacht, befördert wurde. Nach Ankunft des Königs Otto wurde er 1832 als Hauptmann des Generalstabes im Kriegsministerium angestellt. Im J. 1835 verließ J. den griech. Dienst und trat in die anglospan. Legion unter de Lacy Evans. Hier avancirte er sehr bald bis zum Range eines Obersten, wurde an Reid's Stelle zum Chef des Generalquartiermeisterstabes, dann für die Belagerung und Einnahme Iruns 17. Mai 1837 zum Brigadegeneral, im Juni durch Espartero zum Chef des Generalstabes beim Armeecorps von Cantabrien ernannt. Nachdem J. Ende 1838 nach England zurückgekehrt, wurde er von Palmerston nach Konstantinopel gesendet, um hier im Vernehmen mit Lord Ponsonby einen Feldzugsplan für den voraussichtlichen Krieg in Syrien zu entwerfen. Im Juli 1840 ging er nach Syrien, während ihn zugleich auf engl. Vermittelung die Pforte zum Divisionsgeneral und Pascha von zwei Roßschweifen ernannte. Von Admiral Stopford zum Chef des Generalstabes des combinirten türk.-engl.-österr. Heers im Libanon ernannt, war er als solcher im Nov. 1840 bei der Einnahme von St.-Jean d'Acre thätig. Sodann trat er im Dec. 1840 an die Spitze des Operationsheers und beendete bis 16. Febr. 1841, wo Ibrahim-Pascha's letzte Truppen Gaza räumten, den ganzen Feldzug. J. blieb im türk. Dienste und war bis Anfang 1848 dem Kriegsministerium zu Konstantinopel zugetheilt. Die Märzrevolution veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Deutschland, wo ihm Erzherzog Johann 17. Mai 1849 im Reichsministerium das Portefeuille des Aeußern und der Marine übertrug. Nach Auflösung des Ministeriums im Dec. 1849 zog sich J. ins Privatleben zurück. Im Mai 1859 wurde er zum österr. Feldmarschallieutenant ernannt und nach dem Frieden von Villafranca erhob ihn Kaiser Franz Joseph in den Freiherrnstand. J. veröffentlichte die Schrift «Der syr. Krieg und der Verfall des Osmanenreichs seit 1840» (Frankf. 1856).

Jockey, ein aus dem Englischen in die meisten europ. Sprachen übergegangenes Wort, bezeichnet eigentlich den professionellen Reiter, der die Pferde bei den Wettrennen «steuert» und zu diesem Behufe eine regelmäßige Schule durchmachen muß. Doch werden auch die Sporting gentlemen, die nicht selten ihre eigenen Pferde auf der Rennbahn lenken, J. genannt, und die von ihnen für die Förderung des Rennwesens gebildeten Vereine heißen Jockey-Clubs.

Jodelle (Etienne), Sieur de Lymodin, geb. zu Paris 1532, der Dramatiker des Dichterkreises des sog. Siebengestirns (Pleiade), ist als solcher von Bedeutung, insofern er zuerst mit den mittelalterlichen Formen des Dramas, den Mysterien, Moralitäten und Farcen, brach und den Versuch unternahm, nach dem Vorbild der antiken Tragödie und Komödie componirte Dramen in franz. Sprache zu verfassen. Durch die beiden noch unvollkommenen, literarhistorisch aber interessanten Tragödien «Cléopâtre captive» (1552) und «Didon se sacrifiant» (1553), sowie eine etwas leichtfertige Komödie «Eugène» wurde er der Begründer des classicirenden franz. Dramas. Bei dem Mangel an gebildeten Schauspielern im 16. Jahrh. wurden seine Stücke nur selten gespielt. Eines besondern Charakters entbehren seine lyrischen Gedichte (Sonette, Oden, Elegien, Chansons), meist erotischen Inhalts und im Geschmacke seiner Zeit. Seine Eitelkeit und Unzuverlässigkeit brachten ihn nach einigen Jahren ungetheilter Bewunderung um Ansehen und Freundschaften, und ein ungezügeltes Leben führte ihn in ein frühes Grab (Juli 1573). Nach seinem Tode erschienen seine «Oeuvres» (Par. 1574; beste Ausg. von Marty-Laveaux, 2 Bde., Par. 1868—70). Uebrigens war J. auch Maler, Bildhauer und Architekt.

Jodeln, eine bei den Bewohnern der Alpen ursprüngliche Gesangsart, deren Eigenthümlichkeit im Uebergange von den Brusttönen zum Falset (Fistel) besteht. Bald bildet es den Refrain eines Gesangstextes, bald auch tritt es selbstständig hervor. Es ist das melodische Aufjauchzen einer innern Lust, wie sie in der reinen Alpenluft so leicht geweckt wird. Unter den Völkerschaften des Abendlandes sind es diejenigen des heitersten Temperaments, Steiermärker, deutsche Tiroler, und unter den Schweizern hauptsächlich Appenzeller, bei denen das J. besonders einheimisch ist.

Digitized by Google

Joel, der Sohn Pethuel's, einer der ältesten hebr. Propheten, der zweite unter den sog. zwölf kleinen im Kanon des Alten Testaments, weissagte im Reiche Juda um 860 v. Chr. Sein Orakel wurde durch eine große Dürre und schwere Heuschreckenverheerung veranlaßt, indem ihm die öffentliche Noth Gelegenheit bietet, das Volk zur Buße zu mahnen und ihm dafür den Beistand Jahveh's, den Sieg über alle Heiden und eine dauernde Zeit des Friedens in Aussicht zu stellen. Die Sprache ist alterthümlich, aber hochpoetisch und malerisch. Commentare mit Uebersetzungen lieferten Credner (Jena 1831), Meier (Tüb. 1841), Hitzig in der Schrift «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1838; 3. Aufl. 1863) und Wünsche (Lpz. 1872).

Johann ist der Name von 23 röm. Päpsten. — J. I. regierte als Papst 523—526. Als die Arianer, von Kaiser Justinian I. hart bedrängt, Theodorich, König der Ostgothen, um Hülfe baten, sandte dieser den Papst an der Spitze einer Gesandtschaft nach Konstantinopel. Obgleich J. den Arianern Zurückgabe der Kirchen auswirkte, ward er bei seiner Rückkehr von Theodorich ins Gefängniß geworfen, in welchem er sein Leben 26. Mai 526 endigen mußte. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche; der 27. Mai ist ihm geweiht. — J. II. oder Mercurius regierte 532—535 und betheiligte sich an den Streitigkeiten der Theopaschiten im Sinne der strengen Orthodoxie seiner Zeit. — J. III. regierte 560—573. — J. IV., geb. zu Salona, regierte 640—642, verdammte die Lehre der Monotheleten und lehnte die Annahme der von Sergius auf Befehl des Kaisers Heraklius verfaßten Unionsformel (der sog. Ekthesis) ab. — J. V., aus Antiochien, regierte nur 685—686. — J. VI., ein Grieche, regierte 701—705, bewog durch Androhung göttlicher Strafe den Herzog von Benevent, Gisulph, zur Rückgabe der dem Exarchat entrissenen Städte. — J. VII., ebenfalls ein Grieche, regierte nur 705—707. — J. VIII., ein Römer, Papst 872—882, krönte Karl den Kahlen, unbekümmert um den Widerspruch des deutschen Königs Ludwig, kraft apostolischer Vollmacht und mit Vernichtung des Erbrechts, zum röm. Kaiser und erhielt dafür nicht nur bedeutenden Länderbesitz, sondern auch das die landeskirchliche Selbstständigkeit Frankreichs schwer bedrohende Recht der Ernennung eines apostolischen Vicars mit den ausgedehntesten Befugnissen, wogegen jedoch Hinkmar von Rheims mit Erfolg die Freiheit der gall. Bischöfe vertrat. Auf der Synode zu Ravenna 877 wagte er sodann den niedern Klerus dem weltlichen Gerichte zu entziehen und ihm das unbedingte Appellationsrecht nach Rom zu gestatten. Von den Bedrängnissen durch die Sarazenen konnte er sich nur durch Zahlung eines jährlichen Tributs befreien. Den von Hadrian II. gebannten Patriarchen von Konstantinopel, Photius, erkannte er an in der Hoffnung, einen günstigen Vergleich mit dem griech. Kaiser Basilius und die Bulgarei wieder für seine Jurisdiction zu erhalten. In dieser Absicht beschickte er auch das zweite Concil zu Konstantinopel (879). Da er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht fand, widerrief er seine Anerkennung des Photius und erklärte das Concil für nichtig. — J. IX., geb. zu Tivoli, ein Benedictiner, regierte 897—900. Dem ital. Kaiser Lambert (gest. 898) hatte er, bedrängt von den röm. Großen, eine Mitwirkung bei der Papstwahl zugestehen müssen. — J. X., früher Bischof von Bologna, dann Erzbischof von Ravenna, kam durch Theodora auf den päpstl. Stuhl und regierte 914—928. Er krönte Berengar, König von Italien, zum Kaiser (915), vereinigte die Kräfte Italiens gegen die Sarazenen, die sich seit 40 Jahren an den Grenzen des Kirchenstaats festgesetzt hatten, und schlug dieselben 916 bei Garigliano. Er wurde durch Marozia, die sich mit dem Markgrafen Guido von Toscana vermählt und die Engelsburg eingenommen hatte, ins Gefängniß gebracht und hier durch Erstickung getödtet. — J. XI., ein Sohn der Marozia und des Papstes Sergius III., Papst 931—932, wurde durch seinen Bruder Alberich gestürzt und in der Engelsburg eingekerkert; er starb im Gefängnisse 936. — J. XII., ein Sohn Alberich's, Papst 955—964, änderte zuerst seinen Namen Octavianus um, als er den päpstl. Stuhl bestieg, was seitdem gewöhnlich wurde. Kaum 18 J. alt, wurde er Papst, schändete aber sich und seine Würde durch die gröbsten Ausschweifungen. Um sich gegen den König Berengar II. von Italien zu behaupten, rief er den deutschen König Otto I. zu Hülfe, krönte ihn als Sieger (962), wurde aber von demselben wegen begangener Treulosigkeit abgesetzt (963). — J. XIII., geb. zu Rom, Bischof von Narni, bestieg 965 den röm. Stuhl, wurde bald darauf von den röm. Großen verjagt, von dem Kaiser Otto I. aber wieder eingesetzt, unter dessen Schutze er bis 972 regierte. — J. XIV., vorher Peter, Bischof von Pavia, wurde 983 Papst durch den Kaiser Otto II., der ihn auch Bonifacius VII. gegenüber schützte; gleich nach Otto's Tode aber (983) kam er in die Gewalt des Gegenpapstes. Er starb 984 in der Engelsburg im Kerker. — J. XV., geb. zu Rom, regierte als Papst 986—996, erklärte die Beschlüsse der von Hugo Capet zu Rheims gehaltenen Synode (991), welche den Erzbischof von Rheims, Arnulph,

Digitized by Google

absetzte und dessen Stelle Gerbert übertrug, für ungültig. Gerbert begab sich zu Otto III., der ihn zum Erzbischof von Ravenna, dann zum Papst erhob. Arnulph mußte jedoch im Gefängniß bleiben und ward erst von Hugo's Nachfolger, Robert, wieder eingesetzt. Er vollzog die erste päpstl. Kanonisation an dem Bischof Ulrich von Augsburg. — J. XVI., vorher Philagathus, wurde nach Gregor's V. Vertreibung durch den Usurpator Crescentius (997) auf den päpstl. Stuhl erhoben, aber durch den Kaiser Otto III. wieder gestürzt, der ihn mit Crescentius auf der Engelsburg in Haft setzen und blenden ließ. — J. XVII., mit dem Beinamen Sicco, wurde 1003 Papst, starb aber schon in demselben Jahre. — J. XVIII., vorher Fanasus oder Fasanus, Papst 1003—9, starb als Mönch. — J. XIX., vorher Graf von Tuscanello, erkaufte sich als Laie durch Bestechung den päpstl. Stuhl und regierte 1024—33. König Knut d. Gr. von Dänemark wallfahrtete zu ihm und traf mit ihm eine Uebereinkunft wegen Vertheilung der Pallien und der Zahlung des Zehnten und des Peterspfennigs. — J. XX., vorher Peter Julian, geb. zu Lissabon, war früher Arzt, wurde dann Geistlicher, Cardinal und Bischof von Tusculum, 1276 Papst, starb aber schon 1277, von einer einfallenden Decke erschlagen. Er hat Briefe, philos. und medic. Schriften hinterlassen. Er zählte sich, weil die Sage eine Päpstin Johanna (s. d.) als J. VIII. auf Petri Stuhl gesetzt hatte, als J. XXI.

Johann XXII., Papst 1316—34, geb. zu Cahors 1244, hieß vorher Jakob von Ossa oder Euse. Gewandt, gelehrt und tüchtiger Kanonist, wurde er Robert's, des Sohnes Karl's II. von Neapel, Kanzler, später Bischof zu Fréjus, 1310 Erzbischof von Avignon, Cardinal und Bischof von Porto. Nachdem er 7. Aug. 1316 zu Lyon zum Papst erwählt worden, behielt er, trotz seines frühern Versprechens, doch seinen Sitz in Avignon. Abhängig von Frankreich und übermüthig gegen das Kaiserthum, fand er in dem Streite zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Oesterreich, nach vielen vergeblichen Versuchen, in die deutschen Verhältnisse sich einzumischen, eine günstige Gelegenheit, die päpstl. Herrschaft über das Kaiserthum geltend zu machen. Lange sah er dem Streite zwischen beiden zu, um inzwischen als Reichsverweser besonders in Italien herrschen zu können. Erst als 1323 das Glück für Ludwig sich entschied, trat er gegen diesen auf und überhäufte ihn mit Vorladungen, Bannflüchen und Interdicten, ohne sich durch dessen Zug nach Rom, wo sich Ludwig durch Bischöfe krönen ließ, stören zu lassen. Als mehrere berühmte Rechtsgelehrte, wie Marsilius von Padua, Johann von Gent u. a., dem päpstl. Stuhle das Recht absprachen, sich in bürgerlichen Angelegenheiten die Entscheidung beizumessen, belegte er dieselben 1327 in einer besondern Bulle mit dem Bann. Mit den Verfolgten vereinigten sich indeß immer mehr die freimüthigern Ansichten zugänglichen Mönche, besonders die Franciscaner, zur Unterstützung des Kaisers Ludwig, der hierauf 1328 einen Gegenpapst, Nikolaus V., ernennen ließ. Doch dies alles konnte J. nicht zur Nachgiebigkeit bestimmen. Kaum hatte Ludwig Italien verlassen, so nahm er 1330 Nikolaus V. gefangen, zwang ihn, seiner Würde zu entsagen, und trennte hierauf durch ein Edict Italien vom Deutschen Reiche. J. starb 1334 im Alter von 90 J. Er gab die Clementinen (s. d.) und die Extravaganten (s. d.) heraus, mit denen das Corpus juris canonici schließt.

Johann XXIII., Papst 1410—15, Neapolitaner, hieß vorher Balthasar Cossa, studirte zu Bologna die Rechte, wurde unter Bonifacius IX. Kämmerer, dann Protonotar, 1402 Cardinal und 1410 auf dem Concil zu Pisa zum Nachfolger Alexander's V. erwählt. Im Kriege gegen Ladislaus, König von Neapel, begriffen, ließ er Ablaß zu einem Kreuzzuge gegen denselben ausbieten. Da Huß gegen solchen Ablaß sich erhob und zu Prag immer kühner auftrat, wurde dieser von J. nach Rom beschieden, dann aber, weil er nicht erschien, in den Bann gethan und Prag mit dem Interdict belegt. Von Ladislaus bedrängt, suchte J. nun Hülfe bei dem Kaiser Sigismund, der als Preis ein Concil zur Beseitigung des päpstl. Schisma und zur Reformation der Kirche forderte. Daß hierbei Konstanz (s. d.) zum Versammlungsort bestimmt wurde, war ein Meisterstück des staatsklugen Kaisers. Kaum hatte die Kirchenversammlung, bei welcher sich J. in Person eingefunden, im Nov. 1414 begonnen, als J. zu spät die schlimme Lage, in der er sich befand, erkannte. Um das kirchliche Schisma zu beseitigen, faßte das Concil den Beschluß, die drei damals in der Kirche vorhandenen Päpste (Gregor XII., Benedict XIII. und J. XXIII.) sämmtlich zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. Wirklich versprach J. 2. März 1415, der päpstl. Krone zu entsagen, entfloh jedoch gegen seinen Eid 21. März heimlich mit seinen Anhängern nach Schaffhausen. Der nun gegen ihn eingeleitete Criminalproceß überwies ihn einer Anzahl grober Schandthaten, wie Mord, Blutschande, Unzucht und Räubereien aller Art, sodaß er 29. Mai feierlich abgesetzt, dann zu Freiburg festgenommen, hierauf aber im Schlosse Gottleben bei Konstanz, später zu Manheim und endlich zu Heidelberg in

Digitized by Google

Haft gehalten wurde. Im J. 1419 kaufte er sich los, ging nach Italien, ward vom Papste Martin V. begnadigt und starb im Nov. 1419 zu Florenz, nachdem er kurz zuvor zum Cardinalbischof von Tuscoli und zum Dekan des Cardinalcollegiums ernannt worden war.

Johann ohne Land, König von England, 1199—1216, geb. zu Oxford 24. Dec. 1166, war der jüngste Sohn und der Liebling Heinrich's II. (s. d.), nahm aber dessenungeachtet an den Empörungen gegen seinen Vater theil. Als König Richard I. (s. d.) Löwenherz, der als der ältere von Heinrich's II. Söhnen den Thron bestiegen, in der Gefangenschaft des Herzogs von Oesterreich schmachtete, verband sich J. 1193 mit Philipp II. August von Frankreich, um dem Bruder die Krone zu rauben. Der Anschlag scheiterte nur an der Festigkeit der Bischöfe und des Regentschaftsraths. J. erhielt nach Richard's Rückkehr Verzeihung und ließ sich sogar zum Kriege gegen Frankreich bereit finden. Mit Richard's Tode 1199 sollte eigentlich die engl. Krone dem zwölfjährigen Herzog Arthur von Bretagne zufallen, einem Sohne Gottfried's, des verstorbenen ältesten der Brüder. (S. Plantagenet.) Allein J. wußte die Großen zu gewinnen und wurde 27. Mai 1199 statt seines Neffen als König von England gekrönt. In seinen franz. Staaten lernte er hierauf die schöne Isabella, die Tochter des Grafen von Angoulême, kennen und vermählte sich mit ihr, während er seine erste Gemahlin Hadwise, die Erbtochter des Grafen von Gloucester, verstieß. Der Umstand indeß, daß Isabella schon dem Grafen de la Marche verlobt war, verwickelte ihn in Krieg mit seinen franz. Vasallen. Auch begann 1202 der König Philipp das Interesse seines Eidams, des jungen Arthur, zu vertreten und fiel mit einem starken Heere in die Normandie ein. Arthur gerieth hierbei in die Gefangenschaft J.'s und wurde von diesem zu Rouen eigenhändig ermordet. Diese Greuelthat, wie der verächtliche Charakter J.'s überhaupt, bestimmte die franz. Vasallen zum Abfall, und die englischen begaben sich in ihre Heimat. Binnen zwei Jahren hatte er alle Besitzungen bis auf einen Theil von Poitou und Guienne verloren. Um diese Zeit brachen auch die Streitigkeiten des Königs mit dem allerdings frech anmaßlichen Papste Innocenz III. aus. Der Papst hatte den Cardinal Stephan Langton eigenmächtig zum Erzbischof von Canterbury ernannt und belegte England, da der König die Bestätigung verweigerte, 1208 mit dem Interdict. J. schwur Rache, jagte die Geistlichkeit aus dem Lande, zog deren Güter ein und sperrte die Ordensbrüder in die Klöster. Da er den Bannfluch erwartete, so ließ er sich den Treueid von seinen Großen erneuern, die sich um so weniger weigerten, als sie selbst von der Priesterherrschaft hart gedrückt wurden. Als jedoch der Papst im Oct. 1209 wirklich den Bann verhing, wurde J. kleinmüthig, und nun schritten auch die Großen zum Abfall. Der Papst wagte deshalb 1212 den König des engl. Throns für verlustig zu erklären, trug Philipp von Frankreich die Vollstreckung des Urtheils auf und predigte gegen J. förmlich den Kreuzzug. Während sich der ländersüchtige Philipp rüstete, trat jedoch der Papst aus Besorgniß vor der franz. Uebermacht 1213 durch seinen Legaten mit J. zu Dover in Unterhandlung. J. unterwarf sich hier persönlich den schimpflichsten Bedingungen. Er willigte nicht nur in die Einsetzung Langton's, die Restitution aller geistlichen Güter und in eine bedeutende Entschädigungssumme, sondern resignirte auch 25. Mai die Kronen von England und Irland in die Hände des Papstes. Beide Reiche sollten für immer vom päpstl. Stuhle zu Lehn gehen und von dem König jährlich in zwei Terminen ein Lehnzins von 1000 Mark Silber bei Verlust des Thronrechts erlegt werden. Kaum waren die Händel beigelegt, als ein neuer Streit für das königl. Ansehen einen noch schlimmern Ausgang nahm. Die vom König beleidigten Barone verbanden sich im Jan. 1215 mit der unbefriedigten Geistlichkeit, um das von der Krone allmählich erdrückte öffentliche Recht als allgemeine Schutzmauer gegen Despotie wieder aufzurichten. Der Erzbischof-Primas Langton war die Seele des Bundes. Am 27. April erschienen die Verbündeten mit einem starken Heere vor Oxford und stellten dem König Forderungen, welche aus dem Freiheitsbriefe Heinrich's I. und den Gesetzen Eduard's des Bekenners zusammengetragen waren. Als J. dieses Ansinnen verwarf, griffen die Barone zu den Waffen, nahmen London und zwangen den König (19. Juni 1215) auf einer großen Wiese zwischen Staines und Windsor die Freiheiten zu bewilligen, die unter dem Namen der Magna Charta (s. d.) als das Fundament der engl. Staatsverfassung betrachtet werden. Alsbald bewog er aber gegen sein Versprechen den Papst als den Oberlehnsherrn, diese Freiheiten durch eine Bulle zu verdammen und die Widerspenstigen mit dem Kirchenbann zu belegen. Der Bürgerkrieg brach nun wieder aus, und J. verübte mit seinen Miethtruppen so furchtbare Grausamkeiten, daß die aufs Aeußerste getriebenen Barone den Kronprinzen Ludwig, den Sohn Philipp's II. von Frankreich, zu Hülfe riefen und ihm die engl. Krone anboten. Ludwig erschien im Mai 1216 mit einem starken Heere, wurde zu London mit

Digitized by Google

offenen Armen aufgenommen und unterwarf sich bei dem geringen Widerstande, den ihm J. leistete, fast das ganze südl. und östl. England. In dieser Lage starb J. unter neuen Zurüstungen zur Bewahrung seiner Krone 19. Oct. 1216. (S. Großbritannien.) Die Grundzüge seines Wesens waren Treulosigkeit, Habsucht, Grausamkeit und Wollust. Ihm folgte sein neunjähriger Sohn Heinrich III. unter dem Protectorat des Grafen Wilhelm von Pembroke.

Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ältester Sohn des Grafen Heinrich III. von Luxemburg, des nachherigen deutschen Königs, und Margarethens von Brabant, geb. 1296, war ein tapferer Kriegsheld, aber von übermäßiger Neigung zu abenteuerlichem Treiben erfüllt. Als sein Vater zum König gewählt war, trugen die mit Heinrich's von Kärnten Herrschaft unzufriedenen Böhmen ihm die böhm. Krone mit der Hand der Elisabeth, der Tochter König Wenzel's IV. von Böhmen, des letzten männlichen Sprossen der Przemysliden für seinen Sohn an, und dieser vermählte sich mit ihr 1310; anfangs unter der Leitung des Erzbischofs Peter von Mainz, gelang es ihm, die Krone zu gewinnen und zu behaupten. In den Wirren, welche nach seines Vaters Tode 1313 durch die zwiespaltige Kaiserwahl verursacht wurden, hielt er sich zur Partei Ludwig's des Baiern und folgte diesem ins Feld, so oft nicht die stets wieder emporlodernde Flamme des Aufruhrs seine Anwesenheit in Böhmen nöthig machte. So war er 1315 in Italien, 1322, nachdem er von den Höfen zu Avignon und Paris und aus Luxemburg zurückgekehrt, wieder in Prag. In demselben Jahre nahm er einen vorzüglichen Antheil an dem Siege bei Mühldorf; auch focht er 1324 für den König von Frankreich in Lothringen und unterstützte 1328 denselben im Kampfe gegen die Flamländer. Dann eilte er mitten im Winter 1329 den Deutschen Rittern nach Preußen zu Hülfe, wobei er ein Auge einbüßte, und war noch in demselben Jahre wieder in Frankreich, wo ihn König Philipp VI. zum Statthalter von Gascogne einsetzte. Seine enge Verbindung mit Frankreich, die schon vom Vater ererbt war, führte zu der Vermählung seines Sohnes, des nachherigen Kaisers Karl IV. (s. d.), mit Blanca von Valois. Seine Gemahlin ließ er während seiner Irrfahrten in Prag zurück, um das Geld einzusammeln, welches er im Auslande vergeudete. Doch erweiterte er die Grenzen des Königreichs durch Erwerbung des Herzogthums Breslau 1327 kraft eines Vertrags mit dem kinderlosen Herzog Heinrich, sowie auch dadurch, daß er fast alle übrigen schles. Fürsten seiner Hoheit unterwarf. So legte er den Grund zu dem von seinem Sohne Karl IV. innerlich organisirten, großen deutsch-slaw. Ländervereine. Als er 1330 in dem von innern Zwistigkeiten zerrissenen Italien als glücklicher Eroberer auftrat, machte er sich dem Kaiser Ludwig verdächtig, als strebe er nach der Kaiserkrone, verständigte sich aber 1331 mit demselben und begab sich, nachdem er in Prag neue Gelder erhoben, nach Paris und Avignon. Hier vermählte er sich 1334 zum zweiten mal mit Beatrix von Bourbon. Die seinem Sohne Johann, den er mit Heinrich's von Kärnten Tochter Margaretha vermählt hatte, von seiten Oesterreichs und mehrerer neidischer Fürsten streitig gemachte Erbschaft von Kärnten und Tirol verwickelte ihn 1335 in langwierige Händel und führte zuletzt auch noch einen völligen Bruch zwischen ihm und dem Kaiser herbei. Er verlor 1340 durch einen rheumatischen Zufall auch sein zweites Auge, weshalb er auch J. der Blinde genannt wird. Er fiel in der mörderischen Schlacht bei Crecy 1346. Vgl. Schötter, «J., Graf von Luxemburg und König von Böhmen» (2 Bde., Luxemb. 1865).

Johann VI. (Maria Joseph Ludwig), König von Portugal und Algarbien und Kaiser von Brasilien, geb. 13. Mai 1767, war der Enkel König Joseph's I. und der Sohn der Königin Maria und des Infanten Dom Pedro, der als König Peter III. hieß und 1786 starb. Im J. 1790 vermählte er sich mit der Infantin Carlotta Joaquima, der Tochter König Karl's IV. von Spanien. Infolge der Gemüthskrankheit seiner Mutter wurde er als Prinz von Brasilien 10. Febr. 1792 Regent von Portugal, im Sept. 1796 als Souverän und 15. Juli 1799 als wirklicher Regent proclamirt, nach dem Tode seiner Mutter aber, 20. März 1816, wirklicher König. Bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England trat J. als Regent 1793 der ersten Coalition gegen Frankreich bei. Nachdem aber Spanien mit Frankreich im Frieden zu Basel 1795 sich geeinigt, stellte er sich, ganz den Feindseligkeiten Frankreichs preisgegeben, unter engl. Schutz. Bonaparte aber nöthigte infolge dessen Spanien zu einem Angriff auf Portugal, das im Frieden zu Badajoz 6. Jan. 1801 Olivenza an Spanien und ein Stück Guianas an Frankreich abtreten mußte. Nach dem Tilsiter Frieden verlangte Napoleon wieder, daß alle portug. Häfen den Engländern verschlossen und alle Engländer in Portugal verhaftet, ihr Eigenthum aber eingezogen würde. Als J. nur die erste Forderung erfüllte, erklärte Napoleon 11. Nov. 1807 im «Moniteur»: «Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren», worauf ein franz.-span. Heer in Portugal einrückte. J. setzte 26. Nov. eine Regierungsjunta

Digitized by Google

nieder und schiffte sich am folgenden Tage mit seiner Familie nach Brasilien ein. Von Rio de Janeiro aus hob er 1. Mai 1808 alle bisherigen Verträge mit Spanien und mit Frankreich auf und schloß sich enger als je an England an, das ihm sein europ. Königreich, von der Tapferkeit des portug. Heers und der Begeisterung des Volks kräftig unterstützt, wieder eroberte. Seitdem übte England durch den Marschall Beresford (s. d.) einen übermächtigen Einfluß auf die Verwaltung des Landes aus, bis infolge der Revolution von 1820 durch die Cortes, welche J. anerkannte, ein neues Staatssystem begründet wurde. J. kehrte hierauf 1821 nach Portugal zurück; sein Sohn Dom Pedro (s. d.) aber blieb in Brasilien und ward, nachdem die dortige Nationalversammlung (1. Aug. 1822) Brasilien für ein von Portugal getrenntes Reich erklärt hatte, 12. Oct. 1822 zum Kaiser von Brasilien ernannt. J. erkannte indessen die Unabhängigkeit Brasiliens erst 1825 an. Nachdem er 1. Oct. 1822 die freisinnige Constitution Portugals beschworen, begannen die Machinationen der Anticonstitutionellen, die insbesondere durch seine Gemahlin Carlotta, sowie durch seinen jüngern Sohn Dom Miguel (s. d.) geleitet wurden. Der König verbannte Gemahlin und Sohn, hob aber alsbald die Constitution auf. Er versprach später eine neue, berief jedoch zugleich die Verbannten zurück, sodaß der Parteikampf der Constitutionellen und der Absolutisten nur gemehrt werden konnte. Ein von seiner Gemahlin und von seinem Sohne 1824 vorbereiteter Aufstand, bei dem es auf die Entthronung des Königs und den Untergang der Liberalen abgesehen war, wurde noch zu rechter Zeit vereitelt. (S. Portugal.) Durch engl. Einfluß bestimmt, ernannte der König 6. März 1826 seine Tochter Maria Isabella für den Fall seines Todes zur Regentin von Portugal, bis der rechtmäßige Thronerbe selbst verfügen werde, und starb 10. März 1826. Sein ältester Sohn, Dom Pedro, Kaiser von Brasilien, betrachtete sich als den Erben des portug. Throns, entsagte aber zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria (s. d.). Außer den Söhnen Dom Antonio (gest. 1801), Dom Pedro und Dom Miguel hatte J. noch vier Töchter, von denen Isabella Maria nach dem Tode ihres Vaters bis zum 26. Febr. 1828 die Regentschaft führte.

Johann II. Kasimir, König von Polen, 1648—68, geb. 21. März 1609, der zweite Sohn König Sigismund's III. mit seiner zweiten Gemahlin, der Erzherzogin Konstanze von Oesterreich, genoß als deren erstes Kind die sorgfältigste Erziehung. Die Machinationen seiner Mutter, die ihm die Nachfolge auf des Vaters Thron zuwenden wollte, durchschauend, schlug er selbst nach seines Vaters Tode 1632 bei dem Reichstage seinen Stiefbruder Wladislaw zum König vor und wurde, nachdem dieser den poln. Thron bestiegen, mit ansehnlichen Domänen begabt. Nach mehrfachen Abenteuern auf seinen Reisen in Holland, Deutschland, Frankreich und Italien ließ er sich 1640 in Rom in den Jesuitenorden aufnehmen und bald nachher durch Innocenz X. zum Cardinalpriester ernennen; doch schon 1646 lebte er wieder in Polen, vom Papste seiner geistlichen Gelübde entbunden, in weltlichen Verhältnissen. Nach seines Stiefbruders Tode, 20. Nov. 1648, zu dessen Nachfolger auf dem poln. Throne gewählt, war seine Regierung ein fortgesetzter Kampf gegen Rußland und Schweden und gegen innere Unruhen und Verschwörungen. Den Krieg mit Schweden endete der Friede zu Oliva 3. Mai 1660, zufolge dessen Polen die Insel Oesel, Estland und, mit Ausnahme einer einzigen Wojwodschaft, auch Livland verlor, und den mit Rußland der Friede zu Andrussow 14. Jan. 1667, in welchem J. Weiß- und Rothrußland sammt der Ukraine bis an den Dnjepr an Rußland abtreten mußte. Die allgemeinen Zerwürfnisse im Innern des Reichs bestimmten ihn, in der Reichstagsversammlung 16. Sept. 1668 dem Throne zu entsagen. Im folgenden Jahre begab er sich nach Frankreich, wo ihn Ludwig XIV. mit mehrern Abteien beschenkte. Er starb zu Nevers 16. Dec. 1672 und wurde in der Jesuitenkirche zu Paris beigesetzt, 1676 aber in die Kathedrale zu Krakau geschafft, wo man ihm ein prächtiges Denkmal errichtete.

Johann III. Sobieski, König von Polen, 1674—96, einer der größten Feldherren und Krieger des 17. Jahrh., geb. 2. Juni 1624 zu Olesko (in Galizien), wurde nebst seinem Bruder Markus Sobieski von seinem durch Tugend und kriegerischen Muth gleich achtungswürdigen Vater, Jakob Sobieski, Castellan von Krakau, auf das sorgfältigste erzogen und sodann auf Reisen gesandt. Beide Brüder hatten Frankreich, England, Italien und Deutschland besucht und befanden sich in der Türkei, als 1648 des Vaters Tod sie in die Heimat rief. Damals war Polen durch Chmielnicki's Siege an den Rand des Verderbens gelangt. Sofort ergriffen beide die Waffen, um das Misgeschick ihrer Landsleute zu wenden. Markus Sobieski fiel in dem Treffen bei Batow am Bog; J. wurde durch Muth und Tapferkeit sehr bald der Gegenstand der Bewunderung seiner Nation und der Schrecken der Tataren und Kosaken. Er erhielt 1665 das Krongroßmarschallamt, wurde 1667 Krongroßfeldherr und Wojwode von

Digitized by Google

Krakau und, nachdem er 11. Nov. 1673 die Schlacht bei Chocim gegen die Türken gewonnen, die hier 28,000 Mann verloren, 21. Mai 1674 einstimmig zum König von Polen erwählt, worauf er 1676 sich nebst seiner Gemahlin Marie Kasimire Luise, eine Tochter des Marquis Lagrange d'Arquien und Witwe des Wojwoden Johann Zamoiski, in Krakau feierlich krönen ließ. Seine Würdigkeit bezeugten seine nachfolgenden Regierungshandlungen. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit 20,000 Polen herbei und rettete in Verbindung mit den inzwischen ebenfalls herbeigekommenen deutschen Hülfsvölkern die Kaiserstadt durch die Schlacht vom 12. Sept. 1683, in der er auch die Fahne Mohammed's erbeutete, die er an den Papst sendete. Seine spätern Unternehmungen gegen die Türken waren weniger vom Glück begünstigt. Er starb, vom Schlage getroffen, 17. Juni 1696. Vgl. Salvandy, «Histoire du roi Jean Sobieski et du royaume de Pologne» (5. Aufl., 2 Bde., Par. 1855). — Sein ältester Sohn, Jakob Sobieski, geb. 2. Nov. 1667, wurde, als sich ihm nach König August's II. Absetzung 1704 Aussichten auf den poln. Königsthron eröffneten, nebst seinem Bruder Konstantin auf Veranstalten August's II. aufgefangen, der beide anfangs in der Pleißenburg zu Leipzig, dann auf dem Königstein verwahren ließ und erst nach dem Frieden zu Altranstädt wieder freigab. Jakob starb 19. Dec. 1734. Von seinen beiden Töchtern verheirathete sich die älteste, Marie Charlotte, mit Latour d'Auvergne, Herzog von Bouillon; die jüngere, Marie Clementine, mit dem brit. Prätendenten Jakob III. (s. d.). — J.'s zweiter Sohn, Alexander Sobieski, geb. 6. Dec. 1677, wies mit Rücksicht auf seinen gefangenen ältern Bruder und in Betracht der Wankelmüthigkeit des poln. Volks alle Anträge, die man ihm in Absicht auf die poln. Krone machte, zurück. Er ging später nach Rom, wo er Kapuziner wurde und 19. Nov. 1714 starb. — Der dritte Sohn, Konstantin Sobieski, geb. 1. Mai 1680, verheirathete sich mit einer Gräfin Wessel und starb 28. Juli 1726 kinderlos. — Der letzte Nachkomme, Maximilian Johann Sobieski, starb im Frühjahr 1875 zu Covington in Nordamerika.

Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, 1525—32, geb. 30. Juni 1467 (nach Spalatin 1468), ein Sohn des Kurfürsten Ernst (s. d.), folgte seinem Bruder Friedrich dem Weisen (s. d.) in der Regierung. Er war am Hofe seines mütterlichen Verwandten, Kaiser Friedrich's III., erzogen worden, hatte unter Maximilian I. gegen die Ungarn gefochten und machte gleich nach seinem Regierungsantritt durch energische Maßregeln dem Bauernkrieg ein Ende. Ein Gönner Luther's und eifriger Beförderer der Reformation, verband er sich 1526, als den Evangelischen neue Gefahren drohten, zu Torgau enger mit dem Landgrafen Philipp I. (s. d.) von Hessen, welchem Bündnisse später mehrere ansehnliche Städte beitraten, und begab sich dann auf den Reichstag nach Speier, wo man ihm Hoffnung zu einer Kirchenversammlung machte. Im J. 1528 ließ er eine allgemeine Kirchenvisitation in seinen Landen halten, und 1529 protestirte er nebst andern Reichsfürsten gegen den Beschluß des Reichstags zu Speier, daß es fernerhin niemand freistehen solle, der Reformation sich anzuschließen. Nachdem er sodann noch mehrere Zusammenkünfte hinsichtlich der zum Schutze der evang. Lehre zu ergreifenden Maßregeln gehalten, übergab er auf dem Reichstage zu Augsburg, wo er sich mit einem ansehnlichen Gefolge einfand, 25. Juni 1530 die Augsburgische Confession (s. d.). Als er auch hier den Kaiser zu keiner genügenden Nachgiebigkeit bewegen konnte, bemühte er sich nun eifrigst, den Schmalkaldischen Bund (s. d.) zu Stande zu bringen. Nachdem es ihm noch gelungen war, den ersten Religionsfrieden zu Nürnberg herbeizuführen, starb er zu Schweinitz bei Wittenberg 16. Aug. 1532. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Johann Friedrich (s. d.) der Großmüthige.

Johann Friedrich I. oder der Großmüthige, letzter Kurfürst von Sachsen Ernestinischer Linie, 1532—47, der Sohn des Kurfürsten Johann des Beständigen (s. d.) und der Prinzessin Sophie von Mecklenburg, geb. zu Torgau 30. Juni 1503, übernahm nach des Vaters Tode die Regierung in seinem und seines unmündigen Bruders Johann Ernst Namen, dem er, als dieser mündig geworden, 1542 die Pflege Koburg abtrat und überdies ein jährliches Einkommen von 14,000 Fl. zahlte. Schon 1533 ließ er durch Spalatin, Jonas und Amsdorf in seinem ganzen Lande eine Kirchenvisitation halten. Nachdem er 1534 Ferdinand I. als röm. König anerkannt, wurde er im folgenden Jahre in Wien mit der Kurwürde belehnt. Im J. 1538 löste er das der Stadt verpfändete Burggrafthum Magdeburg ein, worauf er seinen übrigen Titeln den eines Burggrafen von Magdeburg beifügte. Mit den schmalkaldischen Bundesgenossen vertrieb er den Herzog Heinrich von Braunschweig, der als Feind des Schmalkaldischen Bundes durch Mordbrenner die Lande seiner Nachbarn heimsuchte. Als er den ohne sein Wissen vom Kapitel zu Naumburg erwählten kath. Bischof Pflugk durch den prot. Bischof Nikol. von Amsdorf ersetzte, der nun die Reformation im Stifte einführte, die ihm gemein-

Digitized by Google

schaftlich mit seinem Vetter, dem Herzog Moritz von Sachsen, in der Stiftsstadt Wurzen zustehende Regierung sich eigenmächtig anmaßte und die damals zu leistende Türkensteuer daselbst mit Gewalt eintreiben ließ, gerieth er deshalb mit Moritz in Unfrieden. Der in der Charwoche 1542 dem Ausbruche nahe Krieg zwischen beiden wurde indeß durch den schleunig herbeieilenden Landgrafen Philipp von Hessen ohne Blutvergießen beigelegt. Als Kaiser Karl V., auf dessen Seite der Herzog Moritz von Sachsen getreten war, die schmalkaldischen Bundesgenossen für immer zu Boden zu schlagen beabsichtigte, ließ der Kurfürst 1546 sein Heer mit dem des Landgrafen von Hessen in Franken zusammenstoßen, worauf sich bei Donauwörth auch die übrigen Bundesgenossen anschlossen. Der Herzog Moritz eroberte, da die schmalkaldischen Bundesgenossen nach Süddeutschland gezogen waren, mit Ausnahme von Wittenberg, Gotha und Eisenach, das ganze Land seines Vetters. Zwar gelang es diesem, nicht nur seine Erblande wieder zu erobern, sondern auch fast die gesammten Länder des Herzogs in Besitz zu nehmen. Doch vom Kaiser in die Acht erklärt, gerieth er nach der Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547 in dessen Gefangenschaft. Am 10. Mai wurde ihm das Todesurtheil gesprochen, jedoch 19. Mai dasselbe in einen Vergleich verwandelt, zufolge dessen er auf die Kurwürde verzichtete. Auch blieb er Gefangener des Kaisers. Der nunmehrige Kurfürst Moritz (s. d.) von Sachsen, empört über das nachherige Auftreten des Kaisers, brach 1552 mit 25,000 Mann in Schwaben ein. Der Kaiser ergriff eiligst die Flucht, nachdem er zuvor J. freigegeben, welcher im September nach Thüringen zurückkehrte. Im J. 1553 beerbte er seinen ohne Nachkommen verstorbenen Bruder Johann Ernst. Nach dem Tode von Moritz bemühte er sich vergebens, die Kurwürde wieder zu erlangen. Er starb 3. März 1554; ihm folgten zunächst in der Regierung gemeinsam seine Söhne Johann Friedrich II. (s. d.), Johann Wilhelm und Johann Friedrich III. Zu Jena wurde ihm 1858 aus Anlaß der 300jährigen Stiftungsfeier der Universität ein von Drake gefertigtes Standbild gesetzt. Vgl. Burkhardt, «Die Gefangenschaft J.'s des Großmüthigen» (Wien 1863).

Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog von Sachsen, geb. 8. Jan. 1529, hatte sich nach der Schlacht bei Mühlberg mit der ihm ergebenen Mannschaft nach Gotha gerettet und übernahm sodann mit seinem Bruder Johann Wilhelm (geb. 11. März 1530), zugleich im Namen des noch unmündigen Bruders, Johann Friedrich's III. (geb. 17. Jan. 1537), die Administration des zufolge der Wittenberger Capitulation der Ernestinischen Linie zugetheilten Ländertheils. Durch seinen Vater dazu veranlaßt, stiftete er 1547 die Universität zu Jena, die er aber erst 1558 einweihen konnte. Nach dem Tode des Vaters sollten zufolge testamentarischer Anordnung dessen drei ihn überlebende Söhne gemeinschaftlich die Regierung führen, doch schon im März 1557 überließen die beiden jüngern dem ältern Bruder die Regierung auf bestimmte Zeit allein. Nach dem kinderlosen Ableben Johann Friedrich's III. 1565 theilten die beiden Brüder die Lande in zwei gleiche Theile, den weimarischen und gothaischen, von denen der erste dem jüngern, der andere dem ältern Bruder auf drei Jahre eingeräumt wurde. J. richtete viel Verwirrung an nicht nur durch seine Einmischung in theol. Streitigkeiten, sondern auch durch seine Parteinahme für Wilhelm von Grumbach (s. d.), der, von ihm unterstützt, Würzburg angriff und deshalb 1563 in die Acht erklärt wurde. Da J. weder durch Vorstellungen und Bitten noch durch Drohungen bewogen werden konnte, dem Geächteten und dessen Anhängern seinen fernern Schutz zu versagen, so erklärte der Kaiser ihn selbst 1566 in die Acht und ließ 1567 seine Unterthanen an seinen Bruder Johann Wilhelm weisen, worauf der Kurfürst August von Sachsen, beauftragt mit der Vollziehung der Acht, 13. April 1567 den Grimmenstein durch Capitulation einnahm. Grumbach und seine Anhänger wurden sofort hingerichtet, J. aber gefangen zuerst nach Dresden, dann nach Wien und hierauf zu ewigem Gefängniß nach Wienerisch-Neustadt gebracht, wohin ihm 1572 seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter Friedrich's III. von der Pfalz, folgte, die daselbst 8. Febr. 1594 starb. J. selbst, während des Türkenkriegs 1595 nach Steier gebracht, starb hier infolge eines Falles 9. Mai desselben Jahres. Ungeachtet seine Lande anfangs seinem Bruder Johann Wilhelm, der 2. Febr. 1573 starb, ganz zugetheilt waren, wurden doch 1570 seine Söhne, Johann Kasimir, geb. 1564, und Johann Ernst, geb. 1566, unter Vormundschaft in den Besitz des väterlichen Erbes wieder eingesetzt. Bei der Landestheilung von 1572 erhielt ersterer Koburg, letzterer Eisenach; beide starben ohne männliche Nachkommen, jener 1633, dieser 1638, worauf ihre Lande an die weimarische Linie fielen. Vgl. Beck, «J. der Mittlere, Herzog zu Sachsen» (2 Bde., Weim. 1858).

Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, 1611—56, der Sohn des Kurfürsten Christian I. und der brandenb. Prinzessin Sophie, geb. 5. März 1585, wurde 23. Juni 1611 der Nachfolger seines verstorbenen Bruders Christian II. Er bereiste sehr jung Italien, nahm seit

Digitized by Google

1607 an der Regierung theil und vermählte sich in demselben Jahre bereits zum zweiten mal mit der Tochter des Markgrafen Albert Friedrich von Brandenburg, Magdalene Sibylle. Den größten Theil der Zeit seiner langen Regierung füllte der Dreißigjährige Krieg, in welchem durch sein unentschiedenes Benehmen Sachsen eine üble Rolle spielte. Durch den Hofprediger Hoë von Hoënegg, welcher ganz im österr. Sinne handelte, schlecht berathen, schloß er sich 1620 dem Kaiser Ferdinand II. an, unterwarf diesem die Lausitz, die ihm schon vorläufig als Hypothek zugesichert war, und 1621 auch Schlesien. Unzufrieden, daß die durch Aechtung Friedrich's V. von der Pfalz erledigte Kurwürde an Maximilian von Baiern übertragen wurde, begann er, dem Kaiser zu grollen, mit dem er sich erst dann wieder aussöhnte, als ihm 1623 die Lausitz unterpfandlich überlassen wurde. Da indeß der Kaiser immer deutlicher seine Plane durchblicken ließ, Gustav Adolf aber rasch in Deutschland vorrückte, suchte der Kurfürst zwischen Schweden und Oesterreich zu vermitteln. Er gefiel sich, an der Spitze eines unmächtigen Bundes zu stehen, den die prot. Stände in Leipzig geschlossen hatten, bis er endlich 1631 durch die Noth gedrungen war, sich Gustav Adolf als Bundesgenosse anzuschließen. Eben deshalb gab er sich nicht bedingungslos den Schweden hin, und fortwährend schwankend gedieh bald sein Plan, sich ganz von Schweden loszusagen, zur Reife. Im Frieden, welchen er mit dem Kaiser zu Prag 30. Mai 1635 abschloß, erhielt er die ihm bisher verpfändete Lausitz erb- und eigenthümlich. Der neue Friede brachte indessen Sachsen weder Ehre noch Segen. Nachdem der Kurfürst 6. Oct. 1635 dem Königreich Schweden den Krieg erklärt, wurde sein Land von dem kaiserl. Heere und nachher von den Franzosen nicht minder wie von Schweden furchtbar heimgesucht, bis er sich mit Schweden 27. Aug. 1645 zu Kötzschenbroda bei Dresden zu einem Waffenstillstande vereinigte. Im Westfälischen Frieden ward er im Besitze der Lausitz sowie der Bisthümer Meißen, Merseburg und Naumburg bestätigt, das Erzbisthum Magdeburg aber nur auf die Lebenszeit des Administrators August ihm überlassen, nach dessen Tode es an Brandenburg fiel. Er starb 8. Oct. 1656. Zufolge seines Testaments entstanden durch seine vier Söhne nächst der Kurlinie noch drei regierende Linien, Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz. (S. Sachsen.)

Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen, 1656—80, der älteste Sohn und Nachfolger des Vorigen, geb. 31. Mai 1613, suchte, da er sein Gebiet durch die Abtretungen an seine Brüder geschmälert sah, durch planlosen Anschluß an das kaiserl. Haus seine Schwäche zu verdecken, während er eifersüchtig auf Brandenburg blickte und in seinen Entschließungen gleich seinem Vater hin- und herschwankte. Die Erbstreitigkeiten wurden 1657 durch Vergleich geschlichtet. In demselben Jahre führte er nach dem Ableben Kaiser Ferdinand's III. das Reichsvicariat und wirkte hauptsächlich mit zur Wahl Leopold's. Im ganzen sehr wenig kriegerisch gesinnt, unterstützte er doch den Kaiser im Kriege gegen Frankreich. Unter seiner Regierung wurde 1660 die Grafschaft Henneberg zwischen den beiden sächs. Linien getheilt, 1667 im Kloster Zinna zwischen Sachsen und Brandenburg eine Münzconvention errichtet und 1671 mit Sachsen-Lauenburg ein Erbvertrag abgeschlossen. Er starb zu Freiberg, wohin er sich der Pest wegen begeben hatte, 22. Aug. 1680. (S. Sachsen.)

Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen, 1680—91, der einzige Sohn des Vorigen, geb. 20. Juni 1647, hatte schon 1673 als Anführer eines sächs. Armeecorps gegen die Franzosen seinen kriegerischen Sinn bewährt. Mit Energie und Willensfestigkeit ergriff er nach des Vaters Tode die Zügel der Regierung, und mit Entschiedenheit trat er gegen die Anmaßungen seiner Vettern auf. In Gemäßheit seines Bündnisses mit dem Kaiser Leopold gegen die Türken trug er 1683 mit seinen 20,000 Mann Sachsen im Verein mit den Polen unter Johann Sobiesti wesentlich zur Entsetzung Wiens bei. In Person schloß er 1684 mit der Republik Venedig einen Subsidienvertrag, zufolge dessen 3000 Mann Sachsen bis 1687 in Morea gegen die Türken fochten; auch unterstützte er 1686 den Kaiser mit einem Heere, welches in jenem Jahre den Türken Ofen entreißen half. Bei dem Ausbruche des Reichskriegs 1688 war er der erste aller deutschen Fürsten, der gegen Ludwig XIV. am Rhein erschien; doch mußte er sich ohne ausreichende Unterstützung von seiten der übrigen Fürsten zunächst damit begnügen, die Grenzen zu decken. Im J. 1690 übernahm er das Commando der Reichsarmee; doch vermochte er auch jetzt nicht viel auszurichten. Nachdem er bereits kränkelnd den Feldzug von 1691 eröffnet, starb er zu Tübingen 12. Sept. desselben Jahres.

Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen, 1691—94, der älteste Sohn und Nachfolger des Vorigen, geb. 18. Oct. 1668, erhielt wenige Tage nach seiner Geburt von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem Könige Friedrich III. von Dänemark, den Titel eines Erben von

Digitized by Google

Dänemark und Norwegen. Frühzeitig fesselte ihn die Liebe zu der schönen Magdalena Sibylle von Neitschütz (geb. 1675), der Tochter des sächs. Rittmeisters Hans Karl von Neitschütz. Um ihn von dieser Neigung abzuziehen, wurde er zur Reichsarmee an den Rhein gesendet. Hier befand er sich, als sein Vater starb. Nach Antritt der Regierung schien er anfangs dem polit. System seines Vaters treu bleiben zu wollen und trat deshalb auch 1692 mit dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg in engere Verbindung. Doch übel berathen, änderte er sehr bald seine Politik und schloß 1693 mit dem Kaiser ein Bündniß. Nach dem Wunsche seiner Mutter und auf Andringen des Kurfürsten von Brandenburg mußte er sich 1692 mit der verwitweten Markgräfin von Brandenburg-Ansbach, Eleonore Erdmuthe Luise, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Eisenach, vermählen. Im Febr. 1693 erhob er seine Geliebte zur Gräfin von Rochlitz. Dieselbe starb 4. April 1694 an den Kinderblattern. Er verfiel in dieselbe Krankheit und starb 27. April 1694. Ihm folgte in der Regierung sein Bruder August II. (s. d.).

Johann (Nepomuk Maria Joseph), König von Sachsen, einer der gelehrtesten Fürsten in der neuern Zeit, Bruder und Nachfolger König Friedrich August's II. (s. d.), wurde 12. Dec. 1801 geboren als jüngster Sohn des Prinzen Maximilian und dessen erster Gemahlin, einer Prinzessin von Parma. Der Prinz machte unter guter Anleitung umfassende Studien. Eine Reise nach Italien 1821 mit seinem ältern Bruder Clemens, der dort starb, befestigte seine Vorliebe für die ital. Literatur. Im J. 1825 ließ er als eine gereifte Frucht seiner ital. Sprachstudien die ersten zehn Gesänge von Dante's «Hölle» in reimfreien Elfsilbern, mit einem («Philalethes» unterzeichneten) Vorwort und Anmerkungen, zur Privatvertheilung drucken. Ueberdies nahm er vielen Antheil an dem 1824 gestifteten Sächsischen Alterthumsverein, in welchem er lange Zeit den Vorsitz führte. Erst durch die Ereignisse von 1830 ward indessen der Prinz mehr in die Oeffentlichkeit gedrängt. Nach Erwählung seines ältern Bruders zum Mitregenten übernahm er das Commando der Communalgarden, das er viele Jahre hindurch führte. Ferner erhielt er Sitz und Stimme im Geheimen Rath und, als dieser aufgelöst wurde, den Vorsitz im Staatsrath. Außerdem führte er bis zum Frühjahr 1831 das Präsidium im Geheimen Finanzcollegium. Die Verfassung, an deren Zustandekommen er den thätigsten Antheil nahm, wies ihm als Prinzen des königl. Hauses einen Platz in der Ersten Kammer an, in der er fortan seine Vertrautheit mit Theorie und Praxis des Staatslebens bekundete. Einen Beweis seiner erfolgreichen Dante-Studien lieferte er in der metrischen Uebertragung der «Divina commedia» mit kritischen und histor. Erläuterungen (3 Bde., Lpz. 1839—49; 2. Aufl. 1865 u. 1871). Nachdem er infolge des plötzlichen Ablebens seines Bruders 9. Aug. 1854 den Thron bestiegen, führte er die Regierung in dessen Geiste fort. Die Justizorganisation von 1855, umfassende Codificationen, die Einführung der Gewerbefreiheit, die Vervollständigung des Eisenbahnnetzes und manche andere, das Landeswohl fördernde Maßregeln sind von ihm ausgegangen. In der Krisis des Deutschen Zollvereins 1862 erklärte er sich für dessen Erneuerung und für den Beitritt zum preuß.-franz. Handelsvertrage. Ebenso berücksichtigte er die Stimme des Landes durch den Anschluß an den preuß.-ital. Handelsvertrag und die Anerkennung des Königreichs Italien. Dann nahm er in der seit 1863 wieder eine brennende Frage gewordenen schlesw.-holstein. Angelegenheit eine durchaus bundesgemäße Stellung ein, der zufolge auf Grund des Bundesbeschlusses vom 7. Dec. 1863 Sachsen im Verein mit Hannoveranern Ende December als «Executionstruppen» das Bundesland Holstein besetzten, von dort aber, nachdem Oesterreich und Preußen mit Hintansetzung des Bundes die «Occupation» in die Hand genommen hatten, auf Grund des Bundesbeschlusses vom 5. Dec. 1864, im Dec. 1864 wieder zurückgezogen wurden. Als Preußen infolge der Bundestagssitzung vom 14. Juni 1866, in welcher Sachsen zu Gunsten des österr. Mobilisirungsantrags gegen Preußen gestimmt hatte, den Bundesvertrag für gebrochen erklärte und ein Heer in Sachsen einrücken ließ, zog sich J. mit der sächs. Armee nach Böhmen zurück und blieb bis nach dem am 31. Oct. abgeschlossenen Frieden in Oesterreich, anfangs in Böhmen in der Nähe der Armee, seit Anfang Juli theils in, theils bei Wien, seit Ende September in Teplitz. Am 3. Nov. 1866 kehrte der König nach Dresden zurück. Gegenüber den neu sich bildenden staatlichen Verhältnissen des Norddeutschen Bundes, sowie beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71, nicht minder aber auch bei der Constituirung des Deutschen Reichs bewährte er feste Bundestreue. (S. Sachsen.) J. starb nach längerer Krankheit 29. Oct. 1873 in Pillnitz. Vermählt war er seit 21. Nov. 1822 mit Amalie Augusta (geb. 13. Nov. 1801), einer Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern und Schwester der verwitweten Königin Maria von Sachsen. Von den drei Prinzen und sechs Prinzessinnen, welche dieser Ehe entsprossen, leben: sein Nachfolger, König

Digitized by Google

Albert (s. d.); der Prinz Georg (s. d.); Prinzessin Elisabeth, geb. 4. Febr. 1830, vermählt seit 1850 mit Ferdinand, Herzog von Genua, der 1855 starb.

Johann II., Fürst von Liechtenstein, s. Liechtenstein.

Johann (Baptist Joseph Fabian Sebastian), Erzherzog von Oesterreich, k. k. Feldmarschall, geb. 20. Jan. 1782 zu Florenz, Sohn Kaiser Leopold's II. aus dessen Ehe mit der Infantin Marie Luise, Tochter König Karl's III. von Spanien, also ein jüngerer Bruder Kaiser Franz' I. Erzherzog J. widmete sich frühzeitig mit Vorliebe naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Studien sowie der Kriegskunst, war jedoch im allgemeinen als Feldherr wenig glücklich. Im J. 1800 mußte er als 18jähriger Jüngling ohne Erfahrung den Oberbefehl des österr. Heers übernehmen und wurde 3. Dec. bei Hohenlinden, 14. Dec. bei Salzburg trotz persönlicher Tapferkeit durch die Franzosen unter Moreau geschlagen. Im Kriege von 1805 wirkte er in Tirol und Vorarlberg für die Volksbewaffnung, befehligte auch ruhmvoll die österr. Heeresabtheilung in diesen Landen, vermochte aber die allgemeine Niederlage der österr. Waffen nicht zu hindern. Auch im Kriege von 1809 betrieb er im Einverständnisse mit Hormayr und tiroler Patrioten den tiroler Aufstand und übernahm den Oberbefehl des Heers von Innerösterreich, das in Tirol und Italien operiren sollte. Er schlug nach mehrern glücklichen Gefechten den Vicekönig Eugen 16. April bei Sacile und drang bis an die Etsch vor, erlitt indessen auf seinem Rückzuge zur Rettung des hartbedrängten Wien 8. Mai an der Piave eine Niederlage, 14. Juni eine noch schwerere bei Raab. Ob er durch das Waffenunglück in Wahrheit verhindert war, seinem Bruder, dem Erzherzoge Karl, in der Schlacht bei Wagram rechtzeitig und entscheidend zu Hülfe zu kommen, ist eine Frage, die bisher verschieden beantwortet wurde. Im Feldzuge von 1815 befehligte der Erzherzog J. die österr. Reserven am Oberrhein und erzwang 26. Aug. die Capitulation von Hüningen. Schon seit 1809 stand er bei Hofe in einer gewissen Ungnade, die ihn von den großen Staatsangelegenheiten fernhielt. Er war der energischste Vertreter deutsch-nationaler Politik. Der Prinz wandte sich später mit entschiedener Vorliebe Steiermark zu und begründete sich hier einen friedlichen und segensreichen Wirkungskreis. Er begründete zu Gratz das Joanneum, die technische Hochschule, unterstützte wissenschaftliche Vereine, die Verschönerung der Stadt, die Ausbildung der Gewerbsleute, legte große Hüttenwerke an und gründete Gewerkschaftsverbände. Erst die Ereignisse von 1848 entzogen ihn wieder dem bürgerlichen Leben, indem ihn der geflüchtete Kaiser Ferdinand zu seinem Stellvertreter in Wien ernannte, während ihn die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. zum deutschen Reichsverweser erwählte. (S. Deutschland und Deutsches Reich.) Seine Reichsverweserschaft lief, besonders seit der Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser, in eine offene Parteinahme für österr. Interessen aus. Erst nach dem Abschlusse des sog. Interims resignirte er 20. Dec. 1849 und kehrte nach Steiermark zurück, wo er, von der Politik zurückgezogen, zu Gratz residirte. Hier starb er 10. Mai 1859. Im J. 1827 vermählte sich Erzherzog J. morganatisch mit Anna, geborenen Plochel (geb. 6. Jan. 1804), der Tochter des Postmeisters zu Aussee in Obersteiermark, die später zur Gräfin von Meran, Freiin von Brandhof erhoben wurde. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, Franz, Graf von Meran (geb. 11. März 1839).

Johann von Oesterreich, gewöhnlich Don Juan d'Austria genannt, natürlicher Sohn Kaiser Karl's V. von der schönen regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg, ward 24. Febr. 1545 in Regensburg geboren. Der Kaiser nahm 1546 den Knaben mit nach den Niederlanden und 1550 sandte er ihn nach Spanien. Dort wuchs Geronimo, wie man ihn anfangs nannte, im Dorfe Leganes unweit Madrid unbekannt bei Pflegeältern geringen Standes heran. Im J. 1554 übergab man ihn der Gemahlin Quixada's, Madalena da Ulloa, und seitdem wurde er auf dem Schlosse Villagarcia unweit Valladolid erzogen. Karl V. hatte bereits durch ein geheimes Codicill vom 6. Juni 1554 den Knaben als seinen Sohn anerkannt und aufs dringendste seinem Thronfolger anempfohlen. Zugleich hatte er darin den Wunsch ausgesprochen, daß Geronimo sich dem geistlichen Stande widmen möge; aber man solle ihn dazu weder zwingen noch überreden. König Philipp II. kam diesen Weisungen nach. Bei einer Jagd im Walde von Torcs, unweit Valladolid, umarmte er Geronimo als seinen Bruder und erkannte ihn (Sept. 1559) als Sprößling des Hauses Oesterreich an. Seitdem hieß der Knabe Don Juan d'Austria und erhielt eine fürstl. Hofhaltung, erst in Valladolid, dann in Madrid. Im J. 1561 bezog er mit dem Infanten Don Carlos und Alexander Farnese von Parma die Hochschule zu Alcala und blieb daselbst bis Ende 1564. J. zeigte entschiedene Neigung zum Kriegswesen, sah sich jedoch vom Könige abgehalten. Erst 1568 erhielt er das Commando über ein Geschwader von 33 Galeren, mit denen er (Juni bis September) glücklich gegen die afrik. Seeräuber kämpfte.

Digitized by Google

Dann erhielt er den Auftrag, den Aufstand der Morisken in Granada zu unterdrücken. Es gelang dies nach einem langwierigen Kampfe (April 1569 bis Nov. 1570), in dem er Feldherrntalent und Tapferkeit bewies. Eine glänzendere Laufbahn eröffnete sich für J., als im Mai 1571 Papst Pius V., Spanien und Venedig sich zu einer «ewigen Liga» gegen die Türken vereinigten und ihn zum Oberbefehlshaber ihrer Gesammtmacht bestellten. Am 7. Oct. 1571 schlug er die glorreiche Seeschlacht in der Bucht von Lepanto, wo fast die ganze türk. Flotte vernichtet ward. Doch die Früchte des Siegs gingen durch die Zwietracht und Eifersucht der Verbündeten verloren, und Venedig trat schon im März 1573 von der Liga zurück. Dennoch nahm J. im Oct. 1573 Tunis ein. Diese Eroberung ward indeß von der span. Politik weder gehörig gewürdigt noch vertheidigt, und so fiel Tunis schon im Sept. 1574 wieder den Türken in die Hände. J. hatte zuerst daran gedacht, sich eine selbstständige Herrschaft in Morea und Albanien zu erkämpfen, dann aber ein Königreich in Tunis zu begründen. Philipp II. wies solche Plane entschieden zurück, und ebenso wenig wollte er seinem Stiefbruder die Erhebung zum Rang eines Infanten von Spanien bewilligen. Dagegen übertrug er ihm zunächst die Oberstatthalterschaft über die span. Provinzen in Italien und dann 1576 die Statthalterschaft in den Niederlanden. Er reiste von Madrid aus verkleidet durch Frankreich und traf 4. Nov. 1576 in Luxemburg ein, wo den Winter hindurch über einen Vergleich mit den niederländ. Ständen verhandelt wurde. Am 12. Febr. 1577 erließ er das sog. Edictum perpetuum, welches die Versöhnung besiegeln sollte, hielt 1. Mai seinen Einzug in Brüssel und ward daselbst 4. Mai als Statthalter und Generalkapitän anerkannt. Aber Wilhelm von Oranien verweigerte seine Unterwerfung, wußte auch durch geschickte Agitation das gegenseitige Mistrauen wiederzuerwecken. So hielt J. schon im Juli es für gerathen, sich nach Namur zurückzuziehen. Nachdem ihm die Stände im Oct. 1577 den Gehorsam aufgekündigt, entsetzten sie ihn 7. Dec. förmlich der Statthalterschaft. Als Ende des Jahres Alexander Farnese mit einem neuen span. Heere in den Niederlanden ankam, eröffnete J. die Feindseligkeiten und erfocht 31. Jan. 1578 bei Gembloux einen Sieg. Aber Philipp II., dessen Mistrauen durch J.'s Plane gegen England und Schottland erregt war, ließ es an der gehörigen Unterstützung fehlen. So zog der Krieg sich ohne Entscheidung hin, bis J. 1. Oct. 1578 im Lager bei Namur plötzlich an der Pest (Fleckfieber) erkrankte und starb. J. wurde dramatisch von Delavigne und G. von Putlitz (Berl. 1860), episch in dem gleichnamigen Heldengedicht von Frankl (Lpz. 1846) behandelt. Vgl. Havemann, «Das Leben des Don Juan d'Austria» (Gotha 1865). — Der jüngere Don Juan d'Austria, geb. 7. April 1629, ein natürlicher Sohn des Königs Philipp IV. von Spanien und der Schauspielerin Maria Calderon, wurde Großprior von Castilien und zeichnete sich in dem Kriege gegen Frankreich als Feldherr aus. Im J. 1656 ward er Statthalter in den span. Niederlanden und kämpfte anfangs mit Glück, verlor aber zuletzt gegen Turenne 14. Juni 1658 die Schlacht in den Dünen. Nachdem mit Frankreich der sog. Pyrenäische Friede (1659) geschlossen war, erhielt er den Oberbefehl im Kriege gegen Portugal, wurde aber nach dem Tode seines Vaters Philipp IV. (1665) abberufen. Die Königin-Witwe Maria Anna, welche für ihren unmündigen Sohn Karl II. die Regentschaft führte, ernannte ihn zum Vicekönig von Aragonien. Später rief ihn Karl II. an den Hof zurück und ernannte ihn zum ersten Minister. Don Juan starb 17. Sept. 1679.

Johann von Leiden, eigentlich Johann Bockelson, auch Bockold oder Bockolt genannt, Führer der Sekte der Wiedertäufer, Sohn eines Schulzen im Haag und einer leibeigenen Westfälin, wurde um 1510 in Leiden geboren und ließ sich, nachdem er als Schneidergeselle weit umhergewandert, in seiner Vaterstadt als Schneider nieder. Doch lag ihm Lebensgenuß und heiteres Spiel mehr am Herzen als sein Handwerk. In den poetischen Vereinen versuchte er sich als Dichter und Schauspieler, wobei ihm gewinnendes Aeußeres, angeborene Rednergabe, Lebhaftigkeit und Feuer der Einbildungskraft glücklich zu statten kamen. Von der Lehre der Wiedertäufer (s. d.) ergriffen, ward er einer ihrer wildesten und begabtesten Wanderpropheten. So kam er mit Jan Matthys 1533 nach Münster, unterstützte diesen mit Eifer und Erfolg bei seinem wiedertäuferischen Bekehrungswerk und ward, als Matthys im Frühjahr 1534 fiel, dessen Nachfolger. J. warf nun die alte Verfassung der Stadt um, richtete Münster als das Königreich Zion ein, bestellte Richter und bildete die Gesetzgebung in phantastisch-verworrener Weise nach den theokratischen Anschauungen des Alten Testaments. Seine Ausrufung zum König von Zion vollendete das abenteuerliche und wahnwitzige Werk. J., der sich der Welt als den auserwählten König der Apokalypse ankündigte, führte die Vielweiberei ein, schwelgte in Ueppigkeit und königl. Pracht, verübte mit priesterlicher Salbung blutige Thaten und machte die

Digitized by Google

Stadt zum Schauplatz zahlloser religiös-fanatischer und grobsinnlicher Ausschweifungen. Nach mehrern vergeblichen Angriffen ward im Juni 1535 die Stadt Münster durch den Bischof erobert. Der Schneiderkönig wurde mit den übrigen Rädelsführern gefangen genommen, 23. Jan. 1536 unter furchtbaren Martern hingerichtet und sein Körper in einem eisernen Käfig an einem hohen Thurme der Stadt aufgehängt. In Meyerbeer's Oper «Der Prophet» (Text von Scribe) sind die Schicksale J.'s dramatisch behandelt. Vgl. Cornelius, «Geschichte des münsterischen Aufruhrs» (2 Bde., Lpz. 1855—60); Hase, «Neue Propheten» (2. Aufl., Lpz. 1860).

Johann von Nepomuk, s. Nepomuk.

Johanna, die Päpstin, soll zwischen Leo IV. (gest. 855) und Benedict III. (gest. 858) als Johann VIII. den Stuhl Petri innegehabt haben. Die Tochter eines engl. Missionars, in Mainz oder in Ingelheim geboren, soll sie in Fulda mit einem Mönche des Klosters ein vertrautes Verhältniß angeknüpft haben und mit diesem in Mannskleidern nach Athen geflohen sein. Von dort nach Rom gekommen, ward sie zuerst Notar der Curie, später Cardinal, endlich Papst, bis sie auf einer Procession entbunden ward und starb. Dies sei der Grund zur Einführung der sella stercoraria, die, um das Geschlecht des Papstes vor seiner Ordination zu prüfen, factisch seit Mitte des 11. Jahrh. bis auf Leo X. benutzt ward. Diese seit dem 13. Jahrh. allgemein berichtete Erzählung ward zuerst von dem Reformirten Blondel (Mitte des 16. Jahrh.) als unhistorisch bezeichnet. Zuzugeben ist, daß zeitgenössische Berichterstatter bis Mitte des 11. Jahrh. von der Sache nichts wissen, sowie daß in dem Weiberregiment unter Johann X. bis XII. (919—963) ein Grund zur Entstehung einer solchen Sage vorliegt. Dennoch dürfte die Frage nach der Geschichtlichkeit der Päpstin J. noch eine offene sein. Vgl. Döllinger, «Die Papstfabeln des Mittelalters» (Münch. 1863).

Johannes, der Täufer, war nach der evang. Erzählung der Sohn des jüd. Priesters Zacharias und seiner Gattin Elisabeth. Er trat, nach der Zeitbestimmung des Lukas, im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius (29 n. Chr.), in der Wüste Juda als Bußprediger und Verkündiger der nahen Ankunft des Messiasreichs auf. Der Taufe, welche er als Symbol der Reinigung von den Sünden im Jordan vollzog, hat sich auch Jesus unterworfen, bei welcher Gelegenheit die ältere Evangelienüberlieferung den Geist Gottes auf Jesum herabkommen und eine Stimme vom Himmel ihn als den Sohn Gottes beurkunden läßt. Sämmtliche Evangelien setzen voraus, daß er Jesum als den Messias prophetisch erkannt habe. Matthäus erzählt ausdrücklich, er habe darum der Taufe Jesu wehren wollen, und der vierte Evangelist verwandelt die Stimme vom Himmel über Jesus geradezu in ein dreimal wiederholtes Zeugniß des Täufers für Jesum als das Gotteslamm, das der Welt Sünden trägt. Doch hat daneben derselbe Evangelist noch die Notiz, daß J. auch nach dem Auftreten Jesu zu taufen fortgefahren habe, freilich mit ungeschichtlicher Motivirung. Die ältern Evangelien lassen den Täufer später an Jesu Beruf wieder zweifelhaft werden und bei letzterm durch Abgesandte anfragen, ob er wirklich der Messias sei. Diese Anfrage ist wahrscheinlich geschichtlich, beweist aber nur um so mehr, daß J. Jesum früher nicht als den Messias anerkannt haben kann. Sie soll aus dem Gefängnisse heraus geschehen sein, in welches Herodes Antipas den unbequemen Bußprediger geworfen hatte, nach den Evangelien, weil er den Fürsten wegen der unerlaubten Verbindung mit Herodias, der Gemahlin seines Halbbruders Herodes (in den Evangelien fälschlich Philippus genannt), zur Rede stellte, nach Josephus überhaupt aus Furcht vor dem steigenden Einflusse des J. auf die Volksmassen. Ebenso sicher wie die Gefangennahme des Täufers steht geschichtlich seine auf Befehl des Antipas erfolgte Enthauptung. Späterhin findet sich im Oriente eine gnostische Partei, die Mandäer, fälschlich auch Sabier (s. d.) genannt, welche in J. die höchste Offenbarung der Gottheit verehrt haben sollen. Ein geschichtlicher Zusammenhang dieser spätern sog. Johannisjünger mit dem Täufer ist jedoch nicht zu erweisen. — In der christl. Kirche ist dem J. nach Joh. 3, 30 der Tag der Sommersonnenwende oder der 24. Juni als Festtag geweiht. Doch wird der Johannistag in den meisten Ländern nicht mehr kirchlich gefeiert. Desto größere Bedeutung hat derselbe bei den Freimaurern erlangt, die an diesem Tage ihr höchstes Jahresfest zu begehen pflegen, weil J. in England früher als Schutzpatron der Bauleute galt. Die kath. Kirche hat außerdem den 29. Aug. dem Gedächtnisse der Enthauptung des Täufers geweiht. — Johannisfeuer oder Würzfeuer ist wahrscheinlich ein heidnischer, in die christl. Kirche übergegangener Gebrauch. In den ältesten Zeiten der Kirche pflegte man in der Nacht vor dem Johannistage Feuer anzuzünden, über die man hinwegsprang, um durch den aufsteigenden Dampf den Teufel von sich zu bannen. Zu gleichem Zwecke zündete der Aberglaube später am Johannistage geweihte Kräuter an, die man auf

Digitized by Google

Kohlen dampfen ließ. Noch jetzt werden in vielen Gegenden Deutschlands am Vorabend des Johannisfestes auf den Bergen Holzhaufen verbrannt oder auch Schüsse abgefeuert.

Johannes, der Evangelist, d. h. nach der kirchlichen Ueberlieferung der Verfasser des vierten Evangeliums, war einer der Zwölf, welche Jesus bald nach seinem öffentlichen Auftreten zu seinen Jüngern berief. Er war der Sohn des Zebedäus, eines Fischers am Galiläischen See, und trieb bis zu seiner Berufung durch Jesus das Gewerbe seines Vaters. Nach der ältesten Tradition bildete er mit seinem Bruder Jakobus und Simon Petrus gewissermaßen den engern Ausschuß des Jüngercollegiums und wird als ein eifriger, aber ungestümer Anhänger Jesu geschildert. In der Urgemeinde zu Jerusalem erscheint er mit Petrus und Jakobus, dem Bruder des Herrn, als eine der Säulen des Judenchristenthums, denen Paulus mühsam die Anerkennung seiner Heidenmission abdringen mußte. Die spätere Sage entwirft dagegen unter dem Einflusse des nach ihm benannten Evangeliums ein wesentlich anderes Bild von ihm. Hiernach wird er als der sanfte, fast weiblich-zarte Lieblingsjünger Jesu geschildert, als der Vertreter seiner höchsten Geheimnisse, der an des Meisters Busen lag wie der göttliche Logos selbst am Busen des ewigen Vaters. Die alte Erwartung, daß J. die Wiederkunft Jesu noch erleben werde, prägte sich später in der Sage aus, daß er nicht sterben könne, sondern in der Verborgenheit dem Anbruch des messianischen Tags entgegenschlummere. Die gewöhnliche Ueberlieferung läßt ihn wenigstens alle andern Apostel überleben und hochbetagt unter Trajan sterben. Nach der kirchlichen Sage soll er sich in seinen spätern Lebensjahren nach Ephesus gewendet haben, doch ist dies wahrscheinlich Verwechselung mit einem jüngern J., dem sog. Presbyter, welcher ebenfalls als ein Schüler Jesu bezeichnet wird. Die kleinasiat. Ueberlieferung weiß von zwei J., die in Ephesus gewirkt und zwei Johannesgräbern daselbst zu erzählen. Andere Sagen knüpfen sich an seine angebliche Verbannung unter Domitian nach Patmos und an sein noch abenteuerlicheres Oelmärtyrerthum in Rom. Sein Festtag in der kath. Kirche ist der 27. Dec., sein Symbol ist der Adler; er selbst wird abgebildet als Jüngling mit mädchenhaften Zügen, öfters mit einem Kelch in der Hand, aus dem eine Schlange emporsteigt. Die zwiespältige Tradition des kirchlichen Alterthums über ihn hat auch die Kritik der unter seinem Namen auf uns gekommenen Schriften des Neuen Testaments außerordentlich erschwert. Daß der Verfasser der Offenbarung des J. oder der Apokalypse nicht zugleich das Evangelium und die Briefe des J. geschrieben haben könne, ist unzweifelhaft: nicht blos der stilistische Charakter, sondern auch der ganze Gedankenkreis und Standpunkt ist dort ein völlig anderer wie hier. Während nun aber die Schleiermacher'sche Schule die Apokalypse dem Evangelium opferte, hat die neuere Kritik unwiderleglich bewiesen, daß die erstere ungleich größern Anspruch auf johanneische Abkunft habe, als das Evangelium.

Die Offenbarung des J. war, solange man in ihr nur ein prophetisches Compendium der Welt- und Kirchengeschichte sah und die Zukunft aus ihr herauslesen wollte, eine der dunkelsten Schriften der Bibel und für die sog. «reichsgeschichtliche» Auslegung alter und neuer Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube apokalyptischer Träume. Seitdem aber die neuere Wissenschaft sie aus den Vorstellungen und Erwartungen ihrer eigenen Zeit heraus zu erklären versuchte, ist das alte Räthselbuch zu einer der geschichtlich verständlichsten Schriften unsers Kanon und zu einer der werthvollsten Urkunden der christl. Urzeit geworden. Das Buch ist, wie wir jetzt wissen, bald nach Nero's Tode, während Galba's kurzer Regierung (Juni 68 bis Jan. 69), wahrscheinlich in Kleinasien auf Grund der Visionen, welche der Verfasser während seines Aufenthalts auf der Insel Patmos gehabt zu haben versichert, geschrieben. Damals unter dem frischen Eindrucke der Nero'schen Christenverfolgung und des kürzlich ausgebrochenen jüd. Kriegs, in welchem sich die Geschicke des Volks, das seinen Messias verworfen, zu erfüllen begannen, in banger Erwartung noch weit größerer Schreckniſse, welche der als Antichrist wiederkehrende Nero, diese Personification des gottlosen Heidenthums, der Christengemeinde nach der Meinung der Zeitgenossen bereiten sollte, kleidete der Verfasser die Befürchtungen und Hoffnungen der, wie er meinte, unmittelbar bevorstehenden Zukunft in die herkömmliche Form eines apokalyptischen Gemäldes, in welchem das Wüthen des antichristl. Heidenthums gegen die Messiasgemeinde, der von furchtbaren Zeichen in der äußern Natur begleitete Entscheidungskampf des wiederkehrenden Nero mit dem wiederkehrenden Christus, der Sieg über den antichristl. Gegner und die ganze heidnische Welt, der Anbruch des 1000jährigen Reichs und, nach dem Ablaufe des letztern, die nochmalige Entfesselung und endliche Vernichtung des Satans und die Herabkunft des himmlischen Jerusalems auf die erneuerte Erde geschildert wird. Das Buch will die Christen zur Standhaftigkeit im Bekenntniß und zur unverfälschten Bewahrung ihres Glaubens

Digitized by Google

ermahnen, auf das bevorstehende Märtyrerthum vorbereiten, zugleich aber mit froher Hoffnung auf den nahe bevorstehenden überschwenglichen Lohn ihrer Treue im Messiasreiche erfüllen. Ob der J., welcher als Verfasser sich nennt, wirklich der Apostel, oder nicht vielmehr der Presbyter gewesen sei, wird noch immer gestritten; sein Standpunkt ist der des Judenchristenthums.

Dagegen sind in dem nach ihm benannten Evangelium des J. die Gegensätze jener Zeit, in welcher der Apokalyptiker weissagte, schon verklungen, die heidnische Welt erscheint nicht mehr als der Sitz der antichristl. Macht, sondern als die Pflanzstätte des von den Juden verworfenen Glaubens an Jesus. Die glühende Messiaserwartung des Apokalyptikers mit ihren sinnlichen, echt jüd. Zukunftsgemälden hat der Verkündigung eines rein geistigen Kommens Jesu Christi Platz gemacht, und während das Judenthum für den Verfasser schon als eine ihm innerlich fremd gewordene Erscheinung in der Vergangenheit liegt, bietet sich ihm in der philos. Bildung des Heidenthums das lösende Wort für das Räthsel der persönlichen Erscheinung des Erlösers und der Schlüssel zum Verständnisse des über alle beschränkte particuläre Religionsformen übergreifenden, rein geistigen und universellen Wesens des Christenthums dar. Es ist die der eklektisch-platonischen Speculation entlehnte Idee des göttlichen Logos, der innergöttlichen Vernunft und des weltschöpferischen Wortes Gottes zugleich, durch welche das tiefere Verständniß der Person und Lebensgeschichte Jesu vermittelt werden soll. Die geschichtliche Darstellung dient hierbei nur zur durchsichtigen Hülle des Gedankens, daß der ewige, in Christus fleischgewordene Logos als das Leben und das Licht der Menschen erschienen sei, um im Kampfe mit der Finsterniß und dem aus der Finsterniß geborenen Unglauben der Juden seine ewige Herrlichkeit offenbar zu machen und alle, die aus Gott geboren sind, durch Mittheilung der wahren Erkenntniß zu dem ewigen Leben zu führen, welches schon auf Erden beginnt. Von diesem rein ideellen Gesichtspunkte aus ist nicht nur der geschichtliche Stoff frei ausgewählt und gestaltet, sondern meist unter Anknüpfung an überlieferte Aussprüche Jesu eine lange Reihe tiefsinniger Reden componirt, welche sich alle um die Person Jesu als des fleischgewordenen Wortes, der der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, um seine Herabkunft vom Himmel und seine Rückkehr zum Vater, um den Glauben der vom Vater ihm zum Eigenthum gegebenen Jünger und um den Unglauben der in der Finsterniß beharrenden Welt, um die bevorstehende Sendung des Geistes, der die Seinen in alle Wahrheit leiten, die Welt aber ihres Unglaubens überführen werde, bewegen. Der ganze Gedankenkreis erinnert an die Zeiten der Apologetik auf der einen, an die des Gnosticismus auf der andern Seite; auch die Ideen des Montanismus und die Streitfragen über die Osterfeier im 2. Jahrh. klingen schon durch. Mit dieser innern Eigenthümlichkeit des Buchs stimmt seine späte äußere Bezeugung (erst seit circa 160 n. Chr.) und der gänzliche Mangel eines Einflusses desselben auf die dogmatische Entwickelung der Kirche vor dem Ende des 2. Jahrh. überein. Die trotz des größten Unterschiedes doch wieder unverkennbaren Berührungen mit der Offenbarung des J. weisen nebst andern Momenten auf die «johanneische» Kirche Kleinasiens als die Heimat dieses Evangeliums. Seine geschichtliche Bedeutung beruht darin, daß in ihm die gesammte religiöse Entwickelung der apostolischen und nachapostolischen Zeit auf die geistvollste und tiefsinnigste Weise zusammengefaßt und in ihren reichen Ergebnissen als Schlüssel zum Verständnisse des geschichtlichen Christus und des Ursprungs des Christenthums benutzt ist. Mit dem Evangelium stehen und fallen auch die drei Johanneischen Briefe im Neuen Testament, welche nach Stil und Gedankengehalt demselben nahe verwandt sind. Namentlich der erste Brief rührt unzweifelhaft von demselben Verfasser her und ist wahrscheinlich erst nach dem Evangelium geschrieben. Das geschichtliche Verständniß der Apokalypse ist in der Hauptsache schon durch Ewald und Lücke, das des Evangeliums und der Briefe nach den schüchternen Versuchen Bretschneider's erst durch Baur und seine Schüler, besonders Köstlin, Zeller und Hilgenfeld, begründet worden. Vgl. zur Offenbarung Lücke, «Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung des J.» (2. Aufl., 2 Thle., Bonn 1849—52) und die Commentare von Ewald (2 Bde., Gött. 1861—62), De Wette (Lpz. 1848; 3. Aufl. von Möller 1862), Düsterdieck (2. Aufl., Gött. 1865), Volkmar (Zür. 1862) und Füller, «Die Offenbarung des J. erklärt» (Nördl. 1874), für das Evangelium besonders Baur, «Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien» (Tüb. 1847); Köstlin, «Der Lehrbegriff, das Evangelium und die Briefe des J.» (Berl. 1843); Hilgenfeld, «Das Evangelium und die Briefe J.» (Halle 1849) und «Die Evangelien» (Lpz. 1854); Scholten, «Het Evangelie naar J.» (Leid. 1864), und die Werke über das Leben Jesu von Strauß und Keim. Die Commentare von Lücke (über das Evangelium, 3. Aufl., 2 Thle., Bonn 1840—43, und die Briefe, 3. Aufl. von Bertheau 1856), Baumgarten-Crusius (Jena 1843—45), De Wette

Digitized by Google

(5. Aufl. von Brückner 1863), Meyer (5. Aufl., Gött. 1869), Tholuck (7. Aufl., Gotha 1857), Hengstenberg (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1867—71), Düsterdieck (über die Briefe, 2 Bde., Gött. 1852—56), Huther (desgleichen, 2. Aufl., Gött. 1861) huldigen noch der ältern Ansicht.

Johannes Chrysorrhoas aus Damascus, deshalb gewöhnlich Joannes Damascenus genannt, der Verfasser des dogmatischen Hauptlehrbuchs für die morgenländ. Kirche, geb. um 700, stand als Schatzmeister in Diensten des Khalifen und hieß als solcher Al-Mansur. Im J. 730 wurde er Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem und starb um 760. Seine «Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens» faßt die Ergebnisse der ganzen bisherigen dogmatischen Entwickelung der griech. Kirche abschließend zusammen; die formelle Methode entlehnte er den dialektischen Grundsätzen des Aristoteles. Außerdem schrieb er eine Dialektik, polemische Schriften gegen die sog. Bilderstürmer und einen Dialog zwischen einem Christen und Sarazenen. J. gilt noch gegenwärtig in der griech. Kirche als dogmatische Norm. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Lequien (2 Bde., Par. 1712).

Johannes, genannt Parricida, eigentlich Johann von Schwaben, wurde der Mörder seines Oheims, Kaiser Albrecht's I. (s. d.). Sein Vater, gleich Albrecht ein Sohn Rudolf's von Habsburg, war über die österr. Stammlinie mitbelehnt. Seiner Mutter Agnes aber war die Grafschaft Kyburg besonders verschrieben, und überdies ihm von derselben, einer böhm. Königstochter, nach Wenzel's III. Tode gegründete Näherrechte auf Böhmen vererbt worden. Als nun J., zur Volljährigkeit herangewachsen, den Kaiser wiederholt um sein Erbtheil bat, verweigerte dieser sogar die Auslieferung Kyburgs, auf das zuletzt J. seine Wünsche beschränkte. Hierüber erbittert, verschwor sich J. mit den oberschwäb. Rittern Walther von Eschenbach, Rudolf von Palm, Rudolf von der Wart, Konrad von Tegernfeld, Walther von Castelen u. a., welche gleichfalls Kränkungen erlitten hatten, gegen des Kaisers Leben. Als Albrecht 1. Mai 1308 auf einer Reise von Baden im Aargau nach Brugg bei Windisch über die Reuß übersetzte, drängten sich die Verschworenen an ihn und ermordeten ihn in der Gegend des alten Vindonissa auf dem Grund und Boden seines Stammguts. Die Verschworenen entflohen, jeder einzeln, J. in Mönchstracht nach Italien, wo er sich lange Zeit in Dunkelheit zu verbergen suchte. Nach einigen soll er später von Papst Clemens V. zu Avignon Verzeihung erhalten haben und als Augustinermönch zu Pisa gestorben sein; nach andern als Mönch, ohne daß man ihn erkannt, auf dem Stammgute Eigen gelebt und erst bei seinem Tode, 1368, sich als den unglücklichen Herzog von Schwaben zu erkennen gegeben haben. Kaiser Heinrich VII. sprach bald nach seinem Regierungsantritte zu Speier über die Mörder seines Vorfahren die Acht aus. Vorher aber schon hatten Elisabeth, die Gemahlin, und die verwitwete Ungarnkönigin Agnes (s. d.), die Tochter des Ermordeten, grausame Rache an den Verschworenen geübt.

Johannes Secundus, eigentlich Jan Nicolai Everard, einer der berühmtesten neuern lat. Dichter, geb. 14. Nov. 1511 im Haag, studirte zu Bourges die Rechte, widmete sich jedoch dann der schönen Literatur und Dichtkunst. Auch zeichnete er sich durch seine Kenntnisse in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus, was ihn zu Schoreel's Freund machte. Zur Ausbildung seiner Talente reiste er nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretär des Cardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo, wurde, auf dessen Rath er im Sommer 1535 Karl V. auf dessen Zuge nach Tunis begleiten sollte. Er kehrte jedoch nach den Niederlanden zurück, wo er 24. Sept. 1536 zu Utrecht starb. Unter seinen anmuthigen erotischen Dichtungen in classischem Latein sind seine «Basia» (Utr. 1539 u. öfter; deutsch von Passow, Lpz. 1807) am bekanntesten. Seine «Opera poetica», bestehend in Elegien, Oden, Epigrammen und vermischten Gedichten, wurden zuerst von seinen Brüdern, Nicolai Gaudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter sich auszeichneten (Par. 1541; neue Ausg., Gött. 1748), am vollständigsten und besten aber von Bosscha (2 Bde., Leid. 1821) herausgegeben.

Johannes der Presbyter, Erzpriester oder Priester Johannes hieß im Mittelalter ein christl. Fürst im Innern Asiens, dessen Person jedoch mit so vielen Sagen umsponnen ist, daß man dieselbe in neuerer Zeit als eine mystische Fiction angesehen hat. Die Kunde von einem mächtigen christl. Fürsten dieses Namens in Innerasien brachte zuerst 1145 der Bischof von Gabala (in Syrien) nach Europa, und der Chronist Otto von Freisingen war der älteste Geschichtschreiber, der diese Kunde verbreitete. Plötzlich kam auch ein langes, lateinisch abgefaßtes, vom Chronisten Alberich 1165 erwähntes Schreiben des räthselhaften Presbyters an die abendländ. Fürsten zu Tage. Dieses Schreiben ist offenbar das Werk eines nestorianischen Christen und verräth Spuren von dem Einflusse der damals im Morgenlande schon sehr bekannten und auch in die Märchensammlung «Tausend und eine Nacht» aufgenommenen fabel-

Digitized by Google

haften Reisen des Seefahrers Sindbad. Das Zeitalter nahm jedoch an den Wunderdingen des Sendschreibens keinen Anstoß, und Papst Alexander III. schrieb sogar 1177 an den Priesterkönig eine Antwort, die sein eigener Leibarzt Philippus zu bestellen beauftragt wurde. Ferner erhielten verschiedene christl. Mönche, die im 13. Jahrh. aus polit. und religiösen Gründen nach Asien zu den Khanen der Mongolen geschickt wurden, wie 1246 Plan Carpin vom Papste Innocenz IV., 1248 André de Lonjumel und 1253 Ruysbroek oder Rubruquis vom König Ludwig IX. von Frankreich, den Auftrag, dem Priester Johannes nachzuforschen. Die meisten dieser Reisenden behaupteten zwar, dieser Priesterkönig, der letzte seines Namens, sei im Kampfe mit Dschingis-Khan gefallen, aber dennoch erhielt sich in Europa der Glaube an seine Fortexistenz, und die grobe Unwissenheit in Länder- und Völkerkunde veranlaßte die seltsamsten Missgriffe. Da es sich durch die Reiseberichte eines Plan Carpin, Marco Polo u. a. herausgestellt hatte, daß in Ostasien ein mächtiger christl. Herrscher nicht mehr vorhanden, so verlegte man dessen Sitz nach Indien und glaubte ihn schließlich in Ostafrika gefunden zu haben. Besonders eifrige Forschungen stellten die Portugiesen an. Das äußerste Ziel, welches Heinrich der Seefahrer anfänglich im Auge hatte, war das Land des afrik. Erzpriesters Johannes, also das christl. Abessinien, welches die Geographen damals das dritte Indien nannten. Mit dem christl. Abessinien oder Aethiopien unterhielt man schon früh von Rom aus schriftlichen Verkehr, und seit 1243 wurden dorthin Missionen gesendet. Seit Mitte des 14. Jahrh. aber übertrug man auf die Könige Aethiopiens geradezu den Titel Erzpriester Johannes, und Botschafter derselben erreichten nicht blos die röm. Curie, sondern auch die Höfe weltlicher Fürsten, z. B. 1427 des Königs von Aragonien. Während Bartholomäus Diaz 1486 die ganze Westküste Afrikas befuhr und dessen Südende entdeckte, gingen Alfonso Paiva und Pero de Covilham als Botschafter Johann's II. von Portugal über Kairo nach Abessinien, um bei dem Erzpriester Johannes (Preste João) günstigen Empfang für künftige Entdecker zu erbitten. Paiva starb unterwegs zu Kairo, aber Covilham schlich sich 1487 nach Abessinien durch und wurde dort auf Befehl des sog. Erzpriesters zurückgehalten. Zur See gelangten die Portugiesen erst 33 Jahre später nach Abessinien, und 16. April 1520 wurden sie in dessen Ausfuhrhafen Massaua feierlichst empfangen. Hier erreichten sie also das ursprüngliche Ziel Heinrich's des Seefahrers. Statt eines mächtigen Reichs fanden sie aber nur ein ärmliches Gebiet, rohe Bewohner und ein verwahrlostes jakobitisches Christenthum. Abessinien blieb nun bis ins 17. Jahrh. unter dem Namen Regnum presbyteri Joannis bekannt. In neuerer Zeit machte man viele, aber mislungene Versuche, das Räthsel von dem asiat. Priesterkönig zu lösen (z. B. Karl Ritter in einer berühmten Abhandlung Bd. 1 der «Erdkunde» von Asien). Erst dem deutschen Orientalisten Gust. Oppert, Bruder des Keilschriftforschers Jul. Oppert, gelang es in der Schrift «Der Priester Johannes in Sage und Geschichte» (Berl. 1864; 2. Aufl. 1870) durch Vergleichung aller abendländ. und morgenländ. Berichte das Dunkel aufzuhellen. Hiernach bezieht sich die im 12. Jahrh. nach Europa gelangte Kunde von einem mächtigen christl. Staate, dessen Beherrscher den Titel Priester Johannes führte, auf das Reich des Kur-Khan von Karakitai oder Chorkhan der Carachitanen, von dem der erwähnte Ruysbroek spricht. Die Ljao-Dynastie der Kitan beherrschte 906—1125 den Norden Chinas, bis die tunguſischen Dschurdschen, die Vorfahren der heutigen Mandschuren, deren Reich zerstörten und die Dynastie Kin gründeten. Ein Theil jener Kitan wanderte unter Jeljutaschi nach Westen aus, unterwarf sich Ostturkestan und Mawarennahar (die jetzige große Bucharei) und gründete ein Reich, das zur Zeit seiner höchsten Blüte vom Altai bis zum Aralsee und Amu sich erstreckte. Jeljutaschi und seine Nachfolger führten den Titel Kur-Khan (Volkskhan) der Karakitai, d. h. der Schwarzen Kitan. Ihre Residenz war wahrscheinlich Kaschgar. Von der innern Geschichte des Staats weiß man wenig. Der letzte Abkömmling Jeljutaschi's wurde durch seinen Schwiegersohn Kutschluk, vom Volksstamm Naiman, gestürzt, der aber bald darauf (um 1208) den Heeren Dschingis-Khan's erlag. Für das Christenthum der Karakitaier spricht die Nachricht des pers. Historikers Mirchond, wonach die Tochter ihres letzten Beherrschers, die dieser mit Kutschluk vermählte, eine Christin gewesen. Beweist diese Angabe auch nichts anderes als Duldung der Lehre Jesu oder höchstens deren Gleichberechtigung mit der heidnischen, so kann man doch wenigstens mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß der Vater der Fürstin auch Christ gewesen und sonach gewiß ein ansehnlicher Theil des Volks. Freilich müßte auch schon der Stifter der Dynastie Christ gewesen sein, da Otto von Freisingen nur diesen unter dem Presbyter Johannes verstehen konnte. Der Titel «Presbyter» kann nicht auffallen, indem nach Ruysbroek fast alle männlichen Individuen des nestorianischen Glaubens in Mittelasien die Priesterweihe empfingen. Den von den Abend-

Digitized by Google

ländern nicht verstandenen Titel «Kur-Khan» mochte man mit Juchan, der syr. Form von Jochanan (Johannes) verwechseln. Der jakobitische Bischof Barhebräus (1126—86) identificirte zuerst den «König Juchanan» mit dem Ung-Khan des Mongolenstammes Kerait, welcher Stamm nach seiner Angabe bereits 1007 das nestorianische Christenthum annahm; wie denn auch Raschideddin, der berühmte pers. Hofhistoriograph der Mongolen, ausdrücklich von diesem Stamme sagt, daß er sich zur Lehre Jesu bekannt habe. Auch Ruysbroek erwähnt des Ung-Khan, machte ihn aber irrig zu einem Bruder des in Karakitai auf den Thron gekommenen Naimanfürsten (also Kutschluk's); er sagt von ihm, die Nestorianer hätten Ung-Khan's Nachfolger «Presbyter Johannes» betitelt und eine Menge Lügen von ihm verbreitet. Aber Ung-Khan, der von Dschingis-Khan vernichtet wurde, ist nie nach Karakitai gekommen, und der Usurpator Kutschluk kann begreiflicherweise nicht der erste König-Presbyter des unter ihm zu Grunde gegangenen Staats gewesen sein. Doch den Titel durfte Ruysbroek zugestehen, da Kutschluk Thronfolger eines Kur-Khan, also eines wahren Priester Johannes gewesen. Man ersieht aus Ruysbroek's Angabe, wie die Sage jene Presbyterwürde von dem Kur-Khan durch Vermittelung des Naimanfürsten Kutschluk auf Ung-Khan übergehen ließ. Seitdem J. nicht mehr in Aethiopien oder Indien zu suchen war, folgten die Gelehrten der Angabe des Barhebräus. Vgl. Zarncke, «Der Priester Johannes» (Lpz. 1876); Schott, «Kitai, Karakitai und der Priester Johannes» in Erman's «Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland» (Bd. 23, Berl. 1864).

Johanngeorgenstadt, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, im Erzgebirge 737 Mt. hoch am Berge über dem Schwarzwasser gelegen, ist der Sitz eines Gerichtsamts und zählt (1875) 4209 E., welche Bergbau auf Eisenstein, Klöppelei, Stickerei und Handschuhfabrikation treiben. Die Stadt wurde von vertriebenen böhm. Protestanten während des Dreißigjährigen Kriegs gegründet und nach dem Brande von 1867 größtentheils neu aufgebaut.

Johannisbad, Wildbad und Luftcurort im Riesengebirge, im böhm. Bezirk Trautenau, 2 Kilom. von der Station Freiheit (Zweigbahn der Oesterreichischen Nordwestbahn, Anschluß in Trautenau) entfernt, Poststation und (während der Saison) Telegraphenstation, liegt anmuthig in einer Meereshöhe von 600 Mt. am Südabhange des 1299 Mt. hohen Schwarzenbergs. Die Quelle des seit zwei Jahrhunderten bestehenden Bades ist eine 29° C. warme Akratotherme (von mineralischen Bestandtheilen freies Wasser, wie Gastein, Wildbad u. a.) und wird besonders gegen Nervenleiden, beginnende Rückenmarksleiden, Frauenkrankheiten und Lähmungen empfohlen. Zur Trinkcur dient eine zu den alkalisch-salinischen Eisensäuerlingen gehörige Eisenquelle. Der Ort, in dem sich auch eine Ziegenmolkenbereitungsanstalt befindet, zählt etwa 70 Häuser, ist von ausgedehnten Waldungen umgeben und bildet einen bequemen Ausgangspunkt zu mehrern der Glanzpartien des Riesengebirgs. Vgl. Pauer, «J. im Riesengebirge» (3. Aufl., Wien 1875); Kopf, «Der Curort J.» (3. Aufl., Bresl. 1875).

Johannisbeeren nennt man die Früchte des Johannisbeerstrauchs, Ribes rubrum L., welcher in der Gattung Krausbeere oder Ribes (s. d.) diejenige Abtheilung ausmacht, deren Blüten in meist vielblütigen Trauben stehen. Derselbe unterscheidet sich von andern verwandten Arten durch die schlaff herabhängenden, kahlen, grünlichen Blütentrauben und die säuerlichsüßen, angenehm schmeckenden Beeren. Der rothe Johannisbeerstrauch wächst in Wäldern und Gebüschen des nördl. Europa und Nordamerika wild, kommt in den übrigen Gegenden Europas häufig verwildert vor und wird allgemein in den Gärten cultivirt. Man hat mehrere Spielarten davon, wie die kleine rothe J., von sehr sauerm Geschmack; die große, rothe holländische J. mit großer, schöner kirschrother Frucht von besonderer Güte; die große rothe J. mit dutigen Blättern, aus England stammend; die große fleischrothe J. mit sehr angenehmer Frucht; endlich die große und kleine weiße englische J. Die Beeren geben ein beliebtes Obst ab und werden roh wie auch eingemacht gegessen; auch bereitet man aus ihnen Johannisbeersaft, Johannisbeersyrup und Johannisbeerwein. Die schwarzen J., Ahlbeeren oder Gichtbeeren, kommen von der schwarzen Krausbeere oder dem schwarzen Johannisbeerstrauche (R. nigrum L.), welcher in feuchten Wäldern und an Bachufern in der nördl. Hälfte Europas und in Nordasien wächst, seltener in Gärten gezogen wird und sich durch die weichbehaarten, unterseits gelbpunktirten Blätter, durch behaarte, grünröthliche Blüten und schwarze Beeren unterscheidet. Man hat Spielarten mit kleinen und mit großen Beeren und mit gescheckten Blättern. Alle Theile, auch die Beeren, besitzen einen starken, unangenehmen, fast wanzenartigen Geruch. Der duftige Johannisbeerstrauch (R. fragrans Pall.) und der niederliegende Johannisbeerstrauch (R. procumbens Pall.), welche beide im nördl. Asien einheimisch sind, besitzen

Digitized by Google

äußerst wohlschmeckende Früchte. Die goldgelbe J. (R. aureum Pursh.) wird wegen ihrer frühzeitigen, schön gelben und gewürznelkenartig riechenden Blüten bei uns allgemein in Gärten und Parkanlagen angepflanzt. Noch schöner ist die blutrothe J. (R. sanguineum Pursh.) aus Nordamerika, mit ziemlich großen blutrothen oder purpurnen, in hängende Trauben gestellten Blüten, die sich nebst den weichhaarigen Blättern ebenfalls frühzeitig entwickeln.

Johannisberg oder Bischofsberg, schönes Bergschloß im Rheingaukreise des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 4 Kilom. von der Station Geisenheim der Nassauischen Eisenbahn, oberhalb Rüdesheim, hat theils durch den namentlich auf dem dasigen, 110 Mt. über den Rheinspiegel sich erhebenden Schloßberge in einer röthlichen Erde wachsenden trefflichen Rheinwein, theils durch die diplomatischen Zusammenkünfte, die mehrmals hier stattfanden, Berühmtheit erlangt. Das Bergschloß, 1722—32 auf den Ruinen eines alten, 1106 gegründeten Benedictinerklosters erbaut, gehörte früher nebst Zubehör zum Bisthum Fulda, wurde 1807 von Napoleon dem Marschall Kellermann geschenkt, 1816 aber vom Kaiser Franz dem Fürsten Metternich zu Lehn gegeben. Die innern Räume des Schlosses sind sehr einfach verziert. Auf dem freien Platz vor der Schloßkirche steht seit 1854 ein Standbild Johannes des Täufers. Bei dem Schlosse liegt das Dorf J. mit einer Wasserheilanstalt, einigen Villen, einer Maschinen- und einer Pianofortefabrik.

Johannisblume heißt in manchen Gegenden Deutschlands die gemeine weiße Wucherblume (s. Chrysanthemum), in andern das Wohlverleih (s. Arnica).

Johannisbrot nennt man die Früchte des in den Ländern am Mittelländischen Meere wildwachsenden Johannisbrotbaums (Ceratonia Siliqua L.), auch Carobe genannt, welcher zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Hülsengewächse (Leguminosae), Abtheilung der Cäsalpiniaceen gehört. Es ist ein schön- und dichtbelaubter Baum von apfelbaumartigem Wuchse, mit immergrünen, lederartigen, unpaarig gefiederten Blättern und unscheinbaren, blattachselständigen, grünlichrothen Blütentrauben, deren kleine Blüten polygamisch sind und blos einen Kelch, keine Blumenkrone besitzen. Den Namen J. haben die nicht aufspringenden Hülsen, welche in den Apotheken bei uns Siliquae dulces heißen, braun, 10—20 Ctmt. lang, glänzend und innen fleischig-markig sind, deshalb erhalten, weil sie nach der Sage Johannes dem Täufer in der Wüste zur Nahrung dienten. Sie besitzen einen angenehmen süßen Geschmack, aber einen widerlichen Geruch. In ihrem Vaterlande sind sie ein wichtiges Nahrungsmittel der ärmern Volksklasse, werden daselbst auch als Futter für Schweine, Rinder und Pferde benutzt und zur Bereitung eines starken Branntweins verwendet. Bei uns dienen sie mehr zur Näscherei. In Aegypten und namentlich auf Cypern wird aus ihnen ein Syrup bereitet, in welchem man andere Früchte einmacht. Physiologisch interessant ist es, daß diese Früchte eine ziemlich bedeutende Quantität reiner Buttersäure enthalten. Das harte Holz des Johannisbrotbaums ist sehr geschätzt, und Rinde und Blätter dienen zum Gerben. Die Cultur des Johannisbrotbaums ist im Orient uralt. Sie hat sich von dort über alle Mittelmeerländer verbreitet und wird in Europa namentlich im Süden Spaniens und Portugals, wo es förmliche Wälder dieses Baums gibt, und auf Sicilien betrieben.

Johannischristen oder Johannisjünger, s. Sabier.

Johanniskraut, Pflanzenart, s. Hartheu.

Johanniswürmchen, s. Glühwurm.

Johanniswurzel heißt in vielen Gegenden Deutschlands der Wurzelstock des Wurmfarrns. (S. Aspidium.)

Johanniterorden. Bereits 1048 legten Kaufleute aus Amalfi zu Jerusalem eine Kirche nebst einem Mönchskloster an, womit sie bald ein Hospital nebst einer dem heil. Johannes Eleemon, dem Patriarchen von Alexandrien, geweihten Kapelle verbanden. Hiervon führten die Mönche, welche verpflichtet waren, kranke und arme Pilger zu verpflegen, den Namen Johanniter oder Hospitalbrüder. Dieselben erhielten unter ihrem ersten Vorsteher Gerhard 1113 von Papst Paschalis II. eine eigene Ordensverfassung und von Gottfried von Bouillon und andern bald große Besitzungen. Der zweite Vorsteher, Raimund von Puy, verwandelte im Anfange des 12. Jahrh. den Orden in einen geistlichen Ritterorden, nahm den Titel eines Ordensmeisters an und theilte sämmtliche Mitglieder in drei Klassen: in Ritter zur Kriegführung, in Kaplane zum geistlichen Dienst und in Dienende Brüder zur Verpflegung der Kranken und Geleitung der Pilgrime. Der Orden bildete und breitete sich allmählich immer mehr aus, gewann in fast allen christl. Ländern große Besitzungen und Einfluß und erhielt von den Päpsten, die ihn begünstigten, große Vorrechte. So kam es, daß auch dieser Orden, nach-

Digitized by Google

dem er eine Zeit lang streng seine Gelübde befolgt und tapfer die Ungläubigen bekämpft hatte, zu entarten anfing, übermüthig wurde, in Streitigkeiten mit den Templern und der Geistlichkeit im Morgenlande gerieth, ein ausschweifendes Leben zu führen begann und dadurch zum Verluste Palästinas mit beitrug. Nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin (1187) verlegte er seinen Sitz nach Ptolemais, und als auch dieses ein Jahrhundert später verloren ging, begaben sich die Ritter nach Cypern, wo ihnen der König dieser Insel die Stadt Limisso einräumte. Sie behielten jedoch den Ort nur 18 Jahre, indem sie 1309 Rhodus eroberten und hier ihren Hauptsitz aufschlugen, weshalb sie auch Rhodiserritter genannt wurden. Hier hatten sie ernste Kämpfe mit den Türken zu bestehen, und berühmt ist ihre tapfere und glückliche Vertheidigung unter dem Großmeister Peter von Aubusson gegen die Türken unter Mohammed II., welche 1479 die Stadt Rhodus mit einer ungeheuern Uebermacht belagerten. Allein die Angriffe der Türken wiederholten sich, und, von Europa verlassen, wurde der Großmeister Philipp de Villiers de l'Isle Adam nach der hartnäckigsten Gegenwehr von Sultan Soliman II. gezwungen, Rhodus 24. Dec. 1522 zu übergeben. Die Ritter verweilten nun unstet nacheinander an mehrern Orten, bis ihnen Karl V. 1530 die Inseln Malta, Gozzo und Comino unter der Bedingung eines beständigen Kriegs gegen die Ungläubigen und die Seeräuber und der Rückgabe dieser Inseln an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodus wieder zu erobern, eigenthümlich als kaiserl. Lehn überließ, wovon sie nun auch Malteserritter genannt wurden. Unter Jean de Lavalette, der seit 1557 Großmeister war, die Hauptstadt und Festung Lavalette baute und 1568 starb, schlugen sie 1565 einen gewaltigen Angriff Soliman's II. mit großem Verluste zurück und behaupteten darauf ihre Selbstständigkeit bis zur Französischen Revolution, welche dieser den Untergang brachte. Schon früher hatten sie, infolge der Reformation, ihre Güter in England, den Niederlanden und Skandinavien verloren; jetzt war dieses auch in Frankreich der Fall. Als sie von Bonaparte auf dessen Zuge nach Aegypten angegriffen wurden, ergab sich unter dem Großmeister Hompesch 12. Juni 1798 Malta ohne allen Widerstand durch verrätherische Capitulation. Im Sept. 1800 eroberten die Engländer die Insel, und obschon im Frieden zu Amiens bestimmt wurde, daß sie dem Orden zurückgegeben werden sollte, blieb doch England seitdem im Besitz derselben. Zum Besten des Ordens hatte Hompesch, bald nachdem er Malta verlassen, auf seine Würde Verzicht geleistet, worauf 16. Dec. 1798 der Kaiser Paul I. von Rußland zum Großmeister erwählt wurde. Allein die Wahl desselben fand wegen seiner Religion vielen Widerspruch, besonders beim Papste, und der Kurfürst von Pfalzbaiern, Max Joseph, hob sogar 21. Febr. 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, den Orden in seinen Staaten gänzlich auf und zog dessen Güter ein. Gleiches geschah infolge der Zeitereignisse fast in allen Staaten, wo der Orden noch Besitzungen hatte, 1810—11 auch in Preußen, wo dafür 1812 der preußische J., eine blos für den Adel bestimmte Decoration, gestiftet wurde. Die einzigen noch übrigen Trümmer der Besitzungen waren das Großpriorat in Böhmen und zwei dergleichen in Rußland, die jedoch 1810 gleichfalls aufgehoben wurden. Nach Paul's I. Tode ernannte oder bestätigte der Papst nacheinander mehrere Italiener als Großmeister des Ordens, welcher nach dem Verluste von Malta zu Catania in Sicilien seinen Sitz genommen hatte. Nach dem Sturze Napoleon's suchte der Orden auch seine Restauration zu bewerkstelligen, aber ohne Erfolg. Der Papst erlaubte ihm 1826, den Sitz des Ordenskapitels nach Ferrara zu verlegen, später nach Rom, wo er sich seitdem befindet; außerdem besitzt der Orden Paläste in Venedig, Neapel und Prag. Ein eigener Zweig des Ordens besteht in Spanien, wo er in der Reihenfolge der königl. Decorationen unmittelbar nach dem Goldenen Vließe rangirt. Die Kleidung der Ritter ist in Friedenszeit ein langer schwarzer Mantel mit einem achtspitzigen weißen Kreuze, dem sog. Malteserkreuze, auf demselben und auf der Brust; im Kriege sollten sie einen rothen Waffenrock mit einem schlichten Kreuz auf Brust und Rücken tragen. Vgl. Villeneuve-Bargemont, «Monuments historiques des Grandemaîtres de l'ordre de St.-Jean de Jérusalem» (2 Bde., Par. 1829, mit Kupfern); Falkenstein, «Geschichte des J.» (2. Aufl., Zeitz 1866—67; Winterfeld, «Geschichte des ritterlichen Ordens St.-Johannis vom Spital zu Jerusalem» (Berl. 1859); Spencer-Northcote, «Geschichte des Johanniterritterordens» (aus dem Englischen von Studemund, Münst. 1874); Shaw, «Malta sixty years ago» (Lond. 1875).

Nachdem die Ballei Brandenburg des J. durch das Säcularisationsedict vom 30. Oct. 1810 und die Urkunde über Auflösung derselben vom 23. Jan. 1811 als erloschen erklärt und an ihrer Stelle der «Königlich Preußische J.» gestiftet worden war, wurde durch Cabinetsordre vom 15. Oct. 1852 unter Aufhebung der entgegenstehenden Bestimmungen die Ballei

Digitized by Google

Brandenburg wieder aufgerichtet und dieselbe einer der ursprünglichen Stiftung des Ordens entsprechenden gemeinnützigen Bestimmung wiedergegeben. Die Ballei erhielt eine Einrichtung, welche, an die ersten alten Stiftungszwecke der Verbrüderung anknüpfend, den Dienst und die Pflege der Kranken zur Aufgabe machte. In dieser seitdem bewährten Organisation zählt der J. (Anfang 1877) 1 Herrenmeister (den Prinzen Karl von Preußen), 15 Commendatoren, 6 Ehrencommendatoren, 1 Ordenshauptmann (Feldmarschall Graf von Wrangel), 512 Rechts- und 1495 Ehrenritter, welche sämmtlich dem Adel angehören und evangelisch sind. Der Orden gliedert sich in 13 Genossenschaften sowol in den preuß. Provinzen als auch im Anschluß an dieselben in Sachsen, Würtemberg, Mecklenburg und Hessen, die sämmtlich in der Errichtung von Krankenanstalten eine anerkennenswerthe Thätigkeit entwickelt haben, sodaß die Zahl derselben 1877 bis auf 30 gestiegen war, von denen sich 29 in Deutschland, 1 zu Beirut in Syrien befinden. Die Pflege der Kranken und Verwundeten bildete während der Feldzüge in Schleswig-Holstein, des Deutschen Kriegs von 1866 und des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 den Hauptzweig der Johanniterordensthätigkeit. Im Laufe des J. 1876 verpflegte er in seinen 30 Krankenhäusern 3135 Männer, 1353 Frauen und 472 Kinder, zusammen demnach 4960 Personen. Vgl. Herrlich, «Die Ballei Brandenburg des J.» (Berl. 1874).

Johannot (François), Zeichner und Lithograph, geb. zu Offenbach in Hessen-Darmstadt aus einer franz. Familie, die nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes sich in Deutschland niederließ, arbeitete zu Anfang des 19. Jahrh. und machte gleichzeitig mit Senefelder (s. d.) lithographische Versuche, wobei er an Charles André aus Offenbach einen Associé hatte. Doch siedelte J. mit seiner Familie nach Paris über und gründete daselbst mit seinem Associé die erste lithographische Anstalt, die kein besonderes Glück machte. Er hinterließ drei Söhne, Charles, Alfred und Tony. — Charles J., der älteste Sohn, geb. zu Frankfurt 1783, war Kupferstecher, lieferte Umrisse zum Leben der heil. Genoveva von Brabant (12 Blätter, Par. 1813) und Vignetten für die Werke von Bouilly und starb zu Paris 1825. — Alfred J., der zweite Sohn, geb. zu Offenbach 21. März 1800, erlernte bei seinem ältesten Bruder die Kupferstechkunst und verfertigte während der Restauration die Kupfer und Vignetten zu den schönen Ausgaben der franz. Uebersetzungen von Walter Scott, Cooper und Byron. Später übertrug er auf die Malerei die leichte, mehr geistreiche als tiefe Weise, die seinen Kupferstichen eine so günstige Aufnahme verschafft hatte. Er stellte zuerst im Salon von 1831 einige romantische Genrestücke aus, die viel Anklang fanden, und gehörte bald zu den tonangebenden Künstlern von Paris. J. starb zu Paris 7. Dec. 1837. — Tony J., der jüngste Bruder, geb. zu Offenbach 9. Nov. 1803, bethätigte sich zuerst als Kupferstecher und half seinem Bruder und Lehrer Alfred bei dessen Kupfern und Vignetten. Er trat 1831 ebenfalls als Maler mit romantischen Genrebildern auf, in denen er gleiche Verdienste wie sein Bruder zeigte. Unter anderm malte er im Auftrage Ludwig Philipp's für das Historische Museum zu Versailles die Schlacht bei Rosbeque, die Schlacht bei Fontenay, die Erstürmung des Engpasses Méandre, die Königin Victoria in Eu. In seinen so verschiedenen Werken zeigt er sich durchweg als gefälliger, etwas oberflächlicher, aber eleganter und gewandter Maler. Größern Ruf hat er sich indeß als Zeichner und Kupferstecher erworben. In den zahlreichen Radirungen, Kupferstichen und Holzschnitten, die von oder nach ihm für Prachtausgaben angefertigt wurden, muß man die Fruchtbarkeit und Erfindungskraft seines Zeichnertalents bewundern. J. starb zu Paris 4. Aug. 1852.

John (Franz, Freiherr von), österr. Feldzeugmeister, geb. 20. Nov. 1815 zu Bruck an der Leitha in Niederösterreich, trat 1827 in die Militärakademie zu Wienerisch-Neustadt und begann 1835 als Lieutenant im 52. Infanterieregiment die militärische Laufbahn. Nach vierjähriger Dienstleistung bei der Truppe wurde J. dem Generalstabe zugetheilt, avancirte 1845 zum Oberlieutenant, bei Beginn des ital. Aufstandes 1848 zum Hauptmann und wurde als solcher im Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Radetzky verwendet. In den spätern Jahren als Generalstabschef der Occupationstruppen in Toscana und im Römischen verwendet und bald zum Oberstlieutenant vorgerückt, wurde er 1857 zum Obersten und Commandeur des Infanterieregiments Kaiser-Franz-Joseph Nr. 1 befördert. Während des Kriegs von 1859 fungirte J. als Generalstabschef des 6. Armeecorps in Südtirol, bis er nach Abschluß des Friedens von Zürich zum Chef des Generalstabes der Zweiten Armee im Lombardisch-Venetianischen Königreich ernannt wurde, in welcher Stellung er 1861 zum Generalmajor avancirte. Im Kriege Oesterreichs gegen Preußen und Italien 1866 war J. Generalstabschef der Südarmee, die unter dem Befehl des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht 24. Juni den Sieg bei Custozza erfocht, für welchen J. am Tage nach der Schlacht die Ernennung zum Feldmarschall-

Digitized by Google

lieutenant erhielt. Als infolge der für Oesterreich unglücklichen Ereignisse auf dem nördl. Kriegsschauplatze der Erzherzog an die Spitze der ganzen Armee gestellt wurde, stand J. demselben abermals als Chef des Generalstabes der gesammten Streitkräfte zur Seite. Nach beendetem Kriege wurde J. zum Chef des Generalstabes ernannt und mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut, im Oct. 1866 aber definitiv als Kriegsminister in die Regierung berufen und 27. März 1867 von der Stelle eines Generalstabschefs enthoben. Im Mai 1867 trat er als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus und nach Feststellung des staatsrechtlichen Verhältnisses der Länder der ungar. Krone zu jenen der westl. Reichshälfte im Dec. 1867 als Reichskriegsminister und Geh. Rath in das gemeinsame Ministerium. Doch schon im Jan. 1868 schied er aus dieser Stellung. J. wurde 1869 Generalcommandant in Gratz, 1873 Feldzeugmeister, 1874 neuerdings Chef des Generalstabes der Armee und verblieb auf diesem Posten bis zu seinem 25. Mai 1876 erfolgten Tode.

John (Richard Eduard), ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, geb. 17. Juli 1827 zu Marienwerder in Westpreußen, machte seine Studien seit Ostern 1847 zu Leipzig, Berlin und Göttingen und habilitirte sich 1853 als Privatdocent in Königsberg, wo er 1856 eine außerord. und 1859 eine ord. Professur erhielt. Im Mai 1862 für den Wahlkreis Labiau-Wehlau in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, gehörte er der Fortschrittspartei, seit 1866 der nationalliberalen Partei an. Nach Errichtung des Norddeutschen Bundes legte J. im Frühjahr 1867 sein Mandat nieder. Nachdem er seit Ostern 1868 ein Jahr als ord. Professor der Rechtswissenschaft in Kiel gelehrt, folgte er einem Rufe in gleicher Eigenschaft nach Göttingen. Im Sept. 1870 wurde er zum Mitgliede des hanseatischen Oberappellationsgerichts zu Lübeck gewählt, und übernahm darauf Ostern 1876 die durch Zachariä's Tod erledigte Professur für Strafrecht an der Universität Göttingen. J. zählt zu den vorzüglichsten Strafrechtslehrern Deutschlands. Sein «Entwurf nebst Motiven zu einem Strafgesetzbuche für den Norddeutschen Bund» (Berl. 1868) ist auf das Zustandekommen des Norddeutschen Strafgesetzbuchs von hervorragendem Einfluß gewesen. Später veröffentlichte er «Das Strafrecht in Norddeutschland. Beurtheilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund» (Berl. 1870). Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Ueber Landzwang und widerrechtliche Drohungen» (Gött. 1852), «Das Strafrecht in Norddeutschland seit den Rechtsbüchern» (Bd. 1, Lpz. 1858), «Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen» (Berl. 1860), «Kritik des preuß. Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister» (Lpz. 1863), «Kritik strafrechtlicher Entscheidungen des preuß. Obertribunals» (Berl. 1866), «Ueber die Todesstrafe» (Berl. 1867), die Darstellungen des «Civilprocesses» und «Strafprocesses» für Holtzendorff's «Encyklopädie der Rechtswissenschaft» (Lpz. 1870; 2. Aufl., Lpz. 1873), «Die Verbrechen gegen den Staat» in Holtzendorff's «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Berl. 1874).

John (Eugenie), bekannt unter dem Pseudonym E. Marlitt, vielgelesene deutsche Romanschriftstellerin, geb. 5. Dec. 1825 zu Arnstadt in Thüringen, die Tochter eines Malers, wurde im 16. Jahre von der regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen wegen ihrer schönen Stimme als Pflegetochter angenommen. In Sondershausen besuchte sie ein Jahr lang die höhere Töchterschule und ging dann auf Kosten der Fürstin behufs ihrer musikalischen Ausbildung nach Wien, wo sie im ganzen drei Jahre gelebt hat. Sie betrat auch die Bühne, mußte jedoch um eines plötzlich auftretenden Gehörleidens willen der theatralischen Laufbahn entsagen und kehrte als Vorleserin in die Umgebung der Fürstin zurück. Nachdem sie 1863 ihre Stellung aufgegeben hatte, ging sie nach Arnstadt, trat 1865 mit der Novelle «Die zwölf Apostel» zum ersten mal in die Oeffentlichkeit, und zwar sofort vor dem großen Leserkreise der «Gartenlaube». Dieser Novelle folgten die Romane «Goldelse» (1866), womit sie ihren literarischen Ruf begründete, «Blaubart» (1866), «Das Geheimniß der alten Mamsell» (2 Bde., 1867), «Reichsgräfin Gisela» (2 Bde., 1869), «Heideprinzeßchen» (2 Bde., 1871), «Die zweite Frau» (1874), «Im Hause des Commerzienraths» (2 Bde., 1876). Die Romane J.'s sind in Bezug auf ihre Composition spannend und meist von lebhafter Darstellung; doch können dieselben einen höhern poetischen Werth nicht beanspruchen. Sämmtliche Arbeiten wurden zuerst in der «Gartenlaube», dann erst in Buchform veröffentlicht und sind in vielen Auflagen erschienen. Körperlich leidend, lebt die Schriftstellerin im Familienkreise ihres Bruders zu Arnstadt.

John Bull, s. Bull.

Johnson (Andrew), der 17. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1865—69), geb. 29. Dec. 1808 in Raleigh, der Hauptstadt von Nordcarolina, wuchs in äußerster Dürftigkeit ohne Schulunterricht auf und erlernte in seiner Vaterstadt das Schneiderhandwerk.

Digitized by Google

Nach beendigter Lehrzeit ging er 1824 nach Laurent Courthouse in Südcarolina, wandte sich aber im folgenden Jahre nach Greenville in Tennessee, wo er sich verheirathete, durch seine Frau erst Lesen und Schreiben lernte und in einem kleinen Blockhause seine Werkstätte als Schneider eröffnete. Hier betheiligte sich J. zuerst als Whig, bald aber als Demokrat und eifriger Verehrer Jackson's an der Politik. Er wurde 1828 Alderman, 1830 Bürgermeister des Ortes, wirkte 1833—43 als Abgeordneter und Senator in der Legislatur und trat 1843 als Repräsentant in den Congreß, dem er 10 Jahre lang angehörte. Im J. 1853 wurde J. zum Gouverneur seines Staats und 1855 zum zweiten mal zu dieser Würde erwählt, welche er nach Ablauf seines zweiten Amtstermins 1857 mit einem Sitz im Vereinigten-Staaten-Senat vertauschte. Als 1861 der Bürgerkrieg hereindrohte, war J. der einzige südl. Senator, der tapfer auf seinem Posten blieb und mit beredten Worten für die Aufrechterhaltung der Union kämpfte. Besonderes Aufsehen erregte seine Rede vom 5. Febr. 1861, in welcher er, der bisher der weitgehendste demokratische Parteigänger gewesen, die Secessionisten aufs bitterste angriff und ihre Plane enthüllte. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten kehrte J. in seine Heimat zurück, konnte hier aber trotz aller Anstrengungen den Uebertritt Tennessees zur Sache der Secession nicht verhindern. Im Frühjahr 1862 ernannte ihn Lincoln zur Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste, mit dem Range eines Brigadegenerals, zum Militärgouverneur von Tennessee, in welcher Stellung ihn seine Wahl zum Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten traf. Infolge der Ermordung Lincoln's wurde J., kaum sechs Wochen nach dessen zweitem Amtsantritt, 15. April 1865 Präsident der Vereinigten Staaten. Als solcher erfüllte er jedoch die anfangs in ihn gesetzten Erwartungen nicht. Er trat auf die Seite der besiegten Secessionisten und kam diesen mit einer Milde entgegen, welche alle Früchte des blutigen Kriegs zu vernichten drohte. Namentlich provocirte er durch sein Veto vom 19. Febr. 1866 gegen die vom Congreß fast einstimmig angenommene Bill über die Bedingungen der Wiederzulassung der Rebellenstaaten (sog. Reconstructions-Bill), durch seine leidenschaftlichen, aber unbegründeten Anklagen der Führer des Congresses, sowie durch sein Veto vom 27. März 1866 gegen die bürgerliche Gleichberechtigung der Schwarzen den offenen Bruch mit der großen Freiheitspartei des Landes, der er doch seine Erhebung verdankte. Der dadurch entstehende und täglich schärfer werdende Conflict zwischen der Executiv- und Legislativgewalt verzögerte das Reconstructionswerk in hohem Grade. Bald wurden auch die Cabinetsmitglieder in diesen Conflict gezogen und die Entlassung des auf seiten des Congresses stehenden Kriegsministers Stanton wurde die Veranlassung zur Culmination desselben. J. ernannte im Aug. 1867 den General Grant zum provisorischen Kriegsminister. Stanton wich unter Protest, übernahm aber, da der Senat die von J. angeführten Gründe für seine Entlassung misbilligte und Grant nach der Resolution des Senats sofort zurücktrat, 15. Jan. 1868 das Kriegsdepartement wieder. Darauf hin ernannte J. 21. Febr. 1868 den General Thomas zum provisorischen Kriegsminister und ertheilte an Stanton den Befehl, alles seiner Obhut vertraute öffentliche Eigenthum an diesen zu übergeben. Stanton weigerte sich, dem Befehl Folge zu leisten; der Senat erklärte die Absetzung für ungesetzlich und das Repräsentantenhaus nahm 22. Febr. mit 126 gegen 47 Stimmen eine Resolution an, den Präsidenten in Anklagezustand zu versetzen. Der Proceß begann 23. März vor dem Senat; doch wurde er von letzterm freigesprochen, da die zur Verurtheilung verfassungsmäßig nothwendige Zweidrittelmajorität fehlte. Bei der Aufstellung des Candidaten für die Präsidentenwahl von 1868 für die Periode 1869—73 erhielt J. in der demokratischen Nationalconvention zu Neuyork im Juni bei dem ersten Ballotement allerdings 65 Stimmen, aber die Zahl der für ihn abgegebenen Stimmen verminderte sich bei jeder folgenden Abstimmung. Am 4. März 1869 legte er die Präsidentenwürde in die Hände Grant's nieder und erließ eine Adresse an das Volk der Vereinigten Staaten, in welcher er sein Verhalten zu rechtfertigen suchte, dagegen die Majorität des Congresses des Verfassungsbruchs und despotischer Maßregeln gegen zehn Staaten der Union bezichtigte. Nachdem er sich 1869 und 1872 vergeblich um ein Mandat als Senator und als Congreßmitglied beworben, wurde er 1874 zum Vereinigten-Staaten-Senator von Tennessee gewählt, starb aber schon 31. Juli 1875 in Carter County im Staate Tennessee. Vgl. Savage, «Life and public services of Andrew J.» (Neuyork 1865); Moor, «Speeches of Andrew J.» (Bost. 1865); Foster, «Life and speeches of Andrew J.» (Philad. 1866). Der Staatsproceß J.'s ist behandelt in «Impeachment and trial of Andrew J.» (Philad. 1868).

Johnson (Samuel), ausgezeichneter engl. Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1709 zu Lichfield in der Grafschaft Stafford, erwarb sich in dortiger Schule und der zu Stourbridge eine viel-

Digitized by Google

seitige Bekanntschaft mit der classischen Literatur und kam schon in seinem 19. Jahre nach Oxford. Ohne zu promoviren, mußte er jedoch seiner Dürftigkeit wegen die Universität verlassen, obschon er unter anderm durch eine Uebersetzung von Pope's «Messias» in lat. Hexametern eine Probe seines Talents gegeben hatte. Nach dem Tode seines Vaters (1731) völlig mittellos, übernahm er eine Unterlehrerstelle an der Schule zu Market-Bosworth (Leicestershire), gab sie jedoch bald wieder auf und lebte einige Zeit in Birmingham, wo er eine Uebersetzung von Lobo's «Reise nach Abessinien» herausgab, die ihm aber nur fünf Guineen eintrug. Endlich suchte er 1735 seine Lage durch Verheirathung mit einer ältlichen Witwe zu verbessern, die ihm 800 Pfd. St. zubrachte, und errichtete bei Lichfield eine Erziehungsanstalt. Da er jedoch nur drei Zöglinge erhielt, ging er 1737 mit Garrick, einem derselben, und dem unvollendeten Trauerspiele «Irene» nach London. Hier lieferte er für das «Gentleman's Magazine» durch Zeitereignisse veranlaßte polemische Beiträge, Biographien und vom 19. Nov. 1740 bis 23. Jan. 1743 seine «Verhandlungen des Senats von Lilliput», in denen er die damaligen engl. Parlamentsverhandlungen darstellte. Dem bereits früher erschienenen Gedichte «London» (1738), einer seine Zeit geiselnden Nachahmung der dritten Satire Juvenal's, ließ er das «Life of Richard Savage» (1744) folgen, das seine Tüchtigkeit als Prosaiker und seinen feinen Beobachtungsgeist beurkundete. Endlich erschien 1747 der Plan zu seinem engl. Wörterbuche, für welches ihm ein Honorar von 1575 Pfd. St. zugesichert wurde. Während der sieben Jahre, welche er an diesem Werke arbeitete, dichtete er noch «The vanity of human wishes», eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenal's; auch gab er 1750—52 die fast allein von ihm verfaßte Zeitschrift «The Rambler» heraus. Sein «Dictionary of the English language» (2 Bde., Lond. 1755) erlebte viele Auflagen (zuletzt mit Zusätzen von Latham, 2 Bde., Lond. 1864—66) und ist eine classische Autorität geworden. J.'s Lage wurde indeß durch den glänzenden Erfolg seiner Arbeit wenig verbessert. Die Wochenschrift «The Idler», die er 1758—60 herausgab, enthält meist eilig geschriebene, minder geistreiche Beiträge als der «Rambler». Seinen weitverbreiteten polit. Roman «History of Rasselas, prince of Abyssinia» (Lond. 1759; deutsch unter andern von Bärmann, 2 Bdchn., Hamb. 1840) schrieb er in sehr kurzer Zeit, um die Kosten des Begräbnisses seiner Mutter und ihre Schulden zu bezahlen. Erst 1765 erschien seine längst angekündigte Ausgabe des Shakspeare, die aber ein tiefes Eindringen in den Geist des Dichters und eine genaue Bekanntschaft mit der Literatur der Zeit Shakspeare's vermissen läßt. Unter dem Ministerium des Grafen Bute erhielt er 1762 eine Pension von 300 Pfd. St. Seinen eifrigen Toryismus zeigte er namentlich in seinen polit. Flugschriften «The false alarm» (1770) und «Taxation no tyranny» (1775). Eine Reise nach Schottland und den Hebriden 1773 schilderte er in der «Journey to the Western Isles of Scotland» (Lond. 1775). Die darin geäußerten Zweifel gegen die Echtheit der Dichtungen Ossian's verwickelten ihn in eine heftige Fehde mit Macpherson (s. d.). Seine letzte literarische Arbeit waren die «Lives of the most eminent English poets» (Lond. 1779—81; neueste Aufl., 3 Bde., Oxf. 1864—65; deutsch von Blankenburg, 2 Bde., Altenb. 1781). Nach längerer Krankheit starb er zu London 13. Dec. 1784. Seine Werke wurden von Hawkins (15 Bde., Lond. 1787—89) und von Murphy (12 Bde., Lond. 1792; neue Aufl. 1824) gesammelt. Eine berühmte Lebens- und Charakterschilderung J.'s lieferte Boswell (2 Bde., Lond. 1791 u. öfter; Ausg. von Croker, 5 Bde., Lond. 1831; 8 Bde., Lond. 1835; in einem Bande, Lond. 1848). Eine neuere Ausgabe dieser Biographie, bearbeitet von Fitzgerald, erschien in drei Bänden (Lond. 1874).

Joinville, Stadt im franz. Depart. Obermarne, in reizender Gegend am Fuße eines Bergs, am rechten Ufer der Marne, über die hier eine Brücke führt, und an der Ostbahn gelegen, hat eine sehr alte Kirche (Notre-Dame) und zählt 3811 E., welche Hohöfen, Eisengießereien, Manufacturen von wollenen Strümpfen, Hüten u. s. w. unterhalten. Die Stadt war der Hauptort der alten gleichnamigen Baronie, die 1551 von König Heinrich II. zu Gunsten des Herzogs Franz von Guise in ein Fürstenthum verwandelt wurde. Auf dem nahen Berge stand das 1790 abgetragene Stammschloß der Herzoge von Guise. Unter den ältern Baronen von J. ist Jean Sieur de Joinville (s. d.) der berühmteste. Ihm wurde hier 23. Juni 1861 eine Statue errichtet. Der dritte Sohn des Königs Ludwig Philipp erhielt den Titel eines Prinzen von J.

Joinville, Ort in Brasilien, s. Donna-Francisca.

Joinville (François Ferd. Philippe Louis Marie, Prinz von), s. Orléans (Haus).

Joinville (Jean, Sieur de), der erste bedeutende Historiker der Franzosen, der das Leben Ludwig's IX. in einer für sein Zeitalter trefflichen Sprache beschrieben hat, wurde um 1223

Digitized by Google

aus einer der ältesten Familien der Champagne geboren. Er trat früh in den Dienst des Königs Thibaut IV. von Navarra, Grafen von Champagne, und war bereits Seneschall und Großmeister desselben, als er 1245 den Entschluß faßte, sich Ludwig IX. auf dessen Kreuzzug anzuschließen. Zur Bestreitung der Ausrüstungskosten verpfändete er einen Theil seiner Güter und schiffte sich sodann mit 9 Rittern und 700 bewaffneten Männern zugleich mit Ludwig IX. in Marseille ein. Da er aber auf der Insel Cypern, wo man anlegte, seinen Rittern und Leuten den Sold nicht mehr bezahlen konnte, trat er mit seiner kleinen Armee in des Königs Dienst. Mit dem Könige, dessen Freund er geworden, kehrte er 1254 nach Frankreich zurück und lebte von da an oft an dessen Hofe. J. starb um 1318. Seine «Histoire de St.-Louis», eins der kostbarsten Werke der Literatur des Mittelalters, wurde vielfach, am besten von Natalis de Wailly (Par. 1874) mit dem übrigen Nachlaß J.'s («Credo», Briefe), herausgegeben und ins Deutsche übertragen von Driesch (Trier 1853). Vgl. Didot, «Études sur la vie et les traveaux de Jean sire de J.» (Par. 1870).

Jojákim oder **Eljakim**, Sohn des Josias, wurde mit Hülfe des ägypt. Königs Necho 610 v. Chr. König von Judäa. Nachdem er im achten Jahre seiner Regierung den Chaldäern zinsbar geworden, suchte er 601 seine Selbstständigkeit wiederzugewinnen und bewirkte dadurch, daß ein chaldäisches Heer gegen Judäa anrückte. Indeß erlebte er die Eroberung Jerusalems nicht und erfuhr erst im Tode (599) die Mishandlung, welche Jeremias berichtet.

Jókai (Mor.), ungar. Dichter und Publicist, geb. 1825 in Komorn, machte seine Studien in Preßburg, Pápa und Kecskemet, erlangte das Advocatendiplom, widmete sich jedoch, ohne die Advocatur jemals auszuüben, frühzeitig der literarischen Thätigkeit und schrieb 1842 sein erstes Werk, das Drama «A zsidófiu» («Der Judenknabe»), das von der Ungarischen Akademie belobt wurde. Im J. 1846 erschien sein erster Roman «Hétköznapok» («Werktage»). Dann übernahm er 1847 die Redaction der belletristischen Wochenschrift «Életképek» («Lebensbilder»), welche die besten ungar. Schriftsteller, darunter Petöfi, zu ihren Mitarbeitern zählte. Um dieselbe Zeit veröffentlichte J. die erste Sammlung seiner Novellen in zwei Bänden unter dem Titel «Vadon virágai» («Blumen der Wildniß»). Am 15. März 1848 berief er in Pest eine Volksversammlung ein, welche die bekannten Pester zwölf Punkte annahm, und seitdem betheiligte er sich stets am polit. Leben der ungar. Nation. Nach Beendigung der Revolution wußte er der Verhaftung zu entgehen. Sein erstes Werk nach der Revolution war «Forradalmi csataképek» («Revolutionsschlachtenbilder»), worin er, wie in allen seinen nachfolgenden Werken, das Selbstvertrauen seiner Nation zu erwecken trachtete. J. hat seit Beginn seiner literarischen Wirksamkeit an 200 Bände belletristischen Inhalts veröffentlicht, worunter zu nennen sind die Romane «Erdély aranykora» («Das goldene Zeitalter Siebenbürgens», 2 Bde., Pest 1851), «A két szarvu ember» («Der Mann mit zwei Hörnern», 2 Bde., Pest 1852), «Török világ Magyarországon» («Türkenherrschaft in Ungarn», 3 Bde., Pest 1853), «Egy magar nábob» («Ein ungar. Nabob», 4 Bde., Pest 1853), «Kárpáthi Zoltán» (3 Bde., Pest 1854), «Politikai divatok» («Polit. Moden», 4 Bde., Pest 1863), «Mire megvénülünk» («Bis man alt wird», 4 Bde., Pest 1865), «Szerelem bolondjai» («Die Narren der Liebe», 4 Bde., Pest 1867), «A Kőszivü ember fiai» («Die Söhne des Mannes mit dem steinernen Herz», 4 Bde., Pest 1869), «Fekete gyémántok» («Schwarze Diamanten», 5 Bde., Pest 1870), «Mégis mozog a föld» («Und sie bewegt sich doch»), im Feuilleton des «Hon» 1871 erschienen; ferner drei Bände Dramen (1860): «A szigetvári vértanuk» («Die Märtyrer von Szigetvár»), «Könyves Kálmán» («Der gelehrte Koloman»), «Dózsa György» u. a., zwei Bände Gedichte und mehrere Bände Skizzen aus dem Gebiete der Geschichte der Ungarn; «A jövő század reménye» («Der Roman des künftigen Jahrhunderts», 8 Bde., 1873), «Az élet komédiásai» («Die Komödianten des Lebens», 7 Bde., 1876) u. s. w. Die meisten der Romane erschienen in deutscher Uebersetzung, mehrere auch in andern Sprachen. Seit 1858 redigirt J. das humoristische Wochenblatt «Üstökös» («Komet») und seit 1863 das täglich zweimal erscheinende polit. Journal «Hon» («Vaterland»), Organ der gemäßigten Opposition. J. ist dreimal zum Reichstagsabgeordneten gewählt worden, zweimal in Siklós, zuletzt im Theresienstädter Wahlbezirk der Stadt Pest.

Jokuhama, Jokohama oder Yokuhama, für den auswärtigen Verkehr geöffneter Hafenplatz auf der japan. Insel Nipon, liegt an der Nordküste der Bai von Jedo, 37 Kilom. nördlich von deren Eingang bei Cap Sagami, 22 Kilom. im Südsüdwesten von Jedo und 4 Kilom. südlich von der Stadt Kanagawa, von der sie durch die geräumige J.-Bai getrennt ist. Als der durch die Verträge von Japan mit Nordamerika vom 31. März 1854 und 21. Febr. 1855

Digitized by Google

und mit England vom 14. Oct. 1854 und 9. Oct. 1855 dem Fremdenverkehr geöffnete Hafen Simoda als zu klein, schwer zugänglich und unsicher aufgegeben werden mußte, sollte an dessen Stelle Kanagawa treten, welches, zu den unmittelbaren Besitzungen des Sgogun gehörig, wegen seiner Lage am Meere und zugleich an der großen Straße von Jedo nach Miako, Ohosakka und dem Süden von Nipon als Handelsplatz ganz besonders gut gewählt erschien. Während der brit. Gesandte Sir Rutherford Alcock noch mit den Ministern des Sgogun über die den engl. Kaufleuten abzusteckenden Ländereien unterhandelte, hatten diese sich in der Nähe des Fischerdorfes J. auf eigene Faust einer menschenleeren Stelle am Strande bemächtigt und angefangen, daselbst Gebäude aufzurichten, wie sehr der Gesandte auch von dieser Stelle abrieth. Die japan. Regierung gab ihre Zustimmung. Der neugegründete Ort ward 20. Nov. 1866 ein Raub der Flammen, wurde aber sehr bald glänzender wieder aufgebaut. J. bildet ein längliches Viereck, welches drei Hauptstraßen von Osten nach Westen und mehrere Querstraßen von Süden nach Norden durchziehen. Dem Strande entlang bildet eine Reihe schöner Gebäude den sog. Bund. Oestlich von der europ. liegt die japan. Stadt. Der Palast des japan. Gouverneurs und eine Anzahl reicher japan. Kaufläden befinden sich daselbst in der Curiostraße. Am Nordende gelangt man über eine Brücke nach dem Dorfe, welches der Stadt den Namen gab. Im Westen der Stadt erheben sich die Bluffs, eine in das Meer vorspringende Anhöhe, wo das brit. Gesandtschaftshotel und die Wohnungen mehrerer europ. und amerik. Kaufleute u. s. w. liegen. Die Bevölkerung beträgt (1872) 61,553 Seelen, unter denen 3000 Fremde. Zwischen J. und Jedo besteht schon seit 1873 eine Eisenbahn, während die Schiffe der Pacific Mail Steamship Company eine regelmäßige monatliche Verbindung zwischen J. und San-Francisco in Californien unterhalten. Im J. 1872 besuchten 382 fremde Schiffe von 378,425 Tonnen Gehalt J., unter denen sich 129 nordamerikanische von 237,558, 173 englische von 99,309, 30 französische von 22,165 und 22 deutsche von 9509 Tonnen Gehalt befanden. Die Einfuhr in J. hatte einen Werth von 23,428,965, die Ausfuhr von 11,331,482 Mill. Doll. Von allen, dem Fremdenverkehr geöffneten Häfen ist J. bisjetzt noch der wichtigste.

Jolle heißt ein kleines leichtes Boot. Gewöhnlich nennt man auf größern Schiffen das kleinste der mitgeführten Boote J., ohne Rücksicht auf Form und Bauart. In Hamburg bezeichnet der Name J. eine bestimmte Klasse von etwa 7 Mt. langen Booten, die vorn und hinten spitz sind, durch einen Mann, den Jollenführer, mit zwei Rudern fortbewegt werden und als Fährboote dienen.

Jolly (Jul.), bad. Staatsmann, geb. zu Mannheim 21. Febr. 1823, Sohn des angesehenen Kaufmanns Ludwig J., welcher seit 1836 Oberbürgermeister von Mannheim war, studirte 1840—44 zu Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaften, habilitirte sich im Sommer 1847 als Privatdocent in Heidelberg und erhielt 1857 den Charakter eines außerord. Professors. Seine Vorträge und einzelnen Abhandlungen bezogen sich vornehmlich auf deutsches Recht und insbesondere Handelsrecht, deutsche Rechtsgeschichte, franz. und bad. Civilrecht. Im J. 1861 verließ er die akademische Laufbahn und trat als Rath in das Ministerium des Innern ein, welches unter Lamey's Präsidium reformirend eingriff. Als Vertreter der Universität Heidelberg in der Ersten Kammer bildete er seine parlamentarischen Fähigkeiten aus und wurde bald ein scharfer und gewandter Redner. Im Ministerium arbeitete er mit Eifer und Geschick an den mancherlei Reformgesetzen der Zeit. In Verbindung mit Roggenbach, Mathy und Bluntschli strebte er schon früh die Einigung von Deutschland im Anschluß an Preußen an und galt als einer der entschiedensten Führer der nationalen Partei. Als die bad. Politik 1865 ins Schwanken gerieth, Roggenbach ausschied, Edelsheim die Leitung übernahm und endlich die Regierung in das Lager der mittelstaatlichen Bundespolitik überging, trat er aus dem Ministerium aus und wurde in den Verwaltungsgerichtshof versetzt. Der Sieg Preußens über Oesterreich und den alten Bund im Sommer 1866 führte ihn in das Ministerium des Innern zurück, und er wurde nun 27. Juli an Lamey's Statt Präsident desselben. Nach Mathy's Tode wurde ihm das Staatsministerium und damit die Leitung des Gesammtministeriums übertragen (12. Febr. 1868). Bald darauf brach innerhalb der nationalliberalen Partei, welcher J. angehörte, der sog. Offenburger Streit aus, der indessen nach kurzen heftigen Debatten ausgeglichen wurde. J. und die von ihm geleitete Regierung aber erneuerte und belebte wieder die liberale Reformthätigkeit. Um die Einigung Süddeutschlands, zunächst Badens mit dem Norden, hat J. sich große Verdienste erworben. J. führte in Versailles die auf den Beitritt Badens zum Norddeutschen Bunde bezüglichen Verhandlungen. Er war dann seit 1871 Mitglied des Bundesraths des Deutschen Reichs. Aber auch für die freie Gestaltung der bad. Zustände hat

Digitized by Google

er Bedeutendes geleistet. (S. Baden.) Im Sept. 1876 trat er aus dem bis dahin von ihm geleiteten Ministerium und übernahm bald darauf das Präsidium der Oberrechnungskammer.

Jolof (Yolof, Wolof, «die Schwarzen» gegenüber den Pulbe, «den Hellbraunen»), Negerstamm im westl. Afrika, zwischen Senegal und Gambia, bis an die Meeresküste. Die J. bildeten ehemals ein mächtiges Reich unter einem einheimischen Oberhaupte, das im 16. Jahrh. infolge der Angriffe der Fulah unterging. Unter den aus diesen Trümmern entstandenen Staaten sind die von Cayor und Wallo die bekanntesten. Der König des ersten Staats führt den Titel Damel. Die Sprache der J. steht unter den afrik. Idiomen isolirt da; sie wird in ganz Senegambien, namentlich in den Ländern Cayor, Wallo, Dyolof, Dakar, Baol, Sin, Salum und den Ansiedelungen von St.-Louis am Senegal, Gorée, gegenüber Cap Verde, und Bathurst, an dem Gambia, gesprochen. Vgl. Boilat, «Esquisses sénégalaises» (Par. 1853).

Jomard (Edme François), franz. Geograph und Archäolog, geb. zu Versailles 17. Nov. 1777, war 1794 einer der ersten, welche in die neubegründete Polytechnische Schule aufgenommen wurden, und nahm 1798 an dem Feldzuge nach Aegypten theil, wo er die alten Denkmäler des Landes zeichnete und beschrieb. Im J. 1802 nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er sogleich den Befehl, sich nach Baiern zu begeben und die topogr. Arbeiten längs der böhm. Grenze und in der Oberpfalz zu leiten, wurde aber 1803 nach Paris zurückberufen, um an der Redaction der «Description de l'Égypte» theilzunehmen, und erhielt nach Conté's Tode das Secretariat der damit beauftragten Commission. Nach dem Frieden von 1814 reiste er seiner archäol. Studien wegen nach England. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er mit Degérando, Laborde, Lasteyrie und Gautier Mitglied des Erziehungsausschusses, der mit Einführung des wechselseitigen Unterrichts beauftragt war, 1818 Mitglied der Akademie der Inschriften und kurze Zeit darauf Ehrenmitglied der Akademien zu Berlin, Neapel, Kopenhagen und Turin. Im J. 1821 entwarf er die Statuten der Geographischen Gesellschaft. Sein Einfluß auf alles, was Afrika betraf, wurde von jetzt an immer bedeutender. Er versah Cailliaud, dessen «Voyage à l'oasis de Thèbes» er herausgab (Par. 1820), Beaufort und Pacho mit Hülfsnotizen und Aufträgen, trug zur Veröffentlichung von Mangin's «Histoire de l'Égypte» (Par. 1823) viel bei, gab Dard's «Dictionnaire wolof» (Par. 1825) heraus und machte nach Drovetti's Materialien die «Voyage à l'oasis de Syouah» (Par. 1823) bekannt. Nachdem J. seit 1828 Custos der Karten und Pläne auf der königl. Bibliothek gewesen, wurde er 1839 von Salvandy zum Conservator dieses Departements ernannt. Er starb 22. Sept. 1862 zu Paris. J. hat kleinere Schriften über Gegenstände des Unterrichtswesens, der Geographie, besonders Afrikas, sowie über ägypt. Alterthumskunde veröffentlicht.

Jomelli (Nicolo), ital. Componist, geb. 11. Sept. 1714 zu Aversa im Neapolitanischen, trat, nachdem er den ersten musikalischen Unterricht in seiner Vaterstadt erhalten, im Alter von 16 J. in Neapel in das Conservatorium di San-Onofrio, dann in das Della Pietà de' Turchini, in denen seine Hauptlehrer Durante, Leo und Feo waren. Seine ersten Compositionen, die er veröffentlichte, erstreckten sich auf Ballete und Cantaten, und in seinem 23. Jahre brachte er die erste Oper «L' errore amoroso» auf die Bühne. Dieselbe hatte Erfolg, sowie auch sein «Odoardo», der das Jahr darauf (1738) zur Aufführung kam. Bereits 1741 hatte J. durch seine Opern, wie «Ricimero», «Astianatte», «Ezio», «Merope» u. s. w., einen in Italien gefeierten Namen erworben, und insbesondere erregte «Merope» in Venedig großen Beifall, sodaß man ihm die Directorstelle an einem der dortigen Conservatorien übertrug. In dieser Stellung, in der er auch seine ersten Kirchencompositionen verfaßte, und unter anderm für Wien die zwei Opern «Achille in Sciro» und «Didone» schrieb, blieb er bis 1748. Sodann wandte er sich nach Rom, wo er 1749 Kapellmeister an der Peterskirche wurde, und begab sich 1754 als Kapellmeister des Herzogs Karl von Würtemberg nach Stuttgart, wo er zahlreiche Opern (angeblich 30) componirte. Darauf kehrte er 1758 nach Italien zurück, wo er theils in seiner Vaterstadt, theils in und bei Neapel lebte und daselbst noch verschiedene Opern, wie «Armida», «Demofoonte», «Ifigenia», auf die Bühne brachte, seine reifsten Productionen, die aber seinen Landsleuten nicht mehr recht gefallen wollten. J. starb zu Neapel 28. Aug. 1774. An Reichthum der Erfindung den meisten seiner ital. Zeitgenossen ebenbürtig, stand er ihnen jedoch an Kraft des musikalisch-dramatischen Ausdrucks und an Mannichfaltigkeit der Mittelbenutzung voran. Seine Kirchencompositionen enthalten viel Edles und Schönes.

Jomini (Henri, Baron), Generallieutenant in russ. Diensten, früher General des franz. Kaiserreichs, bekannt als militärischer Schriftsteller, geb. 6. März 1779 zu Peterlingen (Payerne) im Waadtlande, trat in die Schweizergarde in Paris ein und widmete sich nach deren

Digitized by Google

Auflösung dem Kaufmannsstande. Die Revolution in der Schweiz führte ihn 1799 ins Waadtland zurück, wo er sogleich Oberstlieutenant der Miliz und Generalsecretär der Kriegsangelegenheiten wurde. Seines Amts bei dem Eintritt der Reaction verlustig, trat er 1803 durch Empfehlung des Generals Ney zu Paris in ein Handlungshaus, ohne dabei seine taktischen Studien zu vernachlässigen. Er veröffentlichte 1804 seinen «Traité des grandes opérations militaires» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1818) und wurde darauf zum Bataillonschef und Adjutanten Ney's, 1805 aber vom Kaiser zum Oberst befördert. Als Chef im Generalstabe Ney's wohnte er den Feldzügen von 1806 und 1807 in Preußen und in Polen bei, wurde franz. Baron und folgte 1808 Ney nach Spanien. Bei seinem Chef verleumdet, daß er sich alle Erfolge des Corps anmaße, wurde J. 1809 auf dessen Antrag zur Disposition gestellt. Er ging nach der Schweiz, verlangte 1810 seinen Abschied und stand im Begriff, in russ. Dienste zu treten, als Napoleon ihn 1811 zum Brigadegeneral beförderte. Später zum kaiserl. Historiographen ernannt, erhielt er beim Beginn des Feldzugs von 1812 den Auftrag, die Geschichte der Großen Armee zu schreiben. Er war erst Gouverneur von Wilna und dann von Smolensk. Nach der Schlacht von Lützen wurde er wieder Generalstabschef des Marschalls Ney. J. jedoch, erbittert über die ihm gewordene Zurücksetzung, verließ während des Waffenstillstandes die franz. Fahnen und ging zu den Verbündeten über. Kaiser Alexander erhob ihn zum Generallieutenant und Adjutanten. Doch nahm J. an dem Kriege gegen Frankreich keinen thätigen Antheil; auch schwieg er, wie Napoleon später selbst zugestand, über die Operationspläne, die er kannte. Im J. 1815 folgte er Alexander nach Paris und begleitete 1828 den Kaiser im Feldzuge gegen die Türken. Sehr verdient machte er sich um die Gründung der Militärakademie zu Petersburg. Zur Rechtfertigung seines oft heftig angegriffenen Abfalls von Frankreich veröffentlichte er 1815 und 1821 zu Paris seine Correspondenz mit dem General Sarrazin, Baron Mounier und Capefigue. In der neuern Kriegsliteratur erwarb er sich einen ausgezeichneten Namen durch die «Histoire critique et militaire des campagnes de la révolution» (5 Bde., Par. 1806; 3. Aufl. unter Mitwirkung des Oberst Koch, 15 Bde., Par. 1819—24). Außerdem veröffentlichte er: «Vie politique et militaire de Napoléon, racontée par lui-même au tribunal de César, d'Alexandre et de Frédéric» (4 Bde., Par. 1827; deutsch von Batz, 4 Bde., Tüb. 1828—29), dazu als Supplement «Précis politique et militaire de la campagne de 1815» (Par. 1839), «Précis de l'art de la guerre» (Petersb. 1830; 6. Aufl., Par. 1855; die frühere Aufl. deutsch von Wagner, Berl. 1831, und von Bilderling, 2 Bde., Lpz. 1837—39). Später lebte J. literarisch beschäftigt zu Lausanne, seit 1855 zu Brüssel, siedelte aber bald nach Passy bei Paris über, wo er 24. März 1869 starb. Vgl. Sainte-Beuve, «Le général J.» (Par. 1869).

Jonas, hebr. Prophet, der Sohn des Amitthai, stammte aus der Stadt Gath Hacheser im Stamme Sebulon und trat unter der Regierung Jerobeam's II. auf. Die wunderbare Erzählung, welche das unter seinem Namen im Kanon befindliche Buch enthält, hat man, doch schwerlich mit Grund, für eine Ueberarbeitung des Mythus von Hercules gehalten, der die Hesione von einem Meerungeheuer dadurch befreit haben soll, daß er in den Rachen desselben sprang und drei Tage und drei Nächte lang die Eingeweide des Ungeheuers zerfleischte. Ebenso grundlos ist die Berufung auf den Mythus von der Andromeda, welche am Gestade Joppes, wo auch J. sich einschiffte, einem Meerungeheuer zum Fraße ausgesetzt und von Perseus gerettet wurde. Die hebr. Sage läßt den Propheten, um der von Jahveh ihm übertragenen Sendung als Bußprediger nach Ninive zu entfliehen, zur See gehen, aber zur Strafe für seinen Ungehorsam bei einem furchtbaren Sturme von den Schiffern ins Meer geworfen werden, wo ihn ein Fisch verschlang, in dessen Bauche er drei Tage und drei Nächte sich aufgehalten haben soll, worauf der Fisch ihn ans Land spie. Zum zweiten male nach Ninive geschickt, verkündete er der unbußfertigen Stadt ihren baldigen Untergang, erzürnte aber, als Jahveh schließlich dennoch die Niniviten um ihrer endlichen Bekehrung willen verschont, und mußte sich erst durch das Wunderzeichen vom Kürbis (genauer: Ricinus) von seinem Unrecht überzeugen lassen. Die lehrhafte Tendenz der Erzählung, welche übrigens schon einer sehr späten Zeit (dem 4. Jahrh.) angehört, liegt auf der Hand; sie soll das Nichteintreffen älterer prophetischer Verkündigungen über das heidnischen Völkern bevorstehende Gericht begründen und dem Volke Israel seinen Unmuth darüber verweisen. Uebrigens wird das angebliche Grab des Propheten noch heute in der Gegend des alten Ninive gezeigt.

Jonas (Justus), einer der thätigsten Reformationsgenossen, geb. 5. Juni 1493 zu Nordhausen, wurde 1521 zum Professor der Theologie und Propst in Wittenberg ernannt und ent-

Digitized by Google

faltete den regsten Eifer für die Sache der Kirchenverbesserung; er begleitete Luther nach Worms, unterstützte diesen bei der Uebersetzung des Alten Testaments und bei der Kirchenvisitation, nahm an dem Marburger Gespräche sowie an der Abfassung der sog. Torgauer Artikel theil und war auch auf dem Reichstage zu Augsburg gegenwärtig. Zugleich wirkte er durch eigene und durch Uebertragung fremder Schriften. So übersetzte er mehreres von Luther, vor allem aber die «Apologie der Augsburger Confession» von Melanchthon ins Deutsche. Im J. 1541 wurde ihm die Superintendentur in Halle und 1546 die in Koburg anvertraut. In dieser Stellung starb er 9. Oct. 1555 zu Eisfeld. Vgl. Knapp, «Narratio de Justo J.» (Halle 1817); Hasse, «J.' Leben» in Meurer's «Leben der Altväter der luth. Kirche» (Bd. 2, Abth. 2, Lpz. 1862).

Jonathan, der Sohn des jüd. Königs Saul, ist ein Lieblingsheld der alttestamentlichen Sage, die ihn mit allen Vorzügen ausgestattet hat. Namentlich hat man seine innige Freundschaft mit dem jungen Helden David, dem Nebenbuhler seines Vaters, zum Gegenstand der zartesten, anziehendsten Schilderungen gemacht. Er fiel mit seinem Vater und seinen Brüdern in der großen Schlacht gegen die Philister auf dem Gebirge Gilboa. — Jonathan Apphus oder der Makkabäer, der Sohn des Mattathias, ein tapferer Heerführer, besiegte die Galaditer und wurde nach seines Bruders Judas Makkabäus Tode 161 v. Chr. Heerführer der Juden, seit 153 auch Hoher Priester und Statthalter, und 143 durch Diodotus Tryphon hingerichtet.

Jonathan oder vielmehr Bruder J. bezeichnet die Personification des amerik. Volks und die zusammenfassende Charakteristik seiner Individualität, wie John Bull (s. d.) die des englischen und Vetter Michel die des deutschen. Nach einigen soll die Benennung von Jonathan Trumbull, Gouverneur von Connecticut zur Zeit des Revolutionskriegs, herrühren, den man in der Armee vertraulicherweise so bezeichnet habe. Es scheint jedoch, daß der Name zuerst von den Engländern gebraucht wurde, vermuthlich wegen des häufigen Vorkommens dieses und anderer alttestamentlichen Namen in dem puritanischen Neuengland.

Jonckbloet (Wilh. Jos. Andreas), ausgezeichneter niederländ. Literarhistoriker, wurde 1817 im Haag geboren, besuchte hier das Gymnasium und bezog 1835 die Universität Leiden, wo er sich zuerst dem Studium der Medicin und dann der Rechte widmete, sich aber später dem der niederländ. Sprache und Literatur zuwandte. Von einer wissenschaftlichen Reise zurückgekehrt, übernahm er 1847 eine Professur am Athenäum in Deventer, welche Stelle er jedoch 1854 niederlegte, um an der Universität Gröningen als ord. Professor niederländ. Sprache und Literatur vorzutragen. Da er aber indessen auch das Gebiet der Politik betreten hatte und vom District Winschoten in die Zweite Kammer der Generalstaaten gewählt worden war, so verzichtete er auf seine Professur und übersiedelte nach dem Haag, wo er seitdem seinen Wohnsitz hat. Außer durch die Herausgabe verschiedener mittelalterlicher Gedichte hat er sich besonders durch seine «Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst» (3 Bde., Amsterd. 1851—54) sowie durch seine scharfsinnige « Étude sur le roman de Renart » (Gröning. 1863) ein bleibendes Verdienst erworben. J.'s beste Leistung ist seine «Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde» (2. Ausg., Gröning. 1874; deutsch von Berg, 2 Bde., Lpz. 1870—72).

Jones (Ernst), Chartistenführer, Dichter und Redner, Sohn des Majors J., Adjutanten des Herzogs von Cumberland, spätern Königs von Hannover, wurde 25. Jan. 1819 in Hannover geboren. Seine Erziehung erhielt er auf dem Gymnasium in Lüneburg und an der Universität Göttingen. Dann ging er nach England, wo er 1844 als Barrister in die Gesellschaft des Middle-Temple in London eintrat. Im J. 1845 schloß er sich offen der chartistischen Bewegung an, die seitdem an ihm einen ihrer talentvollsten und ergebensten Führer hatte. Sein Redetalent bewies er in zahlreichen Volksversammlungen; als Organe des Chartismus gab er die Zeitungen und Wochenschriften «The Labourer», «Notes of the People» und «People's Paper» heraus. Als die Revolutionen von 1848 auch in den Kreisen der engl. Arbeiter die Erwartung eines großen Umschwungs hervorriefen und dem Chartismus eine neue Bedeutung gaben, betheiligte J. sich in hervorragender Weise an den in verschiedenen Theilen des Landes veranstalteten Demonstrationen und betrieb die Versammlung eines Chartistenconvents in London, sowie eine von demselben ausgehende Monstreprocession nach den Parlamentshäusern. Die letztere fand trotz des Verbots der Regierung statt, verlief jedoch ruhig und bereitete nur ihren Führern Verhaftung und Anklage wegen der bei dieser Gelegenheit gehaltenen aufrührerischen Reden. J. wurde zu zwei Jahren Einzelhaft verurtheilt, die er 1848—50 in London abbüßte. Nach seiner Freilassung fing er als Advocat zu prakticiren an und fand in diesem Berufe bald einen ausgedehnten Wirkungskreis. Zweimal, 1853 und 1857, bewarb er sich vergeblich um einen der Parlamentssitze für Nottingham. Dagegen trat

Digitized by Google

er während dieser Jahre mit Erfolg als Novellist und Dichter auf. Schon 1841 hatte er den Roman «The wood-spirit» veröffentlicht. Im J. 1854 erschien von ihm «The maid of Warsaw and the tyrant Czar, a tale of the last Polish insurrection», 1855 «Women's wrongs, a series of tales» und die auf den Krimkrieg bezüglichen Gedichte «The battle day» und «The Emperor's vigil», 1856 «The song of the lower classes», 1857 «Songs of democracy» und «The revolt of Hindustan, or the New World», ein Gedicht, das er, wie er in der Widmung erzählt, während seiner Einzelhaft mit seinem Blute auf die ausgerissenen Blätter eines Gebetbuchs geschrieben hatte. J.' Gedichte zeichnen sich aus durch Kraft und Schwung der Sprache, eine feurige, echt dichterische Empfindung und einen an Landor und Shelley erinnernden humanistischen Idealismus. J. ließ sich bald nachher in Manchester nieder, wo er als Advocat eine geachtete Stellung errang. In polit. Hinsicht war er, wie der Chartismus, lange so gut wie verschollen. Zu Ende des J. 1867 lenkte er von neuem die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich als Hauptvertheidiger der in Manchester gefangenen Fenier. Als er sich bei den allgemeinen Neuwahlen im Herbst 1868 um einen der Parlamentssitze für Manchester bewarb, drang er jedoch nicht durch. Er starb 26. Jan. 1869.

Jones (Inigo), engl. Architekt, geb. zu London 1572, verrieth als Tischlerlehrling ein so hervorstechendes Talent für Malerei und Baukunst, daß Graf Pembroke (nach andern Graf Arundel) ihn in beiden unterrichten ließ und dann mit sich nach Frankreich, Flandern, Deutschland und Italien nahm. J. verweilte längere Zeit in Venedig, studirte in Vicenza die Meisterwerke des Palladio und machte sich bald durch seine Arbeiten so bekannt, daß Christian IV. von Dänemark ihn 1604 als Hofbaumeister nach Kopenhagen berief und seinem Schwager, Jakob I. von England, empfahl, der ihn zum Generalbauinspector bestellte. Seine Anhänglichkeit an Karl I. brachte ihn ins Gefängniß, aus welchem er sich durch Aufopferung des größern Theils seines Vermögens befreite. J. starb 21. Juli 1651. Von ihm rührt der Plan zu dem großartigen Bau von Greenwich her. Seine bedeutendsten Bauwerke sind der Banketsaal im Palast Whitehall, die Flußfaçade von Somerset-House, die Kapelle von Lincolns-Inn, das Schloß des Grafen Pembroke zu Wilton in Wiltshire und der Palast Ambresbury in derselben Grafschaft. In seinem Stil erscheint er als Nachahmer Palladio's, doch nicht ohne jene eigenthümliche herbe Kraft, welche die nordischen Nachfolger der ital. Schule bezeichnet. Eine Sammlung seiner Zeichnungen gab Will. Kent (Lond. 1727; beste Ausg. mit Erläuterungen, 2 Bde., Lond. 1770) heraus. Er selbst schrieb ein «Essay on Stonehenge» (Lond. 1655; neue Aufl. 1725 u. 1815). Vgl. Cunningham, «Life of Inigo J.» (Lond. 1848).

Jones (John Paul), Seeheld und Begründer der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Sohn eines Gärtners, wurde 6. Juli 1747 zu Arbigland in Schottland geboren. In seinem 12. Jahre kam er zu einem Kaufmann nach Whitehaven in Cumberland in die Lehre, der einen lebhaften Handel nach Amerika unterhielt, und schon ein Jahr später reiste er im Auftrage seines Herrn nach den amerik. Colonien. Nach beendigter Lehrzeit widmete er sich dem Sklavenhandel; doch empört über dieses Geschäft, gab er es auf und machte als Kauffahrer verschiedene Reisen in die westind. Gewässer. Beim Ausbruche des amerik. Unabhängigkeitskriegs bot er 1775 dem Congreß seine Dienste an. Er erhielt den Grad eines Lieutenants an Bord der Brigg Alfred, bald darauf den Befehl als Kapitän über das Schiff Providence. Mit der kleinen, aus etwa sechs Schiffen bestehenden Flotte des Congresses begann er nun die ersten kühnen und erfolgreichen Kämpfe gegen die brit. Seemacht. Im Nov. 1777 wurde er nach Frankreich geschickt, um daselbst ein größeres Commando zu übernehmen. Da jedoch die franz. Regierung mit der Kriegserklärung an England zögerte, so unternahm J. 10. April 1778 von Brest aus mit einer kleinen Brigg von 18 Kanonen einen kühnen Kreuzzug gegen die nördlichen brit. Küsten auf eigene Hand. Er landete in Whitehaven, zündete daselbst mehrere Schiffe an, vernagelte die Kanonen und nahm das Schloß des Grafen Selkirk, wo sein Vater Gärtner war. Die Expedition endete mit der Wegnahme der brit. Sloop Drake an der irländ. Küste. Im Aug. 1779 erhielt J. ein großes Schiff von 40 Kanonen und wurde Commodore eines aus franz. und nordamerik. Schiffen zusammengesetzten Geschwaders. Der eigentliche, gegen Liverpool gerichtete Anschlag scheiterte. Doch setzte J. die ganze brit. Küste in Schrecken, nahm 23. Sept. nach einem furchtbaren Kampfe das überlegene brit. Schiff Serapis und brachte es in den Texel. Mit 800 Kriegsgefangenen und reicher Beute kehrte er nach Brest zurück. Sowol zu Versailles wie bei seiner Rückkehr 1781 zu Philadelphia empfing man ihn mit der größten Auszeichnung. Nach dem Frieden suchte er mit John Ledyard einen Pelzhandel zwischen der Nordwestküste von Amerika und China zu begründen, was jedoch mislang.

Digitized by Google

Auf Einladung der Kaiserin Katharina trat er hierauf als Contreadmiral in russ. Dienste und trug 1788 wesentlich zum Siege über die türk. Flotte bei. Doch die Eifersucht Potemkin's und des Prinzen von Nassau bewog ihn, schon im nächsten Jahre Rußland wieder zu verlassen. Er zog sich nach Paris zurück und starb daselbst fast vergessen 18. Juli 1792. Die unter seinem Namen erschienenen «Mémoires» (Par. 1789; 2 Bde., Edinb. 1830) dürften wol kaum authentisch sein. Seine Biographie lieferten Sherburne (Washingt. 1826) und Simms (Neuyork 1845). In Romanen wurde sein abenteuerliches Leben unter andern von Cooper («The pilot», 1823), Allan Cunningham («Paul J.», 3 Bde., Lond. 1826; deutsch von Lindau, 3 Bde., Dresd. 1827—28) und Alex. Dumas («Le capitaine Paul») behandelt.

Jones (Sir William), einer der bedeutendsten Orientalisten, geb. 28. Sept. 1746 zu London, besuchte die Schule zu Harrow und die Universität zu Oxford, wo er sich dem Studium der morgenländ. Literatur und zunächst der arab. und der pers. Sprache widmete, während er gleichzeitig mit dem Italienischen, Spanischen und Portugiesischen sich beschäftigte. In seinem 19. Jahre wurde er Erzieher des jungen Grafen Spencer; zwei Jahre später fing er an, die chines. Sprache zu erlernen. Seit 1770 bereitete er sich zum Rechtsgelehrten vor, wobei er aber das Studium der morgenländ. Literatur eifrig fortsetzte. Unter dem Ministerium Shelburne wurde er 1783 zum Richter am Obertribunal in Kalkutta ernannt und bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben. In Indien beschäftigte er sich mit der wissenschaftlichen Erforschung des Landes, gründete 1784 die Asiatische Gesellschaft in Kalkutta und studirte eifrig die Sanskritsprache. Sein ganzes Leben war von dem großen Gedanken beseelt, den Orient und Occident in engere geistige Verbindung zu bringen. Von einer klimatischen Krankheit befallen, starb er jedoch schon 27. April 1794. Von seinen gelehrten Arbeiten sind zu erwähnen: «Grammar of the Persian language» (Lond. 1771; 9. Aufl. 1809), «Poëseos Asiaticae commentarii» (Lond. 1774; wieder abgedruckt von Eichhorn, Lpz. 1777), die Ausgabe und Uebersetzung der «Moallakat, or seven Arabian poems» (Lond. 1783), die Uebersetzung von Kalidasa's «Sakuntala» (Kalkutta 1789) und der «Gesetze» des Manu (Kalkutta 1794), zahlreiche Beiträge zur Geschichte, Alterthumskunde und Literatur Indiens und Asiens in der von ihm für die Asiatische Gesellschaft in Kalkutta herausgegebenen «Asiatic Miscellany» (3 Bde., Kalkutta 1785—88) und den «Asiatic Researches» (Kalkutta 1788). Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften besorgte seine Witwe (6 Bde., Lond. 1799). Die von ihm nachgelassenen Sammlungen kamen an Colebrooke (s. d.), der daraus unter anderm die «Digest of Hindoo law» herausgab. Vgl. J.' Biographie von Lord Teignmouth (Lond. 1804; neue vermehrte Ausg. von Wilks, 2 Bde., Lond. 1840).

Jones (Owen), engl. Architekt und Kunstschriftsteller, geb. 1809 in Wales, widmete sich unter Leitung des durch sein Werk über antike Ornamentik bekannten Bulliamy dem Baufache und verbrachte zu seiner Ausbildung mehrere Jahre auf Reisen im südl. Europa und Aegypten. Einen längern Aufenthalt in Granada, 1834, benutzte er zum Studium der maurischen Denkmäler, über welche er nach seiner Rückkehr das Prachtwerk «Plans, elevations and sections of the Alhambra» (Lond. 1842) herausgab, wozu Pascual de Gayangos die Uebersetzung der arab. Inschriften und eine Uebersicht der Geschichte von Granada lieferte. Um diese Zeit ließ J. auch seine «Designs for mosaic and tesselated pavements» erscheinen, in denen sich seine Vorliebe für den maurischen Stil der Ornamentik ausspricht. Eine Frucht seiner Reise nach Aegypten waren die «Views on the Nile from Cairo to the second cataract» (Lond. 1843). Bei Errichtung des zur Welt-Industrieausstellung bestimmten Gebäudes in Hydepark, 1850, ward ihm die Ausschmückung der innern Räume übertragen, die er mit so glänzendem Erfolg ausführte, daß er 1852 einen ähnlichen Auftrag bei dem neuen Krystallpalast zu Sydenham erhielt. Nach seinem Plane wurden die verschiedenen Säle erbaut und eingerichtet, die unter dem Namen des Griechischen, Römischen, Aegyptischen und des Alhambra-Hofs bekannt sind, und die er in den «Handbooks to the Grecian, the Alhambra, and the Egyptian Courts of the Crystal Palace» beschrieben hat. In den polychromatischen Verzierungen der Sculpturen des Griechischen Hofs führte er die Ideen aus, die er bereits in dem «Attempt to defend the principles which should regulate the employment of colours in decorative art» (Lond. 1851) entwickelt hatte. Die unter seiner Aufsicht errichtete prachtvolle St.-James-Hall in Piccadilly erhöhte seinen Ruf als geschmackvoller Decorateur. Ueber den artistischen Theil der Welt-Industrieausstellung berichtete J. in der vortrefflichen «Introduction to the Catalogue of the department of practical art» (Lond. 1852). Sein Hauptwerk ist jedoch die «Grammar of ornament» (Lond. 1856), welche 100 von ihm selbst entworfene Illustra-

Digitized by Google

tionen enthält und zu den schönsten Erzeugnissen der typographischen und chromolithographischen Kunst gehört. Außerdem veröffentlichte er: «One thousand and one initial letters» (1864) und «Examples of Chinese ornament» (1866—67). Er starb 19. April 1874.

Jongleurs, von dem mittellat. joculator, provenz. joglar, joglador, altfranz. joglére oder jogléor, hießen bei den Provenzalen und Nordfranzosen die Spielleute von Profession, zum Unterschiede von den gelehrten und höfischen Kunstdichtern, den Troubadours und Trouvères im engern Sinne. Die J. befanden sich entweder in deren Sold, verrichteten Botendienste und trugen deren Lieder unter Instrumentenbegleitung vor, was übrigens, wenn auch seltener, die Kunstdichter bisweilen selbst thaten, oder sie gehörten zu dem Hofpersonal kleinerer und größerer Fürsten Frankreichs, als welche sie auch den Namen Ménéstrels, in England Minstrels, führten, besonders, wie es scheint, wenn sie selbst dichteten und Musikinstrumente zu handhaben verstanden, oder sie lebten unabhängig, vom Vortrage epischer, satirischer Dichtungen und Verserzählungen, vom Spiel musikalischer Instrumente, womit sie adeligen, bürgerlichen und ländlichen Kreisen auf Burgen und Märkten Unterhaltung schafften, und waren als solche theils wegen ihres Lebenswandels, theils weil sie meist auch Künste niederer Art, wie Tanz, gymnastische und Gauklerspiele, mimisch-dramatische Vorstellungen, Production abgerichteter Thiere damit verbanden, bei allem Wohlgefallen, das ihre Künste bereiteten, verachtet, sodaß Kirchenbann und Landesverweisung über sie verhängt wurden. In Begleitung der tieferstehenden, der eigentlichen Vorfahren unserer Jahrmarktskünstler, befanden sich auch weibliche Kunstgenossinnen (Jongleresses). Die an größern Höfen dienenden J. standen gewöhnlich unter einem Roi des ménéstrels, Director oder Kapellmeister, und in den Städten bildeten die Spielleute eine besondere Zunft (Corporation des ménétriers), die durch Ordnungen geregelt war. Dem französischen J. entspricht in Deutschland der spilman. (Vgl. A. Tobler, «Spielmannsleben im alten Frankreich» [«Im neuen Reich», 1875]; Vogt, «Leben und Dichten der deutschen Spielleute», Halle 1876.) Gegenwärtig versteht man unter J. lediglich die Meister in allen Uebungen der Körpergewandtheit und Aequilibristik. Schon die Alten, namentlich die Römer, kannten diese Tausendkünstler, die man im allgemeinen Praestigiatores, d. i. Wundermänner, nannte. Bekannt waren besonders die Messerwerfer (Ventilatores) und die in steter Bewegung sich umhertreibenden Ballspieler und Kugelwerfer (Pilarii). Die größten Meister dieser Art aber lieferten aus tausendjähriger Ueberlieferung Indien und zum Theil Vorderasien. Von den sinnigen, das Spiel liebenden Hindu zu einer Kunst erhoben, wurden diese Jonglerien ein Gewerbe, das in China, an der Küste Koromandel und auf den beiden Halbinseln diesseit und jenseit des Ganges noch gegenwärtig getrieben wird.

Jönköping, Län und Stadt in Südschweden. Das J.-Län umfaßt den nordwestl. unfruchtbarsten Theil des smäländischen Hochlandes und zählt (Ende 1875) auf 11,562 QKilom. 188,665 E. Wälder nehmen etwa 43 Proc. der Oberfläche ein, 16 Proc. sind Wiese, nur 8 Proc. angebautes Land. Die Viehzucht und der Bergbau sind von großer Bedeutung. — Die Stadt J. liegt an der Südspitze des großen Sees Wettern, zwischen diesem und den kleinen Seen Munksjön und Rocksjön, in reizender Lage, von bedeutenden Höhen umgeben. J. ist der Sitz des Landeshauptmanns, des Göta-Hofgerichts, einer Privatbank und einer Renten- und Kapitalversicherungs-Anstalt und zählt (1875) 13,142 E. Von den zahlreichen Fabriken sind besonders hervorzuheben: die Zündhölzchenfabrik, deren Erzeugnisse weltberühmt sind (die Jahresproduction 1874 ward auf etwa $2^3/_4$ Mill. Reichsmark geschätzt), und die Fabrik für Asphaltpappe (Productionswerth 1874: über 1 Mill. Reichsmark); ferner Damast- und Drillichwebereien, Dampffärberei, mechan. Werkstätte, Parfumerien, Cigarren und Schnupftaback u. s. w. J. ist eine uralte Stadt; 1809 ward hier Frieden mit Dänemark geschlossen.

Jonson (Benjamin), gewöhnlich Ben Jonson genannt, berühmter dramatischer engl. Dichter und Shakspeare's Freund, geb. 11. Juni 1574 (nach andern 1573) zu Westminster, mußte, nachdem er in der dortigen Schule seine erste Bildung erhalten hatte, das Handwerk seines Stiefvaters, eines Maurers, ergreifen, dessen er jedoch bald so überdrüßig wurde, daß er sich anwerben ließ und den Feldzug in Flandern mitmachte. Nachdem er in seinem 20. Jahre nach England zurückgekehrt, besuchte er die Universität zu Cambridge. Mangel an Subsistenzmitteln führte ihn jedoch alsbald von dort auf die londoner Bühne, und ein Zweikampf, in welchem er seinen Gegner tödtete, brachte ihn ins Gefängniß, wo er katholisch wurde, später jedoch zum Protestantismus zurückkehrte. Nach seiner Freilassung wurde er Dramaturg und schrieb unter anderm die zwei geistreichen Lustspiele «Every man in his humour» (1596) und «Every man out of his humour» (1599). Um diese Zeit hatte Shakspeare bereits einige

Digitized by Google

seiner schönsten Komödien gedichtet. J. war indeß kein Nachahmer seines großen Nebenbuhlers, indem er die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute in derber Natürlichkeit schilderte, ohne sie, wie jener, im Lichte der Romantik zu verklären. Das Publikum zollte dem neuen Dichter Beifall. Auch die Königin Elisabeth begünstigte ihn, und er schrieb für diese «Cynthia's revels», denen er den «Poetaster» (1601) folgen ließ. Dadurch wurde er in einen heftigen Federkrieg mit Dekker und Marston verwickelt. Zu dem von Raleigh gestifteten Mermaid-Club, an welchem Shakspeare, Beaumont und Fletcher theilnahmen, gehörte auch J. Nach der Thronbesteigung Jakob's I., der ihn zuerst wegen des in Gemeinschaft mit Chapman und Marston gedichteten satirischen Schauspiels «Eastward Hoe» einkerkern ließ, wurden seine poetischen Talente vielfach zur Verherrlichung von Hoffestlichkeiten in Anspruch genommen, und so entstanden seine allegorischen, unter dem Namen Masken (Masques) bekannten Gelegenheitsstücke. Neben seinen wenig dramatischen Trauerspielen «Sejanus» und «Catiline» schrieb er seit 1605 einige seiner vorzüglichsten Lustspiele, wie «Volpone», «Epicene» und den «Alchymist». Jakob I. ernannte ihn 1619 zum Hofdichter mit einem Gehalte von 100 Mark, welchen Karl I. auf 100 Pfd. St. erhöhte. Seine letzten Tage waren trübe. Durch Krankheit gebeugt, flackerte sein Geist später nur noch einmal auf in dem unvollendeten Schäferspiele «The sad shepherd». Er starb 16. Aug. 1637 und ruht in der Westminster-Abtei mit der bekannten Inschrift auf seinem Grabsteine: «O rare Ben Jonson». Seine Werke wurden am vollständigsten von Gifford (7 Bde., Lond. 1816; in 3 Bdn. 1872), von Procter (Lond. 1838) und von Cunningham (3 Bde., Lond. 1870), seine «Poems» von Bell (Lond. 1861) herausgegeben. Vgl. Baudissin, «Ben J. und seine Schule» (2 Bde., Lpz. 1836), und Mézières, «Contemporains et successeurs de Shakspeare» (2. Aufl., Par. 1864).

Joppe, s. Jaffa.

Jordaens (Jak.) oder Jordaans, niederländ. Maler, geb. zu Antwerpen 1594, war ein Schüler des Adam van Oort, dessen Tochter er später heirathete. In Antwerpen copirte er Werke von ital. Meistern. Bald sah er sich mit Bestellungen überhäuft, zumal da Rubens selbst ihn an seinen Werken theilnehmen ließ. Unter anderm fertigte er die Cartons zu Tapeten, welche der König von Spanien bei Rubens bestellt hatte. Seine Oelgemälde gingen fast an alle europ. Höfe. Eine große Sicherheit und Leichtigkeit der Darstellung, eine bedeutende, obwol nicht vielseitige Kraft der Charakteristik und ein reiches, volles, aber auch oft grelles Colorit sind fast an allen seinen Gemälden zu bemerken. Ihre Gegenstände sind außer den bestellten heiligen Geschichten besonders große Bacchanalien, wie sie schon Rubens in seiner spätern Zeit gern malte. Kecke Derbheit und kräftige Ausführung sind ihre größten Verdienste. J., der in einem sehr hohen Alter 1678 starb, verfiel in eine zuletzt sehr geistlose Manier.

Jordan (hebr. Jarden, bei den Classikern Jordanes, bei den jetzigen Anwohnern Scheriat-el-Kebir, aber auch Arden oder Erden genannt) ist der Hauptfluß Palästinas, dessen Bodenrelief er durch sein tief eingesenktes Längenthal El-Ghor ein ganz eigenthümliches Gepräge gibt. Der in seiner Art überhaupt einzige Strom ist ein Binnenwasser, das sich in die tiefste Kluft der Erdrinde ergießt, zugleich ein Längenbegleiter des syrisch-palästinischen Gebirgszugs im fast vollständigen Parallelismus mit der nahen Küste. Sein Quellbezirk liegt am südl. Ende des Antilibanon (s. d.). Dort entspringt am Großen Hermon oder Dschebl-el-Schech in 563 Mt. Höhe sein längster und wasserreichster Arm, der Nahr-Hasbani bei Hasbeia. Südlicher, in 383 Mt. Seehöhe, bei Banias, dem alten Paneas oder Cäsarea-Philippi, entfließt einer ehemals dem Pan heiligen Grotte (Paneion) der Nahr-Banias, der östl. und berühmteste Quellarm. Diesem nahe westlich, in 185 Mt. Seehöhe, bei Tell-el-Kâdi (Dan der Bibel), nimmt seinen Ursprung der Nahr-Leddan, der Kleine J. bei Josephus genannt. Das vereinigte Wasser der beiden letztern Arme ergießt sich in den Hauptarm Hasbani innerhalb einer 15 Kilom. langen und 6 Kilom. breiten unpassirbaren Sumpfebene (Ard-el-Hûleh), die südwärts in den 5 Kilom. langen und ebenso breiten, etwa 8 Mt. tiefen, schlammigen Schilfsee Bahr-el-Huleh (d. h. See der Thalebene), den See Merom der Bibel oder Samachonitis der Classiker, übergeht. Von hier beginnt die merkwürdige Depression des Ghor. Nach dem Austritt aus dem Schilfsee ist der Fluß träge und trüb, klärt sich aber bald und tritt in den größern, schönen See von Tiberias oder Gennezareth (s. d.), der 190 Mt. unter dem Meeresspiegel liegt und von der üppigsten Vegetation umgeben ist. Aus dem Südende desselben strömt der J. 30 Mt. breit und 1,5 Mt. tief in Zickzackwindungen, mit starkem Gefälle und 27 gewaltigen Stromschnellen, an den Ufern mit Tamarisken und Schilfröhricht bewachsen, durch das 7—20 Kilom. breite Ghor, das theils mit kahlen Hügeln bedeckt ist, theils überall da, wo Wasser vorhanden,

Digitized by Google

eine in üppigſter, faſt tropiſcher Vegetation prangende, an andern Stellen aber, beſonders auch im Süden, eine nackte und wüſte, ſalzige Thonebene bildet. Der J. mündet 109 Kilom. in directer Entfernung vom Tiberiasſee 170 Mt. breit, aber nicht tief, in zwei Armen in das Todte Meer (ſ. d.). Von den zahlreichen, aber nur periodiſchen Nebenflüſſen des J. ſind bemerkenswerth an der linken Seite der Wadi Jarmuk oder Scheriat-el-Mandhur (Hieromax), welcher vom Haurangebirge kommt und 7,5 Kilom. unterhalb des Tiberiasſees mündet; der Serka (Jabok der Bibel), der Serka-Main (Kallirrhoë) und der Modſcheb (Arnon). Von der rechten Seite fließt dem J. der berühmte Bach Kedron oder Kidron aus der Gegend von Jeruſalem zu. Der J. gewährt bei ſeinem ſtarken Gefälle und der wechſelnden, oft ſehr geringen Tiefe keine Verkehrsſtraße; doch iſt er neuerdings mehrfach befahren worden. Abgeſehen von der Jakobsbrücke oberhalb des Gennezareth, über welche die Landſtraße von Damascus nach der Meeresküſte führt, und von einigen Brücken der Quellenarme oberhalb des Huleh, hat der J. jetzt und ſeit lange auf ſeinem ganzen Laufe abwärts vom Gennezareth keine einzige gangbare Brücke, doch an drei oder vier Stellen Reſte zerſtörter Brücken. Dafür gibt es eine Anzahl Furten, deren mehrere auch bei hohem Waſſerſtande zu paſſiren ſind. Solche Uebergänge werden, auch abgeſehen von dem wunderbaren Durchzuge der Iſraeliten unter Joſua (Joſ., Kap. 3), ſchon im Alten Teſtament öfters erwähnt. Vgl. außer den Werken über Paläſtina: Lynch, «Narrative of the United States' expedition to the river J. and the Dead Sea» (Philad. 1849; deutſch von Meißner, Lpz. 1850) und deſſen officiellen «Report» (Baltimore 1852); Karl Ritter, «Der J.» (Berl. 1850); «The river J., pictorial and descriptive» (Lond. 1858).

Jordan (Rud.), ausgezeichneter deutſcher Genremaler, geb. 1810 zu Berlin, zeigte frühzeitig künſtleriſches Talent und begann ſeine Studien unter Wach. Da ihm die hiſtor.-religiöſe Richtung dieſes Meiſters nicht zuſagte, verließ er 1830 deſſen Atelier und wandte ſich nach Rügen, wo er ſeine Studien nach der Natur machte. Schon mit dem erſten Bilde, das Innere einer Lootſenhütte (1831), im Beſitz des Kaiſers Wilhelm, bekundete er ſein beſonderes Talent für die Darſtellung des Lebens an der See in Natur und Menſchen. Seine eigentlichen Kunſtſtudien begann J. erſt 1833 zu Düſſeldorf unter der Leitung von Schadow und Sohn. Doch zog ihn die Neigung bald wieder nach dem Meere. Während eines längern Aufenthalts auf Helgoland ſprach ihn die eigenthümliche Natur und Bevölkerung dieſer Inſel ganz beſonders an, und er trat 1834 mit ſeinem Heirathsantrag auf Helgoland hervor, welches Bild raſch allgemeine Popularität erlangte. Ein kleines Meiſterſtück war auch ſein Lootſen-Examen. Eine längere Studienreiſe in die Normandie gewährte ihm dann die Motive zu einer Reihe größerer Bilder ernſten dramatiſchen Inhalts, wie z. B. Alle Boote kehrten zurück, nur eins fehlte, auf das harrten ſie bis zum Abend (im Beſitz des Lord Ellesmere zu London), Die Schiffbrüchigen, Das Begräbniß des Seemanns. Beſonderes Intereſſe wandte J. dem Leben des holländ. Volks, vor allem den durch originelles Coſtüm und ſcharfausgeprägten Charakter ausgezeichneten Bewohnern der einſamen Inſeln der Zuiderſee (namentlich des Eilandes Marken) zu. Hierher gehören von ſeinen Bildern: Die Witwe und ihr Troſt, Die Hochzeit auf dem Eiland Marken, In der Kirche, Begräbniß des Jüngſten Kindes u. ſ. w. Eins dieſer Bilder bezeichnet er ſelbſt als Een oude mannen huis (1865). Ungemeine Anerkennung fanden ferner die ſpäter entſtandenen Genrebilder: Nach durchwachter Nacht, Die junge Witwe, Die erſte Lüge, Das glückliche Alter u. ſ. w. Eine größere Anzahl von Aquarellen, Radirungen und Illuſtrationen haben ebenfalls dazu beigetragen, J. den beſten deutſchen Genremalern anzureihen. Zu ſeinen Schülern gehören Benjamin Vautier, Georg Diefenbach und Albert Kindler. Eine 1875 unternommene ital. Reiſe bereicherte die Mappen des Meiſters anſehnlich, auf deſſen Phantaſie der im ſpätern Alter gemachte Beſuch des Südens höchſt günſtig einwirkte. Eine Frucht dieſer Reiſe waren mehrere Gemälde: Die röm. Oſteria, Der Milchladen, Die Bettlerin u. a.

Jordan (Sylveſter), deutſcher Rechtslehrer und Staatsmann, geb. 30. Dec. 1792 zu Omes, einem zum Dorfe Axams gehörigen Weiler unweit Innsbruck, der Sohn eines armen Schuhmachers, kam durch Vermittelung des Pfarrers zu Axams 1806 auf das Gymnaſium zu Innsbruck, von da 1811 nach München, worauf er 1813 die Univerſität zu Landshut bezog und die Rechte ſtudirte. Nachdem er 1814—15 eine Hofmeiſterſtelle in Wien bekleidet, ging er zunächſt nach Salzburg und wurde hierauf beim Landgerichte zu Roſenheim in Baiern angeſtellt. Bald gab er jedoch dieſe Stellung auf und wandte ſich wieder nach Landshut, wo er nun als Sachwalter auftrat. Im April 1818 ging er als Sachwalter nach München, 1820 auf kurze Zeit nach Frankfurt a. M. und 1821 nach Heidelberg, wo er ſich als Privatdocent habilitirte. Bereits im Sept. 1821 folgte er dem Rufe als außerord. Profeſſor der Rechte

Digitized by Google

nach Marburg, wo er im folgenden Jahre ord. Professor und Beisitzer des Spruchcollegiums wurde. Im Oct. 1830 von dem akademischen Senat als Vertreter der Universität in die kurhess. Ständeversammlung gewählt, nahm er eingreifenden Antheil an der Entwerfung der Verfassung von 1831 und übte auch auf die Verhandlungen des ersten constitutionellen Landtags entscheidenden Einfluß. Dadurch zog er sich aber das Misfallen der Regierung zu, und als ihn nach Auflösung des Landtags die Universität wieder zu ihrem Vertreter wählte, gab ihm das Ministerium keinen Urlaub. Der Beschluß der Ständeversammlung, daß dem Eintritt J.'s nichts im Wege stehe, war der Anlaß ihrer Auflösung (18. März 1833). Damit endigte zunächst J.'s parlamentarische Laufbahn, die sich stets innerhalb der Linien der constitutionellen Monarchie gehalten hatte. Um so größeres Aufsehen erregte es, als er plötzlich im Juni 1839 in Untersuchung genommen, vom Amte suspendirt und ins Gefängniß gesetzt ward, weil er in die hochverrätherischen Verbindungen und Attentate von 1832 und 1833 verflochten sein sollte. Die hess. Gerichte wie die damalige Bundesuntersuchungscommission gingen darauf ein, obgleich die Anklage sich nur auf schwankende Indicien stützte. Die Animosität, womit man gegen J. verfuhr, die ungewöhnlich lange Dauer seines Processes und die endliche Verurtheilung in erster Instanz (1843) zu Cassation und fünfjähriger Festungsstrafe verliehen dem Processe eine Berühmtheit. Endlich im Mai 1845 ward er gegen Caution zunächst aus dem Gefängniß entlassen und im Oct. 1845 in oberster Instanz freigesprochen. Als die Ereignisse von 1848 eintraten, mahnte er zur Mäßigung und Versöhnung, nahm auch in diesem Sinne theil an dem Vorparlament und ward mit dem Titel eines Geh. Legationsraths als Bevollmächtigter Kurhessens an den Bundestag gesandt. Auch saß er als Abgeordneter eines kurhess. Wahlbezirks in der Deutschen Nationalversammlung, wo er ebenfalls im milden Sinne zu wirken suchte. Nach der Rückkehr Hassenpflug's nach Kurhessen (Febr. 1850) betheiligte sich J. nicht mehr an öffentlichen Angelegenheiten. Er lebte zu Frankfurt, dann zurückgezogen in Kassel, wo er 15. April 1861 starb. Vgl. außer seiner «Selbstvertheidigung in der wider ihn geführten Criminaluntersuchung» (Manh. 1844) die drei «Vertheidigungsschriften» J.'s von A. Boden (Frankf. 1843—44). Außer Gelegenheitsschriften und Beiträgen zu Zeitschriften sind hervorzuheben: «Versuche über allgemeines Strafrecht» (Marburg 1818) und «Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Strafrechts» (Marburg 1831).

Jordan (Wilh.), namhafter deutscher Dichter und Aesthetiker, geb. 8. Febr. 1819 zu Insterburg in Ostpreußen, studirte 1838—42 in Königsberg, wo er auch promovirte, und widmete sich dann erst zu Berlin, seit 1844 zu Leipzig der schriftstellerischen Thätigkeit. Wie seine ersten poetischen Arbeiten, darunter die «Irdischen Phantasien» (Königsb. 1842) und «Schaum» (Lpz. 1846), bekunden, huldigte er dem damaligen ostpreuß. Liberalismus und der junghegel'schen Philosophie. Gründliche Studien verräth seine «Geschichte der Insel Hakti» (2 Bde., Lpz. 1846—49). Mit seiner Monatsschrift «Die begriffene Welt» (Lpz. 1844—45) suchte er mit zuerst die populäre Darstellung der Naturwissenschaften in die Unterhaltungsliteratur einzuführen. Im Herbst 1846 wegen eines angeblich atheistischen Toastes aus Leipzig und Sachsen verwiesen, wandte sich J. zunächst nach Bremen, im Frühjahr 1848 nach Paris und dann nach Berlin, wo ihn der benachbarte oberbarnimsche Kreis in die Deutsche Nationalversammlung wählte. Hier gehörte er erst zur Linken, bis er in der Folge mit seiner Partei brach und sich mehr der Gagern'schen zuwandte. Schon im Mai 1848 war er in den Flottenausschuß und von diesem zum Secretär erwählt worden. Im Herbst 1848 berief ihn hierauf Duckwitz als Marinerath in das Reichsministerium des Handels. Vom Reichsverweser durch definitives Patent als Ministerialrath bestätigt, blieb J. in dieser Stellung bis zur Auflösung der deutschen Flotte. Von der Bundesversammlung pensionirt, lebte er seitdem zu Frankfurt a. M. J.'s erste größere poetische Arbeit ist «Demiurgos. Ein Mysterium» (3 Bde., Lpz. 1852—54), eine umfängliche episch-dramatisch-metaphysische Dichtung, voll tiefer Gedanken und poetischer Partien, aber von zu breiter Anlage. Von seinen dramatischen Arbeiten sind die Tragödie «Die Witwe des Agis» (Frankf. 1858), die Lustspiele «Die Liebesleugner» (Frankf. 1855), «Täuschen täuscht» (1856) und «Durchs Ohr» (1865; 2. Aufl. 1870), sowie die Schauspiele «Der falsche Fürst» (1856), «Graf Dronte» (1856) und «Arthur Arden» (Frankf. 1872) zu nennen. Uebertragungen lieferte J. von Sophokles (2 Bde., Berl. 1862) sowie von den «Gedichten» Shakspeare's (Berl. 1861) und mehrern Schauspielen desselben: «Macbeth», «König Lear», «Richard III.», «Romeo und Julie», «Othello», «Cymbeline» (Hildburgh. 1865 fg.). Sein Hauptwerk ist das Doppel-Epos «Die Nibelungen» (erstes Lied: «Sigfriedsage», Frankf. 1868; 9. Aufl. 1877; zweites Lied: «Hildebrant's Heimkehr»,

Digitized by Google

Frankf. 1874; 4. Aufl. 1877). J. hat diese Dichtung, schon mehrere Jahre vor ihrem Erscheinen damit beginnend, als reisender Rhapsode mit großem Erfolg in vielen Städten Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. s. w. frei vorgetragen. Der Geschichte und Technik des Epos gewidmet sind seine Schriften: «Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim» (Frankf. 1868), «Das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik» (Frankf. 1869), «Epische Briefe» (Frankf. 1876). Ferner sind von ihm zu nennen: «Strophen und Stäbe», eine Sammlung kleinerer Gedichte (Frankf. 1871), und seine neue Uebersetzung und Erklärung der Odyssee (Frankf. 1875).

Jordanes, Geschichtschreiber des 6. Jahrh., auch Jornandes genannt, von Geburt ein Alane, der sich aber selbst zu den Gothen rechnet, war in seinen jüngern Jahren Notar, später aber Geistlicher, und zwar nach einer wahrscheinlichen Vermuthung Bischof von Croton. Als solcher schrieb er um 551 zwei noch erhaltene Werke, welche zwar nicht von sonderlicher Gelehrsamkeit und Urtheilskraft, aber doch von einer ausgebreiteten Belesenheit in der griech. und röm. Literatur Zeugniß geben und für uns von großem Werthe sind. Das erste, dem Vigilius, vielleicht dem damaligen röm. Papste, gewidmete Werk: «De regnorum et temporum successione», ein Abriß der Weltgeschichte bis auf seinen Zeitgenossen Justinian, hat nur noch mittelbare Bedeutung. Dagegen ersetzt das andere: «De origine actuque Getarum», eine Geschichte der Gothen von ihrem Ursprunge bis gegen den Sturz der Ostgothenherrschaft in Italien, den Verlust mehrerer bedeutender Quellenwerke und dient mithin, bei aller Mangelhaftigkeit des Inhalts und der Form, als einzige unschätzbare Quelle für eine Reihe von Begebenheiten aus der goth. Geschichte und der Völkerwanderung. Den wichtigsten Bestandtheil des Werks bilden Excerpte aus den 12 Büchern goth. Geschichte des Cassiodor. Außerdem benutzte J. aber auch noch ein Buch eines sonst unbekannten Ablavius über die Geschichte der Gothen. Von den letzten Zeiten berichtet er theils nach der Chronik des Marcellinus Comes, theils aus eigener Kenntniß. Beide Schriften des J. sind oft, aber sehr fehlerhaft herausgegeben worden. Bessere Abdrücke davon finden sich in Muratori's «Scriptores rerum italicarum» (Bd. 1, Mail. 1723) und in Gruter's «Historiae Augustae scriptores» (Hanau 1611). Eine kritische, wenig genügende Ausgabe der Gothengeschichte hat Cloß (Stuttg. 1861) geliefert.

Jörg (Joh. Christian Gottfr.), ein besonders um die Geburtshülfe verdienter Mediciner, geb. 24. Dec. 1779 zu Predel bei Zeitz, studirte zu Leipzig, wo er sich 1805 als Privatdocent habilitirte. Anfangs war er als praktischer Arzt, Geburtshelfer und besonders auch als Orthopäd thätig. Auf letzterm Gebiete erwarb er sich nicht geringe Verdienste, indem er mildere Methoden und Maschinen einführte und dieselben in mehrern Schriften, wie «Ueber die Klumpfüße» (Marburg 1806) und «Ueber die Verkrümmungen des menschlichen Körpers» (2. Aufl., Lpz. 1816), verbreitete. Eine bleibende Stelle hat sich jedoch J. besonders in der Geschichte der Geburtshülfe gesichert, indem er hier, durch die Schriften Beer's geleitet, die willkürlichen geburtsärztlichen Operationen zu beseitigen, dagegen aber der Naturthätigkeit im Geburtsacte ihr Recht wiederzugeben suchte. Dabei gründete er seine Ansichten auf eine ausgebreitete Kenntniß des physiol. und pathol. Lebens des Weibes. Seit 1810 Professor der Geburtshülfe und Director der Entbindungsschule zu Leipzig, wirkte er in dieser Stellung ununterbrochen bis zu seinem Tode, der 20. Sept. 1856 erfolgte. Von J.'s fachwissenschaftlichen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Lehrbuch der Hebammenkunst» (5. Aufl., Lpz. 1855), «Handbuch der Geburtshülfe» (3. Aufl., Lpz. 1833), «Handbuch der Krankheiten des Weibes» (3. Aufl., Lpz. 1831), «Handbuch der speciellen Therapie für Aerzte» (Lpz. 1835), «Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten» (2. Aufl., Lpz. 1836), «Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangern und Gebärenden» (Lpz. 1837). Für ein größeres Publikum berechnet sind die Schriften: «Der Mensch auf seinen körperlichen, gemüthlichen und geistigen Entwickelungsstufen» (Lpz. 1845), «Zehn Gebote der Diätetik» (Lpz. 1847, 2. Ausg. 1858), «Gesundheitskatechismus» (Lpz. 1850) und «Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung» (4. Aufl., Lpz. 1853).

Jörg (Jos. Edmund), der Führer der ultramontanen Partei in Baiern, geb. 23. Dec. 1819 zu Immenstadt im Algäu, machte seine theol. Studien in München. Als mehrjähriger Amanuensis Döllinger's ward er zum histor. Fach angeleitet, sodaß er sich 1847 zum Eintritt in den Archivdienst entschloß. J. bekleidet gegenwärtig das Amt eines Vorstands des königl. Archivs auf Schloß Trausnitz bei Landshut. Als Frucht seiner sehr fleißigen Quellenstudien erschien sein Hauptwerk: «Geschichte des großen Bauernkriegs» (Freiburg i. Br. 1850). Später veröffentlichte er noch die Tendenzschriften: «Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung» (2 Bde., Freiburg i. Br. 1857) und «Geschichte der social-polit. Parteien in

Digitized by Google

Deutschland» (Freiburg i. Br. 1867). J. übernahm 1852, nach Guido Görres' Tod, die Redaction der «Histor.-polit. Blätter», für welche er zahlreiche Abhandlungen verfaßte und in deren «Zeitläuften» nachher seine ganze schriftstellerische Thätigkeit aufging. Seit 1865 Mitglied der bair. Kammer, sah er sich durch den Ausfall der Landtagswahl von 1869 an die Spitze einer oppositionellen Majorität gestellt, mit welcher er aber nicht einen einzigen Erfolg zu erringen vermochte. Im Juli 1870 beantragte er die Neutralität Baierns in dem ausbrechenden Kriege und im Jan. 1871 die Verwerfung der versailler Verträge, erlitt jedoch beide male eine Niederlage. Im Oct. 1875 verfaßte und vertheidigte er als Referent die Adresse der neugewählten Kammer, worin in schroffem Ton die Entlassung des Ministeriums gefordert wurde und welche der König nicht annahm. Auch im Deutschen Reichstage, dem er seit 1874 angehörte (vorher im Zollparlament), war J. hervorragendes Mitglied des oppositionellen Centrums.

Joruba, s. Yoruba.

Joseph, nach der hebr. Tradition der spätgeborene Sohn Jakob's (s. d.) und der Rahel, wurde von seinen Brüdern, die ihn wegen der Liebe des Vaters beneideten, an midianitische Sklavenhändler verkauft, durch welche er in das Haus Potiphar's, eines vornehmen Staatsbeamten in Aegypten, kam. Der keusche Widerstand gegen die Zumuthungen der Frau Potiphar's brachte ihn zwar ins Gefängniß, doch die trostvolle Auslegung, die er dem gleichfalls verhafteten königl. Mundschenken von einem Traume gab, bahnte ihm den Weg zum Glücke. Denn da der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnerte er sich bei Gelegenheit eines Traums, den Pharao gehabt hatte, des Traumdeuters im Kerker. J. wurde gerufen, erklärte den Traum des Königs von den sieben fetten und sieben magern Kühen von sieben fruchtbaren und sieben unfruchtbaren Jahren, die Aegypten nacheinander zu erwarten habe, und gab dem Könige den Rath, in den fruchtbaren Jahren Vorräthe für die Zeit des Mangels zu sammeln. Zum Großvezir ernannt, führte er seine Vorschläge so geschickt aus, daß in den Hungerjahren das Volk, um nicht Hunger zu leiden, gegen Kornlieferungen aus den königl. Magazinen leibeigen wurde. Dafür nannte ihn der König «Erretter der Welt» oder «Erhalter des Lebens» und gab ihm die Tochter des Oberpriesters zu Heliopolis, Asnath, zur Frau, die ihm zwei Söhne, Manasse und Ephraim, gebar. Die ihm eingeräumte höchste Gewalt nach dem Könige benutzte er, wie die Sage weiter erzählt, um seinem Vater Jakob und seinen elf Brüdern, die er nach Aegypten gezogen, das Land Gosen zur Wohnstätte einzuräumen, wofür Jakob den beiden Söhnen des J. gleiches Erbrecht mit seinen eigenen Söhnen gewährt habe. Wie viel Geschichtliches der Sage zu Grunde liege, ist schwer auszumitteln; jedenfalls ist sie als israel. Sittengemälde von großem Interesse und durch ihre lebendige und anziehende Darstellung ein für die dichtende und bildende Kunst sehr geeigneter Stoff.

Joseph, der Gatte der Maria (s. d.) und Vater Jesu, war ein Zimmermann zu Nazareth in Galiläa. Die ältesten Geschlechtsregister Jesu machen ihn zu einem Nachkommen David's und setzen die natürliche Erzeugung Jesu in rechtmäßiger Ehe voraus. Als aber die Sage von der jungfräulichen Geburt Jesu, die sich schon im Matthäus-Evangelium findet, aufgekommen war, galt J. nur noch als der Verlobte Maria's und Pflegevater Jesu. Aus demselben dogmatischen Interesse bildete sich später die Meinung, er habe auch nach Jesu Geburt mit Maria keinen ehelichen Umgang gepflogen, sondern dieselbe erst als 80jähriger Greis und als Vater von sechs Kindern, die er mit der Salome erzeugt, zum Weibe genommen. Dafür brachten die Juden die Sage auf, Maria habe mit einem Soldaten Panthera in Beziehung gestanden und so Jesum außer der Ehe geboren. Abenteuerliche Sagen über J. finden sich auch noch in der arabisch geschriebenen apokryphischen «Historia Josephi fabri lignarii». Sein Gedächtniß wird in der kath. Kirche 19. März gefeiert.

Joseph von Arimathia, d. i. von Ramathaim im Lande Zuph, war nach der Erzählung der Evangelien (Mark. 15, 43) Beisitzer des Synedriums zu Jerusalem und ein geheimer Freund Jesu, dessen Leichnam er sich von Pilatus erbat und in einem neuen Felsengrabe in seinem Garten beisetzen ließ. Nach der spätern Tradition hat J. zu den 70 Jüngern gehört und in England zuerst das Evangelium verkündigt.

Joseph I., röm.-deutscher Kaiser, 1705—11, der ältere Sohn Leopold's I. (s. d.), geb. zu Wien 26. Juli 1678, empfing schon 1689 die ungar. und 1690 die röm. Königskrone. Mit Kraft und Eifer setzte er den von seinem Vater überkommenen Spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich fort, und es gelang ihm auch, durch Eugen's und Marlborough's Waffensiege die Franzosen nach und nach aus Italien und den Niederlanden zu vertreiben, ja Ludwig XIV. so gefährlich in dessen eigenen Grenzen zu bedrohen, daß dieser wiederholt um Frieden bitten

Digitized by Google

mußte. Um aber während der Zeit des Kampfs nicht gehindert zu werden, verglich er sich unter Englands Vermittelung mit dem Schwedenkönig Karl XII., der 1706 auf dem Wege von Polen nach Sachsen rücksichtslos seinen Weg durch Schlesien genommen hatte, und gewährte in den mit ihm 1707 geschlossenen Tractaten den schles. Protestanten Religionsfreiheit und die Rückgabe von 220 ihnen von den Jesuiten früher entrissenen Kirchen. Zugleich zwang er den Papst, seinen Bruder Karl als König von Spanien anzuerkennen. J. sprach über die Kurfürsten von Baiern und Köln 1706 sowie über den Herzog von Mantua 1708, weil diese ihren Reichspflichten zuwider mit dem Reichsfeinde sich verbunden hatten, die Acht aus, bemächtigte sich des Kurfürstenthums Baiern und begann dasselbe zu zertheilen. Auch gelang es ihm, den Aufstand der Ungarn, der noch bei Lebzeiten seines Vaters, von Frankreich angeschürt, sich erneuert hatte, zu besiegen. Seine Fürsorge für das Reich bewies er dadurch, daß er die Fortdauer des Reichstags von Regensburg befestigte, die Thätigkeit des Reichskammergerichts neu belebte und die Reichsstandschaft der im Dreißigjährigen Kriege durch Baiern mediatisirten Stadt Donauwörth wiederherstellte. Dem Bauernstande suchte er bereits manche Erleichterungen der Leibeigenschaft zu verschaffen. J. war ein kenntnißreicher und einsichtsvoller Herrscher, voll deutscher Gesinnung, bei aller Anhänglichkeit an die Lehren und Gebräuche seiner Kirche gegen Andersdenkende tolerant. Leidenschaftlich liebte er die Jagd. J. starb 17. April 1711 an den Blattern. Ihm folgte als Kaiser sein Bruder Karl VI. (s. d.).

Joseph II., röm.-deutscher Kaiser, Sohn Kaiser Franz I. und Maria Thereſia's (s. d.), wurde in Wien 13. März 1741 geboren. Am 6. Oct. 1760 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Luise von Parma, welche schon 27. Nov. 1763 starb. Auch seine zweite Ehe, die er mit der Prinzessin Marie Josephe von Baiern 22. Jan. 1765 schloß, ward bald wieder (28. Mai 1767) durch den Tod aufgelöst. Seine einzige Tochter starb im achten Lebensjahre 23. Jan. 1770. Nach dem Hubertusburger Frieden wurde J. zum röm. König gewählt und gekrönt (27. März und April 1764), und nach dem Tode seines Vaters folgte er diesem auf dem Kaiserthrone (18. Aug. 1765). Zugleich erklärte Maria Thereſia ihn zum Mitregenten der österr. Monarchie. Doch behielt sie die eigentliche Regierung und überließ dem Sohne vollständig nur die Oberleitung des gesammten Kriegswesens. In diesem Wirkungskreise machte er mit Hülfe des Grafen Lascy, zum Theil nach dem Muster Friedrich's II., viele zweckmäßige Einrichtungen. Um sich für seinen Regentenberuf umfassender vorzubereiten, unternahm er Reisen ohne Gepränge, meist unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. So besuchte er Ungarn, Böhmen, Mähren, Italien, Spanien, Frankreich, Holland, und benutzte eine dieser Reisen, um 25. Aug. 1769 Friedrich d. Gr. im Lager bei Neiße einen Besuch zu machen, den derselbe 3. Sept. 1770 im Lager zu Mährisch-Neustadt erwiderte. Aller Herzen gewann J. durch sein leutseliges Wesen, namentlich bei seinem Besuche in den Niederlanden 1776 und bei seiner Anwesenheit zu Paris 1777. Ein Beweis seiner landesväterlichen Fürsorge war es, daß er bei Gelegenheit einer Hungersnoth in Böhmen und Mähren 1770 die Kriegsmagazine öffnen, wohlfeiles Getreide aus Ungarn nach Böhmen einführen und die reichen Landbesitzer gegen festgesetzte baare Zahlung zur Auslieferung eines bestimmten Quantums Korn zur Vertheilung an die Armen zwingen ließ. In der auswärtigen Politik war es vorzugsweise J.'s Einfluß, welcher die bedächtige Maria Thereſia bewog, bei der ersten Theilung Polens mitzuwirken. Damals erwarb Oesterreich das Königreich Galizien und Lodomerien (1772), und bald darauf erzwang man von der Türkei die Abtretung der Bukowina (1777). Dagegen schlugen J.'s Plane auf Baiern infolge der Intervention Friedrich's II. (s. Bairischer Erbfolgekrieg) fehl, und im Frieden zu Teschen 1779 mußte Oesterreich sich mit dem Innviertel begnügen. In der innern Regierung der österr. Staaten hatte Maria Thereſia sich die Entscheidung vorbehalten und gestattete ihrem Sohne, abgesehen von dem Militärwesen, nur einen sehr geringen Spielraum für seine Reformplane.

Nach dem Tode Maria Thereſia's (29. Nov. 1780) ward J. Alleinherrscher der österr. Monarchie. Bezüglich der auswärtigen Politik war er seit dem Frieden von Teschen gegen Preußen erbittert und suchte dagegen eine Stütze an Rußland. Im Juni bis Juli 1780 besuchte er die Kaiserin Katharina II. zu Mohilew und Petersburg, und hier ward eine polit. Verbindung angeknüpft, welche sich mit der Zeit noch enger gestaltete. Zunächst begann J. Händel mit der Republik Holland, indem der sog. Barrière-Tractat gekündigt wurde und die holländ. Besatzungen die Grenzfestungen in den österr. Niederlanden (Belgien) räumen (1781) mußten. Auch forderte er, daß die vertragsmäßige Sperrung der Schelde aufhöre, und als Holland dies verweigerte, drohte er mit Krieg. Doch kam unter franz. Vermittelung zu Ver-

Digitized by Google

failles 8. Nov. 1785 ein Vertrag zu Stande, demgemäß die Schelde für die Schifffahrt geschlossen blieb, Oesterreich aber eine Entschädigungssumme von 10 Mill. Fl. erhielt. Um dieselbe Zeit nahm J. mit Unterstützung Rußlands seine Plane gegen Baiern wieder auf, indem er einen Austausch von ganz Pfalz-Baiern gegen die österr. Niederlande in Vorschlag brachte. Die Sache scheiterte indeß abermals an dem Widerstande Friedrich's II., welcher 1785, um weitere österr. Uebergriffe in Deutschland zu verhindern, den Fürstenbund (s. d.) stiftete. Zuletzt dachte J. sich im Osten zu vergrößern. Nach einem abermaligen Besuche bei der Kaiserin Katharina II. zu Cherson Mai 1787 erklärte er als russ. Bundesgenosse im Febr. 1788 den Krieg gegen die Türkei, der von österr. Seite mit wechselndem Glück geführt wurde, aber J. erlebte das Ende desselben nicht; erst Leopold II. schloß 1791 den Frieden zu Sistowa.

Wichtiger und erfolgreicher war die Regententhätigkeit J.'s im Innern seines Reichs, wo er sich als entschiedensten Vertreter des aufgeklärten Despotismus bewies und ein System des Centralismus einführte. Um die Abgesondertheit seiner einzelnen Staaten, die der Anwendung gleichmäßiger Verwaltungsprincipien und Reformen hinderlich war, aus dem Wege zu räumen, verband er zum ersten mal die österr. Länder zu einem in 13 Regierungsbezirke getheilten Staatsganzen (Gesammtstaat) und suchte dasselbe durch Gleichheit der Einrichtungen zu befestigen. Er verordnete Begründung der Abgaben auf die Grundsteuer, nach Umfang und innerm Werth des Bodens, drang auf Aufhebung der Leibeigenschaft, setzte die gegenseitige Freizügigkeit in den böhm.-österr.-deutschen Landen fest und veranstaltete seit 1783 die Ausarbeitung einer allgemeinen Gerichts- und Concursordnung und neuer Gesetzbücher, in denen Gleichheit vor dem Gesetze und statt der Todesstrafen Zwangsarbeit, Brandmarkung und Anschließen im Gefängnisse anbefohlen wurde. Große Fürsorge widmete J. auch den Interessen der Gewerbe und des Handels. Er ließ neue Fabriken anlegen, ermunterte die Industrie durch Geldvorschüsse und Belobungen, hob fesselnde Monopole auf, machte Fiume zu einem Freihafen, legte einen neuen Hafen zu Carlopago in Dalmatien an und verschaffte seinen Unterthanen die freie Schifffahrt auf der Donau bis ins Meer. Ebenso förderte er Künste und Wissenschaften und belebte die Akademie der bildenden Künste durch ausgesetzte Preise. Er stiftete Bibliotheken, Sternwarten, Wohlthätigkeitsanstalten und eine Menge Schulen für Bürger und Landmann, gründete die Universität zu Lemberg und die Medicinisch-chirurgische Militärakademie zu Wien. Er milderte den Preßzwang, indem er die Büchercensur aus den Händen der Geistlichen in die freisinniger Gelehrter übertrug und die Tagespresse ganz frei gab. Hauptsächlich aber richtete sich seine reformatorische Thätigkeit gegen das in Oesterreich überwuchernde Kirchenwesen. Der österr. Hierarchie wurde jede Verbindung mit Rom und jede Correspondenz mit der päpstl. Curie ohne höhere Erlaubniß untersagt. Alle päpstl. Bullen und sonstigen kirchlichen Erlasse wurden dem Placetum regium unterworfen. Insbesondere verordnete er, die Bullen Unigenitus (s. d.) und In coena domini (s. d.) aus allen Ritualen herauszunehmen. Auch begann er eine Reform des Klosterwesens. J. hob 1782—90 an 700 Klöster auf, verminderte die Zahl der Ordensgeistlichen von 63,000 auf 27,000 und stellte die ältern Mönchsorden unter die Aufsicht der Bischöfe, denen er auch alle zeither vor das Forum des Papstes gehörigen Dispensationen in Ehesachen übertrug. Zugleich erließ er 13. Oct. 1781 das berühmte Toleranzedict, welches den Protestanten und nichtunirten Griechen freie Religionsübung verstattete. Selbst den Zustand der Juden verbesserte er. Papst Pius VI. glaubte durch persönliche Besprechung mit dem Kaiser diesen schnellen Gang der Reformen hemmen zu können und kam Ostern 1782 selbst nach Wien. Derselbe vermochte jedoch nichts durchzusetzen. Indessen stieß die Durchführung der Josephinischen Reformen selbst in den deutschen Erblanden auf hartnäckigen Widerstand, der von dem kath. Klerus möglichst geschürt wurde. Besonders in Tirol kam es zu offener Widersetzlichkeit. Noch schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse in den außerdeutschen Landen. In Ungarn verschmähte er es, sich als König besonders krönen zu lassen; er ließ die Krone des heil. Stephan nach Wien abführen. Das Land wurde als Provinz behandelt, nach deutsch-bureaukratischer Weise reorganisirt, und sogar die deutsche Sprache, als Universalsprache des Reichs, sollte hier in allen amtlichen Geschäften eingeführt werden. Die Beschwerden der Ungarn und die Bitten um Einberufung des ungar. Reichstags blieben unerhört, sodaß wiederholt Unruhen ausbrachen. Namentlich in Siebenbürgen entbrannte 1784 ein furchtbarer Aufstand der walach. Bauern unter Horjah gegen den magyar. Adel, welcher mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte. In den österr. Niederlanden gerieth J. zunächst mit der kath. Geistlichkeit in Conflict durch seine Kirchenreformen und die Stiftung des Generalseminariums zu Löwen (1786). Dann wollte er auch das Gerichtswesen und die Verwaltung umgestalten, und da die Stände

Digitized by Google

widerstrebten und gar Unruhen ausbrachen, wurde die alte Landesverfassung (joyeuse entrée) ganz aufgehoben (Juni 1789). Es brach darüber ein allgemeiner Aufstand los unter Leitung der Advocaten van der Noot und van der Vonck, und bis zu Ende 1789 waren alle belg. Provinzen insurgirt und erklärten sich für unabhängig; nur Luxemburg blieb in des Kaisers Gewalt. Auch in Ungarn war die Unzufriedenheit so hoch gestiegen, daß man einen Ausbruch befürchten mußte. Um diese Gefahr zu beschwören, erklärte J. im Jan. 1790 alle während seiner Regierung für Ungarn erlassenen Verordnungen, mit Ausnahme des Toleranzedicts und der Abschaffung der Leibeigenschaft, für aufgehoben. Damals siechte der Kaiser schon hin, von körperlichen Leiden, Familienunglück und dem schmerzlichen Bewußtsein einer fruchtlosen Lebensthätigkeit aufgerieben. Er starb zu Wien 20. Febr. 1790. Sein Nachfolger in Oesterreich wie in der deutschen Kaiserwürde war sein Bruder, Leopold II. (s. d.). Auf dem ehernen Standbilde J.'s, das ihm sein Neffe, Kaiser Franz I., 1807 in Wien setzen ließ, stehen die treffenden Worte: «Josepho secundo, qui saluti publicae vixit non diu, sed totus». Vgl. Groß-Hoffinger, «Lebens- und Regierungsgeschichte J.'s II.» (Stuttg. 1835—37); Schlosser, «Geschichte des 18. Jahrh.» (5. Aufl., 8 Bde., Heidelb. 1864—66); Arneth, «Geschichte Maria Theresia's» (7 Bde., Wien 1863—76); derselbe, «Maria Theresia und J. II.» (3 Bde., Wien 1867); derselbe, «J. II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel» (Wien 1869); derselbe, «J. II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel 1781—90» (2 Bde., Wien 1872); Beer, «J. II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel» (Wien 1873); Schmidt, «Kaiser J. II. Ein Lebensbild» (Berl. 1875). Eine eingehende Würdigung von J.'s deutscher Politik gibt Ranke in «Die deutschen Mächte und der Fürstenbund» (Bd. 1, Lpz. 1871).

Joseph, König von Neapel und später von Spanien, s. Bonaparte.

Josephine (Marie Rose), Kaiserin der Franzosen, erste Gemahlin Napoleon's, geb. 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique, wo ihr Vater, Joseph Tascher de la Pagerie, königl. Hafenkapitän war. Ihre Familie stammte aus der franz. Landschaft Blaisois (Blois); ihre Mutter, die jede Auszeichnung verweigerte, starb erst 1807. Obschon J. nur die in den Colonien gewöhnliche Bildung erhielt, glänzte sie doch frühzeitig durch natürliche Anmuth des Geistes und Herzens. Im Alter von 15 J. kam sie nach Frankreich und heirathete 13. Dec. 1779 ihren Landsmann, den Vicomte Alexandre Beauharnais (s. d.). Die Sprößlinge dieser nicht glücklichen Ehe waren Eugen, der nachmalige Herzog von Leuchtenberg (s. d.), und Hortense, die nachherige Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte von Holland, die Mutter Napoleon's III. Der Gemahl J.'s wurde während der Schreckenszeit ins Gefängniß geworfen und hingerichtet. Die Schritte, die sie zu seiner Befreiung that, zogen auch ihre Verhaftung nach sich. Schon sollte sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen, als die Katastrophe vom 9. Thermidor eintrat. Im Gefängniß hatte sie die Bekanntschaft der nachherigen Gattin Tallien's, der spätern Fürstin Chimay, gemacht. Auf Verwenden derselben nahm Tallien auch sie am andern Tage aus dem Gefängnisse, verschaffte ihr wieder einen Theil ihrer confiscirten Güter und machte sie mit Barras bekannt, der fortan ihr Freund und Beschützer wurde. Barras, in dessen Gesellschaften sie als Hauptzierde glänzte, vermittelte auch ihre Vermählung mit Napoleon Bonaparte. Dieser damals noch unberühmte General hatte für die weniger durch regelmäßige Schönheit als durch Anmuth ausgezeichnete Frau eine lebhafte Neigung gefaßt. Der Civilact wurde 9. März 1796 vollzogen; die kirchliche Einsegnung soll erst 1804, drei Tage vor der Krönung, auf Verlangen des Papstes durch den Cardinal Fesch stattgefunden haben. Zwölf Tage nach der Vermählung begab sich Bonaparte als Oberbefehlshaber zur Armee von Italien. Mitten in den Schlachten und Siegen konnte er aber seine Gattin so wenig vergessen, daß er sie durch Junot nachführen ließ. Während der ägypt. Expedition lebte sie zu Malmaison, das sie an sich gebracht hatte. Nach der Rückkehr Bonaparte's schloß sie sich noch enger an ihn. Sie half durch Einfluß und Verbindungen seine polit. Erfolge vorbereiten. Nach dem 18. Brumaire bezog sie mit ihm den Palast Luxembourg und 1800 die Tuilerien. An ihren kleinen Hof wußte sie nach den Absichten Bonaparte's selbst die royalistische Partei zu fesseln. Mit Geschmack entfaltete sie einen außerordentlichen Luxus, der zwar die Industrie belebte, ihr aber schon damals die größten Geldverlegenheiten bereitete. Der Anlauf, den Bonaparte zum Throne nahm, erfüllte sie mit Besorgniß und dem Vorgefühl des Unglücks. Im Verein mit Fouché bot sie alles auf, den letzten Schritt wenigstens hinauszuschieben. Am 2. Dec. 1804 setzte ihr Napoleon die Kaiserkrone eigenhändig auf. Ihre Ehe war unfruchtbar geblieben; die Befestigung der neuen Dynastie machte aber einen Thronerben wünschenswerth. Nach 1807 ließ Napoleon ihr den Vorschlag machen, die Ehescheidung von ihm zu verlangen; doch hierzu war sie nicht zu ver-

Digitized by Google

mögen. Napoleon suchte ihr nun fortgesetzt, doch ohne Härte, die Nothwendigkeit einer Trennung im Interesse Frankreichs und seiner polit. Schöpfungen einzureden. Endlich nach schrecklichen Scenen und harten Kämpfen gab sie ihre Einwilligung. Die Trennung der Ehe wurde 16. Dec. 1809 gesetzlich ausgesprochen. J. lebte nun mit kaiserl. Titel und Luxus zu Navarre in der Nähe von Evreux, erst sehr eingezogen, bald aber umgeben von ihren alten Hofleuten. Sie bewahrte eine schwärmerische Neigung für Napoleon, blieb mit demselben in Briefwechsel und empfing mehrmals dessen Besuche. Auch sah sie zuweilen den jungen König von Rom. Der Sturz des Kaisers brach ihre geistige und physische Kraft. Die fremden Monarchen, besonders Kaiser Alexander, bewiesen ihr große Rücksichten. Nach der Rückkehr von St.-Leu, wo ihre Tochter Hortense den Souveränen ein großes Gastmahl gegeben, fühlte sie sich zuerst von dem Uebel ergriffen, dem sie unterlag. Sie starb 29. Mai 1814 an einer Halsentzündung. In der Kirche zu Ruel, unweit Malmaison, wurde sie bestattet. Ihre Kinder errichteten ihr daselbst 1822 ein Denkmal, auf dem sie in kniender Stellung dargestellt ist. Vgl. «Lettres de Napoléon à J. pendant la première campagne d'Italie, le consulat et l'empire» (Par. 1827); «Lettres de J. à Napoléon et à sa fille» (2 Bde., Par. 1833; deutsch von Elsner, 2 Bde., Stuttg. 1838—39); Aubenas, «Histoire de l'impératrice J.» (2 Bde., Par. 1857—59).

Josephson (Jak. Axel), namhafter schwed. Tondichter, geb. zu Stockholm 27. März 1818 von jüd. Aeltern, trat in der Jugend zum Christenthum über, absolvirte seine akademischen Studien in Upsala, wo er 1842 promovirte, widmete sich dann der Musik und erhielt nach mehrjährigen Studienreisen 1849 eine Anstellung als Musikdirector an der obengenannten Universität. Als Dirigent der dortigen akademischen Kapelle und Philharmonischen Gesellschaft hat er eine großartige Wirksamkeit geübt. Händel's und Haydn's Oratorien sowie auch «Antigone» mit Mendelssohn's Musik kamen unter anderm zur Ausführung. Seine melodiösen Lieder, Romanzen und Männerchöre (z. B. «Vårt Land», «Rings Drapa», «Islossning», «Korsriddarne») sind allgemein beliebt; auch mehrere seiner Compositionen im Kirchenstil (ein «Kyrie», ein «Quando Corpus» u. a.) sind von bleibendem Werth, wie er sich denn überhaupt auf die ernste Musik mit Vorliebe gerichtet. J. ist von der Königl. Schwedischen Musikalischen Akademie mit einer durchgreifenden Revision des «Choralbuchs» der schwed. Kirche beauftragt.

Josephstadt, vormals Pleß genannt, Stadt und Festung im Bezirke Jaromierz des böhm. Kreises Königgrätz, an der Elbe und der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, die hier nach Liebau abzweigt, hat (1869) 2561 E. Die 1781—87 erbaute Festung ist eine der wichtigsten in der österr. Monarchie, ward aber bisher noch nicht belagert. Sie bildet ein längliches, bastionirtes Achteck, das regelmäßig und stark befestigt ist; das umliegende Terrain ist zum Theil minirt. Mit der Festung ist ein verschanztes Lager verbunden.

Josephus (Flavius), jüd. Geschichtschreiber, geb. 37 n. Chr. zu Jerusalem aus dem Priesterstande, schloß sich der Sekte der Pharisäer an. Bei dem Ausbruche des Aufstandes der Juden gegen die röm. Oberherrschaft übernahm er die Verwaltung von Galiläa und hielt in der Festung Jotapata eine siebenwöchentliche Belagerung unter Vespasian und Titus aus. Als die Festung durch Verrath überliefert worden war, floh er, wurde aber ergriffen und dem röm. Feldherrn überliefert. Dieser wollte ihn dem Nero übersenden, als es J. gelang, durch die Prophezeiung, daß Vespasian einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst und die Freiheit zu verschaffen. Als er mit Titus vor Jerusalem gezogen war, forderte er mehreremal, obwol vergeblich, seine Landsleute zur Unterwerfung auf. Nach der Eroberung Jerusalems ging er mit Titus nach Rom. Er schrieb hier seine «Geschichte des jüd. Kriegs» in sieben Büchern, erst in hebr. Sprache, dann griechisch, ein für die Geschichte jener Zeit außerordentlich wichtiges Werk, aber durchweg von dem Streben beherrscht, seine Landsleute den Römern in einem möglichst empfehlenden Lichte erscheinen zu lassen. Weitere Schriften von ihm sind die «Jüd. Alterthümer» in 20 Büchern, welche mit Benutzung der gelehrten Ueberlieferung und vieler jetzt verlorener Quellen die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's behandeln; ferner zwei Bücher vom «Alterthume des jüd. Volks», welche gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker und erklärten Widersacher der Juden, gerichtet sind und werthvolle Bruchstücke aus alten histor. Schriftstellern enthalten; endlich auch eine interessante Geschichte seines eigenen Lebens. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Havercamp (2 Bde., Amsterd. 1726); später wurden sie herausgegeben von Oberthür (3 Bde., Lpz. 1782—85), von Richter (6 Bde., Lpz. 1825—27), Dindorf (2 Bde., Par. 1847) und Murray (2 Bde., Lond. 1874). Das in den «Jüd. Alterthümern» enthaltene Zeugniß von Jesus rührt in seiner jetzigen Gestalt nicht von J. her, sondern ist entschieden interpolirt.

Digitized by Google

Josia, König von Juda, 642—610 v. Chr., war als achtjähriger Knabe auf den Thron gekommen, erlebte den Einfall der Scythen in Palästina, schaffte den Götzen- und Gestirndienst seines Vaters und Großvaters, der Könige Amon und Manasse, wieder ab und führte nach Auffindung eines (neuen) Gesetzbuchs (des 5. Buchs Moses) durch den Hohen Priester Hilkia eine durchgreifende Reform des jüd. Kirchenwesens ins Leben (624—623 v. Chr.), indem er, die bereits von König Hiskia bewirkte Einheit des Cultus aufrecht erhaltend, die Leviten zu Priestern erhob, den 24 Klassen (Ephemerien) dieser «Levitenpriester», welche alle acht Tage abwechselnd den Tempeldienst zu versehen hatten, 24 aaronitische Oberpriester vorsetzte, welche mit dem ihnen wiederum vorstehenden eigentlichen Hohen Priester (s. d.) nunmehr ein Synedrium (s. d.) bildeten, das zugleich neben der obersten Regierungsbehörde, einem Rathe von gleichfalls 25 Männern, die an die Stelle der frühern 70 Aeltesten (s. Presbyter) getreten waren, Recht sprach. Selbst mit den Samaritern suchte der theokratisch eifrige König religiöse Vereinbarungen zu treffen. In der Schlacht bei Megiddo (nicht Magdolos) fiel er als assyr. Vasall gegen den auf einem Kriegszuge gegen Assyrien begriffenen Necho II. von Aegypten.

Josias (Friedr. J.), Prinz von Sachsen-Koburg, geb. 26. Dec. 1737 zu Koburg, der dritte Sohn des Herzogs Franz Josias, trat 1756 als Rittmeister in österr. Kriegsdienste, machte den Siebenjährigen Krieg mit und erhielt 1786, inzwischen zum Feldmarschalllieutenant aufgestiegen, das Generalcommando in Galizien. Im Türkenkriege von 1788 befehligte er unter Laudon ein Armeecorps und besetzte die Moldau. Nach der Eroberung von Chocsim und dem in Gemeinschaft mit Suworow erfochtenen Siege bei Fokschani schlug er die türk. Hauptarmee bei Martinestie, wofür er zum Feldmarschall erhoben wurde, und zog in Bukarest ein. Nach dem Frieden mehrere Jahre commandirender General in Ungarn, wurde er 1792 infolge der Niederlage von Jemappes zum Oberbefehlshaber der österr. Armee gegen die Franzosen ernannt. Er siegte März 1793 bei Albenhoven und Neerwinden und brachte Belgien wieder in österr. Gewalt. Aber die unheilvolle Politik Thugut's lähmte seine Kriegführung und vereitelte den Erfolg dieser Siege. Noch eroberte er 1794 die franz. Plätze Condé, Valenciennes, Quesnoy und Landrecies, warf die Franzosen viermal über die Sambre zurück, wurde aber 26. Juni bei Fleurus geschlagen und mußte Belgien räumen. Er reichte darauf sein wiederholtes Abschiedsgesuch ein und zog sich nach Koburg zurück, wo er erst 28. Febr. 1815 starb. Vgl. A. von Witzleben, «Prinz Friedrich J. von Koburg-Saalfeld» (3 Thle., Berl. 1859).

Jósika (Nikol., Baron), der bedeutendste ungar. Romanschriftsteller, geb. 28. Sept. 1794 zu Torda in Siebenbürgen von bemittelten Aeltern, erhielt eine sorgfältige Erziehung und hatte bereits im 16. Jahre seine juristischen Studien beendet. Hierauf trat er 1811 in die Armee, wurde 1813 zum Lieutenant, 1814 zum Oberlieutenant, bald darauf zum Hauptmann, nach dem Frieden aber zum königl. Kämmerer ernannt. Im J. 1818 verließ er den Dienst und kehrte nach Ungarn zurück, wo er seine Zeit der Landwirthschaft und den Studien theils in Ungarn, theils in Siebenbürgen widmete. Angezogen von dem polit. Leben, das damals in Siebenbürgen erwachte, erschien J. als Regalist auf dem denkwürdigen Landtage von 1834. Die Offenheit, mit welcher er hier seine oppositionellen Ansichten kundgab, zog ihm indessen Ungnade zu, sodaß er zum siebenbürg. Landtag nicht mehr einberufen ward. Inzwischen hatte er auch seine literarische Thätigkeit begonnen. Schon seine ersten Versuche, die 1834 erschienen, wurden beifällig aufgenommen. Nachdem er mehrere Jahre dem Studium der vaterländischen Geschichte sowie der deutschen, franz., span. und ital. Literatur gewidmet, wandte er sich, besonders seit 1840, vorzugsweise den schriftstellerischen Arbeiten zu. Neben zahlreichen polit. und belletristischen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlichte er bis zur Revolution von 1848 unter wachsendem Beifall an 60 Bände Romane, die sämmtlich zu Pest erschienen und wiederholte Auflagen erlebten. Die bedeutendsten sind «Abafi» (2 Bde., 1836 u. öfter), «Zrinyi a költö» («Der Dichter Zrinyi», 4 Bde., 1840), «Az utolsó Bátory» («Der letzte Bátory», 3 Bde., 1838), «A Csehek Magyarországban» («Die Böhmen in Ungarn», 4 Bde., 1840), «Jósika István» («Stefan J.», 5 Bde., 1847). Nachdem J. 1847 wieder als Regalist und als zweiter Deputirter des Szolnoker Comitats auf dem siebenbürg. Landtage für die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn eifrig gewirkt hatte, nahm er an der Bewegung von 1848 erst als Mitglied der ungar. Magnatentafel lebhaften Antheil. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede des in Pest eingesetzten Gnadengerichts. Seine revolutionäre Thätigkeit nöthigte ihn jedoch nach der Katastrophe von Világos zur Flucht ins Ausland, wo er seit 1850 zu Brüssel, ganz schriftstellerischen Arbeiten hingegeben, lebte. Er wandte sich 1864 nach Dresden. Hier starb er

Digitized by Google

27. Febr. 1865. Von seinen spätern Werken sind zunächst die in deutscher Sprache verfaßten Romane «Eine ungar. Familie während der Revolution» (4 Bde., Braunschw. 1851) und «Die Familie Mailly» (2 Bde., Lpz. 1852) hervorzuheben. Diesen folgte wiederum in ungar. Sprache, aber ohne den Namen des Verfassers, «Esther» (3 Bde., 1853), welchem sich noch eine große Anzahl anderer anschlossen, die mit der Bezeichnung «vom Verfasser der Esther» erschienen. Besondere Beachtung verdienen darunter die geschichtlichen Romane «Második Rákóczi Ferencz» («Franz Rakoczi II., 4 Bde., Pest 1861) und «A Cegváriak» (3 Bde., Pest 1865). Die Lebensfrische und Treue, mit welcher J., in der Manier Walter Scott's, aber ohne dessen Breite, das polit. und sociale Leben der Vergangenheit Ungarns schildert, bilden nebst einer meisterhaften Sprache, einer reichen, von Bizarrerie freien Erfindungsgabe sowie tüchtiger Charakterzeichnung die Hauptvorzüge seiner zahlreichen Schöpfungen. Seine Romane wurden fast sämmtlich ins Deutsche übersetzt, die frühern von Klein, die spätern von seiner Gattin Julie J. (geb. 1815 zu Pest als Tochter des Grafen Karl von Podmanitzky), mit der sich J. 1847 vermählt hatte. Die Herausgabe der Memoiren J.'s (Bd. 1—4, Pest 1865) wurde durch seinen Tod unterbrochen.

Josquin Desprez oder De Près, lat. Jodocus Pratensis, vielleicht der größte Contrapunktist der Zeit vor Palestrina, wurde zu Condé im Hennegau wahrscheinlich innerhalb der Zeit 1450—55 geboren und erhielt frühzeitig von dem berühmten Ockenheim (s. d.) musikalischen Unterricht. Nachdem er eine Zeit lang Musikmeister an der Kathedrale von Cambrai gewesen, ging er unter dem Pontificat Sixtus' IV. (1471—84) nach Rom, wo er als Sänger in der päpstl. Kapelle angestellt wurde und sein Ruf als Tonsetzer sich fest begründete. Nach dem Tode jenes Papstes wandte er sich nach Ferrara an den Hof Hercules' I. von Este, von da nach Paris, wo er bei Ludwig XII. nach einigen als Kapellmeister, nach andern als einfacher Sänger angestellt wurde, bis er nach langem Harren eine Pfründe in St.-Quentin erhielt. Diese vertauschte er (etwa um 1515) mit einer andern in seiner Vaterstadt Condé, wo er auch 25. Aug. 1521 starb. J. hatte viele Schüler und übte durch zahlreiche Compositionen (Messen, Motetten, Psalmen u. s. w., auch weltliche Gesänge) großen Einfluß auf seine Zeit aus.

Jost (Isaak Markus), namhafter jüd. Historiker, geb. 22. Febr. 1793 zu Bernburg, besuchte seit Ostern 1809 das Gymnasium zu Braunschweig und widmete sich seit 1813 erst zu Göttingen, dann zu Berlin philol. Studien. Bereits 1816 übernahm er die Leitung einer Schule in Berlin, der er bis 1835 vorstand. Sodann folgte er einem Rufe als Oberlehrer an die jüd. Realschule zu Frankfurt a. M., wo er bis zu seinem Tode wirkte. Er starb 25. Nov. 1860. J.'s literarischer Ruf gründet sich auf seine Arbeiten über die Geschichte der Israeliten und des Judenthums. Seine Hauptwerke in dieser Beziehung sind die «Geschichte der Israeliten» (9 Bde., Berl. 1820—29), an welche sich die «Neuere Geschichte der Israeliten 1815—45» (3 Thle., Berl. 1846—47) anschließt, und die «Geschichte des Judenthums und seiner Sekten» (3 Bde., Lpz. 1857—59). Von J.'s übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Allgemeine Geschichte des jüd. Volks» (2 Bde., Berl. 1831—32) und eine Uebersetzung der Mischna mit Text und Commentar (6 Bde., Berl. 1832—34). In zahlreichen Gelegenheitsschriften betheiligte er sich an den seine Glaubensgenossen betreffenden Tagesfragen, wie z. B. 1842 über die preuß. Gesetzvorschläge. Viele kleinere Arbeiten von ihm enthalten die allgemeinen Literaturzeitungen und pädagogischen und jüd.-theol. Zeitschriften. Er selbst gab die «Israel. Annalen» (Frankf. 1839—41) und 1841—42 mit Creizenach die hebr. Zeitschrift «Zion» heraus. Unter den mit seiner Lehrthätigkeit in Verbindung stehenden Schriften haben namentlich das «Lehrbuch des hochdeutschen Ausdrucks in Rede und Schrift» (Braunschw. 1852) und die «Schule des freien Gedankenausdrucks in Rede und Schrift» (Lpz. 1853) verdiente Anerkennung gefunden. J. gehörte zu den Begründern des Instituts zur Förderung der jüd. Literatur und war nebst Philippson und Goldschmidt Mitherausgeber des «Jahrbuchs für die Geschichte der Juden» (Lpz.). Vgl. Goldschmidt's Charakteristik J.'s im «Jahrbuch für die Geschichte der Juden» (Bd. 2, Lpz. 1861).

Josua (hebr. Jehoschua, Jeschua, d. i. Jesus), nach der hebr. Ueberlieferung der Eroberer Kanaans, das er schon zu Lebzeiten des Moses ausgekundschaftet haben soll, und als Anführer des Volks der Nachfolger Moses'. Er soll das Land Kanaan unter die 12 Stämme vertheilt, das Volk 25 Jahre regiert und sein Leben bis auf 110 Jahre gebracht haben. Das im Kanon befindliche Buch, welches J.'s Namen trägt, ist erst in der nachexilischen Zeit zusammengetragen worden und bildete ursprünglich einen Bestandtheil eines zusammenhängenden Ganzen, das erst in der letzten Redaction von den jetzigen fünf Büchern Moses geschieden wurde. Die Sama-

Digitized by Google

riter haben ein Buch J. (arab. und lat. von Juynboll, Leid. 1848), welches die Ereignisse von dem Tode des Moses bis zur Zeit des röm. Kaisers Alexander Severus chronikenartig erzählt und nur zum Theil mit dem alttestamentlichen Buche gleichen Namens übereinstimmt. Das Buch J. wurde mit Commentar herausgegeben von Delitzsch und Keil (Lpz. 1863).

Jotunfjeldene (die Riesengebirge), eine ziemlich in der Mitte Norwegens gelegene wilde und öde Gebirgsgruppe, die höchste in Skandinavien, stößt im S. an Valders, im W. an Sogn und senkt sich nach O. und N. zum Gudbrandsthale herab. Ihre gesammte Länge beträgt 56—67, die Breite etwa 60 Kilom. Von den vielen, durch einschneidende Thaltiefen, schöne Alpenseen (wie Gjendin und Bygdin) und Gletscher voneinander getrennten Spitzen sind die bedeutendsten: Store-Galdhöpig (2700 Mt.), der schöne Glitretind (2694 Mt.) und Horungtind (2530 Mt.). Einer der interessantesten Punkte der in neuerer Zeit immer häufiger von Touristen besuchten J. ist der Beß-egg, ein ganz schmaler Kamm zwischen den Seen Beswannbet und Gjendin, in beide steil hinabfallend.

Joubert (Barthélemy Catherine), Obergeneral der franz. Republik, wurde 14. April 1769 zu Pont-de-Baux (Depart. Ain) geboren. Aus Neigung trat er heimlich im Alter von 15 J. in ein Artillerieregiment, wurde aber auf Verlangen seines Vaters wieder entlassen und sollte zu Dijon die Rechte studiren, als die Revolution ausbrach. Bei vorauszusehendem Kriege trat er im Dec. 1791 als Freiwilliger bei der Infanterie ein und wohnte dem Feldzuge von 1792 in der Rheinarmee bei, wo er Lieutenant wurde. Im J. 1793 zum Kapitän befördert, kämpfte er in der Alpenarmee und gerieth bei tapferer Vertheidigung einer Redoute am Col di Tenda in sardin. Gefangenschaft. Bald entlassen, wurde er 1794 in der Armee von Italien als Generaladjutant angestellt und auf Kellermann's Empfehlung 1795 zum Obersten und Brigadier und bald darauf zum Brigadegeneral ernannt. Im Feldzuge von 1796 gewann er Bonaparte's Vertrauen und wurde 1797 zum Divisionsgeneral erhoben. Ihm wurde die wichtige Stellung von Rivoli anvertraut, die er bei Alvinczy's zweitem Entsatzversuche von Mantua Jan. 1797 tapfer vertheidigte, bis Bonaparte ihm Verstärkung brachte und 14. Jan. den Sieg bei Rivoli gewann. J. übernahm die Verfolgung und eroberte 3. Febr. Trient. Im März erhielt er Befehl, mit drei Divisionen in Tirol einzudringen, während Bonaparte über den Tagliamento auf Klagenfurt marschirte. Unter heftigem Widerstande drang J. 20. März durch das Etschthal in das Eisack- und Pusterthal und vereinigte sich 8. April bei Villach mit Bonaparte. Er wurde mit den eroberten Fahnen nach Paris geschickt, wo sich die Parteien seiner zu bemächtigen suchten. Nachdem er kurze Zeit den Befehl in Holland, dann in Mainz geführt, übernahm er im Oct. 1798 an Brune's Stelle den Oberbefehl über die Armee von Italien. Bei dem nahen Ausbruche des Kriegs mit Oesterreich und der feindlichen Stimmung des sardin. Hofs besetzte er Piemont, worauf er in Form eines Friedens den König zur Abdankung bewog. Ebenso wollte er Toscana zur Republik machen. Allein das Directorium trat doch endlich dieser eigenmächtigen Handlungsweise entgegen. Misvergnügt kehrte J. nach Paris zurück und ließ sich von der durch Sieyès vertretenen Partei gewinnen. Vorerst gab man ihm an Moreau's Stelle den Oberbefehl in Oberitalien, wo das Heer mehrmals von den Verbündeten geschlagen war. Im Juli 1799 reiste er zur Armee mit dem Befehl, Suworow baldmöglichst eine entschiedene Schlacht zu liefern. Er concentrirte dazu seine ganze Streitmacht in einer starken Stellung bei Novi, wo er 15. Aug. plötzlich angegriffen wurde. J. fiel gleich nach Beginn der Schlacht. Moreau, der auf J.'s Bitten beim Heere geblieben war, mußte schnell den Befehl übernehmen, wurde aber geschlagen. Die Gebeine des Gefallenen ließ später Bonaparte in dem Fort La Malgue bei Toulon beisetzen, das seitdem den Namen J.'s trägt.

Joule (James Prescott), engl. Physiker, wurde 24. Dec. 1818 als Sohn eines Bierbrauers in Salford geboren und widmete sich erst spät wissenschaftlichen Studien. Sein erster selbstständiger Versuch war die Construction einer elektromagnetischen Maschine 1838; doch fand er, daß diese zu kostspielig sei, um mit Erfolg der Dampfmaschine substituirt werden zu können. Er stellte hierauf Untersuchungen über die durch Elektricität erzeugte Wärme an und fand, daß die erzeugte Wärmemenge im proportionalen Verhältniß stehe zu dem Leitungswiderstande und dem Quadrat der Stärke des elektrischen Stroms. Weitere Untersuchungen ergaben, daß die durch Verbrennung von Körpern erzeugte Wärmemenge der Stärke ihrer Affinität mit dem Sauerstoff gemäß sei. Diese Ergebnisse und messende Reibungsversuche von J. deuteten auf einen mechan. Ursprung der Wärme hin, und fernere Experimente J.'s mit einem elektromagnetischen Apparat 1843 bewiesen, daß die Arbeit einer elektromagnetischen Maschine in directem Verhältniß stehe zu der Verminderung der Wärme, welche durch das in der Batterie

Digitized by Google

verbrauchte Zink hervorgebracht wird. Es war J. auf diese Weise fast gleichzeitig mit Julius Robert Mayer (s. d.), jedoch auf anderm Wege gelungen, das mechan. Aequivalent der Wärme zu entdecken und festzustellen, daß ein Verhältniß der Aequivalenz bestehe zwischen Arbeit und Wärme. (S. Wärme.) Viele interessante und höchst wichtige Anwendungen ergaben sich aus diesem Grundsatze. Derselbe erklärte unter anderm die bei Luftverdichtung und Luftverdünnung beobachteten Wärmeerscheinungen u. s. w. In Gemeinschaft mit Sir William Thomson begann J. 1852 eine Reihe von Untersuchungen über die Thermaleffecte bewegter Flüssigkeiten. Zugleich beschäftigten ihn Experimente über die Wirkungen des Magnetismus auf die Ausdehnung von Stahl und Eisen und die Erfindung eines Instruments zur genauen Messung elektrischer Ströme. Die Resultate seiner Forschungen machte er theils durch öffentliche Vorträge, theils in den Schriften der Royal Society bekannt; am wichtigsten sind unter den letztern die Abhandlungen «Discovery of the laws of the evolution of heat by electricity» und «Discovery of the mechanical equivalent of heat» (deutsch von Spengel, Braunschw. 1872).

Jour (franz.), d. i. Tag, davon du jour, womit im innern Dienst der Truppen die Function desjenigen Offiziers oder Unteroffiziers bezeichnet wird, welcher für den Tag die allgemeine Ordnung und den pünktlichen Dienstbetrieb zu überwachen hat. Gewöhnlich werden bei der Compagnie (Escadron, Batterie) ein Lieutenant und ein Unteroffizier, beim Bataillon (Cavalerieregiment) ein Hauptmann (Rittmeister) und ein Lieutenant täglich dazu commandirt, in größern Garnisonen ein Stabsoffizier, in großen Truppenlagern und in den Angriffsarbeiten einer belagerten Festung noch ein General du jour. Bei dringenden Fällen hat der Offizier du jour die vorläufigen Befehle zu geben. Auch die Adjutanten fürstl. Personen haben wechselnd du jour. Ebenso wird der Ausdruck im Civildienst für die zur Besorgung laufender Geschäfte eines Tags bestimmten Beamten gebraucht.

Jourdan (Jean Baptiste, Graf), Marschall und Pair von Frankreich, geb. 29. April 1762 zu Limoges, wo sein Vater Chirurg war, trat, 16 J. alt, in ein Infanterieregiment, das mit dem Hülfscorps nach Amerika ging. Für Freiheitsideen begeistert, wendete er sich nach der Rückkehr beim Ausbruche der Revolution dieser mit Eifer zu. Er trat 1790 als Kapitän in die Nationalgarde zu Limoges, wurde 1791 Bataillonschef und zeichnete sich 1792 bei Namur unter Dumouriez aus, sodaß er in der Nordarmee 27. März 1793 zum Brigade-, 30. Juli zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Nach der Absetzung Houchard's erhielt er 10. Sept. 1793 den Oberbefehl über die Nordarmee und besiegte 16. Oct. 1793 bei Wattignies die Oesterreicher. Sein Widerspruch gegen einen Winterfeldzug mit dem schlecht ausgerüsteten Heere veranlaßte den Convent, ihn außer Thätigkeit zu setzen, doch wurde er schon im Frühjahre 1794 wieder zum Commando berufen, erst der Moselarmee, dann aller Streitkräfte an der Sambre (Maas- und Sambre-Armee). Nach mehrern zweifelhaften Gefechten schlug er 26. Juni die Oesterreicher bei Fleurus und drängte dieselben nach der Einnahme von Brüssel bis an die Roer zurück, erstürmte hier 2. Oct. deren Verschanzungen und nöthigte sie dadurch, bis hinter den Rhein zurückzuweichen. Am 6. Sept. 1795 vollzog er unter dem feindlichen Feuer den kühnen Rheinübergang bei Düsseldorf, belagerte Castel und Mainz, wurde jedoch von dem österr. General Clerfayt 11. Oct. bei Höchst geschlagen und räumte das rechte Rheinufer. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1796 setzte er von neuem über den Fluß, wurde aber vom Erzherzog Karl aufs linke Rheinufer zurückgetrieben. Ein zweiter Versuch verlief anfangs glücklicher; Erzherzog Karl stand gegen Moreau, der südlich der Donau vordrang. J. kam bis in die Oberpfalz, sah sich aber durch den herbeieilenden Erzherzog bei Amberg 24. Aug. und Würzburg 3. Sept. geschlagen. Sein Heer floh in Auflösung bis Düsseldorf. J. wurde dadurch bestimmt, das Commando niederzulegen. Er trat März 1797 in den Rath der Fünfhundert und wirkte mit bei der Bearbeitung des Conscriptionsgesetzes. Im Frühjahr 1799 übertrug ihm das Directorium den Oberbefehl über die Donau-Armee. Er überschritt den Rhein bei Basel 1. März, wurde aber vom Erzherzog Karl 22. März bei Ostrach und am 25. bei Stockach völlig geschlagen und von der Armee abberufen. Bei den Wahlen im Mai gelangte J. wieder in den Rath der Fünfhundert. Wegen seiner Opposition gegen den Gewaltstreich vom 18. Brumaire zur Deportation bestimmt, übertrug ihm indeß der Erste Consul 1800 die Reorganisation Piemonts. Im J. 1803 trat J. in den Senat und erhielt 1804 bei Gründung des Kaiserreichs die Würde eines Marschalls und Sitz im Staatsrathe. Ein selbstständiges Commando mochte ihm Napoleon nicht zuertheilen. Doch gab er ihn dem König Joseph zur Seite, und in dieser Stellung war er 1806 in Neapel, besonders aber 1808 und 1809 sowie 1812 und 1813 in Spanien thätig. Als Majorgeneral des Königs Joseph hatte

Digitized by Google

er an der Niederlage der Franzosen bei Vittoria 21. Juni 1813 wesentlichen Antheil. Ludwig XVIII. erhob ihn 1815 in den Grafenstand. Als Vorsitzender in den Kriegsrath berufen, der Ney verurtheilen sollte, fiel er in Ungnade, als sich dieser Rath für incompetent erklärte. Im J. 1816 erhielt er die 7. Militärdivision und 1819 die Pairswürde. Seiner Gesinnung nach Republikaner, wendete er sich mit Begeisterung der Julirevolution zu, übernahm einige Tage das Ministerium des Auswärtigen und wurde 11. Aug. 1830 Gouverneur des Invalidenhauses. Arm, wie er gelebt, starb er 23. Nov. 1833. Herausgegeben hat er «Précis des opérations de l'armée du Danube sous les ordres du général J» (Par. 1799) und «Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1796» (Par. 1819).

Journal (vom franz. jour, Tag) bezeichnet ein Tagebuch, Notizbuch jeder Art, besonders in kaufmännischen Geschäften das Buch, in welchem die Geschäfte von Zeit zu Zeit übersichtlich geordnet und rubricirt aufgeführt werden. Das Schiffsjournal hat die Bestimmung, alle während der Reise vorkommenden Begebenheiten getreu aufzubewahren. Es wird unter Aufsicht des Schiffers von dem Steuermann, bei dessen Verhinderung aber von dem Schiffsführer selbst oder von einem durch diesen zu bestimmenden Schiffsmanne von einem Tage zum andern geführt und enthält in verschiedenen Rubriken die Windesrichtung, den eingeschlagenen Weg, die zurückgelegten Distanzen, die ermittelte geogr. Breite und Länge, den Wasserstand bei den Pumpen, ferner die durch das Loth ermittelte Wassertiefe, jedes Annehmen eines Lootsen und die Zeit seiner Ankunft und seines Abgangs, die Veränderungen im Personal der Schiffsbesatzung, die im Schiffsrathe gefaßten Beschlüsse, die Beschreibung aller dem Schiffe oder der Ladung zugestoßenen Unfälle, endlich die auf dem Schiffe begangenen strafbaren Handlungen und die verhängten Disciplinarstrafen, sowie die vorgekommenen Geburts- und Sterbefälle. Bei Unfällen und daraus hervorgehenden Havereien hat es die Beweiskraft der kaufmännischen Bücher; aus ihm wird die Verklarung oder Erklärung über dergleichen Unfälle im Auszuge entnommen und diese von der Mannschaft beeidigt. Die Führung des Schiffsjournals ist von den Gesetzen der seefahrenden Nationen ausdrücklich vorgeschrieben; die Landesgesetze können bestimmen, daß sie auf kleinern Fahrzeugen (Küstenfahrern u. s. w.) nicht erforderlich sei. Im Französischen, Englischen, Italienischen (giornale) und andern neuern Sprachen ist das Wort J. auch die Bezeichnung für Zeitschrift im allgemeinen, namentlich von politischen und täglich erscheinenden. Journalismus bedeutet soviel als das gesammte Zeitschriftenwesen, die periodische Literatur; Journalisten heißen die Schriftsteller, die für Zeitschriften thätig sind.

Jouvenet (Jean), franz. Historienmaler, geb. zu Rouen 21. Aug. 1647, erhielt den ersten Unterricht in der Malerei durch seinen Vater, Noel J., einen mittelmäßigen Künstler, und machte dann in Paris seine Studien nach Poussin, wo er sich bald vielen Ruf erwarb. In seinem 29. Jahre malte er die Heilung der Gichtbrüchigen als Votivtafel für die Kirche Notre-Dame. Bereits 1675 in die Akademie erwählt, lieferte er als Aufnahmestück das Gemälde Esther vor Ahasverus. Bald darauf wurde er auch zum Professor, nachher 1707 zum beständigen Director der Akademie erwählt. Er starb zu Paris 5. April 1717. Die Hauptgemälde aus seiner Blüteperiode waren die Bilder für die Kirche St.-Martin-aux-Champs, die zwölf Apostel für die Invalidenkirche und seine berühmte Kreuzabnahme für die Kapuzinerkirche. In seinem 69. Jahre durch Schlagfluß an der rechten Hand gelähmt, gewöhnte er sich, mit der linken zu malen, worin er es zu einer solchen Fertigkeit brachte, daß er noch das Magnificat im Chor von Notre-Dame ausführte. Seine bedeutendsten Gemälde, darunter auch die Kreuzabnahme, befinden sich gegenwärtig im Louvre. Sein Stil ist sehr ungleich, selbst in den vor seiner Lähmung gemalten Bildern. Im ganzen besitzt er, abgesehen von mangelhafter Perspective, die correcte Zeichnung der damaligen franz. Schule; in der Kraft des Ausdrucks, zumal des schmerzlichen, ist er zuweilen den übrigen Nachfolgern Poussin's und Lebrun's überlegen. Auch ist sein Colorit hier und da von der größten Schönheit und Wärme; gewöhnlich aber erscheint er als Manierist.

Jouy (Victor Joseph Etienne, genannt de J.), franz. dramatischer Dichter, geb. in dem Flecken Jouy bei Versailles 1764, durchlebte als Militär eine sehr bewegte Jugend voll lebensgefährlicher Abenteuer, verließ 1797 den Soldatenstand und begann die administrative Laufbahn, die er bald wieder aufgab, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen. Seit 1798 machte er sich durch Novellen und einige gute Vaudevilles bekannt. Später trat er als Dichter in der komischen Oper, in der großen Heldenoper und in der Tragödie mit vielem Erfolge auf. Nachdem seine «Vestalin» (1807) mit der Musik von Spontini ungewöhnlichen Beifall erhalten, erschienen nacheinander auf der Bühne: «Ferdinand Cortez» (Musik von Spontini, 1809), «Les Bayadères» (1810), «Les Amazones» (1812), «Les Abencerrages» (Musik

Digitized by Google

von Cherubini, 1813), «Guillaume Tell» (Musik von Rossini) und «Tippo Saïb». Im J. 1812 begann er den «Hermite de la Chaussée d'Antin» in der «Gazette de France» zu veröffentlichen, und dieses Werk (5 Bde., Par. 1812—14), sowie die ähnlichen, als «L'hermite de la Guiane» (3 Bde., Par. 1816), «L'hermite en province» (14 Bde., Par. 1818—27), «Les hermites en prison» (2 Bde., Par. 1823) und «Les hermites en liberté» (2 Bde., Par. 1824), zu denen er jedoch verschiedene Mitarbeiter hatte, fanden eine sehr günstige Aufnahme, besonders bei dem liberalen Publikum. Diese flüchtigen Skizzen bildeten damals die Tageschronik der Launen, Moden, Sitten und Abgeschmacktheiten der Zeit. Im J. 1815 wurde J. in die Französische Akademie aufgenommen. Unter der Restauration behauptete er seinen Schriftstellerruf durch neue literarische Productionen, und seine Tragödie «Sylla» (1822) erlebte zahlreiche Vorstellungen. J. war ein eifriger Vorkämpfer der liberalen Sache. Nach 1830 ernannte ihn Ludwig Philipp zum Bibliothekar des Louvre. J. starb zu St.-Germain-en-Laye 4. Sept. 1846. Seine «Oeuvres complètes» (27 Bde., Par. 1823—28) versah er mit Anmerkungen.

Jovellanos (Don Gaspar Melchor de), eigentlich Jove-Llanos, span. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 5. Jan. 1744 zu Gijon in Asturien, erhielt 1757 die niedern Weihen und bald darauf eine Professur zu Alcala, verließ aber 1767 die geistliche Laufbahn und wurde Beisitzer des Criminalgerichts, 1774 Auditor bei dem Acuerdo von Sevilla. In diesen Stellungen trat er als thätiges Mitglied der Gesellschaft der Vaterlandsfreunde und als Dichter mit dem Lustspiele «El delincuente honrado» auf. Dann schrieb er «Pelayo», eine Tragödie im franz.-classischen Geschmack, und gab unter dem Namen Jovino seine «Ocios juveniles», lyrische und satirische Gedichte, heraus. Mehr noch als durch diese poetischen Schriften wirkte er für die damals sich vorbereitende Restauration der span. Poesie durch seinen Einfluß auf die begabtesten Vertreter der aufblühenden Dichterschule von Salamanca. Im J. 1778 zum Beisitzer des obersten Criminalgerichtshofs in Madrid befördert, befreundete er sich hier mit Staatsmännern und wurde Mitglied der drei Akademien. Doch sah er sich 1790 aus Madrid verbannt, weil er sich seines Freundes Cabarrus (s. d.) annahm. Im J. 1797 ernannte ihn der Herzog von Alcudia zum Justizminister, dessen Gunst sich aber alsbald in so heftigen Haß verwandelte, daß derselbe sogar versucht haben soll, J. vergiften zu lassen. Man entsetzte ihn seines Amtes, verbannte ihn 1798 nach Gijon, ließ ihn 1801 nach der Kartause von Valdemuza auf der Insel Mallorca abführen und 1802 in das Staatsgefängniß von Bellver bringen. Hier schrieb J. unter anderm die poetischen Briefe «Sobre la vida retirada» und «Sobre los vanos deseos y estudios de los hombres». Infolge des Aufstandes von Aranjuez und des Einrückens der Franzosen erlangte er endlich 1808 seine Freiheit und zog sich nun in seine Vaterstadt zurück. J. widerstand nicht nur den Anerbietungen Joseph Bonaparte's, sondern wurde sogar ein eifriges Mitglied der den Kampf gegen die Usurpation leitenden Centraljunta. Als sich diese Anfang 1810 in Flucht auflöste, war er es, der die Ernennung einer Regentschaft und die Zusammenberufung der Cortes veranlaßte. Undank, Verfolgung und Verarmung waren indeß der Lohn für alle seine Aufopferungen. Er zog sich nach Muros zurück, wo er seine berühmte Vertheidigungsschrift «An meine Landsleute» (2 Bde., Coruña 1811) schrieb. Als die Franzosen Asturien räumten, kehrte er 1811 nach Gijon zurück. Er starb 27. Nov. 1811. Vgl. Ceau-Bermudez, «Memorias para la vida de J.» (Madr. 1814); Antillon, «Noticias historicas de J.» (Palma 1812), und die Biographie J.' von Huber in «Zeitgenossen» (dritte Reihe, Bd. 3). Eine Sammlung seiner Werke besorgte Don Ramon Maria Cañedo (7 Bde., Madr. 1830—32; vermehrte Aufl., 8 Bde., Barcel. 1839; neueste Ausg. von Nocedal in zwei Bänden, Bd. 46 u. 50 der «Biblioteca de autores españoles», Madr. 1858—59).

Jovinianus, röm. Mönch, trat um 388 gegen die in der Kirche um sich greifende Ueberschätzung äußerlicher Werke mit großer Kraft auf. Wie wir aus einem Briefe des Ambrosius, besonders aber aus mehrern Gegenschriften des Hieronymus wissen, bekämpfte J. die Verdienstlichkeit des Fastens und des Mönchthums sowie den Cölibat des Klerus, überhaupt jede nicht mit heiliger Gesinnung verbundene Ascese. Vom röm. Bischof Siricius, bald darauf auch von Ambrosius verdammt, wurde der Erfolg seines Strebens vereitelt.

Joyeuse entrée, vläm. Blyde-Incomste, d. i. fröhlicher Einzug, hieß die staatsrechtlich wichtige Charte, welche seit Wenceslas (1355) die Herzoge von Brabant und Limburg vor ihrem Einzuge in die Residenz in Gegenwart der Stände beschwören mußten. Das historisch und factisch bedeutendste unter den darin enthaltenen Privilegien war, daß, sobald der Herzog in irgendeiner Hinsicht dem Wortlaute derselben zuwider handeln würde, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet sein sollte. Die ursprüngliche Charte bestand aus

Digitized by Google

59 Artikeln, zu denen später noch drei Zusätze Philipp's des Guten und zwei Zusätze Karl's V kamen. Der letzte Beherrscher Brabants, der diese Charte, deren Geltung der Rastatter Ver trag von 1714 besonders anerkannte, beschwor, war Kaiser Franz II. (31. Juli 1792).

Juan, s. Don Juan und Johann von Oesterreich.

Juan Fernandez ist der Name für eine aus zwei größern Haupt- und mehrern Neben inseln bestehende, etwa 7 Längengrade im Westen der Küste von Chili und in der Breite von Valparaiso in 33° 40′ südl. Br. und 97° 40′ westl. L. einsam im Großen Ocean gelegene Inselgruppe, welche zur Republik Chile gehört und als ein eigenes Departement der Provinz Valparaiso betrachtet wird. Die beiden Hauptinseln sind J. oder Mas a Tierra und Mas a Fuera, von denen die erstere die größere (99 QKilom.) ist. Unter den übrigen Eilanden der Gruppe ist Sta.-Clara oder Goat-Island im Westen von J. die umfangreichste. Die Hauptinseln sind gebirgig (der Yungue auf J. 1200 Mt. hoch) und haben ein sehr angenehmes und gesundes Klima. Die Hauptinsel, 675 Kilom. von Valparaiso entfernt, besitzt an der Nordostküste einen guten Hafen und ist einer Fischereigesellschaft überlassen. Im 16. und 17. Jahrh. war sie ein beliebter Zufluchtsort für Boucaniers. Gegenwärtig wird sie vielfach als Wasserstation von den Schiffen benutzt. Von dem Kapitän eines Schiffs ließ sich 1704 ein schott. Seemann Alexander Selkirk, mit Kleidung, Waffen u. s. w. versehen, auf J. aussetzen, wo derselbe einsam bis 1709 lebte. Die Geschichte dieses Mannes, die 1729 zu Edinburgh erschien, soll Defoe einen Theil des Stoffs zum Robinson (s. d.) gegeben haben.

Juarez (Benito), 1861—72 Präsident der mexic. Republik, geb. 1806 im Dorfe San-Pablo Guelatao im Staate Oaxaca als Sohn armer indian. Aeltern, welche er früh verlor, entlief nach der gleichnamigen Hauptstadt seines Heimatsstaats, wo er in einem alten wohlhabenden Kaufmanne einen Gönner fand und sich durch Fleiß und Talent auszeichnete. Später studirte J. hier die Rechte und ließ sich 1834 als Advocat nieder. Schon früh nahm er an der Politik seines Staats regen Antheil und wurde Mitglied der Gesetzgebung, später Secretär, dann Richter, zuletzt Oberstaatsanwalt des höchsten Gerichtshofs. Im J. 1846 trat er in den mexic. Congreß, den er aber 1847 wieder verließ, weil er in diesem Jahre zum Gouverneur seines Staats gewählt ward. In dieser Stellung, die er bis 1852 bekleidete, entwickelte er großes administratives Talent, sorgte für das Schul- und Unterrichtswesen, baute Straßen und Verkehrswege und widmete dem reichen, aber stark vernachlässigten Bergbau seine besondere Aufmerksamkeit. Er war eben wieder ins Privatleben zurückgetreten, als er sich durch Santa-Anna, der inzwischen die höchste Gewalt von neuem an sich gerissen, verbannt sah. J. hielt sich einige Zeit in Havana, dann in Neuorleans auf, kehrte aber, als sich der Indianergeneral Alvarez zu Santa-Anna's Sturz erhob, im Frühjahr 1855 nach Mexico zurück. Hier schloß er sich Alvarez an, der ihn als provisorischer Präsident im Oct. 1855 zum Minister des Auswärtigen, des Cultus und der Justiz ernannte. Als solcher erklärte J. in dem berühmten, nach ihm benannten J.-Gesetze alle kirchlichen und militärischen Privilegien für abgeschafft. Als sich Alvarez im Dec. 1855 von der Präsidentschaft zurückzog, legte auch J. seine Aemter nieder und wurde wieder Gouverneur seines Heimatsstaates Oaxaca. Im J. 1856 trat er in den Congreß und hatte in dieser Stellung den Hauptantheil an der neuen Constitution von 1857. Bei der ersten, auf Grund dieser Verfassung abgehaltenen Präsidentenwahl siegte Comonfort, während J. zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofs erwählt und als solcher zugleich Vicepräsident der Republik wurde. Nachdem Comonfort Anfang Jan. 1858 die Flucht ergriffen, ward J. nach der Bestimmung der Verfassung sein Nachfolger. Die vereinigte Priester- und Soldatenpartei stand gegen ihn und hatte die Hauptstadt und die bedeutendsten Städte des Landes inne. J. mußte von einem Orte zum andern fliehen, bis er endlich Anfang 1859 seinen Regierungssitz nach Veracruz verlegte, wo er im April von den Vereinigten Staaten als der rechtmäßige Präsident anerkannt wurde. Von hier aus führte er auch den Hauptstreich gegen seine Gegner durch Erlassung der sog. Reformgesetze, welche das ungeheuere Kirchenvermögen für Nationaleigenthum erklärten und dessen Verkauf anordneten, sowie religiöse Freiheit und Civilehe einführten. Es folgte ein Kampf auf Leben und Tod, der 22. Dec. 1860 durch die Niederlage Miramon's bei San-Miguel-Calpulalpan zu Gunsten J.' sich entschied. Dieser hielt bald darauf seinen Einzug in die Hauptstadt und wurde von den europ. Mächten anerkannt, 11. Juni 1861 aber von einer ungeheuern Majorität zum Präsidenten gewählt. Zum ersten mal nach jahrelangen Kämpfen schien die Zukunft des Landes gesichert und glückverheißend, als Napoleon III., Entschädigungsfragen zum Vorwande nehmend, Ende 1861 in Mexico einbrach und schließlich durch franz. Bajonnete den Erzherzog Maximilian von

Digitized by Google

Oesterreich zum Kaiser von Mexico machte. (S. Mexico.) Seitdem wüthete im Lande ein erbitterter Guerrillakrieg, den die Fremden gegenüber J. unterhielten. Letzterer leistete einen zähen und zum Theil erfolgreichen Widerstand.

Unter diesen Umständen weigerte sich J. im Widerspruch mit der Verfassung vom 5. Febr. 1857, die Gewalt dem legalen Vicepräsidenten, General Jesus Gonzalez Ortega, zu übergeben. Solange noch die Franzosen im Lande und Maximilian den Kaiserthron behauptete, strebte die republikanische Nationalpartei nur die Vertreibung der äußern Feinde an und ließ die Frage, ob J. die Executivgewalt legaler- oder illegalerweise innehabe, unberücksichtigt. Als jedoch durch die Hinrichtung des Kaisers Maximilian 19. Juli 1867 in Queretaro, zu welcher J., durch die bestehenden Gesetze gezwungen wie durch polit. Rücksichten bestimmt, seine Zustimmung gegeben hatte, die europ. Intervention beseitigt worden war, machte sich sofort eine ziemlich starke Opposition geltend, welche bei der im August ausgeschriebenen Zusammenberufung der Wahlkörper den General Porfirio Diaz als Gegencandidaten aufstellte. Indeß siegte J. bei der Präsidentenwahl im Dec. 1867, wenn auch mit weit geringerer Majorität als 1861, trat nun die Präsidentur für die Periode bis 30. Nov. 1871 an und unterdrückte sofort mit blutigster Strenge verschiedene Aufstandsversuche, die später wiederholt immer verstärkter ausbrachen. Bei der Präsidentenwahl von 1871 stellte sich weder für J. noch für seinen Gegencandidaten Porfirio Diaz eine absolute Majorität heraus, sodaß dem Congreß die Entscheidung zufiel. Hier erhielt J. die Majorität und wurde infolge davon 16. Sept. für die nächste vierjährige Periode zum Präsidenten proclamirt. Der Frieden wurde 1872 wiederhergestellt; J. aber starb bereits 18. Juli 1872 an einem Schlaganfalle. Er war einer der bedeutendsten Staatsmänner des 19. Jahrh. und der erste wirkliche amerik. Indianer, der sich in allen Lagen als großer Patriot und Politiker bewährte. J.' nächster Nachfolger wurde sein früherer Minister und späterer Präsident des obersten Gerichtshofs, Lerdo de Tejada.

Juba, König von Numidien, der Sohn Hiempsal's II., eines Urenkels des Masiniſſa, stand in dem Kampfe zwischen Cäsar und Pompejus auf der Seite des letztern. Cäsar's Legat, Quintus Curio, wurde mit zwei Legionen, die er nach Afrika übergeführt hatte, durch ihn und den Pompejaner Attius Varus 49 v. Chr. vernichtet. Nach der Schlacht bei Pharsalus sammelten sich bei ihm unter Quintus Metellus Scipio die Pompejaner. Mit diesen unterlag er den Waffen Cäsar's in der Schlacht bei Thapsus 46, nach deren Verlust er sich selbst tödtete. — Sein Sohn, J. II., wurde in Rom erzogen. Augustus, der ihn mit der jüngern Kleopatra, einer Tochter des Triumvirs Antonius und der Kleopatra von Aegypten, verheirathete, gab ihm im J. 30 das väterliche Reich zurück und nahm es ihm zwar 25 wieder, gab ihm aber dafür Mauretanien. Er starb 23 n. Chr. Durch zahlreiche histor., cultur- und kunstgeschichtliche, geogr. und noch andere Schriften erwarb er sich großen Ruf. Die Fragmente derselben hat C. Müller in den «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 3, Par. 1849) gesammelt.

Jubeljahr, Erlaß- oder Ablaßjahr heißt das jüd. Halljahr (s. d.). Auch die kath. Kirche kennt ein J., mit dem sie einen Ablaß verbindet, der unter dem Namen Jubelablaß bekannt ist. Bonifaz VIII. erklärte zuerst das Jahr 1300 für ein J., in welchem alle, die bußfertig nach Rom wallfahrten und fromme Spenden darbringen würden, einen vollkommenen Ablaß (s. d.) erhalten sollten. Eine Unzahl von Menschen und mit ihnen außerordentliche Summen Geldes strömten damals nach Rom. Clemens VI. erklärte 1343 jedes 50., Urban VI., der dadurch die aufrührerischen Römer zu begütigen hoffte, 1589 jedes 33., endlich Paul II. 1470 jedes 25. Jahr für ein J. Bonifaz IX. ging bei der Betreibung des Ablasses sogar so weit, daß er Ablaßverkäufer umhersandte, welche gegen Empfangnahme der Summe, welche die Reise nach Rom gekostet haben würde, vollkommenen Ablaß ertheilten. Die von Paul II. getroffene Anordnung ist in der kath. Kirche eine bleibende Einrichtung geworden. Gegenüber dem Unmuthe der Landesfürsten über die ungeheuern, in den J. nach Rom getragenen Summen ließ dieser Papst, damit auch diejenigen, welche nicht persönlich nach Rom kommen könnten, der Wohlthat des Ablasses theilhaftig würden, in den verschiedenen Ländern bestimmte Kirchen den Ablaß ertheilen, unter der Bedingung, daß man den Haupttertag an die apostolische Kammer abliefere. Das Geld selbst wurde theils zum Türkenkriege, theils zum Bau der Peterskirche, theils zu andern Ausgaben des päpstl. Hofs verwendet. Die Kirchenreformation des 16. Jahrh. schmälerte die Einkünfte der J. bedeutend. Das von Benedict XIV. für 1750 ausgeschriebene J. zog meist Arme und Bettler nach Rom, die eine wahre Plage waren. Das J. 1800 wurde durch die polit. Ereignisse ganz verhindert, und das 1825 von Leo XII. ausgeschriebene J. ward zwar in Rom selbst mit großem Enthusiasmus gefeiert, im Auslande aber, obschon man

Digitized by Google

es bis 1827 verlängerte, wenig beachtet. Ebenso sind die J. 1850 und 1875 unbeachtet dahingegangen. Uebrigens findet in Rom immer noch eine besondere Jubelfeier statt, wenn ein neuer Papst den päpstl. Stuhl besteigt. Vgl. Hoche, «Geschichte des päpstlichen J.» (Halberst. 1825); Paulus, «Geschichtliche und rechtliche Prüfung des Jubelablasses» (Heidelb. 1825).

Jubilate, s. Sonntag.

Juchten, s. Juften.

Jucken (pruritus) heißt eine schmerzhafte Empfindung (Hyperästhesie) der Haut oder gewisser Stellen der Schleimhäute (After, Scheide u. s. w.), welche zum Kratzen Anlaß wird. Die Empfindung selbst ist verschiedener Art: brennend, stechend, nagend, kribelnd u. s. w. Ein geringerer Grad dieses Hautschmerzes ist der Kitzel. Das J. begleitet viele Hautausschläge und ist hier am bedeutendsten beim Nesselausschlag; der Juckausschlag (prurigo), bei welchem sich flache Knötchen auf der Haut bilden, hat von dieser Erscheinung den Namen. Auch die Umgegend von Geschwüren juckt oft. Nicht selten tritt auch das J. auf nach der Heilung von Hautausschlägen (Gürtelrose, nässende Flechte, Pocken u. s. w.), bei der Ablösung von Hautschorfen, in frischen und alten Narben. Die häufigste Ursache des J. sind Schmarotzer (Krätzmilben, Läuse, Madenwürmer im Mastdarme, ähnliche Schmarotzer in der Scheide), die oft übersehen werden, und Schmuz. Auch die Einwirkung reizender Substanzen auf die Haut bedingt oft J., so z. B. gar nicht selten das Auflegen von Heftpflaster. Zu den innern Ursachen des J. gehören Alkoholmisbrauch, der Genuß reizender und scharfer Nahrungsmittel und Gewürze. Manche Menschen bekommen auch nach dem Genusse anscheinend ganz unschuldiger Dinge (Krebse, Erdbeeren, Käse) meist mit Nesselausschlag verbundenes Hautjucken. Ebenso stellt sich J. oft bei solchen ein, welche viel Taback rauchen; nicht selten auch bei Gelbsüchtigen. Endlich kann das J. auch bedingt sein von Nervenerkrankungen, die entweder ihren Sitz haben an dem peripherischen oder an dem centralen Ende der Nerven. In den meisten Fällen findet man die Ursache auf. Das J. und Kitzeln in den Schleimhäuten (Nase, Kehlkopf) hängt oft ab von dem entzündungsähnlichen Katarrh derselben. Am häufigsten kommt das J. vor an den Geschlechtstheilen, an der Aftermündung, an der innern Schenkelfläche, den Waden, den Brüsten. Es setzt aus oder hält ununterbrochen an, wird beim Schwitzen, in der Wärme (im Bett), im Frühjahr, im Winter, auf Diätfehler stärker oder zeigt sich dann überhaupt erst. Das J. besteht in verschiedenem Grade, vom leichtesten Kitzel bis zum furchtbarsten Schmerz. Kratzen bis aufs Blut schafft oft Erleichterung; nicht selten steigert sich der Schmerz bis zur Besinnungslosigkeit. In so schweren Fällen stellt sich Gereiztheit, Schwermuth ein, der Schlaf, die Ernährung leiden, es tritt zuletzt wirkliches Fieber ein, und solche Kranke werden leicht wahnsinnig oder enden die Qual durch Selbstmord. Die Behandlung muß sich auf die Hebung der Ursache richten: Tödten und Entfernen der Schmarotzer, Reinlichkeit, Vermeidung schädlicher Genüsse; bei peripherischem Nervenschmerz Durchschneidung des Nerven. Wo dem Grunde des Uebels nicht beizukommen ist, sucht man den Schmerz zu lindern durch schmerzstillende Mittel, Chloroform, Narkotica, Blasenpflaster, Eis, Essigwaschungen u. dgl.

Juda (Stamm und Königreich), s. Hebräer. — **Judäa**, s. Palästina.

Judas Iskarioth, so genannt von seiner Vaterstadt Karioth im Stamme Juda, hieß derjenige unter den Jüngern Jesu, welcher ihn nach der evang. Erzählung an das jüd. Synedrium für 30 Silbersekel (d. i. 20 Thlr.) verrieth, danach aber, von Reue über das Geschehene übermannt, sich selbst das Leben nahm. Nach Matthäus hatte er sich erhängt, die Apostelgeschichte läßt ihn einen Abgrund herabstürzen und mitten entzweiberften. Als Motiv des Verraths setzen die Evangelisten sämmtlich, am bestimmtesten der vierte, Habsucht voraus, was darum wenig wahrscheinlich ist, da dies eine so vollendete Bosheit voraussetzen würde, wie sie bei einem Manne aus dem unmittelbaren Jüngerkreise Jesu kaum denkbar erscheint. Daher erklären Neuere den Verrath aus der Absicht des Judas, Jesum dadurch zur schleunigern Aufrichtung des Messiasreichs zu zwingen, was freilich in den Quellen nicht angedeutet ist und psychologisch ebenfalls seine Bedenken hat. Am wahrscheinlichsten bleibt die Annahme, daß J. in Jerusalem bei dem Zögern Jesu, das Messiasreich aufzurichten, und unter dem mächtigen Eindrucke des Tempels und seiner Herrlichkeit an der Sache seines Meisters irre geworden und mit dem Fanatismus eines Renegaten der jüd. Obrigkeit die Hand geboten habe, ihn als Empörer wider die gesetzliche Ordnung zu richten. Die Sagen über seinen Tod sind dahinzustellen, dagegen ist die Geschichtlichkeit des Verräthers und des Verraths nicht zu beanstanden.

Judas Jakobi, d. h. der Sohn des Jakobus, erscheint bei Lukas im Apostelverzeichnisse als einer der zwölf Jünger Jesu. Bei Markus wird an seiner Stelle Thaddäus, bei Matthäus

Digitized by Google

Lebbäus genannt. Beide Namen hat man schon im Alterthume für bloße Beinamen des Judas gehalten und ihn zu einem Sohne des Alphäus und Bruder des jüngern Jakobus gemacht. Die weitere, ebenfalls schon vor alters vollzogene Combination jenes Judas mit dem gleichnamigen Bruder Jesu gab dann die Veranlassung, ihm den im Neuen Testament enthaltenen Brief beizulegen, dessen Verfasser sich «Bruder des Jakobus» nennt, d. h. des bekannten Jakobus des Gerechten, Bruders Jesu und angesehenen Gemeindehaupts in Jerusalem. Erst als Brief eines Apostels kam dieser Brief des Judas seit dem 4. Jahrh. in den kirchlichen Kanon. Die Umstände, unter welchen dieser Brief entstand, deuten auf die nachapostolische Zeit.

Judas Makkabi oder Makkabäus (d. i. Hammer), jüd. Held, stammte aus dem Geschlechte der Hasmonäer und leitete nach dem Tode seines Vaters, des Priesters Mattathias, den Befreiungskampf der Juden gegen den syr. König Antiochus Epiphanes und dessen Nachfolger. Von dem J. 166 v. Chr. an schlug er die syr. Feldherren Gorgias, Lysias und Nikanor in mehrern Schlachten und war eben, wie es heißt, im Begriffe, mit den Römern ein Bündniß abzuschließen, als ihn ein übermächtiges Heer der Syrer zu einem neuen Kampfe nöthigte, in welchem er (160 v. Chr.) sein Leben verlor. Der Bericht über seine Kriegsthaten im ersten Makkabäerbuche ist im ganzen geschichtlich treu, wenn auch im officiellen Stile eines hasmonäischen Reichschronisten verfaßt; der im zweiten Buche, wo J. allein mit allen Ehren überhäuft wird, um die übrigen Glieder des Fürstenhauses in den Schatten zu stellen, ist nicht blos sagenhaft, sondern auch durch seine tendenziöse Farbe beeinflußt.

Juden heißen die Israeliten oder Hebräer (s. d.) seit dem Babylonischen Exil als Nachkommen ihrer Vorfahren aus dem Königreiche Juda. Seit 536 v. Chr. waren nach und nach mit Erlaubniß der pers. Könige Tausende von J. aus den babylon. Staaten nach Palästina zurückgekehrt. Hier hatten sie 521—516 v. Chr. den Tempel wieder erbaut, die verödeten Städte allmählich wieder bevölkert, das Mosesthum neu begründet und auf Veranstalten Nehemia's Jerusalem 444 mit einer Mauer umgeben. Von Hohen Priestern und Beamten regiert, lebten die palästinischen J., gleich ihren bei weitem zahlreichern Brüdern in Babylonien, bis auf Alexander's d. Gr. Eroberungen 331 ungestört unter pers. Hoheit, dann unter Antigonus und Seleukus, und seit Ptolemäus Lagi, welcher nach der Eroberung Jerusalems 301 eine starke Colonie nach Alexandrien abführte, fast 100 Jahre unter ägypt. Herrschaft. Die syr. Könige, denen nunmehr Judäa anheimfiel, suchten die J. mit Erpressungen und seit 174 selbst mit Religionsverfolgungen heim. Antiochus Epiphanes ließ den olympischen Jupiter im Tempel aufstellen, verbot die Beschneidung, befahl Schweine zu opfern, verwüstete das Land und ließ viele dem Gesetze treu Bleibende hinrichten. Solches Elend weckte Begeisterung. Judas Makkabi (s. d.) sammelte die Rechtgläubigen um sich, schlug die Syrer, zog siegreich in Jerusalem ein und stellte 164 v. Chr. den Tempeldienst wieder her. Nach seinem Tode (160) vollendeten seine Brüder Jonathan und Simon das Befreiungswerk; der König von Syrien mußte Frieden schließen und Simon wurde als Hoher Priester und Volksfürst anerkannt. Simon's Sohn, Johannes Hyrkanus, erweiterte als König und Hoher Priester, 135—105 v. Chr., das Gebiet seines unabhängigen Landes durch Eroberungen in Samaria und Idumäa; doch schon unter seinen Enkeln, Hyrkanus II. und Aristobulus, büßte das Land seine Unabhängigkeit wieder ein. Pompejus, durch die um den Thron streitenden Brüder herbeigerufen, eroberte 63 v. Chr. Jerusalem und machte Judäa vom röm. Syrien abhängig. Antigonus, ein Sohn des Aristobulus, errang zwar mit Hülfe der Parther 42 v. Chr. die Königswürde wieder. Allein Herodes (s. d.), der Sohn des Landverwesers Antipater aus Idumäa, behauptete sich mit Hülfe der Römer, eroberte 37 v. Chr. Jerusalem, ließ den Antigonus und dessen Anhänger hinrichten und endlich 30 v. Chr. auch den alten Hyrkanus, den letzten männlichen Sproß des Hauses der Makkabäer. Nur durch Unruhen, Druck und ausländischen Beistand sich aufrecht haltend, blieb der Fremdling verhaßt, obwol er 19 v. Chr. den Tempel prächtig aufbaute. Sein Sohn und Nachfolger Archelaus wurde 8 n. Chr. vom Kaiser Augustus abgesetzt und Judäa zu Syrien geschlagen, von wo aus es seine Landpfleger (Procuratoren) erhielt. Kaiser Claudius ertheilte allen J. des Römischen Reichs das Bürgerrecht. Doch die Willkürlichkeiten der Römer, die Gelderpressungen der Procuratoren und der Parteienhaß mehrten die Unzufriedenheit, die 66 n. Chr. in offene Empörung gegen Rom ausbrach, welche nach einem, besonders durch die Zelotenpartei unterhaltenen hartnäckigen Kampfe im August 70 n. Chr. mit der Eroberung Jerusalems durch Titus, der Einäscherung des Tempels, der Niedermetzelung und Wegführung vieler Hunderttausende von J. endigte. Die Ländereien Judäas wurden zum Theil veräußert und die J., die bereits in Persien, Arabien, Kleinasien, Aegypten, Cyrene, Griechenland und

Digitized by Google

Rom ziemlich zahlreich waren, vollends nach allen Ländern hin zerstreut. Vom Kaiser Nerva geschützt, hatten die asiatischen J. unter Trajan eine um so härtere Behandlung zu erdulden. Ihre letzten Versuche, das röm. Joch abzuschütteln, in Cyrene 115, auf Cypern 116, in Mesopotamien 118, in Palästina unter Bar-Cochba (s. d.) endeten 135 n. Chr. unter dem Kaiser Hadrian mit einem entsetzlichen Blutbad und der Verödung Judäas. Viele ihrer Lehrer wurden hingerichtet und scharfe Verordnungen gegen die J. erlassen, jedoch zum Theil durch Antoninus Pius wieder aufgehoben. Gegen Ende des 2. Jahrh. traten zwar wieder bessere Zeiten für die J. ein; seitdem aber mit dem Kaiser Konstantin 330 das Christenthum zur Herrschaft gelangte, wurden sie durch kaiserliche Edicte und Concilienbeschlüsse immer härter betroffen.

Um diese Zeit schon finden sich die J. in Illyrien, Spanien, den Balearen, Gallien und in einigen Städten am Rhein; sie trieben Ackerbau, Handel und Gewerbe, besaßen Grundstücke, wurden zu Aemtern und Militärdienst berufen und hatten eigene Gerichtsbarkeit. Im J. 418 wurden sie vom Militärdienst ausgeschlossen; auch erfolgte 429 die Aufhebung des Patriarchats zu Tiberias, und immer mehr sahen sie sich im Laufe des 5. Jahrh. eingeschränkt. Ungleich war ihr Los in den verschiedenen Ländern nach dem Untergange des Weströmischen Reichs. Während sie in Italien, Sicilien und Sardinien ziemlich unangefochten lebten, hatten sie im Byzantinischen Reiche viele Bedrückungen und in Frankreich und dem westgoth. Spanien im 6. und 7. Jahrh. grausame Verfolgungen zu erdulden. Im Parthischen und seit 226 im Persischen Reiche war ungeachtet einzelner Verfolgungen im 5. und 6. Jahrh. ihr Los erträglich. Die J. in Palästina, welche mit Hülfe der Perser 614 Jerusalem einnahmen, träumten sogar die Wiederherstellung der alten Selbstständigkeit, wurden jedoch vom Kaiser Heraklius gedemüthigt. Die Herrschaft des Islam, der nach Besiegung der Judenstämme von Chaibar, 627, sich Westasien, Persien, Aegypten, Afrika, Spanien und Sicilien nach und nach unterwarf, änderte wesentlich die Lage der J. in jenen Ländern. Abgesehen von einzelnen Bedrückungen und Verfolgungen, wie in Mauritanien 790 und in Aegypten 1010, lebten sie unter den Khalifen und arab. Fürsten in ziemlicher Ruhe und nahmen im maurischen Spanien an Zahl und Bildung seit dem 8. Jahrh. zu. Mancher unterrichtete J. war Rath, Schreiber, Astrolog oder Leibarzt der maurischen Könige, und die Stürme, die sie z. B. in Granada 1066 und in Cordova 1148 trafen, waren meist nur eine Folge anderer polit. Ereignisse. Jüd. Gemeinden gab es im 9. Jahrh. auch in Kairwan, Fez und Marokko; in Babylonien verringerte sich ihre Zahl seit dem 11. Jahrh., dagegen stieg sie in Palästina durch häufige Ansiedelungen; selbst bei den mongol. Khans standen sie in Ansehen. Trauriger war ihr Schicksal in dem christl. Europa, zumal in den halbcultivirten, unter Lehnswesen, Faustrecht und Priestergewalt stehenden Westländern. Im Byzantinischen Reiche hatten sie im Anfange und gegen Ende des 8. Jahrh. Verfolgungen zu erleiden, die ihre Uebersiedelung in das Land der Chasaren, eines hunn. Volksstammes an der Wolga, veranlaßten. Günstiger war für sie das folgende Jahrhundert; dagegen hatten sie zu Anfang des 11. Jahrh. unter Kaiser Basilius II. wieder harte Stürme zu bestehen. In Italien war gegen beträchtliche Geldopfer ihr Zustand leidlich. Glückliche Zeiten verlebten sie in Neapel, wo sie nur 1261 verfolgt wurden, in Trani, Otranto, Salerno, Rom, Lucca und, besonders in späterer Zeit, in Toscana, der Lombardei und Savoyen, wo erst 1435 eine Verfolgung gegen sie ausbrach. Die Päpste nahmen sich fast durchgehends ihrer an. Seit dem 13. Jahrh. mußten sie indeß Absonderungszeichen tragen und seit dem 15. in eigenen Quartieren (ghetti) wohnen. Auf Sicilien, wo sie Grundeigenthum und eine geregelte Communalverfassung besaßen, wurden sie weder von den Arabern noch von den Normannen bedrückt und auch von Friedrich II. geschont. Später aber mußten sie schwere Abgaben zahlen und seit 1296 auch Abzeichen an ihrer Tracht tragen. Nachdem man seit 1428 vergebens sie zu bekehren versucht hatte, wurden sie 1493 auf Befehl Ferdinand's des Katholischen, 100,000 Seelen an der Zahl, aus der Insel vertrieben; sie wendeten sich nach Neapel, während die heimlichen J. oder neuen Christen noch bis 1570 von der Inquisition verfolgt wurden. In blühendem Zustande befanden sie sich im 8. und 9. Jahrh. in Frankreich, namentlich in Paris, Lyon, Languedoc und Provence; sie hatten Grundbesitz, und ein magister Judaeorum verwaltete ihre Angelegenheiten. Bald aber fing die unter den schwachen Karolingern emporstrebende Geistlichkeit an sie zu bedrücken. Königen, Bischöfen, Lehnbesitzern und Städten mußten sie zugleich das Recht ihrer jämmerlichen Existenz abkaufen. Zur Rechtfertigung wiederholter blutiger Aufstände und Hinrichtungen, seit dem 11. bis in die Mitte des 14. Jahrh., wurden Geschichten von Hostiendurchstechungen, gemordeten Christenknaben und Brunnenvergiftungen gegen sie ersonnen. Abwechselnd vertrieben und wieder aufgenommen, erhielten sie endlich gegen hohe Summen Schutz

Digitized by Google

und die Verlängerung ihrer Privilegien; doch schon 1395 wurden sie für immer aus dem mittlern Frankreich vertrieben. In England, wo sie schon im 9. Jahrh. vorkommen, brach am Krönungstage des Königs Richard Löwenherz (1189) ein blutiger Tumult gegen sie aus. Auch hatten sie trotz ihres von Johann ohne Land für 4000 Mark Silber erkauften Freibriefs unter Heinrich III. viel zu leiden, mit welchem Richard von York, Prinz Eduard und die Universität zu Oxford wetteiferten. Man nahm ihnen Habe und Synagoge und 1270 die Befugniß des Grundbesitzes, suchte sie seit 1280 zu bekehren und wies sie endlich 1290 aus dem Lande, worauf sie meist nach Deutschland und Frankreich auswanderten.

Im Deutschen Reiche waren die J. als sog. Kammerknechte Eigenthum der Kaiser, die sie verkauften und abtraten. Man findet sie im 8. Jahrh. in den Rheinstädten, im 10. in Sachsen und Böhmen, im 11. in Schwaben, Franken und Wien, im 12. in Brandenburg und Schlesien. Sie mußten Leibzoll, Kopf-, Gewerbe- und Krönungssteuer und andere Abgaben zahlen und wurden von den Landesherren willkürlich verpfändet, verschenkt und verjagt. Großes Elend brachten über sie die Kreuzzüge sowie die Volksaufstände und Austreibungen in Leobschütz 1163, Wien 1196, Mecklenburg 1225 und 1330, Breslau 1226 und 1319, Brandenburg 1243, Frankfurt 1241 und 1346, Pforzheim 1271, München 1285, Weißensee 1303, Ueberlingen 1331, Nördlingen 1290 und 1384, Deggendorf 1337, Weißenfels 1368, Nürnberg 1390, Prag 1391 und 1422, Regensburg 1476 und Passau 1478, und insbesondere die Verfolgung bei Gelegenheit des Schwarzen Todes in den J. 1348—50. Oesterreich ausgenommen, wurde Deutschland damals von J. fast entvölkert; sie wurden zu Tausenden gemordet, verbrannt, und viele stürzten sich selbst in die Flammen der brennenden Synagogen. Bald darauf siedelten sie sich wieder im Rheinischen und Fränkischen Kreise, in Hessen, Sachsen und Brandenburg an. Blutige Verfolgungen in Schlesien veranlaßte der Franciscaner Capistranus (1452—55). Seit dem 13. Jahrh. war ihnen eine auszeichnende Tracht auferlegt, und wiederholt wurden seit dem 14. Jahrh. alle ihre Schuldforderungen durch den Kaiser für nichtig erklärt. Nur hier und da hatten sie Bürgerrechte und unbewegliches Eigenthum; im allgemeinen waren ihnen blos Handel und Wucher gestattet, und selbst das Gesetz hatte für sie härtere Strafen. In verschiedenen Orten mußten sie in eigenen Judenstraßen wohnen, und aus mehrern Reichsstädten, zumal seit dem 15. Jahrh., wurden sie völlig verwiesen: so aus Ulm 1380, Magdeburg 1384, Augsburg 1440, Liegnitz 1447, Bamberg 1475, Glatz 1492, Salzburg 1498, Nürnberg 1499 und Regensburg 1519. In der Schweiz, wo sie schon im 13. Jahrh. erwähnt werden, durften sie liegende Gründe besitzen; doch auch hier begannen 1348 die Verfolgungen. Im J. 1401 wurden sie in Winterthur und Schaffhausen bedrängt und 1424 aus Zürich gewiesen, wo sie jedoch 1451 und 1490 wieder sich aufhalten durften. Das Concil zu Basel befahl 1434, allen J. das Christenthum zu predigen. Aus Genf wurden sie 1490, aus Thurgau 1491 vertrieben. Mehr Ruhe und Schutz, ja seit 1264 sogar gewisse Vorrechte, genossen sie in Polen und Litauen. Von König Kasimir III. begünstigt, vermehrte sich ihre Zahl seit 1348 ansehnlich durch die aus der Schweiz und Deutschland einwandernden Flüchtlinge. In Rußland findet man sie im 10. sowie im 14. Jahrh.; doch wurden sie in späterer Zeit ausgewiesen. In Ungarn, wo sie seit dem 11. Jahrh. vorkommen und Grundbesitz haben durften, wurden sie in den letzten Jahren des 14. und 15. Jahrh. verfolgt.

Im christl. Spanien blieben die J. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrh. in ziemlich ungestörtem Genusse ihrer nicht unbedeutenden Rechte; sie fanden Anstellung, waren von den Königen bevorzugt, besaßen Ländereien und hatten eigene Gerichtsbarkeit. Doch mit der Armuth des Adels, der Macht der Priester und den aus den Wuchergeschäften der J. entstandenen Mißbräuchen wuchsen Haß und Verfolgung. Allmählich nahm man ihnen die Befugniß, beliebig zu wohnen, schmälerte ihre Rechte und erhöhte ihre Steuern. In Aragonien wurden sie zur Zeit eines Regenmangels aus den Städten verwiesen; in Sevilla, Cordova, Toledo, Valencia, Catalonien und Mallorca richtete ein Aufstand in den J. 1391 und 1392 eine große Niederlage unter ihnen an; nur durch die Taufe oder durch die Flucht nach Afrika vermochten sie sich zu retten. Das ganze 15. Jahrh. waren Verfolgungen, gewaltsame Bekehrungen und Inquisitionstyrannei gegen die Getauften, die nicht auswandern durften, an der Tagesordnung. Zu Tausenden seit 1480 verbrannt, wurden sie endlich 1492 gänzlich vertrieben. Von den 300,000, die nach Portugal, der Provence, Italien, Afrika und der Türkei auswanderten, hatte nach acht Jahren etwa der zehnte Theil, arm und elend, eine Zufluchtsstätte gefunden. In Portugal, wo sie schon im 11. Jahrh. vorkommen, lebten sie unter einem Großrabbinen in sieben Districte vertheilt; eine absondernde Kleidung mußten sie seit 1429 anlegen. Im J.

Digitized by Google

1492 wurden 80,000 aus Spanien geflüchtete J. gegen acht Goldpfennige Kopfgeld auf acht Monate in Portugal aufgenommen, nach deren Ablauf die Aermern zur Taufe, die Wohlhabendern zur Auswanderung sich genöthigt sahen. König Emanuel befahl 1495 die Verweisung aller J. aus Portugal und ließ den Armen die Kinder unter 14 Jahren wegnehmen und nach den Schlangeninseln einschiffen. Ueber 2000 getaufte J. wurden 1506 in Lissabon ermordet. Die Leiden der heimlichen J. auf der Pyrenäischen Halbinsel währten ohne Unterbrechung bis zur Aufhebung des Auswanderungsverbotes 1629. Erst 1773 ward der Unterschied zwischen alten und neuen Christen gänzlich aufgehoben.

So war zu Anfang des 16. Jahrh. das westl. Europa beinahe von J. entvölkert; die meisten lebten noch in Deutschland, Italien, Polen, in den osman. und afrik. Staaten. Nicht sehr beträchtlich war ihre Zahl in den entferntern asiat. Reichen, in Arabien, wo es noch gegenwärtig unabhängige J. in Hedschas, schwarze in Mokka, weiße in Sennaar gibt; in Persien, wo sie unter Druck in Unwissenheit leben; in Afghanistan, wo sie von Kabul aus bis nach China handeln; in Indien, wo sie in Cranganor schon um 500 erwähnt werden; in Cochinchina, wohin sie vermuthlich mit den Portugiesen kamen, Ackerbau und Handwerke treiben; in der Bucharei, wo sie bürgerliche Freiheiten genießen und viele Seiden- und Metallwaren fertigen; in der Tatarei, in China, nach ziemlich zweifelhaften Berichten. Im nördl. Afrika, namentlich in Algier, Tlemsan, Oran, Tetuan, Tunis u. s. w., machten sich infolge der Ereignisse in Spanien in den J. 1391 und 1492 neben den bereits bestehenden ältern jüd. Gemeinden sehr viele der zahlreichen Flüchtlinge neben den ältern J. ansässig. In Fez erhielten sie 1504 ein eigenes Quartier in der Neustadt. Namentlich begünstigte sie in Fez und Tafilelt um die Mitte des 17. Jahrh. Muley Archey. In Marokko, wo ein Scheikh mit zwölf Abgeordneten der Städte über die jüd. Bevölkerung gesetzt ist, bekleiden J., die hier Handel und Gewerbe treiben, nicht selten die obersten Beamtenstellen. In der Berberei litten sie 1790 an mehrern Orten infolge polit. Fehden. In Algier lebten sie unter dem schmählichsten Drucke, aus dem sie erst durch die Franzosen seit 1830 befreit wurden. Günstig war ihre Lage in der Türkei, wo sie, durch zahlreiche Ankömmlinge aus allen Ländern Europas vermehrt, bis auf die Erpressung der Paschas, die Insolenz der Janitscharen und Kriegsleiden, namentlich in Morea, selten Anfechtungen erlitten. Beträchtlich sind ihre Gemeinden in Konstantinopel, Adrianopel, Salonichi, Smyrna, Aleppo und Damascus. In Palästina, wohin aus Polen viele J. auswanderten, leben sie bis auf die Gegenwart in großer Armuth.

In dem christl. Europa traten infolge des Aufblühens der Wissenschaften und der Reformation bessere Gesinnungen gegen die J. ein; doch erst seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh. wurden sie in verschiedenen Ländern als Bürger aufgenommen. Gegen J. und jüd. Schriften wütheten in Italien vom 16. bis ins 17. Jahrh. Inquisition und Päpste. Wöchentlich wurden seit 1584 für sie zu Rom christl. Bekehrungspredigten gehalten, die sie anzuhören gezwungen waren, und noch die neueste Zeit bietet Fälle, wo jüd. Knaben, heimlich getauft, ihren Aeltern entrissen wurden. Häufig wurden sie bis 1570 aus einzelnen ital. Städten verwiesen, wie z. B. aus Neapel 1540. Mehr Freiheit genossen sie in Venedig, Padua, Florenz, Pisa und seit 1600 in Livorno, wo sie noch gegenwärtig gute Schulen haben. In Sardinien konnten sie in den Ghetti Handel, Künste und Gewerbe treiben, aber bis 1848 keinen Grund und Boden erwerben. In Modena wurden sie den Beschränkungen, die 1814 aufgehoben waren, 1831 wieder unterworfen. Auch in der Lombardei und in Dalmatien gibt es jüd. Gemeinden, und zwar in ersterer schon früher mit bürgerlichen Rechten. Seit der Neugestaltung Italiens sind die J. in diesem Königreiche staatsbürgerlich gleichgestellt; denn sie bekleiden Staatsämter, nehmen Lehrstühle ein und sitzen im Parlamente. In Frankreich wurden bereits seit 1550 spanische und portugiesische J. in Bayonne und Bordeaux aufgenommen; die im Elsaß und Lothringen behielten unter der franz. Herrschaft so ziemlich ihre ältere Verfassung. Im J. 1784 wurde der Leibzoll abgeschafft und durch die Revolution 1791 den J., die man seitdem Israeliten nannte, das Bürgerrecht zugesprochen. Zur Befestigung dieser neuen Verhältnisse wurden 1806 eine Versammlung jüd. Notabeln und ein Synedrium einberufen. Die Beschränkungen von 1808 waren nur temporär. Durch die Verfassungen von 1814 und 1830 und das Gesetz von 1831, kraft dessen der Staat die Rabbinen besoldet, wurde die Gleichstellung oder sog. Emancipation der französischen J. vollendet. Gleiche Grundsätze herrschen in Belgien, wo sie ebenfalls vollständig emancipirt sind. Die seit 1655 wieder in England zugelassenen J. erlangten 1723 das Recht, Grundeigenthum zu erwerben. Die Naturalisations-Acte für sie von 1753 wurde zwar später wieder zurückgenommen; dennoch lebten sie in ungestörter

Digitized by Google

Freiheit. Seit 1830 zu den Corporationen und seit 1833 zur Advocatur zugelassen, ging im März 1845 im Oberhause auch die Bill durch wegen ihrer Zulassung zur Aldermannswürde. Ihre Zulassung zum Parlament ist in neuester Zeit gleichfalls ausgesprochen worden, und es zählte dasselbe 1866 fünf jüd. Mitglieder. In dem freigewordenen Holland fanden 1603 die portugiesischen J. ein Asyl; sie sowol als die deutschen J. lebten hier frei, wiewol vom Bürgerthum ausgeschlossen, das sie erst seit 1796 erhielten. Das Staatsgrundgesetz von 1814 bestätigte ihre vollständige Emancipation. In Dänemark, wo sie seit 1600 auftraten, erhielten sie 1738 viele Freiheiten und 1814 fast unbeschränktes Bürgerrecht. In Schweden gibt es erst seit 1776 J. zu Stockholm und in drei andern Städten; nur einzelne von ihnen erhalten als Auszeichnung das Bürgerrecht. Die Umwandlung des Grundgesetzes im J. 1855 hat auch dort ihre Lage verbessert. Norwegen versagt ihnen bisjetzt jeden Aufenthalt.

Aus dem eigentlichen Rußland, wo Peter I. sie wieder aufgenommen hatte, wurden sie, 35,000 Seelen an Zahl, unter der Kaiserin Elisabeth 1743 vertrieben. Unter der Kaiserin Katharina II. fanden sie sich wieder ein; von Alexander I. wurden sie mit gewerblichen Freiheiten begünstigt, von Nikolaus I. vertrieben. Dagegen wohnen sie unter dem russ. Scepter in Kurland, in der Krim (Odessa und Cherson), in Grusien, in Kaukasien und den ehemals poln. Landestheilen. Den günstigen Intentionen des Kaisers Alexander II. entsprechen nicht immer die Maßregeln unterer Verwaltungsinstanzen. Der früher furchtbare Druck der Militärpflicht ist nun durch die neue Militärgesetzgebung Rußlands bedeutend gemildert. Auch in Polen, wo sie zwischen Adel und Bauernstand das Mittelglied bilden, fanden sie bei der Regierung Schutz, obgleich sie durch den Druck des Adels, die Vorurtheile des nicht gebildeten Volks und zuweilen durch Aufstände, wie 1649 in der Ukraine und 1654 in Litauen, viel zu erdulden hatten. Unter eigener Gerichtsbarkeit, vom Staatsleben ausgeschlossen, als Handeltreibende, Branntweinschenker u. dgl. gestaltete sich hier ihre Lebensweise und Weltanschauung auf eigene Art, sodaß sie den spanischen und gewissermaßen auch den deutschen J. nachstanden; doch sind auch sie seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrh. in Bildung immer weiter vorgeschritten. In der poln. Revolution zeichneten sich mehrere J. als Militärs aus. Vielleicht gerade polit. Bedenken bewogen die russ. Regierung seit 1844 zu manchen harten, seitdem gemilderten Maßregeln gegen die J. in Polen, namentlich hinsichtlich ihrer Wohnsitze an den westl. Grenzen. In Ungarn, wo sie 1685 Ofen vertheidigen halfen, haben sie gesetzlich ihre volle Gleichstellung erlangt; desgleichen in Siebenbürgen. In der Schweiz waren sie nur in Endingen und Langenau geduldet; sie wurden 1543 und, nachdem sie wieder Eingang gefunden, 1616 aus Basel, 1622 aus Appenzell, 1634 aus Zürich, 1655 aus Schaffhausen entfernt; in neuerer Zeit thaten einige Cantone Schritte zu größerer Duldung. Infolge der Handelsverträge mit andern Staaten, welche fremden J. Aufenthalt und gewisse Verkehrsrechte in der Schweiz verstatteten, wurden in neuester Zeit die J. für die ganze Schweiz in gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern eingesetzt. In Spanien, wo sie erst seit 1837 wieder geduldet sind, gibt es äußerst wenige J. In Portugal, wo sie keine Staatsbürgerrechte haben, gibt es fast nur deutsche und englische J. Durch Engländer und Holländer wurden die Einwanderungen der J. in Amerika veranlaßt, so 1625—54 in Brasilien und 1639—64 in Cayenne. Als freie Bürger leben sie in Surinam, wo sie 1664 einwanderten, in Jamaica, wo sie 1650 sich ansiedelten und 1831 emancipirt wurden, in Canada, wo 1832 ihre Emancipation erfolgte, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie schon 1778 allen übrigen Confessionen gleichgestellt wurden; ebenso in Australien, wo viele J. sich angesiedelt haben.

Das mannichfaltigste, aber traurigste Bild gewährte seit dem 16. Jahrh. das Los der J. in Deutschland. Von Ehre und Bürgerthum, Grundbesitz und Zünften, selbst von vielen Handelszweigen ausgeschlossen, zu Wucher und Kleinhandel genöthigt, stets von harten Gesetzen gehemmt, erkauften sie ihre Existenz mit erniedrigenden, unter mehr als 60 Benennungen ihnen auferlegten Abgaben. In mehrern Orten wurden sie gar nicht geduldet, aus andern vertrieben und selten wieder zugelassen. Meist nahm man nur eine festgesetzte Zahl auf, und das Gesetz theilte sie in zahllose Klassen. Obgleich ihnen Kaiser Karl V. 1530 und 1541 den Reichsschutz gewährte, wurden sie doch aus verschiedenen Staaten vertrieben, namentlich 1551 aus Baiern, 1555 aus der Pfalz, 1573 aus der Mark Brandenburg und 1670 aus den österr. Erblanden. Auch gab es gegen sie gerichtete Volkstumulte, z. B. 1574 in Mähren, 1614 und 1615 in Frankfurt a. M. und Worms, 1730 in Hamburg und 1779 im Elsaß. Nur hier und da erhielten sie Vergünstigungen; seit 1528 wurden sie in Fürth, seit etwa 1604 in Hamburg und Altona (die portugiesischen J. mit Bürgerrechten) und 1671 in der Mark Branden-

Digitized by Google

burg aufgenommen. In Oesterreich gab es um diese Zeit geadelte J. Die jüd. Gemeinde in Prag erhielt 1649 wegen ihres Wohlverhaltens bei der Vertheidigung der Stadt einige Privilegien; auch gab es seit 1697 wieder eine jüd. Gemeinde in Wien. Im ganzen aber dauerten die harten, unduldsamen Schutzprivilegien und Judenordnungen, z. B. in Leipzig von 1682, in Preußen von 1730 und 1750, in Baiern von 1732, in Glogau von 1743, in Dresden von 1746 und 1772, in Lothringen von 1753, in Oesterreich von 1755 und in Schwarzburg von 1756, sowie die kränkendste Behandlung der J. fort, bis die Philosophie eine neue Civilisation begründet hatte und polit. und religiöse Freiheit als Gemeingut anerkannt wurden. Namentlich traten Lessing, Mendelssohn und Dohm seit 1778 kräftig für die J. auf, und das österr. Toleranzedict von 1782 hatte in mehrern deutschen Staaten eine Reihe wohlthätiger Verordnungen für die J. zur Folge. Im J. 1797 wurde die Stellung der J. auch in Böhmen verbessert und seit 1803 in ganz Deutschland, Heldburg in Meiningen ausgenommen, der Leibzoll aufgehoben. Eine noch bessere Zukunft eröffnete sich den J. infolge der Auflösung des Deutschen Reichs. Nachdem Westfalen ihnen 1808 das Bürgerrecht und eine Gemeindeverfassung verliehen, folgten ähnliche Schritte in Hessen 1808, in Baden 1808 und 1811, in Anhalt-Dessau und Waldeck 1809, in Würtemberg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen und Frankfurt 1810 und 1811, in Mecklenburg und Baiern 1813. Das preuß. Edict vom 11. März 1812 gewährte ihnen eine beinahe vollkommene Gleichstellung. Allein seit 1814 erfolgten in verschiedenen deutschen Staaten hinsichtlich der J. Rückschritte, obgleich die Deutsche-Bundes-Acte die Aufrechthaltung der denselben verliehenen Rechte aussprach. Sie wurden in Hessen, Sachsen-Weimar und Mecklenburg in ihren Rechten beschränkt, in Hannover, Hamburg und Frankfurt des Bürgerthums beraubt, aus Lübeck und Meiningen vertrieben und 1819 sogar mit Volkstumulten heimgesucht. In Preußen wurden sie von Lehr- und Gemeindeämtern wieder entfernt, von der Beförderung im Militär und in den Rheinlanden vom Geschworenengericht ausgeschlossen, auch ihnen 1824 untersagt, Verbesserungen im Gottesdienst vorzunehmen, und 1834 sogar in Berlin Bekehrungspredigten für sie eingeführt. Ungeachtet dieser Reactionen ging jedoch der bessere Geist siegend vorwärts, wie außer einzelnen Verordnungen vornehmlich die ständischen Verhandlungen in Baden, Baiern, Würtemberg, Hessen, Braunschweig, Sachsen und Hannover und die Anträge auf mehrern preuß. Provinziallandtagen in den J. 1843 und 1845 darthun. In Würtemberg wurde ihnen mit wenigen Einschränkungen durch das Gesetz vom 25. April 1828 das volle Bürgerthum ertheilt; in Kurhessen wurden sie 1833 emancipirt. Auch in Braunschweig, Hannover und Sachsen geschah einiges zur Verbesserung ihrer Lage; doch begnügte man sich mit halben, zu keinem Ziele führenden Maßregeln. Die deutschen Verfassungen und Gesetzgebungen, welche aus den polit. Stürmen des J. 1848 hervorgingen, insonderheit die Verfassung des preuß. Staats vom 31. Jan. 1850, sprachen auch die volle Gleichstellung der J. mit den übrigen Staatsgenossen aus. Mit der Abschaffung oder Abänderung jener Verfassungen wurde jedoch, theils aus Geneigtheit zu polit. Beschränkungen, theils aus confessionellen Vorurtheilen, theils auch aus engherzigen gewerblichen Rücksichten, jene Gleichstellung mehr oder weniger wieder aufgehoben oder deren Einschränkung in Aussicht gestellt. Dennoch hat die Reaction gerade in Betreff der J. sich weniger energisch und consequent beweisen können. Nachdem schon in einigen deutschen Staaten (Hamburg, Frankfurt a. M., Baden, Würtemberg) ihre Gleichstellung ausgeführt worden, hat die Gesetzgebung des Deutschen Reichs (von 1871 an) die Unabhängigkeit der Ausübung bürgerlicher und polit. Rechte vom Glaubensbekenntniß festgestellt. Dasselbe ist in Oesterreich-Ungarn der Fall und diesem Vorbilde ist auch die neueste Verfassung des Osmanischen Reichs gefolgt. In sämmtlichen Culturländern Europas und Amerikas hat sich die Gleichstellung der J. vollzogen und auch die Vorurtheile im bürgerlichen Leben sind im Verschwinden begriffen. In den meisten Ländern Europas werden J. durch das Vertrauen ihrer Mitbürger in communale und commerzielle Vertretungen und Verwaltungen und in parlamentarische Körperschaften gewählt und zu Lehrämtern an Universitäten berufen.

Die Gesammtzahl der J. auf der ganzen Erde läßt sich auf 7—8 Mill. veranschlagen. Nach den neuesten Zählungen kommen auf das Russische Reich 2,612,100 (davon auf Polen: 783,000), auf Oesterreich-Ungarn 1,376,000, auf das Deutsche Reich 512,200 (davon auf Preußen 325,500), europ. Türkei 70,000, Niederlande 68,000, Großbritannien und Irland 46,000, Frankreich 45,000, Italien 36,000, Schweiz 7000. Vgl. über die Geschichte und Verfassung der J. außer den Schriften des Josephus (s. d.) die Werke von Leo, Zunz, Jost und Grätz; ferner Depping, «Les Juifs dans le moyen âge» (Par. 1834; deutsch, Stuttg. 1834);

Digitized by Google

Weber und Holtzmann, «Geschichte des Volkes Israel» (2 Bde., Lpz. 1867); Palmer, «A history of the Jewish nation from the earlest times to the present day» (Lond. 1874); Murray, «History of the Jews» (2 Bde., Lond. 1874); Saulcy, «Sept siècles de l'histoire judaïque» (Par. 1874); die Monographien: Stobbe, «Die J. in Deutschland während des Mittelalters» (Braunschw. 1866); Kayserling, «Geschichte der J. in Spanien und Portugal» (2 Bde., Berl. 1861—67); Bloch, «Die J. in Spanien» (Lpz. 1875) und Cassel's Artikel «Juden» in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber (Sect. 2, Bd. 27); Engelbert, «Statistik des Judenthums im Deutschen Reiche» (Frankf. a. M. 1875).

Judenchristen hießen die Christen jüd. Abkunft. Die älteste Christengemeinde bestand ausschließlich aus Juden und unterschied sich von den übrigen Volksgenossen nur durch den Glauben an die Messianität Jesu; wie sie daher das Messiasreich lediglich für Israel bestimmt glaubte, so hielt sie auch an der religiösen Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes fest. Als das Evangelium durch griechisch redende Juden unter ihren Volksgenossen in der Zerstreuung gepredigt wurde, gesellten sich den jüd. Messiasgemeinden in griech. Städten bald eine größere oder kleinere Zahl heidnischer Proselyten (s. d.) hinzu, welche nach den vom Gesetz für die Proselyten des Thores vorgeschriebenen Grundsätzen (3 Mos. 17 u. 18) behandelt und gleichsam als Schutzverwandte Israels betrachtet wurden. Aber als danach Paulus in Syrien, Cilicien, Lykaonien u. s. w. Gemeinden, die aus reinen Heiden bestanden, gesammelt hatte, verkündigte er die Gleichberechtigung von Heiden und Juden in der Messiasgemeinde und die Aufhebung der Verbindlichkeit zur Gesetzeserfüllung zunächst für die Heidenchristen, danach für alle Gläubigen ohne Unterschied. Die Folge dieser Heidenpredigt waren endlose Kämpfe zwischen J. und Heidenchristen. Unter erstern läßt sich eine mildere und eine strengere Partei unterscheiden. Die erstere gestand den Gläubigen aus den Heiden ihre Freiheit vom Gesetze zu, betrachtete sie aber als Proselyten, gewissermaßen als Christen zweiten Grades, und hielt für die J. die Pflicht der vollen Gesetzesbeobachtung aufrecht. Die letztere forderte einfach die Beschneidung und volle Gesetzeserfüllung der Heiden als Bedingung ihrer Theilnahme am Messiasreich. Anfangs zurückgedrängt, erneuerte die strengere Partei bald ihre Versuche, die Heidenchristen zur Beschneidung zu zwingen und gab wie es scheint in Jerusalem das Signal zu einer Reaction, deren Folge der engste Anschluß der Urgemeinde an die Bestimmungen des jüd. Ceremonialgesetzes war. Petrus zog sich auf Andringen des Jakobus (s. d.), des Bruders Jesu, von den Heidenchristen zurück und stellte als Bedingung der wiederherzustellenden Gemeinschaft die Forderung, daß dieselben der jüd. Lebenssitte sich fügen sollten, während Paulus seinerseits die letzten Consequenzen seines gesetzesfreien Evangeliums zog und jeden Gläubigen, der sich beschneiden lasse, des christl. Heils verlustig erklärt. Aber die J. suchten ihre nationalen Privilegien auch im Christenthum zu behaupten, und es gelang allmählich nicht nur die gläubigen Heiden an die, Apostelg. 15, 28 fg., auf ein förmliches Decret der Apostel zurückgeführten Proselytengesetze zu binden, sondern auch zahlreiche Heidengemeinden in größere oder geringere Abhängigkeit von Jerusalem und der Autorität der ältern Apostel zu bringen. Trotzdem trat unter den J. selbst unter alexandrinischen Einflüssen eine Richtung hervor, welche dem Paulinismus nahe verwandt war und bei der innern Entwickelungsfähigkeit des eigentlichen Judenchristenthums war der Streit schon gegen Ende des 1. Jahrh. zu Gunsten zwar nicht der paulinischen Theologie, wol aber des gesetzesfreien Heidenchristenthums entschieden. Dazu kam, daß innerhalb des Judenchristenthums noch eine dritte Richtung aufkam, die der essäischen J., welche zwar sehr eifrig für ihre dualistisch-ascetischen Grundsätze agitirte und wie es scheint unter den jüd. Christen allmählich die Oberhand gewann, aber dadurch nur die Kluft zwischen den beiden Haupttheilen der Messiasgemeinde erweiterte. Schon um die Mitte des 2. Jahrh. waren die J. eine kleine Minorität, die man duldete, soweit sie sich selbst als duldsam erwies. In diesen kleinen, hinter der Entwickelung der Großkirche zurückgebliebenen Kreisen erhielten sich die ursprünglichen Vorstellungen der Urgemeinde ziemlich unverändert. Aber eine spätere Zeit sah in ihnen arge Ketzereien. So namentlich in der Vorstellung, daß Christus kein Gott, sondern ein natürlich erzeugter Mensch gewesen, auf den erst bei der Taufe der Heilige Geist herabgekommen sei. Ein Theil der J. nahm allmählich das Dogma von Jesu übernatürlicher Zeugung an, lehnte aber seine Gottheit beharrlich ab. Noch bis ins 4. Jahrh. erhielten sich in Palästina und Syrien kleine judenchristl. Gemeinden, welche sich selbst mit dem ursprünglichen Namen Nazaräer oder auch Ebioniten (d. h. die Armen) nannten. Seit dem 5. Jahrh. ist die Sekte völlig verschwunden.

Judenkirsche oder gemeine Schlutte (Physalis Alkekengi L.) heißt eine auf sonnigen Hügeln, in Gärten, Weinbergen und Gebüschen Süd- und Mitteleuropas wachsende aus-

Digitized by Google

dauernde Pflanze mit eiförmigen Blättern und einzeln in den Blattwinkeln auf nickendem Stiel stehenden, kleinen, schmuzigweißen, radförmigen Blumen und sonderbaren Früchten. Die kirschgroße, glänzendrothe, reife Beere wird nämlich von einer sehr großen, weiten, netzaderigen, mennigrothen Blase eingeschlossen, zu welcher der Kelch der Blüte nach der Blütezeit heranwächst. Die Beeren selbst schmecken süßlich-säuerlich, doch ziemlich fade. Die andern, meist einjährigen Arten der zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Solanaceen gehörenden Gattung Physalis wachsen der Mehrzahl nach in den Tropengegenden.

Judenthum bezeichnet den Glauben und den durch diesen bedingten Inhalt der Religionsideen und Gesetze der Juden. Insofern der letztgenannte Name für dies Volk vornehmlich nach der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil gebraucht wird (s. Juden), versteht man unter J. die Gestaltung des Hebraismus, wie er sich seit dieser Zeit entwickelt hat. Die Quellen für Erkenntniß des J. sind die heil. Schriften (des Alten Testaments) und die an diese sich anschließenden, erläuternden und erweiternden talmudisch-rabbinischen Schriften. Während die in den biblischen Schriften niedergelegten Ideen als der Kern des J. zu allen Zeiten festgehalten wurden, hat es doch im Laufe der Jahrhunderte und bei der Zerstreuung in so viele Länder in der Art, wie dieser Glaubenskern in die Erscheinung trat, mannichfache Entwickelungen erfahren. Das strenge Festhalten an dem Monotheismus, der Glaube an Gott als Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, an die Allgegenwart und Allwissenheit desselben, vermöge deren das Schicksal und die Handlungen jedes einzelnen Menschen unter seiner Fügung und Vorsehung stehen, die Ueberzeugung von Gott, als dem Urbild der Heiligkeit und Tugend, dem der Mensch durch Erfüllung der göttlichen Gebote nachzustreben habe u. dgl., bilden diesen Kern des J. In der Entwickelung desselben können im ganzen fünf Perioden angenommen werden.

Die erste Periode reicht von der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil bis zur Auflösung des Reichs durch Titus und heißt die Zeit des «Zweiten Tempels» (530 v. Chr. bis 70 n. Chr.). Der Hang zu Götzen-(Natur-)Cultен ist gänzlich verschwunden, die heil. Schriften werden gesammelt und als unverbrüchliche Norm des Lebens anerkannt; die Aufgabe, das alte Gesetz mit den Bedürfnissen der Zeit durch Deutung (Midrasch) in Einklang zu bringen, beschäftigt jahrhundertelang die hervorragendsten Geister. Durch die Bekanntschaft mit dem Leben und den Schriften der Perser, Griechen und Römer werden die Geister angeregt, neue Ideenkreise erzeugt, und durch die abschreckenden Laster der heidnischen Völker die Neigung zur Abschließung gegen außen, das Selbstbewußtsein, im Besitz einer edlern, wahrhaft göttlichen, religiösen Erkenntniß zu sein, genährt. Neue Elemente schärften schon früher vorhandene Spaltungen und bilden sich zu selbstständigen Parteien aus. (S. Pharisäer und Sadducäer.) Die gedrückten Zustände unter dem Joche röm. Gewaltherrschaft verstärken den Glauben an die Erfüllung prophetischer Verheißungen und kräftigen nicht minder das Ideal irdischer Herrlichkeit und sittlicher Größe, wie man es durch einen Gesalbten Gottes (Messias) erwartete. In der zweiten Periode drängt der Untergang der staatlichen Selbstständigkeit, die Zerstörung des Tempels, das Aufhören des Opferdienstes, die zunehmende Zerstreuung nach verschiedenen Ländern den Kreis jüd. Glaubensideen zusammen auf Abwehr gegen außen; das erstarkende und bald feindselige Christenthum auf Erhaltung des überlieferten Gutes, auf unabläßiges Forschen und Sinnen über die göttlichen Vorschriften. Das Studium des Gesetzes ist das höchste Ziel geistiger Bestrebungen in einem Zeitraum von beinahe einem Jahrtausend. Die Grundlage, welche das J. im Laufe dieser Zeit durch den Talmud erhielt, hat sich ungeachtet des Widerspruchs der Karäer (s. d.) und anderer bald wieder verschwundener Sekten bei der großen Mehrheit der Juden behauptet und im 6. bis 10. Jahrh. von Palästina und Babylonien, später von Italien und Syrien aus sich über alle von Juden bewohnte Länder, soweit Nachrichten vorhanden sind, verbreitet. In der dritten Periode, vom 10. bis 16. Jahrh., bringen zumal in den unter mohammed. Herrschaft stehenden, später auch in christl. Ländern, wissenschaftliche Elemente, besondere philos. Studien in das J. ein. Es gilt, die Ueberlieferung mit den Ergebnissen freier Forschung in Einklang zu bringen. Heftige Kämpfe entspinnen sich. Die naivgläubige Anschauung, die an anthropomorphisirender Darstellung Gottes keinen Anstoß genommen, wurde von der philos. Speculation rectificirt. Andererseits bildeten sich zuerst in kleinem Umfange, dann in immer weitern Kreisen mystische (kabbalistische) Richtungen aus, welche den religiösen Vorschriften geheime, phantastische Bedeutungen beilegten, abergläubische Vorstellungen erzeugten und auf Abwege, die dem ursprünglichen J. fern liegen, hinleiteten. Mehr oder minder gewaltsame Versuche zu Bekehrungen forderten zur Abwehr heraus und leiteten zu einer Polemik an, die der rohen Gewalt erliegen mußte. Die vierte Periode, vom 16. bis gegen

Digitized by Google

das Ende des 18. Jahrh. verlegt den Schwerpunkt des J. in die mittlern und östl. Länder Europas; der Westen dieses Erdtheils ist durch grausame Verfolgungen fast von Juden entvölkert und die zahlreichen Keime höherer Entwickelungen vernichtet. Vom bürgerlichen Leben, vom Handwerk, vom Landbau, von öffentlichen Aemtern, vom regelmäßigen Gewerbebetrieb ausgeschlossen, auf Kleinhandel und Geldgeschäfte angewiesen, ist es die Aufgabe des J., die religiösen Schranken immer fester und enger zu ziehen. Wissenschaftliche Bearbeitungen der Religion traten in den Hintergrund; nur die nationale Literatur, Talmud und Hagada, ward mit unüberwindlicher Zähigkeit festgehalten. Von erbarmungslosen Feinden rings umgeben lebte in der Gemeinde selbst ein unbezwinglich starker Geist der Zusammengehörigkeit und des Gemeinsinns, der Opferwilligkeit und des Brudersinns. Die Synagoge war dabei von einem Hauche tief empfundener Andacht durchweht. Je weniger das Leben im Staate und in der Bürgerschaft dem Juden bot, desto mehr bemühte sich das J., das Familienleben mit den Tugenden der Treue, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit zu zieren.

Die bessere Zeit, mit welcher die fünfte und neueste Periode des J. beginnt, gleichzeitig mit dem Aufgeben mittelalterlicher Vorurtheile am Ende des 18. Jahrh., führte das J. auch zur Erkenntniß der im Laufe trauriger Zustände eingewurzelten Misbräuche, zur Verbesserung gottesdienstlicher Einrichtungen, zur Einführung regelmäßiger deutscher Predigten, zur Reform des Religionsunterrichts für die Jugend. Solche Aenderungen konnten nicht ohne heftige Kämpfe im Innern der Gemeinde vor sich gehen. Viele glaubten das Wesen des J. mit den hergebrachten Formen unlöslich verwachsen, und nicht selten stellten Regierungen sich auf die Seite derjenigen, welche die Treue gegen die ererbte Religion mit dem Festhalten an gewohnten Misbräuchen verwechselten. Andererseits gaben viele der Gebildetern mit dem ihnen aufgezwungenen Misbrauch auch den geistigen Inhalt des Glaubens auf. So kam es, daß fast alle Nachkommen Mendelsohn's und sonstige hervorragende Geister, wie Ludwig Börne, Heinrich Heine, Eduard Gans, Rahel (Varnhagen) u. s. w. aus dem J. schieden. Mit dem Anfang des fünften Jahrzehnts des 19. Jahrh. fand das J. sein Selbstbewußtsein wieder. Man begann das Bleibende und Ewige von dem Vergänglichen und Zufälligen zu sondern, Misbräuchliches und Unzeitgemäßes auszuscheiden, das religiöse von dem nationalen Element abzulösen. Die lebhafte Erregung der Geister ging in manchen Gemeinden bis zur Spaltung; es fehlte auch nicht an Misgriffen, wie an der Eindrängung Unberufener. Zunächst handelte es sich um öffentliche, gemeinsame Institutionen, da im Privatleben es jedem unbenommen war, wie viel von den alten Normen, wie Speisegesetze, Sabbatfeier u. s. w. er beibehalten wollte; bald ging man aber auch zu den wichtigern Fragen über Geltung der Ueberlieferung, Verpflichtung auf den Talmud, Verbindlichkeit des Ceremonialgesetzes über. Der radicale Fortschritt wurde vertreten von Männern wie Holdheim und dem etwas gemäßigtern Geiger (s. d.), während ihnen gegenüber S. R. Hirsch und Hildesheimer für das unbedingte Festhalten am Hergebrachten sich entschieden, andere wieder, wie Frankel, Mich. Sachs einen Mittelweg einzuschlagen versuchten. Die mehrfach von 1844 und später von 1868 an wiederholten Rabbinerversammlungen und Synoden blieben bisjetzt ohne sichtliche Wirkungen. Fruchtbarer und förderlicher für Erkenntniß und Wissen sind die der neuern Zeit angehörigen Anstalten zur Ausbildung von Rabbinern und Predigern, wie das jüd.-theol. Seminar in Breslau (seit 1854), die Hochschule für die Wissenschaft des J. (seit 1872) und das Seminar für das orthodoxe J. (seit 1873) in Berlin.

Bei der Zerstreuung der Juden gibt es keinen religiösen Mittelpunkt, keine Centralorgane, keine oberste Autorität. Das J. ist dadurch vor einer Geistlichkeit, einer Hierarchie, einer zwingenden Confession bewahrt worden. Der Rabbiner ist der Lehrer, der Interpret des Gesetzes; seine Autorität beruht in seiner Gelehrsamkeit und der sittlichen Achtung, die er genießt. Die Selbstverwaltung der einzelnen Gemeinden ist ein Recht, das auch in den schlimmsten Zeiten nicht angetastet worden; dafür ist ihnen die Beschaffung der nöthigen Geldmittel fast überall überlassen worden, nur selten haben die Regierungen ihnen materielle Beihülfe geleistet. Nach dem jüd. Herkommen ist jeder Jude verpflichtet beizutragen zur Erhaltung des Gotteshauses, der Lehranstalten, sonstiger für den Ritus nothwendiger Institutionen, zur Armenpflege; außerdem bestehen in vielen Gemeinden Anstalten für Krankenpflege, Todtenbestattung, auch wol für Ausstattung armer Bräute, für arme Wöchnerinnen, für Versorgung von Armen mit Heizung, Brot u. s. w. In Frankreich, Belgien, Holland und manchen deutschen Ländern sind die Rabbiner mehr oder weniger Staatsbeamte und erhalten wol auch ihren Gehalt oder einen Zuschuß von seiten des Staats; in Preußen fand bisher gesetzlich die Nöthigung für einen jeden Juden statt, zu der jüd. Gemeinde des Ortes, dem er als Einwohner angehört, beizutragen.

Digitized by Google

Die Glaubenssätze des J. sind behandelt worden von Formstecher, Hirsch, Steinheim, Frankel und in neuester Zeit von Stein (3 Thle., Manh. 1876 fg.) u. a. Außerdem vgl. Geiger, «Das J. und seine Geschichte» (3 Bde., Bresl. 1865—71); derselbe, «Allgemeine Einleitung in die Wissenschaft des J.» (herausg. von seinem Sohne Ludw. Geiger, Berl. 1875).

Judica, s. Sonntag.

Jüdische Literatur. Demselben Zeitalter, welches den Uebergang aus dem Hebraismus zum Judenthum (s. d.) bildet, gehört der Anfang der jüd. Literatur, die, auf der hebräischen wurzelnd und meist in der hebr. Sprache fortschreitend, bald pers. Religionsbegriffe, griech. Philosophie und röm. Recht, wie später arab. Poesie und Philosophie und europ. Wissenschaft in sich aufnahm, was aber alles dem väterlichen Glauben sich unterordnen mußte. Seit jener Zeit thätig, hat die jüd. Literatur an der Ausbildung des menschlichen Geistes Antheil genommen; und in den noch lange nicht gebührend erkannten Schätzen dieser Thätigkeit liegt ein Reichthum aller Jahrhunderte und ein Vorrath der mannichfaltigsten Erzeugnisse verborgen. Ererbte und fremde Weisheit gehen in derselben einen Gang ununterbrochener Entwickelung. Die jüd. Literatur zerfällt in zehn Perioden.

Die erste Periode reicht bis 143 v. Chr. Durch Esra vorbereitet, schloß die Intelligenz des jüd. Volks sich immer fester an den Inhalt des Pentateuch und der Propheten an. Es wurden Auslegungen und Zusätze der ältern Geschichte (Midraschim) sowie griech. Uebersetzungen gefertigt und mehrere der sog. Hagiographa, einzelne Psalmen, Theile der Sprüche Salomo's, Koheleth, die Bücher der Chronik, Theile von Esra und Nehemia, Esther und Daniel geschrieben; die ältern Bücher erfuhren mannichfache Ergänzungen und Umgestaltungen. Ebenso gehören die Leistungen der großen Synagoge (s. d.) dieser Epoche an, gegen deren Schluß (190—170 v. Chr.) auch Schriftsteller in ihrer Persönlichkeit, z. B. Sirach und Aristobulus, auftraten. Die Lehrer hießen Soferim (Schriftgelehrte) oder Weise, und das Aramäische war endlich Volkssprache in Palästina geworden. Die zweite Periode geht von 143 v. Chr. bis 115 n. Chr. Der Midrasch oder die Erforschung der heil. Schriften theilte sich in Halacha und Hagada; jene begriff die Ausbildung des Gesetzes zu ethischer Anwendung, diese war der Inbegriff der religiösen und geschichtlichen Auslegungen. Beide, anfangs nur mündlich vorgetragen und fortgepflanzt, schufen sich erst spät und allmählich schriftliche Denkmäler. Diese Entwickelung beförderten die öffentlichen Schrifterläuterungen in Schulen und Synagogen, die Autorität des Synedriums, der Sektenkampf und die Einwirkungen der griech. Cultur. In diesen Zeitraum fallen verschiedene griech. und aramäische Versionen (s. Targum), sämmtliche biblische Apokryphen (s. d.) und die ersten christl. Schriften; auch wurden Gebete, Auslegungen, Lieder und Spruchsammlungen verfaßt. Zu bemerken sind der griech. Dichter Ezechiel, der Verfasser des ersten Buchs der Makkabäer, Jason, Josephus, Philo, Johannes, und als Gründer der mündlichen Gesetzeslehre Schamai, Hillel, Jochanan-ben-Saccai, beide Gamaliel, Elieser-ben-Hyrcan, Josua-ben-Chananja, Ismael und der berühmte Akiba (s. d.). Rabbi oder Weisheitsschüler wurde ein Ehrenname der Gesetzkundigen. Die dritte Periode umfaßt die J. 135—475. Die Unterweisung in Halacha und Hagada wurde jetzt die Hauptthätigkeit der namentlich seit Hillel im nördl. und südl. Palästina und seit 219 in Babylonien blühenden Schulen; die hervorragendsten Männer waren diejenigen, welche die Mischna und den Talmud durch Rechtsbescheide, Unterricht und Sammlungen gründeten, z. B. Elieser-ben-Jakob, Jehuda, Jose, Meir, Simeon-ben-Jochai, Jehuda der Heilige, Nathan, Chija, Rab, Samuel, Jochanan, Hunna, Rabba, Rawa, Papa, Asche und Abina. Als letzte Autorität in dieser Beziehung ist Mar-ben-Asche (gest. 25. Sept. 467) zu betrachten. Nächstdem wurden Auslegungen, Zusätze zum Sirach, ethische Abhandlungen, Erzählungen, Fabeln und Geschichtliches geschrieben, die Gebete bereichert, das babylon. Targum zum Pentateuch (gewöhnlich Onkelos genannt) und Propheten vollendet und durch den jüngern Hillel 360 das Kalenderwesen festgestellt; auch fehlte es nicht an masorethischen Leistungen und Versuchen im Fache der Heilkunde und Astronomie. Die meisten palästinensischen Lehrer verstanden Griechisch, und fast alle apokryphischen Bücher waren den Juden bekannt. Nach dem Untergange der Akademien in Palästina wurde Persien, namentlich die Schulen zu Sura, Pumbeditha und Neharden, der Mittelpunkt jüd. Lehre. An Sabbat- und Festtagen hörte man in den Schulen Vorträge; die Gesetzlehrer hießen vor der Sammlung der Mischna Tanaim, die Vortragenden Weise und die Erklärer Amoraim, wie auch die nachmischnischen Lehrer genannt werden. Von der Literatur der griech. Juden dieser Periode haben sich nur Fragmente, z. B. von den Bibelübersetzungen des Aquila und Symmachus, und Einzelnes in Anführungen bei Kirchenvätern erhalten.

Digitized by Google

Die vierte Periode reicht von 475—740. Damals redeten die Juden längst nicht mehr hebräisch, sondern die jedesmalige Landessprache. Im 6. Jahrh. wurde der babylon. Talmud abgeschlossen. Wenig hat sich von den Leistungen der jüd. Aerzte des 7. Jahrh. und der ersten Geonim oder Vorsteher der babylon. Schulen (seit 589) erhalten. Dagegen wurde vom 6. bis 8. Jahrh. in Palästina (Tiberias) die Masora (s. d.) ausgebildet, das palästinensische Targum zu verschiedenen biblischen Büchern abgeschlossen und außer den Sammlungen älterer Hagadas, z. B. Bereschith rabba, auch selbstständige Auslegungen verfaßt, z. B. die Pesikta (um 700) u. s. w. In der fünften Periode, 740—1040, erweckten die Araber, welche die wissenschaftlichen Leistungen von Indien, Persien und Griechenland sich aneigneten, die Nacheiferung der morgenländ. Juden, unter denen Aerzte, Astronomen, Grammatiker, Schrifterklärer und Chronisten erstanden. Auch wurden religiöse und geschichtliche Hagadas, Sittenbücher und Erläuterungen des Talmud verfaßt. Gleichzeitig mit Anan (um 750), dem ersten Schriftsteller der Karäer, sind die ältesten talmudischen Compendien. Die älteste Gebetordnung wurde um 880 und das erste talmudische Wörterbuch um 900 verfertigt. Die berühmtesten Geonim späterer Zeit waren Saadia (gest. 942), gleich bekannt als arab. Uebersetzer und Erklärer der Schrift, Rechtslehrer, Grammatiker, Theolog und Dichter; Scherira (gest. 998) und dessen Sohn Hai (gest. 1038), der ein Wörterbuch lieferte und um die Gesetzkunde sich vielfältig verdient machte. Aus Palästina stammte die Vollendung der Masora und des Vocalsystems; zahlreiche Midraschim, die hagiographischen Targums und die ersten Schriften theol. Kosmogonie (Kabbala) wurden dort ausgearbeitet. Die künstlichen Festgebete (Piutim) nahmen dort ihren Anfang, in welcher Beziehung sich vornehmlich Elasar-ben-Kalir um 840 auszeichnete. Vom 9. bis 11. Jahrh. gab es in Kairwan und Fez berühmte Lehrer und Schriftsteller, z. B. Isaak-ben-Soleiman als Arzt, Dunasch-ben-Temim und Jakob-ben-Nissim als Theologen, Chefez als Rechtslehrer und Lexikograph, Nissim als Rechtskundiger und Ethiker, Chananel als Verfasser von Commentaren zu Talmud und Pentateuch; ferner die Grammatiker Ben-Koraisch, Dunasch. Auch Italien hatte gelehrte Rabbinen seit dem 8. Jahrh., z. B. Julius in Pavia, den Arzt Schabthai Donolo (geb. 913), der astron. Schriften, Josippon, welcher Geschichtsbücher, und mehrere, die Midraschim zu den Psalmen und poetische Festgebete lieferten. Bari und Otranto waren damals die Sitze jüd. Gelehrsamkeit. Nach dem Untergange der babylon. Akademien (1040) wurde Spanien, das schon im 10. Jahrh. jüd. Schriftsteller aufzuweisen hatte, z. B. Menachem-ben-Serug als Lexikographen, Hassan als Astronomen, Chasdai als Arzt und Forscher und Chajudsch als Grammatiker, der Hauptsitz jüd. Literatur. Nach Mainz, Lothringen und Frankreich kam das Wissen im 10. Jahrh. aus dem Orient. Aus diesem Zeitraume stammen auch die ältesten erhaltenen hebr. Codices, die bis zum 9. Jahrh. hinaufreichen, der Reim (8. Jahrh.) und die neuere Prosodie der hebr. Verse (10. Jahrh.).

Die sechste Periode, 1040—1204, ist die glänzendste Epoche des jüd. Mittelalters. Die span. Juden beschäftigten sich neben der Nationalliteratur, der Theologie, Exegese, Grammatik, Poesie und Gesetzkunde auch mit Astronomie, Chronologie, Mathematik, Philosophie, Rhetorik und Medicin. Es wurden Predigten, ethische und geschichtliche Arbeiten geliefert. Man schrieb arabisch, rabbinisch und hebräisch, und die Gesetzkundigen waren meist auch in andern Fächern bewandert. Es sind hier anzuführen die Gesetzlehrer Samuel Halevi (gest. 1055) und Isaak Alfasi (gest. 1103); der Chronograph und Theolog Abraham-ben-David, 1161; die Grammatiker Abulwalid, 1050, und Salomo Parchon, 1160; die philos. Theologen David Mokamez, im 11. Jahrh., und Joseph-ben-Zadik (gest. 1149); der Sittenlehrer Bechai, ebenfalls im 11. Jahrh.; der Astronom und Geograph Abraham-ben-Chija, 1123; der Reisende Benjamin von Tudela, 1160; die Dichter Salomo Gabirol, 1050, und Moses-ben-Esra, 1130; die ausgezeichneten Gelehrten und Dichter Jehuda Halevi, 1140, und Aben-Esra, gest. 1168, und endlich der gefeierte Maimonides (s. d.), dessen Tod diesen Zeitraum beschließt. Mehr national und großentheils in den Grenzen der Halacha und Hagada war die Thätigkeit der franz. Gelehrten. Im 11. Jahrh. schrieben talmudische und biblische Commentarien, auch Festgebete: Gerschom (1030) und dessen Bruder Machir, der auch ein talmudisches Wörterbuch verfaßte; ferner Simeon-ben-Isaak, Joseph-tob-Elem, Jehuda Hacohen und der gepriesene Salomo-ben-Isaak, genannt Raschi. Im 12. Jahrh. wurden, nächst biblischen Commentarien von Menachem-ben-Chelbo, Joseph Kara, Samuel-ben-Meir, Menachem-ben-Salomo und Moses aus Pontoise, wichtige Zusätze zum Talmud (Tosafot) verfaßt von Isaak-ben-Ascher, Jakob-ben-Meir, genannt Tam, Isaak-ben-Samuel und Simson-ben-Abraham. In der Provence, welche Spaniens und Frankreichs literarischen Charakter vereinigte, wo in

Digitized by Google

Lunel, Narbonne und Nimes Akademien bestanden, trifft man Talmudisten, wie Abraham-ben-David, Serachja Halevi, Abraham-ben-Nathan; Hagadisten, wie Moses Haddarschan, 1066; Grammatiker, wie Joseph und seine Söhne Moses und David Kimchi; Uebersetzer, wie Juda Tibbon; Commentatoren u. s. w. In Deutschland, besonders in Mainz und Regensburg, herrschte große talmudische Gelehrsamkeit; namentlich zeichnen sich aus Simeon, der Verfasser des «Jalkut», Elieser-ben-Nathan und Baruch-ben-Isaak, sowie Samuel der Fromme als religiöser Dichter und als Reisebeschreiber Petachia, 1187. Die berühmtesten ital. Gelehrten waren Nathan-ben-Jechiel (gest. 1106) und Hillel-ben-Elsakim. Nur wenige Namen werden aus Griechenland und Asien genannt; doch hatten die Karäer einen tüchtigen Schriftsteller an Juda Hadassi, 1148. Der größte Theil der Festgebete war vor Maimonides vollendet.

Die durch des Maimonides und seines Zeitalters Leistungen hervorgerufene Thätigkeit wurde in der siebenten Periode, 1204—1492, theils im Gebiete der theol.-exegetischen Philosophie, theils in der Bearbeitung des nationalen Gesetzes sichtbar. Mit einer mystischen Religionslehre wuchs zugleich der Meinungsstreit zwischen Talmudisten, Philosophen und Kabbalisten. Die ausgezeichnetsten Männer lebten in Spanien, später in Portugal, in der Provence und in Italien. Spanien gehören an im 13. Jahrh. die Dichter Jehuda Charisi (s. d.), Abraham-ben-Chasdai und Isaak Sahola; die Astronomen und Philosophen Isaak Lattef, Juda Cohen und Isaak-aben-Sid, der Verfasser der Alfonsinischen Tafeln; die Gesetzlehrer Meir Halevi, Moses-ben-Nachman oder Nachmanides und Salomo Adereth; der Naturkundige Gerschom-ben-Salomo; die Kabbalisten Todros-ben-Joseph, Joseph Gecatilia, Abraham Abulafia und Moses de Leon; die Ethiker und Theologen Jona Gerundi, Schemtob Palquera und Bechai; im 14. Jahrh. die Astronomen Isaak Israeli und Isaak Alchadev; die Philosophen Joseph Bakar und Moses Vidal; die Gesetzlehrer Jomtob, Nissim, Vidal, Isaak-ben-Scheschet; der Theolog Chasdai Kreskas, Josua Schoaib, Schemtob Sprot, David Abudarham, Joseph Caspi und David Cohen. Im 15. Jahrh. wurde ein Sinken bemerkbar. Hervorzuheben sind Joseph Albo, Schemtob-ben-Joseph und Isaak Abuab sowie in Portugal Abraham Catalan. In der Provence waren als Dichter und Philosophen berühmt Joseph Ezobi, Levi-ben-Gerson, Jedaja Penini und Kalonymos-ben-Kalonymos; als Uebersetzer Samuel, Moses und Jakob Tibbon; als Grammatiker Profiat Duran, genannt Ephodäus; als Gesetzlehrer und Commentatoren Menachem-ben-Salomo, genannt Meiri und Jeruchan, ferner Isaak de Latas, Abr. Farissol, Meir-ben-Simeon und Isaak Nathan, 1437, der Verfasser der hebr. Concordantien. In Italien waren jüd. Gelehrte mit Uebersetzungen arab. und lat. Werke beschäftigt; dort gediehen die eigentlich ästhetischen Werke, wie die Leistungen von Immanuel-ben-Salomo, der die ersten hebr. Sonette lieferte, Moses de Rieti, Messir Leon u. a. beweisen. Auch gab es Gesetzlehrer, wie die beiden Jesaia de Trani und Joseph Kolon; Philosophen, wie Hillel-ben-Samuel, Juda-ben-Moses und Jochanan Alman; Kabbalisten, wie Menachem Recanate; Astronomen, wie Immanuel-ben-Jakob; Grammatiker, wie Joseph Sark und Salomo Urbino, und in Padua hielt Elia del Medigo aus Kandia (gest. 1493) öffentliche Vorträge über Philosophie. Während aus Frankreich nur wenige Gesetzlehrer, wie die Sammler der Tosafot, Moses de Coucy und Jechiel-ben-Joseph, Exegeten und Dichter, wie Berachja, bekannt sind, brachte Deutschland zahlreiche Bearbeiter des Gesetzes, wie Elieser Halevi, 1240, Meir aus Rothenburg, 1280, Mordechai, Ascher, nachher in Toledo, dessen Sohn Jakob, 1339, und Isserlin, 1450, hervor; ferner den Kabbalisten Elasar aus Worms, den Theologen Menachem Kara und den Apologeten Lippmann aus Mülhausen. In Griechenland zeichnete sich aus Mordechai Comtino als Astronom und Commentator, 1470; in Palästina Tanchum-ben-Joseph um 1260 durch sein talmudisches Wörterbuch und Jakob Sikeli; in Afrika Abraham, der Sohn von Maimonides, Juda Corsani und Simeon Duran; unter den Karäern aber Aaron-ben-Joseph, 1294, Aaron-ben-Elia, 1346, und Elia Beschitzi (gest. 1490).

Die achte Periode, 1492—1755, ist charakterisirt durch die Zerstreuung der aus dem westl. und südl. Europa vertriebenen Juden und die durch die Buchdruckerkunst begünstigte Verbreitung der Geisteswerke, welche Schauplatz und Charakter der jüd. Literatur änderten. Hebr. Buchdruckereien sind von Juden in Italien von 1475 an, in Spanien und Portugal noch vor der Vertreibung errichtet worden. Während die Cultur der span. Juden auf den Orient und der Aufschwung classischen Wissens auf Italien einwirkte, verdüsterte der durch Bedrängnisse genährte Mysticismus die Gemüther, und die poln. Juden ergaben sich einem kleinlichen Talmudstudium, das ihre geistigen Kräfte nutzlos erschöpfte. Daher jene Masse des Mittelmäßigen in der biblischen Exegese, der Kabbala und der talmudischen Dialektik im

Digitized by Google

17. Jahrh., während Poesie, Grammatik und Wissenschaft fast daniederlagen. Mehr wurden die homiletische Schriftauslegung und die Gebiete der Rechtsgutachten und populärer Belehrung angebaut. In Italien und dem Orient, in Deutschland und Polen sowie in Holland wirkten jüd. Schulen, Druckereien, desgleichen zahlreiche Schriftsteller, die hebräisch, rabbinisch, lateinisch, spanisch, portugiesisch, italienisch und jüdischdeutsch schrieben, und unter denen große Talente und ausgezeichnete Gelehrte sich hervorthaten. Hier können nur angeführt werden: 1) Von 1492—1540 der Theolog und Philosoph Isaak Abravanel (s. d.) und dessen Sohn Jehuda; die Philosophen Abraham Bibago und Saul Cohen; der Mathematiker und Commentator Elia Misrachi; der Theolog und Commentator Isaak Arama; der hagadische Ausleger Jakob Chabib; die Gesetzlehrer Jakob Berab, Joseph-ben-Leb, David-ben-Simra und Levi Chabib; die Grammatiker Abr. de Balmes, Elia Levita und Salomo-ben-Melech; der Masoret Jakob-ben-Chajim; der philos. Commentator Obadia Sforno und die Karäer Kaleb Afandopulo und Juda Gibbor. 2) Von 1540—1600 die Historiker Sam. Usque und Jos. Cohen; der Literarhistoriker Gedalia Jachia; der Dramatiker Jehuda Sommo; die Dichter Sal. Usque und Israel Nagara; der Kritiker Asaria de' Rossi; der talmudische Lexikograph Moses Figo; der Mediciner Amatus; der Lexikograph und Apologet David de' Pomi; der Chronist und Astronom David Gans; der Grammatiker Sam. Archevolte; der Alterthumsforscher Portaleone; der Chorograph und Ethiker Moses Almosnino; der karäische Apologet Isaak Troki; der Philosoph und Prediger Jehuda Muscato; die Kabbalisten Isaak Luria und Moses Corduero; die Commentatoren, Prediger und Gesetzkundigen Joseph Karo, Moses Alschech, Samuel de Medina, Moses Israels, Mordechai Jafe, Salomo Luria, Löw-ben-Bezalel, Ephraim Lentschütz; ferner der Polyhistor Hendel Manoach und der Textkritiker Menachem Lonsano. 3) Von 1600—50 die Gesetzlehrer Jomtob Heller, Chajim Benbenaste, Joseph Trani, Joel Sirks; die Theologen Jesaia Hurwiz und Abr. Cohen Herera; der Kabbalist Chajim Vital; die Textkritiker Sal. Norzi und Sal. Adeni; Abraham-ben-Ruben; die Mediciner Roderich de Castro und Abr. Zacut; Immanuel Aboab; die Statistiker Simcha Luzzato; der Antiquar Jak. Jeh. Leo; der span. Uebersetzer Saadia Asnekot; der Dichter Abenatar; der Poetiker Jakob Roman; Joseph del Medigo; der Theolog Menasse-ben-Israel; der Literarhistoriker David Conforte; der Dichter und Lexikograph Leo de Modena und der Karäer Samuel. 4) Von 1650—1700 der Prediger und Apologet Saul Mortera; der Polemiker Is. Orobio; die Gesetzlehrer Schabthai Cohen, Samuel Edels, Abr. Abele und Hiskia Silva; ferner Simcha-ben-Gerson, Aaron-ben-Samuel und Jakob Zahalon; Spinoza (s. d.); de Barrios; der Bibliograph Schabthai-ben-Joseph; die Lexikographen Benjamin Mussaphia und de Lara; der span. Uebersetzer Jak. Cansino; der Apologet Isaak Cardoso; Thomas de Pinedo, der Herausgeber des Stephanus Byzantinus; Josel Witzenhausen, der Uebersetzer des Alten Testaments ins Jüdischdeutsche; der span. Uebersetzer Jak. Abendana; der Philosoph Moses Chefez; Gerson Chefez, der Verfasser eines «Reimlexikon», und der Literarhistoriker der Karäer, Mordechai-ben-Nisan. 5) Von 1700—55 die Talmudisten, Gesetzlehrer Jehuda Rosanis, Elia Cohen, Abr. Broda, Ezech. Katzenellenbogen, Dav. Fränkel und Jonathan Eybeschütz; ferner der Apologet und Philosoph David Nieto; der Bibliograph Dav. Oppenheimer; die Mediciner Abr. Cohen, Schabthai Marini und Tobia Cohen; der Grammatiker Salomo Hanau; Jak. Emden; der Grammatiker und Apologet Jehuda Briel; Mos. Chajim Luzzato, Wiederhersteller der Poesie; Jechiel Heilprin-ben-Salomo; Isaak Lampronte, der Verfasser des talmudischen Reallexikon; Pereyra und der Karäer Simcha Isaak.

Die neunte Periode reicht von 1755 bis etwa 1820. Von dem Geiste des 18. Jahrh. unterstützt, eröffnete Moses Mendelssohn (s. d.) seinen Glaubensgenossen eine neue Aera, in welcher, nicht unähnlich dem 11. und dem 16. Jahrh., eine junge Kraft der ererbten Literatur neue Bahnen brach. Das Streben Mendelsohn's und seiner Jünger ging vornehmlich dahin, ihre Glaubensgenossen in die Cultur Europas einzuführen und die Erzeugnisse deutscher Literatur und humanistischer Bildung überhaupt ihnen zugänglich zu machen. Die Mendelssohn'sche Uebersetzung des Pentateuch hat einen Einfluß auf das deutsche Judenthum geübt, der sich mit dem der Luther'schen Bibelübersetzung auf die deutsche Christenheit vergleichen läßt. Bald wurden auch die andern Theile der Heiligen Schrift in das Deutsche übertragen, andererseits aber auch aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disciplinen, Grammatik, Naturwissenschaft, Geschichte, Geographie, Mathematik, Pädagogik, Werke in das Hebräische übertragen und der Masse des jüd. Volks zugänglich gemacht; noch war die hebr. Sprache in weiten Kreisen verstanden und das geeignetste Mittel, Bildungselemente einzuführen. So bereitete sich ein voll-

Digitized by Google

ständiger Umschwung in wissenschaftlicher Erkenntniß wie im Leben vor, während im russ. Polen eine neue Mystik (Chasidismus) sich ausbreitete. An Mendelssohn und seine Zeit schließen sich an: als Bearbeiter biblischer Schriften und hebr. Sprachkunde: Hartwig Wessely (gest. 1805), Salomo Dubno (1815), Isak Euchel (1804), David Friedländer (1832), Joel Löwe (1802), Herz Homberg (1841), Ahron Wolffsohn (1835), Benseeb (1811); der scharfsinnige Salomo Maimon (1800); der Arzt Markus Herz (1803), dessen Frau die berühmte Henriette Herz (1847) war; für mathem. Wissenschaften: Rafael Levy (1779), Baruch Sklow, Abraham Cassel (1795), Meier Hirsch (1851), Lazarus Bendavid (1822); der Herausgeber älterer Werke: Isak Satanow (1805). Ferner die etwas jüngern Grammatiker und Uebersetzer: Salomo Pappenheim (1814), Juda Zeitteles (1838), Schalom Cohen (1845), Wolf Heidenheim (1832), Rafael Fürstenthal (1855). Die Dichtkunst wurde gepflegt von Ephraim Moses Kuh (1790), Franco Mendez, Ephraim Luzatto (1792), Simcha Calimani (1784), Büschenthal (1818). Die talmudischen Studien fanden ihre Vertretung bis in die neuere Zeit hinein durch Ezechiel Landau in Prag (1793), Elia Gaon in Wilna (1797), Maleachi Cohen in Florenz, Jesaia Berlin in Breslau (1799), Salomo Kohn in Fürth (1849), Jakob in Lissa (1832), Akiba Eger in Posen (1837), Moses Sofer in Preßburg (1834), Wolf Hamburg in Fürth (1850).

Als die zehnte und neueste Periode darf die Zeit von etwa 1820 bis auf die Gegenwart bezeichnet werden. Die Juden sind in den Culturländern Europas vollständig in die Civilisation des Jahrhunderts eingetreten; hervorragende Leistungen von Juden auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft gehören nur noch insoweit zur «Jüdischen Literatur» als diese Arbeiten in unmittelbarer Beziehung zum Judenthum stehen. Charakteristisch für diese Periode der jüd. Literatur ist das Streben nach kritisch-wissenschaftlicher Erkenntniß des jüd. Alterthums, an welches sich geschichtliche, sprachliche und philos. Studien, sowie Bearbeitungen von Ausgaben älterer, epochemachender Werke anschließen. Diese ganze Bewegung knüpft sich zunächst an zwei hervorragende Namen: S. J. Rapoport (geb. 1790, gest. in Prag 1867) und L. Zunz (geb. in Detmold 1794). Die von diesen Männern gegebenen Anregungen erweckten ein reiches, literarisches Streben, das einen großen Wissenskreis bewältigt hat und hier nur in ganz allgemeinen Umrissen geschildert werden kann. Für Geschichte waren thätig: Jost (1860), Herzfeld, Wiener, Grätz, Kayserling; für Literatur und Alterthumskunde: S. D. Luzatto (1865), Reggio (1855), Michael Sachs (1864), J. H. Schorr, Abr. Geiger (1874), A. Jellinek, R. Kirchheim, Kämpf, D. Cassel, Senior Sachs; für Bibliographie: M. Steinschneider, Joseph Zedner (1871), Lebrecht (1876), Landshuth, Benjakob (1865); ferner: N. Krochmal (1840), Z. Frankel (1875), M. A. Levy (1871); für Lexikographie: J. Fürst (1873) und J. Levy; für Geschichte der Philosophie und philos. Bearbeitung des Judenthums: S. Munk (1867), Samuel Hirsch, Formstecher, Creizenach (1842) und Joel; als Prediger: Salomon in Hamburg (1862), Noah Manheimer in Wien (1865), Sam. Holdheim (1860), Michael Sachs, Jellinek und Goldschmidt in Leipzig. Von Bearbeitern jüd. Culturzustände in künstlerischer Form sind zu nennen: Berthold Auerbach, L. Kompert, A. Bernstein und Mosenthal; von Bearbeitern altjüd. Synagogalmelodien: Sulzer in Wien, Lewandowski und Wolf in Berlin. Bibelwerke für Juden: die in Berlin (seit 1837) unter Redaction von Zunz erschienene Bibelübersetzung durch Arnheim (1869), Michael Sachs und J. Fürst; die von Salomon in Hamburg, Herzheimer in Bernburg, L. Philippson, Fürst in Leipzig. Zeitschriften, welche jüd. Interessen behandeln, erscheinen außer in hebr. Sprache und in jüd.-deutscher Mundart in fast allen Culturssprachen Europas. Vereine zur Förderung der jüd. Literatur sind von Philippson in Bonn und Silbermann in Lyk gegründet worden. Von neuern Darstellungen der Geschichte der jüd. Literatur vgl. außer den Schriften von Zunz (s. d.): Steinschneider, «Jüd. Literatur», in «Allgemeine Encyklopädie» (Bd. 27, Lpz. 1850); Cassel, «Geschichte der jüd. Literatur» (Bd. 1, Berl. 1872), und Löw, «Die Lebensalter in der jüd. Literatur» (Szegedin 1875).

Judith ist die Heldin einer unter den apokryphischen Büchern des Alten Testaments erhaltenen, ursprünglich hebr. Erzählung. Nach dieser Darstellung wurde die schöne Witwe J. in tiefer Bedrängniß die Retterin ihres Volks. Die (sonst nicht weiter bekannte) Stadt Bethylua (Bethulia bei Luther) in Nordpalästina, J.'s Vaterstadt, wird von Holofernes, dem Feldherrn «König Nebukadnezar's von Assyrien», belagert. Schon verzweifeln die verzagten Volksobern an aller Hülfe, da geht J. ins feindliche Lager hinaus, berückt den feindlichen Feldherrn durch ihre Schönheit und schlägt ihm, als er des Nachts berauscht auf seinem Lager liegt, mit seinem eigenen Schwerte das Haupt ab. Auf die Kunde von dem Geschehenen machen die Belagerten einen Ausfall, die Feinde, von jähem Schrecken übermannt, suchen ihr Heil in der

Digitized by Google

Flucht. Daß die Erzählung unhiſtoriſch, iſt ebenſo gewiß, wie ihre geſchichtliche Grundlage ſtreitig. Wahrſcheinlich entſtand die übrigens bei den Juden in verſchiedener Geſtalt umlaufende Sage in der makkabäiſchen Zeit und hat urſprünglich keine andere Grundlage als den nach ältern Vorbildern weiter ausgeſchmückten Sieg über den ſyr. Feldherrn Nikanor (1 Makk. 8). Daß aber der Sieg über die Feinde hier weder dem hasmonäiſchen Fürſtenhauſe noch auch dem berühmteſten Gliede deſſelben, dem Juda Makkabi, ſondern der J., d. h. dem jüd. Volke überhaupt zugeſchrieben wird, ſcheint ſeinen Grund in den jüd. Parteiverhältniſſen um das Ende des 2. Jahrh. v. Chr., insbeſondere in dem Gegenſatze der ſog. Chaſidäer gegen die Hasmonäer zu haben, welchem nach den Nachweiſungen Geiger's auch das zweite Makkabäerbuch ſeine Entſtehung verdankt. Die Heldenthat der J. iſt vielfach künſtleriſch dargeſtellt und unter andern von Hebbel in einer gleichnamigen Tragödie «Judith» (Hamb. 1841; 2. Aufl. 1873) dramatiſch behandelt worden. Horace Vernet hat in ſeinem berühmten Gemälde J. und Holofernes (im Luxembourg zu Paris) den Moment nach der That dargeſtellt.

Juften oder **Juchten** iſt eine beſondere Art lohgaren Leders, die ſich durch Geſchmeidigkeit, Feſtigkeit, Waſſerdichte, ſowie durch einen eigenthümlichen Geruch auszeichnet und faſt ausſchließlich in Rußland verfertigt und von dort in großen Mengen bezogen wird. Man verwendet zu ſeiner Fabrikation Häute von zwei- bis dreijährigen Rindern, doch bedient man ſich dazu auch der Roßhäute, der Kalb- und Ziegenfelle. Das Gerben des J. geſchieht meiſt mit Weidenrinde, doch auch mit Birken- und Fichtenrinde. Die gegerbten Häute werden nach dem Trocknen mit Birkenöl (Deggut, Dachert) getränkt. Man gewinnt dieſes Oel in Rußland durch Theerſchwelerei aus der weißen Birkenrinde, es enthält die gewöhnlichen Beſtandtheile der trockenen Deſtillation des Holzes, Kreoſot, Phenol (ſog. Birkenphenol) und Paraffin. Nach dem Imprägniren mit Oel werden die Häute getrocknet und dann gefärbt, indem man zwei Häute mit der Narbenſeite übereinanderlegt, an den Kanten zuſammennäht, ſodaß ein Sack daraus entſteht, in welchen man die Farbenbrühe, eine mit Pottaſche verſetzte Abkochung von Sandel- und Rothholz gießt. In neuerer Zeit zieht man es vor, die Häute nicht mehr zuſammenzunähen, ſondern mittels einer Bürſte die rothe Farbenbrühe wiederholt auf die Häute aufzutragen. Mit großem Erfolg bedient man ſich jetzt zum Färben des J. des aus den Anilinfarbenfabriken ſtammenden **Juftenroths**, das beſonders von der berliner Actiengeſellſchaft für Anilinfarben in großer Menge und Güte geliefert wird. Die fertigen Häute erhalten zu ihrer Vollendung noch auf der Narbenſeite einen Anſtrich mit Birkenöl. Man verwendet den J. zum Einbinden von Büchern, von denen er infolge der riechenden Beſtandtheile des Birkenöls die Inſekten abhält, zu Schuh-, Säckler-, Riemer- und Portefeuille-Arbeiten. Der beſte J. und einzig für feine Lederwaare verwendbar iſt der von Savin in Petersburg. Vgl. R. von Wagner, «Handbuch der chem. Technologie» (10. Aufl., Lpz. 1875) und die Berichte über Leder auf den Induſtrieausſtellungen in Paris, London, Wien und Philadelphia.

Juggurnauth, ſ. Dſchaggarnath.

Jugurtha, König von Numidien, der Sohn des Maſtanabal, eines unehelichen Sohnes des Maſiniſſa, erhielt an dem Hofe ſeines väterlichen Oheims Micipſa, der dem Maſiniſſa in der Herrſchaft über Numidien folgte, eine ſo ſorgfältige Erziehung wie deſſen eigene Söhne Adherbal und Hiempſal. Er war ſchön und ſtark von Körper, mit großen Talenten begabt und bildete ſich früh zum Krieger. Vor Numantia, wohin ihn Micipſa, der ihn zu fürchten begann, 134 v. Chr. den Römern zu Hülfe geſchickt hatte, erwarb er ſich durch Klugheit und Tapferkeit deren und ihres Feldherrn, des jungen Scipio, Achtung und Freundſchaft. Als er zurückgekehrt war, ſuchte ihn Micipſa durch Güte zu feſſeln, nahm ihn an Kindesſtatt an und erklärte ihn mit ſeinen Söhnen zum gemeinſchaftlichen Erben ſeiner Krone. J.'s kein Mittel ſcheuende Herrſchſucht zeigte ſich bald nach Micipſa's Tode. Bereits 117 v. Chr. ließ er den Hiempſal ermorden; Adherbal aber floh vor ihm nach Rom. Der dahin durch J. geſchickte Geſandte gewann durch Beſtechung den größten Theil des Senats. Die röm. Geſandtſchaft, die unter Lucius Opimius nach Numidien zur Ordnung der Verhältniſſe geſchickt wurde, entſchuldigte, von ihm gewonnen, Hiempſal's Ermordung und gab bei der Theilung Numidiens zwiſchen Adherbal und J. dieſem die beſſere Hälfte. Nach ihrer Abreiſe fiel J. wieder in Adherbal's Gebiet ein, eroberte, obwol zweimal durch die Römer von der Belagerung abgemahnt, 112 die Stadt Cirta, in die er den Adherbal eingeſchloſſen hatte, und ließ dieſen ſowie die dort anſäſſigen Römer grauſam tödten. Da ſetzte der Tribun Memmius es in Rom durch, daß J. der Krieg erklärt wurde, den der Conſul Lucius Calpurnius Piſo Beſtia und ſein Legat, der Conſular Marcus Aemilius Scaurus, mit Erfolg führten, bis ſie beide von J.

Digitized by Google

durch Bestechung gewonnen wurden. Doch ward der Friede in Rom nicht bestätigt, J. vielmehr auf den Antrag des Memmius nach Rom vor das Gericht des Volks beschieden. Zwar stellte er sich; als er sich aber verantworten sollte, legte ihm der Tribun Cajus Bäbius, den er erkauft hatte, Stillschweigen auf und vereitelte so eine Entscheidung der Sache. J. trieb seinen Uebermuth in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulussa, Bruders des Micipsa, in welchem er einen Nebenbuhler durch Gunst der Römer fürchtete, ermorden ließ. J. verließ jedoch Rom unter sicherm Geleit. Der Krieg gegen ihn wurde 110 vom Consul Spurius Postumius Albinus ohne Erfolg fortgesetzt; ja nach dessen Abreise gelang es dem J., zu Anfang des J. 109 des Consuls Bruder, Aulus Postumius, sammt dem Heere einzuschließen und durchs Joch gehen zu lassen. Quintus Cäcilius Metellus, der nun als Consul nach Numidien kam, blieb allen Bestechungskünsten unzugänglich. J. wurde von diesem 109 in der Schlacht am Flusse Muthul geschlagen und 108 nach einer zweiten Schlacht und der Eroberung von Thala genöthigt, zum mauretanischen Könige Bocchus zu flüchten. Nachdem Metellus auf den Betrieb des Marius zurückberufen worden, führte dieser den Krieg wider J. und Bocchus. Nach einigen neuen Erfolgen der Römer über J. allein und sodann auch, als Bocchus sich mit J. vereinigt hatte, über beide Könige lieferte Bocchus den J. an Sulla, damals Quästor des Marius, aus. Bei dem Triumph, den Marius 1. Jan. 104 in Rom feierte, wurde J. als Gefangener aufgeführt, dann in den Kerker geworfen und dem Hungertode preisgegeben. Eine Geschichte des Jugurthinischen Kriegs besitzen wir von Sallustius in seiner Schrift «De bello Jugurthino» (deutsch von Mecklenburg, Berl. 1877).

Jukagiren, Nomadenvolk am nördl. Eismeere, östlich von den Jakuten und nördlich von den Korjäken, an der Jana, Indigirka, Alaseja, Kolyma und an den Anadyrquellen. Es nennt sich selbst Odul oder Odondomni und lebt von der Jagd, namentlich wilder Rennthiere, und vom Fischfange. Ihre Sprache steht in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung zu den nächstangrenzenden Völkern.

Jülg (Bernh.), Philolog und Sprachforscher, geb. 20. Aug. 1825 zu Ringelbach im Großherzogthum Baden, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Offenburg und Mannheim und widmete sich 1844—48 auf den Universitäten zu Heidelberg und Berlin dem Studium des classischen Alterthums und der vergleichenden Sprachforschung. Nachdem J. 1848—51 in Heidelberg, Freiburg und Rastatt als Gymnasiallehrer fungirt hatte, wurde er 1851 als außerord. Professor der classischen Philologie nach Lemberg berufen, wirkte dann 1853—63 als ord. Professor dieser Wissenschaft an der Universität zu Krakau und fungirt in gleicher Eigenschaft seit 1863 zu Innsbruck. An allen diesen Orten seiner akademischen Thätigkeit war er durch Gründung und Leitung philol. Seminarien bemüht, die Heranbildung tüchtiger Gymnasiallehrer zu befördern. Neben der vergleichenden Sprachwissenschaft, wobei er außer dem Sanskrit meist das Studium der ostasiat. Sprachen im Auge hat, liegt er auch der vergleichenden Sagenforschung ob. Von J.'s wissenschaftlichen Publicationen sind die wichtigsten: «J. S. Vater's Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde» (2. Aufl., Berl. 1847), «Die Märchen des Siddhi-kür. Kalmückischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmückisch-deutschen Wörterbuch» (Lpz. 1866; die deutsche Uebersetzung auch besonders: «Kalmückische Märchen», Lpz. 1866), «Mongol. Märchen. Erzählung aus der Sammlung Ardschi-Bordschi. Ein Seitenstück zum Gottesgericht in Tristan und Isolde, mongolisch und deutsch» (Innsbr. 1867), «Mongol. Märchensammlung. Die neun Märchen des Siddhi-kür nach der ausführlichern Redaction und die Geschichte des Ardschi-Bordschi-Khan, mongolisch und deutsch» (Innsbr. 1868; die deutsche Uebersetzung auch besonders: «Mongol. Märchen», Innsbr. 1868), «Die griech. Heldensage im Widerscheine bei den Mongolen» (Verhandlungen der würzburger Philologenversammlung, Lpz. 1869), «Ueber Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft mit einem Ueberblick über die Hauptergebnisse derselben» (Innsbr. 1868).

Julia, die einzige Tochter des Kaisers Augustus von dessen zweiter Gemahlin Scribonia, geb. 39 v. Chr., ausgezeichnet durch Schönheit, Geist, Bildung und Leutseligkeit, wurde im J. 25 an des Augustus Schwestersohn Marcus Claudius Marcellus, nach dessen Tode im J. 22 an Marcus Vipsanius Agrippa verheirathet, dem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar. Ihre Stiefmutter Livia, die ihr feindlich gesinnt war, weil sie durch sie ihre Plane für ihren eigenen Sohn Tiberius gefährdet sah, bewog nach des Agrippa Tode den Augustus, seine Tochter im J. 11 an Tiberius zu vermählen, um diesem die Hoffnung auf Nachfolge in der Herrschaft zu sichern. Die Ehe bestand, trotz gegenseitigen Widerwillens der Gatten, bis zum J. 2 v. Chr., wo Augustus plötzlich dem Staate anzeigen ließ, daß seine Tochter sich so weit vergessen habe,

Digitized by Google

das Forum zum Schauplatz ihrer nächtlichen Ausschweifungen zu machen, und sie nach der Insel Pandateria (jetzt Vandotena) bei Neapel verbannte. Mehrere angesehene Männer, die als ihre Buhlen bezeichnet wurden, erlitten Verbannung oder den Tod. Es scheint sicher, daß Livia, um ihren Haß zu befriedigen, durch übertriebene Schilderung der Vergehungen der J., von denen sie an sich nicht freigesprochen werden kann, und durch die unwahre Beschuldigung, daß an diese Vergehungen sich Verbindungen gegen die Herrschaft und das Leben des Augustus knüpften, diesen, der seine Tochter immer zärtlich geliebt hatte, zu dem raschen Schritte gegen dieselbe bewog. Von Pandateria wurde J. später nach Rhegium (Reggio) geführt, wo sie, von Tiberius in Mangel und Dürftigkeit gelassen, 14 n. Chr. starb, bald nachdem Tiberius ihren Sohn Agrippa hatte tödten lassen. Ihre beiden andern Söhne, Cajus und Lucius Cäsar, waren schon der erstere 4, der zweite 2 n. Chr. gestorben. Ihre Töchter überlebten sie. Die ältere, Julia, starb 28 n. Chr. auf der Insel Trimerus (jetzt eine der Tremiti-Inseln) an der apul. Küste, wohin sie 20 Jahre früher wegen Ehebruchs von Augustus verbannt worden war; die jüngere, Agrippina (s. d.), starb im J. 33, durch Tiberius nach Pandateria verbannt. — J. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Julianischer Kalender, s. Kalender.

Julianus (Flavius), röm. Kaiser, 361—363 n. Chr., von den Christen wegen seines Abfalls vom Christenthume Apostata, d. i. der Abtrünnige, benannt, war 331 geboren und der Sohn des Julius Konstantius, eines Bruders Konstantin's d. Gr. Als nach des letztern Tode 337 dessen Söhne ihre Vatersbrüder und Neffen aus dem Wege räumten, wurden J. und sein Bruder Gallus verschont. Beide erhielten 345—351 auf einem Schlosse in Kappadocien eine mönchische Erziehung, unter welcher Gallus verdumpfte, während sich in J. Widerwille gegen das Christenthum und leidenschaftliche Liebe zur griech. Poesie und Philosophie, vornehmlich der neuplatonischen, immer stärker festsetzten. Der Gunst der Eusebia, der Gemahlin seines Vetters Konstantius' II., hatte er es zu danken, daß er seine Studien in Athen 355 fortsetzen durfte und daß er, nachdem Gallus, den Konstantius 351 zum Cäsar ernannt und mit der Verwaltung des Orients beauftragt hatte, 354 hingerichtet worden war, von Konstantius 6. Nov. 355 zu Mailand zum Cäsar ernannt und nach Gallien geschickt wurde, um dieses Land gegen die Einfälle der german. Völker zu schützen. Die Alemannen wurden von ihm namentlich in der Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) 357 geschlagen, die Franken zum Frieden genöthigt, und dreimal ging er, die Feinde zu schrecken, über den Rhein. Auch für die innere Verwaltung Galliens wirkte er wohlthätig durch gute Rechtspflege und verständige Finanzwirthschaft. Im März 360 riefen ihn seine Truppen, deren theilweise Entsendung nach dem Orient Konstantius verlangt hatte, zum Augustus aus. Als sein Verlangen, als solcher von Konstantius anerkannt zu werden, von diesem zurückgewiesen worden, brach J. mit seinem Heere aus Gallien auf und drang im folgenden Jahre bis Naissus in Mösien vor, wo er die Nachricht von des Konstantius 3. Nov. 361 in Cilicien erfolgtem Tode erfuhr. Mäßig und gerecht, wie er war, und dem Marc Aurel nacheifernd, schaffte er als Alleinherrscher viele Misbräuche ab und linderte, namentlich durch Beschränkung des Hofstaats, die Steuerlast des Volks. Dagegen trat er öffentlich vom Christenthume zum Heidenthume zurück und suchte vielfach den Christen Abbruch zu thun. Um den Krieg gegen die Perser glücklich zu enden, machte er 362 zu Antiochia große Rüstungen und drang 363 bis Ktesiphon und weiter über den Tigris vor. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zum Rückzuge, auf welchem er von den Feinden verfolgt wurde und an einer im Treffen erhaltenen Wunde 26. Juni 363 starb. Jovianus, der von den Truppen als sein Nachfolger ausgerufen wurde und im Febr. 364 starb, rettete das Heer durch einen schimpflichen Frieden, den er mit den Persern schloß, und hob die Verordnungen des J. gegen das Christenthum wieder auf. Der Rückfall des J. zum Heidenthum, um dessentwillen ihn die Kirchenväter seiner Zeit in den schwärzesten Farben malen, erklärt sich aus dem Bildungsgange seiner Jugend, seiner durch heidnische Rhetoren genährten phantastischen Frömmigkeit und dem Hasse gegen das Haus seines Vetters Konstantius. Geschichtlich bedeutsam ist derselbe als der letzte Versuch, dem Christenthum ein zum Theil mit dessen eigenen Mitteln reformirtes Heidenthum im Stil des Neuplatonismus gegenüberzustellen. J. trat selbst als Redner und Schriftsteller auf und kämpfte gegen das Christenthum mit den Waffen seines glänzenden, ebenso scharfsinnigen als phantastischen Geistes. Verloren sind von seinen Schriften die Gedichte, die Geschichte seiner Feldzüge gegen die Germanen und, bis auf die Stellen, die in des Bischofs Cyrillus Widerlegung aufgenommen sind, seine Schriften gegen das Christenthum. Die noch erhaltenen Schriften des J. tragen

Digitized by Google

das Gepräge der damaligen Sophistik und zeichnen sich durch glänzenden Stil, durch Belesenheit und Witz mehr aus als durch Kraft, Wahrheit und Reichthum an innerm Gehalt. Dieselben bestehen theils aus sophistischen Aufsätzen, die er Reden nennt, theils aus Briefen, unter denen vornehmlich das Sendschreiben an die Athener über seinen Abfall von Konstantins werthvoll ist, endlich aus zwei Satiren, die eine, «Caesares» genannt, eine Beschreibung der Saturnalienfeier im Olymp und der Bewirthung der von den Römern vergötterten Kaiser am Tische der Götter, die andere, «Antiochikos» oder «Misopogon», gegen die Antiochier und ihre Verspottung seines cynischen Aeußern gerichtet. Seine Werke wurden am vollständigsten von Spanhemius (Lpz. 1696) und neuerdings von Hertlein («Juliani imperatoris quae supersunt praeter reliquias apud Cyrillum omnia», Bd. 1, Lpz. 1875), die «Epistolae» von Heyler (Mainz 1828) herausgegeben. Die Literatur über J. ist in neuerer Zeit sehr reich. Vgl. besonders Neander, «Ueber den Kaiser J. und sein Zeitalter» (Lpz. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867); Strauß, «Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder J. der Abtrünnige» (Halle 1847), und die Arbeiten von Mangold (Stuttg. 1862), Semisch (Bresl. 1862); Rode, «Geschichte der Reaction des Kaisers J. auf die christl. Kirche» (Jena 1877).

Jülich, ein auf dem linken Rheinufer gelegenes, zur preuß. Rheinprovinz gehöriges vormaliges Herzogthum, umfaßt in seiner größten Ausdehnung 4130 QKilom. mit ungefähr 400,000 E. Dasselbe bildete sich zunächst aus dem Jülichgau, der von Grafen verwaltet wurde, die seit dem 11. Jahrh. zum erblichen Besitze ihrer Grafschaft und mit dem Verfall des Herzogthums Niederlothringen, welchem sie untergeben waren, zu reichsunmittelbarer Selbstständigkeit gelangten. Unter diesen, den Gerhardingern, zeichnete sich nachmals besonders Graf Wilhelm V. aus, der 1336 vom Kaiser Ludwig IV. in seiner Reichsstandschaft bestätigt und zum Markgrafen und Reichsscepterträger, welchen letztern Vorzug er jedoch mit Brandenburg theilen mußte, erhoben wurde, auch von Kaiser Karl IV. 1357 den Herzogstitel erhielt. Von seinen Söhnen erheirathete der eine, Gerhard, die Grafschaft Berg (s. d.), der andere, Wilhelm VI., der dem Vater 1362 in J. nachfolgte, die Grafschaft Geldern, welche Ländermassen unter Herzog Adolf 1420 miteinander vereinigt wurden. Der letzte männliche Sproß dieses Fürstenstammes, Wilhelm VIII., hinterließ 1511 sein Land seiner Erbtochter Marie, welche an Johann den Friedfertigen, Herzog von Kleve, verheirathet war. So wurden, als dieser 1521 in Kleve zur Regierung gelangte, J. und Berg, nicht ohne lebhaften Widerspruch von seiten der Albertinischen Linie in Sachsen, die eventuell damit belehnt war, mit Kleve (s. d.) vereinigt. Nach dem Aussterben dieses klevischen Fürstenhauses mit Herzog Johann Wilhelm, 25. März 1609, begann der sog. **Jülichsche Erbfolgestreit**, welcher nach mancherlei Wechselfällen und vorläufigen Vergleichen 1666 definitiv dahin beigelegt ward, daß Kurbrandenburg Kleve nebst Mark und Ravensberg, Pfalz-Neuburg aber das schon seit 1614 in seinem factischen Besitze befindliche Herzogthum J. nebst Berg erhielt. Sachsen dagegen führte die Titel sämmtlicher Länder bis in die neuere Zeit herab fort. Nach dem Erlöschen jener Pfalz-Neuburgischen Linie 1742 gelangte J. sammt der übrigen Verlassenschaft derselben an die Pfalz-Sulzbachische, nachmals Kurbairische Linie und blieb im Besitze derselben, bis es 1801 durch den Luneviller Frieden an Frankreich abgetreten und zum Depart. Roer geschlagen wurde. Durch den Wiener Congreß fiel 1814 das Herzogthum J., mit Ausnahme einiger zu Limburg geschlagener Parcellen, Preußen zu und wurde unter die Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf vertheilt. Der Kern desselben ist der jetzige Kreis J. im Regierungsbezirk Aachen, der auf 318,5 QKilom. (1875) 41,403 E. zählt. — Die Stadt J., an der Roer und der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, war Festung zweiten Ranges, deren Werke aber 1860 geschleift wurden, hat ein Progymnasium und eine Unteroffizierschule und zählt (1875) 5114 E., welche Papier-, Holzstoff- und Lederfabriken unterhalten. Vgl. Ritter, «Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit» (Münch. 1873).

Julien (Stanislas Aignan), ausgezeichneter franz. Orientalist, geb. 19. Sept. 1799 zu Orléans, widmete sich zu Paris mit großem Erfolge dem Studium der griech. Sprache und war bereits 1821 Gail's Stellvertreter am Collége de France. Im J. 1824 veröffentlichte er eine Ausgabe des «Raub der Helena» von Koluthos mit gelehrtem Commentar. Um diese Zeit wandte er sich aber auch mit Eifer dem Studium des Chinesischen zu und erwarb sich bald den Ruf des gründlichsten Kenners in diesem Fache. Im J. 1832 erhielt er den Lehrstuhl Abel Rémusat's am Collége de France, und 1833 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Inschriften. Als Conservator übernahm er 1839 an der königl. Bibliothek zu Paris die Aufsicht über deren ostasiat. Bücherschätze. Seit Oct. 1859 war er Administrator des

Digitized by Google

Collége Impérial de France. J. starb 14. Febr. 1873 zu Paris. Seine literarische Thätigkeit als Sinolog begann J. mit einer lat. Uebertragung des Philosophen Meng-tsze (2 Bde., Par. 1824—26), welcher seitdem zahlreiche Uebersetzungen von bedeutenden Werken aller Literaturgattungen folgten. Dahin gehören zunächst die der beiden Dramen «Tschao-chi-kou-eul» («Die Waise vom Hause Tschao», Par. 1834) und «Hoei-lan-ki» (Der Kreidekreis», Par. 1832), ferner die Uebertragungen der Romane «Blanche et bleue» (Par. 1834), «Deux filles lettrées» (2 Bde., Par. 1860) und «Ju-kiao-li, ou les deux cousines» (2 Bde., Par. 1863) sowie die der «Avadânas» (3 Bde., Par. 1859), einer Sammlung von chines. Novellen und Fabeln ind. Ursprungs. Schätzbare Beiträge zur Kunde der chines. Philosophie und Religion sind die Uebersetzungen des «Livre des récompenses et des peines» (Par. 1835), welches die Lehren der Tao-sze kennen lehrt, und des Tao-te-king» («Livre de la voie et de la vertu», Par. 1841) von Lao-tseu, eines der urwüchsigsten Denkmäler der chines. Philosophie. Gleich wichtig für die Geschichte und Geographie Indiens wie für die Kenntniß des Buddhismus ist J.'s Bearbeitung der «Histoire de la vie de Hionen-Tsang et de ses voyages» (Bd. 1 u. 2, Par. 1856—58), an welche sich zunächst die Uebertragung der «Mémoires sur les contrées occidentales» (Par. 1857) von Hiouen-Tsang und die «Methode pour déchiffrer et transcrire les mots sanscrits qui se trouvent dans les livres chinois» (Par. 1861) anschließen. Um das Abendland auch mit der technischen Cultur der Chinesen bekannt zu machen, veröffentlichte J. unter anderm ein «Résumé des principaux traités chinois sur la culture des mûriers et l'éducation des vers à soie» (Par.1837) und den «Traité sur l'art de fabriquer la porcellaine» (Par. 1856). Hierzu kommen noch verschiedene grammatische und lexikalische Arbeiten, die zunächst für den Unterricht im Chinesischen bestimmt sind.

Julier, Paß im schweiz. Canton Graubünden, verbindet die beiden Thäler Oberhalbstein und Oberengadin. Die Poststraße über den J., 1825 erbaut, ist ein Theil der 84 Kilom. langen Postroute Chur-Samaden, welche von Chur südwärts durch das Thal der Nabiusa nach Churwalden (1212 Mt.) und Parpan (1505 Mt.) ansteigt, bei 1551 Mt. die Paßhöhe der Lenzerheide zwischen dem Stätzerhorn (2576 Mt.) und dem Parpaner Rothhorn (2901 Mt.) erreicht, sich über die öde Hochfläche der Heide nach Lenz (1320 Mt.) hinabzieht und in vielen Windungen das tiefe Thal der Albula (s. d.) bei Tiefenkasten (richtiger Tiefenkastel, 889 Mt.), 29 Kilom. von Chur, erreicht. Von dem Straßenknoten Tiefenkasten steigt die Julierstraße südlich durch das Oberhalbstein (roman. Sur Saß) hinauf, durchbricht den Engpaß am Stein, berührt die Dörfer Schweiningen (roman. Savognin, 1237 Mt.) und Mühlen (roman. Molins, 1461 Mt.) und gelangt durch wilde Felslandschaften nach Stalla (ital. Bivio, 1776 Mt.), wo rechts durch Val Cavreccia der schlechte Saumweg über den Septimer (2311 Mt.) ins Bergell abzweigt. Die Julierstraße wendet sich nach Osten und steigt in vielen Windungen über die Alpweiden von Barscheng und Surgonda zum kleinen Bergwirthshaus Beduttа und zur Paßhöhe (2287 Mt.) zwischen Piz Lagref (2963 Mt.) rechts und einem Ausläufer des Piz Agnelli (3203 Mt.) links. Nahe der Paßhöhe, links vom kleinen Juliersee, erheben sich zu beiden Seiten der Straße die ursprünglich zusammengehörenden Stücke des Mannelsteins, zwei rohe Säulen, denen bald celt., bald röm. Ursprung zugeschrieben wird. Ueber die Julieralp, zuletzt in scharfen Kehren durch lichten Arvenwald, senkt sich die Straße nach Silvaplana (1816 Mt.), 43 Kilom. von Tiefenkasten, 12 Kilom. von Samaden entfernt, wo sie in die Hauptstraße des Engadin einmündet. Der J., schon zur Römerzeit ein Hauptverkehrsweg der Rhätischen Alpen, ist einer der leichtesten und sichersten Alpenpässe, am wenigsten den Lawinen ausgesetzt.

Julius oder Juli, der siebente Monat des Jahres, mit 31 Tagen, war nach der alten Zeitrechnung der Römer, die ihr Jahr mit dem März begannen, der fünfte und hieß daher Quintilis, bis er zu Ehren des Cajus Julius Cäsar, der in diesem Monate geboren, seit 45 v. Chr. den gegenwärtigen Namen erhielt. (Nach andern steht der Name mit der Sonnenwende in Beziehung, wie das Julfest nordischer Völker.) In allen german. Sprachen heißt der J. «Heumonat», weil gewöhnlich der Schluß der Heuernte in ihn fällt. Im Altfranzösischen hieß der J. «Juignet», d. i. kleiner Juni, ebenso im Slawischen. Er steht im Zeichen des Löwen und seine wichtigsten Lostage (s. d.) sind: Mariä Heimsuchung (2.), Sieben Brüder (10.), Sta.-Margaretha (13.) und St.-Jakob (25.).

Julius hießen drei röm. Päpste. — J. I. war 336—352 röm. Bischof. Daß auf der Synode von Sardica 343 die Partei des Athanasius J. als Schiedsrichter ansprach, ward, obgleich die Appellation nur seiner Person, nicht seiner Würde galt und von der andern Partei verschmäht ward, später die Hauptstütze der Ansprüche des röm. Stuhls. — J. II., 1503—13,

Digitized by Google

eigentlich Julianus della Rovere, aus Albizuola, der Nepote vom Papst Sixtus IV., wurde von diesem zum Bischof und Cardinal und 1. Nov. 1503 auf den päpstl. Stuhl erhoben. Weniger zum Oberhaupte der Kirche geeignet, war er dafür ein um so größerer Krieger und Politiker. Fast seine ganze Regierungszeit füllten Kriege für die Unabhängigkeit und die Vergrößerung des päpstl. Gebietes. Dabei war er ein Freund der Künste und Wissenschaften und aller Werke des Friedens. Er vertrieb den Cesare Borgia (s. d.), eroberte Bologna und andere Städte, that den Herzog von Ferrara in den Bann, brachte das empörte Florenz wieder zur Ruhe und schloß hierauf gegen die Republik Venedig mit dem Kaiser Maximilian und dem König Ludwig XII. von Frankreich die Ligue von Cambrai. Kaum aber hatte Venedig ihn durch Abtretung einiger Städte zufrieden gestellt, so vereinigte er sich mit dieser Republik gegen Frankreich zu einem neuen Bündnisse, der Heiligen Ligue, der auch Spanien, England und die Schweiz beitraten. In eigener Person führte er nun den Krieg gegen Frankreich, gegen das er in seiner Erbitterung sogar ein türk. Hülfsheer aufbot. Dem von Ludwig XII. und dem Kaiser Maximilian behufs einer Reform des Papstthums 1511 nach Pisa berufenen Concil stellte er 1512 eine allgemeine Kirchenversammlung im Lateran entgegen. Mitten unter großen Entwürfen starb er 21. Febr. 1513. Vgl. Dumesnil, «Histoire de Jules II, sa vie et son pontificat» (Par. 1873). — J. III., 1550—55, hieß eigentlich Gianmaria de' Medici, nannte sich aber nachher del Monte nach dem Stammorte seiner Familie. Er war einer der ausschweifendsten Menschen. Unter Paul III. 1536 zum Cardinal erhoben, wurde er als Principallegat zum Concil nach Trient gesendet, wo er mit Eifer das päpstl. Interesse vertrat. In seinem 66. Jahre wurde er zum Papste gewählt. Im J. 1551 eröffnete er wieder in Trient das Concil, das aber schon 1552 auseinandergehen mußte. Ein Bündniß mit dem Kaiser gegen Frankreich gab er bald nachher wieder auf. Mit Venedig gerieth er wegen der Inquisition in Streit; mit den Nestorianern verhandelte er wegen einer Union. Er starb 1555.

Julklapp, ein in einigen Städten Norddeutschlands noch gegenwärtig üblicher Mummenschanz, erinnert an das Julfest, das dem Sonnengott Frô oder Freyr gewidmete Fest der Wintersonnenwende bei den alten Germanen, an dessen Stelle wir jetzt das Weihnachtsfest feiern. Das Sinnbild der Sonne war das Rad (altnord. hiol, jol), daher der Name. Es begann mit der Nacht zum 25. Dec., der heiligsten Weih- oder Mutternacht, um 12 Tage lang bis zum heiligen Lichttage oder Obersttage zu währen. Während desselben ruhte aller Streit und alle Arbeit, und die Götter hielten ihre feierlichen Umzüge. In den skandinav. Ländern und auch in einigen andern Gegenden (z. B. Mecklenburg und Pommern) werden nun die in der Weihnachtszeit üblichen Geschenke in eigenthümlicher Weise vertheilt. Man wickelt nämlich dieselben in unzählige Hüllen ein, schreibt auf jedes Packet den Namen der Person, für die es bestimmt ist, und läßt es dann von jemand unversehens in das Zimmer werfen, worin sich der oder die zu Beschenkende befindet. Da der Ueberbringer heftig an die Thür klopft, ehe er das Geschenk hineinwirft, wird es J. genannt. Natürlich bietet der eigenthümliche Brauch vielfachen Anlaß zu freudigen, aber auch neckischen Ueberraschungen. Wie der J., so erinnern auch das Jullicht, der Juleber oder Julback (ein Backwerk), die Julgrütze, die Julkeule u. a. an das Heidenthum. In England wird in dieser Festzeit ein gewaltiger Holzklotz, der Yulelog, ins Feuer gelegt und auch die schon den Druiden heilige Mistel aufgehangen, unter welcher dann die Männer jedes weibliche Wesen küssen dürfen.

Jumna, s. Dschamna.

Jung (Jak. Friedr. Alexander), namhafter culturhistor. und philos. Schriftsteller, geb. 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem kath. Gymnasium zu Braunsberg, bezog zu Michaelis 1826 die Universität Berlin, um Theologie und Philosophie zu studiren und ging Ostern 1828 nach Königsberg, wo er seine Studien beendigte und sein erstes theol. Examen absolvirte. Nachdem er mehrere Jahre hindurch als Lehrer gewirkt hatte, widmete er sich dann vorzugsweise der literarischen Thätigkeit, zunächst als Mitarbeiter an Zeitschriften. In den dreißiger Jahren unternahm er mit Rosenkranz, zu dem er in einem engen Freundschaftsverhältniß stand, eine Reise nach Dresden, Prag, Wien u. s. w. und machte die persönliche Bekanntschaft von Ludw. Tieck, Jak. Grimm, Uhland, Ferd. Wolf, Görres, Franz von Baader, Schelling, Varnhagen von Ense, Bettina von Arnim u. s. w., welche vielseitig anregend auf ihn einwirkten und mit denen er dann einen ausgedehnten Briefwechsel unterhielt. In Fragen der Religion, der Literatur und Kunst weicht J. mit seinen oft eigenartigen und originellen Anschauungen vielfach von den Ansichten seiner Zeitgenossen ab. Unter seinen größern Schriften sind hervorzuheben: «Briefe über die neueste Literatur»

Digitized by Google

(Hamb. 1837), «Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen» (Danz. 1842), «Vorlesungen über soziales Leben und höhere Geselligkeit» (Danz. 1844), «Die große Nationalfeier des dritten Universitätsjubiläums zu Königsberg» (Königsb. 1845), «Ueber die Freisinnigkeit innerhalb des Gesetzes» (Kiel 1845), «Elixire gegen die Flauheit der Zeit» (Lpz. 1846), «Königsberg und die Königsberger» (Lpz. 1846), «Frauen und Männer, oder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der beiden Geschlechter» (Königsb. 1847), «Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften» (2 Bde., Königsb. 1848), «Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart» (Stuttg. 1848), in welcher Schrift er sich entschieden von der socialistischen Richtung der Zeit lossagt; «Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrh.» (Mainz 1854), «Briefe über Gutzkow's „Ritter vom Geiste"» (Lpz. 1856), «Das Geheimniß der Lebenskunst» (2 Thle., Lpz. 1858), «Schelling und eine Unterredung mit demselben» (Lpz. 1864), «Ueber Franz von Baader's Dogmatik als Reform der Societätswissenschaft und der gesellschaftlichen Zustände» (Erlangen 1868), «Panacee und Theodicee. Illustrationen, Caricaturen der Gegenwart» (2 Bde., Lpz. 1875). Unter seinen belletristischen Schriften sind die bedeutendsten: «Der Bettler von James Park. Eine Novelle» (Lpz. 1850), «Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman» (5 Thle., Lpz. 1862), «Darwin, ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten» (3 Bde., Jena 1873).

Jung (Joach.) oder Jungius, einer der scharfsinnigsten Gelehrten des 17. Jahrh., geb. zu Lübeck 22. Oct. 1587, widmete sich anfangs der Mathematik und wurde 1609 Professor derselben zu Gießen, legte aber 1614 seine Professur nieder, studirte Medicin und promovirte 1618 zu Padua. Im J. 1624 wurde er wieder Professor der Mathematik zu Rostock. Später lebte er in Braunschweig, dann wieder in Rostock, bis er 1629 Rector am Johanneum zu Hamburg wurde, wo er 23. Sept. 1657 starb. Seines Scharfsinns wegen, den er besonders bei Bekämpfung der scholastischen Philosophie zeigte, stellte ihn Leibniz dem Kopernicus und Galilei zur Seite und wenig niedriger als Descartes. J. gilt als ein Vorgänger Leibniz' in dem Bestreben nach einer Reform der Philosophie. Die Botanik verdankt ihm die erste richtige Feststellung der Begriffe Art und Gattung und die Grundlagen einer Kunstsprache, die erst nach seinem Tode und nach einer Abschrift seiner Dictate (denn er selbst hat nichts drucken lassen) von Joh. Vaget in «Joachim J. isagoge phytoscopica etc.» (Hamb. 1678) bekannt gemacht und später von Linné ausgebildet wurde. Vgl. Guhrauer, «Joachim J. und sein Zeitalter» (Stuttg. 1851); Avé-Lallemant, «Des Dr. J. Jungius aus Lübeck Briefwechsel» (Lüb. 1863), und Goethe's «Fragment über Jungius» (Stuttg. u. Tüb. 1850).

Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling, ein durch seine Lebensschicksale merkwürdiger, phantasiereicher, aber auch überspannter Schriftsteller, wurde zu Im-Grund im Nassauischen von armen Aeltern 12. Sept. 1740 geboren. Er sollte anfangs Kohlenbrenner werden, erlernte dann das Schneiderhandwerk und beschäftigte sich nebenbei mit mystischen Studien. Nachdem er sich etwas erspart, studirte er Medicin zu Straßburg, wo er im nähern Umgange mit Goethe lebte, ließ sich dann zu Elberfeld als Arzt nieder und zeichnete sich besonders als Operateur des Staars aus. Im J. 1778 wurde er an der Kameralschule zu Lautern angestellt und bei Verlegung dieser Anstalt nach Heidelberg als Professor der Landwirthschaft mit dahin versetzt. Dann folgte er 1787 einem Rufe als Professor der Oekonomie und Kameralwissenschaften nach Marburg, kehrte aber 1803 nach Heidelberg zurück und lebte zuletzt ohne öffentliche Anstellung zu Karlsruhe, wo er als bad. Geheimrath 2. April 1817 starb. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit der an tiefen Anschauungen reichen Erzählung seines Lebens: «Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft» (3 Bde., Berl. u. Lpz. 1777—78), der er später «Heinrich Stilling's häusliches Leben» (Berl. 1789) folgen ließ. Beide Werke ließ er dann in einer neuen Gestalt unter dem Titel «Heinrich Stilling's Leben, eine wahre Geschichte» (5 Bde., Berl. 1806) erscheinen. Den Schluß dazu bildet «Heinrich Stilling's Alter» (Heidelb. 1817), herausgegeben von seinem Enkel W. Schwarz. Seine kameralistischen Werke waren für ihre Zeit sehr verdienstlich; berühmter aber machten ihn seine zahlreichen, etwas mystischen Schriften, wie «Theobald, oder die Schwärmer» (2 Bde., Lpz. 1782—85; 3. Aufl., Lpz. 1828), «Das Heimweh», «Der Volkslehrer», «Der christl. Menschenfreund», «Der graue Mann, eine Volksschrift» (Nürnb. 1795—1816), «Das Schatzkästlein», «Theorie der Geisterkunde» (Nürnb. 1808), «Apologie der Theorie der Geisterkunde» (Nürnb. 1809), «Scenen aus dem Geisterreiche» (Frankf. 1797—1801; neue Aufl., Stuttg. 1870). Letztere Schriften erregten das größte Aufsehen und fanden den heftigsten Widerspruch. Von seinen frühern Romanen sind zu nennen: «Geschichte des Herrn von Morgenthau» (2 Bde., Berl. 1779)

Digitized by Google

und «Geschichte Florentin's von Fahlendorn» (3 Bde., Manh. 1781—83); zuletzt ließ er «Erzählungen» (3 Bde., Frankf. 1814—15) erscheinen. Eine schöne Charakteristik J.'s gibt Goethe: «Aus meinem Leben» (Bd. 2). Ausgaben von J.'s «Sämmtlichen Schriften» (14 Bde., 1835—39; 12 Bde., 1841—42 u. 1843—44) sowie seiner «Lebensgeschichte» (zuletzt 1859) sind zu Stuttgart erschienen. Vgl. Bodemann, «Züge aus dem Leben von Johann Heinrich J., genannt Stilling» (Bielef. 1868).

Jung-Bunzlau (böhm. Mladá Boleslav), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im Königreiche Böhmen, am linken Ufer der Iser, hat (1869) 8695 E., fünf Kirchen, von denen eine früher den Böhmischen Brüdern gehörte, ein Piaristencollegium, ein Obergymnasium, eine Bürger- und eine Gewerbeschule und ein Schloß, das jetzt als Kaserne benutzt wird. Die Stadt ist der Sitz des Bezirkshauptmanns, eines Kreis- und Bezirksgerichts, besitzt eine Schafwollwaarenspinnerei und Färberei, zwei Kunstmühlen, ferner Stärke- und Spiritusfabriken und treibt, begünstigt durch ihre vortheilhafte Lage an der Kreuzungsstelle der Turnau-Kralup-Prager und Oesterreichischen Nordwestbahn, einen regen Handel. Ihre Gründung verdankt sie dem Herzoge Boleslaw II. um 995. Im 16. Jahrh. war sie ein Hauptsitz der Böhmischen Brüder, welche hier eine der ersten böhm. Buchdruckereien gründeten. In den Hussitenkriegen und dem Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt (1640 und 1643) arg verwüstet.

Jünger (Joh. Friedr.), deutscher Lustspieldichter, geb. 15. Febr. 1759 zu Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, widmete sich anfangs (1773—77) in Chemnitz dem Handel, studirte dann in Leipzig bis 1780 die Rechte, wendete sich indeß später ganz den schönen Wissenschaften zu. Nachdem er kurze Zeit Hofmeister zweier Prinzen gewesen, ging er nach Weimar und 1787 nach Wien, wo er 1789 als Hoftheaterdichter angestellt, 1794 jedoch entlassen wurde. Seit dieser Zeit lebte er von dem spärlichen Ertrage seiner Schriften so einsiedlerisch fleißig, daß er infolge hiervon einer tiefen, oft an stillen Wahnsinn grenzenden Melancholie verfiel, trotzdem aber die psychologisch merkwürdige Erscheinung bot, daß er gerade in jener Zeit die heitersten Geisteserzeugnisse lieferte. Er starb 25. Febr. 1797. Seinem ersten Romane «Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld» (3 Bde., Lpz. 1781—87) schloß sich in schneller Folge eine Reihe anderer Romane an, die mit dem vielgelesenen «Fritz» (4 Bde., Lpz. 1796—97) endeten. Sie empfehlen sich durch eine frische, leichte und gefällige Erzählung, die tiefere komische Kraft aber geht ihnen ab. Am beifälligsten wurden aufgenommen: «Der kleine Cäsar», ein komischer Roman nach dem Englischen (3 Bde., Lpz. 1782), und «Vetter Jakob's Launen» (6 Bde., Lpz. 1786—92). Größere Verdienste als im Roman erwarb sich J. um die deutsche Bühne. Zwar fehlte es ihm an selbstständiger Erfindungsgabe; doch wußte er sich mit Glück fremde Stoffe zu eigen zu machen. Sein Witz, das Lustige und Feine seiner Intriguen und ein leichter, natürlicher Dialog berechtigten ihn zu einem ehrenvollen Platze unter den deutschen Dramatikern damaliger Zeit. J.'s Lustspiele erschienen in drei Sammlungen, als «Lustspiele» (5 Bde., Lpz. 1785—89), als «Komisches Theater» (3 Bde., Lpz. 1792—95) und als «Theatralischer Nachlaß» (2 Bde., Regensb. 1803—4); seine «Gedichte» wurden von Eck herausgegeben (Lpz. 1821).

Junges Deutschland, ein Name, der, ebenso wie die analogen Bezeichnungen Junges Frankreich, Junges Italien, Junges Polen u. s. w., in den Jahren nach der franz. Julirevolution von 1830 auftauchte und wie jene eine Verzweigung des sog. Jungen Europa (s. d.), einer polit. Verbindung mit revolutionärer Tendenz, bezeichnete. Viel geläufiger ist jedoch die Benennung Junges Deutschland in einem andern Sinne geworden, indem man sie einer rein literarischen Richtung beilegte, die sich in Deutschland in der aufgeregten Zeit nach der franz. Revolution von 1830 geltend machte, und das in Leben, Kunst und Wissenschaft zu bekämpfen suchte, was ihr veraltet und für die Gestaltung einer neuen Culturepoche hinderlich erschien. Diese Polemik wurde in Flugblättern und Zeitschriften, in der Lyrik und in Tendenznovellen, zumal aber in ästhetisch-kritischen Raisonnements aufgenommen. Wienbarg zuerst widmete seine in Kiel über Aesthetik gehaltenen Vorlesungen dem «Jungen Deutschland», der Gemeinschaft der jugendlichen Geister, welche auf dem friedlichen Wege der Ideenentwickelung in der Aesthetik und Poesie wie in den polit., religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen für nöthig hielten. Unter demselben Collectivnamen stellte dann Kühne in der «Zeitung für die elegante Welt» die Schriftsteller Heine, Laube, Gutzkow, Mundt und Wienbarg als diejenigen zusammen, in denen der neue Geist der deutschen Jugend seinen entsprechendsten Ausdruck finde. Die Zeit hat bewiesen, wie wenig übereinstimmend das Talent und die Gesinnungen zwischen den Genannten waren, obschon sie allerdings der Tendenz nach Verwandtes hatten und alle gleichmäßig für die Literatur durch die Ausbildung eines geist-

Digitized by Google

reich pikanten Prosastils von Bedeutung wurden. Die Thätigkeit des Jungen Deutschland war nicht auf die Gewinnung der Masse, sondern der höhern ästhetisch gebildeten Gesellschaftsklasse gerichtet, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß gerade diese Schriftsteller durch geistreiche Auffassung und Behandlung der Zeitfragen manche Anregung in den gebildeten Kreisen gegeben haben. Indem sie aber voreilig ein Programm der Zukunft aufstellten und häufig statt der Sache die Personen angriffen, hatten sie nach vielen Seiten hin Anstoß und Aergerniß gegeben. Es bedurfte daher nur der Denunciation des früher mit Gutzkow innig verbundenen Menzel, um endlich die gegen solche Opposition und Kritik argwöhnischen Regierungen zu dem Verbote der Schriften und literarischen Unternehmungen des Jungen Deutschland, ja selbst der künftigen, zu veranlassen. Diese Maßregel, die sich für die Dauer nicht durchführen ließ, brachte nur zu Wege, daß das durch innere Zerwürfnisse compromittirte Junge Deutschland mit Anstand in den Hintergrund treten konnte. Während die literarische Opposition an die radicalern Junghegelianer überging, wendeten sich die meisten Schriftsteller dieser Kategorie positiven Kunstschöpfungen zu, welche sie großentheils mit dem geistigen Inhalte jener modernen Lebensfragen erfüllten, deren doctrinäre Vorkämpfer sie früher gewesen waren.

Junges Europa. Der mislungene Versuch, Mittelitalien in Aufstand zu versetzen, hatte 1831 und 1832 mehrere ital. Flüchtlinge in die Schweiz geführt, wo Mazzini (s. d.) eine engere, auch in Italien sich verzweigende Verbindung unter ihnen knüpfte. Schon Ende 1832 sprachen die in Rom erscheinenden «Notizie del giorno» vom Plane einer Nationalassociation zur Befreiung Italiens, welche Rom zum Mittelpunkte des Jungen Italien (Giovine Italia) machen wollte. Eine Verschwörung in Piemont, eine Militärconspiration in Neapel, die bald darauf entdeckt wurden, standen wol mit der Thätigkeit des Jungen Italien im Zusammenhange. Mazzini war auch Mitglied der Charbonnerie démocratique, die in Paris ihren Mittelpunkt hatte, und auch das Junge Italien scheint nur ein Zweigverein dieser Verbindung gewesen zu sein. Später veranlaßte Mazzini die Trennung des Jungen Italien, wodurch dieses in eine unabhängige, aber zugleich feindselige Stellung zur Carbonaria kam. Von seiten desselben Parteihaupts und seiner Verbündeten wurde zunächst 1833 eine große Thätigkeit in Bezug auf Savoyen entwickelt. Nach dem vereitelten Savoyerzuge machte Mazzini den Vorschlag zu geheimen Verbindungen unter den Gleichgesinnten verschiedener Nationen, die miteinander im Zusammenhange stehen und einen gemeinschaftlichen Centralausschuß haben sollten. So entstand im Frühjahr 1834 neben dem Jungen Italien ein Junges Polen und ein Neues Deutschland, das sich später Junges Deutschland nannte. Diese drei republikanischen Verbindungen vereinigten sich durch Abgeordnete 15. April 1834 zum Jungen Europa. Ihre Verbrüderungsacte mit dem Wahlspruche «Freiheit, Gleichheit, Humanität» enthielt ein Bekenntniß des Glaubens der Verbündeten an eine Gleichheit und Verbrüderung der Menschen und Völker zu freier und harmonischer Entwickelung. Jede dieser Verbindungen sollte frei und unabhängig bestehen. Die Vereinigung der drei Nationalausschüsse oder ihrer Bevollmächtigten sollte den Centralausschuß bilden. Die Thätigkeit des so constituirten Jungen Europa war zunächst auf Stiftung neuer Verbindungen unter den republikanisch Gesinnten anderer Nationen gerichtet. Die Aufforderung zur Gründung einer Jungen Schweiz scheint nur geringen Erfolg gehabt zu haben. Dagegen kamen zu Lausanne 10. April 1835 und 24. Jan. 1836 Verbrüderungsverträge zwischen dem Jungen Europa mit den Abgeordneten der damals in Ste.-Pélagie zu Paris verhafteten Republikaner sowie mit den ehemaligen Carbonari des Dikasteriums von Ajaccio zu Stande. Dieser neue Zweigverein hieß das Junge Frankreich. Neben dem Jungen Italien gewann das Junge Deutschland (meist aus Handwerkern und polit. Flüchtlingen bestehend) einige Ausdehnung, doch nur für kurze Zeit und nur in der Schweiz nebst einigen franz. Städten. Der leitende Ausschuß bestand aus wenigstens fünf Mitgliedern, und der Verein gliederte sich in Clubs von fünf und mehr Theilnehmern unter eigenen Präsidenten. Die Verbindung schrieb sich eine Gerichtsbarkeit gegen ihre strafbaren und zumal gegen die eines Verraths schuldigen Mitglieder zu. Einige Vorgänge in der Schweiz, wie der an Ludwig Lessing 4. Nov. 1835 bei Zürich verübte Mord und die Versammlung deutscher Handwerker im Steinhölzle bei Bern, veranlaßten die schweiz. Regierungen zu einer cursorischen Untersuchung über die geheimen polit. Verbindungen. Es erfolgten hierauf Ausweisungen von Mitgliedern des Jungen Europa, insbesondere des Jungen Deutschland, womit die Verbindung in ihrem formalen Verbande zerfiel. Nach Analogie der genannten polit. Verbindungen pflegt man in neuester Zeit auch in andern Staaten die Partei, welche eine Neugestaltung bestehender Verhältnisse anstrebt, durch den Beisatz «jung» zu bezeichnen. So spricht man unter anderm

Digitized by Google

von einem Jungen England und einem Jungen Irland sowie von den Jungtürken, als deren hervorragendster Führer Midhat-Pascha (s. d.) anzusehen ist.

Jungfrau, die schönste und imposanteste Berggestalt der Berner Alpen in der Schweiz, erhebt sich im SSO. von Interlaken und Lauterbrunnen, im SW. von Grindelwald und im W. des Finsteraarhorns auf der Grenze zwischen Bern und Wallis zu 4166 Mt. Höhe. Nach W. stürzt der Berg in mächtigen Felsterrassen zum Lauterbrunnenthal ab, nach N. zum wilden Trummletenthal, welches von jenem schluchtartig gegen den Eiger ansteigt; den Ostabhang bekleidet der Jungfraufirn, der zum großen Aletschgletscher herabsteigt, und den Südfuß begrenzen das vergletscherte Roththal und das Lawinenthor (3700 Mt.). Von N. gesehen, erscheint die J. als breite, eisgepanzerte Pyramide, deren großartiger Eindruck durch die vorgelagerten Bergstufen des Silberhorns (3705 Mt.) und des Schneehorns (3415 Mt.) noch verstärkt wird. Von S. und SO. gesehen dagegen, stellt sie sich ziemlich unscheinbar als schlanke Spitze dar. Der höchste Gipfel bildet einen schmalen, etwa 10 Mt. langen Schneegrat. Während das Silberhorn der Juraformation angehört und am Westabhang Quarzit auftritt, besteht die Hauptmasse des Bergs aus Gneis. Außer dem nach SO. sich senkenden Jungfraufirn und den kleinern Firnfeldern des Roththalsattels und des höchsten Gipfels gehören zur J. der nach N. zwischen dem Silberhorn und dem Schneehorn zum Trümletenthal herabsteigende Gießengletscher und der Kühlauenengletscher vom Jungfraujoch. Der südlich von der J. verlaufende Grat bildet hart am Fuße der Spitze den Roththalsattel, schwingt sich jenseit desselben zum Roththalhorn (3946 Mt.) auf und endigt am Lawinenthor, welches die J. vom Gletscherhorn scheidet. Der nordöstlich abzweigende Grat scheidet den Jungfraufirn von den nördl. Gletschern und endigt am Jungfraujoch (3500 Mt.) zwischen J. und Mönch. Die Besteigung der J., zum ersten male 3. Aug. 1811 von den Brüdern Rud. und Hieronymus Meier von Aarau in Begleitung zweier walliser Gemsjäger ausgeführt, wurde seither trotz ihrer nicht unbedeutenden Schwierigkeiten häufig wiederholt; gewöhnlich steigt man von der Clubhütte am Mönchjoch oder von der Hütte am Faulberg aus über den Jungfraufirn zum Roththalsattel über den scharfen, vereisten Gipfelgrat zur Spitze hinauf. Weit schwieriger ist der Weg von Südwesten über die Felswände des Roththals zum Sattel und zur Spitze, der 3. Aug. 1864 zum ersten male von den Engländern L. Stephen, Macdonald, Granfurd und Grove zurückgelegt wurde, und der Weg von Norden, von der Wengernalp aus über den Guggi- und Kühlauenengletscher zum Schneehorn, durch die Silbermulde, das Hochthal zwischen J. und Silberhorn zur Silberlücke und über Firn und Fels zum Gipfel; derselbe wurde zuerst von den engl. Clubisten Young und George 29. Aug. 1865 gemacht. Silberhorn und Schneehorn wurden zum ersten male von E. von Fellenberg von Bern und Karl Baedeker von Kobleuz bestiegen, das Lawinenthor vom Roththal zum Jungfraufirn 1860 von Tyndall und Hawkins, das Jungfraujoch 1861 von Leslie Stephen und fünf andern Engländern zuerst überschritten. Vgl. Studer, «Ueber Eis und Schnee» (Bd. 1, Bern 1869).

Jungfrau von Orléans, s. Jeanne d'Arc.

Jungfrauen (die elftausend), die Gefährten der heil. Ursula, s. Ursula.

Junghuhn (Franz Wilh.), Reisender und Naturforscher, geb. 26. Oct. 1812 zu Mansfeld, studirte zu Halle und Berlin neben Medicin Botanik und Geologie und trat dann als Compagnie-Chirurg in die preuß. Armee. Infolge eines Duells zu 20jähriger Gefangenschaft auf dem Ehrenbreitstein verurtheilt, entfloh er von dort nach 20monatlicher Haft über Frankreich nach Algier, wo er als Arzt in die Fremdenlegion eintrat. In einem Gefechte verwundet, nahm er seinen Abschied, erwirkte sich vom König von Preußen Begnadigung und trat alsdann als Gesundheitsoffizier in die niederländ.-ostind. Armee ein. Nach seiner Ankunft zu Batavia im Oct. 1835 verrichtete J. nur das erste Jahr wirklichen Dienst als Militärarzt, indem es ihm später gelang, sich Gelegenheit zu Reisen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf Java zu verschaffen. Im J. 1840 nach Padang auf Sumatra versetzt, bereiste er das damals noch wenig bekannte Land der Battas. Die Ergebnisse dieser Reise gab er später in dem Werke «Die Battaländer in Sumatra» (2 Bde., Berl. 1847; holländ., 2 Bde., Leid. 1847) heraus. Nach seiner Rückkehr nach Batavia 1842 unternahm er die Untersuchung und topogr. Aufnahme verschiedener Theile von Java, bis die Regierung ihn 1846 mit der vollständigen geolog. Untersuchung dieser Insel beauftragte. Hiermit war er bis Juni 1848 beschäftigt. Fast alle Vulkane Javas wurden von ihm erstiegen. Seiner geschwächten Gesundheit wegen begab er sich 1849 mit Urlaub nach Europa. Hier veröffentlichte er «Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart» (deutsch von Haßkarl, 3 Bde., Lpz. 1852—54, mit Atlas), das Hauptwerk über die

Digitized by Google

Naturverhältnisse jener Insel, nebst «Landschaftsansichten von Java» (11 Blatt, Lpz. 1853) und einer vortrefflichen «Kaart van het eiland Java» (4 Blatt, Amsterd. 1855). Die Beschreibung und Abbildungen der zahlreichen von J. aufgefundenen fossilen Thiere wurden von Herklots, die der fossilen Pflanzen von Göppert, die Bearbeitung von J.'s Herbarium von Miquel, de Briese, Bentham, Molkenboer, Haßkarl u. a. unter dem Titel «Plantae Junghunianae» (Leid. 1851 fg.) begonnen. J. kehrte 1855 nach Java zurück, wo er die Chinacultur leitete, aber schon 24. April 1864 zu Lembang in den Preanger-Regentschaften starb. Von seinen Schriften sind, außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken, noch zu nennen: «Topogr. und naturwissenschaftliche Reisen» (herausg. von Nees von Esenbeck, Magdeb. 1845), «Zurückreise von Java nach Europa» (deutsch von Haßkarl, 1851) und «Licht- en Schaduwbeelden uit de binnenlanden van Java» (4. Aufl., Amsterd. 1866).

Jungle, s. Dschangel.

Jüngling und **Jungfrau.** Das Jünglingsalter umfaßt bei beiden Geschlechtern denjenigen Lebensabschnitt, in welchem sich die Geschlechtsthätigkeit zu entwickeln beginnt und ihre Reife erlangt, also etwa die Zeit vom 13. bis zum 18. oder 20. Jahre; an diese Periode schließt sich die Zeit bis zum vollendeten Wachsthum, bis zum 25. bis 28. Jahre, an. Der Unterschied in den körperlichen und geistigen Verhältnissen beider Geschlechter tritt schon sehr früh hervor, indeß auffallend eigentlich erst um die Mitte der Kindheit. Schon hier beginnt der Knochenbau der Knaben wesentlich stärker, die Muskulatur kräftiger, die Formen weniger gerundet und eckiger zu werden. Schon jetzt beginnt bei den Knaben das Bauchathmen, bei den Mädchen das Brustathmen vorzuwiegen, auch die Stimme bei den Knaben eine etwas tiefere Lage einzunehmen. In gleicher Weise neigt schon jetzt das Gemüth des Knaben mehr zu dem Kräftigen, Starken, das des Mädchens zu dem Zarten, Weichen. (S. Kind.) In allmählicher Ausbildung dieser Unterschiede rückt die Zeit heran, in welcher die Geschlechtsthätigkeit beginnt. Bis dahin sind beide Geschlechter rasch in die Länge, weniger in die Breite gewachsen; von jetzt ab geschieht das Längenwachsthum weniger schnell, und der Körper nimmt mehr an Breite und Fülle zu. Die Ausbildung des Knochengerüstes und der Muskeln wiegt beim Jünglinge bedeutend vor, seine Brust wird breit, der Kehlkopf ist stark entwickelt und die Stimmlage geht, oft ziemlich schnell, um eine Octave und mehr herab, Bart- und Schamhaare sprossen, die Bildung des Spermas beginnt. Bei der Jungfrau füllen und runden sich die Formen immer mehr ab, das Becken gewinnt an Umfang, die Fortpflanzungsorgane bilden sich aus. Wie im ganzen Habitus und in den Gesichtszügen prägt sich auch im Charakter, in der geistigen und gemüthlichen Sphäre der Unterschied immer stärker aus, welcher sich zwischen Mann und Frau geltend macht; nur stehen die psychischen und physiol. Eigenthümlichkeiten im Jünglingsalter noch in ihrer Entwickelung. Zugleich weckt die Pubertätsentwickelung zahlreiche neue Empfindungen und Begierden, die Unbefangenheit der ersten Jugend hört auf und es nehmen gemessene Beziehungen zu dem andern Geschlecht und zu den Erwachsenen platz. Während der Jüngling seiner Anlage und Thätigkeit nach mehr zum selbstständigen Handeln getrieben wird, schließt sich die Jungfrau mehr abwehrend von der Berührung mit Fremdartigem ab. Das Jünglingsalter ist die Zeit der Ausbildung aller Kräfte.

Das rasche Wachsthum, die Umgestaltung von Körper und Seele, der Eintritt neuer Körperthätigkeiten können zahlreiche Störungen im Gesundheitszustand bedingen. Häufig sind bei kräftigen Individuen Blutwallungen nach dem Kopf (Kopfweh, Nasenbluten), nach der Brust (Beklemmung, Herzklopfen, wirkliche Herzerkrankung, Bluthusten, Brustentzündung, Tuberkulose), bei den Mädchen nach den Geschlechtsorganen (Schwere und Druck im Kreuz, Schmerzen vor dem Eintritt der Regel). Typhus und Rheumatismus sind gewöhnliche Krankheiten, im allgemeinen die Erkrankungen häufig, die Sterblichkeit indeß unbedeutend. Die rasche Entwickelung des Gehirns ist oft verknüpft mit extravaganter Stimmung, unklarem Schwärmen, religiösen und geschlechtlichen Verirrungen und häufig unmotivirtem Lebensüberdruß. Daher die in diesem Lebensalter ausbrechende Melancholie, der erotische und religiöse Wahnsinn (auch sog. Brandstiftungstrieb), der Veitstanz, der Beginn der Epilepsie, bei Mädchen hysterische Krämpfe u. dgl., ferner Bleichsucht, Knochenleiden. Schwächliche erstarken aber hinwieder oft und frühere Leiden heilen. Eine zu angestrengte körperliche und geistige Thätigkeit, geschlechtliche Aufregung muß vermieden, verkehrter Geistesrichtung entgegengewirkt werden. Schwächlinge bedürfen besonderer Pflege: methodischer Uebung der Kräfte, guter Luft, kräftiger Nahrung. In den spätern Jünglingsjahren sind die Erkrankungen seltener, aber schwerer, besonders häufig Entzündungskrankheiten (der Brust und des Herzens), Rheumatismus, Typhus, Rothlauf; die

Digitized by Google

Tuberkulose schreitet rasch fort. Bei den Mädchen ist besonders Geneigtheit zur Bleichsucht vorhanden. Eine kräftige geistige und körperliche Anstrengung ist jetzt am Platze. (S. Alter.)

Jungmann (Jos. Jak.), bedeutender slaw. Sprachforscher, geb. zu Hudlitz in Böhmen 16. Juli 1773, Sohn eines armen Landmanns, erhielt seine Vorbildung bis 1788 auf der Piaristenschule zu Beraun, dann auf dem neustädter Gymnasium zu Prag und studirte dann 1793—99 Philosophie und Jurisprudenz auf der Universität in letzterer Stadt. Im J. 1800 wurde er am Gymnasium zu Leitmeritz angestellt, 1815 aber als Humanitätslehrer an das altstädter Gymnasium in Prag versetzt und hier 1835 zum Präfecten erhoben. Bei der Universität bekleidete er 1828 und 1839 das philos. Dekanat und 1840 war er Rector. Seit 1845 in den Ruhestand versetzt, starb er 16. Nov. 1847 zu Prag. J. hatte sich neben seinen Berufsgeschäften mit besonderer Vorliebe sprachwissenschaftlichen, namentlich aber slaw. Studien gewidmet. Seine ersten literarischen Arbeiten waren eine böhm. Uebersetzung von Châteaubriand's «Atala» (Prag 1805) und von Milton's «Paradise lost», die indeß erst 1811 erschien (2. Aufl., Prag 1842). Wichtiger und verdienstlicher blieben seine theils poetischen, theils prosaischen Arbeiten in böhm. Sprache, die er in seinen «Gesammelten Schriften» (Prag 1841) zusammenstellte, worunter Uebertragungen von Gedichten Bürger's und Schiller's. Auch lieferte er eine böhm. Chrestomathie: «Slowesnost» (Prag 1820; 2. Aufl. 1845), welcher eine Stilistik, der erste Versuch dieser Art für die Böhmen, beigegeben ist, und eine «Geschichte der böhm. Sprache und Literatur» (Prag 1825; 2. Aufl. 1849), die als vollständiger, wissenschaftlich geordneter Katalog der gesammten frühern Literatur Böhmens sehr werthvoll ist. Sein Hauptwerk ist indeß das böhm.-deutsche Wörterbuch: «Slownik Cesko-Nemecky» (5 Bde., Prag 1835—39), das an tiefer Sprachkenntniß und Vollständigkeit alle ähnlichen Werke übertrifft.

Jüngster Tag oder Jüngstes Gericht bezeichnet in der kirchlichen Dogmatik das bei der Wiederkunft Christi mit der allgemeinen Todtenerweckung und dem Weltgerichte eintretende Ende der gegenwärtigen Weltperiode. Im Anschlusse an die jüd. Erwartungen von der messianischen Zeit und an bestimmte Aussprüche Jesu erwarteten die Apostel und die gesammte Urkirche die Wiederkunft Jesu, um über alle Menschen das Gericht zu halten (Matth. 25, 31 fg.), die Guten von den Bösen zu scheiden, jenen die Seligkeit, diesen die Verdammniß zuzusprechen. Die Offenbarung des Johannes hat diese Erwartung noch weiter dahin ausgebildet, daß der Messias zunächst die Frommen erwecken und mit diesen sowie mit den noch lebenden Gerechten und den inzwischen sich Bekehrenden in dem von ihm gestifteten irdischen Reiche tausend Jahre lang leben werde. Am Schlusse dieser Periode soll ein neuer, furchtbarer Kampf mit dem Satan losbrechen, doch mit dem Siege des Messias enden, und nun die allgemeine Auferstehung der Todten und das Jüngste Gericht über die Völker erfolgen, damit aber das ewige, göttliche Reich mit dem neuen Himmel und der neuen Erde seinen Anfang nehmen. Mit den Symbolischen Büchern der prot. Kirche blieben allgemein die Theologen der ältern Zeit bei der Bestimmung stehen, daß Christus am Ende aller Dinge kommen werde, um über Lebende und Todte Gericht zu halten. Spätere Theologen hielten zwar die Vorstellung von einem sichtbaren Acte Jesu fest, erklärten aber alles andere, was sonst bei dem Gerichte am Jüngsten Tage erfolgen soll, für Bilder, die von menschlichen Gerichten entlehnt seien, und die man folglich nicht eigentlich zu nehmen habe. Da sich indeß das eine von dem andern nicht trennen läßt, so kann man auch die dereinst sichtbare Erscheinung Jesu zum Weltgericht ebenso wie die übrigen Zukunftserwartungen nur als ein Bild der fortwährend durch den Geist Jesu sich vollziehenden Scheidung unter den Menschen, oder als Symbol des unaufhaltsam siegenden Gottesreichs betrachten, wie die freie Theologie der Gegenwart thut, oder man muß sich mit der neuern Orthodoxie bequemen, jene Bilder sämmtlich wieder buchstäblich zu fassen. Der Jüngste Tag ist sehr oft Gegenstand der künstlerischen Darstellung geworden. Als die hervorragendsten Kunstwerke sind in dieser Beziehung zu nennen: Michel Angelo's Jüngstes Gericht in der Sixtinischen Kapelle zu Rom und Cornelius' Darstellung desselben Gegenstandes in der Ludwigskirche zu München.

Junipĕrus, Pflanzengattung, s. Wachholder.

Junius oder Juni, jetzt der sechste Monat, mit 30 Tagen, war nach dem alten röm. Kalender (s. d.), in welchem das Jahr mit dem März anfing, der vierte und erhielt seinen Namen, wie die Alten selbst angaben, von der Juno, daher er auch von Ovid mensis Junonius genannt wird. Im deutschen Kalender heißt der J. Brachmonat, weil in ihm bei der Dreifelderwirthschaft das Brachfeld bearbeitet wird. Er steht im Zeichen des Krebses und hat als wichtige Lostage (s. d.) Medardus (8.), St.-Vitus (15.), Johannes den Täufer (24.), Petri und Pauli (29.). Seine wichtigste landwirthschaftliche Verrichtung ist die Heuernte.

Digitized by Google

Junius (Briefe des). Die sog. Briefe des J. sind eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der polit. Literatur der Engländer. Dieselben erschienen unter dem Pseudonym Junius im «Public Advertiser» vom 21. Jan. 1769 bis 21. Jan. 1772 und griffen die Mitglieder des Cabinets und andere Staatsbeamte, die Tribunale, das Parlament, selbst die Person des Königs schonungslos an, aber mit Talent, Sachkenntniß und Beredsamkeit. Ein deshalb wider den Herausgeber, den Buchdrucker Woodfall, 1770 von der Regierung erhobener Libellproceß endigte ohne Resultat. J. veranstaltete selbst zu Anfang 1772 eine Gesammtausgabe seiner Briefe, für welche er eine Widmung an das engl. Volk und eine Vorrede verfaßte. Eine neue Ausgabe der Briefe des J. in drei Bänden publicirte Woodfall's, des ersten Verlegers, Sohn 1812; in derselben wurden zuerst die zahlreichen Privatbriefe des J. an seinen Verleger sowie andere vom jüngern Woodfall großentheils auf durchaus unsichere Vermuthungen hin dem J. zugeschriebene, unter den verschiedensten Pseudonymen publicirte Briefe polit. Inhalts abgedruckt. Eine fernere neue Ausgabe wurde von John Wade veranstaltet («Junius. A new and enlarged edition», 2 Bde.; Bd. 1, Lond. 1873; Bd. 2, Lond. 1865) und dieser eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Hypothesen und Muthmaßungen über den Ursprung der Briefe sowie die an den Demagogen Wilkes und an Lord Chatham gerichteten Privatbriefe beigegeben. Namentlich werden darin angegriffen die Herzoge von Grafton und Bedford, die Lords Mansfield, North, Hillsborough und Granby, Sir William Draper, der berühmte Jurist Blackstone und andere Anhänger der Politik Georg's III. Doch wendet sich der Tadel des J. auch vielfach gegen die Mitglieder der Opposition, so gegen Wilkes, Horne, Tooke u. a. Nur wenige werden geschont, wie Lord Holland und dessen Sohn Charles Fox; Lord Camden, George Grenville und Lord Chatham sind die einzigen, denen J. seine Anerkennung nicht versagt. Uebrigens sind die Briefe trotz der Rücksichtslosigkeit ihrer Sprache und der in ihnen offen bekannten Nichtachtung des Königs ganz im monarchischen Geiste der brit. Verfassung geschrieben. Die Schreibart ist gedrängt, zuweilen epigrammatisch, nie unklar, im Ausdruck sicher und fest, sparsam in Metaphern und Schmuck und dabei sorgfältig genau, sodaß man den Verfasser den ersten Prosaisten Englands beizählen kann. Das Publikum erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Person des Autors. Man schrieb die Briefe General Lee, Glover, Edm. Burke, dem Genfer Delolme, dem Herzog von Portland, Lord Temple u. a. zu, doch ohne eine dieser Vermuthungen auch nur annähernd begründen zu können. Nach dem Erscheinen der von Woodfall dem Jüngern besorgten Ausgabe der Privatbriefe des J. behauptete John Taylor in einer 1813 erschienenen Schrift («A discovery of the author of the letters of J.»), der als Gelehrter und polit. Schriftsteller jener Zeit bekannte Dr. Francis habe die Briefe verfaßt, sein Sohn Philip Francis habe sie abgeschrieben und zum Drucke besorgt, änderte aber 1816 («The identity of J. with a distinguished living character established») seine Vermuthung dahin ab, daß der jüngere Francis, damals ein hoher Beamter außer Dienst und wegen des ihm verliehenen Bathordens in den Ritterstand erhoben, der alleinige Urheber der Briefe sei. Der heftige und bittere Charakter dieses Mannes, der Stil seiner Reden und Briefe haben in der That so viel von dem eigenthümlichen Typus des J. an sich, auch stimmt Francis' Handschrift mit der augenscheinlich verstellten Handschrift des J. so wesentlich überein, daß Macaulay in seinem Aufsatze über Warren Hastings (zuerst in der «Edinburgh Review», 1841) die Indicien für stark genug zur Begründung einer Criminalanklage gegen Francis erklärt. John Jaques wies in seiner «History of J. and his works» (Lond. 1842) auf den aus dem Siebenjährigen Kriege bekannten Lord George Sackville hin, jedoch ohne diese schon früher aufgestellte Hypothese mit irgendwelchen beachtenswerthen Gründen unterstützen zu können. Sir David Brewster glaubte den wahren J. in dem Iro-Scoten Laughlin Maclean, der 1768 Parlamentsmitglied für Arundel, 1773 General-Kriegscommissar war und 1777 bei der Rückkehr von Westindien verunglückte, entdeckt zu haben; doch fand diese Meinung wenig Anklang. Dagegen brachte Sir Fortunatus Dwarris in «Some new facts as to the authorship of the letters of J.» (Lond. 1850) neue Beweise für die Autorschaft des Sir Philip Francis vor. Neuerdings (1859) hat J. Symons den Verfasser der Juniusbriefe in William Burke, dem Bruder des berühmten Parlamentsredners, erkennen wollen, ohne jedoch überzeugende Gründe für diese Vermuthung aufzustellen. In neuester Zeit ist die schon früher am gründlichsten vertheidigte Autorschaft Sir Philip Francis' wieder von Edward Twisleton aufgenommen und durch die von demselben veranlaßte sorgfältige Vergleichung der Handschrift des J. und des Sir Philip Francis die Thatsache, daß letzterer die Briefe geschrieben, zu einer kaum anfechtbaren Gewißheit erhoben worden («The handwriting of J. professionally investigated. By Mr. Charles Chabot,

Digitized by Google

Expert. With preface and collateral evidence. By the Hon. Edward Twisleton», Lond. 1871). Sir Philip Francis (geb. 22. Oct. 1740 in Dublin) war zur Zeit des Erscheinens der Briefe des J. First Clerk im Kriegsministerium. Seine Entlassung 1772 ist der Anlaß der unzweifelhaft von J. herrührenden, aber unter den Namen Veteran, Nemesis und Scotes publicirten, gegen den damaligen Kriegsminister Lord Barrington gerichteten Briefe. Die 1773 erfolgte Ernennung des entlassenen untergeordneten Beamten zum Mitgliede der obersten Regierungsbehörde für Bengalen hat Grund zu der bisher vollkommen unerwiesenen Vermuthung gegeben, Francis habe sich die hohe und einträgliche Stellung durch das Geständniß seiner Autorschaft und die Zusicherung fernern Schweigens verschafft. In Bengalen trat Francis sofort in einen schroffen Gegensatz gegen den Statthalter Warren Hastings und die hergebrachte Politik der Ostindischen Compagnie, vermochte aber nicht, seinen Anschauungen zum Siege zu verhelfen. Vielmehr nahm er, nachdem seine Entzweiung mit Hastings zu einem Duell geführt hatte, in welchem Francis schwer verwundet worden war, 1780 seine Entlassung und kehrte nach England zurück, wo er längere Zeit hindurch Mitglied des Unterhauses gewesen ist, ein öffentliches Amt aber nicht wieder bekleidet hat. Er starb 23. Dec. 1818. Vgl. «Memoirs of Sir Philip Francis K. C. B. With correspondence and journals» (2 Bde., Lond. 1867); F. Brockhaus, «Die Briefe des J.» (Lpz. 1876). Von den deutschen Uebersetzungen des J. ist die von Arnold Ruge (3. Aufl., Lpz. 1867) zu nennen.

Juno ist der röm.-italische Name der Göttin, welche im wesentlichen der griech. Here entspricht. Diese, nach der allgemein angenommenen Sage die eheliche Gemahlin des Zeus (s. Jupiter), erscheint ihrer ursprünglichen Naturbedeutung nach den einen mehr als eine Göttin des Himmels, der Luft oder des Mondes, den andern als eine Erdgöttin. Die letztere Bedeutung tritt besonders hervor in der Sage von der heil. Hochzeit des Zeus und der Here, der symbolischen Darstellung der Befruchtung der Erde durch die Frühlingsregen, die wir in verschiedenen Gegenden Griechenlands, wie auf den Inseln Samos, Kreta und Euböa, am Kithairon in Böotien, in Attika und Argolis, vorfinden. Die argivische Legende speciell berichtete, daß Zeus die Gestalt eines Kukuks (des Frühlingsvogels) angenommen und unter Sturm und Regenschauer sich in den Schos der Here geflüchtet und, als diese ihn mitleidig aufgenommen, sich in seiner wahren Gestalt ihr offenbart und mit ihr vermählt habe. Auch die schöne Erzählung in der Ilias, wie Here, welche die Griechen begünstigt, auf dem Gipfel des Ida den Zeus, der den Troern Sieg verleihen will, mit Liebesverlangen entzündet, sodaß er die Kämpfenden vergißt, ist aus diesem Sagenkreise entnommen. Ebenso führt die Verehrung der Here als Ehegöttin (H. Teleia) auf diese Vorstellung zurück. Als Göttin der Luft dagegen, insbesondere des Wolkenhimmels, erscheint Here in der Sage von Ixion, der statt ihrer ein aus einer Wolke geformtes Bild umarmt, endlich als Mondgöttin, besonders in ihrer Verehrung an Neumondstagen und als Göttin der Entbindung, in welcher Eigenschaft sie freilich frühzeitig außer hinter Eileithyia (s. Ilithyia) hinter Artemis zurücktrat. Wahrscheinlich sind auf J. Eigenschaften von andern Göttinnen, wie von der Dione von Dodona übertragen und ist erst allmählich aus der Verbindung und Umbildung verschiedener Elemente die eigenartige Gestalt der Gemahlin des höchsten Gottes herausgebildet worden, die als solche dann vor allem Ehe- und Hochzeitsgöttin ist. Die römische J. ist, wie schon ihr Name (der das Femininum zu Jovis genannt werden kann) zeigt, ursprünglich sicher eine Göttin des Himmels und des himmlischen Lichts, speciell des Mondes, und wird als solche am ersten Tage (den sog. Kalenden) jedes Monats verehrt. Damit hängt aufs engste zusammen ihre Verehrung als Geburtsgöttin, welche die Kinder ans Licht der Welt führt (J. Lucina). Ferner wird sie dann als Stifterin und Schirmerin jedes Ehebündnisses (als J. Pronuba) und überhaupt als Beschützerin der Hausfrauen (Matronä, daher das Fest Matronalia, welches Anfang März der J. Lucina zu Ehren gefeiert wurde), endlich als «Himmelskönigin» (J. Regina als Gemahlin des Jupiter Rex) verehrt. Außerdem gab es noch einige altitalische Culte der J., welche die Römer von benachbarten Stämmen aufgenommen hatten, wie den der J. Lanuvina aus dem latinischen Lanuvium, den der J. Curitis (oder Quiritis) von den Sabinern, den der J. Cupra von den Picentinern. Die bildende Kunst stellt die Here dar als das Ideal gereifter weiblicher Schönheit, mit völligen, aber von Ueberfülle freien Formen, mit ehrfurchtgebietendem Ausdruck des Antlitzes, vollständig bekleidet mit Ober- und Untergewand, nur Hals und Arme entblößt, auf dem Haupte häufig den Schleier und regelmäßig einen öfter mannichfach verzierten diademartigen Kopfschmuck (Stephane); in der einen Hand trägt sie gewöhnlich das Scepter, in der andern bisweilen einen Granatapfel oder auch eine Schale; beigegeben ist ihr nicht selten der

Digitized by Google

Pfau. Die berühmteste Darstellung der Göttin war im griech. Alterthum das von Polyklet gefertigte Kolossalbild aus Gold und Elfenbein im Heraion bei Argos; unter den erhaltenen nehmen einige wol mit Recht auf ein Original des Praxiteles zurückgeführte Statuen, unter welchen die Kolossalstatue im Vatican hervorragt, eine Büste strengen Charakters in Neapel, welche von einigen für eine Nachbildung nach Polyklet gehalten wird, und der großartige Kolossalkopf in der Sammlung der Villa Ludovisi in Rom (J. Ludovisi) den ersten Rang ein. Vgl. Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (besonderer Theil, 2. Bd., 1. Thl., Lpz. 1873; mit Atlas 1873—76); Roscher, «Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer» (Heft 2, «J. und Hera», Lpz. 1875). — J. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Junot (Andoche, Herzog von Abrantes), franz. General, geb. 23. Oct. 1771 zu Bussy-le-Grand, war beim Ausbruch der Revolution Student der Rechte, trat aber 1792 als Gemeiner in ein Freiwilligenbataillon. Seine Unerschrockenheit während der Belagerung von Toulon (1793), wo er im Geschützfeuer ruhig niederschrieb, was ihm der Artilleriecommandant Bonaparte dictirte, und, als eine einschlagende Bombe beide mit Erde überschüttete, die lakonische Aeußerung that: «Gut, so brauchen wir keinen Streusand», brachte ihm die Gunst und die Bekanntschaft Bonaparte's, zu dessen «Getreuen» er fortan gehörte. Er begleitete 1796 Bonaparte als Adjutant nach Italien, sodann nach Aegypten, wurde rasch Brigadegeneral, 1800 Commandant von Paris und Divisionsgeneral und vermählte sich 1799 mit Fräulein Laurette Permon, einer Dame, mit deren Familie auch Bonaparte Umgang gehabt. Bei Errichtung des Kaiserreichs (1804) wurde J. Generaloberst der Husaren und Großoffizier der Ehrenlegion. Napoleon, der namentlich mit dem Betragen von Madame J. unzufrieden war, schickte ihn 1805 als Gesandten nach Lissabon. Aber bald verließ er diesen Posten eigenmächtig, erschien bei der franz. Armee in Deutschland und schlug sich tapfer in der Schlacht von Austerlitz. Im Juli 1806 ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Paris und Commandanten der 1. Militärdivision. In dieser Stellung compromittirte er sich vielfach und lebte wüst und verschwenderisch, sodaß ihm Napoleon 1807 das Commando über ein bei Salamanca zur Besetzung Portugals gebildetes Armeecorps übertrug. J. führte dieses Corps im Nov. 1807 unter den größten Beschwerlichkeiten von Spanien nach Portugal, langte am 23. mit einem Theil der Truppen zu Abrantes an und marschirte von hier mit 1500 Grenadieren auf Lissabon, das er 1. Dec. besetzte. Regierung und Volk unterließen in der Ueberraschung jeden Widerstand. Napoleon bestätigte J. als Generalgouverneur Portugals und erhob ihn zum Herzog von Abrantes. Als aber der Aufstand von Spanien nach Portugal übergriff und eine engl. Armee unter Wellington im Aug. 1808 landete, zeigte er sich ganz unfähig. Ohne Vorbereitung warf er sich den Engländern entgegen und schloß, nachdem er bei Vimeiro geschlagen worden, 30. Aug. 1808 die Convention von Cintra ab. J. kämpfte dann 1809 gegen Oesterreich und wurde 12. Juni bei Berneck von General Kienmayer geschlagen. Er erhielt 1810 wieder ein Commando in Spanien und drang unter Masséna's Oberbefehl in Portugal ein, wo er während des Feldzugs schwer im Gesicht verwundet wurde. Im J. 1811 war er Gouverneur von Illyrien. Im Feldzuge von 1812 gegen Rußland führte er ein Armeecorps, doch ohne Thatkraft. Er mußte 1813 als Generalgouverneur der Illyrischen Provinzen nach Venedig abgehen, und verfiel hier unter körperlichen und moralischen Leiden in Geisteszerrüttung. Man brachte ihn nach Montbard im franz. Depart. Côte d'Or, wo er sich in einem heftigen Anfalle 22. Juli 1813 aus dem Fenster stürzte und den Schenkel brach. Einige Tage darauf (29. Juli) starb er infolge der Amputation. Seine Gattin, **Laure, Herzogin von Abrantes** (geb. zu Montpellier 6. Nov. 1784), wurde zur Hofdame der Mutter des Kaisers ernannt und zerrüttete durch verschwenderisches Leben die Vermögensverhältnisse der Familie. Als Witwe lebte sie in dürftigen Verhältnissen vom Ertrage ihrer Feder, schrieb Feuilletons, Memoiren, namentlich «Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration» (18 Bde., Par. 1831—35), und Romane, «L'amirante de Castille» (1832), «Scènes de la vie espagnole» (1837), «Histoire des salons de Paris» (1837), und starb 7. Juni 1838 im Nonnenkloster Abbaye-aux-bois bei Paris. — **Napoléon Andoche J., Herzog von Abrantes**, der älteste Sohn des Vorigen, geb. 1807, erhielt von Ludwig XVIII. den Herzogstitel zurück und widmete sich der diplomatischen Laufbahn, die er aber zerrütteter Privatverhältnisse wegen aufgeben mußte. Er wandte sich sodann der Schriftstellerei zu, verfaßte kleine Theaterstücke und novellistische Arbeiten, darunter «Les Boudoirs de Paris» (6 Bde., Par. 1844—45), und starb im März 1851. — Sein jüngerer Bruder, **Adolphe Alfred Michel J.**, geb. 1810, erbte den Herzogstitel und starb als franz. Oberst-

Digitized by Google

lieutenant 23. Juli 1859 infolge seiner Verwundung in der Schlacht bei Solferino. — Die ältere Schwester der Brüder, Josephine J. d'Abrantes, verehel. Amet, geb. 1802, hat moralische Erzählungen veröffentlicht, während die jüngere, Constance J. d'Abrantes, verehel. Aubert, geb. 1803, als Romanschriftstellerin und Journalistin bekannt geworden ist.

Junta, d. i. Vereinigung, heißt in Spanien, etwa dem im übrigen Europa gebräuchlichen Comité entsprechend, jede zur Erledigung irgendeiner politischen oder Staatsangelegenheit zusammengetretene oder niedergesetzte Versammlung. Ehedem nannte man so vorzugsweise die ohne Berufung durch den Monarchen eigenmächtig zusammengetretenen Versammlungen der Volksrepräsentanten und mitunter auch die ordentlich einberufenen Cortes selbst. Karl II. ernannte aus Staatsmännern eine Große J. zur Bestimmung der Competenz der Inquisition. Am berühmtesten ist die von Napoleon 1808 nach Bayonne zusammenberufene J. sowie die von den aufgestandenen Spaniern gebildete Centraljunta mit ihren Provinzialjunten. Als im Herbst 1868 die Revolution den bourbonischen Thron stürzte, bildete sich in Madrid eine Centraljunta als Gesammtvertretung aller revolutionären Junten des Landes, welche sodann der provisorischen Regierung (Serrano, Prim, Topete) die ausübende Gewalt übertrug. Durch die unter Alfons XII. erfolgte Aufhebung der baskischen Fueros ist die sog. Junta foral, welcher die Wahrung der Sonderrechte der Baskenländer oblag, ihrer Bedeutung entkleidet worden.

Jupiter (zusammengesetzt aus Jovis pater) ist der röm. Name des von allen Völkern des indogerman. Stammes verehrten Gottes des Himmels und himmlischen Lichts, welchen die Griechen Zeus nannten. In den ältesten Zeiten wurde er von diesen als reine Naturgottheit, besonders als der Urheber des Gewitters, des befruchtenden Regens und der kühlenden Winde angebetet in heil. Hainen (wie in Dodona in Epirus, wo man in dem Rauschen der Blätter eines mächtigen Eichbaums seine Offenbarungen zu vernehmen glaubte) und auf hohen Bergesgipfeln, die man als seinen Wohnsitz auffaßte (Zeus Akraios, Hypatos oder Hypsistos). Besonders wurde die Vorstellung, daß das hoch in die Wolken emporragende Haupt des Olympos an der Nordgrenze Thessaliens der Sitz des Zeus sei, frühzeitig bei den Griechen allgemein gültig und der Cult des Zeus Olympios, unterstützt durch die Bedeutung der zu Olympia in Elis gefeierten großen Nationalspiele, über ganz Griechenland verbreitet. Der Mythus, durch welchen die alte Naturgottheit zu einer lebendigern, für das menschliche Vorstellungsvermögen faßbaren Persönlichkeit ausgeprägt wurde, machte den Zeus zum Sohne des Kronos, des Sohnes des Uranos (daher er Kronion oder Kronides genannt wird) und der Rhea, der Tochter der Gaia, zum Bruder des Poseidon und Hades, der Hestia, Here und Demeter, und zwar ließ ihn die verbreitetste Sage auf der Insel Kreta (einem Hauptsitze des ältesten Zeuscultus) in einer Grotte des Berges Ida, wohin Rhea sich geflüchtet hatte, um das Kind vor dem Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang, zu verbergen, geboren und von der Ziege Amaltheia und den Bienen des Gebirgs mit Milch und Honig (oder von Tauben mit Ambrosia) ernährt werden, während die Kureten durch ihre Waffentänze das Schreien des Kindes übertäubten. Kronos verschlingt, durch Rhea überlistet, statt des Neugeborenen einen in Windeln gewickelten Stein. Sobald Zeus herangewachsen, nöthigt er unter Beihülfe der Metis (der Personification der Klugheit) den Kronos, die früher verschluckten Kinder wieder von sich zu geben, und beginnt, unterstützt von diesen, von den Cyklopen (s. d.), den Hekatoncheiren (hundertarmigen Riesen), der Themis, dem Prometheus und dem Okeanos, den Kampf gegen seinen Vater, in welchem er Sieger bleibt. Kronos und die Titanen (s. d.), die auf dessen Seite gestanden, werden in den Tartaros gestürzt, und eine neue Weltordnung wird begründet, die Herrschaft der olympischen Götter, an deren Spitze Zeus als König und Vater der Götter mit seiner Schwester Here, die er zu seiner Gemahlin erhebt, steht. Er hat mit verschiedenen Göttinnen eine Anzahl Kinder erzeugt, welche dem Kreise der olympischen Götter angehören: mit Here den Ares und Hephästos (letztern gebiert nach einer andern Sage Here allein ohne Zuthun eines Mannes), die Hebe und Eileithyia; mit Dione die Aphrodite, mit Leto Apollon und Artemis, mit Maia den Hermes, aus seinem eigenen Haupte die Athene. Ferner zeugt er eine Anzahl anderer Gottheiten, die, wenn auch nicht zu den Olympiern gezählt, doch allgemein als wahrhafte Götter angesehen und verehrt werden: mit Demeter die Persephone, mit Semele den Dionysos, mit Themis die Horen und Moiren (Parzen), mit Eurynome die Chariten (Grazien), mit Mnemosyne die Musen, mit Leda die Dioskuren. Während nun aber von diesen allen nur Here und die mit dieser wol auch identificirte Dione als seine rechtmäßige Gemahlin galt, so sanken einzelne von diesen, wie Leda und Semele, und vollends die Mütter von Söhnen, welche mit der Zeit nicht mehr für Götter, sondern nur für Heroen (s. d.) galten, in Sage und

Digitized by Google

Dichtung zu sterblichen Frauen herab. Der gewaltigste von diesen Heroen ist Herakles, mit dessen Hülfe er im Verein mit den übrigen Göttern die gewaltigen Giganten (s. d.), welche die neue Weltordnung umzustürzen versuchen, siegreich zu Boden wirft, den aber allerdings auch Zeus in den Olymp aufnimmt. Andere Zeussöhne sind Perseus (von Danae), Minos, Rhadamanthys und Sarpedon (von Europa), Epaphos (von Io), Äakos (von Aegina), Arkas (von Kallisto), Amphion und Zethos (von Antiope) u. a. m.; fast jedes der alten griech. Königshäuser rühmte sich eines solchen Heroen als Ahnherrn, der von Zeus abstammen sollte.

Aus den physischen und theogonischen Mythen entwickelte sich unter Einfluß des Epos, der lyrischen Poesie und der attischen Tragödie allmählich die würdige und erhabene Vorstellung von Zeus als dem höchsten, allmächtigen und allsehenden Weltherrscher, dem Urquell und Beschützer alles Rechts und aller Ordnung im Familien- und Staatsleben, eine Vorstellung, die besonders in zahlreichen Beinamen, mit welchen er angerufen wurde, sich ausgeprägt hat. So betete man zum Zeus Herkeios als dem Schirmer des Hauses, zum Zeus Polieus, Bulaios und Agoraios als dem Beschützer der Stadt, der Raths- und Volksversammlungen, zum Zeus Horkios als dem Wächter des Eides, zum Zeus Philios und Hetaireios als dem Urheber aller Freundschaft und Genossenschaft, zum Zeus Xenios und Hikesios als dem Beschirmer und Rächer der Fremden und Hülfesuchenden, zum Zeus Soter und Eleutherios als dem Erretter und Befreier von allem Uebel, u. s. w. Die Dike, die Personification des Rechts, wird seine Beisitzerin genannt, alle Weissagung (Mantik) durch Orakel oder sonstige Zeichen geht von ihm aus. J. ist so der «höchste der Herrscher», der «König und Vater der Götter und Menschen».

Auch der italisch-römische J. ist aus einem Naturgott des Himmelslichts, des Gewitters und befruchtenden Regens frühzeitig ein polit. Gott geworden, besonders in dem Culte, welcher ihm seit alten Zeiten auf dem Capitolinischen Hügel (als J. Capitolinus) geweiht war. Hier erscheint er zunächst als Gott der Schlacht, der Sieg und Beute verleiht (J. Stator, Victor, Feretrius), dann als Beschützer der Treue und des Rechts, indem die Culte der Fides, des Dius Fidius und des Terminus mit dem seinigen aufs engste verbunden sind; endlich als Inbegriff aller Macht und Gnade, als J. Optimus Maximus («der Beste und Größte») wie auch «J. Rex» («König J.»). Sein Priester, der Flamen Dialis, ist der vornehmste unter den Flamines und soll dem ganzen Volke ein Musterbild von Würde und Reinheit sein.

In der Plastik ist das Ideal des Zeus vornehmlich durch Phidias in der berühmten Kolossalstatue aus Gold und Elfenbein, welche er für den Tempel in Olympia ausführte, ausgebildet worden. Es sind zahlreiche Statuen (theils sitzende, theils stehende) und Köpfe (der berühmteste der von Otricoli, jetzt im Vatican in Rom) erhalten, die uns freilich von der Erhabenheit jenes Meisterwerks, von dem sie sich alle mehr oder weniger stark entfernen, während gewisse Münzen von Kopf und Composition des Ganzen weit richtigere Abbildungen, aber freilich im kleinsten Maßstabe geben, nur einen schwachen Abglanz erkennen lassen. Der Gott wird dargestellt mit majestätischer Ruhe thronend oder stehend, einen milden Ernst in dem von gewaltigen Locken umsäumten Antlitz; die Brust ist in der Regel entblößt, der Unterkörper mit einem einfachen Gewande bedeckt; auf der Rechten trägt er die Göttin des Siegs (Nike) oder eine Schale als Symbol des Cultus, oder hält damit das Scepter, in der Linken den Blitz; neben ihm sitzt gewöhnlich der Adler. Vgl. außer den Werken über griech. Mythologie: David, «J., recherches sur ce dieu, sur son culte et sur les monuments qui le représentent» (2 Bde., Par. 1833); Overbeck, «Beiträge zur Erkenntniß und Kritik der Zeusreligion» (Lpz. 1861) und «Kunstmythologie» (besonderer Theil, 1. Bd., Lpz. 1871; mit Atlas 1872—73); Sybel, «Das Bild des Zeus» (Marburg 1876).

Jupiter (♃), größter Planet unsers Systems, überwiegt sowol dem Volumen als der Masse nach alle andern Planeten zusammengenommen. Die mittlere Entfernung von der Sonne ist nahe $5^1/_5$ mal größer als die der Erde, oder gleich 773 Mill. Kilom. Die Excentricität der Bahn ist gleich $^1/_{20}$ der mittlern Entfernung; daher steht der J. in seinem Aphelium (Sonnenferne) 817 und in seinem Perihelium (Sonnennähe) nur 742 Mill. Kilom. von der Sonne ab. Die Neigung der Bahn gegen die Ebene der Ekliptik beträgt 1° 18′,7, die Länge des aufsteigenden Knotens (Durchschnittspunkt der Bahn mit der Ekliptik) ist 98° 54′,3 (1850). Der kleinste Abstand von der Erde ist 592, der größte 975 Mill. Kilom., der wahre Durchmesser 143,800 Kilom. also fast 12 mal größer als der Erddurchmesser, der scheinbare ist zwischen 31 und 51 Secunden. Die Masse ist nahe 300 mal größer als die der Erde, die Dichtigkeit nur $^1/_4$ der irdischen, die synodische Umlaufszeit 4332 Tage 14 Stunden (nahe 12 Jahre), die Rotationszeit 9 Stunden 55,5 Minuten, woraus sich die große Abplattung des J. erklärt, welche 0,073 beträgt.

Digitized by Google

In seiner mittlern Entfernung sind die Durchmesser des J. nach Struve 38,3″ und 35,5″. Der J., im Fernrohr betrachtet, zeigt mehrere dunkle Streifen, die Veränderungen unterworfen sind; sie stehen dem Aequator des J. und zugleich der Ekliptik nahe parallel. Höchst wahrscheinlich gehören diese Streifen der Atmosphäre des J. an. In den dunkeln Streifen sehen wir vermuthlich den Körper des Planeten selbst, und zwar solche Gegenden, über welchen der Himmel heiter ist. Der J. wird bei seinem Laufe um die Sonne von vier Monden (Jupitertrabanten) begleitet, die schon mit schwachen Fernröhren gesehen werden und daher bald nach Erfindung des Fernrohrs entdeckt wurden (ziemlich gleichzeitig von Simon Marius oder Mayer in Ansbach 1609 und von Galilei in Pisa 1610). Wegen der geringen Neigung ihrer Bahnen gegen die Bahn des J. und gegen die Ekliptik erscheinen sie immer in beinahe gerader Linie. Ihre Durchmesser betragen 3777, 3391, 5535, 4741 Kilom., wonach der zweite dem Monde der Erde nahe gleichkommt, die andern aber merklich größer sind. Ihre Abstände vom J. betragen 6, $9^2/_3$, $15^1/_2$, 27 Halbmesser des J.; ihre Umlaufszeiten um den Hauptplaneten dagegen $1^3/_4$, $3^1/_2$, $7^1/_6$ und $16^2/_3$ Tage. Die drei nächsten Monde werden bei jedem Umlaufe verfinstert, indem sie durch den Schatten des J. gehen, der vierte in der Regel auch. Diese Verfinsterungen sind von Römer benutzt worden, um die Geschwindigkeit des Lichts zu bestimmen; sie geben auch ein bequemes aber wenig sicheres Mittel ab, um die geogr. Länge eines Ortes zu finden. Alle vier Monde können gleichzeitig nicht verfinstert werden, da zwischen den Bewegungen der ersten drei Satelliten das Gesetz besteht, daß die mittlere Länge des ersten Satelliten vermehrt um die doppelte mittlere Länge des dritten Satelliten gleich ist der dreifachen mittlern Länge des zweiten Satelliten vermehrt um 180 Grad. Vgl. Hansen, «Ueber die Störungen der großen Planeten, insbesondere des J.» (Lpz. 1875).

Jura (Mons Jurassus) heißt der ganze Zug von Mittelgebirgen, der, hauptsächlich aus Kalksteinen der Juraformation (s. d.) bestehend, sich westlich von den Alpen vom Winkel zwischen Ain und Rhône an in nordöstl. Richtung bis zum obern Main 750 Kilom. weit erstreckt. Der Durchbruch des Rheins zwischen Schaffhausen und Basel theilt den Gebirgszug in zwei Hauptabtheilungen, den Schweizer und den Deutschen J. Der Schweizer J., auch der Französische J., in der deutschen Schweiz oft Leberberg genannt, etwa 300 Kilom. lang, 30—50 Kilom. breit, beginnt südwestlich von Genf bei dem Durchbruch des Rhône, folgt dann der franz.-schweiz. Grenze und tritt endlich ganz auf Schweizergebiet über. Er besteht aus langgedehnten, nach NO. allmählich niedriger und breiter werdenden Parallelketten, an welche sich im W. und N. breite Hochflächen anlegen. Der höchste Rücken ist der südöstliche, den Alpen zugekehrte, der mit steilen, mauerartigen Felswänden schroff aus der Hochebene aufsteigt; gegen die Thäler der Saône, des Doubs und des Rheins senkt sich das Gebirge stufenweise. In den Plateaux des J. sind die Schichten des Gesteins horizontal gelagert; im Kettenjura bilden sie Gewölbe, bald geschlossene, bald geöffnete oder gesprengte, zwischen deren klaffenden Schenkeln sich in der Längsrichtung Spaltenthäler oder Comben hinziehen. Zwischen den Hauptketten dehnen sich einförmige Längenthäler aus, Mulden, von synklinalen Schichten gebildet; seltener sind die Querthäler oder Klusen, welche, die wildesten und malerisch schönsten Partien des J. bildend, schluchtartig mit schroffen Thalwänden die Ketten durchbrechen; wenn dieselben eine Kette nicht der ganzen Breite nach durchsetzen, so heißen sie Gräben (franz. ruz, daher Val de Ruz). Der Bergcharakter des J. ist einförmig; die Ketten sind lange Mauern, deren Gipfel sich nur wenig über die durchschnittliche Kammhöhe erheben; scharf ausgeprägte Gipfelformen, Nadeln, Hörner, Stöcke, Spitzen sind selten. Im Innern ist das Gebirge vielfach zerklüftet, von langen Höhlen und tiefen Trichterlöchern durchsetzt, in denen sich hier und da die Flüsse verlieren, um nach kürzerm oder längerm unterirdischen Laufe an einer andern Stelle wieder zu Tage zu treten; so z. B. die Orbe, die aus dem kleinen Brenetsee im Jouxthale unterirdisch abfließt und erst 2,5 Kilom. nördlicher und 226 Mt. tiefer wieder aus dem Fels hervortritt. Wie die Alpen, bildet auch der J. die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeer und der Nordsee; dem erstern werden die Gewässer durch den Rhône zugeführt, welchem der Ain, die Valserine und die Venoge direct zufließen, während der Doubs sich in die Saône ergießt; zum Gebiet der Nordsee gehören die Birs, welche dem Rhein bei Birsfelden direct zufließt, ferner die Zihl oder Thièle, als Quellfluß Orbe genannt, mit der Areuse aus dem Traversthal, die Dünnern u. s. w., welche in die Aare münden. Mit Ausnahme des Neuenburger- und Bielersees am südöstl. Rande des Gebirgs sind die Juraseen klein, meist Muldenseen mit einförmigen Ufern, wie der See von St.-Point im Gebiete des Doubs, und der Jouxsee, 9,3 QKilom. groß, 1009 Mt. über dem Meere, im Gebiet der Orbe; dagegen ist der malerische See, den der Doubs auf der

Digitized by Google

Grenze zwischen Frankreich und Neuenburg bei Les Brenets bildet, ein Klusensee. Das Klima des J. ist verhältnißmäßig rauher als dasjenige der Alpen; die Winter sind lang und streng, reich an Schnee, aber fast frei von Nebeln. Weiden und dichter Wald (Rothtannen, Weißtannen, Kiefern, Buchen) nehmen im Westen und Norden den größten Theil des Bodens in Anspruch und steigen bis zu den Gipfeln an; der Ackerbau ist meist auf die Thalsohlen beschränkt; am südöstl. Abhang gedeihen die Rebe und der Nußbaum. Im ganzen ist das Gebiet schwach bevölkert und nur die industriellen Hochthäler von Waadt, Neuenburg und Bern und die fruchtbaren Hochflächen östlich der Birs sind dichter bewohnt. Außer Ackerbau, Viehzucht und Bergbau sind im J. die wichtigsten Erwerbsquellen die Fabrikation von Eisen- und Stahlwaaren in den franz. Departements J. und Doubs und im Waadtländer, Berner und Solothurner J., die Uhrenindustrie im Waadtländer, Neuenburger und Berner J., die Fabrikation von Spielwaaren zu St.-Croix (Waadt), die Glasfabrikation im Thal der Birs u. s. w. Von nutzbaren Mineralien liefert der J. vorzügliche Bausteine (solothurner Marmor), Gips, Steinsalz, Asphalt im Val de Travers, Bohnerz, Kupfererde und Thon.

Die höchsten Gipfel des J. erheben sich in der südöstlich zur Hochebene abstürzenden Randkette; fast alle gewähren prachtvolle Aussicht auf die Seen am Rande des Gebirgs, die schweiz. Hochebene und die Alpen; von den nördl. Gipfeln schweift der Blick bis zum Schwarzwald und den Vogesen. Zu den wichtigsten Punkten gehören: der Mont-Credoz (1693 Mt. über dem Meere) bei dem Fort de l'Ecluse, der Mont-Reculet (1720 Mt.) und der Crêt de la Neige (1723 Mt.), die höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, der Grand-Colombier de Gex (1689 Mt.), alle westlich von Genf in der Kette zwischen der Balserine und der Hochebene, die Dôle (1678 Mt.), der westlichste Schweizerberg; der Mont-Tendre (1680 Mt.) und die Dent de Vaulion (1486 Mt.) zwischen der Orbe und der Hochebene, der Mont-Suchet (1596 Mt.) und die Aiguille de Beaulmes (1563 Mt.), der Chasseron (1616 Mt.) und der Creux du Van (1465 Mt.) mit gewaltigem Felscircus zwischen dem Doubs, der Areuse, dem Neuenburgersee und der Orbe, der Chaumont (1175 Mt.), oberhalb Neuchâtel, der Chasseral oder Gestler (1609 Mt.) zwischen dem St.-Immerthal und dem Bielersee, die Hasenmatt (1449 Mt.) mit dem Weißenstein (1282 Mt.) bei Solothurn, die Geißfluh (963 Mt.) in der Hauensteinkette, die Gysliflub (774 Mt.) bei Aarau und die Lägern (862 Mt.) im Canton Zürich. Die westlicher und nördlicher gelegenen Ketten sind im allgemeinen niedriger, erheben sich aber immerhin noch hier und da bis über 1400 Mt. Höhe. Ihre wichtigsten Gipfel sind der dichtbewaldete Mont-Risoux (1423 Mt.), westlich vom Joux thale, der durch seine Käse berühmte Mont d'Or (1463 Mt.) bei Jougne, die Tête de Rang (1423 Mt.) zwischen Chaux de Fonds und dem Val de Ruz; und im bernischen J. der Moron (1340 Mt.) links, der Mont-Graitery (1302 Mt.) und der Raimeux (1309 Mt.) rechts von der Birs, der Mont-Terrible (1000 Mt.) zwischen Pruntrut und Delsberg. Der schroffe südöstl. Absturz des Gebirgs, der Parallelismus und die gleichmäßige Höhe seiner Ketten, der Mangel an großen, das ganze System durchsetzenden Querthälern machen den J. ziemlich unzugänglich; nichtsdestoweniger wird er von einem ausgedehnten Netze von Kunststraßen durchzogen, welche theils den Thälern folgen, theils die Ketten in großen Windungen überschreiten. Zu den wichtigsten Jurapässen gehören: der Col de la Faucille (1323 Mt.) zwischen Gex und dem Thal der Balserine, der Paß von St.-Cergues (1263 Mt.) am Fuße der Dôle, der Col de Marcheiruz (1450 Mt.), der über die Kette des Mont-Tendre führt, der Paß von St.-Croix zwischen der Hochebene und dem Val de Travers, die Straße über die Tête de Rang, die Pierre-Pertuis zwischen dem St.-Immer- und dem Birsthal, die Straße über den Mont-Terrible (les Rangiers), der Paßwang, der Obere und der Untere Hauenstein im Solothurner J., die Staffelegg und der Bötzberg im Aargauer J. Auch das Eisenbahnnetz des J. ist schon ziemlich ausgedehnt. Es umfaßt die Linien Orbe-Jougne-Pontarlier, Yverdon-Neuchâtel-Biel, Neuchâtel-Pontarlier-Paris (Traversthal), Neuchâtel-Chaux-de-Fonds-Locle, Biel-Sonceboz-St.-Imier-Chaux-de-Fonds, Sonceboz-Münster-Delémont-Basel (Birsthal, seit 1877), Delémont (Delsberg)-Pruntrut-Delle, Basel-Olten (Unterer Hauenstein) und Basel-Brugg (Bötzberg). Die Schwierigkeit des Terrains machte viele Tunnel nothwendig; die längsten derselben sind: auf der Linie Neuchâtel-Chaux-de-Fonds der Tunnel von Les Loges, der 3263 Mt. lang den Mont d'Amin durchbohrt, und auf der Linie Basel-Olten der Tunnel durch den Untern Hauenstein (s. d.), 2700 Mt. lang.

Der Deutsche J., vom Rhein bis zum Main etwa 450 Kilom. lang, ist plateauartig, ohne Kettenbildung und Längenthäler, zeigt dagegen viele, zum Theil ihn ganz durchschneidende Querthäler, nimmt ebenfalls gegen N. an Höhe ab, hat aber seinen Steilabfall gegen NW.,

Digitized by Google

seine sanftere, oft terrassenartige Böschung gegen SO. Durch die Durchbrüche der Donau und der Altmühl wird er in drei Abschnitte getheilt: 1) Der Schwarzwald-Jura, zwischen dem Rhein- und dem Donauthal, eine fast 40 Kilom. lange Plateaufläche, im W. mit dem Schwarzwald zusammenhängend, aber geognostisch von ihm verschieden, im O. in die bair. Hochebene übergehend. Mit dem Hohranden (914 Mt.) und dem Reiat im Canton Schaffhausen schließt er sich an den Schweizer J. an. Seinen Südostrand begleiten im bad. Hegau die Basalt- und Phonolitkegel des Hohentwiel, Hohenkrähen, Hohenstoffeln u. s. w., der Westabhang senkt sich zum Klettgau, dem Thale der Wuttach. 2) Der Schwäbische J. oder die Alp, zwischen der Donau und der Altmühl, 150 Kilom. lang, mit dem Heuberg (Oberhohenberg, 1010 Mt.), der Hardt, der Rauhen Alp (Roßberg, 874 Mt.), dem Aalbuch und dem Härtfeld; wie dem Schwarzwald-Jura die Kegel des Hegau im SO., sind dem Schwäbischen J. nordwestlich die Kegelberge des Hohenzollern (860 Mt.), der Hohen Teck (776 Mt.), des Hohenstauffen (695 Mt.) und des Hohen Rechbergs vorgelagert. 3) Der Fränkische J.; derselbe zieht, ungefähr 250 Kilom. lang, 30 Kilom. breit, in nördl. Richtung von der Altmühl zum Main; seine breite Scheitelfläche erreicht kaum 500 Mt. Höhe und bildet ein wellenförmiges Plateau, dessen höchste Kuppen ihre Umgebung um kaum 100 Mt. überragen und das daher nur durch die Tiefe und Steilheit seiner Thäler ein gebirgsartiges Relief erhält; östlich senkt er sich allmählich zum Plateau der Naab, westlich steil zur fränk. Terrasse; den Nordrand bildet das durch seine fossilienreichen Höhlen berühmte Muggendorfer Gebirge, in der Mitte auch die Fränkische Schweiz genannt, mit dem Staffelstein (555 Mt.) im N., dem Leyerberg und dem Hohenstein im S. Weil zugänglicher als der Schweizer J., wird der Deutsche J. in allen Richtungen von Kunststraßen und Eisenbahnen durchzogen.

Das franz. Departement J., ein Bestandtheil der Franche-Comté, an der Schweizergrenze, zählt auf 4994 QKilom. (1872) 287,634 E. (gegen 298,477 im J. 1866 eine Abnahme von 3,8 Proc.). Ueber zwei Drittel der Bodenfläche sind Bergland, gebildet von den westl. Ketten und Verzweigungen, Thälern und Plateauflächen des J., der hier durchschnittlich 1200 Mt. aufsteigt und eine Menge zum Bassin des Rhône gehörige Bergwasser entsendet, von denen der Ain, die Seille, der Doubs mit der Loue die wichtigsten sind. Auch hat das Departement Antheil an dem Rhône-Rhein-Kanal und zählt mehrere Seen und viele Teiche. Die höhern Theile des Gebirgs und ein großer Theil seiner Abhänge sind durchaus unfruchtbar. Die Tiefebene und die nächsten Thäler des Plateau sind ergiebig an Getreide und gutem Wein, der nebst Walnüssen einen Ausfuhrartikel bildet. Die besten Sorten sind die von Arbois, Salins, Château-Chalon und Lons-le-Saunier. Ausgedehnt sind die Waldungen, die größtentheils aus Fichten bestehen und reichliches Bau- und Brennholz liefern, ebenso die Wiesen und Hutungen, die weniger zur Schaf- als zur Pferde- und Rindviehzucht benutzt werden, welche letztere, verbunden mit Butter- und Käsebereitung, den Hauptreichthum des Landes ausmacht. Auch die Bienenzucht ist von Bedeutung, und die Ausbeutung der Eisenminen, der Marmorbrüche und der Salinen, besonders derjenigen von Salins, beschäftigt viele Leute. Die Einwohner sind überhaupt sehr gewerbfleißig und liefern besonders Eisen-, Stahl-, Quincaillerie- und Drechslerwaaren, Uhren, auch Wollstoffe, Sammt und Seide, Leder, Papier, Porzellan, Töpferwaaren und Holzgeräthschaften. Der lebhafte Handel erstreckt sich auf Wein, Holz, Vieh, Eisenwaaren und andere Fabrikate. Alljährlich wandern ziemlich viele Gebirgsbewohner theils als Kleinhändler, theils als Arbeiter in das Innere Frankreichs aus und kehren zur Erntezeit mit ihrem Verdienste wieder zurück. Das Departement hat zur Hauptstadt Lons-le-Saunier und zerfällt in die vier Arrondissements Lons-le-Saunier, St.-Claude, Dôle und Poligny, zusammen mit 32 Cantonen und 584 Gemeinden. Von Westen nach Osten wird das Departement von der Bahnlinie Paris-Dijon-Pontarlier-Neuchâtel durchzogen, von Norden nach Süden von der Linie Besançon-Lyon.

Juraformation (früher als Oolithformation bezeichnet) nennen die Geologen eine Abtheilung der Sedimentär- oder Flötzgebilde, welche zuerst in dem Juragebirge als eine selbstständige Bildung zwischen der Trias- und Kreidegruppe erkannt wurde. Dieselbe besteht in Deutschland von oben nach unten aus folgenden drei Hauptabtheilungen: 1) Weißer Jura oder Malm, in welcher Abtheilung hellfarbige dichte Kalksteine, Rogensteine und oft von Höhlen durchzogene Dolomite vorherrschen. Zu derselben gehören die berühmten lithographischen Kalksteine von Solenhofen in Baiern. 2) Brauner Jura oder Dogger, der aus bräunlichem und gelblichem Thon, Mergel und Sandstein mit Einlagerungen von Eisenrogenstein besteht, welche in der Schwäbischen Alp zu bedeutender Eisenindustrie Veranlassung geben.

Digitized by Google

3) Schwarzer Jura oder Lias besteht aus bituminösem Mergelschiefer, dunkeln Thonen und Kalksteinen, sowie aus Sandstein. Alle diese Abtheilungen sind sehr reich an organischen Resten, namentlich an Korallen (zuweilen ganze Riffe bildend), Echiniten, zwei- und einschaligen Mollusken, Belemniten, Ammoniten, Krebsen, Fischen und Sauriern (Ichthyosaurus, Pterodactylus, Plesiosaurus). In Deutschland besitzt die J. drei größere Verbreitungsgebiete: in Franken und Schwaben bildet sie einen weiten Bogen, dessen stärkste Krümmung in der Gegend von Regensburg liegt, und dessen Flügel wesentlich von der Rauhen Alp und von dem Fränkischen Jura repräsentirt werden. In Norddeutschland breiten sich die Schichten der J. in einer von Westen gegen Osten gerichteten Bucht aus, welche sich von der Grenze Hollands bis in die Gegend von Halberstadt erstreckt. In niedrigen Höhenzügen bilden sie den südl. Saum des norddeutschen Flachlandes. Das dritte deutsche jurassische Territorium ist das von Oberschlesien, welches ein Areal von über 22,500 QKilom. einnimmt. Als äußerste Vorposten dieses Gebietes sind die aus dem Diluvium hervorragenden isolirten Juravorkommnisse an den Odermündungen zu betrachten. Auch in den Alpen, in Italien, Frankreich, England und Rußland sind Jurabildungen sehr verbreitet. Vgl. von Buch, «Der Jura in Deutschland» (Berl. 1839); Oppel, «Die J. Englands, Frankreichs und Deutschlands» (Stuttg. 1858); Quenstedt, «Der Jura» (Tüb. 1858); Brauns, «Der untere, mittlere und obere Jura im nordwestl. Deutschland» (Braunschw. 1869—74); Mösch, «Der Jura in den Alpen der Ostschweiz» (Brugg 1872).

Jurien de la Gravière (Pierre Roch), franz. Seemann, geb. 5. Nov. 1772 zu Gannat (Depart. Allier), gest. 15. Jan. 1849 zu Paris, trat 15 J. alt in die Kriegsmarine, erhielt während der ersten franz. Republik schnelle Beförderung, und wurde 1798 Fregattenkapitän. Drei Jahre später commandirte er La Franchise bei der Vertheidigung von Leogane, dem Schlüssel des Hafens Port-au-Prince, und avancirte 1803 zum Schiffskapitän. Er wurde 1814 beauftragt, die Insel Bourbon wieder in Besitz zu nehmen. Im J. 1817 zum Contreadmiral ernannt, erhielt er 1821 das Commando der Seestation in Brasilien, 1824 den Oberbefehl über die Station der Antillen, und verwaltete 1825—27 das vierte Sec-Arrondissement Rochefort. Nach der Julirevolution 1830 Seepräfect in Toulon, wurde er zum Viceadmiral, Pair von Frankreich und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt (1841). — Jean Pierre Edmond J., franz. Admiral, Sohn des Vorigen, geb. 19. Nov. 1812, begann seine Laufbahn 1828. Fregattenkapitän seit 1841, gelangte er nach einer Seefahrt in den chines. Meeren zum Schiffskapitänsgrad (1850), nahm sodann Antheil an dem Krimkriege (1854) und wurde 1855 Contreadmiral. Im Oct. 1861 wurde er nach Mexico geschickt und zugleich mit der Vollmacht eines Gesandten und mit dem Oberbefehl über die franz. Land- und Seemacht betraut. Zum Viceadmiral befördert, blieb er mit diesem dreifachen Posten bekleidet, bis die von ihm 19. Febr. 1862 gemeinschaftlich mit den beiden andern Repräsentanten der verbündeten Flotten abgeschlossenen und unter dem Namen «Convention von Soledad» bekannten Friedenspräliminarien von der franz. Regierung nicht genehmigt wurden und die diplomatischen sowol als die militärischen Vollmachten in andere Hände übergingen. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 erhielt J. kein Commando übertragen. Während der Belagerung betheiligte er sich bei der Vertheidigung von Paris, und wurde 1871 zum Oberdirector der Seekartensammlung des Marineministeriums ernannt. J. ist ein unterrichteter Seemann und verdienstvoller Fachschriftsteller. Seine Arbeiten verschafften ihm 1866 die Aufnahme als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften. Er veröffentlichte: «Voyage en Chine pendant les années 1847, 1848, 1849 et 1850» (2 Bde., Par. 1850, mit Landkarten), «Souvenirs d'un amiral» (2 Bde., Par. 1860), die Lebensbeschreibung seines Vaters, nebst einem Ueberblick über die franz. Seegeschichte seit 1789; «Guerres maritimes sous la République et l'Empire» (Par. 1862, mit Landkarten), «La marine d'autrefois» (Par. 1865), «La marine d'aujourd'hui» (Par. 1872) und «La station du Levant» (2 Bde., Par. 1876).

Jurisdiction, s. Gerichtsbarkeit. — **Jurisprudenz**, s. Rechtswissenschaft.

Juristenrecht. Mit der Vervielfältigung der Rechte zieht sich die Kenntniß derselben aus dem Volke mehr oder weniger zurück, um fortan die Berufsaufgabe für einen eigenen Juristenstand zu bilden. Dadurch, daß dieser vorzugsweise im öffentlichen Dienste die bestehenden Rechte und Gewohnheiten verwerthet und daneben eine wissenschaftliche Jurisprudenz begründet, wird die Vertiefung und Fortbildung des Rechts sein Werk, und die Zeugnisse über die Praxis in der Rechtspflege und Verwaltung, die Streitschriften über zweifelhafte Fragen, die juristische Abhandlungen, Monographien und Lehrbücher gestalten sich in ihrer Gesammtheit zu einer besondern Rechtsquelle. Im deutschen Mittelalter, wo die Raschheit der gesellschaft-

Digitized by Google

lichen Umbildung den Mangel einer allezeit bereiten Gesetzgebung um so fühlbarer machte, mußten die zur Aushülfe herbeigezogenen fremden Rechte (s. Deutsches Recht), schon weil sie durch ihre Sprache und nach dem Inhalte dem Volke unzugänglich waren, mit Nothwendigkeit den gelehrten Juristen zur Ausnutzung überlassen werden, die nun durch Auslegung, Anbequemung und Ausscheidung jenen schwer zu bewältigenden Inbegriff von röm., päpstl.-geistlichen und einheimischen Vorschriften zusammenbrachten, der noch gegenwärtig als Gemeines Recht (s. d.) gilt. Später hat sich sowol die ihre Aufgaben besser wahrnehmende Staatsgewalt als das volksthümliche Verlangen nach einer gemeinverständlichen Zusammenfassung der Gesetze jener stellvertretenden Thätigkeit der Juristen höchst abgeneigt bewiesen, sodaß Friedrich d. Gr. es sogar unternahm, durch eine bis ins einzelne gehende, zunächst für Preußen bestimmte Gesetzgebung die verwirrenden Anmaßungen der Rechtsgelehrsamkeit auszuschließen. (S. Landrecht.) Auch in Betreff des deutschen Bundesrechts hat die Bundesversammlung durch Beschluß erklärt, daß sie weder der Doctrin einen Einfluß auf dasselbe verstatten noch neuen Theorien bei den Verhandlungen Raum geben werde. Erst die Erfahrung, daß auch der höchsten Einsicht die erschöpfende Kenntniß der Gegenwart und des künftigen Bedürfnisses versagt sei, hat hier berichtigend gewirkt, sodaß die neuern Gesetzbücher nach dem Vorbilde der franz. Codes unter Ausschließung einer gehäuften Casuistik und aller doctrinären Belehrung mehr durch die Aufstellung von ausgiebigen Principien ihren Zweck zu erfüllen suchen. Hiermit ist aber der Jurisprudenz die Aufgabe ertheilt, die Rechtssätze dialektisch zu erschließen, deren Inhalt in Fluß zu bringen und die wissenschaftliche Form hinzuzufügen. Das in diesen Bahnen sich fortbewegende J. beruht nicht, wie das Gesetz, auf einer äußern Autorität, sondern auf seiner wissenschaftlichen Begründung und innern Wahrheit; es kann daher auch nicht die bloße Mehrzahl der in zweifelhaften Fällen abgegebenen Gutachten entscheiden. Ebenso wenig ist dasselbe als ein feststehendes, jede fernere Prüfung und Berichtigung ausschließendes Recht zu betrachten. Vgl. Puchta, «Das Gewohnheitsrecht» (Erlangen 1828—37); Baseler, «Volksrecht und J.» (Lpz. 1843—44); Thöl, «Volksrecht und J.» (Rost. 1846); Adickes, «Zur Lehre von den Rechtsquellen» (Gött. 1872); Austin, «Lectures on jurisprudence» (Lond. 1875).

Juristische Personen, s. Moralische Personen.

Jury, s. Schwurgericht.

Jus (lat.), Recht, die gesetzliche Norm, welche die Freiheit der Person im Staate nach Maßgabe gegenüberstehender Zwangsverbindlichkeiten beschränkt; subjectiv die gesetzliche Möglichkeit, eine solche Beschränkung zu fordern. Ueber den Unterschied zwischen philos. und positivem Rechte und die Eintheilung des letztern s. Recht.

Jussieu, eine franz. Familie, die eine Reihe berühmter Botaniker zählt, von denen Antoine de J., geb. zu Lyon 6. Juli 1686, gest. zu Paris 22. April 1758, der erste war. Von botan. Reisen in Spanien und Portugal 1716 zurückgekehrt, trat er als Schüler und Nachfolger Tournefort's am botan. Garten zu Paris auf und bekleidete die botan. Professur bis zu seinem Tode. Außer mehrern Abhandlungen gab er eine neue Auflage von Tournefort's «Institutiones botanicae» (Par. 1719) heraus. Nach seinem Tode erschien der «Traité des vertus des plantes» (Nancy 1771). — Das berühmteste Mitglied der Familie ist sein Bruder, Bernhard de J., geb. zu Lyon 17. Aug. 1699, gest. zu Paris 6. Nov. 1776, ein Zeitgenosse Linné's und diesem ebenbürtig, studirte zuerst Medicin und wurde 1720 zu Montpellier Doctor, wandte sich aber der Botanik zu und ließ sich 1722 von seinem Bruder als Unterlehrer in der Botanik anstellen. Im J. 1758 wurde er Aufseher des Gartens von Trianon, welchen er nach einer natürlichen Anordnung der Pflanzen einrichtete. Damit gelangte er zur Aufstellung eines natürlichen Systems, durch das er sich ein unsterbliches Verdienst erwarb. Dasselbe wird nach ihm Jussieu'sches System oder auch System von Trianon genannt und hat allen spätern natürlichen Anordnungen des Pflanzenreichs zur Grundlage gedient. Seine Werke sind nicht zahlreich und bestehen nur in ausgezeichneten, für die Akademie geschriebenen Abhandlungen, die ebenso wie sein System auf einer staunenswerthen Kenntniß botan. Einzelheiten beruhen. Die Ergründung der Pflanzenverwandtschaften blieb die Aufgabe seines Lebens. Obgleich er nur wenig geschrieben hat, ist er dennoch das Haupt einer großen Schule geworden. — Der jüngste Bruder, Joseph de J., geb. zu Lyon 3. Sept. 1704, gest. zu Paris 11. April 1779, hatte ursprünglich Medicin studirt, wendete sich aber der Mathematik zu und schloß sich als Botaniker der Expedition an, welche Maurepas zum Behuf der Gradmessung unter dem Aequator 1735 nach Quito abgehen ließ. Während ihrer Dauer zu ärztlichen Leistungen genöthigt, blieb er nach ihrem Schlusse allein in Peru zurück, um zu botanisiren, bereiste die Cordilleren

Digitized by Google

bis Potosi, wurde aber, als er in Lima sich einzuschiffen versuchte, von den Spaniern gewaltsam zurückgehalten und zu Ingenieurdiensten gezwungen. Er verfiel infolge dieser Behandlung in Geisteskrankheit, die ihn nie verließ, obgleich er nach 36jähriger Abwesenheit 1771 in sein Vaterland zurückkehrte. Seine Sammlungen gelangten später nach Paris. — Antoine Laurent de J., Neffe des Vorigen, geb. zu Lyon 1748, hatte ursprünglich auch Medicin studirt, bekleidete aber seit 1770 die Professur der Botanik am Pflanzengarten zu Paris, die er jedoch 1785 niederlegte. Seit 1773 Mitglied der Akademie, seit 1777 zum Director des Gartens ernannt, wurde er 1808 unter Napoleon Titularrath der kaiserl. Universität. Unter Ludwig XVIII. wirkte er als Professor der Arzneimittellehre in der medic. Facultät und als Professor der Botanik am Museum der Naturgeschichte. Die Botanik verdankt ihm außerordentlich vieles; namentlich wurde von ihm erst das von Bernhard de J. aufgestellte System bekannt gemacht und zur wirklich praktischen und brauchbaren Klassifikation weiter ausgebildet. Die Ansichten, welche er in seinem berühmtesten Werke, «Genera plantarum secundum ordinem naturalem disposita» (Par. 1789), entwickelt, werden zu allen Zeiten als bestimmte Gesetze gelten. Seine Untersuchungen waren ebenso gründlich als zahlreich. Bis zu seinem 17. Sept. 1836 zu Paris erfolgten Tode war er bemüht, die natürlichen Verwandtschaften der Pflanzen immer weiter zu verfolgen und sein System nach Maßgabe neuer Entdeckungen zu verbessern. — Sein Sohn, Adrien de J., geb. zu Paris 23. Dec. 1797, seit 1826 Professor der Botanik am Pflanzengarten und Mitglied der Akademie, gest. 29. Juni 1853, hat sich durch viele tüchtige Arbeiten als würdiges Mitglied seiner berühmten Familie bewiesen, deren Andenken schon Linné eine artenreiche exotische Pflanzengattung (Jussiaea) gewidmet hat. Von seinen zahlreichen Monographien über einzelne Pflanzengattungen sind hervorzuheben die über die Nutaceen (Par. 1825), Miliaceen (Par. 1830), Malpighiaceen (Par. 1843) u. s. w.; seine «Botanique» (Par. 1844; 10. Aufl. 1875) wurde von Schmidt-Göbel und Pfund (Prag 1844), sowie von Kißling (Stuttg. 1845) übersetzt. — Laurent Pierre de J., Neffe Antoine Laurent J.'s, geb. zu Lyon 7. Febr. 1792, hat sich vorzüglich um die Einführung des wechselseitigen Unterrichts und philanthropische Bestrebungen, wie die Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich verdient gemacht. Von seinen Schriften, die alle eine moralische Tendenz haben und theilweise von der Akademie gekrönt worden sind, ist besonders zu nennen das in vielen Auflagen verbreitete und mehrfach übersetzte Volksbuch «Simon de Nantua, ou le marchand forain» (Par. 1818; deutsch, Ulm 1849). J. starb 1866.

Juste (San-), s. Geronimo de San-Juste.

Juste (Theod.), namhafter belg. Geschichtschreiber, geb. zu Brüssel 11. Jan. 1818, trat nach beendigten Studien in die Verwaltung des Unterrichtswesens im belg. Ministerium des Innern ein, wurde 1859 zum Conservator des königl. Museums der Alterthümer in Brüssel befördert und ist seit 1856 Mitglied der Belgischen Akademie der Wissenschaften. Von seinen größtentheils die vaterländische Geschichte behandelnden Werken, die sich durch gewissenhafte Forschung und klare und gemessene Darstellung auszeichnen, sind die hauptsächlichsten: «Histoire de Belgique» (4. Aufl., Brüss. 1868), «Histoire du Congrès national» (2. Aufl., 2 Bde., Brüss. 1861), «Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II» (4 Bde., Brüss. 1855—63), «Histoire des États-Généraux des Pays-Bas» (2 Bde., Brüss. 1864), «Le soulèvement de la Hollande en 1813» (Brüss. 1870), «La révolution belge de 1830» (2 Bde., Brüss. 1862), «Guillaume le Taciturne, d'après sa correspondance et les papiers d'état» (Brüss. 1873), «Précis de l'histoire contemporaine. 1815—73» (Brüss. 1875) und das bereits (1877) 20 Bände umfassende Werk «Les fondateurs de la monarchie belge».

Juste-Milieu (franz.), die rechte Mitte, war ein nach der franz. Revolution von 1830 vielgebrauchtes Schlagwort, womit man bald im guten, bald im bösen Sinne das polit. System Ludwig Philipp's bezeichnete, der, um sich auf dem Throne zu befestigen und die extremen Parteien unschädlich zu machen, zwischen rechts und links die Mitte zu halten und dadurch die große, vor allen Extremen sich fürchtende Masse des franz. Volks für sich zu gewinnen suchte.

Justi (Karl Wilh.), freisinniger prot. Theolog, geb. 14. Jan. 1767 zu Marburg, studirte theils dort, theils in Jena, wo er mit dem Dichterkreise Weimars in Berührung kam. Nachdem er einige Jahre in Wetzlar als Hauslehrer gelebt, wurde ihm 1790 das Amt eines Predigers an der prot. Pfarrkirche zu Marburg, 1793 zugleich an der dortigen Universität eine ord. Professur der Philosophie übertragen. Im J. 1801 zum Archidiakonus, bald darauf zum Superintendenten und Consistorialrath erwählt, erfolgte 1814 seine Ernennung zum Oberpfarrer und 1822 zum ord. Professor der Theologie. Als solcher erklärte er vorzugsweise

Digitized by Google

die Schriften des Alten und Neuen Testaments und folgte dabei der Methode Eichhorn's und Herder's. Er starb 7. Aug. 1846. J.'s literarische Thätigkeit war eine sehr mannichfaltige. Seine Bearbeitung mehrerer Propheten des Alten Testaments, die «Nationalgesänge der Hebräer» (3 Bde., Lpz. 1803—18), die vermehrte Ausgabe von Herder's «Geist der hebr. Poesie» (2 Bde., Lpz. 1825) und die «Sionitischen Harfenklänge» (Lpz. 1829) bewiesen, daß er in den Geist der hebr. Dichtkunst tief eingedrungen. Verdienst erwarb er sich auch als Historiker. Außer zahlreichen Schilderungen von Denkmälern und Biographien in den von ihm herausgegebenen «Hess. Denkwürdigkeiten» (Marburg 1799—1805) und der «Vorzeit» (1820—28 u. 1838) sind besonders zu nennen die Arbeiten über die Landgräfin Amalie Elisabeth (1812) und über die heil. Elisabeth (2. Aufl., Marburg 1835). Auch gab er eine Fortsetzung von Strieder's «Hess. Gelehrtengeschichte» (Marburg 1831) heraus. Seine Dichtungen, von denen mehrere Sammlungen erschienen, erinnern an die elegische Naturschilderung Hölty's und Matthisson's und an die leichte Versification und den Balladenton Bürger's. — Karl J., Enkel des Vorigen, geb. 2. Aug. 1832 zu Marburg, widmete sich theol. und philos. Studien, habilitirte sich 1860 in seiner Vaterstadt mit der Schrift «Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie» (Marburg 1860), wurde 1867 zum außerord. und 1869 zum ord. Professor der Philosophie daselbst ernannt. Seine Biographie Winckelmann's, deren zweiter Theil die Frucht eines zweijährigen Aufenthalts in Rom und Italien war, erschien zu Leipzig 1866 und 1872. Im Herbst 1871 folgte er einem Rufe an die Universität Kiel und im Jahre darauf erhielt er in Bonn den durch Springer's Weggang erledigten Lehrstuhl für die neuere Kunstgeschichte, der er sich seitdem ausschließlich gewidmet hat. — Ferdinand J., Bruder des letztern, geb. 2. Juni 1837 zu Marburg, wandte sich erst daselbst unter Gildemeister, dann zu Göttingen unter Ewald, Benfey, Sauppe und Waitz sprachwissenschaftlichen Studien zu. Im Febr. 1861 habilitirte er sich an der Universität zu Marburg, wo er 1865 zum außerord. und 1869 zum ord. Professor für vergleichende Grammatik und german. Philologie ernannt wurde. Sein Hauptwerk ist das «Handbuch der Zendsprache» (Lpz. 1864), welchem sich eine kritische Ausgabe des «Bundehesch», mit Glossar, anschloß (Lpz. 1868).

Justinianus I., Kaiser des Byzantinischen Reichs, 527—565, geb. 482 in Dardanien zu Taurestum, stammte aus einer Bauernfamilie und hieß ursprünglich Uprauda. Seinem Oheim Justinus I., der sich vom Bauer zum Kaiser aufgeschwungen und ihn erzogen hatte, folgte er 1. Aug. 527 auf dem Throne, nachdem er bereits 1. April desselben Jahres von diesem zum Mitregenten ernannt worden war. Großen Einfluß übte auf J. seine Gemahlin Theodora, früher Schauspielerin, ein schönes, talentvolles, aber vor ihrer Heirath ausschweifendes, allezeit rachsüchtiges und leidenschaftliches Weib, bis zu ihrem Tode 548 aus. Sie vornehmlich regte ihn zu den lange fortgesetzten, doch vergeblichen Bestrebungen an, die Monophysiten (s. d.) mit der orthodoxen Kirche zu vereinigen; auch der furchtbare Nika-Aufruhr der Factionen der Rennbahn (s. Byzantinisches Reich), der, als J. 532 ihre Streitigkeiten mit Gewalt unterdrücken wollte, seinen Thron erschütterte und sein Leben bedrohte, der aber durch Belisar (s. d.) mit blutiger Gewalt gestillt wurde, war namentlich durch die Gunst, welche Theodora der Partei der Blauen erwies, verursacht worden. Nach außen wurde die Macht des Reichs unter J. weit ausgebreitet, vornehmlich durch seine großen Feldherren Belisar und Narses. Im Osten zwar mußte der Friede von dem Perserkönig Kosru Nushirvan immer von neuem erkauft werden; dagegen fielen im Westen durch die Zertrümmerung der Herrschaft der Vandalen, die Belisar 534 und 535 vollbrachte, Afrika, Sardinien und Corsica, durch die Zerstörung des Ostgothischen Reichs, die nach langem, von Belisar begonnenem Kriege durch Narses 553 vollendet wurde, Sicilien und Italien dem Byzantinischen Reiche wieder zu. Auch in Spanien wurde um 550 ein großer Theil des Küstenlandes den Westgothen abgewonnen. Die größte Berühmtheit hat J. durch sein für die Dauer der Herrschaft des röm. Rechts so folgenreiches Werk der Gesetzgebung, die sog. Justinianeische Gesetzgebung, erlangt, das von dem Justizminister Tribonianus (s. d.) und andern in den J. 528—533 durch die Abfassung der später unter dem Namen Corpus juris civilis (s. d.) vereinten Bücher der Institutionen, der Pandekten und des Constitutionen-Codex, dem seit 535 Novellen folgten, ausgeführt wurde. (S. Römisches Recht.) Durch große Bauten wurde die Abgabenlast unter J. freilich gesteigert. Doch dienten diese Bauten nicht allein zur Verherrlichung der Kirche, wie denn in Konstantinopel 25 neue Kirchen, unter diesen im Zeitraume von sechs Jahren durch 10,000 Arbeiter die prächtige Sophienkirche, erbaut wurden, sondern auch zum Nutzen des Staats, wie namentlich die Reihe von Festungswerken, durch welche er die östl. Grenze, die Donaulinie und

Digitized by Google

die verschiedenen Gebietsgrenzen zwischen dem Balkan und dem Isthmus von Korinth zu schützen suchte. Die Ueberreste antiken Lebens schwanden unter J. durch die von ihm befohlene Schließung der neuplatonischen Universität (529) in Athen und durch das Aufhören des Consulats 541. J. starb 14. Nov. 565, acht Monate nach dem Tode Belisar's (s. d.), der noch 559 seine Hauptstadt gegen den Andrang der Bulgaren geschützt und dem er mit Undank gelohnt hatte. Zu den verschiedenen Ansichten über des J. Charakter hat vornehmlich der Widerspruch beigetragen, der zwischen des Prokopius (s. d.) officieller und desselben geheimer Geschichte seiner Regierung stattfindet. Gewiß ist, daß er Sinn für Bildung, Thätigkeit und Streben nach Ordnung des Reichs besaß, ebenso aber, daß er eitel, mistrauisch, tyrannisch und habsüchtig war. Den Namen des Großen, der ihm beigelegt worden, verdankt er mehr den Thaten der Männer, die ihm dienten, als seinen persönlichen Verdiensten. Auf dem Throne folgte ihm sein Neffe Justinus II. Vgl. Isambert, «Histoire de Justinien» (2 Bde., Par. 1856).

Justinus (Marcus Junianus), auch **Marcus Justinus Frontinus** genannt, ein röm. Historiker, der wahrscheinlich zu Rom im Zeitalter der Antonine, um 160 n. Chr., lebte, ist der Verfasser eines Auszugs aus dem verloren gegangenen größern Geschichtswerke des Trogus Pompejus, der zur Zeit des Augustus in 44 Büchern die allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an, insbesondere aber die des macedon. Königs Philipp und der macedon. Herrschaft vom 7. bis 41. Buche ausführlich behandelte, weshalb er auch seinem Werke den Titel «Historiae Philippicae» gab. Dieses ursprüngliche Werk, auf dessen Umfang wir noch aus den sog. Prologen oder Inhaltsanzeigen der einzelnen Bücher, die meist in den Ausgaben des J. enthalten sind, schließen können, ist zeitig verloren gegangen. Die Darstellung selbst ist im ganzen nicht ungefällig; doch vermißt man oft die Einfachheit und Correctheit des Ausdrucks. Außer den frühern Ausgaben von Grävius (4. Aufl., Leid. 1701) und Abrah. Gronov (2 Bde., Leid. 1719 u. 1760) sind zu erwähnen: die mit den Anmerkungen der ältern Erklärer versehene von Frotscher (3 Bde., Lpz. 1827—28), die kritischen Bearbeitungen von Dübner (Lpz. 1831), Johanneau und Dübner (2 Bde., Par. 1838) und Jeep (Lpz. 1859), die Schulausgaben von Fittbogen (Halle 1835), Hartwig (Braunschw. 1860), Domke und Eitner (2 Thle., Bresl. 1865). Deutsche Uebersetzungen lieferten Kolbe (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1824—28), Schaumann (5 Bde., Prenzl. 1830—32) und Schwarz (6 Bde., Stuttg. 1834—36). Vgl. Rühl, «Die Textesquellen des J.» (Lpz. 1872).

Justinus der Märtyrer, Kirchenlehrer und Apologet des Christenthums, stammte aus Sichem oder Flavia Neapolis in Samarien und trat, nachdem er verschiedenen philos. Systemen, zuletzt dem des Plato sich zugewandt hatte, zum Christenthum über. Doch blieb er auch als Christ noch Anhänger der Philosophie und suchte mit Hülfe der schon vorher gewonnenen philos. Weltanschauung das Christenthum als die vollkommenste Philosophie zu erweisen. Seine Schriften sind für die Entwickelung der kirchlichen Glaubenslehre um die Mitte des 2. Jahrh., besonders für die Anwendung der Platonischen Logoslehre auf die christl. Weltanschauung von größter Wichtigkeit. Die Zeit und die nähern Umstände seines Lebensendes sind ungewiß. Wahrscheinlich erlitt er in Rom, wohin er sich schon frühzeitig begeben zu haben scheint, ums J. 160 den Märtyrertod. Seine um 145 verfaßte Schrift wider die Gnostiker seiner Zeit, welche noch Irenäus und Hippolyt benutzten, ist verloren gegangen, dagegen besitzen wir noch seine 147 verfaßte Apologie an die divi fratres mit einem bald nachher abgefaßten Anhange (der sog. «zweiten» Apologie) und seinen «Dialogus cum Tryphone Judaeo». Was sonst unter seinem Namen auf uns gekommen ist, stammt nicht von ihm. Die beste Ausgabe sämmtlicher unter seinem Namen erhaltener Schriften hat Otto (3 Bde., Jena 1842—46; 2. Aufl., 3 Bde., Jena 1847—50), eine ausführliche Monographie über ihn Semisch («J. der Märtyrer», 2 Bde., Bresl. 1840—42) und Aubé («Saint Justin, philosophe et martyr», Par. 1874) geliefert. Um die Chronologie J.' hat sich neuerdings Volkmar verdient gemacht.

Justitia, bei den Römern die Göttin der Gerechtigkeit, bei den Griechen Themis (s. d.) oder Dike genannt, erscheint auf röm. Münzen häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit Schwert und Wage oder auch mit einer Schale in der einen Hand und mit einem Scepter in der andern.

Justitium (lat.) nennt man gänzlichen Stillstand der Rechtspflege, der durch außerordentliche Begebenheiten, wie Krieg, Pest, Erdbeben u. dgl., auf kurze Zeit eintreten kann. Während eines wirklichen J. laufen keine Fristen und gehen also durch deren Ablauf keine Rechte verloren.

Justizmord pflegt man den Misbrauch der Criminalgewalt durch Verurtheilung eines Unschuldigen zum Tode zu nennen. Ein derartiger absichtlicher und böswilliger Misbrauch

Digitized by Google

kann nur unter tyrannischen Regierungen vorkommen. Ungerechte Verurtheilungen aber, welche aus Irrthum oder Fahrlässigkeit der Richter entstehen, dürfen, wie furchtbar auch ihre Folgen sein mögen, mit diesem Namen nicht belegt werden, denn über Irrthum ist der Mensch in keinem Gebiete erhaben. Noch weniger paßt dieser Ausdruck auf Verurtheilungen zum Tode in Gemäßheit eines Gesetzes, welches nach der Meinung einzelner oder auch mehrerer zu hart oder überhaupt dem Begriffe des Vergehens nicht angemessen ist. Am allerwenigsten aber kann man die Todesstrafe überhaupt einen J. nennen, solange nicht erwiesen ist, daß die Strafgewalt des Staats, wenn sie das Leben selbst aufhebt, der Gerechtigkeit widerspreche. Dagegen ist anzuerkennen, daß unter den gegen die Todesstrafe erhobenen Einwendungen diejenige von besonderm Gewicht ist, welche sich auf das wenn schon sehr seltene Vorkommen irriger Todesurtheile stützt.

Jute (engl., spr. Dschut), ein spinnbarer Faserstoff, welcher in Ostindien aus mehrern Arten der Gattung Corchorus, namentlich aus C. capsularis sowie olitorius, nach Art des Flachses oder Hanfes, jedoch mit größerer Mühe gewonnen wird. Die Faser ist dem Manilahanf ähnlich, nicht so grob, aber auch nicht so fest wie dieser; die Länge derselben variirt zwischen 2 und 3,5 Mt.; die Farbe ist gelblich bis braun, zuweilen bläulich und silbergrau, dabei aber von besonderm Glanze. Schon seit unvordenklichen Zeiten wird J. in den volkreichen Districten des südl. Niederbengalen ganz allgemein angebaut, versponnen und zu verschiedenen Gattungen von Geweben (zum Theil auch gefärbten) verarbeitet. Einen wichtigen Exportartikel bilden die Gunny-Bags, Säcke aus ordinärem Jutegewebe für Reis, Zucker, Kaffee, Baumwolle u. s. w. Die frühere Ostindische Compagnie lenkte schon gegen Ende des 18. Jahrh. die Aufmerksamkeit engl. Kaufleute auf das Product, jedoch ohne Erfolg. In den zwanziger Jahren begann man zu Abingdon Jutegarn, vermischt mit Wollgarn, zu Teppichen zu verwenden. Als die Maschinenspinnerei immer mehr an Ausdehnung gewann, fingen um 1832 einige Fabrikanten zu Dundee in Schottland an, J. mit Flachs und Werch für ordinäre Gewebe zu Emballagen zu verarbeiten. Das Fabrikat verschaffte sich indeß nur sehr langsam Eingang. Erst als zur Zeit des Krimkriegs sich in England der Mangel an russ. Hanf fühlbar machte und das Vorurtheil allmählich schwand, steigerte sich der Verbrauch des Stoffs und wuchs endlich so, daß 1865 bereits 177 Mill. Kilogr., 1872 schon 370 Mill. Kilogr. J. in Großbritannien zur Einfuhr gelangten. Einen großen Impuls erhielt der Industriezweig, als 1838 die holländ. Regierung Jutesäcke zur Verpackung von Kaffee einführte. Der Bedarf für die holländ. Colonien, etwa 2 Mill. Säcke jährlich, wird seitdem in Holland aus schott., neuerdings theilweise auch aus franz. und deutschen Garnen gefertigt. Ihren Hauptsitz hat die Jute-Industrie jedoch immer noch in Dundee, wo einzelne kolossale Etablissements mit 3—4000 Arbeitern an 1200 Ballen wöchentlich verspinnen, färben und verweben. Auch in Glasgow, bei London, in Yorkshire bestehen bereits Jutefabriken und in Frankreich gewinnt dieser neue Industriezweig täglich größere Dimensionen. Im Zollverein erfolgte 1861 die Anlegung der ersten Jutespinnerei (zu Vechelde im Braunschweigischen), die 1865 bereits 25,000, 1874 schon 40,000 Ctr. Garne lieferte. Gegenwärtig besitzt das Deutsche Reich sechs größere Etablissements dieser Art. In Holland wurde eine Jutefabrik 1865 dem Betriebe übergeben. Neuerdings legten Europäer große Jutespinnereien auch in Ostindien selbst an, besonders in der Gegend von Dacca, aber auch bei Bombay. Außer zu Säcken aller Art (auch zur Emballage für Guano) verwendet man bereits J. zu Teppichen, Gurten und Schnuren und die feinern Garnnummern (Jute-Line, Juteflachs) häufig auch zur Mischung in Baumwoll-, Flachs- und Wollgeweben. Die Maschinen zur Verarbeitung der Jutefaser sind in rascher Vervollkommnung begriffen. In Ostindien werden außer den holzigen Theilen der Pflanze auch die Samen und Blätter, letztere als Nahrungsmittel, benutzt. Die in neuerer Zeit vor der Verschiffung von der Faser selbst abgetrennten Wurzelenden kommen unter dem Namen Roots und Cuttings in den Handel, und es wurden 1865 davon wöchentlich 1000—2000 Ballen in London und Liverpool an Papierfabrikanten abgesetzt. Die Gesammtproduction von Jutefaser in Ostindien schätzt man gegenwärtig auf 500 Mill. Kilogr. Die ostind. Jutepflanzen sind einjährig, werden im April oder Mai ausgesäet und im August oder September geerntet. Die Stengel werden dicht über der Wurzel abgeschnitten, in Bündel zusammengebunden und diese im Wasser geröstet. Der eingeborene Arbeiter tritt sodann in das Röstwasser, nimmt von den Stengeln, soviel eine Hand fassen kann, löst von der Rinde, dicht über den Wurzeln, einen schmalen Streif und zieht mit geschickter Leichtigkeit den Fasernbalg von einem Ende bis zum andern ab, ohne den Stengel zu zerbrechen oder die Fasern zu zerreißen, schwingt ihn um den Kopf und schlägt ihn wiederholt auf die Wasserfläche, damit sich alle Unreinigkeit abwasche. Die gereinigten Faserbündel werden

Digitized by Google

dann in die Sonne zum Trocknen aufgehängt und sind nun für den Markt fertig. Die Farbe der Faser ist anfangs ein reines Weiß, das sich allmählich in Gelb verwandelt. Die Elementarfaser ist hohl und sehr kurz und fein. Die Verspinnung der J. erfolgt, nach einem unerlaßlichen Erweichungsproceß mit Wasser und Robbenthran, auf besondern, zu andern Zwecken nicht geeigneten werthvollen Maschinen. Die Verwebung geschieht auf mechan. Stühlen. Die Verwendung der Jutegewebe ist eine äußerst mannichfache. Während gröbere Stoffe vorzugsweise zu Säcken für Kohlen, Wolle, Baumwolle, Zucker, Reis, Getreide, Salz, Mehl u. s. w., ferner zu Bodendecken, Matten, Segeltüchern u. dgl. verwendet werden, stellt man aus feinern Geweben (sog. Line-Hessians), welche bedruckt werden, die schönsten Tischdecken, Vorhänge u. s. w. her. Nicht minder vielseitig ist die Verwendung der Jutegarne. In der Teppichweberei werden gefärbte Jutegarne massenhaft gebraucht und die schönsten Teppiche aus reinem Jutegarn hergestellt. Auch für die Papierfabrikation lassen sich Werch und Abfälle der J. gut verwenden. In England wird sie vielfach in Woll- und Baumwollzeuge verarbeitet, um diese Fabrikate billiger herzustellen. Nur der reichlichen Beimischung von J., davon das Pfund nicht über 10 Pfennige zu stehen kommt, ist das Heruntergehen der Preise engl. Wolltücher seit 1860 zuzuschreiben; Millionen Pfunde an Wolle und Baumwolle werden dadurch gespart. In den Districten Indiens, wo engl. Industrie und Handel die einheimischen Fabriken zum Stillstand gebracht haben, finden die Hindu aller Schichten in der Cultur und Bearbeitung der J. nunmehr volle Beschäftigung. Die feine und lange gelagerte J., die einen verhältnißmäßig höhern Preis hat, ist dem Export vorbehalten; den im Lande bleibenden Rest verarbeiten die Eingeborenen zu häuslichem Gebrauche. Als Sackzeug machen Jutegewebe Reisen um die Welt, um in der letzten Metamorphose als Papier zu erscheinen. Die Jute-Industrie hat sich in Europa ungemein rasch gehoben; doch hat die deutsche Jute-Industrie infolge mangelhafter Zollbestimmungen, welche Händler aus Dundee, begünstigt durch unverhältnißmäßig billige Frachtsätze von den Seeplätzen nach dem Inlande, auszubeuten verstanden haben, unter dem Drucke der engl.-schott. Concurrenz schwer zu leiden. Aus dem Hafen von Kalkutta wurden 1835—36 ungefähr 10,000 Ctr., dagegen 1863—64 schon 2,220,000 Ctr. exportirt; diese Quantität hat sich aber 1870 auf 6,110,000, 1873 auf 7,700,000 Ctr. gesteigert. Der Verbrauch von J. verdoppelte sich in England und Frankreich binnen fünf Jahren; ersteres Land importirte 1861: 817,000 Ctr., 1865: 1,691,000 Ctr., 1866: 1,639,188 Ctr., 1867: 1,597,192 Ctr., 1873: 5,709,436 Ctr.; Frankreich 1861 für 520,000 Frs., 1865 für 930,000 Frs., 1873 für 1,919,764 Frs. an Werth. Ebenso rasch nahm die Zahl der Spindeln und Webstühle für J. zu. Gegenwärtig befinden sich in England 60 Etablissements mit 100,000 Spindeln und mit 5000 Power-Looms zur Verarbeitung von J. in Thätigkeit; nach dem letzten vorliegenden Ausweis hat sich der Werth der von England exportirten Jutegewebe in fünf Jahren verdreifacht; es wurden nämlich ausgeführt 1865: 15,332,353 Yards (à 0,914 Mt.), 1866: 19,447,420 Yards, 1867: 26,739,196 Yards, 1872: 84,067,598 Yards. Das frühere Vorurtheil gegen die J. wegen des ihr anhaftenden eigenthümlichen Geruchs ist geschwunden, nachdem man weiß, daß derselbe sich nicht weiter mittheilt. Zur Verwendung für feine Gewebe (Vorhänge, Tischdecken u. s. w.) stellt man geruchlose Jutegarne her. Gekardete Rohjute dient, mit Salicylsäure präparirt, zu Verbandzwecken als Ersatz für Charpie.

Jüterbog oder Jüterbock, Kreisstadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, 62 Kilom. im Südwesten von Berlin an der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn, die hier nach Dresden sich abzweigt, und am Aarbach gelegen, zählt (1875) 6759, mit den unmittelbar anliegenden Dörfern Damm und Neumarkt 8427 E., die bedeutende Weberei, Spinnerei, Tuchfabrikation und Färberei, auch etwas Weinbau treiben, ansehnliche Woll- und Flachsmärkte und sehr bedeutende Vieh-, namentlich Roßmärkte unterhalten. An den Ort knüpft sich eine Reihe geschichtlicher Ereignisse, so die Religionsgespräche von 1548, der Convent wegen des Kryptocalvinismus 1579, der Vertrag Brandenburgs mit Sachsen wegen des Mitbesitzes der Jülich-Kleveschen Lande vom 21. März 1611; der Sieg Torstenson's über Gallas 23. Nov. 1644; der Sieg der Preußen über die Franzosen 6. Sept. 1813 bei dem 4 Kilom. im Südwesten gelegenen Dorfe Dennewitz (s. d.). — Der Kreis J.-Luckenwalde zählt (1875) auf 1325,6 QKilom. 61,627 E.

Jütland (dän. Jylland), eine dän. Provinz, welche, den nördl. Theil der Cimbrischen Halbinsel bildend, westlich von der Nordsee, nördlich vom Skager-Rack, östlich vom Kattegat und südlich von Schleswig begrenzt wird. Mit den dazugehörenden Inseln umfaßt das Land 25,243,6 QKilom. mit (1870) 788,119 E. In der Mitte wird J. nach Osten hin von dem

Digitized by Google

niedrigen Höhenzuge durchzogen, welcher die ganze Cimbrische Halbinsel ihrer Länge nach durchstreicht und in der jütländ. Ahlheide im Eiersbavnehöi bis auf 170 Mt. sich erhebt. Auf der Ostseite ist das Land hügelig und steil ins Meer abfallend, auf der westlichen und nördlichen aber flach und längs der Küste von niedrigen Dünen und einem Streifen Flugsand umgeben. Der Boden, auf einer Unterlage von Gips und Kreide beruhend, welche auf der Ostseite, durch viele malerische Einschnitte (Fjords) zerrissen, bis ans Meer hinantreten, ist auf dieser Seite höchst fruchtbar und mit schönen Laubholzwaldungen bedeckt, während die Mitte viele Moore und Heiden, doch zwischen diesen auch wohlbebaute Strecken hat, und die flache, kahle West- und Nordseite sich steril zeigt und viel von Flugsand leidet. Der nördlichste, ödeste Theil von J., der in der Landspitze Skagenshorn endigt, ist durch den Durchbruch der Landenge, welche auf der Westseite den tief in das Land eindringenden Liimfjord (s. d.) von der Nordsee trennte, zur völligen Insel geworden. Das Land hat mehrere kleine Flüsse, von denen der Guden-Aa der bedeutendste ist, und einige zum Theil sehr schöne Landseen. Das Klima kommt mit dem Dänemarks und Schleswigs überein, ebenso die übrige Naturbeschaffenheit und die Producte. Die Ostseite J.s erweist sich sehr reich an Getreide, Rindvieh und Pferden, welche zusammen die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden. Auch findet sich überall vortrefflicher Torf, und an den Küsten ist die Fischerei nicht unbeträchtlich. Die Industrie des Landes beschränkt sich nur auf den innern Verbrauch. Die Bevölkerung ist, abgerechnet einige deutsche Colonisten und wenige böhm. Zigeuner, die unter dem Namen Tatare ein kümmerliches Vagabundenleben fristen, dän. Stammes. Das Land wird in neun Aemter getheilt, benannt nach den Städten Aalborg, Hjörring, Thistedt, Viborg, Randers, Aarhus, Beile, Ringkjöbing und Ribe. In den ältesten Zeiten sollen die Cimbern in J. gewohnt haben, nach denen noch die ganze Halbinsel benannt wird. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war das Land von den Jüten (bei den Angelsachsen Geotas) besetzt, einem Volke sächs. Stammes, das von eigenen Königen beherrscht wurde. Die Jüten siedelten zum Theil nach England über und führten später noch als Verbündete der Sachsen Kriege mit Karl d. Gr. Gegen Ende des 9. und zu Anfang des 10. Jahrh. bemächtigten sich die Dänen unter dem Könige Gorm des Landes, das seitdem ein Bestandtheil des Königreichs Dänemark geblieben ist. Die ursprüngliche sächs. Bevölkerung ist schon frühzeitig in der eingewanderten dänischen aufgegangen, sodaß die heutigen Jüten einen Dialekt des Dänischen reden, der jedoch viele sächs. Eigenthümlichkeiten bewahrt hat. Vgl. Wittken, «Studien über J.» (Berl. 1865).

Juvenalis (Decimus Junius), einer der kräftigsten röm. Satirendichter in der letzten Hälfte des 1. und der ersten des 2. Jahrh. n. Chr., aus Aquinum im Volskischen gebürtig, widmete sich anfangs der Beredsamkeit und dem Kriegsdienste und erst in seinen spätern Jahren unter Trajan und Hadrian der Dichtkunst, besonders der Satire. Die Nachricht, daß er infolge einer verletzenden Anspielung auf den am Hofe damals beliebten Pantomimen Paris im Greisenalter von Domitian als praefectus cohortis in das äußerste Aegypten verwiesen worden und erst unter Trajan nach Rom zurückgekehrt sei, muß irrig sein. Doch mag die Verweisung selbst wegen eines Schauspielers, aber nur erst unter Trajan oder vielmehr Hadrian stattgefunden haben. J. starb im Alter von 82 J. Wir besitzen unter seinem Namen 16 Satiren, in denen die Thorheiten und die Sittenverderbniß seiner Zeit hart gezüchtigt werden. Ribbeck, «Der echte und der unechte J.» (Berl. 1865), wollte zeigen, daß die 10. und die 5 letzten Satiren dem J. nicht angehören, die 9 ersten und die 11. aber vielfach interpolirt auf uns gekommen sind. Diese Ansicht, die Ribbeck auch in einer Ausgabe (Lpz. 1859) durchgeführt hatte, ist aber auf fast allgemeinen Widerspruch gestoßen. Im allgemeinen ist der Ausdruck des J. nicht so gewählt, sein Charakter nicht so heiter und launig als der des Horaz, aber auch nicht so dunkel und ernst als der des Persius. Oft verräth der Dichter den Rhetor. Alle frühern Ausgaben sind durch die erste wahrhaft kritische Ausgabe mit den alten Scholien von O. Jahn (Bd. 1, Berl. 1851; Textausg., Berl. 1868) in den Hintergrund gestellt worden. Brauchbare Commentare enthalten die Ausgaben von Heinrich (2 Bde., Bonn 1839) und Mayor (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1869—73). Eine kleine Handausgabe mit Erklärung hat Weidner (Lpz. 1873) besorgt. Gute deutsche Uebersetzungen lieferten besonders W. E. Weber (Halle 1838), von Siebold (mit lat. Text und Erläuterungen, Lpz. 1858), Berg (3 Bdchn., Stuttg. 1863) und Hertzberg und Teuffel (3 Bdchn., Stuttg. 1864—67). Dötsch veröffentlichte auch eine «Chrestomathia Juvenaliana» (Lpz. 1875). Vgl. Widal, «J. et ses satires» (Par. 1869); Dötsch, «J. ein Sittenrichter seiner Zeit» (Lpz. 1874); Meißner, «Ueber das komische Element in den Satiren des J.» (Dresd. 1876).

Digitized by Google

Juvencus (Cajus Vettius Aquilinus), lat. christl. Dichter, war Presbyter in Spanien nd starb 331. Nächst einer poetischen Umschreibung der Genesis in Hexametern lieferte er in emselben Versmaße eine Geschichte Jesu «Historia evangelica», meist nach Matthäus. Die este Ausgabe seiner Werke besorgte Gebser (2 Bde., Jena 1827). Andere Dichtungen des J., ie ihren Stoff ebenfalls der heiligen Geschichte entlehnen, wurden im «Spicilegium Solesmense» Bd. 1, Par. 1852) herausgegeben. Vgl. Korn, «Die Handschriften der Historia evangelica es J. in Danzig, Rom und Wolfenbüttel» (Bresl. 1870).

Juwelierkunst ist die Kunst, edle Steine zu Geschmeide zu verarbeiten. Als solche ist sie in Theil der Goldschmiedekunst (s. d.) und in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr selbständig geworden, ohne sich von ihr ganz loszulösen. Im Alterthum und im Mittelalter überwog ür den Schmuck die Arbeit des Goldschmiedes. Erst in der Renaissance oder kurz vor derselben ildete sich das eigentliche Geschmeide, seitdem man den Edelsteinen den facettirten Schliff zu eben und dadurch ihren Glanz, ihr Farbenspiel zu erhöhen verstanden hatte. Damit stiegen uch Werth und Vorliebe für Juwelen als solche. Je vollkommener und künstlicher der Schliff urde, je mehr suchte sich der Juwelenschmuck vom Metall und vom Goldschmied zu emanciiren. Während im 16. Jahrh. der Schmuck überhaupt die farbige Erscheinung anstrebt und azu neben den Steinen Email und Gold verwendet, geht im 17. Jahrh. das Bestreben dahin, en Schmuck blos aus Steinen zusammenzustellen und das Metall so wenig wie möglich, nur zur Verbindung und zum Halten der Steine zu verwenden. Während Cellini (s. d.) und seine Zeitgenossen die Steine in eine Metallkapsel eingeschlossen und ihnen darin, das Feuer zu erhöhen, eine Folie gegeben hatten, nehmen die Juweliere des 17. und 18. Jahrh. nach Thunlichkeit beides und halten die Steine à jour, sodaß blos das durchfallende Licht wirkt. Man kam auf diesem Wege auch dahin, die Steine zu häufen und die Zeichnung zu vernachlässigen. Man setzte die krystallförmig geschliffenen Steine in Rosetten, Sternen, Schleifen, Blumen oder sonst beliebige, meist aber ziemlich einfache, oft auch sehr unpassende Formen zusammen. Aus dem 16., 17. und auch aus dem 18. Jahrh. gibt es viele Muster dieser Art im Kupferstich. Von Holbein angefangen, haben viele Künstler ihre Phantasie der J. gewidmet, z. B. Etienne de Laulne, Theodore de Bry, Hans Collaert, Fr. Lefebure, Gilles L'Eggré, Simon Gribelin, Jean Guien. In unserer Zeit ist an die Stelle dieser krystallinischen oder mehr geometrischen Zusammenstellungen durch den franz. Geschmack eine mehr naturalistische getreten. Man ahmt Kornähren, Blumendolden, Blumen selbst entweder in der Art nach, daß sich die Diamanten wie Thautropfen auf den zarten Stengeln und Halmen wiegen, oder daß die Blumen rund in aller Fülle der Blätter aus den Steinen zusammengesetzt werden. In letzterm Falle hebt sich die Wirkung durch ihre ungeordnete Fülle häufig gegenseitig auf, während im erstern allerdings oftmals zarte Effecte entstehen. Aus Gold und Türkisen stellt man ganze Vergißmeinnichtsträuße für den Kopfschmuck zusammen und so Aehnliches. Der Effect ist besser für sich, als wenn dieser Gegenstand auf dem Kopfe sich befindet und das Haupt zieren soll. Schlimmer ist es noch, wenn allerlei Thiere, bunte Käfer, Spinnen, Schmetterlinge u. s. w. in Steinen nachgeahmt werden. Man hat vergessen, daß der Schmuck schmücken soll und daß nicht mit Steinen ein fremder Gegenstand darzustellen ist, sondern daß der Stein zu eigener Wirkung und in der Zusammenstellung mit andern noch zu besserer und vortheilhafterer kommen soll. Die moderne Imitation oder Benutzung antiker Schmuckmotive hat auch auf die J. Einfluß geübt und namentlich jene verschiedenen Anhängsel von Steinen, die bei Diamanten zuweilen dem fallenden Wasser gleichen sollen, hervorgerufen. Vgl. Kluge, «Handbuch der Edelsteinkunde» (Lpz. 1860); Kulmer, «Die Kunst des Goldarbeiters, Silberarbeiters und Juweliers» (Weim. 1872).

K.

(Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

K ist der elfte Buchstabe unsers Alphabets. Die semit. Sprachen besitzen zwei ähnliche Laute, von denen der eine unserm k entspricht, der andere tiefer im Kehlkopf (mit sog. Emphase) ertönende in neuerer Zeit bei Umschreibung morgenländ. Worte durch abendländ. Schriftzeichen gewöhnlich durch q wiedergegeben wird. Die Zeichen für beide Laute gelangten aus dem ältern semit., namentlich dem phöniz. Alphabet in das griech. Alphabet, wo der phöniz. Name des k (κ) in kappa, der des q (ϙ) in koppa umgestaltet wurde. Beide Buchstaben

Digitized by Google

finden sich auf Münzen und Inschriften aus früherer Zeit noch unterschieden. Da aber ein lautlicher Unterschied zwischen beiden nicht mehr bemerkbar war, so kam das koppa bald außer Gebrauch. Nur als Zahlzeichen wurde es noch bis in spätere Zeit beibehalten und bezeichnete, gemäß seiner ursprünglichen Stelle zwischen den Buchstaben pi und rho, die Zahl 90. In dem röm. Alphabet, das ebenfalls beide Buchstaben aufnahm, ist K durch C, welches auch vor e und i stets wie k lautete, ersetzt worden; nur in einzelnen Fällen, wie z. B. im Worte Kalendae und im Namen Kaeso, pflegte man sich des k noch zu bedienen. Das q, welches jedoch nur in der Lautverbindung qv vorkommt, hatte im Lateinischen denselben Laut wie k. Dasselbe gilt auch von dem Gothischen, wo die Lautverbindung kv durch ein einziges Schriftzeichen, das q, bezeichnet wird, und den neuern german. Sprachen, wo man q vor v (u) in herkömmlicher Weise anstatt k zu schreiben pflegt. Der Laut k gehört nach der gewöhnlichen Eintheilung der Consonanten zu den Gutturalen (mit g und im ursprünglichen Indogermanischen gh) und bildet in dieser Reihe den tonlosen Laut (die tenuis). Das deutsche k entspricht stets einem ursprünglichen (auch lat.-griech.) g, z. B. lat. genu, goth. kniu (Knie); das goth. und niederdeutsche k ist durch die sog. zweite Lautschiebung im Hochdeutschen zum Theil auch geworden, z. B. griech. γένος, lat. genus, goth. kuni, althochdeutsch chunni; griech. μέγας, goth. mikils, althochdeutsch michil. Als Abkürzung steht K im Lateinischen für Kalendae und für den Namen Cäso; Verleumdern wurde in Rom ein K als Abbreviatur für Calumniator auf die Stirn gebrannt. Auf franz. Münzen bedeutet K den Prägort Bordeaux, in der Chemie Kalium; in Oesterreich ist k. k. oder k. und k. allgemein üblich für kaiserlich und königlich (ungar.).

Kaaba (Ka'ba), eigentlich Würfel, ist ein viereckiges, 11 Mt. hohes und 8 Mt. breites Gebäude in Mekka, welches, seit ältester Zeit von den Arabern als Hauptnationalheiligthum verehrt, von Mohammed zum Mittelpunkte des islamitischen Glaubens, zur allgemeinen Kibla, d. h. dem Orte, wohin man sich beim Gebet zu richten hat, und zum Ziele der religiös vorgeschriebenen Pilgerfahrt gemacht wurde. Der vornehmlichste Verehrungsgegenstand dieses vom Islam ausschließlich als «Beit Allah», Haus Gottes, bezeichneten Baues ist der angeblich vom Engel Gabriel dem Abraham als Geschenk überbrachte sog. Schwarze Stein, welcher in die Ostwand neben dem Eingange eingemauert, von den Pilgern mit großer Ehrfurcht berührt und geküßt wird. Außerdem wird ein Fußstapfen Abraham's im Innern gezeigt. Die Araber führen die Geschichte der K. bis in die vorsündflutliche Zeit zurück. Der jetzige Bau soll von Abraham herrühren. Um den Besitz der K. wurden in heidnischer Zeit blutige Kriege geführt, denn ihr Besitz gab einen Vorrang unter den Stämmen. Der türk. Sultan Murad IV. ließ sie 1630 umbauen. Von den türk. Sultanen werden auch alljährlich die Seidengehänge erneuert, welche das Gemäuer den Blicken entziehen. Umgeben wird die K. von einem geräumigen Hofe, auf welchem sich der heilige Brunnen Zemzem befindet und welcher, durch hohe Säulenhallen nach außen abgeschieden, den Namen Mesdjid-es-Harâm, Moschee des Heiligthums, führt. Die K. bezieht außer den Gaben der Pilger aus zahlreichen frommen Stiftungen ein großes Einkommen und gilt als die reichste religiöse Stiftung des Islam.

Kabbăla (hebr.), d. h. die empfangene Lehre, worunter man ursprünglich sowol die nichtmosaischen heiligen Bücher als die mündlich überlieferte Lehre verstand, nennt man seit dem 12. Jahrh. die allmählich zu einer eigenen Schule und Literatur ausgebildete Geheimlehre der Juden, deren Elemente schon in dem pers.-macedon. Zeitalter sichtbar werden und deren Grundlage die orient. Emanationslehre ist. Bei Philo, im Talmud und den Midraschim finden sich allerdings theol.-philos. Darstellungen, welche zum Theil von den Spätern aufgenommen wurden; doch das erste kosmogonische Buch ist das Buch «Jezirah» (deutsch von Meyer, Frankf. 1829), aus dem 7. Jahrh., das dem Akiba (s. d.) untergeschoben wurde. Indeß erst seit der letzten Hälfte des 12. Jahrh. zog die Geheimlehre, die anfangs nur über Gott und Schöpfung sich ausbreitete, Exegese, Moral und Philosophie in ihre Sphäre und wurde so zu einer mystischen Religionsphilosophie. Die dieser Lehre in den folgenden drei Jahrhunderten gewidmeten zahlreichen Schriften lehrten den geheimen Sinn der Heiligen Schrift und ihrer Auslegungen, der Hagadas, die höhere Bedeutung der Gesetze, sowie durch Anwendung göttlicher Namen und heiliger Sprüche das Wunderthun. Ein großer Theil der kabbalistischen Schriften ist anonym oder pseudonym. Das höchste Ansehen genießt das Buch Sohar (eine Art Commentar zum Pentateuch), in aramäischer Sprache, angeblich von Simon ben Jochai (im 2. Jahrh.) in der That aber dem Ende des 13. Jahrh. angehörig. Die Gegner der K. waren die Philosophen und zum Theil die Talmudisten. Mit dem Niedergange wissenschaftlicher Bestrebungen unter den Juden, besonders seit der Vertreibung aus Spanien (1492), unter dem Drucke unglück-

Digitized by Google

eliger Zeiten erhielten die kabbalistischen Studien in Palästina (Isak Luria, Chajim Vital) und Italien einen neuen Aufschwung, arteten jedoch in Magie und Buchstabenklauberei aus. Trotzdem beschäftigten sich seit Reuchlin auch christl. Gelehrte, wie Knorr von Rosenroth, Helmont u. a. mit denselben. Vgl. Jellinek, «Beiträge zur Geschichte der K.» (Lpz. 1851—52); derselbe, «Auswahl kabbalistischer Mystik» (Lpz. 1853). (S. Jüdische Literatur.)

Kabel, Abkürzung für Telegraphenkabel bei unterirdischen und unterseeischen Leitungen. S. Telegraphie.) Als man in der Guttapercha einen geeigneten Isolator für K. entdeckt hatte, machte man sich in Europa seit 1848 zunächst an die Herstellung von unterirdischen Telegraphenleitungen, mußte dieselben aber bald wieder als unbrauchbar aufgeben, weil infolge des Schwefelzusatzes zur Guttapercha die Isolation bald mangelhaft wurde. Bessern Erfolg hatte man bei den mit reiner Guttapercha isolirten Unterseeleitungen, deren erste 1850 und 1851 zwischen England und Frankreich versenkt wurde. Seitdem verbreiteten sich die unterseeischen K., mit denen man rasch immer größere Meere zu überschreiten lernte, rasch über die ganze Erde, sodaß jetzt 569 K. von fast 64,000 Seemeilen Länge (bei etwas über 71,000 Seemeilen Drahtlänge) im Betriebe stehen, darunter 6 zwischen Europa und Amerika. Jedes K. besteht aus einem oder mehrern mit isolirenden Substanzen überzogenen Leitern, von denen jeder gegenwärtig fast stets aus vier bis sieben Kupferdrähten litzenförmig zusammengesetzt wird, damit beim Reißen eines Drahts nicht die ganze Leitung versagt; dem neuesten altlantischen K. hat man sogar eine 12drähtige Litze gegeben. Besondere Sorgfalt wird bei der Auswahl des Kupfers aufgewendet, weil von dessen Reinheit das Leitungsvermögen der Drähte abhängt. Als isolirenden Stoff benutzt man hauptsächlich Guttapercha; Kautschuk isolirt zwar besser, ist aber im Wasser nicht so haltbar wie Guttapercha, welche wieder durch die Luft und Wärme leidet. Theils zur Verbesserung der Isolirung, theils um die einzelnen (gewöhnlich drei bis vier) Schichten Guttapercha zu vereinigen und fest aufeinander sowie an den Drähten haftend zu machen, bringt man zwischen diese Lagen wie auch unmittelbar um die Drahtlitzen gewisse Uebrige, aber ebenfalls isolirende Compositionen, von denen eine der gebräuchlichsten das «Chatterton Compound» (Guttapercha, Holztheer und Harz) ist. Die so hergestellten isolirten Drähte werden in paralleler Lage, also nicht umeinander gewunden, mit getheertem Hanf umwickelt und zu einem Tau vereinigt. Gewöhnlich ordnet man zwei solche, in entgegengesetzten Richtungen aufgewickelte Manilahanflagen an. Zur Sicherung endlich des Taues gegen äußere Beschädigungen kommt über die Hanfumwickelung noch eine Lage starker Eisendrähte oder Drahtlitzen, oder auch, da selbst verzinktes Eisen vom Meerwasser angegriffen wird, Streifen von Kupferblech (nach Siemens). In der neuesten Zeit wendet man zur Verhüllung häufig Stahldrähte an, welche selbst mit getheertem Hanf dicht bewickelt werden, oder auch man versieht das K. im ganzen mit einer äußern Hanfumspinnung, wodurch größere Sicherheit beim Reißen eines Verhüllungsdrahts erreicht wird. Der Durchmesser und die Anzahl der Leiter für ein K. sind sehr verschieden. Ersterer variirt etwa zwischen 2 bis 6,5 Ctmt., letztere zwischen 1 und 6 Leitern; Tiefseekabel erhalten jetzt in der Regel nur einen Leiter. Mit dem Durchmesser steigt die Festigkeit, aber auch das Gewicht. Man macht daher für Tiefseekabel die Eisendrahthülle so schwach, als es der Zug, welchen sie beim Versenken auszuhalten hat, erfordert; dagegen gibt man dem K. in der Nähe der Küsten, wo es durch die Bewegung des Wassers auf Felsen gescheuert wird, eine sehr starke Schutzhülle, oder selbst eine doppelte. Während der Fabrikation muß die Isolirung und das Leitungsvermögen jedes einzelnen Kabelstücks sorgfältig geprüft werden; ähnlich beim Versenken, während dessen Verlauf man daher mit dem Lande in beständigem telegr. Verkehre durch das K. selbst bleibt. Da die Guttapercha in der Wärme leidet, so müssen größere Kabelmassen in großen, stets mit kaltem Wasser gefüllten eisernen Bassins gehalten werden. Beim Auslegen des K. wird seine Geschwindigkeit durch Bremsen regulirt. Die Geschwindigkeit des Schiffs muß mit der des K. in richtigem Verhältnisse stehen, damit weder das K. zu sehr gespannt wird, noch unnütz viel von demselben abläuft. Vgl. Rother, «Der Telegraphenbau» (4. Aufl., Berl. 1876); Schellen, «Das atlantische K.» (Braunschw. 1867); derselbe, «Der elektromagnetische Telegraph» (5. Aufl., Braunschw. 1870); Galle, «Katechismus der elektrischen Telegraphie» (5. Aufl. von Zetzsche, Lpz. 1873); Russell, «The Atlantic Telegraph» (Lond. 1866).

Kabeljau oder **Kabliau** (Gadus morrhua) ist der Name eines für die menschliche Oekonomie sehr wichtigen Seefisches. Man findet ihn in allen nördl. Meeren zwischen 40—70° nördl. Br., auch an den engl. und norweg. Küsten, vorzugsweise jedoch um Labrador und Neufundland, wo sein Fang von vielen hundert Fahrzeugen betrieben wird und stets von solcher

Digitized by Google

Bedeutung war, daß über die Berechtigung desselben Seekriege geführt worden sind. Der Ertrag der Kabeljaufischerei von Canada belief sich 1875 auf 765,640 Ctr., wovon auf Neuschottland allein 420,342 Ctr. kommen. Schottland lieferte (1873) 160,000 Ctr., Norwegen (1874) 43½ Mill. Stück, 1877 aber 50—60 Mill. Stück. Der Werth des Exports dieser Fischerei war in Norwegen 1871—75 durchschnittlich jährlich 24½ Mill. Kronen (à 1 Mark 10 Pf.). Trotz dieser erstaunlichen Verfolgung hat sich jedoch noch keine merkliche Verminderung der K. gezeigt. In Europa allein beschäftigt sein Fang über 50,000 Menschen. Das weiße und gesunde Fleisch kann nicht allein sehr mannichfach zubereitet werden, sondern besitzt auch eine lange Dauer. Nur im frischen Zustande heißt der Fisch K., an der Luft getrocknet wird er Stockfisch genannt und bildet als solcher einen wichtigen Handelsartikel. Gesalzen und nachher getrocknet nennt man ihn Klippfisch, und blos eingesalzen (gepökelt) Laberdan. Aus der Leber wird der als Heilmittel häufig angewandte Leberthran bereitet. Zur Gattung Gadus gehört auch der Schellfisch (s. d.), der Dorsch (s. d.) und der Zwergdorsch (Gadus minutus), welche sämmtlich ein gutes Fleisch besitzen.

Kabiren, geheimnißvolle Gottheiten, die in Aegypten, Phönizien, Kleinasien und Griechenland verehrt wurden. In letzterm Lande geschah dies vorzüglich in Samothrake, Lemnos, Imbros und Theben, wo überall Mysterien und Weihungen orgiastischer Art mit ihrem Culte verbunden waren; die berühmtesten dieser Mysterien und Weihen waren die von Samothrake. In Lemnos fand alljährlich ihnen zu Ehren ein neuntägiges Fest statt. Aeschylos' verlorenes Stück, «Die K.», spielte auf Lemnos. In Kleinasien blühte ihr Cultus vorzüglich bei den Pergamenern, in Phönizien zu Berytos und in Aegypten zu Memphis. Infolge der sehr zahlreichen, aber sehr dunkeln und widersprechenden Nachrichten, welche uns die Alten über die K. hinterlassen haben, wurden sie ein Hauptgegenstand gelehrter Untersuchungen. Es sind die verschiedenartigsten Ansichten über die K. aufgestellt, und zwar von Männern, wie Lobeck, Creuzer, Welcker und Otfried Müller; doch ist bisher kein anderes Resultat gewonnen worden, als daß es bei der Natur des Ueberlieferten völlig unmöglich ist, darüber vollkommen ins Klare zu kommen. Es geht im allgemeinen nur so viel mit Gewißheit hervor, daß sie ihren Sitz auf Erden hatten und mit den Kureten, Korybanten und Daktylen verwandte, unheimliche, vielleicht gnomenartige, geheime Naturkräfte darstellende Gottheiten waren, denen ein aus Asien stammender orgiastischer Naturcultus gewidmet war. Der Name mag phönizisch gewesen sein; ob aber die ursprünglichen phönizischen und ägyptischen K. dieselben wie die griechischen waren, ist bei der Sucht der Griechen, ihre Gottheiten in fremden Göttern wiederzufinden, sehr zu bezweifeln.

Kabul, den Alten unter dem Namen Ortospana oder Kabura bekannt und von Alexander d. Gr. auf dem Zuge nach Indien (327) Nicäa genannt, ist die Hauptstadt von Afghanistan (s. d.) oder zeitweilig auch nur des nordöstlichsten und wichtigsten Theils desselben, d. i. von Kabulistan, welches im N. von dem Hindukusch und Kafiristan, im W. von den die Gebirgseinöden des Paropanisus (Ghurdjistan) bewohnenden Eimak und den Hezarch (s. Herat), südlich von Kandahar (s. d.), östlich von Peschawer und andern am rechten Ufer des Indus gelegenen, jetzt brit. Districten begrenzt und von W. gegen O. von dem reißenden Kabulflusse (Cophen der Alten) durchflossen wird, dem bedeutendsten westl. Nebenflusse des Indus, in den er Attok gegenüber mündet, nachdem er zwischen Dschellalabad und Peschawer das östl. Soleimangebirge durchbrochen hat. Die Stadt K. liegt etwa 2000 Mt. über dem Meere in einer Schlucht am Kabulflusse, auf drei Seiten von Bergen eingeschlossen, die nur einen engen, auf die Hochstraße von Ghasna führenden Durchgang lassen, während das Thal des K. selbst, zwischen himmelhohen Bergen eingeengt und kriegsgeschichtlich besonders durch die Khayberpässe bekannt, die Hauptstraße zwischen Iran und Indien für die Handelskaravanen sowie auch (Alexander d. Gr., Tamerlan, Babur und Nadir-Schah) für die Heereszüge bildet. Die Berge beherrschen die Stadt vollständig; über sie führt eine zur Vertheidigung gegen den ehemaligen Hauptstamm der Ghildschi angelegte, von Westen aus jeden Eingang versperrende, jetzt aber verfallene, mit runden Thürmen versehene Mauerlinie. K. selbst ist von einem hohen, aber schwachen Erdwall umgeben. Südöstlich von der Stadt steht auf der Spitze eines Felsenvorsprungs das Fort Bala-Hissar, und am Abhang derselben Höhe liegen der königl. Palast und die dazugehörigen Gärten nebst einem großen Bazar, von einem Graben und Walle umgeben und so von der Stadt getrennt. Oberhalb des Forts steht auf einer Anhöhe, welche dieses und die ganze Ebene ringsum beherrscht, die Citadelle, in der ein Bruder von Dost-Mohammed einen Palast erbaut, den er Kulahi-Feringi oder den Europäischen Hut nannte. Die Eroberung und theilweise Zerstörung K.s durch die Engländer 1842 legte fast die ganze Stadt in Trümmer.

Digitized by Google

Diese besteht aus engen, unregelmäßigen und schmuzigen Gassen mit hohen, plattgedeckten Häusern, von denen, trotz des Reichthums an Steinen in der Umgegend, kein einziges massiv ist. K. zählt 60,000 E., darunter viele Armenier und Juden, und ist ein wichtiger Stapelplatz für die Karavanen zwischen Persien und Indien und der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels. Südlich von der Stadt erhebt sich das Grabmonument des Kaisers Babur (s. d.). In den neuern polit. Wirren Afghanistans hat K. eine hervorragende Rolle gespielt. (S. Afghanistan.)

Kabylen, eigentlich K'bail, d. h. Verbündete (Plural des arab. Wortes k'bila, Bund, Vereinigung), heißen die Berbern (s. d.) in Algerien im allgemeinen, vorzugsweise aber die im Küstengebirge hausenden Stämme derselben, während ihre Stammgenossen im innern Gebirge Aures unter dem Namen Schauja (Chaonia), d. h. Hirten, in den südl. Oasen Wadi-R'ir, Temasin, Wargla u. s. w. unter dem Namen der Beni-Mezab (s. d.) oder Mezabiten, in der Wüste Sahara als Tuareg oder Imoscharh, in Marokko als Amazirghen, Schilluh, Rifpiraten u. s. w. bekannt sind. Der Census von 1875 ergab für die gesammte einheimische, also auch die arab. Beduinen und Mauren umfassende Bevölkerung Algeriens 2,448,691 Seelen, wovon auf die Berbern über 1 Mill. kamen. So ausgedehnt aber auch der Verbreitungsbezirk des merkwürdigen Volks ist, nennt man Kabylenland oder Kabylien doch nur den meist sehr hohen, mit Felsspitzen besetzten östl. Theil der Küstengebirgszone vom Wed-Sahel, an dessen Mündung Bugia liegt, bis zur Mündung des Wed-Sebaou, und unterscheidet hier wieder Großkabylien (la Grande-Kabylie) oder den westlichen, fast ganz zur Provinz Algier gehörigen Theil, welcher vom Wed-Isser bis zur Mündung des Wed-Sahel reicht, und Kleinkabylien (la Petite-Kabylie), den östl. Theil in der Provinz Konstantine mit dem 1961 Mt. hohen Großen Babor. Großkabylien, ein großartiges, fast alpines Bergrevier, ausgezeichnet durch Wasserreichthum, üppige Vegetation, dichte Bevölkerung und guten Anbau, zählt 75 Bewohner auf den Quadratkilometer und wird durch den Hauptgrat des Dscherdschera, des wichtigsten Theils des tellischen Atlas, im Lella-Khedidscha 2308 Mt. hoch, in zwei Hälften getheilt. Kabylien hatte lange seine alte Unabhängigkeit fast gänzlich bewahrt. Die planmäßigen Expeditionen der Franzosen begannen zwar schon 1842 unter Marschall Bugeaud, aber erst mit der im Mai und Juni 1857 unter Randon erfolgten Unterwerfung des nördl. Theils von Großkabylien sah man die sämmtlichen Stämme der K. als völlig unterworfen an. Zur kaukas. Rasse gehörig, sind die K. im allgemeinen mittlerer Statur, mager, dabei von starkem Knochenbau. Sie haben wenig Bart und die Haare sind bei den meisten schwarz, ebenso das lebhafte, stechende Auge von wildem Ausdruck. Ihre sonnverbrannte Haut spielt vom Dunkelbraun ins Schmuziggelbe. Der Kopf ist ziemlich rund und ähnelt, wie die Gesichtsbildung, nicht den orient., sondern eher den mitteleurop. Völkern. Sie haben feste Wohnsitze, treiben weniger Viehzucht als Spatenwirthschaft, Oliven- und Obstcultur und bebauen die Thäler und Bergabhänge mit großer Sorgfalt. Ihre Industrie besteht in Fertigung von Ackergeräthen, Messern, Waffen, Schießpulver, Haiks und Burnussen, Teppichen, Leder, geflochtenen Matten, Holz- und groben Töpferwaaren. Fast alle Stämme haben Wassermühlen und Oelpressen zur Verwerthung der Früchte der das ganze Gebirge bedeckenden Olivenwälder. Der Honig und das Wachs des Landes sind vortrefflich. Charakteristisch ist ihr Handelsgeist und ihre Liebe zum Gelderwerb. Die Blutrache gilt ihnen als Ehrengesetz und kann nicht durch Geld abgekauft werden. Prügel- und Todesstrafe, Sklaverei an Volksgenossen sind ihnen unbekannt; für alle gilt Gleichheit der Strafe, ohne Rücksicht auf den Stand. Gastfreundschaft wird gegen jedermann, ohne Unterschied der Nationalität und der Religion, geübt. Bisjetzt gehört diese Region noch zum militärischen Territorium Algeriens. Die Bewohner zerfallen in Stämme, welche von Kaïds regiert werden; diese dann in Ferkas oder Gemeinden, von Scheikhs verwaltet, und diese in Duârs oder Dörfer, unter einem Amin stehend, und Weiler. Mehrere vereinigte Stämme bilden eine von einem Aga überwachte Gruppe. Die interessanteste Verbindung kabyl. Stämme war die der Suawah (Zouaoua) auf dem Nordabhange der Dscherdscherakette, welche bis 1857 eine mächtige und gefürchtete polit. Körperschaft bildete. Als die Franzosen in Algerien nach dem Muster der brit.-ostind. Seapoys eine inländische Truppe gründeten, gaben sie derselben den Namen der kriegerischen Suawah, woraus das Wort Zuave (s. d.) entstanden ist. Vgl. Hanoteau und Letourneux, «La Kabylie et les coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1873).

Kacheln nennt man die einzelnen Bestandtheile thönerner Oefen, aus denen der Hauptkörper der letztern zusammengesetzt ist. Sie bestehen aus gebranntem Thon, sind an der Vorderseite entweder eben (Plattkacheln), oder mit Vertiefungen (Napfkacheln), oder mit Reliefs versehen und in der Regel glasirt. Die unglasirten K. nennt man Biscuit-, die glasirten Schmelz-

Digitized by Google

kacheln. Außerdem unterscheidet man Eck-, Fries-, Simskacheln u. s. w. An der Rückseite besitzen die K. einen erhöhten Rand mit Wulst, den sog. Hals oder Rumpf, und in die dadurch gebildete Vertiefung wird Lehm eingedrückt oder werden Eisenklammern oder Drähte zur Verbindung der einzelnen K. eingelegt. Das Mittelalter war in der Herstellung farbigglasirter und reich mit Ornamenten und Figuren verzierter K. sehr weit vorgeschritten. Heutzutage liebt man die weißglasirten K., geht aber wieder zur Anwendung farbiger Kachelöfen über.

Kachexie (vom griech. κακός, schlecht, und ἔχεσθαι, sich verhalten) bedeutet eigentlich die üble Beschaffenheit und das ungesunde Aussehen eines lebenden Wesens, im besondern die allgemeine Abmagerung, den abgezehrten Zustand eines Menschen, der eintritt, wenn der Körper mehr verbraucht als er aufnimmt. Am auffälligsten ist die K. bei langsam verlaufenden Krankheiten, so bei Tuberkulose (Auszehrung), Leukämie, Krebs, Syphilis, Metallvergiftungen. Dieselbe kann ferner zu Stande kommen bei sehr ausschweifender Lebensweise, bei Säufern, bei theilweisem Verschluß der Verdauungswege (Narben der Speiseröhre) und ist häufig nach sehr erschöpfenden fieberhaften Krankheiten (z. B. Typhus) vorhanden, namentlich wenn die Kranken nicht zeitig genug wieder kräftige Nahrung genießen. Die Abmagerung macht sich an allen Körperorganen geltend. Das Fett unter der Haut schwindet, die Haut läßt sich in langen Falten abheben und wird selbst runzelig, die Muskeln werden dünn und welk, die Ernährung des Nervensystems leidet Noth, es tritt Blutarmuth (bleiches Gesicht und bleiche Haut) ein (habitus cachecticus). Daher tritt auch Kraftlosigkeit, leichte Ermüdung des Körpers und Geistes, nervöse Erregtheit auf. Heilen läßt sich die K. durch Beseitigung der Ursache und gute Lebensweise. Ist das Grundleiden (z. B. Tuberkulose) nicht zu entfernen, so kann doch der Zustand durch gute Kost und Aufenthalt in reiner, gesunder Luft gebessert werden. (S. Blutkrankheit.)

Kadi (arab.), d. h. Richter, ist bei den Völkern mohammed. Glaubens der Titel eines selbstständigen Richters, welcher, vom Scheikh-ul-Islam, dem Großmufti, ernannt, nach dem auf den Koran gegründeten sog. heiligen Rechte entscheidet und einer Mechkameh, d. h. einem mohammed. Tribunale, präsidirt.

Kadmus (Cadmus, griech. Kadmos), nach der mit der Zeit aus verschiedenen ältern Mythen zusammengesetzten griech. Sage der Sohn des Agenor (s. d.) und der Telephassa, der Bruder der Europa, des Phönix und Kilix, wurde von seinem Vater, als Europa (s. d.) verschwunden war, nebst seinen Brüdern ausgesendet, jene zu suchen, mit dem Befehle, ohne sie nicht zurückzukehren. Alles Nachforschen war vergeblich. Daher ließ sich K. nebst seiner Mutter, welche ihn begleitete, in Thrazien nieder. Nach seiner Mutter Tode ging er nach Delphi, um das Orakel wegen seiner Schwester zu fragen. Dieses antwortete: er solle von seinem Suchen abstehen, einer Kuh, die ihm begegnen würde, nachgehen und da, wo diese ermüdet sich niederlasse, eine Stadt gründen. Diese Kuh begegnete ihm in Phocis; er folgte ihr nach Böotien und erbaute an dem Platze, wo sie sich lagerte, die Stadt Theben. In der Absicht, die Kuh der Athene zu opfern, schickte er seine Genossen zu der nahen Quelle des Ares nach Wasser. Doch diese bewachte ein Drache, welcher jene tödtete. Dafür erschlug nun K. das Ungeheuer und säete auf Athene's Rath die Zähne desselben. Hieraus erwuchsen geharnischte Männer, Spartoi, d. i. Gesäete, genannt. K. warf einen Stein unter sie, worauf sogleich unter diesen ein wüthender Kampf entstand, in welchem nur fünf übrigblieben, Echion, Udäos, Chytonios, Hyperenor und Pelor. Diesen Drachenmord mußte K. mit einer achtjährigen Sklaverei beim Ares büßen. Nach dieser Zeit gab ihm Athene die Herrschaft über Theben und Zeus vermählte ihn mit der Harmonia, mit der er Polydoros, Autonoe, Ino, Semele und Agaue erzeugte. Später verließ er mit seiner Gattin Theben und ging zu den Enchelern, welche ihm die Herrschaft übertrugen und unter seiner Anführung die Illyrier, mit denen sie in Krieg verwickelt waren, besiegten. Als König von Illyrien bekam K. von der Harmonia noch einen Sohn, Illyrios. Zuletzt wurden beide in Schlangen verwandelt und von Zeus nach Elysium gesendet. Nach den Scholien zu Pindar erzählten Dichter und Mythographen, daß beide ein mit Drachen bespannter Wagen nach Elysium trug. Da K. für einen Phönizier galt, so wurde von ihm auch erzählt, daß er die Buchstabenschrift, ein Alphabet von 16 Buchstaben, aus Phönizien nach Griechenland gebracht, sowie den Bergbau und die Bearbeitung des Erzes erfunden habe.

Käfer (Scheidenflügler oder Deckflügler), s. Coleopteren.

Kaffa, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, s. Feodosia.

Kaffee und Kaffeebaum. Der Kaffeebaum (Coffea Arabica L.), ein unter die Rubiaceen gehörender Baum, der in Abessinien und im Sudan einheimisch, in Arabien wahrscheinlich nur verwildert, gegenwärtig aber fast über sämmtliche innerhalb der Wendekreise gelegenen

Digitized by Google

Colonien der Europäer verbreitet ist. Im Zustande erneuter Verwilderung erscheint der Kaffeebaum in den Colonien und stellt dann einen schlanken, wenigästigen Baum von 5—10 Mt. Höhe dar; cultivirt ist er 2—3,5 Mt. hoch und bis tief hinab mit horizontalen, eine Pyramide bildenden Aesten versehen. Die immergrünen, stark glänzenden, lederartigen, länglichen Blätter und die in den Blattachseln stehenden Quirle schneeweißer, wohlriechender Blumen geben dem Strauche ein sehr freundliches Ansehen. Die den Kornelkirschen ähnlichen, doch kürzern Früchte sind reif von dunkelscharlachrother Farbe, von süßlich-schleimigem Geschmack und enthalten zwei halbelliptische, mit der flachen Seite sich zugekehrte, hornartig harte Samen, sog. Kaffeebohnen, deren Name jedoch nicht von dem deutschen «Bohne», sondern von dem arab. Worte Bunn herzuleiten ist. Der Kaffeebaum gedeiht nur in Ländern, wo die mittlere Jahrestemperatur 14—16° R. beträgt, hält aber schnell vorübergehende niedrige Thermometerstände von 3—4° R. aus, wie die Pflanzungen auf den Bergen Cubas und Jamaicas beweisen. Doch dürfen sich solche Unregelmäßigkeiten nicht zu oft wiederholen. In Peru und Quito hat sich der Baum auf Höhen von 2000 Mt., wo indessen niemals Frost eintritt, acclimatisirt; doch gedeiht er, weil er eine feuchte Atmosphäre verlangt, nirgends besser als auf tropischen Inseln. Die Kaffeepflanzungen sind in allen Colonien ziemlich nach demselben Plane angelegt. Auf regelmäßigen und gleich großen Vierecken stehen die Bäume nach der Schnur und in gleichen Entfernungen voneinander; sie werden durch Beschneiden gleich hoch, der Boden zwischen ihnen aber durch ununterbrochenes Jäten frei von allem Unkraute gehalten. Die Kaffeepflanzungen bieten daher durch ihre Reinlichkeit und Regelmäßigkeit einen äußerst angenehmen Anblick. Zur Vermehrung bedient man sich der Setzlinge, die aus Samen in einer dichtbeschatteten Pflanzschule erzogen werden. Die erste Ernte liefert der Baum im dritten Jahre; bei ganz ausgewachsenen Bäumen kann sich diese auf ein Pfund Samenkörner belaufen. Da der Kaffeebaum acht Monate hindurch blüht, so sind seine Früchte von sehr ungleicher Reife; in Westindien und Brasilien hält man daher jährlich drei Lesen. Auf besonders eingerichteten großen Tennen, wo man die gesammelten Beeren ausbreitet und häufig wendet, trocknen dieselben unter Einwirkung der Sonnenhitze, wenn anders das Wetter günstig, in drei bis vier Tagen völlig zusammen. Einfallendes Regenwetter bringt eine Erhitzung oder Gärung der Beere hervor und macht die Samen gelblich, während diese bei schneller Trocknung stets hellgraugrün und mit einem silberigen Häutchen bekleidet erscheinen. Diese letztern gelten als beste Waare. Besondere Walzmühlen bringen hierauf das eingetrocknete Fleisch zum Abspringen, und nachdem die Bohnen vorher noch durch Schwingen von den spröden Hüllen befreit worden, wird das Product in Säcken nach den Häfen verführt. Da man aber nicht in allen Colonien gleiche Sorgfalt auf die Bereitung verwendet, so ist auch die Waare und der Preis derselben sehr verschieden. Den besten Kaffee erhält man, wenn, wie auf einigen Plantagen in Caracas, die reifen Beeren auf die Kaffeemühle gebracht, ihrer Beerenhülle beraubt und hierauf die kleinen runden Körner (die besten) sorgfältig ausgesucht werden. Auf diese Weise wird der sog. Perlkaffee gewonnen. In ähnlicher Weise wie beim Weinstock und Taback zeigt sich auch beim Kaffee der Einfluß des Klimas und der Bodenverhältnisse.

Die frühere Geschichte des Kaffeebaums ist ziemlich unklar; die Griechen und Römer kannten ihn nicht. Dagegen benutzte man die Früchte desselben in Abessinien und Aethiopien seit undenklichen Zeiten, in Arabien schon seit dem 15., im übrigen Orient seit dem 16. Jahrh. Ein Bürgermeister von Amsterdam, Wieser, soll den Kaffeebaum gegen Ende des 17. Jahrh. von Mokka nach Batavia gebracht, dort seine Pflanzung im großen veranlaßt und endlich 169 junge Bäumchen an den Botanischen Garten zu Amsterdam geschickt haben, von welchem 1714 der pariser Garten einen Baum erhielt. Einen Ableger desselben nahm Kapitän Declieux 723 mit sich nach Martinique, wo er so gut gedieh, daß in wenigen Jahren alle Antillen mit Bäumchen versehen werden konnten. Auch in den Warmhäusern gedeiht der Kaffeebaum in schwerem Boden bei feuchter Luft und reichlichem Begießen gut und bringt leicht Früchte. Im Handel unterscheidet man hauptsächlich folgende Sorten: den levantischen oder Mokkakaffee, welcher aus Arabien kommt und sich durch kleine graue, ins Grünliche fallende Samenkörner auszeichnet; den javanischen aus Ostindien, große gelbe Bohnen; den Martiniquekaffee, etwas kleinere und grünliche Bohnen; den surinamischen, aus Westindien, die größten Bohnen; den Bourbonischen, dessen Bohnen blaßgelb und fast weißlich sind. Für die beste Sorte gilt bekanntlich der Mokkakaffee, für die geringste der brasilische. Der ordinärste, aus zerbrochenen schwarzen und mit Schalen vermischten Bohnen bestehende Sorte ist der Triagekaffee (Brennwaare). Der Kaffeehandel übertrifft jetzt an Wichtigkeit fast den mit jedem andern Waarenartikel. Der

Digitized by Google

Kaffeeverbrauch Europas wird jährlich auf 309 Mill., derjenige der übrigen Erdtheile auf wenigstens 200 Mill. Pfd. angeschlagen, wovon Brasilien, Java und Westindien die größten Quantitäten liefern. Der Verbrauch an Kaffee für den Kopf der Bevölkerung beträgt in England $1\frac{1}{3}$ Pfd., in Frankreich $2\frac{1}{2}$, im Deutschen Reiche 4, in Dänemark $5\frac{1}{2}$, in der Schweiz 6, in Belgien $8\frac{1}{2}$, in Holland 10—12, in den Vereinigten Staaten über 9 Pfd.

Die Anwendung des Kaffees als Getränk stammt aus Arabien und gelangte von da im 16. Jahrh. nach Aegypten und Konstantinopel. Leonhard Rauwolf, ein deutscher Arzt, ist wahrscheinlich der erste, der den Kaffee durch seine 1573 gedruckte Reisebeschreibung in Europa bekannt machte. Im J. 1591 brachte ihn Prosper Alpinus als Arznei aus Aegypten nach Venedig. Bereits zu Anfange des 17. Jahrh. wurde Kaffee in Italien getrunken, um die Mitte desselben Jahrhunderts in Frankreich und England, gegen Ende in Deutschland. Doch erst zu Anfange des 18. Jahrh., wo er auch in Schweden und andern nordischen Reichen Eingang fand, wurde der Gebrauch desselben allgemeiner. Kaffeehäuser entstanden fast allerwärts schon mit der ersten Einführung des Kaffees. Das erste in Europa wurde 1551 in Konstantinopel errichtet. Hundert Jahre später (1652) errichtete in London ein Diener des nach der Levante handelnden Kaufmanns Edwards, den dieser aus Griechenland mitgebracht hatte, das erste Kaffeehaus im Newman's Court in Cornhill. In Frankreich wurde 1671 das erste Kaffeehaus in Marseille errichtet. In Paris schlug zuerst in der Vorstadt St.-Germain ein Armenier, Namens Pascal, in den siebziger Jahren des 17. Jahrh. eine Kaffeebude auf. Das erste eigentliche Kaffeehaus daselbst war aber das um 1725 von dem Sicilier Procopio gegründete Café Procope, welches von den berühmtesten Gelehrten Frankreichs bei ihrem Aufenthalte in Paris besucht wurde und dadurch wesentlich in Mode kam. In Wien erhielt ein Pole, der sich bei der Belagerung durch die Türken 1683 große Verdienste um die Stadt erworben hatte, das erste Privilegium zur Anlegung eines Kaffeehauses. Von Frankreich aus scheint sich der Gebrauch des Kaffees um das J. 1670 nach Deutschland verbreitet zu haben. Im J. 1675 kannte man ihn bereits am Hofe des Großen Kurfürsten von Brandenburg. In Berlin entstand das erste Kaffeehaus 1721. Friedrich II., ein entschiedener Gegner des Kaffees, ließ Staatskaffeebrennereien errichten, wo man den Kaffee sechsmal theurer bezahlen mußte als beim Kaufmann und machte 1781 den Kaffeehandel zum Monopol. Nur der Adel, die Geistlichen und höhern Beamten erhielten Brennscheine, d. h. sie durften ihren Kaffee selbst brennen. In Leipzig soll das erste Kaffeehaus 1694 entstanden sein, in Stuttgart 1712, der berüchtigte Jude Süß machte 1736 in Würtemberg das Recht, Kaffeehäuser zu halten, zu einem Monopol und verpachtete es wie andere Gewerbszweige an den Meistbietenden.

In Arabien und im Orient bereitet man den Kaffee nicht immer auf die in Europa gebräuchliche Art als Getränk. Häufig wird dort eine Abkochung ungerösteter Samen getrunken, und zu dem Kaffee à la Sultane, den man dem aus Bohnen bereiteten vorzieht, werden die Samendecken und das an diese angetrocknete Fleisch geröstet verwendet. Der Kaffee als Getränk wirkt erregend auf das Nervensystem und befördert die Verdauung; doch bringt er auch bei reizbaren Personen Blutwallung hervor und wird Veranlassung zu Hämorrhoidalleiden und krampfartigen Beschwerden im Magen. Ein vorzügliches Erfrischungs- und Stärkungsmittel gibt der Kaffee für ermüdete Reisende ab. Rohen Kaffee wendet man als Heilmittel bei Wechselfieber, Gicht u. s. w. mit Erfolg an. Eine der wichtigsten Eigenschaften, welche ohne Zweifel mächtig dazu beigetragen hat, den Kaffee allgemein zu verbreiten und denselben zu einem unentbehrlichen Genußmittel für Millionen Menschen zu machen, ist sein scheinbares Sättigungsvermögen und die geistige Thätigkeit des Menschen zu erhöhen, Wirkungen, die nicht allein durch den Caffeingehalt, sondern sicher auch durch andere, zum Theil beim Rösten erst sich bildende Bestandtheile der Bohnen bedingt werden. Ueber die Substanz der Kaffeebohne und ihren Werth als Nahrungsmittel s. Caffein. Vielfacher Verbrauch, misrathene Ernten und die hohen Preise des Kaffees haben die Bereitung einer großen Anzahl von Kaffeesurrogaten veranlaßt, d. h. solcher Stoffe, die ein Getränk geben, welches dem Kaffee in Farbe und einigermaßen auch im Geschmacke ähnlich ist. So benutzt man die geröstete Wurzel der Möhre und der Runkelrübe als Möhrenkaffee, die geröstete Wurzel der Cichorie (s. d.) als Cichorienkaffee, die gerösteten Knollen des eßbaren Cyperngrases (s. d.) als Mandelkaffee, die gerösteten Samen des span. Traganth als schwedischen oder Stragelkaffee, die gerösteten Samen der Gerste als Gerstenkaffee, die gerösteten Eicheln als Eichelkaffee u. s. w. Auch hat man die Samen des stechenden Mäusedorns, Saubohnen, Dattelkerne und die Samen der Wasserschwertlilie sowie des Spargels dazu empfohlen. Im allgemeinen sind die Kaffee-

Digitized by Google

surrogate, wenn sie auch nur zu einem kleinen Theile dem Kaffee zugesetzt werden, zu verwerfen, weil sie in der Regel nichts weiter sind als geröstete Pflanzenbestandtheile, welche nur durch ihren Gehalt an gebranntem Zucker und andern bittern Producten an den echten Kaffee erinnern, dabei aber die wohlthätigen Wirkungen nicht haben, welche der Kaffee besitzt. Außer dem Caffeïn enthalten die Kaffeebohnen eine eigenthümliche Säure, die Kaffeegerbsäure, welche der Träger des angenehmen eigenthümlichen Aromas des gerösteten Kaffees ist, ferner Zucker, Fette, Proteïnkörper und Aschebestandtheile, unter denen Phosphorsäure und Kali vorherrschen. Vgl. Payen, «Les substances alimentaires» (Par. 1856); von Bibra, «Die narkotischen Genußmittel» (Nürnb. 1855); derselbe, «Der Kaffee und seine Surrogate» (Münch. 1858); Knapp, «Ueber Kaffee, Thee u. s. w.» (Münch. 1858).

Kaffern. Dieser vom arab. kafir, welches einen Ungläubigen bedeutet, herstammende Name wurde vorzugsweise zwei heidnischen Völkern von den Mohammedanern beigelegt, von denen er auch bei den Christen in Gebrauch kam. Es sind dies die K. oder Kafirs (s. d.) in Mittelasien und die vorzugsweise sogenannten K. in Südafrika. Die letztern bewohnen auf der Ostseite Afrikas das Land von den Grenzen des Caplandes bis an die Delagoabai; ihre Ausdehnung nach dem innern Tafellande ist nicht genau bestimmt, reicht aber bis nördlich vom Aequator. Dieselben bilden einen eigenen Typus unter den afrik. Völkern. Sie sind von ausgezeichneter Größe und Stärke und von besonderm Ebenmaß der Glieder. Die Hautfarbe ist bei den südlichsten Völkerschaften, den Ma-kosa oder Ma-xosa (unter x ist der laterale Schnalzlaut zu verstehen), licht und rein braun; nordwärts wird sie allmählich dunkler, grauschwarz und zuletzt, an der Delagoabai, dunkelschwarz. Sie haben schwarzes, wolliges Haar; ihre Gesichtszüge sind eigenthümlich, die Schädel dolichocephal. Mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Hottentotten die hervorragenden Backenknochen, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen gemein; ihr Bart ist schwach. Die K. haben eine überaus wohlklingende und volltönende, reiche, biegsame und bestimmte Sprache, die bei den südl., in der Nähe der Hottentotten wohnenden Stämmen noch die der Hottentottensprache eigenthümlichen Schnalzlaute besitzt. (S. Bantuvölker.) In Bezug auf ihre religiösen Anschauungen glauben sie an ein höchstes Wesen, halten aber viel von ihren Zauberern, Zauberbeschwörern und Regenmachern, deren Gunst sie sich durch gute Bezahlung zu erhalten suchen. Die seit etwa 50 Jahren unter ihnen begonnenen Bestrebungen evang. Missionare haben im allgemeinen sehr wenig Erfolg gehabt. Schon weil das Christenthum die Polygamie verbietet, kann es bei dem K. keinen Eingang finden, da die Zahl seiner Frauen, als Arbeiter, seinen Wohlstand bedingt.

Die K. zerfallen in vier Völkerschaften: 1) Die Ma-kosa bewohnen den Küstenstrich zwischen dem Großen Kei- und dem Umzimkulufluſſe. Ihre Zahl wird auf 200,000 geschätzt. Zu ihnen gehören die Batembu auf den Hochebenen, die sich aus der Capcolonie längs dem Quathlambagebirge und dem Großen Kei hinziehen und im ganzen gemäßigtes Klima haben, und die Ma-mponda vom Baschi bis zum Umzimkulufluſſe. 2) Die Zulu oder Ama-zulu, ursprünglich ein kleiner Stamm, zwischen dem Pongolu und dem Umtukélafluſſe ansässig, gewannen erst im Laufe des 19. Jahrh. eine polit. Bedeutung und herrschen jetzt bis zur Delagoabai und tief landeinwärts. Ihr Muth, ihre Ausdauer, Schlauheit, Gewandtheit und herkulische Stärke hat sie, verbunden mit ihrer geschlossenen Fechtart, unter zweien ihrer Oberhäupter, dem durch seine furchtbare Grausamkeit verrufenen Brüderpaare Tschaka und Dingaan, zu dem mächtigsten und gefürchtetsten Volke im südl. Afrika gemacht. Um 1835 wandte sich ein großer Haufe der Zulu nach dem innern Hochlande bis zum Quellbezirk des Oranjestroms und gründete hier unter dem Oberhaupte Umsilikatzi ein zweites Zulureich. In neuerer Zeit hat sich aber die Ausdehnung der Zuluherrschaft im eigentlichen Kaffernlande durch die europ. Einwanderungen und die Ankunft der auswandernden Boers vom Cap im Lande Natal, infolge deren die brit. Regierung den Theil des Zululandes, der zwischen dem Umtukéla im Norden und dem Umzimkulu im Süden liegt, in Anspruch nahm, sowie durch die Gründung der Oranjefluß- und der Transvaalschen Republik bedeutend vermindert. 3) Die Betschuanen (s. d.) und 4) die Ovaherero oder Damara, etwa 30,000 Köpfe, nördlich von den Namaquas bis zum Cummefluß. Jedes dieser Kaffernvölker zerfällt wieder in eine Anzahl kleiner Stämme, die von besondern Häuptlingen geleitet werden. Alle Stämme einer Völkerschaft erkennen außerdem ein gemeinschaftliches erbliches Oberhaupt als Führer an. Jeder Häuptling regiert bei den südlichen K. über seinen Stamm oder Clan unumschränkt, gibt Gesetze, spricht Recht und entscheidet über Leben und Tod, sowie auch jeder Clan für sich so selbstständig dasteht, daß er ohne Befragen des gemeinsamen Oberhaupts mit den Nachbarn Krieg führen und Frieden schließen

Digitized by Google

kann. Nur bei Berufungen an das Oberhaupt ſchreitet dieſes ein. Die K. ſind Halbnomaden, denn ſie verändern nur gezwungen ihre Wohnplätze und leben hauptſächlich von Milch und Durrah oder Kaffernhirſe. Bei den meiſten K. ruht die Laſt des Garten- und Feldbaues auf den Weibern, während ſich der Mann nur um die Heerde bekümmert und Jagd betreibt. Die techniſche Geſchicklichkeit der K. ſteht auf einer niedrigen Stufe und ihre Wohnungen gleichen denen der Hottentotten. In der neuern Zeit geriethen die K. häufig mit den Bewohnern des Caplandes in Kriege, welche ſogar den Beſtand der Colonie gefährdeten und nur unter großen Opfern von ſeiten der Colonialverwaltuug beigelegt werden konnten. (S. Capcolonie.)

Die Theile des Kaffernlandes, welche der brit. Regierung unterworfen wurden, ſind: Natal (ſ. d.) und das ſog. Britiſh-Kaffraria, welches im W. durch den Keiskama, den Grenzfluß der eigentlichen Capcolonie, im S. durch den Indiſchen Ocean, im O. und N. durch den Großen Keifluß bis zu deſſen Vereinigung mit dem Schwarzen Kei, dann durch den letztern ſelbſt begrenzt wird und auf 8970 QKilom. (1875) 123,507 E. zählt. Dieſer Strich war ehemals ein Theil des Ma-koſa- und Ba-tembu-Landes, beſteht im Norden aus hochgelegenen Karroo-Ebenen, im S. größtentheils aus Bergland, iſt namentlich von dem dichtbewaldeten und höchſt maleriſch aufſteigenden baſaltiſchen Amatolagebirge durchzogen und durch eine Menge Flüſſe reichlich bewäſſert und hat ein außerordentlich geſundes Klima und den fruchtbarſten Boden. Britiſh-Kaffraria wurde ſchon 1835 vom Gouverneur d'Urban vertragsmäßig der Capcolonie einverleibt, allein 1836 vom Vicegouverneur Stockenſtrom wieder an die K. abgetreten. Erſt 23. Dec. 1847 nahm es der Gouverneur abermals in Beſitz, und durch Decret vom 30. Oct. 1860 wurde es zu einer eigenen Colonie erhoben und unter einen Lieutenant-Gouverneur geſtellt. Das zwiſchen Britiſh-Kaffraria und Natal gelegene Frei-Kafferland (41,517 QKilom. mit 210,000 E.) wurde als «Fingoland, Idutywa-Reſerve und Nomansland» durch Proclamation vom 22. Juni 1876 ebenfalls mit der Capcolonie vereinigt. Vgl. Alexander, «Excursion in Western-Afrika» (2 Bde., Lond. 1837); Döhne, «Das Kafferland» (Berl. 1843); Cole, «Cape and the Kaffirs» (Lond. 1852); Bowler, «The Kaffir wars» (Lond. 1865); Fritſch, «Die Eingeborenen Südafrikas» (Bresl. 1873).

Käfirs, d. h. Ungläubige, iſt der arab. Name eines merkwürdigen Volks in dem nach ihnen benannten, 51,687 QKilom. großen Alpenlande Kafiriſtân, welches einen Theil des hohen Hindukuſch und ſeiner ſüdwärts zum Induszufluſſe Kabul ſteil abfallenden Seitenzweige bildet und im N. von Kunduz und Badachſchan, im O. von Tſchitral, Kattawar und dem jetzt zu Afghaniſtan gehörigen Pandſchkora, im S. und W. von dem gleichfalls afghan. Kabuliſtan begrenzt wird. Es beſteht aus bald breitern, bald ſchmälern Thälern, die von hohen, meiſt mit Schnee bedeckten Gebirgsrücken eingeſchloſſen ſind, und iſt voller Schluchten und Abgründe. Zahlreiche, oft impoſante Waſſerfälle bildende und zum Theil Goldſand führende Bergſtröme münden in den Kabul. Klima und Vegetation zeigen in den verſchiedenen Höhen ſehr bedeutende Unterſchiede. In den geſchützteſten Gegenden gedeihen, köſtlichen Wein gebend, Trauben in Fülle und Weizen. Doch iſt die Ausdehnung des Culturbodens nur gering und die Bevölkerung größtentheils auf ihre Heerden und Obſtgärten angewieſen. Die Gebirge ſind mit ſchönen Urwaldungen, beſonders von Nadelhölzern bekleidet. Die K., nach ihrem ſchwarzen, aus Ziegenfellen gefertigten Obergewande, auch Sijapoſch genannt, haben eine intelligente europ. Geſichtsbildung, theils blaue, theils dunkle Augen, entweder ſchwarzes oder hellbraunes Haupthaar, einen hohen Wuchs und eine ſchöne Geſtalt. Sie haben keinen gemeinſamen Namen, ſondern benennen ſich nach den 18 Stämmen, aus denen ſie beſtehen, ſprechen aber dieſelbe, dem iraniſchen Stamme angehörende Sprache. Ihre Zahl wird auf 300,000 geſchätzt. Die wenigen Formen ihres Gottesdienſtes tragen ein völlig heidniſches Gepräge und beſtehen in Opfern von Kühen und Ziegen. Die Prieſterwürde iſt erblich, doch von geringem Einfluß, indem die Stammhäuptlinge die ganze Autorität üben. Jedes Dorf beſitzt einen Tempel. Das Feuer iſt ein nothwendiger Beſtandtheil ihrer religiöſen Ceremonien. In letzter Zeit hat jedoch auch der ſchiitiſche Islam zunehmende Verbreitung unter ihnen gefunden. Ihre Städte und Dörfer ſind an Bergabhängen erbaut, in der Regel aus Stein, mit flachen Dächern, einem Stockwerk und geſchmackvollen Holzverzierungen. Sie haben unter ſich gute Eiſen- und Holzarbeiter, geſchickte Gold- und Silberſchmiede. Waffen, Schießpulver, Blei, Salz, kurze Waaren und Baumwollzeuge tauſchen ſie gegen ihre eigenen Erzeugniſſe ein. Mit den Afghanen, von welchen ſie gefürchtet werden, ſtehen ſie ſeit Jahrhunderten in Feindſchaft, während ſie mit Badachſchan und Tſchitral freundſchaftlichen Verkehr unterhalten. Die K. beſitzen weder eine Schrift noch eine Geſchichte. Die Anſichten über die Abſtammung der K. weichen ſehr voneinander ab. Einige

Digitized by Google

halten sie für Nachkommen der Soldaten Alexander's d. Gr. und des indobaktrischen Reichs, andere dagegen für Ueberreste der Urbevölkerung Mittelasiens. Ihre Heimat haben sie von jeher mit festem Muthe vertheidigt; Tamerlan und Babur versuchten vergeblich ihre Unterwerfung. Selbstständigkeitsgefühl, Unbeugsamkeit gegen jede Fremdherrschaft, jedes Aufdringen von Religion und Sprache sind charakteristische Züge dieses merkwürdigen Alpenvolks. Vgl. besonders Raverty im «Journal of the Asiatic Society of Bengal» (1859).

Kaftan heißt das einem Schlafrock ähnliche türk. Kleidungsstück, welches auch bei andern orient. oder halborient. Völkern in Gebrauch ist, von baumwollenem oder seidenem Zeuge verfertigt und häufig mit kostbarem Rauchwerke gefüttert wird. Früher mußten selbst die Gesandten auswärtiger Mächte am türk. Hofe bei Audienzen, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet war, in der Tracht ihrer Nation zu erscheinen, einen K. tragen, den sie als Geschenk erhielten. Aus der türk.-arab. Bezeichnung des Ehrenkaftan: Chal'a, ist unser Gala entstanden.

Kahlenberg oder Kalenberg heißt der nordöstlichste, bis an die Donau reichende Ausläufer der Norischen Alpen in Unterösterreich, zum Theil auch unter dem Namen des Wienerwaldes (Mons Cetius bei den Alten) bekannt. Die äußersten Grenzpfeiler treten zwischen Wien und Klosterneuburg an die Donau unter dem Namen der Kahlenberge, die durch herrliche Waldscenen und Aussichten berühmt sind, und von denen der letzte Leopoldsberg (von Kaiser Leopold I.), der vorletzte Kalenberg oder auch Josephsberg (von Kaiser Joseph I.) heißt. Von Grinzing führt eine bequeme Straße, vom Donau-Ufer bei Nußdorf eine Zahnradeisenbahn hinauf. Der Leopoldsberg steigt unmittelbar aus der Donau 429 Mt. hoch empor und trägt auf dem Grundgemäuer einer alten Burg eine Kirche, in welcher Joh. Sobieski, Ludwig von Baden, Karl von Lothringen und andere Führer des verbündeten Heers vor der Türkenschlacht d. Sept. 1683 Gottesdienst hielten. Am Fuße liegt, nur 7 Kilom. oberhalb Wien, das Dorf K. oder Kahlenbergerdörfel mit 519 E., die Wein bauen, mit einer Zuckersiederei und einem bedeutenden Steinbruch. Hier soll, der Sage nach, um 1330 als Pfarrer Wigand von Teben an der Marchmündung gegenüber Hainburg) ein Günstling Herzog Otto's des Fröhlichen gest. 1339) gelebt und seine lustigen Späße und Possen getrieben haben. Diese Schwänke, in denen sich das Historische vom Erfundenen nicht mehr unterscheiden läßt, wurden später, kaum vor Anfang des 15. Jahrh., von Phil. Frankfurter gesammelt und in Reime gebracht. Das Buch erschien unter dem Titel «Der Pfaffe vom Kalenberg» zuerst ohne Ort und Jahr vor 1500; die erste datirte Ausgabe ist Frankfurt 1550. In erneuerter Sprache ließ es von der Hagen in dem «Narrenbuch» (Halle 1811) abdrucken. Das Gedicht bildet ein Mittelglied zwischen dem Pfaffen Amis vom Stricker und dem Eulenspiegel und Peter Leu. Denselben Stoff behandelte Anastasius Grün im «Pfaff vom K.» (Lpz. 1850).

Kahnis (Karl Friedr. Aug.), prot. Theolog, geb. 22. Dec. 1814 zu Greiz, ward auf dem dortigen Lyceum und der Lateinschule des hallischen Waisenhauses vorgebildet und bezog 1835 die Universität Halle. Im J. 1842 habilitirte er sich in Berlin, ging 1844 als außerord. Professor nach Breslau, ward 1850 nach Leipzig berufen, 1860 auch zum Domherrn von Meißen ernannt. Noch als Student betheiligte er sich an dem Kampfe gegen die Hegel'sche Linke in der Broschüre «Dr. Ruge und Hegel» (Quedlinb. 1838), und in demselben streng kirchlichen Sinne führte er auch das Wort gegen Strauß in der Schrift «Die moderne Wissenschaft des Dr. Strauß und der Glaube unserer Kirche» (Berl. 1842). Ferner vertheidigte er in seiner Lehre vom Heiligen Geiste» (Bd. 1, Bresl. 1847) die orthodoxe Lehre von der Persönlichkeit des Heiligen Geistes und suchte auch in der «Lehre vom Abendmahle» (Lpz. 1851) das Recht des luth. Abendmahlsdogmas gegen die reform. Auffassung zu erweisen. Außerdem nahm er den lebhaftesten Antheil an den Kämpfen der confessionell-luth. Partei gegen die evang. Union und verfaßte in diesem Interesse die Schrift über «Die moderne Unionsdoctrin» (Lpz. 1853) und das «Sendschreiben an Nitzsch» (Lpz. 1854). Noch die erste Auflage seiner Schrift «Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts» (Lpz. 1854; 3. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1874) wurde von der confessionell-luth. Partei mit ungetheilter Zustimmung begrüßt. Dagegen bezeichnete er in der zweiten Auflage (1860) dieses Werks zur Ueberraschung seiner kirchlichen Parteigenossen bereits eine Reihe von kirchlichen Lehren als einer «erneuerten Reproduction» im kritischen Sinne bedürftig. Der erste Band seiner «Luth. Dogmatik» (Lpz. 1861; 2. Aufl., Lpz. 1874), von dessen Urtheilen auch der zweite Band 1864; 2. Aufl., Lpz. 1875) nichts zurücknahm, rief sodann die Stimmführer des orthodoxen Lutherthums, Hengstenberg und Dieckhoff voran, gegen ihn zum offenen Kampfe in die Schranken. Insbesondere waren es seine kritischen Ansichten über den Ursprung einer Reihe biblischer

Digitized by Google

Bücher, welche von gegnerischer Seite als bis dahin in der gläubigen Theologie unerhörte mit dem entschiedensten Proteste zurückgewiesen wurden. Seine Streitschrift «Zeugniß von den Grundwahrheiten des Protestantismus gegen Hengstenberg» (Lpz. 1862) machte den Bruch mit den bisherigen Gesinnungsgenossen, die ihn des Abfalls bezichtigten, vollends unheilbar. K. gehört der confessionellen Richtung an, gründet aber das Bekenntniß auf das Wesen des Christenthums und lehrt eine fortschreitende Theologie, weshalb er der Schrift gegenüber eine freie Stellung einnimmt. Seine Vorlesungen in Leipzig erstrecken sich auf alle Zweige der histor. und die meisten der systematischen Theologie. Vgl. seine Schrift: «Christenthum und Lutherthum» (Lpz. 1871). Außer einer Reihe kleinerer Gelegenheitsschriften und Vorträgen veröffentlichte K. noch neuerdings «Die deutsche Reformation» (Bd. 1, Lpz. 1872) und mehrere Sammlungen von Predigten (2 Bde., Lpz. 1866—71).

Kaimakâm (fälschlich Kaimakân), ein arab. Wort, welches ursprünglich Stellvertreter, Amtsverweser bedeutet und in der neuern türk. Verwaltungssprache der Titel für die Verwaltungsbeamten der Liwas, der Unterabtheilungen der Vilajets (oder Ejalets), ist, die etwa den Unterpräfecten von Frankreich gleichzustellen sind. Auch werden die Stellvertreter einzelner höherer Staatsbeamten bisweilen K. genannt.

Kaiman, Reptilienfamilie der westl. Hemisphäre, s. Alligator.

Kain, nach der biblischen Sage Adam's und Eva's erstgeborener Sohn, ein Ackersmann und der Erfinder des Ackerbaues. Er soll seinen Bruder Abel (s. d.) aus Neid über ein Gott wohlgefälliges Opfer desselben ermordet und, zur Strafe dafür von Gott an der Stirne gebrandmarkt (Kainszeichen), in das Land Nod geflohen sein, wo er die Stadt Hanoch erbaut habe. Als sein Sohn wird ebenfalls Hanoch genannt. Die rabbinische Ueberlieferung läßt ihn bald von seinem Enkel Lamech bei der Jagd getödtet werden, bald wieder ein sehr hohes Alter erreichen und sogar bis zur Sündflut leben. Nach ihm nannte sich eine gnostische Sekte des 2. Jahrh. n. Chr. Kainiten. Diese, ein Zweig der sog. Ophiten, erblickten in K. und allen Gottlosen des Alten Testaments bis auf Judas Ischarioth die von Jehovah verfolgten und geschmähten Geistesmenschen, welche sich nur der unberechtigten Tyrannei jenes beschränkten und untergeordneten Wesens hätten entziehen wollen.

Kainit, ein in der neuern Zeit entdecktes, im Abraumsalze des Steinsalzlagers zu Staßfurt und Leopoldshall und zu Kalucz in Galizien massenhaft sich findendes Mineral, das eine der werthvollsten unorganischen Kaliquellen bildet. Es besteht aus 36,2 Proc. schwefelsaurem Kali, 25,3 Proc. schwefelsaurer Magnesia, 18,9 Proc. Chlormagnesium (auch kleine Mengen von Brommagnesium) und 19,5 Proc. Wasser. Man verarbeitet den K. in den chem. Fabriken auf schwefelsaures und auf kohlensaures Kali und auf Düngefabrikate.

Kaiphas, eigentlich Joseph Kaiaphas, jüd. Hoher Priester zu der Zeit, in der Pontius Pilatus röm. Procurator von Judäa war, hatte einen Hauptantheil an der Verurtheilung Jesu. Er wurde 36 n. Chr. vom Proconsul Vitellius abgesetzt. In der frühern Kirche ist er hin und wieder mit dem Geschichtschreiber Josephus verwechselt und sein nachmaliger Uebertritt zur christl. Religion behauptet worden.

Kairo, arab. Masr-el-Kâhira, d. h. Masr die Siegreiche (Masr der alte Name Aegyptens bei den semit. Nachbarvölkern), ist die Hauptstadt Aegyptens am rechten Ufer des Nil, 12 Kilom. oberhalb des sog. Kuhbauchs, der Stelle, wo der Strom sich in den Rosette- und den Damiette-Arm theilt, hart am Rande der Wüste, die hier sich zu der Hügelkette des Mokattamgebirgs erhebt, durch Eisenbahnen mit Alexandrien, Damiette, Suez und Siut verbunden und am Ausgangspunkte des 1877 eröffneten Kanals Ismailieh. Im Alterthum stand 7 Kilom. weiter stromaufwärts, auf dem linken Ufer, wo gegenwärtig das Dorf Mitrahenny sich befindet, die jetzt völlig verschwundene Königsstadt Memphis. Später gründeten die Römer eine kleine Strecke nördlich von da, auf der rechten Seite, die Garnisonstadt Babylon, die, als die Araber 638 unter Amr-ibn-al-As das Land erobert, den Namen Fostat (Zelt) erhielt und Hauptstadt Aegyptens wurde. Erst als 969 die Fatimiden-Dynastie sich des Landes bemächtigt, legte Gohar-al-Kaid 3 Kilom. nördlich von Fostat eine neue Stadt an, die den obengenannten stolzen Namen erhielt und bald nachher zur Residenz erhoben wurde. Saladin umgab sie mit Steinmauern, legte auf einem der Hügel des Mokattam eine Citadelle an und baute eine hölzerne Wasserleitung vom Nil nach dieser, ein Werk, welches im Anfange des 16. Jahrh. durch den noch jetzt bestehenden steinernen Aquäduct ersetzt wurde. Das Volk nannte K. einfach Masr; Fostat heißt jetzt Masr-el-Khadima, bei den Europäern Alt-K. Die heutige Stadt bedeckt eine Fläche von etwa 28 QKilom., hat gegen 30,000 Häuser und (1872) 349,883 E.,

Digitized by Google

meist Fellahs, Kopten und Türken und 19,120 Fremde. Die Stadt verliert seit 1869 ihren orient. Charakter rasch; nur in den arab. Vierteln findet sich noch ein Gewirr von Nebengassen, die zum Theil in Säcke endigen und so schmal sind, daß man sich aus den Fenstererkern (Maschrebijeh) der sich gegenüberliegenden Häuser bequem die Hände reichen kann. Die Häuser sind durchgehends von gelbem Kalkstein gebaut, die Dächer platt, hinter vielen Wohnungen befinden sich kleine Gärten. K. ist Residenz des Khedive, Sitz der obersten Behörden und eines Internationalen Tribunals, hat eine Hochschule, jetzt die bedeutendste der Mohammedaner, eine medic. Schule, eine Kriegsschule, eine geogr. Gesellschaft, viele arab. Volksschulen, zwei Hospitäler, eine Börse, eine Bank und mehrere Theater. In neuerer Zeit hat K. eine Menge breite Straßen mit Gasbeleuchtung und Trottoirs erhalten. Nach Westen hin ist der ganz europ. Stadttheil Ismailia entstanden. Von der Esbekieh, einem großen Park, ist nur noch ein kleines Rondel vorhanden; der übrige Platz ist mit palastähnlichen Gebäuden, europ. Läden und Hotels bedeckt. Die Muski, früher die Hauptgeschäftsstraße, hat ihre Bedeutung verloren. Sehenswerth sind vor allem die Moscheen, deren K. über 300 besitzt, von denen indeß mehrere halb oder ganz in Ruinen liegen. Die berühmtesten sind: die von Achmed-ibn-Tulun 879 nach dem Plane der Kaaba in Mekka erbaute, welche die älteste Anwendung des Spitzbogens zeigt; die ebenfalls mit Spitzbogenreihen gezierte Hakim-Moschee, die 1003 vollendet wurde; die zierliche Sitti-Zeynab-Moschee, nach einer Tochter Mohammed's benannt; endlich die schönste von allen, die des Sultan Hassan, 1356—59 erbaut, mit 86 Mt. hohem Minaret. Unter den zahlreichen neuen Moscheen nimmt die im türk. Stil erbaute Moschee der Citadelle, in welcher sich das Grabmal Mehemed-Ali's befindet und in deren Nähe der tiefe, von Saladin gegrabene Jussufsbrunnen liegt, den ersten Rang ein. Von andern Bauten der Stadt sind zu nennen: die im Osten derselben bereits im Sande der Wüste gelegenen Mamlukengräber, eine Gruppe sehr zierlicher, aber verfallener kleiner Moscheen, unter denen besonders die des Sultans Al-Aschrab künstlerisches Verdienst hat; ferner das Grabmal des Khalifen Es-Saleh-Ejub bei dem Khan-Khalil-Bazar; sodann der letztere selbst mit seinen Höfen und Arcaden; der Gorijeh-Bazar, welcher das Grabmal des Sultans Gori einschließt und in dem vorzüglich Schnittwaaren verkauft werden; der Suk-Hamsaumi, wo nur christl. Kaufleute feilhalten, und der Suk-Es-Sallah, der Waffenmarkt. Ferner verdienen Erwähnung die Thore Bab-en-Nasr, durch welches die alljährlich hier sich sammelnde Karavane der westl. Mekkapilger ihren Auszug hält, Bab-Zueileh und Bab-El-Futuh, sowie die von Mehemed-Ali's Söhnen Tussum und Ismael erbauten Brunnenhäuser. Endlich besucht der Fremde gewöhnlich die Gartenschlösser des Vicekönigs, welche in Schubra und auf der Nilinsel Roda (mit dem Nilpegel) bei Alt-K. liegen, sowie den sog. steinernen Wald, ein Lager petrificirter Baumstämme in der Wüste des Mokattamgebirgs. Seit 1876 ist K. durch Eisenbahn mit dem südlich gelegenen Badeorte Helnan verbunden. Für den Ethnographen und den, welcher die orient. Baukunst studiren will, ist K. unzweifelhaft die wichtigste Stadt des ganzen Morgenlandes. Etwa 2 Kilom. entfernt, hart am Nil, liegt Bulak (s. d.), die Hafenstadt von K.

Kaiser gilt als Bezeichnung der höchsten polit. Würde und ist ursprünglich der Personenname des ersten Gründers der röm. Weltmonarchie, Cajus Julius Cäsar, von den Griechen Kaisar gesprochen und durch sie der deutschen Sprache vermittelt. Die Römer selber nannten ihre K. Imperator oder Augustus (ebenfalls anfangs Personenname) und gaben dem Thronfolger den Namen Cäsar. Das röm. Kaiserthum war absolute Staatsgewalt; auf den K. war alle Gewalt des röm. Volks übergegangen, dessen Haupt er war. Aber da der röm. Staat ein Weltstaat war, so kam dem K. auch die Weltherrschaft zu. Seitdem das Römerreich neben Rom Konstantinopel als zweite Hauptstadt erhielt, zeigt sich auch der Dualismus des weström. Kaiserthums und des oström. oder byzant. Kaiserthums, die beide freilich zu dem Einen Weltreiche verbunden waren, deren Schicksale aber weitere Zweiung nach sich zog. Das byzant. Kaiserthum erhielt ein kirchlich-orthodoxes Gepräge und näherte sich der orient. Theokratie. Das abendländ. Römerreich unterwarfen die Germanen und gründeten zahlreiche neue Staaten. Während Jahrhunderten war das Kaiserthum im Occident erloschen, als Karl d. Gr. es 800 mit Zustimmung der Römer und mit Hülfe des Papstes Leo III. erneuerte. Das neue Kaiserthum knüpfte in der Idee und in den Formen an das alte an, war aber eine völlig andere Institution geworden. Die Hauptmacht der fränkischen K. lag nicht in dem röm. Kaiserthum, sondern in dem fränk. Königthum, und dieses war nicht absolute Staatsgewalt, sondern eine beschränkte german. Königsmacht. Die Kaiserwürde trat als eine universelle zu der nationalen Königswürde hinzu. Ihre Bedeutung war wesentlich eine ideale, sie war die höchste weltliche

Digitized by Google

Würde der Christenheit. Wenn man später noch von Weltherrschaft (imperium mundi) sprach, so war das eher völkerrechtlich als staatsrechtlich zu verstehen. Die Erhaltung des Weltfriedens und die Sorge für das Völkerrecht waren kaiserl. Aufgabe. Dazu kam die Schirmhoheit für die röm. Kirche und die Ausbreitung des Christenthums. Die Trennung von Occident und Orient ward nun staatlich und kirchlich vollzogen. An das fränk. Kaiserthum schließt sich das röm. Kaiserthum der deutschen Könige an, seitdem Otto I. die Kaiserwürde für die deutsche Nation erworben hatte. Auch da wurde zwischen dem deutschen Königthum, welches durch die Reichs- und die Lehensverfassung und vornehmlich durch die Aristokratie der deutschen Fürsten beschränkt war, und dem röm. Kaiserthum, auf welches der gewählte deutsche König einen Rechtsanspruch hatte, unterschieden. In den ersten Jahrhunderten erhielten die Könige den Kaisertitel erst, wenn sie in Rom gekrönt worden waren. Später hörten die Römerzüge auf und es verstand sich von selbst, daß der deutsche König zugleich römischer K. war. Der Kampf zwischen den K. und den Päpsten, der das Mittelalter charakterisirt, rettete zwar Europa von der päpstl. Weltmonarchie, zehrte aber die Kräfte des deutschen Königthums auf. Mit dem Untergange der Hohenstaufen ist der allmähliche Niedergang des deutschen Königthums nicht mehr aufzuhalten. Auch das röm. Kaiserthum verliert seine Autorität für die Welt und wird wesentlich eine Titularwürde der deutschen Könige. Im J. 1806 ging auch der Name unter. In neuerer Zeit wurde aber die Kaiserwürde wiederum und nun in Anlehnung an die moderne, zunächst nationale Staatenbildung unter mehrern Nationen erneuert; zuerst von den russ. Zaren seit Peter d. Gr., indem sie die Erinnerung an das alte, ebenfalls seit der Türkenherrschaft untergegangene byzant.-griech.-orthodoxe Kaiserthum in Anspruch nahmen; dann von Napoleon I., der 1804 das Kaiserthum Karl's d. Gr., aber jetzt als franz. Kaiserthum, wieder aufrichten wollte, und von Napolon III., der darauf eine Art des europ. Schiedsrichteramtes gründete; dann von Oesterreich, dessen «apostolischer K.» Südosteuropa von der franz. Oberhoheit frei erhalten und der habsburgischen Oberherrschaft unterordnen wollte. Im J. 1871 wurde das deutsche Kaiserthum geschaffen, grundverschieden von dem ältern römischen, als höchster Ausdruck der Würde und Macht des Deutschen Reichs, das aus einer Mehrzahl von deutschen Staaten zusammengefügt ward, im Anschluß an die Hauptmacht Preußen, dessen erblicher König zugleich erblicher deutscher K. ist; zuletzt wurde 1876 der Kaisertitel von England für das Ostindische Reich adoptirt, indem die Königin von England als Kaiserin von Indien proclamirt ward, und 1877 von den Türken, indem der Sultan den Titel Osmanischer K. annahm.

Kaiserfeld (Mor., Edler von), österr. Staatsmann, geb. 24. Jan. 1811 zu Pettau in Steiermark, studirte in Gratz die Rechtswissenschaften und widmete sich nach bestandenen Staatsprüfungen der Verwaltung seines Gutes Birkenfeld. Nachdem er 1848 Mitglied des provisorischen Landtags von Steiermark gewesen war, wurde er im Jan. 1849 von der Stadt Gratz in das Parlament nach Frankfurt gewählt, betheiligte sich jedoch hier niemals an der Debatte. Nach seiner Rückkehr aus Frankfurt trat er in den provisorischen Landesausschuß, verblieb in demselben aber nur so lange, bis die Reaction jede gedeihliche Entwickelung vereitelte, und wirkte dann, in ländlicher Zurückgezogenheit lebend, nur noch durch die Presse. Seit 1861 betheiligte sich K. wieder am polit. Leben, war im Reichsrathe Führer der Autonomisten und trat 1865 für die dualistische Staatsform ein. Während der Periode der Verfassungssistirung durch Belcredi eröffnete K. als Berichterstatter im steiermärk. Landtage den Adressensturm der sämmtlichen deutschen Landtage gegen die Sistirungspatente. Im J. 1867 wurde K., welcher sich stets als ein tüchtiger Redner ausgezeichnet hatte, in die Ausgleichsdeputation gewählt und im Verfassungsausschusse Mitglied eines Subcomité, aus dessen Mitte die Entwürfe zu den verschiedenen Staatsgrundgesetzen hervorgingen. Nach der Ernennung des ersten parlamentarischen Ministeriums (30. Dec. 1867) wurde K. der erste gewählte Präsident des Abgeordnetenhauses, zugleich aber auch in die erste Delegation und hier neben Auersperg zum Vicepräsidenten erwählt. In der Session 1869—70 war er abermals Präsident des Abgeordnetenhauses. In den J. 1870 und 1871 wurde der in seiner großen Majorität deutsche und verfassungstreue Landtag Steiermarks aufgelöst und K., welcher kurz vorher einen Ministerposten abgelehnt hatte, jedesmal zum Landeshauptmann ernannt. Seit 1872 ist K. lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses.

Kaiserkrone, Pflanzenart, s. Fritillaria.

Kaiserling, Kaiserpilz (Agaricus caesareus L.), ist ein schon bei den alten Römern wegen seines Wohlgeschmacks berühmt gewesener Blätterpilz (s. Agaricus), welcher in Laubwäldern, namentlich unter Eichen und Kastanien, in Süddeutschland, Oesterreich, Frankreich,

Digitized by Google

Italien, Ungarn und Polen wächst und wegen seines hochrothen Hutes dem Fliegenpilz etwas ähnlich sieht, sich jedoch von demselben an seinem gelben Strunk und goldgelben Fleisch leicht unterscheiden läßt. Er wird von Juni bis October gefunden.

Kaiserschnitt (Sectio caesaria oder Hysterotomia) heißt diejenige chirurgisch-geburtshülfliche Operation, bei welcher die Frucht durch einen durch die Bauchdecken in die Gebärmutter gemachten Schnitt aus dem Leibe der Mutter genommen wird. Die Operation an der Lebenden ist in hohem Grade gefährlich, und von den so operirten Frauen stirbt etwa die Hälfte entweder sogleich infolge des Blutverlustes oder an der später oft auftretenden Bauchfellentzündung. Auch die Kinder werden nicht immer lebend zur Welt gebracht. Gleichwol ist die Zahl der glücklich verlaufenen Operationen eine nicht geringe, ja es existiren mehrere wohlbeglaubigte Fälle, in denen der K. an einer und derselben Person drei, selbst viermal mit gutem Erfolg ausgeführt wurde. Nach gesetzlichen Bestimmungen, welche bis auf die Lex regia von Numa Pompilius zurückreichen, muß der K. ausgeführt werden an Frauen, welche nach der 27. Schwangerschaftswoche sterben, wenn zuverlässige Zeichen vom Tode der Frucht nicht vorhanden sind; doch ist die Frist vom Tode der Mutter bis zum Tode des Kindes nur kurz. Ferner soll er unbedingt ausgeführt werden, wenn das Kind wegen Enge der Geburtswege, insbesondere wegen hochgradiger Beckenverengerungen, weder ganz noch zerstückelt aus der Gebärmutter entfernt werden kann, weil sonst das Leben der Mutter bedroht ist. In Fällen, wo das Kind zwar nicht unversehrt, wol aber nach vorgängiger Zerstückelung (s. Embryotomie) auf dem natürlichen Wege aus dem Uterus genommen werden kann, hängt es von dem Wunsche der Mutter und der Angehörigen ab, ob der K. gemacht werden soll. An einer Lebenden scheint der K. zuerst 1600 durch den Chirurgen Trautmann in Wittenberg gemacht worden zu sein; doch wurde er schon im Alterthum an Verstorbenen ausgeübt. Cäsar soll nach der Versicherung des Plinius durch K. zur Welt gebracht worden sein.

Kaiserslautern, Stadt im bair. Regierungsbezirk Rheinpfalz, liegt an der westl. Abdachung des Hardtgebirgs, an der Waldlauter, der Ludwigs- und der Pfälzer Nordbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und eines Landgerichts sowie eines Bezirksamts und zählt (1875) 22,699 E. Außer zwei evang. Kirchen (darunter die schöne goth. Stiftskirche aus dem 13. Jahrh.) und einer kath. Pfarrkirche besitzt die Stadt in der 1846 vollendeten großen Fruchthalle (nach Voit's Entwürfen) ein stattliches Gebäude. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen daselbst eine Lateinschule, ein prot. Schullehrerseminar, eine königl. Realschule, eine Industrieschule und eine Baugewerkschule mit Gewerbemuseum. Außer einer Kammgarnspinnerei und einer Kattunfabrik bestehen Fabriken für Ultramarin, Senf, Stärke, Uhrgläser, Steingut, künstlichen Dünger u. s. w., ferner mehrere mechan. Werkstätten, eine Eisen- und eine Glockengießerei, einige große Brauereien, die ihr Product weithin versenden. Bei der Stadt finden sich werthvolle Steinbrüche. K. ist ein sehr bedeutender Fruchtmarkt, und auch der Holzhandel ist von Wichtigkeit. Schon unter Pipin dem Kleinen und Karl d. Gr. soll sich zu K. eine Kaiserpfalz befunden haben. Friedrich Barbarossa baute hier 1152 einen Kaiserpalast, der 1577—83 durch den Pfalzgrafen Johann Kasimir erneuert und erweitert, aber 1703 im Spanischen Erbfolgekriege zerstört ward. Seine Stelle nimmt jetzt ein großes Kreisgefängniß ein. An die Keller und Gewölbe knüpft sich dieselbe Sage von der einstigen Wiederkehr des Kaisers, die auch vom Kyffhäuser erzählt wird. Im franz. Revolutionskriege wurde die Stadt durch mehrere Treffen denkwürdig, in welchen die Preußen Siege über die Franzosen erfochten. Eine größere Schlacht fand hier 28., 29. und 30. Nov. 1793 statt, wo der Herzog von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, eine Abtheilung der Moselarmee, welche unter Hoche, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, nach einem blutigen Kampfe zurückschlug. Die Action bestand mehr aus kleinen Gefechten als aus Hauptangriffen und wurde durch die Taktik der Preußen gegen die wüthenden Anfälle der Franzosen entschieden. Ein zweites Treffen bei K. 23. Mai 1794 gewann der preuß. Generalfeldmarschall Möllendorf gegen Ambert; in einem dritten, 20. Sept. 1794, schlug Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der franz. Rheinarmee unter Meunier. Da in dieser Gegend die Pässe aus den Vogesen nach Landau und Mainz liegen, so hat K. stets als militärisch wichtiger Punkt gegolten. Im Mai 1849 war es der Herd des pfälz. Aufstandes.

Kaiserstuhl, eine im bad. Kreise Freiburg, nahe am Rhein, nordwestlich von Freiburg gelegene, durch das ebene Dreisamthal vom Schwarzwald völlig isolirte Masse von 40—50 vulkanisch gehobenen Basalt- und Doleritkegeln, umfaßt auf 110 QKilom. an 30 Ortschaften. Die Gegend bietet die mannichfaltigste Abwechselung von Höhen, Thälern, Wiesen, Gärten

Digitized by Google

und Rebenpflanzungen dar, die guten Wein, treffliche Futterkräuter, Hanf und vorzügliches Obst produciren. Auf dem höchsten Berge, dem eigentlichen Kaiserstuhle oder Todtenkopfe (558 Mt. hoch), ist oben ein ebener, runder Platz, «zu den neun Linden», auf welchem König Rudolf von Habsburg nach der Sage öfters Gericht hielt. — K. heißt auch ein Städtchen mit 325 E. im Schweizercanton Aargau, auf dem Abhange eines Bergs am Ufer des Rheins, über welchen eine 100 Mt. lange Brücke führt. Der Ort ist als Stromübergang von Bedeutung. In der Nachbarschaft finden sich röm. Alterthümer.

Kaiserswerth, Stadt im Kreise und Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, 10 Kilom. nördlich der Stadt Düsseldorf am rechten Rheinufer gelegen, hat eine evang. und eine kath. Kirche und zählt 2135 E., worunter viele Seidenweber und Tabackarbeiter für auswärtige Fabriken. Die Stadt K. ist uralt. Schon Pipin von Heristal baute daselbst ein Schloß und schenkte dem Suidbert, dem Genossen des Angelsachsen Willibrord, die Rheininsel, auf welcher dieser das Kloster K. stiftete. In der 1243 vollendeten Stiftskirche befindet sich der Sarg des heil. Suidbert, der hier um 710 das Evangelium predigte. Hanno von Köln entführte hier 1062 den jungen König Heinrich IV. Friedrich Barbarossa erweiterte die kaiserl. Pfalz, von der noch gewaltige Reste an Basalt-, Trachyt-, Ziegel- und Tuffsteinbauten vorhanden sind. Den Namen führt K. zu Ehren des Kaisers Barbarossa; früher hieß es Suidbertus-Werth. Seit Anfang des 14. Jahrh. gehörte die Stadt als Reichspfandschaft zu Jülich, wurde dann an die Pfalz und Kleve und 1425 an den Kurfürsten von Köln verpfändet. Das Haus Pfalz kam erst 1768 wieder in ihren Besitz. Sonst war K. eine Festung, die 1689 belagert und 1702 von den Kaiserlichen und Preußen erobert ward. Seit 1836 befindet sich hier die berühmte, vom Pastor Fliedner (s. d.) gegründete Diakonissenanstalt.

Kajüte nennt man das gewöhnlich im Hintertheile des Schiffs befindliche, mit Fenstern versehene Zimmer des Kapitäns und der Offiziere, in welchem auch vornehme Passagiere ihre Wohnung erhalten. Packetboote, Kriegs- und Dampfschiffe haben mehrere K., theils über-, theils nebeneinander. Das Wort K. ist zunächst niederländisch und stammt vom franz. cahute, welches wiederum celt. Ursprungs ist.

Kakadu (Phlyctolophus) nennt man eine in Australien, den Molukken und den Philippinen einheimische Papagaiengattung, die sich durch eine aufrichtbare Federhaube auf dem Kopfe, kurzen, breiten, auf den Schneiden gezahnten Schnabel, kurzen Schwanz und gedrungenen Körperbau auszeichnet. Die K. sind sehr ansprechend gefärbt, häufig rein weiß, rosenroth oder dunkel, selten vielfarbig bunt. Sie leben in ihrem Vaterlande in Scharen von Früchten, Körnern, graben aber auch Knollen und Zwiebeln mit dem Schnabel aus und gehören zu den gelehrigsten Papagaien, die sehr leicht sprechen, singen und allerlei Kunststücke machen lernen. Man kennt etwa 40 Arten, von denen der weiße mit schwefelgelber Haube (Cacatua galerita) der gewöhnlichste und der prachtvoll gefärbte Inka-Kakadu (C. Leadbeateri) der theuerste ist. Die Cosmalos oder Rüsselpapagaien (Microglossus) und Rabenkakadus (Calyptorhynchus) sind durchaus schwarz und finden sich in Thiergärten selten.

Kakerlaken (Pintos, Blafards oder Weiße Neger), s. Albinos.

Kako..., vom griech. κακός, d. i. schlecht, übel, verdorben, gering, wird oft in Zusammensetzungen gebraucht, z. B. Kakodämon, der böse Dämon, Kakophonie (als Gegensatz von Euphonie), rauhe, das Gehör beleidigende Laute, Sprache, Kakologie, fehlerhafter Ausdruck. Besonders häufig ist es in der medic. Kunstsprache, so: Kachexie, Kakochylie, schlechte Beschaffenheit der Säfte, Kakomorphie, fehlerhafte Bildung organischer Theile u. s. w.

Kakodyl (Arsendimethyl), s. Alkarsin.

Kalafat, rumän. Stadt an der Donau, im Districte Dolschi, zählt etwa 2500 E. Der türk. Festung Widdin gegenüberliegend, wurde die Stadt im Orientkriege von 1854 mit Befestigungswerken versehen und durch eine Schiffbrücke mit Widdin verbunden. Hier fanden vom 6. bis zum 10. Jan. 1854 Kämpfe zwischen den Russen und Türken statt, welche mit dem Rückzuge der erstern endeten. Ebenso wurde 19. April ein russ. Angriff abgeschlagen. Auch 1877 wurde K. von rumän. Seite gegen die Türken stark befestigt.

Kalamata, officiell Kalamä, Hauptstadt der gleichnamigen Eparchie und der ganzen Präfectur (Nomarchie) Messenien im Königreich Griechenland, im Peloponnes, am Flusse Nedon, unweit dessen Mündung in den Meerbusen von Koron, zwischen Orangen-, Feigen- und Weingärten an der Stelle des alten Pherae (oder Pharae) gelegen, ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein Gymnasium und zählt (1870) 6327 E., die neben dem Bau von Südfrüchten und Tabak namentlich Seidenzucht und Schifffahrt treiben. Im 13. Jahrh. eine starke Festung,

Digitized by Google

kam es bei der Eroberung des Peloponnes durch die Franken (1205) in den Besitz Villehardouin's und dessen Nachkommen, dann in den der Türken, wurde 1685 von den Venetianern erobert, aber durch den Frieden von Passarowitz 1718 mit dem übrigen Peloponnes den Türken zurückgegeben. K. war 1821 eine der ersten Städte, die durch den Aufstand der Griechen im Peloponnes befreit wurden. Noch in demselben Jahre wurde daselbst die erste griech. Nationalversammlung unter dem Namen des Senats von Messenien (9. April) eröffnet. Von den Truppen Ibrahim-Pascha's 1825 zerstört, hat sich K. seit der Begründung des Königreichs Hellas wieder zu verhältnißmäßig bedeutendem Wohlstand erhoben.

Kalau, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. der preuß. Provinz Brandenburg, in der Niederlausitz, an der Berlin-Görlitzer und der Halle-Sorau-Gubener Eisenbahn, ist Sitz des Kreislandrathsamts, hat zwei evang. Kirchen und bedeutende Stiefelfabrikation und zählt (1875) 2809 E. — Der Kreis K. zählt auf 990 QKilom. 50,018 E.

Kalavryta (zu deutsch Schönbrunn), Hauptstadt und Sitz des Erzbischofs der gleichnamigen Eparchie in der Nomarchie Achaja und Elis im Königreich Griechenland, in dem wasserreichen Hochthale des Flusses Erasinos (jetzt Fluß von K. genannt), 701 Mt. über dem Meere, an der Stelle von Kynätha gelegen. Die Reste einer fränk. Citadelle deuten auf die Wichtigkeit des Ortes im Mittelalter, der 1459 von dem Despoten Thomas und 1460 von Mohammed II. erobert ward. In K. erhob zuerst 23. März 1821 der Erzbischof Germanos von Patras die Fahne des Aufstandes gegen die Türken. Nördlich von K. liegt an einer steilen Felswand, deren unterer Theil eine mächtige Höhle bildet, das berühmte Kloster Megaspiläon.

Kalb (Charlotte von), geborene Marschalk von Ostheim, bekannt als die eine Zeit lang schwärmerisch geliebte Freundin Schiller's, geb. 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, wurde 1783 auf Veranlassung ihres Schwagers, des weimarischen Präsidenten von Kalb, mit dessen Bruder Heinrich von K., Offizier in pfalz-zweibrückischen Diensten, einem braven, aber von ihr nicht geliebten Manne, vermählt. Im J. 1784 lernte sie Schiller in Mannheim kennen. Als dieser 1785 Manheim verlassen mußte, war das Verhältniß schon zu einer leidenschaftlichen Schwärmerei auf beiden Seiten gestiegen, wovon Schiller's Gedichte «Der Kampf» und «Resignation» Zeugniß ablegen. Im J. 1787 ging Schiller besonders um ihretwillen von Dresden nach Weimar, wo sie sich damals aufhielt. Sie trug Schiller an, sie wolle sich von ihrem Manne scheiden lassen, wenn er sie heirathen wollte. Aber ehe dies eingeleitet werden konnte, trat eine Entfremdung ein durch die Ankunft von Charlotte von Lengefeld, Schiller's späterer Gattin, in Weimar. Auf Schiller's Empfehlung wurde 1793 der junge Hölderlin eine Zeit lang Erzieher der Kinder K.'s auf dem Gute zu Kalbsrieth. Auch mit Goethe stand Frau von K. in geistigem Verkehr, und als Jean Paul 1796 nach Weimar kam, faßte sie für diesen eine ebenso schwärmerische Neigung wie früher für Schiller. Der Charakter der Linda in Jean Paul's «Titan» ist nach ihrem Bilde gezeichnet. Aber auch dieser Dichter scheute vor einer ehelichen Verbindung mit ihr zurück und löste 1799 das ihn beängstigende, obgleich sittlich reine Verhältniß. Als 1804 ihr Gatte gestorben war, zog sie nach Berlin, wo sie 1820 erblindete und, da sie zugleich mit ihrem Gatten auch ihr Vermögen durch einen Proceß verloren hatte, im königl. Schlosse gastfreie Aufnahme fand und 12. Mai 1843 starb. Ihre unklare Schwärmerei übertrug sie auch auf ihren schriftstellerischen Stil; der seltsame Roman «Cornelia» und ihre Lebenserinnerungen, die unter dem Titel «Charlotte» veröffentlicht wurden, sind an vielen Stellen unverständlich. Vgl. Köpke, «Charlotte von K. und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe» (Berl. 1852).

Kalb (Joh.), ausgezeichneter General im amerik. Revolutionskriege, der Sohn eines fränk. Bauern, geb. 29. Juni 1721 zu Hüttendorf bei Baireuth, ging 1737 als Kellner in die Fremde, war 1743 Lieutenant in franz. Diensten, avancirte 1747 zum Hauptmann, 1756 zum Major und nahm dann am Siebenjährigen Kriege im Corps des Herzogs von Broglie theil, half als solcher den Rückzug der Franzosen bei Roßbach decken und zeichnete sich in der Schlacht von Bergen aus; 1761 wurde er General-Quartiermeisteradjutant bei der Armee des Oberrheins. Diese nur für den Krieg geschaffene Stelle verlor K. nach dem Friedensschluß, worauf er sich 1764 mit der Tochter eines reichen Holländers verheirathete und sich auf einem Gute in der Nähe von Paris der Landwirthschaft widmete. Im J. 1767 wurde K. vom franz. Minister Choiseul nach Nordamerika gesandt, um die Stimmung der dortigen Colonien gegen das Mutterland zu erforschen, kehrte jedoch schon 1768 nach Paris zurück. Von dem Minister im Stich gelassen, suchte der thatendurstige Mann in Portugal, in der Türkei und Polen vergebens ein Feld für seine Bethätigung, bis er endlich 1777, nach Ausbruch des nordamerik.

Digitized by Google

Unabhängigkeitskriegs, als Begleiter des Marquis Lafayette nach Nordamerika ging und dort zum Generalmajor ernannt wurde. Im Dec. 1779 übertrug ihm Washington den Oberbefehl über die marylander und delawarer Division, um die Stadt Charleston zu decken. Dieser Platz war indeß bereits vor der Ankunft K.'s gefallen (12. Mai 1780). K. zog nun, um das weitere Vordringen der Briten zu hemmen, nach Süden und nahm unter Gates, dem Oberbefehlshaber der südl. Armee, theil an der Schlacht bei Camden, welche trotz aller Gegenvorstellungen K.'s unternommen wurde. Gates floh beim ersten Anstoß, nur der rechte Flügel unter K. hielt Stand und drängte die Feinde wiederholt zurück. Der General kämpfte heldenmüthig, bis er aus 11 Wunden blutend zusammensank und seine Division sich in wilder Flucht auflöste. Er starb nach drei Tagen (19. Aug. 1780) in Camden. Ihm zu Ehren wurde vom Staate Südcarolina zu Camden ein Denkmal errichtet, zu dem Lafayette bei seinem Besuch der Vereinigten Staaten (1825) den Grundstein legte. K. war einer der tapfersten und erfahrensten Offiziere des Unabhängigkeitskriegs. Vgl. Kapp, «Leben des amerik. Generals Johann K.» (Stuttg. 1862).

Kalbe, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Saale und der Magdeburg-Halberstadter Eisenbahn, hat ein Kreisgericht, ein Schloß und eine Mittelschule und zählt (1875) 7982, mit der Bernburger und der Schloßvorstadt 11,115 E., die zwei Zuckerfabriken, Cigarren- und Tuchfabriken unterhalten, meist aber Ackerbau treiben. — Der Kreis K. zählt auf 526 QKilom. 78,979 E.

Kalchas, der Sohn des Thestor, aus Mykene, war ein berühmter Seher im Heere Agamemnon's, der, wie Homer sagt, «erkannte, was ist, was sein wird, oder zuvor war». Er sagte die Dauer des Kriegs voraus und deutete den Hellenen vor Ilios den Zorn des Apollo. Weil K. von Mopsos in der Weissagekunst übertroffen wurde, starb er aus Gram darüber. Auf dem Hügel Drion in Apulien hatte er ein Orakel ertheilendes Heroon. Wer es befragte, opferte einen schwarzen Widder und schlief auf dessen Fell, wobei er das Orakel empfing.

Kalckreuth (Friedr. Adolf, Graf von), preuß. Feldmarschall, geb. 22. Febr. 1737 zu Sottershausen bei Sangerhausen, erhielt seine erste Bildung zu Neusalz, dann in einer Erziehungsanstalt in Berlin. Er trat 1752 als Junker in preuß. Dienste, wurde bald Offizier und 1758 Adjutant des Prinzen Heinrich. Für seine ausgezeichneten Dienste bei Freiberg (29. Oct. 1762) ernannte ihn Friedrich d. Gr. zum Major. Nachdem er 1786 in den Grafenstand erhoben worden, marschirte er als Generalmajor 1787 nach Holland und wurde 1790 Generallieutenant. In dem Kriege mit Frankreich belagerte er 1793 Mainz und erzwang die Capitulation dieser Festung. Zu den Siegen bei Kaiserslautern 1793 und 1794 trug er wesentlich bei. Auch vertrieb er die Franzosen aus Zweibrücken und drang bis Saarlouis vor. Nach dem Frieden von Basel (1795) übernahm er den Oberbefehl in Pommern, und im Mai 1806 wurde er Gouverneur von Thorn und Danzig und General der Cavalerie. Im Herbste befehligte er zwei Divisionen bei dem Hauptheere in Thüringen, die aber während der Schlacht bei Auerstädt in Reserve blieben. K. vertheidigte 1807 das von Lefèbvre belagerte Danzig mit solcher Einsicht und Tapferkeit, daß man ihm, als die Festung sich nicht länger halten konnte, 24. Mai dieselben ehrenvollen Bedingungen zugestand, welche er 1793 der franz. Besatzung in Mainz bewilligt hatte. Hierauf zum Feldmarschall ernannt, schloß er 25. Juni 1807 zu Tilsit den Waffenstillstand mit Berthier und 7. und 9. Juli nebst Goltz den Frieden mit Talleyrand ab. Im Jan. 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; in demselben Jahre ging er nach Paris, um des Königs Glückwunsch zu Napoleon's Vermählung zu überbringen. Nachher war er Gouverneur von Breslau, bis er 1814 das Gouvernement von Berlin wieder übernahm, wo er 10. Juni 1818 starb. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, dabei sehr witzig und als Held und Mensch gleich achtungswerth. Seine interessanten Memoiren sind nur für seine Familie als Manuscript gedruckt. — Von seinen zwei Söhnen hat sich Graf Friedrich von K., geb. 15. März 1790, gest. 15. Dec. 1873, durch «Dramatische Dichtungen» (2 Bde., Lpz. 1824) literarisch bekannt gemacht, welcher auch die «Paroles du feldmaréchal K.» (Par. 1844) herausgab. — Graf Stanislaus von K., Landschaftsmaler, Neffe des letztern, geb. 25. Dec. 1820 zu Kozmin in Posen, empfing seine künstlerische Bildung auf der Akademie in Düsseldorf, zu deren tüchtigsten Schülern er zählt. Ein sehr großes Verdienst erwarb sich K. durch die Gründung (1859) der nachmals zu so bedeutenden Erfolgen gediehenen Kunstschule in Weimar. Er leitete diese Anstalt 16 Jahre. Auf seinen ausgedehnten Reisen hatte K. Gelegenheit, in der Gebirgsnatur eingehende Studien für sein Fach zu machen; besonders liebte er die Apenninen, die Pyrenäen und die Alpen für seine Gemälde auszubeuten. Von diesen sind in erster Reihe zu nennen: das Schloß des heil. Graal,

Digitized by Google

Las Casas de Penna, der Vierwaldstätterſee, die Jungfrau, der Lac d'Oo, Schloß Trotzberg u. ſ. w. Die Cavalierzimmer der potsdamer Orangerie enthalten eine Serie von 25 Landſchaften von ſeiner Hand. Seit der im Jan. 1876 erfolgten Niederlegung ſeines Poſtens als Director der weimariſchen Kunſtſchule lebt K. in Kreuznach.

Kaleidoskop (griech.), d. i. Schönbildzeiger, nannte Brewſter in Edinburgh das von ihm 1814 erfundene und 1817 bekannt gemachte katoptriſche Inſtrument, welches aus einer inwendig geſchwärzten Röhre beſteht, mit zwei Spiegeln, die durch die Länge der Röhre reichen und gegeneinander unter einem ſpitzen Winkel geneigt ſind, während auf der Objectivſeite ſich zwei plane Gläſer befinden, von denen das eine unmittelbar die Spiegel berührt, und das andere, welches matt ſein muß, in einiger Entfernung abſteht. Da nun von verſchiedenfarbigen Glasſtückchen, Moosblättchen u. ſ. w., ſo unordentlich ſie auch zwiſchen den beiden Gläſern liegen mögen, die Spiegelbilder ſtets in regelmäßiger Form und zwar ſo vielmal vervielfacht erſcheinen, als der Kreisbogen, unter welchem die Spiegel gegeneinander ſtehen, in dem Kreisumfange enthalten iſt; da ferner jene vervielfältigten Spiegelbilder eine arabeskenartige Figur bilden, welche ſich bei der geringſten Verrückung der ſie erzeugenden Gegenſtände verändert, ſo gewährt das K. eine angenehme Unterhaltung; auch kann es dem Zeichner von Roſetten, Arabesken und Muſtern als Fundgrube dienen, weshalb man es auch Myriomorphoſkop nennt. Für das Nachzeichnen der Figuren tauglicher ſind die Modificationen des K., und zwar das Ideador von Rupprecht in Nürnberg (1848), das Debuſkop von Debus zu Schönberg im Großherzogthum Heſſen (1860), das in Paris erfundene Chromatoſkop (1861) und das Typoſkop von Emsmann in Stettin (1862) u. a. m. Als Vorläufer des K. laſſen ſich die Winkelſpiegel Porta's (um 1560), die alten Spiegelbilder und alten Gukerla anſehen.

Kalenberg, ehemaliges Fürſtenthum in der preuß. Landdroſtei Hannover, die Kreiſe Hannover, Wennigſen und Hameln mit 2253 QKilom. umfaſſend, hat nur im Süden einige Landhöhen, im Norden und Weſten aber faſt lauter Sand- und Moorgegend. Steinkohlen, Kalk, Gips und Sandſteine ſind die Hauptproducte; Landwirthſchaft aber und insbeſondere Viehzucht, namentlich längs des Weſerthals, die Haupterwerbsquellen der Landbewohner. Das Fürſtenthum erhielt ſeinen Namen von der Kalenburg, einem alten Bergſchloſſe, gehörte im Mittelalter zu Lüneburg, war 1473—1634 mit Braunſchweig-Wolfenbüttel vereinigt, kam hierauf an Braunſchweig-Lüneburg, dann 1648 an die celliſche Linie und bei dem Erlöſchen derſelben im Mannsſtamme 1705 an Hannover und mit dieſem 1866 an Preußen.

Kalender, mittellat. Calendarius oder Calendarium, vom altlat. Calendae, womit die Römer den erſten Tag jedes Monats bezeichneten. Schon frühzeitig mußte ſich den Menſchen die Eintheilung der Zeit in gewiſſe Abſchnitte als ein Hauptbedürfniß aufdrängen, und da von den Bewegungen der Himmelskörper das Vorhandenſein von Licht und Wärme abhängt, ſo führten dieſe Bewegungen von ſelbſt auf beſtimmte Zeiteintheilung. Der Tag und die Nacht waren ſicher die erſten Zeitabſchnitte. Bald folgten die Perioden der abwechſelnden Geſtalten des Mondes, woraus die 7tägige Woche und der Monat von 29 oder 30 Tagen entſtand. Die Wiederkehr der Jahreszeiten endlich, welche die natürlichen Lebensbeſchäftigungen der Menſchen, Ackerbau, Viehzucht u. ſ. w., bedingen, führte zu der entſprechenden Eintheilung in Jahre, die ſich nach der Sonne richtete. Da das Sonnenjahr aber 12 Mondmonate (ein Mondjahr) und noch etwa 11 Tage mehr hat, ſo entſtand, um das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinſtimmung zu bringen, auch bald das Syſtem der Einſchaltung. Dieſem entſprechend laſſen ſich die K. ſämmtlicher Völker eintheilen in ſolche mit dem reinen Mondjahr, mit dem reinen Sonnenjahr oder dem gebundenen Mondjahr. Von den Völkern des Alterthums hatten jedoch die Aegypter ein in Beziehung auf die Jahreszeiten bewegliches, mit dem Mondlaufe in keinem Zuſammenhange ſtehendes Sonnenjahr von 365 Tagen, getheilt in 12 Monate von 30 Tagen, denen noch 5 Ergänzungstage folgten. Weil aber das Sonnenjahr um nahe $^1/_4$ Tag länger iſt, fiel dadurch der Jahresanfang nach und nach in alle Jahreszeiten, und erſt nach einer auch den Aegyptern bekannten Periode von 1461 Jahren kehrte dieſelbe Zeit der Jahreszeit mit dem Jahresanfang wieder. Das Jahr der Juden, ein gebundenes Mondjahr, beſtand ſchon in der älteſten Zeit aus 12 Mondmonaten, wurde aber von Zeit zu Zeit durch einen 13. mit der Sonne ausgeglichen; daſſelbe war bei den Syrern, Macedoniern u. ſ. w. der Fall.

Die Griechen rechneten in den älteſten Zeiten nach wahren Mondmonaten, deren 12 ein Jahr ausmachten; in Athen führte Solon etwa 600 v. Chr. einen regelmäßigen Wechſel von 30- und 29tägigen Monaten ein. Um das ſo entſtehende bürgerliche Jahr von 354 Tagen mit dem Sonnenlaufe auszugleichen, wurde von Zeit zu Zeit ebenfalls ein Schaltmonat hinzugefügt.

Digitized by Google

In Athen geschah dies anfangs so, daß man ein Jahr um das andere einen Monat von 30 Tagen einschaltete. Später wurde ein 8jähriger Schaltkreis eingeführt und in 8 Jahren dreimal ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet, sodaß das mittlere Jahr 365 1/4 Tage hatte. Einen 19jährigen Schaltkreis führte man ein, als der Athener Meton 432 v. Chr. die Entdeckung gemacht hatte, daß 235 Mondmonate fast genau 19 Sonnenjahre geben. Diese hatten 6940 Tage, welche Meton so geschickt in Monate einzutheilen wußte, daß sie während des Cyklus mit den Mondwechseln übereinstimmten und die Monatsanfänge mit den Neumonden oder vielmehr mit den Tagen, wo der Mond als schmale Sichel am Abendhimmel sichtbar zu werden anfing, zusammenfielen. Unter den 19 Jahren eines Schaltkreises waren 7 Schaltjahre. Noch gegenwärtig wird der Meton'sche 19jährige Cyklus unter dem Namen Mondcirkel in der Chronologie gebraucht; die Zahl, welche angibt, das wievielste des Mondcirkels ein gegebenes Jahr ist, heißt die Güldene Zahl; z. B. für 1878 ist diese 17. (S. Cyklus.) Genauer noch war die von dem Astronomen Kalippos eingeführte Schaltrechnung, welcher um 330 v. Chr. fand, daß Meton das Jahr um 1/76 Tag zu lang gerechnet hatte, und eine 76jährige Schaltperiode von 27,759 Tagen, bestehend aus 4 Meton'schen Perioden weniger einen Tag, vorschlug, sodaß nun das mittlere Jahr wieder genau 365 1/4 Tage hatte. Eine noch genauere Schaltrechnung, die Hipparch 130 v. Chr. vorschlug, scheint nicht in Gebrauch gekommen zu sein.

Die Römer hatten in der ältesten Zeit ein Jahr von 10 Monaten, welche in ihren Benennungen mit den gegenwärtigen übereinstimmten, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Januar und Februar fehlten und der Juli Quintilis, der August Sextilis hieß; doch ist die genaue Länge dieses Jahres unbekannt. König Numa Pompilius führte ein Mondjahr von 355 Tagen und 12 Monaten ein, denen von Zeit zu Zeit ein 13. (Schaltmonat) hinzugefügt wurde. Mit der Zeit gerieth die röm. Zeitrechnung durch die Unwissenheit und Willkür der Oberpriester, welche sie zu ordnen hatten, in die ärgste Verwirrung, von der sie erst 46 v. Chr. durch Julius Cäsar befreit wurde. Derselbe führte den nach ihm sogenannten Julianischen K. ein, wonach das Jahr in der Regel 365 Tage hat, jedes vierte Jahr als Schaltjahr aber einen Tag mehr erhält und demnach die mittlere Länge des Jahres 365 1/4 Tage beträgt. Cäsar gab den Monaten diejenige Zahl von Tagen, welche sie noch gegenwärtig haben, und setzte den Anfang seines ersten Jahres auf den Neumond nach der Wintersonnenwende (46 v. Chr.), den er als 1. Jan. bezeichnete. Statt der Monatsnamen Quintilis und Sextilis führte der röm. Senat, dem Julius Cäsar und dem Kaiser Augustus zu Ehren, die noch jetzt üblichen Namen Julius und Augustus ein. Den ersten Tag jedes Monats nannten die Römer Calendae, ferner in den Monaten März, Mai, Juli, October den siebenten Nonae, den 15. Idus, in den übrigen Monaten aber schon den fünften Nonae, den 13. Idus. Von diesen drei ausgezeichneten Monatstagen an wurde nun in der Weise rückwärts datirt, daß der ihnen unmittelbar vorausgehende Tag als solcher (z. B. pridie Calendas), der vorletzte Monatstag als dritter vor den Kalenden des nächsten Monats u. s. w. bezeichnet wurde. Demnach hieß der 2. Jan. der IV. (ante) Nonas Januarii, der 8. März VIII. Idus Martias, der 20. Mai der XIII. Calendas Junias u. s. w.

Nachdem die Julianische Einschaltungsmethode, welche auch die Christen ohne Aenderung annahmen, über 1600 Jahre beibehalten worden, führte Papst Gregor XIII., vom Tridentiner Concilium hiermit beauftragt, eine genauere ein, welche die Grundlage des Gregorianischen K. ist, in dem gegen die Julianische Schaltmethode die Abweichung besteht, daß die Jahrhunderte, mit Ausnahme der durch 4 theilbaren, keine Schaltjahre sind. So waren 1700, 1800 keine Schaltjahre, 1900 wird auch keins sein, dagegen 2000, 2400, 2800 u. s. w. werden als Schaltjahre genommen. Die Weglassung von 10 Tagen im Oct. 1582 hatte den Zweck, die Frühlingsnachtgleiche, welche zur Zeit der Kirchenversammlung zu Nicäa (325 n. Chr.) am 21. März. eingetreten war, wieder auf diesen Tag zurückzuführen und bei demselben zu erhalten, was die kirchliche Festrechnung wünschenswerth machte, da für das Osterfest die Regel befolgt wurde, es am ersten Sonntage nach dem auf die Frühlingsnachtgleiche folgenden Vollmond zu feiern. Die Frühlingsnachtgleiche wurde aber nicht astronomisch bestimmt, sondern für dieselbe der 21. März angenommen. Hinsichtlich der Einführung des Gregorianischen K. ist zu bemerken, daß derselbe an dem von der päpstl. Bulle dafür festgesetzten Tage nur in Italien, Spanien und Portugal wirklich eingeführt wurde. In Frankreich geschah dies erst zwei Monate später, in dem kath. Theile von Deutschland, den kath. Cantonen der Schweiz und den kath. Niederlanden 1583, in Polen 1586, in Ungarn 1587. Die evang. Stände Deutschlands nahmen den verbesserten K. nach langem Widerstreben erst 1700 an, wo sie elf Tage ausließen und vom 18. Febr. sogleich zum 1. März übergingen. Gleichzeitig thaten dies Dänemark und

Digitized by Google

die Niederlande, im folgenden Jahre die evang. Cantone der Schweiz, welche das 18. Jahrh. mit dem 12. Jan. 1701 anfingen. In England führte man den Gregorianischen K. erst 1752 ein, indem man von dem 2. auf den 14. Sept. überging; zugleich fing man dort von nun an das Jahr nicht mehr, wie bisher, am 25. März, sondern am 1. Jan. an. Das letzte Land, welches den verbesserten K. annahm, war Schweden, das 1753 nach dem 17. Febr. den 1. März zählte. Die Russen und überhaupt die Bekenner der nicht unirten griech. Kirche sind bei dem Julianischen K. (Alter Stil) geblieben und daher hinter den übrigen Europäern seit 1700 um 11, seit 1800 um 12 Tage zurück, die sich 1900 auf 13, 2100 auf 14 Tage vermehren werden. Hinsichtlich der Bestimmung des Osterfestes bestand lange noch eine Verschiedenheit zwischen den Katholiken und Protestanten. Auch diese wurde 1775 auf Antrag Friedrich's II. von Preußen beseitigt, und der protestantische K. weicht seitdem von dem katholischen nur in den Benennungen der Sonntage und andern unwesentlichen Punkten ab.

Der jüdische K. ist sehr verwickelt. Der Monat der Juden ist, wie erwähnt, ein Mondmonat und entweder voll oder mangelhaft, je nachdem er 30 oder 29 Tage hat. Das gemeine Jahr hat 12 Monate; die Namen derselben sind: Tischri, Marchesvan, Kislev, Tebeth, Schebat, Adar, Nisan, Ijar, Sivan, Thamuz, Ab und Elul. Um das Jahr mit der Sonne auszugleichen, wird von Zeit zu Zeit noch ein 13. Monat eingeschaltet, der auf den Adar folgt und Veadar, d. i. zweiter Adar, genannt wird. Der Schaltkreis umfaßt 19 Jahre, worunter 7, nämlich das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Schaltjahre sind. Das mittlere oder regelmäßige Gemeinjahr hat 354 Tage; die ungeraden Monate haben 30, die geraden 29 Tage. Das mittlere oder regelmäßige Schaltjahr hat 384 Tage; der (erste) Adar hat in demselben 30 Tage, der Veadar nur 29. Ein überzähliges Gemein- oder Schaltjahr hat einen Tag mehr, ein mangelhaftes einen Tag weniger als mittleres; in jenem hat der Marchesvan 30, in diesem der Kislev 29 Tage. Hiernach haben die Juden nicht weniger als sechs verschiedene Jahre von 353, 354, 355, 383, 384, 385 Tagen. Die Mohammedaner haben ein reines Mondjahr, das sich gar nicht nach dem Sonnenjahre richtet. Sie haben einen Cyklus von 30 Jahren, in denen 11, nämlich das 2., 5., 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26. und 29., Schaltjahre zu 355 Tagen, die andern Gemeinjahre zu 354 Tagen sind. Ihre 12 Monate heißen: Moharrem, Safer, Rebi-ul-ewel, Rebi-ul-achir, Dschemasi-ul-ewel, Dschemasi-ul-achir, Redscheb, Schaban, Ramadan, Schewal, Silkide und Silhidsche. Von diesen haben die ungeraden, nämlich der 1., 3., 5. u. s. w., 29, die geraden 30 Tage, nur in Schaltjahren hat der letzte Monat 30 Tage. Der Epochentag der mohammed. Aera oder der Aera der Hedschra (Hegira) ist nach den arab. Astronomen der 15., nach dem bürgerlichen Gebrauche der 16. Juli des J. 622 n. Chr.

Der französisch-republikanische K., den der Nationalconvent durch Decret vom 5. Oct. 1793 einführte, nahm als Grenze oder Epoche der neuen Jahresrechnung die Herbstnachtgleiche des J. 1792, genauer die Mitternacht, mit welcher dieser Tag anfing. Jedes folgende Jahr sollte gleichfalls mit der der wahren Herbstnachtgleiche vorausgehenden Mitternacht beginnen. Das Jahr bestand aus 12 Monaten, jeder zu 30 Tagen; zur Ergänzung desselben hing man am Ende 5 und in den Schaltjahren 6 Tage an. Statt der Wochen wurde jeder Monat in drei Theile oder Dekaden zu 10 Tagen eingetheilt. Die Namen der Monate wurden so gewählt, daß sie durch ihre Ableitung die Jahreszeit bezeichneten. Sie waren für den Herbst, vom 22. Sept. bis 22. Dec.: Vendémiaire, d. i. Weinlesemonat, Brumaire, d. i. Nebelmonat, und Frimaire, d. i. Reifmonat; für den Winter, vom 21. Dec. bis 20. März: Nivose, d. i. Schneemonat, Ventose, d. i. Windmonat, und Pluviose, d. i. Regenmonat; für den Frühling, vom 21. März bis 18. Juni: Germinal, d. i. Keimmonat, Floréal, d. i. Blütenmonat, und Prairial, d. i. Wiesenmonat; für den Sommer, vom 19. Juni bis 17. Sept.: Messidor, d. i. Erntemonat, Thermidor, d. i. Hitzemonat, und Fructidor, d. i. Fruchtmonat. Hieran schlossen sich die Ergänzungstage (jours complémentaires oder sansculottides), von denen der erste (17. Sept.) la fête du génie, der zweite la fête du travail, der dritte la fête des actions, der vierte la fête des récompenses und der fünfte (20. Sept.) la fête de l'opinion hieß. Die 10 Tage jeder Decade hießen: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi und Decadi, der Ruhetag. Uebrigens hatte jeder Tag im Jahre seinen besondern Namen, der aber nicht von einem Heiligen, sondern von der Oekonomie hergenommen und der Zeit, in welche der Tag fiel, angemessen war. Auf Befehl Napoleon's und durch ein Senatsdecret vom 9. Sept. 1805 wurde dieser republikanische K. aufgehoben und 1. Jan. 1806 der Gregorianische in ganz Frankreich wieder eingeführt. Ueber die Zeichen, welche in den K. vorzukommen pflegen, s. Astronomische Zeichen, Thierkreis und Aspecten. Ueber die

Digitized by Google

Zeitrechnung der alten Völker ist noch immer Ideler's «Handbuch der mathem. und technischen Chronologie» (2 Bde., Berl. 1825) das classischste; über die Zeitrechnung der Hellenen, Römer u. s. w. haben Böckh, Gruppe, Mommsen vorzügliche Werke geschrieben. Chronologien über Zeitrechnung in populärer Form gibt es in großer Menge. Vgl. Littrow's «Calendariographie» (Wien 1828); Friedleben, «Kalenderbuch» (Frankf. 1834); Jahn, «Kalenderfreund» (Lpz. 1841).

Kalergis (Demetrius), griech. General und Staatsmann, geb. um 1803 auf der Insel Candia, wurde in Petersburg erzogen und studirte dann zu Wien Medicin. Als der Befreiungskrieg ausbrach, wandte er sich nach Griechenland und kämpfte tapfer unter Karaiskakis. In einem Gefechte unweit Athen zerschmetterte ihm eine Kugel ein Bein, sodaß er in die Hände der Türken fiel, die ihm ein Ohr abschnitten. Später war er Adjutant des Generals Fabvier, dann des Präsidenten Kapodistrias. K. galt stets als ein im russ. Solde stehender Parteimann und betheiligte sich in dieser Richtung an allen innern Wirren. Als Befehlshaber einer Cavaleriedivision zu Athen half er wesentlich die unblutige Revolution vom 15. Sept. 1843 durchführen, die allerdings ganz andere Folgen hatte, als die russ. Partei (Napisten) beabsichtigte, indem sie die Einführung einer Constitution bewirkte. K. ward hierauf zum General und zum Adjutanten des Königs erhoben, besaß aber weder die Gunst des Hofs noch der Volkspartei, sodaß er im Aug. 1845 seine Adjutantenstelle niederlegte. Bald darauf nahm er gänzlich seinen Abschied und wandte sich nach Korfu, von da nach London. Ende 1846 ging er plötzlich auf einem engl. Kriegsschiffe nach Zante, von wo aus er den Gang der Dinge in Griechenland beobachtete. Als er im März 1848 den Sturz des Ministeriums Tzavellas vernahm, wollte er sich nach Argos begeben, ward aber auf Befehl der Regierung zu Patras festgenommen und nach Athen gebracht, wo man ihn aber bald wieder freiließ. Er lebte seitdem fünf Jahre ruhig zu Argos, Hydra und Nauplia. Als 1854 die Westmächte als Verbündete der Türkei in Griechenland einschritten, übernahm K., zum großen Verdruß des Hofs, im Ministerium Maurokordatos das Portefeuille des Kriegs. Nach dem Rücktritt dieses Cabinets im Oct. 1855 lebte K. in Athen, bis er im März 1861 als griech. Gesandter nach Paris geschickt wurde. Nach der Flucht des Königs Otto im Oct. 1862 erklärte er sich gegen alle Throncandidaturen, unterstützte jedoch später die Wahl Georg's zum König. K. starb zu Athen 24. April 1867.

Kalevāla, d. h. Land des Kaleva (Finland), ist der Name des finn. Nationalepos. Es umfaßt eine größere Anzahl von Gesängen (Runos), die aus 200, 500—800 achtsilbigen, reimlosen, durch zwei oder drei alliterirende Hebungen gebundenen Versen bestehen. Diese Runen, jahrhundertelang durch mündliche Ueberlieferung des finn. Volks fortgepflanzt, sind zum größten und besten Theil in Russisch-Karelien zwischen der finn. Grenze und dem Weißen Meere, zum Theil aber auch im eigentlichen Finland und in Ingermanland aufgezeichnet worden, und man darf als sicher annehmen, daß die K. ursprünglich Gemeingut aller baltischen Finnen war. Einzelne kleinere epische und mythische Fragmente wurden schon im 18. Jahrh. aufgezeichnet; doch erst Lönnrot ordnete sie zu einem zusammenhängenden Ganzen, dem er den Namen K. gab. Die erste, noch unvollständige Ausgabe erschien 1835 in Helsingfors, eine zweite, um das Doppelte vermehrt, ebendaselbst 1849. Letztere umfaßt in 50 Runen 22,800 Verse. Spätere Forschungen haben nichts Wesentliches mehr hinzugebracht. Das Werk wurde in mehrere Sprachen übersetzt; eine deutsche Uebersetzung lieferte Schiefner (Helsingf. 1852). Der Inhalt des reich mit mannichfaltigen Episoden (vor allem der hochpoetische Cyklus von Kullervo, ferner die schöne Aino-Sage und die sinnigen Hochzeitslieder) ausgestatteten Gedichts beruht auf dem Gegensatz zwischen den Völkern K.s und Pohjolas, den Finnen und den Lappen. Hierin könnte man die K. mit der Iliade und ihrem Gegensatze zwischen Trojanern und Griechen vergleichen, und auch an das deutsche Epos erinnert sie etwas durch die beiden Hauptthemen ihrer Erzählung, einerseits durch die Brautbewerbungen der drei Kalevalahelden Wäinämönen, Ilmarinen und Lemminkäinen um die schöne Tochter der Pohjolafürstin, andererseits durch die Beschaffenheit des von ihr geforderten Talismans, dessen Eroberung durch die Finnen und endliches Versinken ins Meer. Theilweise an skandinav. und griech. mythische Vorstellungen schließt sich der Hauptheld der K., Wäinämönen, Odin's Ebenbild durch sein Alter, seine Weisheit und seine Runenkunde, andererseits wieder Orpheus vergleichbar durch seinen Gesang, womit er die ganze Natur bezaubert und bändigt; ebenso Ilmarinen an den nordischen Wölund, den griech. Hephästos erinnernd, und endlich Lemminkäinen, in dem man den Balder in etwas modificirter Gestalt wiederfindet. Trotzdem darf man keine Verwandtschaft der genannten Epen annehmen. Vielmehr steht die K. gerade in ihren rein poetischen Theilen ganz selbstständig da und trägt das Gepräge des echten Epos. Auf der Mythe und Sage des finn. Volks, wie sie sich inmitten

Digitized by Google

seiner nordischen Natur ausgebildet haben, beruhend, gewährt das Gedicht ein anschauliches Bild von dem eigenthümlichen Leben und Wesen dieses Volks. Vgl. Cäsar, «Das finn. Volksepos K.» (Stuttg. 1862); J. Grimm, «Kleinere Schriften» (Bd. 2, Berl. 1865); von Tettau, «Ueber die epischen Dichtungen der finn. Völker, besonders die K.» (Erfurt 1873).

Kalfätern heißt in der Schiffbaukunst, die Nähte zwischen den Planken, mit denen der Schiffsrumpf bekleidet wird, mit Werch verstopfen und darüber Pech streichen, um sie wasserdicht zu machen. Das Werch wird mit besondern Stemmeisen (Kalfatereisen) scharf zwischen die Nähte getrieben, über demselben bis an die obere Fläche der Planken ein etwa 1 Ctmt. hoher freier Raum gelassen und dieser mit kochendem Pech vollgegossen. Das Wort ist arab. Ursprungs und im Mittelalter durch Vermittelung der Italiener in die abendländ. Sprachen gelangt.

Kali (Kaliumoxyd), s. Kalium.

Kaliber heißt der Durchmesser einer cylindrisch ausgebohrten Röhre. Am gebräuchlichsten ist der Ausdruck für Geschützrohre und Gewehrläufe, als Durchmesser der Seele (Mündungsweite), oder auch als Querdurchmesser des zugehörigen Geschosses (Geschoßkaliber). Bei Geschützen bezeichnet man das K. gewöhnlich in Centimetern oder in Zollen, bei Gewehren in Millimetern oder in Hunderttheilen eines Zolls. Bei gezogenen Röhren mißt man das K. an den engern Stellen des gezogenen Theils (von Feld zu Feld, nicht von Zug zu Zug). Solange man glatte Geschütze mit kugelrunden Geschossen führte, wurde das K. gewöhnlich nach dem Gewichte der kalibermäßigen Eisen- oder Steinkugel benannt (4-Pfünder, 6-Pfünder u. s. w.). Einzelne Artillerien haben diese Bezeichnung auch für die Mündungsweite der gezogenen Geschütze beibehalten, obgleich deren eigentliche Geschosse mehr als doppelt so schwer sind, als dieses Nenngewicht anzeigt. Die engl. Artillerie hat das effective Gewicht der länglichen Granate zur Bezeichnung des K. bei gezogenen Geschützen gewählt. So haben das deutsche 8-Centimeterkanon, der russ. 4-Pfünder und der engl. 9-Pfünder nahezu gleiches K. Ueber die vorkommenden Kaliber s. Artillerie und Geschütz. — Kalibermaßstab ist ein zum Messen des K. bestimmter Stangenzirkel (1540 von Georg Hartmann in Nürnberg erfunden).

Kálidása, der ausgezeichnetste unter den Kunstdichtern Indiens, soll gegen Ende des 1. Jahrh. v. Chr. oder Mitte des 6. Jahrh. n. Chr. am Hofe des Königs Vikramâditia gelebt haben. Seine trefflichste Dichtung ist das Schauspiel «Sakuntala», wodurch er sich den größten Dichtern aller Zeiten würdig anreiht. Dasselbe wurde in der sog. bengalischen Recension englisch von Jones (Kalk. 1789) und danach deutsch von G. Forster (1790) und Herder (1803), im Sanskrit-Original mit franz. Uebersetzung von Chézy (Par. 1830) herausgegeben und hiernach von B. Hirzel formgetreu übersetzt (Zür. 1833); neuerdings ist es dann von Pischel (Kiel 1877) herausgegeben und von Fritze (Schloßchemnitz 1877) übersetzt worden. Nach einer andern Recension wurde es mit deutscher Uebersetzung herausgegeben von Böhtlingk (Bonn 1842), Burkhard (Bresl. 1873), Stenzler (Bresl. 1874) und von Meyer (Tüb. 1851), Lobedanz (5. Aufl., Lpz. 1874) und Rückert (Lpz. 1876) ins Deutsche übersetzt. Außer diesem Meisterwerke besitzen wir von K. noch das Schauspiel «Urvasi», reich an lyrischen Schönheiten (herausg. mit lat. Uebersetzung von Lenz, Berl. 1833; neue Ausg. von Bollensen, Petersb. 1846, Pischel, Berl. 1875, dravidische Recension; deutsch von Höfer, Berl. 1837, von B. Hirzel, Frauenf. 1838, und von Lobedanz, 2. Aufl., Lpz. 1873), und ein Intriguenlustspiel «Mâlavikâ und Agnimitra» (herausg. von Tullberg, Bonn 1840; übersetzt von Weber, Berl. 1856). Seine beiden epischen Gedichte «Raghu-vansa», die mythische Geschichte der alten Herrscher von Ayodhya (herausg. von Stenzler, Lond. 1832), und «Kumâra-sambhâva», die Geburt des Kriegsgottes (herausg. von Stenzler, Lond. 1838), sind bei allen Schönheiten im einzelnen doch im ganzen nüchtern und frostig. Von seinen mehr lyrischen Dichtungen ist besonders ausgezeichnet «Megha-dûta», der Wolkenbote, die Klage eines verbannten Liebenden, voll tiefen Gefühls und anmuthiger Schilderungen der Natur (herausg. mit freier engl. Uebersetzung von Wilson, Kalkutta 1813, von Gildemeister, Bonn 1841, und Stenzler, Bresl. 1874; deutsch nachgebildet von M. Müller, Königsb. 1847, und Schütz, Bielef. 1859). Unbedeutender ist sein «Ritu-sanhâra», d. i. die Jahreszeiten (herausg. von Bohlen mit Uebersetzung, Lpz. 1840). Auch wird ihm eine Bearbeitung der Sage von Nala und Damajanti zugeschrieben unter dem Titel «Nalodaya», ein Werk der absurdesten Wortkünstelei (herausg. von Benary, Berl. 1830, und Yates, Kalk. 1844). Ueberhaupt sind K.'s Namen später viele Dichtungen untergeschoben worden, wie er denn offenbar auch factisch mehrern Autoren angehört hat und noch jetzt als Personenname üblich ist.

Kalir (Elasar), einer der ersten und einflußreichsten synagogalen Dichter der Juden, lebte wahrscheinlich 800 n. Chr. in Palästina. Er bearbeitete in seinen (hebr.) Dichtungen die alte

Digitized by Google

Geschichte und Sage, gesetzliche Institutionen, religiöse Vorstellungen und nationale Anschauungen in einer äußerst gedrängten, gedankenschweren, von neuen Wortbildungen überfüllten und daher schwer verständlichen Sprache, unter Anwendung des Reims, Einführung künstlicher Akrostiche und Einflechtung von Bibelversen, aber in großartiger Auffassung seiner Themata und voll dichterischen Schwungs. Man hat von ihm mehr als 200 synagogale Dichtungen. Seine Art, die hebr. Sprache zu behandeln, hat vielfache Nachahmungen hervorgerufen. Vgl. Zunz, «Literaturgeschichte der synagogalen Poesie» (Berl. 1865).

Kalisch (poln. Kalisz), Hauptstadt des poln. Gouvernements gleichen Namens, an drei Armen der Prosna und an der preuß. Grenze in einem herrlichen Thale, eine der schönsten Städte des Landes, zählt (1871) 18,088 E., darunter über 8000 Juden, und hat ein Schloß, vier röm.-kath., eine russ. und eine evang. Kirche, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Realschule und andere Schulen, ein Theater, einen großen Park mit schönen Spaziergängen, eine Dampfbierbrauerei, eine Tuchfabrik, eine Bandfabrik und mehrere Lederfabriken. Die Stadt ist sehr alt und vielleicht das Calisia, das bei Ptolemäus vorkommt. In der Schlacht bei K. wurde 29. Oct. 1706 der schwed. General Mardefeld von König August II. von Polen und dem russ. Feldmarschall Menschikow geschlagen und gefangen genommen. Auch ist K. denkwürdig wegen des daselbst abgeschlossenen Allianz-Tractats zwischen Preußen und Rußland vom 28. Febr. und der Zusammenkunft der Monarchen beider Staaten 2. April 1813. Am 11. und 13. Sept. 1831 fanden hier Gefechte zwischen Russen und Polen statt. An das hier 1835 gehaltene glänzende Lustlager russ. und preuß. Truppen erinnert ein Obelisk aus Gußeisen, der 1841 von Kaiser Nikolaus I. errichtet wurde. — Das Gouvernement K. zählt (1870) auf 11,373,5 QKilom. 669,261 E.

Kalisch (David), humoristischer Dichter und Schriftsteller, geb. 23. Febr. 1820 von israel. Aeltern zu Breslau, verlebte seine Jugend daselbst, bis er durch wechselvolle Schicksale nach Paris geführt wurde. Hier begann er seine literarische Thätigkeit mit Correspondenzen für deutsche Journale und kam in nähere Beziehungen zu Heine und Proudhon. Im J. 1846 nach Deutschland zurückgekehrt, war er anfänglich zu Leipzig als Mitarbeiter für Oettinger's «Charivari» thätig, und wandte sich 1847 nach Berlin, wo er im Mai 1848 den «Kladderadatsch» begründete, dessen Redaction später von Ernst Dohm geführt wurde. Um dieselbe Zeit begann auch K.'s Wirksamkeit für das Theater. Schon mit den beiden ersten Stücken «Hunderttausend Thaler» und «Berlin bei Nacht», welche in Berlin Hunderte von Aufführungen erlebten und sich rasch auf allen Theatern Norddeutschlands Eingang verschafften, begründete er seinen Ruf als Possendichter. Auch die meisten andern seiner sehr zahlreichen Stücke, wie «Peschke», «Der gebildete Hausknecht», «Der Actienbudiker», «Berlin wie es weint und lacht», «Der Goldonkel» u. s. w., haben sich fast auf allen Theatern eingebürgert. Dieselben zeichnen sich durch geschickte Composition, scharfe Charakteristik, volksthümlichen Humor und schlagenden Witz vor denen seiner zahlreichen Nachahmer vortheilhaft aus. Eine besondere Meisterschaft bekundet K. in seinen kecken, oft glänzenden Couplets, in denen gewöhnlich eine scharfe polit. Satire liegt. Eine Sammlung derselben enthält der «Berliner Leierkasten» (Berl. 1857 u. öfter; neue Folge 1863). K. starb 21. Aug. 1872. Vgl. Ring, «David K.» (Berl. 1873).

Kalium, ein Alkalimetall (chem. Symbol K, Atomgewicht = 39), das sich niemals rein in der Natur, sondern mit Sauerstoff und Kieselerde verbunden und als Chlorkalium vorfindet. Unter den Mineralien, in denen es in großer Menge vorkommt, sind der Feldspat und die staßfurter Salzmineralien Sylvin, Kainit und Carnallit in erster Linie zu nennen. Das K. bildet auch einen wesentlichen Bestandtheil der Vegetabilien und findet sich in der Asche derselben. In die Binnenpflanzen gelangt es aus dem Boden, welcher stets Verwitterungsproducte des Feldspats, des Glimmers und ähnlicher kalihaltiger Gesteine enthält. In den Seepflanzen findet sich das K. gleichfalls und rührt aus dem Seewasser her, welches etwa 0,25 Promille K. enthält. Auch in dem Thierreiche kommt das K. vor, so z. B. in großer Menge in dem Wollschweife der Schafe. Man stellt das K. durch starkes Glühen von kohlensaurem Kali mit Kohle her, wobei das K. in Dampfgestalt übergeht und in einer kupfernen, mit Petroleum gefüllten Vorlage aufgefangen wird. Es ist fest, silberweiß, von starkem Glanze, von 0,865 specifischem Gewicht, mit dem Messer schneidbar und bei 62,5° C. schmelzend. An der Luft oxydirt es sich sofort, weshalb es unter Petroleum oder unter Paraffin aufbewahrt werden muß. Wasser wird durch K. mit größter Heftigkeit und Entzündung zersetzt. Die Ursache der Explosion der Torpedos (s. d.) ist zum Theil in dieser Eigenschaft des K. zu suchen. Die wichtigsten Verbindungen des K. sind folgende: Das Kali (Kaliumoxyd, vegetabilisches Alkali, Pflanzenlaugensalz) hat

Digitized by Google

im wasserfreien Zustande wenig Wichtigkeit. Mit Wasser verbunden bildet es das Kaliumoxydhydrat (Kaliumhydroxyd), ein weißer, undurchsichtiger, fester Körper von 2,1 specifischem Gewicht, der an der Luft Feuchtigkeit und Kohlensäure anzieht und sich in eine Lösung von kohlensaurem Kali umwandelt. In Wasser gelöst, bildet es die Kalilauge (Liquor Kali caustici, eine Lösung von 1 Theil Kalihydrat in 2 Theilen Wasser), die zu chirurgischen Zwecken und zur Seifenbereitung und dem Wäschereinigen Anwendung findet. Häufig bringt man das Kali in Form von Stengelchen, die zum Aetzen in der Chirurgie gebraucht werden; man nennt es in diesem Zustande Aetzkali (Aetzstein, Kali causticum fusum, Lapis causticus chirurgorum). Eine verdünnte wässerige Lösung von Kali ist in der analytischen Chemie ein unentbehrliches Reagens. Das kohlensaure Kali (Kali carbonicum), im unreinen Zustande Pottasche genannt, wird theils durch Auslaugen der Asche der Vegetabilien, namentlich der Holzasche, theils in neuerer Zeit als wichtiges Nebenproduct bei der Verarbeitung der Rübenmelasse und aus dem Schweiße der Schafwolle, in großer Menge endlich seit einigen Jahren aus den staßfurter Salzmineralien, dem Carnallit und Kainit gewonnen. Letzteres Product führt den Namen Mineralpottasche. Das kohlensaure Kali ist die wichtigste Kaliverbindung; es erscheint als eine weiße feste Masse von alkalischem, aber nicht ätzendem Geschmacke, löst sich leicht in Wasser und zerfließt schon an der Luft. Man benutzt es in der Heilkunde (die deutsche Pharmacopöa von 1872 führt je nach dem Reinheitsgrade die drei Präparate, Kali carbonicum purum, Kali carbonicum depuratum und Kali carbonicum crudum, auf), zur Bereitung der Seifensiederlauge, zur Fabrikation des Salpeters und des Schießpulvers, in der Glasfabrikation, bei der Herstellung von Blutlaugensalz und Cyankalium und als Fluß- und Reductionsmittel für Metalloxyde und deren Salze. Nach den neuesten statist. Angaben werden gegenwärtig an Pottasche producirt 48 Mill. Kilogr.; davon kommen auf Holzpottasche 20 Mill., auf Rübenpottasche 12 Mill., auf Mineralpottasche 15 Mill. und auf Schafwollschweißpottasche 1 Mill. Kilogr. Das saure oder doppeltkohlensaure Kali (Kali bicarbonicum), durch die Einwirkung von Kohlensäuregas auf einfach-kohlensaures Kali entstanden, bildet große wasserhelle monoklinische Krystalle, die etwas alkalisch, jedoch nicht scharf schmecken, an der Luft sich nicht verändern und sich in 4 Theilen Wasser lösen. Man verwendet dieses Präparat in der Heilkunde und in der Technik. Das schwefelsaure Kali (Kali sulfuricum, Arcanum duplicatum, Tartarus vitriolatus) findet sich in der Natur in großer Menge in dem Mineral Kainit (s. d.) und läßt sich mit Leichtigkeit durch Umsetzen des Chlorkaliums aus dem Carnallit (s. d.) mit Kieserit (s. d.) gewinnen; es krystallisirt in sechsseitigen rhombischen Säulen, ist von bitterm Geschmacke, in Wasser schwer, in Alkohol nicht löslich. Es ist ein medic. Präparat, macht einen wichtigen Bestandtheil der kalihaltigen Düngerfabrikate aus, dient als Ausgangspunkt zur Fabrikation der Mineralpottasche und bildet mit schwefelsaurer Thonerde das bekannte Doppelsalz, den Alaun. Mit Salpetersäure bildet das Kali den Salpeter, mit Chlorsäure das chlorsaure Kali (s. d.), mit Chlor das Chlorkalium, mit Jod das Jodkalium (s. d.), mit Brom das Bromkalium. Das Chlorkalium (Kalium chloratum, Sal Sylvii) findet sich im Meerwasser, in vielen Mineralwässern und Salzquellen, in den staßfurter Mineralien Sylvin und Carnallit und ist insofern eine der wichtigsten Kaliumverbindungen geworden, als man aus ihr eine große Anzahl anderer Kaliumpräparate darstellt. Es ist weiß, von pikantem, bitterlichem Geschmacke, krystallisirt in Würfeln, ist schmelzbar und in hoher Temperatur flüchtig. Mit Schwefel geht das K. mehrere Verbindungen ein; die belangreichste derselben ist das Fünffach-Schwefelkalium oder Schwefelleber (Kalium sulfuratum oder Hepar Sulfuris), welches innerlich und äußerlich in der Heilkunde Anwendung findet. Die Kaliumverbindungen sind dadurch charakterisirt, daß sie die Flamme violett färben; das Spectrum besteht aus zwei hellen Linien, eine im rothen, die andere im violetten Ende des Spectrums. Bezüglich der technolog. und wirthschaftlichen Verhältnisse der heutigen Kalisalzindustrie vgl. außer den Hand- und Lehrbüchern der chem. Technologie von R. von Wagner und Fr. Knapp besonders Frank, «Das staßfurter Kali» (Halle 1866); Bischof, «Die Steinsalzwerke bei Staßfurt» (2. Aufl., Halle 1875); Krause, «Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall» (Köthen 1877).

Kalk ist die wichtigste der alkalischen Erden, aus Sauerstoff und dem Calcium (s. d.) bestehend. In der Natur findet sich der K. sehr häufig, aber nie rein, sondern stets in Verbindung mit Säuren, und zwar in Verbindung mit Kieselerde in vielen Mineralien, mit Schwefelsäure im Gips (s. d.) und Alabaster (s. d.), mit Phosphorsäure im Apatit, Phosphorocalcit, den Knochen der Thiere, mit Kohlensäure endlich in den unter den Namen der Kreide, des

Digitized by Google

Kalkspats, Arragonits, körnigen K., Kalksteins und Marmors bekannten Formen, in den Muschelschalen und in den kalkigen Ueberzügen der Characeen und ähnlicher Pflanzen. In allen diesen Vorkommnissen wird der K. häufig von Magnesia (s. d.) in verschiedener Menge begleitet, und die magnesiahaltigen Kalksteine der verschiedenen Formationen tragen auch den besondern Namen der Dolomite. Man stellt den K. stets aus den natürlich vorkommenden kohlensauren Verbindungen dar, indem man durch Erhitzung die Kohlensäure austreibt, d. h. durch das Kalkbrennen. Dies geschieht theils in Haufen und Meilern, theils und vorzüglicher in Oefen, und zwar entweder in Combination mit der Backstein- und Ziegelbrennerei oder selbstständig. Die neuere Zeit hat die Kalköfen wesentlich verbessert und den Proceß durch Einführung der billigern Brennmaterialien, insbesondere der Gasfeuerung, ökonomischer gestaltet. Die Qualität des gebrannten K. (Aetzkalk, Calciumoxyd) hängt theils von der Reinheit des dazu verwendeten Kalksteins, theils von der Art des Brennens selbst ab. Die Hitze muß nämlich so stark und anhaltend einwirken, daß alle Kohlensäure ausgetrieben wird und der K. nicht mehr mit Säuren braust; sie darf aber auch, da gewöhnliche Kalksteine stets etwas Kieselerde, Thonerde u. s. w. enthalten, nicht so weit gehen, daß diese Bestandtheile sich mit dem K. chemisch vereinigen oder gar zusammenschmelzen, in welchem Falle der K. todtgebrannt heißt und unbrauchbar geworden ist. Der gebrannte K. ist das wasserfreie Oxyd des Calcium, eine weiße Masse, welche an der Luft Wasser und später auch Kohlensäure anzieht und dabei zu Pulver zerfällt (zerfallener K.). Uebergießt man ihn direct mit Wasser, so findet die Aufnahme des Wassers unter bedeutender Erhitzung statt, und man erhält ebenfalls eine weiße Masse (gelöschter K.). In beiden Fällen ist das Product ein Hydrat des K. (Calciumhydroxyd), aus 75 Theilen Calciumoxyd und 25 Theilen Wasser bestehend, welches sich in vielem Wasser zertheilen (Kalkmilch) und selbst klar auflösen läßt (Kalkwasser, Aqua calcis) und an der Luft allmählich Kohlensäure anzieht, wodurch es seine alkalische Reaction verliert und unauflöslich wird. Der K. verhält sich zu Säuren als eine starke Basis und steht den Alkalien sehr nahe, unterscheidet sich aber von ihnen dadurch, daß er mit den meisten Säuren unauflösliche oder sehr schwer lösliche Salze gibt. Mit Rohrzucker geht der K. eine in Wasser lösliche Verbindung (Zuckerkalk) ein. Die Anwendung des K. ist vielfach. Man benutzt ihn unter anderm zur Darstellung der ätzenden Alkalien, der Soda und der Pottasche (nach Leblanc's Verfahren), des Chlorkalks, des Salmiakgeistes, zum Reinigen des Leuchtgases, in der Rübenzuckerfabrikation und Zuckerraffinerie, in der Gerberei und Bleicherei, zum Reinigen des Speisewassers für Dampfkessel, in der Fabrikation der Stearinkerzen und in der Metallurgie als schlackebildendes Mittel. In der Glasfabrikation spielt der K. eine große Rolle. Seine Eigenschaft, vor dem Knallgasgebläse lebhaft zu leuchten (Kalklicht, Siderallicht), benutzt man zum Beleuchten. Seine wichtigste Anwendung ist aber die zur Bereitung von Mörtel (s. d.), den man als Luftmörtel und hydraulischen Mörtel unterscheidet. Als Düngemittel findet der K. ebenfalls Anwendung. Der Mineralog nennt K. die natürliche Verbindung des K. mit der Kohlensäure, welche vorzüglich in folgenden Abänderungen vorkommt: als Kalkspat (s. d.); als Aragonit (s. d.); als Faserkalk, schnee- und röthlichweiß, oder sehr verschieden gefärbt; als körniger Kalk (s. Marmor); als Kalkstein, gewöhnlich grau, jedoch auch in den verschiedensten andern Farben. Letzterer bildet sehr bedeutende Gebirgsmassen in allen geolog. Perioden. Man unterscheidet daher Ur-, Uebergangs-, Flötz- und tertiäre Kalksteine. Am großartigsten treten die Kalksteinbildungen der Flötzperiode auf als Kreide (s. d.), welche in der jüngsten Flötzperiode bedeutende Gebirgsmassen bildet, und als Mergel (s. d.). Minder wichtige Abänderungen des K. sind der Stinkstein, Rogenstein, Erbsenstein, Kalktuff, Travertino, Julanit, Braunkalk, Schaumkalk, Schieferspat u. a. Zu den Kalksteinen gehört auch der in dicken Platten brechende, feinkörnige Lithographiestein von Solenhofen in Baiern und anderwärts.

Kalkbrenner (Friedr. Wilh.), berühmter Pianoforte-Virtuos und Componist für sein Instrument, geb. 1784 zu Kassel als der Sohn Christian K.'s (geb. 1755 zu Hannoverisch-Minden, gest. 1806 zu Paris), der 1788—90 als Kapellmeister der Königin von Preußen und dann bis 1796 in gleicher Eigenschaft beim Prinzen Heinrich von Preußen (in Rheinsberg) angestellt war, später nach Italien und Paris ging und unter anderm durch eine «Theorie der Tonsetzkunst» und eine «Geschichte der Musik» sich bekannt gemacht hat. Von ihm erhielt auch der Sohn die erste musikalische Bildung, bis dieser 1799 zu Paris ins Conservatorium trat und daselbst im Klavierspielen von Louis Adam und in der Harmonielehre von Catel unterrichtet wurde. Nachdem der junge K. sich seit Ende 1803 längere Zeit in Wien aufgehalten, wo besonders Clementi von Einfluß auf ihn war, lebte er bis 1814 wieder in Paris, mit

Digitized by Google

Unterrichtgeben, Componiren und Concertiren beschäftigt, und ging dann nach London, wo er als Virtuos wie als Lehrer eine geachtete Stellung gewann. Gegen Ende 1823 machte er in Gesellschaft des Harfenvirtuosen Dizi eine ungemein erfolgreiche Kunstreise durch Deutschland. Sodann ließ er sich 1824 in Paris nieder und trat hier als Associé in die Pleyel'sche Pianofortefabrik. Im J. 1833 besuchte er nochmals Deutschland und 1836 die Niederlande als Concertgeber. Er starb 11. Juni 1849 zu Enghien bei Paris an der Cholera. K.'s Spiel war in technischer Beziehung von höchster Vollendung und Durchbildung, sein Vortrag voll Grazie und Eleganz, jedoch ohne eigentliche Tiefe und Genialität. Von seinen im allgemeinen ansprechenden, mit Glätte und Sauberkeit gearbeiteten Compositionen sind als die gehaltvollern zu nennen: die vier Concerte, verschiedene Sonaten, ein Septett, Sextett und Quintett, die Rondos «Gage d'amitié» und «Les charmes de Berlin» u. s. w. Ein sehr verdienstliches Werk ist auch seine Klavierschule nebst den dazugehörenden Etuden.

Kalkspat heißen in der Mineralogie die reinern, krystallisirten und krystallinischen Varietäten des natürlich vorkommenden kohlensauren Kalks, deren sehr zahlreiche, namentlich als verschieden gestaltete Rhomboëder, Skalenoëder und als sechsseitige Prismen ausgebildeten Krystallformen dem hexagonalen System angehören; vom K. waren 1874 mehr als 170 verschiedene Krystallformen bekannt. Die Härte beträgt 3, das specifische Gewicht 2,6 bis 2,8; sehr ausgezeichnet ist bei den ganz wasserklaren Stücken (z. B. den isländischen sog. Doppelspaten) die doppelte Strahlenbrechung. Alle wie immer gestalteten K. sind stets sehr leicht nach der Fläche eines und desselben Rhomboëders, des Grundrhomboëders, spaltbar. Außer den mehr oder weniger wohlausgebildeten krystallisirten Individuen, welche oft in Gruppen vorkommen, bildet der K. auch stängelige bis faserige Massen, zapfenähnliche und stalaktitische Gestalten, letztere namentlich im Innern der Kalksteinhöhlen. Der ganze Gebirge und weite Landstrecken zusammensetzende Kalkstein ist der Hauptsache nach nur ein Aggregat von gröbern und feinern Körnern des K. Der K. ist an sich farblos und durchsichtig, aber manchmal undurchsichtig weiß, auch gelblich, röthlich, grau und braun gefärbt. Mit Bitumen gemengt und beim Reiben danach riechend ist der stinkende K. oder spätige Stinkstein; durch Kohle schwärzlich gefärbt der Anthrakonit. Die Anwendungen des K. sind denen des Kalksteins gleich. (S. Kalk.)

Kalkutta, Hauptstadt des Britisch-Ostindischen Reichs und zugleich der nach ihr genannten Präsidentschaft K. oder Bengalen (s. d.), Sitz des Vicekönigs von Britisch-Ostindien, liegt am linken Ufer des westlichsten Hauptarms des Ganges, des Hugli, 150 Kilom. vom Meere unter 22° 34′ nördl. Br. und 88° 25′ östl. L. (von Greenwich) auf einem morastigen Boden, infolge dessen das Klima der Stadt, wieviel auch durch Trockenlegung der benachbarten Sümpfe für die Verbesserung desselben schon geschehen ist und noch immer geschieht, sehr ungesund ist. Die von S. gegen N. 7,5 Kilom. lange und 2,5 Kilom. breite Stadt besteht aus drei Haupttheilen, der Schwarzen Stadt im N., der Weißen Stadt in der Mitte und dem Fort William im S. und zahlreichen Vorstädten, von denen Schitpour im N., Nunder-Bagh, Bahar-Simlah, Sieldah, Entally und Ballygange im S. und SO.; Bhowanipour, Allipour und Kidderpour im S. die wichtigsten sind. Der hauptsächlich von Europäern bewohnte und nach ihnen Weiße Stadt oder Tschauringhi genannte Stadttheil gleicht, abgesehen von den geräumigen Verandas und Säulenreihen vor den häufig im griech. Stil erbauten palastähnlichen Häusern, sehr einer europ. Stadt und erinnert durch seine sehr breiten, geradlinigen Straßen auffallend an Petersburg. Die schönsten Gebäude sind der Gouvernementspalast, das Stadthaus, der oberste Gerichtshof, die St.-Paulkathedrale, sowie die andern anglikan. und presbyterian. Kirchen. Erwähnenswerth sind auch noch die zu Ehren von Lord Metcalfe errichtete Metcalfe-Halle, das Ochterlony-Monument, von der mohammed. Bevölkerung zu Ehren von Sir David Ochterlony erbaut, und das Monument vor der berüchtigten Schwarzen Höhle (jetzt eine Niederlage), in welcher Souradscha Daulah 1756 mehr als 100 Engländer umkommen ließ. Auf dem weiten, Esplanade genannten Raume zwischen Tschauringhi und dem Flusse erhebt sich das Fort William, eine sehr feste und schön gebaute Citadelle mit riesigen Kasernen, schönem Zeughause und vielen andern militärischen Einrichtungen. An die Weiße Stadt schließt sich das Quartier der Armenier mit einer schönen Kirche an. Die Schwarze Stadt oder Palta, die fast nur aus Rohr- und Bambushütten oder niedrigen Häusern von Lehm und Backsteinen besteht, hat schmuzige und enge Gassen und wird blos von Eingeborenen bewohnt. Hier befinden sich mehrere Hindutempel und Moscheen, die jedoch meist klein und unansehnlich sind. Die Einwohnerzahl, welche in fortwährender Zunahme begriffen ist, betrug 1872 ohne Vorstädte 447,601 Seelen, worunter 869 Buddhisten, 291,194 Hindu, 133,133 Mohammedaner, 21,356 Christen, theils Europäer und

Digitized by Google

Nordamerikaner, theils Eurasier oder Kinder europ. Väter und eingeborener Mütter, theils getaufte Eingeborene, 1051 Chinesen, Parsis und andere fremde Asiaten; mit den Vorstädten betrug die Zahl der Einwohner 794,645. K. ist der Sitz eines anglikan. Bischofs, der unter dem engl. Erzbischof von Canterbury steht und zu dessen Diöcese ganz Britisch-Indien mit Ausnahme von Madras und Bombay gehört. Auch haben die meisten engl. Dissidenten sowie die übrigen prot. Kirchen Europas, ferner Katholiken, Armenier, überhaupt fast alle christl. Glaubensbekenntnisse hier ihre Gotteshäuser. Außerdem bestehen eine jüd. Synagoge, 74 Moscheen und 176 Tempel für die Hindu und einer für die Chinesen. Die Stadt hat eine vier Facultäten (nämlich Philosophie, Rechtswissenschaft, Medicin und bürgerliche Baukunst) umfassende Universität und andere höhere, mittlere und niedere Lehranstalten aller Art für Europäer und Eingeborene, die berühmte Asiatische und mehrere andere gelehrte Gesellschaften, die Sternwarte, den berühmten botan. Garten, mehrere Hospitäler, Waisenhäuser, Theater, zahlreiche Fabriken, besonders für Baumwoll-, Seiden-, Gold- und Silberwaaren u. s. w. Es befinden sich hier die Bank und Handelskammer für Bengalen, die Unionsbank und verschiedene Versicherungsanstalten. K. ist die bedeutendste Handelsstadt von Ostindien, der Stapelplatz des eigentlichen Hindostan und der Hauptpunkt des ostind. Verkehrs mit England. Der Handel wird nach dem Innern hauptsächlich durch die gegen 500 Fahrzeuge beschäftigende Flußschifffahrt und nach auswärts durch eine zahlreiche Seeschifffahrt betrieben, wenngleich tiefgehende Seeschiffe nicht bis an die Stadt kommen können, sondern in dem 33,5 Kilom. entfernten Diamanthafen (Diamond Harbour) anlegen müssen. Jährlich laufen über 2000 Schiffe ein. Durch Eisenbahnen ist K. mit dem ganzen übrigen Vorderindien und durch die Dampfschiffe der Peninsular and Oriental und British Indian Steam Navigation Company, sowie die der Messageries Françaises über Ceylon mit dem ganzen südöstl. Asien, Australien, Amerika und Europa verbunden. Gegenüber von K. auf dem rechten Ufer des Hugli liegen die Dörfer Sibpour, Haurah und Sulkia, wo sich außer verschiedenen Regierungsmagazinen mehrere große Fabriken und Einrichtungen für den Bau von Schiffen befinden. Die Engländer ließen sich hier zuerst 1698 bei dem ind. Dorfe Gowindpur nieder. Aus letzterm entstand K.; doch blieb es lange ein ganz unbedeutender Ort und zählte noch 1717 nur einige hundert Bewohner. Erst um die Mitte des 18. Jahrh., besonders seit der Gründung des Fort William, begann es sich zu heben und nahm, begünstigt durch seine Lage und dadurch, daß es Mittelpunkt der engl. Besitzungen wurde, so rasch zu, daß es bald eine der größten und reichsten Städte Asiens wurde.

Kalligraphie, Schönschreiben. Schreiben und besonders Schönschreiben ist, vom technischen Standpunkte betrachtet, angewandtes Linearzeichnen. Die Schrift, das Mittel Gedanken und Wort an das Räumliche zu binden, muß, um praktisch zu sein, so schnell wie möglich hergestellt werden können und man verlangt mit Recht, daß das so Dargestellte gleichzeitig die Eigenschaft des Schönen an sich trage. Deshalb war es vor allem nöthig, die Schriftzeichen einfach, deutlich, handgerecht und verbindungsfähig zu gestalten. Schön ist eine Schrift schon zu nennen, wenn sie bei Auffassung ihrer äußern Erscheinung durch charakteristische, harmonisch miteinander verbundene Buchstabenformen, sowie durch freie, natürliche Abwechselung der feinen, mittelstarken und starken Striche, auf den Beschauer einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Zu den Eigenschaften einer schönen Schrift gehört eine gewisse Regelmäßigkeit in Betreff der Lage, Höhe, Tiefe und Entfernung der Striche und Buchstaben, sowie gleiche Entfernung eines Wortes vom andern. Auch muß jedes Wort für sich ein Ganzes bilden, damit das Auge nicht, wie es bei der weit auseinander gezogenen, sog. amerikanischen Schrift der Fall ist, die Buchstaben zu einem Wortbilde zusammensuchen müsse; dann Einheit des Schriftcharakters. Die verschiedenen Schreibductus der deutschen Schrift lassen sich, ähnlich denen der englischen und französischen, auf drei Arten feststellen: 1) Die leichte, in den Grundstrichen abwechselnd mit starken, mittelstarken und feinen Strichen dargestellte Geschäftsschrift (bei den Engländern current hand, bei den Franzosen écriture expédiée). 2) Die kräftigere, stets in gleichmäßig starken Grundstrichen ausgeführte mit etwas kürzern Ober- und Unterlängen versehene Documentenschrift (bei den Engländern round text, bei den Franzosen coulée). 3) Die gleichmäßig starke, mit sehr kurzen Ober- und Unterlängen versehene Kopfschrift (bei den Engländern large text, bei den Franzosen ronde). Die Documentenschrift und auch die Kopfschrift wird etwas steiler als die Geschäftsschrift gehalten und beide werden auch oft senkrecht stehend dargestellt. Seit dem Gebrauche der Stahlfedern sind viele Schriftformen verändert worden und deshalb sind viele von den noch vor kurzem im Schwunge gewesenen Schreibweisen, wie die von Beck, Bergmann, Brückner, Diehl, Dufft, Hegewald, Hennig, Könen, Kübler, Küsel,

Digitized by Google

Mädler, Mettenleiter, Nädelin, Roßberg, Roseck, Schütt, Silber, Stubber, Waldhecker, Zschille, Zumpe u. v. a., als veraltet und den Ansprüchen der Neuzeit nicht genügend anzusehen. Gewissermaßen als Brücke zu den neuesten dienen: Heinrigs, Payer und Rasner. Greiner's und Klaps' deutsche Schriftformen sind als die vorzüglichsten, mustergültigsten anerkannt. Zu erwähnen ist noch Maas' sog. deutsche Nationalhandschrift. Die sog. höhere K. gehört in das Fach der Ornamentzeichenkunst. Zu den vorzüglichsten in diesem Fache sind zu zählen, in Deutschland: Greiner, Dondorf, Bühler, in England Shaw, in Frankreich Racinet u. a.

Kallikrátes ist der Name zweier berühmter griech. Künstler, von denen der eine im 5. Jahrh. v. Chr. als Architekt mit Iktinos den Parthenon auf der Akropolis zu Athen und die sog. Langen Mauern erbaute, der andere, aus Lacedämon gebürtig und gewöhnlich mit dem Toreuten Myrmekides aus Milet in Verbindung genannt, in ungewisser Zeit durch Verfertigung außerordentlich kleiner Gegenstände aus Elfenbein, Metall u. s. w. sich auszeichnete. Von diesen werden von den Alten Viergespanne erwähnt, welche eine Fliege bedecken konnte.

Kallimáchus (Callimachus, griech. Kallimachos), einer der angesehensten Gelehrten und Dichter des alexandrinischen Zeitalters, um 250 v. Chr., aus einem vornehmen Geschlechte zu Kyrene in Libyen, eröffnete in Alexandrien eine Schule der Grammatik und der schönen Wissenschaften, in welcher mehrere berühmte Männer, wie Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz u. a., ihre Bildung erhielten, und wurde zum Vorstand der Bibliothek und wahrscheinlich auch des Museums ernannt. In dieser für gelehrte Studien äußerst günstigen Lage schrieb er in Prosa und Versen eine große Anzahl Schriften (Suidas legt ihm 800 bei), von denen sich, außer zum Theil umfänglichen Bruchstücken (besonders von Elegien), nur noch 6 (eigentlich 5) Hymnen und über 60 Epigramme erhalten haben, während wir sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice aus Catull's lat. Uebersetzung kennen. Seine Gedichte tragen den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der natürlichen Genialität durch Gelehrsamkeit und Kunst zu ersetzen suchte. Unter den Römern dienten seine Elegien namentlich dem Properz (s. d.) als Muster. Durch seinen kritischen, nach den Fächern geordneten Katalog der alexandrinischen Bibliothek (Pinakes in 120 Büchern) ward er der Begründer der griech. Literaturgeschichte. Die reichhaltigste Ausgabe der Hymnen, Epigramme und Fragmente (letztere von Bentley gesammelt) besorgten Ernesti (2 Bde., Leid. 1761) und Schneider (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1870—73), eine gute Ausgabe der Hymnen und Epigramme Meineke (Berl. 1861). Deutsche Uebersetzungen lieferten Ahlwardt (Berl. 1794) und Schwenck (Bonn 1821 u. Stuttg. 1833).

Kallínus (Callinus, griech. Kallinos) aus Ephesus, der älteste elegische Dichter der Griechen, den wir kennen, lebte im 7. Jahrh. v. Chr. Das noch vorhandene Bruchstück seiner Kriegslieder, in welchem die Ephesier zur tapfern Gegenwehr gegen die Magnesier angefeuert werden, wurde namentlich von Bach zugleich mit den Fragmenten des Tyrtäus und Asius (Lpz. 1831; «Nachtrag», Lpz. 1832) und neuerdings von Bergk im zweiten Theil der «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866) herausgegeben und ist in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) von Weber ins Deutsche übersetzt worden.

Kalliópe, d. i. Schönstimmige, nach Hesiod die vorzüglichste unter den Musen (s. d.), wird wenigstens in späterer Zeit ein paar mal in der Literatur und auf einem pompejanischen Wandgemälde, wo sie eine Rolle in der Hand trägt, ausdrücklich als Vorsteherin der epischen Dichtung bezeichnet. Wie andere Musen erscheint auch sie einigemal nicht als Jungfrau, sondern als Mutter, namentlich mythischer Sänger. Von dem thraz. König Oagros oder von Apollon heißt sie so Mutter des Orpheus und Linos, von Strymon des Rhesos, von Apollon des Jalemos und Hymenäos, von Acheloos der Sirenen. — K. heißt ein Asteroid. (S. Planeten.)

Kallipygos, d. h. mit schönem Hintern, ist in der Archäologie ein Beiname der Aphrodite oder Venus. Nach der Sage stritten sich zwei schöne sicil. Mädchen, Töchter eines Landmanns, welche von ihnen an jenem Theile schöner sei. Ein Jüngling wurde zum Schiedsrichter aufgerufen; er entschied für die ältere und verliebte sich in sie. Sein Bruder, dem er den Streit erzählte, verliebte sich in die jüngere. Der reiche Vater willigte endlich ein, daß beide Brüder die Landmädchen heiratheten. Aus Dankbarkeit errichteten beide Schwestern der Venus einen Tempel zu Syrakus mit ihrem Bilde, und zwar in der Stellung, daß sie nach hinten blickt. Die berühmteste Statue derart steht im Museum zu Neapel; sie hat aber außer andern Ergänzungen einen modernen Kopf. Auch auf Vasengemälden und bei Erzfigürchen kommt jene Stellung vor.

Kallisthénes aus Olynth, geb. um 360 v. Chr., der Schwestersohn des Aristoteles, von dem er zugleich mit Alexander d. Gr. erzogen wurde, begab sich um 336 v. Chr. nach Athen, um sich dem Studium der Naturgeschichte und der histor. Wissenschaften zu widmen, und

Digitized by Google

Nordamerikaner, theils Eurasier oder Kinder europ. Väter und eingeborener Mütter, theils getaufte Eingeborene, 1051 Chinesen, Parsis und andere fremde Asiaten; mit den Vorstädten betrug die Zahl der Einwohner 794,645. K. ist der Sitz eines anglikan. Bischofs, der unter dem engl. Erzbischof von Canterbury steht und zu dessen Diöcese ganz Britisch-Indien mit Ausnahme von Madras und Bombay gehört. Auch haben die meisten engl. Dissidenten sowie die übrigen prot. Kirchen Europas, ferner Katholiken, Armenier, überhaupt fast alle christl. Glaubensbekenntnisse hier ihre Gotteshäuser. Außerdem bestehen eine jüd. Synagoge, 74 Moscheen und 176 Tempel für die Hindu und einer für die Chinesen. Die Stadt hat eine vier Facultäten (nämlich Philosophie, Rechtswissenschaft, Medicin und bürgerliche Baukunst) umfassende Universität und andere höhere, mittlere und niedere Lehranstalten aller Art für Europäer und Eingeborene, die berühmte Asiatische und mehrere andere gelehrte Gesellschaften, die Sternwarte, den berühmten botan. Garten, mehrere Hospitäler, Waisenhäuser, Theater, zahlreiche Fabriken, besonders für Baumwoll-, Seiden-, Gold- und Silberwaaren u. s. w. Es befinden sich hier die Bank und Handelskammer für Bengalen, die Unionsbank und verschiedene Versicherungsanstalten. K. ist die bedeutendste Handelsstadt von Ostindien, der Stapelplatz des eigentlichen Hindostan und der Hauptpunkt des ostind. Verkehrs mit England. Der Handel wird nach dem Innern hauptsächlich durch die gegen 500 Fahrzeuge beschäftigende Flußschifffahrt und nach auswärts durch eine zahlreiche Seeschifffahrt betrieben, wenngleich tiefgehende Seeschiffe nicht bis an die Stadt kommen können, sondern in dem 33,5 Kilom. entfernten Diamanthafen (Diamond Harbour) anlegen müssen. Jährlich laufen über 2000 Schiffe ein. Durch Eisenbahnen ist K. mit dem ganzen übrigen Vorderindien und durch die Dampfschiffe der Peninsular and Oriental und British Indian Steam Navigation Company, sowie die der Messageries Françaises über Ceylon mit dem ganzen südöstl. Asien, Australien, Amerika und Europa verbunden. Gegenüber von K. auf dem rechten Ufer des Hugli liegen die Dörfer Sibpour, Haurah und Sulkia, wo sich außer verschiedenen Regierungsmagazinen mehrere große Fabriken und Einrichtungen für den Bau von Schiffen befinden. Die Engländer ließen sich hier zuerst 1698 bei dem ind. Dorfe Gowindpur nieder. Aus letzterm entstand K.; doch blieb es lange ein ganz unbedeutender Ort und zählte noch 1717 nur einige hundert Bewohner. Erst um die Mitte des 18. Jahrh., besonders seit der Gründung des Fort William, begann es sich zu heben und nahm, begünstigt durch seine Lage und dadurch, daß es Mittelpunkt der engl. Besitzungen wurde, so rasch zu, daß es bald eine der größten und reichsten Städte Asiens wurde.

Kalligraphie, Schönschreiben. Schreiben und besonders Schönschreiben ist, vom technischen Standpunkte betrachtet, angewandtes Linearzeichnen. Die Schrift, das Mittel Gedanken und Wort an das Räumliche zu binden, muß, um praktisch zu sein, so schnell wie möglich hergestellt werden können und man verlangt mit Recht, daß das so Dargestellte gleichzeitig die Eigenschaft des Schönen an sich trage. Deshalb war es vor allem nöthig, die Schriftzeichen einfach, deutlich, handgerecht und verbindungsfähig zu gestalten. Schön ist eine Schrift schon zu nennen, wenn sie bei Auffassung ihrer äußern Erscheinung durch charakteristische, harmonisch miteinander verbundene Buchstabenformen, sowie durch freie, natürliche Abwechselung der feinen, mittelstarken und starken Striche, auf den Beschauer einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Zu den Eigenschaften einer schönen Schrift gehört eine gewisse Regelmäßigkeit in Betreff der Lage, Höhe, Tiefe und Entfernung der Striche und Buchstaben, sowie gleiche Entfernung eines Wortes vom andern. Auch muß jedes Wort für sich ein Ganzes bilden, damit das Auge nicht, wie es bei der weit auseinander gezogenen, sog. amerikanischen Schrift der Fall ist, die Buchstaben zu einem Wortbilde zusammensuchen müsse; dann Einheit des Schriftcharakters. Die verschiedenen Schreibductus der deutschen Schrift lassen sich, ähnlich denen der englischen und französischen, auf drei Arten feststellen: 1) Die leichte, in den Grundstrichen abwechselnd mit starken, mittelstarken und feinen Strichen dargestellte Geschäftsschrift (bei den Engländern current hand, bei den Franzosen écriture expédiée). 2) Die kräftigere, stets in gleichmäßig starken Grundstrichen ausgeführte mit etwas kürzern Ober- und Unterlängen versehene Documentenschrift (bei den Engländern round text, bei den Franzosen coulée). 3) Die gleichmäßig starke, mit sehr kurzen Ober- und Unterlängen versehene Kopfschrift (bei den Engländern large text, bei den Franzosen ronde). Die Documentenschrift und auch die Kopfschrift wird etwas steiler als die Geschäftsschrift gehalten und beide werden auch oft senkrecht stehend dargestellt. Seit dem Gebrauche der Stahlfedern sind viele Schriftformen verändert worden und deshalb sind viele von den noch vor kurzem im Schwunge gewesenen Schreibweisen, wie die von Beck, Bergmann, Brückner, Diehl, Dufft, Hegewald, Hennig, Könen, Kübler, Küsel,

Digitized by Google

begleitete dann Alexander auf dessen Zuge nach Indien. Doch zog er sich durch seine rücksichtslose Freimüthigkeit sehr bald die Ungnade des Königs zu und wurde zuletzt, da er in den Verdacht einer Verschwörung gerieth, in Fesseln gelegt und so mitgeführt, bis er 328 v. Chr. starb. Von seinen histor. Schriften, unter denen die «Hellenica» (in 10 Büchern) und die «Persica» als die bedeutendsten genannt werden, haben sich nur wenige Bruchstücke erhalten. Denn die «Geschichte Alexander's», welche sich unter seinem Namen noch in verschiedenen Handschriften findet, ist offenbar ein Werk späterer Zeit (wahrscheinlich des 2. Jahrh. n. Chr.). Die Bruchstücke der echten Werke sind gesammelt bei Westermann, «De Callisthene Olynthio et Pseudo-Callisthene qui dicitur commentatio» (4 Programme, Lpz. 1838—42), in Geier's «Alexandri Magni historiarum scriptores» (Lpz. 1844) und nebst Pseudo-K. von K. Müller als Anhang zum Arrian (Par. 1846).

Kallistratus (Callistratus, griech. Kallistratos), war einer der ausgezeichnetsten Volksredner in Athen, der selbst dem Demosthenes als Muster diente. Er machte sich vor allem um die Gründung des neuen attischen Seebundes verdient, war dann um 377 v. Chr. zugleich mit Timotheus und Chabrias einer der ersten Führer der neuen Bundesflotte und dann aufs neue 373 v. Chr. mit Iphikrates und Gabrias Feldherr. Bei den Friedensverhandlungen zu Sparta 371 v. Chr. war er der Hauptredner der Athener, wurde aber 361 verurtheilt, entging damals nur durch freiwillige Verbannung dem Tode und wurde, als er später ohne Erlaubniß zurückkehrte, hingerichtet. — K. hieß auch ein berühmter alexandrinischer Grammatiker, Schüler des Aristophanes von Byzanz. Derselbe lebte gegen die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr., beschäftigte sich namentlich mit der Kritik und Erklärung des Homer, Pindar, von Tragikern und Komikern u. s. w. und verfertigte eine Reihe von trefflichen Commentaren und andern Schriften, die wir nur noch aus einzelnen Anführungen kennen. — Von K., einem Sophisten aus dem 3. Jahrh. n. Chr., ist noch eine in stilistischer Hinsicht schwülstige und überladene Beschreibung von 14 Statuen erhalten, die häufig zugleich mit den Werken des Philostratus herausgegeben worden; so von Welcker und Jacobs mit des letztern «Imagines» (Lpz. 1825) und von Kayser mit den Werken des Philostratus (3 Bde., Zür. 1844—46, u. 2 Bde., Lpz. 1870—71).

Kalliwoda (Joh. Wenzel), bekannter Componist und Violinist, geb. 21. Febr. 1801 zu Prag, wurde von seinem 10. Jahre an auf dem Conservatorium daselbst gebildet, kam mit 16 Jahren als Violinist in das Theaterorchester und lernte auf einer Kunstreise 1822 zu München den Fürsten von Fürstenberg kennen, der ihn zu seinem Hofkapellmeister in Donaueschingen ernannte. Diesem Amte stand er seitdem, mehrere Kunstreisen, namentlich nach Leipzig, abgerechnet, bis 1853 vor, wo er pensionirt wurde und zu Karlsruhe seinen Wohnsitz nahm, und starb hier 3. Dec. 1866. Sein Violinspiel war mehr gemüthvoll und anmuthig als großartig und glänzend, was auch von seinen dahin einschlagenden Compositionen gilt. Weit höher steht er als Orchestercomponist. Seine Symphonien, deren erste 1826 zu Leipzig mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde, gehören zu dem Tüchtigsten, was die neuere Zeit auf diesem Felde hervorgebracht hat. Leichterer Art sind seine Concert-Ouverturen, Phantasien, Violinsolos u. s. w. — Wilhelm K., des Vorigen Sohn, geb. zu Donaueschingen 19. Juli 1827, erhielt seit 1844 seine musikalische Ausbildung am Conservatorium zu Leipzig und wurde 1848 als Musikdirector an der kath. Kirche zu Karlsruhe angestellt. K. hat Ouverturen, Symphonien, Lieder u. s. w. componirt, in denen er wesentlich der Mendelssohn'schen Richtung folgt.

Kalmar, schwed. Stapel- und Hauptstadt des Kalmar-Län (s. d.), von der Ostsee-Insel Öland durch den hier 7,5 Kilom. breiten Kalmarsund getrennt und auf dem mit dem Festlande durch eine Brücke verbundenen Eilande Quarn-Holm gelegen, durch eine Privatbahn nach Emmaboda mit dem schwed. Eisenbahnnetz verbunden, ist Sitz des Landhauptmanns und eines Bischofs, hat einen guten Hafen, ein Gymnasium mit Bibliothek, naturhistorischem und Münzcabinet und zählt (1875) 9947 E., die nicht unansehnlichen Schiffbau, Zucker-, Tabacks- und andere Fabriken unterhalten und bedeutenden Handel besonders mit Holzproducten sowie Fischerei treiben. Die wohlgebaute Stadt besitzt eine herrliche Domkirche, welche auf Anordnung Karl's XI. von Nikodemus Tessin dem Jüngern von Ölandsstein erbaut wurde. Vor dem Brande 1647 lag die Stadt auf dem Festlande. Von den ehemaligen starken Festungswerken sind außer den Wallgräben nur wenige Reste übrig. Das alte, ehedem feste Kalmarschloß, welches einst, als die Dänen noch Halland, Schonen und Blekinge besaßen, als Schlüssel des Gothischen Reichs galt und oft der Sitz der schwed. Könige war, jetzt aber ziemlich verfallen ist, liegt im Südwesten und wird jetzt theilweise zu Magazinen benutzt. In dem Reichs- oder Unionssaale desselben wurde 1397 auf Betrieb der Königin Margaretha von Dänemark die Vereinigung

Digitized by Google

der drei nordischen Reiche, die sog. Kalmarische Union (s. d.), beschlossen. Stadt und Schloß sind uralt und durch viele Reichstage, Verträge und Belagerungen denkwürdig geworden.

Kalmar-Län, eins der südl. Läne Schwedens, 11,493 QKilom. groß (wovon 596 Wasser) mit 239,847 E. (1875), besteht aus dem östl. Theil der Provinz Småland und aus der Insel Öland, grenzt an Östergothlands-Län im N. und W., an Jönköpings- und Kronobergs-Län im W. und an Blekinge-Län im S. Der nördl. Theil ist bergig, der südliche mehr eben, das ganze Län reich an Waldungen; die Küstenlandschaften produciren viel Getreide. Ackerbau ist der vorzüglichste Erwerbszweig. Das Län wird von den Bahnen Kalmar-Emmaboda, Oskarshamn-Näßjö und Wimmerby-Hultsfred durchzogen.

Kalmarische Union heißt der 20. Juli 1397 zu Kalmar (s. d.) geschlossene Vertrag, in welchem, nachdem die Königin Margarethe (s. d.) von Dänemark und Norwegen auch Schweden (s. d.) gewonnen, die Vereinigung der drei nordischen Reiche zu Einer Monarchie ausgesprochen wurde. Die Union beruhte im wesentlichen auf folgenden Punkten: das Reich bleibt ein Wahlreich, doch wird, wenn ein gestorbener König Söhne hinterläßt, der älteste zum Nachfolger gewählt; in ihren Verhältnissen zu dem Auslande sollen die drei Reiche immer gemeinschaftlich auftreten; jedes Reich behält seinen Senat, seine Gesetze und seine Freiheiten. Zunächst verletzte die Königin selbst verschiedene Bestimmungen des Vertrags, sodaß die Schweden alsbald dessen Abschließung beklagten. Sodann war auch schon in dem ersten Punkte der Keim der künftigen Wiederauflösung enthalten. Die Union wurde zwar (ebenfalls zu Kalmar) 10. Juli 1438 sowie durch König Johann's Receß vom 7. Sept. 1483 erneuert, aber durch die Wahl des Gustav Wasa zum Könige von Schweden in Strengnäs 7. Juni 1523 und definitiv durch den Receß von Malmö 1. Sept. 1524 für immer aufgelöst. Neuere Forschungen haben wol festgestellt, daß in Kalmar 20. Juli 1397 nur ein präliminärer Beschluß gefaßt wurde, aber die Union der drei Länder kann doch von diesem Zeitpunkte gerechnet werden.

Kalmuck ist ein tuchartiges, aus dickem Streichwollgespinst locker gewebtes, geköpertes, festgewalktes und langhaariges (gerauhetes), aber nicht geschorenes Wollzeug für Winterkleidung.

Kalmücken oder, wie sie sich selbst nennen, Mongol-Oirad oder blos Oirad, von den Ostmongolen Oegeled (kalmückisch Oelöd) und von den Tataren Khalimak (woher unser Kalmück) genannt, die zahlreichste mongol. Nation, stehen noch zum größten Theil unter chines. Oberhoheit, sind aber auch seit bereits zwei Jahrhunderten in großer Anzahl und auf weiten Räumen über das Russische Reich verbreitet. Sie theilen sich in vier Hauptstämme. Der erste derselben sind die Choschod, noch gegenwärtig von Fürsten aus dem Geschlecht Dschingis-Khan's regiert. Sie stehen größtentheils unter chines. Hoheit und bewohnen, 50—60,000 Köpfe stark, die Gegend des Khuku-Noor oder des Blauen Sees, die sie als ihre eigentliche Heimat bezeichnen. Ein Theil dieses Stamms soll schon frühzeitig an den Irtysch gezogen, sich darauf aber mit dem zweiten Hauptstamme der K., den Dsongaren, vereinigt und an den Kämpfen gegen China theilgenommen haben. Ein anderer Theil dieser Horde zog sich bei der Ueberfüllung des Landes ins russ. Gebiet, wo sie sich seit 1759, ja nach einigen schon seit 1675, an den Ufern der Wolga im astrachanischen Gouvernement finden. Dieser Kalmückenstamm unterwarf sich freiwillig dem russ. Scepter und ist zugleich derjenige, der sich durch Friedlichkeit und Anhänglichkeit an Rußland am meisten auszeichnet. Offenherzigkeit und Neugier, eine gewisse Lebhaftigkeit und Reizbarkeit, Anlage zum Diebstahl, zur Rachsucht, im ganzen aber mehr Gutmüthigkeit und Treue zeichnen diesen Volksstamm aus, der noch gegenwärtig ein unstetes, nomadisirendes Leben führt, seine Filzhütten bald hier, bald dort aufschlägt, sich in Kumiß, dem beliebten Trank aus gegorener Stutenmilch, gern berauscht und mit Bogen, Pfeil und Speer gut umzugehen weiß. Den zweiten Hauptstamm bilden die Dsongaren, einst die tapferste, reichste und mächtigste Horde, im 17. und im Anfang des 18. Jahrh. die Beherrscherin aller übrigen Stämme, später von den Chinesen unterjocht und fast ganz aufgerieben und zerstreut. Von ihnen hat die Dsongarei (s. d.) ihren Namen. Als dritter Hauptstamm erscheinen die Dörböd, die, bald mit den Dsongaren, bald mit den Torgod vereint, sich schon frühzeitig in Rußland niederließen, wo sie bis gegen das Ende des 18. Jahrh. häufig im Gouvernement Astrachan an der Wolga und am Ural vorkamen, während sie sich in neuerer Zeit, nach dem Erlöschen der Hauptlinie ihrer Erbfürsten, von der Wolga nach dem Don und an den Ili hinzogen. Den vierten Hauptstamm bilden die Torgod, die einst mit den Dsongaren verbunden waren und erst später eine eigene Horde ausmachten. Sie heißen auch Wolgaische K., weil sie bereits 1616, also am frühzeitigsten von den Kalmückenstämmen, ihr Vaterland aufgaben und die Wolga-Ebenen zur neuen Heimat erwählten. Doch kehrten die meisten von ihnen später ebenfalls wieder in ihre Stammsitze

Digitized by Google

zurück, als der Druck der russ. Oberhoheit sich ihnen fühlbar machte. Seit 1771 findet man blos noch wenige Torgod in Rußland ansässig. Nur ein untergeordneter Zweig, der Stamm Zochor unter dem Fürsten Dundukow, blieb zurück und trat in die vollkommenste Abhängigkeit von den Russen. Die Zahl der K. beträgt im Gouvernement Astrachan 75,630, im ganzen Russischen Reiche etwa 140,000. Ihr Reichthum besteht in großen Heerden von Pferden, Kamelen, Rindern und Schafen. Rußland hat in neuerer Zeit viel für die Bildung der noch heidnischen K. gethan. Um Dolmetscher und Beamte für sie zu erlangen, wurde schon 1829 ein eigenes kalmückisches Institut gegründet. Die K. besitzen eine Literatur, die aber meist nur in Uebersetzungen aus Indien stammender buddhistischer Schriften besteht. Am bekanntesten ist die Märchensammlung «Siddhi-kür» (Text mit deutscher Uebersetzung und Wörterbuch von Jülg, Lpz. 1866). Eine Grammatik ihrer Sprache, welche mit dem Mongolischen zu dem großen Altaischen Sprachstamme gehört und mit einer der mongolischen zunächst verwandten Schrift geschrieben wird, gab Zwick (Donaueſch. 1852) heraus; besser sind die russisch geschriebenen von Popow (Kasan 1847) und von Bobrownikow (Kasan 1849); ein Wörterbuch hat man von Zwick (Donaueſch. 1854). Vgl. Bergmann, «Nomadische Streifereien unter den K.» (4 Bde., Riga 1804—5); Howorth, «History of the Mongols from the 9th to the 19th century» (Bd. 1, Lond. 1876).

Kalmus (Acorus) heißt eine zur Familie der Aroideen gehörende Pflanzengattung, welche an der Seite eines blattähnlichen Schaftes einen walzigen, etwas gebogenen, dicht mit grünlichen, eingeschlechtigen (unten mit weiblichen, oben mit männlichen) Blüten bedeckten Kolben trägt, dessen Blüten eine sechstheilige Blütenhülle besitzen. Zu ihr gehört der jetzt in Europa häufige, in Sümpfen und Teichen wachsende gemeine K. (A. Calamus L.), der ehedem als Seltenheit aus Asien gebracht und in den Gärten der Fürsten und Reichen gezogen wurde, jetzt bei uns aber völlig verwildert ist, jedoch keine reifen Früchte trägt. Sein langer, gegliederter, stark gewürzhafter, daumendicker Wurzelstock ist im geschälten Zustande unter dem Namen Kalmuswurzel (Rhizoma Calami) bekannt und als kräftiges, flüchtig-tonisches Arzneimittel, besonders bei schwacher Verdauung im Gebrauche. In Scheiben oder Stücken geschnitten wird er mit Zucker candirt und als magenstärkendes Mittel verspeist. In der Wurzel findet sich ein ätherisches Oel, das Kalmusöl (Oleum Calami), in der Menge von 0,25 Proc., das in der Medicin und in der Liqueurfabrikation angewendet wird. Die übrigen Arten des K. sind ebenfalls aromatisch und werden auf gleiche Weise angewendet. So wird in China der grasartige K. (A. gramineus Ait.) cultivirt. Den Ingwer nennt man häufig indischen K.

Kalocsa, Stadt im Pester Comitat, Hauptort des ehemaligen Solter Comitats, mit 16,302 E. magyar. Nationalität, ist Sitz des zweiten Erzbischofs von Ungarn, hat eine schöne Kathedralkirche, ein Priesterseminar, ein Gymnasium der Jesuiten und eine Sternwarte.

Kalömel, Quecksilberchlorür oder versüßtes Quecksilber (Hydrargyrum chloratum mite nach der Pharmacopoea Germanica; ältere Namen: Calomel, Calomelas, Hydrargyrum muriaticum mite, Mercurius dulcis) nennt man eine Verbindung von Quecksilber mit Chlor, welche häufig als Arzneimittel benutzt wird. Dieses wichtige Arzneipräparat soll Turquet de Mayerne 1550 entdeckt haben und ihm den noch jetzt gebräuchlichen Namen, der aus dem Griechischen stammt, gegeben haben. Man erhält das K. gewöhnlich durch Zusammenreiben von Quecksilber und Quecksilberchlorid oder Sublimat (s. d.) und durch trockene Sublimation beider vereinigter Substanzen, neuerdings auch durch Fällung auf nassem Wege. Im Deutschen Reiche ist jedoch nur das durch Sublimation gewonnene Präparat officinell. Das durch Wasserdampf höchst fein zertheilte und ein weißes Pulver darstellende Präparat heißt Dampfkalomel (Hydrargyrum chloratum mite vapore paratum). Es erscheint als eine weiße, krystallinische Masse, welche in Wasser und Alkohol nicht löslich ist und zerrieben ein gelblichweißes Pulver darstellt. Auf den Organismus wirkt es nach Art des Quecksilbers im allgemeinen verflüssigend und abführend und wird innerlich wie äußerlich als zertheilendes, abführendes und die Auffaugung beförderndes Mittel in vielen Krankheiten, insbesondere bei den verschiedensten Entzündungen, bei secundärer Syphilis, als Abortivmittel bei beginnendem Abdominaltyphus sowie bei den Sommerdiarrhöen der Kinder angewendet. Bei unvorsichtigem Gebrauch treten leicht Mundschleimhaut-Krankheiten (Speichelfluß, schlechte Zähne), bisweilen selbst allgemeinere Blutkrankheiten (Mercurialdyskrasie, Skorbut) auf.

Kälte ist der Ausdruck, dessen wir uns zur Bezeichnung eines relativen Mangels an fühlbarer Wärme bedienen. Es gibt demnach keine bestimmte Grenze zwischen K. und Wärme, und es geschieht nur willkürlich, wenn man die Grade der Thermometer unter dem Eispunkte Kälte-

Digitized by Google

grade, die darüber liegenden Wärmegrade nennt. Sobald die Haut, mittels der Nerven, die Empfindung hat, daß ein mit ihr in Berührung kommender Körper oder die umgebende Luft viel weniger Wärme enthalte als sie selbst, ihr also viel Wärme entziehe, so nennen wir die Temperatur dieses Körpers oder der Luft kalt. Dabei hängt sehr viel ab von der Gewöhnung, und es ist bekannt, daß man im Sommer bei einem Temperaturgrade K. empfindet, welcher im Winter das Gefühl der Wärme hervorruft. Alles, was Wärme entzieht, erzeugt K.; namentlich also die schnelle Verdunstung flüchtiger Flüssigkeiten, wie Aether und Kohlensäure, das Schmelzen von Eis, das Auflösen gewisser Salze in Wasser u. s. w. Stellt man schmelzendes Eis in den Brennpunkt eines Hohlspiegels und diesem gegenüber einen andern Hohlspiegel, in dessen Brennpunkt die Kugel eines Thermometers steht, so wird letzteres sinken, aber nicht, weil die K. strahlt, sondern weil der Thermometerkugel Wärme, durch Strahlung nach jenem schmelzenden Eise hin, entzogen wird. Die Verdunstung einer Flüssigkeit kann so rasch geschehen, daß sie sich selbst dadurch bis zum Gefrieren des Restes abkühlt, z. B. Wasser unter dem Recipienten der Luftpumpe neben concentrirter Schwefelsäure, welche die Wasserdämpfe rasch verschluckt; auf diesem Princip beruht eine Methode künstlicher Eiserzeugung. (S. Eis.) — Kältemischungen nennt man Gemenge, welche bei ihrer Auflösung viel Wärme verbrauchen (binden), also zur Erzeugung künstlicher Kälte dienen können; z. B. Gemenge von Schnee, Salpeter und Kochsalz, wie sich deren die Zuckerbäcker zur Bereitung des Gefrorenen bedienen. Eine der billigsten Frostmischungen besteht aus 6 Gewichtstheilen Glaubersalz und 5 Gewichtstheilen Salzsäure, welche die Temperatur von +12,5° C. auf —17,5° C. erniedrigt; die stärkste Kälte erhält man durch Vermischen fester Kohlensäure mit Aether; wissenschaftlich untersucht wurden (1875) die Kältemischungen von L. Pfaundler im 71. Bande der «Berichte der wiener Akademie». (S. Temperatur und Wärme.)

Kaltern (ital. Caldaro), Flecken im tirol. Bezirk Bozen, liegt 420 Mt. über dem Meere, auf der rechten Seite des Etschthals, von diesem durch den Rücken des Mittelbergs geschieden, am Fuße der Nonsberger Alpen, 10 Kilom. nordwestlich von Neumarkt, 13 Kilom. südwestlich von Bozen, mit beiden durch Fahrstraßen verbunden. Der Ort zählt 3043, als Gemeinde 3633 E., ist Sitz eines Bezirksgerichts und einer theol. Lehranstalt und besitzt eine hübsche neue, mit guten Fresken geschmückte Pfarrkirche und zwei Klöster. Etwa 3 Kilom. südlich von K. liegt der fischreiche Kalternersee, 1 Kilom. breit, 2 Kilom. lang. Die Umgebung von K. liefert neben dem benachbarten Tramin die geschätztesten Tirolerweine.

Kaltes Fieber, s. Wechselfieber.

Kaltwassercur, Hydriatrik, Hydrotherapie. Die methodische Anwendung des kalten Wassers zu Heilzwecken, welche sich im Alterthum eines großen Ansehens erfreute, aber bei den spätern medic. Schulen auf hartnäckige Vorurtheile und Abneigung stieß, wurde zuerst, nachdem in England James Currie (gest. 1805) mit Erfolg die fieberhaften Krankheiten mit kalten Bädern behandelt hatte, von dem Bauer Vincenz Prießnitz (s. d.) in Gräfenberg bei Freienwaldau in Oesterreichisch-Schlesien in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. enthusiastisch empfohlen und seitdem auch in die wissenschaftliche Heilkunde eingeführt. Man bedient sich hierbei des kalten Wassers entweder in ziemlich großen Mengen als Getränk, oder zu Bädern, Douchen, Abreibungen, Umschlägen und Einwickelungen. Das Trinken vielen Wassers soll den Stoffwechsel anregen, Blutstauungen (des Unterleibs) heben, Secretionen (z. B. des Darmsafts) beschleunigen, Ablagerungen (von Harngries u. dgl.) auflösen. Die Bäder werden als Voll- und Halb- oder Theilbäder gebraucht. Die Vollbäder bezwecken nicht nur eine Reinigung der Haut, sondern sie bewirken auch eine Abkühlung des ganzen Körpers, treiben das Blut aus der Haut auf tiefer gelegene Organe und wirken als kräftige Hautreize, die wiederum ihre Rückwirkung auf den ganzen Organismus (die Herzthätigkeit, das Nervensystem) ausüben. Nervöse Personen werden daher durch anhaltende kalte Bäder leicht anämisch und magern ab. Der durch das kalte Bad erlittene Wärmeverlust wird durch eine gesteigerte, mit lebhafter Beschleunigung des Stoffwechsels verbundene Wärmeproduction im Innern des Körpers ausgeglichen, worauf im wesentlichen die kräftig umstimmende, die gesammten Ernährungsvorgänge lebhaft anregende Wirkung der K. beruht. Bei den Theilbädern will man die örtlichen Wirkungen auf einen einzelnen Körpertheil beschränken. Bei den Douchen und Abreibungen kommt noch die Verstärkung des Hautreizes ins Spiel. Umschläge werden entweder so angewendet, daß man die nur durchfeuchteten Tücher nicht warm werden läßt (so zur Beseitigung von Entzündungen), oder so, daß man sie erst wechselt, wenn sie warm geworden sind (Prießnitz'sche Umschläge). Namentlich wendet man diese Umschläge da an, wo man Producte von Entzündungen u. s. w. entfernen

Digitized by Google

will. Als eine Abart der Umschläge kann man die naßkalten Einwickelungen des ganzen Körpers betrachten, der dadurch (unterstützt durch vieles Trinken) in lebhaften Schweiß gebracht wird. Die Temperatur, welche das angewendete Wasser haben soll, ist verschieden, meist indeß nur mäßig niedrig (6—8°). Von wesentlicher Bedeutung zeigt sich hierbei, wie auch bei den andern Heilbädern, die Aenderung der Lebensweise in den Curorten, das mäßige Leben, die Zerstreuung, die gute Küche und die Bewegung in frischer Luft, specifisch aber für die Kaltwassercurorte die mit der Anwendung des kalten Wassers verbundene Abhärtung. Neben den K. gehen öfters noch andere einher (Trauben-, Molkencur u. s. w.). Als besonders wirksam erweisen sich K. bei chronischen, auf allgemeinen Ernährungsstörungen beruhenden Krankheiten, insbesondere bei Syphilis, Gicht, Rheumatismus, bei chronischen Metallvergiftungen, bei Hypochondrie und Hysterie, bei gewissen Krampf- und Lähmungszuständen, bei chronischen Hautkrankheiten u. dgl., wogegen sie bei allen eigentlichen Zehrkrankheiten (Schwindsucht, Krebs, Zuckerruhr u. dgl.) sowie bei geistigen Störungen entschieden nachtheilig und zerrüttend wirken. Wenn irgendeine Methode, so erfordert deshalb gerade die Hydrotherapie strenge Ueberwachung durch einen tüchtigen, sorgfältig individualisirenden Arzt. Vgl. Petri, «Wissenschaftliche Begründung der Wassercur» (Koblenz 1853); derselbe, «Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft der Wassercur» (1865); Winternitz, «Das methodische Wassertrinken» (Wien 1866).

Kalúga, Gouvernement des europ. Rußland, welches (1871) auf 30,923 QKilom. 1,010,728 E. zählt, ist von den Gouvernements Moskau, Smolensk, Tula und Orel umgeben und befindet sich durch große Handels- und Gewerbthätigkeit in hohem Wohlstande. Besonders ragen hervor die Erzeugnisse der Glashütten, Eisenhämmer, Woll-, Baumwoll- und Leinwandmanufacturen, der Tuchfabriken und der großen Branntweinbrennereien. K. ist eins der fruchtbarsten Gouvernements; der Hauptstrom ist die Oka, die einen ergiebigen Fischfang gewährt. Die Wälder, etwa 25 Proc. des Areals, sind reich an Wildpret. Die kalugaischen Nachtigallen sind weit berühmt. Die Landbewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Hanfbau. Das Gouvernement wird in 11 Kreise eingetheilt und war früher eine Provinz des Großfürstenthums Moskau, bis es von Katharina II. 1776 zu einem besondern Gouvernement erhoben wurde. — Die Hauptstadt K., am Einflusse der Jatschenka in die Oka und an der Bahnlinie Wiasma-Rjaschk, zählt (1871) 38,608 E., die besonders lebhafte Oel-, Leder- und Segeltuchfabrikation, sowie einträglichen Handel mit Oel, Obst, Getreide, Gemüse und Honig betreiben. Die Stadt ist der Sitz eines Civilgouverneurs und eines griech. Bischofs, hat 31 Kirchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, ein Priesterseminar, ein adeliges Pensionat, drei Hospitäler, ein Gefängniß, eine Kreis- und vier Pfarrschulen, eine 1849 gegründete landwirthschaftliche Gesellschaft, vier Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Auch befinden sich hier ein großer Artilleriepark und bedeutende Pulvermagazine. K. ist die Stadt Großrußlands, welche 1480 den letzten Angriff der Tataren zu bestehen hatte. Sie war Sitz des zweiten falschen Demetrius (s. d.), der hier 1610 ermordet wurde, und seit 1859 der Schamyl's.

Kalw, Stadt in Würtemberg, s. Calw.

Kalydon, Hauptstadt Aetoliens, am rechten Ufer des Euenos in einer fruchtbaren Ebene, ist besonders berühmt durch den Kalydonischen Eber. Als einst König Oeneus allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber die Artemis (Diana) vergessen hatte, sandte diese aus Rache einen furchtbaren Eber, der Fluren und Gärten verwüstete. Diesen zu erlegen, berief des Oeneus Sohn, Meleager (s. d.), die tapfersten Helden Griechenlands, Theseus, Kastor und Polydeukes, Peleus u. a., doch keiner vermochte ihn zu tödten und mehrere kamen um. Endlich traf ihn Meleager's Geliebte, Atalante, mit dem Pfeile, worauf ihn dann Meleager erlegte.

Kalypso, bei Homer eine Tochter des Atlas, nach andern des Nereus und der Doris, oder auch des Okeanos und der Tethys, bewohnte die tief im Ocean liegende waldige Insel Ogygia und lebte fern von allem Umgange mit Göttern und Menschen. Als Odysseus an ihrer Insel Schiffbruch litt, nahm sie ihn gütig auf und versprach ihm die Unsterblichkeit, wenn er sich mit ihr vermählen wolle. Aber ihn verließ die Sehnsucht nach der geliebten Heimat nicht. Dessenungeachtet hielt sie ihn sieben Jahre bei sich fest, in welcher Zeit er nach dem Anhange der Hesiodischen Theogonie zwei Söhne, Nausinoos und Nausithoos, mit ihr zeugte, bis endlich Zeus durch Hermes ihr gebot, ihn in die Heimat zurückkehren zu lassen. — Den Namen K. führt auch einer der Asteroiden. (S. Planeten.)

Kama, auch Kleine Wolga, von den Tataren Tscholman-Idel, d. h. der Weiße Fluß, genannt, der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt unter 58° nördl. Br. im Gouvernement Wjätka am flachen Westabhange des Ural auf einer unbewohnten, sumpfigen Waldhöhe und

Digitized by Google

fließt, schon nach 45 Kilom. Laufs schiffbar, erst 225 Kilom. durch eine Wildniß gegen Norden, dann nach Osten in das Gouvernement Perm, in diesem nach Süden bis zur Stadt Perm, endlich in einem sehr gewundenen Laufe südwestwärts, zum Theil die Grenze zwischen Perm und Wjätka, dann zwischen letzterm und Ufa bildend. Sodann tritt der Strom bei Mamadyſch in das Gouvernement Kasan und ergießt in diesem nach einem Laufe von 1710 Kilom. sein weißliches Wasser zwischen der Stadt Kasan und den Trümmern der alten Bulgarenresidenz Bolgary in die Wolga, welche er an Länge, Breite, Wasserfülle und früh eintretender Schiffbarkeit übertrifft. In ihrem Unterlaufe 2—5 Mt. tief, ist die K. weder reißend noch schleichend, hat keine Stromschnellen und ein völlig freies, für den Schiffsverkehr ganz geeignetes Fahrwasser. Die Zahl der Werfte an ihren Ufern ist sehr groß und der durch sie vermittelte Handel aus Sibirien nach Nishnij-Nowgorod und Petersburg sehr bedeutend. Von der Grenze der Gouvernements Wjätka und Ufa an durchfließt sie ein gesegnetes Land und berührt reiche Flecken und Dörfer sowie eine Menge größerer und kleinerer Städte. Die K. sammelt alle Gewässer, die vom mittlern Ural nach Westen abfließen. Links nimmt sie unter vielen andern auf: die 180 Kilom. lange Südliche Keltma aus dem Sumpfe Gumenzo, der auch zugleich das Quellbecken der Nördlichen Keltma bildet, die in die Wytschegda des Dwinagebietes geht und durch den 1836 eröffneten Nördlichen Katharinen-Kanal mit der Südlichen Keltma verbunden ist, also eine Schifffahrtsverbindung zwischen dem Kaspischen und Weißen Meere herstellt; ferner die 450 Kilom. lange Wischera; die 750 Kilom. lange Tschussowaja mit einem kurzen Wolok (Trageplatz), mittels dessen das Wolga- mit dem Obigebiete verknüpft ist; die 1072 Kilom. lange Bjelaja mit der 820 Kilom. langen Ufa. Rechts gehen in die K. die 970 Kilom. lange Wjätka mit zahlreichen schiffbaren Zuflüssen, wie die Tschepza und die Malona.

Kambodscha, Königreich in Hinterindien, früher bei weitem größer, gegenwärtig auf den Raum zwischen 10—13° nördl. Br. und 104—106 östl. L. (von Greenwich) beschränkt, wird nördlich und nordwestlich von Siam, westlich und südwestlich von dem Golf von Siam, südlich und südöstlich von dem franz. Cochinchina, östlich von Annam begrenzt. Man berechnet die Größe des Landes auf 83,860 QKilom. und schätzt die Zahl der Einwohner auf 890,000. Hauptstrom des Landes ist der untere Me-Khong, in welchen bei Panomphen der Kambodschafluß einmündet. Letzterer bildet das Emissarium des großen Binnensees Thalesab, in welchen sich eine Anzahl Flüsse ergießt, von denen der von den Kongbergen kommende, nach der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz benannte Battambong der bedeutendste ist. Für den Grundstamm der einheimischen Bevölkerung gelten die Samreh in den Linschi-Bergen. Die eingewanderten Khom oder Khamen ließen sich in Gebieten nieder, die von Doeham (Dsiampa) bewohnt waren. Verschiedene Stämme der Kha oder Pnom leben in den Abhängen des Grenzgebirgs zwischen K. und Siam. In den größern Städten haben sich chines. Kaufleute angesiedelt, und in einigen derselben finden sich auch brahman. Hindu. Außerdem gibt es daselbst Ansiedelungen von Malaien und aus Annam geflüchteten Dsiampa. Die Bewohner K.s zeigen wenig Betriebsamkeit. Das Land liefert für die Ausfuhr Reis, Elfenbein, Baumwolle, Fische, Seide, Cardamomen, Wachs, Rhinocerushörner. Doch beschränkt sich der Handel fast nur auf die Küstenfahrten einheimischer Schiffe. Der wichtigste Hafenort ist Kampot am Golf von Siam mit 13,000 E. K. war ein mächtiger Staat, dem selbst Siam Tribut zahlte, bis sich in diesem Lande die Fürsten von Sukothay (um 1502 der buddhistischen Aera) unabhängig machten. Nach der Gründung Ayuthias zerstörte der siames. König Ramathibodi 1357 n. Chr. die beiden Hauptstädte von K., Nakhon-Tom und Nakhon-Bat, deren großartige Ruinen neuerdings durch Bastian am Nordufer des erwähnten Binnensees aufgefunden wurden. Die Könige von K. verlegten hierauf ihren Sitz nach dem niedern Lande, wo sie abwechselnd zu Photisat, Panomphen, Kampong-Snay und Lawek residirten, bis unter König Sisuphon die jetzige Hauptstadt Udong oder Undong erbaut wurde. In neuerer Zeit gerieth die Macht der Herrscher von K. in großen Verfall. Cochinchina riß den östl. Theil des Landes, die seit 1862 franz. Provinz Ghia-dinh (oder Saigon) und Siam 1794 die Provinzen Siemrab und Battambong an sich. Seitdem muß auch der Fürst des eigentlichen K. (zu Udong) seine Bestätigung in Bangkok holen. Doch haben die Franzosen seit 1867 Anspruch auf das Protectorat über K. gemacht. Der von Ceylon eingeführte Buddhismus verbreitete sich von K. über die Nachbarländer, weshalb auch noch die heiligen Schriften der Siamesen den Namen der Kambodschischen bewahrt haben. Vgl. außer den Reiseberichten von Mouhot besonders Bastian, «Die Völker des östl. Asien» (5 Bde., Lpz. 1866 fg.).

Kambyses (bei den Griechen; Kambuziya in altpers. Namensform), König der Perser und Meder, der Sohn des Cyrus und der Kassandane, folgte 529 v. Chr. seinem Vater in der

Digitized by Google

Herrschaft. Im J. 525 machte er einen Angriff auf Aegypten. Er schlug den König Psammenit bei Pelusium, eroberte die Hauptstadt Memphis, wo er den Psammenit gefangen nahm, unterwarf binnen sechs Monaten das ganze Land, zwang die Griechen von Cyrene und Barka sowie die benachbarten Libyer, ihm zu huldigen, und hatte nun die Absicht, eine Flotte gegen Karthago abzusenden, Aethiopien zu erobern und sich des Tempels des Jupiter Ammon zu bemächtigen. Doch die erste dieser Unternehmungen scheiterte, weil die Tyrier, auf deren Flotte die Seemacht des K. beruhte, sich weigerten, gegen ihre Tochterstadt zu ziehen. Das gegen die Ammonier abgeschickte Heer aber kam in den Sandwüsten um, und das Heer, an dessen Spitze er selbst gegen die Aethiopier aufgebrochen war, wurde durch Hunger zum Rückzuge gezwungen. Nach seiner Rückkehr nach Aegypten soll er, dem Trunke ergeben, die äußersten Grausamkeiten geübt haben. Schon vorher hatte er seinen Bruder Smerdis (altpers. Bardiya), durch die Verleumdungen eines Magiers argwöhnisch gemacht, heimlich umbringen lassen. K. starb an einer zufälligen Selbstverwundung 522 auf dem Rückwege nach Persien, den er auf die Nachricht antrat, daß sich ein Magier, Namens Gaumata, die während der Abwesenheit des K. eingerissene Lockerung des Reichsverbandes benutzend, für den Smerdis ausgegeben und die Herrschaft über Persien, Medien und andere benachbarte Provinzen an sich gerissen habe. Gaumata wurde jedoch bald von Darius (s. d.) unterworfen und mit den Vornehmsten seines Anhangs in der Festung Sikhyuvatis in der medischen Provinz Nisaya getödtet (April 521). Herodot's Nachrichten über K. haben in neuerer Zeit durch die große Keilinschrift zu Bisutun Bestätigung gefunden. Außerdem besitzen wir eine bedeutende Anzahl von unter seiner Regierung datirten babylonischen Privattractaten und ägypt. Inschriften.

Kameke (Arnold Karl Georg von), preuß. General der Infanterie und Kriegsminister, einem alten pommerschen Geschlecht angehörig, wurde 14. Juni 1817 zu Pasewalk geboren, wo sein Vater, der 1837 verstorbene Generallieutenant a. D. von K., damals das 2. Kürassierregiment (Königin) commandirte. Auf dem Gymnasium zu Stettin gebildet, begann K. seine militärische Laufbahn bereits 1. Jan. 1834 bei der 2. Pionierabtheilung, wurde 29. Sept. 1836 Offizier und 1. Juli 1848 Premierlieutenant im Ingenieurcorps. Vom 3. Oct. 1841 bis 26. März 1846 war K. zum Festungsbau nach Posen, beziehungsweise Königsberg commandirt. Am 27. April 1848 wurde er Adjutant der 1. Ingenieurinspection und 22. Oct. 1850 unter Beförderung zum Hauptmann in den Generalstab versetzt. Zunächst wurde er beim Großen Generalstabe, 1851 beim Generalstabe des 7. Armeecorps verwendet, 1855, unter Beförderung zum Major, in den Großen Generalstab zurückversetzt. Vom 31. Jan. 1856 bis 16. März 1858 war K. zur preuß. Gesandtschaft in Wien commandirt und danach in das Generalcommando des 1. Armeecorps, jedoch schon 15. April desselben Jahres in das Kriegsministerium versetzt, wo er vom 20. Oct. 1859, kurz vorher zum Oberstlieutenant befördert, die Abtheilung für Ingenieurangelegenheiten führte. Nach anderthalbmonatlicher Dienstleistung im Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiment übernahm K. 22. Juni 1861 die Führung des 2. schles. Grenadierregiments Nr. 11 in Breslau, wurde 18. Oct. 1861 Oberst, 5. März 1863 Chef des Generalstabes des 8. Armeecorps, 18. Juni 1865 Generalmajor, 12. Dec. 1865 Chef des Generalstabes des 2. Armeecorps und Mitglied der Ingenieurcommission zu Berlin. Den Feldzug von 1866 machte er als Stabschef des 2. Armeecorps mit und erwarb den Orden pour le mérite. Im Gefolge des Kronprinzen besuchte K. im Mai und Juni 1867 die Weltausstellung in Paris; nach der Rückkehr von dort 1867 ward er zum Inspecteur der 2. Ingenieurinspection ernannt und noch in demselben Jahre, zunächst interimistisch, an die Spitze des gesammten Ingenieurcorps berufen. Am 22. März 1868 erhielt K. den Charakter als Generallieutenant. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 nahm K. zunächst als Commandeur der 14. Infanteriedivision (ernannt 18. Juli) theil und erstürmte insbesondere 6. Aug. die Höhen von Spicheren, focht 14. Aug. siegreich bei Metz (Colombey), am 18. ebenso bei Gravelotte, blieb alsdann bei dem Einschließungsheere vor Metz und eroberte nach der Capitulation dieses Platzes (27. Oct.) rasch nacheinander die Festungen Thionville, Montmédy und Mézières. Noch ehe der letztgenannte Platz erobert war, wurde K. 23. Dec. 1870 nach Versailles berufen, um hier die Oberleitung des Ingenieurangriffs auf Paris zu übernehmen, dem 29. Jan. 1871 die Capitulation der Riesenfestung folgte. K. wurde nunmehr (18. Febr. 1871) zum Chef des Ingenieurcorps und der Pioniere und zum Generalinspecteur der Festungen ernannt und 26. Febr. für die Dauer der Occupation von Paris mit der wichtigen Stellung eines Commandanten des von den Deutschen besetzten Theils der franz. Hauptstadt betraut. Nach dem Frieden vertrat K. fast ein Jahr lang Preußen im Bundesrathe des

Digitized by Google

Deutschen Reichs als Vorsitzender des Ausschusses für das Landheer und die Festungen, wurde 1. Jan. 1873 à la suite des Ingenieurcorps gestellt und zum zweiten Chef der Armeeverwaltung mit dem Titel und Range eines Staatsministers, 9. Nov. desselben Jahres an Roon's Stelle zum Kriegsminister und 22. März 1875 zum General der Infanterie ernannt.

Kamel, auch Kameel, eine Gattung von ungehörnten Wiederkäuern, die sich durch Schneidezähne im Oberkiefer, Eckzähne und schwielige Sohlen vor allen übrigen Wiederkäuern auszeichnet, und in der man zwei Arten, das einbuckelige K. oder Dromedar (Camelus dromedarius) und das zweibuckelige K. oder Trampelthier (C. bactrianus), unterscheidet. Das erstere kommt im westl. Asien und Nordafrika, das zweite im mittlern Asien und Südrußland vor; beide werden zum Lasttragen und Reiten gebraucht, aber nicht mehr wild gefunden. Besonders eignen sich die K. zum Aufenthalt in pflanzen- und wasserlosen Gegenden; denn sie sind nicht nur sehr frugal, sondern in ihrem Magen befinden sich auch zahlreiche Zellen, in welchen getrunkenes Wasser aufbewahrt und nur langsam in der Oekonomie des Körpers verwendet wird. Daß diese Flüssigkeit dem verdurstenden Reisenden nutzen könne, ist ganz unwahrscheinlich, da sie schleimig, übelriechend und bitter ist. Unter den wüstenbewohnenden Völkern sind die K. sehr geschätzt und führen deshalb unter den Arabern den Namen der Schiffe der Wüste. Durch Pflege hat man sie zu besondern Rassen veredelt. Als Reitkamele sind die Heiris oder Maherris am meisten geschätzt. Seit dem Mittelalter befindet sich zu San-Rossore unweit Pisa ein Kamelgestüt von etwa 200 Stück. Das im Frühjahre ausfallende Wollhaar wird zu groben Zeugen und Garn verarbeitet. Milch und Fleisch der K. dienen als Nahrungsmittel und der getrocknete Mist zur Gewinnung des Salmiak.

Kamelot werden verschiedene gewebte Stoffe genannt. Der eigentliche (wollene) K. ist leinwandartig aus Kammwollgarn gewebt, hat in der Kette gezwirnte, im Einschuß einfache Fäden. Unter dem Namen Seidenkamelot kommt ein leichter Gros de Naples vor, bei welchem in der Kette je zwei Fäden von verschiedener Farbe und mit schwacher Drehung zusammengezwirnt sind, während der Einschuß von einer dritten Farbe ist, wodurch ein feingeflammtes Ansehen entsteht. Hiervon unterscheidet sich der halbseidene K. nur dadurch, daß der Einschuß, statt aus Seide, aus feinem gezwirnten Baumwollgarn besteht.

Kamenez, Podolski, Hauptstadt des russ. Gouvernements Podolien, mit (1871) 22,611 E. Sie zerfällt in die Ober- und die Unterstadt. Erstere liegt höchst malerisch auf einer steilen, von dem Flüßchen Smotritsch gebildeten Halbinsel und enthält das alte Schloß und die übrigen, zur frühern Festung gehörigen Gebäude, die indeß meist demolirt sind; letztere im Thale an beiden Ufern des Smotritsch, der sich unfern von hier mit dem Dnjestr verbindet. Nur die untere Stadt enthält einige freundliche Straßen; die obere Stadt dagegen ist eng und winkelig gebaut. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Neben Bekennern der russ. Kirche befinden sich hier viele Katholiken, Armenier, einige Evangelische und eine große Anzahl Juden, die fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung ausmachen. K. ist Sitz eines Civilgouverneurs, des griech. Erzbischofs von Podolien und Bratzlaw und eines kath. Bischofs, früher auch eines armenischen. Es hat ein Gymnasium, ein griech.-orthodoxes und ein kath. Seminar, eine Pfarrschule, zwei jüd. Kreisschulen, ein Theater, ein Mönchskloster und zwei Nonnenklöster, 73 russ., 5 kath. und eine armen. Kirche, eine Synagoge und 16 Fabriken. K. war ehemals eine Hauptfestung Polens und wird von den russ. Chroniken schon am Ende des 12. Jahrh. erwähnt. Vergebens belagerten es 1621 die Türken, mit denen hier die Polen 17. Dec. 1653 Frieden schlossen. Durch Nikolai Potocky wurde es 1672 an Mohammed IV. übergeben und blieb nun bis 1699 in der Gewalt der Türken, während welcher Zeit es mehrmals von den Polen belagert wurde. K. kam 1795 an Rußland und wurde zur Hauptstadt der Podolischen Statthalterschaft, 1796 zur Gouvernementsstadt erhoben.

Kamenz, früher eine der Sechsstädte, seit 1815 eine der Vierstädte der sächs. Oberlausitz, zur Kreishauptmannschaft Bautzen gehörig, liegt am Hutberge und der Schwarzen Elster, ist Station der Sächsischen Staatseisenbahn und der Berlin-Görlitzer Bahn, Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Gerichtsamts und zählt (1875) 6784 E., darunter eine kleine Anzahl Wenden. Seit dem großen Brande in der Nacht vom 4. zum 5. Aug. 1842 ist dieselbe ganz neu und durchgängig massiv aufgebaut und hat ein sehr freundliches Ansehen erhalten. Von den fünf Kirchen gehören vier den Protestanten (darunter eine für die Wenden) und eine den Katholiken. Die goth. Hauptkirche, die wendische Kirche und die Jodokuskirche sind von architektonischem Interesse. Ein schöner Bau ist auch das neue Rathhaus. K. besitzt zwei Bürgerschulen, eine in neuerer Zeit sehr vermehrte Stadtbibliothek und eine Bibliothek (Dunker'sche Stiftungs-

Digitized by Google

bibliothek) für die Schulen. Die Industrie erstreckt sich besonders auf Tuch- und Thonwaarenfabrikation. Die ausgedehnten Granitbrüche liefern ein treffliches Baumaterial, das selbst nach Berlin und Hamburg versendet wird. K. ist der Geburtsort Lessing's, dessen Andenken das Lessingsstift (Krankenanstalt für Bedürftige ohne Unterschied der Confession oder Nationalität), eine Kolossalbüste (von Knaur in Leipzig) auf dem Schulplatze, eine Gedenktafel an der Stelle seines Geburtshauses, sowie ein massiver Aussichtsthurm auf dem Hutberge gewidmet sind. Früher war K. eine sehr reiche Stadt, aber durch den Pönfall 1547 hat sie ihre beträchtlichen Besitzungen bis auf einen Theil ihrer Forsten verloren. Vgl. Bönisch, «Histor.-statist.-geogr. Topographie der Stadt K.» (3 Hefte, Kamenz 1824—25). — Der Flecken K., an der Neisse, im Kreise Frankenstein des Regierungsbezirks Breslau der preuß. Provinz Schlesien, ist bekannt wegen seiner ehemaligen reichen Cistercienserabtei, die, nachdem Brzetislaw von Böhmen 1094 daselbst eine Kirche und eine Burg Kamieniza erbaut hatte, 1209 von dem breslauer Augustiner-Chorherrn Vincent von Pogarell begründet, 1811 aber aufgelöst wurde. Die 31 Stiftsdörfer der Abtei sind gegenwärtig im Besitze der Prinzessin Marianne, Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, die, nachdem das ehemalige Schloß 1817 abgebrannt, in neuerer Zeit nach einem von Schinkel entworfenen Plane ein prächtiges Schloß nebst Park hat anlegen lassen.

Kameralwissenschaften (Cameralia) umfassen diejenigen wissenschaftlichen Kenntnisse, welche für die Beamten der ehemaligen fürstl. Kammer (s. d.) erforderlich waren. An die fürstl. Kammer knüpfte sich ehedem beinahe alles, was etwa aus den Gebieten der polit. Oekonomie und der Wohlfahrtspolizei bei der Staatsverwaltung zur Anwendung kam. In früherer Zeit hielt man zwar für die höhern Kameralbeamten die juristische, für die niedern die Schreiberbildung als ausreichend, doch begann man später mit der Ausbildung der Staatsverwaltung einzusehen, daß das, was man bisher auf dem Wege bloßer Routine betrieben, einer wissenschaftlichen Behandlung fähig und bedürftig sei. Man faßte daher alles, was der Verwaltungsbeamte an erlernbaren Kenntnissen brauchte, aber durch die juristische Ausbildung nicht erlangen konnte, in den Begriff K. zusammen, für welche zuerst Friedrich Wilhelm I. von Preußen an Universitäten Lehrstühle errichtete. Dieses wissenschaftliche Gebiet zerfiel in zwei Abtheilungen, in die ökonomische und in die politische, von denen sich die erstere in die Landwirthschaftslehre (zu welcher auch die Lehre vom Bergbau und der Forstwirthschaft gehörte) und die Stadtwirthschaftslehre oder die Lehre von den Gewerben und dem Handel, die zweite in die Polizeiwissenschaft und die K. im engern Sinne oder die Finanzwissenschaft theilte. Das Princip, welches dabei hauptsächlich die Richtung bestimmte, war das fiskalische, das Ziel die Hebung des Finanzwesens. Wenn sodann zu diesen K., in Rücksicht auf besondere Verhältnisse, noch einzelne technische Lehrzweige speciellerer Art, wie Baukunst, Münzkunde u. s. w., beigefügt wurden, so gehörten diese, strenggenommen, doch nicht zu ihnen. Den bedeutendsten Einfluß auf die K. übten die volkswirthschaftlichen Systeme, welche im 18. Jahrh. hervortraten. Denn je mehr die Wirthschaftswissenschaften in den Vordergrund traten und sich in besondern Zweigen als allgemeine Wirthschaftslehre, Wirthschaftspolitik, Finanzwissenschaft und Verwaltungslehre weiter ausbildeten, um so unhaltbarer wurde die Absonderung einer vorzugsweise für Staatsbeamte bestimmten sogenannten K. Nicht mehr die Urproductionen oder Gewerbe oder Handel, sondern die Arbeit überhaupt gilt seit Adam Smith als die Quelle des Volkswohlstandes, und das Nachdenken über den Zusammenhang aller menschlichen Beschäftigungen und der wirthschaftlichen Dinge überhaupt ist nicht mehr blos eine Aufgabe der Staatsbeamten, sondern ein Erforderniß allgemeiner Bildung. Die K. sind daher jetzt ein veralteter Begriff und ein überwundener Standpunkt. An ihre Stelle sind auf den Universitäten die Wirthschaftswissenschaften, die Finanzwissenschaft und die Verwaltungslehre getreten. (S. Nationalökonomie.)

Kamille ist der Volksname mehrerer Pflanzen aus der Familie der Compositen, von denen besonders zwei, die Feldkamille, Kamillenmutterkraut oder Hermel (Matricaria Chamomilla L.) und die römische K. oder Edelkamille (Anthemis nobilis L.) sich durch arzneiliche Kräfte auszeichnen. (S. Anthemis.) Alle K. haben feingefiederte Blätter, am Rande der Blütenköpfe weiße Strahlblumen und in der Mitte kleine, gelbe, röhrenförmige Blüten. Die Feldkamille unterscheidet sich aber durch einen hohlen, spreublattlosen, fast walzenförmigen Blütenboden. Sie wächst fast überall als Unkraut unter Getreidesaat, ist meist einjährig und wird am häufigsten mit dem geruchlosen Bertramskraut (Pyrethrum inodorum Sw.) verwechselt, welches auch häufig auf bebautem Boden vorkommt, jedoch größere Blütenkörbchen und einen zwar spreublattlosen, aber nicht hohlen, auch nicht kegelförmigen Blütenboden besitzt. Mittels des ätherischen Oels, welches die Blüten sowol der Feld- als Edelkamille

Digitized by Google

enthalten, wirken sie besonders im Aufguß auf die Unterleibsnerven erregend, umstimmend und krampfstillend ein, während sie äußerlich, als Pulver auf die Haut angewendet, eine schmerzstillende, die Auffaugung und Eiterung befördernde Kraft zeigen. Sie sind theils officinell, theils ein sehr beliebtes Hausmittel. Man zieht für die innere Anwendung die Feldkamille vor, weil die Edelkamille weit bitterer, schärfer, unangenehmer von Geschmack ist und leicht Erbrechen und Schmerzen im Unterleibe erregt. Eine große Menge der in Deutschland gebauten Edelkamille wird nach England für die dortigen Bierbrauereien ausgeführt. Außer der Pflanze ist in den Apotheken noch der Auszug (Extractum Chamomillae) und das ätherische Kamillenöl (Oleum Chamomillae) vorräthig.

Kamin, die einfachste Vorrichtung zur Zimmerheizung, bestehend in einem gegen das Zimmer zu offenen, übrigens von gemauerten oder eisernen Wänden umschlossenen, bald ganz in die Wand vertieften, bald theilweise oder ganz von derselben vorspringenden Herd. Zum Abzug des Rauchs und der Feuerluft nach dem Schornstein dient eine hinten angebrachte Oeffnung, die bisweilen mit einem weit vorspringenden Mantel überdeckt ist. Die Kaminheizung ist sehr unvollkommen rücksichtlich ökonomischer Benutzung des Brennstoffs gegenüber guten Stubenöfen, indem das Feuer im K. nur vermöge directer Ausstrahlung der Wärme heizt, ohne einen Wärmevorrath durch Leitung an einen festen Körper (wie bei geschlossenen Feuerungen) abzugeben, weshalb das gleichmäßige Durchwärmen eines Zimmers bei Kaminheizung nicht erreicht wird. Eine wesentliche Verbesserung ist es daher, den K. mit einem dahinterstehenden Ofen zu verbinden, durch dessen Zugkanäle die heiße Luft aus dem K. dem Schornsteine zuströmt oder der noch mit einer besondern Feuerung versehen ist (Kaminofen). In England und Frankreich sind die K. sehr beliebt und mehr als Oefen gebräuchlich, weil man den erheiternden Anblick des freibrennenden Feuers liebt und den Kaminsims zur Aufstellung von Ziergegenständen (Spiegeln, Uhren, Vasen u. s. w.) benutzt. Zuweilen wird, uneigentlich, das Wort K. gleichbedeutend mit Schornstein gebraucht.

Kamm, im eigentlichen und gewöhnlichsten Sinne das vorzüglich zum Ordnen und Reinigen des Kopf- und Barthaars dienende bekannte Geräth, welches aus Horn, Schildpatt, Elfenbein, seltener aus Holz oder Metall, neuerlich sehr allgemein aus hornisirtem Kautschuk (Hartgummi) vom Kammmacher oder in Kammfabriken verfertigt wird. Die wesentlichsten Arbeiten bei Verfertigung der Kämme bestehen in Herstellung und Glättung der Platten, im Einschneiden der Zähne mittels Sägen, im Zuspitzen der Zähne mittels einer Feile. Bei den feinen elfenbeinernen Staubkämmen werden die Zähne nur einzeln von jedesmal einer Kreissäge geschnitten, und zwar so, daß durch einen an der Maschine angebrachten Mechanismus der zu schneidende K. immer so viel weiter rückt, als der Zahn stark werden soll. Im Maschinenwesen werden die Zähne hölzerner Räder, sowie die in eiserne Räder besonders eingesetzten hölzernen Zähne Kämme genannt. Eine verwandte Bedeutung hat das Wort K. bei den Zimmerleuten, sofern dieselben die Verbindung zweier quer übereinander gelegter Balken durch Ineinandergreifen von Erhöhungen und Vertiefungen das Verkämmen, Aufkämmen nennen. Zur Reinigung der langen Wolle von kurzen Wollhaaren vor dem Verspinnen dienen Kämme (Wollkämme), welche lange, zugespitzte, stählerne Zähne und einen hölzernen Stiel haben. In der Weberei heißt K. eine Vereinigung vieler, parallel und nahe nebeneinander in einen langen schmalen Rahmen eingesetzter, platter Stifte von Rohr, Messing oder Stahl, welche man oft auch Blatt (Weberkamm, Weberblatt, Rietblatt) nennt. Dieser Theil des Webstuhls hält die zwischen seinen Stiften (Rieten) hindurchgehenden Kettenfäden in gleichmäßiger Vertheilung und dient zugleich zum Aneinanderschlagen der Einschußfäden beim Weben.

Kammer (lat. camĕra, vom griech. καμάρα, gewölbtes Gemach, Gewölbe, Zimmer) hieß bei den fränk. Königen das abgesonderte Gemach, worin sie ihr Privateigenthum verwahrten. Daher bezeichnet das Wort K. die Privatangelegenheiten im Gegensatze zu dem Hof- oder öffentlichen Leben des Fürsten. In die K. flossen die Einkünfte der fürstl. Güter, und in ihr concentrirte sich die Verwaltung des fürstl. Vermögens. An der Spitze derselben stand der Kämmerer (Camerarius), einer der obersten Beamten des fränk. Hofs und in der deutschen Reichsverfassung einer der ersten Fürsten des Reichs. Das Amt als Erzkämmerer im Deutschen Reiche bekleidete zuletzt der Kurfürst von Brandenburg. Denselben Begriff hatte die K. in den einzelnen deutschen Reichslanden, wo sie 1) die eigenen Güter des Fürsten, die Kammergüter im engern Sinne, 2) die alten Reichsgüter, die Dotation des Reichsamts, die Staatsdomänen und 3) die mit dem Grafen- und Fürstenamte verbundenen Einkünfte und Gefälle (aus Zehnten, Zinsen, Regalien) und selbst 4) die Zölle und Steuern umfaßte, von denen

Digitized by Google

in der ältern Zeit ein Theil zur kaiserl. Kammer zu verrechnen war. Diese vier an sich sehr verschiedenen Arten von Einkünften wurden aber nach und nach so miteinander vermischt, daß, die vierte Klasse ausgenommen, welche leicht auszuscheiden ist, eine Sonderung kaum möglich war. Der Fürst ließ diese Einkünfte ohne Zuthun seiner Stände verwalten; allein er mußte daraus auch alle Regierungs- und Verwaltungskosten, nicht aber die Landesanstalten, wie Landespolizei, Straßenbau u. s. w., und die Reichskriege bestreiten. Die Verwaltung war anfangs den fürstl. Aemtern übertragen und zur Centralverwaltung ein Kammermeister oder Rentmeister mit den nöthigen Gehülfen bestellt. Nach und nach wurden daraus Collegien (Hofkammern oder Rentkammern), die auch, weil sie die polizeilichen Regalien zugleich verwalteten, mit manchen Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung beauftragt waren. Später, bei Einführung repräsentativer Verfassungen, fand in den meisten Staaten eine Verschmelzung des sog. Kammervermögens und des eigentlichen Staatsvermögens statt, indem man lediglich das eigentliche Privatvermögen des Fürsten und das Hausfideicommiß der regierenden Dynastie ausschied, für die Uebergabe der Domänen oder Kammergüter an den Staat aber den Fürsten durch eine feste Civilliste (s. d.) entschädigte. — In der parlamentarischen Sprache versteht man unter K. oder Kammern die das Land vertretende und dessen Rechte dem Staatsoberhaupte gegenüber wahrende Körperschaft. (S. Repräsentativsystem.)

Kämmerei nennt man die Geldverwaltung der Stadtgemeinde. Während das zum unmittelbaren Nießbrauche der Bürger nach Maßgabe ihrer allgemeinen oder besondern Berechtigung dienende Bürger- oder Nachbarvermögen, auch Gemeinderecht genannt, bei der durch die Freizügigkeit ganz umgestalteten Zusammensetzung der Einwohnerschaft ein Gegenstand des Haders geworden ist und mittels Abfindung an die Berechtigten nach und nach zur Auflösung gelangt, pflegt und hegt man desto mehr das Kämmereivermögen als eigentliches Gemeindevermögen, über welches die Gemeinde als solche verfügt. Der erste städtische Kassenbeamte, ein Mitglied des Rathes, führt in vielen Gegenden den Namen Kämmerer. Hier und da umfaßt die K. nur die Verwaltung der Einkünfte des Kämmereivermögens, des Grundbesitzes und der Kapitalien der Stadt, während die Verwaltung der städtischen Steuern, die Schulverwaltung, Armenverwaltung u. s. w. mehr oder minder selbstständig sind.

Kammerherr und **Kammerjunker**, zwei Hofchargen, welche den Dienst unmittelbar um fürstl. Personen haben und von denen die Kammerherren immer den Rang über den Kammerjunkern einnehmen. Beides kommt auch häufig als bloßer Titel vor.

Kammermusik bezeichnet gegenwärtig eine Instrumentalmusik für Soloinstrumente. Dem ursprünglichen Wortsinne nach ist sie eine an Höfen und in Palästen der Großen, und zwar im Saale oder Gesellschaftszimmer (Camera) veranstaltete Privatmusik, sowie auch die größern Hofconcerte damit bezeichnet wurden. Häufig waren solche Musiken nur mit Soloinstrumenten, jede Stimme nur durch ein einzelnes Instrument besetzt; durch diese Art der Besetzung wie durch den Ort der Aufführung bildete sich um 1600 der sog. Kammerstil aus im Unterschiede von Kirchen- und Theatermusik. Gegenwärtig pflegt man in Kammermusikaufführungen nur Instrumentalstücke vorzutragen; früher auch Vocalsachen, als Madrigale, Kammercantaten, Kammerduette u. s. w., überhaupt alles, was nicht an die Kirche und auch nicht durch eine Handlung an die Bühne gebunden war. Außerdem zieht man heutzutage den Kreis der K. noch enger, indem man dazu nur Solostücke für ein oder mehrere Soloinstrumente rechnet, als Solosonate und ihre mehrstimmigen Gattungen, Duo, Trio, Quartett, Quintett u. s. w., für verschiedene Instrumente; ferner alle andern Arten Solostücke für Klavier, ein Streich- oder Blasinstrument, als Klaviersuite, Präludium, Toccate, Phantasie; die ältern und neuern tanzartigen Stücke; Variationen, Salon- und Charakterstücke, Lieder ohne Worte, sammt allem, was sonst zum Solospiel gehört. Die Symphonie, die Ouverture, das Concert, überhaupt alle Werke für vollbesetztes Orchester sind davon ausgeschlossen. Der Kammerstil, durch die Bestimmung der K. für einen engern Zuhörerkreis in kleinerm Raume bedingt, kennzeichnet sich durch eine mehr ins einzelne gehende kunstvolle Ausgestaltung und Durchführung der musikalischen Gedanken. Denn in der K. concentrirt sich die Aufmerksamkeit ausschließlich auf das Tonwerk selbst und seinen Kunstgehalt, wird also weder durch äußere Darstellung, wie in der dramatischen, noch durch kirchliche Handlungen und religiöse Gefühle und Betrachtungen, wie in der Kirchenmusik, mit in Anspruch genommen. Weniger deutliche Unterschiede sind zwischen Concertmusik und K. bemerkbar; die K. ist in unserer Zeit immer mehr in das Concert aufgegangen als kleines oder sog. Kammermusikconcert und bezeichnet im Gegensatze zu den mit vielen Klangorganen in mehrfacher Besetzung zur Aufführung gebrachten Orchesterwerken die-

Digitized by Google

jenigen Musikstücke, welche sowol in der Composition wie im Vortrage das durch Kunst und Feinheit ersetzen müssen, was ihnen an äußerer Mannichfaltigkeit abgeht.

Kammerton ist der gegenwärtig sowol in der Kirche als in der Concert- und Theatermusik ausschließlich herrschende Stimm-, Gabel- oder Normalton, nach welchem die Tonhöhe aller Instrumente, zum Zweck genauen Uebereinkommens bei Musikaufführungen, regulirt wird. Der in älterer Zeit neben dem K. herrschende und höher als dieser stehende sog. Chorton (s. d.) ist so ziemlich außer Gebrauch gekommen, denn auch die Orgel stimmt man in neuerer Zeit in den K. Allgemein als K. angenommen ist das eingestrichene a, von Scheibler auf 440 Schwingungen in der Secunde fixirt, welche Tonhöhe jedoch nicht allerorts dieselbe blieb und meistens unerträglich in die Höhe getrieben wurde (im Wiener Orchester am Kärntnerthor bis zu 466). Deshalb machte sich eine Reaction geltend, welche in Paris zu dem sog. Diapason normal mit 435 Schwingungen des eingestrichenen a führte und in den meisten Orchestern Aufnahme gefunden oder doch ähnliche Verbesserungen angeregt hat.

Kammgarn wird das aus langer und fester, wenig gekräuselter, durch Kämmen vorbereiteter Schafwolle (Kammwolle) gesponnene Garn genannt, welches man zu glatten (d. h. nicht in der Walke nach Tuchart verfilzten) Stoffen, wie Merino und Tibet, Kamelot, Wollmusselin u. s. w. (Kammwollzeugen), anwendet. Es zeichnet sich vor dem aus kurzer, krauser, auf Kratz- oder Streichmaschinen zubereiteter Wolle (Streichwolle) erzeugten Gespinste (Streichgarn) durch größere Glätte, Gleichförmigkeit und Festigkeit des Fadens aus.

Kammin, Kreisstadt im Regierungsbezirke Stettin der preuß. Provinz Pommern, an der Dievenow und dem K.schen Bodden, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts und eines Strandamts, hat vier Kirchen und eine Synagoge, ein Schullehrerseminar und ein Hospital und zählt (1875) 5499 E., welche eine Cementfabrik, Strumpfwaarenfabrik, Leinen- und Garnwebereien unterhalten. Nördlich von K. liegt an der Ostsee der Badeort Dievenow. — Der Kreis K. zählt auf 1136 QKilom. (1875) 43,558 E.

Kampen, eine der saubersten Städte der Niederlande, in der Provinz Overyssel, 11 Kilom. im Westnordwesten von Zwolle, an der Niederländischen Centralbahn und am linken Ufer der Yssel gelegen, die unterhalb der Stadt in mehrern Armen in die Zuydersee fließt, über welche eine schöne Brücke führt. Die schöngebaute Stadt ist von einem Kanal durchschnitten und wird durch ihre Lage zum Hafenplatz gemacht. Die frühern Festungswerke sind in Promenaden umgestaltet. Die ansehnlichsten Gebäude sind die reform. St.-Nikolauskirche mit ausgezeichneter Orgel und prächtigen Grabgewölben, der hohe Thurm, das Rathhaus, die Gebäude der Rhein- und Yssel-Dampfschifffahrtsgesellschaft. K. besitzt ein städtisches Gymnasium, eine Gymnasialschule und eine Gewerbeschule und zählt (1876) 16,454 E., welche eine Eisengießerei nebst Dampfmaschinenfabrik, eine Strumpffabrik und eine Cigarrenfabrik, sowie eine große Dampf-Strohpapierfabrik unterhalten. Auch der Handel ist beträchtlich. Regelmäßiger Dampfschifffahrtsverkehr findet statt mit Amsterdam, Zütphen, Nimwegen, Arnheim, Emmerich, Köln. Das von den zwei Hauptmündungsarmen gebildete Kampereiland, eine fruchtbare Insel, ist merkwürdig wegen der patriarchalischen Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. K., angeblich der Geburtsort des Thomas a Kempis, wurde 1286 gegründet, war freie Reichs- und Hansestadt und wurde 1578 von den Niederländern, 1672 von den münsterschen und franz. Truppen erobert.

Kampen (Nikolaas Godfried van), niederländ. Geschichtschreiber, geb. 15. Mai 1776 zu Harlem, sollte in Leiden den Buchhandel erlernen, wendete sich aber dort ganz den Wissenschaften zu. Im J. 1816 wurde er bei der Universität Lehrer der deutschen Sprache, 1829 der niederländ. Sprache und Literatur und der vaterländischen Geschichte am Athenäum zu Amsterdam. Er starb zu Amsterdam 14. März 1839. Von seinen zahlreichen geschichtlichen Werken, die freilich Tiefe der Forschung vermissen lassen, aber einen reichen Schatz von Kenntnissen verrathen, sind zu erwähnen: «Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa» (8 Bde., Leid. 1815—23), «Verkorte geschiedenis der Nederlanden» (3. Aufl., 2 Bde., Harl. 1837—39) und «Vaderlandsche karakterkunde» (2 Bde., Harl. 1826), «Geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden» (3 Bde., Haag 1821—26), «Geschiedenis der kruistogten» (4 Bde., Harl. 1822—26), «Geschiedenis der Nederlanden buiten Europa» (3 Bde., Harl. 1831—33), «Geschiedenis van den vijftienjarigen vrede in Europa» (2 Bde., Harl. 1832), «Gedenkboek van Nederland's moed en trouw gedurende den belgischen opstand» (Harl. 1834). In Deutschland ist er besonders bekannt durch seine zu Heeren's und Ukert's «Geschichte der europ. Staaten» gelieferte «Geschichte der Nieder-

Digitized by Google

lande» (2 Bde., Hamb. 1831—33). Dabei fand er auch noch Muße zu dem «Handboek der hoogduitsche letterkund in prosa en poezij» (4 Bde., Harl. 1823—30).

Kämpfer (Engelbrecht), berühmter Reisender, geb. 16. Nov. 1651 zu Lemgo, der Sohn eines Geistlichen, studirte zu Königsberg Medicin und wurde dann 1683 Secretär bei der schwed. Gesandtschaft in Persien. Im J. 1685 nahm er auf der holländ. Flotte, die damals im Persischen Meerbusen kreuzte, als Schiffschirurg Dienste und fand so Gelegenheit, Arabien, Hindostan, Java, Sumatra, Siam und Japan kennen zu lernen, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Nach seiner Rückkehr 1692 wurde er in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen zur Lippe und starb 2. Nov. 1716. Am bekanntesten ist er durch seine «History of Japan and Siam» (2 Bde., Lond. 1727). Seine «Icones selectae plantarum, quas in Japonia collegit» ließ Banks (Lond. 1791) und einen Auszug aus dem «Diarium itineris ad aulam Moscoviticam» Adelung drucken; doch der bei weitem größte Theil seiner an wichtigen Beobachtungen reichen Handschriften liegt ungedruckt im Britischen Museum.

Kampher ist ein eigenthümlicher, einem festen ätherischen Oele vergleichbarer Stoff, welcher aus dem Holze und den Blättern des in China und Japan wachsenden Kampherlorberbaums (s. Camphora) und des auf Borneo einheimischen Kampherbaums (Dryobalanops Camphora Coleb.) durch Destillation des Holzes mit Wasser gewonnen wird und außerdem in dem ätherischen Oele aller Labiaten sich findet. Der Borneokampher gilt zwar für den besten, kommt aber nicht in den europ. Handel, da er in dem Kampherbaume nur in sehr geringer Menge enthalten (7—800 Bäume geben durchschnittlich nur 100 Pfd.), deshalb sehr theuer ist und gänzlich auf den Sunda-Inseln und in Ostindien verbraucht wird. Der Lorberkampher (Laurineenkampher, gemeiner, chinesischer, japanischer K.) kommt in allen Theilen des Kampherlorbers häufig vor und wird in Europa durch nochmalige Sublimation gereinigt (raffinirt). Er ist weiß, glänzend, durchscheinend, krystallinisch, von penetrantem, eigenthümlichem Geruche und Geschmacke, leicht entzündlich und selbst auf Wasser brennend, verflüchtigt sich nach und nach an der Luft schon bei gewöhnlicher Temperatur, noch schneller in der Wärme, schmilzt bei 175° C., siedet bei 204° C. und löst sich nur wenig in Wasser, auf welchem er schwimmt, leicht dagegen in Alkohol, Aether, fetten und ätherischen Oelen. Sein specifisches Gewicht = 0,98. Durch Behandeln mit Salpetersäure wird er in eine besondere Säure, die Kampherfäure, übergeführt. Den Griechen und Römern war er unbekannt; durch die Araber kam er zuerst nach Europa. In der Medicin wird er ebenso wie die weingeistige Auflösung desselben, der Kampherspiritus (Spiritus camphoratus; nach der Pharmacopoea Germanica eine Lösung von 1 Theil K. in 7 Theilen Weingeist und 2 Theilen Wasser), äußerlich und innerlich als flüchtiges Reizmittel angewendet. Der K. wirkt schmerzstillend und krampfwidrig und findet bei Gicht, Rheumatismus häufige Anwendung, gilt auch für ein Antiaphrodisiacum. Außer dem Kampherlorberbaume liefern noch andere Gewächse K., so das ätherische Oel der Labiaten; derselbe wurde auch im Lavendelöl, Baldrianöl, Wurmsamenöl, Reinfarnöl u. s. w. gefunden. Eine besondere Art von K. setzt sich aus dem Pfefferminzöl ab; er heißt Menthenkampher. Der sog. künstliche K. ist eine dem K. ähnlich riechende Verbindung, welche man durch Einwirkung von Chlorwasserstoffsäure auf Terpentinöl und einige andere ätherische Oele erhält. Man nennt diese Körper auch Terebene oder Camphene.

Kamptz (Karl Alb. Christoph Heinr. von), reactionärer preuß. Staatsmann, geb. 16. Sept. 1769 zu Schwerin, studirte in Göttingen, wurde 1790 Assessor der mecklenb.-strelitzischen Justizkanzlei, 1792 Kanzleirath und Geh. Referendar und 1799 von der Ritterschaft zum Beisitzer des Hof- und Landgerichts der Herzogthümer Mecklenburg erwählt. Im J. 1804 ernannte ihn der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg zum Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar. Bei Auflösung des Reichs wurde er Vicepräsident des Justizcollegiums in Stuttgart, nahm 1810 in Wetzlar an den noch zu erledigenden Geschäften des Reichskammergerichts theil und kam dann in den Oberappellationssenat des preuß. Kammergerichts, wurde 1812 vortragender Rath im Departement der höhern Polizei, 1817 Wirkl. Geh. Oberregierungsrath und Director des Polizeiministeriums sowie auch Mitglied des Staatsraths, 1824 unter Beibehaltung seiner übrigen Dienstverhältnisse erster Director der Unterrichtsabtheilung im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Im J. 1825 ward er aber von seinem Posten im Ministerium des Innern und der Polizei entbunden, dagegen zum Wirkl. Geheimrathe und Director im Justizministerium erhoben, während er zugleich die Stelle eines Directors in dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten behielt. Im J. 1830 wurde er Justizminister und mit Fortführung der Gesetzrevision und

Digitized by Google

obersten Leitung der Justizangelegenheiten in den Rheinprovinzen beauftragt, 1842 aber der Verwaltung des Justizministeriums für die Gesetzrevision, mit Beibehaltung seiner Stellung im Staatsrathe, enthoben. Sehr gewandt und von eisernem Fleiße, hat er sich um die preuß. Gesetzgebung entschiedene Verdienste erworben, sich aber auch durch die Mitwirkung bei Untersuchung der sog. demagogischen Umtriebe hartem Tadel ausgesetzt. Er starb 3. Nov. 1849 in Berlin. Unter seinen juristischen und publicistischen Arbeiten sind zu erwähnen: «Beiträge zum mecklenb. Staats- und Privatrechte» (6 Bde., Schwer. 1795—1805), «Mecklenb. Rechtssprüche» (2 Bde., Rost. 1800—4), «Civilrecht der Herzogthümer Mecklenburg» (2 Bde., Schwer. u. Rost. 1805—24), «Handbuch des mecklenb. Civilprocesses» (Berl. 1810; 2. Aufl. von Nettelbladt, Berl. 1822), «Codex der Gensdarmerie» (Berl. 1815), der beim Wartburgfeste verbrannt wurde; «Beiträge zum Staats- und Völkerrechte» (Berl. 1815), «Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der preuß. Monarchie» (3 Bde., Berl. 1826—28), «Actenmäßige Darstellung der preuß. Gesetzgebung» (Berl. 1843), «Zusammenstellung der drei Entwürfe des preuß. Strafgesetzbuchs» (Abth. 1—3, Berl. 1844—45). Auch gab er 1814—40 die «Jahrbücher für die preuß. Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung» und 1821—34 die «Annalen der preuß. innern Staatsverwaltung» heraus.

Kamtschatka, eine große Halbinsel im äußersten Norden Asiens, die 1696 durch Kosaken der russ. Krone unterworfen wurde, ist 270,000 QKilom. groß, 1350 Kilom. lang, 225—450 breit und im O. vom Behrings- oder Kamtschatkischen Meere, im W. vom Ochotskischen Meere umgeben. K. erstreckt sich von NNO. gegen SSW. Die südlichste Spitze der Halbinsel ist das Cap Lopatka unter dem 51.° 4′ nördl. Br. und 154.° 22′ östl. L. K. ist von hohen Gebirgen durchzogen, deren höchste Spitzen sich zwischen dem 53.° und 54.° nördl. Br. befinden. Hier theilt sich der Gebirgsrücken in zwei Arme; der westliche läuft parallel mit dem Meeresufer nach Norden und fällt in steilen Felsgruppen ins Ochotskische Meer; der östliche ist niedriger und nimmt gegen das Kamtschatkische Meer hin ab. In geognost. Hinsicht ist K. durch die vulkanische Thätigkeit seines Bodens bemerkenswerth, die sich vom 62.° nördl. Br. an durch das Hervortreten von 21 heißen Quellen äußert, in denen das Wasser nicht selten die Temperatur von 85° R. erreicht. Zwischen dem 58.° und 57.° finden sich die ersten, jetzt bereits erloschenen Vulkane; vom 57.° nördl. Br. an bis zur Südspitze der Halbinsel ist das ganze östl. Ufer sehr reich an theils noch thätigen (12), theils erloschenen (26) Vulkanen. Unter den erstern sind die höchsten die Klutschewskaja Sopka, 4804 Mt. über dem Meeresspiegel, dessen letzte Eruption 1854 stattfand, und der Schaweljutsch, 3215 Mt. hoch. Die Westseite der Halbinsel ist flacher und nur von niedrigen Berg- und Hügelreihen durchzogen. Unter den mineralischen Formationen sind die vulkanischen, wie Basalt, Mandelstein, Trachit u. a., die vorwaltendsten. Auch Kupfer, Magneteisenstein, Braunkohle und Bernstein finden sich in großer Menge vor. Heftige Erdbeben sind häufig. K. ist von zahlreichen Flüssen durchströmt, von denen der bedeutendste, die Kamtschatka, die Halbinsel fast in ihrer ganzen Länge durchfließt und 230 Kilom. aufwärts schiffbar ist. An ihren Ufern liegen die fruchtbaren, für Ackerbau geeigneten Landstriche, wo man Hafer, Gerste, Roggen, Kartoffeln und Gemüse baut, während sich das übrige Land für die Bodencultur nicht eignet. Das Klima ist strenger, als dies nach der Lage K.s zu erwarten wäre; der Winter währt neun Monate. Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate übersteigt nicht 10°, während im Winter das Quecksilber häufig gefriert. Milder ist es nur in den Gebirgsthälern. Die Vegetation ist da überall sehr üppig, wo der Boden vulkanischer Natur ist. Die Berge und Ebenen sind mit Wäldern von Birken, Zürbelkiefern (Pinus cembra), Erlen, Cedern und Lärchenbäumen bestanden, welche letztere ein vortreffliches Schiffsbauholz liefern. Im nördlichsten Theile der Halbinsel ist der Boden nur mit Rennthiermoos bedeckt. Die Gewässer sind ungemein reich an Fischen, besonders Lachsen (Salmo Lycaoon), das Meer an Walen, Robben, Kabeljaus, Heringen und Wasservögeln. Von Säugethieren gibt es namentlich schwarze Bären, wilde Rennthiere, Wölfe, Füchse, Ottern, Zobel, Hermeline, Hasen, Murmelthiere, wilde Schafe und eine ganz besondere Art von Hunden, die, wenig verschieden vom Wolfe, zum Ziehen der Schlitten gebraucht werden. Die eingeborene Bevölkerung sind die Kamtschadalen, die sich selbst Kroschscha, d. h. Menschen, nennen, die Korjäken und die Lamuten. Die Zahl derselben beträgt ungefähr 8000. Die Dörfer bestehen meistentheils nur aus einigen Gehöften. Die früher befestigten Plätze Tigilsk, Bolscheretsk und Nischne-Kamtschatsk dienen jetzt als Aufenthaltsorte den Kosaken, die von hier aus die Abgaben (Jassak) eintreiben. Die herrschende Religion ist die griechisch-orthodoxe; nur einige Korjäken- und Tschuktschenstämme huldigen noch dem Schamanendienste. Die Eingeborenen handeln von

Digitized by Google

den Kaufleuten aus Petropawlowsk und Gishig Taback, Thee, Zucker, Mehl, kupferne Kessel, Flinten und Pulver gegen Pelzwerk und Fische ein. Die Russen nahmen K. Ende des 17. Jahrh. in Besitz. Im J. 1696 gründete Wladimir Atlassow mit einer kleinen Schar von Kosaken aus Anadur die Stadt Nischne-Kamtschatsk und Robelew 1704 Bolscheretsk. Seit 1760 wurde K. durch Marineoffiziere von Ochotsk aus verwaltet. Im J. 1803 wurde es zu einem besondern Administrationsbezirk erhoben, der 1812 dem Marineministerium untergeordnet wurde. Der Sitz der Regierung befand sich zuerst in Nischne-Kamtschatsk, dann in Bolscheretsk und zuletzt in Petropawlowsk (s. d.). Seit 1855 wurde K. dem Seedistrict zugezählt, der in Nikolajewsk seine Administration hat. Zu den bedeutendsten Reisen, die im 19. Jahrh. hierher gemacht wurden, gehören die von Krusenstern, Kotzebue, Lütke und Erman.

Kana, ein Flecken in Untergalliläa, nicht weit von Kapernaum, wird nur im Johannes-Evangelium erwähnt als der Ort, wo Christus bei einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelt habe. Unter den bildlichen Darstellungen der Hochzeit zu K. zeichnet sich die des Paul Veronese besonders aus. Von K. stammte der «aufrichtige» Nathanael; ob K. auch der Geburtsort des Apostels Simon des «Kananiters» gewesen sei, ist zweifelhaft. Uebrigens hat man den Ort in dem heutigen Dorfe Kana el-Dschelîl wiederzufinden gemeint.

Kanaan und **Kananiter**, s. Palästina.

Kanagawa (japan. Hafenstadt), s. Jokuhama.

Kanal heißt in der Oceanographie, gleichbedeutend mit Meerenge, Sund oder Straße, ein Meerestheil, welcher auf zwei entgegengesetzten Seiten vom Lande begrenzt ist, sodaß er dadurch auf einen verhältnißmäßig schmalen Raum beschränkt wird, mittels dessen er zwei größere Meerestheile miteinander verbindet. Selten und misbräuchlich wird mit dem Worte ein Meerbusen bezeichnet, wie dies z. B. bei dem Bristolkanal im südwestl. England der Fall ist. — Der K. schlechtweg, bei den Alten Mare Britannicum, bei den Engländern der Britische oder Englische K. (British oder English Channel), bei den Franzosen La Manche (Aermel), ein Theil des Atlantischen Oceans von 86,000 QKilom. Größe und das befahrenste unter allen Meeren der Erde, verbindet, von Frankreich und England begrenzt, jenen Ocean mit der Nordsee. Meerbusenartig gestaltet, besitzt er zwischen der franz. Insel Ouessant und dem engl. Cap Landsend einen 200 Kilom. breiten Eingang, verengt und erweitert sich in seiner ostnordöstl. Richtung mehrmals und hat an seiner schmalsten Stelle, die zugleich seinen Ausgang bildet, dem Pas de Calais oder der Straße von Dover (Strait of Dover), dem Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten, nur eine Breite von 37 Kilom. Seine Länge beträgt 560, seine größte Breite 260 Kilom., letztere zwischen der Mündung des Exe in England und der Rhede von Cancale in Frankreich. Die Küsten- und Hafenbildung ist auf beiden Seiten sehr verschieden. Auf dem Festlande ist die Küste der Bretagne bis zu den Sieben Inseln, im Norden von Lannion, steil und felsig; aber ihr liegt ein flacher, öder Sandgrund vor, dessen Flugsand die wandernden Hügel von St.-Pol bildet. Oestlich folgen bis zur Rhede von Cancale große Sandstrecken und fette Marschgegenden. Von hier steigt die Küste an, und ist theils mit Sanddünen besetzt, theils mit breitem Sandgrunde und fällt mit Steilwänden, den sog. Falaises, ab, welche 50 Mt. hoch und darüber aus Bänken von Kieseln, Kalk, Mergel und Feuersteinen bestehen. Nördlich von Bayeux und Caen liegen in einiger Entfernung von der Küste die Felsen Calvados (s. d.). Oestlich von Dieppe wendet sich die Küste nordwärts nach der Straße von Calais, wo, wie gegenüber in England, sich Kreidefelsen erheben und die Vorgebirge Grisnez und Blancnez bilden. Die ganze franz. Küstenstrecke hat aber keinen einzigen von der Natur selbst gebildeten Seehafen von Bedeutung. Es liegt dies theils in der eigenthümlichen Meeresströmung im K., die, hauptsächlich gegen Osten gerichtet, die franz. Küste direct trifft und mit Sand und Schlamm bedeckt, theils in der eigenthümlichen Verwitterung des Bodens. Dagegen zeigt sich die engl. Seeküste fast durchaus als ein steiler, oft felsiger Abfall, überall mit scharfeingeschnittenen Buchten und geräumigen Flußmündungen und einer Menge brauchbarer und geräumiger Häfen, welche durch Landzungen und Vorgebirge gegen Strömungen und Nordweststürme geschützt sind und das Land zu einer der vollkommensten Hafenküsten der Erde machen. Die Tiefe nimmt im K. wie in der Nordsee mit der Entfernung vom Pas de Calais, wo sie an der tiefsten Stelle nur 47 Mt. beträgt, zu. Hinsichtlich der Gezeiten findet sich im K. die eigenthümliche Erscheinung, daß die Flut an beiden Enden vom Atlantischen Ocean und aus der Nordsee gleichzeitig eintritt, wodurch ihr Niveau an beiden Küsten außerordentlich erhöht wird. Am Südforeland in England beträgt die Fluthöhe bei Springzeit 5—7, gegenüber bei Calais 6 Mt. Besonders übt diese Erscheinung mächtigen

Digitized by Google

Einfluß auf die Küste der Bretagne, wo z. B. bei St.-Malo der Flutstrom in den Syzygien sich bis 16 Mt. und darüber erhebt, während er in den Quadraturen nur 5 Mt. steigt. Dieser Eigenthümlichkeit des K. hat der Hafen von London den großen Vortheil zu danken, daß die von Norden und von Süden kommenden Schiffe gleichzeitig mit derselben Flut in ihn einfahren können. Dagegen ist die Ausfahrt aus dem K. bei starken Westwinden beschwerlich.

Kanäle sind künstlich hergestellte, mit Wasser gefüllte Gräben, die zu bestimmten Zwecken angelegt werden. Die ursprüngliche Bestimmung der K. war die Beförderung der Landesbewässerung. Diese Aufgabe hatten die ersten K., deren die Geschichte erwähnt, nämlich die in Aegypten, mittels deren man das fruchtbringende Nilwasser in die dürren Gegenden des Landes leitete. Zu gleichem Zwecke gibt es noch gegenwärtig K. in der Lombardei u. s. w. In neuester Zeit (1877) soll das große Marchfeld bei Wien mit einem Bewässerungskanalnetz durchzogen werden, um die Fruchtbarkeit des ausgedehnten Landstrichs zu erhöhen. China besitzt seit undenklichen Zeiten K., wiewol in ziemlich roher unvollkommener Gestalt. Die weitaus bedeutendste Rolle spielen die K., welche zum Zwecke der Schifffahrt angelegt werden. In neuerer Zeit haben freilich die Eisenbahnen, welche nicht allein fast überall und leichter auszuführen sind, sondern auch ein schnelleres und von den bei der Schifffahrt nachtheiligen Umständen freieres Transportmittel gewähren, den Kanaltransport bedeutend in den Hintergrund gerückt, obwol für den Transport größerer Massen bestimmter, minder werthvoller Artikel, wie Kohlen, Bausteine u. s. w., die K. noch immer als berechtigte Concurrenten der Eisenbahnen auftreten, ja in vieler Beziehung als ergänzende Factoren derselben zu betrachten sind. Da die durch den Kanal untereinander oder mit dem Meere zu verbindenden schiffbaren Gewässer nicht nur in verschiedener Höhe auf dem Erdboden fortlaufen, sondern auch, wenngleich in derselben Höhe liegend, durch Erderhöhungen getrennt sein können, so wird nur in den allerseltensten Fällen die Anlage eines einfachen Wassergrabens allen Erfordernissen entsprechen, und es muß hier die Kunst vermittelnd auftreten. Bei den in verschiedener Höhe liegenden Wasseradern gelangt man zum Zwecke, wenn man den Kanal treppenförmig in möglichst langen Strecken bergab führt und durch Schleusen (s. d.) auf jeder einzelnen Stufe den Wasserstand für die Durchgangszeit eines Fahrzeugs auf die erforderliche Höhe bringt. Bei dieser Sachlage liefert die höhere Wasserader das Füllwasser für die Schleusen. Anders aber ist es, wenn Bergrücken u. s. w. zwischen beiden Wasseradern liegen und die Umstände einen Durchstich der Erhöhungen nicht gestatten. Für diese Fälle muß auf dem höchsten Punkte des Bergrückens ein Wasserreservoir liegen, hinreichend groß, um die Schleusen des Kanals zu beiden Seiten bergab mit Füllwasser zu versehen. Bei K., welche eine Verbindung mit dem Meere bezwecken, werden Flutschleusen und Flutthore angelegt. Die Tiefe der K. richtet sich nach dem Zwecke derselben, namentlich danach, wie tief die Fahrzeuge im Wasser gehen sollen. Der stets gleiche Wasserstand muß ein Hauptaugenmerk sein und zuweilen durch künstliche Mittel (Heber) regulirt werden. Die Seitenwände und auch der Boden des Kanals müssen insoweit gesichert werden, daß das in denselben geleitete Wasser nicht einsickern und daß der Erddruck die Kanalwände nicht eindrücken kann.

Die ältesten K. finden wir in China; der größte Kanal war der Junliangho, der Kaiserkanal. (S. China.) In Europa legten die Holländer und die norditalienischen Republiken die ersten K. an; ihnen folgten Frankreich, später England. Die Länge der K. beträgt ungefähr in England 5010, Frankreich 5595, Belgien 1590, Deutschland 1755 Kilom. Das Kanalnetz der Niederlande besaß 1874 eine Ausdehnung von 2885 Kilom. Die schönsten K. erhielt Deutschland durch die Abtretung von Elsaß-Lothringen (405 Kilom.); es steht jedoch im ganzen den übrigen Ländern in der Anlage von K. noch weit nach. Der preuß. Staat besitzt ein ziemlich vollständiges Kanalsystem, durch welches die Weichsel und die Oder mit der Elbe und der Pregel mit der Memel verbunden werden. Unter den K. Preußens ist der Oberländische zwischen Osterode und Elbing einer der bedeutendsten und besonders durch die daselbst angewendeten geneigten Ebenen zum Hinaufschaffen der Schiffe an Stelle von Schleusen interessant. Ein bedeutender Kanalbau Süddeutschlands ist der Ludwigskanal (s. d.). Ungarn hat einige größere Kanalanlagen aufzuweisen. Rußland besitzt ein ziemlich entwickeltes System von K., darunter den Bereszina-, den Oginski- und den Königskanal, welche die Ostsee mit dem Schwarzen Meer verknüpfen, und den Wyschnij-Wolotschokschen, den Tichwinschen und den Marienkanal, welche die Ostsee mit dem Kaspischen Meere in Verbindung setzen. In Spanien ist der Kaiserkanal zwischen Saragossa und Tudela der bedeutendste, in Schweden der Trollhättakanal und in Aegypten der Suezkanal (s. d.) zur Verbindung des Rothen und des Mittelländischen Meers. In neuerer Zeit ist als Parallelproject die Durchstechung der Landenge von Panama aufgetaucht.

Digitized by Google

Frankreich wurde durch seine vom Meere eingeschlossene Lage auf das Bedürfniß geführt, auch seine Binnenwässer so zu verbinden, daß eine mehr directe Communication des Mittelmeers mit der Nordsee und dem Binnenlande hergestellt wird. Es findet sich deshalb hier das Kanalsystem am meisten ausgebildet. Der wichtigste Kanal Frankreichs ist der Canal du Midi oder Kanal von Languedoc, welcher das Mittelmeer mit dem Ocean verbindet. Durch dieselben Beweggründe wie Frankreich wurde auch England zur Vervollkommnung seines Kanalsystems geführt, nachdem man eingesehen, daß hier wegen der Beschaffenheit des Terrains nicht mit Schiffbarmachung der Flüsse selbst zum Ziele zu gelangen sei. Der erste lange Kanal wurde 1755 zwischen dem Sankeybache und dem Mersey angelegt, dem sehr bald der Bridgewaterkanal folgte; zu den wichtigsten gehört ferner der Caledonische Kanal. Auch in Amerika mußte man, schon zur Beförderung des Transports der Producte, die riesenhaften Ströme und Seen durch Kanalsysteme miteinander in Verbindung zu setzen suchen.

Kanal-Inseln (Channel Islands), engl. Inselgruppe, s. Normannische Inseln.

Kanalisation (System unterirdischer Wasserabzüge), s. Städtereinigung.

Kanáris (Konstantin), griech. Seeheld und Freiheitskämpfer, geb. 1790 auf der Insel Ipsara, war vor dem griech. Aufstand Kapitän eines kleinen Kauffahrteischiffs. Er sprengte im Kanal von Chios in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 das türk. Admiralschiff in die Luft und verbrannte 22. Nov. 1822 das türk. Admiralschiff im Hafen von Tenedos. Ebenso verbrannte er 17. Aug. 1824 bei Samos eine große türk. Fregatte nebst vielen Transportschiffen, versuchte aber 4. Aug. 1825 vergebens, die ägypt. Flotte im Hafen von Alexandrien zu verbrennen. Er befehligte 1826 die Fregatte Hellas und vertrat 1827 die Insel Ipsara in der griech. Nationalversammlung. Der Präsident Kapodistrias ernannte K. im Mai 1828 zum Befehlshaber von Monembasia und vertraute ihm später ein Geschwader von Kriegsschiffen an. Nach der Ermordung des Präsidenten im Oct. 1831 zog sich K. nach der Insel Syra zurück, diente aber dem Staate später wieder als Schiffskapitän erster Klasse. In den J. 1848 und 1849 war K. Marineminister und fungirte auch als Präsident des Cabinets. Im Oct. 1848 trat er an die Spitze eines Coalitionsministeriums, das sich unter Modificationen bis Dec. 1849 behauptete. Als im Mai 1854 die Westmächte in Griechenland einschritten, übernahm er im Cabinet Maurokordatos die Marineverwaltung, die er bis Mai 1855 führte. Im Jan. 1862 übertrug ihm der bedrängte König die Bildung eines neuen Cabinets. K. legte mit seinen Freunden ein streng constitutionelles Programm vor, das jedoch vom Hofe nicht angenommen wurde. Diese Zurückweisung gab mit die Veranlassung zum Aufstande in Nauplia. Nach der Abreise des Königs Otto im Oct. 1862 betheiligte sich K. kurze Zeit an der provisorischen Regierung, später an dem sog. Triumvirat, dem er bis Febr. 1863 angehörte. Unter dem neuen Könige Georg trat er 18. März 1864 als Marineminister an die Spitze eines Cabinets, welches sich 28. April wieder auflöste. Dieselbe Stellung nahm er sodann in dem Ministerium vom 6. Aug. 1864 ein, das aber schon im März 1865 sein Ende erreichte. Auch im Juni 1877 wurde er wieder Marineminister und Ministerpräsident.

Kandáhar, ein Khanat von Afghanistan, südlich von Balutschistan, westlich von der Wüste des innern Iran, nördlich und östlich von Kabulistan begrenzt, ist nur in den bewässerten Thälern der östl. gebirgigen Hälfte fruchtbar. In der ebenern, im ganzen höchst dürren und sandigen, am Ende sich ganz zur Wüste gestaltenden westl. Hälfte versiechen auch die meisten und bedeutendsten Flüsse des Landes; der Hilmend mit seinem Zuflußsee Argandab mit Tarnak und Dori verläuft sich, trotz seines Wassergebietes von beinahe 275,000 QKilom., unbedeutend in den Hamunsee. Außer den Ureinwohnern, den Tadschiks, und den Eroberern, den Afghanen, findet man auch Balutschen und Kisilbaschen. — Die Hauptstadt K., 450 Kilom. südwestlich von Kabul, liegt in einer fruchtbaren und wohlangebauten Ebene zwischen dem Argandab und Tarnak, westlich vom Amrangebirge, dem bedeutendsten der von Nordosten nach Südwesten gehenden Höhenzüge im Innern Afghanistans, und zählt ungefähr 50,000, nach andern nur 25,000 E. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich das von Alexander d. Gr. gegründete Alexandria in Arachosia. Sie wurde oft erobert, zerstört (1383 von Tamerlan, 1507 vom Sultan Babur, 1620 durch Schah Abbas I., 1660 durch Abbas II. und 1738 von Nadir-Schah), aber jedesmal wieder aufgebaut, zuletzt von Achmed-Schah 1753 nach einem regelmäßigen Plane und auf einem von dem alten K. verschiedenen Platze, doch in dessen Nachbarschaft. Die Stadt ist nach orient. Weise gebaut, besteht aus Backsteinhäusern und ist befestigt. Die bedeutendsten Gebäude sind der Bazar in der Mitte der Stadt und das Grabmal Achmed-Schah's. K. ist die wichtigste Handels- und Industriestadt Afghanistans. (S. Afghanistan.)

Digitized by Google

Kane (Elisha Kent), berühmter amerik. Reisender, geb. 3. Febr. 1820 zu Philadelphia, war erst zum Civilingenieur bestimmt, studirte aber später Medicin und erhielt im Oct. 1840 eine Anstellung am Hospital seiner Vaterstadt. Krankheitshalber unternahm er 1843 als Schiffsarzt der Fregatte Brandywine eine Reise nach China und dem Stillen Meer, besuchte Indien, Borneo, Sumatra, die Philippinischen Inseln, wo er in den Krater des Vulkans Tael hinabstieg, und kehrte 1845 über Aegypten und Europa nach der Heimat zurück. Im Mai 1846 schiffte er sich abermals auf der Fregatte United States ein, bereiste die Nord- und Westküste Afrikas und drang unter anderm bis nach Dahomey vor. Nachdem er später bei der Küstenvermessung am Mexicanischen Meerbusen thätig gewesen, begleitete er 1850—52 als Arzt und Naturforscher die Expedition nach dem Nordpol, welche der Kaufmann Grinnell in Neuyork zur Aufsuchung Franklin's ausgerüstet hatte, die jedoch ohne großen Erfolg blieb. Desto größere Ergebnisse lieferte eine zweite Nordpolfahrt, zu der K. die Mittel zum Theil durch seine in allen Hauptstädten der Union gehaltenen Vorträge zusammenbrachte, und die er selbst befehligte. Er brach mit dem kleinen, aber trefflich ausgerüsteten Schiffe Advance 30. Mai 1853 von Neuyork auf, erreichte im folgenden Jahre unter 82° 30′ den nördlichsten Punkt und langte nach einer höchst gefahrvollen Reise im Oct. 1855 wieder in Neuyork an. Die Resultate seiner Forschungen theilte er in «Narrative of the expedition in search of Sir John Franklin» (Neuyork 1854) und in «Second Grinnell expedition in search of Sir John Franklin» (2 Bde., Philad. 1856; in Einem Bande, Lond. 1861; deutsch, Lpz. 1857) mit. Die furchtbaren Strapazen, denen sich K. im Dienste der Wissenschaft und Humanität unterzogen, hatten aber seine von Natur schwache Gesundheit vollends zerrüttet; er starb 16. Febr. 1857 zu Havana. Vgl. Elder, «Life of Dr. Elisha Kent K.» (Philad. 1857).

Kanephören (griech.), d. i. Korbträgerinnen, hießen zu Athen die Jungfrauen, welche an den Panathenäen, bei den Festen der Demeter und des Dionysos und andern feierlichen Aufzügen die zu den Opfern gehörigen heiligen Geräthe in schön geflochtenen Körben auf dem Haupte trugen. Nur Mädchen aus den angesehensten bürgerlichen Familien wurden hierzu ausgewählt. Ihnen folgten bei den Processionen Töchter der Eingesessenen, welche einen Sonnenschirm und einen Sessel zum Ausruhen nachtrugen. Die Künstler machten es sich zur besondern Aufgabe, diese weiblichen Gestalten in anmuthiger Haltung darzustellen, und berühmt waren bei den Alten die Kanephoren-Statuen des Polykletos in Erz und des Skopas in Marmor.

Känguru (Macropus) heißt eine zu den pflanzenfressenden Beutelthieren gehörende Säugethierfamilie, welche in Gestalt am meisten den Springmäusen ähnelt und sich durch einen langen, dicken Schwanz, sehr lange, zum Springen eingerichtete Hinterbeine mit verwachsenen Mittelzehen und kurze, fünfzehige Vorderbeine auszeichnet. Sie zerfallen in mehrere Gattungen und etwa 20 Arten, welche alle die austral. Provinz bewohnen. Zu ihnen gehört das große K. (M. giganteus), welches das größte Landsäugethier Australiens ist. Es mißt ohne den 70—80 Ctmt. langen Schwanz etwa bis 1 Mt. in der Länge und wird zuweilen über 200 Pfd. schwer; von Farbe ist es bräunlichgrau, an den Seiten heller und am Bauche weißlich. Seine Nahrung besteht in Gras und Baumrinden. Es ist scheu und flüchtig, kann 5—8 Mt. weite Sprünge machen und mit den Hinterfüßen sehr kräftige Schläge austheilen. Da es das gewöhnlichste Wildpret der Australier, das vorzüglich durch besonders dressirte Hunde (engl. Fuchshunde) gejagt wird, so hat es sich durch die vielen Verfolgungen bereits sehr vermindert. Sein Fleisch gleicht dem unsers Wildprets. In Europa pflanzen sich die K. in Thiergärten mit Leichtigkeit fort und sind deshalb nicht selten. Das neugeborene, sehr unvollkommene, kaum 3 Ctmt. lange Junge saugt sich an einer Zitze im Beutel der Mutter fest und wird fast acht Monate lang blos durch die Muttermilch ernährt. Unter den Gattungen, welche den eigentlichen K. sich anreihen, sind besonders die kleinen, niedlichen Känguru-Ratten (Hypriprymnus) und die kletternden Baumkängurus (Dendrolagus) interessant.

Kaninchen (Lepus cuniculus) ist ein zur Gattung der Hasen (s. d.) gehöriges Nagethier, welches sich von dem Hasen, dem es im wilden Zustande in der Färbung sehr ähnlich, dadurch unterscheidet, daß die Hinterbeine weniger lang und die Ohren kürzer als der Kopf und ohne schwarze Spitze sind. Das K. lebt sehr gesellig in zahlreichen Colonien und gräbt in sandigen oder lehmigen Abhängen Höhlen oder Baue mit mehrern langen Zugängen. Es findet sich in Süd- und Westeuropa und verwildert in den Ditnen der Nordsee. Häufig wird es gezähmt gehalten, und dann ist seine Fruchtbarkeit außerordentlich groß; denn das Weibchen, schon mit dem sechsten Monate ausgewachsen, wirft (setzt) in einem Sommer vier- oder fünfmal vier bis sechs Junge. Als Wildpret und seines Pelzes wegen sowie wegen des Schadens, den es durch

Digitized by Google

Graben und Benagen wirthſchaftlicher Pflanzungen anrichtet, wird es gejagt. Eine beſondere Art der Kaninchenjagd iſt die mit dem Frett (ſ. d.). Das zahme K. kommt in mancherlei Farben, auch weiß mit rothen Augen vor. Eine Abart iſt das angoriſche K. oder der Seidenhaſe, mit langem Seidenhaar, von dem es eine Varietät mit langen hängenden Ohren, das lappohrige K., gibt. Das zahme K. läßt ſich auch mäſten, doch iſt ſein Fleiſch weichlich. Die Haare des zahmen K. werden beſonders von den Hutmachern benutzt. Durch Kreuzung mit dem Haſen hat man neuerdings eine eigene Baſtardraſſe erzeugt, die man Leporiden genannt. Die Züchtung des K. hat ſich jetzt von Frankreich aus ſtets weiter verbreitet.

Kaniſcha, bedeutender ungar. Marktflecken im Szalader Comitat, war früher die zweite Feſtung Ungarns und ſpielte deshalb eine wichtige Rolle in den Türkenkriegen des 16. und 17. Jahrh. Nach wiederholten Anſtrengungen endlich den Türken entriſſen, wurden die Feſtungswerke 1702 auf Befehl der öſterr. Regierung geſchleift, ſodaß heute nur noch geringe Spuren derſelben vorhanden ſind. Seine jetzige Bedeutung verdankt K. ſeiner Lage zwiſchen Peſt und Kroatien einerſeits, Wien und Bosnien andererſeits, welche es zum Handelsvermittler zwiſchen dieſen Städten und Ländern macht. Seine Borſten- und Hornvieh- wie ſeine Getreidemärkte gehören zu den bedeutendſten. Der Flecken liegt an der Oeſterreichiſchen Südbahn, zerfällt in Groß- und Kleinkaniſcha und iſt Sitz eines Stuhlrichteramts. Derſelbe hat ein kath. Gymnaſium, zwei Klöſter und ſehr bedeutende Spiritus-, Liqueur- und Ziegelfabrikation und zählt (1870) 15,125 E., darunter viele Handwerker und Kaufleute.

Kanne hieß vor Einführung des gegenwärtigen deutſchen Maßſyſtems (mit Anfang 1872) in mehrern Staaten Deutſchlands die Einheit des Flüſſigkeitsmaßes, für welche anderwärts die Namen Maß, Quart, Quartier u. ſ. w. gebräuchlich waren. Im Königreich Sachſen war ſeit 1858 die Dresdener K. das einzige geſetzliche Flüſſigkeitsmaß für das ganze Land. Dieſelbe war = 71,186 ſächſ. oder 47,1653 par. Kubikzoll = 0,9356 Lit.; 72 K. bildeten 1 Eimer; die halbe K. wurde gemeinhin Nöſel genannt. In Sachſen-Weimar, Oldenburg, Livland war die K. auch eine Stufe des Getreidemaßes. In Sachſen galt die K. zugleich als ein Maß für Butter, ſeit 1851 aber als ein Gewicht für ſolche, indem 1 K. Butter, aus 4 Stückchen beſtehend, 2 Zollpfd. wiegen mußte. In Schweden iſt die K. (Kanna) ein Hohlmaß für trockene und flüſſige Dinge. Sie begreift dort 100 ſchwed. Kubikzoll oder $^1/_{10}$ Kubikfuß = 2,6174 Lit., wird aber mit 1883 außer Geltung treten und dem franz. metriſchen Maße Platz machen.

Kannibalismus. Obgleich ſich ſchon das natürliche Gefühl des Menſchen gegen den Genuß von Menſchenfleiſch ſträubt, kommen nicht nur Fälle vor, in denen Einzelne, durch Noth oder krankhaften Appetit getrieben, Menſchen tödteten und verzehrten, ſondern es zeigt auch die Völkerkunde eine lange Reihe von Völkerſchaften auf, bei denen der Genuß von Menſchenfleiſch, wenn auch nur für gewiſſe Gelegenheiten und unter beſtimmten Umſtänden, zur bleibenden Gewohnheit geworden iſt. Ueberall, wo der K. auftritt, iſt das Motiv in der Rachgier oder in religiöſen Verirrungen, theilweiſe auch in beiden Urſachen zugleich zu ſuchen. Schon die Alten erwähnen mehrfach der Anthropophagen oder Androphagen (d. i. Menſchen- oder Männerfreſſer), wie namentlich unter den Scythen, in Indien, in verſchiedenen Theilen Afrikas. Mit der Entdeckung von Amerika kam für die Anthropophagen die Bezeichnung Kannibalen auf. Letztere geht auf den Namen des Volks der Karaiben (ſ. d.) zurück (aus Caribe oder Caribal bildeten die Spanier Cannibal), bei denen auf den weſtind. Inſeln die Conquiſtadoren die Sitte, ihre getödteten Feinde zu verzehren, zuerſt näher kennen lernten. Unter den Indianern Nordamerikas waren beſonders die Stämme der Algonkin und Irokeſen als Kannibalen berüchtigt. Bei den Azteken, welche bei gewiſſen Feierlichkeiten oft Hunderte und ſelbſt Tauſende von Gefangenen oder Sklaven auf ihren Teocallis ſchlachteten, um den Göttern Herz und Blut zu opfern, wurden die Leichname der Geopferten dem Volke zu feſtlichen Mahlzeiten überlaſſen. Die Tupis in Braſilien vergnügten und verpflegten ihre Kriegsgefangenen auf alle Weiſe, gaben ihnen ſelbſt Weiber, erſchlugen und fraßen ſie aber ſpäter ſammt ihrer Nachkommenſchaft. Auch auf mehrern Inſelgruppen der Südſee war der K. bis auf die jüngſte Zeit herab zu Hauſe. Bekannt als Kannibalen waren beſonders die Maori auf Neuſeeland, die bis 1843 ihre Feinde verzehrten, ſich aber jetzt ihres frühern barbariſchen Brauchs ſchämen. Erſt in neueſter Zeit haben die Bewohner der Fidſchi-Inſeln (ſ. d.), wo faſt bei allen feſtlichen oder feierlichen Gelegenheiten Mahlzeiten von Menſchenfleiſch nicht fehlen durften, dieſen Gebrauch aufgegeben. Bei den heidniſchen Battas (auf Sumatra) wurden bis auf ihre Unterwerfung durch die Niederländer Ehebrecher, Landesverräther, Spione und andere todeswürdige Verbrecher unter beſtimmten Formalitäten zur Strafe, insbeſondere aber die Gefangenen aus Rache verzehrt. Auch

Digitized by Google

bei einigen Völkern Afrikas, wie in Bonny, bei den Kaffern, finden sich Spuren von K., der bei den Niam-Niam (s. d.) allgemein ist.

Kanon (griech.), d. i. Maßstab oder Richtschnur, heißt in der Kirchensprache die Sammlung heiliger Bücher, welche die Regel des christl. Glaubens und Lebens enthalten. Das Ansehen dieser Bücher gründete man darauf, daß man ihren Inhalt als von Gott eingegeben (s. Inspiration) betrachtete, im Gegensatze zu den Apokryphen (s. d.). Der ganze K. der Heiligen Schrift zerfällt in den K. des Alten Testaments und des Neuen Testaments. Nach der Meinung der Juden und der ältern christl. Theologen soll der K. des Alten Testaments kurz nach dem Babylonischen Exil durch Esra, mit Hülfe von 120 jüd. Gelehrten, die sich unter ihm in Jerusalem versammelt hatten (die große Synagoge), entstanden sein. Aber damals waren eine Reihe von Schriften des K. noch gar nicht geschrieben. Eingehendere Forschungen haben zu dem Ergebnisse geführt, daß der K. des Alten Testaments sehr allmählich entstand und erst im makkabäischen Zeitalter seine gegenwärtige Gestalt erhielt. Der Prolog zum Buche Jesus Sirach (etwa 130 v. Chr.) führt ihn zuerst als abgeschlossen an. Das Ansehen einiger Schriften, wie des Predigers Salomo und des Buches Esther, blieb jedoch auch noch lange nachher bei den Rabbinen streitig. Was die Zahl der kanonischen Bücher betrifft, so belief sie sich ursprünglich auf 22 Schriften, die man später in 24 zerlegte; daher nennen auch die Juden den K. des Alten Testaments: die 24 Bücher. Wir zählen indessen etwas anders, nämlich 31 besondere Werke, von denen einzelne noch in mehrere Bücher zerfallen.

Die ersten christl. Lehrer nahmen den K. des Alten Testaments so an, wie sie ihn bei den Juden vorgefunden. Da sie sich aber an die griech. Uebersetzung (die Septuaginta) hielten, in welcher noch eine Reihe im hebräischen K. fehlender, meist ursprünglich griechisch verfaßter Bücher Eingang gefunden hatten, so war namentlich über das Ansehen der letztern Streit. Melito von Sardes schließt sie aus, ebenso wie das Buch Esther. Origenes, welcher 22 kanonische Bücher zählt, nahm nur die griech. Zusätze zu den im hebräischen K. enthaltenen Schriften (Buch Baruch, Brief des Jeremias, Stücke in Esther und Stücke in Daniel) an, benutzte aber auch die übrigen Apokryphen. Dieselben Grundsätze blieben in der griech. Kirche herrschend und erhielten auf dem Concil zu Laodicea (363) öffentliche Sanction. Man nahm also nur die im hebräischen K. enthaltenen Bücher an, aber in der Textgestalt, welche sie in der Septuaginta haben, also mit den griech. Zusätzen, doch mit Ausschluß der übrigen Apokryphen. Dagegen war die lat. Kirche zu der Anerkennung der letztern frühzeitig geneigt. Nachdem man auf dem Concil zu Hippo (393) das Lesen derselben empfohlen hatte, suchte man auf dem Concil zu Karthago (397) den Unterschied zwischen beiden Theilen ganz aufzuheben und stellte selbst die Bücher der Weisheit, Sirach's, Tobiä, Judith's und der Makkabäer in den K. Darauf führte ein abermaliges Concil zu Karthago (419) alle Apokryphen als kanonische Bücher auf. Nur Hieronymus hielt den Unterschied zwischen beiden Theilen fest und bestimmte die Zahl der kanonischen Bücher, als bibliotheca divina, auf 22. Auch in der folgenden Zeit und das ganze Mittelalter hindurch regten sich gelegentliche Bedenken gegen die Gleichstellung der Apokryphen mit den übrigen kanonischen Büchern. Während aber dann die prot. Kirche nur die hebräisch geschriebenen Schriften als kanonische anerkannte, bezeichnete das Concil von Trient in der vierten Sitzung auch die Apokryphen als kanonische Bücher. Spätere kath. Gelehrte suchten diese Bestimmung dadurch zu mildern, daß sie einen doppelten K. des Alten Testaments annahmen. Den einen bezeichneten sie mit dem Ausdrucke: protokanonische Bücher, d. h. die wirklich und allgemein als echt anerkannten Bücher, den andern mit dem Ausdrucke: deuterokanonische Bücher, die man nicht allgemein als echt anerkannte und jenen an Werth und Ansehen nachstellte. Zu diesem Theile zählten sie die Apokryphen.

Der K. des Neuen Testaments schloß sich allmählich von dem 2. bis zum 4. Jahrh. ab; doch blieben die Ansichten über Werth und Ansehen einzelner Bücher auch nachmals getheilt. Die erste Sammlung, von der wir Kunde haben, die des Gnostikers Marcion, umfaßte eine eigenthümliche Bearbeitung des Lukas-Evangeliums und 10 Pauliniſche Briefe. Die Eintheilung des Marcion in Euangelion und Apostolos blieb auch nachmals üblich, als man mehrere Evangelienschriften und Briefe mehrerer Apostel anerkannte. Bis um die Mitte des 2. Jahrh. fehlte der Begriff eines neutestamentlichen K. noch ganz, daher auch die in kirchlichem Gebrauche befindlichen Schriften, namentlich die Evangelien, ziemlich frei benutzt und mannichfaltig überarbeitet, zum Theil sogar überhaupt erst unter apostolischem Namen verfaßt und in Umlauf gesetzt wurden. Das Bedürfniß einer kirchlich anerkannten Sammlung neutestamentlicher Schriften stellte sich erst in der Zeit heraus, als im Gegensatz zu den gnostischen Parteien der Begriff

Digitized by Google

der kath. Kirche sich bildete und eine Fixirung der kath. Tradition gegenüber den Häretikern nothwendig wurde. Um 180 stand dem Irenäus (s. d.) die Vierzahl der Evangelien bereits fest. Von den Briefen waren zu Ende des 2. Jahrh. 13 Paulinische, der erste Brief Petri und der erste Brief des Johannes und außerdem die mit dem Lukas-Evangelium als ein Werk zusammengefaßte Apostelgeschichte allgemein anerkannt. Eusebius bezeichnet daher in seiner um 325 geschriebenen Kirchengeschichte diese Schriften (einschließlich der vier Evangelien) als Homologumena, d. h. allgemein angenommene. Dagegen rechnet er die übrigen sog. Katholischen Briefe (s. d.), nämlich den zweiten Brief Petri, den zweiten und dritten des Johannes, den des Judas und Jakobus, unter die Antilegomena, d. h. nicht in allen Kirchen angenommenen. Auch die Apokalypse gehörte im Morgenlande zu den Antilegomenen, wogegen im Abendlande die kirchliche Anerkennung des Hebräerbriefs streitig blieb. Doch gab das Abendland seit dem 4. Jahrh. seinen Widerspruch gegen den Hebräerbrief auf, und auch die morgenländ. Kirche nahm gegen Ende des 4. Jahrh. zuerst die Katholischen Briefe, danach im 6. Jahrh. auch die Apokalypse an. Die kath. Kirche bestätigte den K. des Neuen Testaments in der erwähnten vierten Sitzung zu Trient. Die Reformationszeit nahm jedoch die Unterscheidung der Homologumena und Antilegomena wieder auf. Luther verwies die letztern in seiner Bibelübersetzung in den Anhang, und die ältern luth. Dogmatiker bestimmten, daß man auf sie wegen ihrer streitigen Echtheit kein Dogma gründen dürfe. Indessen verstummten diese Zweifel sehr bald, und die ausgebildete Orthodoxie des 17. Jahrh. betrachtete alle neutestamentlichen Schriften als gleich echt und inspirirt. Erst die neuere Kritik hat seit Semler und Eichhorn die Untersuchungen über den neutestamentlichen K. mit umfassendern Mitteln wieder aufgenommen. Nachdem man zuerst die alten Zweifel an den Antilegomenen wieder erneut und namentlich die Echtheit des zweiten Briefs Petri, des Hebräerbriefs (sofern Paulus der Verfasser sein sollte) und der Apokalypse negirt hatte, begann man auch die Homologumenen in den Kreis der kritischen Forschungen zu ziehen und gegen die apostolische Verfasserschaft des Matthäus-Evangeliums, des Epheserbriefs, der Briefe an Timotheus und Titus und des ersten Petrus-Briefs Bedenken zu äußern. Während die frühere Kritik überwiegend von dogmatischen Voraussetzungen beherrscht war, führte jetzt die angebahnte rein geschichtliche Forschung zu Resultaten, welche nicht nur die bisherige Tradition vielfach des Irrthums überführten, sondern überhaupt die ganze altkirchliche Vorstellung vom K. auflösten. Das Hauptverdienst um die geschichtliche Erforschung des K. und der Entstehung der neutestamentlichen Schriften hat sich in der neuesten Zeit Ferdinand Christian Baur (s. d.) und die sog. Tübinger Schule erworben. Ihr Hauptergebniß, daß von unsern Evangelien, wenigstens in ihrer dermaligen Gestalt, kein einziges, von den übrigen Schriften aber nur die Paulinischen Briefe an die Römer, Korinther und Galater sowie die Apokalypse des Johannes unmittelbar apostolischen Ursprungs seien, ist natürlich aufs heftigste angefochten worden, hat aber unstreitig den Grund zu einer echt histor. Erforschung des K. gelegt. (S. Bibel.) Vgl. Credner, «Geschichte des neutestamentlichen K.» (herausg. von Volkmar, Berl. 1860); Hilgenfeld, «Der K. und die Kritik des Neuen Testaments» (Halle 1863). Uebrigens bezeichnet das Wort K. in der Kirchensprache nicht blos eine kirchliche Vorschrift, sondern auch den Beschluß einer allgemeinen Kirchenversammlung, der als Kirchengesetz gilt und dessen Nichtbeachtung mit dem Banne bedroht wird. Ein solches Gesetz wird für den kirchlichen Glauben wie für das kirchliche Leben gegeben. Ferner bezeichnet K. die Gebete, welche der kath. Priester kurz vor, bei und nach Weihung der Hostie verrichtet. Endlich heißt K. das Verzeichniß der Heiligen oder Kanonisirten, in den K. der Heiligen Aufgenommenen.

Kanon bezeichnet in der Rechtssprache die jährliche Geldabgabe, auf welche eine bis dahin ihrem Betrage oder ihrem Anfalle nach ungewisse Leistung oder Beschränkung regulirt oder abgelöst wird, z. B. Laudemialkanon. Auch nennt man K. den Erbzins oder die festgesetzte Pachtsumme, welche die Erbpächter jährlich an den Grundherrn zu entrichten haben. — In der Musik der Griechen bedeutet K. eine Art Monochord, seit dem 15. Jahrh. aber in der Musik ein Tonstück, dessen verschiedene Stimmen nicht zusammen beginnen, sondern einander folgen, und zwar in der Art, daß jede folgende genau, wenn auch in höhern oder tiefern Intervallen, das von der vorangehenden Vorgetragene wiederholt, während diese eine zweite Melodie ausführt. Der Name K. wurde diesen Stücken deshalb gegeben, weil sie gleichsam den Inbegriff aller Regeln der strengen Composition bildeten. Eine populäre Anwendung des K. sind jene kleinen, leichtfaßlichen Melodien, meist mit komischen Worten, die von mehrern Personen in der Weise gesungen werden, daß alle dieselbe Melodie im Einklang oder octavenweise singen, einer aber immer später anfängt als der andere. Hat der K. keinen angehangenen Allgemein-

Digitized by Google

schluß, so heißt er ein unendlicher, im andern Falle ein endlicher. Ein in Partitur vollständig ausgeschriebener K. heißt ein offener; in einer Stimme, mit gewissen Zeichen für die Stimmeneintritte geschrieben, heißt er ein geschlossener K. Werden diese Zeichen und andere Bedingungen der Ausführung nicht beigefügt, so heißt ein solcher Conflict ein Räthselkanon, ein unter den Musikern der frühern Zeit sehr beliebtes Kunststück. — In der bildenden Kunst bedeutet K. soviel als Regel für die Schönheitsverhältnisse des menschlichen Körpers. Unter den Griechen stellte der berühmte Bildhauer Polyklet der Aeltere Forschungen in dieser Hinsicht an, und wie er vorzüglich jugendlich anmuthige Gestalten bildete, so scheint er auch in der jugendlichen Gestalt die Regel der Schönheit gefunden zu haben. Sein K. war eine zu dem Zwecke verfertigte Musterstatue, die schönen Verhältnisse des menschlichen Körperbaues an einem zum Manne gereiften Jünglinge zu zeigen. Nach Plinius und Cicero war derselbe als Speerträger (Doryphoros) dargestellt, in ruhiger, einfacher Stellung; mehrere Nachbildungen sind in dem auf uns gekommenen Antikenvorrath nachweisbar, am treuesten wol in einer herkulanischen Athletenstatue in Neapel. Nächst Polyklet beschäftigte sich besonders Euphranor im 3. Jahrh. v. Chr. mit gleichen Untersuchungen. Unter den Neuern wurde die künstlerische Proportionslehre namentlich von Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer wieder aufgenommen. Vgl. J. G. Schadow, «Polyklet oder von den Maßen des Menschen nach Geschlecht und Alter» (Berl. 1834); A. Zeising, «Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers» (Lpz. 1854).

Kanone (mit dem lat. canna, Rohr, zusammenhängend) ist die Bezeichnung für die wichtigste der gegenwärtig vorkommenden Geschützarten, welche bestimmt ist, ihre Geschosse mit großer Geschwindigkeit und in einer flachen Bahn fortzutreiben. Man verwendet die K. gegen aufrechtstehende Ziele, wie Truppen, Geschütze, Holzwände, Erdbrustwehren, Mauern, gepanzerte Schiffe, Befestigungen u. s. w. Die Ladung der K. ist im Verhältniß zum Geschoßgewicht im allgemeinen groß; die Rohre sind von bedeutender Länge (12—20 Kaliber Seelenlänge), doch kommen hierin auch Verschiedenheiten vor und man unterscheidet lange und kurze K., erstere mehr für den directen, letztere für den indirecten Schuß bestimmt. Nach der innern Einrichtung zerfallen die K. in glatte und in gezogene; letztere spielen gegenwärtig die Hauptrolle und übertreffen die glatten K. an Schußweite, Präcision und Geschoßwirkung in hohem Grade. Die Geschosse der gezogenen K. sind hauptsächlich Granaten und Shrapnels, bei leichten K. kommen auch Kartätschen vor. (S. Artillerie und Geschütz.)

Kanonenboote sind kleine und niedrige, aber mit schwerem Geschütz bewaffnete Fahrzeuge, die hauptsächlich zur Küstenvertheidigung dienen. Früher wurden sie mit Rudern fortbewegt und konnten in Windstillen den feindlichen Segelschiffen bei Blokaden gefährlich werden, da sie gewöhnlich zwei bis drei schwere Geschütze vom größten Kaliber führen. In neuester Zeit begann man Dampfkanonenboote zu bauen, die man gegenwärtig auch mit Eisenpanzern versieht. Diese K. dienen nicht allein zur Vertheidigung der eigenen, sondern auch zum Angriff feindlicher Küsten und wurden sowol im Krimkriege wie im chines. Kriege von Engländern und Franzosen vielfach und mit großem Erfolg angewandt. Die deutsche Marine besitzt fünf Panzerkanonenboote zur Vertheidigung der Flußmündungen in der Nordsee. Sie sind mit starkem Panzer versehen und führen je ein Riesengeschütz von 30 Ctmt. Kaliber.

Kanonenschlag ist eine in einer widerstandsfähigen Umschließung (starkes Papier, mit Sackbandumwickelung) enthaltene kleine Pulverladung, die durch einen daran angebrachten Zünder zur Explosion gebracht wird und dann einen starken, als Signal dienenden Knall, einem Kanonenschuß ähnlich, erzeugt. Man kann den K. auch als Versetzung einer Rakete benutzen.

Kanoniker (Canonici) oder Domherren werden die Mitglieder der bischöfl. Kirche genannt, weil sie in den Kanon, d. h. die Matrikel, der Kathedrale eingetragen waren. Auch an nichtbischöfl. Kirchen, deren Verfassung der bischöflichen ähnlich ist (Collegiatstift im Gegensatz zum Domstift), werden die Mitglieder K. genannt.

Kanonisation heißt in der kath. Kirche der feierliche Act des Papstes, durch welchen er einen Verstorbenen heilig spricht (kanonisirt). Dieser Act findet seine Analogie in der schon bei den alten Römern üblichen Apotheose (s. d.), hat aber seinen Ursprung im Gebrauche der alten Kirche, daß man bei der Feier des Abendmahls, bevor die Consecration erfolgte, diejenigen zu nennen und für sie zu beten pflegte, welche den Märtyrertod erlitten hatten. Ihre Namen, Thaten und Leiden, die Art und der Tag ihres Todes wurden in den Märtyrerkatalog, Kanon genannt, eingetragen, dadurch sie selbst für Heilige (s. Heilig) erklärt. Jeder Bischof hatte das Recht, in seiner Diöcese eine solche Heiligsprechung vorzunehmen. Der Umstand aber, daß Personen öfters auch ohne Zuthun der Bischöfe zu Heiligen erhoben wurden, veranlaßte Karl

Digitized by Google

d. Gr. zu der Bestimmung (805), daß ferner nur die Person als heilig verehrt werden sollte, der vom Bischof diese Ehre zugesprochen würde. Die wachsende Papstmacht hielt es jedoch in ihrem Interesse für nothwendig, die K. selbst in die Hände zu nehmen, um so mehr, da dieselbe der päpstl. Schatzkammer eine reiche Quelle zu sehr bedeutenden Einkünften bot. Die erste päpstliche K. vollzog Johann XV. Seit Alexander III. (1170) ist die K. ein ausschließliches Vorrecht des päpstl. Stuhls geworden und geblieben, und hat durch Urban VIII. 1634 diese Rechtsentwickelung ihren Abschluß gefunden. Die K. erfolgt in der Regel erst, nachdem die Beatification angenommen, d. h. der Betreffende selig gesprochen ist, und nach derselben zwei Wunder von ihm bezeugt sind. Die K. wird auf dem Wege des gewöhnlichen Proceßverfahrens zuerst in der Diöcese des Verstorbenen, dann bei der Congregatio rituum in Rom vorbereitet. Der promotor fidei, welcher deswegen advocatus diaboli genannt wird, hat dabei von Amts wegen alle Bedenken geltend zu machen. Ist der Proceß zu Gunsten des Candidaten beendet, so erfolgt seine K. durch den Papst in einem öffentlichen feierlichen Acte in der Peterskirche. Danach wird er in das Heiligenverzeichniß (canon) der Kirche aufgenommen und an einem bestimmten Tage sein Gedächtniß in der ganzen Kirche gefeiert. Ueber den Act wird eine Bulle ausgefertigt. Auch die griech. Kirche kennt die K.; der Patriarch von Konstantinopel hat das Recht, sie zu vollziehen. Jedoch hat in jener Kirche nur selten eine K. stattgefunden.

Kanonisch. Die Bedeutung ergibt sich aus der von Kanon. Dieser Name wurde gebraucht für die kirchlichen Gesetze, namentlich die Concilienbeschlüsse, und endlich für das Rechtsbuch, in welchem das kirchliche Recht zum Abschlusse kam (Corpus juris canonici). Das in diesem enthaltene Recht bezeichnet man als kanonisches und spricht demnach von kanonischen Strafen u. s. w. Auch die echten Bücher der Schrift werden im Gegensatz zu den Apokryphen kanonische genannt. Unter einem kanonischen Leben (vita canonica) ist das ursprünglich gemeinsame, nach bestimmten Regeln zu führende Leben der Kanoniker (s. d.) gemeint.

Kanonisches Recht (Jus canonicum), so genannt von den in der christl. Kirche allmählich sich bildenden Rechtsbestimmungen (canones), heißt das Recht, wie es in den nach und nach entstandenen Rechtssammlungen des Corpus juris canonici (s. d.) enthalten ist. Da sich die Kirche eine mit der weltlichen Macht concurrirende Gewalt zuschrieb, so behandelt das kanonische Recht nicht blos die Stellung und die Angelegenheiten der Kirche als solcher, sondern auch das Privat-, Proceß- und Strafrecht und bildet damit eine Quelle des gemeinen deutschen Privatrechts. Verschieden davon ist das Kirchenrecht (s. d.), dessen Quellen nicht im Corpus juris canonici enthalten sind und das sich lediglich auf die Kirche und ihre Angelegenheiten bezieht.

Kanonissinnen (Canonicae) sind Personen weiblichen Geschlechts, welche im Genuß einer Pfründe bei einem Stifte sind. Bis 1060 waren die K. auf die (jetzt badische) Rheininsel Säckingen beschränkt. Sie folgten der Regel Augustin's, verwandelten aber ihre Anstalten fast alle in weltliche Stifte, von denen viele (Gandersheim, Gernrode, Quedlinburg u. s. w.) auch nach der Reformation als Pfründeanstalten für adelige Damen bestehen blieben.

Kanopus oder **Kanobus**, eine Küstenstadt des alten Aegypten, von welcher die Kanobische Nilmündung benannt wurde, 150 Stadien östlich von Alexandrien, in der Nähe des heutigen Abukir gelegen. Sie sollte nach Plinius und andern ihren Namen von **Kanopos**, dem Steuermanne des hierher verschlagenen Menelaos, erhalten haben, der daselbst sein Leben verlor. Es scheint, daß die **Kanobische Nilmündung** früher der einzige Zugang für fremde Schiffe war, und schon Herodot erzählt, daß Paris mit der Helena in diese Mündung eingelaufen sei. Hier habe ein Tempel des Herakles gestanden, der für jeden, welcher sich in ihn flüchtete, eine sichere Freistätte gewährte. Daß auch ein Tempel des Serapis hier errichtet war, wird durch eine noch vorhandene griech. Inschrift bezeugt. Einen ägypt. Gott K. hat es nicht gegeben. Ebenso irrig ist die Meinung, daß gewisse ägypt. Vasen **Kanopen** genannt worden wären. Die häufig in den Gräbern gefundenen Vasen mit Köpfen auf den Deckeln, die man auch jetzt noch häufig Kanoben nennt, dienten zur Aufbewahrung von mumisirten innern Körpertheilen, wie Herz, Leber, Lunge, und tragen die Köpfe der vier zum Todtencultus gehörigen Götter: Amset mit Menschenkopf, Hapi mit Kynokephaloskopf, Tetmutef mit Schakalskopf und Kebhsenuf mit Sperberkopf. — K. ist auch der Name eines Sterns des südl. Himmels im Sternbilde des Schiffes Argo, der, nach Plutarch, nach dem Steuermann Kanopos benannt sein soll.

Kansas, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, im N. an Nebraska, im O. an Missouri, im S. an das Indianergebiet und im W. an den Staat Colorado grenzend, liegt zwischen 37 und 40° nördl. Br. und 94° 40′ bis 102° westl. L. (von Greenwich) und hat einen Flächeninhalt von 210,605 QKilom. Die Einwohnerzahl belief sich 1860 auf 107,206 und

Digitized by Google

1870 auf 364,399 Seelen, während sie auf Grund eines Staatscensus von 1873 sogar auf 610,863 geschätzt wurde. Der O. des Staats ist hügelig, «rollende Prairie», fruchtbar, holz- und wasserreich; der W. dagegen ganz eben und holzarm, ja theilweise sandig und höchst unfruchtbar, waldlos und trocken. Der NO. wird vom Missouri, der N. vom Kansas-River und dessen Nebenflüssen, der S. vom Arkansas bewässert. Der Mineralreichthum des Staats ist groß, jedoch noch wenig entwickelt. Die Kohlenlager allein werden auf 44,000 QKilom. berechnet. K. ist fast nur Agriculturstaat. Im J. 1873 gab es im Staate 3400 Kilom. Eisenbahnen. Die Staatsschuld betrug 30. Nov. 1875 1,386,000 Doll. Den Schulen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet; 1870 gab es deren im ganzen 1689 mit 1955 Lehrern und einem Einkommen von 787,226 Doll. Der Schulfonds betrug 1,013,982 Doll. Von seinen Ortschaften sind zu nennen: die Hauptstadt Topeka mit 5790 E., Leavenworth mit 17,873 E., Atchison mit 7054 E. und Lawrence mit 8320 E. Die Verfassung des Staats vom 9. Juli 1859 wurde derjenigen der sklavenfreien Staaten des Nordens nachgebildet. Die Gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senat von 33 Mitgliedern, die auf zwei Jahre, und dem Abgeordnetenhause von 105 Mitgliedern, die nur für ein Jahr gewählt sind. Gouverneur und Staatsbeamte werden auf zwei Jahre gewählt. Im Congreß ist der Staat 1877 durch drei Abgeordnete und zwei Senatoren vertreten. K. war ursprünglich ein Theil von Louisiana und wurde 30. Mai 1854 als Territorium organisirt. Die diesem Act vorausgehenden (Nebraska-Bill) und folgenden Kämpfe bilden eine der wichtigsten Phasen in der polit. Geschichte der Vereinigten Staaten. Der Süden wollte das Gebiet der Sklaverei gewinnen und setzte zu diesem Zwecke im Congreß durch seinen damaligen Vorkämpfer Douglas die Aufhebung des Missouri-Compromisses durch, welcher alles nördlich von 36° 30′ gelegene Land von vornherein für «frei» (sklavenfrei) erklärt hatte. Der Norden kämpfte lange und behauptete endlich, obschon die Präsidenten Pierce und Buchanan auf Seite des Südens standen, siegreich sein Recht. Präsident Buchanan sah sich deshalb sogar gezwungen, das Territorium 29. Jan. 1861 als «freien» Staat zuzulassen. Vgl. Hutchinson, «Resources of K.» (Topeka 1871).

Kant (Immanuel), einer der größten und einflußreichsten Philosophen aller Zeiten, wurde zu Königsberg 22. April 1724 als der Sohn eines Sattlers geboren. Nachdem er die wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem Collegium Fridericianum, erhalten hatte, ging er 1740 zur dortigen Universität über, um Theologie zu studiren, mit der er jedoch frühzeitig das Studium der Naturwissenschaften, Mathematik und Philosophie verband und die er bald ganz aufgab. Nach Ablauf seiner Universitätszeit bekleidete er neun Jahre lang in mehrern Familien die Stelle eines Hauslehrers, gab während dieser Zeit seine erste Schrift: «Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte» (1747), heraus und habilitirte sich 1755 in Königsberg, wo er Vorlesungen über Logik und Metaphysik, Physik und Mathematik hielt. Ihm wurde 1762 die erledigte Professur der Dichtkunst angetragen, die er aber zu versehen sich für nicht befähigt hielt, und so erhielt er erst 1770 die ord. Professur der Logik und Metaphysik. Er hatte sich bis dahin durch eine Reihe von Abhandlungen und Schriften, die sich theils auf Naturwissenschaften, namentlich Astronomie («Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels», 1755) und physische Geographie, theils auf Philosophie bezogen («Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren», 1762; «Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen», 1763; «Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes», 1763; «Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen», 1764; «Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral», 1764; «Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik», 1766), als ein feiner Beobachter und als ein scharfsinniger, selbstständig forschender Denker bekannt gemacht. Die Reihe von Schriften jedoch, durch welche er in die Geschichte der Philosophie epochemachend eingriff, begann erst mit der Abhandlung «De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis», mit welcher er 1770 seine Professur antrat. Sie enthält theilweise schon die Grundgedanken der «Kritik der reinen Vernunft», die er 11 Jahre später (1781) herausgab. Von da an folgten seine philos. Hauptwerke verhältnißmäßig rasch aufeinander: 1783 die «Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik», 1785 die «Grundlegung der Metaphysik der Sitten», 1786 «Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft», 1788 die «Kritik der praktischen Vernunft», 1790 die «Kritik der Urtheilskraft», 1793 die «Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft», 1797 die «Metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre» und «Die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre». Endlich schloß sich seine mehr als 50jährige schriftstellerische Thätigkeit 1798

Digitized by Google

mit der «Anthropologie in pragmatischer Hinsicht». Zwischen diese größern Werke, unter denen wieder die drei Kritiken gleichsam die Hauptpfeiler seines Systems bilden, fallen noch eine große Anzahl kleiner gehaltreicher Abhandlungen. Als akademischer Lehrer äußerte K. einen überaus wohlthätigen Einfluß. Ueberhaupt hatte sich K., obgleich er unverheirathet blieb, durch seine philos. Untersuchungen keineswegs von einem vielseitigen Verkehr mit der Welt und der Gesellschaft abziehen lassen. Er liebte eine heitere Geselligkeit, und sein Umgang wurde ebenso gesucht als geschätzt. Uebrigens hat sich K. von seinem Geburtsorte nie weiter als wenige Meilen entfernt. Er starb in hohem Alter 12. Febr. 1804. Ihm wurde zu Königsberg 18. Oct. 1864 ein von Rauch verfertigtes Standbild gesetzt. Seine wichtigern Schriften haben sämmtlich mehrere, die Hauptwerke zahlreiche Ausgaben und Nachdrücke erlebt; vollständige Sammlungen seiner Werke sind die von Hartenstein (10 Bde., Lpz. 1838—39; 2. Aufl., 8 Bde., 1867—68), die von Rosenkranz und Schubert (12 Bde., Lpz. 1838—44) und von Kirchmann (8 Bde., mit Erläuterungen, Berl. 1868—73). Die zum Theil noch bei seinem Leben nach seinen Vorlesungen herausgegebenen Schriften über Logik, Pädagogik, Metaphysik, philos. Religionslehre sind, die von Rink (2 Bde., Königsb. 1802) und von Vollmer (2 Bde., Hamb. 1801—5) herausgegebene «Physische Geographie» ausgenommen, von geringerer Wichtigkeit. Unter den ältern Sammlungen seiner kleinern «Vermischten Schriften» ist die vollständigste die unter Mitwirkung K.'s von Tieftrunk (3 Bde., Halle 1799) besorgte, zu der als vierter Band die «Sammlung einiger bisher unbekannt gebliebener kleiner Schriften von K.» (Königsb. 1800) gehört. Vgl. Borowski, «Darstellung des Lebens und Charakters K.'s» (Königsb. 1804); Wasianski, «K. in seinen letzten Lebensjahren» (Königsb. 1804); Jachmann, «Immanuel K., geschildert in Briefen» (Königsb. 1804); Schubert, «Immanuel K.'s Biographie» (Lpz. 1842, und in der Ausgabe der Werke K.'s, Bd. 11); K. Fischer, «K.'s Leben und die Grundlage seiner Lehren» (Manh. 1860); Frauenstädt, «Immanuel K. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik K.'s» (Lpz. 1872).

Die K.'sche Philosophie ist einerseits das reife und abschließende Resultat der Aufklärungsbewegung des 18., andererseits eben als solches der gemeinsame Ausgangspunkt aller bedeutendern wissenschaftlichen Richtungen des 19. Jahrh., und diese mächtige Stellung, welche sie auf dem Gebiete der Philosophie einnimmt, hat von da aus auch für die übrigen Culturspharen derartig gewirkt, daß wir auch in ihnen überall den K.'schen Gedanken als lebenskräftigen Triebfedern begegnen. Was den histor. Ursprung dieser Lehre betrifft, so sehen wir in ihr die einheitliche und principielle Zusammenfassung all der mannichfachen Strömungen, welche das Jahrhundert der Aufklärung hervortrieb: die glänzende Entfaltung der mechan. Naturwissenschaft, die mit der Untersuchung der menschlichen Erkenntnißfähigkeit beschäftigte Philosophie, der den positiven Religionen sich kritisch gegenüberstellende Vernunftglaube der engl. Freidenker und der deutschen Rationalisten, der in Rousseau leidenschaftlich gegen die Cultur sich aufbäumende Drang nach natürlicher Entfaltung des Individuums, die lebhafte, gegen alles autoritative Ansehen ringende Discussion der großen Fragen des Staats und der Gesellschaft: alle diese Bestrebungen finden in K. ihre Vereinigung und damit ihre gegenseitige Abklärung und Verföhnung. Und doch tritt bei ihm der Werth dieser vereinigenden und alles umfassenden Kraft seines Geistes noch zurück hinter demjenigen der mächtigen Energie des Grundgedankens, von dem aus er alle diese Fragen behandelt. Es ist die Ueberzeugung von der gesetzgebenden Kraft der Vernunft in Wissenschaft und Leben, welche K. nach allen Seiten hin durchzuführen sucht und mit der er eben das Geheimniß des Zeitalters der Aufklärung ausspricht.

Seine gesammte Philosophie will nichts anderes sein, als eine Feststellung der in der Vernunft selbst enthaltenen Principien, und sie nennt sich in diesem Sinne die kritische Philosophie. Es war zunächst das theoretische Gebiet, auf welchem sich K. in diese Stellung gedrängt sah. Er selbst hatte sich aus anfänglicher Abhängigkeit von dem dogmatischen Rationalismus (s. d.) der Wolf'schen Schule selbstständig zu empiristischen Principien durchgerungen und dann die verwandten Gedanken der engl. Denker, namentlich Locke's und Hume's, mit lebhafter Sympathie ergriffen. Die skeptischen Consequenzen, denen er sich sowenig wie Hume entzog, und seine felsenfeste, zum größten Theil auf den Einfluß Newton's zurückzuführende Ueberzeugung von der Gültigkeit der Mathematik, die er für eine reine Vernunftwissenschaft hielt, scheinen ihn zuerst schwankend gemacht zu haben, und schließlich geschah es nicht ohne Einwirkung von Leibniz (s. d.), der bereits zwischen den großen Gegensätzen des Rationalismus und des Empirismus einen von der Wolf'schen Schule freilich nicht begriffenen Versuch der Vermittelung gemacht hatte, daß K. seinen gänzlich neuen und mit staunenswerthem Tiefsinn

Digitized by Google

ergründeten Standpunkt dahin befestigte: es gäbe allerdings prin
Erfahrung und vor aller Erfahrung bestehende Vernunfterkennt
schließlich für die durch Erfahrung zu erkennenden Gegenstände,
im Individuum ohne dessen Wissen wirksame allgemeine Vernunf
der Vorstellungen nach denselben Gesetzen erzeuge. Diese Gesetze
räumlichen und zeitlichen Anschauung und die «Stammbegriffe de
(s. d.). So verwandelte sich für K. die gewöhnliche Wirklichkeit in ei
den vernünftigen Wesen, welche Lehre er den kritischen oder transsc

Die problematische Frage nach einer Welt von «Dingen an s
theoretische Vernunft, hinter den Erscheinungen stecke, glaubte K. n
philosophie lösen zu können. Auch hier war ihm die «Autonom
Fähigkeit, sich selbst Gesetze vorschreiben zu können, der leitende G
gorischen Imperativ», daß jeder nur nach dem Pflichtgesetz handel
Und in diesem sittlichen Bewußtsein hatte er etwas über alle E
funden und zeigte nun, daß nur in diesem, aber auch in ihm sich
beruhe, wonach jene Welt der «Dinge an sich» diejenige der morali
er auf das sittliche Bewußtsein die Ideen von Gott, Freiheit und
Gegensatze der menschlichen Natur, die theils sinnlich, theils moral
er seine Religionsphilosophie, welche den sittlichen Gehalt aus den
Religionen herauszuschälen suchte. Auf den Begriff der Mensche
lichen Menschenrechts stützte er dann seine Rechtsphilosophie, dere
die absolute Achtung der sittlichen Freiheit zur Grundlage des st
lichen Lebens zu machen, und in der Realisirung dieses Freiheits
Ziel aller menschlichen Geschichtsentwickelung.

Die Verbindung zwischen der Welt der Erscheinungen und
endlich suchte K. in der Betrachtung der Natur unter dem Gesich
Als verfehlt galt ihm der Versuch, die Entstehung der natürlichen
wie der Gattungen, aus der Wirksamkeit eines zweckthätigen Ged
nicht minder verfehlt galt ihm der andere Versuch, diese causale B
einzige und höchste anzusehen. Die vollkommenste Versöhnung abe
in der ästhetischen Welt: hier ist alles zugleich causal und zwec
nothwendig und alles frei, hier ist alles Natur und alles Idee.
als eines Geistes, der wie die Natur handelt, gipfelt und krönt
Philosophie, und dies war der tiefste Grund für die innige Versc
ästhetischen Lebens, welche die deutsche Geistesentwickelung um
hunderte so überaus fruchtbar gemacht hat. (S. Deutsche Ph
größern Werken über Geschichte der Philosophie (s. d.) besonders
K. Entwickelungsgeschichte und System der kritischen Philosoph
2. Aufl. 1869). Gegen das letztgenannte Werk schrieb Trendelenl
K.» (Lpz. 1869), worauf Fischer durch seinen «Anti-Trendelenbu

Die Literatur über die K.'sche Philosophie ist so ausgebreitet,
19. Jahrh. überhaupt. Denn darin prägt sich die gewaltige W
am klarsten aus, daß jeder der folgenden Philosophen in irgend
des großen Königsbergers Stellung nehmen muß. Dabei zeigte
lung, welche zunächst in Deutschland platzgriff, die natürliche Ers
thätigen Denker eins der in der K.'schen Untersuchung auftrete
richtung aufnahm und mehr oder minder einseitig verfolgte. (Vgl
K.'schen Philosophie», im 12. Bde. der von ihm besorgten Ausg
Fries, Fichte, Schelling, Schopenhauer, Herbart, für den wah
standen doch alle zur K.'schen Philosophie in dem Verhältniß, wie
«Nathan» zu dem echten Ringe. (Vgl. Fischer, «Die zwei K.'sche
1862, und O. Liebmann, «K. und die Epigonen», Stuttg. 1865
K.'sche Philosophie den überreichen Gedankenstoff, in dessen Bea
zeit bewegte. Für das Ausland wurden die Lehren K.'s erst
aber auch um so wirksamer und tiefer greifend: für England sir
milton, für Frankreich Villers, V. Cousin, Tissof, für Italien b
Je einseitiger nun aber die Consequenzen waren, welche bei d

Digitized by Google

Richtungen der K.'schen Gedanken zu Tage traten, und je mehr sich das Interesse des Publikums von diesen Consequenzen abwandte, um so dringender wurde, zumal in Deutschland, das Bedürfniß, den ganzen und reinen Thatbestand von K.'s Lehren wieder ans Licht zu ziehen. Nachdem einerseits bedeutende Naturforscher, vor allen Helmholtz, in ihren Forschungsresultaten sich zu fundamentalen Elementen der K.'schen Lehre bekannt hatten, nachdem andererseits das histor. Werk von Kuno Fischer dem eben erregten Interesse auf das beste entgegengekommen war, wurde allmählich die «Rückkehr zu K.» das allgemeine Feldgeschrei der sich neubildenden Philosophie. Es entstand auf der einen Seite eine völlige «Kant-Philologie», welche den Thatbestand und den histor. Ursprung der Lehren K.'s genau festzustellen sucht, andererseits aber eine positive Richtung, welche die K.'schen Ideen mit den methodischen Arbeiten der Naturwissenschaft in innigen Zusammenhang zu bringen sucht. Unter den zahlreichen Forschern, welche in der einen oder der andern Richtung thätig sind, mögen hier Arnold, Bona Meyer, Cohen, Göring, Laas, Lange, Liebmann, Paulsen, Riehl, Stadler, Thiele, Windelband und Witte genannt werden. Wenn diese «Rückkehr zu K.» in der That die Aufgabe der Philosophie der Gegenwart ist, so ist dieses Bestreben vor allem dahin zu verstehen, daß nur in einer gleichmäßigen Entwickelung aller in der K.'schen Philosophie enthaltenen Keime das Ziel der fernern Philosophie bestehen kann. Vgl. Chalybäus, «Histor. Entwickelung der speculativen Philosophie von K. bis Hegel» (5. Aufl., Lpz. 1860), und Harms, «Die Philosophie seit K.» (Berl. 1876).

Kantakuzenos, eine berühmte griech. Familie, die in der Geschichte des Byzantinischen Reichs zuerst im 14. Jahrh. hervortritt. Zu ihr gehört Johannes K., der sich unter den byzant. Kaisern Andronikos II. und III. als Feldherr und Staatsmann besondere Verdienste erwarb. Andronikos III. wollte mit ihm den Thron theilen, und nach dem Tode des Kaisers (1341) wurde er Vormund von dessen Sohn, dem neunjährigen Kaiser Johann Palãologos I., und Regent des Reichs, das er vortrefflich verwaltete. In der Absicht, das Reich bei den Intriguen der Mutter des jungen Kaisers, der später mit seiner Tochter Helene sich vermählte, gegen die Angriffe der Bulgaren und Türken besser schützen zu können, setzte er sich 1341 selbst auf den Thron. Um Bürgerkrieg zu vermeiden, entsagte er jedoch 1355 demselben wieder und lebte seitdem als Mönch. Er soll 1380 gestorben sein. In klösterlicher Einsamkeit schrieb er unter dem Namen Christodulos die Geschichte seiner Zeit (1320—57), welches Werk neuerdings von Schopen (3 Bde., Bonn 1828—32) kritisch herausgegeben wurde. Außerdem verfaßte er einen Commentar zur «Ethik» des Aristoteles, schrieb gegen die Juden sowie gegen Mohammed und den Koran. — Seinen Sohn, Matthias K., der nach des Vaters Abdankung seine angeblichen Rechte auf den Thron gegen den Kaiser Johann Paläologos mit den Waffen zu behaupten suchte, vermochte er 1357 nach manchen Zwischenfällen zum Rücktritt und zur Niederlegung der Waffen. — Unter der Türkenherrschaft gehörten die K. zu den vornehmsten Fanariotenfamilien in Konstantinopel und gaben als solche der Moldau und Walachei mehrere Hospodare. Später ließen sie sich in Rußland nieder, von wo aus beim Beginn des griech. Freiheitskampfs die Brüder Alexander und Georg K., welche in russ. Militärdiensten standen, sich hervorthaten. Georg K. folgte dem Fürsten Alexander Ypsilantis nach der Moldau, während Alexander K. in des letztern Auftrag im Frühjahr 1821 nach dem Peloponnes sich begab, daselbst jedoch nur an den Kriegsbegebenheiten des ersten Jahres einigen Antheil nahm. Von Alexander K. rühren her: «Briefe eines Augenzeugen der griech. Revolution von 1821. Nebst einer Denkschrift des Fürsten Georg K. über die Begebenheiten in der Moldau und Walachei in den J. 1820 und 1821» (Halle 1824).

Kantara (El), vollständig el-Kantarat el-Chazne, d. i. die Brücke des Schatzes, heißt das Oertchen, welches an der Stelle liegt, wo die ägypt.-syr. Karavanenstraße den Suezkanal überschreitet, zwischen dem Menzale- und Balahsee. Es ist die natürliche Brücke zwischen Asien und Afrika, und die vom Knotenpunkte der Verkehrswege Sâlihîye am Pelusischen Nilarme ausgehenden Karavanen überschreiten seit alter Zeit stets diese Stelle. Die Suezkanal-Compagnie hat die alte Brücke abgerissen und durch eine Fähre ersetzt.

Kantharíden oder Pflasterkäfer, s. Spanische Fliegen.

Kanton, See- und Handelsstadt im südl. China, s. Kuangtung.

Knut, König von Dänemark und England, s. Knut.

Kanzlei (Cancellaria) heißt der ursprünglich mit Schranken (cancellis) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, Gerichtsurtheile, landesherrlichen Rescripte und andere Schriften ausgefertigt werden, und Kanzler (s. d.) der Vorsteher der hierzu bestellten Beamten. In einigen Ländern wurde später der Name K. auch den höhern Gerichten selbst beigelegt (Justizkanzleien),

Digitized by Google

deren Vorsteher in der neuern Zeit meist Kanzleidirectoren, auch w
wurden. Neuerdings versteht man aber unter K. mehr das Suba
halb von Cabinets-, Ministerial-, Gerichts- und Regierungskanzle
Behörden das Recht, eine K. zu haben, häufig versagt war, so l
mäßigkeit oder die dem Landesherrn oder andern privilegirten Stel
Befugniß, Urkunden mittels Beifügung des Siegels zu beglaubig
Ansprüche sofort vollstreckbar zu machen. — Kanzleistil nennt
äußerliche Förmlichkeit, welche in den öffentlichen Urkunden und d
von den K. auszugehen pflegten, üblich war. Derselbe erscheint g
pedantisch, weshalb er auch in den meisten Staaten abgeschafft u
lichen Schriften die Form und Sprache des gewöhnlichen Briefst

Kanzleischrift oder Documentenschrift nennt man jetzt
fältig ausgeführten, gleichmäßig starken Grundstrichen und mit k
versehene Schrift. Diese Schrift wird, wie schon ihr Name and
und tritt, wenn viel und schnell geschrieben werden muß, gege
Hintergrund. Die noch im 19. Jahrh. vielgebrauchte K. war ei
Fracturschrift, sie wurde hauptsächlich bei Documenten in den
Titeln und Ueberschriften verwendet. Die in neuester Zeit als
ist eine einfache, edel geformte Fracturschrift.

Kanzler (Cancellarius) hieß im Mittelalter derjenige Hofbea
der öffentlichen Schriften oblag, daher der Reichssiegelbewahrer
oder fünf obersten Hofbeamten, welche an den german. Fürsten
werden, und war vermöge des Einflusses, welchen ihm sein Gesch
Dem der Schrift kundigen K., der ebendeshalb in älterer Zeit g
wurde die Correspondenz und die Ausfertigung der nöthigen
Kanzleramt in den Königreichen bekam so die Bedeutung eines d
vorzugsweise die auswärtigen Angelegenheiten zukamen. In dem
alters wurde das Erzkanzleramt mit der Kurwürde des Erzbis
Der Erzbischof von Köln war Erzkanzler für Italien, der von
Arelat in Burgund. (S. Erzämter.) Mit dem Erzkanzleramt
waren wichtige Functionen, namentlich das Directorium des Rei
und Reichskanzleien verbunden. Der Erzkanzler ließ sich seit der
in Wien durch einen von ihm ernannten Vicekanzler vertrete
lebte und der eigentliche Reichsminister war. Wie der Kaiser, so
Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der K. von Frankreich war der
einzige, welcher, einmal ernannt, nicht wieder entlassen werden
schäften zu entfernen, wählte man den Ausweg, neben ihm noch
ernennen. Er war Justizminister und wurde daher aus dem S
wählt. An seinen ursprünglich geistlichen Stand erinnerten s
schwarzen Livreen und sein schwarzer Wagen. Außer dem R
France) hatten die Königin, die Söhne und Enkel des Königs,
die Ritterorden, Universitäten u. s. w. ihre K. In England ist de
Chancellor) der erste Staatsbeamte, Präsident oder Sprecher des
kanzlei und des damit verbundenen höchsten Gerichtshofs (Court
Justizminister fungirt aber der Staatssecretär für das Innere.
K. des Herzogthums Lancaster und den K. des Lehnhofs und de
of the Exchequer), welches der Finanzminister ist. Auch Irland
kanzler. In den deutschen Territorien fing man um die Mitte d
stellen, deren Geschäftskreis sich sehr verschieden gestaltete, indessen
eines Präsidenten der höhern Gerichts- und Regierungsbehörden v
gab es einen Geheimrathskanzler, einen Hofkanzler, einen Lehnska
Provinzen Regierungskanzler. König Friedrich II. von Preußen
eines Großkanzlers und Chef de Justice für Samuel von Co
greifende Reform des Justizwesens übertragen hatte. Später gi
K. wieder ein. Dagegen wurde der Fürst Hardenberg, der die au
Staatskanzler ernannt. Im Norddeutschen Bunde von 1867
von 1871 wurde in dem Amte des Bundes-, jetzt Reichska

Digitized by Google

oberste Leitung der Bundes- und Reichspolitik, nächst dem Kaiser, concentrirt an Fürst Bismarck übertragen. Auch in Oesterreich führte öfters der Ministerpräsident den Titel Staatskanzler, Graf Beust dagegen den Titel Reichskanzler. Vgl. Stumpf, «Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrh.» (3 Bde., Innsbr. 1865—73).

Kaolin heißt ein zu der ausgebreiteten Familie der Thone gehöriges Mineral, zerreiblich, weiß oder licht gefärbt, unschmelzbar, im feuchten Zustande sehr plastisch werdend. Das Mineral bietet das Hauptmaterial zur Fabrikation des Porzellans und wird daher auch Porzellanerde genannt. Es ist ein Product der Verwitterung des Feldspats und besteht in seiner normalen Zusammensetzung aus 47 Proc. Kieselsäure, 39 Proc. Thonerde und 14 Proc. Wasser. Ausgezeichneter K. findet sich z. B. in der Gegend von Elbogen in Böhmen, bei Aue unweit Schneeberg, Morl unweit Halle, St.-Yrieux bei Limoges, in Cornwall, China u. s. w.

Kapaun nennt man den in seiner Jugend castrirten Haushahn. Das Verschneiden oder **Kapauniren** geschieht durch Entfernung der Testikel mittels Operation, um zarteres Fleisch zu erhalten und die Hähne zur Mastung geeigneter zu machen. Die K. sind auch zur Ausbrütung der Eier und zur Führung der Jungen zu gebrauchen. Am besten eignen sich zum Kapaunieren 12 Wochen alte, nicht eingesperrte Hähne. Die Zucht wird am meisten in Frankreich, Italien und Steiermark betrieben. Neuerdings sieht man davon immer mehr ab und mästet die jungen Hähne als Coqs vierges ohne Castration. Verschnittene Hühner heißen **Poulards**.

Kapelle (vom mittelalterlichen capella) nennt man kleine, nicht zu allgemeinem, sondern nur zu privatem Gebrauche bestimmte kirchliche Gebäude, welche entweder in oder neben einer größern Kirche eingerichtet sind, oder auch selbstständig bestehen. Die K. wird meist nach dem Heiligen, welchem sie gewidmet ist und dessen Reliquien im Altare derselben beigesetzt sind, genannt. Man unterscheidet Grabkapellen, Todtenkapellen zur Abhaltung des Todtencultus, Haus-, Hof- und Burgkapellen, Doppelkapellen, d. i. eine besondere Art von K. in zwei Stockwerken übereinander, von welchen die untere (als Krypta) zum Todtencultus, die obere zum gewöhnlichen Gottesdienste bestimmt ist. **Kapellenkranz** nennt man die Gesammtheit der im Halbkreise dem Umgang des polygonen Chors einer größern Kirche (z. B. Dom zu Köln) sich anschließenden, gewöhnlich ebenfalls polygon gebildeten K. — Da in den alten kirchlichen K. häufig geistliche Musiken aufgeführt wurden, so belegte man mit dem Namen K. auch die Gesammtheit der Musiker, insbesondere aber der Musiker und Sänger, welche von vornehmen Personen gehalten wurden. Der Leiter einer K. heißt **Kapellmeister** (Maëstro di Capella). Ursprünglich waren die K. Sängerinstitute, von denen die päpstliche oder Sixtinische K. die berühmteste ist; im 16. Jahrh. wurden Instrumente hinzugezogen, und seit der Zeit wird damit eine Vereinigung von Sängern und Spielern bezeichnet. Als Hof- und Militärkapelle bezieht sich das Wort indeß nur auf eine Vereinigung von Instrumentalmusikern ohne Sänger.

Kapelle oder **Kupelle** (vom lat. cupella, kleines Gefäß) heißt ein zum Probiren des Silbers und Goldes oder zum Abtreiben (Kupelliren) des Kupfers und Bleies vom Silber dienendes Gefäß, das die Form eines abgestumpften Kegels besitzt, innerhalb flach kugelförmig ist und ungefähr 2,5 Ctmt. Durchmesser hat. Die Masse der K. besteht aus Holz- und Knochenasche, welche, mit Wasser zu einem Brei angerührt, in einer hohlen konischen Messingform (Nonne) mit gerader Basis geformt wird. Die Vertiefung erhält die K. durch einen auf den Teig gedrückten halbkugeligen Stempel (Mönch).

Kaper nennt man ein Schiff, welches in Kriegszeiten von Privaten ausgerüstet wird, um Schiffe wegzunehmen, die feindlicher Unterthanen Eigenthum sind. Die dazu nöthige Autorisation, den **Kaperbrief**, ertheilt die Admiralität des Landes, welchem die K. angehören. Ohne Kaperbriefe betrachtet man die **Kaperei** als Seeraub und straft Kapitän und Matrosen als Seeräuber. Die Pariser Declaration von 1856 suchte die Privatkaperei als eine dem Zeitgeist nicht mehr entsprechende barbarische Sitte abzuschaffen. Doch waren es nicht sämmtliche Seemächte, welche den Vertrag unterzeichneten. Namentlich schlossen sich die Vereinigten Staaten von Amerika aus, weil sich die übrigen Unterzeichner nicht dazu verstehen wollten, den Vorschlag der amerik. Union anzunehmen, wonach fernerhin feindliches Privateigenthum zur See überhaupt nicht, also auch nicht durch Kriegsschiffe, genommen werden sollte. (S. Seerecht.)

Kapern nennt man die noch unentfalteten, in mit Salz versetztem Essig eingelegten und als höchst beliebtes Gewürz dienenden Blütenknospen des in den Ländern am Mittelländischen Meere wachsenden und bei Toulon und Marseille häufig cultivirten **Kapernstrauchs** (Cappäris spinosa L.), welche aus vier Kelchblättern, vier Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und einem gestielten Fruchtknoten bestehen. Sie sind etwas bitter und scharf und dienen

Digitized by Google

als Zusatz an verschiedenen Speisen (Brühen und Salate), dener
schmack geben will. In den Handel kommen sie in Fäßchen, die b
zwar die meisten aus Südfrankreich. Die K. haben eine graug
jedoch denselben Kupfer zugesetzt, um ihnen, wie es auch häufig
Mixed pickles u. s. w. geschieht, eine schöne grüne Farbe zu geb
Eigenschaften erhalten können. Ein polirter Eisenstab, in das Ges
sich in diesem Falle bald mit Kupfer und führt zur Erkennung de
feiles Surrogat benutzt man in manchen Gegenden, namentlich
Blütenknospen der Dotterblume oder Kuhblume (Caltha palustris
(Ranunculus Ficaria), die erst in Salzwasser geweicht und dann i
die Blütenknospen der Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus) und
man als Surrogate verwendet, die jedoch nur den Nichtkenner tä
und Spanien braucht man auch die Früchte des Kapernstrauchs eb
Man nennt erstere Cornichons du caprier. Der Kapernstrauch w
gebiet an sonnigen Felsen und Mauern, an welche er seine rankend
andrückt. Die blaugrünen, dicken Blätter sind länglich, kurzgestielt
beiden Seiten des Stiels steht ein kurzer, gekrümmter Dorn. Die
auf langem Stiele stehenden Blumen sind groß und schön gefärb
Fruchtknoten entwickelt sich eine fleischige, gurkenähnliche Frucht vo

Kapernaum oder **Kapharnaum** hieß eine wohlhabende St
Exil erbaut wurde und am See Gennezareth auf der lebhaften Ha
Damascus nach dem Mittelländischen Meere führte. In dieser
Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in Galiläa erwählte, wohnten auch
und Petrus. Am wahrscheinlichsten ist K. an der Stelle des heuti

Kapital. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter K. eine
nutzbringend anzulegen oder anzuleihen sucht. Weiter und ande
Volkswirthschaftslehre. Diese bezeichnet als K. denjenigen Vorra
zur Hervorbringung neuer Güter bestimmt ist, also den werbenden
Wort K. verdeutscht hat. Die Güter oder Vermögenstheile ein
dienen entweder unmittelbar zur Verzehrung und Abnutzung, wie
geräth, und können dann natürlich kein Einkommen gewähren, son
sie werden aufbewahrt, um zu neuer Production zu dienen, und si
productiven Verwendung ist das Entscheidende beim Kapitalbegriff.
dings auch das wichtigste Tauschmittel, das Geld; doch setzt es
großen Zahl anderer Güter zusammen. Dahin gehören die bei de
verarbeitenden Stoffe, die Hülfsstoffe, welche bei der Productio
werden (die Maschinen, Werkzeuge, Geräthe, die Gebäude, Werkstä
thiere, selbst die Unterhaltsmittel der Arbeiter, die mit der Güte
Ohne das K. läßt sich in unserer Culturperiode die Gütererzeug
aber auch bei den ersten Anfängen der Wirthschaft zeigt es sich
Production die Naturkräfte und die menschliche Arbeit. Je mehr
keit sich entwickelt, um so mehr gewinnt das K. an Bedeutung, da
möglicht. Man bemerkt dies sowol im privatwirthschaftlichen Bet
lichen. Je geringer das K. ist, über welches ein Gewerbtreibend
vermag er zu leisten; erst mit der Zunahme des K. werden die gewerb
Art ausgedehnter und gewinnbringender. In Bezug auf die Wir
wirthschaftlichen Betriebe sei nur auf einiges hingewiesen. Die Ro
im großen billiger zu stehen; sie lassen sich auch leichter in beste
ermöglicht das K. die Ansammlung und Aufbewahrung der Rohstoff
Verwendung. Je mehr K. einem gewerblichen Geschäfte zu Gebote
mäßiger kann es sich einrichten. Es kann sich die vortheilhaftern G
stellen, kann künstlichere Hülfsmittel und Methoden in Anwendun
Versuche die bessern Productionsweisen ermitteln u. s. w. Der
Hunderte von Arbeitern vereinigen und aus ihrer Arbeit, die durch
Kenntnisse, seines Unternehmungsgeistes und seiner kaufmännischen
voll und productiv wird, den reichsten Gewinn ziehen. Das K. gi
seine Erzeugnisse vortheilhafter zu verwerthen. Ganz ähnlich ver

Digitized by Google

Völkern. Kapitalarme Nationen stehen stets auf niedriger wirthschaftlicher Stufe und können sich von derselben nur dadurch auf eine höhere versetzen, daß sie ihren Kapitalbesitz in zweckmäßiger Weise zu erhöhen streben. Das ist allerdings anfänglich schwer; sobald sich aber das K. zu vermehren anfängt und zweckmäßig verwendet wird, beginnt es sofort eine außerordentliche Wirkung zu üben. Indem es eine große Menge schlummernder Kräfte weckt und die vorhandenen Naturkräfte, welche zum Theil unberücksichtigt bleiben mußten, mit Hülfe der Arbeit nutzbar macht, vermehrt es das Nationaleinkommen, damit aber wieder sich selbst, indem es bedeutende Ersparnisse aus dem letztern ermöglicht. Es wächst, und zwar progressiv, um endlich fast ungeheuere Dimensionen, wie dies z. B. in England geschehen, anzunehmen.

In neuerer Zeit hat das K. vielfache Angriffe erfahren müssen. Namentlich aus der Klasse der Arbeiter und kleinen Handwerker sind lebhafte Klagen über das K. lautbar geworden. Indem das K. es ermögliche, sagen die Handwerker, daß viele, fast die meisten wirthschaftlichen Producte fabrikmäßig hergestellt werden, schaffe es wenige reiche Unternehmer, drücke aber die große Menge der bisher selbstständigen Handwerker in den Stand der unselbstständigen Arbeiter herab. Die Arbeiter aber behaupten, daß das K. als dominirende Macht die Arbeit von sich abhängig mache, diese erniedrige und ausbeute; daß es die Schuld trage, wenn der Arbeiterstand, der dem K., das nur mit K. bekämpft werden könne, nicht Widerstand zu leisten vermöge, unselbstständig dastehe und eine Existenz habe, die als elend mit Recht bezeichnet werden dürfe. Das K. mache die Reichen reicher, die Armen fortwährend ärmer. Richtig ist, daß der selbstständige Gewerbtreibende mit geringem K. demjenigen, welcher über großes K. verfügt, selten energisch und erfolgreich Concurrenz machen kann; richtig auch, daß der kapitalreiche Unternehmer einzelne Arbeiter zeitweise zu bedrücken vermag, sobald keine concurrirenden Unternehmer am Orte sind und der Arbeiter den Ort nicht verlassen kann oder will. Ueberhaupt kann jedes Gut und mithin auch das K. gemisbraucht werden. Ferner läßt sich nicht leugnen, daß kapitalarme Ortschaften, Bezirke, Staaten den kapitalreichen gegenüber sich in unvortheilhafter Stellung befinden und mit diesen in keiner Weise zu concurriren vermögen. Um deswillen aber das K. beseitigen wollen, vorausgesetzt, daß dies überhaupt möglich, hieße doch die vorhandenen Zustände tausendfach verschlimmern. Die Erhaltung, Vermehrung und fruchtbringende Anwendung des K. ist die wesentlichste Grundbedingung des ganzen materiellen Bestandes der Völker. Jede Verminderung, ja selbst das Ausbleiben der Vermehrung des K. während einer Periode ruft oft schon entsetzliches Elend hervor, und die völlige Vernichtung des K. würde nicht nur die große Mehrzahl der Menschen dem Hungertode weihen, sondern auch die übrigbleibenden auf die niedrigste Culturstufe zurückdrängen. Wenn aber das K. in vielen menschlichen Beschäftigungen nur durch das K. bekämpft werden kann und dem großen K. das große entgegengestellt werden muß, so bleibt in der That nichts übrig, als daß das massenhaft vorhandene kleine K. in den betreffenden Erwerbszweigen sich sammelt und associirt und so mit verstärkten Kräften auftritt. Anfänge dazu sind in neuester Zeit in den wirthschaftlich vorgeschrittenen Ländern überall gemacht worden. Mögen die angestellten Versuche auch hier und da gescheitert sein, sie dürfen um deswillen nicht aufgegeben werden und müssen schließlich gelingen, wenn mit den kleinen associirten K. die Arbeit im Bunde ist.

Ein K. entsteht, indem neue Güter hervorgebracht, aber nicht unproductiv consumirt, sondern erspart und demnächst auf hervorbringende Arbeit verwendet werden. Die blos aufgehäuften, nicht productiv benutzten Güter tragen nicht zur Vermehrung der Gütermenge und des Nationalwohlstandes bei und bilden deshalb auch so lange kein K., bis diese Benutzung eintritt. In Bezug auf diese Benutzung kann man das K. in zwei Klassen eintheilen: in stehendes und in umlaufendes. Das stehende K. umfaßt diejenigen Güter, welche im Besitz der Producenten verbleiben und so der Production dienen: die Grundstücke, Gebäude, Gewerbsgeräthe und Maschinen, Hausgeräthe u. s. w. Das umlaufende K. umfaßt diejenigen Güter, welche der Eigenthümer, damit sie productiv wirken können, fortgeben muß oder verbraucht, wie z. B. die der Arbeit unterworfenen, von ihr umgestalteten Stoffe, die fertigen Waaren, die bei der Production consumirten Hülfsstoffe u. s. w. Außerdem unterscheidet man in den privatwirthschaftlichen Betrieben Anlagekapital (s. d.) und Betriebskapital (s. d.). Da das K. productiv wirkt, die Naturkräfte und die Arbeit productiv macht, so kann es auch einen Theil der Güter, welche es miterzeugen hilft, für seine Wirksamkeit in Anspruch nehmen; geschähe dies nicht, so fiele auch jeder Anreiz zur Erzeugung von K. fort. Den Antheil, welchen das K. erhält, nennt man die Kapitalrente. Die Höhe dieser Rente richtet sich nach dem Nutzen, welchen das K. leistet, und zugleich nach Angebot und Nachfrage. In der Regel wird die Rente geringer, je mehr der

Digitized by Google

1) die Gehülfen des Pfarrers in der Seelsorge (einfache K.); 2) Geistliche mit ständigem, eigenem Seelsorgeramt (Curatkaplane); 3) Geistliche an Privatkapellen, öffentlichen Anstalten u. s. w.

Kapnist (Wassilij Wassiljewitsch), ein russ. Dichter des 18. Jahrh. im pseudo-classischen Stile, ein Verwandter Derschawin's, der auch sein Vorbild war, geb. 1756, gest. 28. Oct. 1823. Eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte erschien 1806 in Petersburg. Ziemlich unbedeutend als Lyriker, ist er besonders, und mit Recht, berühmt durch seine Komödie «Jabeda» («Die Chicane», 1799), in der die Misbräuche der russ. Justiz mit großem Freimuth gerügt werden.

Kapodistrias (Joh. Anton, Graf), Präsident des griech. Staats 1827—31, geb. zu Korfu 1776, stammte aus einem edeln dalmatinischen Geschlechte, das von seiner ursprünglichen Heimat, der Stadt Capo d'Istria bei Triest, den Namen führte und schon seit dem 13. Jahrh. auf den Jonischen Inseln in Ansehen stand. Für den Staatsdienst von seinem Vater bestimmt, studirte er zu Padua und Venedig außer der Philosophie und den alten Sprachen mit besonderm Eifer die Heilkunde. Der Sturz der Herrschaft Venedigs und die darauffolgenden polit. Veränderungen auf den Jonischen Inseln veranlaßten ihn nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1798, die polit. Laufbahn zu wählen. Er erhielt 1800 den Auftrag, die Verwaltung der Inseln Cephalonia, Ithaka und Sta.-Maura zu ordnen. Auch blieb er seitdem Mitglied der Regierung der Republik der sieben vereinigten Inseln, wirkte 1802—7 zuerst als Minister des Innern, dann als Minister des Auswärtigen, der Marine und des Handels. Seit 1807 lebte er als Privatmann auf seinen Gütern auf Korfu, bis er sich 1809, da er nur von Rußland für die Jonischen Inseln und für die Zukunft Griechenlands etwas hoffte, in Petersburg im Departement der auswärtigen Angelegenheiten anstellen ließ. Er wurde 1811 der russ. Gesandtschaft in Wien beigegeben, aber schon 1813 als Vorstand der Kanzlei nach dem Hauptquartier der russ. Armee berufen, wo er bis 1815 an den Unterhandlungen in Wien, Paris sowie in Betreff der Schweiz den größten Antheil hatte. Im Auftrage des Kaisers Alexander unterzeichnete er 1815 als russ. Bevollmächtigter den zweiten Pariser Frieden und ward 1816 zum Minister des Auswärtigen erhoben. Als der Aufstand der Griechen ausgebrochen war, nahm er 1822 seine Entlassung aus dem russ. Staatsdienste und begab sich nach der Schweiz, von wo aus er die Sache der Griechen beharrlich unterstützte. Von Genf wendete er sich 1827 nach Paris, wo er im Mai die Kunde von seiner Wahl zum Präsidenten des griech. Staats erhielt. Am 24. Jan. 1828 trat er die Regierung an. (S. Griechenland.) K. sorgte zwar für die Ordnung der zerrütteten öffentlichen Zustände, that dies aber auf Kosten der Interessen bürgerlicher Freiheit und zeigte sich dabei auch den Einflüssen der europ. Politik unterworfen. Hierdurch erbitterte er alle patriotischen und freigesinnten Männer. Zudem betrieb er mit blindem Eifer die Verfolgung des mächtigen und wegen seiner Leistungen während des Freiheitskampfs geachteten Geschlechts des Mainotenbeis Petros Mauromichalis (s. d.), und dies zog endlich seinen Untergang herbei. Am 9. Oct. 1831 ward er zu Nauplia beim Eintritt in die Kirche von Konstantin Mauromichalis, dem Bruder des Petros, und Georg Mauromichalis, des letztern Sohne, ermordet. Vgl. Mendelssohn-Bartholdy, «Graf Johann K.» (Berl. 1864). — Viaro K., der älteste der Brüder des Präsidenten, wurde bereits im April 1828, bis zu welcher Zeit er als Rechtsgelehrter in Korfu gelebt hatte, zum Mitgliede des Panhellenion für die Abtheilung des Kriegs und der Marine, bald darauf zum außerordentlichen Gouverneur der Westsporaden ernannt, in welchen Stellen er sich durch sein despotisches Benehmen verhaßt machte. Nach der Auflösung des Panhellenion erhielt er das Ministerium des Kriegs und der Marine. Seine höchst illiberalen Maßregeln vermehrten den Haß gegen ihn. Später entfernte ihn der Präsident von aller Theilnahme an den Staatsgeschäften, worauf er nach Korfu zurückkehrte, wo er 1842 starb. — Augustin K., ein jüngerer Bruder des Präsidenten, geb. 1778, studirte zu Korfu ebenfalls die Rechtswissenschaft und ging 1828 nach Griechenland, wo er ungeachtet seiner mangelhaften polit. Ausbildung vom Präsidenten zu dessen Stellvertreter in Ost- und Westgriechenland ernannt wurde. Gänzlich unfähig zur Amtsführung, ließ er namentlich auch Verschleuderung und Unterschlagung der zum Unterhalt der Truppen bestimmten Gelder sich zu Schulden kommen. Nach der Ermordung seines Bruders wurde er Präsident der Provisorischen Regierung, nahm aber, gedrängt von der nationalen Oppositionspartei, 10. April 1832 seine Entlassung und kehrte nach Korfu zurück, wo er im Mai 1857 starb.

Kaponnière oder Koffer ist ursprünglich ein nach den Seiten gedeckter und zugleich vertheidigungsfähig eingerichteter Gang, welcher quer über den Graben eines Festungswerks auf dessen Sohle angelegt ist. Das von der K. ausgehende Feuer ergibt somit eine niedere Seitenbestreichung des Grabens. Aus den offenen K. entstanden späterhin die oben eingedeckten. Gegen-

Digitized by Google

listig. Die Hauptorte der Landschaft waren Mazaka (später Cäsaria) am Berge Argäus, Garsaura oder Archelaïs (heute Kirschehr) und Komana am Antitaurus, berühmt durch ein angesehenes Heiligthum der Göttin Ma. Jetzt bildet die Landschaft das asiat.-türk. Vilajet Siwas.

Kappel, Pfarrdorf im Bezirk Affoltern des schweiz. Cantons Zürich, liegt 576 Mt. über dem Meere, 20 Kilom. südlich von Zürich, an der Straße, die von diesem über den Albis nach Zug führt, zählt (1870) 732 E. und besitzt eine schöne, seit 1280 erbaute goth. Kreuzkirche. Die ehemaligen Klostergebäude, in denen sich jetzt eine Armen- und Waisenanstalt befindet, waren 11 Jahre lang nach der Reformation der Sitz einer alsdann nach Zürich verlegten höhern Bildungsanstalt. Die Zwistigkeiten zwischen den reformirten Zürichern und Bernern mit den fünf kath. Ständen Unterwalden, Uri, Schwyz, Luzern und Zug wurden durch zwei Friedensschlüsse zu K., 16. Nov. 1529 und 22. Nov. 1531, beendigt. Im Feldzuge von 1531 hatten bei K. die Katholiken den unter sich uneinigen und unvorbereiteten Zürichern 11. Oct. nach tapferer Gegenwehr eine schwere Niederlage beigebracht. Dem Reformator Zwingli, der bei K. den Heldentod starb, wurde hier 1838 ein Denkmal errichtet. — Ein anderes K., Hauptort des Bezirks Oberloggenburg im schweiz. Canton St.-Gallen, liegt 634 Mt. über dem Meere, im Toggenburg an der Thur und an der Linie St.-Gallen-Wyl-Ebnat. Das stattliche Dorf, 1854 durch Feuer fast ganz zerstört, zählt (1870) 2537 E., deren Hauptbeschäftigungen Baumwollindustrie, Handel und Landwirthschaft sind.

Kappeln, Stadt an der Schlei, 7 Kilom. von der Mündung derselben, in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit (1875) 2612 E., welche auf der Landseite vom Kreise Flensburg enclavirt ist, aber zum Kreise Schleswig gehört, liegt auf einem hohen Ufer in einer romantischen Gegend der Landschaft Angeln (s. d.). K. ist Sitz zweier Amtsgerichte, von denen das eine dem Kreisgericht Schleswig, das andere dem Kreisgericht Flensburg untersteht, einer Hardesvogtei für die benachbarten Landgemeinden des Kreises Schleswig, einer Ackerbauschule u. s. w. Haupterwerbszweige sind Schifffahrt, Schiffbau und Fischerei, namentlich Heringsfang; die hier geräucherten Heringe, sog. Kappeler Bücklinge, werden in großer Menge weithin versandt. K. hat seinen Namen von einer schon 1357 erwähnten Wallfahrtskapelle, und erhielt 1846 eine Fleckenordnung, wodurch Handel und städtische Gewerbe freigegeben wurden.

Kapsel (capsula) heißt in der beschreibenden Botanik eine aufspringende Frucht mit lederartiger oder holziger Schale, welche mehrere bis viele Samen enthält. Die K. ist von sehr verschiedener Form, doch am häufigsten kugelig oder länglich. Bei dem Springkraut (Impatiens Nolitangere) sind die Wandungen der K. elastisch. Bei einem gelinden Druck auf die K. trennen sie sich voneinander und rollen sich zusammen, wodurch die Samen fortgeschleudert werden. Manche K. verursachen beim Aufspringen ein Geräusch, z. B. die großen holzigen K. der Bertholletia excelsa und Hura crepitans in Brasilien, welche sich mit einem Knall öffnen. Kapselfrüchte nennt man in der Botanik alle Früchte mit aufspringender Schale.

Kapudan-Pascha, im neuern Türkisch Kapitan-, auch wol Kaptan-Pascha, heißt der Chef der osman. Seemacht. Dieser Titel wurde erst unter Sultan Murad (Juni 1876) aufs neue eingeführt, nachdem er unter der Regierung von Abd-ul-Asis-Khan abgeschafft und durch den eines Tersane Nasiri (Arsenaldirector oder Marineminister) ersetzt worden war. Unter demselben stehen alle Marine-Anstalten u. s. w. Der K. ist als Marineminister Mitglied des Cabinets und rangirt als solches unmittelbar nach dem Seraskier oder Kriegsminister.

Kapuziner nennt sich ein Zweig des Ordens der Franciscaner (s. d.) in Bezug auf die spitze Kopfbedeckung (Kapuze), welche die Mitglieder tragen. — Unter Kapuzinade versteht man eine im burlesken Tone sich bewegende Strafpredigt, wie sie wol die Kapuzinermönche zu halten pflegten. Berühmt ist die Kapuzinade in Schiller's «Wallenstein».

Karadschitsch (Wuk Stephanowitsch), der erste bedeutende serb. Schriftsteller der neuern Zeit, geb. 26. Oct. (alten Stils) 1787 zu Trschitsch im Gebiete Jadar des Fürstenthums Serbien, schloß sich 1804 der nationalen Bewegung an und leistete während der Zeit des Aufstandes unter Kara-Georg seinem Vaterlande die wesentlichsten Dienste. Erst als Schreiber thätig, wurde er hierauf Secretär des serb. Senats zu Belgrad. Infolge der Katastrophe von 1813 mußte sich K. auf österr. Gebiet flüchten. Er wandte sich nach Wien, wo er seitdem den Wissenschaften lebte und 7. Febr. 1864 starb. In dieser zweiten Lebensepoche entwickelte K., namentlich durch Kopitar angeregt, eine das gesammte serb. Volksleben umfassende literarische Thätigkeit, indem er sich die Aufgabe stellte, die wirkliche Volkssprache zur anerkannten Literatursprache zu erheben und die Schätze der serb. Volksliteratur auf Reisen durch alle von Serben bewohnten Länder aus dem Volksmunde selbst zu sammeln und herauszugeben.

Digitized by Google

1820—28 ebenfalls zu Wien, arbeitete hierauf 1829—32 in der Kanzlei des Kriegsministeriums, 1832—41 beim Archiv des Finanzministeriums und erhielt 1841 eine Anstellung bei der kaiserl. Hofbibliothek. Im Mai 1848 ins Deutsche Parlament gewählt, hielt er sich hier zum rechten Centrum. Sodann übernahm er im Nov. 1850 auf den wiederholten Ruf des Ministeriums die Professur der deutschen Sprache und Literatur an der wiener Hochschule, die er jedoch infolge der Verordnung des Grafen Leo Thun, daß kein Akatholik an der wiener Universität ein akademisches Ehrenamt bekleiden dürfe, niederlegte. K. lebte hierauf als Privatmann in Wien, bis er 1852 abermals als Custos bei der k. k. Hofbibliothek eintrat. Inzwischen hatte ihn die Akademie der Wissenschaften im Febr. 1848 zum Mitgliede, im Juli 1851 zum Präsidenten der philos.-histor. Klasse gewählt. Von Mai 1866 bis Aug. 1869 stand er als Präsident an der Spitze dieses Instituts. Seit April 1867 dem österr. Herrenhause angehörend, wo er treu zur Verfassungspartei stand, starb er 28. April 1873 zu Wien. K. hat sich namentlich durch mehrere Ausgaben älterer deutscher Literaturwerke Verdienste erworben. Dahin gehören: «Die Siebenschläfer» (Heidelb. 1839), «Frühlingsgabe für Freunde älterer Literatur» (Wien 1839; 2. Aufl. unter dem Titel «Der Schatzgräber», Lpz. 1842); Michael Behaim's «Buch von den Wienern» (Wien 1843) und dessen «Zehn Gedichte zur Geschichte Oesterreichs und Ungarns» (Wien 1849), «Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrh.» (Wien 1846) u. s. w. Diesen Arbeiten reihen sich der erste Theil einer «Mittelhochdeutschen Grammatik» (Wien 1850) sowie die kritischen Untersuchungen «Ueber Heinrich den Teichner» (Wien 1855) und «Zwei bisher unbekannte deutsche Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit» (Wien 1858) an. Viele andere Beiträge zur Kenntniß der ältern deutschen Sprache und Literatur sind in den «Sitzungsberichten» und «Abhandlungen» der Akademie sowie in andern Zeitschriften enthalten. Auch gab K. außer mehrern Quellenwerken einige histor. Schriften, wie z. B. «Die alte Kaiserburg zu Wien vor dem J. 1500» (Wien 1863) und eine mit mühsamstem Fleiße gearbeitete Monographie über den bis dahin noch wenig gekannten Abraham a Sancta-Clara (Wien 1867) heraus. Als Custos der k. k. Hofbibliothek war K. mit der Redaction und einem großen Theile der Ausarbeitung des neuen Handschriftenkatalogs betraut, von welchem seit 1864 sechs Bände erschienen waren.

Karamanien oder Karamán, vordem ein türk. Ejalet, existirt heute nicht mehr unter diesem Namen, vielmehr ist derselbe, unter Beibehaltung der frühern Grenzen, durch den des Vilajets Konia ersetzt worden, mit der gleichnamigen Hauptstadt (im Alterthum Iconium, s. d.). Als geogr. Begriff umfaßt K. den mittlern Theil des südl. Kleinasien und stößt im Süden ans Mittelmeer. Im Süden wird das Land vom Taurus (s. d.) und den damit zusammenhängenden Bergketten, im Westen vom Sultan-Dagh, im Osten vom Karadscha-, Hassan- und Kodscha-Dagh erfüllt. Das Innere bildet den Haupttheil des kleinasiat. Centralplateau, die Lykaonische oder Hochebene von Konia, die größte der Halbinsel, in der Richtung von Südosten gegen Nordwesten 300—380 Kilom. lang, über 150 Kilom. breit, im Mittel 1200 Mt. hoch. Die Einförmigkeit der völlig baumlosen, steppenartigen, im Sommer sehr heißen, im Winter ziemlich kalten Hochebene wird durch vereinzelte Kegelberge unterbrochen, z. B. im Südosten von Konia durch den 2500 Mt. hohen Karadagh (Schwarzberg). Der Kisil-Irmak (Halys) durchfließt den nordöstl. Theil des Landes; alles übrige Gewässer, das der Hochebene zugeht, verbleibt ihr und bildet Seen oder Sümpfe. Die Bevölkerung des Plateau ist sehr dünn, der Ackerbau gering, die Ortschaften ärmlich, während zahlreiche Ruinen beweisen, daß das Land im Alterthum reich an schönen Städten war. Einige Belebung erhält die Hochebene, indem durch sie für Karavanen, Truppen und Mekkapilger der Weg aus der europ. Türkei nach Syrien führt. Einen starken Contrast zur Hochebene in Natur wie in Anbau und Bevölkerung bilden die westl. und südl. Gegenden. Doch wird auch dort neben Ackerbau und Obstzucht hauptsächlich Viehzucht getrieben, deren Erzeugnisse, wie die der Wälder, der Spatenwirthschaft, der Obst- und Seidenzucht, in den Häfen Adalia, Alaja, Selindi, Selefke u. s. w. zur Ausfuhr kommen. Das Land hat seinen Namen von dem früher herrschenden Turkomanenstamme Karamán, der 1392 von osman. Türken unter Bajasid, völlig aber erst 1466 unter Mohammed II. unterworfen wurde. — Die Stadt Karamán, das alte Laranda in Lykaonien, bekannt durch die Eroberung von seiten des Perdikkas 322 v. Chr., durch den Einzug Friedrich Barbarossa's 30. Mai 1190 sowie durch den Sieg Mohammed's II. 1466, ist von Getreidefeldern umgeben, hat infolge ihrer zahlreichen Gärten einen bedeutenden Umfang und zählt 2—3000 Häuser, die aber meist im Verfall sich befinden. — Karmanien, nicht K., hieß im Alterthum die jetzige Provinz Kirman (s. d.) in Persien.

Digitized by Google

welche jährlich zu bestimmten Zeiten aus Afrika und Syrien nach Mekka abgehen; jene sammelt sich in Kairo, diese in Damascus. Die letztere steht unter dem besondern Schutze des türk. Sultans. Der Handel der K. ist sehr bedeutend. Der Anführer der Mekka-K., die von einer bewaffneten Bedeckung geleitet werden, heißt Emir-el-hadsch, d. i. Fürst der Pilgrime. Handelskaravanen wählen aus ihrer Mitte einen Oberbefehlshaber, der Karvan-Baschi heißt.

Karavanserais, d. h. Karavanenhäuser, heißen im Orient die in Städten, an den Landstraßen und in unangebauten Gegenden angelegten großen öffentlichen Gebäude zum Obdach für die Reisenden. Sie sind zum Theil prachtvoll erbaut, enthalten aber gewöhnlich kein Hausgeräth, daher der Reisende Bett und Teppich, sowie Lebensmittel für sich und seine Thiere mitbringen muß; nur Wasser pflegt er zu finden, das oft mit beträchtlichen Kosten weit hergeleitet ist. In vielen geschieht die Aufnahme unentgeltlich. Meist bestehen sie aus einem viereckigen Hofe, der von einer Doppelreihe leerer Kammern umgeben wird und in dessen Mitte ein Brunnen steht.

Karbunkel oder Brandschwär (Carbunculus Anthrax), gewöhnlich Karfunkel, ist, wie der Abscеß (s. d.) oder die Eiterbeule, eine umschriebene Entzündung des Unterhautgewebes (s. Haut), bei welcher jedoch das Zellgewebe nicht eiterig zerfällt, sondern brandig wird. Die K. können auf der ganzen Haut auftreten, finden sich aber häufiger an Stellen ein, die mangelhaft gereinigt werden (am After, an den Schenkeln). Zuerst entsteht ein schmerzhaftes Knötchen, das rasch unter Fiebererscheinungen an Umfang wächst, während die bedeckende Haut eine dunkelrothe bis blaue Färbung annimmt und sich knotig verdickt und brennend heiß anfühlt. Nach mehrern Tagen erweicht der harte Knoten und bricht an mehrern Stellen auf, wodurch die Haut siebartig durchlöchert erscheint. Die K. enthalten einen Pfropf brandigen Zellgewebes und blutigen Eiter (Blutschwär). Durch ihre Schmerzhaftigkeit und ihre Zahl können sie sehr lästig, durch ihre Größe, mehr noch durch ihren Sitz in der Nachbarschaft edler Organe (z. B. im Nacken) gefährlich werden. Ursache mag in vielen Fällen ungenügende Hautpflege und mangelhafte Ernährung sein; daher ihr häufiges Auftreten im Winter und bei geschwächten und erschöpften Personen. Die Schmerzen schwinden sofort, wenn der K. weit eingeschnitten und der brandige Zellgewebspfropf entfernt wird. Die übrige Behandlung ist die des gewöhnlichen Geschwürs. Wesentlich von dem gewöhnlichen K. verschieden ist der Milzbrand-K. (Carbunculus contagiosus, pustula maligna), der nach der Ansteckung mit Milzbrand an den Stellen auftritt, an welchen das Milzbrandgift in die Haut gelangte und sich als ein schmuzig schwarzrother, in der Mitte verschorfender, rings von einem weiten blaurothen Hofe umgebener Knoten von mehr oder minder großem Umfange darstellt. Dieser K. enthält die den Milzbrand (s. d.) verursachenden Pilze (Bakteridien) und ist unbedingt tödlich, wenn er nicht zeitig durch energische Mittel (Messer, Aetzmittel und Glüheisen) gründlich mit seiner Umgebung zerstört wird. Dem Milzbrand-K. ähnlich ist die Pestbeule. (S. Pest.)

Karde (Dipsacus), Pflanzengattung, s. Weberdistel.

Karelien hieß ein Theil des alten, vormals schwed. Finland, der zugleich mit Ingermanland, Estland und Livland im Frieden zu Nystädt (1721) an Rußland abgetreten werden mußte. Nach ihm heißt einer der beiden Hauptstämme der eigentlichen Finnen der karelische.

Karen, Karin, ein hinterind. Volksstamm, der seinen Wohnsitz im nördl. Birma an der Westgrenze der chines. Provinz Yünnan und in den zum Quellgebiete des Irawaddi und Saluen (Saliten, s. Birma) gehörenden Gebirgsthälern hat. Die K., in Pegu Kadun genannt, haben eine Art Naturcultus. Ihre Anzahl wird auf 400,000—450,000 geschätzt. Obgleich ihr Gebiet nördlich und nordwestlich an die brit.-ind. Provinz Assam, südlich an das Königreich Birma grenzt, sind sie bisjetzt noch politisch unabhängig geblieben. In ihrer physischen Erscheinung zeigen sie einige Uebereinstimmung mit den Birmanen, noch größere aber mit den Bewohnern von Yünnan. Ihre Sprache, den monosyllabischen angehörend, hat einige Aehnlichkeiten mit der birmanischen, ist aber noch nicht genauer bekannt. Man hält die K. für Ueberreste der Urbevölkerung von Birma, namentlich seines nördlichern Theils, welche wahrscheinlich mit jener des südwestl. China identisch war. Schon Marco Polo erwähnt unter dem Namen Karaian eines besondern, früher unabhängigen Gebietes im südwestl. Yünnan.

Karfunkel, auch Karbunkel (vom lat. carbunculus, kleine Kohle), hieß bei den Alten der rothe edle Granat; gegenwärtig versteht man darunter den Rubin (s. d.). Im Mittelalter bezeichnete man mit diesem Namen einen fabelhaften, feuerrothen, wie Gold glänzenden, namentlich in der Dunkelheit hellleuchtenden Stein, den nach der Sage die Zeisige in ihr Nest legen und der unter anderm die Eigenschaft haben soll, den, der ihn bei sich trägt, unsichtbar zu machen. — Ueber K. als Geschwür s. Karbunkel.

Digitized by Google

Karien, Küstenlandschaft des südwestl. Kleinasien, im N. durch Lydien, im O. durch das Kadmos- und Salbakosgebirge von Phryg im SO. durch die nördl. Verzweigungen des Kragos und Antikrago S. und W. vom Karpathischen und Aegäischen Meere bespült. Von mehrere sehr bedeutende Vorgebirge als stattliche Halbinseln ins M Chersones von Milet, der von Halikarnassos und der von Knidos), z lichsten Buchten der Welt (der Latmische, Jassische und Keramische Hauptgebirgszug des innern Landes ist der Latmos; der bedeutend schen Meerbusen mündende Mäander, dessen breites Thal den reic übrigens fast durchgängig sehr fruchtbaren Landschaft bildet. Ihr von den Kares, einem semit. Stamme, der, von Osten her eindri rung, die indogerman. Leleger, theils vertrieb, theils unterwarf. Die Söldner und Piraten bei den Griechen in ziemlich übelm Rufe. F Ansiedler im nördlichsten Theile der Westküste die ion. Städte Milet Mäander), im südlichsten die dorischen Halikarnassos (s. d.) und Knid wurde durch Krösus dem Lydischen, durch Cyrus dem Persischen Rei von diesem infolge der Siege der Griechen über die Perser und trat bei, fiel aber nach der Auflösung desselben wieder unter die Herrsc war diese mehr eine nominelle als factische, indem einheimische Dy früher, dem Namen nach als pers. Satrapen, in der That als selb ten. Der Sitz dieser Dynasten, unter denen Mausolus der berühmte Nach dem Tode Alexander's kam die Landschaft nacheinander in E Antigonos und des Lysimachos, wurde dann dem Seleucidenreiche ei nach der Besiegung des Königs Antiochos von Syrien (189 v. C treuen Alliirten, geschenkt. Dieses Geschenk wurde zwar während Kriegs wieder zurückgenommen, indem der röm. Senat die Städte K unmittelbar unter die röm. Oberherrschaft stellte, doch verblieben wie z. B. Kaunos, im Besitze der Rhodier bis in die röm. Kaiserz schaft einen Theil des asiat.-türk. Vilajets Aïdin.

Karisches Meer oder Karischer Meerbusen, auch Kara nördl. Eismeers, der zwischen der Ob-Halbinsel und der Doppelinsel N aus demselben in das offene Eismeer führende nördl. Passage zwisch Nowaja-Semlja wird die Karische Straße oder die Eiserne P die südl. Passage zwischen dem russ. Festlande und der Waigatschi Jugorische Straße (Ugrische Straße) und die zwischen den beiden N hindurchführende Meerenge die Matotschkin-Straße genannt n haben gezeigt, daß dieses Meer, welches man früher das ganze Jahr füllt glaubte, während vier bis fünf Monate jährlich mit Segelschiff

Karl, genannt Martell, d. i. der Hammer, der Sohn Pipin der Alpheide, geb. um 690, wurde nach dem Tode seines Vaters, T Plektrude in Köln gefangen gehalten, da sie durch ihn ihren Enkel auf den Pipin nach seines Sohnes Grimoald Tode trotz seiner Kind domus (s. d.) vererbt hatte. Eine Partei der Neustrier erhob sich erwählte Raganfred zum Majordomus, und nach Dagobert's II König. Mit den Friesen verbündet griffen sie die Austrasier an Auf dem Rückzug, den Plektrude erkauft hatte, schlug sie K., der aus und von den austrasischen Franken zum Herzog gewählt worden wa nochmals 717 bei Vinoy unweit Cambrai. Plektrude, durch einen ihm die Thore Kölns. K. erhob nun Chlotar IV. auf den Thron, Sieg bei Soissons 719 zur Flucht zu dem Herzog Eudo von Aquita noch 719 starb, Frieden mit ihm und wurde auch von ihm als A solcher herrschte er unter ihm und nach seinem Tode (720) un Franken. Feldzüge gegen die abgefallenen Alemannen und Baier schäftigten ihn zunächst, bis Eudo gegen die Araber seine Hülfe Septimanien aus, das sie seit 720 behaupteten, hatten diese Aqu erobert, Eudo geschlagen und waren über die Garonne bis zu Tours bedrohten. Zwischen dieser Stadt und Poitiers gewann

Digitized by Google

großen Sieg, der diese, nachdem ihr Führer Abd-ur-Rahmân gefallen, zur Flucht zwang und Germanenthum und Christenthum von schwerer Gefahr rettete. Noch einmal zog K., nachdem er die westl. Friesen 734 der fränk. Herrschaft unterworfen und von Hunold von Aquitanien, der seinem Vater Eudo 735 gefolgt war, den Treuschwur empfangen hatte, gegen die Araber, als sie 737 in das burgund. Land bis gegen Lyon eingedrungen waren. Er trieb sie 738 zurück. Narbonne konnte er zwar nicht erobern; das arab. Heer aber, das die Stadt entsetzen sollte, wurde von ihm besiegt und hierdurch die Herrschaft der Araber nördlich der Pyrenäen bis zur Aude beschränkt, Languedoc dem Frankenreiche gewonnen. Während der Unterhandlungen mit Papst Gregor III., der um seine Hülfe gegen den Longobardenkönig Luitprand bat und ihm den röm. Patriciat antrug, starb K., der seit Theoderich's Tode 735 den Thron unbesetzt gelassen, 22. Oct. 741 zu Quiercy an der Oise, nachdem er die Verwaltung des Reichs seinen Söhnen Karlmann und Pipin dem Kleinen zugetheilt. Doch hatte er, durch seine zweite Gemahlin Swanhilde bewogen, nachträglich auch deren Sohn Grifo einen Theil des Reichs überwiesen, was nach seinem Tode einen schweren innern Krieg zur Folge hatte. Vgl. Breyßig, «Jahrbücher des Fränkischen Reichs 714—741» (Lpz. 1869).

Karl der Große, König der Franken seit 768, röm. Kaiser 800—814, geb. 2. April 742 oder 747, war der Sohn Pipin's des Kleinen und Enkel Karl Martell's. Schon 754 vom Papst Stephan II. mit seinem Bruder Karlmann zum künftigen König gesalbt, trat er mit diesem nach Pipin's Tode 768 die Regierung an und unterdrückte 769 eine Empörung, die in Aquitanien der alte Herzog Hunold versuchte. Durch Karlmann's Tod und die Ausschließung der beiden Söhne desselben gewann er 771 die Alleinherrschaft des Fränkischen Reichs. Um dieses gegen gefährliche Grenznachbarn zu sichern sowie zur Verbreitung des Christenthums wurde 772 auf dem Tage zu Worms der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. K. drang bis zur Weser vor. Da rief ihn Papst Hadrian I. gegen den Longobardenkönig Desiderius zu Hülfe. Diesem hatte K. 771 seine ihm vermählte Tochter wegen Unfruchtbarkeit zurückgeschickt und sich darauf mit Hildegard, aus vornehmem schwäb. Geschlecht, vermählt. Um Rache zu üben, verlangte Desiderius vom Papst, daß dieser die zu ihm geflohenen Söhne Karlmann's kröne, und verwüstete, als dies nicht geschah, das päpstl. Gebiet. Von Genf aus ging nun K. mit zwei Heeren über den Großen Bernhard und den Mont-Cenis 773 nach Italien, wo er den Winter über blieb. Mit Pavias Einnahme 774 war die Selbstständigkeit des Longobardenreichs zerstört. Desiderius, gefangen, endete als Mönch zu Corbie. Die longobard. Herzoge huldigten K. als ihrem Könige, der jetzt dem Papst die Pipin'sche Schenkung des Exarchats (s. Exarch) bestätigte. Indeß waren die Sachsen wieder aufgestanden und in Hessen eingefallen, und K. kehrte zurück, schlug sie 775, mußte aber 776 wieder nach Italien, um die Empörung des longobard. Herzogs Rotgaut von Friaul zu unterdrücken. Nachdem dies geschehen und nach neuem Siege über die Sachsen erkannten 777 die meisten sächs. Edelinge K. als Oberherrn auf einer Versammlung zu Paderborn an. Dort erschienen auch arab. Fürsten aus Spanien, die K.'s Beistand gegen Abd-ur-Rahmân, den omajjadischen Khalifen von Cordova, erbaten. K. eilte 778 nach Spanien, und das östl. Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro wurde als Spanische Mark ein Theil des Frankenreichs. Auf der Rückkehr, bei welcher der Held Roland (s. d.) im Passe Roncesvalles durch den Ueberfall der Basken den Tod fand, erreichte ihn der Ruf von neuem Aufstand der Sachsen, die bis an den Rhein, Köln gegenüber, gedrungen waren. An der Eder schlug sie K., der nun bis an die Elbe ihr Land durchzog und 779 und 780 darin verweilte. Als K. 781 nach Italien gegangen war, um seinen zweiten Sohn Pipin zum König von Italien, seinen dritten, den dreijährigen Ludwig, zum König von Aquitanien durch den Papst krönen zu lassen, brachen die Sachsen von neuem los, nachdem Wittekind (s. d.), der 777 nicht in Paderborn erschienen, sondern zum jütischen König Siegfried geflohen war, wieder zurückgekehrt. Ein fränk. Heer, das gegen die Sorben zog, wurde 782 am Süntel, unweit der Weser, vertilgt, durch K. aber furchtbar gerächt, der, nach neuer Unterwerfung, bei Verden an der Aller 4500 Sachsen, die ihm als schuldig von ihren Landsleuten ausgeliefert waren, an Einem Tage hinrichten ließ. Darauf folgte 783 eine allgemeine Empörung aller sächs. Stämme. Eine Schlacht bei Detmold blieb unentschieden. K. zog sich zurück, siegte aber in einer zweiten Schlacht an der Hase und weilte 784 und 785 unter den Sachsen, um sie zur Ruhe zu bringen. Ihre Führer Wittekind und Abbio stellten sich ihm nun, während er zu Attigny in der Champagne Hof hielt, ließen sich taufen und blieben treu. In derselben Zeit wurden auch die Friesen zwischen Ems und Weser unterworfen. Die Empörung des Herzogs Arigis von Benevent, eines Eidams des Desiderius, wurde 787 bald unterdrückt. Der

Digitized by Google

Herzog Tassilo von Baiern, den seine Gattin Liutberga, eine T
rätherischen Unternehmungen reizte, wegen deren er schon früher zu
müssen, wurde 788 von den Fürsten auf dem Tage zu Ingelhe
schuldigung des Treubruchs zum Tode verurtheilt, von K. aber b
Lorsch geschickt, das Herzogthum Baiern aber aufgehoben. Der H
triten in Mecklenburg 789 gegen die Wilzen in der Mark that, fiel
die Avaren, die schon Tassilo gerufen haben sollte, drang er 79
Pipin siegte weiter über sie, da K. selbst 794—798 neue Aufständ
Er eroberte an der Theiß 796 ihres Anführers Lager und unern
Mark (s. Oesterreich) bis zur Raab sicherte das Reich gegen K

Von den wichtigsten Folgen war der ital. Zug, den K. 80
Leo III. unter den rebellischen Römern, gegen die letzterer 799 in
sucht hatte, wieder zu befestigen und die Empörer zu strafen. Als
800 am Altar der Peterskirche betete, setzte ihm unerwartet, wie
auf und begrüßte ihn unter dem Zuruf des Volks als Carolus
Ohne daß seine Macht dadurch nach außen vergrößert wurde, ge
und Ansehen durch die Bedeutung, welche die Erinnerung an das
nung der Völker hatte. Die Absicht, durch eine Verbindung mit
das oström. mit dem neuerstandenen weström. Kaiserthum zu verei
Nachricht überhaupt Glauben verdient, durch den Sturz Irene's.
stand in Feindschaft mit K. bis 810; Michael I. weigerte ihm jed
Spanien wurde die seit 799 auch auf die Balearen ausgedehnte
oberung von Barcelona (803) durch Ludwig von Aquitanien be
Sachsen aber, der noch einmal bei den Stämmen an der untern W
erhoben hatte, hörte, nachdem aus Nordalbingien 10,000 Familien
ihr Land gegeben worden, 803 auf, indem die sächs. Edelinge K. al
Christenthum allgemein annahmen und dafür Gleichstellung des sä
unter Aufrechthaltung des eigenen Rechts zugesichert erhielten.
zu Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderbor
theils unter kölnischem, theils unter maikzischem Sprengel. Ein
Norden des Reichs durch die Streitigkeiten des jütischen Königs
den Obotriten, die als alte Verbündete von K. unterstützt wurden.
ming, schloß 811 Frieden an der Eider, nördlich deren Göttrik
zwischen Schlei und Trene gegen Sachsen hatte aufführen lassen.
K. sich als großer und glücklicher Feldherr zeigte, hatte er die Ausde
(s. d.) ungeheuer erweitert. Aber mit unermüdlicher, auch das Klei
keit sorgte er zugleich für die rechtliche Ordnung und für das Gei
geistiger Bildung in seinem Staate, dessen Kriegskraft er durch
(s. d.) festigte, und dessen Grenzen er durch die kriegerisch eingeri
Da die Macht der alten Volksherzoge der Königsgewalt gefährlich
einzelnen Gauen standen Grafen (s. d.), unter ihnen Centgrafen
wieder an Sendgrafen von K. übertragen wurde. Letztere hielt
lungen in ihren Provinzen und berichteten an die zwei Reichstage,
Maifeld, die Bischöfe und Aebte und hohen weltlichen Vasallen, i
Räthe des Königs sich vereinigten, um auf seine Vorträge Beschl
stätigt als Gesetze (Capitularien) galten. Für die Uebung der
vertreter des Königs seine Pfalzgrafen und die Gerichte, in denen
sondern nur Schöffen zum Ding zusammentraten, thätig. Dem
gesteuert. Die Geistlichkeit hatte sich des Schutzes K.'s zu erfr
des Widerstandes, namentlich der Sachsen, gesetzlich; doch ließ
der Kirche, besonders auch gegen die Anmaßungen der Bischöfe,
und Gewerbe wurden von ihm begünstigt. Für die Landwirth
Vorschriften und durch das Beispiel, das er auf den königl.
ausgetrocknet, Wälder ausgerodet, Ortschaften und Klöster a
königl. Paläste, wie in seinen Lieblingssitzen Aachen und Ingel
Das große Unternehmen 793, durch einen Kanal Rednitz und A
Donau, Nordsee und Schwarzes Meer zu verbinden, mußte i

Digitized by Google

Der Wissenschaft war K. selbst eifrig zugethan. Er sprach Latein, verstand Griechisch und machte den Versuch einer Grammatik der Muttersprache, deren Heldenlieder er sammeln ließ, und in der er feste Monats- und Windnamen bestimmte. Gelehrte Männer zog er an sich, wie Alcuinus, Paulus Diaconus, sich ihres Umgangs erfreuend und ihren Rath und ihre Mitwirkung bei seinem Streben für Bildung der Geistlichkeit und Unterricht des Volks benutzend. Besonders ließ er Schulen bei den Kathedralen und Klöstern einrichten, und auch an seinem eigenen Hof begründete er für seine Hofleute und deren Söhne eine Schule. K. war von starkem, hohem Körper. Er maß sieben seiner Fußlängen, war von stattlichem Ansehen, erst in den vier letzten Jahren seines Lebens von Krankheit angefochten, ein Freund des Jagens, Reitens und Badens, einfach in seiner Tracht und Lebensweise, nicht ohne stärkere Neigung zu den Frauen, mäßig in Speise und Trank, wohlthätig, «an Weisheit und Tugend», wie sein Enkel, der Geschichtschreiber Nithard, sagt, «jedem Zeitgenossen überlegen, allen gleich liebenswürdig und schrecklich, allen gleich bewundernswürdig». Sein Ruhm verbreitete sich weit über seine Lande, und fremde Gesandtschaften erschienen oft an seinem Hofe; wie denn namentlich Harun-al-Raschid ihn 798 durch Gesandte begrüßte und beschenkte. Von seinen drei Söhnen, denen er 806 ihre künftigen Reiche anwies, waren die begabtesten Pipin, 810, und Karl, der älteste, sein gewöhnlicher Begleiter, 811 gestorben. Den dritten, Ludwig von Aquitanien, nachher Ludwig der Fromme (s. d.) genannt, hieß er 813 auf dem Reichstage, den er zu Aachen hielt, sich selbst die Krone aufsetzen, nachdem er ihn vor dem Volke zur Erfüllung seiner Fürstenpflichten aufgefordert. Bald darauf erkrankte er an einem Fieber, dem er 28. Jan. 814 erlag. Beigesetzt wurde er zu Aachen (s. d.) in der von ihm erbauten Kirche; Friedrich I. erhob seine Gebeine und ließ ihn durch seinen Papst Paschalis III. heiligsprechen. Sein Leben beschrieb Eginhard (s. d.). Vgl. Dippoldt, «Leben Kaiser K.'s des Großen» (Tüb. 1810); Gaillard, «Histoire de Charlemagne» (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1819); Lorenz, «K.'s des Großen Privat- und Hofleben» in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (1832); (H. von Gagern), «K. der Große» (Darmst. 1845); Waitz, «Deutsche Verfassungsgeschichte» (Bd. 3 u. 4, Kiel 1860—61); Abel, «Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter K. dem Großen» (Bd. 1, Berl. 1866).

Karl der Kahle, s. Frankreich und Karolinger.

Karl der Dicke, s. Frankreich, Karolinger und Arnulf.

Karl IV., deutscher Kaiser, 1346—78, Sohn des Königs Johann von Böhmen, der in der Schlacht bei Crecy blieb, aus dem Hause Luxemburg, zu Prag 13. Mai 1316 geboren und am Hofe zu Paris erzogen, übernahm zuerst an seines Vaters Statt das diesem von Kaiser Ludwig IV. übertragene Reichsvicariat von Italien und erhielt dann, als er sich dort gegen die Italiener nicht mehr behaupten konnte, das Markgrafthum Mähren. In dem Kärntener Kriege gegen den Kaiser verheerte er als seines Vaters Bundesgenosse das Land des Grafen von Görz und nahm auch an dem spätern erneuten Kampfe der Luxemburger gegen den Kaiser wieder Antheil. Schon bei Ludwig's IV. Lebzeiten als dessen Gegenkönig 11. Juli 1346 zu Rense auf Anstiften des Papstes Clemens VI. von fünf Kurfürsten unter erniedrigenden Bestimmungen gewählt, die er vorher dem Papste zu Avignon hatte beschwören müssen, konnte er dennoch auch nach des Kaisers Ludwig IV. Tode, trotz des Beistandes der ihm ergebenen Bischöfe und des Adels, nicht sogleich zum ruhigen Besitz der Krone gelangen. Eine Versammlung der Botschafter der Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg und des Herzogs von Sachsen-Lauenburg zu Oberlahnstein unter dem Vorsitze des Erzbischofs Heinrich von Mainz, den Clemens VI. abgesetzt hatte, erklärte K.'s Wahl für nichtig und wählte anfangs Eduard III. von England, Kaiser Ludwig's IV. Schwager, und als dieser die angebotene Krone ausschlug, den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Strengen, endlich, da auch dieser die auf ihn gefallene Wahl wiederholt mit Entschiedenheit ablehnte, den Grafen Günther von Schwarzburg an K.'s Stelle zum Kaiser. Den offenen Kampf mit einem so tüchtigen Gegner fürchtend, nahm K. zu Hinterlist und Ränken seine Zuflucht. Im Verein mit den Askaniern und dem Erzbischof von Magdeburg stellte er in der Person des falschen Waldemar gegen den Markgrafen Ludwig den Aeltern in Brandenburg einen Prätendenten auf, dem in kurzem fast das ganze Land zufiel, wodurch die Wittelsbacher bewogen wurden, den von ihnen gewählten König aufzuopfern und sich unter der Bedingung ihrer Wiedereinsetzung in Brandenburg K. wieder zuzuwenden. Von Günther selbst aber, der schon von fast allen Anhängern verlassen war, befreite ihn bald darauf dessen Tod, nachdem er schon vorher gegen eine Geldsumme dem Reich entsagt hatte. Jetzt suchte sich K. auch mit seinen übrigen Feinden zu versöhnen. Er vermählte sich zum zweiten mal mit Anna, der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, machte den Herzog Rudolf von Oesterreich zu seinem

Digitized by Google

Schwiegersohne und brachte es durch solche Mittel endlich dahin, gewählt und zu Aachen gekrönt wurde. Kaum aber war dies ges der Reichsinsignien und ließ sie gegen sein ausdrückliches Versp Dabei war er eifrig auf die Vergrößerung seiner Hausmacht be heirathung hatte ihm sein Schwiegervater, Kurfürst Rudolf von S Oberpfalz zusichern müssen; die übrigen wittelsbacher Fürsten wu weite Zusagen zur Verzichtleistung auf ihr Erbrecht an dieses L Gemahlin Anna Tode eilte er, sich um die Hand der Tochter des zu bewerben, durch die er das Heimfallsrecht der Fürstenthümer S Hierauf begab er sich 1354 auch nach Italien, wurde zu Mailand in Rom 1355 zum Kaiser gekrönt. Seiner Zusage getreu blieb Mauern und enthielt sich aller Versuche zur Ausübung seines Kais nach Deutschland zurück. Hier erließ er 1356 das deutsche Grund Goldene Bulle (s. d.), das Einzige von Bedeutung, was er für über die Beseitigung seines Einflusses bei der Königswahl durch Papst suchte er durch die Erlaubniß zur Erhebung des Zehnten v in Deutschland zu besänftigen; die Reichsfürsten dagegen, welche d gegen ihn aufregte, beruhigte er mit dem Vorschlage einer Refo Als aber der Papst drohte, kehrte er sogleich zur gewohnten Untern nur alle Verbesserungen auf, sondern bestätigte sogar 1359 alle F ihre gegenwärtigen und künftigen Besitzungen und machte sie von j unabhängig. Unterdeß herrschten Bernabo und Galeazzo Viscon Willkür als je in Italien und verübten namentlich gegen die K Da zog K., von dem Papst dringend aufgefordert, 1368 noch ei mit einem bedeutenden Heere. Die Visconti, geschreckt, baten jed denselben gegen das Versprechen einer bedeutenden Geldzahlun gekehrt, gerieth K. mit den schwäb. Städten in Händel, und ba Grafen Eberhard von Würtemberg in einen Krieg verwickelt, Niederlage und Gefangenschaft Eberhard's beendigte. Mit Eifer seines Stammlandes Böhmen. Er ertheilte hier dem Adel wie gab 1350 ein neues Gesetzbuch, das er jedoch später wieder zu Bergbau und Ackerbau, machte die Moldau bis zur Elbe schiffl Hradschin und die berühmte Brücke zu Prag, gründete daselbst ei dem Muster der pariser die erste deutsche Universität und zog e und Handwerker herbei. Er hatte 1363 mit Brandenburg eine 1368 die Niederlausitz durch Kauf an sich gebracht; auch vollen begonnene Erwerbung Schlesiens. Nachdem er nun 1373 die M vereinigt, erlebte er nach der Rückkehr von einer Reise in Gesel nach Paris, wo er von König Karl V. glanzvoll aufgenommen w seinen Sohn als Nachfolger auf dem Königsthrone anerkannt Zweck die Kurfürsten je mit 100,000 Fl. und Verpfändung der Zölle gewonnen, trotzdem daß die von ihm selbst als Reichsgese Bestechung streng verbot. Bei seinem Tode, der 29. Nov. 13 er Böhmen, Schlesien und die Königskrone an Wenzel (s. d.), Sigismund, den zweiten, und die Lausitz an Johann, den drit großer, aber ein sehr kluger Fürst, dabei ein strenger Anhän müthiger Verehrer des päpstl. Stuhls und in Sprachen und Vgl. Pelzel, «Geschichte Kaiser K.'s IV.» (2 Bde., Prag 17 werbung der Mark Brandenburg durch K. IV.» (Bresl. 1874); sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit» (Wien 1876); Böh unter K. IV. 1346—78» (herausg. von Huber, Innsbr. 187

Karl V., deutscher Kaiser, 1519—56, unter dem Nam Spanien, der älteste Sohn Philipp's, Erzherzogs von Oesterr Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien, En 24. Febr. 1500 geboren. Er wurde in den Niederlanden erzo Obhut Wilhelm's von Croy, Herrn von Chièvres. K. zog Studien vor. Nach dem Tode Ferdinand's, seines Großvater

Digitized by Google

noch lebenden, aber wahnsinnigen Mutter die Zügel der Regierung und nahm den Titel eines Königs von Spanien an. Aber dieser eigenmächtige Regierungsantritt sowol als seine parteiische Gunst für die mitgebrachten Niederländer und der Einfluß, den er diesen verstattete, regten sehr bald die span. Großen gegen ihn auf, und es bedurfte ganz der weisen Staatsklugheit seines berühmten Ministers Ximenes (s. d.), um offene Ausbrüche der Unzufriedenheit für jetzt noch zu verhüten. Als nun 1519 Maximilian gestorben war, wurde er unter mehrern Bewerbern auf Empfehlung des Kurfürsten Friedrich von Sachsen zum Kaiser gewählt. Mit Spaniens Beruhigung beschäftigt, konnte er jedoch erst 1520 dieses Land verlassen, um von seiner Würde Besitz zu nehmen; er wählte den Seeweg durch den Kanal und die Niederlande theils aus Mistrauen gegen die Gesinnungen des Königs von Frankreich, theils um durch persönliche Besprechung Heinrich's VIII. von England Freundschaft zu gewinnen. Am 22. Oct. 1520 wurde er zu Aachen gekrönt und empfing von dem Papste aus besonderer Gunst den Titel Römischer Kaiser. Die von seinen Gesandten unterzeichnete Wahlcapitulation, durch welche man seine wegen unermeßlichen Länderbesitzes furchtbare Uebermacht für die Reichsverfassung unschädlich zu machen suchte, unterschrieb er ohne Zögern, band sich aber auch niemals während seiner Regierung streng daran. Seine Thronbesteigung fiel in eine Zeit, wo sich die deutsche Nation in einer durch Luther's Reformation bewirkten, bisher unerhörten geistigen Aufregung befand. Den Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen und die Angelegenheiten des Reichs überhaupt zu ordnen, wurde 1521 nach Worms ein großer Reichstag ausgeschrieben, auf dem alle Fürsten und Stände des Reichs und zahllose Volksmassen zusammenströmten. Luther, der hier mit einem Freibriefe K.'s erschien, sprach für seine Sache mit Kraft und Freimüthigkeit. Der Kaiser äußerte sich nicht, doch kam ihm die Irrung in Deutschland ungelegen, da er sich in Spanien noch nicht festgesetzt hatte und ihm ein Krieg mit Frankreich bevorstand. Um daher die Sache mit einem Gewaltstreich zu dämpfen, sprach er, als Luther nicht widerrief, die Reichsacht über diesen aus, verließ noch im Laufe des Jahres Deutschland und kehrte 1522 über die Niederlande und England nach Spanien zurück, um den Aufruhr der Städte Castiliens, die zur Aufrechthaltung ihrer Rechte gegen die Krone in einer sog. Heiligen Ligue sich verbunden hatten, persönlich unterdrücken zu helfen. Während K. hier siegte, waren indeß die Türken unter dem großen Soliman in Ungarn eingefallen und hatten Belgrad erobert. Zugleich begann Frankreich durch einen doppelten Angriff auf Navarra und auf die Niederlande gegen den Kaiser einen langwierigen Kampf, der sich bald auch über Italien ausdehnte. Die Feindseligkeiten brachen schon 1521 aus; die Franzosen, siegreich jenseit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltener Friedenscongreß erhitzte die Gemüther nur noch mehr und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, sich für K. zu erklären. Das Glück der kaiserl. Waffen unter Anführung des Prospero Colonna und Georg Frundsberg (s. d.) in Italien, wo die Franzosen aus Parma, Piacenza und selbst aus Mailand vertrieben wurden, und der Uebertritt des Connétable Karl von Bourbon (s. d.) entschädigten K. für den fehlgeschlagenen Angriff auf die Provence. Bald erlangten seine Waffen einen noch größern Erfolg, indem Franz, welcher Pavia belagerte, 24. Febr. 1525 dort von den Kaiserlichen in einer Schlacht bezwungen und gefangen genommen wurde. Im J. 1526 kam der Madrider Vertrag zu Stande, demzufolge Franz unter harten Bedingungen die Freiheit wieder erhielt. Aber auch in Deutschland, wo während seiner Abwesenheit sein Bruder Ferdinand das Reichsregiment führte, begünstigte K. das Glück. Es gelang ihm hier, die von dem Schwäbischen Bunde dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg abgenommenen Länder an sich zu bringen, die er dann nebst den österr. Erbländern seinem Bruder verlieh; der Bauernkrieg (s. d.) und die Sickingen'schen Händel wurden geschlichtet und der Schwäbische Bund zur Hülfe gegen die Türken erneut. Die Reformation breitete sich jedoch trotz des Wormser Edicts ungestört aus.

Durch die anwachsende Macht K.'s beunruhigt, verband sich der Papst mit Frankreich und den Hauptstaaten Italiens, sprach den König Franz von Erfüllung seiner Verbindlichkeiten los und versuchte die kaiserl. Macht aus Italien zu drängen. Von 1527—29 dauerte der zweite Krieg K.'s mit Franz. Rom wurde von den Kaiserlichen mit Sturm erobert, geplündert und der Papst selbst gefangen genommen. Nach der Flucht desselben schloß K. mit ihm zu Barcelona 29. Juni 1529, bald darauf auch mit dem Könige von Frankreich, den er inzwischen durch Andrea Doria's Hülfe in Italien vollends besiegt hatte, zu Cambrai 5. Aug. 1529 Frieden (sog. Damenfrieden). Der unbedingte Besitz Italiens, die Ertheilung der Kaiserkrönung zu Bologna und die Zahlung großer Geldsummen waren der Preis, für welchen K. diese Friedensschlüsse gewährte. Als gekrönter Kaiser (die letzte Kaiserkrönung in Italien) und unumschränkter

Digitized by Google

Gebieter Italiens brach er nun nach achtjähriger Abwesenheit im März 1530 nach Deutschland auf, um der dortigen religiösen Irrung und Spaltung ein Ende zu machen und zugleich gegen die Türken, welche unter Soliman II. Ungarn verheert und 1529 sogar Wien belagert hatten, die Hülfe der Reichsstände anzusprechen. Aber auf dem zu diesem Zwecke 1530 zu Augsburg gehaltenen Reichstage übergaben die protestirenden Fürsten ihre von Melanchthon ausgearbeitete (Augsburgische) Confession, worauf K. unversöhnlich den drohenden Reichstagsabschied erließ. Im J. 1531 traten die protestirenden Fürsten zum Schutze ihrer Confession zu Schmalkalden in ein Bündniß zusammen und setzten sich zugleich mit den Königen von Frankreich und von England in ein geheimes Einverständniß. Dies und die immer drohender werdende Gefahr vor den Türken nöthigten den Kaiser 1532, kurz nachdem er seine Strafproceßordnung (s. Carolina) publicirt hatte, zu dem Nürnberger Religionsfrieden, worin der Protestantismus, jedoch mit dem Verbote jedes weitern Reformirens, in statu quo bis zu einer künftigen Ausgleichung auf einem Concile anerkannt wurde. Nunmehr stellten die Protestanten ihre Contingente zum Feldzuge gegen die Türken. Es gelang dem Hauptmann Sebastian Schärtlin, in einem Ueberfalle 16,000 Ungläubige zu tödten, und Soliman II. zog sich bei Annäherung des 80,000 Mann starken kaiserl. Heers nach Ungarn zurück. Infolge dessen entließ K. die Deutschen in ihre Heimat, begab sich selbst nach Italien, um mit dem Papste über die Berufung eines Concils zu unterhandeln, was jedoch ohne Erfolg blieb, und unternahm hierauf 1535 von Spanien aus einen Zug nach Afrika gegen den türk. Seeräuber Khair-ed-din Barbarossa, welcher sich in Tunis festgesetzt hatte. Tunis wurde erobert, und K. hatte die Freude, aus dieser Stadt, die er ihrem rechtmäßigen Herrscher Mulei-Hassan als ein Lehn der span. Krone zurückgab, 22,000 befreite christl. Sklaven in ihre Heimat zu entlassen.

Im J. 1536 begann der dritte Krieg mit Franz. Aber auch diesmal behielt K., trotzdem daß er bei seinem Einfall in die Provence Marseille nicht erobern konnte, die Oberhand. Der Waffenstillstand von Nizza 18. Juni 1538 auf 10 Jahre beendete den Krieg; aber schon 1542 entbrannte ein neuer Krieg, aus welchem K., trotz seiner Niederlage bei Cerisoles, durch einen Einfall in die Champagne und durch Andrea Doria's glückliche Bekämpfung der türk.-franz. Flotte im Frieden zu Crespy 18. Sept. 1544 als Sieger hervorging. Auf gleiche Weise glückte es ihm, 1539 die alte Constitution der Cortes in Spanien zu vernichten und 1540 den in Gent ausgebrochenen Aufstand der Niederländer zu dämpfen. Während K.'s Regierung mehrte sich Spaniens Besitz in der Neuen Welt. Im J. 1519 zog Ferd. Cortez gegen Mexico und eroberte es. Zur selben Zeit gelang es Magellan (s. d.), den Weg nach Ostindien um das Südende Amerikas aufzufinden; 1525 wurde von der Südseite Dariens aus die erste Fahrt nach Peru unternommen; K. sandte 1531 Francisco Pizarro zur Eroberung des «Goldlandes», 1536 wurde Californien entdeckt und erobert. Dagegen verunglückte der neue Zug, den K. 1541 nach Algier unternahm, gänzlich. Nach dem Frieden von Crespy rüstete er sich, die durch das Schmalkaldener Bündniß vereinigten prot. Fürsten, welche durch ihre Weigerung, das Concil zu Trident zu beschicken, ihn erzürnt hatten, zu demüthigen. Er verband sich mit dem Papste, dem Herzog Moritz von Sachsen und dem röm. König Ferdinand, sprach über die Häupter des Bundes die Acht aus, überraschte die Verbündeten durch sein schnelles energisches Handeln und besiegte sie in der Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547. Die dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich (s. d.) von Sachsen entrissene Kurwürde und Länder ertheilte K. dem Herzog Moritz (s. d.) von Sachsen, übertrug ihm 1550 die Achtsvollstreckung gegen das dem Schmalkaldischen Bunde angehörige Magdeburg, gab dann auf dem Reichstage zu Augsburg das sog. Interim (s. d.) und führte hier, von seinen Truppen umgeben, eine ernste, strenge Sprache, welche die Besorgniß rege machte, K. beabsichtige Deutschland zu einer Erbmonarchie seines Hauses zu machen. Da benutzte Herzog Moritz die allgemeine Unzufriedenheit, um seinen längst im stillen vorbereiteten Plan der Rettung Deutschlands und des Protestantismus auszuführen. Mit Heinrich II. von Frankreich verbündet, drang er 1552 mit seinem Heere rasch nach Innsbruck vor, nöthigte den gichtkranken Kaiser zur Flucht nach Villach und zwang ihm den Vertrag zu Passau vom 2. Aug. 1552 ab, der den Protestanten völlige Religionsfreiheit gewährte und durch den Religionsfrieden von Augsburg 1555 bestätigt wurde. Gleichzeitig mit Moritz' Unternehmung hatte Heinrich II. von Frankreich der lothring. Bisthümer Metz, Toul und Verdun sich bemächtigt. K. kämpfte hier und in Italien gegen ihn, war aber nicht im Stande, auch nur die Stadt Metz ihren tapfern Vertheidigern wieder zu entreißen. Am Glück verzweifelnd und durch körperliche Leiden verstimmt, ging er in die Niederlande; auf dem Hoflager von Brüssel resignirte er und stellte den Ständen seinen Sohn Philipp II. (s. d.)

Digitized by Google

als König von Spanien und Herrn der Niederlande und Italiens vor. Die Nachfolge in Deutschland erhielt K.'s Bruder Ferdinand. So theilte sich die habsburgische Weltmacht unter die zwei Linien, die spanische und deutsche, von denen die erstere mit Karl II. 1700, die letztere mit Kaiser Karl VI. 1740 erlosch. Dann begab er sich, von wenigen begleitet, zu Schiffe nach Spanien, wo er das Kloster San-Juste in Estremadura zu seinem Aufenthalte wählte und bald darauf, 21. Sept. 1558, starb. Vgl. außer den Werken von Prudencio de Sandoval (2 Bde., Valladolid 1604—6) und Robertson (3 Bde., Lond. 1769; deutsch von Mittelstedt, mit Anmerkungen von Remer, 3. Aufl., 3 Bde., Braunschw. 1795): Lanz, «Correspondenz des Kaisers K. V.» (3 Bde., Lpz. 1844—46); Kervyn de Lettenhove, «Aufzeichnungen des Kaisers K. V.» (deutsch von Warnkönig, Lpz. 1862); Gachard, «Correspondence de Charles Quint» (Brüss. 1859); Guntram, «Kaiser K. V.» (Wien 1865). K.'s Klosterleben in San-Juste wurde neuerdings von Stirling (deutsch von Lindau, Dresd. 1853; 2. Aufl. 1858), von Gachard (2 Bde., Brüss. 1854—55), Mignet (Par. 1854) und Pichot (Par. 1854) behandelt. Vgl. ferner Maurenbrecher, «K. V. und die deutschen Protestanten 1545—55» (Düsseld. 1865); derselbe, «Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit» (Lpz. 1874); Rösler, «Die Kaiserwahl K.'s V.» (Wien 1868); Ranke, «Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation» (6 Bde., Lpz. 1872—73); De Leva, «Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia» (Padua 1873); Druffel, «Kaiser K. V. und die röm. Curie 1544—46» (Münch. 1877); Höfler, «K.'s I. (V.), Königs von Aragon und Castilien Wahl zum röm. König. 28. Juli 1519» (Wien 1874); derselbe, «Kaiser K.'s (V.) erstes Auftreten in Spanien» (Wien 1874); Grammont (de), «Relation de l'expédition de Charles Quint contre Alger, par Nicolas Durand de Villegaignon» (Par. 1874).

Karl VI., deutscher Kaiser, 1711—40, der letzte des habsburgischen Mannsstammes, zweiter Sohn des Kaisers Leopold I. (s. d.), geb. 1. Oct. 1685, Prätendent der Krone Spaniens im Successionsstreit. Für sein Erbrecht verbanden sich, um die Erhaltung des europ. Gleichgewichts besorgt, England und Holland, und diesem Bündnisse gegen Frankreich traten bald darauf auch das Deutsche Reich, Portugal und Savoyen bei. K. wurde zu Wien 1703 unter dem Namen Karl's III. zum König von Spanien ausgerufen und begab sich über Holland nach England. Von hier ging er im Jan. 1704 mit 12,000 Mann engl.-holländ. Truppen nach Spanien, das aber fast ganz schon von Franzosen besetzt war, und nahm mit Hülfe der Catalonier Barcelona und Valencia, 9. Oct. 1705, während die Engländer Madrid eroberten. In Madrid wurde er 26. Juni 1706 zum König ausgerufen. Unter wechselndem Kriegsglück und sehr bald wieder auf Barcelona beschränkt, residirte er daselbst, bis ihn der Tod seines Bruders, Kaiser Joseph's I. (s. d.), 1711 nach Deutschland zurückrief. Von diesem Augenblicke an zogen sich die verbündeten Mächte, an ihrer Spitze England, von K. zurück und schlossen allein für sich 1713 mit Frankreich den Utrechter Frieden. Indeß war K. im Dec. 1711 zu Frankfurt gekrönt worden und hatte im folgenden Jahre zu Preßburg die ungar. Krone erhalten. Mit Eifer setzte er, im Vertrauen auf seine wohlbegründeten Rechte, den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.) durch des Prinzen Eugen (s. d.) Feldherrntalent fort. Doch sah er sich endlich, von seinen Bundesgenossen verlassen und von den Reichsständen nur schwach unterstützt, 1714 genöthigt, mit Frankreich den Vertrag zu Rastatt zu unterzeichnen, durch den ihm nur die span. Besitzungen in Italien, Neapel, Mailand und Sardinien, sowie die Niederlande gesichert blieben, während Ludwig's XIV. zweiter Enkel, Philipp V., den Thron in Madrid behauptete und so zum Stammvater der bourbonischen Dynastie in Spanien wurde. Nachdem er im Jahre darauf Sicilien gegen Sardinien von dem Herzog von Savoyen eingetauscht, übernahm er, als die Türken im Juni 1715 den Venetianern den Krieg erklärt hatten, die Vertheidigung dieser Republik. Seine Heere, unter Anführung des Prinzen Eugen, erfochten entscheidende Siege bei Peterwardein und bei Belgrad. Da aber die Spanier Sicilien angriffen und die Absicht zeigten, Italien wieder an ihr Könighaus zu knüpfen, schloß K. 1718 den Frieden zu Passarowicz, in welchem er Belgrad, das nördl. Serbien, Temesvar und einen Theil Slawoniens, Bosniens und der Walachei erwarb. Dieser neue Krieg, in welchen der span. Minister Alberoni (s. d.) durch seine Entwürfe Oesterreich verwickelt hatte, wurde jedoch sehr bald durch die Quadrupleallianz, die zwischen Frankreich, England und Holland mit dem Kaiser sich bildete, beendigt. Mit Hülfe einer engl. Flotte wurden die Spanier besiegt und aus Sicilien vertrieben, Alberoni abgesetzt und Spanien zum Rücktritt genöthigt. Indessen hatte K. durch den Tod seines einzigen Sohnes ein großer Unfall betroffen. Um dessenungeachtet die Erbfolge in seinen Staaten ungetheilt bei seinem Hause, wenn auch nur in der weiblichen Nachkommenschaft, fest-

Digitized by Google

zuhalten, ernannte er 1713 mittels eines von ihm selbst gemachten Hausgesetzes, der Pragmatischen Sanction (s. d.), seine Tochter Maria Theresia (s. d.) zu seiner Nachfolgerin.

Die meisten Staaten, namentlich Frankreich, sowie die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, deren Kurprinzen mit den Töchtern Joseph's I. vermählt waren, verweigerten jedoch beharrlich ihre Zustimmung. Doch gelang es K., nach dem erfolglosen Congresse von Cambrai 1725 erst Spanien und auf Anlaß der gegen ihn und Spanien errichteten hannov. Allianz in einem Gegenbündnisse zu Wien vom 8. Aug. 1726 auch Rußland und Preußen auf seine Seite zu ziehen und von diesen die Anerkennung der Pragmatischen Sanction, von letzterm Staate für die Verheißung der Erbfolge in Jülich, zu erlangen, während Frankreich und England in den J. 1726 und 1727 Holland, Dänemark, Schweden, ja selbst Hessen-Kassel und Braunschweig-Wolfenbüttel für sich gewannen. Alles rüstete sich, und ein Krieg schien unvermeidlich. Da kam zu rechter Zeit noch durch die Staatskunst Eugen's zu Wien 16. März 1731 ein Vergleich zu Stande, in welchem K., gegen Aufopferung der neuerrichteten, großen Erfolg für seine niederländ. Staaten versprechenden Handelscompagnie von Ostende und gegen Bestätigung der Nachfolge des span. Prinzen Don Carlos in den zeither vom Kaiser besessenen Toscana, Parma und Piacenza, nun auch von England und Holland die Pragmatische Sanction garantirt wurde. Aber Frankreich blieb gegen K. fortdauernd feindselig gesinnt und fand in der nach August's II. Tode 1733 streitig gewordenen Thronbesetzung in Polen einen Anlaß, den Krieg gegen Oesterreich zu erneuern. Während Rußland mit Oesterreich, das dafür den Beitritt Kursachsens zur Pragmatischen Sanction erlangte, sich für den Sohn des verstorbenen Königs (August's II.) erklärte, wollten Frankreich, Spanien und Sardinien Stanislaus Leszczynski, dem Schwiegervater Ludwig's XV., die Nachfolge auf den poln. Thron zuwenden. In dem nun beginnenden Kriege aber trafen K. unter dem schon alternden Eugen und den übrigen Feldherren fortdauernde Unfälle. Er mußte sehen, wie franz. Truppen ihm Mailand und die ganze Lombardei bis Mantua entrissen, ein span. Heer sich Neapels und Siciliens bemächtigte und am Rhein Kehl, Philippsburg, Trarbach und ganz Lothringen erobert wurden. Durch solche Schläge erschüttert, zeigte sich K. endlich bereit, im Frieden zu Wien 3. Oct. 1735, gegen Gewährleistung der Pragmatischen Sanction und Anerkennung August's III. als Königs von Polen, Neapel, Sicilien und einige Districte von Mailand, sowie von seiten des Deutschen Reichs ganz Lothringen, das als Entschädigung für Stanislaus Leszczynski bestimmt wurde, zu opfern. Nicht minder unglücklich kämpfte K., als er, durch Rußland bewogen, 1736 den Krieg gegen die Türken erneuerte, sodaß Oesterreich im Frieden von Belgrad 18. Sept. 1739 fast alle Eroberungen, die es in den vorigen Kriegen gemacht, namentlich Belgrad mit Serbien und der Walachei, wieder verlor. K. starb 20. Oct. 1740 und hinterließ das Reich seiner 23jährigen Tochter Maria Theresia. Vgl. Förster, «Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrh.» (2 Bde., Potsd. 1838).

Karl VII. (Karl Albrecht), deutscher Kaiser, 1742—45, geb. zu Brüssel 1697, der Sohn Maximilian Emanuel's, Kurfürsten von Baiern, damaligen Statthalters der span. Niederlande, war nach der Eroberung der bair. Lande und der Achtserklärung seines Vaters durch Kaiser Joseph I. als kaiserl. Gefangener zuerst in Klagenfurt, dann in Görz erzogen worden. Nach seiner Befreiung durch den Rastatter Frieden (1714) hatte er das von seinem Vater dem Kaiser zur Unterstützung gesendete Heer im Türkenkriege 1716—18 befehligt und sich 1722 mit der jüngern Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph I. vermählt. Nachdem er 1726 seinem Vater als Kurfürst von Baiern in der Regierung gefolgt, verwahrte er sich ausdrücklich gegen die Pragmatische Sanction, und schloß 18. Mai 1741 ein Bündniß mit Frankreich und Spanien zu Nymphenburg, das nichts weniger als die völlige Zerstückelung der österr. Monarchie zum Zwecke hatte. Bald darauf rückte er mit einem franz.-bair. Heere in Oberösterreich ein, nahm Linz ohne Schwertstreich und legte sich den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich bei, wendete sich dann nach Böhmen, eroberte 27. Nov. 1741 durch einen nächtlichen Ueberfall Prag und ließ sich von den Ständen des Reichs 19. Dec. als König von Böhmen huldigen. Hierauf einstimmig zum röm. Kaiser gewählt, eilte er nach Frankfurt a. M., um sich krönen zu lassen. Währenddessen erhoben sich jedoch die Ungarn zur Vertheidigung ihrer Königin, eroberten Oberösterreich wieder, drangen weiter in Baiern vor und besetzten die Hauptstadt München. Auch Böhmen wurde wiedergewonnen, und K. mußte nach Frankfurt fliehen, wo er in Dürftigkeit verweilte. Der bair. General Seckendorf vertrieb endlich die österr. und ungar. Scharen aus Baiern, und K. konnte wenigstens 19. April 1743 nach München zurückkehren. Bald aber drangen die Oesterreicher mit verstärkter Macht abermals in Baiern ein, sodaß K. im Juni desselben Jahres seine Hauptstadt wieder verlassen mußte. Als endlich auch seine Verbündeten,

Digitized by Google

die Franzosen, von Georg II., dem Verbündeten der Maria Theresia, bei Dettingen 27. Juni 1743 geschlagen und über den Rhein gedrängt worden waren, rettete ihn nur das neue Bündniß, das er zu Frankfurt 22. Mai 1744 mit Friedrich II. schloß, der nun in Böhmen einfiel. Zwar vertrieb der General Seckendorf die Oesterreicher noch einmal aus Baiern, sodaß K. in seine Residenz wieder einziehen konnte; doch von Kummer und Krankheit erschöpft, starb er hier 20. Jan. 1745. Sein Nachfolger als Kaiser war Franz I. (s. d.). Vgl. Heigel, «Der österr. Erbfolgestreit und die Kaiserwahl K.'s VII.» (Nördl. 1877); Uhde, «Die Kaiserkrönung K.'s VII.» (im «Histor. Taschenbuch», fünfte Folge, Jahrg. 6, Lpz. 1876).

Karl V., König von Frankreich, genannt der Gelehrte, 1364—80, der Sohn Johann's I. (s. Valois), geb. 21. Jan. 1337, übernahm 1356, nachdem sein Vater in die Gefangenschaft Eduard's III. von England gerathen, als Dauphin die Reichsverwaltung. Der gedrückte Bürgerstand nahm diesen Anlaß wahr, sich Geltung zu verschaffen. Auf der Versammlung der Generalstaaten im Frühjahr 1357 zu Paris forderte man die Entfernung der königl. Räthe und setzte die Einführung einer gemischten Commission durch, die dem Dauphin zur Seite stehen und die Verwendung der Subsidien überwachen sollte. Robert Lecoq, Bischof von Laon, und Etienne Marcel, Prévôt der pariser Kaufmannschaft, waren die Häupter dieser Volkspartei. Hinter ihnen stand König Karl der Böse von Navarra, der nach der franz. Krone strebte. Als der Dauphin die Räthe nicht entließ, drang Marcel, während einer zweiten Reichsversammlung, 22. Febr. 1358, in das Gemach des Prinzen und ließ vor dessen Augen die Marschälle von Champagne und Normandie ermorden. K. verließ nun Paris, verband sich mit dem Adel in den Provinzen und berief nach Compiègne eine neue Reichsversammlung, die von Paris nicht beschickt wurde. Vielmehr bewaffnete Marcel die Stadt und die Bürger und suchte den König von Navarra an die Spitze der Empörung zu stellen. Am 1. Aug. wurde jedoch Marcel von einem Bürger, Maillard, erschlagen. Am Arme des Mörders zog nun der Regent in Paris ein und begann eine blutige Reaction, während der König von Navarra die Stadt einschloß und durch Verwüstung der nördl. Provinzen den Anstoß zu dem Bauernaufruhr, der sog. Jacquerie (s. d.), gab. In diesen Wirren brach der Krieg mit England wieder aus. Johann war zu London einen harten Vertrag eingegangen, den die franz. Generalstände und der Dauphin verwarfen. Ein engl. Heer verwüstete Frankreich von Calais bis nach Burgund. Endlich kam 8. Mai 1360 der Friede zu Brétigny zu Stande, nach welchem Johann als Lösegeld 3 Mill. Goldthaler zahlen, aber auch den dritten Theil des Reichs, das frühere Besitzthum der normann. Dynastie, an das engl. Königshaus abtreten sollte. Mit des Königs Rückkehr legte der Dauphin die Regierung nieder. Johann aber starb schon 8. April 1364 zu London, wohin er zur persönlichen Unterhandlung über die Vollziehung des Friedens gereist war, und K. bestieg nun den franz. Thron. Durch eine kluge Politik förderte er die königl. Macht. Duguesclin (s. d.) und die königl. Brüder führten mit Glück die Waffen. Der König von Navarra, der den Kampf erneuert, wurde im Mai 1364 zu Cocherel besiegt. Die Kameradschaften aber (s. Condottieri), die das Land mit Raub und Brand erfüllten, zogen mit Eduard (s. d.), dem Schwarzen Prinzen, nach Spanien. Nach der Rückkehr desselben fand sich K. so stark, daß er selbst den Streit erneute. Eduard hatte dem Adel von Guyenne drückende Abgaben auferlegt, und dieser beklagte sich beim König von Frankreich. Obgleich die Souveränetät über dieses Land im Frieden auf England übergegangen, lud doch K. den Prinzen Eduard vor seinen Pairshof. Darüber entbrannte 1369 der Krieg. Die Engländer verheerten das Land furchtbar; allein bei der Hinfälligkeit Eduard's und der Schwäche seiner Mittel konnten sie wenig ausrichten. In 10 Jahren eroberte K. alle engl. Besitzungen bis auf einige feste Städte. Nachdem er noch den vergeblichen Versuch gemacht, die Bretagne dem Herzog Johann V. zu entreißen, starb er 16. Sept. 1380. So despotisch und hart wie sein Charakter war auch seine Regierung. Er unterdrückte die Generalstände und erhob die Gelder durch Versammlung der Notabeln. Selbst die wichtige Anordnung, daß die Könige von Frankreich schon mit 14 Jahren mündig sein sollten, ließ er nur in einem Lit de justice (s. d.) bekräftigen. Als Freund gelehrter Bildung war er stets mit Gelehrten (clercs) umgeben, die auch die berühmte Schrift gegen den Papst «Songe du Vergier» abfassen mußten. Vgl. Choisy, «Vie de Charles V» (Par. 1784); Barthélémy de Beauregard, «Histoire de Charles V» (Par. 1843); Delisle, «Mandements et actes divers de Charles V» (Par. 1874).

Karl VI., König von Frankreich, der Wahnsinnige, 1380—1422, Sohn des Vorigen, wurde 3. Dec. 1368 zu Paris geboren. Seine Oheime, von väterlicher Seite die Herzoge von Anjou, Berri und Burgund, von mütterlicher der Herzog von Bourbon, geriethen mit dem Tode Karl's V. sogleich in Streit über die Regentschaft. Man ließ den zwölfjährigen König schon im

Digitized by Google

Nov. 1380 krönen und gedachte die Regierung unter dessen Namen gemeinsam zu führen. Allein der Herzog von Anjou, der in der Zwischenzeit die Regentschaft geführt, behielt die Gewalt. Er hatte sich außerdem nicht nur des Schatzes und der königl. Verlassenschaft bemächtigt, sondern bereicherte sich auch durch Erpressungen und die Aufrechthaltung der drückenden Lasten, unter welchen das Reich schmachtete. Zu Paris, Rouen und Compiègne brachen darum 1382 furchtbare Aufstände aus, in welchen das mit Hämmern bewaffnete Volk (Maillotins) die Steuerbeamten erschlug. Nach Herstellung der Ruhe zog der junge König an der Spitze des franz. Adels nach Flandern, dessen Bevölkerung das Joch des Grafen Ludwig, Schwiegersohns des Herzogs von Burgund, abgeschüttelt und den Genter Philipp van Artevelde zum Oberhaupt gewählt hatte. Der entscheidende Sieg 27. Nov. 1382 über die Flanderer bei Rosebeke gab dem Hofe Muth, die demokratischen Bewegungen in Frankreich durch Entwaffnung und Hinrichtungen vollends zu erdrücken. Während der Herzog von Anjou mit 60,000 Franzosen und seinen Schätzen nach Neapel zog, wo ihn die Königin Johanna zu ihrem Nachfolger erklärt hatte, riß der Herzog von Burgund zu Paris die Regierungsgewalt an sich und begann einen fruchtlosen Land- und Seekrieg gegen England. Der König vermählte sich 1385 mit Isabella, der Tochter des Herzogs Stephan III. von Baiern, und wagte 1388 auf einer Versammlung der Großen zu Rheims seinen Regierungsantritt zu erklären. Sein Bruder, der Herzog Ludwig von Orléans, und der Connétable Clisson gelangten damit ans Ruder, vertrieben die burgund. Partei und umgaben den jungen König mit einer Menge Creaturen (Marmousets). Auf einem Zuge gegen einen bretagn. Edelmann, Craon, brach indessen 5. Aug. 1392 bei dem König der Wahnsinn aus. In der Meinung, man wolle ihn ermorden, fiel er über seine Begleiter her und tödtete vier Pagen, sodaß man ihn gebunden nach Mans schaffen mußte. Die Anfälle wiederholten sich und endeten später mit gänzlichem Verlust des Geisteslichts. In diesen Verhältnissen wußte sich der Herzog Philipp von Burgund, unter dem heftigen Widerstande des Herzogs von Orléans, der polit. Gewalt zu bemächtigen. Er schloß im März 1396 mit England einen Waffenstillstand auf 28 Jahre, starb aber schon 1404, und sein Sohn, Johann der Unerschrockene, noch herrschsüchtiger als der Vater, bemächtigte sich sogleich zu Paris der Regierung. Schon griffen die Parteien zu den Waffen, als Johann den Herzog von Orléans 23. Nov. 1407 auf offener Straße ermorden ließ. Johann entfernte sich zwar, kehrte aber 1408 nach Paris zurück, bewaffnete das Volk und begann gegen den nach Tours geflohenen Hof Feindseligkeiten, die erst mit dem Vertrage zu Chartres (paix fourrée) im März 1409 endeten. Um dem Regimente Johann's entgegenzutreten, verbanden sich 1410 die Söhne K.'s mit dem jungen Herzog von Orléans. Letzterer rief seinen Schwiegervater, den Grafen von Armagnac (s. d.), herbei, der mit wilden Scharen aus den Pyrenäen herabkam und schreckliche Verwüstungen anrichtete. Der Herzog von Burgund hingegen verstärkte seine Macht durch eine aus Parisern, meist Fleischerknechten, gebildete Miliz (Cabochiens). Da die Partei Orléans die Engländer um Hülfe anrief, so erschien der erbitterte König ebenfalls mit einem Heere und zwang die Parteien 1412 zum Frieden. Als jedoch der Herzog von Burgund im nächsten Jahre wieder zu den Waffen griff, erklärte ihn der König für einen Landesverräther und nöthigte ihn 16. Oct. 1414 zum Frieden von Arras. Unterdeß war auch Heinrich V. (s. d.) von England in Frankreich gelandet. Man stellte demselben ein starkes Heer entgegen, das aber 25. Oct. 1415 bei Azincourt (s. d.) geschlagen wurde. Der Kern des franz. Adels blieb oder gerieth in Gefangenschaft; auch der Herzog von Orléans hatte letzteres Schicksal. Doch konnten die Engländer den ungeheuern Sieg nicht verfolgen. Um sich gegen den Burgunder sicherzustellen, rief der Hof den Grafen Armagnac nach Paris und ernannte denselben zum Connétable. In dieser Lage starb 18. Dec. 1415 der Dauphin Ludwig; an seine Stelle trat sein Bruder Johann, nach dessen Tode, 6. April 1416, K.'s dritter Sohn, der spätere Karl VII. (s. d.), Dauphin wurde.

Der 14jährige Prinz überließ sich ganz den Armagnacs, sodaß sich nun der Herzog von Burgund mit den Engländern zur Eroberung und Theilung Frankreichs verband. Die Königin, die sich durch den Connétable von der Regierung ausgeschlossen sah und Umtriebe anzettelte, wurde endlich, indem man ihren leichtsinnigen Lebenswandel zum Vorwande nahm, vom Dauphin und dem König nach Tours in förmliche Gefangenschaft geschickt. Hier trat sie sogleich mit den Burgundern in Verbindung. Der Herzog von Burgund wiegelte in ihrem Interesse die Städte in Champagne, Picardie und Isle-de-France auf, befreite sie und führte sie nach Troyes, wo sie eine Regierung ernannte und sich als Regentin proclamirte. Während der König von England das nördl. Frankreich unterwarf, bemächtigte sich der Herzog von Burgund 28. Mai 1418 durch List der Stadt Paris. Der König fiel dabei in seine Gewalt, der Dauphin

Digitized by Google

rettete sich nach Melun. Die Hauptstadt wurde nun der Schauplatz unglaublicher Pöbel- und Parteiwuth. Gegen 2000 Armagnacs, darunter der Connétable, fielen durch Mord. Bei dem Andringen der Engländer hätte der Herzog von Burgund gern umgelenkt. Er trat mit dem Dauphin in Verbindung, söhnte sich mit demselben im Juli 1419 zu Melun aus, wurde aber bei einer zweiten Zusammenkunft 10. Sept. 1419 auf der Brücke bei Monterau, vielleicht nicht ohne Anstiften des Dauphin, in dessen Gegenwart ermordet. Der Herzog Philipp der Gütige von Burgund erhob sich nun, seinen Vater zu rächen. Er schloß sich sogleich den Engländern an und brachte 21. Mai 1420 den berühmten Vertrag zwischen Heinrich V. und dem unzurechnungsfähigen König zu Troyes zu Stande. Hiernach sollten die Kronen von Frankreich und England, unbeschadet der Sonderrechte beider Völker, auf einem Haupte vereinigt werden. Heinrich übernahm sogleich die Regentschaft, erhielt das Recht, nach K.'s VI. Tode den franz. Thron zu besteigen, und heirathete K.'s Tochter, Katharina, deren Kinder in die Erbfolge eintreten sollten. Die Stände mußten 10. Dec. diesen schmählichen Vertrag, zu dem besonders die Königin aus Haß gegen ihren Sohn beigetragen, bestätigen. Der Dauphin Karl aber, den man als den Mörder Johann's von Burgund ächtete, gab sein Recht nicht auf. Er berief das Parlament und die Universität nach Poitiers, errichtete unter dem Titel des Regenten einen Hof und eine Regierung und begann, von zahlreichen Anhängern, den südl. Provinzen und 3000 Schotten unterstützt, einen Kampf, bei welchem er eine offene Schlacht vermied. Sieben Wochen nach Heinrich's V. Tode starb 21. Oct. 1422 der wahnsinnige König. Erst 30. Sept. 1435 starb auch in den dürftigsten Umständen Isabella. Vgl. Duval-Pineu, «Histoire de France sous le règne de Charles VI» (2 Bde., Par. 1842), und Douet d'Arcq, «Choix de pièces inédites relatives au règne de Charles VI» (Par. 1863 fg.).

Karl VII., König von Frankreich, der Siegreiche, 1422—61, Sohn und Nachfolger des Vorigen, wurde 22. Febr. 1403 geboren. Während die Engländer nach Karl's VI. (s. d.) Tode dem Vertrage von Troyes gemäß den jungen Sohn Heinrich's V. (s. d.) von England, Heinrich VI., zu Paris zum König und den Herzog von Bedford zum Regenten einsetzten, erklärte sich K. nach dem Rechte der Abstammung und des franz. Erbfolgegesetzes zu Melun zum König von Frankreich, obwol er nur die südl. Provinzen innehatte. Die ersten Jahre vergingen ohne bedeutende Ereignisse. K. wurde 1423 von den Engländern bei Crévant, 1424 bei Verneuil besiegt und mußte die Champagne, im folgenden Jahre Maine räumen. Indessen gewährten die Zerwürfnisse zwischen dem Herzog von Gloucester und dem Herzog von Burgund dem König Aussicht, den mächtigen Burgunder vom engl. Bündnisse abzuziehen. Auch stimmte der Graf Richemont, den K. zum Connétable erhoben, seinen Bruder, den Herzog von Bretagne, für die Nationalsache. Der Graf Dunois (s. d.) schlug 1426 die Engländer zum ersten mal bei Montargis. Allein der Feind drang im folgenden Jahre bis an die Loire vor und schloß Orléans ein. Dunois verstärkte die Besatzung von Orléans und nahm im Febr. 1429 dem Feinde einen großen Zug von Lebensmitteln weg; aber die Engländer zogen ihre ganze Macht zusammen, sodaß sich K. bereits anschickte, in die Dauphiné zurückzugehen. In dieser Bedrängniß erschien Jeanne d'Arc (s. d.), die Jungfrau von Orléans. Unter ihrer und Dunois' Leitung wurde Orléans im Mai 1429 von den Belagerern befreit und die Engländer mußten sich nach Paris zurückziehen. Das kleine franz. Heer, dessen Kern die schott. Bogenschützen bildeten, schlug nun, von der Jungfrau geführt, die Engländer bei Patay und nahm dann Rheims. Am 17. Juli wurde daselbst K. als König von Frankreich feierlich gekrönt. Nach einem mislungenen Versuch gegen Paris zog er sich wieder, von Günstlingen umgeben, in Unthätigkeit nach Chinon zurück. Die Jungfrau aber warf sich mit Saintrailles nach Compiègne und wurde bei einem Ausfalle gefangen. Mit Recht wirft man dem König und seinen Großen vor, daß sie nichts zur Befreiung des heldenmüthigen Mädchens unternahmen, noch ihre Errettung vom Feuertode versuchten. Die Hoffnungen indeß, welche die Engländer auf den Untergang der Jungfrau setzten, blieben unerfüllt. Das Gefühl der Nation war erwacht, und der Uebermuth der Unterdrücker konnte es nur steigern. Nach der Einnahme von Chartres und dem Siege der Franzosen 1432 bei Gerberoi brachte überdies Richemont die Aussöhnung K.'s mit dem Herzog von Burgund zu Stande. Der Friede wurde 21. Sept. 1435 zu Arras geschlossen. Richemont rückte nun vor Paris, das 13. April 1436 seine Thore öffnete. Nachdem der König vorher Montereau persönlich genommen, hielt er 12. Nov. 1437 seinen Einzug in die Hauptstadt. Der Krieg wurde seitdem von den erschöpften Parteien nur lässig geführt. Die Franzosen nahmen allmählich die festen Plätze bis auf Calais und rieben endlich 17. Juli 1452 die engl. Macht vollends in der Schlacht bei Castillon auf. Ohne Friedensschluß hatte hiermit der Kampf sein

Digitized by Google

Karl IX., König von Frankreich, 1560—74, zweiter Sohn Heinrich's II. (s. d.) und der Katharina von Medici (s. d.), geb. 27. Juni 1550 zu St.-Germain-en-Laye, erhielt den Titel eines Herzogs von Orléans und bestieg als Nachfolger seines Bruders Franz II. (s. d.) den Thron 5. Dec. 1560. Um die Guisen (s. d.) fernzuhalten, riß seine Mutter statt seiner die Regierung an sich und ließ den schwachen König Anton von Navarra zum Generalstatthalter des Reichs ernennen. Nach Erlaß des Edicts von Amboise, das den ersten Bürgerkrieg beilegte und den Hugenotten Religionsfreiheit gewährte, wurde der junge König 1563 mündig erklärt. Seine Mutter hielt ihn jedoch von den Geschäften fern und suchte ihn durch Ausschweifungen zu zerstreuen. Im April 1564 führte sie den König durch das Reich und brachte ihn zu einer Conferenz mit seiner Schwester, der span. Königin Elisabeth, und dem Herzog Alba nach Bayonne. Hier wurde die Ausrottung der Protestanten beschlossen. Die Verfolgungen begannen sogleich. Als die Protestanten 29. Sept. 1567 den Versuch machten, sich des Königs zu Monceaux zu bemächtigen, verlor die Friedenspartei am Hofe, an deren Spitze der Kanzler L'Hôpital stand, allen Einfluß, und der Bürgerkrieg verwüstete Frankreich drei Jahre lang. Endlich schloß der erschöpfte Hof 1570 den Frieden zu St.-Germain, der die Freiheit der prot. Kirche wiederherstellte. Die einsichtsvollern Staatsmänner suchten jetzt die Aufmerksamkeit des Königs auf die Vorgänge in den span. Niederlanden zu richten, wo sich eine Partei erhob, die dem franz. Interesse nicht abgeneigt war. K. rief die prot. Häupter an den Hof und suchte sie in Glaubenssachen soviel als möglich zu befriedigen. Nachdem er im Nov. 1570 seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter des protestantisch gesinnten Kaisers Maximilian II., gefeiert, verheirathete er seine Schwester Margaretha mit dem Prinzen von Navarra (s. Heinrich IV.), dem Haupte der prot. Partei. Selbst der vorsichtige Coligny (s. d.) trug nun kein Bedenken, an den Hof zu kommen. Derselbe wurde vom König wie ein Vater aufgenommen und suchte den Monarchen besonders für den Feldzug nach den Niederlanden zu stimmen. Die Guisen jedoch und die Königin-Mutter sahen diese Plane und die Erhebung der Protestanten, die ihnen bald allen Einfluß rauben mußte, mit Verdruß. Die kath. Partei beschloß darum, eine neue Collision herbeizuführen. Anfangs scheint man sich nur über die Ermordung der prot. Häupter, die man unter der Maske der Versöhnung längst beabsichtigte, geeinigt zu haben. Der Schuß, welcher Coligny 22. Aug. 1572 verwundete, war das erste Zeichen dieser Verschwörung. Der König zeigte sich über diese That empört, schwor dem Mörder Rache und stattete sogar Coligny einen Besuch ab. Allein in der Nacht vom 23. Aug. berief die Königin-Mutter die Häupter ihrer Partei zu einem Rath, in welchem die allgemeine Ausrottung der Protestanten beschlossen wurde. Auch der König, den man von einer prot. Verschwörung zu überzeugen suchte, trat nach längerm Zögern diesem Blutrathe bei. Schon in der Bartholomäusnacht kam diese sog. Bluthochzeit zur Ausführung. Daß K. aus einem Fenster des Louvre auf die Protestanten eigenhändig schoß, ist nicht bewiesen. Dagegen hielt er einige Tage darauf ein Lit de justice, um die That als Nothwehr gegen Verschwörer zu rechtfertigen. Der Bürgerkrieg brach nun wieder aus und nahm 1573 die gefährlichste Richtung, indem sich auch die polit. Unzufriedenen den Protestanten anschlossen. Der König starb darüber 30. Mai 1574. K. war sittlich verdorben, wie sein Hof. Er hinterließ ein Gedicht «La chasse royale», das 1625 im Druck erschien. Ihm folgte sein Bruder Heinrich III. (s. d.). Vgl. Ebeling, «Archivalische Beiträge zur Geschichte Frankreichs unter K. IX.» (Lpz. 1872); Desjardins, «Charles IX. 1570—72» (Douay 1874); Merimée, «Chronique du règne de Charles IX» (Par. 1874).

Karl X. (Philipp), König von Frankreich, 1824—30, dritter Sohn des Dauphin Ludwig (s. Bourbon) und Enkel Ludwig's XV. (s. d.), geb. 9. Oct. 1757 zu Versailles, erhielt den Titel eines Grafen von Artois. Im J. 1773 vermählte er sich mit Maria Theresia von Savoyen, aus welcher Ehe der Herzog von Angoulême (s. d.) und der Herzog von Berri (s. d.) hervorgingen. Er wohnte 1782 der Expedition gegen Gibraltar bei und wurde bei der Versammlung der Notabeln 1787 Präsident eines Bureau. Nach den Vorgängen des 14. Juli 1789 eröffnete er mit dem Prinzen Condé die Emigration. Er ging über Turin nach Mantua, wo er mit dem Kaiser Leopold einen Invasionsplan verhandelte, dann an den Rhein, um ein Emigrantenheer zu bilden, endlich nach Brüssel und Wien. Im Aug. 1791 wohnte er dem Congresse in Pillnitz bei. Nach Annahme der Constitution von 1791 rief ihn Ludwig XVI. gleich den übrigen Prinzen zurück. Da er mit Schmähungen antwortete, zog die Nationalversammlung 1792 seine Apanage ein und überwies seine Einkünfte seinen Gläubigern. Von Turin aus leitete nun der Prinz die royalistischen Intriguen, und bei der ersten Invasion 1792 übernahm er die Führung des Emigrantencorps. Nach der Hinrichtung Ludwig's XVI.

Digitized by Google

Heinrich VIII. und Elisabeth unterdrückten Nationalrechte herzustellen entschlossen war, zeigt sich in Bewilligung von Subsidien äußerst karg. Dessenungeachtet setzte er die unter seinem Vater begonnenen Rüstungen fort und unternahm im October die erfolglose Expedition an die span. Küsten. Er hatte durch diesen das prot. Interesse berührenden Krieg die Gemüther zu gewinnen gehofft. Aber das Parlament von 1626 leitete, statt Geld zu bewilligen, gegen Buckingham den Staatsproceß ein, und der König, nachdem er die kühnsten Deputirten, Eliot und Digges, ins Gefängniß geworfen, löste die Versammlung 15. Juni auf. Erpressungen, gezwungene Anleihen und eine Schatzung der Seestädte (Ships money) mußten jetzt die Subsidien ersetzen. Solche Willkür erregte maßlose Erbitterung. Dennoch ließ sich in dieser Lage der hochfahrende, eigensinnige Monarch von seinem Günstlinge zu einem Kriege gegen Frankreich verleiten. Buckingham zog im Juni 1627 mit der Flotte den zu Rochelle belagerten Hugenotten zu Hülfe, vermochte aber die Stadt nicht zu retten. Von Finanznoth und den Verpflichtungen gedrängt, die K. in der deutsch-prot. Sache mit Christian IV. von Dänemark eingegangen, mußte er sich 1628 doch wieder zur Einberufung des Parlaments entschließen. Beide Häuser aber entwarfen sogleich die sog. Petition of Right, welche die neue Begründung und Erweiterung der frühern Volksrechte enthielt. Seiner schlimmen Lage müde, bestätigte der König unter allgemeinem Jubel die Acte. Ehe jedoch das Parlament zu Bewilligungen schritt, sprach es der Krone folgerecht die eigenmächtige Erhebung des Pfund- und Tonnengeldes (Tonnage and Poundage) ab. Obschon durch die Ermordung Buckingham's das Haupthinderniß eines guten Vernehmens weggefallen war, so entstand über jene Abgabe ein so heftiger Streit, daß der König das Parlament 10. März 1629 zornig auseinandertrieb. K. regierte nun mit den Ministern Laud und Strafford (s. d.) 11 Jahre ohne Parlament und bestritt die Ausgaben aus willkürlichen Auflagen der verschiedensten Art. Die Urtheile der Sternkammer, eines ebenso willkürlichen Gerichtshofs, sollten den fortgesetzten Erpressungen den Schein von Rechtmäßigkeit geben. Mit Frankreich wurde 1629, mit Spanien 1630 Frieden geschlossen, ohne daß die prot. Sache etwas gewann.

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Regierung bald den tiefsten Haß gegen den König erweckte. Die republikanischen Grundsätze, zu welchen sich der Puritanismus überhaupt neigte, brachen überall mächtig hervor und versetzten die Gemüther in Gärung. K. glaubte den Sturm zu beschwören, indem er die Puritaner mit Härte verfolgte und den Presbyterianismus in Schottland (s. d.) unterdrückte. Allein gerade dieser Druck auf die Gewissen öffnete den Abgrund. Die Schotten, denen der König 1638 die bischöfl. Liturgie aufdringen wollte, setzten eine revolutionäre Regierung ein und unterschrieben den sog. Covenant, einen Bund zum Schutze der presbyterianischen Kirchenverfassung. Als K. Gewalt gebrauchen wollte, erschienen sie 1639 mit einem Heere in England. Der König, der aus Mangel an Mitteln nicht einschreiten konnte, nahm endlich im April 1640 seine Zuflucht zur Berufung des engl. Parlaments. Dasselbe bewies sich anfangs willfährig; doch der Hof erbitterte die Gemeinen durch Drohungen und hielt es danach für gerathen, sie wieder zu entlassen. K. brachte nun durch ungesetzliche Mittel ein nicht unbedeutendes Heer zusammen, welches 28. Aug. bei Newburn von den in England wieder einrückenden Schotten in die Flucht geschlagen wurde. Mit Widerwillen mußte K. das engl. Parlament nochmals berufen. Diese verhängnißvolle Session wurde 3. Nov. 1640 eröffnet; beide Häuser waren gerüstet, den Kampf gegen den königl. Despotismus zu beginnen. Zuvörderst setzten sie die Minister und andere Beamte, die dem Hofe während der 11 Jahre gedient, in Anklagestand und cassirten die Urtheile der Sternkammer und der Hohen Commission. Bei dieser Procedur überfiel den König eine solche Zaghaftigkeit, daß er ein Bill für dreijährige Parlamentsdauer (Triennial-Bill) ohne Widerstand bestätigte, sich der wichtigsten Kronprärogative, des Rechts der Auflösung und Versammlung des Parlaments begab und 13. Mai 1641 sogar das Todesurtheil Strafford's unterzeichnete. Solche Charakterlosigkeit führte das Parlament über alle Bedenken und über die ohnehin unbestimmten Grenzen des Rechts hinaus. Es hob nun die Sternkammer, die Hohe Commission und die Shipsmoney auf und brachte die Schotten im August unter Bewilligung einer Entschädigung von 300,000 Pfd. St. aus dem Lande. K. reiste hierauf, um womöglich seine Erbunterthanen gegen die Engländer zu gewinnen, nach Schottland, als in Irland (s. d.) eine furchtbare Meuterei gegen die Protestanten ausbrach. Dieses Ereigniß wirkte auf die Staatsumwälzung entscheidend; man maß dem König, der allerdings mit den Irländern unterhandelt hatte, das Blutbad bei. Aller Macht beraubt, übertrug K. dem engl. Parlament die Züchtigung der Empörer, und dieses bemächtigte sich sogleich der Zeughäuser und rüstete eine Armee, die es aber nicht nach

Digitized by Google

England. Während Cromwell die Schotten im August schlug und dann in Schottland selbst vordrang, benutzte das Parlament zu London diese Freiheit, widerrief die Bill und trat mit dem König persönlich in Unterhandlung. K. war jetzt zu jedem Opfer bereit, nur konnte er sich nicht entschließen, den Episkopat aufzugeben. Diese theolog. Bedenklichkeiten zogen die Abschließung des Friedensvertrags hinaus, wodurch die Anführer des Heers Zeit erhielten, sich noch dazwischenzuwerfen. Fairfax, das Werkzeug Cromwell's, erschien im November zu London mit einem Theile des siegreichen Heers, trieb die Presbyterianer mit Gewalt aus dem Parlamente und bemächtigte sich des Königs. Dieser Staatsstreich verschaffte den Independenten völlige Oberhand. Cromwell, die Seele des Ganzen, betrieb nun bei dem Parlamente die Einleitung eines richterlichen Verfahrens. Die Gemeinen brachten 2. Jan. 1649 eine Anklage, welche den König des Staatsverraths beschuldigte, vor das Oberhaus und setzten, da die wenigen Lords die Theilnahme an einem solchen Proceß verweigerten, einen Gerichtshof von 133 Personen aus der Armee, dem Unterhause und den Bürgern von London ein, bei dem aber nur etwa 70 erschienen. Cromwell, Ireton (s. d.), Harrison und die übrigen Offiziere übernahmen dabei die Hauptrollen. Das Gericht wurde 20. Jan. in Westminster-Hall mit großer Feierlichkeit eröffnet. Obschon K. fortwährend gegen ein solches Verfahren protestirte, verurtheilte man ihn doch 27. Jan. als Tyrann, Mörder und öffentlichen Feind der Nation zum Tode. Vergebens protestirten die Schotten, bat die königl. Familie, verwendeten sich der franz. Hof und die Generalstaaten. Allerdings schien Cromwell einen Augenblick unschlüssig; aber sein Schwiegersohn Ireton trieb ihn zum letzten Schritte. Am 30. Jan. 1649 wurde K. vor dem Palaste Whitehall zu London öffentlich enthauptet. In den letzten Lebensauftritten zeigte er Fassung und Würde. Seinem Privatcharakter nach war er ein Mann von Bildung, Wohlwollen und großer Sittenreinheit. Die Schriften K.'s gab Browne (Haag 1651) heraus. Vgl. Brodie, «History of the British empire from the accession of Charles I. to the restoration» (4 Bde., Edinb. 1827); D'Israeli, «Commentaries on the life and reign of Charles I.» (5 Bde., Lond. 1828—31); Fellowes, «Historical sketches of Charles I., Cromwell, Charles II., etc.» (Lond. 1828), und «Trials of Charles I., and of some of the regicides» (Lond. 1832); die Werke über die engl. Revolution von Dahlmann (Lpz. 1844; 6. Aufl. 1853), Cattermole (2 Bde., Lond. 1844—45) und Guizot (4. Aufl., 2 Bde., Par. 1850; deutsch, 2 Bde., Jena 1849); Forster, «Arrest of the Five Members by Charles I.» (Lond. 1860); Gardiner, «A history of England under the Duke of Buckingham and Charles I. 1624—28» (2 Bde., Lond. 1875).

Karl II., König von England, Schottland und Irland, 1660—85, der Sohn des Vorigen, geb. 29. Mai 1630, ging noch während des Bürgerkriegs mit seiner Mutter nach Frankreich. Bei der Hinrichtung des Vaters befand er sich im Haag. Er nahm sogleich den Königstitel an und faßte den Entschluß, mit seinen Ansprüchen in Irland aufzutreten, als ihm 1650 die Schotten ihre Krone anboten. Erst nach der verunglückten Expedition Montrose's (s. d.) landete er 23. Juni in Schottland und wurde zu Anfang 1651 zu Scone feierlich gekrönt. Die Beschränkungen, unter welchen er den Thron bestiegen, und das strenge Leben, wozu ihn die presbyterianische Geistlichkeit verurtheilte, machten ihm seine Lage verhaßt. Nach der Niederlage der Schotten bei Dunbar stellte er sich darum gern an die Spitze des Heers und drang in der Hoffnung, die zahlreichen Royalisten zum Aufstande zu bringen, in England ein, wurde aber 3. Sept. 1651 bei Worcester von Cromwell (s. d.) völlig geschlagen. Unter großen Gefahren gelang es ihm, nach Frankreich zu entkommen, wo er mit seiner Familie kümmerlich lebte. Der Friedensschluß Englands mit Frankreich trieb ihn auf einige Zeit nach Köln; später ging er zu seinem Neffen, dem Prinzen von Oranien, nach den Niederlanden. Nachdem das Parlament die Herstellung der Stuarts beschlossen, landete er 26. Mai 1660 zu Dover und hielt am 29. unter dem Jubel des Volks zu London seinen Einzug. Bei der allgemeinen Stimmung für die Restauration hatte man ihm die Krone fast ohne alle Bedingung übertragen. Wohlwollend, geistreich, aber außerordentlich genußsüchtig, dachte er selbst weniger an eine grausame Reaction als seine Partei und sein Kanzler Clarendon (s. d.). Indessen stellte man den Episkopat her, berief die Bischöfe wieder ins Oberhaus und unterdrückte die Presbyterianer in England und Schottland mit schonungsloser Härte. Obschon das Parlament im ersten Rausche ungeheure Summen bewilligte, gerieth der leichtsinnige, verschwenderische König bald in große Finanzverlegenheit. Er heirathete im Mai 1662 die Prinzessin Katharina von Portugal wegen reicher Mitgift, verkaufte schmählicherweise an den franz. Hof für 5 Mill. Livres Dünkirchen und Mardyk und begann einen Krieg mit den Vereinigten Niederlanden. Nachdem jedoch die niederländ. Flotte unter de Ruyter (s. d.) bis in die Themse gedrungen, schloß der König 21. Juli

Bärenjagd. K.'s Thronbesteigung schien den eifersüchtigen Nachbarn günstig, um das im Norden übermächtige Schweden zu demüthigen. Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen und Zar Peter I. schlossen ein Bündniß, das den Nordischen Krieg (s. d.) zur Folge hatte. Zuerst fielen die Dänen in das Gebiet des Herzogs von Holstein-Gottorp ein. Dieser, vermählt mit der ältesten Schwester K.'s, begab sich nach Stockholm und forderte Beistand. K. schlug im Staatsrathe die nachdrücklichsten Maßregeln gegen Dänemark vor und schiffte sich im Mai 1700 zu Karlskrona ein. Mit 30 Linienschiffen und einer großen Anzahl kleiner Fahrzeuge, verstärkt von einem engl.-holländ. Geschwader, erschien er vor Kopenhagen und war der erste, der das Land betrat, indem er, da das Ufer für die Kähne nicht tief genug war, aus einer Schaluppe ins Meer sprang und durchwatete, wodurch er seine Soldaten anfeuerte, dasselbe zu thun. Die Dänen zogen sich vor der überlegenen feindlichen Macht zurück, und Kopenhagen sollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede 8. Aug. 1700 den Herzog von Holstein in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder einsetzte. Kaum war der Friede mit Dänemark abgeschlossen, so eilte K., den Angriffen August's II. und Peter's I. zu begegnen. Jener belagerte Riga, dieser bedrohte Narwa und das Land um den Finnischen Meerbusen. K. ließ 20,000 Mann nach Livland übersetzen und ging den Russen entgegen, die er, 50,000 Mann stark, unter den Mauern von Narwa in einem befestigten Lager fand. Etwa 8000 Schweden stellten sich 30. Nov. 1700 unter dem Feuer der Russen in Schlachtordnung, und in weniger als einer Viertelstunde war das russ. Lager erstürmt. Mehr als 18,000 Russen blieben auf dem Platze oder warfen sich in die Narwa; die andern wurden gefangen oder zerstreut. Nach diesem Siege setzte K. über die Düna, griff die Verschanzungen der Sachsen an und trug auch über sie einen vollständigen Sieg davon. K. hätte jetzt einen Frieden schließen können, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens gemacht haben würde; statt dessen verfolgte er den König August II. nach Polen, um ihn zu entthronen. Umsonst versuchte August mit ihm in Unterhandlungen zu treten; vergebens bemühte sich selbst die schöne Gräfin Königsmark, ihn nur zu sprechen. Der Krieg dauerte fort; die Schweden erfochten einen glänzenden Sieg zu Klissow, und 1703 war ganz Polen von ihnen besetzt. Der Cardinal Primas erklärte hierauf den poln. Thron für erledigt, und durch K.'s Einfluß ward Stanislaus Leszczynski (s. d.) als König erwählt. August hoffte wenigstens in Sachsen sicher zu sein, aber K. verfolgte ihn auch hier und dictirte 1706 zu Altranstädt die Bedingungen des Friedens. Der Livländer Patkul (s. d.), der das Bündniß gegen Schweden unterhandelt und abgeschlossen und russ. Gesandter in Dresden war, mußte ihm ausgeliefert werden, und wurde 1707 gerädert. Nachdem der Kaiser auf seine Forderung den Protestanten in Schlesien volle Gewissensfreiheit zugestanden, verließ K. im Sept. 1707 mit seinem 43,000 Mann starken Heere Sachsen, wo 6000 Mann zum Schutze des Königs von Polen zurückblieben, um auf dem kürzesten Wege gegen Moskau zu gehen. In der Gegend von Smolensk änderte er aber auf die Vorschläge des Kosaken-Hetmans Mazeppa (s. d.) seinen Plan, indem er nach der Ukraine zog, in der Hoffnung, daß die Kosaken sich mit ihm verbinden würden. Da es aber Peter I. gelang, das Land der Kosaken zu verwüsten, so konnte der geächtete Mazeppa die versprochene Hülfe nicht verschaffen. Die beschwerlichen Märsche, der Mangel an Lebensmitteln, die beständigen Angriffe des Feindes und die strenge Kälte schwächten K.'s Heer außerordentlich. General Lewenhaupt, welcher Verstärkungen und Lebensmittel aus Livland herbeiführen sollte, langte nur mit wenigen, durch den Marsch und beständige Gefechte mit den Russen erschöpften Truppen an. In dieser Lage sollte das mit Vorräthen reich versehene Pultawa genommen werden. Allein K. wurde beim Recognosciren gefährlich am Schenkel verwundet, mußte daher in der Schlacht 27. Juni (8. Juli) 1709 sich tragen lassen, was ihn verhinderte, immer da zu erscheinen, wo seine persönliche Gegenwart nöthig war. Dies und noch mehr der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Generalen Rehnsköld und Lewenhaupt kann man als die Hauptursache der Niederlage der Schweden ansehen. K. entfloh nebst Mazeppa, mußte trotz seiner Wunde mehrere Meilen zu Fuß gehen und fand endlich, nachdem er drei Tage eine Wüste durchirrt, zu Bender auf dem türk. Gebiete Schutz.

Jetzt erhoben sich K.'s Feinde mit neuer Hoffnung. August II. widerrief den Vertrag von Altranstädt, Peter I. drang in Livland ein und Friedrich IV. von Dänemark landete in Schonen. Die Regentschaft in Stockholm nahm inzwischen Maßregeln, das alte schwed. Gebiet zu schützen. Der General Stenbock schlug mit 14,000 Mann uneingeübter und schlechtbewaffneter Bauern die ganze dän. Armee 10. März 1710 bei Helsingborg und zwang sie, Schonen zu räumen. Man sendete einige Heeresabtheilungen nach Finland, um die Russen aufzuhalten, die aber gegen den an Zahl weit überlegenen Feind nichts vermochten. K. unterhandelte indeß zu Bender mit

Digitized by Google

Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Holstein-Gottorp. In dem Kriege mit Rußland 1788—90, schlug er mit der Flotte die Russen bei Svenksund. Nach der Ermordung Gustav's III. 1792, trat er an die Spitze der Regentschaft, überließ aber die Führung der Geschäfte dem verhaßten Günstling Reuterholm. Er gründete das Museum und stiftete eine Militärakademie. Im J. 1796 übergab er die Regierung dem mündig gewordenen Gustav IV. Adolf (s. d.). Infolge der Revolution von 1809 wurde er als Reichsverweser berufen und 20. Juni 1809 als König an die Spitze des Staats gestellt. Durch den Frieden mit Rußland zu Friedrikshamn, 17. Sept. 1809, wo zwar ganz Finland an Rußland abgetreten wurde, gewann er die nöthige Ruhe zur Erholung des Staats von bedeutenden Verlusten und zur Vollendung der Verfassung desselben. Schon vorher hatte er den Prinzen Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg als Nachfolger, nach dessen Tode aber den von den Ständen im Aug. 1810 gewählten franz. Marschall Bernadotte adoptirt. Durch sein kluges Benehmen in dem Kriege zwischen Frankreich und Rußland (1812) verschaffte er Schweden mittels der Erwerbung Norwegens 1814 eine Entschädigung für Finland. Er starb 5. Febr. 1818. Ihm folgte Bernadotte als Karl XIV. Johann (s. d.).

Karl August, Kronprinz von Schweden und Adoptivsohn Karl's XIII. (s. d.), geb. 9. Juli 1768, hieß vor seiner Adoption Christian August und war ein Bruder des 1814 verstorbenen Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Durch Talent und Tapferkeit hatte er sich in einigen Feldzügen in Deutschland, besonders aber bei der Vertheidigung der norweg. Grenze gegen eine überlegene Macht rühmlichst hervorgethan. Bei dieser Gelegenheit hatte ihn Adlerspare, der die schwed. Armee gegen ihn commandirte, kennen gelernt und war mit ihm in geheime Unterhandlungen getreten, die seine Wahl zum schwed. Thronfolger betrafen. Der Prinz erklärte sich nach hergestelltem Frieden bereit, einen solchen Antrag anzunehmen, und einstimmig wurde er, als der kinderlose Karl XIII. 1809 dem Reichstage ihn als seinen Thronfolger vorschlug, 18. Juli erwählt. Nachdem der Prinz die Wahl- und Versicherungsacte unterschrieben, hielt er 22. Jan. 1810 seinen Einzug in Stockholm. Zugleich machte der König die Adoptionsacte bekannt, in welcher der Prinz die Namen Karl August angenommen hatte. Wahre Humanität und eine absichtslose Leutseligkeit gewannen ihm die Liebe des Volks in hohem Grade. Doch starb er schon 28. Mai 1810 plötzlich während eines Manövers an einem Schlagflusse. Das auf den Adel erbitterte Volk von Stockholm glaubte an eine Vergiftung und erregte einen Tumult, als die Leiche 20. Juni in Stockholm ankam, um beigesetzt zu werden. Der Reichsmarschall Axel Fersen (s. d.) verlor dabei das Leben, und nur durch Blutvergießen konnte das tobende Volk zur Ruhe gebracht werden. Aus der Untersuchung ergab sich indeß die Unschuld aller Mitglieder des Fersen'schen Hauses.

Karl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen, 1818—44, Adoptivsohn und Nachfolger Karl's XIII. (s. d.), hieß eigentlich Johann Baptist Julius Bernadotte und war der Sohn eines Rechtsgelehrten zu Pau (Depart. Niederpyrenäen) in Frankreich. Geb. 26. Jan. 1764, trat er 1780 als Freiwilliger in die franz. Armee und diente zwei Jahre als Grenadier in Corsica, worauf er wegen Krankheit seinen Abschied nahm. Doch bald trat er wieder als gemeiner Soldat ein und war beim Ausbruch der Revolution Feldwebel (Sergeantmajor). Seitdem avancirte er rasch auf den Schlachtfeldern der franz. Republik. Im J. 1792 wurde er Bataillonschef unter Custine, 1793 Brigadechef, bald darauf unter Kleber Brigadegeneral und 1794 befehligte er bei Fleurus eine Division. Unter Jourdan begründete er 1796 in den Kämpfen am Rhein, an der Lahn und am Main seinen Ruf als Feldherr. Dann wirkte er 1797 unter Bonaparte in Italien. Nach dem Frieden von Campo-Formio wurde er franz. Gesandter zu Wien. Als er daselbst auf dem Gesandtschaftshotel die dreifarbige Fahne aufpflanzen ließ, entstand ein Volkstumult (13. April 1798), infolge dessen er nach Paris zurückkehrte. Bald darauf vermählte er sich mit Eugénie Bernardine Désirée, Tochter des Kaufmanns Clary in Marseille, deren Schwester mit Joseph Bonaparte (s. d.) verheirathet war. Im J. 1799 commandirte Bernadotte anfangs die sog. Observationsarmee am Rhein. Sodann erhielt er das Kriegsministerium, wurde aber schon nach drei Monaten durch das Directorium wieder von diesem Amte entfernt. Nach dem 18. Brumaire berief ihn der Erste Consul in den Staatsrath und übertrug ihm 1800 das Commando über die Westarmee, in welcher Stellung er einen neuen Aufruhr in der Vendée durch humane Maßregeln schon im Entstehen unterdrückte. Im Juni 1804 übernahm Bernadotte das Obercommando in Hannover, wo er sich durch humanes und verständiges Benehmen beliebt machte. In demselben Jahre erhielt er bei der Herstellung des franz. Kaiserthums den Marschallsstab und die große Decoration der Ehren-

Digitized by Google

1834 Begnadigung. Bemerkenswerth ist, daß der König niemals der Landessprache vollkommen mächtig wurde. In der Regierung folgte ihm sein einziger Sohn, Oskar I. (s. d.). Die Enthüllung eines Denkmals für K. erfolgte zu Christiania 7. Sept. 1875. Vgl. Geijer, «Konung Carl XIV. Johans historia» (Stockh. 1844; deutsch von Dietrich); Sarrans, «Histoire de Bernadotte, Charles XIV Jean» (Par. 1845); Schinkel, «Minnen ur Sveriges nyare Historia» (herausg. von Bergmann, Rogberg u. Hellstenius, 11 Bde., Stockh. 1852—72).

Karl XV., König von Schweden und Norwegen, 1859—72, ältester Sohn des Königs Oskar I. (s. d.) und Enkel Karl's XIV. Johann (Bernadotte's), geb. zu Stockholm 3. März 1826, führte anfangs den Titel eines Herzogs von Schonen und succedirte seinem Vater 8. Juli 1859, nachdem er die letzten beiden Jahre während der Krankheit seines Vaters die Regierung geführt hatte. Am 19. Juni 1850 vermählte er sich mit der niederländ. Prinzessin Luise von Oranien. K. war eine reichbegabte Natur und hat sich als Schriftsteller bekannt gemacht. Seine Gedichte sind auch in deutscher Uebersetzung («Dichtungen von C. Aus dem Schwedischen von A. von Winterfeld», Berl. 1866) erschienen. Auch als Maler war er nicht ohne Talent. In polit. Hinsicht war er ein eifriger Anhänger der skandinavistischen Ideen, gewährte den Dänen in ihrem Streite mit Deutschland den eifrigsten Beistand der schwed. Diplomatie, protestirte in dem Deutsch-Dänischen Kriege von 1864 zunächst gegen die Occupation Schleswigs und begann darauf Rüstungen zu Wasser und zu Lande. In Schweden zeigte sich indeß wenig Kriegslust und noch weniger in Norwegen. Da auch die Westmächte neutral blieben, so folgte der König deren Beispiel. K.'s Regierungszeit war für die beiden vereinigten Königreiche eine Periode von lebhafter Entwickelung. Das wichtigste Ereigniß war die auf Initiative der Regierung in der Session des schwed. Reichstags 1865—66 durchgesetzte Reform der schwed. Repräsentation. (S. Schweden.) In den letzten Jahren kränklich, ging er im Sommer 1872 nach Aachen, starb aber auf seiner Rückreise 18. Sept. 1872 zu Malmö. Da K. keinen männlichen Erben, sondern nur eine Tochter, die 31. Oct. 1851 geborene Prinzessin Luise Josephine Eugenie (vermählt mit dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark), hinterließ, so folgte ihm sein Bruder, Oskar Friedrich, seither Herzog von Östgothland (geb. 21. Jan. 1829) als Oskar II. (s. d.). Vgl. Morin, «König, Dichter und Maler» (Lpz. 1875).

Karl Albert, König von Sardinien, 1831—49, geb. 29. Oct. 1798, der Sohn des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan und der Marie Christine, einer Tochter des Herzogs Karl von Sachsen und Kurland, vermählte sich 1817 mit Marie Thérese, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana, und lebte dann auf seinen Gütern in Piemont, bis die Urheber des Aufstandes in Piemont 1821 ihn an die Spitze des Staats riefen. Der König Victor Emanuel I. von Sardinien entsagte 13. März 1821 der Regierung und ernannte bis zur Ankunft des Thronfolgers, seines kinderlosen Bruders Karl Felix, den Prinzen zum Regenten, den der Congreß zu Wien als Thronfolger in Sardinien anerkannt hatte. Nachdem aber ein österr. Heer sich gegen Piemont in Bewegung gesetzt und Karl Felix von Modena aus alle seit seines Bruders Abdankung geschehenen Schritte für ungültig erklärt hatte, verließ der Prinz 21. März heimlich Turin, entsagte von Novara aus der Regentschaft und ging zunächst in das österr. Hauptquartier, dann nach Modena. Da ihm der neue König den Zutritt zu seinem Hofe verbot, lebte K. in Florenz. Später begab er sich nach Frankreich und machte von hier aus 1823 als Freiwilliger in dem Heere des Herzogs von Angoulême die Expedition gegen das constitutionelle Spanien mit. Nach seiner Rückkehr aus Spanien durfte er auch wieder in Turin erscheinen und wurde 1829 zum Vicekönig von Sardinien ernannt. Nach dem Tode Karl Felix', 27. April 1831, bestieg K. den Thron und führte das ererbte jesuitisch-absolutistische System fort. Erst als mit der Erhebung Pius' IX. ein allgemeiner Umschwung eintrat, neigte er sich offen auf die Seite der Reformbewegung, folgte im Febr. 1848 den andern Staaten in Verleihung einer Verfassung und zeigte sich entschlossen, die Leitung der nationalen und einheitlichen Bewegung Italiens zu übernehmen. Gleichzeitig mit dem Aufstande der Lombarden und Venetianer erklärte er 23. März den Krieg an Oesterreich, machte auch anfangs glückliche Fortschritte und erwarb sich den stolzen Titel des «Schwerts von Italien», bis die Schlacht bei Custozza das Uebergewicht der Oesterreicher wiederherstellte. Als er nach Kündigung des Waffenstillstandes im Frühjahre 1849 den Krieg von neuem begann, machten die Siege der Oesterreicher bei Novara und Mortara in wenig Tagen dem Kampfe abermals ein schnelles Ende. K. legte auf dem Schlachtfelde von Novara 23. März die Regierung nieder, verließ sofort das Land und begab sich nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo er den Titel eines Grafen von Barga führte und schon 28. Juli 1849 in Oporto starb. Von

Digitized by Google

General Moreau einen Separatfrieden schließen. Im Luneviller Frieden von 1801 verl
seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer (770 QKilom.); dafür wurde er aber durch
Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit dem Stift Konstanz u. s. w. (3410 QKil
entschädigt und 1. Mai 1803 Kurfürst von Baden. Zu dem Bunde mit Napoleon im
1805 genöthigt, erhielt er durch den Preßburger Frieden einen Theil vom Breisgau mit
Stadt Konstanz (2800 QKilom.). Im J. 1806 trat er als souveräner Fürst zum Rh
bunde, nahm den Titel als Großherzog an und erhielt abermals einen Länderzuwachs
4900 QKilom. Bei seinem Tode, 10. Juni 1811, hinterließ er seinem Enkel Karl Ludw
Friedrich, dessen Vater, Karl Ludwig, als Erbprinz 15. Dec. 1801 zu Arboga in Schwe
verstorben war, ein wohlgeordnetes, blühendes Land von 15,420 QKilom. mit 1,100,000
Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, gest. 17
hatte er sich morganatisch mit Luise Karoline Freiin Geyer von Geyersberg vermählt, we
der Kaiser 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg (s. d.) erhob. Aus dieser Ehe entspran
drei Söhne, welchen die eventuelle Successionsfähigkeit zugesprochen wurde: Großherzog L
pold (s. d.), Markgraf Wilhelm (geb. 1792, gest. 11. Oct. 1859) und Markgraf Maximil
geb. 8. Dec. 1796. Vgl. Drais, «Geschichte der Regierung und Bildung von Baden u
K. F.» (2 Bde., Karlsr. 1818); Vierordt, «K. F., Großherzog von Baden» (Karlsr. 1844);
benius, «K. F. von Baden» (herausg. von Weech, Karlsr. 1868).

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Sohn des Herzogs C
August Konstantin und dessen Gemahlin Anna Amalia, einer Tochter des Herzogs Karl
Braunschweig, geb. 3. Sept. 1757, verlor schon 28. Mai 1758 seinen Vater. Während
ner Minderjährigkeit führte seine Mutter Anna Amalia (s. d.) die Obervormundschaft
Landesverwaltung. Für K. sowie für ihren nachgeborenen Sohn Friedrich Ferdinand C
stantin wählte sie die trefflichsten Erzieher. Beider Gouverneur war, auf Friedrich's d.
Empfehlung, 1761—75 der nachmalige preuß. Staatsminister, Graf von Görtz, Lehrer
Prinzen waren Seidler und Heermann, dann durch Dalberg's Vermittelung seit 1772 Wie
der für sie den «Goldenen Spiegel» dichtete, ferner Knebel, und für die eigentlichen Regen
geschäfte der nachherige Geheimrath und Kanzler Schmid. Im Dec. 1774 führten der G
von Görtz und von Knebel ihre Zöglinge nach Paris und in die Schweiz. Auf der Reise lern
die Prinzen Goethe kennen. Ein 17jähriger Fürst und ein 25jähriger Dichter schlossen e
Freundschaftsbund, dessen 50jährige Dauer 1825 mit allgemeiner Theilnahme gefeiert w
Als K. sein 18. Jahr zurückgelegt, übergab ihm die Mutter an seinem Geburtstage 177
Regierung, worauf er sich 3. Oct. mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt (geb. 30.
1757, gest. 14. Febr. 1830) vermählte. Er trat 1786 in preuß. Kriegsdienste, machte
und 1793 den Feldzug am Rheine als Generalmajor mit und wurde 1797 Generallieut
Nach der Schlacht bei Jena kehrte er in sein Land zurück und schloß sich im Dec. 180
Rheinbunde an. Im Oct. 1808 empfing er in Weimar den Besuch Napoleon's und des
sers Alexander von Erfurt aus. Das Contingent K.'s kämpfte in Tirol, Spanien und
land. Im Nov. 1813 schloß er sich dem Bunde gegen Napoleon an. Nachdem er 18
russ. Kriegsdienste getreten, führte er ein Heer von 25,000 Mann Sachsen, Hessen,
nach den Niederlanden. Später ging er nach Paris, London und Wien, wo der Congre
Land vergrößerte und zum Großherzogthum erhob. Auch an dem Feldzuge von 1815
er theil. Nach dem Frieden verwendete er die erhaltene Entschädigung, ungefähr 800,000
dazu, seinem Lande wieder aufzuhelfen, dessen Rechtspflege er gründlich verbesserte. Auc
er der erste deutsche Fürst, welcher 5. Mai 1816 die den deutschen Landen 1815 verspr
landständische Verfassung in seinem Lande einführte. Er beschützte die Preßfreiheit, b
Wartburgsfeier und das «Oppositionsblatt» Beschränkungen veranlaßten. Sein Regier
jubiläum 1825 war ein Volksfest. Auf der Rückreise von Berlin nach Weimar starb er
lich 14. Juni 1828 in Graditz bei Torgau an einem Schlagflusse. K. war ein ausg
neter, um sein Land hochverdienter Regent. Alle Zweige der Landesverwaltung wurden
rend seiner Regierung neu geordnet und viele Misbräuche abgeschafft. Ein Kenner und
von Kunst und Wissenschaft, machte er seine Residenz zu einem Sitze derselben und war,
den Ministern Goethe und Voigt, ein unermüdlicher und eifriger Beschützer und Pfleg
Universität zu Jena. Der schöne Park zu Weimar, das Residenzschloß, nachdem das alte
abgebrannt, der Botanische Garten zu Belvedere, die neu erbaute Bürgerschule u. s. w
danken ihm ihre Entstehung. Ihm folgte sein Sohn Karl Friedrich (s. d.). Am 3. Sept.
wurde das Karl-August-Denkmal, eine von A. Donndorf verfertigte Reiterstatue, zu W

Digitized by Google

von Bretagne, den franz. Prinzen und vielen Großen einen Bund (La ligue du bien public), der die Feudalrechte gegen die Krone aufrecht erhalten sollte. Er drang zugleich mit seinen Streitkräften in die Picardie und Isle-de-France ein, bedrohte Paris und schlug den König 16. Juli 1465 bei Montlhéry. Das Heer der Verbündeten vereinigte sich nun zu 100,000 Mann, und Ludwig sah sich 4. Oct. zum Frieden von Conflans und St.-Maur genöthigt, durch welchen K. die Städte an der Somme und auch die Grafschaften Boulogne, Guines und Ponthieu für sich erhielt. Im J. 1467 folgte er seinem Vater in den burgund. Gesammtstaaten. Reicher und mächtiger als irgendein damaliger Fürst, trug er sich längst mit dem Plane, das alte Königreich Burgund herzustellen. Während er sich aufs neue gegen den Lehnsherrn rüstete, lud ihn Ludwig XI. im Oct. 1468 zu einer Ausgleichung nach Péronne. Der Herzog zögerte, und der König ließ aus Rache durch seine Agenten die Lütticher zur Empörung aufreizen. Indessen besann sich K. und erschien. Als er aber während der Verhandlungen den Aufstand der Lütticher erfuhr, nahm er sogleich den König gefangen. Vertragsmäßig mußte Ludwig dem Zuge gegen die Lütticher beiwohnen und die Grausamkeiten, welche sein Vasall an der Stadt verübte, sogar öffentlich beloben. Nachdem der König die Freiheit erlangt, lud er auf Betrieb des Connétable Grafen von Saint-Pol den Herzog vor das Parlament von Paris und ließ denselben, da er natürlich nicht erschien, 3. Dec. 1470 von den Ständen zu Amboise als Majestätsverbrecher ächten. Zugleich fiel Ludwig in die burgund. Staaten ein, und K., der darauf nicht vorbereitet war, mußte 1471 um einen Stillstand bitten. Die Rache war jedoch nur aufgeschoben. Um diese Zeit starb der Herzog von Guyenne, des Königs Bruder und des Herzogs Freund und Bundesgenosse, an Gift, das ihm der König durch einen Benedictiner hatte reichen lassen. K., über dieses Verbrechen entrüstet, griff im Juni 1472 wohlgerüstet zu den Waffen, verwüstete mit unerhörter Wuth die Picardie, erstürmte Nesle, dessen Bevölkerung er niedermachte, nahm Roye, belagerte Beauvais und kehrte, nachdem er zuvor die Normandie ebenfalls verheert, im Herbste nach Flandern zurück. Ludwig vergalt diese Zerstörungen in den burgund. Ländern mit gleichem Maße und brachte den Herzog noch im December zum Waffenstillstande. Beide suchten sich nun durch Bundesgenossen zu verstärken. Der König gewann die bedrohten Schweizer und Lothringer; K. schloß im Juli 1474 mit Eduard IV. von England einen Bund zur Eroberung Frankreichs. Doch war es dem Herzoge mit diesem Vertrage nicht Ernst, vielmehr wollte er Eduard zu einer Diversion benutzen. Ungeachtet seiner weitern Entwürfe mischte sich der Herzog auch in die Kölner Händel, weil er als Schutzherr des Stifts gelten wollte. Er zog dem abgesetzten Kurfürsten Ruprecht mit einem starken Corps zu Hülfe und belagerte elf Monate das vom Landgrafen Hermann von Hessen tapfer vertheidigte Neuß, bis der Kaiser mit dem Reichsheere herbeikam. Unterdessen war auch Eduard IV. mit einer Streitmacht zu Calais gelandet und drang auf die Picardie los. Den Engländern mistrauend, vorderhand erschöpft und auf Rache gegen die Lothringer und Schweizer sinnend, die während des kölner Zugs seine Staaten verwüstet, mochte der Herzog seinem Bundesgenossen keine Hülfe zuführen. Der König von England ließ sich darum von Ludwig XI. 29. Aug. 1475 zu Amiens einen Waffenstillstand (Trève marchande) abkaufen, in welchem die Herzoge von Burgund und Bretagne eingeschlossen waren. K. bot nun alle Streitkräfte auf, um seine Eroberungsplane auszuführen. Er überfiel im Sept. 1475 mit 40,000 Mann Lothringen und eroberte das Land innerhalb eines Monats. Zu Anfang des folgenden Jahres drang er durch die Jurapässe in die Schweiz, eroberte Grandson mit Sturm und ließ die Besatzung erhängen und ersäufen. Die Eidgenossen erschienen hierauf in der Stärke von 18,000 Mann. Sie schlugen den Herzog 3. März bei Grandson und nahmen ihm sein Gepäck und seine für damalige Zeit unermeßlichen Schätze ab. K. erschien nach drei Monaten mit einem neuen Heere von 60,000 Mann und unternahm die Belagerung von Murten. Vor dieser Stadt wurde er aber 22. Juni 1476 in einer furchtbaren Schlacht von den Schweizern völlig vernichtet; 20,000 Burgunder kamen im Murtenersee oder auf dem Schlachtfelde um. Dieses Unglück beugte den Herzog an Geist und Körper; in tiefe Schwermuth versunken, blieb er längere Zeit völlig unthätig. Erst auf die Nachricht, daß der junge Herzog René von Lothringen sein Land wiedererobert, drang er im Oct. 1476 mit einem schwachen Corps in Lothringen ein und belagerte Nancy, wurde aber hier 5. Jan. 1477 geschlagen und auf der Flucht getödtet. Er wurde zu Nancy beigesetzt, und 1550 ließ sein Urenkel, Karl V., die Gebeine nach Brügge bringen. Mit ihm fiel das Haupt und der letzte Träger eines gewaltigen Vasallenthums, an dem sich bisher die Centralisationsbestrebungen der franz. Könige gebrochen hatten. Er war dreimal verheirathet; von seiner zweiten Gemahlin, Isabella von Bourbon, hinterließ er die Erbtochter Maria, die sich

Digitized by Google

Beschränkung seines Aufwandes und durch nützliche Einrichtungen die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Er wendete auf Veredlung des Weinbaues und der Landwirthschaft die größte Sorgfalt, beförderte durch Anlegung trefflicher Kunststraßen den innern Verkehr und erweiterte durch Kauf das Gebiet des Herzogthums. Die Erbauung der prächtigen Lustschlösser Solitude und Hohenheim, die Verschönerung von Ludwigsburg und Stuttgart und andere Bauunternehmungen gaben dem Kunsttalente und der Thätigkeit Beschäftigung und Nahrung. Aus der Militärakademie (Karlsschule, s. d.) zu Stuttgart gingen die ausgezeichnetsten Gelehrten, Dichter und Künstler hervor. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte der Herzog auf dem Lustschlosse Hohenheim, wo er 24. Oct. 1793 starb. Ihm folgten in der Regierung seine Brüder Ludwig Eugen, gest. 1795, und Friedrich Eugen, gest. 1797. — Einen sehr wohlthätigen Einfluß übte auf den Herzog K. seine Gemahlin Franziska Theresia, Reichsgräfin von Hohenheim. Dieselbe, geb. 10. Jan. 1748, war die Tochter des armen Freiherrn von Bernardin zu Adelmannsfelden, unweit Ellwangen, und vermählt mit dem häßlichen, aber reichen Freiherrn Richard von Leutrum. Herzog K. entführte sie, erhob sie zur Reichsgräfin von Hohenheim und vermählte sich 1784 in morganatischer Ehe mit ihr, nachdem seine erste Gemahlin Elisabeth Sophie von Brandenburg-Baireuth, von der er getrennt gelebt hatte, gestorben war. Als Gemahlin des Herzogs von Kaiser und Reich anerkannt, wußte sie sich ein dankbares Andenken in Würtemberg zu begründen. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie sich auf ihren Witwensitz zu Kirchheim unter Teck zurück, wo sie 1811 starb. Vgl. Bely, «Herzog K. E. von Würtemberg und Franziska von Hohenheim» (Stuttg. 1876).

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, 1780—1806, geb. zu Wolfenbüttel 9. Oct. 1735, der älteste Sohn des Herzogs Karl und der Prinzessin Charlotte, einer Schwester Friedrich's d. Gr., hatte von seinem siebenten Jahre an den Abt Jerusalem zum Lehrer und Erzieher und besuchte dann das Collegium Carolinum. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs führte er die braunschw. Truppen zum Heere der verbündeten engl.-hannov. Armee und zeichnete sich seit 1758 unter dem Oberbefehl seines Oheims Ferdinand (s. d.) auch durch selbstständige Thaten, insbesondere in den Schlachten bei Hastenbeck und Krefeld, aus, sodaß er Friedrich's II. Achtung in hohem Grade gewann, wie dessen «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» und «Ode auf den Erbprinzen von Braunschweig» beweisen. Nach beendetem Kriege vermählte er sich 1764 mit Auguste, Tochter des Prinzen von Wales, lebte nun der Wissenschaft und Kunst, trat aber 1773 als General der Infanterie in preuß. Dienste. Nach seines Vaters Tode, 26. März 1780, übernahm er die Regierung und traf viele gute Maßregeln für das Wohl des Landes. Im J. 1787 setzte er an der Spitze eines preuß. Heers den Erbstatthalter der Niederlande wieder in seine Rechte ein. Beim Kriege gegen Frankreich 1792 erhielt er den Oberbefehl über das preuß. Heer und erließ 15. Juli in Koblenz ein von einem Franzosen Namens de Limon verfaßtes Manifest, das in Frankreich die heftigste Erbitterung erregte. Das preuß. Heer drang anfangs bis in die Champagne vor, eroberte Longwy und Verdun, wurde aber, nach der fruchtlosen Kanonade bei Valmy 20. Sept., durch Mangel und Krankheit zum Rückzuge genöthigt. Custine brachte hierauf Speier und Worms, auch 21. Oct. die Festung Mainz und darauf Frankfurt a. M. in seine Gewalt, welches letztere jedoch 2. Dec. von den Preußen und Hessen wiedererobert wurde. Den Feldzug von 1793 eröffnete der Herzog gemeinschaftlich mit den Oesterreichern am Oberrhein. Er ließ Mainz durch Kalckreuth wiedererobern und suchte Landau zu nehmen, schlug 14. Sept. Moreau bei Pirmasens, eroberte gemeinschaftlich mit Wurmser 13. Oct. die Weißenburger Linien und schlug bei Kaiserslautern den franz. General Hoche, wurde aber schließlich von Pichegru zum Rückzug gezwungen. Infolge des Vertrags von Haag legte er Anfang 1794 den Oberbefehl nieder, den hierauf Möllendorf übernahm. Bereits in das Greisenalter getreten, übernahm er 1806, wo er beim Ausbruche des Kriegs als Oberbefehlshaber an die Spitze des preuß. Heers trat, Lasten, die seine Kräfte überstiegen. (S. Jena und Auerstädt.) In der Schlacht bei Auerstädt durch einen Schuß beider Augen beraubt, mußte er sein Erbland beim Vordringen der Franzosen verlassen und beschloß sein Leben zu Ottensen bei Altona 10. Nov. 1806. In Braunschweig wurde ihm 1874 ein von Pönniger gefertigtes Denkmal (Reiterstatue) errichtet.

Karl (Friedrich August Wilhelm), entthronter Herzog von Braunschweig, der ältere Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm und dessen Gemahlin Marie Elisabeth, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, wurde 30. Oct. 1804 zu Braunschweig geboren. Nach der Schlacht bei Jena mußte die Mutter mit ihm und seinem jüngern Bruder Wilhelm nach Schweden zu ihrer Schwester, der Gemahlin Gustav's IV. Adolf, flüchten, und erst im Aug.

Digitized by Google

der öffentliche Unterricht gänzlich geschlossen. Von seinen Helfern, darunter namentlich der später ermordete Oberst Anviti, ließ er schöne Mädchen ohne weiteres wegfangen. Diese Ruchlosigkeiten führten endlich seinen Untergang herbei. Nachdem man ihn wiederholt gewarnt, erhielt er 26. März 1854 am hellen Tage in einer Straße seiner Residenz einen Dolchstoß in die Brust, an dem er am folgenden Tage starb. Die Untersuchung blieb ohne Erfolg; der Thäter war aber ein Sattlermeister, an dessen Tochter sich der Herzog vergriffen hatte. K. III. war seit 1847 vermählt mit Luise Maria Theresia von Bourbon (geb. 21. Sept. 1819), Tochter des 1820 ermordeten Herzogs von Berri und Schwester des Grafen Chambord. Die durch geistigen Adel ausgezeichnete Frau ergriff für ihren Sohn Robert I. (geb. 9. Juli 1848) die Regierung, sah sich jedoch in ihren guten Absichten nicht nur von der nationalen Partei, sondern mehr noch von Oesterreich gänzlich gehindert. Obwol sie Parma (s. d.) neutral erklärt, mußte sie doch nach der Schlacht von Magenta 9. Juni 1859 das Land für immer verlassen. Die Herzogin zog sich in die Schweiz zurück, wo sie die Sommer auf dem Schlosse Wartegg unweit der Rheinmündung in den Bodensee zubrachte. Sie starb 1. Febr. 1864 in ihrem Witwensitze zu Venedig. Außer ihrem ältern Sohne hinterließ sie aus ihrer Ehe noch einen jüngern, Prinz Heinrich Karl (geb. 12. Febr. 1851), Graf von Bardi, und zwei Töchter.

Karl I. (Eitel Friedrich Zephyrin), Fürst von Rumänien, zweitgeborner Sohn des Fürsten Anton zu Hohenzollern, geb. 20. April 1839, im Blochmann'schen Institut in Dresden erzogen, trat 1857 in die preuß. Armee, in deren Reihen er den Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 mitmachte. Er hatte die Absicht, sich der militärischen Laufbahn zu widmen und sich für diese Bestimmung durch ausgedehnte Reisen vorbereitet, als er im März 1866 auf den rumän. Fürstenthron berufen wurde. Der Zustimmung Napoleon's III. gewiß, dessen Einfluß in den Donauländern damals vorherrschte, vom König von Preußen, dem Familienhaupte, nicht abgehalten, nahm Prinz K. die Wahl an. Verkleidet reiste er durch Oesterreich, dessen Regierung am Vorabend des Kriegs mit Preußen die Berufung eines preuß. Fürstensohns auf den rumän. Thron mit großem Mistrauen ansah, und erreichte 20. Mai glücklich den walach. Boden. Zwei Tage später leistete er in Bukarest den Throneid und nahm 12. Juli die von der Kammer ihm vorgelegte Verfassung an. Ungewöhnliche Schwierigkeiten begleiteten den Beginn der Regierung K.'s. Ungünstigen Auges betrachtete ihn Rußland, mit entschiedener Feindseligkeit behandelte ihn Oesterreich, argwöhnisch prüfte die Pforte jede einzelne seiner Handlungen. Dazu kam die gelockerte Disciplin in der Armee, die Unzuverlässigkeit der Beamten, die große Finanznoth. Das Bedenklichste war, daß, da sich die Conservativen von dem polit. Leben zurückzogen, der Fürst nothgedrungen auf die Partei der Rothen sich stützen mußte. Erst 1871, nachdem der Fürst, des beständigen Kampfs mit der Kammer und des fortwährenden Ministerwechsels müde, mit seiner freiwilligen Abdankung gedroht hatte, war ein Aufraffen der conservativen Partei und damit ein Anfang der Besserung bemerkbar. Das conservative Ministerium L. Catargi dauerte fünf Jahre; 1876 kam jedoch die radicale Partei, coalitirt mit einigen unzufriedenen Bojaren, durch Neuwahlen wieder ans Ruder und begann nun eine heftige Verfolgung gegen die Conservativen. Die Reform der Armee und die Vermehrung der Communicationsmittel sind aus K.'s eigener Initiative hervorgegangen, und auch auf die arg verwahrlosten socialen Zustände hat sein und seiner Gemahlin Elisabeth (Prinzessin Wied, geb. 29. Dec. 1843, vermählt 15. Nov. 1869) Beispiel einen guten Einfluß geübt. (S. Rumänien.)

Karl (Ludwig Johann), Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Teschen, kaiserl. Generalfeldmarschall, dritter Sohn des Großherzogs von Toscana und spätern Kaisers Leopold II. (s. d.) und Maria Ludovica's, der Tochter König Karl's III. von Spanien, wurde 5. Sept. 1771 zu Florenz geboren, kam 1790 nach Wien und ging 1791 nach den Niederlanden. Die Kriege seit 1792 eröffneten ihm früh eine große Laufbahn. Er nahm an der Schlacht bei Jemappes theil, trug als Befehlshaber der Avantgarde des Prinzen Josias von Koburg (s. d.) viel zu den Siegen bei Aldenhoven und Neerwinden bei und wurde nach der Wiedereroberung Belgiens 25. März 1793 Generalstatthalter der Niederlande. Im J. 1794 commandirte er bei Landrecy eine Division, bei Tournay und Courtray den ganzen linken Flügel und bei Fleurus das Centrum. Nachdem er 1796 als Reichsfeldmarschall den Oberbefehl des österr. Heers am Rhein und der Reichsarmee übernommen, focht er gegen Moreau bei Rastatt mit Glück, schlug Jourdan bei Teining, Amberg und Würzburg, zwang die Franzosen, über den Rhein zu flüchten und krönte diesen siegreichen Feldzug durch die Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. Zu spät wurde er aber dem siegreich aus Italien vordringenden Bonaparte entgegengesandt; er vermochte nur die Friedenspräliminarien zu Leoben, 18. April 1797, abzuschließen. Nach dem

Digitized by Google

Karl (Theod. Maximilian Aug.), Prinz von Baiern, geb. 7. Juli 1795 zu München als ältester Sohn des spätern Königs Maximilian I. Joseph von Baiern aus dessen erster Ehe mit der 1796 verstorbenen Wilhelmine Auguste, des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt Tochter. Seine Erziehung war von früh an eine militärische, und schon 25. Juni 1813 wurde noch praktischer Erlernung des Dienstes dem Prinzen die Ernennung zum Generalmajor und die Führung der 1. Brigade der Division Rechberg zutheil. Nachdem sich nach der Schlacht bei Leipzig auch Baiern gegen Napoleon erklärt hatte, kämpfte Prinz K. mit seiner Brigade in der Schlacht bei Hanau mit. Der Prinz wurde noch 1813 Divisionsgeneral; 1814 lag er mit Russen und Oesterreichern vor Belfort, von wo er jedoch bald zum Hauptheere zurückkehrte, bei dem er sich bei Arcis-sur-Aube und Fère-la-Champenoise auszeichnete. Nach dem Frieden erhielt Prinz K. das Generalcommando in München, trat jedoch 1822 als General der Cavalerie aus dem Dienste. Erst vom Jan. 1841 ab nahm er wieder eine hervorragende Stellung ein, von König Ludwig I., seinem Bruder, mit dem Range eines Feldmarschalls bekleidet und zum Generalinspector der Armee ernannt. Von dieser Stellung aus wurde Prinz K. nach 51 Friedensjahren nach vorgängigen Verhandlungen Baierns mit Oesterreich und dem Deutschen Bunde 1866 zum Befehlshaber des 7. und 8. Bundesarmeecorps ernannt. Trotz seines vorgerückten Alters war der Prinz geistig sehr rege; er besaß werthvolle Kriegserfahrungen, geläuterte Kenntnisse, schnelle Auffassungsgabe, selbstständiges treffendes Urtheil; nichtsdestoweniger gelang es ihm nicht, irgendeinen Erfolg gegen die preuß. Mainarmee zu erzielen. Nach dem Frieden von 1866 zog sich der Prinz ganz aus dem öffentlichen Leben zurück und nahm seinen dauernden Aufenthalt auf seiner Besitzung Tegernsee im bair. Hochlande. Auf einem Spazierritt 16. Aug. 1875 stürzte er vom Pferde und blieb sofort todt.

Karl (Friedr. Aug.), Herzog von Mecklenburg, preuß. General der Infanterie, Stiefbruder des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise von Preußen, geb. 30. Nov. 1785 zu Hannover, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, als hannov. Feldmarschall und Generalgouverneur lebte, wurde, da seine Mutter, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, sehr bald starb, nebst seinen Geschwistern in Darmstadt unter den Augen seiner Großmutter erzogen, bis er 1794 dem Vater nach Strelitz folgte. Im J. 1799 als Stabskapitän in die preuß. Armee aufgenommen, besuchte er 1801—3 die École militaire und darauf die Kriegsschule in Berlin. Zum Major befördert, trat er 1805 in die Garde. Bei Auerstädt leistete er seine ersten Waffendienste. Nach der Reorganisation der preuß. Armee diente er wieder in der Garde, wurde 1810 Oberstlieutenant, 1812 Oberst und 1813 dem Blücher'schen Corps beigegeben. Er focht bei Lützen und Bautzen und wurde im Juni 1813 zum Generalmajor befördert. Nach dem Waffenstillstande fand er als Brigadecommandeur im York'schen Armeecorps Gelegenheit, seine militärischen Talente zu zeigen. Er zeichnete sich ruhmvoll in allen Schlachten und Gefechten des schles. Heers aus, zuletzt bei Möckern 16. Oct., wo er verwundet wurde, sodaß er erst nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris dort eintreffen konnte, nachdem er inzwischen zum Generallieutenant befördert worden war. Nach der Rückkehr aus Frankreich wurde er Commandeur des Garde- und Grenadiercorps, das er 1815 nach Frankreich führte und seitdem als commandirender General bis zu seinem Tode befehligte. Im J. 1817 zum Mitglied des Staatsraths ernannt, wurde er 1825 General der Infanterie, in demselben Jahre mit dem Vorsitze im Staatsrathe beauftragt und 1827 definitiv zu dessen Präsidenten ernannt, mit der Befugniß, an den Sitzungen des Geh. Staatsministeriums theilzunehmen. Er starb 21. Sept. 1837. Der Herzog verband Kriegserfahrung mit staatsmännischer Gewandtheit und war ein entschiedener Absolutist. Als Staatsmann übte er auf den Gang der preuß. Angelegenheiten, vorzüglich seit Hardenberg's Tode, großen Einfluß. Die öffentliche Meinung war ihm nicht günstig. K. war auch kunstsinnig und geistvoll, ein Freund der Poesie und der Literatur; er versammelte in seinem Schlosse Monbijou zu Berlin ausgezeichnete Kreise um sich und ordnete manches Fest bei Hofe mit feinem Geschmack an. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er unter dem Namen Weißhaupt das Lustspiel «Die Isolirten» und das Trauerspiel «Der ewige Jude».

Karlisten werden in Spanien die Anhänger des Don Carlos (s. d.), früher auch in Frankreich die Karl's X. (s. d.) oder der ältern bourbonischen Dynastie genannt.

Digitized by Google

Heermann (Johs.). 70.
Heermeister. 70.
Heerwurm. 70.
Hefe. 70.
Hefele (Karl Jos. von). 71.
Hefenpilze, s. Gärung und Schimmel.
Hefenpulver. 72.
Heffter (Aug. Wilh.). 72.
Hefner-Alteneck (J. Heinr. v.). 72.
Hegel (Georg Wilh. Friedr.; Karl; Immanuel). 73.
Hegemonie. 76.
Hegewisch (Dietr. Herm.; Franz Herm.). 76.
Hegius. 76.
Hegnenberg-Dux (Fr. Ad. Just., Graf v.; Fr. Georg Max. Jos. Graf v.; Lothar). 77.
Hegyallja. 77.
Heher. 78.
Hehlerei. 78.
Heiberg (Peter Andr.). 78.
Heiberg (Joh. Ludw.; Johanne Luise). 78.
Heide (die). 79.
Heide (Stadt). 79.
Heidekorn, s. Buchweizen. — Heidekraut, s. Calluna.
Heidel (Herm.). 80.
Heidelbeere. 80.
Heidelberg. 80.
Heideloff (Victor Peter). 82.
Heideloff (Karl Alexander v.). 82.
Heiden. 83.
Heidenheim (Stadt; Oberamt). 83.
Heidenmauer. 84.
Heidenschanzen. 84.
Heider (Gust. Adolf). 84.
Heiderauch, s. Höhenrauch. — Heidschnuke, s. Schaf.
Heije (Jan Pieter). 85.
Heijn (Peter Petersen). 85.
Heiland. 86.
Heilbronn. 86.
Heilbrunn. 86.
Heilgymnastik. 86.
Heilig. 86.
Heiligbutt, s. Scholle.
Heilige Allianz. 88.
Heilige drei Könige, s. Drei Könige.
Heilige Familie. 88.
Heiligenblut. 89.
Heiligendamm, s. Doberan.
Heiligenschein. 89.
Heiligenstadt (Stadt; Kreis). 89.
Heiliger Abend. 89.
Heiliger Geist. 89.
Heiliges Grab. 92.
Heiligkeit. 92.
Heilkunde, s. Medicin.
Heilsberg (Stadt; Kreis). 92.
Heilsbronn. 93.
Heilsordnung. 93.
Heim (Ernst L.; Joh. Ludw.). 93.
Heim (François Jos.). 94.
Heimat. 94.
Heimburg (Gregor). 95.
Heimchen, s. Grillen.
Heimfall. 96.
Heimskringla, s. Snorri Sturluson.
Heimweh. 96.
Heine (Heinr.) 96.
Heineccius (Joh. Gottlieb; Joh. Christ. Gottl.; Joh. Mich.). 97.
Heinicke (Samuel). 98.
Heinlein (Heinr.). 98.
Heinrich I. (deutscher König). 98.
Heinrich II. (deutscher Kaiser). 99.
Heinrich III. (deutsch. Kaiser). 100.
Heinrich IV. (deutsch. Kaiser). 101.
Heinrich V. (deutsch. Kaiser). 103.
Heinrich VI. (deutsch. Kaiser). 104.
Heinrich VII. (deutsch. Kais.). 105.
Heinrich II. (Kön. v. Frankr.). 105.
Heinrich III. (K. v. Frankr.). 107.
Heinrich IV. (K. v. Frankr). 108.
Heinrich II. (Kön. v. Engl.). 110.
Heinrich IV. (Kön. v. Engl.). 111.
Heinrich V. (Kön. v. Engl.). 111.
Heinrich VII. (Kön. v. Engl.). 112.
Heinrich VIII. (K. v. Engl.). 113.
Heinrich Raspe. 115.
Heinrich der Erlauchte (Markgraf von Meißen). 116.
Heinrich I. (Fürst v. Hessen). 116.
Heinrich der Löwe (Herzog in Sachsen). 117.
Heinrich der Jüngere (Herzog von Braunschweig). 118.
Heinrich II. (Herzog von Schlesien). 118.
Heinrich XXII. u. Heinrich XIV. (Fürsten von Reuß), s. Reuß.
Heinrich (Friedr. Heinr. Ludw., Prinz von Preußen). 118.
Heinrich der Seefahrer. 119.
Heinrich v. Meißen, s. Frauenlob.
Heinrich vom Veldeken. 120.
Heinse (Joh. Jak. Wilh.). 120.
Heinsius (Dan.; Nikolaus). 121.
Heinsius (Otto Friedr. Th.). 121.
Heinzen (Peter). 122.
Heiserkeit. 122.
Heißhunger. 122.
Heister (Lorenz). 123.
Heizung. 123.
Hekatäus. 124.
Hekate. 124.
Hekatombe. 124.
Hekla. 124.
Hektar, s. Ar und Hekto.
Hektik. 125.
Hekto ... 125.
Hektor. 125.
Hel. 125.
Held (Jos. von; Adolf). 125.
Heldenbuch. 126.
Heldengedicht, s. Epos.
Heldensage (deutsche). 126.
Helder. 127.
Helena (mythologisch). 128.
Helena (die Heilige). 128.
Helene (russische Großfürstin), s. Paul I. — Helene (Herzogin von Orléans), s. Orléans.
Helgoland. 128.
Heliand. 129.
Helianthus. 129.
Helikon. 130.
Heliocentrisch. 130.
Heliodor. 130.
Heliogabalus. 130.
Heliograph. 131.
Heliographie. 131.
Heliometer. 132.
Heliopolis, s. Baalbek.
Helios. 132.
Helioskop. 132.
Heliostat. 133.
Heliotrop (Instrument). 133.
Heliotrop (Pflanzengattung). 133.
Hell (Th.), s. Winkler (K. G. Th.).
Hellas. 133.
Hellbunkel, s. Clairobscur.
Helle. 134.
Hellebarte. 134.
Helleborus. 134.
Hellenen. 134.
Helleniſten. 135.
Heller (Münze). 135.
Heller (Jos.). 135.
Heller (Rob.). 135.
Heller (Stephen). 136.
Hellespont. 136.
Hellevoetsluis. 136.
Hellsehen, s. Somnambulismus.
Hellwig (Amalie von). 136.
Hellwag (Wilh. Konrad). 137.
Helm. 137.
Helmersen (Gregor von). 137.
Helmholtz (Herm. Ludw. F.). 138.
Helminthen, s. Eingeweidewürmer. — Helminthiasis, s. Wurmkrankheit.
Helmold. 138.
Helmont (Joh. Bapt. van; Franciscus Mercurius). 139.
Helmstedt (Stadt; Kreis). 139.
Heloise, s. Abälard.
Heloten. 139.
Helsingborg. 140.
Helsingfors. 140.
Helsingland. 140.
Helsingör. 140.
Helst (Bartholom. van der). 141.
Heluan. 141.
Helvetier. 141.
Helvetische Confession, s. Reformirte Kirche.
Helvétius (Claude Adrien). 142.
Helvoetsluis, s. Hellevoetsluis.
Hemans (Felicia Dorothea). 142.
Hemeralopie. 143.
Hemiopie. 143.
Hemipteren, s. Halbflügler. — Hemisphäre, s. Halbkugel.
Hemling, s. Memling (Hans).
Hemmung (Gang oder Echappement), s. Uhren.
Hems, s. Emesa.
Hemsterhuis (Tib.; Franz). 144.
Henckel von Donnersmarck (Geschlecht). 145.
Hendel-Schütz (Johanna Henriette Rosina), s. Händel-Schütz.
Hengist und Horsa. 146.

Heyse (Joh. Ludw. Paul). 244.
Hiatus. 245.
Hiawatha. 245.
Hibernia. 245.
Hibiscus. 245.
Hickory. 245.
Hidalgo. 246.
Hiddemann (Friedr.). 246.
Hiel (Emanuel). 246.
Hienzen. 246.
Hieracium. 247.
Hierapolis. 247.
Hierarchie. 247.
Hieratische Schrift, s. Hieroglyphen.
Hieratischer Stil. 249.
Hiero I. u. II. (Herrscher von Syrakus). 249.
Herodulen. 250.
Hieroglyphen 250.
Herokles. 254.
Hieronymiten. 255.
Hieronymus (König von Westfalen), s. Bonaparte.
Hieronymus (Sophronius Eusebius, der Heilige). 255.
Hieronymus von Prag. 256.
Hierophant. 256.
Hietzing. 256.
Highwaymen. 257.
Hilarius. 257.
Hildburghausen. 257.
Hildebert von Tours. 258.
Hildebrand (Papst), s. Gregor VII.
Hildebrand (Br.; Ad. E. R.). 258.
Hildebrand (Heinr. Rud.). 259.
Hildebrandslied. 259.
Hildebrandt (Eduard). 260.
Hildebrandt (Ferd. Theod.). 260.
Hildegard (die Heilige). 260.
Hildesheim (Stadt; Bisthum; Landdrosteibezirk). 261.
Hilferding (Alex. Fed.). 262.
Hilgenfeld (Ad. B. Th. Ch.). 263.
Hill (Rowland, Lord Viscount; Sir Rowland; Rowland). 263.
Hill (Sir Rowland). 264.
Hillah. 264.
Hillebrand (Jos.; Karl). 264.
Hiller (Ferd.). 265.
Hiller (Gottlieb). 266.
Hiller (Joh. von; Joh. Aug. Friedr. H. von Gärtringen; Wilh. H. von Gärtringen). 266.
Hiller (Joh. Adam). 267.
Hiltensperger (Joh. Georg). 267.
Himálaja. 267.
Himbeere. 269.
Himera. 269.
Himerius. 269.
Himjariten. 270.
Himly (Karl; E. A. W.). 270.
Himmel (astronomisch). 271.
Himmel (Friedr. Heinr.). 271.
Himmelfahrt. 271.
Himmelsgegenden. 272.
Himmelsschlüssel, s. Primel.
Hind (John Russell). 272.
Hindeloopen. 273.
Hindenburg (Karl Friedr.). 273.
Hinderfin (Gust. Ed. v.) 273.
Hindostan, s. Hindu, Indien und Ostindien.
Hindu. 274.
Hindukuh. 274.
Hindustani. 274.
Hinken. 274.
Hinkmar. 275.
Hinrichs (Herm. Fr. W.). 275.
Hinrichtung. 276.
Hinterhalt, s. Embuscade.
Hinterindien. 277.
Hinterladung. 277.
Hintersassen. 277.
Hinterwäldler, s. Backwoods.
Hiob. 277.
Hiogo. 278.
Hipparchus. 278.
Hippel (Theod. Gottl. v.). 279.
Hippias. 280.
Hippo. 280.
Hippodamia. 280.
Hippodrom, s. Rennbahn.
Hippogryph. 281.
Hippokrates. 281.
Hippokratisches Gesicht. 281.
Hippokrene. 281.
Hippolyte, s. Antiope.
Hippolytus, s. Phädra.
Hippolytus (Kirchenlehrer). 282.
Hippomane. 282.
Hipponax. 282.
Hippophaë. 283.
Hippophagen. 283.
Hippopotamus, s. Nilpferd.
Hippuritenkalk. 283.
Hippursäure. 283.
Hiram (König von Tyrus). 283.
Hirn (Gust. Adolf; Ferd.). 284.
Hirsau. 284.
Hirsch (Thiergattung). 284.
Hirsch (Max). 285.
Hirschberg (Stadt; Kreis). 285.
Hirscheber. 286.
Hirschhorn. 286.
Hirschkäfer. 286.
Hirse. 287.
Hirsowa. 287.
Hirt (Aloys). 287.
Hirtenbrief. 287.
Hirtentäschel, s. Capsella.
Hirtius (Aulus). 287.
Hirzel (Familie). 288.
His (Wilh.). 289.
Hiskias (König von Juda). 290.
Hispaniola, s. Haïti.
Histologie, s. Gewebe.
Historische Malerei. 290.
Historische Vereine. 291.
Histrionen. 292.
Hittorff (Jacques Ignace). 292.
Hitzig (Ferd.). 293.
Hitzig (Jul. Eduard). 293.
Hitzig (Friedr.). 294.
Hjerta (Lars Johan). 294.
Hjörring (Amt; Stadt). 294.
Hjort (Ped.; Vict. Christ.). 294.
Hlubek (Fr. Xav. Wilh. v.). 295.
Hoang-ho. 295.
Hobart-Pascha. 296.
Hobarttown. 296.
Hobbema (Meindert). 296.
Hobbes (Thomas). 296.
Hobel. 297.
Hobhouse (John Cam, Lord Broughton). 297.
Hoboe, s. Oboe.
Hochamt, s. Messe.
Hochasien. 298.
Hochätzkunst. 298.
Hochberg (Markgrafen von). 299.
Hochdruck. 299.
Hoche (Lazare). 299.
Hochebenen, s. Ebene (geograph.).
Hochgericht. 300.
Hochheim. 300.
Hochkirch. 300.
Hochkirche (Englische), s. Anglikanische Kirche.
Hochland. 301.
Höchst. 301.
Höchstädt. 301.
Hochstetter (F. v.; Chr. F.). 302.
Hochverrath. 302.
Hochwald. 303.
Hochwild. 303.
Hochzeit. 303.
Hodegetik. 305.
Hoden. 305.
Hoditz (Alb. Jos., Graf v.). 305.
Hoë von Hoënegg (Matthias). 306.
Hoeks. 306.
Hoeven (Jan van der; Cornelis Pruys van der; Abraham des Amorie van der). 306.
Hof (der Fürsten). 307.
Hof (meteorologisch). 307.
Hof (Stadt). 308.
Hofer (Andr.). 308.
Hoefer (Edmund). 309.
Hoffmann (Al. Fr. Franz). 309.
Hoffmann (Andr. Gottlieb). 310.
Hoffmann (Aug. Heinr.) 310.
Hoffmann (Christoph Ludw.). 311.
Hoffmann (Clementine; Karl Borromeus Alex.). 311.
Hoffmann (E. Th. Amad.). 312.
Hoffmann (Franz). 313.
Hoffmann (Friedr.). 313.
Hoffmann (Joh. Gottfr.). 314.
Hoffmann (Joh. Jos.) 314.
Hoffmann (L. Friedr. W.). 315.
Hoffnung. 315.
Hofgeismar (Stadt; Kreis). 316.
Hofgerichte. 316.
Höfler (Karl Ad. K. v.). 316.
Hofmann (Aug. Wilh.). 316.
Hofmann (Joh. Chr. K. v). 317.
Hofmann (Joh. Michael Ferd. Heinr.). 318.
Hofmann (Karl). 319.
Hofmannswaldau (Christian Hofmann von). 319.
Hofmeister (Wilh.). 319.
Hofnarren. 320.
Hofrath. 320.
Hofrecht. 321.
Hofwyl. 321.
Hogarth (William). 321.
Hogg (James). 322.

Howard (Frederick, Graf von Carlisle), ſ. Carliſle. 405.
Howard (John). 405.
Howard (Katharina), ſ. Heinrich VIII., König v. England.
Howard (Luke). 406.
Howe (Rich., Graf; Rich. Penn, Viscount Curzon, Graf). 406.
Howitt (William und Mary; Anna Mary). 406.
Höxter (Stadt; Kreis). 407.
Hoya (Grafſchaft; Flecken; Grafen von). 408.
Hoyerswerda (Stadt; Kreis). 408.
Hoym (K. G. H., Graf v.). 408.
Hrabanus Maurus. 408.
Hradſchin, ſ. Prag.
Hrotsvitha, ſ. Roswitha.
Huarte (Juan). 409.
Huasco. 409.
Huber (Franz; Jean Pierre). 409.
Huber (Johs.). 409.
Huber (Ludw. Ferd.). 410.
Huber (Victor Aimé). 411.
Huber (Maria). 411.
Huber (Michael). 411.
Huber (Sam.). 412.
Huber (Thereſe). 412.
Hubertus (der Heilige). 412.
Hubertusburg. 413.
Hübner (Emil). 413.
Hübner (Joh.). 414.
Hübner (Joſ. Alex. von). 414.
Hübner (Karl). 415.
Hübner (Otto). 415.
Hübner (Rud. Jul. Benno). 415.
Hübſch (Heinr.). 416.
Huchen. 416.
Huddersfield. 417.
Hudſon (Henry). 417.
Hudſon Lowe (Sir), ſ. Lowe (Hudſon).
Hudſon (Fluß). 417.
Hudſonsbai. 418.
Hudſonsbai-Länder. 418.
Hué. 420.
Huelva. 420.
Huerta (Vic. Garc. de la). 420.
Huesca. 421.
Huet (Pierre Dan.). 421.
Huf. 421.
Hufe. 422.
Hufeland (Chriſtoph Wilh.). 422.
Hufeland (Gottlieb). 423.
Huflattich. 423.
Hüfte. 424.
Hügel (Ernſt Eugen von; Joh. Andr. von; Karl von). 424.
Hügel (Karl Alex. Anſ. v.). 425.
Hugenotten. 425.
Huggins (William). 429.
Hugi (Franz Joſ.). 430.
Hugo (Guſt.). 430.
Hugo (Victor Marie; Eugène; Jules Abel; Charles Victor; François Victor). 430.
Hugo Capet, ſ. Capetinger.
Hugo von Trimberg. 433.
Hugtenburgh (Jan van; Jak.). 433.
Huhn (Gallus). 433.
Hühnerauge. 434.
Hühnerdarm, ſ. Stellaria.
Hühnerhund. 435.
Hühnervögel. 435.
Huiſſier. 435.
Hulda. 436.
Huldigung. 436.
Hülfsgeſellſchaften. 436.
Hülfsvollſtreckung, ſ. Execution.
Hull. 437.
Hullin (Pierre Aug., Graf). 438.
Hüllmann (Karl Dietr.). 438.
Hülſe. 439.
Hülſenfrüchte. 439.
Hülße (Jul. Ambroſius). 439.
Hultſch (Friedr. Otto). 439.
Humaïtá. 440.
Humanität. 440.
Humann (Familie). 441.
Humbert (Rainer Karl Emanuel Joh. Maria Ferdinand Eugen, Kronprinz von Italien). 441.
Humboldt (Fr. H. Alex. v.). 442.
Humboldt (Karl Wilh. v.). 446.
Humbug 448.
Hume (Daniel Dunglas). 448.
Hume (David). 449.
Hume (Joſeph). 450.
Hummel (Bombus). 450.
Hummel (Joh. Nepomuk). 451.
Hummer. 451.
Humor. 452.
Humus. 452.
Hund. 453.
Hundert Tage, ſ. Cent-Jours.
Hundeshagen (Joh. Chr.). 454.
Hundeshagen (Karl Bernh.). 454.
Hundetragen. 455.
Hundred 455.
Hundsgrotte. 455.
Hundsrück. 455.
Hundsſtern, ſ. Sirius.
Hundstage. 456.
Hundswuth. 456.
Hundszunge, ſ. Cynoglossum.
Hüne. 458.
Hunfalvy (Paul; Joh.). 458.
Hunger. 459.
Hungercur. 459.
Hungertyphus. 460.
Hüningen. 460.
Hunnen. 460.
Hunold (Chriſtian Friedr.). 461.
Hunt (George Ward). 461.
Hunt (James Henry Leigh). 462.
Hunter (William; John). 462.
Huntingdon (Grafſchaft; Stadt). 463.
Hunyad (Comitat). 463.
Hunyad (Joh.; Wladiſlaw; Matthias). 464.
Hupfeld (Herm.). 464.
Hurdwar. 465.
Huris. 465.
Huronen. 465.
Huronſee. 465.
Hurter (Friedr. Em. von). 466.
Huſaren. 466.
Huſchke (Georg Ph. Ed.). 466.
Huskiſſon (William). 467.
Huß (Johs.). 467.
Huß (Magnus von). 469.
Huſſiten. 469.
Huſten. 469.
Huſum (Stadt; Kreis). 470.
Hut. 470.
Hutcheſon (Francis). 471.
Hutchinſon (John). 471.
Hutchinſon (John Hely-; John Hely-, Graf von Donoughmore; Richard John Hely-, Graf von Donoughmore). 471.
Hutten (Ulrich von). 472.
Hüttenkunde. 473.
Hüttenrauch. 477.
Hutter (Leonhard). 477.
Hutungsrecht. 477.
Huxley (Thomas Henry). 478.
Huy. 478.
Huydecoper (Balthazar). 478.
Huyghens (Chriſtian). 479.
Huyſum (Jan van; Juſtus van; Nikol. van; Jak. van). 479.
Hyacinth. 480.
Hyacinthe (Pflanze). 480.
Hyacinthe (Pater). 480.
Hyacinthus. 481.
Hyaden. 481.
Hyalit. 481.
Hyäne. 481.
Hybriden, ſ. Baſtardpflanzen.
Hybaspes. 482.
Hyderabad. 482.
Hyder-Ali. 483.
Hydra. 483.
Hydrangea. 483.
Hydrarchos, ſ. Zeuglodon.
Hydrat. 484.
Hydraulik. 484.
Hydrauliſcher Mörtel, ſ. Cement.
Hydrauliſche Preſſe. 484.
Hydrocarbür. 484.
Hydrodynamik, ſ. Hydraulik.
Hydrogen, ſ. Waſſerſtoff.
Hydrographie. 485.
Hydromechanik. 485.
Hydrooxygengas, ſ. Knallgas.
Hydrooxygengas-Mikroſkop. 485.
Hydroſtatik. 486.
Hydroſtatiſche Wage, ſ. Aräometer.
Hyères. 486.
Hygiea. 486.
Hygieine. 486.
Hyginus (Cajus Jul.). 487
Hygrometer. 487.
Hykſos. 488.
Hylas. 488.
Hyle. 488.
Hymen. 489.
Hymenopteren 489.
Hymettos. 489.
Hymne. 489.
Hypallage. 490.
Hypatia. 490.
Hyperämie. 490.
Hyperbel. 491.
Hyperboreer. 491.
Hypericum. 491.

Digitized by Google

Infant. 564.
Infanterie. 564.
Infanteriekanone, ſ. Mitrailleuſe.
Infarkt. 564.
Infectionskrankheiten. 565.
Infiltration. 565.
Infinitesimalrechnung. 565.
Infinitiv. 565.
In flagranti. 565.
Inflexion. 565.
Influenza, ſ. Grippe.
Inful. 566.
Infuſion. 566.
Infuſorien. 566.
Infuſorienerde. 567.
Ingbert (Sanct-). 568.
Ingelheim. 568.
Ingemann (Bernh. Severin). 568.
Ingenieur. 569.
Ingermanland. 570.
Inghirami (Familie). 570.
Inglis (Sir Robert Harry). 571.
Ingolſtadt. 571.
Ingres (Jean Aug. Dom.). 571.
Ingwer. 572.
Inhaber und Inhaberpapiere, ſ. Au porteur.
Inhalation. 573.
Initialen. 574.
Initiative. 574.
Injection. 574.
Injurie. 574.
Inkas. 575.
Inkjerman. 576.
Inn. 576.
Innere Miſſion. 577.
Innocenz (Päpſte). 578.
Innsbruck. 580.
Inns of Court. 581.
Innungen. 581.
Ino. 582.
Inowrazlaw. 582.
In partibus infidelium. 583.
Inquirent und Inquiſit, ſ. Inquiſitionsproceß.
Inquiſition. 583.
Inquiſitionsproceß. 586.
Inſchrift, Inſchriftenkunde, ſ. Aufſchrift und Epigraphik.
Inſekten. 587.
Inſektenfreſſer. 589.
Inſektenpulver. 589.
Inſel. 589.
Inſeln der Seligen. 590.
Inſeparables. 590.
Inſignien. 590.
Inſinuation. 591.
In solidum, ſ. Solidariſch.
Inſolvenz, ſ. Bankrott.
Inſpection. 591.
Inſpiration. 591.
Inſtallation. 592.
Inſtanz. 592.
Inſterburg (Stadt; Kreis). 592.
Inſtinct. 593.
Institut de France. 593.
Inſtitutionen. 595.
Inſtruction. 595.
Inſtrument. 595.
Inſtrumentalmuſik. 596.
Inſtrumentation. 596.
Inſubordination, ſ. Subordination.
Inſurrection. 597.
Integralrechnung. 597.
Intellectuell. 597.
Intelligenz. 597.
Intendant. 598.
Intenſion. 598.
Intention. 598.
Interceſſion. 598.
Interdict. 598.
Intereſſe. 598.
Interferenz. 599.
Interim. 599.
Interimiſticum. 600.
Interjectionen. 600.
Interlaken. 600.
Interlocut. 601.
Intermezzo. 601.
International. 601.
Internationale. 601.
Interniren. 602.
Interpellation. 602.
Interpoliren. 603.
Interpretation. 603.
Interpunction. 603.
Interregnum. 604.
Interuſurium. 604.
Intervall. 604.
Intervalle. 605.
Intervention. 605.
Inteſtaterbfolge. 606.
Intoleranz, ſ. Toleranz.
Intonation. 606.
Intrigue. 607.
Introduction. 607.
Inula und Inulin, ſ. Alant.
Invalide. 607.
Invalidenkaſſen, ſ. Unterſtützungskaſſen.
Invaſion. 608.
Inventarium. 608.
Inventur. 608.
Inverneß (Grafſchaft; Stadt). 608.
Inverſion. 609.
Inveſtitur. 609.
Inveſtiturſtreit. 609.
Invocavit, ſ. Sonntag.
Inzucht, ſ. Kreuzung.
Jo. 609.
Jod. 610.
Jodpräparate. 610.
Jokaſte. 611.
Jon. 611.
Jona. 611.
Ionicus. 611.
Jonier. 611.
Joniſche Inſeln. 612.
Joniſches Meer. 614.
Joniſche Schule. 614.
Jota, ſ. J (Buchſtabe).
Jowa. 614.
Ipecacuanha. 614.
Iphigenia. 615.
Iphikrates. 616.
Ipomaea. 616.
Ipſara (Inſel; Stadt). 616.
Ipſus. 616.
Ipswich. 616.
Iquique. 617.
Irabe. 617.
Irák. 617.
Iran. 617.
Iraniſche Sprachen. 617.
Irawadi. 618.
Irbit. 618.
Irenäus. 618.
Irene (Göttin). 619.
Irene (byzant. Kaiſerin). 619.
Ireton (Henry). 619.
Iriarte (Juan de). 620.
Iriarte (Tomás de). 620.
Iridium. 620.
Iris (Göttin). 620.
Iris (Pflanzengattung), ſ. Schwertlilie.
Iriſch-römiſches Bad. 621.
Irkutsk (Gouvernement; Stadt). 622.
Irland. 622.
Irländiſches Perlmoos, ſ. Carragheen-Moos.
Irmin. 633.
Irokeſen. 633.
Ironie. 634.
Irrational. 634.
Irrenanſtalten. 634.
Irrigation, ſ. Bewäſſerung.
Irritabilität. 635.
Irrlicht. 636.
Irrthum. 636.
Irún. 636.
Irving (Edward). 636.
Irving (Waſhington). 637.
Irvingianer. 637.
Iſaak. 640.
Iſabeau (Eliſ. von Baiern). 640.
Iſabella von Caſtilien (Königin von Spanien). 640.
Iſabella II. (Maria Luiſe, Königin von Spanien). 641.
Iſabellfarbe. 641.
Iſabey (Jean Baptiſte; Eugène Louis Gabriel). 641.
Iſagoge. 642.
Iſambert (François André). 642.
Iſanomalen, ſ. Iſothermen.
Iſar. 643.
Iſaure, ſ. Jeux floraux.
Iſaurien. 643.
Iſäus. 643.
Iſchia. 644.
Iſchias, ſ. Hüfte.
Iſchkodra, ſ. Skutari.
Iſchl. 644.
Iſegrim. 644.
Iſelin (Iſaak; Jak. Chriſt.). 644.
Iſenburg (Herrſchaft; Fürſten und Grafen von). 645.
Iſeoſee. 646.
Iſer. 646.
Iſergebirge, ſ. Sudeten.
Iſère (Fluß; Departement). 646.
Iſerlohn (Stadt; Kreis). 647.
Iſidorus Hispalenſis. 647.
Iſidorus Peluſiota. 647.
Iſis. 648.
Iſla (José Francisco de). 648.

Digitized by Google

Islam, s. Mohammedanismus.
Island. 648.
Isländisches Moos. 651.
Isle-de-France (Provinz; Insel). 651.
Isly. 652.
Ismael, s. Hagar.
Ismaeliden, s. Assassinen.
Ismail. 652.
Ismail-Pascha (Vicekönig von Aegypten). 652.
Ismailia. 653.
Ismid. 653.
Iso ... 653.
Isokrates. 653.
Isola-Bella und Isola-Madre, s. Borromeische Inseln.
Isolani (Joh. L. H., Graf v.). 654.
Isoliren. 654.
Isomere Körper. 654.
Isomorphismus. 654.
Isonzo. 655.
Isothermen. 655.
Isouard (Nicolo). 655.
Ispahân. 656.
Israel, Israeliten, s. Hebräer und Juden.
Issus. 656.
Issy (Dorf; Fort). 657.
Issyk-kul. 657.
Isthmus. 657.
Istmo, s. Panama.
Istrien. 657.
Isturiz (Don Franc. X. de). 658.
Itabirit. 659.
Itacismus. 659.
Italien. 659.
Italienische Kunst. 668.
Italienische Literatur. 699.
Italienische Musik. 711.
Italienische Sprache 712.
Italisch. 715.
Italische Völker und Sprachen. 715.
Ithaca. 716.
Ithaka. 716.
Itinerarium. 716.
Iturbide (Don Augustin de, Kaiser von Mexico). 717.
Itzehoe. 717.
Itzenplitz (Heinr. Aug. Friedr., Graf von). 718.
Itzstein (Joh. Adam von). 718.
Iva. 718.
Iviza, s. Balearen.
Ivrea (Stadt; Markgrafschaft). 718.
Ivry (Stadt; Fort). 718.
Iwan (russ. Großfürsten und Zare). 719.
Iwanow (Alexander Andr.). 720.
Iwanowo. 720.
Iwein, s. Artus und Hartmann von Aue.
Ixion. 720.
Ixnx. 720.

Jod.

J, Jod. 720.
Jablonowski (Familie). 721.
Jablunka. 721.
Jaca. 721.
Jacarandaholz. 722.
Jachmann (Ed. Karl Em.). 722.
Jacht. 722.
Jacini (Stefano). 723.
Jackson (Andrew). 723.
Jackson (Thomas Jonathan). 724.
Jacobäa von Holland. 724.
Jacobi (Friedr. Heinr.). 725.
Jacobi (Joh. Georg). 726.
Jacobi (Karl Gust. Jak.; Mor. Herm.). 726.
Jacobs (Christian Friedr. Wilh.; Paul Emil). 727.
Jacobson (Heinr. Friedr.). 727.
Jacoby (Joh.). 728.
Jacoby (Louis). 729.
Jaconnet. 729.
Jacotot (Jean). 729.
Jacquard (Joseph Marie). 729.
Jacquerie. 730.
Jacut, s. Jakut.
Jade. 730.
Jaen. 731.
Jaffa. 731.
Jaffé (Phil.). 732.
Jagd. 732.
Jagdrecht. 734.
Jagello. 735.
Jagemann (Christian Jos.; Ferd.; Karoline). 735.
Jäger (Infanterie). 736.
Jäger (Gust.). 736.
Jägerndorf (Fürstenthum; Stadt). 737.
Jagst. 737.
Jaguar. 738.
Jahde, Jahdebusen und Jahdegebiet, s. Jade.
Jahn (Friedr. Ludw.). 738.
Jahn (Otto). 739.
Jahr. 739.
Jahrbücher, s. Annalen und Chronik.
Jahreszeiten. 740.
Jahrhundert. 740.
Jahrmarkt, s. Markt und Messen.
Jakob (Erzvater). 741.
Jakob I. (König von Schottland). 741.
Jakob I. (König von Großbritannien und Irland). 741.
Jakob II. (König von Großbritannien und Irland). 742.
Jakob III. (der Prätendent). 744.
Jakob (Ludw. Heinr. von). 744.
Jakobiner. 745.
Jakobinermütze, s. Freiheitsbaum.
Jakobiten (Religionspartei). 746.
Jakobiten (Anhänger Jakob's II.). 746.
Jakobsstab, s. Orion.
Jakobus. 747.
Jakut. 748.
Jakuten. 748.
Jakutsk (Gebiet; Stadt). 748.
Jálapa. 749.
Jalape. 749.
Jalousien. 749.
Jamaica. 749.
James (G. P. Rainsford). 750.
James (Sir Henry). 751.
Jameson (Anna). 751.
Jameson (George). 752.
James-River. 752.
Jamestown, s. Sanct-Helena.
Jamnitzer (Wenzel). 752.
Janauschek (Fanny). 752.
Janbo. 753.
Janin (Jules Gabriel). 753.
Janitscharen. 753.
Janitscharenmusik. 754.
Jan-Mayen. 754.
Jannina (Vilajet; Stadt; See). 755.
Jansen (Cornelis). 755.
Jansenisten. 756.
Jansens (Abraham; Cornelius; Victor Honorius). 756.
Januar. 757.
Januarius (der Heilige). 757.
Janus. 757.
Japan. 757.
Japanische Sprache, Schrift und Literatur. 772.
Japhet. 773.
Jarcke (Karl Ernst). 773.
Jargon. 774.
Jargonium. 774.
Jarkend. 774.
Jarlsberg-Laurvig. 774.
Jarnac. 774.
Jaroslaw (Gouvernem.; Stadt). 775.
Järta (Hans; Karl Thomas). 775.
Jasmin (Pflanzengattung). 775.
Jasmin (Jacques). 776.
Jasmund, s. Rügen.
Jaspis. 776.
Jassy. 776.
Jasykow (Nikolai Mich.). 777.
Játiva. 777.
Jatropha. 777.
Jauer (Fürstenthum; Stadt; Kreis). 777.
Jáuregui y Aguilar (J. de). 778.
Java. 778.
Jaxt, s. Jagst.
Jazygen. 781.
Jean Paul, s. Richter (Joh. Paul Friedr.).
Jeanne d'Arc. 781.
Jedo, s. Tokio.
Jefferson (Thomas). 783.
Jeffreys (George). 784.
Jehovah. 785.
Jehu. 785.
Jejsk. 785.
Jekaterinburg. 785.
Jekaterinodar. 786.
Jekaterinoslaw (Gouvernement; Stadt). 786.

Digitized by Google

Jelängerjelieber, ſ. Lonicera und Syringa.
Jeletz. 786.
Jelisawetpol. 787.
Jellachich de Buzim (Joſ., Graf von; Franz, Freiherr von). 787.
Jellinek (Adolf; Herm.) 788.
Jemappes. 788.
Jemen. 788.
Jemtland. 789.
Jena. 789.
Jenikale, ſ. Kertſch.
Jenitſcheher, ſ. Lariſa.
Jeniſſei. 791.
Jeniſſeisk (Gouvernement; Stadt). 791.
Jenner (Edward). 791.
Jenny, ſ. Spinnerei und Spinnmaſchinen.
Jephtha. 792.
Jeremias. 792.
Jeremias Gotthelf, ſ. Bitzius (A.).
Jerichau (Jens Adolf; J.-Baumann, Eliſabeth). 792.
Jericho. 793.
Jermolow (Alexei Petrow.). 793.
Jerobeam (Könige des Reiches Iſrael). 794.
Jérôme (König von Weſtfalen), ſ. Bonaparte (Hieronymus).
Jerrold (Douglas William). 794.
Jerſey, ſ. Normanniſche Inſeln.
Jeruſalem (Stadt). 795.
Jeruſalem (Joh. Friedr. Wilh.; Karl Wilh.) 798.
Jeſaias. 798.
Jesb. 799.
Jeſi (Samuel). 799.
Jeſſo, ſ. Japan.
Jeſuiten. 799.
Jeſuitenſchulen. 805.
Jeſuitenſtil. 806.
Jeſus. 806.
Jeſus Sirach, ſ. Sirach.
Jet. 811.
Jeux floraux. 811.
Jever. 812.
Jeypore, ſ. Dſchaipur.
Ihering (Rud. von). 812.
Jireček (Joſ.; Hermenegild). 813.
Joachim (Joſ.; Amalie). 813.
Joachimsthal. 814.
Joánes (Vicente; J. Binc.). 814.
Jobber. 814.
Jobſiade, ſ. Kortum (Karl Arnold).
Joch. 814.
Jöcher (Chriſtian Gottlieb). 815.
Jochmus (Aug. Giacomo J., Freiherr von Cotignola). 815.
Jockey. 815.
Jodelle (Etienne). 815.
Jodeln. 815.
Joel. 816.
Johann (Päpſte). 816.
Johann XXII. (Papſt). 817.
Johann XXIII. (Papſt). 817.
Johann ohne Land (König von England). 818.
Johann von Luxemburg (König von Böhmen). 819.
Johann VI. (Maria Joſeph Ludwig, König von Portugal und Kaiſer von Braſilien). 819.
Johann II. Kaſimir (König von Polen). 820.
Johann III. Sobieſki (König von Polen). 820.
Johann der Beſtändige (Kurfürſt von Sachſen). 821.
Johann Friedrich I. der Großmüthige (Kurfürſt v. Sachſen). 821.
Johann Friedrich II. der Mittlere (Herzog von Sachſen). 822.
Johann Georg I. (Kurfürſt von Sachſen). 822.
Johann Georg II. (Kurfürſt von Sachſen). 823.
Johann Georg III. (Kurfürſt von Sachſen). 823.
Johann Georg IV. (Kurfürſt von Sachſen). 823.
Johann (Nepomuk Maria Joſeph, König von Sachſen). 824.
Johann II. (Fürſt von Liechtenſtein), ſ. Liechtenſtein.
Johann (Bapt. Joſ. Fab. Seb., Erzherzog v. Oeſterreich). 825.
Johann von Oeſterreich. 825.
Johann von Leiden. 826.
Johann v. Nepomuk, ſ. Nepomuk.
Johanna (die Päpſtin). 827.
Johannes (der Täufer). 827.
Johannes (der Evangeliſt). 828.
Johannes Chryſorrhoas. 830.
Johannes Parricida. 830.
Johannes Secundus. 830.
Johannes der Presbyter. 830.
Johanngeorgenſtadt. 832.
Johannisbad. 832.
Johannisbeeren. 832.
Johannisberg (Bergſchloß; Dorf). 833.
Johannisblume. 833.
Johannisbrot. 833.
Johannischriſten, ſ. Sabier.
Johannisfraut, ſ. Hartheu.
Johanniswürmchen, ſ. Glühwurm.
Johanniswurzel, ſ. Aspidium.
Johanniterorden. 833.
Johannot (François; Charles; Alfred; Tony). 835.
John (Franz, Freiherr von). 835.
John (Richard Eduard). 836.
John (Eugenie). 836.
John Bull, ſ. Bull.
Johnſon (Andrew). 836.
Johnſon (Samuel). 837.
Joinville (Stadt). 838.
Joinville (Ort in Braſilien), ſ. Donna-Francisca.
Joinville (Franç. F. Ph. L. M., Prinz v.), ſ. Orléans (Haus).
Joinville (Jean, Sieur de). 838.
Jojakim. 839.
Jókai (Mor.). 839.
Jokuhama. 839.
Jolle. 840.
Jolly (Jul.). 840.
Jolof 841.
Jomard (Edme François). 841.
Jomelli (Nicolo). 841.
Jomini (Henri, Baron). 841.
Jonas (Prophet). 842.
Jonas (Juſtus). 842.
Jonathan (Sohn Saul's). 843.
Jonathan (Bruder). 843.
Jonckbloet (Wilh. J. Andr.). 843.
Jones (Ernſt). 843.
Jones (Inigo). 844.
Jones (John Paul). 844.
Jones (Sir William). 845.
Jones (Owen). 845.
Jongleurs. 846.
Jönköping (Län und Stadt). 846.
Jonſon (Benjamin). 846.
Joppe, ſ. Jaffa.
Jordaens (Jak.). 847.
Jordan (Fluß). 847.
Jordan (Rud.). 848.
Jordan (Sylveſter). 848.
Jordan (Wilh.) 849.
Jordanes. 850.
Jörg (Joh. Chriſtian Gottfr.). 850.
Jörg (Joſ. Edmund). 850.
Joruba, ſ. Yoruba.
Joſeph (Sohn Jakob's). 851.
Joſeph (Gatte Maria's). 851.
Joſeph von Arimathia. 851.
Joſeph I. (deutſch. Kaiſer). 851.
Joſeph II. (deutſch. Kaiſer). 852.
Joſeph (König von Neapel und Spanien), ſ. Bonaparte.
Joſephine (Marie Roſe, Kaiſerin der Franzoſen). 854.
Joſephſon (Jak. Axel). 855.
Joſephſtadt. 855.
Joſephus (Flavius). 855.
Joſia (König von Juda). 856.
Joſias (Friedr. J., Prinz von Sachſen-Koburg). 856.
Jóſika (Nikol. Baron; Julie). 856.
Josquin Desprez. 857.
Joſt (Iſaak Markus). 857.
Joſua. 857.
Jotunfjeldene. 858.
Joubert (Barthél. Cath.). 858.
Joule (James Prescott). 858.
Jour. 859.
Jourdan (J. Bapt., Graf). 859.
Journal. 860.
Jouvenet (Jean). 860.
Jouy (Victor Joſ. Etienne). 860.
Jovellanos (Don Gaspar Melchor de). 861.
Jovinianus. 861.
Joyeuse entrée. 861.
Juan, ſ. Don Juan und Johann von Oeſterreich.
Juan Fernandez. 862.
Juarez (Benito). 862.
Juba (König v. Numidien). 863.
Jubeljahr. 863.
Jubilate, ſ. Sonntag.
Juchten, ſ. Juften.
Jucken. 864.
Juda (Stamm und Königreich), ſ. Hebräer. — Judäa, ſ. Paläſtina.

Digitized by Google

Judas Ischarioth. 864.
Judas Jakobi. 864.
Judas Makkabi. 865.
Juden. 865.
Judenchristen. 871.
Judenkirsche. 871.
Judenthum. 872.
Judica, s. Sonntag.
Jüdische Literatur. 874.
Judith. 878.
Juften. 879.
Juggurnauth, s. Dschaggarnath.
Jugurtha (König von Numidien). 879.
Jukagiren. 880.
Jülg (Bernh.). 880.
Julia. 880.
Julianischer Kalender, s. Kalender.
Julianus (Flavius, röm. Kaiser). 881.
Jülich (Herzogthum; Kreis; Stadt). 882.
Julien (Stanislas Aignan). 882.
Julier. 883.
Julius (Monat). 883.
Julius (Päpste). 883.
Julklapp. 884.
Jumna, s. Dschamna.
Jung (Jak. Friedr. Alex.). 884.
Jung (Joach.). 885.
Jung (Joh. Heinr.). 885.
Jung-Bunzlau. 886.
Jünger (Joh. Friedr.) 886.
Junges Deutschland. 886.
Junges Europa. 887.
Jungfrau (Berg). 888.
Jungfrau von Orléans, s. Jeanne d'Arc.
Jungfrauen (die elftausend), s. Ursula (die Heilige).
Junghuhn (Franz Wilh.). 888.
Jungle, s. Dschangel.
Jüngling und Jungfrau. 889.
Jungmann (Jos. Jak.). 890.
Jüngster Tag. 890.
Juniperus, s. Wachholder.
Junius (Monat). 890.
Junius (Briefe des). 891.
Juno. 892.
Junot (Andoche, Herzog von Abrantes; Laure, Herzogin von Abrantes; Napoléon Andoche, Herzog v. Abrantes; Ad. Alfr. Michel; Josephine d'Abrantes; Constance d'Abrantes). 893.
Junta. 894.
Jupiter (Gott). 894.
Jupiter (Planet). 895.
Jura. 896.
Juraformation. 898.
Jurien de la Gravière (Pierre Roch; Jean P. Edm.). 899.
Jurisdiction, s. Gerichtsbarkeit. — Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft.
Juristenrecht. 899.
Juristische Personen, s. Moralische Personen.
Jury, s. Schwurgericht.
Jus. 900.
Jussieu (Familie). 900.
Juste (San-), s. Geronimo de San-Juste.
Juste (Theod.) 901.
Juste-Milieu. 901.
Justi (Karl Wilh.; Karl; Ferd.). 901.
Justinianus I. (Kaiser des Byzantinischen Reichs). 902.
Justinus (Marcus Jun.). 903.
Justinus (der Märtyrer). 903.
Justitia. 903.
Justitium. 903.
Justizmord 903.
Jute. 904.
Jüterbog (Stadt; Kreis). 905.
Jütland. 905.
Juvenalis (Decim. Junius). 906.
Juvencus (C. Vett. Aquil.). 907.
Juwelierkunst. 907.

K.

(Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

K. 907.
Kaaba. 908.
Kabbala. 908.
Kabel. 909.
Kabeljau. 909.
Kabiren. 910.
Kabul. 910.
Kabylen. 911.
Kacheln. 911.
Kacherie. 912.
Kadi. 912.
Kadmus. 912.
Käfer, s. Coleopteren.
Kaffa, s. Feodosia.
Kaffee und Kaffeebaum. 912.
Kaffern. 915.
Käfirs. 916.
Kaftan. 917.
Kahlenberg. 917.
Kahnis (Karl Friedr. Aug.). 917.
Kaimakâm. 918.
Kaiman, s. Alligator.
Kain. 918.
Kainit. 918.
Kaiphas. 918.
Kairo. 918.
Kaiser (Würde). 919.
Kaiserfeld (Mor., Edler von). 920.
Kaiserkrone, s. Fritillaria.
Kaiserling. 920.
Kaiserschnitt. 921.
Kaiserslautern. 921.
Kaiserstuhl. 921.
Kaiserswerth. 922.
Kajüte. 922.
Kakadu. 922.
Kakerlaken, s. Albinos.
Kako... 922.
Kakodyl, s. Alkarsin.
Kalafat. 922.
Kalamata. 922.
Kalau (Stadt; Kreis). 923.
Kalavryta. 923.
Kalb (Charlotte von). 923.
Kalb (Joh.). 923.
Kalbe (Stadt; Kreis). 924.
Kalchas. 924.
Kalckreuth (Friedr. Adolf, Graf von; Graf Friedr. von; Graf Stanislaus von). 924.
Kaleidoskop. 925.
Kalenberg. 925.
Kalender. 925.
Kalergis (Demetrius). 928.
Kalevala. 928.
Kalfatern. 929.
Kali, s. Kalium.
Kaliber. 929.
Kalidasa. 929.
Kalir (Elasar). 929.
Kalisch (Stadt; Gouvernement). 930.
Kalisch (David). 930.
Kalium. 930.
Kalk. 931.
Kalkbrenner (Friedr. Wilh.). 932.
Kalkspat. 933.
Kalkutta. 933.
Kalligraphie. 934.
Kallikrates. 935.
Kallimachus. 935.
Kallinus. 935.
Kalliope. 935.
Kallipygos. 935.
Kallisthenes. 935.
Kallistratus. 936.
Kalliwoda (Joh. W.; Wilh.). 936.
Kalmar. 936.
Kalmar-Län. 937.
Kalmarische Union. 937.
Kalmuck. 937.
Kalmücken. 937.
Kalmus. 938.
Kalocsa. 938.
Kalomel. 938.
Kälte. 938.
Kaltern. 939.
Kaltes Fieber, s. Wechselfieber.
Kaltwassercur. 939.
Kaluga (Gouvernement; Stadt). 940.
Kalw, s. Calw.
Kalydon. 940.
Kalypso. 940.
Kama. 940.
Kambodscha. 941.
Kambyses. 941.
Kameke (Arn. K. G. von). 942.
Kamel. 943.
Kamelot. 943.
Kamenez. 943.
Kamenz (Stadt; Flecken). 943.
Kameralwissenschaften. 944.
Kamille. 944.
Kamin. 945.
Kamm. 945.
Kammer. 945.
Kämmerei. 946.

Digitized by Google

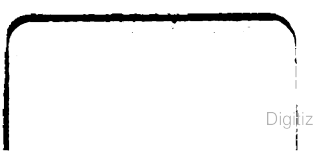
Kammerherr und Kammerjunker. 946.
Kammermusik. 946.
Kammerton. 947.
Kammgarn. 947.
Kammin (Stadt; Kreis). 947.
Kampen (Stadt). 947.
Kampen (Nikol. Godfr. van). 947.
Kämpfer (Engelbrecht). 948.
Kampher. 948.
Kamptz (Karl Alb. Chriſtoph Heinr. von). 948.
Kamtſchatka. 949.
Kana. 950.
Kanaan und Kananiter, ſ. Paläſtina.
Kanagawa, ſ. Jokuhama.
Kanal. 950.
Kanäle. 951.
Kanal-Inſeln, ſ. Normanniſche Inſeln.
Kanaliſation, ſ. Städtereinigung.
Kanáris (Konſtantin). 952.
Kandahar. 952.
Kane (Eliſha Kent). 953.
Kanephoren. 953.
Känguru. 953.
Kaninchen. 953.
Kaniſcha. 954.
Kanne. 954.
Kannibalismus. 954.
Kanon (theologiſch). 955.
Kanon (juriſtiſch). 956.
Kanone. 957.
Kanonenboote. 957.
Kanonenſchlag. 957.
Kanoniker. 957.
Kanoniſation. 957.
Kanoniſch. 958.
Kanoniſches Recht. 958.
Kanoniſſinnen. 958.
Kanopus. 958.
Kanſas. 958.
Kant (Immanuel). 959.
Kantakuzenos (Familie). 962.
Kantara (El). 962.
Kantharіden, ſ. Spaniſche Fliegen.
Kanton, ſ. Kuangtung.
Kanut, ſ. Knut.
Kanzlei. 962.
Kanzleiſchrift. 963.
Kanzler. 963.
Kaolin. 964.
Kapaun. 964.
Kapelle (Bauweſen). 964.
Kapelle (Probirgefäß). 964.
Kaper. 964.
Kapern. 964.
Kapernaum. 965.
Kapital. 965.
Kapitäl. 967.
Kapitän. 967.
Kapitel. 967.
Kaplan. 967.
Kapniſt (Waſſiljewitſch). 968.
Kapodiſtrias (Joh. Anton, Graf; Biaro; Auguſtin). 968.
Kaponnière. 968.
Kapp (Friedr.). 969.
Kappadocien. 969.
Kappel. 970.
Kappeln. 970.
Kapſel. 970.
Kapudan-Paſcha. 970.
Kapuziner. 970.
Karadſchitſch (Wuk Stephanowitſch; Wilhelmine). 970.
Karäer. 971.
Karagiorgjewitſch, ſ. Czerny (Alexander Karagiorgjewitſch).
Karahiſſar, ſ. Afium-Karahiſſar.
Karaiben. 971.
Karajan (Theod. Georg, Ritter von). 971.
Karamanien. 972.
Karamſin (Nikolai Mich.). 973.
Karat. 973.
Karâtſchi, ſ. Karratſchi.
Karanſche. 973.
Karavanen. 973.
Karavanſerais. 974.
Karbunkel. 974.
Karde, ſ. Weberdiſtel.
Karelien. 974.
Karen. 974.
Karfunkel. 974.
Karien. 975.
Kariſches Meer. 975.
Karl (Martell). 975.
Karl der Große (König der Franken). 976.
Karl der Kahle, ſ. Frankreich und Karolinger.
Karl der Dicke, ſ. Frankreich, Karolinger und Arnulf.
Karl IV. (deutſcher Kaiſer). 978.
Karl V. (deutſcher Kaiſer). 979.
Karl VI. (deutſcher Kaiſer). 982.
Karl VII. (deutſcher Kaiſer). 983.
Karl V. (König von Frankreich). 984.
Karl VI. (König von Frankreich). 984.
Karl VII. (König von Frankreich). 986.
Karl VIII. (König von Frankreich). 987.
Karl IX. (König von Frankreich). 988.
Karl X. (König von Frankreich). 988.
Karl I. (König von Großbritannien und Irland). 989.
Karl II. (König von England, Schottland und Irland). 992.
Karl Eduard (der Prätendent), ſ. Eduard (Karl).
Karl IV. (König von Spanien). 993.
Karl XII. (König von Schweden). 993.
Karl XIII. (König von Schweden und Norwegen). 995.
Karl Auguſt (Kronprinz von Schweden). 996.
Karl XIV. Johann (König von Schweden und Norwegen). 996.
Karl XV. (König von Schweden und Norwegen). 998.
Karl Albert (König von Sardinien). 998.
Karl I. (König von Würtemberg). 999.
Karl Theodor (Kurfürſt von Pfalzbaiern). 999.
Karl Friedrich (Großherzog von Baden). 999.
Karl Auguſt (Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach). 1000.
Karl Friedrich (Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach). 1001.
Karl Alexander (Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach). 1001.
Karl der Kühne (Herzog von Burgund). 1001.
Karl Emanuel I. (Herzog von Savoyen). 1003.
Karl (Herzog von Lothringen). 1003.
Karl Eugen (Herzog von Würtemberg). 1003.
Karl Wilhelm Ferdinand (Herzog von Braunſchweig). 1004.
Karl Friedrich Auguſt Wilhelm (Herzog von Braunſchweig). 1004.
Karl II. u. III. (Herzoge von Parma). 1005.
Karl (Fürſt v. Rumänien). 1006.
Karl (Erzherzog von Oeſterreich). 1006.
Karl (Prinz von Baiern). 1008.
Karl (Friedrich Auguſt, Herzog von Mecklenburg). 1008.
Karliſten. 1008.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

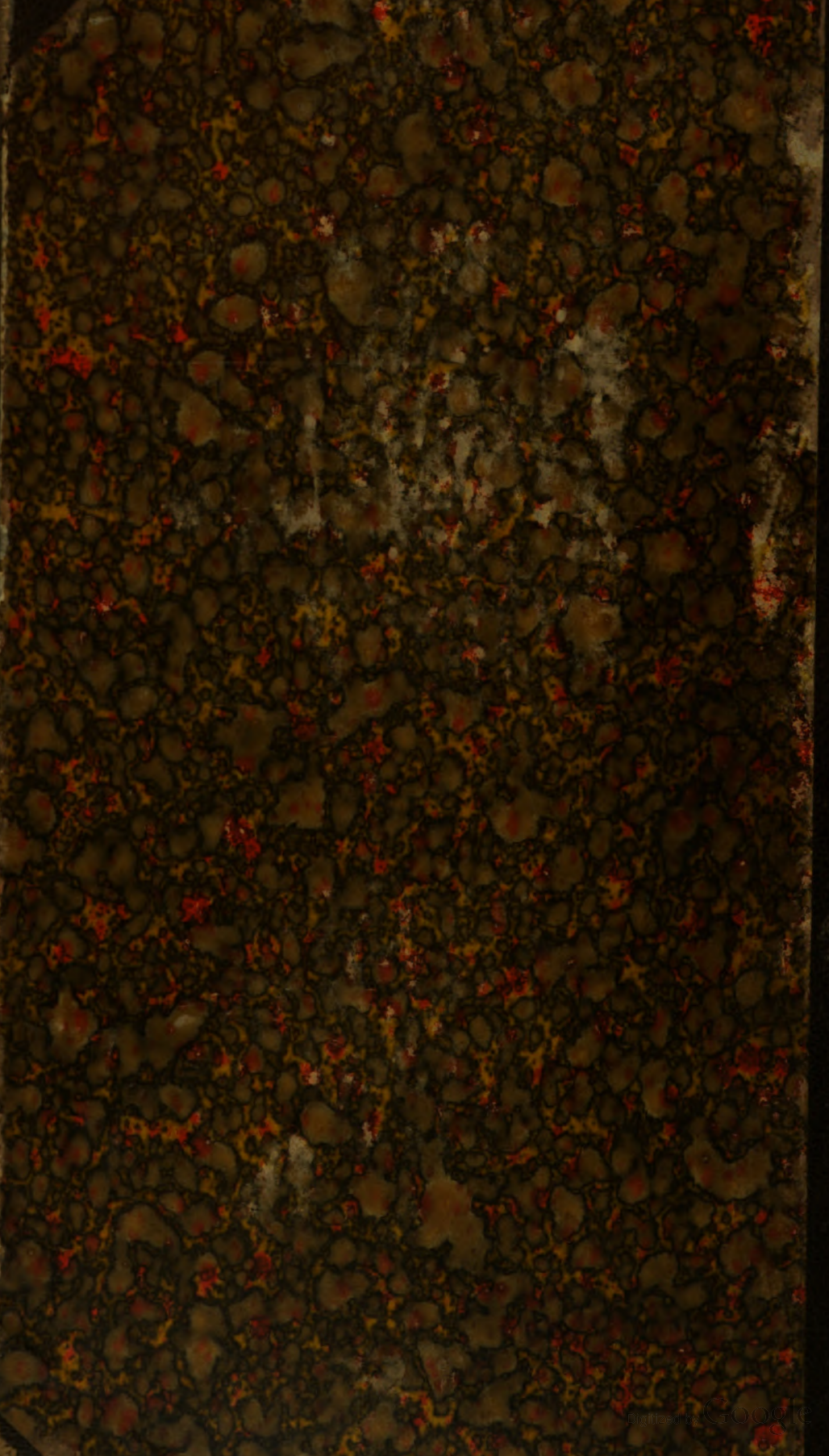
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google